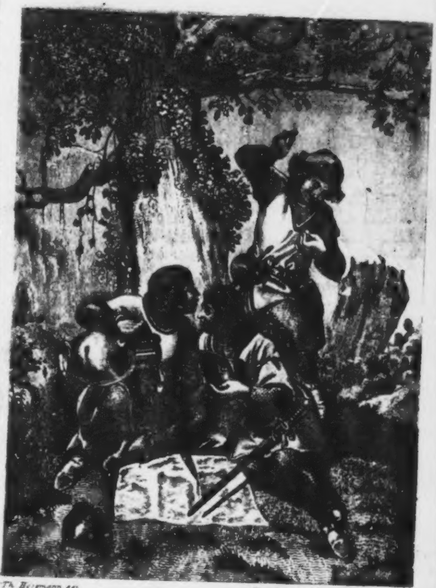
Muſäus

Volksmährchen der Deutſchen.

Neue Ausgabe in 6 Bändchen.

Erſtes Bändchen.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK • MUENCHEN •



Th. Hosemann gez.

Nürnberg Carl Mayer's Kunst-Anstalt

ROLANDS KNAPPEN.

J. A. Muſäus

Volksmährchen

der Deutſchen.

Mit einem Vorwort

von

Friedrich Jacobs.

Erſtes Bändchen.

Neue Auflage.

Halle,
Verlag von Ed. Heynemann.
1839.

6 904 537*2

UNIVERSITAETS BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalt.

Die Bücher der Chronika der drei Schweſtern.
Richilde.
Rolands Knappen.

Vorrede

zur Ausgabe vom Jahr 1825.

Es wird der deutſchen Nation oft und nicht mit Unrecht nachgeſagt, daß ſie ſich um ihre beſten Schriften, wenn ſie einige Jahrzehnte alt geworden, nicht viel mehr bekümmere, als ein leichtſinniger Jüngling um eine alternde Geliebte, und mit ſo unmäßiger Begierde nach dem Neuen oder Neueſten jage, daß die Lebenszeit der Bücher, wie die Dauer der Tage im Chriſtmonat, immer mehr abnimmt, und ſich am Ende auf die wenigen Wochen beſchränken wird, die zwiſchen die beiden Culminationspunkte der Literatur, zwiſchen die Michaelis- und Oſtermeſſe, fallen. Dieſe Luſt an dem Neuen hat, um es beiläufig zu ſagen, ihre Licht- und Schatten-Seite. Jene, indem ſie die Thätigkeit der Schriftſteller und Modehändler in immerwährender Spannung erhält, was die Bildung der Nation — welche aller

Wahrſcheinlichkeit nach in kurzem nur aus Schrift-Stellern und Schrift-Stellerinnen beſtehen wird, auf eine ganz unglaubliche Weiſe fördern [illegible]ß, da ja, nach Cicero und Quintilian, Schreiben viel mehr und ſchneller als Leſen und Hören bildet. Die Schattenſeite aber iſt, daß es die ſehr ehrenwerthe und in vieler Rückſicht ganz vortreffliche Nation, trotz aller Anſtrengung, ihres unerſättlichen Heißhungers wegen, zu keiner durchgreifenden Bildung, und am allerwenigſten zu einem ſichern Geſchmacke bringen kann. Kaum iſt während der kurzen Ebbe ein Grund auf den Triebſand gelegt, oder in Eile etwas aufgebaut worden, ſo wird es durch die Fluth der nächſten Meſſe weggeſpült; ſo daß gerade bei den allereifrigſten und hitzigſten Leſerinnen Gemüth und Gedächtniß ſo öde bleibt, als der Strand des immer bewegten, aber eben deshalb, nach dem homeriſchen Beiworte, unfruchtbaren Meeres. Andere Uebel, die aus dieſem Heißhunger entſtehen, würden Stoff zu einem ganzen Buche geben; und da ich nur eine Vorrede, und auch dieſe nicht einmal aus eignem Antriebe, ſondern auf Verlangen meines Freundes, des Verlegers, zu ſchreiben habe, ſo ſchließe ich die ſchon allzu weitläuftig gerathene beiläufige Bemerkung mit dem Troſte, daß die leſende Welt allmählig zur Einſicht zu gelangen und ein Beſtreben zu haben ſcheine, ſich von dem erwähnten Fehler loszumachen. Ich nehme dieſes aus zwei Erſcheinungen ab; erſtlich aus einer, die von den Verlagshandlungen ſchmerzlich empfunden wird; ich meine, aus dem immer gewaltigeren Zurückſtrömen der ſechsmonatlichen Novitäten zu ihrer Quelle, dem Verleger; zweitens, aus einer erfreulichen; nemlich aus der Begierde, mit welcher ſeit einiger Zeit neue Ausgaben älterer Schriftſteller geſucht und gekauft werden. Dieß giebt der Hoffnung Raum, daß ſie auch Leſer finden, und daß ſich in dem Babel unſrer Leſewelt — in welcher jetzt jede Generation ihren eignen Abgott hat, von dem die vorhergehende und folgende nichts weiß und nichts hält — endlich ein gemeinſamer Mittelpunkt und Altar bilden wird, an welchem ſich alle Gebildeten verſtehen und wieder erkennen können. Ein ſolches freiwilliges Zuſammentreffen, eine ſolche gemeinſame Andacht bei dem Feuer der Veſta, bietet mehr als mancher glauben mag, und kann allein den Weg zu der Nationalität bahnen, die wir ſchon ſo lange vergebens ſuchen, uud weder durch die deutſche Tracht, noch durch die Turnkunſt und die Burſchenſchaft haben erobern können.

Das Werk, das die Verlagshandlung hier, eben in Folge des erwachten Verlangens nach älterer und geſunder Koſt, dem Publicum in einer neuen Auflage darbietet, iſt, ſeinem Taufzeugniſſe nach — es erſchien im Jahr 1782 — alt, in Rückſicht auf ſeine Geſtalt und Bildung aber voll Jugend und Anmuth. So wie der Stoff dieſer Mährchen, die wohl von allen Schriften ihres Verfaſſers, die phyſiognomiſchen Reiſen abgerechnet, die reichſte Originalität zeigen, in dem eigenthümlichen Leben des Volkes gewurzelt, ein höchſt wunderbares und unvergängliches Leben hat; ſo haben ſie auch durch die eigenthümliche, immer heitere und lebendige, von Witz und Schalkheit überſprudelnde Darſtellung eine Friſche der Farben erhalten, die an die Werke der trefflichſten niederländiſchen Coloriſten erinnert. Mit Recht ſagt Wieland, welcher im Jahr 1803 nach dem Tode des Verfaſſers die zweite Ausgabe beſorgt, hin und wieder verbeſſert und mit Anmerkungen begleitet hat, daß ſie zu dem Beſten gehören, was das letzte Viertel des achtzehnten Jahrhunderts hervorgebracht habe; daß ſie unter den Schriften, welche die Jugend mit Gewinn für Kopf und Herz leſen kann, ihren wohlverdienten Platz nie verlieren werden; und endlich, daß ihre Vorzüge durch häufige Nachahmungen nur in ein helleres Licht geſetzt worden ſind. Das Einzige, was ihnen vielleicht bei der jetzt lebenden und leſenden Welt nachtheilig ſeyn könnte, ſind die zahlreichen Anſpielungen auf vergeſſene Schriften, und auf mancherlei, vornehmlich literariſche Ereigniſſe, die, als Muſäus ſchrieb, hinlänglich bekannt, aber ſchon ſeinem eben genannten Herausgeber zum Theil entfallen waren, und jetzt, nach zwei und zwanzig Jahren, dem großen leſenden Publicum — unter deſſen Geiſteskräften das Gedächtniß überhaupt nicht die ſtärkſte iſt — zuverläſſig unbekannt und unverſtändlich ſind. Wären wir Deutſche, die wir uns ſo gern die Bibliothekare Europa's nennen laſſen, auf die Geſchichte unſrer Literatur ſo aufmerkſam wie Franzoſen und Engländer auf die ihrige, ſo würde längſt ein Commentator — den über lang oder kurz jeder ſatyriſche und humoriſtiſche Schriftſteller bedarf — dem Bedürfniſſe entgegen gekommen ſeyn. Was liegt denn aber, könnte man ſagen, an der Erinnerung an ſchlechte Scribenten und ihre Albernheiten? Allerdings nicht viel. Wohl aber darf uns etwas an der Erhaltung und dem Sinne eines guten Einfalls liegen, da dieſe Frucht zwiſchen den Alpen und der Oſtſee nicht eben ſo häufig reift, daß wir ſie zu verachten Urſache hätten.

Indem wir nun einem künftigen Herausgeber dieſer Mährchen, denen wir noch zahlreiche Ausgaben wünſchen, ein ſolches Geſchäft empfehlen — von uns war es nicht verlangt worden; wie denn überhaupt Text und Noten ganz in der Geſtalt erſcheinen, die ihnen Wieland gegeben hat; — können wir uns nicht enthalten, am Schluſſe dieſer Vorrede unſere Freude darüber auszuſprechen, daß die Erneuerung des ergötzlichen Buches auch dazu beitragen wird, das Andenken eines Mannes aufzufriſchen, der als geiſtreicher Schriftſteller wenige ſeines Gleichen zählt, und zugleich als Menſch durch den ſeltenen Verein tiefer Kenntniß des Herzens mit den reinſten Geſinnungen, und des reichſten Witzes mit der argloſeſten Gutmüthigkeit, die größte Achtung verdient, und bei Allen, die ihn gekannt haben, die freundlichſten Erinnerungen weckt.

Gotha, im Julius 1825.

F. J.

Vorrede

zur neuen Ausgabe.

Als ich vor vierzehn Jahren dem Wunſche meines Freundes, des damaligen Verlegers der Volksmährchen, nachgab, und der neuen Auflage des Buches, welchem vorher Wieland einen gleichen Dienſt erzeigt hatte, einige Zeilen vorſetzte, war es mir ganz und gar nicht wahrſcheinlich, daß ich noch eine Auflage erleben, und bei dieſer daſſelbe Geſchäfte zum zweitenmale thun würde. Das Unwahrſcheinliche iſt indeß wirklich geſchehn; das beliebte Buch hat in demſelben Jahre (1835) zugleich mit ſeinem Vorredner ſein funfzigjähriges Jubiläum abgehalten, und erfreut ſich nun, nachdem es in den Beſitz eines andern Verlegers übergegangen iſt, einer wiederholten Auferſtehung in ſchönerer, gleichſam verklärten Geſtalt; und derſelbe Vorredner wird zum zweitenmale aufgefordert, den geneigten Leſer mit einigen Worten am Eingange zu begrüßen, und Etwas über den Verfaſſer zu ſagen, der als ein zwei und funfzigjähriger Mann eben vor zwei und funfzig Jahren dem Schooße der Erde übergeben worden iſt *). Wer ſich von dem unvergeßlichen Manne entweder aus ſeinen Schriften ein Bild zuſammengeſetzt hat, oder, wie der dieß Schreibende, ſich ſeiner irdiſchen Erſcheinung erinnert, der wird nicht zweifeln, daß wenn in der Aſche ſeines kindlich guten und ehrlichen Herzens noch ein leiſer Funke menſchlicher Eitelkeit glimmt, dieſer in heller Freude auflodern wird, wenn er etwas von der Gunſt erfährt, die ſein Buch während eines

---

*) Joh. Carl Aug. Muſäus war im J. 1735 zu Jena geboren; wurde im J. 1763 Pagenhofmeiſter am Weimariſchen Hofe, dann Profeſſor am Gymnaſium. Er ſtarb im October 1787. Zwei Jahre nach ſeinem Tode wurde ihm auf dem Kirchhofe zu Weimar, man weiß nicht von wem, ein Denkmal geſetzt, mit einem ähnlichen Basrelief und der Aufſchrift: Dem unvergeßlichen Muſäus.

halben Jahrhunderts genoſſen hat, und fortwährend genießt. Den erſten Gedanken dieſes Buches erkannte ſeine Frau für einen höchſt glücklichen, und — was bei den kärglichen Mitteln der Oekonomie für die oft bedrängte Hausfrau das wichtigſte war — für einen lucrativen Gedanken. Die Ahndung der Frau blieb, wenn man die höchſt mäßigen Anſprüche der Autoren in jener Zeit erwägt, nicht ganz unerfüllt. Gleich das erſte Bändchen erregte ſo gute Hoffnungen, daß ſich der Verleger in ſeinem Gewiſſen verpflichtet fühlte, dem bedungenen Honorar unaufgefordert etwas zuzulegen. Als er nun bei der Rückkehr von der Oſtermeſſe in Weimar bei Muſäus einſprach, und die blanken Speciesthaler vor ihm aufzählte, und der kleine Tiſch ganz damit bedeckt war, und beim Nachzählen die Summe ſich über Erwarten groß fand, da ſtrahlte das Angeſicht des Empfängers vor Freude und Dankbarkeit; und Frau und Kinder wurden herbeigerufen, um den Schatz zu beſchauen, den ihm die wohlthätigen Feen beſcheert hatten. Denn daß aus den trivialen Ammenmährchen, wie er zu ſagen pflegte, unter ſeinen Händen

Etwas geworden ſey, was ihm ſo vieles Geld in's Haus brächte, kam ihm ſelbſt faſt unglaublich vor.

Wie bei dieſer Gelegenheit, ſo war er in allen Dingen. Die anſpruchloſe Beſcheidenheit, mit der er überall auftrat, die kindliche Gutmüthigkeit, die ſich einigermaßen ſchon in ſeiner Geſtalt kund gab, nebſt einer Zugabe köſtlichen Witzes und ſatyriſcher Laune, verleugnete ſich nie, weder im Lehramte, wo er, bei mäßiger Gelehrſamkeit, ſeinen Schülern ein gewiſſenhafter Berather und oft ein zweiter Vater war; noch in ſeinem häuslichen Leben, als Ehemann und Vater. Die ſatyriſche Ader, die ſich durch die Milch ſeiner wohlwollenden Natur hinzog, entlud ſich meiſt in Scherzen über ſeine eigene Perſon, oder über ſeine Frau, oder in Recenſionen von ſchlechten Romanen, deren Autoren er dutzendweis mit dem kritiſchen Eſelskinnbacken, wie er ſich ausdrückte, für die Allgemeine Deutſche Bibliothek in die Pfanne hieb. Zürnen konnte dabei niemand auf ihn. ‚Anſpruchslos, wie er war, genügſam in ſeiner ganzen Lebensweiſe; ohne Affectation beſcheiden in ſeiner Selbſtſchätzung; höflich gegen die ganze Welt ohne Herabwürdigung, war er Allen lieb und werth, und bannte den Neid, der ſich gegen den Autor hätte regen können, als Menſch durch ſeine Freiheit von Anmaßung. Man möchte ſagen, er ſey ein Bild ſeiner Nation in der Zeit, wo er lebte und blühte. War nicht in jenen halcyoniſchen Tagen das deutſche Volk einem Hausvater ähnlich, der bei beſchränktem Einkommen ſein Amt mit Gewiſſenhaftigkeit verwaltet, und wenn er am Tage ſein Geſchäft vollbracht hat, den Abend mit guten Freunden über die geringfügigen Ereigniſſe des Tages verplaudert, oder alte Geſchichten erzählt und anhört; jedes heitern Tages ſich freut; die trüben als etwas Unvermeidliches erträgt, und ſich in ſeinem Gleichmuthe durch Dinge, die ihm fern liegen, nicht ſtören läßt. In dem zerſtückelten Vaterlande war damals der kleine Staatshaushalt eine Quelle der wünſchenswertheſten Tugenden, der Genügſamkeit hauptſächlich und ihrer Schweſtern, der Zufriedenheit, der Arbeitſamkeit und der Sparſamkeit. Es wurde auch damals nicht überall gut und weiſe regiert; die Sünden der Regierungen wurden auch wohl in Schlözeriſchen Staats-Anzeigen und Briefwechſeln, inwendig und auf dem Umſchlage, regiſtrirt; aber das gutmüthige und beſchränkte Publicum, das einen Blick in dieſe Regiſter that, fand meiſt, daß es bei ihm zu Hauſe weit beſſer beſtellt, oder doch wenigſtens nicht ganz ſo ſchlimm ſey; daher denn auch die Uebelwollenden, die Neuigkeitskrämer und Horcher, die, wie die **Leuchſenrings**, die **Knigge** und Andre, in Deutſchland umherſchweiſten, mit ihren langen Geſichtern, ihren vielverſprechenden Winken und geheimnißvollen Andeutungen nur bei Wenigen Eingang fanden. Faſt jedes Land und jedes Ländchen ſah mit Zufriedenheit in ſeinem Fürſten einen Trajan oder Antonin, und wenn ſie auch Manches oder ſelbſt Vieles an ihm auszuſetzen fanden, ſo waren ſie immer geneigt die Schuld davon auf vernachläſſigte Erziehung oder auf die ſchlechten Umgebungen zu ſchieben. Daß es geändert werden könnte, fiel wenigen ein; und dieſe Wenigen verſchloſſen ihre Gedanken und Wünſche in dem geheimen Schreine ihrer Herzen. So lebten wir, wie geſagt, halcyoniſche Tage, während denen jeder Eisvogel ſein Ei ſicher gegen

Sturm und Wellen ausbrüten konnte. In ſolchen Tagen brütete Muſäus ſeine Phyſiognomiſchen Reiſen aus, oder umringte ſich mit zahnloſen Weibern und Invaliden, um Mährchen von ihnen zu hören, die er dann mit heiterer Redſeligkeit nacherzählte. So ruft uns denn auch der Ton dieſer muntern Geſchichten, die uns wie der Schalk Rübezahl mit gutmüthiger Bosheit necken, und die Angſt, die ſie uns bisweilen machen, mit dem Golde wohlgemeinter und nützlicher Lehre vergelten; ihr Ton, ſage ich, ruft uns, wie die Muſik einer bekannten anſprechenden Melodie, das Bild jener ſtillen Zeit zurück, die in ihrer Unſchuld, wie eine ſittſame Frau, wenig Geſchichte darbietet; auch vergleichungsweiſe nur eine kleine Anzahl hervorragender Werke erzeugt hat, die aber eben deshalb, wie einzelne anmuthvolle Eilande auf der ruhigen See im Sonnenglanze prangen, und eben, weil ſie einzeln liegen, die Augen feſter halten. Indem wir die gegenwärtigen Mährchen zu dieſen Eilanden rechnen, ſtützen wir uns auf das Urtheil der großen Heliäa des Publicums, das bei dem überreichen Vorrathe von Unterhaltungsſchriften, die ihm von Meſſe zu Meſſe geboten werden, immer wieder zu jenen greift, um ſich auf die unſchuldigſte Weiſe an ihren unveralteten Reizen zu erfreuen. Denn auch hier gilt was im Fauſt der Dichter ſagt:

Was glänzt iſt für den Augenblick geboren,
Das Aechte bleibt der Nachwelt unverloren.

So wie nicht weniger der Rath der luſtigen Perſon ebendaſelbſt:

... ſeyd nur brav und zeigt euch muſterhaft,
Laßt Phantaſie mit allen ihren Chören,
Vernunft, Verſtand, Empfindung, Leidenſchaft,
Doch, merkt euch wohl! nicht ohne Schalkheit hören!

Gotha, im Juni 1839.

F. J.

Die Bücher der Chronika
der
# drei Schweſtern.

Erſtes Buch.

Ein reicher, reicher Graf vergeudete all' ſein Hab' und Gut. Er lebte königlich, hielt alle Tage offene Tafel; wer bei ihm einſprach, Ritter oder Knappe, dem gab er drei Tage lang ein herrliches Banket, und alle Gäſte taumelten mit frohem Muth von ihm hinweg. Er liebte Bretſpiel und Würfel; ſein Hof wimmelte von goldgelockten Edelknaben, Läufern und Heyducken, in prächtiger Livree, und ſeine Ställe nährten unzählige Pferde und Jagdhunde. Durch dieſen Aufwand zerrannen ſeine Schätze. Er verpfändete eine Stadt nach der andern, verkaufte ſeine Juwelen und Silbergeſchirr, entließ die Bedienten und erſchoß die Hunde; von ſeinem ganzen Eigenthum blieb ihm nichts übrig, als ein altes Waldſchloß, eine tugendſame Gemahlin und drei wunderſchöne Töchter. In dieſem Schloſſe hauſte er von aller Welt verlaſſen; die Gräfin verſah mit ihren Töchtern ſelbſt die Küche, und weil ſie allerſeits der Kochkunſt nicht kundig waren, wußten ſie nichts als Kartoffeln zu ſieden. Die frugalen Mahlzeiten behagten dem Papa ſo ſchlecht, daß er grämlich und mißmüthig wurde, und in dem weiten leeren Hauſe lärmte und fluchte, daß die kahlen Wände ſeinen Unmuth wiederhallten. An einem ſchönen Sommermorgen ergriff er aus Spleen ſeinen Jagdſpieß, und zog zu Walde, ein Stück Wild zu fällen, um ſich eine leckerhafte Mahlzeit davon bereiten zu laſſen.

Von dieſem Walde ging die Rede, daß es darin nicht geheuer ſey; manchen Wandrer hatte es ſchon irre geführt, und mancher war nie daraus zurückgekehrt, weil ihn entweder böſe Gnomen erdroſſelt oder wilde Thiere zerriſſen hatten. Der Graf glaubte nichts und fürchtete nichts von unſichtbaren Mächten; er ſtieg rüſtig über Berg und Thal, und kroch durch Buſch und Dickigt, ohne eine Beute zu erhaſchen. Ermüdet ſetzte er ſich unter einen hohen Eichbaum, um mit einigen geſottenen Kartoffeln und ein wenig Salz, dem ganzen Vorrath ſeiner Jagdtaſche, ſein Mittagsmahl zu halten.

Von ungefähr hub er ſeine Augen auf, ſiehe da! ein grauſam wilder Bär ſchritt auf ihn zu. Der arme

Graf erſchrak gewaltig über dieſen Anblick; entfliehen konnte er nicht, und zu einer Bärenjagd war er nicht ausgerüſtet. Zur Nothwehr nahm er den Jägerſpieß in die Hand, ſich damit zu vertheidigen, ſo gut er könnte. Das Ungethüm kam nah heran; auf einmal ſtand's und brummte ihm vernehmlich dieſe Worte entgegen: Räuber, plünderſt du meinen Honigbaum? Den Frevel ſollſt du mit dem Leben büßen! Ach, bat der Graf, ach, freßt mich nicht, Herr Bär, mich lüſtet nicht nach eurem Honig, ich bin ein biedrer Rittersmann. Seyd ihr bei Appetit, ſo nehmt mit Hausmannskoſt vorlieb und ſeyd mein Gaſt. Hierauf tiſcht er den Bären alle Kartoffeln in ſeinem Jagdhut auf. Dieſer aber verſchmähte des Grafen Tafel und brummte unwillig fort: Unglücklicher, um dieſen Preis löſeſt du dein Leben nicht; verſprich mir deine große Tochter Wulfild augenblicks zur Frau, wo nicht, ſo freß ich dich! In der Angſt hätte der Graf dem verliebten Bären wohl alle drei Töchter zugeſagt, und ſeine Gemahlin oben drein, wenn er ſie verlangt hätte; denn Noth kennt kein Geſetz. Sie ſoll die Eure ſeyn, Herr Bär, ſprach der Graf, der anfing, ſich wieder zu erholen; doch, ſetzte er trüglich hinzu, unter dem Beding, daß ihr nach Landes Brauch die Braut löſet, und ſelber kommt ſie heimzuführen. Topp, murmelte der Bär, ſchlag ein, und reichte ihm die rauhe Tatze hin, in ſieben Tagen lös ich ſie mit einem Zentner Gold und führe mein Liebchen heim. Topp, ſprach der Graf, ein Wort ein Mann! Drauf ſchieden ſie in Frieden auseinander; der Bär trabte ſeiner Höhle zu, der Graf ſäumte nicht, aus dem furchtbaren Walde zu kommen, und gelangte bei Sternenſchimmer kraftlos und ermattet in ſeinem Waldſchloß an.

Es verſteht ſich, daß ein Bär, der wie ein Menſch vernünftig reden und handeln kann, niemals ein natürlicher, ſondern ein bezauberter Bär iſt. Das merkte der Graf wohl; darum dacht er, den zottigen Eidam durch Liſt zu hintergehen, und ſich in ſeiner feſten Burg ſo zu verſchanzen, daß es dem Bären unmöglich wäre, hineinzukommen, wenn er auf den beſtimmten Tag die Braut abholen würde. Wenn gleich einem Zauberbären, dachte er bei ſich ſelbſt, die Gabe der Vernunft und Sprache verliehen iſt, ſo iſt er am Ende gleichwohl ein Bär, und hat übrigens alle Eigenſchaften eines natürlichen Bären. Er wird alſo doch wohl nicht fliegen können, wie ein Vogel, oder durchs Schlüſſelloch in ein verſchloſſenes Zimmer eingehen, wie ein Geſpenſt, oder durch ein Nadelöhr ſchlüpfen.

Den folgenden Tag berichtete er ſeiner Gemahlin und den Fräulein das Abenteuer im Walde. Fräulein Wulfild fiel vor Entſetzen in Ohnmacht, als ſie hörte, daß ſie an einen ſcheußlichen Bär vermählt werden ſollte, die Mutter rang und wand die Hände und jammerte laut, und die Schweſtern bebten und bangten vor Wehmuth und Entſetzen. Papa aber ging hinaus, beſchauete die Mauern und Graben ums Schloß her, unterſuchte, ob das eiſerne Thor ſchloß- und riegelfeſt ſey, zog die Zugbrücke auf und verwahrte alle Zugänge wohl, ſtieg darauf auf die Warte, und fand da ein Kämmerlein hochgebaut unter der Zinne und wohlvermauert, darin verſchloß er das Fräulein, die ihr ſeidenes Flachshaar zerraufte, und ſich ſchier die himmelblauen Augen ausweinte.

Sechs Tage waren verfloſſen und der ſiebente dämmerte heran, da erhob ſich vom Walde her groß Getöſe, als ſey das wilde Heer im Anzug. Peitſchen knallten, Poſthörner ſchallten, Pferde trappelten, Räder raſſelten. Eine prächtige Staatskaroſſe mit Reitern umringt rollte übers Blachfeld daher ans Schloßthor. Alle Riegel ſchoben ſich, das Thor rauſchte auf, die Zugbrücke fiel, ein junger Prinz ſtieg aus der Karoſſe, ſchön wie der Tag, angethan mit Sammet und Silberſtück. Um ſeinen Hals hatte er eine goldne Kette dreimal geſchlungen, in der ein Mann aufrecht ſtehen konnte; um ſeinen Hut lief eine Schnur von Perlen und Diamanten, welche die Augen verblendete, und um die Agraffe, welche die Straußfeder befeſtigte, wäre ein Herzogthum feil geweſen. Raſch, wie Sturm und Wirbelwind, flog er die Schneckentreppe im Thurm hinauf, und einen Augenblick nachher bebte in ſeinem Arm die erſchrockne Braut herab.

Ueber dem Getöſe erwachte der Graf aus ſeinem Morgenſchlummer, ſchob das Fenſter im Schlafgemach auf, und als er Roß und Wagen, und Ritter und Reiſige im Hofe erblickte, und ſeine Tochter im Arm eines fremden Mannes, der ſie in den Brautwagen hob, und nun der Zug zum Schloßthor hinausging, fuhrs ihm durchs Herz, und er erhob groß Klagegeſchrei: Ade, mein Töchterlein! Fahr hin, du Bärenbraut! Wulfild vernahm die Stimme ihres Vaters, ließ ihr Schweißtüchlein zum Wagen herauswehen, und gab damit das Zeichen des Abſchieds.

Die Eltern waren beſtürzt über den Verluſt ihrer Tochter, und ſahen einander ſtumm und ſtaunend an. Mama traute gleichwohl ihren Augen nicht, und hielt die Entführung für Blendwerk und Teufelsſpuk, ergriff ein Bund Schlüſſel und lief auf die Warte, und öffnete die Klauſe; aber ſie fand weder ihre Tochter noch etwas von ihrer Geräthſchaft, doch lag auf dem Tiſchlein ein ſilberner Schlüſſel, den ſie zu ſich nahm, und als ſie von ungefähr durch die Luke blickte, ſah ſie in der Ferne eine Staubwolke gegen Sonnenaufgang emporwirbeln, und hörte das Getümmel und Jauchzen des Brautzugs bis zum Eingang des Waldes. Betrübt ſtieg ſie vom Thurm herab, legte Trauerkleider an, beſtreute ihr Haupt mit Aſche, weinte drei Tage lang und Gemahl und Töchter halfen ihr wehklagen. Am vierten Tage verließ der Graf das Trauergemach, um friſche Luft zu ſchöpfen, und wie er über den Hof ging, ſtand da eine feine dichte Kiſte von Ebenholz, wohlverwahrt und ſchwer zu tragen. Er ahnete leicht, was drinnen ſey; die Gräfin gab ihm den Schlüſſel, er ſchloß auf, und fand einen Zentner Goldes, eitel Dublonen, eines Schlags. Erfreut über dieſen Fund vergaß er all ſein Herzleid, kaufte Pferde und Falken, auch ſchöne Kleider für ſeine Gemahlin und die holden Fräulein, nahm Diener in Sold, und hob von neuem an zu praſſen und zu ſchwelgen, bis die letzte Dublone aus dem Kaſten flog. Dann machte er Schulden, und die Gläubiger kamen ſchaarenweis, plünderten das Schloß rein aus, und ließen ihm nichts als einen alten Falken. Die Gräfin ſott mit ihren Töchtern wieder Kartoffeln, und er durchſtreifte tagtäglich das Feld mit ſeinem Federſpiel aus Verdruß und Langerweile.

Eines Tages ließ er den Falken ſteigen, der hob ſich hoch in die Lüfte und wollte nicht auf die Hand ſeines Herrn zurückkehren, ob er ihn gleich lockte. Der Graf folgte ſeinem Flug, ſo gut er konnte, über die weite Ebne. Der Vogel ſchwebte dem grauſenvollen Walde zu, welchen zu betreten der Graf nicht mehr waghalſen wollte, und ſein liebes Federſpiel verloren gab. Plötzlich ſtieg ein rüſtiger Adler über dem Walde auf und verfolgte den Falken, welcher den überlegenen Feind nicht ſobald anſichtig wurde, als er pfeilgeſchwind zu ſeinem Herrn zurückkehrte, um bei ihm Schutz zu ſuchen. Der Adler aber ſchoß aus den Lüften herab, ſchlug einen ſeiner mächtigen Fänge in des Grafen Schulter, und zerdrückte mit dem andern den getreuen Falken. Der beſtürzte Graf verſuchte mit dem Speer von dem gefiederten Ungeheuer ſich zu befreien, ſchlug und ſtach nach ſeinem Feinde. Aber der Adler ergriff den Jagdſpieß, zerbrach ihn wie ein leichtes Schilfrohr, und kreiſchte ihm mit lauter Stimme dieſe Worte in die Ohren: Verwegner, warum beunruhigſt du mein Luftrevier mit deinem Federſpiel? Den Frevel ſollſt du mit deinem Leben büßen. Aus dieſer Vogelſprache merkte der Graf bald, was für ein Abenteuer er zu beſtehen habe. Er faßte Muth und ſprach: Gemach, Herr Adler, gemach! Was hab ich euch gethan? Mein Falk hat ſeine Schuld ja abgebüßt, den laß ich euch, ſtillt euren Appetit. Nein, fuhr der Adler fort, mich lüſtet eben heut nach Menſchenfleiſch, und du ſcheinſt mir ein fetter Fraß. Pardon, Herr Adler, ſchrie der Graf in Todesangſt, heiſcht was ihr wollt von mir, ich geb es euch: nur ſchont meines Lebens. Wohl, verſetzte der mörderiſche Vogel, ich halte dich beim Wort; du haſt zwo ſchöne Töchter, und ich bedarf ein Weib. Verſprich mir deine Adelheid zur Frau, ſo laß ich dich mit Frieden ziehn, und löſe ſie von dir mit zwo Stufen Gold, jede einen Zentner ſchwer. In ſieben Wochen führ ich mein Liebchen heim. Hierauf ſchwang ſich das Ungethüm hoch empor und verſchwand in den Wolken.

In der Noth iſt einem alles feil. Da der Vater ſahe, daß der Handel mit den Töchtern ſo gut von ſtatten ging, gab er ſich über ihren Verluſt zufrieden.

Er kam diesmal ganz wohlgemuth nach Hauſe, und verhehlte ſorgfältig ſein Abenteuer; theils den Vorwürfen, die er von der Gräfin fürchtete, auszuweichen, theils der lieben Tochter das Herz vor der Zeit nicht ſchwer zu machen. Zum Schein klagte er nur über den verlornen Falken, von welchem er vorgab, er habe ſich verflogen. Fräulein Adelheid war eine Spinnerin, wie keine im Lande. Sie war auch eine geſchickte Weberin, und ſchnitt eben damals ein Stück köſtlicher Leinwand vom Weberſtuhle, ſo fein wie Batiſt, welche ſie unfern der Burg auf einem friſchen Raſenplatze bleichte. Sechs Wochen und ſechs Tage vergingen, ohne daß die ſchöne Spinnerin ihr Schickſal ahnete: obgleich der Vater, der doch etwas ſchwermüthig wurde, als der Termin der Heimſuchung nahete, ihr unter der Hand manchen Wink davon gab, bald einen bedenklichen Traum erzählte, bald die Wulfild wieder in Andenken brachte, die längſt vergeſſen war. Adelheid war frohen und leichten Sinnes, wähnte, das ſchwere Herzblut des Vaters erzeuge hypochondriſche Grillen. Sie hüpfte ſorgenlos bei Anbruch des beſtimmten Tages hinaus auf den Bleichraſen, und breitete ihre Leinwand aus, damit ſie vom Morgenthau getränkt würde. Wie ſie ihre Bleiche beſchickt hatte, und nun ein wenig umherſchaute, ſah ſie einen herrlichen Zug Ritter und Knappen herantraben. Sie hatte ihre Toilette noch nicht gemacht, darum verbarg ſie ſich hinter einen wilden Roſenbuſch, der eben in voller Blüthe ſtand, und glotzte hervor, die prächtige Kavalkade zu ſchauen. Der ſchönſte Ritter aus dem Haufen, ein junger ſchlanker Mann in offnem Helm, ſprengte an den Buſch, und ſprach mit ſanfter Stimme: Ich ſehe dich, ich ſuche dich, fein Liebchen, ach verbirg dich nicht; raſch ſchwinge dich hinter mich aufs Roß, du ſchöne Adlerbraut! Adelheid wußte nicht wie ihr geſchah, da ſie dieſen Spruch hörte; der liebliche Ritter gefiel ihr baß: aber der Beiſatz, Adlerbraut, machte das Blut in ihren Adern erſtarrend; ſie ſank ins Gras, ihre Sinne umnebelten ſich, und beim Erwachen befand ſie ſich in den Armen des holden Ritters, auf dem Wege nach dem Walde.

Mama bereitete indeß das Frühſtück, und als Adelheid dabei fehlte, ſchickte ſie die jüngſte Tochter hinaus, zu ſehen, wo ſie bliebe. Sie ging und kam nicht wieder. Der Mutter ſchwanete nichts Gutes, ſie wollte ſehen, warum ihre Töchter ſo lange weilten. Sie ging und kam nicht wieder. Papa merkte, was vorgegangen ſey; das Herz ſchlug laut in ſeiner Bruſt; er ſchlich ſich zu dem Raſenplatze, wo Mutter und Tochter noch immer nach der Adelheid ſuchten und ſie ängſtlich beim Namen riefen, und auch er ließ ſeine Stimme weidlich erſchallen, wiewohl er wußte, daß alles Rufen und Umſuchen vergeblich war. Sein Weg führte ihn an dem Roſenbuſche vorbei, da ſah er was blinken, und wie ers genau betrachtete, warens zwo goldene Eyer, jedes einen Zentner ſchwer. Nun konnt' er nicht länger anſtehn, ſeiner Gemahlin das Abenteuer der Tochter zu offenbaren. Schandbarer Seelenverkäufer, rief ſie aus, o Vater! o Mörder! Opferſt du um ſchändlichen Gewinnſtes willen alſo dein Fleiſch und Blut dem Moloch auf? Der Graf, ſonſt wenig beredtſam, vertheidigte ſich jetzt aufs beſte, und entſchuldigte ſich mit der dringenden Gefahr ſeines Lebens; aber die troſtloſe Mutter hörte nicht auf, ihm die bitterſten Vorwürfe zu machen. Er wählte alſo das unfehlbarſte Mittel, allem Wortſtreit ein Ende zu machen, er ſchwieg und ließ ſeine Dame reden ſo lange ſie wollte, brachte indeſſen die goldenen Eyer in Sicherheit, und wälzte ſie gemach vor ſich her; legte darauf wohlſtandshalber drei Tage lang Familientrauer an, und dachte nur darauf, wie er ſeine vorige Lebensart wieder beginnen wollte.

In kurzer Zeit war das Schloß wieder die Wohnung der Freude, das Elyſium gefräßiger Schranzen. Ball, Turnier und prächtige Feſte wechſelten täglich ab. Fräulein Bertha glänzte am Hofe ihres Vaters den ſtattlichen Rittern in die Augen, wie der Silbermond den empfindſamen Wandlern in einer heitern Sommernacht. Sie pflegte bei den Ritterſpielen den Preis auszutheilen, und tanzte jeden Abend mit dem ſiegenden Ritter den Vorreihen. Die Gaſtfreigebigkeit des Grafen und die Schönheit der Tochter zog von den entlegenſten Orten die edelſten Ritter herbei. Viele buhlten um das Herz der reichen Erbin, aber unter ſo vielen Freiwerbern hielt die Wahl ſchwer, denn einer übertraf den andern immer an Adel und Wohlgeſtalt. Die ſchöne Bertha kührte und wählte ſo lang, bis die goldenen Eyer, bei welchen der Graf die Feile nicht geſpart hatte, zur Größe von Haſelnüſſen geſchmolzen waren.

Die gräflichen Finanzen geriethen nun wieder in den vorigen Verfall, die Turniere wurden eingeſtellt, Ritter und Knappen verſchwanden, das Schloß nahm wieder die Geſtalt einer Einöde an, und die hohe Familie kehrte zu den frugalen Kartoffelmahlzeiten zurück. Der Graf durchſtrich mißmüthig die Felder, wünſchte ein neues Abenteuer; und fand keins, weil er den Zauberwald ſcheuete.

Eines Tags verfolgte er ein Volk Rebhühner ſo weit, daß er dem ſchauervollen Walde nahe kam, und ob er ſich gleich nicht hineinwagte, ſo ging er doch eine Strecke an der Brahne hin, und erblickte da einen großen Fiſchweiher, der ihm noch nie zu Geſichte gekommen war, in deſſen ſilberhellem Gewäſſer er unzählige Forellen ſchwimmen ſah. Dieſer Entdeckung freuete er ſich ſehr. Der Teich hatte ein unverdächtiges Anſehen; daher eilte er nach Hauſe, ſtrickte ſich ein Netz, und den folgenden Morgen ſtand er bei guter Zeit am Geſtade, um ſolches auszuwerfen. Glücklicherweiſe fand er einen kleinen Nachen mit einem Ruder im Schilfe. Er ſprang hinein, ruderte luſtig auf dem Teich herum, warf das Netz aus, fing mit einem Zuge mehr Forellen als er tragen konnte, und ruderte vergnügt über ſeine Beute dem Strande zu. Ungefähr einen Steinwurf vom Geſtade ſtand der Nachen im vollen Lauf feſt und unbeweglich, als ſäß er auf dem Grunde. Der Graf glaubte das auch, und arbeitete aus allen Kräften, ihn wieder flott zu machen, aber vergebens. Das Waſſer verrann rings umher, das Fahrzeug ſchien an einer Klippe zu hangen, und hob ſich hoch über die Oberfläche empor. Dem unerfahrnen Fiſcher war dabei nicht wohl zu Muthe. Obgleich der Nachen wie angenagelt ſtand, ſo ſchien ſich doch von allen Seiten das Geſtade zu entfernen, der Weiher dehnte ſich zu einer großen See aus, die Wogen ſchwollen auf, die Wellen rauſchten und ſchäumten und mit Entſetzen ward er inne, daß ein ungeheurer Fiſch ihn und ſeinen Nachen auf dem Rücken trug. Er ergab ſich in ſein Schickſal, ängſtlich harrend, welchen Ausgang es nehmen würde. Plötzlich tauchte der Fiſch unter, der Nachen ward wieder flott, aber einen Augenblick darauf erſchien das Meerwunder über dem Waſſer, ſperrte einen abſcheulichen Rachen gleich der Höllenpforte auf, und aus dem finſtern Schlunde ſchallten, wie aus einem unterirdiſchen Gewölbe, vernehmlich dieſe Worte hervor: Kühner Fiſcher, was beginnſt du hier? Du mordeſt meine Unterthanen? Den Frevel ſollſt du mit dem Leben büßen! Der Graf war nun bereits mit dergleichen Abenteuern ſo bekannt worden, daß er wußte, wie er ſich dabei zu benehmen hätte. Er erholte ſich bald von ſeiner erſten Beſtürzung, da er merkte, daß der Fiſch doch ein vernünftig Wort mit ſich reden ließ, und ſprach ganz dreiſte: Herr Behemot, verletzt das Gaſtrecht nicht, vergönnt mir ein Gerichte Fiſch aus eurem Weiher; ſprächt ihr bei mir ein, ſo ſtänd euch Küch' und Keller gleichfalls offen. So traute Freunde ſind wir nicht, verſetzte das Ungeheuer: kennſt du noch nicht des Stärkern Recht, daß der den Schwächern frißt? Du ſtahlſt mir meine Unterthanen, ſie zu verſchlingen, und ich verſchlinge dich! Hier riß der grimmige Fiſch den Rachen noch weiter auf, als wollt er Schiff mit Mann und Maus verſchlingen. Ach ſchonet, ſchont mein Leben, ſchrie der Graf, ihr ſeht, ich bin ein mageres Morgenbrod für euern Wallfiſchbauch! Der große Fiſch ſchien ſich etwas zu bedenken: Wohlan, ſprach er, ich weiß, du haſt eine ſchöne Tochter, verſprich mir die zum Weibe, und nimm dein Leben zum Gewinn. Als der Graf hörte, daß der Fiſch aus dieſem Tone zu reden anfing, verſchwand ihm alle Furcht: Sie ſtehet zu Befehl, ſprach er, ihr ſeyd ein wackrer Eidam, dem kein biedrer Vater ſein Kind verſagen wird. Doch, womit löſet ihr die Braut nach Landes Brauch? Ich habe, erwiederte der Fiſch, weder Gold noch Silber; aber im Grunde dieſes Sees liegt ein großer Schatz von Perlenmuſcheln, du darfſt nur fordern. Nun, ſagte der Graf, drei Himten Zahlperlen ſind wohl nicht zu viel für eine ſchöne Braut. Sie ſind dein, beſchloß der Fiſch, und mein die Braut; in ſieben Monden führ ich mein Liebchen heim. Hierauf ſtürmt' er luſtig mit dem Schwanze, und trieb den Nachen bald an den Strand.

Der Graf brachte ſeine Forellen nach Hauſe, ließ ſie ſieden, und ſich dieſe Kartheuſermahlzeit nebſt der Gräfin und der ſchönen Bertha wohlſchmecken. Das arme Fräulein ahnte nicht, wie theuer ihr dies Mahl zu ſtehen kommen würde.

Unterdeſſen nahm der Mond ſechsmal ab und zû, und der Graf hatte ſein Abenteuer beinahe vergeſſen; als aber der Silbermond zum ſiebentenmal ſich zu runden begann, dacht er an die bevorſtehende Kataſtrophe, und um kein Augenzeuge davon zu ſeyn, drückte er ſich ab, und unternahm eine kleine Reiſe ins Land. In der ſchwülen Mittagsſtunde, am Tage des Vollmonds, ſprengte ein ſtattlich Geſchwader Reiter ans Schloß; die Gräfin, beſtürzt über ſo vielen fremden Beſuch, wußte nicht, ob ſie die Pforte öffnen ſollte oder nicht. Als ſich aber ein wohlbekannter Ritter anmeldete, ward ihm aufgethan. Er hatte gar oft zur Zeit des Wohlſtandes und Ueberfluſſes in der Burg den Turnieren beigewohnt, und zu Schimpf und Ernſt geſtochen, auch manchen Ritterdank von der ſchönen Bertha Hand empfangen, und mit ihr den Vorreihen getanzt: doch ſeit der Glücksveränderung des Grafen war er gleich den übrigen Rittern verſchwunden. Die gute Gräfin ſchämte ſich vor dem edlen Ritter und ſeinem Gefolge ihrer großen Armuth, daß ſie nichts hatte, ihm aufzutiſchen. Er aber trat ſie freundlich an, und bat nur um einen Trunk friſch Waſſer aus dem kühlen Felſenbrunnen des Schloſſes, wie er auch ſonſt zu thun gewohnt war; denn er pflegte nie Wein zu trinken, daher nennte man ihn ſcherzweiſe nur den Waſſerritter. Die ſchöne Bertha eilte auf Geheiß der Mutter zum Brunnen, füllte einen Henkelkrug und kredenzte dem Ritter eine kriſtallene Schale. Er empfing ſie aus ihrer niedlichen Hand, ſetzte ſie da an den Mund, wo ihre Purpurlippen die Schale berührt hatten, und that ihr mit innigem Entzücken Beſcheid. Die Gräfin befand ſich indeſſen in großer Verlegenheit, da ſie nicht vermögend war, ihrem Gaſte etwas zum Imbiß aufzutragen; endlich beſann ſie ſich, daß im Schloßgarten eben eine ſaftige Waſſermelone reifte. Augenblicklich drehete ſie ſich nach der Thür, brach die Melone ab, legte ſie auf einen irdenen Teller, viel Weinlaub drunter und die ſchönſten wohlriechenden Blumen ringsumher, um ſie dem Gaſte aufzutragen. Wie ſie aus dem Garten trat, war der Schloßhof leer und öde, ſie ſah weder Pferde noch Reiſige mehr, im Zimmer war weder Ritter, noch Knappe; ſie rief ihre Tochter Bertha, ſuchte ſie im ganzen Hauſe, und fand ſie nicht. Im Vorhauſe aber waren drei Säcke von neuer Leinwand hingeſtellt, die ſie in der erſten Beſtürzung nicht bemerkt hatte, und die von außen anzufühlen waren, als wären ſie mit Erbſen gefüllt;

genauer ſie zu unterſuchen, ließ ihre Betrübniß nicht zu. Die gute Mutter überließ ſich ganz ihrem Schmerz, und weinte laut bis an den Abend, wo ihr Gemahl heimkehrte, der ſie in großem Jammer fand. Sie konnt ihm die Begebenheit des Tages nicht verhehlen, ſo gern ſie es gethan hätte, denn ſie befürchtete von ihm große Vorwürfe, daß ſie einen fremden Ritter in die Burg gelaſſen, der die liebe Tochter entführt hätte. Aber der Graf tröſtete ſie liebreich und frug nur nach den Erbsſäcken, von welchen ſie ihm geſagt hatte, ging hinaus, ſie zu beſchauen, und öffnete einen in ihrer Gegenwart. Wie groß war das Erſtaunen der betrübten Gräfin, als eitel Perlen herausrollten, ſo groß, wie die großen Gartenerbſen, vollkommen gerundet, fein gebohrt, und von dem reinſten Waſſer. Sie ſahe wohl, daß der Entführer ihrer Tochter jede mütterliche Zähre mit einer Zahlperle bezahlt hatte, bekam von ſeinem Reichthum und Stande eine gute Meinung, und tröſtete ſich damit, daß dieſer Eidam kein Ungeheuer, ſondern ein ſtattlicher Ritter ſey, welche Meinung ihr der Graf auch nicht benahm.

Nun hatten die Eltern zwar alle ihre ſchönen Töchter eingebüßt, aber dafür beſaßen ſie einen unermeßlichen Schatz. Der Graf machte bald einen Theil davon zu Gelde. Vom Morgen bis zum Abend wimmelte es von Kaufleuten und Juden im Schloſſe, die um die köſtlichen Zahlperlen handelten. Der Graf löſete ſeine Städte ein, that das Waldſchloß an einen

Lehnsmann aus, bezog ſeine vormalige Reſidenz, richtete den Hofſtaat wieder an, und lebte nun nicht mehr als ein Verſchwender, ſondern als ein guter Wirth, denn er hatte jetzt keine Tochter mehr zu verhandeln. Das edle Paar befand ſich in großer Behäglichkeit, nur die Gräfin konnte ſich über den Verluſt ihrer Fräulein nicht beruhigen; ſie trug beſtändig Trauerkleider, und wurde nimmer froh. Eine Zeitlang hoffte ſie, ihre Bertha mit dem reichen Perlenritter wieder zu ſehen, und ſo oft ein Fremder bei Hofe gemeldet wurde, ahnete ſie den wiederkehrenden Eidam. Der Graf vermocht es endlich nicht länger über ſich, ſie mit leerer Hoffnung hinzuhalten; in der traulichen Bettkammer, welche ſo manchem Männergeheimniß Luft macht, eröffnete er ihr, daß dieſer herrliche Eidam ein ſcheußlicher Fiſch ſey. Ach, erſeufzte die Gräfin, ach, ich unglückliche Mutter! Hab ich darum Kinder geboren, daß ſie ein Raub grauſender Ungeheuer werden ſollten? Was iſt alles Erdenglück, was ſind alle Schätze für eine kinderloſe Mutter! Liebes Weib, antwortete der Graf, beruhige dich; es iſt nun einmal nicht anders; wenns von mir abhinge, ſollte es dir an Kinderſegen nicht gebrechen. Die Gräfin nahm dieſe Worte ſehr zu Herzen. Sie meinte, ihr Gemahl mache ihr Vorwürfe, daß ſie altere und die Unfruchtbare im Hauſe ſey; denn er ſelbſt war noch ein feiner rüſtiger Mann. Darüber betrübte ſie ſich ſo ſehr, daß ſie in große Schwermuth fiel, und Freund Hein wär ihr wohl ein willkommener Gaſt geweſen, wenn er bei ihr eingeſprochen hätte.

Zweites Buch.

Alle Jungfrauen und Dirnen am Hofe nahmen großen Theil an dem Leide ihrer guten Frau, und jammerten und weinten mit ihr, ſuchten ſie auch wohl zu Zeiten durch Sang und Saitenſpiel aufzuheitern; aber ihr Herz war keiner Freude mehr empfänglich. Jede Hofdame gab weiſen Rath, wie der Geiſt des Trübſinns weggebannet werden möchte, gleichwohl war nichts zu erdenken, das den Kummer der Gräfin gemindert hätte. Die Jungfrau, welche ihr das Handwaſſer reichte, war vor allen andern Dirnen klug und ſittſam und bei ihrer Gebieterin wohlgelitten; ſie hatte ein empfindſames Herz, und der Schmerz ihrer Herrſchaft lockte ihr manche Thräne ins Auge. Um nicht vorlaut zu ſcheinen, hatte ſie immer geſchwiegen; endlich konnte ſie dem innern Drange nicht länger widerſtehen, auch ihren guten Rath zu ertheilen. Edle Frau, ſagte ſie, wenn ihr mich hören wolltet, ſo wüßt ich euch wohl ein Mittel zu ſagen, das die Wunden eures Herzens heilen ſollte. Die Gräfin ſprach: rede! Unfern von eurer Reſidenz, fuhr die Jungfrau fort, wohnet ein frommer Einſiedler in einer ſchauervollen Grotte, zu welchem viel Pilger in mancherlei Noth ihre

Zuflucht nehmen. Wie wärs, wenn ihr von dem heiligen Manne Troſt und Hülfe begehrtet? wenigſtens würde ſein Gebet euch die Ruhe eures Herzens wiedergeben.

Der Gräfin gefiel dieſer Vorſchlag, ſie hüllte ſich in ein Pilgerkleid, wallfahrtete zu dem frommen Eremiten, eröffnete ihm ihr Anliegen, beſchenkte ihn mit einem Roſenkranze von Zahlperlen, und bat um ſeinen Segen. Dieſer war dann auch ſo kräftig, daß eh ein Jahr verging, die Gräfin ihrer Traurigkeit quitt und ledig war, und eines Söhnleins genaß.

Groß war die Freude der Eltern über den holden Spätling. Die ganze Grafſchaft verwandelte ſich in einen Schauplatz der Wonne, des Jubels und der Feierlichkeiten bei der Geburt des jungen Stammerben. Der Vater nannte ihn Reinald, das Wunderkind. Der Knabe war ſchön, wie der leibhafte Amor ſelbſt, und ſeine Erziehung wurde mit ſolcher Sorgfalt betrieben, als ob die Morgenröthe der philanthropiſtiſchen Methode damals ſchon angebrochen geweſen wäre. Er wuchs luſtig heran, war die Freude des Vaters und der Mutter Troſt, die ihn wie ihren Augapfel wahrte. Ob er nun wohl der Liebling ihres Herzens war, ſo verloſch doch das Andenken an ihre drei Töchter nicht in ihrem Gedächtniß. Oft, wenn ſie den kleinen lächelnden Reinald in die Arme ſchloß, träufelte eine Zähre auf ſeine Wangen, und als der liebe Knabe etwas heranwuchs, fragte er oft wehmüthig: Gute Mutter, was weineſt du? Die Gräfin verhehlte ihm aber mit Vorbedacht die Urſache ihres geheimen Kummers: denn außer dem Gemahl wußte niemand, wo die drei jungen Gräfinnen hingekommen waren. Manche ſpekulative Köpfe wollten wiſſen, ſie wären von irrenden Rittern entführt worden, welches damals nichts ungewöhnliches war; andere behaupteten, ſie lebten in einem Kloſter verſteckt; noch andere wollten ſie im Gefolge der Königin von Burgund, oder der Gräfin von Flandern, geſehen haben. Durch tauſend Schmeicheleien lockte Reinald der zärtlichen Mutter endlich das Geheimniß ab; ſie erzählte ihm die Abenteuer der drei Schweſtern mit allen Umſtänden, und er verlor kein Wort von dieſen Wundergeſchichten aus ſeinem Herzen. Nun hatte er keinen andern Wunſch, als wehrhaft zu ſeyn, um auf das Abenteuer auszugehn, ſeine Schweſtern im Zauberwalde aufzuſuchen und ihren Zauber zu löſen. Sobald er zum Ritter geſchlagen war, begehrte er vom Vater Urlaub, einen Heerzug, wie er vorgab, nach Flandern zu thun. Der Graf freuete ſich des ritterlichen Muthes ſeines Sohnes, gab ihm Pferde und Waffen, auch Schildknappen und Troßbuben, und ließ ihn mit Segen von ſich, ſo ungern auch die ſorgſame Mutter in den Abſchied willigte.

Kaum hatte der junge Ritter ſeine Vaterſtadt im Rücken, ſo verließ er die Heerſtraße, trabte mit romantiſchem Muth auf das Waldſchloß zu, und begehrte von dem Lehnsmann Herberge, der ihn ehrlich empfing und wohl hielt. Am frühen Morgen, da im Schloß noch alles in ſüßem Schlummer lag, ſattelte er ſein Roß, ließ ſein Gefolge zurück, und jagte voll Muth und Jugendfeuer nach dem bezauberten Walde hin. Je weiter er hineinkam, je dichter wurde das Gebüſch, und vom Huf ſeines Pferdes ſchallten die ſchroffen Felſen wieder. Alles um ihn her war einſam und öde, und die dicht verwachſenen Bäume ſchienen dem jungen Waghals den weitern Eingang mitleidig zu verſperren. Er ſtieg vom Pferde, ließ es graſen und machte ſich mit ſeinem Schwerdt einen Weg durch den Buſch, kletterte an ſteilen Felſen hinan und gleitete in Abgründe hinab. Nach langer Mühe gelangte er in ein gekrümmtes Thal, durch welches ſich ein klarer Bach ſchlängelte. Er folgte den Krümmungen deſſelben; in der Ferne öffnete eine Felſengrotte ihren unterirdiſchen Schlund, vor welcher etwas, das einer menſchlichen Figur ähnlich war, ſich zu regen ſchien. Der kecke Jüngling verdoppelte ſeine Schritte, nahm den Weg zwiſchen den Bäumen hin, blickte der Grotte gegenüber hinter den hohen Eichen durch, und ſah eine junge Dame im Graſe ſitzen, die einen kleinen ungeſtalten Bär auf dem Schooße liebkoſte, indeß noch ein größerer um ſie ſchäkerte, bald ein Männchen machte, bald einen poſſirlichen Purzelbaum ſchlug, welches Spiel die Dame ſehr zu beluſtigen ſchien. Reinald erkannte nach der mütterlichen Erzählung die Dame für ſeine Schweſter Wulfild, und ſprang haſtig aus ſeinem Hinterhalt hervor, ſich ihr zu entdecken. Sobald ſie aber den jungen Mann erblickte, that ſie einen lauten Schrei, warf den kleinen Bär ins Gras, ſprang auf, dem Kommenden entgegen, und redete ihn mit wehmüthiger Stimme und ängſtlicher Geberde alſo an: O Jüngling, welcher Unglücksſtern führt dich in dieſen Wald? Hier wohnt ein wilder Bär, der frißt all Menſchenkind, die ſeiner Wohnung nahen, flieh und errette dich! Er neigte ſich züchtiglich gegen die bildſchöne Dame und antwortete: Fürchtet nichts, holde Gebieterin, ich kenne dieſen Wald und ſeine Abenteuer, und komme, den Zauber zu löſen, der euch hier gefangen hält. Thor! ſprach ſie, wer biſt du, daß du es wagen darfſt, dieſen mächtigen Zauber zu löſen, und wie vermagſt du das? Er: Mit dieſem Arm und durch dies Schwerdt! Ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, des Grafen Sohn, dem dieſer Zauberwald drei ſchöne Töchter raubte. Biſt du nicht Wulfild, ſeine Erſtgeborne? Ob dieſer Rede entſetzte ſich die Dame noch mehr, und ſtaunte den Jüngling mit ſtummer Verwunderung an. Er nutzte dieſe Pauſe und legitimirte ſich durch ſo viel Familiennachrichten, daß ſie nicht zweifeln konnte, Reinald ſey ihr Bruder. Sie umhalſete ihn zärtlich, aber ihre Knie wankten vor Furcht wegen der augenſcheinlichen Gefahr, worin ſein Leben ſchwebte.

Die ſchöne Wulfild führte hierauf ihren lieben Gaſt in die Höhle, um da einen Winkel auszuſpähen, ihn zu beherbergen. In dieſem weiten düſtern Gewölbe lag ein Haufen Moos, welches dem Bären und ſeinen Jungen zum Lager diente; gegenüber aber ſtand ein prächtiges Bette mit rothem Damaſt behangen und mit goldnen Treſſen beſetzt, für die Dame. Reinald mußte ſich bequemen, eiligſt unter der Bettlade Platz zu ſuchen, und da ſein Schickſal zu erwarten. Jeder Laut und alles Geräuſch war ihm bei Leib und Leben unterſagt, beſonders prägte ihm die angſtvolle Schweſter wohl ein, weder zu huſten noch zu nieſen.

Kaum war der junge Waghals an ſeinem Zufluchtsorte, ſo brummte der fürchterliche Bär zur Höhle herein, und ſchnoberte mit blutiger Schnautze allenthalben umher; er hatte den edlen Falben des Ritters im Walde ausgeſpürt und ihn zerriſſen. Wulfild ſaß auf dem Thronbette wie auf Kohlen, ihr Herz war eingepreßt und beklommen, denn ſie ſahe bald, daß der Herr Gemahl ſeine Bärenlaune hatte, weil er vermuthlich den fremden Gaſt in der Höhle merkte. Sie unterließ deshalb nicht, ihn zärtlich zu liebkoſen, ſtreichelte ihn ſanft mit ihrer ſammetweichen Hand den Rücken herab, und grauete ihm die Ohren; aber das grämliche Vieh ſchien wenig auf dieſe Liebkoſungen zu achten. Ich wittere Menſchenfleiſch, murmelte der Freſſer aus ſeiner weiten Kehle. Herzensbär, ſagte die Dame, du irrſt dich, wie käm ein Menſch in dieſe traurige Einöde? Ich wittere Menſchenfleiſch, wiederholte er, und ſpionirte um das ſeidene Bette ſeiner Gemahlin herum. Dem Ritter war dabei nicht wohl zu Muthe, und troß ſeiner Herzhaftigkeit, trat ihm ein kalter Schweiß vor die Stirne. Indeſſen machte die äußerſte Verlegenheit die Dame herzhaft und entſchloſſen: Freund Bär, ſprach ſie, bald treibſt du mirs zu bunt, fort hier von meiner Lagerſtatt, oder für[illegible] meinen Zorn! Der Schnautzbär kümmerte ſich we[illegible] um dieſe Drohung, und hörte nicht auf, um den Be[illegible]umhang herum zu toſen. Allein ſo ſehr er auch Bä[illegible] war, ſo ſtand er gleichwohl unter dem Pantoffel ſeiner Dame. Wie er aber Miene machte, ſeinen Dickkopf unter die Bettlade zu zwängen, faßte ſich Wulfild ein Herz, und verſetzte ihm einen ſo nachdrücklichen Fußtritt in die Lenden, daß er ganz demüthig auf ſeine Streu kroch, ſich nieder kauerte, brummend an den Tatzen ſog und ſeine Jungen leckte. Bald darauf ſchlief er ein und ſchnarchte wie ein Bär. Sogleich erquickte die traute Schweſter ihren Bruder mit einem Glaſe Sect und etwas Zwieback, ermahnte ihn, gutes Muths zu ſeyn, nun ſey die Gefahr größtentheils vorüber. Reinald war von ſeinem Abenteuer ſo ermüdet, daß er bald darauf in tiefen Schlaf fiel, und mit dem Schwager Bär um die Wette ſchnarchte.

Beim Erwachen befand er ſich in einem herrlichen Prunkbette, in einem Zimmer mit ſeidenen Tapeten. Die Morgenſonne blickte freundlich zwiſchen den aufgezogenen Gardinen herein; neben dem Bette lagen auf einigen mit Sammet bekleideten Tabourets ſeine Kleider und die ritterliche Waffenrüſtung, auch ſtand ein ſilbernes Glöcklein dabei, den Dienern zu ſchellen. Reinald begriff nicht, wie er aus der ſchaudervollen Höhle in einen ſo prächtigen Pallaſt ſey verſetzt worden, und war zweifelhaft, ob er jetzt träume, oder vorhin das Abenteuer im Walde geträumt habe. Aus dieſer Ungewißheit zu kommen, zog er die Glocke. Ein zierlich gekleideter Kammerdiener trat herein, fragte nach ſeinen Befehlen, und meldete, daß ſeine Schweſter Wulfild und ihr Gemahl Albrecht der Bär ſeiner mit Verlangen warteten. Der junge Graf konnte ſich von ſeinem Erſtaunen gar nicht erholen. Ob ihm gleich bei Erwähnung des Bären der kalte Schweiß vor die Stirn trat, ſo ließ er ſich doch raſch ankleiden, und trat ins Vorgemach heraus, wo er aufwartende Edelknaben, Läufer und Heyducken antraf. Mit dieſem Gefolge gelangte er durch eine Menge Prachtgemächer und Vorſäle zum Audienzzimmer, wo ihn ſeine Schweſter mit dem Anſtande einer Fürſtin empfing. Neben ſich hatte ſie zwei allerliebſte Kinder, einen Prinzen von ſieben Jahren und ein zartes Fräulein, das noch am Gängelbande geleitet wurde. Einen Augenblick hernach trat Albrecht der Bär herein, der jetzt ſein grauſendes Anſehn und alle Eigenſchaften eines Bären abgelegt hatte, und als der liebenswürdigſte Prinz erſchien. Wulfild ſtellte ihm ihren Bruder vor, und

Albrecht umhalſete ſeinen Schwager mit aller Wärme der Freundſchaft und Bruderliebe.

Der Prinz war mit all ſeinem Hofgeſinde durch einen feindſeligen Zauber auf gewiſſe Tage verzaubert. Er genoß nehmlich die Vergünſtigung, alle ſieben Tage von einer Morgenröthe bis zur andern des Zaubers entledigt zu werden. Sobald aber die ſilbernen Sternlein am Himmel erbleichten, fiel der eherne Zauber wieder mit dem Morgenthau aufs Land; das Schloß verwandelte ſich in einen ſchroffen unerſteiglichen Felſen, der reizende Park ringsumher in eine traurige Einöde, die Springbrunnen und Kaskaden in ſtehende trübe Sümpfe, der Inhaber des Schloſſes wurde ein Zottelbär, die Ritter und Knappen Dächſe und Marder, die Hofdamen und Zofen Eulen und Fledermäuſe, die Tag und Nacht girrten und wehklagten.

An einem ſolchen Tage der Entzauberung war es, wo Albrecht ſeine Braut heimführte. Die ſchöne Wulfild, die ſechs Tage geweint hatte, daß ſie an einen zottigen Bär vermählt werden ſollte, ließ ihren Trübſinn ſchwinden, als ſie ſahe, daß ſie ſich in den Armen eines jungen wohlgemachten Ritters befand, der ſo minniglich ſie umfaßte und ſie in einen herrlichen Pallaſt einführte, wo ein glänzendes Brautgepränge ihrer wartete. Sie wurde von ſchönen Dirnen in Myrthenkränzen mit Geſang und Saitenſpiel empfangen, ihrer ländlichen Kleidung entlediget, und mit königlichem Brautſchmuck angethan. Ob ſie gleich nicht eitel war, ſo konnte ſie doch das geheime Entzücken über ihre Wohlgeſtalt nicht verhehlen, da ihr die kriſtallenen Spiegel von allen Wänden des Brautgemachs tauſend Schmeicheleien ſagten. Ein prächtiges Gaſtmahl folgte auf die Vermählungsceremonie, und ein glänzender Prunkball beſchloß die Feierlichkeit des feſtlichen Tages. Die reizende Braut athmete Wonne und Seligkeit in den Gefühlen der Liebe, die an ihrem Brauttage, nach der Sitte der keuſchen Vorwelt, ſich zum erſtenmal in ihrem jungfräulichen Herzen regten, und das widerliche Bärenideal war ganz aus ihrer Phantaſie verdrungen. In der Mitternachtsſtunde wurde ſie von ihrem Gemahl mit Pomp in die Brautkammer eingeführt, wo alle Liebesgötter im Plafond von Freude belebt ihre goldenen Flügel zu regen ſchienen, da das liebende Paar hineintrat.

Der ſüßeſte Morgentraum ſchwand eben dahin, als die Neuvermählte erwachte, und ihren Gemahl mit einem liebevollen Kuß gleichfalls aus dem Schlafe zu wecken vorhatte. Aber wie groß war ihr Erſtaunen, da ſie ihn nicht an ihrer Seite fand, und, den ſeidenen Vorhang aufhebend, ſich in ein düſteres Kellergewölbe verſetzt ſahe, wo das gebrochene Tageslicht durch den Eingang hineinfiel, und nur eben ſo viel Hellung gab, daß ſie einen furchterweckenden Bär wahrnehmen konnte, der aus einem Winkel hervor trübſinnig nach ihr hinblickte.

Sie ſank auf ihr Lager zurück, und ſtarb vor Entſetzen hin. Nach einer langen Weile kam ſie erſt wieder zu ſich, und ſammelte ſo viel Kräfte, eine laute Klage anzuheben, welche die krächzenden Stimmen von hundert Eulen außerhalb der Höhle beantworteten. Der empfindſame Bär konnt's nicht aushalten, dieſe Jammerſcene mit anzuſehen, er mußte hinaus unter Gottes freien Himmel, den Schmerz und Unwillen über ſein hartes Schickſal auszukeuchen. Schwerfällig hob er ſich vom Lager und zottelte brummend in den Wald, aus welchem er nicht eher als am ſiebenten Tage kurz vor der Verwandlung zurückkehrte. Die ſechs traurigen Tage wurden der untröſtbaren Dame zu Jahren. Ueber der hochzeitlichen Freude hatte man aus der Acht gelaſſen, die Bettlade der Braut mit einigen Lebensmitteln und Erfriſchungen zu verſehen; denn über alle lebloſen Dinge, welche die ſchöne Wulfild unmittelbar berührte, hatte der Zauber keine Macht; aber ihr Gemahl würde, auch ſelbſt in ihren Umarmungen, in der Stunde der Verwandlung zum Bären worden ſeyn. In der Beklommenheit ihres Herzens ſchmachtete die Unglückliche zwei Tage dahin, ohne an Nahrungsmittel zu gedenken; endlich aber forderte die Natur die Mittel ihrer Erhaltung mit großem Ungeſtüm, und erregte einen wilden Heißhunger, der ſie aus der Höhle trieb, einige Nahrung zu ſuchen. Sie ſchöpfte mit der hohlen Hand ein wenig Waſſer aus dem vorüberrieſelnden Bächlein und erquickte damit ihre heißen trocknen Lippen, pflückte einige Hambutten und Brombeere, und verſchlang in wilder Betäubung eine Handvoll Eicheln, die ſie gierig auflas, und noch eine Schürze voll aus bloßem Naturtrieb mit in die Höhle zurücknahm; denn um ihr Leben war ſie wenig bekümmert: ſie wünſchte nichts ſehnlicher als den Tod.

Mit dieſem Wunſche ſchlief ſie am Abend des ſechsten Tages ein, und erwachte am frühen Morgen in eben dem Gemache wieder, in welches ſie als Braut eingetreten war. Sie fand da alles noch in der nämlichen Ordnung wie ſie es verlaſſen hatte, und den ſchönſten zärtlichſten Gemahl an ihrer Seite, der in den rührendſten Ausdrücken ihr ſein Mitleid über den traurigen Zuſtand bezeigte, in welchen ſeine unwiderſtehliche Liebe zu ihr ſie gebracht hatte, und ſie mit Thränen in den Augen um Verzeihung bat. Er erklärte ihr die Beſchaffenheit des Zaubers, daß jeder ſiebente Tag ſolchen unwirkſam mache, und alles wieder in ſeiner natürlichen Geſtalt darſtelle. Wulfild wurde durch die Zärtlichkeit ihres Gemahls gerührt; ſie bedachte, daß eine Ehe noch gut genug wäre, wo der ſiebente Tag immer heiter ſey, und daß nur die glücklichſten der Ehen ſich dieſes Vorrechts rühmen könnten; kurz, ſie fand ſich in ihr Schickſal, vergalt Liebe mit Liebe, und machte ihren Albert zum glücklichſten Bären unter der Sonne. Um nicht wieder in den Fall zu kommen, in der Waldhöhle zu darben, legte ſie jederzeit, wenn ſie zur Tafel ging, ein Paar weite Poſchen an, welche ſie mit Confect, ſüßen Orangen und anderm köſtlichen Obſt belaſtete. Auch den gewöhnlichen Nachttrunk ihres Herrn, der ins Schlafgemach geſtellt wurde, verbarg ſie ſorgfältig in ihrer Bettlade, und ſo war ihre Küche und Keller immer für die Zeit der Verwandlung zureichend beſtellt.

Ein und zwanzig Jahre hatte ſie bereits im Zauberwalde gelebt, und dieſe lange Zeit hatte keinen ihrer jugendlichen Reize verdrängt; auch war die wechſelſeitige Liebe des edlen Paares noch Gefühl des erſten mächtigen Inſtincts. Mutter Natur behauptet aller anſcheinenden Störungen ungeachtet allenthalben ihre Rechte; auch in der Zauberwelt wacht ſie mit großer Sorgfalt und Strenge dafür, und wehret allem Fortſchritt und den allmähligen Veränderungen der Zeit ab, ſo lange durch die widernatürlichen Eingriffe der Zauberei die Dinge dieſer Unterwelt ihrer Botmäßigkeit entzogen ſind. Laut dem Zeugniß der heiligen Legende ſtiegen die frommen Siebenſchläfer, nachdem ſie ihren hundertjährigen Schlaf ausgeſchlafen hatten, ſo munter und rüſtig aus den römiſchen Katakomben hervor, wie ſie hineingegangen waren, und hatten nur um eine einzige Nacht gealtert. Die ſchöne Wulfild hatte nach der Berechnung der guten Mutter Natur in den ein und zwanzig Jahren nur drei Jahre verlebt, und befand ſich alſo noch in der vollen Blüthe des weiblichen Alters. Eben dieſe Beſchaffenheit hatte es auch mit ihrem Gemahl und dem ganzen verzauberten Hofſtaat.

Alles das eröffnete das edle Paar dem holden Ritter auf einem Luſtwandel im Park, unter einer Laube, woran ſich wilder Jasmin und kletterndes Geisblatt zuſammen verflochten. Der glückliche Tag ſchwand unter dem Gepränge einer bunten Hofgala und wechſelſeitigen Freundſchaftsbezeugungen nur zu bald dahin. Man nahm das Mittagsmahl ein, nachher war Apartement und Spiel. Ein Theil der Höflinge luſtwandelten mit den Damen im Park, trieben Scherz und Minneſpiel, bis man zur Abendtafel trompetete, wo in einer Spiegelgalerie unter Beleuchtung unzähliger Wachskerzen geſpeiſet wurde. Man aß, trank, und war fröhlich bis zur Mitternachtsſtunde. Wulfild verſorgte nach Gewohnheit ihre Poſchen und rieth ihrem Bruder, ſeine Taſchen auch nicht zu vergeſſen. Als abgetragen war, ſchien Albert unruhig zu werden und flüſterte ſeiner Gemahlin etwas ins Ohr. Sie nahm darauf ihren Bruder bei Seite und ſprach wehmüthig: Geliebter Bruder, wir müſſen uns ſcheiden, die Stunde der Verwandlung iſt nicht mehr fern, wo alle Freuden dieſes Pallaſtes hinſchwinden. Albert iſt um dich bekümmert, er fürchtet für dein Leben; er würde dem thieriſchen Inſtinct nicht widerſtehen können, dich zu zerreißen, wenn du die bevorſtehende Veränderung hier abwarten wollteſt; verlaß dieſen unglücklichen Wald und kehre nie wieder zu uns zurück.

Ach, erwiederte Reinald, es begegne mir, was das Verhängniß über mich beſchloſſen hat, ſcheiden kann ich mich nicht von euch, ihr Lieben! Dich, o Schweſter, aufzuſuchen, war mein Beginnen, und da ich dich gefunden habe, verlaß ich dieſen Wald nicht ohne dich. Sage, wie ich den mächtigen Zauber löſen kann? Ach, ſprach ſie, den vermag kein Sterblicher zu löſen! Hier miſchte ſich Albert ins Geſpräch, und wie er den kühnen Entſchluß des jungen Ritters vernahm, mahnte er ihn mit liebreichen Worten von ſeinem Vorhaben ſo kräftig ab, daß dieſer endlich dem Verlangen des Schwagers und den Bitten und Thränen der zärtlichen Schweſter nachgeben und zum Abſchied ſich bequemen mußte.

Fürſt Albert umarmte den wackern Jüngling brüderlich, und nachdem dieſer ſeine Schweſter umhalſet hatte und nun ſcheiden wollte, zog jener ſeine Brieftaſche hervor, und nahm daraus drei Bärenhaare, rollte ſie in ein Papier und reichte ſie dem Ritter gleichſam ſcherzweiſe als ein Wahrzeichen hin, ſich dabei des Abenteuers im Zauberwalde zu erinnern. Doch, ſetzte er ernſthaft hinzu, verachtet nicht dieſe Kleinigkeit; ſollt euch irgend einmal Hülfe Noth thun, ſo reibt dieſe drei Haare zwiſchen den Händen und erwartet den Erfolg. Im Schloßhofe ſtand ein prächtiger Phaeton mit ſechs Rappen beſpannt, nebſt vielen Reitern und Dienern. Reinald ſtieg hinein: Ade, mein Bruder! rief Albert der Bär am Schlage; Ade, mein

Bruder, antwortete Reinald das Wunderkind, und der Wagen donnerte über die Zugbrücke dahin, auf und davon.

Die goldenen Sterne funkelten noch hell am nächtlichen Himmel, der Zug ging über Stock und Stein, Berg auf Berg ab, durch Wüſten und Wälder, über Steppen und Felder, ſonder Ruh und Raſt, in vollem Trab. Nach einer guten Stunde begann der Himmel zu grauen; plötzlich verloſchen alle Windlichter; Reinald fand ſich unſanft auf die Erde geſetzt, ohne zu wiſſen, wie ihm geſchah; der Phaeton mit Roß und Wagen war verſchwunden, aber bei dem Schimmer der Morgenröthe ſah er ſechs ſchwarze Ameiſen zwiſchen ſeinen Füßen hin gallopiren, die eine Nußſchale fortzogen.

Der mannliche Ritter wußte ſich das Abenteuer nun leicht zu erklären; er hütete ſich ſorgfältig, eine Ameiſe etwa unverſehens zu zertreten, erwartete ganz ruhig den Aufgang der Sonne, und weil er ſich noch innerhalb der Grenzen des Waldes befand, beſchloß er ſeine beiden jungen Schweſtern gleichfalls aufzuſuchen, und wenn es ihm nicht gelingen ſollte, ſie zu entzaubern, ihnen wenigſtens einen Beſuch zu machen.

Drei Tage irrte er vergebens im Walde umher, ohne daß ihm etwas Sonderbares aufſtieß. Eben hatte er die letzten Ueberbleibſel eines Milchbrodes von Schwager Albert des Bären Tafel aufgezehrt, als er hoch über ſich in der Luft etwas rauſchen hörte, wie wenn ein Schiff in vollem Segeln die Wellen durchſchnitt. Er ſchauete auf und erblickte einen mächtigen Adler, der ſich aus der Luft auf ein Neſt herabließ, das er auf dem Baume hatte. Reinald war über dieſe Entdeckung hocherfreut, verbarg ſich im Unterwuchs der Holzung, und lauerte bis der Adler wieder auffliegen würde. Nach ſieben Stunden hob er ſich vom Neſte; alsbald trat der lauſchende Jüngling hervor ins Freie, und rief mit lauter Stimme: Adelheid, geliebte Schweſter, wenn du auf dieſer hohen Eiche hauſeſt, ſo antworte meiner Stimme; ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, dein Bruder, der dich ſuchet, und die Bande des mächtigen Zaubers zu zerſtören ſtrebt, die dich feſſeln. Sobald er aufgehört hatte zu reden, antwortete eine ſanfte weibliche Stimme von oben, wie aus den Wolken: Biſt du Reinald das Wunderkind, ſo ſey willkommen deiner Schweſter Adelheld, ſäume nicht, zu ihr herauf zu klimmen, die Troſtloſe zu umarmen.

Entzückt über dieſe frohe Botſchaft wagte der Ritter freudig den Verſuch, den hohen Baum hinauf zu klettern, aber vergebens. Dreimal lief er rund um den Stamm, aber der war zu dick, ihn zu umklaftern, und die nächſten Aeſte viel zu hoch, ſie zu erfaſſen. Indem er begierig auf Mittel ſann, ſeinen Zweck zu erreichen, fiel eine ſeidne Strickleiter herab, durch deren Beihülfe er bald bis in den Gipfel des Baums zu dem Adlerneſte gelangte; es war ſo geräumig und ſo feſt gebauet, wie ein Altan auf einer Linde. Er fand ſeine Schweſter unter einem Thronhimmel ſitzend, von außen gegen die Witterung mit Wachstaffet bekleidet, und inwendig mit roſafarbnem Atlas ausgeſchlagen; auf ihrem Schooße lag ein Adlerey, welches auszubrüten ſie beſchäftigt war. Sie empfing ihn mit Zärtlichkeit: Adelheid hatte genaue Kundſchaft von ihres Vaters Hauſe: und wußte, daß Reinald ihr nachgeborner Bruder ſey. Edgar, der Aar, ihr Gemahl, war auf Wochen verwünſcht. Alle ſieben Wochen war Eine von der Bezauberung frei. In dieſer Zwiſchenzeit hatte er ſeiner Gemahlin zu Liebe, unerkannterweiſe oft das Hoflager ſeines Schwiegervaters beſucht, und gab ihr von Zeit zu Zeit Nachricht, wie es in ihres Vaters Hauſe ſtand. Adelheid lud ihren Bruder ein, die nächſte Verwandlung bei ihr abzuwarten; und obgleich der Termin erſt in ſechs Wochen bevorſtand, ſo willigte er doch gern ein. Sie verſteckte ihn in einem hohlen Baum und beköſtigte ihn täglich aus dem Magazin unter ihrem Sopha, das mit Schiffsproviſion, das heißt, ſolchen Eßwaaren, die ſich erhalten, auf ſechs Wochen reichlich verſehen war. Sie entließ ihn mit der wohlmeinenden Vermahnung: ſo lieb dir das Leben iſt, hüte dich vor Edgars Adlerblick; ſieht er dich in ſeinem Gehege, ſo iſts um dich geſchehen; er hackt dir die Augen aus und frißt dir das Herz ab, wie er nur erſt geſtern dreien deiner Knappen that, die dich hier im Walde ſuchten.

Reinald ſchauderte über das Schickſal ſeiner Knappen, verſprach ſeiner wohl zu wahren, und harrete in dem hohlen Baume ſechs langweilige Wochen aus; doch genoß er das Vergnügen, mit ſeiner Schweſter zu koſen, ſo oft der Adler vom Neſte flog. Aber für dieſe Prüfung ſeiner Geduld wurde er nachher durch ſieben freudenvolle Tage ſattſam entſchädiget.

Die Aufnahme beim Schwager Aar war nicht minder freundſchaftlich als beim Schwager Bär. Sein Schloß, ſeine Hofſtatt, alles war hier ſo, wie dort; jeder Tag ein Freudenfeſt, und die Zeit der fatalen Verwandlung rückte nur zu geſchwind herbei. Am Abend des ſiebenten Tages entließ Edgar ſeinen Gaſt mit den zärtlichſten Umarmungen, doch warnt er ihn, ſein Gehege nicht wieder zu betreten. Soll ich mich, ſprach Reinald wehmüthig, ewig von euch ſcheiden, ihr Geliebten? Iſts nicht möglich, den unglücklichen Zauber zu löſen, der euch hier gefangen hält? Hätt' ich hundert Leben zu verlieren, ich wagte ſie alle, euch zu erlöſen. Edgar drückte ihm herzlich die Hand: Dank, edler junger Mann, für eure Lieb' und Freundſchaft; aber laßt das kecke Unterfangen ſchwinden. Es iſt möglich, unſern Zauber zu löſen; aber ihr ſollts, ihr dürfts nicht. Wers beginnt, dem koſtet es das Leben, wenns mißlingt, und ihr ſollt nicht das Opfer für uns werden.

Durch dieſe Rede wurde Reinalds Heldenmuth nur mehr angefeuert, das Abenteuer zu beſtehen. Seine Augen funkelten vor Verlangen, und die Wangen röthete ein Strahl von Hoffnung, ſeinen Zweck zu erreichen. Er drang in den Schwager Edgar, ihm das Geheimniß mitzutheilen, wie der Zauber des Waldes zu löſen ſey; doch dieſer wollt ihm nichts enträthſeln, aus Sorge, das Leben des kühnen Jünglings in Gefahr zu ſetzen. Alles, was ich euch ſagen kann, lieber Bruder, ſprach er, iſt, daß ihr den Schlüſſel der Bezauberungen ſinden müßt, wenn es euch gelingen ſoll, uns zu erlöſen. Seyd ihr vom Schickſal beſtimmt, unſer Befreier zu ſeyn, ſo werden euch die Sterne Weg und Bahn anzeigen, wo ihr ihn zu ſuchen habt; wo nicht, ſo iſt Thorheit all euer Beginnen. Hierauf zog er ſeine Brieftaſche hervor, und nahm daraus drei Adlerfedern, die er dem Ritter darreichte, ſich ſeiner dabei zu erinnern. Wenn ihm einſt Hülfe Noth thät, ſollt er ſie zwiſchen den Händen reiben und den Erfolg erwarten. Darauf ſchieden ſie freundlich auseinander. Edgars Hofmarſchalk und das Hofgeſinde begleiteten den lieben Fremdling durch einen langen Gang, mit emporſtrebenden Weimuths-Fichten, Kiefern und Eibenbäumen bepflanzt, bis zum Ausgang des Geheges, und als er außerhalb desſelben war, ſchloſſen ſie das Gatterthor zu und kehrten eilig zurück, denn die Zeit der Verwandlung ſtand bevor.

Reinald ſetzte ſich unter eine Linde, das Wunder mit anzuſehen; der Vollmond leuchtete hell und klar; er ſah das Schloß noch gar deutlich über die Gipfel der hohen Bäume hervorragen. Aber in der Morgendämmerung ſah er ſich in einen dicken Nebel eingehüllt, und wie dieſen die aufgehende Sonne niederdrückte, war Schloß und Park und Gatterthor verſchwunden, und er befand ſich in einer traurigen Einöde, oben auf einer Felſenwand neben einem unermeßlichen Abgrund.

Der junge Abenteurer blickte ringsumher, einen Weg hinab ins Thal zu finden; da ward er in der Ferne einen See gewahr, deſſen Spiegelfläche der Abglanz der Sonnenſtrahlen verſilberte. Mit großer Mühe arbeitete er ſich den ganzen Tag durch den dichtverwachſenen Wald; ſein Dichten und Trachten war nur auf den See gerichtet, wo er ſeine dritte Schweſter Bertha vermuthete; aber je weiter er in den wilden Buſch hinein kam, je undurchdringlicher ward er, der See verlor ſich aus ſeinen Augen und mit ihm die Hoffnung, ihn wieder zu erblicken. Gegen Sonnenuntergang ſah er zwar die Waſſerfläche wieder zwiſchen den Bäumen durchſchimmern, als der Wald lichter wurde; aber dennoch erreicht' er das Ufer nicht vor hereinbrechender Nacht. Ermüdet ſchlug er ſein Lager unter einem Feldbaum auf, und erwachte nicht eher, bis die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand. Durch den Schlaf fand er ſich geſtärket und ſeine Glieder rüſtig und wacker; er ſprang raſch auf und wandelte längs dem Ufer hin voller Gedanken und Anſchläge, wie er zu ſeiner Schweſter im Weiher gelangen möchte. Vergebens ließ er ſeinen Spruch und Gruß erſchallen: Bertha, geliebte Schweſter, hauſeſt du in dieſem Weiher, ſo gieb Antwort auf meine Rede, ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, dein Bruder, der dich aufſucht, deinen Zauber zu löſen und dich aus dieſem naſſen Gefängniß herauszuführen. Ihm antwortete nichts als das vielſtimmige Echo vom Walde her. O ihr lieben Fiſche, fuhr er fort, als ganze Schaaren rothgeſprengter Fohren ans Ufer ſchwammen und den jungen Fremdling anzugaffen ſchienen, ihr lieben Fiſche, ſagts eurer Gebieterin an, daß ihr Bruder hier am Ufer harret, ihr zu begegnen. Er zerpflückte alle Brodfragmente, die er noch in ſeinen Taſchen fand, und warf ſie in den Teich, die Fiſche damit zu beſtechen, ob ſie ſeiner Schweſter von ihm Botſchaft bringen möchten; allein die Fohren ſchnappten die Semmelbrocken gierig auf, ohne ſich um ihren Wohlthäter weiter zu bekümmern. Reinald ſah wohl, daß mit ſeiner Fiſchpredigt nichts ausgerichtet war, deshalb verſucht er auf eine andere Manier ſein Unternehmen auszuführen. Als ein flinker Ritter war er in allen Leibesübungen wohlgeübt, und ſchwimmen konnt' er wie eine Waſſermaus; darum entſchloß er ſich kurz, entkleidete ſich von ſeiner Rüſtung, nahm von den Waffen nichts als das blanke Schwert in die Hand, und ſprang im Waffenrock von feuerfarbnem Atlaß (weil er keines Nachen anſichtig wurde wie weiland ſein Vater,) beherzt in die Fluthen, um den Schwager Behemot aufzuſuchen. Er wird, dachte er, mich nicht gleich verſchlingen, und ſchon ein vernünftiges Wort mit ſich reden laſſen, wie er bei meinem Vater that. Drauf plätſcherte er gefliſſentlich in den Wellen, das Meerwunder herbei zu locken, und ſchaukelte auf den blauen Wogen mitten in den Weiher hinein.

So lang es ſeine Kräfte erlaubten, verfolgte er den naſſen Pfad getroſt, ohne daß ihm ein Abenteuer aufſtieß; wie er aber anfing zu ermatten, ſchauete er nach dem Geſtade um, und ſah unfern einen dünnen Nebel aufſteigen, der hinter einer emporſtehenden Eisſcholle hervorzukommen ſchien. Er ruderte aus allen Kräften, die Erſcheinung näher zu betrachten, und fand eine kurze Säule von Bergkriſtall aus dem Waſſer hervorragen, die hohl zu ſeyn ſchien, denn aus dieſer ſtieg ein herzerquickender Wohlgeruch in kleinen Dampfwolken in die Höhe, welche der Windſtrom ſpielend auf das Waſſer warf. Der kühne Schwimmer vermuthete, daß das wohl der Schlot zu der unterirdiſchen Wohnung ſeiner Schweſter ſeyn könne. Er wagt' es alſo, darin hinab zu ſchlüpfen, und dieſe Vermuthung täuſchte ihn nicht. Der Rauchfang führte unmittelbar in den Kamin des Schlafgemachs der ſchönen Bertha, welche eben beſchäftigt war, im reizendſten Morgenanzug ihren Chokolat bei einem kleinen Feuer von rothem Sandelholz zu bereiten. Wie die Dame das Geräuſch im Schlote vernahm und auf einmal zwei Menſchenfüße den Kamin herabzappeln ſah, wurden ihre Lebensgeiſter von dieſem unerwarteten Beſuch ſo ſehr überraſcht, daß ſie vor Schrecken den Chokolatentopf umſtieß, und rücklings auf ihren Armſtuhl in Ohnmacht ſank. Reinald rüttelte ſie ſo lange, bis ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, und ſo bald ſie ſich ein wenig erholt hatte, ſprach ſie mit matter Stimme: Unglücklicher, wer du auch ſeyſt, wie darfſt du es wagen, dieſe unterirdiſche Wohnung zu betreten? Weißt du nicht, daß dieſe Vermeſſenheit dir den unvermeidlichen Tod bringt? — Fürchte nichts, meine Liebe, ſprach der Ritter, ich bin dein Bruder Reinald, das Wunderkind genannt, der weder Gefahr noch Tod ſcheut, ſeine geliebten Schweſtern aufzuſuchen und die Bande des mächtigen Zaubers aufzulöſen, der ſie feſſelt. Bertha umarmte ihren Bruder zärtlich; aber ihr ſchlanker Leib zitterte vor Furcht.

Ulſo der Delphin, ihr Gemahl, hatte den Hof ſeines Schwiegervaters gleichfalls zuweilen im ſtrengſten Incognito beſucht, und unlängſt in Erfahrung gebracht, daß Reinald ausgezogen ſey, ſeine Schweſtern aufzuſuchen. Dieß kühne Vorhaben des Jünglings hatte er oft beklagt: wenn ihn, ſprach er, Schwager Bär nicht frißt, noch Schwager Aar ihm die Augen aushackt, ſo wird ihn doch Schwager Delphin verſchlingen, ich fürchte in der Anwandlung thieriſcher Wuth dem Triebe nicht widerſtehen zu können, ihn hinunter zu ſchlürfen; und wenn du ihn mit deinen zarten Armen umfaßteſt, du Liebe, um ihn zu ſchützen; ſo würd' ich deine kriſtallne Wohnung zertrümmern, daß dich die hereinſtrömenden Fluthen erſäuften, und ihn würd' ich in meinem Wallfiſchbauch begraben; denn zur Zeit der Verwandlung, weißt du, iſt unſre Wohnung jedem Fremdling unzugänglich.

Alles das verhehlte die ſchöne Bertha ihrem Bruder nicht; er aber antwortete: kannſt du mich nicht vor den Augen des Meerwunders verbergen, wie deine Schweſtern thaten, daß ich hier weile, bis der Zauber ſchwindet? Ach, verſetzte ſie, wie könnt' ich dich verbergen? Sieheſt du nicht, daß dieſe Wohnung von Kriſtall iſt, und daß alle Wände ſo durchſichtig ſind, wie der Eishimmel *)? Es wird doch irgend ein undurchſchaubarer Winkel im Hauſe ſeyn, gegenredete Reinald; oder biſt du die einzige deutſche Frau, welche die Augen ihres Mannes nicht zu täuſchen vermag? Die ſchöne Bertha war in dieſer Kunſt ganz unerfahren; ſie ſann und ſann, endlich fiel ihr noch zum Glück die Holzkammer ein, wohin ſie ihren Bruder bergen könnte. Er nahm den Vorſchlag ohne Einwendung an, verſchränkte das Holz in der durchſichtigen Kammer ſo kunſtreich, wie ein Biber ſeinen un-

---

*) Sonderzweifel iſt das das prächtige Eisgewölbe, womit Dr. Berger die Erde umgiebt. Entweder hat er ſeine Theorie aus einem Volksmährchen genommen, oder als Volksmährchen erfunden.

terirdiſchen Bau, und verbarg ſich darin aufs beſte. Die Dame eilte darauf an ihren Putztiſch, ſetzte ſich ſo reizend auf als möglich, legte eins der ſchönſten Kleider an, das ihren ſchlanken Wuchs begünſtigte, ging ins Audienzgemach, harrend auf den Beſuch ihres Gemahls, des Delphins, und ſtand da ſo minniglich, wie eine der drei Grazien in der Einbildungskraft eines Dichters. Alſo der Delphin konnte des Umgangs ſeiner liebenswerthen Gemahlin während der Zeitperioden der Verzauberung nicht anders genießen, als daß er ihr täglich einen Beſuch machte, ſie von außen durch das gläſerne Haus ſah, und ſich an dem Anblick ihrer Schönheit weidete.

Kaum hatte die holde Bertha ihr Sprachzimmer betreten, ſo kam der ungeheure Fiſch herangeſchwommen; das Waſſer fing ſchon von weitem an zu rauſchen, und die Fluthen kräuſelten ſich in Wirbeln rings um den kriſtallenen Pallaſt. Das Meerwunder ſtand von außen vor dem Gemach, athmete Ströme von Waſſer ein, und ſtürzte ſie wieder aus ſeinem weiten Schlunde hervor, gaffte dabei mit glotzenden meergrünen Augen die ſchöne Frau ſtumm und ſtaunend an. So ſehr ſich auch die gute Dame angelegen ſeyn ließ, eine unbefangene Miene zu heucheln, ſo wenig war das in ihrer Gewalt; alle Schälkerei und Verſtellung war ihr ganz fremd, das Herz bebte und bangte ihr, der Buſen hob ſich hoch und ſchnell, ihre Wangen und Lippen glühten und erbleichten plötzlich wieder. Der

Delphin hatte ungeachtet ſeiner dämiſchen Fiſchnatur dennoch ſo viel phyſiognomiſches Gefühl, daß er aus dieſen Anzeichen Unrath merkte, ſcheußliche Grimaſſen machte, und pfeilgeſchwind fortſchoß. Er umkreiſte den Pallaſt in unzähligen Schraubengängen, und trieb ſolchen Unfug in den Wogen, daß die kriſtallene Wohnung davon erbebte, und die erſchrockne Bertha nicht anders glaubte, er würde ſolche Augenblicks zerſchellen. Der ſpähende Delphin konnte indeſſen bei dieſer ſtrengen Hausſuchung nichts wahrnehmen, was ſeinen Verdacht zu beſtärken ſchien; daher ward er allgemach ruhiger, und zum Glück hatte er durch ſein Toben das Waſſer ſo getrübt, daß er nicht ſehen konnte, in welchem Zuſtand die bängliche Bertha ſich befand. Er ſchwamm fort, die Dame erholte ſich wieder von ihrem Schrecken. Reinald verhielt ſich ſtill und ruhig in der Holzkammer, bis die Zeit der Verwandlung herankam; und obgleich allem Anſehen nach Schwager Delphin nicht allen Verdacht ſchwinden ließ, (denn er vergaß nie bei ſeinem täglichen Beſuch dreimal die Runde ums Haus zu ſchwimmen und alle Winkel des kriſtallnen Pallaſtes zu durchſpähen), ſo gebehrdete er ſich doch nicht ſo wüthig dabei, als das erſtemal. Die Stunde der Verwandlung befreiete endlich den duldſamen Gefangenen aus der einſamen Holzkammer.

Als er eines Tages erwachte, befand er ſich in einem königlichen Pallaſt auf einer kleinen Inſel. Gebäude, Luſtgärten, Marktplätze, alles ſchien auf dem Waſſer zu ſchwimmen, hundert Gondeln ſchwankten auf den Kanälen auf und ab, und alles lebte und webte auf den offnen Plätzen in fröhlicher Geſchäftigkeit; kurz das Schloß des Schwagers Delphin war ein kleines Venedig. Der Empfang des jungen Ritters war hier eben ſo herzig und freundſchaftsvoll als an den Höfen der beiden andern Schwäger. Uſo der Delphin war auf Monden verwünſcht; der ſiebente war jedesmal der Raſtmonat der Verzauberung; von einem Vollmond bis zum andern gedieh alles in ſeinem natürlichen Zuſtand. Weil Reinalds Aufenthalt hier länger dauerte, ſo ward er mit dem Schwager Uſo auch bekannter, und lebte mit ihm vertrauter als mit den andern. Seine Neugierde peinigte ihn ſchon lange, zu erfahren, durch welches Schickſal die drei Prinzen in den unnatürlichen Zuſtand der Bezauberung wären verſetzt worden, er forſchte fleißig deshalb an der Schweſter Bertha, aber die konnt' ihm keine Auskunft geben, und Uſo behauptete über dieſen Punkt ein geheimnißvolles Stillſchweigen. Reinald erfuhr alſo nicht, was er wünſchte. Unterdeſſen eilten die Tage der Freude auf den Fittigen der Winde dahin, der Mond verlor ſeine Silberhörner und rundete ſeine Geſtalt mehr mit jedem Tage.

Bei einer empfindſamen Abendpromenade verſtändigte Uſo ſeinem Schwager Reinald, daß die Zeit der Trennung in wenig Stunden bevorſtehe, und mahnte ihn an, zu ſeinen Eltern zurück zu kehren, die ſeinethalben in großer Sorge lebten; die Mutter ſey untröſtlich, ſeitdem es am Hofe kund worden, daß er nicht nach Flandern, ſondern in den Zauberwald auf Abenteuer ausgegangen ſey. Reinald fragte, ob der Wald noch viele enthalte, und vernahm, es ſey nur noch eins übrig, davon er bereits Kundſchaft habe: nehmlich um den Minneſold den Schlüſſel der Bezauberungen zu ſuchen und den kräftigen Talisman zu zerſtören; ſo lange dieſer wirke, ſey für die Prinzen keine Erledigung zu hoffen. Aber, fügte Ufo der Delphin freundſchaftlich hinzu, folgt gutem Rathe, junger Mann! dankt den translunariſchen Mächten und dem Schutz der Damen, eurer Schweſtern, daß ihr nicht das Opfer eures kühnen Unterfangens, den Zauberwald zu durchſtreifen, geworden ſeyd. Laßt euch genügen an dem Ruhm, den ihr erworben habt, ziehet hin und gebt euren Eltern Bericht von alle dem, was ihr geſehen und gehört habt, und führt durch eure Rückkehr die gute Mutter vom Rande des Grabes zurück, wohin ſie Harm und Gram um euch gebracht hat. Reinald verſprach, was Schwager Ufo verlangte, mit Vorbehalt, zu thun, was er wollte; denn die Herren Söhne, wenn ſie mütterlicher Zucht entwachſen, groß und bengelhaft worden ſind, und ſich auf den tollen Rappen ſchwingen, kümmern ſich wenig um die treuen Mutterzähren. Ufo merkte bald, worauf des Jünglings Sinn geſtellt war;

deshalb zog er ſeine Brieftaſche hervor und nahm daraus drei Fiſchſchuppen, reichte ſie ihm zum Geſchenk dar und ſprach: wenn euch einſt Hülfe Noth thut, ſo reibt ſie zwiſchen den Händen, daß ſie flugs erwarmen, und erwartet den Erfolg.

Reinald beſtieg eine ſchön vergoldete Gondel, und ließ ſich durch zwei Gondelirer ans feſte Land rudern. Kaum war er am Geſtade, ſo verſchwand die Gondel, das Schloß, die Gärten, die Marktplätze und es blieb von all der Herrlichkeit nichts übrig als ein großer Fiſchteich mit hohem Schilf bewachſen, welches ein kühles Morgenlüftchen durchſäuſelte. Der Ritter befand ſich wieder an dem Platze, wo er vor drei Monden kühnlich ins Waſſer ſprang, ſein Schild und Harniſch lag noch auf der Stelle und der Speer ſtand daneben gepflanzt, wie er ſeine Waffen verlaſſen hatte. Er aber gelobte ſich ſelbſt, nicht eher zu raſten, bis der Schlüſſel der Bezauberungen in ſeiner Hand wäre.

Drittes Buch.

Wer ſagt mir an den geraden Weg, und wer leitet meinen Fuß auf die rechte Bahn, die zu dem wunderbarſten der Abenteuer führt in dieſem gränzenloſen Walde? — O ihr translunariſchen Mächte, blickt freundlich auf mich herab, und wenn ein Erdenſohn dieſen mächtigen Zauber löſen ſoll, ſo laßt mich dieſem glücklichen Sterblichen ſeyn!

So ſprach Reinald ganz in ſich gekehrt, und ging fürbaß ſeine unwegſame Straße waldeinwärts. Er durchſtrich ſieben Tage lang ſonder Furcht noch Grauſen die endloſe Wildniß, und ſchlief ſieben Nächte lang unter freiem Himmel, daß ſeine Waffen vom nächtlichen Thau roſteten. Am achten Tage erſtieg er eine Felſenzinne, von der er wie vom St. Gotthards-Berge in unwirthbare Tiefen hinabblickte. Von der Seite öffnete ſich ein Thal mit grüner Vinca überzogen, von hohen Granitfelſen umſchloſſen, welche Schierlingstannen und traurige Cypreſſen überragten. In der Ferne kams ihm vor, als ſähe er da ein Monument aufgerichtet. Zwei koloſſenmäße Marmorſäulen mit ehernen Knäufen und Füßen trugen ein doriſches Gebälke, welches an eine Felſenwand gelehnt war, und ein ſtählernes Thor überſchattete, mit ſtarken Bändern und Riegeln verſehen; auch lag noch zum Ueberfluß ein Anwurf davor, von der Größe eines Scheffels. Unfern des Portals weidete ein ſchwarzer Stier im Graſe, mit funkelnden umherſchauenden Augen, als wenn er den Eingang zu bewachen hätte.

Reinald zweifelte nicht, daß er das Abenteuer gefunden habe, von dem ihm Schwager Ufo der Delphin Erwähnung gethan hatte; und ſogleich beſchloß er ſolches zu beſtehen, und ſchlüpfte von der Felſenzinne gemach hinab ins Thal. Er nahete dem Stier auf einen Bogenſchuß, ehe ihn dieſer zu bemerken ſchien; aber nun ſprang er raſch auf, lief wüthig hin und her, als rüſt' er ſich zum Kampf gegen den Ritter, wie ein Andaluſiſcher, ſchnaubte gegen den Erdboden, daß ſich Staubwolken empor hoben, ſtampfte mit den Füßen, daß der Grund erbebte, und ſchlug mit den Hörnern gegen die Felſen, daß ſie in Stücken ſprangen. Der Ritter ſetzte ſich in eine angreifende Stellung, und wie der Stier auf ihn anlief, vermied er das gewaltſame Horn durch eine geſchickte Wendung, und führte einen ſo kräftigen Schwertſtreich nach dem Halſe des Ungethüms, daß er vermeinte, das Haupt vom Rumpfe zu ſondern, wie der tapfere Skanderbeg. O Jammer, der Hals des Stiers war für Stahl und Eiſen unverwundbar; das Schwert zerbrach in Stücken und der Ritter behielt nur das Heft in der Hand. Er hatte nichts zu ſeiner Vertheidigung übrig als eine Lanze von Ahornholz mit einer zweiſchneidigen Spitze von Stahl; aber auch die zerknickte beim zweiten Angriff wie ein ſchwacher Strohhalm. Der ſtößige Ochs erfaßte den wehrloſen Jüngling mit den Hörnern, und ſchleuderte ihn wie einen leichten Federball hoch in die Luft, auflauernd, ihn aufzufangen, oder mit den Füßen zu zertreten. Glücklicherweiſe gerieth er im Fallen zwiſchen die ausgebreiteten Aeſte eines wilden Birnbaums, die ihn wohlthätig umfaßten. Ob ihm gleich alle Rippen im Leibe knackten, ſo blieb ihm doch ſo viel Beſinnungskraft, daß er ſich feſt an dem Baum anklammerte, denn der wüthige Ochs ſtieß mit ſeiner ehernen Stirn ſo gewaltſam gegen den Stamm, daß dieſer ſich aus der Wurzel hob und zum Fall neigte.

In der Zwiſchenzeit, als der mörderiſche Stier ſich wendete, einen Anlauf zu nehmen, den gewaltſamen Stoß zu wiederholen, dachte Reinald an die Geſchenke ſeiner Schwäger. Der Zufall führte ihm das Papier mit den drei Bärenhaaren zuerſt in die Hand, er rieb ſie aus allen Kräften, und in dem Augenblicke kam ein grimmiger Bär daher getrabet, der einen harten Kampf mit dem Stier begann; der Bär ward ſeiner bald mächtig; würgt' ihn nieder und zerriß ihn in Stücken. Wie ſich der hohle Bauch öffnete, flog heraus ein ſcheuer Entvogel, der mit großem Geſchrei davon flog. Reinald ahnete, daß dieſer Zauber des Sieges, welchen der Bär erkämpft hatte, ſpottete, und den Gewinn deſſelben davon trage; er griff deshalb flugs nach den drei Federn und rieb ſie zwiſchen den Händen. Darauf erſchien ein mächtiger Adler hoch in der Luft, vor welchem der furchtſame Entvogel ſich nieder ins Gebüſche drückte; der Adler ſchwebte in unermeßner Höhe über ihm. Wie der Ritter das bemerkte, ſcheucht er den Entrich auf und verfolgt ihn, bis der Wald lichter wurde, und weil er ſich nicht mehr bergen konnte, flog er auf und nahm ſeinen Flug gerade nach dem Weiher zu. Der Adler aber ſchoß aus den Wolken herab, ergriff und zerfleiſchte ihn mit ſeinen mächtigen Fängen. Indem er ſtarb, ließ er ein goldnes Ey in den Weiher fallen. Der aufmerkſame Reinald wußte auch dieſer neuen Täuſchung zu begegnen; er rieb flugs die Fiſchſchuppen zwiſchen den Händen; da hob ſich ein Wallfiſch aus dem Waſſer, der das Ey in ſeinem weiten Rachen auffing und es ans Land ſpie. Des war der Ritter froh in ſeinem Herzen, und ſäumte ſich nicht, das goldne Ey mit einem Stein entzwei zu ſchlagen. Da fiel ein kleiner Schlüſſel heraus, den er triumphirend für den Schlüſſel der Bezauberungen erkannte.

Schnellfüßig eilt' er nun zu dem ſtählernen Portal zurück. Der Zwergſchlüſſel ſchien für das rieſenmäßige Vorlegeſchloß nicht gemacht zu ſeyn, inzwiſchen wollt' er doch einen Verſuch damit machen; aber kaum berührte der Schlüſſel das Schloß, ſo ſprang es auf, die ſchweren eiſernen Riegel ſchoben ſich von ſelbſt zurück, und die ſtählerne Pforte that ſich auf. Frohen Muthes ſtieg er in eine düſtere Grotte hinab, in welcher ſieben Thüren in ſieben verſchiedene unterirdiſche Zimmer führten, alleſammt prächtig aufgeputzt und herrlich mit Wallrathlichtern erleuchtet. Reinald durchwandelte alle nach der Reihe, und trat aus dem letztern in ein Kabinet, wo er eine junge Dame anſichtig wurde, die auf einem Sopha in einem unerwecklichen magiſchen Schlummer ruhete. Bei dieſem herzanfaſſenden Anblick erwachte in ſeiner Bruſt das Gefühl der Liebe: ſtill und ſtaunend ſtand er da und verwand kein Auge von ihr, ein Beweis ſeiner Unerfahrenheit und Unſchuld, die ihm und der Zeit, worin er lebte, zur Ehre gereicht.

Nachdem Ritter Reinald ſich von ſeinem Erſtaunen erholet hatte, blickte er ein wenig im Zimmer umher, und ſah der ſchlafenden Dame gegenüber eine alabaſterne Tafel voll wunderbarer Charaktere. Er vermuthete, daß darauf der Talisman eingegraben ſey, der alle Zaubereien des Waldes in ihrer Kraft erhielt. Aus gerechtem Unwillen ballte er ſeine Fauſt mit dem eiſernen Handſchuh bewaffnet, und ſchlug mit Mannskraft dagegen. Sogleich fuhr die ſchöne Schläferin ſchreckhaft zuſammen, erwachte, that einen ſcheuen Blick nach der Tafel, und ſank in ihren betäubenden Schlummer zurück. Reinald wiederholte den Schlag und es erfolgte alles, ſo wie vorher. Nun war er darauf bedacht, den Talisman zu zerſtören; aber er hatte weder Schwert noch Speer, nichts als zwei rüſtige Arme. Mit dieſen erfaßt' er die magiſche Tafel, und ſtürzte ſie vom hohen Poſtament auf das Marmorpflaſter herab, daß ſie in Stücken zerfiel. Augenblicks erwachte die junge Dame wieder aus ihrem Todtenſchlummer, und bemerkte nun erſt beim dritten Erwachen die Gegenwart eines Ritters, der ſich gar tugendlich und ehrlich auf ein Knie vor ihr niederließ. Doch eh er zu reden anhub, verhüllte ſie ihr holdſeliges Angeſicht mit ihrem Schleier und ſprach gar zornmüthig: Hinweg von mir, ſchändlicher Unhold! Auch in der Geſtalt des ſchönſten Jünglings ſollſt du weder meine Augen täuſchen, noch mein Herz betrügen. Du kennſt meine Geſinnung, laß mir meinen Todtenſchlaf, worein mich deine Zauberei verſetzt hat.

Reinald begriff den Irrthum der Dame, darum ließ er ſich dieſe Sprache nicht befremden und gegenredete alſo: Holdes Fräulein, zürnet nicht! Ich bin nicht der gefürchtete Unhold, der euch hier gefangen hält, ich bin Graf Reinald, das Wunderkind genannt, ſehet hier den Zauber zerſtöret, der eure Sinnen umnebelt hatte. Das Fräulein blinzte ein wenig unter dem Schleier hervor, und als ſie die alabaſterne Tafel zertrümmert ſah, wunderte ſie ſich daß über die kühne That des jungen Abenteurers, blickte ihn holdſelig an, nnd er gefiel ihren Augen. Sie hob ihn freundlich auf, indem ſie ihm die Hand reichte und ſprach: Iſts ſo, wie ihr ſaget, edler Ritter, ſo vollendet euer Werk und führet mich aus dieſer grauſenvollen Höhle, daß ich Gottes Sonne glänzen ſehe, wenns draußen taget, oder die goldnen Sternlein am nächtlichen Himmel.

Reinald bot ihr den Arm, ſie durch die ſieben Prunkzimmer zu führen, durch welche er eingetreten war. Er öffnete die Thür; aber draußen wars egyptiſche Finſterniß, daß man das Dunkel greifen konnte, wie im Anfang der Schöpfung, eh der elektriſche Strahl des Lichts angezündet war. Alle Kerzen waren erloſchen und die kriſtallenen Kronleuchter goſſen nicht mehr ihren ſanften Schimmer aus den hohlen Kuppeln der Baſaltgewölbe herab. Das edle Paar tappte lange im Dunkel, ehe ſie ſich aus dieſen labyrinthiſchen Gängen herausfanden, und des Tages Schimmer durch den fernen Eingang einer unförmlichen Felſenhöhle hereindämmern ſahen. Die Entzauberte empfand die herzerquickende balſamiſche Kraft der allbelebenden Natur, und athmete mit Entzücken den Blumenduft, den ihr der laue Zephyr über die blühenden Auen entgegen wehete. Sie ſetzte ſich mit dem ſchlanken Ritter ins Gras, und er entbrannte gegen ſie in heißer Liebe; denn ſie war ſchön, wie das Meiſterſtück der Schöpfung, das erſte Weib aus Adams Rippen geformt. Doch quälte ihn eine andere Leidenſchaft ſchier noch mehr, das war die Begierde zu erfahren, wer die ſchöne Unbekannte ſey, und wie ſie in dieſen Wald verzaubert worden. Er bat ſie züchtiglich, ihm davon Beſcheid zu geben, und das Fräulein that ihren Roſenmund auf und ſprach:

Ich bin Hildegard, die Tochter Radbods, des Fürſten von Pommerland. Zornebock, der Sorbenfürſt, begehrte mich von meinem Vater zur Gemahlin; weil er aber ein ſcheußlicher Rieſe und ein Heide war, auch in dem Ruf ſtand, daß er ein großer Schwarzkünſtler ſey, ward er unter dem Vorwand meiner zarten Jugend abgewieſen. Darüber ergrimmte der Heide ſo ſehr, daß er meinen guten Vater befehdete, ihn in einem Treffen erlegte, und ſich ſeiner Länder bemächtigte. Ich war zu meines Vaters Schweſter, der Gräfin von Vohburg, geflohen, und meine drei Brüder, alleſammt ſtattliche Ritter, waren der Zeit außer Landes auf ihren Ritterzügen. Dem Zauberer konnte mein Aufenthalt nicht verborgen bleiben, und ſo bald er meines Vaters Land in Beſitz genommen hatte, beſchloß er mich zu entführen; und vermöge ſeiner Zauberkünſte war ihm das ein leichtes. Mein Oheim, der Graf, war ein Liebhaber von der Jagd, ich pflegt ihn oft dahin zu begleiten und alle Ritter ſeines Hofes wetteiferten bei dieſer Gelegenheit, mir immer das beſtgerüſtete Pferd anzubieten. Eines Tages drängte ſich ein unbekannter Stallmeiſter mit einem herrlichen Apfelſchimmel zu mir heran, bat mich im Namen ſeines Herrn, dieſes Pferd zu beſteigen, und zu würdigen, es als mein Eigenthum aufzunehmen. Ich fragte nach dem Namen ſeines Herrn, er entſchuldigte ſich dieſe Frage eher zu beantworten, bis ich den Gaul erprobt, und nach der Rückkehr von der Jagd mich würde erklärt haben, daß ich das Geſchenk nicht verſchmähe. Ich konnte dieſes Anerbieten nicht wohl ausſchlagen, über das war das Pferd ſo prächtig gerüſtet, daß es die Augen des ganzen Hofes auf ſich zog. Gold und Edelſteine und prächtige Stickerei war an der purpurfarbnen Satteldecke verſchwendet. Ein rother ſeidener Zaum lief vom Gebiß am Halſe hinauf, Stangen und Bügel waren von gediegenem Golde dicht mit Rubinen beſetzt. Ich ſchwang mich in den Sattel und hatte die Eitelkeit, bei dieſer Kavalkade mir ſelbſt zu gefallen. Der Gang des edlen Roſſes war ſo leicht und ſo gemächlich, daß es mit dem Huf die Erde kaum zu berühren ſchien. Leichtfüßig ſetzt' es über Graben und Hecken, und die kühnſten Reiter vermochten nicht, ihm zu folgen. Ein weißer Hirſch, der mir bei der Jagd aufſtieß und dem ich nacheilte, zog mich tief in den Wald und trennte mich von dem Gefolge der Jäger. Um mich nicht zu verirren, verließ ich den Hirſch, zum Sammelplatz der Jagd zurückzukehren; aber das Pferd ſträubte ſich mir zu gehorchen, bäumte ſich auf, ſchüttelte die Mähne und wurde wild. Ich verſucht' es zu begütigen; aber in dem Augenblick nahm ich mit Entſetzen wahr, daß ſich der Apfelſchimmel unter mir in ein gefiedertes Ungethüm verwandelte: die Vorderfüße breiteten ſich in ein Paar Flügel aus, der Hals verlängerte ſich, an dem Kopf ſtreckte ſich ein breiter Schnabel hervor, ich ſah einen hochbeinigen Hippogryphen unter mir, der einen Anlauf nahm, ſich mit mir in die Luft ſchwang, und in weniger als einer Stunde in dieſen Wald verſetzte, wo er ſich vor der ſtählernen Pforte eines alten Schloſſes niederließ.

Mein erſtes Schrecken, von dem ich mich noch nicht erholt hatte, vermehrte ſich, als ich den Stallmeiſter erblickte, der mir den Morgen den Apfelſchimmel vorgeführt hatte, und ſich jetzt ehrerbietig nahte, mir aus dem Sattel zu helfen. Betäubt von Schrecken und Unmuth ließ ich mich ſchweigend durch eine Menge Prachtgemächer zu einer Geſellſchaft in Gala gekleideter Damen begleiten, die mich als ihre Gebieterin empfingen und meine Befehle erwarteten. Alle beeiferten ſich, mich aufs Beſte zu bedienen, aber niemand wollte mir ſagen, wo und in weſſen Gewalt ich mich befände. Ich überließ mich einer ſtummen Traurigkeit, welche Zornebock der Zauberer auf einige Augenblicke unterbrach, der in der Geſtalt eines gelben Zigeuners zu meinen Füßen lag und um meine Liebe bat. Ich begegnete ihm ſo, wie mir mein Herz eingab dem Mörder meines Vaters zu begegnen. Des Wüthrichs Sitten waren wild, ſeine Leidenſchaften ſtürmten in ſeiner Bruſt, er wurde leicht aufgebracht; ich rang mit der Verzweiflung, ich trotzte ſeiner Wuth, und forderte ihn auf, ſeine Drohungen zu erfüllen, den Pallaſt zu zertrümmern und mich unter den Ruinen zu begraben; aber ſchnell verließ mich der Unhold und gab mir Friſt, mich zu bedenken.

Nach ſieben Tagen erneuerte er ſeinen verhaßten Antrag, ich wies ihn mit Verachtung von mir, und er ſtürzte wüthend aus dem Zimmer. Kurz nachher erbebte die Erde unter meinen Füßen, das Schloß ſchien in den Abgrund hinabzurollen. Ich ſank auf meinen Sopha und meine Sinne ſchwanden dahin. Aus dieſem Todesſchlummer erweckte mich des Zauberers furchtbare Stimme: Erwache, ſprach er, liebe Schläferin, aus deinem ſiebenjährigen Schlummer, und ſage mir an, ob die wohlthätige Zeit den Haß gegen deinen getreuen Paladin gemildert hat. Erfreue mein Herz mit dem kleinſten Strahl von Hoffnung, und dieſe traurige Grotte ſoll ſich in den Tempel der Freude verwandeln. Ich würdigte den ſchändlichen Zauberer keiner Gegenrede, noch eines Anblicks, verhüllte mit meinem Schleier mein Geſicht und weinte. Mein Trübſinn ſchien ihn zu rühren, er bat, er flehete, er jammerte laut und wand ſich wie ein Wurm zu meinen Füßen. Endlich ermüdete ſeine Geduld, er ſprang raſch auf und ſprach: Wohlan, es ſey drum, in ſieben Jahren ſprechen wir uns wieder! Drauf hob er die alabaſterne Tafel aufs Poſtament; ſogleich fiel ein unwiderſtehlicher Schlaf auf meine Augenlieder, bis der Grauſame meine Ruhe von neuem unterbrach. Unempfindliche, redete er mich an, wenn du noch gegen mich grauſam biſt, ſo ſey es wenigſtens nicht gegen deine drei Brüder. Mein untreuer Stallmeiſter hat ihnen dein Schickſal entdeckt, aber er iſt beſtraft, der Verräther. Sie ſind gekommen dieſe Unglücklichen mit Heereskraft, dich aus meiner Hand zu reißen: aber dieſe Hand war ihnen zu ſchwer, und ſie beſeufzen ihre Unbeſonnenheit unter mancherlei Geſtalten in dieſem Walde. Eine ſo armſelige Lüge, zu welcher der Unhold ſeine Zuflucht nahm, meine Standhaftigkeit zu überwinden, erbitterte mein Herz nur noch mehr gegen ihn. Hohn ſaß auf meinen Lippen und die bitterſte Verachtung. Unglückliche, fuhr der tobende Heide auf, dein Schickſal iſt entſchieden! Schlaf ſo lange als die unſichtbaren Mächte dieſem Talisman gehorchen! Flugs ſchob er die alabaſterne Tafel zurecht und der magiſche Taumel raubte mir Leben und Empfindung. Ihr habt mich, edler Ritter, durch Zerſtörung des Zaubers aus dieſem Todesſchlafe erweckt. Aber ich begreife nicht, durch welche Macht ihr dieſe That habt ausrichten mögen, und was den Zauberer abhalten mag, euch zu widerſtehen. Zornebock muß nicht mehr am Leben ſeyn, ihr würdet ſonſt an ſeinem Talisman euch nicht ungeſtraft vergriffen haben.

Die reizvolle Hildegard urtheilte ganz recht: Der Unhold war mit ſeinen Sorben ins Böhmerland eingefallen, wo damals die Fürſtin Libuſſa aus dem Feengeſchlechte regierte, und hatte an ihr, wie der mächtige Cyrus an der Scythen-Königin Tomyris, ſeine Meiſterin gefunden. Zornebock war gegen die berühmte Böhmer-Königin in der Zauberkunſt nur ein Lehrling; ſie hatte ihn mit ihren Künſten überholt, daß er das Schlachtfeld räumen und den Streichen eines handfeſten Ritters unterliegen mußte, dem ſie magiſche Waffen gab, welchen die Paſſauer Kunſt nicht widerſtand.

Als die ſchöne Hildegard ſchwieg, nahm Reinald das Wort und erzählte ihr ſeine Abenteuer. Wie er ihr Meldung that von den drei verwünſchten Prinzen im Walde, die ſeine Schwäger waren, nahm ſie das groß Wunder; denn ſie vermerkte nun, daß Zornebocks Erzählung keine Lüge, ſondern Wahrheit geweſen ſey. Der Ritter war eben im Begriff, ſeine Geſchichte zu enden: da erhob ſich im Gebirge groß Triumphiren und Freudengeſchrei. Bald darauf brachen drei Geſchwader Reiter aus dem Walde hervor, an deren Spitze Hildegard ihre Brüder und Reinald ſeine Schweſtern erkannte. Der Zauber des Waldes war gelöſet. Nach wechſelſeitigen Umarmungen und Freudensbezeugungen verließ die Karavane der Entzauberten die ſchauervolle Einöde und begab ſich in das alte Waldſchloß. Reitende Boten flogen nach der Reſidenz des Grafen, die frohe Botſchaft von der Ankunft ſeiner Kinder zu verkünden. Der Hof befand ſich eben in tiefer Trauer über den Verluſt des jungen Grafen, den man als einen Todten beweinte; die Eltern glaubten, daß ihn der Zauberwald auf ewig verſchlungen habe. Die traurende Mutter hatte anf Erden keinen Troſt mehr, und fühlte kein Vergnügen als das, für ihre Kinder Todtengepränge anzuſtellen. Eben war man im Begriff, Reinalds Exequien zu feiern; aber ſchneller konnte weiland der täuſchende Nicolini ſeinen pantomimiſchen Schauplatz nicht wandeln, als in der Reſidenz des Grafen bei dieſer frohen Botſchaft alle Dinge eine andere Geſtalt annahmen: alles athmete nun wieder Leben und Freude. In wenig Tagen empfand das ehrwürdige Elternpaar die Wonne, ihre Kinder und Enkel zu umarmen. Adelheid hatte ſeit dem Beſuch ihres Bruders aus dem Ey ein liebevolles Fräulein gebrütet, das von der mütterlichen Bruſt ſeine kleinen Arme dem Großpapa lächelnd entgegenſtreckte, und ihm beim Empfang die ſilberfarbenen Locken zauste. Unter allen Feierlichkeiten dieſer glücklichen Wiederkehr, zeichnete ſich Reinalds Beilager mit der ſchönen Hildegard beſonders aus. Ein ganzes Jahr verging unter mancherlei Abwechſelungen von Freude und Ergötzlichkeiten.

Endlich bedachten die Prinzen, daß ein allzulanger Genuß des Vergnügens den männlichen Muth und die Thatkraft ihrer Ritter und Knappen erſchlaffen möchte; auch war die Reſidenz des Grafen zu eng, ſo viel Hofhaltungen bequem zu faſſen; die drei Eidame rüſteten ſich alſo mit ihren Damen züm Abzuge. Reinald der Stammerbe verließ ſeine grauen Eltern nimmer, und drückte ihnen als ein frommer Sohn die Augen zu. Albrecht der Bär kaufte die Herrſchaft Askanien und gründete die Stadt Bernburg, Edgar der Aar zog in der Helvetier Land unter den Schatten der hohen Alpen und bauete Aarburg an einen Fluß ohne Namen, der aber von der Stadt, an welcher er hingleitet, nachher benennet wurde. Uſo der Delphin that einen Heereszug nach Burgund, bemächtigte ſich eines Theils dieſes Reichs und nannte die eroberte Provinz das Delphinat. Und wie die drei Prinzen bei den Namen ihrer Städte und Dynaſtien auf das Andenken ihrer Bezauberungen anſpielten, ſo nahmen ſie auch ihre Thiergeſtalten aus der Zauberepoche zum Symbol ihrer Wappen an. Daher kommt es, daß Bernburg einen goldgekrönten Bären, Aarburg einen Adler, und das Delphinat einen Meerfiſch im Wappen führet bis auf dieſen Tag. Die köſtlichen Zahlperlen aber, welche an Galatagen den Olympus der ſämmtlichen Erdengöttinnen unſers Welttheils verherrlichen, und für orientaliſche geachtet werden, ſind die Ausbeute des Weihers im Zauberwald und befanden ſich ehemals in drei leinenen Säcken.

Richilde.

Gunderich der Pfaffenfreund, Graf von Brabant, lebte um die Zeit der Kreuzzüge mit ſo exemplariſcher Frömmigkeit, daß er den Namen des Heiligen ſo gut verdient hätte, als Kaiſer Heinrich der Hinker. Seine Hofburg ſah einem Kloſter ähnlich; man hörte da keine Sporen klirren, keine Roſſe wiehern, keine Waffen rauſchen; aber die Litaneien andächtiger Mönche und das Geklingel der Silberglocken tönten ohne Unterlaß durch die Hallen ſeines Pallaſtes. Der Graf verſäumte keine Meſſe, wohnte fleißig den Prozeſſionen bei, eine geweihte Wachskerze in der Hand tragend; wallfahrtete auch an alle heilige Oerter, wo Ablaß ertheilt wurde, auf drei Tagereiſen weit rings um ſein Hoflager. Dadurch erhielt er die Politur ſeines Gewiſſens ſo rein und unbefleckt, daß auch kein ſündlicher Hauch daran haften konnte: und doch wohnte bei dieſer großen Gewiſſensruhe keine Zufriedenheit in ſeinem Herzen, denn er lebte in kinderloſer Ehe und beſaß gleichwohl große Schätze und Renten. Dieſe Unfruchtbarkeit nahm er als eine Strafe des Himmels auf, weil, wie er ſagte, ſeine Gemahlin zuviel eiteln Weltſinn habe.

Die Gräfin grämte ſich innerlich über dieſen frommen Wahn. Obgleich Andächtelei eben nicht ihre Sache war, ſo wußte ſie doch nicht eigentlich, wodurch ſie das Strafgericht der Unfruchtbarkeit verdient haben ſollte; denn Fruchtbarkeit iſt ja nicht eben eine Prämie der weiblichen Tugend. Indeſſen verabſäumte ſie nichts, um den Himmel, falls die Vermuthung ihres Gemahls Grund haben ſollte, durch Faſten und Kaſteien zu verſöhnen, aber dieſe Bußübungen wollten nicht anſchlagen, und ihre Taille wurde bei der ſtrengen Lebensweiſe nur immer ſchlanker. Zufälligerweiſe traf ſichs, daß Albertus Magnus, als er auf Befehl Gregor des Zehnten von Cöln aufs Concilium nach Lyon zog, ſeinen Weg durch Brabant nahm, und beim Grafen einſprach, deſſen Gaſtfreigebigkeit gegen die Kleriſei keine Gränzen hatte. Dieſer empfing ſeinen Gaſt nach Standesgebühr und Würden *),

---

*) Albertus ſtammte aus dem Geſchlecht der Grafen von Volſtädt in Schwaben. Er war Biſchof in Regensburg geweſen, hatte dieſer Würde aber entſagt aus Liebe zu den Wiſſenſchaften.

ließ ſich auch von ihm eine Meſſe leſen, für die er hundert Goldſtücke zahlte. Die Gräfin wollte ihrem Gemahl an Freigebigkeit nicht nachſtehen: darum ließ ſie ſich gleichfalls eine Meſſe leſen und zahlte dafür hundert Goldgülden. Nicht minder begehrte ſie an den ehrwürdigen Dominikaner, daß er ihre Beichte hören möchte, wo ſie ihm das Anliegen wegen ihrer Unfruchtbarkeit offenbarte und getröſtet von ihm hinweg ging. Er unterſagte der betrübten Beichttochter alle Pönitenz und ferneres Kaſteien, ſchrieb ihrem Herrn und ihr eine reichlichere Diät vor, und verhieß mit prophetiſchem Geiſte, daß ſie, ehe er noch vom Concilium zurückkehrte, mit Leibesfrucht würde geſegnet ſeyn. Die Prophezeihung traf ein: bei der Wiederkehr von Lyon fand Albertus in den Armen der erfreuten Gräfin ein zartes Fräulein, der holden Mutter Ebenbild, welche allen Heiligen dankte, daß ihre Schmach nun von ihr genommen war. Vater Gunderich hätte zwar einen männlichen Erben lieber ankommen ſehen; aber weil das kleine Geſchöpf ſo niedlich und freundlich war, und ihm ſo unſchuldsvoll entgegen lachte, trug ers oft auf den Armen und hatte große Freude daran. Weil nun der Graf in den Gedanken ſtand, der fromme Albertus habe ihm dieſen Eheſegen vom Himmel erbeten, ſo erdrückt' er ihn ſchier mit Wohlthaten, und bei ſeinem Abzug verehrt' er ihm ein ſo prächtiges Meßgewand, als der Erzbiſchof von Toledo ſchwerlich eines in ſeiner geiſtlichen Garderobe haben mag. Die Gräfin bat um Alberts Benediktion für ihr Töchterlein, und er ertheilte ſolche mit einer Inbrunſt und Theilnehmung, daß die Läſterchronik des Hofs dadurch Anlaß nahm, allerlei zu munkeln, was die Genealogiſten über die Abkunft des Fräuleins hätt' irre führen können, doch Vater Gunderich nahm keine Kunde von dem Gerede, und ließ alles gutmüthig beim gleichen bewenden.

Albertus Magnus war ein ſonderbarer Mann, der bei ſeinen Zeitgenoſſen in zweideutigem Rufe ſtand; einige hielten ihn für einen ſo großen Heiligen, als irgend einer im Kalender zu finden iſt, andere ſchrien ihn für einen Schwarzkünſtler und Teufelsbanner aus; noch andere meinten, er ſey keins von beiden, ſondern ein hochgelahrter Philoſophus, der die Natur beſchlichen und ihr alle Geheimniſſe abgelauſcht habe. Er verrichtete auch wirklich wunderbare Dinge, darob männiglich erſtaunte. Denn als Kaiſer Friedrich der Zweite ſeine Künſte zu ſchauen begehrte, lud ihn Albertus im Eismonat zu Cöln am Rhein auf ein Frühſtück in den Kloſtergarten ein, und gab ihm ein Schauſpiel, das ſeines Gleichen nicht hatte. Hyacinthen und Tulpen ſtanden da im ſchönſten Flor, einige Obſtbäume blüheten, andere trugen reife Früchte, die Nachtigallen ließen ſich nebſt der Graſemücke im Gebüſche hören, und die fröhlichen Stechſchwalben ſchwirrten hoch in der Luft um den Kloſterthurm. Wie der Kaiſer das alles genug bewundert hatte, führt' er ihn nebſt ſeinen Höflingen an ein Traubengeländer, gab jedem Gaſt ein Meſſer in die Hand, ſich eine reiſe Traube abzuſchneiden, doch gebot ers nicht eher zu thun, bis ers anſagen würde; aber plötzlich nahm er die künſtliche Täuſchung hinweg, und es ergab ſich, daß jeder Gaſt ſeine eigne Naſe erfaßt und das Meſſer angeſetzt hatte, ſie abzuſchneiden; welcher Schwank Friedrichen ſo zu lachen machte, daß er den kaiſerlichen Bauch halten mußte. Wenn das mit rechten Dingen zuging, ſo wars traun ein Stück, welches weder Pinetti, noch Philadelphia dem Tauſendkünſtler Albertus nachzuthun vermochten.

Nachdem der ehrwürdige Dominikaner der kleinen Richilde die geiſtliche Benediktion ertheilt hatte, und nun von dannen ziehen wollte, bat ihn die Gräſin noch um ein Andenken für ihr Töchterlein, eine Reliquie, ein Agnusdei, ein Amulet, oder einen Segen fürs Fräſch und Herzgeſpann. Albertus ſchlug ſich vor die Stirn und ſprach: Ihr erinnert wohl, edle Frau, ſchier hätt' ichs aus der Acht gelaſſen, euer Fräulein mit einer Gabe zu bedenken; aber laßt mich allein, und ſaget mir genau an, zu welcher Stunde das Fräulein zuerſt die vier Wände beſchrien hat. Darauf verſchloß er ſich neun Tage lang in eine einſame Klauſe und laborirte fleißig, daß er ein Kunſtſtück zuwege brächte, dabei ſich die kleine Richilde ſeiner erinnern möchte.

Wie der Kunſtmeiſter das Werk vollendet hatte, und merkte, daß es wohl gediehen ſey, bracht' ers insgeheim zur Gräfin, und offenbarte ihr alle Tugend und geheime Wirkung ſeines Machwerks, und wie es zu gebrauchen ſey, und wie ſie die Tochter, wenn ſie heranwüchſe, von dem Nutz und Brauch des Werks belehren ſollte; nahm dann freundlichen Abſchied und ritt davon. Die Gräfin, hocherfreut über die Gabe, nahm die magiſche Heimlichkeit und verbarg ſie in der Schublade, wo ſie ihre Kleinodien verwahrte. Gunderich der Pfaffenfreund lebte noch einige Jahre in weltentflohener Abgeſchiedenheit in ſeiner Burg, ſtiftete viel Klöſter und Kapellen, legte aber dennoch einen großen Theil ſeiner Renten zum Brautſchatz des lieben Töchterleins bei; denn das Lehn war einem Agnaten verſchrieben. Wie er ſpürte, daß es mit ihm bald zu Ende gehen würde, ließ er ſich ein Mönchskleid anlegen und verſchied darin mit den hoffnungsvollſten Anſprüchen auf das Recht der Maskenfreiheit im ewigen Leben. Die Gräfin wählte ein Nonnenkloſter zum Wittwenaufenthalt, und wendete ihre ganze Thätigkeit auf die Erziehung ihrer Tochter, welche ſie, ſo bald ſie volljährig ſeyn würde, ſelbſt in die große Welt einführen wollte. Aber bevor ſie das bewerkſtelligen konnte, wurde ſie vom Tode übereilt, eben zu der Zeit, da das Fräulein mit dem funfzehnten Jahre ihres Lebens in den Blüthemond der weiblichen Schönheitsepoche eintrat.

Die gute Mutter ſträubte ſich anfangs mit einigem Unwillen gegen die ungelegene Trennung von der ſchönen Richilde, in der ſie noch einmal aufzuleben gedachte; doch als ſie vermerkte, daß ihr Stündlein gekommen ſey, unterwarf ſie ſich ſtandhaft dem Geſetz des alten Bundes, und ſchickte ſich zur Heimfahrt. Sie rief ihre Tochter beiſeits, hieß ihr die milden Zährlein trocknen und redete zum Valet alſo: Ich verlaſſe dich, geliebte Richilde, zu einer Zeit, wo dir der mütterliche Beiſtand am nöthigſten thut; aber kümmere dich nicht! der Verluſt einer guten Mutter ſoll dir durch einen treuen Freund und Rathgeber erſetzt werden, der, wenn du weiſe und klug biſt, deine Schritte leiten wird, daß du nie irre geheſt. Dort in der Schublade, die meine Juwelen aufbewahrt, befindet ſich ein natürlich Geheimniß, welches du nach meinem Ableben in Empfang nehmen ſollſt. Ein hocherfahrner Philoſophus, genannt Albertus Magnus, der an der Freude über deine Geburt großen Antheil nahm, hat ſolches unter einer gewiſſen Conſtellation verfertiget, und mir anvertraut, dir den Gebrauch deſſelben zu lehren. Dieſes Kunſtwerk iſt ein metalliſcher Spiegel, in einem Rahmen von gediegenem Golde gefaßt: Er hat für die, welche hineinſchauen, alle Eigenſchaften eines gemeinen Spiegels, die Geſtalten getreu zurückzugeben, die er empfängt. Aber für dich iſt ihm, außer dieſem Gebrauch, auch noch die Gabe verliehen, alles, warum du ihm fragen wirſt, in deutlichen redenden Bildern darzuſtellen, ſo bald du den Spruch ausſprichſt, welchen dir dieſes Gedenktäfelein, das du hier empfängſt, nachweiſen wird. Hüte dich, ihn nie aus Vorwitz und Neugier zu Rathe zu ziehen, oder ihm unbeſonnen das zukünftige Schickſal deines Lebens abzufragen. Betrachte dieſen wunderbaren Spiegel als einen achtungswerthen Freund, den man mit nichtswürdigen Fragen zu ermüden ſich ſcheuet, an welchem man aber in den wichtigſten Angelegenheiten des Lebens immer einen treuen Rathgeber findet. Darum ſey weiſe und vorſichtig beim Gebrauch, und wandle auf den Wegen der Tugend, damit der blanke Spiegel nicht, durch den vergifteten Hauch des Laſters angewehet, vor deinem Angeſicht erblinde. Nachdem die ſterbende Mutter dieſen Schwanengeſang vollendet hatte, umfaßte ſie die jammernde Richilde, empfing den heiligen Chriſam, kämpfte ihren Todeskampf, und verſchied.

Das Fräulein empfand tief in ihrem Herzen den Verluſt der zärtlichen Mutter, hüllte ſich in Trauerkleider und verweinte eines der ſchönſten Lebensjahre zwiſchen den Mauern der klöſterlichen Abgeſchiedenheit, in Geſellſchaft der ehrwürdigen Domina und der frommen Kloſterſchweſtern, ohne einmal den zeitlichen Nachlaß ihrer Mutter nachzuſehen, oder in den geheimnißvollen Spiegel zu ſchauen. Nach und nach milderte die Zeit dieſe kindlichen Schmerzensgefühle, der Thränenquell verſiegte, und wie das Herz des

Fräuleins durch Leidensergießung keine Beſchäftigung mehr fand, fühlte ſie in der einſamen Zelle das Ungemächliche der Langenweile. Sie beſuchte nun öfters das Sprachgemach, fand unvermerkt Belieben mit den Tanten und Vettern der Nonnen zu koſen, und die letztern waren ſo eifrig den frommen Baſen aufzuwarten, daß ſie ſich ſchaarenweiſe ans Gitter drängten, wenn die ſchöne Richilde im Sprachzimmer war. Es fanden ſich viel ſtattliche Ritter ein, die der ungeſchleierten Koſtgängerin viel Schönes ſagten, und in dieſen Schmeicheleien lag das erſte Saamenkorn der Eitelkeit, welches hier auf kein unfruchtbar Land fiel, ſondern bald Wurzel ſchlug und aufkeimte. Fräulein Richilde bedachte, daß es draußen im Freien beſſer ſey als im Käfig hinter dem eiſernen Gitter; ſie verließ das Kloſter, richtete ihre Hofſtatt ein, nahm wohlſtandshalber eine Aja zur Ehrenhüterin an, und trat mit Glanz in die große Welt ein.

Der Ruf ihrer Schönheit und Sittſamkeit breitete ſich aus gegen die vier Winde des Himmels. Viel Prinzen und Grafen kamen von fernen Landen, ihr den Hof zu machen. Der Tagus, die Seine, der Po, die Themſe und der Vater Rhein ſchickten ihre Heldenſöhne nach Brabant, der ſchönen Richilde zu huldigen. Ihr Pallaſt ſchien ein Feenſchloß zu ſeyn, die Fremden genoſſen da der beſten Aufnahme, und unterließen nicht die Höflichkeiten der reizenden Beſitzerin mit den feinſten Schmeicheleien zu erwiedern.

Es verging kein Tag, wo nicht die Hofſtechbahn mit einigen wohlgerüſteten Rittern beſetzt war, die durch ihre Wappenkönige auf den Märkten und an den Eckhäuſern der Stadt die Ausforderung verkünden ließen: wer die Gräſin von Brabant nicht für die ſchönſte Dame ihrer Zeitgenoſſenſchaft erkenne, oder das Gegentheil zu behaupten erdreiſte, ſolle ſich in den Schranken des Turnierplatzes einfinden und mit den Waffen ſeine Behauptung gegen die Ritter der ſchönen Richilde erhärten. Gemeiniglich meldete ſich niemand; oder wenn man ja an einem Hoffeſte gern ſtechen mochte, und einige Ritter ſich bereden ließen, die Ausforderung anzunehmen, und der Dame ihres Herzens den Preis der Schönheit zuzueignen, ſo geſchah das nur zum Schein; die Höflichkeit der Ritter erlaubte ihnen nie, den Kämpen der Gräſin aus dem Sattel zu heben; ſie brachen ihre Lanzen, erkannten ſich überwunden, und geſtanden der jungen Gräſin den Preis der Schönheit zu; ein Opfer, welches ſie immer mit jungfräulicher Sittſamkeit anzunehmen pflegte.

Bisher war es ihr noch nicht eingefallen, den magiſchen Spiegel zu befragen; ſie brauchte ihn nur als einen gemeinen Spiegel, um ihren Kopfputz dadurch zu prüfen, ob die Jungfrauen ihn zu ihrem Vortheil aufgeſetzt hätten. Eine Frage hatte ſie ſich noch nicht erlaubt, entweder weil ihr zur Zeit noch kein kritiſcher Umſtand vorgekommen war, der eines

Rathgebers bedurft hätte; oder weil ſie zu ſcheu war, und befürchtete, ihre Frage möchte vorwitzig und unbeſonnen ſeyn, und der blanke Spiegel dürfe darüber erblinden. Unterdeſſen machte die Stimme der Schmeichelei ihre Eitelkeit immer mehr rege, und erzeugte in ihrem Herzen den Wunſch, das in der That zu ſeyn, was das Gerüchte ihr tagtäglich laut in die Ohren gellte. Denn ſie beſaß die bei den Großen ſo ſeltene Klugheit, in die Sprache ihrer Höflinge ein gerechtes Mißtrauen zu ſetzen. Einem aufblühenden Mädchen, weß Standes und Würden ſie ſey, iſt die Frage über ihre Wohl- oder Mißgeſtalt ein ſo wichtiges Problem, als einem orthodoxen Kirchenlehrer die Frage über die vier letzten Dinge. Daher war eben nicht zu verwundern, daß die ſchöne Richilde Lehr' und Unterricht begehrte über eine Materie, die ihrer Wißbegierde ſo intereſſant war, und von wem konnte ſie hierüber ſichrere und ungezweifeltere Auskunft erwarten, als von ihrem unbeſtechlichen Freunde, dem Spiegel? Nach einiger Ueberlegung fand ſie die Anfrage ſo gerecht und billig, daß ſie kein Bedenken trug, ſolche an die Behörde gelangen zu laſſen. Sie verſchloß ſich alſo eines Tages in ihr Gemach, trat vor den magiſchen Spiegel und hob ihren Spruch an:

Spiegel blink, Spiegel blank,
Goldner Spiegel an der Wand,
Zeig mir an die ſchönſte Dirn' in Brabant.

Behend zog ſie den ſeidenen Vorhang auf, blickte hinein und ſah darin mit großer Zufriedenheit ihre eigene Geſtalt, welche ihr der Spiegel unbefragt ſchon gar oft gezeiget hatte. Darüber ward ſie hocherfreut in ihrer Seele, ihre Wangen färbten ſich höher und die Augen funkelten vor Vergnügen; aber ihr Herz wurde ſtolz und hoffärtig, wie das Herz der Königin Vaſthi. Die Lobſprüche über ihre Wohlgeſtalt, die ſie vorher mit Beſcheidenheit und ſanftem Erröthen angenommen hatte, begehrte ſie nun als einen rechtmäßigen Tribut; auf alle Jungfrauen des Landes ſah ſie mit Stolz und Verachtung herab, und wenn von ausländiſchen Fürſtentöchtern die Rede war, und irgend eine ihrer Schönheit wegen geprieſen wurde, fuhrs ihr durchs Herz, ſie verzog den Mund und bekam Vapeurs. Die Höflinge, welche die Schwachheit ihrer Gebieterin bald genug wahrnahmen, ſchmeichelten und heuchelten ihr aufs unverſchämteſte, afterredeten über die ganze weibliche Welt, und ließen außer ihrer Herrſchaft keiner Dame für einen Deut Ehre, wenn ſie im Rufe der Schönheit ſtand. Selbſt die berühmteſten Schönheiten der Vorwelt, die doch ſeit vielen hundert Jahren verblühet waren, wurden nicht verſchont, und mußten ſich aufs ſchärfſte bekritteln laſſen. Die ſchöne Judith war zu plump und vierſchrötig, wenigſtens nach dem Malerkoſtum, das ihr von undenklichen Zeiten her die robuſte Geſtalt eines Schlächterweibes beilegt, wenn ſie den krausbärtigen Kapitain Holofernes entgurgelt. Die ſchöne Eſther war zu rachſüchtig, weil ſie die zehn hübſchen Jungen des Exminiſter Hamans, die doch nichts verſchuldet hatten, henken ließ. Von der ſchönen Helena hieß es, ſie ſey ein artiger Rothkopf geweſen, und habe aller Vermuthung nach Sommerſproſſen gehabt. An der Königin Kleopatra wurde der kleine Mund gelobt, aber die wulſtig aufgeworfenen Lippen und die hochſtehenden egyptiſchen Ohren, welche Blumenbach noch vor kurzem an den Mumien bemerkt haben will, getadelt. Die Königin Thaleſtris mußte bei aller Gelegenheit wegen der, nach amazoniſcher Gewohnheit, zerſtörten rechten Bruſt herhalten, und ihre tiefe Taille, welche ſich bei dieſem weſentlichen Schönheitsmangel nicht verhehlen ließ, wollte kein Höfling goutiren, weil der künſtliche Panzer der ausgepolſterten Schnürbrüſte, die ſo manchen weiblichen Mangel bedecken, damals noch nicht erfunden war.

Die ſchöne Richilde galt an ihrem Hofe für das einzige und höchſte Ideal der weiblichen Schönheit, und weil ſie, laut Zeugniß des magiſchen Spiegels, in der That die ſchönſte Dame in Brabant war, und überdem großen Reichthum beſaß, nebſt vielen Städten und Schlöſſern, ſo gebrach es ihr nicht an hochgebornen Ehewerbern. Sie zählte deren mehr als weiland Dame Penelope, und wußte ſie ſo fein und trüglich mit ſüßer Hoffnung hinzuhalten, als in ſpätern Zeiten die Brittiſche Königin Eliſabeth. Alle Wünſche, die ſich die Töchter Teuts in unſern Tagen zu erträumen pflegen, bewundert, fetirt, angebetet zu ſeyn, in der Reihe ihrer Geſpielen hervorzuſtechen und über alle andere wegzuglänzen, wie der liebliche Mond unter den kleinen Sternen; einen Nimbus von Bewunderern und Anbetern um ſich zu haben, die bereit ſind, für ihre Dame nach alter Sitte auf der Stechbahn das Leben aufzuopfern, auf ihr Geheiß auf Abenteuer auszuziehn, und Rieſen und Zwerge für ſie einzuhaſchen: oder, nach heutigem Brauch, zu weinen, zu girren, zu winſeln, trübſinnig in den Mond zu ſchauen, zu raſen, vor Liebeswuth Gift zu freſſen, ſich den Hals abzuſtürzen, ins Waſſer zu rennen, ſich aufzuhängen, die Gurgel abzuſchneiden, oder ehrſamer eine Kugel durchs Hirn zu jagen; alle dieſe Träume ſchwindelnder Mädchen wurden bei der Gräfin Richilde in Wirklichkeit geſetzt. Ihre Reize hatten ſchon manchem jungen Rittersmann das Leben gekoſtet, und bei manchem unglücklichen Prinzen hing das Hochgefühl geheimer Liebesqual nur noch zwiſchen Haut und Knochen. Die grauſame Schöne weidete ſich insgeheim an den Opfern, die ſie ihrer Eitelkeit täglich ſchlachtete, und die Martern dieſer Unglücklichen ergötzten ſie mehr als die ſanften Gefühle der beglückenden Liebe. Ihr Herz hatte bisher nur leichte Eindrücke einer überhingehenden Leidenſchaft empfunden; ſie wußte eigentlich ſelbſt nicht, wem es angehörte; es ſtand jedem ſeufzenden Damon offen, aber nach der Regel des Gaſtrechts gemeiniglich nicht länger als drei Tage. Wann ein neuer Ankömmling davon Beſitz nahm, ſo wurde der zeitige Inhaber kaltſinnig verabſchiedet. Der Graf von Artois, der von Flandern, von Brabant, von Hennegau, der von Namur, von Geldern, von Gröningen, kurz alle ſiebzehn niederländiſche Grafen, mit Ausnahme einiger, die bereits vermählt oder ſchon Greiſe waren, buhlten um das Herz der ſchönen Richilde und begehrten ſie zur Gemahlin.

Die weiſe Aja fand, daß es mit der Koketterie ihrer jungen Herrſchaft nicht lange Beſtand haben könne; ihr guter Ruf ſchien ſich zu mindern, und es war zu befürchten, daß die getäuſchten Freier ihre Schmach an der ſchönen Spröden rächen möchten. Sie that deshalb einen wohlmeinenden Vorhalt, und nöthigte ihr das Verſprechen ab, binnen drei Tagen ſich einen Gemahl zu wählen. Ueber dieſen Entſchluß, der öffentlich bei Hofe bekannt gemacht wurde, erfreuten ſich alle Brautwerber höchlich. Jeder Kompetent hoffte, das Loos der Liebe würde ihn treffen: ſie vereinigten ſich, die Wahl, ſie begünſtige wen ſie wolle, gutzuheißen, und mit geſammter Hand aufrecht zu erhalten.

Die ſtrenge Aja hatte mit ihrer wohlgemeinten Zudringlichkeit indeſſen nichts weiter gefruchtet als der ſchönen Richilde drei ſchlafloſe Nächte zu machen, ohne daß das Fräulein, da der dritte Morgen herandämmerte, mit ihrer Wahl weiter gekommen war als in der erſten Stunde. Sie hatte binnen der dreitägigen Friſt unzähligemal ihre Freierliſte durchgemuſtert, geprüft, verglichen, geſondert, gewählt, verworfen, von neuem gewählt, von neuem verworfen, und zehnmal gewählt und zehnmal verworfen, und durch alles Dichten und Denken nichts erhalten, als eine bleiche Geſichtsfarbe und ein Paar trübe Augen. In Herzensangelegenheiten iſt der Verſtand immer ein armſeliger Schwätzer, der mit ſeiner kalten Vernünftelei das Herz ſo wenig erwärmt als ein ungeheizter Kamin ein Gemach. Des Fräuleins Herz nahm keinen Theil an den Berathſchlagungen, und verweigerte ſeinen Aſſent zu allen Motionen des Sprechers im Oberhauſe des Kopfes; darum konnte auch keine Wahl zu Recht beſtehen. Mit großer Aufmerkſamkeit wog ſie Geburt, Verdienſt, Reichthum und Ehre ihrer Eheprätendenten; aber keine dieſer rühmlichen Eigenſchaften intereſſirten ſie, und ihr Herz ſchwieg. Sobald ſie indeſſen die Wohlgeſtalt der Freier mit in Anſchlag brachte, gabs darin einen ſanften Anklang. Die menſchliche Natur hat ſich ſeit dem halben Jahrtauſend, welches von dem Zeitalter der ſchönen Richilde bis auf uns verfloſſen iſt, nicht um ein Haarbreit geändert. Gebt einem Mädchen aus dem neunzehnten oder aus dem dreizehnten Jahrhundert einen *weiſen*, verſtändigen tugendhaften

Mann, mit einem Worte einen Sokrates zum Ehewerber; ſtellt dann neben ihn einen ſchönen Mann, einen Adonis, Ganymed oder Endymion, und laßt ihr die Wahl: ihr könnt Hundert gegen Eins wetten, daß ſie bei den erſten kaltſinnig vorüber gehet und einen von den letzten wählt. Gerade ſo die ſchöne Richilde! Unter ihren Ehewerbern fanden ſich verſchiedene wohlgeſtaltete Männer; es kam darauf an, den ſchönſten daraus zu wählen; die Zeit war über dieſen Konſultationen verlaufen, der Hof verſammelte ſich in Gala, die Grafen und edlen Ritter kamen ſchon in vollem Ornat angeſchritten, die Entſcheidung ihres Schickſals mit Herzpochen erwartend.

Das Fräulein befand ſich in keiner geringen Verlegenheit; ihr Herz weigerte ſich, ohngeachtet der Zudringlichkeiten des Verſtandes, zu entſcheiden. Ein Weg mußte gleichwohl ins Holz gehen; ſie ſprang haſtig von ihrem Sopha auf, trat vor den Spiegel, und fragte ihn:

Spiegel blink, Spiegel blank,
Goldner Spiegel an der Wand,
Zeig mir den ſchönſten Mann in Brabant!

Es war alſo hier nicht die Frage von dem beſten, das iſt von dem tugendhafteſten, dem treueſten und zärtlichſten Manne, ſondern von dem ſchönſten. Der Spiegel antwortete, wie er war gefragt worden; als ſich der ſeidne Vorhang hob, präſentirte ſich gar anſchaulich auf der waſſergleichen Oberfläche ein ſtattlicher Ritter in vollem Harniſch, doch ungehelmt, ſchön wie der jugendliche Adonis, wie er der holden Cythere das Herz ſtahl. Sein Haar wallte in geflammten kaſtanienbraunen Locken die Scheitel herab, die ſchmalen und dichten Augenbraunen ahmten die Geſtalt des Regenbogens nach, aus ſeinem Feuerauge blitzte Kühnheit und Heldenmuth, die männlich braune mit roth tingirte Wange glühte von Wärme und Geſundheit; die ſanft ſich erhebende Oberlippe des Purpurmundes ſchien einem gefühlvollen Kuß entgegen zu ſtreben, und die volle Wade ſtrotzte von Rüſtigkeit und Mannskraft. So bald das Fräulein den herrlichen Ritter erblickte, wachten auf einmal in ihrer Seele alle ſchlafenden Gefühle der Liebe auf; ſie trank aus ſeinen Augen Wonne und Entzücken, und that das feierliche Gelübde, keinem andern Mann als dieſem ihre Hand zu geben. Nur nahm ſie groß Wunder, daß die Geſtalt des ſchönen Ritters ihr ganz unbekannt und fremd war; ſie hatte ihn nie an ihrem Hofe geſehen, ob gleich nicht leicht ein junger Kavalier in Brabant ſeyn mochte, der ſolchen nicht beſucht hatte. Sie beſchauete deshalb die Merkzeichen ſeiner Rüſtung und die Liverei derſelben genau, ſtand eine Stunde lang vor dem Spiegel und verwendete kein Auge von der anziehenden Geſichtsform, welche ſie darin erblickte; jeder Zug, die ganze Attitüde und die kleinſte Eigenheit, die ſie wahrnahm, ging in ihre Seele über.

Unterdeſſen ward es laut im Vorgemache; die Aja und das Frauenzimmer harreten, daß ihre Herrſchaft hervortreten ſollte. Das Fräulein ließ endlich mit Unwillen den Vorhang fallen, öffnete die Thür, und wie ſie die Aja erblickte, umarmte ſie die ehrwürdige Dame und ſprach mit liebreicher Gebehrde: ich hab' ihn funden, den Mann meines Herzens, freuet euch mit mir, ihr Lieben; der ſchönſte Mann in Brabant iſt mein! Der heilige Biſchof Medardus, mein Schutzpatron, iſt mir dieſe Nacht im Traum erſchienen, hat dieſen Gemahl, vom Himmel auserkohren, mir zugeführt, und im Beiſeyn der heiligen Jungfrau und vieler himmliſchen Zeugen mir angetraut. Dieſe fromme Lüge erfand die ſchlaue Richilde aus dem Stegreif; denn das Geheimniß des magiſchen Spiegels wollte ſie nicht offenbaren, und außer ihr wars keinem Sterblichen kund. Die Hofmeiſterin, hocherfreut über dieſen Entſchluß ihrer jungen Herrſchaft, fragte mit Begier, wer der glückliche Prinz ſey, vom Himmel erkohren die ſchöne Braut heimzuführen? Alle edlen Frauen des Hofs ſpitzten die Ohren, und riethen in Gedanken gar ſcharfſinnig bald auf den, bald auf jenen wackern Ritter, meinten alle, ſie hättens getroffen, und raunten eine der andern den Namen des vermeinten Ehecandidaten etwas vorlaut ins Ohr. Aber die ſchöne Richilde, nachdem ſie ihre Lebensgeiſter etwas geſammelt hatte, that ihren Mund auf und ſprach: meinen Sponſen namentlich euch anzuzeigen, oder zu ſagen, wo er hauſet, ſtehet nicht in meiner Macht; er iſt nicht unter den Fürſten und Edlen meines Hofes, hab' ihn auch nie mit Augen geſehen; aber ſeine Geſtalt ſchwebt meiner Seele vor, und wenn er kommt, mich heimzuführen, werd' ich ihn nicht verkennen.

Ueber dieſe Rede wunderte ſich die weiſe Aja und alle Damen nicht wenig, vermeinten, das Fräulein habe dieſen Fund erdacht, der abgenöthigten Wahl eines Gemahls auszuweichen; aber ſie beharrete bei dieſer Erklärung ſtandhaft, keinen andern Sponſen ſich aufdringen zu laſſen, als den ihr der fromme Biſchof Medardus im Traum angetrauet habe. Die Ritter hatten bei dieſer Kontrovers lange im Vorgemach geharret, und wurden nun eingelaſſen, ihr Urtheil zu vernehmen. Die ſchöne Richilde trat auf, hielt einen herrlichen Sermon mit vieler Würde und Anſtand, und beſchloß mit dieſer Apoſtrophe: vermeinet nicht, edle Herren, daß ich mit trüglichen Worten zu euch rede, ich will euch Anzeige thun von der Geſtalt und den Merkzeichen der Waffen des unbekannten Ritters, ob jemand ſey, der mir Bericht gebe, wer er ſey und wo er zu finden iſt. Hierauf beſchrieb ſie die Geſtalt vom Kopf zum Fuß und fügte noch hinzu: ſein Harniſch iſt gülden, laſurblau verſchmelzt; auf ſeinem Schilde ſchreitet ein ſchwarzer Löwe in ſilbernem mit rothen Herzen beſtreuetem Felde, und die Livrei ſeiner Feldbinde und des Wehrgehänges iſt die

Farbe der Morgenröthe, Pfirſichblüth und Orangengelb.

Als ſie ſchwieg, nahm der Graf von Brabant, des Landes Erbe, das Wort und ſprach: wir ſind nicht hier, geliebte Baſe, mit euch zu rechten; ihr habt freie Macht und Willkühr zu thun, was euch gefällt; uns genügt eure Meinung zu wiſſen, daß ihr uns ehrlich verabſchiedet, und nicht weiter mit trüglicher Hoffnung täuſchen möget, dafür gebührt euch billig Dank. Was aber den ehrenveſten Ritter anbelangt, den ihr im Traum geſehen habt, und von welchem ihr wähnet, daß er vom Himmel euch zum ehelichen Gemahl beſchieden ſey, ſo mag ich euch nicht verhalten, daß derſelbe mir wohl bekannt und mein Lehnsmann iſt: denn nach eurer Beſchreibung und den Merkzeichen ſeiner Rüſtung und Livrei kann das kein andrer ſeyn, als Graf Gombald vom Löwen; doch der iſt bereits beweibt und kann nicht der eure werden.

Bei dieſen Worten entfärbte ſich die Gräfin, daß ſie dachte umzuſinken; ſie hatte nicht vermuthet, daß ihr der Spiegel den Streich ſpielen und einen Mann darſtellen würde, deſſen geſetzmäßiger Liebe ſie nicht theilhaft werden konnte; auch konnt' ihr gar nicht einfallen, daß der ſchönſte Mann in Brabant andere Feſſeln als die ihrigen tragen könnte. Bei ſo bewandten Umſtänden kam der heilige Medardus ziemlich ins Gedränge, daß er mit ſeinen geiſtlichen Pflegetöchtern ſolch Poſſenſpiel treibe und ſie in verbotner

Liebesgluth entbrennen laſſe. Dennoch wollte die Gräfin ihren Schutzpatron bei Ehren erhalten, und behauptete: ihr Traumgeſicht könne vielleicht eine verborgene Deutung haben; wenigſtens ſcheine es anzuzeigen, daß ſie ſich vor der Hand in keine Ehetractaten einlaſſen ſollte. Die Freier zogen alſo insgeſammt davon, der eine dahinaus, der andere dorthinaus, und der Hof der Gräfin war auf einmal einſam und verödet.

Das hundertzüngige Gerüchte breitete indeſſen die ſeltſame Neuigkeit von dem wunderbaren Traum auf allen Heerſtraßen aus, und ſie kam auch dem Grafen Gombald warm zu Ohren. Dieſer Graf war ein Sohn Theobalds, Bruderherz genannt, weil er ſeinem jüngern Bruder Botho mit ſo treuer Liebe zugethan war, daß er mit ihm in beſtändiger Eintracht lebte und den Nachgebornen an allen Vorrechten der Erſtgeburt Antheil nehmen ließ. Beide Brüder wohnten in einem Schloſſe beiſammen; ihre Gemahlinnen liebten ſich gleichfalls als Schweſtern, und weil der ältere Bruder nur einen Sohn, der jüngere nur eine Tochter hatte, gedachten die Eltern das Band der Freundſchaft auch auf die Kinder auszudehnen, und verlobten ſie in der Wiege. Das junge Paar wurde beiſammen auferzogen, und als der Tod die Erbverbrüderung von Seiten der Eltern frühzeitig trennte, verklauſulirten ſie ihren letzten Willen dergeſtalt, daß den Kindern keine andere Wahl übrig blieb als ſich zu heirathen. Seit drei Jahren waren ſie bereits vermählt, und lebten nach dem Beiſpiel ihrer friedlichen Eltern in einer glücklichen Ehe, als Graf Gombald den wunderbaren Traum der ſchönen Richilde vernahm. Der Ruf, der alle Dinge vergrößert, ſetzte noch hinzu, ſie ſey ſo heftig in ihn verliebt, daß ſie das Gelübde gethan habe, ins Kloſter zu gehen, weil ſie ſeiner Liebe nicht theilhaftig werden könne. Graf Gombald hatte bisher im Schooß einer friedlichen Familie und in den Armen einer liebenswerthen Gattin nur die ſtillen Freuden der häuslichen Glückſeligkeit gekannt, und noch war kein Funke in den Zunder ſeiner Leidenſchaften gefallen, ſie zu entflammen. Aber plötzlich erwachten in ſeinem Herzen mächtige Begierden; Ruh' und Zufriedenheit ſchwand daraus hinweg; es gebar thörichte Wünſche, nährte ſich insgeheim mit der ſchandbaren Hoffnung, daß der Tod das Ehebündniß vielleicht trennen und ihm ſeine Freiheit wiedergeben werde. Kurz das Ideal der ſchönen Richilde verdarb das Herz eines ſonſt guten und tugendhaften Mannes und macht' es aller Laſter fähig. Wo er ging und ſtand, ſchwebte ihm das Bild der Gräfin von Brabant vor; es ſchmeichelte ſeinem Stolz, der einzige Mann zu ſeyn, der die ſpröde Schöne überwunden habe, und die erhitzte Phantaſie mahlte ihm den Beſitz derſelben mit ſo hohen Farben ab, daß ſeine Gemahlin dabei ganz in Schatten zu ſtehen kam; alle Liebe und Zuneigung verloſch gegen ſie, und er wünſchte nur ihrer los zu ſeyn. Sie bemerkte bald den Kaltſinn ihres Herrn, und verdoppelte deshalb ihre Zärtlichkeit gegen ihn; aber ſie konnt' ihm nichts mehr zu Danke thun, er war finſter, mürriſch und grämiſch, entfernte ſich von ihr bei jeder Gelegenheit, und trieb ſich auf ſeinen Landſchlöſſern und in den Wäldern herum, indeß die Einſame zu Hauſe ſich grämte und jammerte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

Eines Tages überraſcht er ſie in einer Anwandlung ihrer Leidensergießung; Weib, fuhr er auf, was haſt du ſtets zu winſeln und zu ſtöhnen, daß mir die Ohren gellen, was ſoll das Eulengeſchrei, das mir Unluſt macht, und weder dir noch mir zu etwas frommen kann? Lieber Herr, antwortete die ſanfte Dulderin, laßt mir meinen Schmerz, ich bin ein betrübtes Weib, deß ich wohl Urſach habe, ſintemal ich eurer Lieb' und Gunſt verluſtig gehe, und nicht weiß, wodurch ich dieſen Unwillen verſchuldet. Hab' ich Gnade vor euch funden, ſo thut mir kund euer Mißbehagen, daß ich ſehe, wie ichs wenden mag. Gombald wurde durch dieſe Rede gerührt: gutes Weib, ſprach er und faßte ſie traulich an der Hand, ihr habt nichts verſchuldet; doch will ich euch nicht verbergen, was mir das Herz abdrückt, und das möget ihr nicht wenden. Unſer beider Ehe macht mir Gewiſſensſkrupel; ich denke, ſie ſey Blutſchand und große Sünd, die ſich nicht abbüßen läßt weder in dieſer noch in jener Welt. Wir ſind im verbotnen Grad verheirathet, Geſchwiſterkind, das iſt bald wie eine Ehe zwiſchen Bruder und Schweſter; dafür hilft keine Abſolution und keine Diſpenſation! ſehet, das quält mein Gewiſſen Tag und Nacht, und brennt mich auf der Seele.

In den Zeiten, wo es noch ein Gewiſſen gab, war dieſes, abſonderlich bei großen Herren, ſo fein, zart und empfindſam, wie das Häutlein Perioſtium genannt, wo die geringſte Verletzung große Qual und Angſt verurſacht. Denn ob es gleich durch den Schlaftrunk der Begierden gar leicht zu betäuben und einzuſchläfern war, daß man daran ſägen und drein bohren konnte, wie man wollte, ohne daß es ſich regte oder bewegte: ſo erwacht' es doch über kurz oder lang, und verurſachte Brennen und Jucken unter der Hirnhaut. Bei keiner Gelegenheit aber war es reizbarer, als wenn ein Zweifelsknoten über einen verbotenen Ehegrad' es drückte. Alle chriſtlichen Könige und Fürſten gehören, wie bekannt, zu einer Familie; folglich da ſie von jeher nicht außer ihrem Clan heirathen durften, mußten ſie ſich mit ihren Muhmen und Baſen vermählen, und ſo lange dieſe jung und ſchön waren, wiegte das ſinnliche Gefühl der Liebe alle moraliſchen Gefühle in einen narkotiſchen Schlummer. Wenn aber die geliebte Couſine an der Seite ihres Eheherrn zu altern begann, oder Sättigung Ueberdruß gebar, oder eine andre Dame ſeinen Augen beſſer gefiel, erwachte mit einemmal das zarte Gewiſſen des tugendhaften Gemahls, zwängte und drängte ihn, daß er weder ruhen noch raſten konnte, bis er einen Scheidebrief in Rom vom heiligen Vater gelöſet hatte, und Frau Baſe ins Kloſter wandern und ihre ehelichen Gerechtſame einer andern einräumen mußte, an welche das kanoniſche Recht keinen Anſpruch hatte. So ſchied ſich Heinrich VIII. von Catharinen von Arragonien, ſeiner Schwägerin, blos auf Antrieb ſeines zarten Gewiſſens, ob er gleich, mit deſſen völliger Zuſtimmung, zwei Nachfolgerinnen derſelben einer angeblichen Liebelei halben enthalſen ließ; und ſo ſchieden ſich, laut Zeugniß der Geſchichte, vor ihm gar viele gewiſſenhafte Fürſten und Monarchen von ihren Gemahlinnen, ob wohl keiner nachher in des frommen Königs Fußtapfen getreten iſt. Es war alſo kein Wunder, daß Graf Gombald, der Sitte und der Denkungsart ſeines Zeitalters gemäß, eine ſchwere Gewiſſensrüge über die zu nahe Verwandtſchaft mit ſeiner Gemahlin empfand, ſo bald ihm eine Liebſchaft vorkam, die ſeiner Sinnlichkeit mehr behagte als dieſe. Die gute Dame mochte vorſtellen und einwenden ſo viel ſie wollte, das Gewiſſen ihres Herrn zu beruhigen, es war vergebliche Müh. Ach liebſter Gemahl! ſprach ſie, wenn ihr kein Erbarmen mit eurer unglücklichen Gattin habt, ſo erbarmet euch des unſchuldigen Pfandes eurer erſtorbenen Liebe, welches ich unterm Herzen trage! könnt ichs doch Augenblicks euch in die Arme geben, vielleicht rührte euch der Anblick der Unſchuld und brächte mir euer abwendiges Herz zurück. Ein Strom bitterer geſalzener Zähren ſtürzte dieſen Worten nach. Aber die eherne Bruſt des hartherzigen Mannes fühlte nicht die ſiebenfachen Leiden ſeiner Gemahlin, er verließ ſie eilends, ſchwang ſich aufs Roß und ritt gen Mecheln zum Erzbiſchof, löſete mit ſchwerem Gelde einen Scheidebrief und verſtieß ſein treues gutes Weib ins Kloſter, wo ſie ſich ſo härmte und abzehrte, daß ihre Geſtalt ganz verfiel. Als ihre Stunde kam, genaß ſie eines Töchterleins, welches ſie brünſtiglich herzte, an den treuen mütterlichen Buſen drückte und mit heißen Zähren netzte. Aber der Engel des Todes ſtand neben ihr und drückt' ihr ſchnell die Augen zu, daß ſie ſich des Anblicks des holden Kindes nicht lang erfreuen konnte. Bald darauf kam der Graf angeritten, nahm das Kindlein zu ſich, that es unter die Hand einer Aufſeherin in eines ſeiner Schlöſſer, und gab dem zarten Fräulein einige Dirnen und Hofzwerge zur Aufwartung; er aber rüſtete ſich aufs ſtattlichſte aus, denn ſein Streben und Sorgen war die ſchöne Brabanterin zu erlangen.

Frohen Muthes zog er an den Hof der Gräfin Richilde, warf ſich wonnetrunken zu ihren Füßen, und als ſie den herrlichen Mann erblickte, nach welchem ihr Herz ſo lange geſeufzet hatte, fühlte ſie darin unbeſchreibliches Entzücken, und ſchwur dem Ritter von Stund' an den Bund der Treue. Ihr Pallaſt verwandelte ſich in ein Ida und Paphos, denn die Göttin Cythere ſchien ihre Reſidenz dahin verlegt zu haben. In dem ſüßen Freudentaumel, unter den ausgeſuchteſten Ergötzlichkeiten, entſchwanden dem glücklichen Paare Tage und Jahre wie ein heitrer Morgentraum, und Gombald und Richilde betheuerten einander oft, daß man in den Vorhöfen des Himmels nicht glücklicher ſeyn könne als Er und Sie zuſammen lebten; kein Wunſch war ihnen übrig als der, Aeonenlang ihr wechſelſeitiges Glück zu genießen ohne Wandel. Allein das glückliche Paar beſaß zu wenig Philoſophie, um einzuſehen, daß ein fortwährender Genuß des Vergnügens das Grab des Vergnügens iſt, und daß dieſe Würze des Lebens, in zu ſtarken Doſen genommen, demſelben allen Hochgeſchmack und Anmuth raubt. Unvermerkt erſchlafft die Reizbarkeit der Organe für das Gefühl der Lebensfreuden, alle Ergötzlichkeiten gewinnen einen einförmigen Gang, und die raffinirteſte Abwechſelung wird endlich auch ein fades Einerlei. Dame Richilde, nach ihrer veränderlichen Gemüthsart, verſpürte zuerſt dieſe Unbequemlichkeiten, wurde launiſch, herriſch, kalt und mitunter eiferſüchtig. Der Herr Gemahl befand ſich auch nicht mehr in der ehemaligen Lage der Behaglichkeit; ein gewiſſer Spleen drückte ſeine Seele, der Minneblick im Auge war erloſchen, und das Gewiſſen, womit er ehedem heuchleriſchen Scherz getrieben, fing nun an zu ernſten. Es kam ihm der Skrupel ein, daß er ſeine erſte Gemahlin gemordet habe; er gedachte derſelben öfters mit Wehmuth und vielen Lobſprüchen, und der Sage nach ſolls nie gut Geblüt in der zweiten Ehe geben, wenn von der ſel'gen Frau zu oft die Rede iſt; es gab oft verſchiedene Debatten mit der Dame Richilde, und er ſagte ihr zuweilen gerade ins Angeſicht, daß ſie die Stifterin alles Unglücks ſey.

Wir können nicht ferner zuſammen hauſen, ſprach er einsmals nach einem Ehezwiſt zu ſeiner Gemahlin, mein Gewiſſen drängt mich, meine Schuld zu verſühnen; ich will gen Jeruſalem wallfahrten zum heiligen Grabe, und verſuchen, ob ich dort die Ruhe meines Herzens wieder finden kann. Geſagt, gethan! Richilde widerſetzte ſich dieſem Vorſchlag nur ſchwach, Graf Gombald rüſtete ſich zur Wallfahrt, machte ſein Teſtament, nahm lauen Abſchied und zog davon.

Eh' ein Jahr verging, kam Botſchaft nach Brabant, daß der Graf in Syrien an der ſchwarzen Peſt geſtorben ſey, ohne den Troſt gehabt zu haben, am heiligen Grabe ſeine Sünden abzubüßen. Die Gräfin empfing dieſe Zeitung mit großer Gleichmüthigkeit, beobachtete aber gleichwohl äußerlich alle Regeln des Wohlſtandes, wehklagte, weinte, hüllete ſich in Boy und Flor, nach den Vorſchriften der Etikette, ließ auch dem ſel'gen Herrn ein prächtiges Kenotaphium errichten, an welchem weinende Genien mit ausgelöſchten Fackeln und Thränenkrügen nicht fehlten. Inzwiſchen hat ein ſchlauer Menſchenſpäher längſt bemerkt, daß junge Wittwen geartet ſind wie grünes Holz, welches an einem Ende brennt, wenn am andern das Waſſer heraustráufelt. Das Herz der Gräſin Richilde konnte nicht lange unbeſchäftigt bleiben; die Trauer erhöb ihre Reize ſo ſehr, daß ſich jedermann herzudrängte, die ſchöne Wittwe zu ſehen. Viel Glücksritter zogen an ihren Hof, ihr Heil zu verſuchen und dieſe reiche Beute zu erhaſchen; ſie fand Anbeter und Bewunderer in Menge, und die Hofſchmeichler waren, was das Lob ihrer Geſtalt betraf, wieder vollkommen in Odem geſetzt. Das gefiel der eitlen Frau ungemein wohl; weil ſie aber doch gern Gewißheit von der Sache zu haben und überzeugt zu ſeyn wünſchte, daß der Finger der Zeit in funfzehn Jahren keinen ihrer Reize verwiſcht habe, rathfragte ſie deshalb ihren Wahrheitsfreund, den magiſchen Spiegel, mit dem gewöhnlichen Spruche:

Spiegel blink, Spiegel blank,
Goldner Spiegel an der Wand,
Zeig mir an das ſchönſte Weib in Brabant.

Schauer und Entſetzen befiel ſie, als der ſeidne Vorhang aufrauſchte und eine fremde Geſtalt ihr ins Auge fiel, ſchön wie eine Huldgöttin, der liebenswürdigſte weibliche Engel, voll ſanfter Unſchuld; aber das Bild hatte von ihr ſelbſt keinen Zug. Es iſt ſchwerlich zu entſcheiden, ob hier zwiſchen Frag' und Antwort nicht ein Mißverſtand obwaltete, die Gräſin nahm das Wort Weib vielleicht in engerm Sinn, und verlangte zu wiſſen, ob ſie unter den Frauen ihrer Provinz, mit

Ausſchluß junger aufblühender Mädchen, noch den Preis der Schönheit behaupte; der Genius des Spiegels aber gab dem Wort eine größere Ausdehnung und verſtand darunter die ganze Flora des Geſchlechts. Dem ſey wie ihm wolle, die ſchöne Wittwe gerieth über die unerwartete Antwort auf ihre Frage in große Wuth, und es fehlte wenig, daß ſie den indiskreten Spiegel ſolches hätt' entgelten laſſen, und das hätte man ihr verzeihen müſſen: denn für eine Dame, die kein anderes Talent als Schönheit empfangen hat, giebt es keine größere Kränkung, als die, wenn ihr der Wahrheitsfreund auf dem Putztiſch den unwiederbringlichen Verluſt des ganzen Werthes ihres Daſeyns ankündet.

Dame Richilde, untröſtlich über die gemachte Entdeckung, faßte gegen die unſchuldige Schöne, die ſich im Beſitz ihres angemaßten Eigenthums befand, einen tödtlichen Haß. Sie prägte ſich das liebliche Madonnengeſicht genau ins Gedächtniß, und forſchte mit großem Fleiß nach der Inhaberin deſſelben. Dieſe Entdeckung koſtete wenig Mühe, ſie erfuhr gar bald, daß der Beſchreibung nach ihre eigne Stieftochter, Blanca, von ihr der Balg zubenannt, den Preis der Schönheit ihr abgewonnen habe. Alsbald gab ihr der Satan ins Herz, dieſe edle Pflanze, die dem Garten Eden zum Schmuck würde gedient haben, zu vernichten. Die Grauſame berief in dieſer Abſicht den Hofarzt Sambul zu ſich, gab ihm einen gezuckerten Granatapfel, zählte ihm funfzig Goldſtücke in die Hand und ſprach: richte mir dieſen Apfel ſo zu, daß die eine Hälfte davon ganz unſchädlich ſey, die andere aber von Gift beſchwängert werde, daß, wer davon genießt, in wenig Stunden ſterbe. Der Jud ſtrich freudig ſich den Bart und das Geld in ſeinen Seckel, und verhieß zu thun, wie ihm die arge Frau geboten hatte. Er nahm eine ſpitze Nadel, grub damit drei Löchlein in den Apfel, ließ darein fließen einen ſcharfen Liquor, und nachdem die Gräfin den Apfel in Empfang genommen, ſtieg ſie auf ihr Roß und trabete in Begleitung weniger Hofdiener zu ihrer Tochter Blanca hin, auf das abgelegene Schloß, wo das Fräulein hauſte. Unterweges ſchickte ſie einen reitenden Boten voraus, der anſagen ſollt, daß die Gräfin Richilde im Anzuge ſey, das Fräulein heimzuſuchen und mit ihr über des Papas Verluſt zu weinen.

Dieſe Botſchaft brachte das ganze Schloß in Aufruhr. Die feiſte Duenna watſchelte im Haus umher Trepp auf Trepp nieder, ſetzte alle Kehrbeſen in Bewegung, ließ eilends aufputzen, die Spinnweben zerſtören, die Gaſtzimmer ſchmücken und die Küche bereiten, ſchalt und trieb die trägen Mägde zu Fleiß und Arbeit an, lermte und kommandirte mit lauter Stimme, wie ein Kaperkapitain, der einen Kauffahrer in der Ferne wittert; das Fräulein aber ſchmückte ſich beſcheiden, kleidete ſich in die Farbe der Unſchuld, und wie ſie die Roſſe antrappeln hörte, flog ſie ihrer Mutter entgegen, und empfing ſie ehrerbietig mit offnen Armen. Die Gräfin fand das Fräulein beim erſten Anblick ſiebenmal ſchöner als die Kopei, welche ſie im Spiegel erblickt hatte, und dabei ſo klug, ſo verſtändig und ſo ſittſam. Das engte ihr das Herz ein; aber die Schlange verbarg das Nattergift tief in ihrem Buſen, that falſchfreundlich gegen ſie, klagte über den hartherzigen Papa, der ihr, ſo lang er lebte, den holden Anblick des Fräuleins geweigert hatte, und verhieß von nun an mit treuer Mutterliebe ſie zu umfahen. Bald darauf bereiteten die Zwerglein die Tafel und trugen ein herrlich Mahl auf. Beim Deſſert ließ die Hofmeiſterin das köſtlichſte Obſt aus dem Schloßgarten aufſetzen. Richilde koſtete davon, fand es dennoch nicht ſchmackhaft genug und forderte von einem Diener ihren Granatapfel, womit ſie, wie ſie ſagte, jede Mahlzeit zu beſchließen pflegte. Der Diener reicht ihr ſolchen auf einem ſilbernen Teller dar, ſie zerlegt ihn gar zierlich und bot der ſchönen Blanca gleichſam zum Zeichen ihres Wohlwollens die Hälfte davon. So bald der Apfel verzehrt war, ſaß die Mutter mit ihrem Hofgeſinde wieder auf und ritt von dannen. Bald nach ihrem Abzuge ward dem Fräulein weh ums Herz, die roſenfarbnen Wangen erbleichten, alle Glieder ihres zarten Leibes erbebten, die Nerven zuckten und hüpften, ihre liebevollen Aeuglein brachen und ſchlummerten in den endloſen Todesſchlaf hinüber.

Ach, was erhob ſich für Jammer und Herzeleid innerhalb der Mauern des Pallaſtes über das Hinſcheiden der ſchönen Blanca, die wie eine hundertblättrige Roſe von einer räuberiſchen Hand in der ſchönſten Blüthe gepflücket wurde, weil ſie die Zierde des Gartens war. Die wohlbeleibte Duenna regnete Thränenſtröme wie ein aufgedunſener Schwamm, der durch einen heftigen Druck alle eingeſogene Feuchtigkeit auf einmal von ſich giebt. Die kunſtreichen Zwerge aber zimmerten einen Sarg von Föhrenholz mit ſilbernen Schildern und Handhaben, und machten, um des Anblicks ihrer holden Gebieterin nicht auf einmal beraubt zu ſeyn, ein Glasfenſter darein; die Dirnen fertigten ein Sterbekleid von dem feinſten Brabanter Linnen, kleideten die Leiche darein, ſetzten die Keuſchheitskrone, einen friſchen Myrtenkranz, auf ihr Haupt, und brachten mit Trauergepränge den Sarg in die Schloßkapelle, wo der Pater Meßner das Seelamt hielt, und das Glöcklein vom Morgen bis zur ſpäten Mitternachtsſtunde dumpfen Sterbeklang tönte.

Indeſſen langte Donna Richilde wohlgemuth in ihrer Heimath an. Das erſte, was ſie that, war, daß ſie ihre Frage an den Spiegel wiederholte und behend den Vorhang aufflattern ließ. Mit inniger Freude und der Miene des Triumphs erblickte ſie ihre eigne Geſtalt zwar wieder; aber auf der metallenen Oberfläche hatten ſich hie und da große Roſtflecken angeſetzt, wodurch die helle Politur deſſelben, wie durch Blatternarben ein jungfräuliches Geſicht, entſtellt war. Was ſchadets, dachte die Gräfin bei ſich ſelber, immer beſſer, daß ſie auf dem Spiegel haften als auf meiner Haut, er iſt dennoch zu gebrauchen, und vergewiſſert mich wieder meines Eigenthums. In Gefahr, ein Gut zu verlieren, lernt man gemeiniglich den Werth deſſelben erſt ſchätzen. Die ſchöne Richilde hatte oft Jahre vorüber gehen laſſen, ohne den Spiegel über ihre Schönheit in Anſpruch zu nehmen, jetzt ließ ſie keinen Tag vorbei. Sie genoß verſchiedenemal das Vergnügen, ihrer Geſtalt ein Götzenopfer zu bringen; wie ſich aber eines Tages zu eben dieſer Abſicht der Vorhang hob, o! Wunder über Wunder! da ſchwebte im Spiegel ihren Augen wieder die Geſtalt der reizenden Blanca vor. Bei dieſem Anblick wandelte die eiferſüchtige Frau eine Ohnmacht an, aber ſie zog eilends ihr Riechfläſchchen hervor, und mit Hülfe des Hirſchhorngeiſtes ging das Uebel bald vorüber; ſie ſammelte alle ihre Kräfte, um zu erforſchen, ob ſie ein falſcher Wahn getäuſcht habe, aber der Augenſchein belehrte ſie eines andern.

Sogleich brütete ſie über eine neue Bosheit. Sambul der Hofarzt wurde vorbeſchieden, zu dem ſprach die Gräfin mit zornmüthiger Geberde: O du ſchändlicher Betrüger, ſchelmiſcher Jud! verachteſt du alſo mein Gebot, daß du meiner ſpotten darfſt? Hieß ich dir nicht einen Granatapfel ſo zurichten, daß ſein

Genuß tödte, und du haſt Lebenskraft und Balſam der Geſundheit hineingelegt? Das ſoll mir dein Judasbart und deine Ohren entgelten. Sambul der Arzt entſetzte ſich ob dieſer Rede ſeiner erzürnten Gebieterin, antwortete und ſprach: Au weih mir! Wie geſchieht mir? Weiß nicht, geſtrenge Frau, wie ich eure Ungnad verwirkt hab. Was ihr mir befohlen, hab' ich fleißig ausgerichtet; hat die Kunſt fallirt, ſo iſt die Urſach davon, was ich nicht weiß. Die Dame ſchien ſich etwas zu beſänftigen und fuhr fort: Diesmal ſey dir dein Fehl verziehen, doch mit dem Beding, daß du mir eine wohlriechende Seife bereiteſt, die das unfehlbar leiſte, was der Granatapfel verfehlt hat. Der Arzt verhieß ſein Beſtes zu thun, ſie zählte ihm wieder funfzig Goldſtücke in ſeinen Sekkel und entließ ihn. Nach Verlauf einiger Tage brachte der Arzt der Gräfin die mörderiſche Kompoſition; flugs ſtaffirte ſie ihre Amme, ein abgefeimtes Weib, als eine Krämerin mit kurzer Waare heraus, gab ihr feinen Zwirn, Nähnadeln, wohlriechende Pomade, Riechfläſchchen, und marmorirte Seifenkugel mit rothem und blauem Geäder, in ihren Kaſten, hieß ſie damit zu ihrer Tochter Blanca wandern, um ihr die Giftkugel in die Hand zu ſpielen, und verſprach ihr dafür große Belohnung. Das feile Weib zog hin zu dem Fräulein, welches keinen Betrug ahndete und ſich durch die argliſtige Schwätzerin bereden ließ, die Seife, welche die Schönheit der Haut bis ins höchſte Alter konſerviren ſollte, einzuhandeln, und ohne Vorwiſſen ihrer Duenna einen Verſuch damit zu machen. Die arge Stiefmutter konſultirte indeß den verroſteten Spiegel fleißig, vermuthete aus der Beſchaffenheit deſſelben, daß ihr Anſchlag müſſe geglückt ſeyn: denn die Roſtflecken hatten ſich wie Salpeterfraß in einer Nacht über die ganze Spiegelfläche ausgebreitet, daß ſich auf ihr Befragen nur ein trüber Schatten auf der matten Oberfläche darſtellte, welchem keine Geſtalt mehr abzugewinnen war. Der Verluſt des Spiegels ging ihr zwar zu Herzen, doch glaubte ſie dadurch den Ruhm, die erſte Schönheit im Lande zu ſeyn, nicht zu theuer bezahlt zu haben.

Eine Zeitlang genoß das eitle Weib mit geheimer Zufriedenheit dieſes eingebildete Vergnügen, bis ein fremder Ritter an ihren Hof kam, der in dem Schloß der Gräfin Blanca unterweges eingeſprochen, und ſie nicht in der Gruft, ſondern an der Toilette gefunden, und von ihrer Schönheit gerührt, ſie zur Dame ſeines Herzens erkoren hatte. Weil er nun die Gräfin von Brabant gern erluſtiren und ſich vor ihr auf dem Turnierplatz zeigen wollte, doch nicht vermeinte, daß die Mutter auf die Tochter eiferſüchtig ſey, warf er bei einem Freudenmahl, von Weindunſt erhitzt, ſeinen eiſernen Handſchuh auf den Tiſch und ſprach: wer das Fräulein Blanca vom Löwen nicht für die ſchönſte Dame in Brabant erkläre, ſolle den Handſchuh an ſich nehmen, zum Zeichen, daß er

Tages darauf zu Schimpf oder Ernſt eine Lanze mit ihm brechen wolle. Ueber dieſe Unbeſonnenheit des Gaskoniers ſkandaliſirte ſich der ganze Hof höchlich, man ſchalt ihn insgeheim Meiſter Duns und Ritter Großbrod. Richilde erbleichte über die Nachricht, daß Fräulein Blanca nochmals aufgelebt ſey; die Ausforderung war ihr ein Dolchſtich ins Herz; doch zwang ſie ſich zu einem huldreichen Lächeln und genehmigte die Parthie, hoffend, daß die Ritter ihres Hofs ſich um den Handſchuh reißen würden. Wie aber keiner hervortrat, den Kampf anzunehmen, denn der Fremdling hatte ein keckes Anſehen, war ſehr nervigt und von ſtarken Knochen, machte ſie ein gar trübſelig Geſicht, daß männiglich Verdruß und Herzeleid darin leſen konnte. Das erbarmte ihren getreuen Stallmeiſter ſo ſehr, daß er den eiſernen Handſchuh aufnahm. Aber wie der Kampf des folgenden Tages begann, behielt der Gaskonier nach einem wackern Rennen den Sieg, und empfing den Ritterdank von der Gräfin Richilde, die vor Unmuth zu ſterben gedachte.

Vorerſt ließ ſie ihren Zorn an dem Arzt Sambul aus. Er ward in den Thurm geworfen, in Ketten geſchloſſen, und ohne weiteres Verhör ließ ihm die geſtrenge Frau den ehrwürdigen Bart Haar bei Haar austraufen, und reinweg beide Ohren abſchneiden. Nachdem der erſte Sturm vorüber war, und die Grauſame bedachte, daß ihre Tochter Blanca dennoch über ſie triumphiren werde, wofern es ihr nicht gelingen ſollte, ſie durch Liſt hinzurichten, (denn das väterliche Teſtament hatt' ihr alle Gewalt über die Tochter geraubt) ſo ſchrieb ſie einen Brief an das Fräulein, ſo zärtlich, und freute ſich ihrer Geneſung ſo mütterlich, als ob ihr das Herz jedes Wort in die Feder diktirt hätte. Dieſen Brief gab ſie ihrer Vertrauten, der Amme, ihn dem eingekerkerten Arzt zu bringen, benebſt einem Zettel, darauf dieſe Worte geſchrieben ſtanden: Schleuß in dieſen Brief Tod und Verderben ein, für die Hand, die ihn öffnet. Hüte dich zum drittenmal mich zu täuſchen, ſo lieb dir dein Leben iſt. Sambul der Jud ſimulirte lang, was er thun ſollte, und klimperte nachdenklich an dem Geſchmeide, als bet' er ſein jüdiſch Paternoſter an den Ketten ab. Endlich ſchien die Liebe zum Leben, obgleich in einem traurigen Kerker, mit einem Kopf ohne Ohren und einem Kinn ohne Bart, alle andre Betrachtungen zu überwiegen und er verſprach zu gehorchen. Die Gräfin ſchickte den Brief durch einen reitenden Boten ab, der bei ſeiner Ankunft viel Grimmaſſen machte, als enthalte der Brief Wunderdinge, auch wollt' er nicht ſagen, von wannen er gekommen ſey. Das Fräulein, begierig den Inhalt zu erfahren, löſte behend das Siegel, las einige Zeilen, fiel auf den Sopha zurück, ſchloß die lichtvollen blauen Augen und verſchied. Seit der Zeit erfuhr die mörderiſche Stiefmutter nichts mehr von ihrer Tochter, und ob ſie gleich oft Kundſchafter ausſchickte, ſo brachten ihr dieſe doch keine andere Botſchaft, als daß das Fräulein aus ihrem Todtenſchlummer nicht wieder erwacht ſey.

Alſo war die ſchöne Blanca durch die Ränke des böſen Weibes dreimal geſtorben und dreimal begraben. Nachdem die getreuen Hofzwerge ſie zum erſtenmal beigeſetzt hatten und die Seelmeſſen angeordnet waren, hielten ſie nebſt den weinenden Dirnen bei der Gruft fleißig Wacht, und ſchaueten durch das Fenſterlein oft in den Sarg, des Anblicks ihrer theuren Gebieterin noch ſo lange zu genießen, bis die Verweſung ihre Geſtalt vernichten würde. Aber mit Verwunderung wurden ſie gewahr, daß ſich nach einigen Tagen die bleichen Wangen mit einer ſanften Röthe überzogen, auf den erblaßten Lippen fing an der Purpur des Lebens wieder zu glühen, und bald darauf ſchlug das Fräulein die Augen auf. Als das die aufwartenden Diener wahrnahmen, hoben ſie freudig den Deckel vom Sarge, die ſchöne Blanca richtete ſich auf, und wunderte ſich das, da ſie ſich in einer Todtengruft und ihre Bedienung um ſich her in tiefer Trauer erblickte. Eilends verließ ſie den grauſenvollen Ort, und zitterte wie Eurydice mit wankendem Knie aus dem Schattenreich zum erquickenden Tageslicht herauf. Der Arzt Sambul war im Grunde ein frommer Iſraelite, der an keiner Büberei Gefallen trug, außer wenn die Vorliebe für die edlern

Metalle ſein enges Gewiſſen zuweilen ins weite dehnte. Bei dem Granatapfel, welchen die Gräfin ihm darreichte, fiel ihm der Unglücksapfel aus dem Paradies ein, auch der goldne Apfel aus dem Garten der Heſperiden, welcher drei Göttinnen entzweite und Urſach war, daß eine herrliche Königsſtadt verwüſtet wurde; und er dachte alsbald bei ſich ſelbſt, es ſey genug an dem Unfug, welchen zwei Aepfel bereits in der Welt geſtiftet hätten, der dritte ſollte die Aepfelſchuld nicht mehren. Anſtatt des Giftes, das er darein verbergen ſollte, tingirt' er die Hälfte davon mit einer narkotiſchen Eſſenz, welche die Sinnen betäubte ohne den Leib zu zerſtören. Eben ſo verfuhr er das zweite mal mit der Seifenkugel, nur daß er die Portion des Mohnſafts mehrte, daher das Fräulein nicht zu der Zeit wie vorher erwachte, und die Zwerglein wähnten, ſie ſey und bleibe todt, trugen ſie alſo abermals zu Grabe und hüteten ſolches mit großem Fleiße, bis ſie zur Freude ihres Hofgeſindes dennoch wieder erwachte. Der Schutzengel des Fräuleins ſah die Gefahr, in welcher das Leben ſeiner Pflegebefohlnen ſchwebte, als die Todesfurcht den Arzt entſchloſſen machte, das Bubenſtück der Vergiftung wirklich zu begehen. Darum ſchlüpft er unſichtbar ins Gefängniß, und begann mit der Seele des Juden einen heftigen Streit, die er nach langem Kampfe überwältigte und dem Ueberwundnen den Entſchluß abnöthigte, ſeiner Gewiſſenhaftigkeit den Hals eben ſo ſtandhaft aufzuopfern, als vorhin den Bart und beide Ohren. Vermöge ſeiner chemiſchen Kenntniſſe quinteſſenzirte er ſeinen einſchläfernden Liquor in ein flüchtiges Salz, welches von der freien Luft alsbald aufgelöſet und eingeſogen wurde, damit beſtrich er den Brief an die ſchöne Blanca, und als ſie ſolchen las, empfing ihre ganze Atmoſphäre eine betäubende Eigenſchaft, indem ſie den verfeinerten Magſamengeiſt einathmete. Die Wirkung davon war ſo gewaltſam, daß die Erſtarrung des Körpers länger dauerte als vorher, und die ungeduldige Duenna, an dem Wiederaufleben ihrer jungen Herrſchaft gänzlich verzweifelnd, ihr zum drittenmal die Exequien halten ließ.

Als das Hofgeſinde eben mit dieſer traurigen Feierlichkeit beſchäftiget war und das Trauergeläut unabläſſig tönte, kam ein junger Pilger angeſchritten, ging in die Kapelle, kniete hin vor dem Altar in der Frühmetten und verrichtete ſeine Andacht. Er hieß Gottfried von Ardenne, war ein Sohn Teutobald des Wüthrichs, den die heilige Kirche ſeiner böſen Thaten halber ausgeſtoßen und mit dem Bann belegt hatte, darunter er geſtorben war, weshalb er von den Flammen des Fegefeuers wohl gepeiniget ward. Weils ihm nun in der Gluth viel zu heiß war, bat er den Engelpförtner flehentlich, ihn ein wenig hinaus ins Freie zu laſſen, friſche Luft zu ſchöpfen, und den Seinen kund zu thun, welche Quaal er leide. Dieſe Bitte ward ihm auf ſein Ehrenwort, ſich zu rechter

Zeit und Stunde wieder einzuſtellen, leicht zugeſtanden; denn in den damaligen Zeiten war gar ſchlechte Polizei in der Unterwelt, die Seelen ſchweiften ſchaarenweiſe in die Oberwelt hinauf, gaben ihren hinterlaſſenen Freunden nächtliche Beſuche, und hatten Freiheit mit ihnen nach Belieben zu koſen. Heutzutage ſind ſie dagegen unter ſtrenger Klauſur, dürfen nicht mehr ſo frank und frei herumtoſen und ſpuken gehn, die Lebenden moleſtiren und zu fürchten machen. Teutobald nützte die Zeit ſeiner Beurlaubung aufs fleißigſte, erſchien ſeiner tugendſamen Wittib drei Nächte hintereinander, weckte ſie aus dem ſüßen Schlaf, indem er ihre Hand mit der Spitze ſeines glühenden Fingers berührte und ſprach: Liebes Weib, habt Erbarmen mit eurem abgeſchiedenen Gemahl, den die Quaalen der Vorhölle peinigen, verſöhnet mich mit der heiligen Kirche und erlöſet meine arme Seele, auf daß euch auch dereinſt Barmherzigkeit widerfahre. Die Wittib nahm dieſe Worte zu Herzen, redete davon mit ihrem Sohn, gab ihm Juwelen und Geſchmeide, und der biedere Jüngling nahm einen Pilgerſtab in ſeine Hand und wallfahrtete barfuß nach Rom zum Pabſt, und erhielt Ablaß für ſeinen Vater unter dem Beding, auf dem Heimwege in jeder Kirche, wo er vorüberzöge, eine Meſſe zu hören. Er nahm einen großen Umweg, um viel heilige Oerter zu beſuchen, und ſo kam er auch durch Brabant.

Wie der fromme Pilger ſeinem Gelübde Gnüge geleiſtet und ſeiner Gewohnheit nach in den Armenſtock eine milde Gabe geopfert hatte, fragte er den Bruder Küſter, warum die Kapelle ſchwarz behangen ſey, und was das Castrum doloris bedeute? Dieſer erzählte ihm der Länge nach alles, was ſich mit der ſchönen Blanca durch die boshaften Ränke ihrer Stiefmutter zugetragen hatte. Darüber verwunderte ſich Gottfried gar höchlich und ſprach: iſts vergönnt den Leichnam des Fräuleins zu ſchauen, ſo führet mich zur Gruft. So Gott will, mag ich ſie wohl wieder ins Leben rufen, wenn anders ihre Seele noch in ihr iſt. Ich trage eine Reliquie vom heiligen Vater verehrt bei mir, einen Splitter vom Stab Eliſä des Propheten; der zerſtöret die Zauberei und widerſtehet auch allen ſonſtigen Eingriffen in die Gerechtſame der Natur. Der Küſter rief eilends die wachſamen Zwerge herbei, und da ſie hörten die Worte des Pilgers, freueten ſie ſich ſehr, führten ihn hinab in die Gruft, und Gottfried ward entzückt über den Anblick des ſchönen alabaſternen Bildes, welches er durchs Glasfenſter im Sarg erblickte. Der Deckel wurde abgehoben, er hieß das leidtragende Geſinde hinausgehen bis auf die Zwerglein, brachte ſeine Reliquie hervor, und legte ſie auf das Herz der Erſtorbenen. Nach wenig Augenblicken verſchwand die Erſtarrung, und Geiſt und Leben kehrte in den erblaßten Körper zurück. Das Fräulein verwunderte ſich über den holden Fremdling, den ſie neben ſich erblickte, und die hocherfreuten Zwerge hielten den Wundermann für einen Engel vom Himmel. Gottfried ſagte der Erwachten an, wer er ſey, und die Urſach ſeiner Wallfahrt, und ſie berichtete ihm dagegen ihre Schickſale und die Verfolgungen der grauſamen Stiefmutter. Ihr werdet, ſprach Gottfried, den Nachſtellungen der Giftſpinne nicht entgehen, wofern ihr nicht meinem Rathe folgt. Verweilt noch eine Zeit lang in dieſer Gruft, damit es nicht ruchbar werde, daß ihr lebet. Ich will meine Wallfahrt vollenden und bald wieder kommen, euch nach Ardenne zu meiner Mutter führen, und ſo ichs enden mag, euch an eurer Mörderin rächen. Der Rath gefiel der ſchönen Blanca wohl, der edle Pilger verließ ſie und ſprach draußen zu dem herzudringenden Geſinde mit verſtellten Worten: Der Leichnam eurer Herrſchaft wird nimmer wieder erwarmen, die Quelle des Lebens iſt verſiegt, hin iſt hin und todt iſt todt. Die treuen Zwerge aber, die um die Wahrheit wußten, hielten reinen Mund, verſorgten ihr Fräulein insgeheim mit Speiſe und Trank, hüteten übrigens des Grabes wie vorhin, und harreten auf die Wiederkehr des frommen Pilgers.

Gottfried ſputete ſich, nach Ardenne zu gelangen, umarmte ſeine zärtliche Mutter, und weil er müde war von der Reiſe, legte er ſich zeitig zur Ruhe und ſchlief mit dem Gedanken an Fräulein Blanca flugs und fröhlich ein. Da erſchien ihm ſein Vater im Traum mit heiterm Angeſicht, ſprach, er ſey aus dem Fegfeuer erlöſet, ertheilte dem frommen Sohn den Segen und verhieß ihm Glück zu ſeinem Vorhaben. Am frühen Morgen rüſtete Gottfried ſich ritterlich, nahm ſeine Reiſigen zu ſich, beurlaubte ſich von der Mutter und ſaß auf. Wie er ſeine Reiſe nun bald vollendet hatte und in der Mitternachtsſtunde das Todtenglöcklein im Schloß der ſchönen Blanca tönen hörte, ſaß er ab, zog ſein Pilgerkleid über den Harniſch und verrichtete ſeine Andacht in der Kapelle. Die ſpähenden Zwerge hatten nicht ſobald den knieenden Pilger am Altar wahrgenommen, ſo liefen ſie hinab in die Gruft, ihrer Gebieterin die gute neue Mähr zu verkünden. Sie warf ihr Sterbegewand von ſich, und ſobald die Mette vorbei war und Meßner und Küſter aus der froſtigen Kirche nach dem warmen Bett eilten, ſtieg das reizende Mädchen herauf aus der Todtengruft mit fröhlichem Herzklopfen, wie am Tage der letzten Poſaune die Seligen aus der dunkeln Grabeshöhle zum Leben hervorgehen werden. Da ſich aber das tugendſame Fräulein in den Armen eines jungen Mannes ſahe, der ſie davon führen wollte, kam ſie Grauſen und Entſetzen an, und ſie ſprach mit verſchämtem Angeſicht: bedenket, was ihr thut, junger Mann, fraget euer Herz, ob es aufrichtig oder ein Schalk iſt; täuſcht ihr das Vertrauen, das ich zu euch hege, ſo wiſſet, daß euch die Rache des Himmels verfolgen wird. Der Ritter antwortete beſcheidentlich: die heilige Jungfrau ſey Zeuge der Lauterkeit meiner Geſinnung, und der Fluch des Himmels treffe mich, wenn ein ſträflicher Gedanke in meiner Seele iſt! Drauf ſchwang ſich das Fräulein getroſt aufs Roß, und Gottfried geleitete ſie ſicher nach Ardenne zu ſeiner Mutter, welche ſie mit innigſter Zärtlichkeit empfing und mit ſolcher Sorgfalt pflegte, als wäre ſie ihre leibliche Tochter. Bald entwickelten ſich die ſanften ſympathetiſchen Gefühle der Liebe in dem Herzen des jungen Ritters und der ſchönen Blanca; die Wünſche der guten Mutter und des ganzen Hofes vereinbarten ſich, das ſchöne Bündniß des edlen Paares durch das heilige Sacrament der Ehe je eher je lieber verſiegelt zu ſehen. Aber Gottfried gedachte, daß er ſeiner Braut Rache gelobet hätte; mitten unter den Zubereitungen zum Beilager verließ er ſeine Reſidenz und zog nach Brabant zur Gräfin Richilde, die noch immer mit ihrer zweiten Wahl beſchäftiget war, und weil ſie den Spiegel nicht mehr rathfragen konnte, damit nie zu Stande kam.

Sobald Gottfried von Ardenne am Hofe erſchien, zog ſeine ſchöne Geſtalt die Augen der Gräfin auf ſich, daß ſie ihm vor allen Edlen den Vorzug gab. Er nannte ſich den Ritter vom Grabe, und das war das einzige, was Dame Richilde an ihm auszuſetzen fand; ſie wünſchte ihm einen gefälligern Beinamen, denn das Leben hatte für ſie noch viele Reize, daß ihr der Gedanke vom Grabe immer ſchauderhaft auffiel. Inzwiſchen erklärte ſie ſich den Beinamen des Ardenners vom heiligen Grabe, meinte, er ſey irgend nach Jeruſalem gewallfahrtet und ſey Ritter vom heiligen Grabe, und ſo ließ ſie es ohne weitere Nachforſchung dabei bewenden. Nachdem ſie mit ihrem Herzen über die aufkeimende Leidenſchaft Rückſprache genommen hatte, fand ſie, daß unter der geſammten Ritterſchaft, die darin aus- und einzog, Ritter Gottfried den Vorrang habe; deshalb legte ſie's darauf an, ihn durch die verführeriſchen Netze der Koketterie zu beſtricken. Mit Hülfe der Kunſt wußte ſie ihre Reize wieder aufzufriſchen, und die abgeblüheten zu verbergen, oder mit dem kunſtreichen Gewebe der feinſten Brabanter Spitzen zu bedecken. Sie unterließ dabei nicht, ihrem Endymion die anlockendſten Avancen zu machen, und ihn auf alle Art zu reizen, bald in dem prunkvollen Gewand, das ehemals Dame Juno an einem Galatage im hohen Olympus ſelbſt nicht reicher tragen konnte; bald im verführeriſchen Negligé einer leichtgeſchürzten Grazie; bald bei einem tête à tête im Luſtgarten am Springbrunnen, wo marmorne Najaden aus ihren Urnen einen Silberſtrom ins Baſſin rauſchen ließen; bald bei einer traulichen Promenade Hand in Hand, wenn der freundliche Mond ſein falbes Licht durch die dunkeln Bogengänge des ernſten Taxus goß; bald in der ſchattichten Laube, wenn ihre kunſtfertige Hand dem horchſamen Ritter die weichſten Akkorde ins Herz zu lauteniren gedachte.

Mit ſcheinbarem Enthuſiasmus umfaßte Gottfried einsmals bei einem ſolchen empfindſamen Selbander der Gräfin Knie und ſprach: laßt ab, holde Grauſame, durch euren mächtigen Zauber mein Herz zu zerreißen und ſchlafende Wünſche aufzuwecken, die mir das Hirn verwirren! Lieb' ohne Hoffnung iſt bitterer denn der Tod. Sanftlächelnd hob ihn Richilde mit ihren ſchwanenweißen Armen auf, und gegenredete mit ſüßer Suada alſo: Armer Hoffnungsloſer, was macht euch muthlos? Seyd ihr ſo ungelehrig, die Sympathien der Liebe, die aus meinem Herzen euch entgegen wallen, zu empfinden, oder darauf zu achten? Wenn euch die Sprache des Herzens unverſtändlich iſt, ſo nehmt das Geſtändniß der Liebe von meinem Munde. Was hindert uns, das Schickſal unſers Lebens auf ewig zu vereinbaren? Ach, ſeufzte Gottfried, indem er Richildens ſammetweiche Hand an ſeine Lippen drückte, eure Güte entzückt mich; aber ihr kennet nicht das Gelübde, welches mich bindet, keine Gemahlin als von der Hand meiner Mutter zu empfahen, und dieſe gute Mutter nicht zu verlaſſen bis ich die letzte Kindespflicht erfüllet und ihr die Augen zugedrückt habe. Könntet ihr euch entſchließen, theure Gebieterin meines Herzens, euer Hoflager zu verlaſſen und mir nach Ardenne zu folgen, ſo wäre mein Loos das glücklichſte auf Erden. Die Gräfin bedachte ſich nicht lange, ſie willigte in alles, was ihr Inamorato begehrte. Der Vorſchlag, Brabant zu verlaſſen, behagte ihr im Grunde eben nicht, noch weniger die Schwiegermutter, die ihr eine läſtige Zulage zu ſeyn ſchien; allein die Liebe überwindet alles.

Mit großer Behendigkeit wurde der Brautzug veranſtaltet, das Perſonal des glänzenden Gefolges ernennt, darunter auch der Hofarzt Sambul paradirte, ob ihm gleich der Bart und beide Ohren mangelten. Die ſchlaue Richilde hatte ihn der Feſſeln entlediget, auch ihm huldreich die Ehre der ehemaligen Favoritenſchaft wieder angedeihen laſſen; denn ſie gedachte ſich ſeiner zu bedienen, die Schwiegermutter gelegentlich aus der Welt zu ſchaffen, um mit ihrem Gemahl nach Brabant zurückzukehren. Die ehrwürdige Matrone empfing ihren Sohn und die vermeintliche Schnur mit hofmäßiger Etikette, ſchien die getroffene Wahl des Ritters vom Grabe höchlich zu billigen und es wurde alles förderſamſt in Bereitſchaft geſetzt, das Beilager zu vollziehen. Der feierliche Tag erſchien, und Dame Richilde, geſchmückt wie die Königin der Feien, trat in den Saal, wo ſie zur Trau geführt werden ſollte, und wünſchte, daß die Stunden Flügel hätten. Indeß kam ein Edelknabe herbei und raunte mit bedenklicher Miene dem Bräutigam etwas ins Ohr. Gottfried ſchlug mit ſcheinbarem Entſetzen die Hände zuſammen und ſprach mit lauter Stimme: unglücklicher Jüngling, wer wird an deinem Ehrentage den Brautreihen mit dir anheben, da eine mörderiſche Hand deine Geliebte gemordet hat? Hierauf wendete er ſich zur Gräfin und ſprach: wiſſet, ſchöne Richilde, daß ich zwölf Jungfrauen ausgeſteuert habe, die mit mir zum Traualtar gehen ſollten, und die ſchönſte darunter iſt aus Eiferſucht von einer unnatürlichen Mutter gemordet; ſprecht: welche Rache dieſe Schandthat verdiene? Richilde, unwillig über einen Zufall, der ihre Wünſche aufzuhalten oder doch die Freude des Tages zu mindern ſchien, ſprach mit Unwillen: O der ſchaudervollen That! Die grauſame Mutter verdiente, an der Gemordeten Stelle, den Brautreihen mit dem unglücklichen Jüngling in glühenden eiſernen Pantoffeln anzuheben, das würde Balſam für die Wunde ſeines Herzens ſeyn, denn die Rache iſt ſüß wie die Liebe. Ihr urtheilet recht, erwiederte Gottfried, Amen, es geſchehe alſo! Der ganze Hof bezeugte der Gräfin wegen des gerechten Urtheils ſeinen Beifall und die Witzlinge vermaßen ſich hoch und theuer, die Königin aus dem Reich Arabia, die zu Salomon gewallfahrtet war Weisheit zu holen, hätt' es nicht beſſer ſprechen mögen.

In dem Augenblicke flogen die hohen Flügelthüren des Nebengemachs auf, wo der Traualtar zugerichtet war: darin ſtund der weibliche Engel, Fräulein Blanca, mit herrlichem Brautſchmuck angethan. Sie ſtützte ſich auf eine der zwölf Jungfrauen, als ſie die fürchterliche Stiefmutter erblickte, und ſchlug ſcheu die Augen nieder. Richildens Blut erſtarrete in den Adern; wie vom Blitz gerührt ſank ſie zu Boden, ihre Sinne umnebelten ſich, und ſie lag in ſtarrem Hinbrüten. Aber die Riechfläſchchen der Höflinge und Damen goſſen einen ſo kräftigen Platzregen von Lavendelgeiſt über ſie, daß ſich wider Willen ihre Lebensgeiſter ermunterten. Darauf hielt der Ritter vom Grabe einen Sermon an ſie, davon ihr jedes Wort durch die Seele ſchnitt, und führte die ſchöne Blanca zum Altar, wo der Biſchof in Pontificalibus das edle Paar zuſammengab, nebſt den zwölf ausgeſteuerten Jungfrauen mit ihren Geliebten.

Wie die geiſtliche Ceremonie geendiget war, ging der geſammte Brautzug in den Tanzſaal. Die künſtlichen Zwerge hatten indeſſen mit großer Behendigkeit ein Paar Pantoffeln von blankem Stahl geſchmiedet, ſtund'n am Kamin, ſchüreten Feuer an und glüheten die Tanzſchuhe hochpurpurroth. Da trat hervor Gunzelin, der knochenfeſte gaſkoniſche Ritter, und forderte die Giftnatter zum Tanz auf, den Brautreihen mit ihr zu beginnen, und ob ſie ſich gleich dieſe Ehre höchlich verbat, ſo half doch kein Bitten noch Sträuben. Er umfaßte ſie mit ſeinen kräftigen Armen, die Zwerglein ſchuheten ihr die glühenden Pantoffeln an, und Gunzelin ſchliff mit ihr einen ſo raſchen Schleifer längs dem Saal hinab, daß der Erdboden rauchte und ihre zarten wohlgebratenen Füße kein Hühnerauge mehr quälte; dazu waldhornirten die Muſikanten ſo herzhaft, daß alles Gewinſel und Wehklagen in die rauſchende Muſik verſchlungen ward. Nach unendlichen

Wirbeln und Kreiſen, drehete der flinke Ritter die erhitzte Tänzerin, welche noch nie ein Schleifer ſo heiß gemacht hatte, zum Saal hinaus, die Stiege hinab in einen wohlverwahrten Thurm, wo die büßende Sünderin Zeit und Muße hatte, Pönitenz zu thun. Sambul der Arzt aber kochte flugs eine köſtliche Salbe, welche die Schmerzen linderte und die Brandblaſen heilte.

Gottfried von Ardenne und Blanca lebten in einer paradieſiſchen Ehe und belohnten reichlich den Arzt Sambul, der, wider Gewohnheit ſeiner Kollegen, nicht tödtete, wo ers durfte. Auch ward ihm ſein Biederſinn oben im Himmel zum Segen angeſchrieben; ſein Geſchlecht blühet noch in ſpäten Enkelsſöhnen. Einer ſeiner Nachkommen, der Jud Samuel Sambul, ſteht hocherhaben wie eine Ceder im Hauſe Iſrael, dienet Seiner mauritaniſchen Majeſtät, dem König in Marocco, als erſter Miniſter und lebte, einige Baſtonaden auf die Fußſohlen abgerechnet, in Glück und Ehre bis auf dieſen Tag.

Rolands Knappen.

Vetter Roland hatte, wie alle Welt weiß, ſeines Oheims Kaiſer Karls Kriege mit Glück und Ruhm geführt und unſterbliche Thaten gethan, von Dichtern und Romanziern beſungen, bis ihm Ganelon der Verräther, bei Ronzeval am Fuß der Pyrenäen, den Sieg über die Saracenen und zugleich das Leben entriß. Was halfs dem Helden, daß er den Enacksſohn, den Rieſen Ferracutus, den hohnſprechenden Syrer aus Goliaths Nachkommenſchaft, erlegt hatte, da er den Säbelſtreichen der Ungläubigen dennoch unterliegen mußte, wogegen ihn ſein gutes Schwert Durindane diesmal nicht ſchützen konnte; denn er hatte ſeine Heldenbahn durchlaufen und befand ſich am Ende derſelben. Von aller Welt verlaſſen lag er da unter den Schaaren der Erſchlagenen, ſchwer verwundet und von brennendem Durſt gequält. In dieſem traurigen

Zuſtande nahm er alle Kräfte zuſammen und ſtieß dreimal in ſein wunderſames Horn, um Karln das verabredete Zeichen zu geben, daß es mit ihm am letzten ſey.

Obgleich der Kaiſer mit ſeinem Heer acht Meilen weit vom Schlachtfelde kampirte, vernahm er doch den Schall des wunderbaren Horns, hob alsdann die Tafel auf zu großem Verdruß ſeiner Schranzen, welche eine leckerhafte Paſtete witterten, die eben zerlegt wurde, und ließ ſein Heer flugs aufbrechen, ſeinem Neffen zu Hülfe zu eilen, wiewohl es damit zu ſpät war; denn Roland hatte ſo gewaltſam intonirt, daß das güldne Horn geborſten war, er hatte ſich alle Adern am Halſe zerſprengt und ſeinen Heldengeiſt bereits ausgeathmet. Die Saracenen aber freueten ſich ihres Sieges, und legten ihrem Heerführen den Ehrennamen Malek al Naſſer oder des ſiegreichen Königes bei.

In dem Getümmel der Schlacht waren die Schildknappen und Waffenträger des tapfern Rolands, indem er ſich mitten in die feindlichen Geſchwader warf, von ihrem Herrn getrennt worden und hatten ihn aus den Augen verloren. Da nun der Held fiel, und das muthloſe Heer der Franken ſein Heil in der Flucht ſuchte, wurden die mehreſten von ihnen in die Pfanne gehauen. Nur dreien gelang es, aus dem Haufen durch die Leichtigkeit ihrer Füße dem Tode oder den

Sclavenfeſſeln zu entrinnen. Die drei Unglückskameraden flüchteten tief ins Gebirge, in unbetretene wüſte Gegenden, und ſchaueten nicht rückwärts auf ihrer Flucht; denn ſie meinten, der Tod trabe mit raſchen Schritten hinter ihnen her. Von Durſt und Sonnenbrand ermattet, lagerten ſie ſich unter eine ſchattige Eiche, um da zu raſten, und nachdem ſie ein wenig verſchnoben hatten, rathſchlagten ſie zuſammen, was ſie nun beginnen wollten. Andiol, der Schwertträger brach zuerſt das pythagoriſche Stillſchweigen, welches ihnen die Eile der Flucht und die Furcht vor den Saracenen auferlegt hatte: was Raths, Brüder, fragte er, wie gelangen wir zum Heere, ohne den Ungläubigen in die Hände zu fallen, und welche Straße ſollen wir ziehen? Laßt uns einen Verſuch machen, durch dieſe wilden Gebirge zu dringen; jenſeits derſelben, mein' ich, hauſen die Franken, die uns ſicher ins Lager geleiten werden. Dein Anſchlag wäre gut, Kompan, verſetzte Amarin der Schildhalter, wenn du uns Adlersfittige gäbeſt, uns damit über den Wall der ſchroffen Felſen zu ſchwingen; aber mit dieſen gelähmten Knochen, aus welchen Mangel und Sonnengluth das Mark verzehret hat, werden wir traun nicht dieſe Zinnen erklimmen, die uns von den Franken ſcheiden. Laßt uns vorerſt eine Quelle aufſuchen, unſern Durſt zu löſchen und die Kürbisflaſchen zu füllen, und hernach ein Wild erlegen, daß wir was zu zehren haben; dann wollen wir wie leichtfüßige Gemſen über die Felſen hüpfen und bald einen Weg zu Karls Heerlager finden. Sarron, der dritte Knappe, der dem Ritter Roland die Sporen anzulegen pflegte, ſchüttelte den Kopf und ſprach: für den Magen, Kamerad, iſt dein Rath nicht übel; aber euer beider Anſchlag iſt gefahrvoll für den Hals. Meint ihr, daß es uns Karl Dank wiſſen würde, wenn wir ohne unſern guten Herrn zurückkehrten, und auch ſeine köſtliche Rüſtung, die uns anvertraut war, nicht zurückbrächten? Wenn wir nun an den Teppich ſeines Throns knieeten und ſprächen: Held Roland iſt gefallen! und er ſpräch: viel ſchlimm iſt dieſe Botſchaft; aber wo iſt Durindane ſein Schwert geblieben? Was wollteſt du antworten, Anciel? Oder er ſpräche: Knappen, wo habt ihr ſeinen ſpiegelblanken ſtählernen Schild? Was wollteſt du darauf ſagen, Amarin? oder er fragte nach den goldenen Sporen, die er unſerm Herrn anlegte, als er ihn zum Ritter ſchlug, müßt' ich nicht mit Schaam verſtummen? Du erinnerſt wohl, erwiederte Andiol; dein Verſtand iſt hell wie Rolands Schild, durchdringend, fein und ſcharf wie Rolands Schwert. Wir wollen nicht ins Heerlager der Franken zurückkehren; Karl möchte ſchellig ſeyn und uns laſſen Profeß thun im Kloſter zu den dürren Brüdern*).

---

*) So nennt Burkard Waldis ſcherzhaft den Galgen.

Ueber dieſen Berathſchlagungen war die grauſenvolle Nacht hereingebrochen; kein Sternlein flimmerte am umnebelten Himmel; kein Lüftchen regte ſich. In der weiten Einöde war tiefe Todtenſtille umher, die nur durch das Krächzen irgend eines Nachtvogels zuweilen unterbrochen wurde. Die drei Flüchtlinge ſtreckten ſich unter die Eiche auf den Raſen, und gedachten den bellenden Hunger, welchen das ſtrenge Faſten des langen Tages erregt hatte, durch den Schlaf zu betäuben; aber der Magen iſt ein ungeſtümer Gläubiger, der den Zahlungstermin ſeiner Forderungen nicht gern vier und zwanzig Stunden lang kreditirt. Ihrer Ermüdung ungeachtet geſtattete ihnen der Hunger keinen Schlaf, ob ſie gleich ihr Wehrgehenke zum Schmachtriemen gebraucht, und ſich damit ſo eng gegürtet hatten als möglich. Indem ſie aus Unmuth und Langerweile wieder anfingen mit einander zu koſen, erblickten ſie durchs Gebüſche ein fernes Lichtlein, das ſie anfangs für das Dunſtkind ſalpetriſcher ſchwefliger Dämpfe anſahen. Weil aber das vermeintliche Irrlicht nach einiger Zeit weder den Ort noch den Schein veränderte, faßten ſie den Entſchluß, die Sache genauer zu unterſuchen. Sie verließen ihr Standquartier unter der Eiche, und nachdem ſie manche Schwierigkeit überwunden, in der Finſterniß über manchen Stein gefallen, und mit dem Kopf gegen manchen Aſt angerennet waren, gelangten ſie an einen freien Platz vor einer aufrecht ſtehenden Felſenwand, wo ſie zu ihrer großen Freude einen Kochtopf auf dem Dreifuß über dem Feuer fanden. Die auflodernde Flamme ließ ihnen zugleich den Eingang einer Höhle wahrnehmen, über die ſich von oben Epheuranken herabſchlangen, und welche durch eine feſte Thür verſchloſſen war. Andiol ging hinzu und pochte an, vermuthend, der Bewohner der Höhle möchte irgend ein frommer gaſtfreier Einſiedler ſeyn. Aber er vernahm eine weibliche Stimme von innen, welche fragte: Wer klopft, wer klopft an meinem Hauſe? Gutes Weib, ſprach Andiol, thue uns auf die Thür zu eurer Grotte, drei irrende Wanderer harren hier an der Schwelle und verſchmachten vor Durſt und Hunger. Geduld! antwortete die Stimme von innen, daß ich vorerſt das Haus beſchicke, und es zum Empfang der Gäſte bereite. Der Horcher an der Thür hörte darauf von innen ein groß Geräuſch, als würde das ganze Haus aufgeräumt und ausgeſcheuert. Er verzog eine Zeitlang, ſo lang es ſeine Ungeduld verſtattete; als aber die Hausmutter kein Ende finden konnte, ihre Wohnung zu ſäubern, klopfte er nochmals etwas ſoldatiſch an die Thür, und verlangte mit ſeinen Gefährten eingelaſſen zu werden. Die vorige Stimme antwortete: Gemach, ich höre! Laßt mir doch Zeit, meine Dormöſe aufzuſtürzen, daß ich vor den Gäſten mich kann ſehen laſſen. Schüret indeſſen draußen das Feuer an, daß der Topf wohl ſiede, und naſcht mir nichts von der Brühe.

Univ.-Bibl.
München

Sarron, der in Ritter Rolands Küche immer der Topfgucker geweſen war, hatte aus natürlichem Inſtinkt ſich dieſer Funktion, das Feuer zu unterhalten, bereits unterzogen, auch den Topf vorläufig ſondirt und eine Entdeckung gemacht, die ihm eben nicht behagte. Denn da er die Stürze aufhob und mit der Fleiſchgabel zu Boden fuhr, zog er einen ſtachlichten Igel hervor, deſſen Anblick ſeine Eßluſt dergeſtalt verminderte, daß der Magen von allen ungeſtümen Forderungen abſtand. Er ließ ſich aber nichts von dieſer Küchenbeobachtung gegen ſeine Gefährten merken, damit, wenn das Igelragout unter dem Incognito einer leckerhaften Brühe aufgetiſcht würde, er ihnen den Appetit nicht verderben möchte. Amarin war vor Müdigkeit eingeſchlummert, und hatte beinahe ausgeſchlafen, ehe die Bewohnerin der Grotte mit ihrer Toilette fertig war. Wie er erwachte, geſellt' er ſich zu dem lermenden Andiol, der unter heftigem Wortwechſel mit der Eignerin der Höhle über den Einlaß kapitulirte. Nachdem endlich alles zur Richtigkeit gebracht war, hatte ſie zum Unglück den Hausſchlüſſel verkramt, und weil ſie noch dazu aus großer Eil ihre Lampe umgeſtoßen hatte, konnte ſie ſolchen nicht wieder finden. Die ſchmachtenden Wanderer mußten alſo die ihnen gleich anfangs angeprieſene Geduld üben, bis nach langem Harren der Schlüſſel gefunden war und die Thür aufgethan wurde. Aber ein neuer Verzug, die Gelaſſenheit der Fremdlinge zu prüfen! Kaum war die Thür halb geöffnet, ſo ſprang eine große ſchwarze Katze heraus mit feuerfunkelnden Augen: ſogleich ſchlug die Hausmutter die Thür wieder zu und verriegelte ſie wohl, ſchalt und ſchmähte auf die ungeſtümen Gäſte, die ihre Wohnung verunruhigten und ſie um ihr liebes Hausvieh gebracht hätten. Haſchet meinen Kater ein, ihr Wichte, rief ſie von innen, oder laßt euch nicht einfallen meine Schwelle zu betreten.

Die drei Kameraden ſahen einander rathſchlagend an, was ſie thun wollten. Die Hexe! murmelte Andiol zwiſchen den Zähnen, hat ſie uns nicht lang genug geäfft, und nun ſchilt und drohet ſie! Soll ein Weib drei Männer narren? Bei Rolands Schatten, das ſoll ſie nicht! Laßt uns die Thür erbrechen und auf gut ſoldatiſch uns hier einquartieren. Amarin ſtimmte bei, aber der weiſe Sarron ſprach: bedenkt, Brüder, was ihr thut; der Verſuch könnt' übel ablaufen, ich ahne hier ſonderbare Dinge; laſſet uns die Befehle unſrer Wirthin aufs pünktlichſte befolgen; wenn unſre Geduld nicht ermüdet. ſo wird ihre Laune ermüden uns zu foppen. Dieſer gute Rath wurde angenommen und auf den ſchwarzen Murner alsbald eine allgemeine Jagd gemacht; aber der war waldein geflohen und in der düſtern Nacht nicht ausfindig zu machen. Denn obgleich ſeine Augen ſo hell funkelten als die Augen der Lieblingskatze des Petrarca, deren Schimmer dem Dichter zur Lampe diente, ein unſterblich Lied an ſeine Laura dabei niederzuſchreiben; ſo ſchien der pyrenäiſche Murner doch eben die Rücken ſeiner Domina zu haben, die drei Wanderer zu äffen, und blinzte entweder gefliſſentlich die Augen zu, oder drehete ſie ſo, daß ſie ihn nicht verriethen. Gleichwohl wußt' ihm der verſchmitzte Sarron beizukommen. Er verſtand ſich auf die Kunſt, die Minneſprache des Katzengeſchlechts ſo natürlich zu miaulen, daß der Anachoret im Walde, der ſich auf einen Eichbaum geflüchtet hatte, dadurch betrogen wurde, und weil er in der unterirdiſchen Klauſe keine andere Geſellſchaft genoß, als die ſeiner Pflegerin und einiger Kellermäuſe, mit welchen er ſich zuweilen herumtaumelte; ſo vermuthete er eine angenehme Geſpielin in der Nähe, welcher nachzuſpüren er den Baum verließ und den disharmoniſchen Kanon der nächtlichen Serenade anſtimmte, welcher die Schlafenden aus der Ruhe ſtöret und ſie antreibt, das Nachtgeſchirr auf die läſtigen Minneſinger unter dem Kammerfenſter auszuleeren.

Sobald ſich der queilende Kater durch ſeine Stimme verrieth, war der lauerſame Knappe zur Hand, beſchlich ihn und brachte den eingehaſchten Flüchtling im Triumph an den Eingang der Felſenhöhle, der nun nicht mehr verſperrt war. Hocherfreut traten die drei Knappen unter Geleitſchaft des entflohenen Penaten hinein, begierig die Bekanntſchaft der Wirthin zu machen; aber bänglich ſchauderten ſie zurück, als ſie ein lebendiges Skelet, ein dürres ſteinaltes Mütterchen erblickten. Sie trug einen langen Talar, hielt in der Hand eine Miſtelſtaude, berührte damit auf eine feierliche Art die Ankömmlinge, indem ſie dieſelben bewillkommte, und nöthigte ſie, an einem gedeckten Tiſche Platz zu nehmen, auf welchem eine frugale Mahlzeit von Milchſpeiſen, geröſteten Kaſtanien und friſchem Obſt aufgetragen war. Es bedurfte keiner Zunöthigung; die hungrigen Gäſte fielen wir gierige Wölfe über die Speiſen her, und in kurzer Zeit waren die Schüſſeln ſo rein abgeleert, daß keine genäſchige Maus von den Ueberbleibſeln zu ſättigen geweſen wär. Sarron that es in der Eilfertigkeit, den Magen zu befriedigen, ſeinen beiden Spießgeſellen zuvor; denn er wähnte noch einen zweiten Gang, wo das Igelragout zum Vorſchein kommen würde, welches er ſeinen Gefährten allein zu überlaſſen gedachte; doch da die Hausmutter nichts mehr auftrug, glaubte er, daß ſie dieſen Leckerbiſſen für ſich ſelbſt aufgeſparet habe.

Die Alte war indeſſen beſchäftigt, von Matratzen aus ſpaniſcher Wolle gewebt ein Nachtlager zu bereiten; aber es war ſo knapp und ſchmal, daß unmöglich drei Perſonen darauf Platz finden konnten. Der Schläfer Amarin machte dieſe Bemerkung, gab ſie der geſchäftigen Wirthin zum beſten und bat ſie, auch den dritten Mann nicht zu vergeſſen. Die Alte that ihren zahnloſen Mund auf und ſprach lächelnd:

Lieben Kinder, ſeyd unbekümmert, der dritte Mann ſoll nicht auf der Erde ſchlafen, ich habe ein breites Bette; darin iſt Platz für mich und ihn. Die drei Geſellen nahmen dieſe Rede für einen guten Schwank auf, freueten ſich, daß das graue Mütterlein noch ſo bei Laune ſey, und belachten den Einfall aus vollem Halſe. Der kluge Sarron aber bedachte, daß alte Matronen zuweilen ſeltſame Schrullen im Kopf haben, unterſuchte nicht lang, ob hier geſcherzt oder geernſtet ſey, ſtellte ſich urplötzlich ſchlaftrunken, taumelte aufs Lager, um ſich auf allen Fall in Beſitzſtand zu ſetzen, und überließ es ſeinen Kameraden, die Neckerei mit der Wirthin um ihre Bettgenoſſenſchaft fortzuſetzen. Die beiden Kumpanen wurden die Liſt nicht ſobald inne, als ſie in gleicher Abſicht einander das Prävenire zu ſpielen gedachten, und weil keiner dem andern den Platz einzuräumen willens war, mußte das Fauſtrecht entſcheiden. Die Alte ſah eine zeitlang ruhig zu, wie ſich die Boxer herumzogen, und der ſchlaue Sarron ſchnarchte dazu aus allen Kräften. Wie aber der Streit hitzig wurde, und die goldgelben Haarlocken der Wettkämpfer, welche die Saracenen verſchont hatten, den Fußboden bedeckten, ergriff ſie den Miſtelſtengel und berührte damit die beiden Athleten. Da ſtunden ſie ſtarr und ſteif wie zwei Bildſäulen, unvermögend einen Finger zu regen; die Alte aber ſtreichelte mit ihrer kalten dürren Todtenhand ihnen freundlich die glühenden Backen und ſprach: Friede, Kinder! blinder Eifer ſchadet nur; ihr habt alle gleiche Rechte und gleiche Anſprüche auf meine Bettgenoſſenſchaft; nach den Rechten dieſes Hauſes trifft jeden die Reihe. Laßt mich in eurer Umarmung erwarmen, daß ich mich noch einmal verjünge vor meinem Hinſcheiden. Hierauf löſte ſie den Zauber der beiden rüſtigen Ringer auf, und gebot ihnen, den Schläfer Sarron zu wecken, der aber durch kein Rütteln und Schütteln, auch durch keinen Rippenſtoß zu ermuntern war. Die Alte wüßte gleichwohl ein Mittel, ihn aus dem ſcheinbaren Todtenſchlaf zu erwecken: kaum hatte ſie ihn mit der geheimnißvollen Miſtel berührt, ſo fing der Knappe an ſeltſame Verdrehungen zu machen, krümmt' und wand ſich wie ein Wurm auf dem Nachtlager, klagte über heftiges Bauchweh, als plagt ihn die Kolik von Poitou, und bat die Hausmutter demüthig um ein linderndes Kliſtir. Sie aber hatte flugs eine bewährte Salbe zur Hand, womit ſie ihn den Nabel beſtreichen hieß, worauf alle Schmerzen bald verſchwanden.

Die drei Knappen hätten ſich jetzt wohl unter den Eichbaum zurückgewünſcht; ſie ſahen, daß ſie einer mächtigen Zauberin in die Hände gefallen waren, die ſie auf mancherlei Art trillte und foppte; doch half hier nichts als zum böſen Spiel gute Miene zu machen. Kinder, ſprach ſie, es iſt ſpät, die kühle Nacht ſtreut Schlummerkörner, das Loos mag entſcheiden, welcher unter euch heut in meiner Bettkammer raſten ſoll. Darauf brachte ſie ein Büſchel Werg herbei, nahm ein wenig davon, drehete ein Küglein daraus, ganz leicht und luftig, ſtellt' es auf den Tiſch und hieß die drei Geſellen ein gleiches thun, welche auch ohne Widerrede Folge leiſteten; der ſchlaue Sarron aber drehete das ſeinige ſo derb und dicht als er konnte. Hierauf nahm die Drude einen ſichtenen Span, zündete alle die Häuflein an und ſprach: wer mir zuerſt nachfliegt, ſey dieſe Nacht mein Bettgenoß. Die glimmende Aſche ihres Häufleins hob ſich empor, darauf folgte Andiols und hernach Amarins Häuflein, nur Sarrons Aſchenhaufen blieb auf der Tafel zurück, wegen Schwere und Dichtigkeit der Kugel. Darauf umfaßte die Alte ihren Schlafkompan herzhaft, zog ihn zur Kammer hinein, und er folgte ihr ſchaudernd mit berganſtehendem Haar, wie der Dieb dem Schergen zur Leiter am Hochgericht. Es war traun ein harter Strauß für den armen Wicht, neben einem ſolchen Furchtgerippe zu pernoctiren. Wäre die Alte eine Ninon de l'Enclos geweſen, die in ihrem höchſten Stufenjahre, nachdem ſie neunmal neun Sommer durchlebt hatte, noch ſo viel Reize beſaß, daß ihr Sohn unerkannterweiſe gegen ſie in heißer Liebe entbrannte, ſo wäre das Abenteuer allenfalls noch zu beſtehen geweſen. Aber der Zahn der Zeit hatte ſo gierig an ihrer Geſtalt gezehrt, daß das Konterfei der Hexe zu Endor, nach dem Holzſchnitt der Wittenberger Bibelausgabe, gegen ihre Fratze noch immer für Schönheit gelten konnte. Der Mutter Natur hat es beliebt, die äußerſten Gränzlinien der Schönheit und Häßlichkeit in dem weiblichen Körper zu vereinbaren; das höchſte Ideal der Schönheit iſt ein Weib, und das höchſte Ideal der Häßlichkeit iſt auch ein Weib, und es iſt eine etwas demüthigende Bemerkung für ſtolze Schönen, daß dieſe beiden Endpunkte gewöhnlich in einer und der nämlichen Perſon, wiewohl in ganz verſchiedenen Epochen, zuſammentreffen. Andiols Sultanin ſtund auf der äußerſten Abſtufung des Menſchengeſtalt, weit unter der berufenen Baſchkirenphyſiognomie, und ſchien das non plus ultra der Häßlichkeit zu ſeyn; ob ſie das auch ehemals in Abſicht der Schönheit war, iſt nicht leicht auszumachen.

Dieſe einſame Bewohnerin der Pyrenäen hauſete hier ſchon ſeit verſchiedenen Menſchenaltern; ihr Leben maß beinahe die Hälfte der Jahre von den zwölf Matronen, welchen irgend eine andächtige Fürſtin in der Charwoche die Füße zu waſchen pflegt. Sie war die letzte Sproſſe aus dem Stamm der Druiden, beſaß die ganze Verlaſſenſchaft aller Geheimniſſe und Künſte der ausſterbenden Sippſchaft, und ſtammte in gerader Linie von der berühmten Veleda ab*).

---

*) Aber nach Tacitus Bericht im 4ten Buch ſeiner Hiſtorie war die Veleda eine Jungfrau? Antwort: thut nichts zur Sache, ſie wars freilich einmal; aber daß

die ihrer Großmutter Aeltermutter geweſen war. Alle Kräfte der Natur waren ihr unterthan, ſie kannte die Wirkung der Kräuter und Wurzeln ſo gut als die Influenzen der Geſtirne, ſie wußte köſtliche Tinkturen zu bereiten, auch verfertigte ſie eine bewährte Wundereſſenz, die alles das leiſtete, was die Schwerſche im Altona verſpricht; nur mit dem verjüngenden Balſam wollt' es ihr nie gelingen, welchen der Markis d'Aymar, auch Belmar genannt, gegenwärtig in Venedig zu erfragen, endlich zu erkünſteln gewußt hat, und der ſo wirkſam ſeyn ſoll, daß eine alte Dame, die ſich zu ſtark damit rieb, in den Stand eines Embryo zurück verſetzt wurde*). In der Magie war ſie Meiſterin, und die geheimnißvolle Miſtel der Druiden verwandelte ſich in ihrer Hand in den Zauberſtab der Circe. Nicht minder wußte ſie durch angereihete Schlangenaugen Herrengunſt und Frauenliebe zu erwecken, wenn die Perſon, welche dieſes kräftige Amulet an ſich trug, anders tauglich war, eine erotiſche Vegetation zu bewirken; denn was die gute Mutter ſelbſt betraf, ſo blieben die neun Reihen Schlangenaugen, die ſie wie Perlenſchnuren um den Hals trug, bei

---

ſie ſich mit dem Gelübde ewiger Keuſchheit belaſtet hätte, davon ſagt Tacitus kein Wort.

*) Tagebuch eines Weltmannes, par Mr. le Comte Max Lamberg.

ihr ſelbſt unwirkſam. Für das Belmarſche Recept hätte ſie gern ihre Hausofficin, nebſt den neun Schnuren Schlangenaugen und dem magiſchen Apparat vertauſcht; aber der Proceß zu dieſer herrlichen Kompoſition war zu ihrer Zeit noch nicht erfunden, folglich blieb ihr von den zwei Lieblingswünſchen der Menſchen: lange leben und jung ſeyn, nur der erſte erreichbar. In Ermangelung des ſpezifiſchen Mittels hielt ſie ſich, was den zweiten betraf, an ein Surrogat, das eben nicht zu verachten war. Mit der Lauerſamkeit einer Spinne ſaß ſie in dem Mittelpunkt ihres magiſchen Gewebes, und haſchte jeden peregrinirenden Weltbürger auf, der ſich in ihr Zaubernetz verwickelte. Alle Wanderer, die ihr Gebiet betraten, zwang ſie zu ihrer Bettgenoſſenſchaft, wenn ſie ſich zu dieſem diätetiſchen Gebrauch qualifizirten, und eine ſolche geſellige Nacht verjüngte ſie jederzeit um dreißig Jahre; denn nach dem Lehrſatz des Celſus ſog ihr ausgetrockneter Körper alle geſunden jugendlichen Exhalationen des rüſtigen Schlafgeſellen gierig ein. Außerdem verabſäumte ſie nie, Abends vor Schlafengehen mit Igelfett den alten Pergamentband ihrer Haut wohl zu ſalben, ſie lind und ſchmeidig zu erhalten, um nicht bei lebendigem Leibe zur Mumie zu werden.

Ohne das Geſetz der Keuſchheit weder mit Gedanken, Worten oder Werken im mindeſten zu verletzen, hatten die drei Knappen nothgedrungen der

Alten den verlangten Ehrendienſt geleiſtet; ſie hatte ſich mit guter Manier neunzig läſtige Jahre vom Halſe geſchafft, ging wieder ganz flink und keck einher, und der kluge Sarron, den ſeine Schlauheit diesmal nicht von dem Schickſal ſeiner Konſorten befreiet hatte, machte die Bemerkung, daß die größten Uebel mehrentheils nur in der Einbildung beſtünden, und daß eine ſchlecht zugebrachte Nacht nicht mehr Stunden und Minuten zähle als die glücklichſte. Da am dritten Tage die neu belebte Alte die drei Bettkonſorten beurlaubte, und ſie mit freundlichen Worten förder ziehen hieß, trat der Redner Sarron auf und ſprach: es iſt nicht Sitte im Lande, einen Gaſt unbegabt von ſich zu laſſen; zudem haben wir einen Dank oder Zehrpfennig von euch verdient; ihr habt uns baß getrillt und wohlgeplagt um einen Biſſen Brod und einen Trunk Waſſer. Haben wir nicht das Feuer beim Kochtopf angeſchürt wie die Küchenmägde? Haben wir nicht euren Hausfreund den ſchwarzen Kater wieder eingehaſcht, der entſprungen war? Und haben wir euch nicht an unſern Herzen erwarmen laſſen, da der Froſt des Alters euer Knochengerippe ſchüttelte? Was wird uns dafür, daß wir euch getaglöhnert und hofieret haben?

Die Mutter Drude ſchien ſich zu bedenken. Sie war nach Gewohnheit alter Matronen zäher Natur, und ſchenkte nicht leicht etwas weg: gleichwohl hatte ſie die drei Wichte in Affektion genommen, und ſchien geneigt, ihrer Anforderung Gnüge zu leiſten. Laßt ſehen, ſprach ſie, ob ich euch mit einer Gabe bedenken kann, dabei ſich jeder meiner erinnere. Sie trippelte darauf in ihre Rumpelkammer, kramte darinnen lange herum, ſchloß Kaſten auf und Kaſten zu, und raſſelte mit den Schlüſſeln, als wenn ſie die hundert thebaniſchen Pforten in Beſchluß hätte. Nach langem Verharren kam ſie wieder zum Vorſchein, im Zipfel ihres Kleides etwas verborgen tragend, wendete ſich dann gegen den weiſen Sarron und fragte: wem ſoll das, was ich in meiner Hand habe? Er antwortete: dem Schwertträger Andiol. Sie zog hervor einen verroſteten Kupferpfennig und ſprach: nimm hin und ſage mir, wem das ſoll, was ich mit meiner Hand faſſe? Der Knappe, der mit der Spende übel zufrieden war, antwortete trotzig: mags nehmen wers will, was kümmerts mich! Die Drude ſprach: wer mags? Da meldete ſich Amarin, der Schildhalter, und empfing ein Tellertüchlein von feinem Trell, ſauber gewaſchen und geplättet. Sarron ſtund auf der Lauer und gedachte das beſte zu erhaſchen; aber er empfing nichts als einen Däumling von einem ledernen Handſchuh, und wurde von ſeinen Kameraden derb ausgelacht.

Die drei Geſellen zogen nun ihrer Straße, nahmen kaltſinnig Abſchied, ohne ſich für die milden Gaben zu bedanken, oder die Freigebigkeit der kargen Matrone zu rühmen, möchten ihr wohl gar Injurien geſagt haben, wenn nicht der Miſtelſtengel, deſſen Kraft ſie allerſeits erprobt hatten, ſie im Reſpekt gehalten hätte. Nachdem ſie einen Feldweges fortgewandert waren, fings dem Schwertträger Andiol erſt an zu wurmen, daß ſie ſich in der Drudenhöhle nicht beſſer bedacht hätten. Hörtet ihr nicht, Kameraden, ſprach er, wie die Unholdin in ihrer Rumpelkammer Kaſten auf- und zuſchloß, um den Plunder zuſammen zu ſuchen, womit ſie uns gefoppt hat? In ihren Kaſten war gewiß Reichthum und Ueberfluß. Wären wir klug geweſen, ſo hätten wir getrachtet, der Zauberruthe, ohne welche ſie nichts vermag, uns zu bemächtigen, wären in die Vorrathskammer gedrungen, und hätten, wie's der Kriegsleute Sitte und Brauch iſt, Beute gemacht, ohne uns von einem alten Weibe narren zu laſſen. Der unwillige Knappe perorirte noch lange in dieſem Ton, und beſchloß damit, daß er den verroſteten Pfennig hervorzog und aus Verdruß von ſich warf. Amarin folgte dem Beiſpiel ſeines Konſorten, ſchwenkte das Tellertuch um den Kopf und ſprach: was ſoll mir der Lappen in einer Wüſte, wo wir nichts zu beißen haben; wenn wir einen wohlbeſetzten Tiſch finden, wird uns auch kein Träufeltuch fehlen; überließ es darauf den wehenden Winden, die es einem nahen Dornſtrauch zuweheten, der den Minneſold der alten Liebſchaft an ſeinen ſpitzen Zacken feſthielt. Der weitriechende Sarron witterte indeß etwas von verborgenen Kräften der verſchmäheten Gaben, und tadelte die Unbeſonnenheit ſeiner Spießgeſellen, die nach dem gemeinen Weltlauf die Dinge nur von der Außenſeite beurtheilen, ohne den innern Gehalt zu prüfen; aber er predigte tauben Ohren. Dagegen war er auch nicht zu bereden, ſich des unanſehnlichen Däumlings zu entledigen; vielmehr nahm er durch dieſe Geſchichten Anlaß, ein und den andern Verſuch damit anzuſtellen. Er zog ihn über den Daumen der rechten Hand ohne Wirkung; hierauf wechſelte er mit dem Daumen der Linken, und ſo ſchlenderten die drei Gefährten noch eine Weile fort. Urplötzlich blieb Amarin ſtehen und fragte verwundernd: wo iſt Freund Sarron geblieben? Laß ihn, der Geizhalz wird aufſammlen, was wir weggeworfen haben. Still und ſtaunend hörte Sarron dieſe Rede. Es überlief ihn ein kalter Schauer, und er wußte ſich in ſeiner Freude kaum zu mäßigen; denn das Geheimniß des Däumlings war ihm nun enträthſelt. Seine Kameraden machten Halt, ihn zu erwarten; er aber ging ſeinen Schritt rüſtig fürbaß, und als er einen guten Vorſprung gewonnen hatte, rief er mit lauter Stimme: ihr Trägen, was weilet ihr dahinten? wie lange ſoll ich eurer harren? Hoch aufhorchend vernahmen die beiden Knappen die Stimme ihres Gefährten vorwärts, den ſie weit zurück vermutheten, verdoppelten deshalb ihre Schritte und liefen haſtig vor ihm vorüber, ohne ihn zu ſehen.

Darüber freut er ſich nur noch mehr, weil er nun gewiß war, daß ihm der Däumling die Gabe der Unſichtbarkeit mitgetheilt hatte; und ſo trillt er ſie wacker, ohne daß ſie auf die Urſache dieſer Täuſchung riethen, ob ſie ſich gleich weidlich den Kopf darüber zerbrachen. Sie vermeinten, ihr Gefährte ſey von einer Felſenwand ins tiefe Thal hinabgegleitet, habe ſich den Hals abgeſtürzt und ſein leichter Schatten umſchwebe ſie nun, ihnen das Valet zuzurufen. Darüber kam ihnen große Furcht an, daß ſie Judasſchweiß ſchwitzten.

Seines Spiels endlich müde, verſichtbarte ſich Sarron wieder, und belehrte ſeine hoch aufhorchenden Gefährten von der Beſchaffenheit des wunderbaren Däumlings, ſchalt ihren Unbedacht, und ſie ſtunden da ganz verblüfft wie die ſtummen Oelgötzen. Nachdem ſie ſich von ihrem Erſtaunen erholet hatten, liefen ſie ſporenſtreichs zurück, die verſchmäheten Gaben der Mutter Drude wieder in Beſitz zu nehmen. Amarin jauchzte laut auf, als er ſchon in der Ferne das Tellertuch am Wipfel des Dornſtrauchs wehen ſahe, welcher das anvertraute Gut, obgleich die vier Winde des Himmels um deſſen Beſitz zu kämpfen ſchienen, getreuer verwahret hatte, als mancher Depoſitionsſchrank das Erbtheil der Unmündigen unter gerichtlichem Schloß und Riegel. Mehr Mühe koſtete es, den verroſteten Pfennig wieder im Graſe aufzufinden; doch Eigennutz und Geldſucht gab dem ſpähenden Eigenthümer Argusaugen und diente ihm zur Wünſchelruthe, ſeine Schritte zu leiten, und den Ort zu treffen, wo der Schatz verborgen lag. Ein hoher Luftſprung und lautes Freudengeſchrei verkündete den glücklichen Fund des verroſteten Pfennigs.

Von der langen Promenade war die Reiſegeſellſchaft ſehr ermüdet, und ſuchte den Schatten eines Feldbaums, ſich vor den drückenden Sonnenſtrahlen zu bergen, denn es war hoch Mittag und der Hungerwurm dehnte ſich achtzehn Ellen lang durch die leeren Gedärme, und erregte im Grimmdarm unangenehme Empfindungen. Dem ungeachtet waren die drei Abenteurer frohen Muthes, ihr Herz ſchwoll von freudiger Hoffnung, und die beiden Geſellen, welche die Kräfte ihrer Wundergaben noch nicht erprobt hatten, ſtellten damit allerlei Verſuche an, ſolche zu erforſchen. Andiol ſuchte ſeine wenige Baarſchaft zuſammen, legte dazu den Kupferpfennig und fing an zu zählen, vorwärts, rückwärts, mit der Rechten, mit der Linken, von oben herunter, von unten hinauf, ohne die vermutheten Eigenſchaften eines Heckpfennigs zu entdecken. Amarin hatte ſich auf die Seite gemacht, knüpfte gar ehrbar ſein Tellertuch ins Knopfloch, betete in aller Stille ſein Benedicite, that darauf die beiden Flügelthüren ſeiner geräumigen Brodpforte weit auf und erwartete nichts geringeres, als daß ihm eine gebratene Taube in den

Mund fliegen würde; aber die Prozedur war viel zu links; als daß das magiſche Tüchlein operiren konnte, darum begab er ſich wieder zur Geſellſchaft, erwartend, was der Zufall entziffern werde. Die Empfindung des Heißhungers begünſtiget zwar eben nicht die frohe Laune; aber wenn die Federkraft der Seele einmal geſpannt iſt, ſo erſchlafft ſie auch nicht gleich von jeder kleinen Wetterveränderung. Bei Amarins Zurückkunſt riß ihm Sarron auf eine luſtige Art das Tüchlein aus der Hand, breitet es auf den Raſen unter den Baum und rief: Heran Geſellen! der Tiſch iſt gedeckt, beſcher' uns nun die Kraft des Tellertuchs einen wohlgekochten Schinken darauf und Weißbrod vollauf. Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, ſo regnete es Raſpelſemmeln auf das Laken vom Baum herunter, und zugleich ſtand eine antike Majolik in Form einer bauchigen Schüſſel da, mit einem geſottenen Schinken. Erſtaunen und Eßluſt malten auf den Geſichtern der hungrigen Tiſchgenoſſen einen ſeltſamen Kontraſt; der Inſtinkt aus dem Magen beſiegte jedoch bald die Bewunderung, mit froher Gierigkeit regten ſie nun die Kinnbacken, daß man hätte glauben ſollen, das taktmäßige Geräuſch einer Stampfmühle zu hören, keinem entfiel während der Mahlzeit ein Wort, bis die letzte Fleiſchfaſer von den Knochen geſchälet war.

Der Hunger war bald überflüſſig geſtillt, nun meldete ſich der peinliche Zwillingsbruder deſſelben, der Durſt an, beſonders da der Schmecker Sarton die Bemerkung machte, daß der Schinken etwas zu viel Salz gehabt habe. Der ungeſtüme Andiol bezeigte zuerſt ſeine Unzufriedenheit über die halbe Mahlzeit, wie er ſie nennte; der mich ſpeiſt ohne Trank, ſprach er, dem weiß ichs wenig Dank, und kannegießerte nach viel über die mangelhafte Wundergabe des Tellertuchs. Amarin, der ſein Eigenthum nicht wollte herunterſetzen laſſen, fand ſich durch dieſe Kritik beleidiget, faßte das Tuch bei den vier Enden, es ſammt der Schüſſel wegzutragen; doch wie ers zuſammen nahm, war Schüſſel und Schinkenknochen daraus verſchwunden. Bruder, ſprach er zu dem übermüthigen Krittler, wenn du in Zukunft mein Gaſt ſeyn willſt, ſo nimm mit dem vorlieb, was dir mein Tiſch darbeut, und ſuche für deine durſtige Milz eine ergiebige Quelle; was den Trunk betrifft, das kommt hier aufs andere Blatt; wo ein Backhaus ſteht, ſagt das Sprichtwort, da hat kein Brauhaus Platz. Wohlgeſprochen! verſetzte der Schlaukopf Sarton, laß doch ſehn, was dein anderes Blatt beſagt, entriß ihm nochmals das Tellertuch und breitet es links auf die Matten, mit dem Wunſche, daß der dienſtbare Geiſt deſſelben möchte darauf erſcheinen laſſen Weinflaſchen ohne Zahl, mit dem beſten Malvaſier gefüllt. Im Umſehen ſtand eine Majolik da, dem Anſehen nach zum vorigen Service gehörig, als ein Henkelkrug geformt, mit dem herrlichſten Malvaſier gefüllt.

Jetzt hätten die glücklichen Knappen beim Genuß des ſüßen Nektars ihren Zuſtand nicht mit Kaiſer Karls Throne vertauſcht, der Wein fluthete alle Sorgen des Lebens auf einmal fort, und perlete ſchäumend in den ehernen Pickelhauben, die ſie ſtatt der Pokale gebrauchten. Selbſt Andiol der Splitterrichter ließ nun den Talenten des Tellertüchleins Gerechtigkeit wiederfahren, und wenns dem Eigenthümer feil geweſen wäre, ſo hätte ers flugs um den verroſteten Pfennig und deſſen noch unerkannte Verdienſte eingetauſcht. Dieſer ward ihm gleichwohl immer werther, und er fühlte jeden Augenblick darnach, um zu erfahren, ob er noch zur Stelle ſey. Er zog ihn hervor, das Gepräge zu beſchauen, davon die geringſte Spur ſogar verloſchen war; darauf wendet er ihn um, die Rückſeite zu betrachten; das war die rechte Methode, dem Pfennig ſeine Spenden abzulocken. Wie er auch hier weder Bild noch Ueberſchrift entdeckte und ihn wieder beiſtecken wollte, fand er unter dem Wunderpfennig ein Goldſtück von gleicher Größe und eben ſo dick als derſelbe; er wiederholte den Verſuch noch öftmal unbemerkt, um ſeiner Sache gewiß zu ſeyn, und fand das Manöver zuverläſſig. Mit der ausgelaſſenen Freude, welche der alte Syrakuſer Philoſoph empfand, als er im Bade die Waſſerprobe des Goldes ausgeſpähet hatte, und aus frohem Unſinn in unverſchämter Nacktheit ſein εὕρηκα durch alle Gaſſen poſaunte, erhob ſich Andiol der Schwertträger von ſeinem Raſenſitze, hüpfte mit krummen Bocksſprüngen um den Baum und ſchrie aus voller Kehle: Kameraden, ich habs! Ich habs! und verhehlt' ihnen nicht ſeinen alchymiſchen Proceß. Im erſten Feuer ſeines freudigen Enthuſiasmus bracht' er in Vorſchlag, augenblicks die wohlthätige Mutter Drude wieder aufzuſuchen, die ihre kleinen Neckereien ſo edelmüthig vergütet hatte, ſich ihr zu Füßen zu werfen und ihr zu danken. Ein gleichmäßiger Trieb beſeelte ſie alle, geſchwind rafften ſie ihre Habſeligkeiten zuſammen und trabten friſch den Weg zurück, wo ſie hergekommen waren. Aber entweder wurden ihre Augen gehalten, oder die Weindünſte führten ſie irre, oder die Mutter Drude verbarg ſich gefliſſentlich vor ihnen; genug es war nicht möglich, die Grotte wieder zu finden, ob ſie gleich die Pyrenäen fleißig durchkreuzten, und die abenteuerlichen Gebirge ſchon im Rücken hatten, ehe ſie merkten, daß ſie irre gegangen wären, und ſich auf der Heerſtraße nach dem Königreich Leon befänden.

Nach einer gemeinſchaftlichen Konſultation wurde beſchloſſen, dieſe Marſchroute zu verfolgen, und allgemach der Naſe weiter nachzugehen. Das glückliche Kleeblatt der Knappen ſahe nun wohl, daß ſie ſich im Beſitz der wünſchenswertheſten Dinge befanden, die, wenn ſie nicht geradezu das größte Erdenglück gewährten, doch die Grundlage zu Erreichung jedes Wunſches enthielten. Der alte lederne Däumling, ſo unſcheinbar er war, hatte alle Eigenſchaften des berufenen Ringes, welchen Gyges ehemals beſaß; der verroſtete Pfennig war ſo gut und brauchbar, als der Seckel des Fortunatus; und dem Tellertuch war, außer der urſprünglichen Gabe, noch nebenher der Segen jener berühmten Wunderflaſche des heiligen Remigius verliehen. Um ſich des wechſelſeitigen Genuſſes dieſer herrlichen Geſchenke bedürfenden Falls zu verſichern, machten die drei Geſellen einen Bund, ſich nie von einander zu trennen, und ihre Güter gemeinſchaftlich zu gebrauchen. Indeſſen rühmte jeder nach der gewöhnlichen Vorliebe für ſein Eigenthum ſeine Gabe als die vorzüglichſte, bis der weiſe Sarron bewies, daß ſein Däumling alle Vollkommenheiten der übrigen Wunderſpenden in ſich vereinige; mir, ſprach er, ſteht in den Häuſern der Praſſer Küch' und Keller offen; ich genieße des Vorrechts der Stubenfliegen, mit dem König aus einer Schüſſel zu ſpeiſen, ohne daß er mirs wehren kann; auch den Geldkaſten der Reichen zu leeren, und ſelbſt die Schätze aus Indoſtan mir zuzueignen, ſteht in meiner Macht, wenn ich mich den Weg dahin nicht verdrießen laſſe.

Unter dieſen Geſprächen langten ſie zu Aſtorga an, wo König Garſias von Suprarbien Hof hielt, nachdem er mit der Prinzeſſin Urraca von Arragonien, die ihre Schönheit eben ſo berühmt gemacht hat als ihre Koketterie, ſich vermählt hatte*). Der Hof war glänzend, und die Königin ſchien die lebendige Muſterkarte ihrer Reſidenz zu ſeyn, an der man alles, was die Eitelkeit zum Prunk der Damen erfand, überſehen konnte. In den pyrenäiſchen Wüſteneien waren die Begierden und Leidenſchaften der drei Wanderer eng begränzt und mäßig, ſie begnügten ſich an der Gabe des Tellertüchleins, wo ſie einen ſchattenreichen Baum fanden, breiteten ſie es aus und hielten offne Tafel. Sechs Mahlzeiten des Tages waren das wenigſte, und es gab keinen Leckerbiſſen mehr, den ſie ſich nicht auftiſchen ließen. Wie ſie aber in die Königsſtadt einzogen, erwachten in ihrer Bruſt tobende Leidenſchaften, ſie machten große Projekte, ſich durch ihre Talente vorzuſtreben, und aus dem Knappenpöbel in den Herrenſtand hinauf zu ſchwingen. Unglücklicherweiſe ſahen ſie die ſchöne Urraca, deren Reize ſie ſo bezauberten, daß ſie den Anſchlag faßten, bei dieſer Prinzeſſin ihr Heil zu verſuchen, um ſich für das Abenteuer in der Drudenhöhle zu entſchädigen. Sie merkten nicht ſo bald einander ihre Sympathien ab, ſo erwachte in ihren Herzen eine nagende Eiferſucht, das Band der Eintracht wurde zerriſſen, und wie überhaupt drei Glückliche ſchwerlich unter einem Dache zuſammen hauſen können, denn die Eintracht iſt die Tochter wechſelſeitiger Bedürfniſſe; ſo zerfiel die Konföderation mit einemmal, die Erbverbrüderten trennten ſich, und gelobten einander nur das einzige, ihr Geheimniß nicht zu verrathen.

---

*) Alle Prinzeſſinnen dieſes Namens ſtehen in üblem Rufe. Eine jüngere Urraca, Alfons VI. von Leon Tochter und Erbin, lebte ſo üppig und unkeuſch als eine Meſſaline, ließ ſich von ihrem zweiten Gemahl Alfons von Arragonien unter dem Vorwand der zu nahen Verwandtſchaft ſcheiden, um ihre Buhlerei deſto ungeſtörter fortzuſetzen, woraus Mißhelligkeit und Krieg entſtand; ſie ſtarb in der Geburt eines Baſtards. Noch eine jüngere Urraca, Alfons IX. Tochter, brachte ihr verhaßter Name um eine Krone; denn als die franzöſiſchen Geſandten eine von den Arragoniſchen Prinzeſſinnen für ihren König zur Gemahlin wählen ſollten, zogen ſie die häßliche der ſchönen vor, weil jene Blanca, dieſe Urraca hieß.

Andiol ſetzte, um ſeinen Nebenbuhlern zuvorzukommen, ſeinen Taſchenprägſtock alsbald in Bewegung, verſchloß ſich in eine einſame Kammer und ermüdete nicht, den kupfernen Pfennig umzuwenden, um den Seckel mit Goldſtücken anzufüllen. Sobald er bei Kaſſe war, ſtaffirte er ſich als ein ſtattlicher Ritter heraus, erſchien bei Hofe, nahm Beſtallung, und zog bald durch ſeine Pracht die Augen von ganz Aſterga auf ſich. Die Neugierigen forſchten nach ſeiner Herkunft, aber er beobachtete über dieſen Punkt ein geheimnißvolles Schweigen und ließ die Klügler rathen; doch widerſprach er nicht dem Gerüchte, welches ihn für einen Sproſſen aus Karls des Großen wilder Ehe ausgab, und nennte ſich Childerich, den Sohn der Liebe. Die Königin entdeckte vermöge ihres Scharfblicks dieſen Trabanten, der in dem Wirbel ihrer Zauberreize ſeine Bahn beſchrieb, mit Vergnügen, und verabſäumte nicht ihre anziehende Kraft auf ihn wirken zu laſſen, und Freund Andiol, dem in den höhern Regionen der Liebe noch alles neu und fremd war, ſchwamm in dem Strome des Aethers, der ihn fortriß, wie eine leichte Seifenblaſe dahin. Die Koketterie der ſchönen Urraca war nicht ganz Temperament, oder Stolz, auf dem Faden ihrer Eitelkeit nur Herzen anzureihen, um mit dieſer blendenden Garnitur, die in den Augen der Damen ſonſt wohl ihren Werth haben mag, zu paradiren. Der Eigennutz, ihre Anbeter zu plündern, und das boshafte Vergnügen, ſie hernach zu verhöhnen, hatte an ihren Liebeshändeln großen Antheil. Ob ſie gleich einen Thron beſaß, ſo ſtrebte ſie doch alles zu haben, worauf die Menſchen einen Werth legen, wenn ſie auch weiter keinen Gebrauch davon zu machen wußte. Ihre Gunſt wurde nur um den höchſten Preis verliehen, welchen die bethörten Champions darauf zu ſetzen vermochten; ſo bald ein verliebter Duns geplündert war, erhielt er mit höhnender Verachtung den Abſchied. Von dieſen Opfern einer unglücklichen Leidenſchaft, die den Honigſeim des Genuſſes mit bittrer Reue vergällte, wußte Frau Fama im ganzen Königreich Suprarbien viel zu erzählen; demohngeachtet fehlte es nicht an dummdreiſten Motten, die um das verderbliche Licht flogen, in deſſen Flamme ſie ihren Untergang fanden.

Sobald Cröſus Andiol von der raubſüchtigen Königin gewittert wurde, nahm ſie ſich vor, ſeiner als eines ſineſiſchen Apfels ſich zu bedienen, den man ganz ausſchält, um des ſüßen Markes zu genießen. Die Sage von ſeiner illüſtern Abkunft und der große Aufwand, den er machte, gaben ihm bei Hofe ſo viel Gewicht und Anſehn, daß auch den ſcharfſichtigſten Augen durch dieſe glänzende Hülſe der Schildknappe nicht durchſchien, obgleich ſeine handfeſten Sitten die vormalige Troßgenoſſenſchaft oft verriethen. Dieſe Anomalien der feinern Lebensart curſirten am Hofe vielmehr für baaren Originalgeiſt und Charakterzüge eines Kraftgenies. Es gelang ihm unter den Günſtlingen der Königin den erſten Platz zu erhalten, und um ihn zu behaupten, ſcheuete er weder Müh' noch Koſten. Täglich gab er prächtige Feten, Tourniere, Ringelrennen, königliche Gaſtmahle, fiſchte mit goldenen Netzen, und würde, wie der Verſchwender Heliogabal, die Königin in einem See von Roſenwaſſer oder Lavendelgeiſt herumgeſchifft haben, wenn ſie die römiſche Geſchichte ſtudirt hätte, oder von ſelbſt auf dieſen ſinnreichen Einfall gekommen wäre. Indeſſen fehlte es ihr nicht an ähnlichen Ideen. Bei einer Jagdparthie, welche ihr neuer Günſtling veranſtaltet hatte, äußerte ſie den Wunſch, den ganzen Wald in einen herrlichen Park mit Grotten, Fiſchteichen, Kaskaden, Springbrunnen, Bädern von pariſchem Marmor, Palläſten, Luſthäuſern und Kolonaden umgeſchaffen zu ſehen, und den Tag darauf waren viele Tauſend Hände geſchäftig, den großen Plan auszuführen und das Ideal der Königin, wo möglich, noch zu verſchönern. Wenn das lange ſo fortgedauert hätte, würde das ganze Königreich umgeformt worden ſeyn; wo ein Berg ſtund, wollte ſie eine Ebne haben, wo der Landmann ackerte, wollte ſie fiſchen, und wo Gondeln ſchwammen, wünſchte ſie Karuſſel zu reiten. Der kupferne Pfennig ermüdete ſo wenig Goldſtücke auszubrüten, als die erfindſame Dame ſolche durchzubringen; ihr einziges Beſtreben war, den hartnäckigen Verſchwender mürbe zu machen und ihn zu Grunde zu richten, um ſeiner los zu werden.

Indeß Andiol am Hofe ſich auf eine ſo glänzende Art produzirte, mäſtete ſich der träge Amarin von den Wohlthaten ſeines Tellertuchs; doch verleideten ihm Neid und Eiferſucht gar bald den Hochgeſchmack ſeiner Tafel. Bin ich nicht eben ſowohl, dachte er, Ritter Rolands Knappe geweſen, wie Andiol, der ſtolze Praſſer? Und iſt die Mutter Drude nicht auch in meinen Armen erwarmet? Gleichwohl hat ſie ihre Gaben ſo ungleich ausgetheilt; er hat alles, und ich habe nichts! Ich darbe im Ueberfluß, habe kein Hemde auf dem Leib und keinen Heller im Seckel; er lebt prächtiger als ein Prinz, glänzt am Hofe und iſt der Günſtling der ſchönen Urraca. Unwillig nahm er ſein Tellertuch zuſammen, ſteckts in die Taſche und ging auf den Marktplatz promeniren, als eben der Mundkoch des Königs öffentlich ausgeſtäupet wurde, weil er durch eine ſchlechtzugerichtete Mahlzeit dem Monarchen eine ſtarke Indigeſtion zugezogen hatte. Wie Amarin dieſe Geſchichte erfuhr, fiels ihm auf, und er dachte bei ſich ſelbſt: in einem Lande, wo man Küchenverſehen ſo ſtreng ahndet, werden ſonder Zweifel auch Küchenverdienſte hoch belohnt. Stehenden Fußes ging er in die Hofküche, gab ſich für einen reiſenden Koch aus, der Dienſte ſuche, und verhieß in Zeit von einer Stunde das Probeſtück zu liefern, welches man von ihm fordern würde.

Das Küchendepartement wurde am Hofe zu Aſtorga wie billig für eins von den wichtigſten anerkannt, welches auf das Wohl oder Weh des Staates zunächſt Einfluß habe. Denn die gute oder böſe Laune des Regenten und ſeiner Miniſter hängt doch größtentheils von der guten oder ſchlechten Dauung des Magens ab, und daß dieſe durch die chemiſche Operation der Küche befördert oder gehindert werde, iſt eine bekannte Sache. Darum war es ein höchſtvernünftiger Grundſatz, mit der Wahl des Mundkochs ſorgfältiger zu Werke zu gehen, als mit der Wahl eines Miniſters. Amarin, deſſen Außenſeite ihn eben nicht empfahl (denn er hatte völlig das Anſehen eines Landſtreichers), mußte ſeine ganze Beredſamkeit, das iſt, das Talent der Windbeutelei, zuſammennehmen, um unter die Adſpiranten der Kochbeſtallung aufgenommen zu werden. Nur die Dreiſtigkeit und Zuverläſſigkeit, mit welcher er von ſeiner Kunſt ſprach, bewog den Speiſemeiſter, ihm ein Cochon de lait farci en haut gout, an welcher Zurichtung die Kunſt der erfahrenſten Köche oft geſcheitert war, zur Probe aufzugeben. Als er die Ingredienzen dazu fordern ſollte, verrieth er eine ſo grobe Unwiſſenheit in der Wahl derſelben, daß ſich die ganze Küchengilde des Lachens nicht enthalten konnte. Er ließ ſich aber das alles nicht irren, verſchloß ſich in eine abgeſonderte Küche, ſchürete zum Schein ein großes Feuer an, deckte in aller Stille ſein Tellertuch auf, und begehrte das verlangte Probeſtück meiſterlich zugerichtet. Augenblicklich erſchien das leckere Gericht in der gewöhnlichen antiken Majolik; er nahms, richtete es zierlich auf einer ſilbernen Schüſſel an, und übergabs dem Oberſchmecker zur Prüfung, der mit Mißtrauen ein wenig auf die Zunge nahm, um die feinen Organe ſeines Gaumens nicht durch eine verpfuſchte Speiſe zu verletzen. Allein zu ſeiner Verwunderung fand er das Farci köſtlich, und erkannt' es würdig, auf die königliche Tafel aufgetragen zu werden. Der König bezeigte ſeiner Unpäßlichkeit wegen wenig Eßluſt; doch kaum düftete ihm das herrliche Farci Wohlgeruch entgegen, ſo klärte ſich ſeine Stirn auf, und der Horizont derſelben deutete auf gut Wetter. Er begehrte davon zu koſten, leerte einen Teller nach dem andern ab, und würde das ganze Spanferkel aufgezehrt haben, wenn nicht eine Anwandlung von Wohlwollen gegen ſeine Gemahlin ihn bewogen hätte, ihr einige Ueberbleibſel davon zuzuſenden. Die Lebensgeiſter des Monarchen waren durch die gute Mahlzeit ſo angefriſcht und wirkſam, und Se. Majeſtät fanden ſich nach der Tafel ſo wohlgemuth, daß Sie geruheten mit dem Miniſter zu arbeiten, und ſogar aus eigner Bewegung die dornigten Geſchäfte von der langen Bank vorzunehmen. Das herrliche Triebrad dieſer ſo glücklichen Revolution wurde nicht vergeſſen; dem kunſterfahrnen Amarin wurden prächtige Kleider angethan; man führte ihn aus der Küche vor den Thron, und nach einer langen Lobrede auf ſeine Talente ward er mit Feldhauptmannsrang zum erſten Mundkoch des Königs ernannt.

In kurzer Zeit erreichte ſein Ruhm den höchſten Gipfel. Alle Leibgerichte der übelberühmten römiſchen Sardanapalen aus dem Alterthum, welche der knausrige Zopf und der frugale Hilmar Curas in ihren hiſtoriſchen Schulkompendien jenen alten

Weltbeherrſchern für Beweiſe der ausgelaſſenſten Verſchwendung und wollüſtigſten Schleckerei anrechnen, die ihrer Meinung nach den Ruin des Reichs und der römiſchen Finanzen nach ſich gezogen haben ſollen, zum Beiſpiel die Krafttorten mit gediegenen Goldkörnern beſtreut, Paſteten von Pfauenzungen, Krammetsvögel-Hirn, Rebhühner-Eyern, nach welchen Dingen heutzutage keinem feinen Züngler mehr lüſtet; nicht minder Fricaſſees von Hahnenkämmen, Karpfenaugen, Barbenmäulern, in welchen letztern der alten Sage nach eine Gräfin von Holland ihre Grafſchaft ſoll vernaſcht haben; alles das waren nur alltägliche Gerichte, die der neue Apicius ſeinem Monarchen auftiſchte. An Galatagen, oder wenn er den königlichen Gaumen noch leckerhafter zu kitzeln gutfand, vereinigte er oft die Seltenheiten aus allen drei Theilen der damals bekannten Welt in einer einzigen Schüſſel, und ſchwang ſich durch dieſe Verdienſte zu dem eminenten Poſten eines königlichen Oberküchenmeiſters, und endlich zum Majordomo empor.

Ein ſo glänzendes Meteor am Küchenhorizont beunruhigte das Herz der Königin außerordentlich. Sie vermochte bisher alles über ihren Gemahl und führt' ihn am Gängelbande ihrer Willkühr; aber nun befürchtete ſie, durch die unvermuthete Favoritenſchaft um Gewalt und Anſehen zu kommen. Dem guten König Garſias war die freie Lebensart ſeiner Gemahlin nicht verbergen; aber entweder beſaß er ſo viel politiſches oder phyſiſches Phlegma, daß er um des lieben Hausfriedens willen, oder aus körperlicher Indolenz, nie an ſeine Stirn fühlte, und wenn ihn je zuweilen eine grämliche Laune anwandelte, ſo griff ihn ſeine ſchlaue Donna von der ſchwachen Seite des Magens an, und erfand ſchmackhafte Brühen und Ragouts, die auf ſeinen Geiſt ſo mächtig wirkten, als wenn ſie mit dem Waſſer aus dem Fluß Lethe wären eingekocht geweſen. Doch ſeit der Küchenrevolution, welche Amarins Tellertuch bewirkte, kam die Kochkunſt der Königin um alle Reputation. Sie hatte einigemal die Dreiſtigkeit gehabt, ſich mit dem Majordomo in einen Wettkampf einzulaſſen; aber allemal zu ihrem Nachtheil. Denn anſtatt über Amarins Schüſſel zu ſiegen, wurde die ihrige gemeiniglich unverſucht abgetragen und den Aufwärtern und Tellerleckern preis gegeben. Ihr Schöpfungsgeiſt ermüdete in Zubereitung köſtlicher Speiſen; Amarins Kunſt konnte nicht anders als durch ſich ſelbſt übertroffen werden. Unter ſo kritiſchen Konjunkturen machte die Königin den Entwurf, auf das Herz des neuen Günſtlings ihres Gemahls einen Angriff zu wagen, um ihn durch die Liebe in ihr Intereſſe zu ziehen. Sie berief ihn in geheim zu ſich, und durch die Ueberredungskunſt ihrer Reize gelang es ihr leicht, das von ihm zu erhalten, was ſie wünſchte. Er verhieß ihr auf den nächſt bevorſtehenden Geburtstag des Königs eine Zurichtung von ſeiner Façon, welche alles übertreffen ſollte, was jemals dem Sinne des Geſchmacks geſchmeichelt hätte. Welche Belohnung für dieſe Gefälligkeit der Majordomo ſich ausbedungen, läßt ſich leichter errathen als erzählen. Genug ſo oft die Königin mit Amarins Kalbe pflügte, behielt ihre Schüſſel nach dem Urtheil des Königs und ſeiner Schranzen jederzeit den Preis.

Die beiden Wichte ſpielten nun am Hofe zu Aſtorga die anſehnlichſten Rollen, und ſtrotzten mit unbändigem Stolze und Uebermuth nach Art glücklicher Parvenus einher. Ob ſie das Schickſal nach ihrer Trennung gleich wieder ſo nahe zuſammengebracht hatte, daß ſie aus einer Schüſſel aßen, aus einem Becher tranken und die Gunſt der ſchönen Urraca theilten, ſtellten ſie ſich doch, ihrer Verabredung gemäß, wildfremd gegen einander, und ließen nichts von ihrer ehemaligen Kameradſchaft merken. Keiner von beiden wußte ſich indeſſen zu erklären, wo der weiſe Sarron hingeſchwunden ſey. Dieſer hatte vermöge ſeines Däumlings bisher das ſtrengſte Incognito beobachtet, und die Vortheile deſſelben auf eine Art genoſſen, die zwar nicht in die Augen fiel, aber demungeachtet ihm alle ſeine Wünſche gewährte. Der Anblick der ſchönen Urraca hatte auf ihn eben den Eindruck gemacht als auf ſeine Spießgeſellen, ſeine Wünſche und Anſchläge waren die nämlichen, und weil es zur Ausführung derſelben keiner Umſtändlichkeit bedurfte, ſo hatte er in Abſicht der königlichen Liebſchaft bereits einen großen Vorſprung gewonnen, ehe ſeine Nebenbuhler das mindeſte davon ahneten. Seit der Trennung umſchwebte der weiſe Sarron die beiden Konſorten unſichtbar, und blieb nach wie vor Amarins Tiſch- und Andiels Taſchengenoß, füllte den Magen mit den Ueberbleibſeln von der Tafel des einen, und ſeinen Beutel unbemerkt mit dem Ueberfluß des andern. Seine erſte Sorge war, ſich in ein romantiſches Gewand zu werfen, um ſeinen Plan auszuführen und die ſchöne Königin in ihrer Schäferſtunde zu beſchleichen. Er kleidete ſich in himmelblauen Atlas mit roſenfarbenen Unterkleidern, in Form eines arkadiſchen Schäfers, der in einem Maskenſaal ſeine Heerde weidet, parfümirte ſich durchaus, und trat durch Hülfe ſeiner Wundergaben ungeſehen in der Königin Gemach, zur Zeit ihrer Sieſte.

Der Anblick der ſchlafenden Schönheit im reizvollſten Negligé entflammte ſeine Begierden ſo ſehr, daß er ſich nicht enthalten konnte, einen feurigen Kuß auf ihre purpurfärbenen Lippen zu drücken, von deſſen Schnalzen die ſchlummernde Hofdame erwachte, deren Funktion war, mit einem Fliegenwedel von Pfauenfedern ihrer Gebieterin kühle Luft zuzufächeln, und die geflügelten Inſekten zu verſcheuchen. Die

Prinzeſſin erweckte der herzhafte Kuß gleichfalls aus dem ſüßen Schlafe, und ſie frug mit lüſterner Verſchämtheit, wer im Zimmer ſey, der es wagen dürfte, einen Kuß auf ihren Mund zu drücken. Die Hofdame ſetzte ihren Windfächer wieder in Bewegung, als wenn ſie immer munter geweſen wäre, verſicherte, daß keine dritte Perſon im Zimmer ſey, und fügte die Vermuthung hinzu, es müſſe ein ſüßer Traum Ihro Hoheit getäuſcht haben. Die Prinzeſſin war ihrer Empfindung viel zu gewiß, und befahl dem aufwartenden Kammerfräulein außen im Vorſaal bei der Wache Nachfrage zu halten. Indem dieſe ihr Taburet verließ, um dem Befehl Folge zu leiſten, fing der Windfächer an ſich zu bewegen und der Königin kühle Luft zuzuwehen, welche Blüthenduft und Ambragerüche ausathmete. Ueber dieſer Erſcheinung kam der Königin Grauſen und Entſetzen an, ſie ſprang von ihrem Sopha auf und wollt' entfliehen, fand ſich aber von einer unſichtbaren Gewalt zurückgehalten und vernahm eine Stimme, welche dieſe Worte ihr zuflüſterte: Schönſte Sterbliche, fürchtet nichts, ihr befindet euch unter dem Schutze des mächtigen Königes der Feien, Dämogorgon genannt. Eure Reize haben mich aus den obern Regionen des Aethers in die drückende Atmoſphäre des Erdballs herabgezogen, eurer Schönheit zu huldigen. Bei dieſen Worten trat die Hofdame ins Zimmer, um von ihrem Auftrag Rapport zu erſtatten, ſie wurde aber gleich wieder mit Proteſt zurückgeſchickt, weil ihre Gegenwart bei dieſer geheimen Audienz entbehrlich ſchien.

Die ſchöne Urraca fand ſich natürlich durch einen ſolchen überirdiſchen Liebhaber ungemein geſchmeichelt, ſie ließ alle Farben der feinſten Koketterie ſpielen, um durch den bunten Schimmer ihrer buhleriſchen Reize den Beherrſcher der Feien zu blenden, und ſich eine ſo wichtige Eroberung zu ſichern. Von der beſcheidenſten Verlegenheit, welche ſie anfangs affektirte, ging ſie zu den wärmſten Gefühlen der aufkeimenden Leidenſchaft über. Sie fing an den Druck der unſichtbaren Hand zu erwiedern, darauf folgten ſchmachtende halblaute Seufzer und ein inneres Stöhnen, welches den vollen Buſen bald hob, bald ſenkte; nur die zaubervollen ſchwarzen Augen blieben unthätig, weil ſie keinen Gegenſtand fanden, auf den ſie wirken konnten. Dagegen ließ die liebreizende Königin ihren Witz ſo mächtig ſpielen, daß Sir Dämogorgon Mühe hatte, ſeinen ätheriſchen Verſtand bei Ehren zu erhalten. Die trauliche Zärtlichkeit der Liebenden wuchs mit jedem Augenblick, die Königin beklagte nur, daß ihr ätheriſcher Liebhaber ein Weſen ohne Körper ſey, und ſchien der Körperwelt vor der Geiſterwelt ein großes Vorrecht einzuräumen. Habt ihr, ſprach ſie, mir nicht eingeſtanden, mächtiger Beherrſcher des Luftkreiſes, daß euch die körperlichen Reize einer Sterblichen gefeſſelt haben? Aber was ſoll mein Herz an euch binden? Liebe ohne Sinnlichkeit, dünkt mich, ſey ein Unding. Der Luftmonarch wußte darauf nichts zu antworten; denn obgleich die platoniſche Liebe in den Luftregionen eigentlich hauſet, und hier der Ort geweſen wäre, durch dieſe beliebte Theorie ſich aus der Affaire zu ziehen, ſo war ihm doch weder Plato noch ſein Syſtem bekannt. Darum faßte er das Ding bei einem andern Ende an. Wiſſet, ſchöne Prinzeſſin, ſprach er, daß es wohl in meiner Macht ſteht, mich zu verkörpern, und in Menſchengeſtalt mich euren Augen darzuſtellen; aber eine ſolche Erniedrigung iſt unter meiner Würde. Die ſchöne Urraca ließ indeſſen nicht ab, dieſe Aufopferung ſo dringend zu begehren, daß der verliebte Feienkönig dem Verlangen ſeiner Dame nicht widerſtehen konnte. Er willigte dem Anſchein nach ungern ein, und die Phantaſie der Prinzeſſin ſchob ihr das Bild des ſchönſten Mannes vor, den ſie mit geſpannter Erwartung zu erblicken vermeinte. Aber welcher Kontraſt zwiſchen Original und Ideal, da nichts als ein gemeines Alltagsgeſicht zum Vorſchein kam, einer von den gewöhnlichen Menſchen, deſſen Phyſiognomie weder Genieblick noch Sentimentalgeiſt verrieth! Der angebliche Feienprinz hatte in ſeiner arkadiſchen Schäfertracht völlig das Anſehen eines flämiſchen Bauers in einer Oſtadiſchen Schenke. Die Königin verbarg ihre Verwunderung über dieſe bizarre Erſcheinung ſo gut ſie konnte, und beruhigte ſich vor der Hand damit, daß der ſtolze Luftgeiſt des zudringlichen Begehrens halber ſich zu verkörpern, ihrer Sinnlichkeit vermuthlich eine kleine Pönitenz habe auferlegen wollen, und daß er bei einer anderweitigen Erſcheinung ſich ſchon adoniſiren werde.

Das erſte Selb-ander endigte ſich alſo im Ganzen genommen zur Zufriedenheit beider Theile; es wurden neue Zuſammkünfte verabredet, welche der weiſe Sarren nicht verabſäumte und ſich durch die Umarmungen der reizenden Buhlſchaft für die Abenteuer in der Drudenhöhle mehr als genug entſchädigte. Vielleicht wäre er jedoch ohne die Gabe der Unſichtbarkeit glücklicher geweſen als mit derſelben. Unerkannterweiſe folgte er ſeiner Dame wie ihr Schatten, und da konnt' es nicht fehlen, Entdeckungen zu machen, die einem Liebhaber eben nicht behagen. Er fand, daß die gefällige Prinzeſſin ihre Gunſtbezeugungen auf Koch und Kämmerling, wie auf den Feienherrſcher, mit gleichmäßiger Freigebigkeit ausſpendete, und dieſe fatale Kolliſion mit den vormaligen Zeltkameraden, die ſo gut akkreditirt waren als er ſelbſt, erzeugte in ſeinem Herzen eine quälende Eiferſucht. Er ſann auf Mittel, die Nebenbuhler auszubeißen, und fand zufälligerweiſe Gelegenheit, ſeinen Groll an dem Dummkopf Amarin auszulaſſen.

Bei einem Gaſtmahle, womit die Königin ihren Gemahl und den ganzen Hof regalirte, wurde eine verdeckte Schüſſel aufgetragen, für welche König Garſias ſeinen rüſtigen Appetit ganz aufſparte. Denn ob ſie gleich das Tellertuch hergezaubert hatte, ſo kourſirte ſie doch unter der Firma der Königin, und der Oberküchenmeiſter betheuerte hoch, daß die Kochkunſt von Ihro Hoheit die ſeinige diesmal ſo weit übertroffen, daß er, um ſeine Reputation nicht aufs Spiel zu ſetzen, ſein gewöhnliches Kontingent zum Tafelaufſatz zurück behalten habe. Dieſe Schmeichelei ging der Königin ſo glatt ein, daß ſie ſolche dem Majordomo mit dem zärtlichſten bedeutſamſten Blicke bezahlte, welcher dem unſichtbar auflauernden Sarron durchs Herz ſchnitt. Schon gut! ſprach er unwillig zu ſich ſelbſt, ihr ſollt alle nichts davon ſchmecken. Als der Vorſchneider die Schüſſel aushob und die Glocke abdeckte, verſchwand zum Erſtaunen aller umſtehenden Hofdiener die darinnen verborgene Leckerei, und die Schüſſel war leer und ledig. Es erhob ſich unter der Dienerſchaft groß Flüſtern und Gemurmel, der Vorſchneider ließ vor Schrecken das Meſſer zur Erde fallen und ſagts an dem Speiſemeiſter. Dieſer lief zum Oberſchmecker und hinterbracht ihm die Hiobspoſt, welcher nicht ſäumte ſie ſeinem Chef ins Ohr zu ſpediren; darauf erhob ſich der Majordomo mit ernſthafter Amtsmiene von ſeinem Platz, und raunte der Königin die traurige Novelle gleichfalls ins Ohr, welche darüber leichenblaß ward und Schlagwaſſer begehrte. Der König harrete indeß mit großer Begierde dem Kredenzer entgegen, der ihm den ſehnlich erwarteten Leckerbiſſen auftragen ſollte. Er ſah bald zur Rechten, bald zur Linken, nach dem Teller, der da kommen ſollte; da er aber die Beſtürzung der Hofdiener wahrnahm, und wie alles in Verwirrung durch einander lief, fragte er, was das ſey, und die Königin faßte ſich ein Herz und eröffnete ihm mit wehmüthiger Geberde, es habe ſich ein Unfall ereignet, daß ihre Schüſſel nicht aufgetragen werden könne. Ueber dieſes unangenehme Aviſo ergrimmte der hungrige Monarch, wie leicht zu erachten, gar ſehr in ſeinem Herzen, ſchob mit Unmuth den Stuhl, und begab ſich in ſein Appartement, bei welchem eilfertigen Rückzuge ſich jedermann wahrte, ihm in den Weg zu treten. Die Königin weilte auch nicht lange im Speiſeſaal, und begab ſich in ihr Gemach, daſelbſt über den armen Amarin den Stab zu brechen.

Augenblicklich ließ ſie den beſtürzten Majordomo, der ſich von ſeinem Schrecken über die verſchwundene Speiſe und den darüber geäußerten Unwillen des Königs noch nicht erholt hatte, vor ſich beſcheiden, und als er deh- und wehmüthig der zornmüthigen Gebieterin ſich zu Füßen legte, redete ſie ihn emphatiſch mit dieſen Worten an: Undankbarer Verräther, achteſt du die Gunſtbezeugungen einer Königin ſo gering, daß du es wagen darfſt, den Unwillen ihres Gemahls gegen ſie zu reizen und ſie dem Gelächter des Hofgeſindes auszuſetzen? Iſt dein Ehrgeiz ſo unbegränzt, daß du mir für den höchſten Preis den kleinen Ruhm mißgönnſt, des Königs Tafel mit der niedlichſten Speiſe zu beſetzen? Reuete dich dein Verſprechen, auf mein Geheiß das herrlichſte Schaugericht herzuzaubern, daß du es verſchwinden ließeſt, da ich im Begriff war Lob und Beifall davon einzuerndten? Offenbare mir flugs das Geheimniß deiner Kunſt, oder erwarte den Lohn der Zauberei auf dem Scheiterhaufen, wo du morgenden Tages bei langſamem Feuer braten ſollſt.

Dieſer ſtrenge Beſcheid engte dem zaghaften Tropf dergeſtalt das Herz ein, daß er der Rache der Königin nicht anders zu entrinnen glaubte, als durch ein aufrichtiges Geſtändniß der Beſchaffenheit ſeiner Kochkunſt. Da nun ſeine geſchwätzige Zunge einmal im Gange war, und er überdieß der aufgebrachten Dame den Verdacht zu benehmen wünſchte, daß er das köſtliche Ragout neidiſch habe verſchwinden laſſen, verſchwieg er weder die Abenteuer in den Pyrenäen noch die Spenden der Mutter Drude. Durch dieſe getreue Erzählung gelangte die Königin auf einmal zu der längſt gewünſchten genauen Kundſchaft ihrer drei Favoriten, und ward augenblicks Sinnes, ſich der magiſchen Geheimniſſe derſelben zu bemächtigen. So bald der unbedachtſame Schwätzer ausgeſchwatzt und ſeiner Meinung nach ſich hinlänglich gerechtfertigt hatte, nahm ſie das Wort und ſprach mit verächtlicher Miene: Elender Tropf! meinſt du mit einer armſeligen Lüge dich zu retten und mich zu täuſchen? Laß mir die Wunder deines Tellertuchs ſehen, oder fürchte meine Rache. Amarin war ſo willig als ſchuldig, dieſem kategoriſchen Befehl Folge zu leiſten. Er zog ſein Tellertuch hervor, breitet' es aus, und fragte, was er der Königin auftiſchen ſollte? Sie begehrte eine reife Muskatennuß in der friſchen Schale. Amarin gebot dem dienſtbaren Geiſte des Tüchleins; die Majolik erſchien, und die Königin empfing die reife Muskatennuß in der Schale an dem grünen Zweige, welchen ihr Amarin ehrerbietig auf den Knieen zu ihrer Verwunderung darreichte. Doch anſtatt darnach zu greifen, erfaßte ſie das magiſche Tellertuch und warfs in eine offne Lade, die ſie hurtig verſchloß. Ohnmächtig ſank der betrogene Majordomo zu Boden, da er den Verluſt ſeiner zeitlichen Glückſeligkeit vor Augen ſah; die ſchlaue Räuberin aber that einen lauten Schrei, und als ihre Diener hereintraten, ſprach ſie: dieſer Mann iſt mit der fallenden Sucht behaftet, pfleget ſein; doch laßt ihn nie wieder zu mir hereintreten, daß er mir kein zweites Schrecken mache.

Dämiſcherweiſe hatte der kluge Sarron bei aller ſeiner Klugheit ſich diesmal ſchlecht vorgeſehen, da er ſeinem Kompan einen hämiſchen Poſſen zu ſpielen gedachte. Aus Schadenfreude verſchlang er gierig die geraubte Leckerei uneingedenk der goldnen Regel, welche drei weiſe Nationen wegen ihrer Brauchbarkeit ſo kurz und rund in drei Worte eingeſchloſſen haben*), und empfand Uebelſein und Magendrücken. Aus Furcht, ſichtbare Beweiſe ſeiner Unſichtbarkeit im Tafelgemach zurückzulaſſen, ſuchte er das Freie und promenirte im Park, um durch die Bewegung die Ladung des Magens in einen engern Raum zu drängen. Er konnte die Königin alſo diesmal nicht in ihr Gemach begleiten, ſie hatte ihn aber Tages vorher zu einer partie fine auf den Abend eingeladen, wo er auch nicht verabſäumte, ſich einzufinden. Die Königin war ungemein bei Laune, auch ſo zärtlich und liebreizend wie eine Grazie, daß Freund Dämogorgon im ſüßen Taumel der Lüſte dahinſchwand. In dieſer Verzückung reichte ihm die ſchlaue Buhlerin eine Nektarſchale dar, die ſie ſelbſt kredenzte und deren Genuß ihn bald in ſüßen Schlummer wiegte; denn es war ein wirkſamer Schlaftrunk darin verborgen. So bald er laut zu ſchnarchen begann, bemächtigte ſich die argliſtige Räuberin des Däumlings der Unſichtbarkeit, ließ den Luftmonarchen durch ihre Diener forttransportiren und in einem Winkel der Stadt auf die freie Straße legen, wo er auf dem Steinpflaſter den narkotiſchen Taumel ausſchnarchte. Der Königin kam vor Freude kein Schlaf in die Augen, ihr Dichten und Denken war nur darauf gerichtet, auch das dritte magiſche Kleinod zu erhaſchen.

---

*) Ne quid nimis. Rien de trop. Allzuviel iſt ungeſund.

Kaum vergüldete der erſte Morgenſtrahl die Zinnen des königlichen Pallaſtes zu Aſtorga, ſo ſchellte die raſtloſe Dame ihren Zofen und ſprach: ſendet Botſchaft an Childerich den Sohn der Liebe, daß er mich frühe zur Meſſe geleite und dieſe Gunſt mit einem reichen Opfer für die Armen löſe. Der verzärtelte Günſtling des Glücks und der ſchönen Urraca wälzte ſich noch auf dem weichen Lager, gähnte hoch auf, da er die ehrſame Botſchaft empfing, ließ ſich dennoch von ſeinen Kammerdienern halbſchlaftrunken ankleiden und verfügte ſich nach Hof, wo ihm der Oberkämmerer der Königin ein ſcheeles Geſicht machte, daß ihm die Ehre widerfahren ſollte, ſein Stellvertreter zu ſeyn. Mit andächtigem Pomp ging der Zug diesmal in die Domkirche, wo der Erzbiſchof mit ſeinen Chorherren ein feierliches Hochamt hielt. Das Volk hatte ſich in großer Anzahl bereits verſammelt, die herrliche Proceſſion zu begaffen. Die ſchöne Urraca, und noch mehr die reiche Schleppe ihres Kleides, von ſechs Hofdamen ihr nachgetragen, erregte allgemeine Bewunderung. Eine Menge frecher Bettler, Lahme, Blinde, Krüppel, auf Krücken und Stelzen, umringten den pompöſen Kirchzug, verlegten der Königin den Weg und fleheten um Almoſen, welche Andiol zur Rechten und Linken aus ſeinem Seckel reichlich ausſpendete. Ein blinder Greis zeichnete ſich durch ſeine Dreiſtigkeit, mit welcher er ſich hinzudrängte, und durch ſein bängliches Geſchrei, womit er Wohlthaten forderte, vor ſeinen übrigen Konſorten aus; er kam der Königin nicht von der Seite, hielt unabläſſig ſeinen Hut auf und bat um eine milde Gabe. Andiol warf ihm von Zeit zu Zeit ein Goldſtück hinein, doch eh' es der Blinde fand, ſtahl es ihm flugs ein diebiſcher Nachbar weg, und er fing ſeine Litanei von neuem an. Die Königin ſchien dieſer unglückliche Greis zu rühren, ſie entriß behend ihrem Begleiter den Seckel und gab ihn in die Hand des blinden Mannes: nimm hin, ſprach ſie, guter Alter, den Segen, den dir ein edler Ritter durch mich mittheilt, und bete für das Wohl ſeiner Seele.

Andiol erſchrack über dieſe königliche Freigebigkeit auf ſeine Koſten dergeſtalt, daß er aus aller Faſſung kam und mit der Hand eine Bewegung machte, als wenn er den Seckel wiederhaſchen wollte, über welche ſcheinbare Filzigkeit das andächtige Gefolge der Königin in ein lautes Gelächter ausbrach. Dadurch wurde ſeine Beſtürzung nur noch größer, gleichwohl trug er ſo viel Scheu, den Wohlſtand zu beleidigen, daß er die Königin am Arm in die Cathedrale geleitete und ſein Herzeleid ſo gut er konnte verbarg, bis die Meſſe geſungen war. Drauf forſcht' er mit Fleiß nach dem Bettler und verhieß große Belohnung für eine alte Gedenkmünze aus dem Seckel, die ſeinem Vorgeben nach ein ſeltnes Kabinetſtück ſey. Aber niemand wußte zu ſagen, wo der Bettler hingeſchwunden war; ſo bald der Seckel in ſeiner Hand war, verſchwand er und kam nicht mehr zum Vorſchein. Eigentlich wäre der ſehende Blinde im Vorgemach der Königin zu erfragen geweſen, wo er der Rückkehr derſelben harrete; denn er war ihr Hofnarr, den ſie in einen blinden Bettler verkappt hatte, um ſich des Heckpfennigs zu bemächtigen, welchen ſie zu ihrer großen Freude auch in dem Seckel fand, den ihr Geſchäftsträger treulich überantwortete.

Die argliſtige Frau befand ſich nun durch ihre Künſte im Beſitz aller magiſchen Kleinodien der drei Knappen, welche untröſtbar über ihren Verluſt ſtöhnten und jammerten, und ſich aus Verzweiflung Haar und Knebelbart zerrauften; ſie aber triumphirte ſtolz über den guten Erfolg ihrer Prellerei und kümmerte ſich nicht weiter um das Schickſal der drei unglücklichen Wichte. Das erſte, was ſie begann, war eine Prüfung, ob die Wunderdinge ihre produktive Kraft auch in der Hand der neuen Inhaberin äußern würden. Der Verſuch gelang nach Wunſche; das Tellertuch lieferte auf ihr Geheiß ſeine Schüſſel, der kupferne Pfennig gebar Dukaten und unter der Hülle des Däumlings ging ſie ungeſehen durch die Wachen im Vorſaal in die Gemächer ihres Frauenzimmers. Mit frohem Herzklopfen machte ſie Entwürfe zu den glänzendſten Scenen, die ſie auszuführen gedachte, und die Lieblingsidee davon war, ſich in eine leibhafte Fee zu verwandeln. Sie war ſinnreich, ein neues Syſtem von der Natur dieſer räthſelhaften Damen zu erfinden, deren genauere Kenntniß dem Forſchungsgeiſte der Weltweiſen ſelbſt verborgen iſt. Was iſt eine Fee anders, dachte ſie, als die Beſitzerin eines oder mehrerer magiſcher Geheimniſſe, wodurch ſie die Wunder ausrichtet, die ſie über das Loos der Sterblichen zu erheben ſcheinen? Und kann ich nicht in Abſicht dieſer verborgenen Kräfte mich als eine der erſten Feen qualificiren? Der einzige Wunſch blieb ihr übrig, einen Drachenwagen oder ein Geſpann Schmetterlinge zu beſitzen; denn der Weg durch die freie Luft war ihr vor der Hand noch verſchloſſen. Doch ſchmeichelte ſie ſich, daß ihr auch dieſes Vorrecht nicht fehlen werde, wenn ſie erſt in den Feenconvent aufgenommen wäre; ſie hoffte leicht eine gefällige Schweſter zu finden, welche ihr ſo eine luftige Equipage durch Tauſch gegen eine ihrer Wundergaben ablaſſen würde. Nächte lang unterhielt ſie ſich mit dem angenehmen Gedankenſpiel, hübſche

Jungen zu beſchleichen, ſie unſichtbarerweiſe zu necken, ihnen zu liebkoſen, den Kopf zu verrücken, durch Liebesqual ſie zu peinigen, und ſtatt der Nymphe ſie entweder einen leeren Schatten greifen zu laſſen, oder nach Beſchaffenheit der Umſtände auch wohl ihre Wünſche zu verwirklichen. Dennoch fühlte die neue Fee den Mangel eines weſentlichen Bedürfniſſes, ehe ſie es wagen konnte, mit Anſtand auf Abenteuer auszugehen; es fehlte ihr noch an einer wohlgerüſteten Feengarderobe. Mit dem früheſten Morgen, der auf eine durchgewachte Nacht folgte, in welcher ihre warme Phantaſie den ſämmtlichen Feenornat, von der Schwungfeder an bis zum Abſatz des niedlichen Schuhes aſſortiret hatte, wurde die geſammte Schneiderzunft zu Aſtorga in Arbeit geſetzt, als wenn die erſte Maskerade daſelbſt hätte eröffnet werden ſollen, oder die eigenſinnigen Theaterprinzeſſinnen bei einer Opera Seria zu bedienen geweſen wären. Doch ehe dieſe Zurüſtung zur Vollkommenheit gedieh, trug ſich etwas zu, darüber das ganze Königreich Suprarbien, am meiſten aber die ſchöne Urraca, in Erſtaunen gerieth.

Die lange Anſtrengung des Geiſtes hatte die veridealiſirte Königin in einer Nacht endlich in Schlummer gewiegt, als ſie durch eine martialiſche Stimme plötzlich aufgeweckt wurde, welche ihr das furchtbare de par le Roi in die Ohren donnerte. Ein wachthabender Offizier gebot ohne Verzug ihm zu folgen. Die erſchrockene Dame fiel aus den Wolken, wußte nicht was ſie ſagen oder denken ſollte, fing an mit dem Kriegsmann zu expoſtuliren, der außer ſeiner gegenwärtigen Funktion ſonſt gar eine leidliche Figur machte, weshalb ihm auch, im Vorbeigehn geſagt, die Ehre eines Feenbeſuchs zugedacht war. Nach einer vergeblichen Appellation an die höchſte Inſtanz merkte die Königin wohl, daß ſie der ſchwächere Theil ſey und gehorchen müſſe: des Königs Wille iſt mein Gebot, ſprach ſie, ich folge euch. Da ſie das ſagte, ging ſie zu ihrer Lade, um ein Regentuch, wie ſie vorgab, zum Schutz gegen die Nachtkälte überzuwerfen, in der That aber das Kunſtſtück mit dem Däumling zu praktiziren und urplötzlich zu verſchwinden. Allein der Hauptmann hatte ſtrenge Ordre, und war ſo unbeſcheiden, der ſchönen Gefangenen dieſe kleine Bequemlichkeit zu verſagen. Weder Bitten noch Thränen vermochten etwas über den hartherzigen Kriegsmann, er umfaßte ſie mit ſeinem muskulöſen Arm und ſchob ſie behend zum Zimmer hinaus, welches ſogleich die Juſtiz in Beſchlag nahm und verſiegeln ließ. Unten am Portal hielt eine Sänfte von zwei Maulthieren getragen, in welcher die jammernde Königin im nachläſſigſten Negligee Platz nehmen mußte; und nun ging der Zug beim Schein der Windlichter ſtill und trübſelig wie eine Nachtleiche durch die einſamen Straßen zum Thor hinaus, zwölf Meilen Weges in einer Strecke, in ein abgelegenes Kloſter, ringsum hochvermauert, wo die in Thränen zerſchmolzene Gefangene in ein ſchauervolles Kämmerlein vierzig Klafter tief unter der Erde eingeſperrt wurde.

König Garſias hatte ſeit dem unbehaglichen Faſttag, an welchem ſein Leibeſſen aus der Schüſſel verſchwunden war, ſo viel üble Laune gehabt, daß kein Auskommen mehr mit ihm war. Die eine Hälfte ſeiner Miniſter und Hofdiener war in Ungnade gefallen, und die andere, die gleiches Schickſal befürchtete, raffinirte mit Fleiß darauf, dieſe milzſüchtigen Anfälle eiligſt wegzuſchaffen. Der Leibarzt brachte zu dieſem Behuf ein Vomitiv in Vorſchlag, der Kammerdiener eine Mätreſſe, der Primas regni einen Bußtag, der General der Armee einen Kreuzzug gegen die Saracenen, der Oberjägermeiſter eine Jagdparthie, der Hofmarſchall eine Paſtete von rothen Rebhühnern im Geſchmack des Majordomo; denn was den letztern ſelbſt betraf, ſo hat er nach dem Verluſt ſeines Tellertuchs ſich eclipſirt wie das famöſe Schaugericht. Unter dieſen Palliativen behielt die Jagdparthie, als ein Mittel der Zerſtreuung, womit die wenigſte Schwierigkeit verbunden war, die Oberhand, wiewohl ſie das nicht leiſtete, was man ſich davon verſprach. Der König konnte das verſchwundene Meiſterſtück der Kochkunſt nicht verſchmerzen und gab deutlich zu verſtehen, er ſey der Meinung, daß es mit dieſer Verſchwindung nicht mit rechten Dingen zugegangen ſey; ja er äußerte gegen ſeine Vertrauten von ſeiner Gemahlin ſelbſt den ſchlimmen Verdacht der Zauberei. Die Königin hatte bei Hofe eine ſtarke Gegenpartei. So bald ihre Widerſacher merkten, unter welchem Aſpekt dem Humor des Königs jetzt die Beherrſcherin ſeines Willens erſchien, verabſäumte der Geiſt der Kabale nicht, dieſe Gelegenheit, ſie zu verderben, zu benutzen, und dieß gelang deſto leichter, weil der Aufenthalt des Königs auf einem Jagdſchloſſe die Talente des Tellertuchs, welches in Aſtorga gar leicht ein ſchmackhaftes Sühnopfer hätte liefern können, unwirkſam machte. Nachdem die Sache in einem Kabinetsrath der Vertrauten reiflich war erwogen und von Läufer, Hofzwerg, Schalksnarren, Kammerdiener, Leibarzt und wer ſonſt noch das Ohr des Monarchen hatte, der Fall der ſtolzen Königin war beſchloſſen worden, berief der König einen geheimen Staatsrath zuſammen, durch welchen er die Sentenz des engern Ausſchuſſes rechtskräftig beſtätigen ließ, worauf ſolche auch ſtracklich vollzogen wurde.

Eine Hofkommiſſion war nun unermüdet beſchäftigt, den Nachlaß dieſer unglücklichen Prinzeſſin zu durchſtören, um Beweisthümer der Zauberei, irgend einen Talisman, magiſche Charaktere, vielleicht auch gar einen Kontrakt mit dem böſen Feinde, oder eine Kopie davon aufzufinden. Alles Geſchmeide und andere Koſtbarkeiten, desgleichen der ganze Feenapparat wurde getreulich conſignirt; doch aller angewandten Mühe ungeachtet konnte die blödſüchtige Juſtiz nichts entdecken, was auf Zauberkünſte eine Beziehung zu haben ſchien. Das eigentliche Corpus delicti, der Raub der Rolandiſchen Knappſchaft, hatte ein ſo unverdächtiges und unbedeutendes Anſehn, daß man dieſe Schätze der Magie nicht einmal würdigte ſie zu inventiren. Das köſtliche Tellertuch, das durch öftern Gebrauch des ehemaligen Beſitzers etwas unſcheinbar worden war, diente dem unwiſſenden Gerichtsſchreiber zum Haderlappen, die ſchwarzen Fluthen eines umgeſtoßenen Dintenfaſſes damit aufzutrocknen; der wunderbare Däumling, das herrliche Vehikel der Unſichtbarkeit, und der reichhaltige Kupferpfennig wurden als unnützer Plunder ins Auskehricht geworfen. Was aus der Königin Urraca in dem trübſeligen Kloſter, wohin ſie vierzig Klaftern tief unter der Erde exilirt war, geworden iſt; ob ſie zu lebenslänglicher Pönitenz verurtheilt wurde, oder jemals wieder das Tageslicht erblickt hat; desgleichen ob die drei magiſchen Geheimniſſe durch Moder, Roſt und Verweſung zerſtöret oder von einer glücklichen Hand dem Schutt- und Kehrichthaufen, welchem alle Erdengüter endlich zur Aufbewahrung anheimfallen, entriſſen worden, davon beobachtet die alte Legende ein tiefes Stillſchweigen. Billig hätte das Glück einem darbenden Tugendhaften, der bei dem Schweiße ſeiner Arbeit mit einer ausgehungerten Familie ſchmachtete, und nur Thränen hatte, wenn die jungen Raben nach Brod ſchrien, das nahrhafte Tellertuch oder den wuchernden Pfennig in die Hände ſpielen ſollen, und einem abgezehrten harmvollen Liebhaber, dem Vatertyrannei oder Mutterdespotismus ſein Mädchen raubte und ins Kloſter ſtieß, hätte das Kleinod der Unſichtbarkeit ſollen zu Theil werden, um ſeine Geliebte aus der ſtrengen Klauſur zu befreien und ſich untrennbar mit ihr zu vereinigen. Doch eine ſolche Anomalie in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge in dieſer Unterwelt wäre zu ſonderbar geweſen, um ſich wirklich zu begeben. Die wünſchenswertheſten Erdengüter befinden ſich gewöhnlich unter ſchlechter Adminiſtration, und der Eigenſinn des Glücks verſagt ſie von jeher denen, die einen beſcheidenen und vernünftigen Gebrauch davon machen würden.

Nach dem Verluſt aller Spenden der freigebigen Mutter Drude emigrirten die geplünderten Inhaber derſelben in aller Stille aus Aſtorga. Amarin, der ohne ſein Tellertuch der Function eines Oberküchenmeiſters nicht Gnüge leiſten konnte, ſtrich ſich zuerſt; Andiol, der Sohn der Liebe, folgte ihm auf dem Fuße nach. Da ihn die große Leichtfertigkeit ſeines Gelderwerbes die gewöhnliche Arbeitsſcheu reicher Praſſer gelehret hatte, ſo war er zu faul, ſeinen Pfennig nach dem Verhältniß ſeiner Ausgabe umzuwenden, lebte auf Kredit und pflegte nur bei ſchlimmem Wetter, oder wenn er keine Luſtparthie hatte, ſeine Kaſſe zu füllen. Jetzt war er unvermögend, ſeine Gläubiger zu befriedigen, er wechſelte daher ſonder Verzug ſeine Kleider und ging ihnen aus den Augen. So bald Sarron aus ſeinem Todtenſchlaf erwachte und merkte, daß er aufgehört hatte, den Feenkönig zu ſpielen, ſchlich er ſich mißmüthig ins Quartier, ſuchte ſeine alte Rüſtung hervor und nahm den erſten beſten Weg gleichfalls zum Thor hinaus.

Der Zufall fügt' es, daß die Rolandſche Knappſchaft auf der Heerſtraße von Kaſtilien wieder zuſammentraf. Anſtatt mit unnützen Vorwürfen einander zu kränken, die ihren Zuſtand jetzt um nichts beſſern konnten, faßten ſie ſich mit philoſophiſcher Gelaſſenheit in ihr Schickſal. Die Gleichheit deſſelben und die unvermuthete Zuſammentreffung erneuerte augenblicklich die alte Kameradſchaft, und der weiſe Sarron machte die Bemerkung, daß das Loos der Freundſchaft allein dem goldnen Mittelſtande zugefallen ſey und ſich ſchwerlich mit Glück und großen Talenten vertrage.

Hierauf beſchloſſen die drei Konſorten einmüthig, ihren Weg fortzuſetzen, unter Kaſtiliſchen Fahnen ihrem erſten Berufe zu folgen und Rolands Tod an den Saracenen zu rächen. Sie befanden ſich bald am Ziel ihrer Wünſche, mitten im Getümmel des Schlachtfeldes, ihr Schwert trank Saracenenblut, und mit Siegespalmen umlaubt ſtarben ſie insgeſammt den Tod der Helden.

Halle,
Gebauer-Schwetſchkeſche
Buchdruckerei

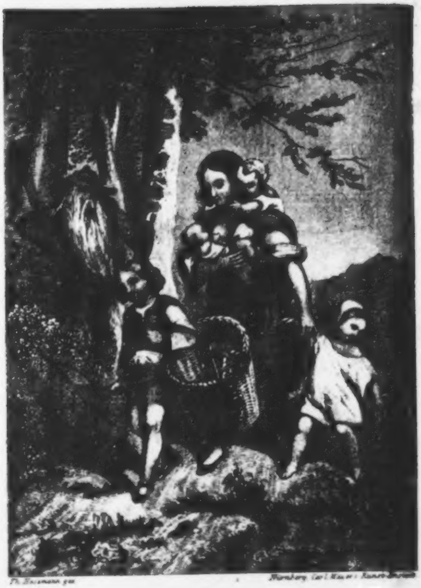
Muſäus

Volksmährchen der Deutſchen.

Neue Ausgabe in 6 Bändchen.

Zweites Bändchen.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK



Th. Hosemann gez.

Nürnberg, Carl Mayer's Kunst-Anstalt

RÜBEZAHL,
vierte Legende.

J. A. Muſäus

Volksmährchen
der Deutſchen.

Mit einem Vorwort
von
Friedrich Jacobs.

Zweites Bändchen.

Neue Auflage.

Halle,
Verlag von Ed. Heynemann.
1839.

Inhalt.

Legenden von Rübezahl.

Dämon-Amor.

Legenden
von
Rübezahl.

Die Erſte.

Auf den oft und matt beſungenen Sudeten, dem Parnaß der Schleſier, hauſet in friedlicher Eintracht neben Apollo und ſeinen neun Muſen der berufene Berggeiſt, Rübezahl genannt, der das Rieſengebirge traun berühmter gemacht hat, als die ſchleſiſchen Dichter allzumal. Dieſer Fürſt der Gnomen beſitzt zwar auf der Oberfläche der Erde nur ein kleines Gebiet, von wenig Meilen in Umfang, mit einer Kette von Bergen umſchloſſen, und theilt dies Eigenthum noch mit zwei mächtigen Monarchen, die ſein Condominium nicht einmal anerkennen. Aber wenige Lachter unter der urbaren Erdrinde hebt ſeine Alleinherrſchaft an, die kein Partagetraktat zu ſchmälern vermag, und erſtreckt ſich auf achthundert ſechzig Meilen in die Tiefe, bis zum Mittelpunkt der Erde. Zuweilen gefällt es dem unterirdiſchen Staroſten ſeine weitgedehnten Provinzen in dem Abgrunde zu durchkreuzen, die unerſchöpflichen Schatzkammern edler Fälle und Flötze zu beſchauen, die Knappſchaft der Gnomen zu muſtern und in Arbeit zu ſetzen, theils um die Gewalt der Feuerſtröme im Eingeweide der Erde durch feſte Dämme aufzuhalten, theils mineraliſche Dämpfe zu fahen, mit reichhaltigem Schwaden taubes Geſtein zu beſchwängern und es in edles Erz zu verwandeln. Zuweilen entſchlägt er ſich aller unterirdiſchen Regierungsſorgen, erhebt ſich zur Erholung auf die Grenzfeſte ſeines Gebietes und hat ſein Weſen auf dem Rieſengebirge, treibt da Spiel und Spott mit den Menſchenkindern, wie ein froher Uebermüthler, der, um einmal zu lachen, ſeinen Nachbar zu Tode kitzelt.

Denn Freund Rübezahl, ſollt ihr wiſſen, iſt geartet wie ein Kraftgenie, launiſch, ungeſtüm, ſonderbar; bengelhaft, roh, unbeſcheiden; ſtolz, eitel. wankelmüthig, heute der wärmſte Freund, morgen fremd und kalt; zu Zeiten gutmüthig, edel und empfindſam; aber mit ſich ſelbſt in ſtetem Widerſpruch; albern und weiſe, oft weich und hart in zwei Augenblicken, wie ein Ey, das in ſiedend Waſſer fällt; ſchalkhaft und bieder, ſtörriſch und beugſam; nach der Stimmung, wie ihn Humor und innrer Drang beim erſten Anblick jedes Ding ergreifen läßt.

Von Olims Zeiten her, ehe noch Japhets Nachkömmlinge ſo weit nordwärts gedrungen waren, daß ſie dieſe Gegenden wirthbar machten, toſete Rübezahl ſchon in dem wilden Gebirge, hetzte Bären und Aurochſen an einander, daß ſie zuſammen kämpften, oder ſcheuchte mit grauſendem Getöſe das ſcheue Wild vor ſich her und ſtürzt' es von den ſteilen Felſenklippen hinab ins tiefe Thal. Dieſer Jagden müde, zog er wieder ſeine Ehrichsſtraße durch die Regionen der Unterwelt und weilte da Jahrhunderte, bis ihm von neuem die Luſt anwandelte, ſich an die Sonne zu legen und des Anblicks der äußern Schöpfung zu genießen. Wie nahms ihn Wunder, als er einſt bei ſeiner Rückkehr, von dem beſchneiten Gipfel des Rieſengebirges umherſchauend, die Gegend ganz verändert fand! Die düſtern undurchdringlichen Wälder waren ausgehauen und in fruchtbares Ackerfeld verwandelt, wo reiche Ernten reiften. Zwiſchen den Pflanzungen blühender Obſtbäume ragten die Strohdächer geſelliger Dörfer hervor, aus deren Schlot friedlicher Hausrauch in die Luft wirbelte; hier und da ſtand eine einſame Warte auf dem Abhang eines Berges zu Schutz und Schirm des Landes; in den blumenreichen Auen weideten Schaafe und Hornvieh, und aus den lichten Hainen tönten melodiſche Schalmeien.

Die Neuheit der Sache und die Annehmlichkeit des erſten Anblicks ergötzten den verwunderten Territorialherrn ſo ſehr, daß er über die eigenmächtigen Pflanzer, die ohne ſeine Vergünſtigung hier wirthſchafteten, nicht unwillig ward, noch in ihrem Thun und Weſen ſie zu ſtören begehrte; ſondern ſie ſo ruhig im Beſitz ihres angemaßten Eigenthums ließ, wie ein gutmüthiger Hausvater der geſelligen Schwalbe, oder ſelbſt dem überläſtigen Spatz unter ſeinem Obdach Aufenthalt geſtattet. Sogar ward er Simnes mit den Menſchen, dieſer Zwittergattung von Geiſt und Thier, Bekanntſchaft zu machen, ihre Art und Natur zu erforſchen und mit ihnen Umgang zu pflegen. Er nahm die Geſtalt eines rüſtigen Ackerknechtes an und verdingte ſich bei dem erſten beſten Landwirth in Arbeit. Alles was er unternahm gedieh wohl unter ſeiner Hand und Rips, der Ackerknecht, galt für den beſten Arbeiter im Dorfe. Aber ſein Brodherr war ein Praſſer und Schlemmer, der den Erwerb des treuen Knechtes verſchwendete und ihm ſeine Mühe und Arbeit wenig Dank wußte; darum ſchied er von ihm und kam zu deſſen Nachbar, der ihm ſeine Schaafheerde untergab; er wartete dieſer fleißig, trieb ſie in Einöden und auf ſteile Berge, wo geſunde Kräuter wuchſen. Die Heerde gedieh gleichfalls unter ſeiner Hand und mehrte ſich. kein Schaaf ſtürzte vom Felſen herab das Genicke und keins zerriß der Wolf. Aber ſein Brodherr war ein karger Filz, der ſeinen treuen Knecht nicht lohnte wie er ſollte; denn er ſtahl den beſten Widder aus der Heerde und kürzte dafür das Hirtenlohn. Darum entlief Rips dem Geizhals und diente dem Richter als Herrenknecht, ward die Geißel der Diebe und fröhnte der Juſtiz mit ſtrengem Eifer. Aber der Richter war ein ungerechter Mann, beugte das Recht, richtete nach Gunſt und ſpottete der Geſetze. Weil Rips nun nicht das Werkzeug der Ungerechtigkeit ſeyn wollte, ſagte er dem Richter den Dienſt auf und ward in den Kerker geworfen, aus welchem er aber. auf dem gewöhnlichen Wege der Geiſter, durchs Schlüſſelloch, leicht einen Ausgang fand.

Dieſer erſte Verſuch, das Studium der Menſchenkunde zu treiben, konnt' ihn unmöglich zur Menſchenliebe erwärmen; er kehrte mit Verdruß auf ſeine Felſenzinne zurück, überſchaute von da die lachenden Gefilde, welche die menſchliche Induſtrie verſchönert hatte und wunderte ſich, daß die Mutter Natur ihre Spenden an ſolche Baſtardbrut verlieh. Demungeachtet wagte er noch eine Ausflucht in's Land für's Studium der Menſchheit, ſchlich unſichtbar herab in's Thal und lauſchte in Buſch und Hecken. Da ſtand vor ihm die Geſtalt eines reizvollen Mädchens, lieblich anzuſchauen, wie die Mediceiſche Venus und auch ohne alle Draperie; denn ſie ſtieg eben ins Bad. Rings um ſie hatten ſich ihre Geſpielinnen ins Gras gelagert an einem Waſſerfall, der ſeine Silberfluth in ein kunſtloſes Becken goß, ſcherzten und koſeten mit ihrer Gebieterin in unſchuldsvoller Fröhlichkeit. Dieſer Anblick wirkte ſo wunderſam auf den lauſchenden Berggeiſt, daß er ſchier ſeiner geiſtigen Natur und Eigenſchaft vergaß, ſich das Loos der Sterblichkeit wünſchte und mit eben der Lüſternheit, wie ehedem ſeine Konſorten in der erſten Welt, nach den Töchtern der Menſchen ſah. Aber die Organe der Geiſter ſind ſo fein, daß ſie keinen feſten und bleibenden Eindruck annehmen; der Gnome fand, daß es ihm an Körper gebrach, das Bild der badenden Schönen durch die verfinſterte Kammer des Auges aufzufaſſen und in ſeiner Imagination zu firiren. Deshalb verwandelte er ſich in einen ſchwarzen Kolkraben und ſchwang ſich auf einen hohen Eſchenbaum, der das Bad überſchattete, des anmuthvollen Schauſpiels zu genießen. Doch dieſer Fund war nicht zum beſten ausgedacht; er ſah alles mit Rabenaugen und empfand als Rabe; ein Neſt Waldmäuſe hatte jetzt für ihn mehr Anziehendes, als die badende Nymphe; denn die Seele wirkt in ihrem Denken und Wollen nie anders, als in Gemäßheit des Körpers, der ſie umgiebt.

Dieſe pſychologiſche Bemerkung war nicht ſobald gemacht, als der Fehler auch verbeſſert war; der Rabe flog ins Gebüſche, und geſtaltete ſich in einen blühenden Jüngling um. Das war der rechte Weg, ein Mädchenideal in ſeiner ganzen Vollkommenheit zu umfaſſen. Es erwachten Gefühle in ſeiner Bruſt, davon er ſeit ſeiner Exiſtenz noch nichts geahnet hatte; alle Ideen bekamen einen neuen Schwung, er empfand eine gewiſſe Unruhe, ſein Verlangen rang und ſtrebte nach einem Etwas außer ſich, dafür er keinen Namen hatte. Ein unwiderſtehlicher Trieb zog ihn mechaniſch wie ein Flaſchenzug nach dem Waſſerfalle hin, und doch fand er in ſich eine eben ſo mächtige Gegenwirkung, einen gewiſſen Scheu der Mediceerin im Bade ſich in der Verkörperung zu nahen, oder durchs Geſträuch hervorzubrechen, durch welches ſein Auge gleichwohl eine verſtohlne Ausſicht auszuſpähen ſtrebte.

Die ſchöne Nymphe war die Tochter des ſchleſiſchen Pharao, der in der Gegend des Rieſengebirges damals herrſchte. Sie pflegte oft mit den Jungfrauen ihres Hofes in den Hainen und Büſchen des Gebirges zu luſtwandeln, Blumen und Wohlgeruch duftende Kräuter zu ſammeln, oder für die Tafel ihres Vaters in jenem frugalen Zeitalter ein Körbchen Waldkirſchen oder Erdbeeren zu pflücken, und, wenn der Tag heiß war, ſich bei der Felſenquelle am Waſſerfalle zu erfriſchen und darin zu baden. Von jeher ſcheinen die Bäder der Tummelplatz verliebter Abenteuer geweſen zu ſeyn, und in dieſem Rufe ſtehen ſie noch bis auf den heutigen Tag. Das Bad im Rieſengebirge veranlaßte wenigſtens die heterogene Liebesintrigue zwiſchen einem Gnomen und einem ſtreblichen Mädchen. Von dieſem Augenblick an bannte die Liebe durch ihren ſüßen Zauber den inokulirten Berggeiſt an dieſen Platz, den er nicht mehr verließ, und täglich der Wiederkehr der reizenden Badegeſellſchaft mit Ungeduld entgegen harrte.

Die Nymphe zögerte lange; doch in der Mittagsſtunde eines ſchwülen Sommertages beſuchte ſie wieder mit ihrem Gefolge die kühlen Schatten am Waſſerfalle. Ihre Verwunderung ging über alles, da ſie den Ort ganz verändert fand; die rohen Felſen waren mit Marmor und Alabaſter bekleidet, das Waſſer ſtürzte nicht mehr in einem wilden Strom von der ſteilen Bergwand, ſondern rauſchte, durch viele Abſtufungen gebrochen, mit ſanftem Gemurmel in ein weites Marmorbecken herunter, aus deſſen Mitte ein reicher Waſſerſtrahl emporſtrebte und in einen dichten Platzregen verwandelt, den ein laues Lüftchen bald auf dieſe bald auf jene Seite warf, in den Waſſerbehälter zurückplätſcherte. Maßlieben, Zeitloſen und das romantiſche Blümlein Vergißmeinnicht blüheten an deſſen Rande, Roſenhecken, mit wildem Jasmin und Silberblüthen vermengt, zogen ſich in einiger Entfernung umher, und bildeten das angenehmſte Luſtſtück. Rechts und links der Kaskade öffnete ſich der doppelte Eingang einer prächtigen Grotte, deren Wände und Bogengewölbe mit moſaiſcher Bekleidung prangten, von farbigen Erzſtufen, Bergkriſtall und Frauenglas, alles funkelnd und flimmernd, daß der Abglanz davon das Auge blendete. In verſchiedenen Niſchen waren die niedlichſten Erfriſchungen aufgetiſcht, deren Anblick zum Genuß einladete.

Die Prinzeſſin ſtand lange in ſtummer Verwunderung da, wußte nicht, ob ſie ihren Augen trauen, dieſen bezauberten Ort betreten oder fliehen ſollte. Aber ſie war Mutter Evens Tochter, und konnte der Begierde nicht widerſtehen, alles zu beſchauen und von den herrlichen Früchten zu koſten, die für ſie aufgetragen zu ſeyn ſchienen. Nachdem ſie mit ihrem Gefolge in dieſem kleinen Tempel ſich ſattſam erluſtigt und alles fleißig durchgemuſtert hatte, lüſtete ihr in dem Baſſin zu baden. Sie befahl den Dirnen Wacht zu halten und umherzuſchauen, damit kein verwegener Blick irgend eines Lauſchers im Gebüſche ihre jungfräuliche Verſchämtheit entweihen möchte.

Kaum war die liebliche Nymphe über den glatten Rand des Marmorbeckens hinabgeſchlüpft, ſo ſank ſie in eine endloſe Tiefe, obgleich der betrügliche Silberkies, der aus dem ſeichten Grunde hervorſchien, keine Gefahr vermuthen ließ. Schneller als die herzueilenden Jungfrauen das goldgelbe Haar der blonden Gebieterin erfaſſen konnten, hatte die gefräßige Fluth ſie ſchon verſchlungen. Laut ließ die ganze Schaar der erſchrockenen Mädchen, Klage, Ach und Weh erſchallen, als ihr Fräulein vor ihren ſichtlichen Augen dahin ſchwand; ſie rangen und wanden die ſchneeweißen Hände, fleheten die Najaden vergebens um Erbarmung an, und liefen ängſtlich am marmornen Geſtade hin und wieder, indeß das Springwaſſer recht gefliſſentlich ſie mit einem Platzregen nach dem andern übergoß. Doch wagt' es keine der Entſchwommenen nachzuſpringen, außer Brinhild, ihre liebſte Geſpielin, die nicht ſäumte in den bodenloſen Mälſtrom ſich zu ſtürzen, gleiches Schickſal mit ihrem geliebten Fräulein erwartend. Aber ſie ſchwamm als ein leichter Kork auf dem Waſſer, und alles Beſtrebens ungeachtet war ſie nicht vermögend unterzutauchen.

Hier war kein anderer Rath, als dem Könige die traurige Begebenheit mit ſeiner Tochter zu hinterbringen. Wehklagend begegneten ihm die zagenden Dirnen, da er eben mit ſeinen Jägern zu Walde zog. Der König zerriß ſein Kleid vor Betrübniß und Entſetzen, nahm die goldne Krone vom Haupte, verhüllte ſein Angeſicht mit dem Purpurmantel, weinte und ſtöhnte laut über den Verluſt der ſchönen Emma.

Nachdem er der Vaterliebe den erſten Thränenzoll entrichtet hatte, ſtärkte er ſeinen Muth und eilte das Abenteuer am Waſſerfalle ſelbſt zu beſchauen. Aber der angenehme Zauber war verſchwunden, die rohe Natur ſtand wieder da in ihrer vorigen Wildheit, da war keine Grotte, kein Marmorbad, kein Roſengehege, keine Jasminlaube. Dem guten König ahndete zum Glück nichts von einer Entführung ſeiner Tochter durch irgend einem fremden Ritter, denn Entführungen waren damals noch nicht Sitte im Lande; alſo erpreßte er von den Dirnen weder durch Drohungen noch Folter ein Geſtändniß von dem plötzlichen Verſchwinden der Prinzeſſin, das glaubwürdiger geweſen wäre als die Wahrheit. Vielmehr nahm er ihren Bericht auf Treu und Glauben an, und meinte, Thor oder Wodan, oder ſonſt einer der Götter ſey bei dieſer wunderbaren Begebenheit mit im Spiel geweſen, ſetzte darauf die Jagdparthie fort und tröſtete ſich bald über ſeinen Verluſt; denn die Erdenkönige fühlen eigentlich keinen Kummer, als den Verluſt ihrer Krone.

Unterdeſſen befand ſich die liebreizende Emma in den Armen ihres geiſtigen Liebhabers nicht übel. Meiſter Schwimmart hatte ſie durch das Gaukelſpiel einer theatermäßigen Verſenkung nur den Augen ihres Gefolges entzogen, und führte ſie durch einen unterirdiſchen Weg in einen prächtigen Pallaſt, mit welchem die väterliche Reſidenz in keine Vergleichung kam. Als ſich die Lebensgeiſter der Prinzeſſin wieder erholet hatten, befand ſie ſich auf einem gemächlichen Sopha, angethan mit einem Gewand von roſenfarbenem Atlas, und mit einem jungfräulichen Gürtel von himmelblauer Seide, der aus der Garderobe der Liebesgöttin entwendet zu ſeyn ſchien. Ein junger Mann von anlockender Phyſiognomie lag zu ihren Füßen, und that ihr mit dem wärmſten Gefühl das

Geſtändniß der Liebe, welches ſie mit ſchamhaftem Erröthen annahm. Der entzückte Gnom unterrichtete ſie hierauf von ſeinem Stand und ſeiner Herkunft, von den unterirdiſchen Staaten, die er beherrſchte, führte ſie durch die Zimmer und Säle des Schloſſes, und zeigte ihr alle Pracht und Reichthum deſſelben. Ein herrlicher Luſtgarten umgab das Schloß von drei Seiten, der mit ſeinen Blumenſtücken und Raſenplätzen, auf deren grüner Fläche ein kühler Schatten ſchwamm, dem Fräulein vornehmlich zu behagen ſchien. Alle Obſtbäume trugen purpurrothe mit Gold geſprengte oder zur Hälfte übergüldete Aepfel, dergleichen weder Hirſchfelds Gartenkunſt noch ſonſt ein Gartengenie heutzutage der Natur abzulocken vermag. Das Gebüſche war mit Sangvögeln angefüllt, die ihre hundertſtimmigen Symphonien hervortönten. In den traulichen Bogengängen luſtwandelte das empfindſame Paar, ſah zu Zeiten in den Mond, oder der Gnom parentirte einer am Buſen ſeiner Geliebten welkenden Blume. Sein Blick hing an ihren Lippen und ſein Ohr trank gierig die ſanften Töne aus ihrem melodiſchen Munde; jedes Wort ging ihm glatt ein wie Honigſeim; in einem Aeonenlangen Leben hatte er dergleichen ſelige Stunden noch nie genoſſen, als ihm jetzt die erſte Liebe gab.

Nicht gleiches Wonnegefühl empfand die reizende Emma in ihrem Buſen. Ein gewiſſer Trübſinn hing über ihre Stirn, ſanfte Schwermuth und zärtliches Hinſchmachten, welches der weiblichen Geſtalt ſo viel Zauberreiz mittheilt, veroffenbarten allgenugſam, daß geheime Wünſche in ihrem Herzen verborgen lagen, die nicht völlig mit den ſeinigen ſympathiſirten. Er machte gar bald dieſe Entdeckung, und beſtrebte ſich durch tauſend Liebkoſungen dieſe Wolken zu zerſtreuen und die Schöne aufzuheitern; wiewohl vergebens. Der Menſch, dachte er bei ſich ſelbſt, iſt ein geſelliges Thier wie die Biene und die Ameiſe; der ſchönen Sterblichen gebrichts an Unterhaltung. Mann und Weib mag wohl in die Länge eine todte Geſellſchaft ſeyn. Wem ſoll ſich Madame mittheilen? für wen ihren Putz ordnen? mit wem darüber zu Rathe gehen, und was ſoll ihre Eitelkeit nähren? Konnts doch das erſte Weib in Edens Gefilden nicht lange mit ihrem ernſthaften Konſorten aushalten, und wählte darum die Schlange zur Vertrauten. Flugs ging er hinaus ins Feld, zog auf einem Acker ein Dutzend Rüben aus, legte ſie in einen zierlich geflochtenen Deckelkorb und brachte dieſen der ſchönen Emma, die melancholiſch einſam in der beſchatteten Laube eine Roſe entblätterte. Schönſte der Erdentöchter, redete ſie der Gnom an, verbanne allen Trübſinn aus deiner Seele, und öffne dein Herz der geſelligen Freude; du ſollſt nicht mehr die Einſamtraurende in meiner Wohnung ſeyn. In dieſem Korbe iſt alles, was du bedarfſt, dieſen Aufenthalt dir angenehm zu machen. Nimm den kleinen buntgeſchälten Stab, und gieb durch die Berührung mit demſelben den Erdgewächſen im Korbe die Geſtalten, welche dir gefallen.

Hierauf verließ er die Prinzeſſin, und ſie weilte keinen Augenblick, mit dem Zauberſtabe laut Inſtruktion zu verfahren, nachdem ſie den Deckelkorb eröffnet hatte. Brinhild, rief ſie, liebe Brinhild erſcheine! und Brinhild lag zu ihren Füßen, umfaßte die Knie ihrer Gebieterin, und benetzte ihren Schooß mit Freudenzähren, liebkoſ't ihr freundlich, wie ſie ſonſt zu thun pflegte. Die Täuſchung war ſo vollkommen, daß Fräulein Emma ſelbſt nicht wußte, wie ſie mit ihrer Schöpfung dran war; ob ſie die wahre Brinhild hergezaubert hatte, oder ob ein Blendwerk das Auge betrog. Sie überließ ſich indeſſen ganz den Empfindungen der Freude, ihre liebſte Geſpielin um ſich zu haben, luſtwandelte mit ihr Hand in Hand im Garten umher, ließ ihr deſſen herrliche Anlagen bewundern, und pflückte ihr goldgeſprengte Aepfel von den Bäumen. Hierauf führte ſie ihre Freundin durch alle Zimmer im Pallaſt bis in die Kleiderkammer, wo der weibliche Kontemplationsgeiſt ſo viel Nahrung fand, daß ſie bis zu Sonnenuntergang darin verweilten. Alle Schleier, Gürtel, Ohrenſpangen u. ſ. w. wurden gemuſtert und anprobirt. Die untergeſchobene Brinhild wußte ſich dabei ſo gut zu benehmen, und zeigte ſoviel Geſchmack in der Wahl und Anordnung des weiblichen Putzes, daß, wenn ſie ihrer Natur und Weſen nach nichts als eine Rübe war, ihr wenigſtens niemand den Ruhm abſprechen konnte, die Krone ihres Geſchlechts zu ſeyn.

Der ſpähende Gnom war entzückt über den Tiefblick, den er in das weibliche Herz gethan zu haben vermeinte, und freute ſich über den guten Fortgang in der Menſchenkunde. Die ſchöne Emma dünkte ihm jetzt ſchöner, freundlicher und heiterer zu ſeyn als jemals. Sie unterließ nicht ihren ganzen Rübenvorrath mit dem Zauberſtabe zu beleben, gab ihnen die Geſtalt der Jungfrauen, die ihr vordem aufzuwarten pflegten, und weil noch zwei Rüben übrig waren, bildete ſie die eine zu einer Cyperkatze um, ſo ſchön und zuthätig als weiland Fräulein Roſaurens Murner*) war, und aus der andern ſchuf ſie einen niedlichen hüpfenden Beni. Sie richtete nun ihren Hofſtaat wieder an, theilte einer jeden der aufwartenden Dirnen ein gewiſſes Geſchäfte zu, und nie wurde eine Herrſchaft beſſer bedienet. Das Geſinde kam ihren Wünſchen zuvor, gehorchte auf den Wink und vollſtreckte ihre Befehle ohne den mindeſten Widerſpruch. Einige Wochen lang genoß ſie die Wonne des geſellſchaftlichen Vergnügens ungeſtört, Reihentänze, Sang und Saitenſpiel wechſelten in dem Harem des Gnomen vom Morgen bis zum Abend, nur merkte das Fräulein nach Verlauf einiger Zeit, daß die friſche Geſichtsfarbe ihrer Geſellſchafterinnen etwas abbleichte, der Spiegel im Marmorſaal ließ ihr zuerſt bemerken, daß ſie allein wie eine Roſe aus der Knospe friſch hervorblühete, da die geliebte Brinhild und die übrigen Jungfrauen welkenden Blumen glichen; gleichwohl verſicherten ſie alle, daß ſie ſich wohl befänden, und der freigebige Gnome ließ ſie an ſeiner Tafel auch keinen Mangel leiden. Dennoch zehrten ſie ſichtbarlich ab, Leben und Thätigkeit ſchwand von Tage zu Tage mehr dahin, und alles Jugendfeuer erloſch.

---

*) Anſpielung auf Zachariä's komiſches Heldengedicht, Murner in der Hölle.

Als die Prinzeſſin an einem heitern Morgen, durch geſunden Schlaf geſtärkt, fröhlich ins Geſellſchaftszimmer trat, wie ſchauderte ſie zurück, da ihr ein Haufen eingeſchrumpfter Matronen an Stäben und Krücken entgegen zitterte, mit Dumpf und Keuchhuſten beladen, unvermögend ſich aufrecht zu erhalten. Der ſchäkernde Beni hatte alle viere von ſich geſtreckt, und der ſchmeichelnde Cyper konnte ſich vor Kraftloſigkeit kaum noch regen und bewegen. Beſtürzt eilte die Prinzeſſin aus dem Zimmer, der ſchaudervollen Geſellſchaft zu entfliehen, trat heraus auf den Söller des Portals und rief laut den Gnomen, welcher alsbald in demüthiger Stellung auf ihr Geheiß erſchien. Boshafter Geiſt, redete ſie ihn zornmüthig an, warum mißgönnſt du mir die einzige Freude meines harmvollen Lebens, die Schattengeſellſchaft meiner ehemaligen Geſpielinnen? iſt dieſe Einöde nicht genug mich zu quälen, willſt du ſie noch in ein Spital verwandeln? Augenblicklich gieb meinen Dirnen Jugend und Wohlgeſtalt wieder, oder Haß und Verachtung ſoll deinen Frevel rächen. Schönſte der Erdentöchter, gegenredete der Gnom, zürne nicht über die Gebühr! alles, was in meiner Gewalt iſt, ſteht in deiner Hand; aber das Unmögliche fordere nicht von mir. Die Kräfte der Natur gehorchen mir, doch vermag ich nichts gegen ihre unwandelbaren Geſetze. So lange vegetirende Kraft in den Rüben war, konnte der magiſche Stab ihr Pflanzenleben nach deinem Gefallen verwandeln; aber ihre Säfte ſind nun vertrocknet, und ihr Weſen neigt ſich nach der Zerſtörung hin; denn der belebende Elementargeiſt iſt verraucht. Jedoch das ſoll dich nicht kümmern, Geliebte, ein friſchgefüllter Deckelkorb kann den Schaden leicht erſetzen; du wirſt daraus alle die Geſtalten wieder hervorrufen, die du begehreſt. Gieb jetzt der Mutter Natur ihre Geſchenke zurück, die dich ſo angenehm unterhalten haben; auf dem großen Raſenplatze im Garten wirſt du beſſere Geſellſchaft finden. Der Gnom entfernte ſich darauf, und Fräulein Emma nahm ihren buntgeſchälten Stab zur Hand, berührte damit die gerunzelten Weiber, las die eingeſchrumpften Rüben zuſammen, und that damit was Kinder, die eines Spielzeugs, oder auch Fürſten, die ihrer Favoriten müde ſind, zu thun pflegen; ſie warf den Plunder ins Kehricht, und dachte nicht mehr daran.

Leichtfüßig hüpfte ſie nun über die grünen Matten dahin, den friſch gefüllten Deckelkorb in Empfang zu nehmen, den ſie gleichwohl nirgends fand. Sie ging den Garten auf und nieder, ſpekulirte fleißig umher, aber es wollte kein Korb zum Vorſchein kommen. Am Traubengeländer kam ihr der Gnom entgegen mit ſo ſichtbarer Verlegenheit, daß ſie ſeine Beſtürzung ſchon von ferne wahrnahm. Du haſt mich getäuſcht, ſprach ſie, wo iſt der Deckelkorb geblieben? Ich ſuche ihn ſchon ſeit einer Stunde vergebens. Holde Gebieterin meines Herzens, antwortete der Geiſt, wirſt du mir meinen Unbedacht verzeihen? Ich verſprach mehr als ich geben konnte, ich habe das Land durchzogen Rüben aufzuſuchen, aber ſie ſind längſt geerndet und welken in dumpfigen Kellern. Die Fluren trauren, unten im Thale iſts Winter, nur deine Gegenwart hat den Frühling an dieſen Felſen gefeſſelt, und unter deinem Fußtritt ſproſſen Blumen hervor. Harre nur drei Mondenwechſel in Geduld aus, dann ſoll dirs nie an Gelegenheit gebrechen mit deinen Puppen zu ſpielen. Ehe noch der beredſame Gnom mit dieſer Rede zu Ende war, drehete ihm ſeine Schöne unwillig den Rücken zu und begab ſich in ihr Kloſet, ohne ihn einer Antwort zu würdigen. Er aber hob ſich von dannen in die nächſte Marktſtadt innerhalb ſeines Gebietes, kaufte, als ein Pachter geſtaltet, einen Eſel, den er mit ſchweren Säcken Sämerei belud, womit er einen ganzen Morgen Landes beſäete. Dabei beſtellt' er einen ſeiner dienſtbaren Geiſter als Hüter, dem er aufgab, ein unterirdiſches Feuer anzuſchüren, um die Saat von unten herauf mit linder Wärme zu treiben, wie Ananaspflanzen in einem Lohkaſten.

Die Rübenſaat ſchoß luſtig auf, und verſprach in kurzer Zeit eine reiche Ernte, Fräulein Emma ging täglich hinaus auf ihr Ackerfeld, welches zu beſehen ſie mehr lüſtete als die goldnen Aepfel, die aus dem Garten der Hesperiden in den ihrigen verpflanzt zu ſeyn ſchienen. Aber Spleen und Mißmuth trübte ihre kornblumenfarbenen Augen. Sie weilte am liebſten in einem düſtern melancholiſchen Tannenwäldchen, am Rande eines Quellbaches, der ſein ſilberhelles Gewäſſer ins Thal rauſchen ließ, und warf Blumen hinein, die in den Obergrund hinabfloſſen, und daß dieſe melancholiſche Zeitkürzung auf geheimen Liebesgram deute, wiſſen alle, die ſich auf die Symbolik der Liebe verſtehen.

Der Gnom ſahe wohl, daß bei dem ſorgfältigſten Beſtreben durch tauſend kleine Gefälligkeiten ſich in der ſchönen Emma Herz zu ſtehlen, ihr keine Liebe abzugewinnen war. Demungeachtet ermüdete ſeine hartnäckige Geduld nicht durch die pünktlichſte Erfüllung ihrer Wünſche ſie auszuharren, und ihren ſpröden Sinn zu überwinden. Seine gänzliche Unerfahrenheit in der Liebe bildete ihm ein, die Schwierigkeiten, die ſich ſeinem Verlangen entgegenſtellten, möchten wohl in den Roman irdiſcher Liebe gehören; denn er bemerkte ſehr fein und richtig, daß dieſer Widerſtand auch einen gewiſſen Reiz habe, und ſehr geſchickt ſey den zu hoffenden Triumph dereinſt deſtomehr zu verherrlichen. Aber der Neuling in der Menſchenkunde hatte keine Gedanken von der wahren Urſache dieſer Widerſpenſtigkeit ſeiner Herzensgebieterin; er nahm als etwas ausgemachtes an, daß ihr Herz ſo frei und unbefangen ſey als das ſeine, und war der Meinung, dieſes noch unberührte Grundſtück gehöre nach allen Rechten ihm als dem erſten Beſitznehmer zu.

Doch das war ein großer Irrthum. Ein junger Grenznachbar an den Geſtaden der Oder, Fürſt Ratibor, hatte den ſüßen Minnetrieb in dem Herzen der holden Emma bereits angefacht und zur Ausbeute ihre erſte Liebe davongetragen, welche, wie behauptet wird, unzerſtörbarer ſeyn ſoll, als das Grundweſen der vier Elemente. Schon ſah das glückliche Paar dem Tage der Vollziehung ihrer Gelübde entgegen, da die Braut mit einemmal verſchwand. Dieſe peinliche Nachricht verwandelte den liebenden Ratibor in einen raſenden Roland. Er verließ ſeine Reſidenz, zog menſchenſcheu in einſamen Wäldern umher, klagte den Felſen ſein Unglück, und trieb alle den Unfug eines modernen Romanhelden, den der boshafte Amor ſchikanirt. Die treue Emma ſeufzte unterdeſſen ihren geheimen Gram in dem anmuthigen Gefängniß aus, verſchloß aber ihre Herzgefühle ſo feſt in ihren Buſen, daß der ſpähende Gnom nicht enträthſeln konnte, was für Empfindungen ſich darin regten. Lange ſchon hatte ſie darauf geſonnen, wie ſie ihn überliſten und der läſtigen Gefangenſchaft entrinnen möchte. Nach mancher durchwachten Nacht ſann ſie endlich einen Plan aus, der des Verſuchs würdig ſchien, ihn auszuführen.

Der Lenz kehrte in die gebirgiſchen Thäler zurück, der Gnom ließ das unterirdiſche Feuer in ſeinem Treibhaus abgeben, und die Rüben, die durch den Einfluß des Winters in ihrem Wachsthum nicht waren gehindert werden, gediehen zur Reife. Die ſchlaue Emma zog täglich einige davon aus und machte damit Verſuche, ihnen allerlei beliebige Geſtalten zu geben, dem Anſchein nach ſich damit zu beluſtigen; aber ihre Abſicht ging weiter. Sie ließ eines Tages eine kleine Rübe zur Biene werden, um ſie abzuſchicken, Kundſchaft von ihrem Geliebten einzuziehen: Fleuch, liebes Bienchen, gegen Aufgang, ſprach ſie, zu Ratibor dem Fürſten des Landes, und ſumſe ihm ſanft ins Ohr, daß Emma noch für ihn lebt, aber eine Sklavin iſt des Fürſten der Gnomen, der das Gebirge bewohnet. Verlier kein Wort von dieſem Gruße, und bring mir Botſchaft von ſeiner Liebe. Die Biene flog alsbald von dem Finger ihrer Gebieterin wohin ſie beordert war; aber kaum hatte ſie ihren Flug begonnen, ſo ſtach eine gierige Schwalbe auf ſie herab, und verſchlang zum großen Leidweſen des Fräuleins die Botſchafterin der Liebe mit allen Depeſchen. Darauf formte ſie vermöge des wunderbaren Stabes eine Grille, lehrte ihr gleichen Spruch und Gruß: hüpfe, kleine Grille, über das Gebirge zu Ratibor dem Fürſten des Landes, und zirpe ihm ins Ohr, die getreue Emma begehre Entledigung ihrer Banden durch ſeinen ſtarken Arm. Die Grille flog und hüpfte ſo ſchnell ſie konnte, auszurichten was ihr befohlen war; aber ein langbeiniger Stroch luſtwandelte eben an dem Wege, darauf die Zirpe zog, erfaßte ſie mit ſeinem langen Schnabel und begrub ſie in das Verließ ſeines weiten Kropfes.

Dieſe mißlungenen Verſuche ſchreckten die entſchloſſene Emma nicht ab einen neuen zu wagen, ſie gab der dritten Rübe die Geſtalt einer Elſter: ſchwanke hin, beredſamer Vogel, ſprach ſie, von Baum zu Baum, bis du gelangeſt zu Ratibor meinem Sponſen, ſag ihm an meine Gefangenſchaft, und gieb ihm Beſcheid, daß er meiner harre mit Roß und Mann, den dritten Tag von heute, an der Grenze des Gebirges im Maienthale, bereit den Flüchtling aufzunehmen, der ſeine Ketten zu zerbrechen wagt und Schutz von ihm begehrt. Die zwiefarbige Aglaſter gehorchte, flatterte von einem Ruheplatze zum andern, und die ſorgſame Emma begleitete ihren Flug ſo weit das Auge trug. Der harmvolle Ratibor irrete noch immer melancholiſch in den Wäldern herum; die Rückkehr des Lenzen und die wieder auflebende Natur hatten ſeinen Kummer nur gemehret. Er ſaß unter einer ſchattenreichen Eiche, dachte an ſeine Prinzeſſin, und er ſeufzte laut: Emma! Alsbald gab das vielſtimmige Echo ihm dieſen geliebten Namen ſchmeichelhaft zurück; aber zugleich rief auch eine unbekannte Stimme den ſeinigen aus. Er horchte hoch auf, ſahe niemand, wähnte eine Täuſchung und hörte den nämlichen Ruf wiederholen. Kurz darauf erblickte er eine Elſter, die auf den Zweigen hin und wieder flog und ward inne, daß der gelehrige Vogel ihn beim Namen rief. Armer Schwätzer, ſprach er, wer hat dich gelehrt dieſen Namen auszuſprechen, der einem Unglücklichen zugehört, welcher wünſcht von der Erde vertilgt zu ſeyn wie ſein Gedächtniß? Hierauf faßt' er wüthig einen Stein und wollt' ihn nach dem Vogel ſchleudern, als dieſer den Namen Emma hören ließ. Dieſer Talisman entkräftete den Arm des Prinzen, frohes Entzücken durchſchauerte alle ſeine Glieder, und in ſeiner Seele bebt' es leiſe nach, Emma! Aber der Sprecher auf dem Baume begann mit der dem

Elſtergeſchlechte eignen Wohlredenheit den Spruch, der ihm gelehrt war. Fürſt Ratibor vernahm nicht ſobald dieſe fröhliche Botſchaft, ſo wards hell in ſeiner Seele; der tödtliche Gram, der die Sinne umnebelt und die Federkraft der Nerven erſchlafft hatte, verſchwand; er kam wieder zu Gefühl und Beſinnung, und forſchte mit Fleiß von der Glücksverkünderin nach den Schickſalen der holden Emma; aber die geſprächige Elſter konnte nichts als mechaniſch ihre Lektion ohne Aufhören wiederholen, und flatterte davon. Schnellfüßig wie Haſael, eilte der auflebende Waldmiſanthrop zu ſeinem Hoflager zurück, rüſtete eilig das Geſchwader der Reiſigen, ſaß auf und zog mit ihnen hin ans Vorgebirge ſeiner guten Hoffnung, das Abenteuer zu beſtehen.

Fräulein Emma hatte unterdeſſen mit weiblicher Schlauheit alles vorbereitet ihr Vorhaben auszuführen. Sie ließ ab den duldſamen Gnomen mit tödtendem Kaltſinn zu quälen, ihr Auge ſprach Hoffnung, und ihr ſpröder Sinn ſchien beugſamer zu werden. Solche glückliche Aſpekten läßt ein ſeufzender Liebhaber nicht leicht ungenutzt; der geiſtige Philogyn empfand vermöge ſeiner geiſtigen Empfindſamkeit gar bald dieſe ſcheinbare Sinnesänderuug der holden Spröden. Ein holdſeliger Blick, eine freundliche Miene, ein bedeutſames Lächeln ſetzten ſein entzündbares Weſen in volle Flammen, wie elektriſche Funken einen Löffel voll Weingeiſt. Er wurde dreiſter, erneuerte ſein Liebesgewerbe, das lange geruhet hatte, bat um Erhörung und wurde nicht zurückgewieſen. Die Präliminarien waren ſo gut als unterzeichnet; das Fräulein begehrte nur jungfräulichen Wohlſtands halber noch einen Tag Bedenkzeit, welchen ihr der wonnetrunkene Gnom bereitwillig zugeſtand.

Den folgenden Morgen, kurz nach Sonnenaufgang, trat die ſchöne Emma geſchmückt wie eine Braut hervor, mit allem Geſchmeide belaſtet, das ſie in ihrem Schmuckkäſtlein gefunden hatte. Ihr blondes Haar war in einen Knoten geſchürzt, welchen eine Myrtenkrone überſchattete; der Beſatz ihres Kleides flinkerte von Juwelen, und da ihr der harrende Gnom auf der großen Terraſſe im Luſtgarten entgegenwandelte, bedeckte ſie züchtiglich mit dem Ende des Schleiers ihr ſchamhaftes Angeſicht. Himmliſches Mädchen, ſtammelte er ihr entgegen, laß mich die Seligkeit der Liebe aus deinen Augen trinken, und weigere mir nicht länger den bejahenden Blick, der mich zum glücklichſten Weſen macht, das jemals die rothe Morgenſonne beſtrahlt hat! Hierauf wollte er ihr Antlitz enthüllen, um ſein Glück aus ihren Augen zu leſen; denn er erdreiſtete ſich nicht ein mündliches Geſtändniß von ihr zu erpreſſen. Das Fräulein aber machte ihre Schleierwolke noch dichter um ſich her, und gegenredete gar beſcheidentlich alſo: vermag eine Sterbliche dir zu widerſtehen, Gebieter meines Herzens? Deine Standhaftigkeit hat obgeſiegt. Nimm dies Geſtändniß von meinen Lippen; aber laß mein Erröthen und meine Zähren dieſen Schleier aufſaſſen. Warum Zähren, o Geliebte? fiel der beunruhigte Geiſt ihr ein, jede deiner Zähren fällt wie ein brennender Naphtatropfen mir aufs Herz, ich heiſche Lieb' um Liebe und will nicht Aufopferung. Ach, erwiederte Emma, warum mißdeuteſt du meine Thränen? mein Herz lohnt deiner Zärtlichkeit; aber bange Ahndung zerreißt meine Seele. Das Weib hat nicht ſtets die Reize einer Geliebten; Du alterſt nimmer; aber irdiſche Schönheit iſt eine Blume, die bald dahin welkt. Woran ſoll ich erkennen, daß du der zärtliche, liebevolle, gefällige, duldſame Gemahl ſeyn werdeſt, wie du als Liebhaber wareſt? Er antwortete: fordere einen Beweis meiner Treue, oder des Gehorſams in Ausrichtung deiner Befehle; oder ſtelle meine Geduld auf die Probe, und urtheile daraus von der Stärke meiner unwandelbaren Liebe. Es ſey alſo! beſchloß die ſchlaue Emma, ich heiſche nur einen Beweis deiner Gefälligkeit. Gehe hin und zähle die Rüben alle auf dem Acker; mein Hochzeittag ſoll nicht ohne Zeugen ſeyn, ich will ſie beleben, damit ſie mir zu Kränzeljungfrauen dienen; aber hüte dich mich zu täuſchen und verzähle dich nicht um eine, denn das iſt die Probe, woran ich deine Treue prüfen will.

So ungern ſich der Gnom in dieſem Augenblick von ſeiner reizenden Braut ſchied, ſo gehorchte er doch ſonder Verzug, machte ſich raſch an ſein Geſchäfte und hüpfte ſo hurtig unter den Rüben herum, wie ein franzöſiſcher Lazaretharzt unter den Kranken, die er auf den Kirchhof zu ſpediren hat. Er war durch dieſe Geſchäftigkeit mit ſeinem Additionsexempel bald zu Stande; doch um der Sache recht gewiß zu ſeyn, wiederholte er die Operation nochmals, und fand zu ſeinem Verdruß einen Varianten in der Rechnung, welcher ihn nöthigte zum drittenmal den Rübenpöbel durchzumuſtern. Aber auch diesmal ergab ſich eine neue Differenz und das war eben nicht zu verwundern; ein ſchöner Mädchenkopf kann den beſten arithmetiſchen Hirnkaſten verwirren, und ſelbſt dem infallibeln Käſtner ſolls ehedem unter gleichen Umſtänden oft begegnet ſeyn, ſich verrechnet zu haben.

Die verſchmitzte Emma hatte ihren Getreuen nicht ſobald aus den Augen verloren, als ſie zur Flucht Anſtalt machte. Sie hielt eine ſaftvolle wohlgenährte Rübe in Bereitſchaft, welche ſie flugs in ein muthiges Roß mit Sattel und Zeug umwandelte. Raſch ſchwang ſie ſich in den Sattel, flog über die Heiden und Steppen des Gebirges dahin, und der flüchtige Pegaſus wiegte ſie, ohne zu ſtraucheln, auf ſeinem ſanften Rücken hinab ins Maienthal, wo ſie dem geliebten Ratibor, der der Kommenden ängſtlich entgegen harrete, ſich fröhlich in die Arme warf.

Der geſchäftige Gnom hatte ſich indeſſen ſo in ſeine Zahlen vertieft, daß er von dem, was um und neben ihm geſchah, ſo wenig wußte, als der calculirende Newton von dem geräuſchvollen Siegsgepränge der Blendheimer Schlacht, das unter ſeinem Fenſter vorüberzog. Nach langer Müh' und Anſtrengung ſeiner Geiſteskraft wars ihm endlich gelungen, die wahre Zahl aller Rüben auf dem Ackerfelde, klein und groß mit eingerechnet, gefunden zu haben. Er eilte nun froh zurück, ſie ſeiner Herzensgebieterin gewiſſenhaft zu berechnen, und durch die pünktliche Erfüllung ihrer Befehle ſie zu überzeugen, daß er der gefälligſte und unterwürfigſte Gemahl ſeyn werde, den jemals Phantaſie und Capriſe einer Adamstochter beherrſcht hat. Mit Selbſtzufriedenheit trat er auf den Raſenplatz; aber da fand er nicht was er ſuchte; er lief durch die bedeckten Lauben und Gänge, auch da war nicht was er begehrte; er kam in den Pallaſt, durchſpähete alle Winkel deſſelben, rief den holden Namen Emma aus, den ihm die einſamen Hallen zurücktönten, begehrte einen Laut von dem geliebten Munde; doch da war weder Stimme noch Rede. Das fiel ihm auf, er merkte Unrath; flugs warf er das ſchwerfällige Phanthom der Verkörperung ab, wie ein träger Rathsherr ſeinen Schlafrock, wenn vom Thurme der Feuerwächter Lärm bläſ't, ſchwang ſich hoch in die Luft und ſahe den geliebten Flüchtling in der Ferne, als eben der raſche Gaul über die Grenze ſetzte. Wüthend ballte der ergrimmte Geiſt ein paar friedlich vorüberziehende Wolken zuſammen und ſchleuderte einen kräftigen Blitz der Fliehenden nach, der eine tauſendjährige Grenzeiche zerſplitterte; aber jenſeit derſelben war des Gnomen Rache unkräftig, und die Donnerwolke zerfloß in einen ſanften Heiderauch.

Nachdem er die obern Luftregionen verzweiflungsvoll durchkreuzet, ſeine unglückliche Liebe den vier Winden geklagt und ſeine ſtürmende Leidenſchaft ausgetobt hatte, kehrte er trübſinnig in den Pallaſt zurück, ſchlich durch alle Gemächer und erfüllte ſie mit Seufzen und Stöhnen. Nachher beſuchte er noch einmal den Luſtgarten, doch dieſe ganze Zauberſchöpfung hatte keinen Reiz mehr für ihn; ein einziger Fußtapfen der geliebten Ungetreuen in den Sand gedrückt, welchen er bemerkte, beſchäftigte ſeine Aufmerkſamkeit mehr als die goldnen Aepfel an den Bäumen, und die buntfarbige muſaiſche Ausfüllung der Buchsbaumſchnörkel auf den Blumenſtücken. Die Ideen des wonniglichen Genuſſes erwachten wieder an jedem Platze; wo ſie vormals ging und ſtand, wo ſie Blumen gepflückt oder ausgezupft, wo er ſie oft unſichtbar belauſcht, oft, mit der körperlichen Hülle umgeben, trauliche Unterredung mit ihr gepflogen hatte; Alles das würgte und knetete ihn ſo zuſammen, preßt' und drückte ihn dergeſtalt auf die Zirbeldrüſe, daß er unter der Laſt ſeiner Gefühle in dumpfes Hinbrüten verſank. Bald hernach brach ſein Unmuth in gräßliche Verwünſchungen aus, nachdem er ſeiner erſten Liebe eine ſtattliche Parentation gehalten, und er vermaß ſich höchlich der Menſchenkenntniß ganz zu entſagen, und von dieſem argen betrüglichen Geſchlechte führhin keine weitere Kunde zu nehmen. In dieſer Entſchließung ſtampft' er dreimal auf die Erde, und der ganze Zauberpallaſt mit all' ſeiner Herrlichkeit kehrte in ſein urſprüngliches Nichts zurück. Der Abgrund aber ſperrte ſeinen weiten Rachen auf, und der Gnom fuhr hinab in die Tiefe bis an die entgegengeſetzte Grenze ſeines Gebietes, in den Mittelpunkt der Erde, und nahm Spleen und Menſchenhaß mit dahin.

Während dieſer Kataſtrophe im Gebirge, war Fürſt Ratibor geſchäftig, die herrliche Beute ſeiner Wegelagerung in Sicherheit zu bringen, führte die ſchöne Emma mit triumphaliſchem Pomp an den Hof ihres Vaters zurück, vollzog daſelbſt ſeine Vermählung, theilte mit ihr den Thron ſeines Erbes und erbaute die Stadt Ratibor, die noch ſeinen Namen trägt bis auf dieſen Tag. Das ſonderbare Abenteuer der Prinzeſſin, das ihr auf dem Rieſengebirge begegnet war, ihre kühne Flucht und glückliche Entrinnung wurde das Mährchen des Landes, pflanzte ſich von Geſchlechte zu Geſchlechte fort bis in die entfernteſten Zeiten, und die ſchleſiſchen Damen nebſt ihren Nachbarinnen zur Rechten und Linken, und vom Aufgang zum Niedergang, fanden ſo vielen Geſchmack daran, daß ſie das Stratagem der ſchlauen Emma noch oft benutzen, und den unbehäglichen Ehekonſorten wegſchicken Rüben zu zählen, wenn ſie den Buhlen beſchieden haben. Und die Inwohner der umliegenden Gegenden, die den Nachbar Berggeiſt bei ſeinem Geiſternamen nicht zu nennen wußten, legten ihm einen Spottnamen auf, riefen ihn Rübenzähler, oder kurzweg Rübezahl.

Zweite Legende.

Die Mutter Erde war alſo von jeher der Zufluchtsort, wohin ſich geſtörte Liebe barg. Die unglücklichen Wichte unter den Adamskindern, welche Wunſch und Hoffnung täuſcht, öffnen ſich unter ſolchen Umſtänden den Weg dahin durch Strick und Dolch, durch Blei und Giſt, durch Darrſucht und Bluthuſten, oder ſonſt auf eine unbequeme Art. Aber die Geiſter bedürfen ſolcher Umſtändlichkeiten nicht, und genießen überdies des Vortheils, daß ſie nach Belieben in die Oberwelt zurückkehren können, wenn ſie ausgetrotzt, oder ihre Leidenſchaft ausgetobet haben, da den Sterblichen der Weg zur Rückkehr auf ewig verſchloſſen iſt. Der unmuthsvolle Gnom verließ die Oberwelt mit dem Entſchluß, nie wieder das Tageslicht zu ſchauen; doch die wohlthätige Zeit verwiſchte nach und nach die Eindrücke ſeines Grams; gleichwohl erforderte dieſe langwierige Operation einen Zeitraum von neunhundert und neun und neunzig Jahren, ehe die alte Wunde ausheilte. Endlich da ihn die Beſchwerde der Langeweile drückte und er einsmal ſehr übel aufgeräumt war, brachte ſein Favorit und Hofſchalksnarr in der Unterwelt, ein drolliger Kobolt, eine Luſtparthie aufs Rieſengebirge in Vorſchlag, welchen Seine Herrlichkeit zu genehmigen nicht ermangelte. Es brauchte nicht mehr als den Zeitblick einer Minute, ſo war die weite Reiſe vollendet, und er befand ſich mitten auf dem großen Raſenplatze ſeines ehemaligen Luſtgartens, dem er nebſt dem übrigen Zubehör die vorige Geſtalt gab; doch blieb alles für menſchliche Augen verborgen: die Wanderer, die übers Gebirge zogen, ſahen nichts als eine fürchterliche Wildniß. Der Anblick dieſer Gegenſtände, die er in der ehemaligen Liebesepoche in einem roſenfarbenen Lichte ſchimmern ſah, erneuerte alle Ideen der verjährten Liebſchaft, und ihm dünkte, die Geſchichte mit der ſchönen Emma ſey erſt ſeit ehegeſtern vorgefallen, ihr Bild ſchwebte ihm noch ſo deutlich vor, als ſtünd' ſie neben ihm. Aber die Erinnerung, wie ſie ihn überliſtet und hintergangen hatte, machte ſeinen Groll gegen die ganze Menſchheit wieder rege. Unſeliges Erdengewürm, rief er aus, indem er aufſchaute, und vom hohen Gebirge die Thürme der Kirchen und Klöſter in Städten und Flecken erblickte, du treibſt, ſehe ich, dein Weſen noch immer unten im Thale. Haſt mich das geäfft durch Tücke und Ränke, ſollſt mir nun büßen; will dich auch hetzen und wohl plagen, daß dir ſoll bange werden vor dem Treiben des Geiſtes im Gebirge.

Kaum hatte er dies Wort geſagt, ſo vernahm er in der Ferne Menſchenſtimmen. Drei junge Geſellen wanderten durchs Gebirge, und der keckſte unter ihnen rief ohne Unterlaß: Rübezahl komm herab! Rübezahl, Mädchendieb! Von undenklichen Jahren her hatte die Läſterchronik die Liebesgeſchichte des Berggeiſtes in mündlichen Ueberlieferungen getreulich aufbewahrt, ſie wie gewöhnlich mit lügenhaften Zuſätzen vermehrt, und jeder Reiſende, der das Rieſengebirge betrat, unterhielt ſich mit ſeinem Gefährten von den Abenteuern deſſelben. Man trug ſich mit unzähligen Spukhiſtörchen, die ſich niemals begeben hatten, machte damit zaghafte Wanderer zu fürchten, und die ſtarken Geiſter, Witzlinge und Philoſophen, die am hellen Tage und in zahlreicher Geſellſchaft keine Geſpenſter glauben und ſich darüber luſtig machen, pflegten aus Uebermuth oder um ihre Herzhaftigkeit zu beweiſen, den Geiſt oft zu citiren, aus Schäkerei bei ſeinem Ekelnamen zu rufen, und auf ihn zu ſchimpfen. Man hatte nie gehört, daß dergleichen Neckereien von dem friedſamen Berggeiſte wären gerüget worden, denn in den Tiefen des Abgrundes erfuhr er von dieſem muthwilligen Hohn kein Wort. Deſtomehr war er betroffen, da er ſeine ganze Läſterchronik jetzt ſo kurz und bündig ausrufen hörte. Wie der Sturmwind fuhr er durch den düſtern Fichtenwald, und war ſchon im Begriff den armen Tropf, der ſich ohne Abſicht über ihn luſtig gemacht hatte, zu erdroſſeln, als er in dem Augenblick bedachte, daß eine ſo grauſame Rache großes Geſchrei im Lande erregen, alle Wanderer aus dem Gebirge wegbannen und ihm die Gelegenheit rauben würde, ſein Spiel mit den Menſchen zu treiben. Darum ließ er den Frevler nebſt ſeinen Geſellen ruhig ihre Straße ziehen, mit dem Vorbehalt, ihm den verübten Muthwillen doch nicht ungenoſſen hingehen zu laſſen.

Auf dem nächſten Scheidewege trennte ſich der Hohnſprecher von ſeinen beiden Kameraden, und gelangte diesmal mit heiler Haut in Hirſchberg, ſeiner Heimath, an. Aber der unſichtbare Geleitsmann war ihm bis zur Herberge gefolget, um ihn zu gelegener Zeit dort zu finden. Jetzt trat er ſeinen Rückweg ins Gebirge an, und ſann auf Mittel ſich zu rächen. Von ohngefähr begegnete ihm auf der Landſtraße ein reicher Israelit, der nach Hirſchberg wollte; da kam ihm in den Sinn dieſen zum Werkzeuge ſeiner Rache zu gebrauchen. Alſo geſellte er ſich zu ihm in Geſtalt des loſen Geſellen, der ihn gefoppt hatte, und koſete freundlich mit ihm, führt ihn unvermerkt ſeitab von der Straße, und da ſie ins Gebüſche kamen, fiel er dem Judem mörderiſch in den Bart, zauſete ihn weidlich, riß ihn zu Boden, knebelte ihn und nahm ihm ſeinen Seckel, worin er viel Geld und Geſchmeide trug. Nachdem er ihn mit Fauſtſchlägen und Fußtritten zum Valet noch gar übel traktirt hatte, ging er davon, und ließ den armen geplünderten Juden, der ſich ſeines Lebens verzieh, halbtodt im Buſche liegen.

Als ſich der Jſraelit von ſeinem Schrecken erholet hatte und wieder Leben in ihm war, fing er an zu wimmern und laut um Hülfe zu rufen, denn er fürchtete in der grauſenvollen Einöde zu verſchmachten. Da trat ein feiner ehrbarer Mann zu ihm, dem Anſehen nach ein Bürger aus einer der umliegenden Städte, fragte nach der Urſache ſeines Geſchreies, und wie er ihn geknebelt fand, löſete er ihm die Bande von Händen und Füßen und leiſtete ihm alles das, was der barmherzige Samariter im Evangelium dem Manne that, der unter die Mörder gefallen war. Nachher labt' er ihn mit einem herrlichen Schluck Kordialwaſſer, das er bei ſich trug, führte ihn wieder auf die Landſtraße, und geleitete ihn freundlich wie der Engel Raphael den jungen Tobias, bis er ihn brachte gen Hirſchberg an die Thür der Herberge, dort reicht' er ihm einen Zehrpfennig und ſchied von ihm. Wie erſtaunte der Jud, da er beim Eintritt in den Krug ſeinen Räuber am Zechtiſch erblickte, ſo frei und unbefangen als ein Menſch ſeyn kann, der ſich keiner Uebelthat bewußt iſt. Er ſaß hinter einem Schoppen Landwein, trieb Scherz und gute Schwänke mit andern luſtigen Zechbrüdern, und neben ihm lag der nämliche Watſack, in welchen

Rübezahl den geraubten Seckel geborgen hatte. Der beſtürzte Jud wußte nicht ob er ſeinen Augen trauen ſollte, ſchlich ſich in einen Winkel und ging mit ſich ſelbſt zu Rathe, wie er wieder zu ſeinem Eigenthum gelangen möchte. Es ſchien ihm unmöglich ſich in der Perſon geirrt zu haben, darum dreht' er unbemerkt ſich zur Thür hinaus, ging zum Richter und brachte ſeinen Diebesgruß *) an. — Die Hirſchberger Juſtiz ſtand damals in dem Rufe, daß ſie ſchnell und thätig ſey, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, wenns was zu liquidiren gab; wo ſie aber ex officio ihrer Pflicht Gnüge leiſten mußte, ging ſie, wie anderwärts, ihren Schneckengang. Der erfahrne Israelit war mit dem gewöhnlichen Gange derſelben ſchon bekannt; er wies den unentſchloſſenen Richter, der lange zögerte, die Denunciation niederzuſchreiben, auf das blendende Corpus delicti, und dieſe güldne Hoffnung unterließ nicht einen Verhaftungsbefehl auszuwirken. Häſcher bewaffneten ſich mit Spießen und Stangen, umringten das Schenkhaus, griffen den unſchuldigen Verbrecher und führten ihn vor die Schranken der Rathsſtube, wo ſich die weiſen Väter indeß verſammelt hatten. Wer biſt du? fragte der ernſthafte Stadtrichter, als der Inquiſit hereintrat, und von wannen kommſt du? Er

---

*) So hieß ehemals in Gerichten die legale Anzeige eines Diebſtahls.

antwortete freimüthig und unerſchrocken: ich bin ein ehrlicher Schneider meines Handwerks, Benedix genannt, komme von Liebenau, und ſtehe hier in Arbeit bei meinem Meiſter.

Haſt du nicht dieſen Juden im Walde mörderiſch überfallen, übel geſchlagen, gebunden, und ſeines Seckels beraubt?

„Ich habe dieſen Juden nie mit Augen geſehen, hab' ihn auch weder geſchlagen noch gebunden, noch ſeines Seckels beraubt. Ich bin ein ehrlicher Zünftler und kein Straßenräuber.“

Womit kannſt du deine Ehrlichkeit beweiſen?

Mit meiner Kundſchaft und dem Zeugniß meines guten Gewiſſens.

Weiſ' auf deine Kundſchaft.

Benedix öffnete getroſt den Watſack, denn er wußte wohl, daß er nichts als ſein wohlerworbenes Eigenthum darin verwahrte. Doch wie er ihn ausleerte, ſiehe da! da klingets unter dem herausſtürzenden Plunder wie Geld. Die Häſcher griffen hurtig zu, ſtörten den Kram auseinander, und zogen den ſchweren Seckel hervor, welchen der erfreute Jud alsbald als ſein Eigenthum, deductis deducendis reklamirte. Der Wicht ſtand da wie vom Donner gerührt, wollte vor Schrecken umſinken, ward bleich um die Naſe, die Lippen bebten, die Kniee wankten, er verſtummte und ſprach kein Wort. Des Richters

Stirn verfinſterte ſich, und eine drohende Geberde weiſſagte einen ſtrengen Beſcheid.

Wie nun Böſewicht! donnerte der Stadtvogt, erfrechſt du dich noch den Raub zu leugnen?

Erbarmung, geſtrenger Herr Richter! winſelte der Inkulpat auf den Knieen, mit hochaufgehobenen Händen. Alle Heiligen im Himmel ruf ich zu Zeugen an, daß ich unſchuldig bin an dem Raube, weiß nicht wie des Juden Seckel in meinen Watſack gekommen iſt, Gott weiß es.

Du biſt überwieſen, redete der Richter fort, der Seckel zeihet dich genugſam des Verbrechens, thue Gott und der Obrigkeit die Ehre und bekenne freiwillig, ehe der Peiniger kommt, dir das Geſtändniß der Wahrheit abzufoltern.

Der geängſtigte Benedix konnte nichts als auf ſeine Unſchuld provoziren; aber er predigte tauben Ohren: man hielt ihn für einen hartnäckigen Gaudieb, der ſich nur aus der Halsſchlinge herausleugnen wollte. Meiſter Hämmerling, der fürchterliche Wahrheitsforſcher, wurde hereinberufen, durch die Beredſamkeit ſeiner ſtählernen Argumente ihn zu vermögen, Gott und der Obrigkeit die Ehre anzuthun, ſich um den Hals zu bekennen. Jetzt verließ den armen Wicht die ſtandhafte Freudigkeit ſeines guten Gewiſſens, er bebte zurück vor den Qualen, die ſeiner warteten. Da der Peiniger im Begriff war ihm die Daumenſtöcke anzulegen, bedacht' er, daß dieſe Operation ihn untüchtig machen würde, jemals wieder mit Ehren die Nadel zu führen, und ehe er ſein Lebenlang ein verdorbener Tropf bleiben wollte, meinte er, es ſey beſſer, der Marter mit einemmale abzukommen, und geſtand das Bubenſtück ein, davon ſein Herz nichts wußte. Der Kriminalprozeß wurde hierauf brevi manu abgethan, und der Inquiſit, ohne daß ſich das Gericht theilte, von Richter und Schöppen zum Strange verurtheilt, welcher Rechtsſpruch, zu Pflegung prompter Juſtiz, und zu Erſparung der Atzungskoſten, gleich Tages darauf bei frühem Morgen vollzogen werden ſollte.

Alle Zuſchauer, welche das hochnothpeinliche Halsgericht herbeigelockt hatte, fanden das Urtheil des wohlweiſen Magiſtrats gerecht und billig: doch keiner rief den Richtern lautern Beifall zu als der barmherzige Samariter, der ſich mit in die Kriminalſtube eingedrungen hatte, und nicht ſatt werden konnte, die Gerechtigkeitsliebe der Herren von Hirſchberg zu erheben; und in der That hatte auch niemand nähern Antheil an der Sache, als eben dieſer Menſchenfreund, der mit unſichtbarer Hand des Juden Seckel in des Schneiders Watſack verborgen hatte, und kein anderer als Rübezahl ſelbſt war. Schon am frühen Morgen lauerte er am Hochgericht in Rabengeſtalt auf den Leichenzug, der das Opfer ſeiner Rache dahin begleiten ſollte, und es regte ſich bereits in ihm der Rabenappetit, dem neuen Ankömmling die Augen auszuhacken; aber diesmal harrete er vergebens. Ein frommer Ordensbruder, der von dem Werthe der Bekehrungen auf dem Rabenſteine ganz andere Gedanken hegte, als einige neoteriſche Theologen, und alle Maliſikanten, die er zum Tode bereitete, mit dem Geruch der Heiligkeit zu imbibiren ſich beeiferte, fand an dem unwiſſenden Benedix einen ſo rohen wüſten Klotz, daß es ihm unmöglich ſchien in ſo kurzer Zeit, als ihm zu dem Bekehrungsgeſchäfte übrig blieb, einen Heiligen aus ihm zu ſchnizzeln; er bat deshalb das Kriminalgericht um einen dreitägigen Aufſchub, den er dem frommen Magiſtrat nicht ohne große Mühe, und unter Androhung des Kirchenbannes, endlich abzwang. Als Rübezahl davon hörte, flog er ins Gebirge, die Zeit der Hinrichtung daſelbſt zu erwarten.

In dieſem Zwiſchenraume durchſtrich er nach Gewohnheit die Wälder, und erblickte auf dieſer Streiferei eine junge Dirne, die ſich unter einen ſchattenreichen Baum gelagert hatte. Ihr Haupt, auf einen ſchwanenweißen Arm geſtützt, ſank ſchwermüthig in den Buſen hinab; ihre Kleidung war nicht koſtbar, aber reinlich und der Zuſchnitt daran bürgerlich. Von Zeit zu Zeit verwiſchte ſie mit der Hand eine herabrollende Zähre von den Wangen und ſtöhnende Seufzer quollen aus der vollen Bruſt hervor. Schon ehemals hatte der Gnom die mächtigen Eindrücke jungfräulicher Zähren empfunden; auch jetzt war er ſo gerührt davon, daß er von dem Geſetz, welches er ſich auferlegt hatte, alle Adamskinder, die durchs Gebirge ziehen würden, zu tücken und zu quälen, die erſte Ausnahme machte, die Empfindung des Mitleidens ſogar als ein wohlthuend Gefühl erkannte, und Verlangen trug die Schöne zu tröſten. Er geſtaltete ſich wieder als ein reputirlicher Bürger, trat die junge Dirne freundlich an und ſprach: Mägdlein, was trauerſt du hier in der Wüſte ſo einſam? Verhehle mir nicht deinen Kummer, daß ich zuſehe, wie dir zu helfen ſtehe.

Die Dirne, die ganz in Schwermuth verſchwebt war, ſchreckte auf, da ſie dieſe Stimme hörte, und erhob ihr erdwärts geſenktes Haupt. Ha, was für ein ſchmachtendes laſurfarbenes Augenpaar blickte da hervor, deren ſanft gebrochenes Licht ein Herz von Stahl zu ſchmelzen fähig war! Zwei helle Thränen glänzten darin wie Karfunkeln, und das holde jungfräuliche Antlitz war mit dem Ausdruck banger Schmerzensgefühle übergoſſen, wodurch die Reize des lieblichen Nonnengeſichtes nur noch mehr erhoben wurden. Da ſie den ehrſamen Mann vor ſich ſtehen ſah, öffnete ſie ihren Purpurmund und ſprach: was kümmert euch mein Schmerz, guter Mann, ſintemal mir nicht zu helfen iſt. Ich bin eine Unglückliche, eine Mörderin, habe den Mann meines Herzens gemordet, und will abbüßen meine Schuld mit Jammer und Thränen, bis mir der Tod das Herz zerbricht.

Der ehrbare Mann ſtaunte. Du eine Mörderin? rief er, bei dieſem himmliſchen Geſicht trügeſt du die Hölle im Herzen? Unmöglich! — Zwar die Menſchen ſind aller Ränke und Bosheit fähig, das weiß ich; gleichwohl iſt mir dies ein Räthſel.

So will ichs euch löſen, erwiederte die trübſinnige Jungfrau, wenn ihr es zu wiſſen begehrt.

Er ſprach: ſag an!

Sie: Ich hatte einen Geſpielen von Jugend an, den Sohn einer tugendſamen Wittib, meiner Nachbarin, der mich zu ſeinem Liebchen erkohr, als er heranwuchs. Er war ſo lieb und gut, ſo treu und bieder, liebte ſo ſtandhaft und herzig, daß er mir das Herz ſtahl, und ich ihm ewige Treue gelobte. — Ach das Herz des lieben Jungen habe ich Natter vergiftet, hab' ihn der Tugendlehren ſeiner frommen Mutter vergeſſen gemacht, und ihn zu einer Uebelthat verleitet, wofür er das Leben verwirkt hat!

Der Gnom rief emphatiſch: du?

Ja Herr, ſprach ſie, ich bin ſeine Mörderin, hab' ihn gereizt einen Straßenraub zu begehen und einen ſchelmiſchen Juden zu plündern; da haben ihn die Herren von Hirſchberg gegriffen, Halsgericht über ihn gehegt, und o Herzeleid! Morgen wird er abgethan.

Und das haſt Du verſchuldet? frug verwundernd Rübezahl.

„Ja Herr! Ich habs auf meinem Gewiſſen das junge Blut!"

Wie das?

„Er zog auf die Wanderſchaft übers Gebirge, und als er beim Valet an meinem Halſe hing, ſprach er: ſein Liebchen, bleib mir treu. Wenn der Apfelbaum zum drittenmal blühet, und die Schwalbe zu Neſte trägt, kehr' ich von der Wanderſchaft zurück, dich heimzuholen als mein junges Weib; und das gelobt ich ihm zu werden durch einen theuern Eid. Nun blühete der Apfelbaum zum drittenmal, und die Schwalbe niſtete, da kam Benedix wieder, erinnerte mich meiner Zuſage und wollte mich zur Trauung führen. Ich aber neckt' und höhnt' ihn, wie die Mädchen oft den Freiern thun und ſprach: dein Weib kann ich nicht werden, mein Bettlein hat für zwei nicht Raum, und du haſt weder Heerd noch Obdach. Schaff dir erſt blanke Batzen an, dann frage wieder zu. Der arme Junge wurde durch dieſe Rede ſehr betrübt. Ach Klärchen! ſeufzt er tief, mit einer Thräne im Auge, ſteht dir dein Sinn nach Geld und Gut, ſo biſt du nicht das biedere Mädchen mehr, das du vormals wareſt! Schlugſt du nicht ein in dieſe Hand, da du mir deine Treue ſchwureſt? Und was hatte ich mehr als dieſe Hand, dich einſt damit zu nähren? Woher dein Stolz und ſpröder Sinn? Ach Klärchen, ich verſtehe dich; ein reicher Buhler hat mir dein Herz entwendet; lohnſt du mir alſo, Ungetreue? Drei Jahre habe ich mit Sehnſucht und Harren traurig verlebt, habe jede Stunde gezählt bis auf dieſen Tag, da ich kam dich heimzuführen. Wie leicht und raſch machte meinen Fuß Hoffnung und Freude, da ich übers Gebirge wandelte, und nun verſchmähſt du mich! er bat und flehete, doch ich blieb feſt auf meinem Sinn: Mein Herz verſchmäht dich nicht, Benedix! antwortete ich, nur meine Hand verſag ich dir vorjetzt; zieh hin, erwirb dir Gut und Geld, und haſt du das, ſo komm, dann will ich gern mein Bettlein mit dir theilen. Wohlan, ſprach er mit Unmuth, du willſt es ſo, ich gehe in die Welt, will laufen, will rennen, will betteln, ſtehlen, ſchmorgen, ſorgen, und eher ſollſt du mich nicht wieder ſehn, bis ich erlange den ſchnöden Preiß, um den ich dich erwerben muß. Leb wohl, ich fahre hin, Ade! ſo hab' ich ihn bethört, den armen Benedix; er ging ergrimmt davon, da verließ ihn ſein guter Engel, daß er that, was nicht recht war, und was ſein Herz gewiß verabſcheuete.

Der ehrſame Mann ſchüttelte den Kopf über dieſe Rede, und rief nach einer Pauſe mit nachdenklicher Miene, wunderbar! Hierauf wandte er ſich zu der Dirne: warum, fragte er, erfüllſt du aber hier den leeren Wald mit deinen Wehklagen, die dir und deinem Buhlen nichts nützen noch frommen können?

Lieber Herr, fiel ſie ihm ein, ich war auf dem Wege nach Hirſchberg, da wollte mir der Jammer das Herz abdrücken, darum weilte ich unter dieſem Baume.

Und was willſt du in Hirſchberg thun?

Ich will dem Blutrichter zu Fuße fallen, will mit meinem Klagegeſchrei die Stadt erfüllen, und die Töchter der Stadt ſollen mir wehklagen helfen, ob das die Herren erbarmen möchte, dem unſchuldigen Blut das Leben zu ſchenken; und ſo mirs nicht gelingt meinen Buhlen dem ſchmählichen Tode zu entreißen, will ich freudig mit ihm ſterben.

Der Geiſt wurde durch dieſe Rede ſo bewegt, daß er von Stund an ſeiner Rache ganz vergaß und der Troſtloſen ihren Buhlen wiederzugeben beſchloß. Trockne ab deine Thränen, ſprach er mit theilnehmender Geberde, und laß deinen Kummer ſchwinden. Ehe die Sonne zu Rüſte gehet, ſoll dein Buhle frank und frei ſeyn. Morgen um das erſte Hahnengeſchrei ſey wach und horchſam, und wenn ein Finger ans Fenſter klopft, ſo thu' auf die Thür zu deinem Kämmerlein; denn es iſt Benedix, der davor ſtehet. Hüte dich, ihn wieder wild zu machen durch deinen ſpröden Sinn. — Du ſollſt auch wiſſen, daß er das Bubenſtück nicht begangen hat, deſſen du ihn zeiheſt, und du haſt es gleichfalls keine Schuld; denn er hat ſich durch deinen Eigenſinn zu keiner böſen That reizen laſſen.

Die Dirne, verwundert über dieſe Rede, ſah ihm ſtarr und ſteif ins Geſicht, und weil darin das

Fältlein der Schälkelei oder des Trugs ſich nicht veroffenbarte, gewann ſie Zutrauen, ihre trübe Stirn klärte ſich auf, und ſie ſprach mit froher Zweifelmüthigkeit: Lieber Herr, wenn ihr mein nicht ſpottet, und dem alſo iſt wie ihr ſaget, ſo müßt ihr ein Seher oder der gute Engel meines Buhlen ſeyn, daß ihr das alles ſo wiſſet.

Sein guter Engel? verſetzte Rübezahl betroffen, nein der bin ich wahrlich nicht; aber ich kanns werden, und du ſollſts erfahren! Ich bin ein Bürger aus Hirſchberg, habe mit zu Rathe geſeſſen, als der arme Sünder verurtheilt wurde; aber ſeine Unſchuld iſt ans Licht gebracht, fürchte nicht für ſein Leben. Ich will hin, ihn ſeiner Banden zu entledigen, denn ich vermag viel in der Stadt. Sey gutes Muths und kehre heim in Frieden. Die Dirne machte ſich alsbald auf und gehorchte, obgleich Furcht und Hoffnung in ihrer Seele kämpften.

Der ehrwürdige Pater Graurock hatte ſichs die drei Tage des Aufſchubs blutſauer werden laſſen, den Delinquenten behörig zu beſchicken, um ſeine arme Seele der Hölle zu entreißen, der ſie, ſeiner Meinung nach, verpfändet war von Jugend auf. Denn der gute Benedix war ein unwiſſender Laie, der um Nadel und Scheere ungleich beſſern Beſcheid wußte, als um den Roſenkranz. Den Engelgruß und das Paternoſter mengt er ſtets durch einander, und vom Credo wußte er keine Sylbe; der eifrige

Mönch hatte alle Mühe von der Welt ihm das Letztere zu lehren, und brachte mit dieſer Arbeit zwei volle Tage zu. Denn wenn er ſich die Formel aufſagen ließ, und das Gedächtniß des armen Sünders auch nicht ſtrauchelte, ſo unterbrach doch oft ein Gedanke an das Irdiſche, und der halblaute Seufzer: ach Klärchen! die ganze Lektion. Darum fand es die religiöſe Politik des frommen Bruders zuträglich, dem verlornen Schaafe die Hölle recht heiß zu machen, und das gelang ihm auch dergeſtalt, daß der geängſtigte Benedix kalten Todesſchweiß ſchwitzte, und zu geheiligter Freude ſeines Bekehrers Klärchen rein darüber vergaß. Aber die Vorſtellung der angedroheten Martern in der Hölle folterten ihn ſo unabläſſig, daß er nichts als bocksfüßige gehörnte Teufel vor Augen ſahe, die mit Kärſten und Hacken die faſennackten Schaaren verdammter Seelen in den ungeheuren Wallfiſchrachen des hölliſchen Feuerſchlundes hineinlotſeten. Dieſen qualvollen Zuſtand ſeines Seelenpfleglings ließ der eifrige Ordensmann in ſo weit ſich zu Herzen gehen, daß er der geiſtlichen Klugheit gemäß erachtete, den Vorhang im Hintergrunde fallen zu laſſen, und die gräßliche Teufelsſcene zu verbergen. Dagegen hitzte er den Schmelzofen des Fegefeuers nun deſto ſtärker, welches für den feuerſcheuen Benedix ein leidiger Troſt war.

Deine Miſſethat, mein Sohn, iſt groß, ſprach er, aber verzage drum nicht, die Flammen des Fegfeuers werden dich davon reinigen. Wohl dir, daß du das Verbrechen nicht an einem rechtglaubigen Chriſten verübt haſt; denn da würdeſt du tauſend Jahre in dem ſiedenden Schwefelpfuhle bis an den Hals verſenkt dafür büßen müſſen. Weil du aber nur einen verworfenen Juden geplündert haſt, ſo wird in hundert Jahren deine Seele rein, wie ein ausgebranntes Silber ſeyn, und ich will ſo viel Seelenmeſſen für dich leſen, daß du nicht tiefer als bis an den Gürtel in der unauslöſchlichen Lava waden ſollſt. Ob ſich nun wohl Benedix völlig unſchuldig wußte, ſo glaubt' er doch ſo feſte an den Binde- und Löſeſchlüſſel ſeines Beichtigers, daß er auf die Reviſion ſeines Proceſſes in jener Welt gar nicht rechnete; und in dieſer Welt nochmals darauf zu provoziren, ſchreckte ihn die Furcht vor der Folter ab. Darum legt' er ſich aufs Bitten, flehete ſeinen geiſtlichen Rhadamanth um Barmherzigkeit an, und ſuchte von den Qualen des Fegfeuers ſoviel abzudingen als möglich; wodurch ſich denn der ſtrenge Pönitenziarius bewogen fand, ihn endlich nur bis an die Kniee ins Feuerbad zu verſenken. Aber dabei hatte es ſein Verbleiben; denn aller Lamenten ungeachtet, ließ er ſich weiter keinen Zoll breit abnegoziiren.

Eben verließ der unerbittliche Sündenrüger den Kerker, nachdem er dem troſtloſen Delinquenten zum letztenmale gute Nacht gewünſcht hatte, als ihm Rübezahl unſichtbarerweiſe beim Eingange begegnete, noch unentſchloſſen, wie er ſein Vorhaben, den armen Schneider in Freiheit zu ſetzen, ſo auszuführen vermöchte, daß den Herren von Hirſchberg der Spaß nicht verdorben würde, einen Actus ihrer verjährten Kriminaljurisdiktion auszuüben; denn der Magiſtrat hatte ſich durch die ſträfliche Gerechtigkeitspflege bei ihm in guten Kredit geſetzt. In dem Augenblick gerieth er auf einen Einfall, der recht nach ſeinem Sinne war. Er ſchlich dem Mönche ins Kloſter nach, ſtahl aus der Kleiderkammer ein Ordenskleid, fuhr hinein, und begab ſich in Geſtalt des Bruder Graurocks ins Gefängniß, welches ihm der Kerkermeiſter ehrerbietig öffnete.

Das Heil deiner Seelen, redete er den Gefangenen an, treibt mich nochmals hierher, da ich dich kaum verlaſſen habe. Sag an, mein Sohn, was haſt du noch auf deinem Herzen und Gewiſſen, damit ich dich tröſte. Ehrwürdiger Vater, antwortete Benedix, mein Gewiſſen beißt mich nicht; aber euer Fegfeuer bangt und ängſtet mich und preßt mir das Herz zuſammen, als lägs zwiſchen den Daumenſtöcken. Freund Rübezahl hatte von kirchlichen Lehrmeinungen ſehr unvollſtändige und verworrene Begriffe, daher war ihm die Querfrage: Wie meinſt du das? wohl zu verzeihen. Ach, gegenredete Benedix, in dem Feuerpfuhl bis an die Kniee zu waden, Herr, das halt ich nicht aus! Narr, verſetzte Rübezahl, ſo bleib davon, wenn dir das Bad zu heiß iſt. Benedix ward an dieſer Rede irre, und ſah dem Pfaffen ſo ſtarr ins Geſicht, daß dieſer merkte, er habe irgend eine Unſchicklichkeit vorgebracht; darum lenkte er ein. Davon ein andermal; denkſt du auch noch an Klärchen? Liebſt du ſie noch als deine Braut? Und haſt du ihr etwas vor deiner Hinfahrt zu ſagen, ſo vertrau es mir. Benedix ſtaunte bei dieſem Namen noch mehr; der Gedanke an ſie, den er mit großer Gewiſſenhaftigkeit in ſeiner Seele zu erſticken bemüht geweſen war, wurde auf einmal wieder ſo heftig angefacht, daß er überlaut anfing zu weinen und zu ſchluchzen, und kein Wort vorzubringen vermögend war. Dieſe herzbrechende Gebehrdung jammerte den mitleidigen Pfaffen alſo, daß er beſchloß dem Spiel ein Ende zu machen. Armer Benedix, ſprach er, gieb dich zufrieden, und ſey getroſt und unverzagt, du ſollſt nicht ſterben. Ich hab' in Erfahrung gebracht, daß du unſchuldig biſt an dem Raube, und deine Hand mit keinem Laſter befleckt haſt, darum bin ich kommen, dich aus dem Kerker zu reißen und der Bande zu entledigen. Er zog einen Schlüſſel aus der Taſche; laß ſehen, fuhr er fort, ob er ſchließe. Der Verſuch gelang, der Entfeſſelte ſtund da frank und frei, das Geſchmeide fiel ab von Händen und Füßen. Hierauf wechſelte der gutmüthige Pfaff mit ihm die Kleider und ſprach: gehe gemachſam wie ein frommer Mönch durch die Schaar der Wächter vor der Thür des Gefängniſſes, und durch die Straßen, bis du der Stadt Weichbild hinter dir haſt; dann ſchürze dich hurtig und ſchreite rüſtig zu, daß du gelangſt ins Gebirge, und raſte nicht, bis du in Liebenau vor Klärchens Thür ſteheſt. Da klopfe leiſe an, dein Liebchen harret deiner mit ängſtlichem Verlangen.

Der gute Benedix wähnte, das alles ſey nur ein Traum, rieb ſich die Augen, zwickte ſich in die Arme und Waden, um zu verſuchen, ob er wache oder ſchlafe, und da er inne ward, daß ſich alles ſo verhalte, fiel er ſeinem Befreier zu Fuße und umfing ſeine Kniee, wollte eine Dankſagung ſtammeln und lag da in ſtummer Freude, denn die Worte verſagten ihm. Der liebreiche Pfaff trieb ihn endlich fort, und reicht' ihm noch ein Laib Brod und eine Knackwurſt zur Zehrung auf den Weg. Mit wankendem Knie ſchritt der Entledigte über die Schwelle des traurigen Kerkers, und fürchtete immer erkannt zu werden. Aber ſein ehrwürdiger Rock gab ihm einen Wohlgeruch von Frömmigkeit und Tugend, daß die Wächter nichts von Delinquentenſchaft darunter witterten.

Klärchen ſaß indeſſen bänglich einſam in ihrem Kämmerlein, horchte auf jedes Rauſchen des Windes, und ſpähete jeden Fußtritt des Vorübergehenden. Oft dünkt ihr, es rege ſich was am Fenſterladen, oder es klinge der Pfortenring; ſie ſchreckte auf mit Herzklopfen, ſahe durch die Luke und es war Täuſchung. Schon ſchüttelten die Hähne in der Nachbarſchaft die Flügel und verkündeten durch ihr Krähen den kommenden Tag; das Glöcklein im Kloſter läutete zur Frühmette, das ihr wie Todtenruf und Grabesklang tönte; der Wächter ſtieß zum letztenmal ins Horn und weckte die ſchnarchenden Bäckermägde zu ihrem frühen Tagewerke. Klärchens Lämpchen fing an dunkel zu brennen, weils ihm an Oel gebrach, ihre Unruh mehrte ſich mit jedem Augenblick, und ließ ihr nicht die herrliche Roſe von guter Vorbedeutung bemerken, die an dem glimmenden Tocht brannte. Sie ſaß auf ihrer Bettlade, weinte bitterlich und erſeufzete: Benedix! Benedix! Was für ein bänglicher Tag für dich und mich dämmert jetzt heran! Sie lief ans Fenſter, ach! Blutroth war der Himmel nach Hirſchberg hin, und ſchwarze Nebelwolken ſchwebten wie Trauerflor und Leichentücher hin und wieder am Horizonte. Ihre Seele bebte von dieſem ahndungsvollen Anblick zurück, ſie ſank in dumpfes Hinbrüten, und Todtenſtille war um ſie her.

Da pochts dreimal leiſe an ihr Fenſter, als ob ſichs eignete. Ein froher Schauer durchlief ihre Glieder, ſie ſprang auf, that einen lauten Schrei; denn eine Stimme flüſterte durch die Luke: fein Liebchen, biſt du wach? — Huſch war ſie an die Thür. — Ach Benedix, biſt du's oder iſt's dein Geiſt? Wie ſie aber den Bruder Graurock erblickte, ſank ſie zurück und ſtarb vor Entſetzen hin. Da umſchlang ſie ſanft ſein treuer Arm, und der Kuß der Liebe, das große Mittel gegen alle hyſteriſchen Ohnmachten, brachte ſie bald wieder ins Leben.

Nachdem die ſtumme Scene des Erſtaunens und die Ergießungen der erſten freudigen Herzensgefühle vorüber waren, erzählte ihr Benedix ſeine wunderbare Errettung aus dem peinlichen Kerker; doch die Zunge klebt' ihm am Gaume vor großem Durſt und Ermattung. Klärchen ging ihm einen Trunk friſch Waſſer zu holen, und nachdem er ſich damit gelabt hatte, fühlt er Hunger, aber ſie hatte nichts zum Imbiß als die Panazee der Liebenden, Salz und Brod, wobei ſie voreilig geloben, zufrieden und glücklich miteinander zu ſeyn ihr Lebenlang. Da gedachte Benedix an ſeine Knackwurſt, zog ſie aus der Taſche und wunderte ſich bas, daß ſie ſchwerer war als ein Hufeiſen, brach ſie von einander, ſiehe! da fielen eitel Goldſtücke heraus, worüber Klärchen nicht wenig erſchrak, meinte, das Gold ſey eine ſchändliche Reliquie von dem Raube des Juden, und Benedix ſey nicht ſo unſchuldig als ihn der ehrſame Mann gemacht habe, der ihr im Gebirge erſchienen war. Allein der trugloſe Geſell betheuerte höchlich, daß der fromme Ordensmann ihm dieſen verborgenen Schatz vermuthlich als eine Hochzeitſteuer verliehen habe, und ſie glaubte ſeinen Worten. Drauf ſegneten beide mit dankbarem Herzen den edelmüthigen

Wohlthäter, verließen ihre Vaterſtadt und zogen gen Prag, wo Meiſter Benedix mit Klärchen, ſeinem Weibe, lange Jahre als ein wohlbehaltner Mann, in friedlicher Ehe bei reichem Kinderſegen lebte. Die Galgenſcheu war ſo tief bei ihm eingewurzelt, daß er ſeinen Kunden nie etwas veruntreute, und, wider der Natur und Brauch ſeiner Zunftgenoſſen, auch nicht den kleinſten Abſchnitt in die Hölle warf.

In der frühen Morgenſtunde, da Klärchen mit ſchauervoller Freude den Finger ihres Buhlen am Fenſter vermerkte, klopfte auch in Hirſchberg ein Finger an die Thür des Gefängniſſes. Das war der Bruder Graurock, der, vom frommen Eifer aufgeweckt, den Anbruch des Tages kaum erwarten konnte, die Bekehrung des armen Sünders zu vollenden, und ihn als einen halben Heiligen dem gewaltſamen Arm des Henkers zu überantworten. Rübezahl hatte einmal die Delinquentenrolle übernommen, und war entſchloſſen ſie zur Ehre der Juſtiz rein auszuſpielen. Er ſchien wohlgefaßt zum Sterben zu ſeyn, und der fromme Mönch freute ſich darüber und erkannte dieſe Standhaftigkeit alsbald für die geſegnete Frucht ſeiner Arbeit an der Seele des armen Sünders: darum ermangelte er nicht ihn in dieſer Gemüthsfaſſung durch ſeinen geiſtlichen Zuſpruch zu erhalten, und beſchloß ſeinen Sermon mit dem tröſtlichen Weideſpruch: ſo viel Menſchen du bei deiner Ausführung erblicken wirſt, die dich an die Gerichtsſtätte geleiten, ſiehe, ſo viel Engel ſtehen ſchon bereit, deine Seele in Empfang zu nehmen, und ſie einzuführen ins ſchöne Paradies. Darauf ließ er ihn der Feſſel entledigen, wollt ihn Beicht hören und dann abſolviren; doch fiel ihm ein, vorher noch die geſtrige Lektion zu rekapituliren, damit der arme Sünder unterm Galgen, im geſchloſſenen Kreiſe ſein Glaubensbekenntniß frei und ohne Anſtoß zur Erbauung der Zuſchauer herſagen möchte. Aber wie erſchrak der Ordensmann, da er inne ward, daß der ungelehrige Delinquent ſein Credo die Nacht über völlig ausgeſchwitzt hatte! Der fromme Mönch war völlig der Meinung, der Satanas ſey hier im Spiel, und wolle dem Himmel die gewonnene Seele entreißen, darum fing er kräftig an zu exorziſiren; aber der Teufel wollte ſich nicht austreiben und das Credo nicht in des Malefikanten Kopf hineinzwingen laſſen.

Die Zeit war darüber verlaufen, das peinliche Gericht hielt dafür, daß es nun an der Stunde ſey den Leib zu tödten, und kümmerte ſich nicht weiter um den Seelenzuſtand ſeines Schlachtopfers. Ohne der Exekution länger Aufſchub zu geſtatten, wurde der Stab gebrochen, und obwohl Rübezahl als ein verſtockter Sünder ausgeführet wurde, ſo unterwarf er ſich doch allen übrigen Formalitäten der Hinrichtung ganz willig. Wie er von der Leiter geſtoßen wurde, zappelte er am Strange nach Herzensluſt und trieb das Spiel ſo arg, daß dem Henker dabei übel zu Muthe ward; denn es erhob ſich ein plötzliches Getöſe im Volk und einige ſchrieen, man ſolle den Hangmann ſteinigen, weil er den armen Sünder über die Gebühr martere. Um alſo Unglück zu verhüten, ſtreckte ſich Rübezahl lang aus und ſtellte ſich an, als ſey er todt. Da ſich aber das Volk verlaufen hatte, und nachher einige Leute in der Gegend des Hochgerichtes hin und herwandelten, aus Vorwitz hinzutraten und das Kadaver beſchauen wollten, fing der Scherztreiber am Galgen ſein Spiel von neuem an und erſchreckte die Beſchauer durch fürchterliche Grimaſſen. Daher lief gegen Abendzeit in der Stadt ein Gerücht um, der Gehangene könne nicht erſterben und tanze noch immer am Hochgericht, welches den Senat bewog. des Morgens in aller Frühe durch einige Deputirten die Sache genau unterſuchen zu laſſen. Wie ſie nun dahin kamen, fanden ſie nichts als ein Wiſchlein Stroh am Galgen mit alten Lumpen bedeckt, als man pflegt in die Erbſen zu ſtellen, die genäſchigen Spatzen damit zu ſcheuchen. Worüber ſich die Herren von Hirſchberg das wunderten, ließen in aller Stille den Strohmann abnehnehmen und breiteten aus, der große Wind habe zur Nachtzeit den leichten Schneider vom Galgen über die Grenze gewehet.

Dritte Legende.

Nicht immer war Rübezahl bei der Laune, denen, die er durch ſeine Neckereien in Schaden und Nachtheil gebracht hatte, einen ſo edelmüthigen Erſatz zu geben; oft machte er den Plagegeiſt nur aus boshafter Schadenfreude, und kümmerte ſich wenig darum, ob er einen Schurken oder einen Biedermann foppte. Oft geſellte er ſich zu einem einſamen Wanderer als Geleitsmann, führte unvermerkt den Fremdling irre, ließ ihn an dem Abſturz einer Bergzinne oder in einem Sumpfe ſtehen, und verſchwand mit höhnendem Gelächter. Zuweilen erſchreckte er die furchtſamen Marktweiber durch abenteuerliche Geſtalten wildfremder Thiere; das fabelhafte Leoparden ähnliche Thier, das ſich zu Zeiten im ſudetiſchen Gebirge ſoll ſehen laſſen, der Ryſow genannt, iſt nichts anders als ein Phantom von Rübezahl. Oft lähmt' er den Reiſigen das Roß, daß es nicht aus der Stelle konnte, zerbrach den Fuhrleuten ein Rad oder eine Achſe am Wagen, ließ vor ihren Augen ein abgeriſſenes Felſenſtück in einen Hohlweg hinabrollen, das ſie mit unendlicher Mühe auf die Seite räumen mußten, um ſich freie Bahn zu machen. Oft hielt eine unſichtbare Kraft einen ledigen Wagen, daß ſechs raſche Pferde ihn nicht fortzuziehen vermochten, und ließ der Fuhrmann merken, daß er eine Neckerei von Rübezahl wähne, oder brach jener aus Unwillen in Invektiven gegen den Berggeiſt aus, ſo hatte er ein Horniſſen-Heer, das die Pferde wüthig machte, einen Steinhagel, oder eine reichhaltige Baſtonade von unſichtbarer Hand zu gewarten.

Mit einem alten Schäfer, der ein gerader treuherziger Mann war, hatte er Bekanntſchaft gemacht, und ſogar eine Art von vertraulicher Freundſchaft errichtet. Er geſtattete ihm, mit der Heerde bis an die Hecken ſeiner Gärten zu treiben, welches ein anderer nicht hätte waghalſen dürfen. Der Geiſt hörte den Graukopf bisweilen mit eben dem Vergnügen zu, wenn ihm dieſer ſeinen unbedeutenden Lebenslauf erzählte, als Hans Hubrigs Biograph die Leiden und Freuden dieſes alten ſächſiſchen Bauers verſchlang, obgleich Rübezahl dieſe Geſchichten nicht ſo eckelhaft wie jener wiederkäuete. Demungeachtet verſah's der Alte doch einmal. Da er eines Tages nach Gewohnheit ſeine Heerde in des Gnomen Gehege trieb, brachen einige Schaafe durch die Hecken und weideten auf den Grasplätzen des Gartens; darüber ergrimmte Freund Rübezahl dergeſtalt, daß er alsbald ein paniſches Schrecken auf die Heerde fallen ließ, und ſie in wildem Getümmel den Berg herabſcheuchte, wodurch ſie größtentheils verunglückten, und der Nahrungsſtand des alten Schäfers in ſolchen Verfall kam, daß er ſich darüber zu Tode grämte.

Ein Arzt aus Schmiedeberg, der auf dem Rieſengebirge zu botaniſiren pflegte, genoß gleichfalls zuweilen die Ehre, mit ſeiner prahleriſchen Geſprächigkeit den Gnomen unbekannterweiſe zu unterhalten, der bald als Holzhauer, bald als ein Reiſender ſich zu ihm fand, und den ſchmiedeberger Aeskulap ſeine Wunderkuren mit Vergnügen ſich vordoziren ließ. Er war zu Zeiten ſo gefällig, das ſchwere Kräuterbündel ihm ein gut Stück Weges nachzutragen, und ihm manche noch unbekannte Heilkräfte derſelben kund zu machen. Der Arzt, der ſich in der Kräuterkunde weiſer dünkte als ein Holzhauer, empfand einſt dieſe Belehrung übel und ſprach mit Unwillen: der Schuſter ſoll bei ſeinem Leiſten bleiben, und der Holzhauer ſoll den Arzt nicht lehren. Weil du aber der Kräuter und Pflanzen kundig biſt, vom Yſop an, der auf der Mauer wächſt, bis auf die Ceder zu Libanon, ſo ſag mir doch, du weiſer Salomon, was war eher, die Eichel oder der Eichbaum? Der Geiſt antwortete: doch wohl der Baum, denn die Frucht kommt vom Baume. Narr, ſprach der Arzt, wo kam denn der erſte Baum her, wenn er nicht aus dem Saamen ſproßte, der in der Frucht verſchloſſen liegt? Der Holzhauer erwiederte: das iſt, ſeh' ich, eine Meiſterfrage, die mir ſchier zu hoch iſt. Aber ich will euch auch eine Frage vorlegen: wem gehört dieſer Erdengrund zu, darauf wir ſtehen, dem König von Böheim, oder dem Herrn vom Berge? (ſo nennten die Nachbarn den Berggeiſt, nachdem ſie waren gewitziget worden, daß der Name Rübezahl im Gebirge konterband war, und nur Stöße und blaue Mäler einbrachte). Der Arzt bedachte ſich nicht lange: ich vermeine, dieſer Grund und Boden gehöre meinem Herrn, dem König von Böhmen, zu; denn Rübezahl iſt ja nur ein Hirngeſpinnſte, ein Non-ens oder Popanz, die Kinder damit fürchten zu machen. Kaum war das Wort aus ſeinem Munde, ſo verwandelte ſich der Holzhauer in einen ſcheußlichen Rieſen mit feuerfunkelnden Augen und wüthiger Geberde, ſchnauzte den Arzt grimmig an und ſprach mit rauher Stimme: „Hier iſt Rübezahl, der dich nonenſen wird, daß dir ſollen die Rippen krachen"; erwiſcht ihn darauf beim Kragen, rann ihn gegen die Bäume und Felſenwände, riß und warf ihn hin und her, wie der Teufel den Doctor Fauſt weiland in der Komödie thät, ſchlug ihm letztlich ein Aug' aus, und ließ ihn für todt auf dem Platze liegen, daß ſich der Arzt nachher hoch vermaß, nie wieder ins Gebirge botaniſiren zu gehen.

So leicht wars, Rübezahls Freundſchaft zu verſcherzen; doch eben ſo leicht wars auch ſie zu gegewinnen. Einem Bauer in der Amtspflege Reichenberg hatte ein böſer Nachbar ſein Haab und Gut abgerechtet, und nachdem ſich die Juſtiz ſeiner letzten Kuh bemächtiget hatte, blieb ihm nichts übrig als ein abgehärmtes Weib und ein halb Dutzend Kinder, davon er gern den Gerichten die Hälfte für ſein letztes Stückchen Vieh verpfändet hätte. Zwar gehörten ihm noch ein Paar rüſtige geſunde Arme zu, aber ſie waren nicht hinreichend ſich und die Seinigen davon zu nähren. Es ſchnitt ihm durchs Herz, wenn die jungen Raben nach Brod ſchrieen, und er nichts hatte ihren quälenden Hunger zu ſtillen. Mit hundert Thalern, ſprach er zu dem kummervollen Weibe, wär uns geholfen, unſern zerfallenen Haushalt wieder anzurichten, und fern von dem ſtreitſüchtigen Nachbar ein neues Eigenthum zu gewinnen. Du haſt reiche Vettern jenſeit des Gebirges, ich will hin und ihnen unſere Noth klagen; vielleicht daß ſich einer erbarmet, und aus gutem Herzen von ſeinem Ueberfluß uns auf Zinſen leiht, ſo viel wir bedürfen.

Das niedergedrückte Weib willigte mit ſchwacher Hoffnung eines glücklichen Erfolgs in dieſen Vorſchlag, weil ſie keinen beſſern wußte. Der Mann aber gürtete frühe ſeine Lenden, und indem er Weib und Kinder verließ, ſprach er ihnen Troſt ein: weinet nicht! Mein Herz ſagt es mir, ich werde einen Wohlthäter finden, der uns förderlicher ſeyn wird als die vierzehn Nothhelfer, zu welchen ich ſo oft vergeblich gewallfahrtet bin. Hierauf ſteckt' er eine harte Brodrinde zur Zehrung in die Taſche und ging davon. Müd und matt von der Hitze des Tages und dem weiten Wege, gelangt' er zur Abendzeit in dem Dorfe an, wo die reichen Vettern wohnten; aber keiner wollt ihn kennen, keiner wollt ihn herbergen. Mit heißen Thränen klagt er ihnen ſein Elend; aber die hartherzigen Filze achteten nicht darauf, kränkten den armen Mann mit Vorwürfen und beleidigenden Sprüchwörtern. Einer ſprach: junges Blut ſpar dein Gut, der andere: Hoffahrt kommt vor den Fall, der dritte: wie du's treibſt ſo geht's, der vierte: jeder iſt ſeines Glücks Schmied. So höhnten und ſpotteten ſie ſeiner, nannten ihn einen Praſſer und Faullenzer, und endlich ſtießen ſie ihn gar zur Thür hinaus. Einer ſochen Aufnahme hatte ſich der arme Vetter zu der reichen Sippſchaft ſeines Weibes nicht verſehen; ſtumm und traurig ſchlich er von dannen, und weil er nichts hatte, um das Schlafgeld in der Herberge zu bezahlen, mußte er auf einem Heuſchober im Felde übernachten. Hier erwartete er ſchlaflos des zögernden Tages, um ſich auf den Heimweg zu begeben.

Da er nun wieder ins Gebirge kam, übernahm ihn Harm und Bekümmerniß ſo ſehr, daß er der

Verzweiflung nahe war. Zwei Tage Arbeitslohn verloren, dacht er bei ſich ſelber, matt und entkräftet von Gram und Hunger, ohne Troſt, ohne Hoffnung! wenn du nun heimkehreſt, und die ſechs armen Würmer dir entgegen ſchmachten, ihre Hände aufheben, von dir Labſal zu begehren, und du für einen Biſſen Brod ihnen einen Stein bieten mußt, Vaterherz! Vaterherz! wie kannſt du's tragen! Brich entzwei, armes Herz, eh du dieſen Jammer fühleſt! Hierauf warf er ſich unter einen Schlehenbuſch, ſeinen ſchwermüthigen Gedanken weiter nachzuhangen.

Wie aber am Rande des Verderbens die Seele noch die letzten Kräfte anſtrengt, ein Rettungsmittel auszukundſchaften, jede Hirnfaſer auf- und niederläuft, alle Winkel der Phantaſie durchſpähet, Schutz oder Friſt für den hereinbrechenden Untergang zu ſuchen; gleich einem Botsmann, der ſein Schiff ſinken ſieht, ſchnell die Strickleiter hinaufrennt, ſich in den Maſtkorb zu bergen, oder wenn er unterm Verdeck iſt, aus der Luke ſpringt, in der Hoffnung ein Bret oder eine ledige Tonne zu erhaſchen, um ſich über Waſſer zu halten: ſo verfiel unter tauſend nichtigen Anſchlägen und Einfällen der troſtloſe Veit auf den Gedanken, ſich an den Geiſt des Gebirges in ſeinem Anliegen zu wenden. Er hatte viel abenteuerliche Geſchichten von ihm gehört, wie er zuweilen die Reiſenden getrillt und gehudelt, ihnen manchen Tort und Dampf angethan, doch auch mitunter

Gutes erwieſen habe. Es war ihm wohl bekannt, daß er ſich bei ſeinem Spottnamen nicht ungeſtraft rufen laſſe, dennoch wußt' er ihm auf keine andere Weiſe beizukommen; alſo wagt er's auf eine Prügelei, und rief ſo ſehr er konnte: Rübezahl! Rübezahl!

Auf dieſen Ruf erſchien alsbald eine Geſtalt gleich einem rußigen Köhler mit einem fuchsrothen Barte, der bis an den Gürtel reichte, feurigen ſtieren Augen, und mit einer Schürſtange bewaffnet, gleich einem Weberbaum, die er mit Grimm erhob, den frechen Spötter zu erſchlagen. Mit Gunſt, Herr Rübezahl, ſprach Veit ganz unerſchrocken, verzeiht, wenn ich euch nicht recht titulire, hört mich nur an, dann thut was euch gefällt. Dieſe dreiſte Rede und die kummervolle Miene des Mannes, die weder auf Muthwillen noch Vorwitz deutete, beſänftigten den Zorn des Geiſtes in etwas: Erdenwurm, ſprach er, was treibt dich mich zu beunruhigen? Weißt du auch, daß du mir mit Hals und Haut für deinen Frevel büßen mußt? Herr, antwortete Veit, die Noth treibt mich zu euch, hab' eine Bitte, die ihr mir leicht gewähren könnt. Ihr ſollt mir hundert Thaler leihen, ich zahl ſie euch mit landüblichen Zinſen in drei Jahren wieder, ſo wahr ich ehrlich bin! Thor, ſprach der Geiſt, bin ich ein Wucherer oder Jude, der auf Zinſen leiht? Geh hin zu deinen Menſchenbrüdern und borge da ſoviel dir Noth thut, mich aber laß in Ruh. Ach! erwiederte Veit, mit der Menſchenbrüderſchaft iſt's aus! Auf mein und dein gilt keine Brüderſchaft. Hierauf erzählt' er ihm ſeine Geſchichte nach der Länge, und ſchilderte ihm ſein drückendes Elend ſo rührend, daß ihm der Gnom ſeine Bitte nicht verſagen konnte; und wenn der arme Tropf auch weniger Mitleid verdient hätte, ſo ſchien doch dem Geiſt das Unterfangen, von ihm ein Kapital zu leihen, ſo neu und ſonderbar, daß er um des guten Zutrauens willen geneigt war, des Mannes Bitte zu gewähren. Komm, folge mir, ſprach er, und führt' ihn darauf waldeinwärts, in ein abgelegenes Thal zu einem ſchroffen Felſen, deſſen Fuß ein dichter Buſch bedeckte.

Nachdem ſich Veit nebſt ſeinem Begleiter mit Mühe durchs Geſträuche gearbeitet hatte, gelangten ſie zum Eingang einer finſtern Höhle. Dem guten Veit war nicht wohl dabei zu Muthe, da er ſo im Dunkeln tappen mußte; es lief ihm ein kalter Schauer nach dem andern den Rücken herab, und ſeine Haare ſträubten ſich empor. Rübezahl hat ſchon manchen betrogen, dacht er, wer weiß was für ein Abgrund mir vor den Füßen liegt, in welchen ich beim nächſten Schritte hinabſtürze; dabei hört er ein fürchterliches Brauſen als eines Tagewaſſers, das ſich in den tiefen Schacht ergoß. Je weiter er fortſchritt, jemehr engten ihm Furcht und Grauſen das Herz ein. Doch bald ſah er zu ſeinem Troſt in der Ferne ein blaues Flämmchen hüpfen, das Berggewölbe erweiterte ſich zu einem geräumigen Saale, das Flämmchen brannte hell, und ſchwebte als ein Hangleuchter in der Mitte der Felſenhalle. Auf dem Pflaſter derſelben fiel ihm eine kupferne Braupfanne in die Augen, mit eitel harten Thalern bis an den Rand gefüllt. Da Veit den Geldſchatz erblickte, ſchwand alle ſeine Furcht dahin und das Herz hüpft' ihm vor Freuden. Nimm, ſprach der Geiſt, was du bedarfſt, es ſey wenig oder viel, nur ſtelle mir einen Schuldbrief aus, wofern du der Schreiberei kundig biſt. Der Debitor bejahete das, und zählte ſich gewiſſenhaft die hundert Thaler zu, nicht einen mehr und keinen weniger. Der Geiſt ſchien auf das Zählungsgeſchäfte gar nicht zu achten, drehete ſich weg und ſuchte indeß ſeine Schreibematerialien hervor. Veit ſchrieb den Schuldbrief ſo bündig als ihm möglich war; der Gnom ſchloß ſolchen in einen eiſernen Schatzkaſten und ſagte zum Valet: zieh hin, mein Freund, und nütze dein Geld mit arbeitſamer Hand. Vergiß nicht, daß du mein Schuldner biſt, und merke dir den Eingang in das Thal und dieſe Felſenkluft genau. Sobald das dritte Jahr verfloſſen iſt, zahlſt du mir Kapital und Zins zurück; ich bin ein ſtrenger Gläubiger, hältſt du nicht ein, ſo fordr' ich es mit Ungeſtüm. Der ehrliche Veit verſprach auf den Tag gute Bezahlung zu leiſten, verſprachs mit ſeiner biedern Hand, doch ohne Schwur;

verpfändete nicht ſeine Seel' und Seligkeit, wie loſe Bezahler zu thun pflegen, und ſchied mit dankbarem Herzen von ſeinem Schuldherrn in der Felſenhöhle, aus der er leicht den Ausgang fand.

Die hundert Thaler wirkten bei ihm ſo mächtig auf Seel' und Leib, daß ihm nicht anders zu Muthe war, da er das Tageslicht wieder erblickte, als ob er Balſam des Lebens in der Felſenkluft eingeſogen habe. Freudig und geſtärkt an allen Gliedern ſchritt er nun ſeiner Wohnung zu, und trat in die elende Hütte, indem ſich der Tag zu neigen begann. Sobald ihn die abgezehrten Kinder erblickten, ſchrieen ſie ihm einmüthig entgegen: Brod, Vater! einen Biſſen Brod! haſt uns lange darben laſſen. Das abgehärmte Weib ſaß in einem Winkel und weinte, fürchtete nach der Denkungsart der Kleinmüthigen das ſchlimmſte, und vermuthete, daß der Ankömmling eine traurige Litanei anſtimmen werde. Er aber bot ihr freundlich die Hand, hieß ihr Feuer anſchüren auf dem Heerde; denn er trug Grütze und Hirſen aus Reichenberg im Zwergſack, davon die Hausmutter einen ſteifen Brei kochen mußte, daß der Löffel drinnen ſtand. Nachher gab er ihr Bericht von dem guten Erfolg ſeines Geſchäftes. Deine Vettern, ſprach er, ſind gar rechtliche Leute, ſie haben mir nicht meine Armuth vorgerückt, haben mich nicht verkannt, oder mich ſchimpflich vor der Thür abgewieſen; ſondern mich freundlich beherberget, Herz und Hand mir eröffnet, und hundert baare Thaler vorſchußweiſe auf den Tiſch gezählt. Da fiel dem guten Weib ein ſchwerer Stein vom Herzen, der ſie lange gedrückt hatte. Wären wir, ſagte ſie, eher vor die rechte Schmiede gegangen, ſo hätten wir uns manchen Kummer erſparen können. Hierauf rühmte ſie ihre Freundſchaft, zu der ſie ſich vorher ſo wenig gutes verſehen hatte, und that recht ſtolz auf die reichen Vettern.

Der Mann ließ ihr nach ſo vielen Drangſalen gern die Freude, die ihrer Eitelkeit ſo ſchmeichelhaft war. Da ſie indeſſen nicht aufhörte von den reichen Vettern zu koſen, und das viele Tage ſo antrieb, wurde Veit des Lobpoſaunens der Geizdrachen ſatt und müde, und ſprach zum Weibe: als ich vor der rechten Schmiede war, weißt du was mir der Meiſter Schmied für eine weiſe Lehre gab? Sie ſprach: welche? Jeder, ſagt' er, ſey ſeines Glückes Schmied, und man müſſe das Eiſen ſchmieden weil's heiß ſey; drum laß uns nun die Hände rühren und unſerm Beruf fleißig obliegen, daß wir was vor uns bringen, in drei Jahren den Vorſchuß nebſt den Zinſen abzahlen können, und aller Schuld quitt und ledig ſeyn. Drauf kauft' er einen Acker und einen Heuſchlag, dann wieder einen und noch einen, dann eine ganze Hufe; es war ein Segen in Rübezahls Gelde, als wenn ein Heckthaler darunter wäre. Veit ſäete und erntete, wurde ſchon für einen wohlhabenden Mann im Dorfe gehalten, und ſein Seckel vermochte noch immer ein kleines Kapital zur Erweiterung ſeines Eigenthums. Im dritten Sommer hatt' er ſchon zu ſeiner Hufe ein Herrengut gepachtet, das ihm reichen Wucher brachte; kurz, er war ein Mann, dem alles, was er that, zu gutem Glück gedieh.

Der Zahlungstermin kam nun heran, und Veit hatte ſo viel erübriget, daß er ohne Beſchwerde ſeine Schuld abtragen konnte; er legte das Geld zurechte und auf den beſtimmten Tag war er früh auf, weckte das Weib und alle ſeine Kinder, hieß ſie ſich waſchen und kämmen und ihre Sonntagskleider anziehen, auch die neuen Schuhe und die ſcharlachenen Mieder und Bruſttücher, die ſie noch nicht auf den Leib gebracht hatten. Er ſelbſt holte ſeinen Gottestiſchrock herbei und rief zum Fenſter hinaus: Hanns, ſpann an! Mann, was haſt du vor? fragte die Frau, es iſt heute weder Feiertag noch ein Kirchweihfeſt, was macht dich ſo guten Muthes, daß du uns ein Wohlleben bereitet haſt, und wo gedenkſt du uns hinzuführen? Er antwortete, ich will mit euch die reichen Vettern jenſeit des Gebirges heimſuchen, und dem Gläubiger, der mir durch ſeinen Vorſchub wieder aufgeholfen hat, Schuld und Zins bezahlen, denn heute iſt der Zahltag. Das gefiel der Frau wohl, ſie putzte ſich und die Kinder ſtattlich heraus, und damit die reichen Vettern eine gute Meinung von ihrem Wohlſtande bekämen und ſich ihrer nicht ſchämen dürften, band ſie eine Schnur gekrümmter Dukaten um den Hals. Veit rüttelte den ſchweren Geldſack zuſammen, nahm ihn zu ſich, und da alles in Bereitſchaft war, ſaß er auf mit Frau und Kind. Hanns peitſchte die vier Hengſte an, und ſie trabten muthig über das Blachfeld nach dem Rieſengebirge zu.

Vor einem ſteilen Hohlwege ließ Veit den Rollwagen halten, ſtieg ab und hieß den andern gleiches thun, dann gebot er dem Knechte: Hanns, fahr' gemachſam den Berg hinan, oben bei den drei Linden ſollſt du unſer warten, und ob wir auch verziehen, ſo laß dich's nicht anfechten, laß die Pferde verſchnauben und einsweils graſen, ich weiß hier einen Fußpfad, er iſt etwas um, doch luſtig zu wandeln! Darauf ſchlug er ſich in Geleitſchaft des Weibes und der Kinder waldein durch dicht verwachſenes Gebüſche und ſpekulirte hin und her, daß die Frau meint, ihr Mann habe ſich verirrt, ermahnte ihn darum zurückzukehren, und der Landſtraße zu folgen. Veit aber hielt plötzlich ſtill, verſammelte ſeine ſechs Kinder um ſich her und redete alſo: du wähnſt, liebes Weib, daß wir zu deiner Freundſchaft ziehen, dahin ſteht jetzt nicht mein Sinn. Deine reichen Vettern ſind Knauſer und Schurken, die, als ich weiland in meiner Armuth Troſt und Zuflucht bei ihnen ſuchte, mich gefoppt, gehöhnet und mit Uebermuth von ſich geſtoßen haben. — Hier wohnt der reiche Vetter, dem wir unſern Wohlſtand verdanken, der mir aufs Wort das Geld geliehen, das in meiner Hand ſo wohl gewuchert hat. Auf heute hat er mich her beſchieden Zins und Kapital ihm wieder zu erſtatten. Wißt ihr nun, wer unſer Schuldherr iſt? der Herr vom Berge, Rübezahl genannt! Das Weib entſetzte ſich heftig über dieſe Rede, ſchlug ein groß Kreuz vor ſich, und die Kinder bebten und gebehrdeten ſich ängſtlich vor Furcht und Schrecken, daß ſie der Vater zu Rübezahl führen wollte. Sie hatten viel in den Spinnſtuben von ihm gehört, daß er ein ſcheußlicher Rieſe und Menſchenfreſſer ſey. Veit erzählte ihnen ſein ganzes Abenteuer, wie ihm der Geiſt in Geſtalt eines Köhlers auf ſein Rufen erſchienen ſey, und was er mit ihm verhandelt habe in der Höhle, prieß ſeine Mildthätigkeit mit dankbarem Herzen und ſo inniger Rührung, daß ihm die warmen Thränen über die freundlichen rothbraunen Backen herabträufelten. Verzieht hier, fuhr er fort, jetzt geh ich hin in die Höhle, mein Geſchäft auszurichten. Fürchtet nichts, ich werde nicht lange aus ſeyn, und wenn ichs vom Gebirgherrn erlangen kann, ſo bring ich ihn zu euch. Scheuet euch nicht, eurem Wohlthäter treuherzig die Hand zu ſchütteln, ob ſie gleich ſchwarz und rußig iſt; er thut euch nichts zu Leide, und freut ſich ſeiner guten That und unſers Danks gewiß! ſeyd nur beherzt, er wird euch goldne Aepfel und Pfeffernüſſe austheilen.

Ob nun gleich das bängliche Weib viel gegen die Wallfahrt in die Felſenhöhle einzuwenden hatte, und auch die Kinder jammerten und weinten, ſich um den Vater herlagerten, und da er ſie auf die Seite ſchob, ihn an den Rockfalten zurückzuziehen ſich anſtemmten: ſo riß er ſich doch mit Gewalt von ihnen in den dicht verwachſenen Buſch, und gelangte zu dem wohlbekannten Felſen. Er fand alle Merkzeichen der Gegend wieder, die er ſich wohl ins Gedächtniß gepräget hatte; die alte halberſtorbene Eiche, an deren Wurzel die Kluft ſich öffnete, ſtund noch wie ſie vor drei Jahren geſtanden hatte, doch von einer Höhle war keine Spur mehr vorhanden. Veit verſucht's auf alle Weiſe ſich den Eingang in den Berg zu eröffnen, er nahm einen Stein, klopfte an den Felſen; er ſollte, meint er, ſich aufthun; er zog den ſchweren Geldſack hervor, klingelte mit den harten Thalern und rief ſo laut er nur konnte: Geiſt des Gebirges, nimm hin was dein iſt; doch der Geiſt ließ ſich weder hören noch ſehen. Alſo mußte ſich der ehrliche Schuldner entſchließen, mit ſeinem Seckel wieder umzukehren. So bald ihn das Weib und die Kinder von ferne erblickten, eilten ſie ihm freudenvoll entgegen; er war mißmüthig und ſehr bekümmert, daß er ſeine Zahlung nicht an die Behörde abliefern konnte, ſetzte ſich zu den Seinen auf einen Raſenrain, und überlegte was nun zu thun ſey. Da kam ihm ſein altes Wageſtück wieder ein ich will, ſprach er, den Geiſt bei ſeinem Ekelnamen rufen; wenns ihm auch verdreußt, mag er mich bläuen und zupfen wie er Luſt hat, wenigſtens hört er auf dieſen Ruf gewiß; ſchrie darauf aus Herzenskraft: Rübezahl! Rübezahl! Das angſtvolle Weib bat ihn zu ſchweigen, wollt ihm den Mund zuhalten; er ließ ſich nicht wehren, und triebs immer ärger. Plötzlich drängte ſich jetzt der jüngſte Bube an die Mutter an, ſchrie bänglich, ach der ſchwarze Mann! getroſt, fragte Veit, wo? Dort lauſcht er hinter jenem Baume hervor, und alle Kinder krochen in einen Haufen zuſammen, bebten vor Furcht und ſchrieen jämmerlich. Der Vater blickte hin und ſah nichts; es war Täuſchung, nur ein leerer Schatten, kurz, Rübezahl kam nicht zum Vorſchein, und alles Rufen war umſonſt.

Die Familienkararane trat nun den Rückweg an, und Vater Veit ging ganz betrübt und ſchwermüthig auf der breiten Landſtraße vor ſich hin. Da erhob ſich vom Walde her ein ſanftes Rauſchen in den Bäumen, die ſchlanken Birken neigten ihre Wipfel, das bewegliche Laub der Eſpen zitterte, das Brauſen kam näher und der Wind ſchüttelte die weit ausgeſtreckten Aeſte der Steineichen, trieb dürres Laub und Grashalmen vor ſich her, kräuſelte im Wege kleine Staubwolken empor, an welchem artigen Schauſpiel die Kinder, die nicht mehr an Rübezahl dachten, ſich beluſtigten und nach den Blättern haſchten, womit der Wirbelwind ſpielte. Unter dem dürren Laube wurde auch ein Blatt Papier über den Weg gewehet, auf welches der kleine Geiſterſeher Jagd machte; doch wenn er darnach griff, hob es der Wind auf und führte es weiter, daß er's nicht erlangen konnte. Drum warf er ſeinen Hut darnach, der's endlich bedeckte; weil's nun ein ſchöner weißer Bogen war, und der ökonomiſche Vater jede Kleinigkeit in ſeinem Haushalt zu nutzen pflegte, ſo brachte ihm der Knabe den Fund, um ſich ein kleines Lob zu verdienen. Als dieſer das zuſammengerollte Papier aufſchlug, um zu ſehen was es wäre, fand er, daß es der Schuldbrief war, den er an den Berggeiſt ausgeſtellt hatte, von oben herein zerriſſen und unten ſtund geſchrieben: zu Dank bezahlt.

Wie das Veit inne ward, rührt's ihn tief in der Seele, und er rief mit freudigem Entzücken: freue dich, liebes Weib, und ihr Kinder alleſammt freuet euch; er hat uns geſehen, hat unſern Dank gehöret, unſer guter Wohlthäter, der uns unſichtbar umſchwebte, weiß daß Veit ein ehrlicher Mann iſt. Ich bin meiner Zuſage quitt und ledig, nun laßt uns mit frohem Herzen heimkehren. Eltern und Kinder weinten noch viele Thränen der Freude und des Dankes, bis ſie wieder zu ihrem Fuhrwerk gelangten, und weil die Frau groß Verlangen trug ihre Freundſchaft heimzuſuchen, um durch ihren Wohlſtand die filzigen Vettern zu beſchämen, denn der Bericht des

Mannes hatte ihre Galle gegen die Knauſer rege gemacht; ſo rollten ſie friſch den Berg hinab, gelangten in der Abendſtunde in die Dorfſchaft und hielten bei dem nämlichen Bauerhof an, aus welchem Veit vor drei Jahren war herausgeſtoßen werden. Er pochte diesmal ganz herzhaft an, und fragte nach dem Wirthe. Es kam ein unbekannter Mann zum Vorſchein, der gar nicht zur Freundſchaft gehörte: von dieſem erfuhr Veit, daß die reichen Vettern ausgewirthſchaftet hatten. Der eine war geſtorben, der andere verdorben, der dritte davon gegangen, und ihre Stätte ward nicht mehr gefunden in der Gemeine. Veit übernachtete nebſt ſeiner Rollwagengeſellſchaft bei dem gaſtfreien Hauswirth, der ihm und ſeinem Weibe das alles weitläuftiger erzählte, kehrte Tages darauf in ſeine Heimath und an ſeine Berufsgeſchäfte zurück, nahm zu an Reichthum und Gütern, und blieb ein rechtlicher wohlbehaltener Mann ſein Lebelang.

Vierte Legende.

So ſehr ſich's auch des Gnomen Günſtling hatte angelegen ſeyn laſſen, den wahren Urſprung ſeines Glücks zu verhehlen, um nicht ungeſtüme Sollicitanten anzureizen, den gebirgiſchen Patron um ähnliche Spenden mit dreiſter Zudringlichkeit zu überlaufen: ſo wurde die Sache doch endlich ruchtbar; denn wenn das Geheimniß des Mannes der Frau zwiſchen den Lippen ſchwebt, weht es das kleinſte Lüftchen fort, wie eine Seifenblaſe vom Strohhalm. Veitens Frau vertraut's einer verſchwiegenen Nachbarin, dieſe ihrer Gevatterin, dieſe ihrem Herrn Pathen dem Dorfbarbier, und der allen ſeinen Bartkunden, ſo kam's im Dorfe und hernach im ganzen Kirchſpiel herum. Da ſpitzten die verdorbenen Hauswirthe, die Lungerer und Müßiggänger das Ohr, zogen Schaarenweiſe in's Gebirge, inſultirten den Gnomen, hoben an ihn zu citiren und zu beſchwören; zu ihnen geſellten ſich Schatzgräber und

Landfahrer, die das Gebirge durchkreuzten, allenthalben einſchlugen und den Schatz in der Braupfanne zu heben vermeinten. Rübezahl ließ ſie eine Zeitlang ihr Weſen treiben wie ſie Luſt hatten, achtet's der Mühe nicht werth ſich über die Gauche zu erzürnen, trieb nur ſeinen Spott mit ihnen, ließ zur Nachtzeit da und dort ein blaues Flämmchen auflodern, und wenn die Laurer kamen, ihre Mützen und Hüte darauf warfen, ließ er ihnen manchen ſchweren Geldtopf ausgraben, den ſie mit Freuden heimtrugen, neun Tage lang ſtillſchweigend verwahrten, und wenn ſie nun hinkamen den Schatz zu beſehen, fanden ſie Stank und Unrath im Topf, oder Scherben und Steine. Gleichwohl ermüdeten ſie nicht das alte Spiel wieder anzuheben und neuen Unfug zu treiben. Darüber wurde der Geiſt endlich unwillig, ſtäubte das loſe Geſindel durch einen kräftigen Steinhagel aus ſeinem Gebiete hinaus, und wurde gegen alle Wanderer ſo barſch und grämiſch, daß keiner ohne Furcht das Gebirge betrat, auch ſelten ohne Staupe entrann, und der Name Rübezahl wurde nicht mehr gehört im Gebirge bei Menſchen Gedenken.

Eines Tages ſonnete ſich der Geiſt an der Hecke ſeines Gartens; da kam ein Weiblein ihres Weges daher in großer Unbefangenheit, die durch ihren ſonderbaren Aufzug ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Sie hatte ein Kind an der Bruſt liegen, eins trug ſie auf dem Rücken, eins leitete ſie an der Hand, und ein etwas größerer Knabe trug einen ledigen Korb nebſt einem Rechen; denn ſie wollte eine Laſt Laub für's Vieh laden. Eine Mutter, dachte Rübezahl, iſt doch wahrlich ein gutes Geſchöpf, ſchleppt ſich mit vier Kindern, und wartet dabei ihres Berufs ohne Murren, wird ſich noch mit der Bürde des Korbes belaſten müſſen; das heißt die Freuden der Liebe theuer bezahlen! Dieſe Betrachtung verſetzte ihn in eine gutmüthige Stimmung, die ihn geneigt machte, ſich mit der Frau in Unterredung einzulaſſen. Sie ſetzte ihre Kinder auf den Raſen, und ſtreifte Laub von den Büſchen; indeß wurde den Kleinen die Zeit lang und ſie fingen an heftig zu ſchreien. Alsbald verließ die Mutter ihr Geſchäfte, ſpielte und tändelte mit den Kindern, nahm ſie auf, hüpfte mit ihnen ſingend und ſcherzend herum, wiegte ſie in Schlaf, und ging wieder an ihre Arbeit. Bald darauf ſtachen die Mücken die kleinen Schläfer, ſie fingen ihre Symphonien von neuem an; die Mutter wurde darüber nicht ungeduldig, ſie lief in's Holz, pflückte Erdbeere und Himbere, und legte das kleinſte Kind an die Bruſt. Dieſe mütterliche Behandlung gefiel dem Gnomen. Allein der Schreier, der vorher auf der Mutter Rücken ritt, wollte ſich durch nichts befriedigen laſſen, war ein ſtörriſcher eigenſinniger Junge, der die Erdbeeren, die ihm die liebreiche Mutter darreichte, von ſich warf, und dazu ſchrie als wenn er geſpießt wäre. Darüber riß ihr doch endlich die Geduld aus: Rübezahl, rief ſie, komm und friß mir den Schreier. Augenblicks verſichtbarte ſich der Geiſt in der Köhlergeſtalt, trat zum Weibe und ſprach: hier bin ich, was iſt dein Begehr? Die Frau gerieth über dieſe Erſcheinung in großen Schrecken; wie ſie aber ein friſches herzhaftes Weib war, ſammelte ſie ſich bald und faßte Muth. Ich rief dich nur, ſprach ſie, meine Kinder ſchweigen zu machen; nun ſie ruhig ſind, bedarf ich deiner nicht, ſey bedankt für deinen guten Willen. Weißt du auch, gegenredete der Geiſt, daß man mich hier nicht ungeſtraft ruft? Ich halte dich beim Wort, gieb mir deinen Schreier, daß ich ihn freſſe; ſo ein leckerer Biſſen iſt mir lange nicht vorgekommen. Darauf ſtreckte er die rußige Hand aus, den Knaben in Empfang zu nehmen.

Wie eine Gluckhenne, wenn der Weih hoch über dem Dache in den Lüften ſchwebt, oder der ſchäkerhafte Spitz auf dem Hofe hetzt, mit ängſtlichem Gluchſen vorerſt ihre Küchlein in den ſichern Hühnerkorb lockt, dann ihr Gefieder emporſträubt, die Flügel ausbreitet und mit dem ſtärkern Feinde einen ungleichen Kampf beginnt: ſo fiel das Weib dem ſchwarzen Köhler wüthig in den Bart, ballte die kräftige Fauſt und rief: Ungethüm! das Mutterherz mußt du mir erſt aus dem Leibe reißen, eh' du mir mein Kind raubeſt. Eines ſo muthvollen Angriffs hatte ſich

Rübezahl nicht verſehen, er wich gleichſam ſchüchtern zurück, dergleichen handfeſte Erfahrung in der Menſchenkunde war ihm noch nie vorgekommen. Er lächelte das Weib freundlich an: entrüſte dich nicht! ich bin kein Menſchenfreſſer, wie du wähneſt, will dir und deinen Kindern auch kein Leids thun: aber laß mir den Knaben; der Schreier gefällt mir, will ihn halten wie einen Junker, will ihn in Sammet und Seide kleiden, und einen wackern Kerl aus ihm ziehen, der Vater und Brüder einſt nähren ſoll. Fordere hundert Schreckenberger, ich zahle ſie dir.

Ha! lachte das raſche Weib, gefällt euch der Junge? Ja das iſt ein Junge wie'n Daus, der wär mir nicht um aller Welt Schätze feil.

Thörin! verſetzte Rübezahl, haſt du nicht noch drei Kinder, die dir Laſt und Ueberdruß machen? Mußt ſie kümmerlich nähren, und dich mit ihnen placken Tag und Nacht.

Das Weib. Wohl wahr, aber dafür bin ich Mutter, muß thun was meines Berufs iſt. Kinder machen Ueberlaſt, aber auch manche Freude.

Der Geiſt. Schöne Freude! ſich mit den Bälgen tagtäglich zu ſchleppen, ſie zu gängeln, zu ſäubern, ihre Unart und Geſchrei zu ertragen!

Sie. Wahrlich, Herr, ihr kennt die Mutterfreuden wenig. Alle Arbeit und Mühe verſüßt ein einziger freundlicher Anblick, das holde Lächeln und

Lallen der kleinen unſchuldigen Würmer. — Seht mir nur den Goldjungen da, wie er an mir hängt, der kleine Schmeichler! Nun iſt er's nicht geweſen der geſchrieen hat. — Ach hätte ich doch hundert Hände, die euch heben und tragen und für euch arbeiten könnten, ihr lieben Kleinen!

Der Geiſt. So! hat denn dein Mann keine Hände, die arbeiten können?

Sie. O ja, die hat er! er rührt ſie auch und ich fühl's zuweilen.

Der Geiſt, aufgebracht. Wie? dein Mann erkühnt ſich die Hand gegen dich aufzuheben? gegen ſolch ein Weib? Das Genick will ich ihm brechen, dem Mörder!

Sie, lachend. Da hättet ihr traun viel Hälſe zu brechen, wenn alle Männer mit dem Halſe büßen ſollten, die ſich an der Frau vergreifen. Die Männer ſind eine ſchlimme Nation; drum heißt's Ehſtand Wehſtand; muß mich drein ergeben, warum hab' ich gefreit.

Der Geiſt. Nun ja, wenn du wußteſt, daß die Männer eine ſchlimme Nation ſind, ſo war's auch ein dummer Streich, daß du freiteſt.

Sie. Mag wohl! Aber Steffen war ein flinken Kerl, der guten Erwerb hatte, und ich eine arme Dirne ohne Heirathsgut. Da kam er zu mir, begehrte mich zur Eh', gab mir einen Wildemannsthaler auf den Kauf und der Handel war gemacht. Nachher hat er mir den Thaler wieder abgenommen, aber den wilden Mann hab' ich noch.

Der Geiſt lächelte. Vielleicht haſt du ihn wild gemacht durch deinen Starrſinn.

Sie. O den hat er mir ſchon ausgetrieben! aber Steffen iſt ein Knauſer, wenn ich ihm einen Engelgroſchen abfordere, ſo raſaunt er im Hauſe ärger als ihr zu Zeiten im Gebirge, wirft mir meine Armuth vor, und da muß ich ſchweigen. Wenn ich ihm eine Ausſteuer zugebracht hätte, wollt ich ihm ſchon den Daumen aufs Auge halten.

Der Geiſt. Was treibſt dein Mann für ein Gewerbe?

Sie. Er iſt ein Glashändler, muß ſich ſeinen Erwerb auch laſſen ſauer werden; ſchleppt der arme Tropf die ſchwere Bürde aus Böhmen herüber Jahr aus Jahr ein; wenn ihm nun unterwegs ein Glas zerbricht, muß ichs und die armen Kinder freilich entgelten; aber Liebesſchläge thun nicht weh.

Der Geiſt. Du kannſt den Mann noch lieben, der dir ſo übel mitſpielt?

Sie. Warum nicht lieben? Iſt er nicht der Vater meiner Kinder? die werden alles gut machen, und uns wohl lohnen, wenn ſie groß ſind.

Der Geiſt. Leidiger Troſt! die Kinder danken auch der Eltern Müh und Sorgen! die Jungen werden dir den letzten Heller aus dem Schweißtuch preſſen, wenn ſie der Kaiſer zum Heere ſchickt in's ferne Ungerland, daß die Türken ſie erſchlagen.

Das Weib. Ei nun das kümmert mich auch nicht; werden ſie erſchlagen, ſo ſterben ſie für den Kaiſer und fürs Vaterland in ihrem Beruf; können aber auch Beute machen und der alten Eltern pflegen.

Hierauf erneuerte der Geiſt den Knabenhandel nochmals, doch das Weib würdigte ihn keiner Antwort, raffte das Laub in den Korb, band oben drauf den kleinen Schreier mit der Leibſchnur feſte, und Rübezahl wandte ſich als wollt' er fürdergehen. Weil aber die Bürde zu ſchwer war, daß das Weib nicht aufkommen konnte, rief ſie ihn zurück: ich hab' euch einmal gerufen, ſprach ſie, helft mir nun auch auf, und wenn ihr ein Uebriges thun wollt, ſo ſchenkt dem Knaben, der euch gefallen, ein Gutfreitagsgröſchel*) zu einem Paar Semmeln; morgen kommt der Vater heim, der wird uns Weißbrod aus Böhmen mitbringen. Der Geiſt antwortete: aufhelfen will ich dir wohl, aber giebſt du mir den Knaben nicht, ſo ſoll er auch keine Spende haben. Auch gut! verſetzte das Weib, und ging ihres Weges.

---

*) Eine ſchleſiſche Münze, einen Dreier an Werth, welche ehedem die Fürſten von Liegnitz prägen und auf den Karfreitag an die Armen zum Almoſen austheilen ließen.

Je weiter ſie ging, je ſchwerer wurde der Korb, daß ſie unter der Laſt ſchier erlag, und alle zehn Schritte verſchnauben mußte. Das ſchien ihr nicht mit rechten Dingen zuzugehen; ſie wähnte, Rübezahl hab' ihr einen Poſſen geſpielt, und eine Laſt Steine unter das Laub praktizirt; darum ſetzte ſie den Korb ab auf dem nächſten Rande und ſtürzt ihn um. Doch es fielen eitel Laubblätter heraus und keine Steine. Alſo füllte ſie ihn wieder zur Hälfte, und raffte noch ſoviel Laub ins Vortuch als ſie darein faſſen konnte; aber bald ward ihr die Laſt von neuem ſchwer, und ſie mußte nochmals ausleeren, welches die rüſtige Frau groß Wunder nahm; denn ſie hatte gar oft hochbepanſte Graslaſten heimgetragen, und ſolche Mattigkeit noch nie gefühlt. Demungeachtet beſchickte ſie bei ihrer Heimkunft den Haushalt, warf den Ziegen und den jungen Hipplein das Laub vor, gab den Kindern das Abendbrod, brachte ſie in Schlaf, betete ihren Abendſegen, und ſchlief flugs und fröhlich ein.

Die frühe Morgenröthe und der wache Säugling, der mit lauter Stimme ſein Frühſtück heiſchte, weckten das geſchäftige Weib zu ihrem Tagewerk aus dem geſunden Schlaf. Sie ging zuerſt mit dem Melkfaſſe ihrer Gewohnheit nach zum Ziegenſtalle. Welch' ſchreckensvoller Anblick! das gute nahrhafte Hausthier, die alte Ziege, lag da rohhart und ſteif, hatte alle viere von ſich geſtreckt und war verſchieden; die Hipplein aber verdreheten die Augen gräßlich im Kopfe, ſteckten die Zunge weit von ſich, und gewaltſame Zuckungen verriethen, daß ſie der Tod ebenfalls ſchüttele. So ein Unglücksfall war der guten Frau noch nicht begegnet, ſeitdem ſie wirthſchaftete: ganz betäubt von Schrecken ſank ſie auf ein Bündlein Stroh hin, hielt die Schürze vor die Augen, denn ſie konnte den Jammer der Sterblinge nicht anſehen und erſeufzete tief: ich unglückliches Weib, was fang ich an! und was wird mein harter Mann beginnen, wenn er nach Hauſe kommt? Ach hin iſt mein ganzer Gottesſegen auf dieſer Welt! — Augenblicklich ſtrafte ſie das Herz dieſes Gedankens wegen. Wenn das liebe Vieh dein ganzer Gottesſegen iſt auf dieſer Welt, was iſt denn Steffen und was ſind deine Kinder? Sie ſchämte ſich ihrer Uebereilung; laß fahren dahin aller Welt Reichthum, dachte ſie, haſt du doch noch deinen Mann und deine vier Kinder. Iſt doch die Milchquelle für den lieben Säugling noch nicht verſiegt, und für die übrigen Kinder iſt Waſſer im Brunnen. Wenns auch einen Straus mit Steffen abſetzt und er mich übel ſchlägt, was iſt's mehr als ein böſes Eheſtündlein? hab' ich doch nichts verwahrloſ't. Die Ernte ſtehet bevor, da kann ich ſchneiden gehn, und auf den Winter will ich ſpinnen bis in die tiefe Mitternacht; eine Ziege wird ja wohl wieder zu erwerben ſeyn, und hab ich die, ſo wird's auch nicht an Hipplein fehlen.

Indem ſie das bei ſich gedachte, ward ſie wieder frohen Muthes, trocknete ab ihre Thränen, und wie ſie die Augen aufhob, lag da vor ihren Füßen ein Blättlein, das flitterte und blinkte ſo hell und hochgelb wie gediegen Gold; ſie hob es auf, beſah's, und es war ſchwer wie Gold. Raſch ſprang ſie auf, lief damit zu ihrer Nachbarin der Judenfrau, zeigt' ihr den Fund mit großer Freude, und die Jüdin erkannt's für reines Gold, ſchachert's ihr ab, und zählt ihr dafür zween Dickthaler baar auf den Tiſch. Vergeſſen war nun all ihr Herzeleid. Solchen Schatz an Baarſchaft hatte das arme Weib noch nicht im Beſitz gehabt. Sie lief zum Bäcker, kaufte Strözel und Butterkringel und eine Hammelkeule für Steffen, die ſie zurichten wollte, wenn er müde und hungrig auf den Abend von der Reiſe käm. Wie zappelten die Kleinen der fröhlichen Mutter entgegen, da ſie hereintrat und ihnen ein ſo ungewohntes Frühſtück austheilte. Sie überließ ſich ganz der mütterlichen Freude, die hungrige Kinderſchaar abzufüttern; und nun war ihre erſte Sorge, das ihrer Meinung nach von einer Unholdin geſterbte Vieh bei Seite zu ſchaffen, und dieſes häusliche Unglück vor dem Manne ſo lange als möglich zu verheimlichen. Aber ihr Erſtaunen ging über alles, als ſie von ohngefähr in den Futtertrog ſahe, und einen ganzen Hauſen goldner Blätter darin erblickte. Wenn ſie der griechiſchen Volksmährchen kundig geweſen wäre, ſo würde ſie leicht darauf gerathen haben, daß ihr liebes Hausvieh an der Indigeſtion des Königs Midas geſtorben ſey. Ihr ahndete gleichwohl ſo etwas; darum ſchärfte ſie geſchwind das Küchenmeſſer, brach den Ziegenleichnam auf, und fand im Magenſchlunde einen Klumpen Gold, ſo groß als einen Paulinerapfel, und ſo auch nach Verhältniß in den Mägen der Zicklein.

Jetzt wußte ſie ihres Reichthums kein Ende; doch mit der Beſitznehmung empfand ſie auch die drückenden Sorgen deſſelben; ſie wurde unruhig, ſcheu, fühlte Herzklopfen, wußte nicht, ob ſie den Schatz in die Lade verſchließen, oder in den Keller vergraben ſollte, fürchtete Diebe und Schatzgräber, wollt' auch dem Knauſer Steffen nicht gleich alles wiſſen laſſen, aus gerechter Beſorgniß, daß er, vom Wuchergeiſt angetrieben, den Mammon an ſich nehmen und ſie dennoch nebſt den Kindern darben laſſen möchte. Sie ſann lange, wie ſie's klug genug damit anſtellen möchte, und fand keinen Rath.

Der Pfaff im Dorfe war der Schutzpatron aller bedrängten Weiber, der aus Gutmüthigkeit, oder aus Neigung dem weiblichen, als dem ſchwächſten Werkzeug ſeine gebührende Ehre gab, und durchaus nicht geſtattete, daß bengelhafte Ehekonſorten ſeine Beichttöchter mißhandelten, ſondern legte den ungeſtümen

Haustyrannen, wenn Klage einlief, ſchwere Bußen auf, und nahm ſtets der Weiber Parthei; auch hatte er die magiſche Hechtleber der Pönitenz bei dem mürriſchen Steffen nie geſchont, zu Nutz und Frommen des guten Weibes den Asmodi aus der Ehekammer damit wegzuräuchern. Sie nahm alſo ihre Zuflucht zu dem troſtreichen Seelenpfleger, berichtete ihm unverholen das Abenteuer mit Rübezahl, wie er ihr zu großem Reichthum verholfen, und was ſie dabei für Anliegen habe, belegte auch die Wahrheit der Sache mit dem ganzen Schatze, den ſie bei ſich trug. Der Pfaff kreuzigte ſich über das Wunderbare dieſer Begebenheit mächtig, freute ſich gleichwohl über das Glück des armen Weibes, und rückte drauf ſein Käpplein hin und her, guten Rath zu ſuchen, um ohne Spuk und Aufſehen ſie im ruhigen Beſitz ihres Reichthums zu erhalten, und auch Mittel auszufinden, daß der zähe Steffen ſich deſſelben nicht bemächtigen könne.

Nachdem er lange nachgeſonnen hatte, ſagte er: Hör' an, meine Tochter, ich weiß guten Rath für alles. Wäge mir das Geld zu, daß ich's dir getreulich aufbewahre; dann will ich einen Brief ſchreiben in wälſcher Sprache, der ſoll dahin lauten: dein Bruder, der vor Jahren in die Fremde ging, ſey in der Venediger Dienſt, nach Indien geſchifft und daſelbſt geſtorben, und hab' all ſein Gut dir im Teſtament vermacht, mit dem Beding, daß der Pfarrer des Kirchſpiels dich bevormunde, damit es dir allein und keinem andern zu Nutz komme. Ich begehre weder Lohn noch Dank von dir; nur gedenke, daß du der heiligen Kirche einen Dank ſchuldig biſt für den Segen, den dir der Himmel beſcheret hat, und gelob' ein reiches Meßgewand in die Sakriſtei. Dieſer Rath behaate dem Weibe herrlich; ſie gelobte dem Pfarrer das Meßgewand; er wog in ihrem Beiſeyn das Gold gewiſſenhaft bis auf ein Quintlein aus, legt' es in den Kirchenſchatz, und das Weib ſchied mit frohem und leichtem Herzen von ihm.

Rübezahl war nicht minder Weiberpatron als der gutmüthige Parochus zu Kirsdorf, doch mit Unterſchied. Der Letztere verehrte das weibliche Geſchlecht überhaupt, weil (wie er ſagte) die heilige Jungfrau dazu gehörte, ohne gegen einzelne Dirnen eine Vorliebe blicken zu laſſen, weshalb das läſterzüngige Gerücht ſeinen guten Ruf hätte verdächtig machen können; jener im Gegentheil haßte das ganze Geſchlecht um Eines Mädchens willen, das ihn überliſtet hatte, ob ihn gleich ſeine Launen zuweilen auf den milden Ton ſtimmten, ein einzelnes Weiblein in Schutz zu nehmen und ihr gefällig zu ſeyn. So ſehr die wackere Dörferin mit ihren Geſinnungen und Benehmen ſeine Gewogenheit erworben hatte, ſo ungehalten war er auf den barſchen Steffen, trug groß Verlangen das biedre Weib an ihm zu rächen, ihm einen Poſſen zu ſpielen, daß ihm Angſt und Weh dabei würde, und ihn dadurch ſo kirre zu machen, daß er der Frau unterthan würde, und ſie ihm nach Wunſche den Daumen auf's Auge halten könne. Zu dieſem Behuf ſattelte er den raſchen Morgenwind, ſaß auf und galoppirte über Berg und Thal, ſpionirte wie ein Ausreuter auf allen Landſtraßen und Kreuzwegen von Böhmen her, und wo er einen Wandrer erblickte, der eine Bürde trug, war er hinter ihm her und forſchte mit dem Scharfblick eines Korbbeſchauers nach ſeiner Ladung. Zum Glück führte kein Wanderer, der dieſe Straße zog, Glaswaare, ſonſt hätte er für Schaden und Spott nicht ſorgen dürfen, ohne einen Erſatz zu hoffen, wenn er auch gleich der Mann nicht geweſen wäre, den Rübezahl ſuchte.

Bei dieſen Anſtalten konnt' ihm der ſchwer beladene Steffen allerdings nicht entgehen. Um Vesperzeit kam ein rüſtiger friſcher Mann angeſchritten, mit einer großen Bürde auf den Rücken. Unter ſeinem feſten ſichern Tritt ertönte jedesmal die Laſt, die er trug. Der Lauerer freute ſich, ſo bald er ihn in der Ferne witterte, daß ihm nun ſeine Beute gewiß war, und rüſtete ſich, ſeinen Meiſterſtreich auszuführen. Der keuchende Steffen hatte beinahe das Gebirge erſtiegen; nur die letzte Anhöhe war noch zu gewinnen, ſo ging's bergab nach der Heimath zu, darum ſputete er ſich den Gipfel zu erklimmen; aber der Berg war ſteil und die Laſt ſchwer. Er mußte mehr als einmal ruhen, ſtützte den knotigen Stab unter den Korb, um das drückende Gewicht deſſelben zu mindern, und trocknete den Schweiß, der ihm in großen Tropfen vor der Stirne ſtund. Mit Anſtrengung der letzten Kräfte erreicht' er endlich die Zinne des Berges, und ein ſchöner gerader Pfad führte zu deſſen Abhang. Mitten am Wege lag ein abgeſägter Fichtenbaum und der Ueberreſt des Stammes ſtand daneben, kerzengerade und aufrecht, oben geebnet wie ein Tiſchblatt. Rings umher grünete Tunkagras, Schwallenzagel und Marienflachs. Dieſer Anblick war dem ermüdeten Laſtträger ſo anlockend, und zu einem Ruheplatz ſo bequem, daß er alsbald den ſchweren Korb auf den Klotz abſetzte, und ſich gegenüber im Schatten auf das weiche Gras ſtreckte. Hier überſann er, wie viel reinen Gewinn ihm ſeine Waare diesmal einbringen würde, und fand nach genauem Ueberſchlag, daß, wenn er keinen Groſchen ins Haus verwendete, und die fleißige Hand ſeines Weibes für Nahrung und Kleider ſorgen ließe, er gerade ſo viel löſen würde, auf dem Markte zu Schmiedeberg ſich einen Eſel zu kaufen und zu befrachten. Der Gedanke, wie er in Zukunft dem Grauſchimmel die Laſt aufbürden und gemächlich nebenher gehen würde, war ihm zu der Zeit, wo ſeine Schultern eben wund gedrückt waren, ſo herzerquickend, daß er ihm, wie es bei frohen Idealen ſehr natürlich iſt, weiter nachhing.

Iſt einmal der Eſel da, dacht' er, ſo ſoll mir bald ein Pferd draus werden, und hab' ich nun den Rappen im Stalle, ſo wird ſich auch ein Acker dazu finden, darauf ſein Haber wächſt. Aus einem Acker werden dann leicht zwei, aus zweien vier, mit der Zeit eine Hufe, und endlich ein Bauerngut, und dann ſoll Ilſe auch einen neuen Rock haben.

Er war mit ſeinen Projekten beinahe ſo weit wie Herzog Michel oder das Milchmädchen, da tummelte Rübezahl ſeinen Wirbelwind um den Holzſtock herum, und ſtürzte mit einemmal den Glaskorb herunter, daß der zerbrechliche Kram in tauſend Stükken zerfiel. Das war ein Donnerſchlag in Steffens Herz! zugleich vernahm er in der Ferne ein lautes Gelächter, wenn's anders nicht Täuſchung war, und das Echo den Laut der zerſchollenen Gläſer nur wieder zurückgab. Er nahm's für Schadenfreude, und weil ihm der unmäßige Windſtoß unnatürlich ſchien, auch da er recht zuſah, Klotz und Baum verſchwunden war, ſo rieth er leicht auf den Unglücksſtifter. O! wehklagt er, Rübezahl du Schadenfroh, was hab' ich dir gethan, daß du mein Stückchen Brod mir nimmſt, meinen ſauren Schweiß und Blut! Ach ich geſchlagener Mann auf Lebenszeit! Hierauf gerieth er in eine Art von Wuth, und ſtieß alle erdenkliche Schmähreden gegen den Berggeiſt aus, um ihn zum Zorn zu reizen. Hallunke, rief er, komm und erwürge mich, nachdem du mir mein Alles auf der Welt genommen haſt! In der That war ihm auch das Leben in dem Augenblick nicht mehr werth als ein zerbrochnes Glas; Rübezahl ließ indeſſen weiter nichts von ſich ſehen noch hören. — Der verarmte Steffen mußte ſich entſchließen, wenn er nicht den ledigen Korb nach Hauſe tragen wollte, die Bruchſtücken zuſammen zu leſen, um auf der Glashütte wenigſtens ein Paar Spitzgläſer zu Anfang eines neuen Gewerbes dafür einzutauſchen. Tiefſinnig wie ein Rheder, deſſen Schiff der gefräßige Ocean mit Mann und Maus verſchlungen hat, ging er das Gebirg hinab, ſchlug ſich mit tauſend ſchwermüthigen Gedanken, machte zwiſchenein dennoch auch allerlei Spekulationen, wie er den Schaden erſetzen und ſeinem Handel wieder aufhelfen könne. Da fielen ihm die Ziegen ein, die ſeine Frau im Stalle hatte; doch ſie liebte ſie ſchier wie ihre Kinder, und im Guten, wußt' er, waren ſie ihr nicht abzugewinnen. Darum erdacht er dieſen Kniff, ſich ſeinen Verluſt gar nicht daheim merken zu laſſen, auch nicht bei Tage in ſeine Wohnung zurückzukehren, ſondern um Mitternacht ſich ins Haus zu ſtehlen, die Ziegen nach Schmiedeberg auf den Markt zu treiben, und das daraus gelöſ'te Geld zum Ankauf neuer Waare zu verwenden; bei ſeiner Zurückkunft aber mit dem Weibe zu hadern und ſich bärbeißig zu ſtellen, als habe ſie durch Unachtſamkeit das Vieh in ſeiner Abweſenheit ſtehlen laſſen.

Mit dieſem wohlerſonnenen Vorhaben ſchlich der unglückliche Fragmentenſammler nahe beim Dorfe in einen Buſch, und erwartete mit ſehnlichem Verlangen die Mitternachtsſtunde, um ſich ſelbſt zu beſtehlen. Mit dem Schlag zwölfe macht' er ſich auf den Diebsweg, kletterte über die niedrige Hofthür, öffnete ſie von innen, und ſchlich mit Herzpochen zum Ziegenſtalle; er hatte doch Scheu und Furcht vor ſeinem Weibe, auf einer unrechten That ſich erfinden zu laſſen. Wider Gewohnheit war der Stall unverſchloſſen, welches ihn Wunder nahm, ob's ihn gleich freute: denn er fand in dieſer Fahrläſſigkeit einen Schein Rechtens, ſein Vornehmen damit zu beſchönigen. Aber im Stalle fand er alles öd und wüſte; da war nichts was Leben und Odem hatte, weder Ziege noch Böcklein. Im erſten Schrecken vermeint er, es hab' ihm bereits ein Diebskonſorte vorgegriffen, dem das Stehlen geläufiger ſey als ihm: denn Unglück kommt ſelten allein. Beſtürzt ſank er auf die Streu und überließ ſich, da ihm auch der letzte Verſuch, ſeinen Handel wieder in Gang zu bringen, mißlungen war, einer dumpfen Traurigkeit.

Seitdem die geſchäftige Ilſe vom Pfaffen wieder zurück war, hatte ſie mit frohem Muthe alles fleißig zugeſchickt, ihren Mann mit einer guten Mahlzeit zu empfangen, wozu ſie den geiſtlichen Weiberfreund auch eingeladen hatte, welcher verhieß, ein Kännlein Speiſewein mitzubringen, um beim froh lichen Gelag dem aufgemunterten Steffen von der reichen Erbſchaft des Weibes Bericht zu geben, und unter welcherlei Bedingungen er daran Genuß und Antheil haben ſolle. Sie ſahe gegen Abendzeit fleißig zum Fenſter aus, ob Steffen käme, lief aus Ungeduld hinaus vor's Dorf, blickte mit ihren ſchwarzen Augen gegen die Landſtraße hin, war bekümmert warum er ſo lange weile, und da die Nacht hereinbrach, folgten ihr bange Sorgen und Ahndungen in die Bettkammer, ohne daß ſie ans Abendbrod gedachte. Lange kam ihr kein Schlaf in die ausgeweinten Augen, bis ſie gegen Morgen in einen unruhigen matten Schlummer fiel. Den armen Steffen quälten Verdruß und Langeweile im Ziegenſtalle nicht minder; er war ſo niedergedrückt und kleinlaut, daß er ſich nicht traute an die Thür zu klopfen. Endlich kam er doch hervor, pochte ganz verzagt an, und rief mit wehmüthiger Stimme: Liebes Weib, erwache und thue auf deinem Manne! Sobald Ilſe ſeine Stimme vernahm, ſprang ſie flink vom Lager wie ein muntres Reh, lief an die Thür und umhalſete ihren Mann mit Freuden; er aber erwiederte dieſe herzigen Liebkoſungen gar kalt und froſtig, ſetzte ſeinen Korb ab und warf ſich mißmüthig auf die Höllbank. Wie das fröhliche Weib das Jammerbild ſah, ging's ihr ans Herz. Was plagt dich, lieber Mann, ſprach ſie beſtürzt, was haſt du? Er antwortete durch Stöhnen und Seufzen; dennoch fragte ſie ihm bald die Urſach ſeines Kummers ab, und weil ihm das Herz zu voll war, konnt' er ſein erlittenes Unglück dem trauten Weibe nicht länger verhehlen. Da ſie vernahm, daß Rübezahl den Schabernack verübt hatte, errieth ſie leicht die wohlthätige Abſicht des Geiſtes, und konnte ſich des Lachens nicht erwehren, welches Steffen ihr bei muthigerer Gemüthsfaſſung übel würde gelohnet haben. Jetzt ahndete er den ſcheinbaren Leichtſinn nicht weiter und fragte nur ängſtlich nach dem Ziegenvieh. Das reizte noch mehr des Weibes Zwergfell, da ſie merkte, daß der Hausvoigt ſchon allenthalben umher ſpionirt hatte. Was kümmert dich mein Vieh? ſprach ſie, haſt du doch noch nicht nach den Kindern gefragt; das Vieh iſt wohl aufgehoben draußen auf der Weide. Laß dich auch den Tück von Rübezahl nicht anfechten, und gräme dich nicht, wer weiß wo er oder ein anderer uns reichen Erſatz dafür giebt. Da kannſt du lange warten, ſprach der Hoffnungsloſe. Ei nun, verſetzte das Weib, unverhofft kommt oft. Sey unverzagt, Steffen! haſt du gleich keine Gläſer und ich keine Ziegen mehr; ſo haben wir doch vier geſunde Kinder und vier geſunde Arme, ſie und uns zu nähren, das iſt unſer ganzer Reichthum. Ach, daß es Gott erbarme! rief der bedrängte Mann, ſind die Ziegen fort, ſo trag die vier Bälge nur gleich ins Waſſer, nähren kann ich ſie nicht. Nun ſo kann Ichs, ſprach Ilſe.

Bei dieſen Worten trat der freundliche Pfaff herein, hatte vor der Thür ſchon die ganze Unterredung abgelauſcht, nahm das Wort, hielt Steffen eine lange Predigt über den Text, daß der Geiz eine Wurzel alles Uebels ſey; und nachdem er ihm das Geſetz genugſam geſchärft hatte, verkündigt er ihm nun auch das Evangelium von der reichen Erbſchaft des Weibes, zog den wälſchen Brief heraus und verdolmetſcht ihm daraus, daß der zeitige Parochus in Kirsdorf zum Vollſtrecker des Teſtaments beſtellt ſey, und die Verlaſſenſchaft des abgeſchiedenen Schwagers zu ſicherer Hand bereits empfangen habe.

Steffen ſtand da wie ein ſtummer Oelgötz, konnte nichts als ſich dann und wann verneigen, wenn bei Erwähnung der durchlauchten Republik Venedig der Pfaff ehrerbietig ans Käpplein griff. Nachdem er wieder zu mehrerer Beſonnenheit gelangt war, fiel er dem trauten Weibe in die Arme, und that ihr die zwote Liebeserklärung in ſeinem Leben, ſo warm als die erſte, und, ob ſie wohl jetzt aus andern Beweggründen abſtammte, ſo nahm ſie Ilſe doch für gut auf. Steffen wurde von nun an der ſchmeidigſte gefälligſte Ehemann, ein liebevoller Vater ſeiner Kinder, und dabei ein fleißiger ordentlicher Wirth, denn Müßigang war nicht ſeine Sache.

Der redliche Pfaff verwandelte nach und nach das Gold in klingende Münze, und kaufte davon ein großes Bauerngut, worauf Steffen und Ilſe wirthſchafteten ihr Lebenlang. Den Ueberſchuß lieh er auf Zins aus, und verwaltete das Kapital ſeiner Curandin ſo gewiſſenhaft als den Kirchenſchatz, nahm keinen andern Lohn dafür als ein Meßgewand, das Ilſe ſo prächtig machen ließ, daß kein Erzbiſchof ſich deſſelben hätte ſchämen dürfen.

Die zärtliche treue Mutter erlebte noch im Alter große Freude an ihren Kindern, und Rübezahls Günſtling wurde gar ein wackrer Mann, diente im Heer des Kaiſers lange Zeit unter Wallenſtein im dreißigjährigen Kriege, und war ein ſo berühmter Partheigänger als Stalhantſch *).

---

*) Ein bekannter ſchwediſcher Offizier, gleichfalls aus dem dreißigjährigen Kriege.

Fünfte Legende.

Seitdem Mutter Ilſe von dem Gnomen ſo herrlich war dotirt worden, ließ er lange Zeit nichts wieder von ſich hören. Zwar trug ſich das Volk mit allerlei Wundergeſchichten, welche die Phantaſie der Hausmütter in geſelligen Winterabenden ſo lang und fein ausſpann als den Faden am Rocken; es war aber eitel Fabelei zur Kurzweil ausgedacht. Wie's immer hundert Narren und Tollhäusler gegen einen Beſeſſenen, hundert Fanatiker gegen einen Inſpirirten, hundert Träumer gegen einen Geiſterſeher geben ſoll; ſo gabs auch im Rieſengebirge von jeher hundert lügenhafte Volksſagen vom Rübezahl, gegen eine authentiſche Geſchichte. Der Gräfin Cecilie, Voltairens Zeitgenoſſin und Schülerin, war noch in unſern Tagen die letzte Entrevüe mit dem Gnomen aufbehalten, bevor er ſeine jüngſte Hinabfahrt in die Unterwelt antrat.

Dieſe Dame, mit all den Gichtern und vornehmen Gebrechen beladen, welche die galliſche Küche und Sitte den verzärtelten Töchtern Teuts zur Ausbeute giebt, machte nebſt zwei geſunden blühenden Töchtern die Reiſe ins Carlsbad. Die Mutter verlangte ſo ſehr nach der Badekur und die Fräuleins nach der Badegeſellſchaft, nach den Bällen, Serenaden, und den übrigen Luſtbarkeiten des Bades, daß ſie ſonder Raſt Tag und Nacht reiſten. Es traf ſich, daß ſie gerade mit Sonnenuntergang ins Rieſengebirge gelangten. Es war ein ſchöner warmer Sommerabend, kein Lüftchen regte ſich. Der nächtliche Himmel war mit funkelnden Sternen beſäet; die goldne Mondsſichel, deren milchfarbenes Licht die ſchwarzen Waldſchatten der hohen Fichten milderte, und die beweglichen Funken unzähliger leuchtenden Inſekten, die in den Gebüſchen ſcherzten, gaben die Beleuchtung zu einer der ſchönſten Naturſcenen; wiewohl die Reiſegeſellſchaft wenig davon wahrnahm; denn Mama war, da es gemachſam bergan ging, von der ſchaukelnden Bewegung des Wagens in ſanftem Schlummer gewiegt worden, und die Töchter nebſt der Zofe hatten ſich jede in ein Eckchen gedrückt und ſchlummerten gleichfalls. Nur dem wachſamen Johann kam auf der hohen Warte des Kutſchbockes kein Schlaf in die Augen; alle Geſchichten von Rübezahl, die er vor Zeiten ſo inbrünſtig angehört hatte, kamen ihm jetzt auf dem Tummelplatz dieſer

Abeuteuer wieder in den Sinn, und er hätte wohl gewünſcht nie etwas davon gehört zu haben. Ach wie ſehnt er ſich nach dem ſichern Breslau zurück, wohin ſich nicht leicht ein Geſpenſte wagt! Er ſahe ſchüchtern auf alle Seiten umher, und durchlief mit den Augen oft alle zwei und dreißig Regionen der Windroſe in weniger als einer Minute, und wenn er etwas anſichtig wurde, das ihm bedenklich ſchien, lief ihm ein kalter Schauer den Rücken herunter, und die Haare ſtiegen ihm zu Berge. Zuweilen ließ er ſeine Beſorgniſſe dem Schwager Poſtillon merken, und forſchte mit Fleiß von ihm, obs auch geheuer ſey im Gebirge. Wiewohl ihm dieſer nun die heile Haut durch einen kräftigen Fuhrmannsſchwur aſſekurirte, bangte ihm doch das Herz unabläſſig.

Nach einer langen Pauſe der Unterredung, hielt der Poſtkutſcher die Pferde an, murmelte etwas zwiſchen den Zähnen und fuhr weiter, hielt nochmals an und wechſelte ſo verſchiedentlich. Johann, der ſeine Augen feſt geſchloſſen hatte, ahndete aus dieſem Kutſchermanöver nichts gutes, blickte ſchüchtern auf, und ſah mit Entſetzen in der Weite eines Steinwurfs vor dem Wagen eine pechrabenſchwarze Geſtalt daher wandeln, von übermenſchlicher Größe, mit einem weißen ſpaniſchen Halskragen angethan, und das bedenklichſte bei der Sache war, daß der Schwarzmantel keinen Kopf hatte. Hielt der Wagen, ſo ſtund der Wandrer, und regte Wipprecht die Pferde an, ſo ging er auch förder. Schwager, ſiehſt du was? rief der zaghafte Tropf vom hohen Kutſchbock herab mit berganſtehendem Haar. Freilich ſeh ich was, antwortete dieſer ganz kleinlaut; aber ſchweig nur, daß wir's nicht irren. Johann waffnete ſich mit allen Stoßgebetlein, die er wußte, das Benedicite und Gratias mit eingeſchloſſen, ſchwitzte dabei vor Angſt kalten Todesſchweiß. Und wie ein Blitzſcheuer, wenns in der Nacht wetterleuchtet, und der Donner noch in der Ferne rollt, ſchon das ganze Haus rege macht, um ſich durch die Geſelligkeit vor der gefürchteten Gefahr zu ſichern: ſo ſuchte aus dem nämlichen Inſtinkt der verzagte Diener Troſt und Schutz bei ſeiner ſchlummernden Herrſchaft und klopfte haſtig ans Fenſterglas. Die erwachende Gräfin, unwillig, daß ſie aus ihrem ſanften Schlummer geſtöret wurde, fragte, was giebts? Ihr Gnaden, ſchaun ſie einmal aus, rief Johann mit zagender Stimme, dort geht ein Mann ohne Kopf. Dummkopf, der du biſt: antwortete die Gräfin, was träumt deine Pöbelphantaſie für Fratzen! Und wenn dem ſo wäre, fuhr ſie ſcherzhaft fort, ſo iſt ja ein Mann ohne Kopf keine Seltenheit, es giebt deren in Breslau und außerhalb genug. Die Fräuleins konnten indeſſen den Witz der gnädigen Mama diesmal nicht ſchmecken; ihr Herz war beklommen vor Schrecken, ſie ſchmiegten ſich ſchüchtern an die Mutter an, bebten und jammerten: ach das iſt Rübezahl der Bergmönch!

Die Dame aber, die von der Geiſterwelt eine ganz andere Theorie hatte, als die Töchter, und keine Geiſter glaubte als Schöngeiſter und ſtarke Geiſter, ſtrafte die Fräulein dieſer pfahlbürgeriſchen Vorurtheile halber, bewies, daß alle Geſpenſter- und Spukgeſchichten Ausgeburten einer kranken Einbildungkraft wären, und erklärte die Geiſtererſcheinungen ſammt und ſonders aus natürlichen Urſachen.

Ihre Suade war eben im vollen Gange, als der Schwarzmantel, der auf einige Augenblicke dem Geſpenſterſpäher aus den Augen geſchwunden war, wieder aus dem Buſch hervor an den Weg trat. Da war nun deutlich wahrzunehmen, daß Johann falſch geſehen hatte; der Wandersmann hatte allerdings einen Kopf, nur daß er ihn nicht wie gewöhnlich zwiſchen den Schultern, ſondern wie einen Schooshund im Arme trug. Dieſes Schreckbild in der Weite von drei Schritten erregte innerhalb und außerhalb des Wagens groß Entſetzen. Die holden Fräulein und die Zofe, welche ſonſt nicht gewohnt war mit einzureden, wenn ihre junge Herrſchaft das Wort führte, thaten aus einem Munde einen lauten Schrei, ließen den ſeidenen Vorhang herabrollen, um nichts zu ſehen, und verbargen ihr Angeſicht wie der Vogel Strauß, wenn er dem Jäger nicht mehr entrinnen kann. Mama ſchlug mit ſtummen Schrecken die Hände zuſammen, und ihre unphiloſophiſche Gebehrdung ließ vermuthen, daß ſie insgeheim die

Palinodie ihrer zuverſichtlichen Behauptungen gegen die Geſpenſter anſtimmte. Johann, auf den der furchtbare Schwarzmantel ein beſonderes Abſehen gerichtet zu haben ſchien, erhob in der Angſt ſeines Herzens das gewöhnliche Feldgeſchrei, womit die Geſpenſter begrüßet zu werden pflegen: alle guten Geiſter —; doch eh' er ausgeredt hatte, ſchleudert ihm das Ungethüm den abgehauenen Kopf gegen die Stirn, daß er überzwerch von der Zinne des Polſters über dem Ringnagel herabſtürzte; in dem nämlichen Augenblicke lag auch der Poſtkutſcher durch einen kräftigen Keulenſchlag zu Boden geſtreckt, und das Phantom keuchte aus hohler Bruſt in dumpfem Ton dieſe Worte aus: nimm das von Rübezahl dem Bannwart des Gebirges, daß du ihm ins Gehege fuhrſt! verfallen iſt mir Schiff, Geſchirr und Ladung. Hierauf ſchwang ſich das Geſpenſt auf den Sattel, trieb die Pferde an, und fuhr Berg ab Berg an, über Stock und Stein, daß vor dem Raſſeln der Räder und dem Schnauben der Roſſe von dem Angſtgeſchrei der Damen nichts hörbar war.

Urplötzlich vermehrte ſich die Geſellſchaft um eine Perſon; ein Reuter trabte ganz unbefangen neben dem Fuhrmann vorbei, und ſchien es gar nicht zu bemerken, daß dieſem der Kopf fehle; ritt vor dem Wagen her als wenn er dazu gedungen wäre. Dem Schwarzmantel ſchien dieſe Geſellſchaft eben nicht zu behagen, er lenkte nach einer andern Direktion um; der Reuter that daſſelbe, und ſo oft auch jener aus dem Wege bog, ſo konnt' er den läſtigen Geleitsmann nicht los werden, der wie zum Wagen gebannt ſchien. Das nahm den Fuhrmann groß Wunder, abſonderlich da er deutlich wahrnahm, daß der Schimmel des Reiſigen einen Fuß zu wenig hatte, obgleich der dreibeinige Roſinante übrigens ganz ſchulgerecht traverſirte. Dabei wurde dem ſchwarzen Kondukteur auf dem Sattelgaule nicht wohl zu Muthe, und er fürchtete, ſeine Rübezahlsrolle dürfte bald ausgeſpielt ſeyn, da der wahre Rübezahl ſich ins Spiel zu miſchen ſchien.

Nach Verlauf einiger Zeit drehete ſich der Reuter, daß er dicht neben dem Fuhrmann kam, und frug ihn ganz traulich: Landsmann ohne Kopf, wo geht die Reiſe hin? Wo wirds hingehen, antwortete das Kutſchergeſpenſt mit furchtſamen Trutz, wie ihr ſeht, der Naſe nach. Wohl! ſprach der Reuter, laß ſehn, Geſell, wo du die Naſe haſt! Drauf fiel er den Pferden in die Zügel, packte den Schwarzmantel beim Leibe und warf ihn ſo kräftig zur Erde, daß ihm alle Glieder dröhnten; denn das Geſpenſt hatte Fleiſch und Bein, wie ſie ordentlicherweiſe zu haben pflegen. Behend war der Tavarro demaskirt, da kam ein wohl proportionirter Kraukopf zum Vorſchein, der geſtaltet war wie ein gewöhnlicher Menſch. Weil ſich nun der Schalk entdeckt ſah und die ſchwere Hand ſeines Gegners fürchtete, auch nicht zweifelte, der Reiſige ſey der leibhafte Rübezahl, den er nachzuäffen ſich unterfangen hatte, ergab er ſich auf Diskretion und bat flehentlich um ſein Leben. Geſtrenger Gebirgherr, ſprach er, habt Erbarmen mit einem Unglücklichen, der die Fußtritte des Schickſals von Jugend auf erfahren hat; der nie ſeyn durfte was er wollte; der jederzeit aus dem Charakter mit Gewalt herausgeſtoßen wurde, in den er ſich mit Mühe hinein ſtudirt hatte, und nachdem ſeine Exiſtenz unter den Menſchen vernichtet iſt, auch nicht einmal Geſpenſt ſeyn darf.

Dieſe Anrede war ein Wort geredet zu ſeiner Zeit. Der Gnom war gegen ſeinen Rival ſo ergrimmt, als weiland König Philipp gegen den Pſeudo-Sebaſtian; oder der Zaar Boris gegen den Mönch Grieka, der den falſchen Demetrius ſpielte; und würde, nach Maßgabe der oft belobten Hirſchberger Juſtizpflege, augenblicklich mit ſträcklicher Execution gegen den Wicht verfahren ſeyn und ihn erdroſſelt haben, wenn nicht ſeine Neugierde wär rege gemacht worden, die Schickſale des Abenteurers zu vernehmen. Sitz auf Geſell, ſprach er, und thu' was dir geheißen wird. Drauf zog er vorerſt dem Schimmel den vierten Fuß zwiſchen den Rippen hervor, trat an den Schlag, öffnete ſolchen und wollte die Reſſegeſellſchaft freundlich ſalutiren.

Aber drinnen wars ſtille wie in einer Todtengruft; das übermäßige Schrecken hatte das weibliche

Nervenſyſtem ſo gewaltſam erſchüttert, daß alle Lebensgeiſter aus den äußern Werkzeugen der Empfindung hinter das Schutzgatter der Herzkammern ſich geflüchtet hatten; alles was innerhalb des Wagens Leben und Odem hatte, von der gnädigen Frau bis auf die Zofe, lag in ohnmächtigem Hinbrüten. Der Reiſige wußte indeſſen bald Rath zu ſchaffen; er ſchöpfte aus dem vorüberrieſelnden Bächlein einer friſchen Bergquelle ſeinen Hut voll Waſſer, ſprengte den erſtorbenen Damen davon ins Geſichte, hielt ihnen das Riechglas vor, rieb ihnen von der flüchtigen Eſſenz in die Schläfe und brachte ſie wieder ins Leben. Sie ſchlugen eine nach der andern die Augen auf und erblickten einen wohlgeſtalteten Mann von unverdächtigem Anſehen, der durch ſeine Dienſtbefliſſenheit ſich bald Zutrauen erwarb. Es thut mir leid, meine Damen, redete er ſie an, daß ſie in meinem Gerichtsbezirk von einem verlarvten Böſewicht ſind inſultirt worden, der ohne Zweifel die Abſicht hatte, ſie zu beſtehlen; aber ſie ſind in Sicherheit, ich bin der Oberſte von Rieſenthal. Erlauben ſie, daß ich ſie zu meiner Wohnung geleite, die nicht fern iſt. Dieſe Einladung kam der Gräfin ſehr gelegen, ſie nahm ſolche mit Freuden an; der Krauskopf bekam Befehl fortzufahren, und gehorchte mit zagender Bereitwilligkeit. Um den Damen Zeit zu laſſen, ſich von ihrem Schrecken zu erholen, geſellete ſich der Kavalier wieder zum Fuhrmann, hieß ihn bald rechts bald links wenden, und dieſer bemerkte ganz eigentlich, daß der Ritter zuweilen eine von den herumſchwirrenden Fledermäuſen zu ſich berief und ihr geheime Ordre ertheilte, welches ſein Grauſen noch vermehrte.

In Zeit von einer Stunde blinkte in der Ferne ein Lichtlein, daraus wurden zwei und endlich vier; es kamen vier Jäger herangeſprengt mit brennenden Windlichtern, die ihren Herrn, wie ſie ſagten, ängſtlich geſucht hatten, und erfreut ſchienen ihn zu finden. Die Gräfin war nun wieder in vollem Gleichgewichte, und da ſie ſich außer Gefahr ſah, dachte ſie an den ehrlichen Johann und war um ſein Schickſal bekümmert. Sie eröffnete ihrem Schutzpatron dieſes Anliegen, der alsbald zwei von den Jägern fortſchickte, die beiden Unglückskameraden aufzuſuchen, und ihnen benöthigten Beiſtand zu leiſten. Bald darauf rollte der Wagen durchs düſtere Burgthor in einen geraumen Vorhof hinein und hielt vor einem herrlichen Pallaſt, der durchaus erleuchtet war; der Kavalier bot der Gräfin den Arm, und führte ſie in die Prachtgemächer ſeines Hauſes in eine große Geſellſchaft ein, die daſelbſt verſammelt war. Die Fräulein befanden ſich in keiner geringen Verlegenheit, daß ſie in Reiſekleidern in einen ſo illüſtern Zirkel traten, ohne vorher ihre Toilette gemacht zu haben.

Nach den erſten Höflichkeitsbezeugungen gruppirte ſich die Aſſemblee wieder in verſchiedene kleine Zirkel, einige ſetzten ſich zum Spiel, andere unterhielten ſich durch Geſpräche. Das Abenteuer wurde viel beredet, und wie es bei Erzählung überſtandener Gefahren gewöhnlich der Fall iſt, zu einer kleinen Epopee ausgebildet, in welcher Mama ſich gern die Rolle der Heldin zugetheilt hätte, wenn ſich das Riechfläſchchen des hülfreichen Ritters hätte wegräſonniren laſſen. Bald darauf führte der aufmerkſame Wirth einen Mann ein, der recht wie gerufen kam; es war ein Arzt, der nach dem Geſundheitszuſtande der Gräfin und ihrer ſchönen Töchter forſchte, den Puls prüfte, und mit bedeutender Miene mancherlei bedenkliche Symptomen ahndete. Ob ſich die Dame nach Beſchaffenheit ihrer Umſtände gleich ſo wohl befand als jemals: ſo machte ihr doch die angedrohete Gefahr für das Leben bange; denn aller Leibesbeſchwerden ungeachtet, war ihr der gebrechliche Körper noch ſo lieb wie ein langgewohntes Kleid, das man nicht gern entbehrt, ob es gleich abgetragen iſt. Auf Verordnung des Arztes verſchluckte ſie ſtarke Doſen temperirender Pulver und Tropfen, und die geſunden Töchter mußten wider Willen und Dank dem Beiſpiel der beſorgten Mutter gleichfalls folgen.

Allzunachgiebige Patienten machen ſtrenge Aerzte: der blutſüchtige Theophraſt beſtund nun ſogar auf einer Aderläſſe, zog in Ermangelung ſeines Handlangers des Wundarztes die rothe Binde hervor, und die Gräfin bequemte ſich zu dem angerühmten Präſervativ gegen alle ſchädliche Wirkungen des Schrekkens unweigerlich; ſie würde nicht widerſprochen haben, wenn ſeine Forderungen für die Geſundheitspflege bis zum Klyſtir geſtiegen wären. Zum Glück kam er nicht auf den Einfall, dieſes heroiſche Mittel zu verordnen, welches die ſchamhaften Fräulein zur Verzweiflung würde gebracht haben; denn nur mit Mühe vermocht es die Ueberredungskunſt des Arztes und die mütterliche Autorität über ſie, daß ſie die Furcht vor dem ſtählernen Zahn des Schneppers überwanden und den Fuß ins Waſſer ſetzten. Die verſchleimte Lymphe der Mutter und der purpurfarbene Balſam der Geſundheit aus den Adern der Töchter rieſelte nun ohne Verzug in das ſilberne Becken. Zuletzt kam auch die Kammerjungfer noch an den Reihen; ob ſie gleich hochbetheuerte, ſie ſey ſo blutſcheu, daß die kleinſte Verwundung von einer Nähnadel ihr Schwindel und Ohnmachten zu erregen pflege, ſo kehrte ſich der unerbittliche Arzt doch an kein Proteſtiren, entſtrumpfte den Fuß des niedlichen Mädchens ohne Barmherzigkeit, und bediente ſie ſo kunſtmäßig und ſorgfältig als ihre Herrſchaft.

Dieſe chirurgiſche Operation war kaum vollendet, ſo begab man ſich zur Tafel in den Speiſeſaal, wo ein königliches Mahl aufgetiſcht wurde. Die Schenktiſche waren bis an den Karnies des Deckengewölbes mit Silberwerk aufgeputzt; es prangten da goldne und übergüldete Pokale, und giganteske Willkommen nebſt den dazu gehörigen Kredenzſchaalen von getriebener Arbeit. Eine herrliche Symphonie tönte aus den Nebenzimmern und flötete den leckerhaften Schmauß und die ſeinen Weine den Gäſten lieblich hinunter. Nach dem Abhub der Schüſſeln ordnete der Speiſemeiſter das bunte Deſſert, das aus Bergen und Felſen von gefärbtem Zucker und Gummi-Tragant beſtund. Der tändelhafte Zuckerbäckerwitz, der den Gaumen und das Auge immer leichter zu befriedigen weiß als den Verſtand, hatte das ganze Abenteuer der Gräfin in kindiſchen Wachsfiguren, wie ſie oft auf den Tafeln der Großen zu paradiren pflegen, darauf abgebildet. Die Gräfin unterließ nicht das alles in der Stille bei ſich bewundernd zu beherzigen. Sie wendete ſich an ihren bebänderten Stuhlnachbar, ſeiner Angabe nach einen Böhmiſchen Grafen, fragte neugierig, was für ein Gallatag hier gefeiert werde, und erhielt zur Antwort, daß nichts außerordentliches vorgehe, es ſey nur eine freundſchaftliche Collation guter Bekannten, die hier zufälligerweiſe zuſammen träfen. Es nahm ſie Wunder, von dem wohlhabenden gaſtfreien Oberſten von Rieſenthal weder in noch außerhalb Breslau nie ein Wort gehört zu haben, und ſo emſig ſie auch die genealogiſchen Geſchlechtstafeln durchlief, wovon ihr Gedächtniß einen reichen Vorrath aufbewahrte, konnte ſie doch dieſen Namen darunter nicht ausfindig machen. Sie gedachte das von dem Wirthe ſelbſt zu erforſchen, wovon ſie Aufſchluß und Belehrung begehrte; aber dieſer wußte ihr ſo geſchickt auszuweichen, daß ſie nie mit ihm zum Zwecke kam. Gefliſſentlich riß er den genealogiſchen Faden ab, und zog die Unterredung in die luftigen Regionen des Geiſterreichs hinüber; und in einer Geſellſchaft, die ſich auf den Ton der Vademekumsgeſchichtchen und Geiſterſeherei ſtimmt, wirds ſelten bald Feierabend, wenigſtens gebrichts in dieſen Fächern nie an Worthaltern und horchſamen Zuhörern.

Ein wohlgenährter Domherr wußte viel wunderſame Geſchichten von Rübezahl zu erzählen; man ſtritt für und wider die Wahrheit derſelben; die Gräfin, die recht in ihrem Elemente war, wenn ſie den Lehrton anſtimmen und gegen Vorurtheile zu Felde ziehen konnte, ſetzte ſich an die Spitze der philoſophiſchen Parthei, und trieb einen gelähmten Finanzrath, an dem nichts gelenkes war als die Zunge, und der ſich zu Rübezahls rechtlichem Anwald aufwarf, durch ihre Starkgeiſterei ſehr in die Enge. Meine eigene Geſchichte, fügte ſie zum Beſchluſſe noch hinzu, iſt ein augenſcheinlicher Beweis, daß alles, was man von dem berufenen Berggeiſte ſagt, leere Träume ſind. Wenn er hier im Gebirge ſein Weſen hätte, und die edlen Eigenſchaften beſäße, die ihm Fabler und müſſige Köpfe zueignen: ſo würde er einem Schurken nicht geſtattet haben, ſolchen Unfug auf ſeine Rechnung mit uns zu treiben. Aber das armſelige Unding von Geiſt konnte ſeine Ehre nicht retten, und ohne den edelmüthigen Beiſtand des Herrn von Rieſenthal hätte der freche Bube ſein Spiel ſo weit mit uns treiben können, als er Luſt hatte. — Der Herr vom Hauſe hatte an dieſen philoſophiſchen Debatten bisher wenig Antheil genommen; jetzt aber miſcht er ſich mit ins Geſpräche und nahm das Wort. Sie haben die Geiſterwelt völlig entvölkert, gnädige Frau, die ganze Schöpfung der Einbildungskraft iſt durch ihre Belehrung wie ein leichter Nebel vor unſern Augen dahin geſchwunden. Sie haben auch das Nichtſeyn des alten Bewohners dieſer Gegenden mit guten Gründen allgenugſam bewährt, und ſein rechtlicher Beiſtand, unſer Finanzrath, iſt verſtummet. Dennoch dünkt mich, ließen ſich gegen ihren letzten Beweis noch einige Einwürfe machen. Wie, wenn der fabelhafte Gebirggeiſt bei ihrer Befreiung aus der Hand des verlarvten Räubers dennoch mit im Spiel geweſen wäre? Wie, wenn dem Freund Nachbar beliebt hätte, meine Geſtalt anzunehmen, um ſie unter dieſer unverdächtigen Maske in Sicherheit zu bringen, und wenn ich ihnen ſagte, daß ich von dieſer Geſellſchaft, als Wirth vom Hauſe, mich nicht einen Fußbreit entfernet habe? Daß ſie durch einen Unbekannten in meine Wohnung ſind eingeführet worden, der nicht mehr vorhanden iſt? Sonach wärs doch möglich, daß der Nachbar Berggeiſt ſeine Ehre gerettet hätte, und daraus würde folgen, daß er nicht ganz das Unding wäre, wofür ſie ihn halten.

Dieſe Rede brachte die Gräfin einigermaßen aus der Faſſung, und die ſchönen Fräulein legten vor Erſtaunen die Gabel aus der Hand, und ſahen dem Tiſchwirth ſtarr ins Angeſicht, um ihm aus den Augen zu leſen, ob das im Scherz geſagt oder Ernſt ſey. Die nähere Erörterung dieſes Problems unterbrach die Ankunft des wieder aufgefundenen Bedienten und des Poſtkutſchers. Der Letztere fühlte eben die Wonne bei Erblickung ſeiner vier Rappen im Stalle, die der Erſtere empfand, als er frohlockend ins Tafelgemach eintrat, und daſelbſt ſeine Herrſchaft vergnügt und wohlbehalten antraf. Triumphirend trug er das Corpus delicti, das ungeheure Rieſenhaupt des Schwarzmantels einher, durch welches er wie von einer Bombe zu Boden geſchmettert worden war. Das Haupt wurde dem Arzte übergeben, um es als Landphyſikus legal zu zerlegen und ſein Visum repertum darüber auszuſtellen. Doch ohne ſein anatomiſches Meſſer anzuſetzen, erkannte er es alsbald für einen ausgehöhlten Kürbis, der mit Sand und Steinen angefüllt und durch den Zuſatz einer hölzernen Naſe und eines langen Flachsbartes zu einem grotesken Menſchenantlitz aufgeſtutzt war.

Nach aufgehobener Tafel ſchied die Geſellſchaft auseinander, da der Morgen bereits herandämmerte. Die Damen fanden ein köſtlich zubereitetes Nachtlager in ſeidnen Prunkbetten, wo ſie der Schlaf ſo geſchwind überraſchte, daß die Phantaſie nicht Zeit hatte, ihnen die Schreckbilder der Geſpenſtergeſchichte wieder vorzugaukeln, und durch ihr gewöhnliches Schattenſpiel ängſtliche Träume anzuſpinnen. Es war hoch am Tage, als Mama erwachte, der Zofe klingelte und die Fräulein weckte, die gern noch einen Verſuch gemacht hätten, in den weichen Dunen auch auf dem andern Ohr zu ſchlafen. Allein die Gräfin verlangte ſo ſehr die Heilkräfte des Bades aufs baldeſte zu verſuchen, daß ſie durch keine Einladung des gaſtfreien Hauswirthes zu bewegen war einen Tag zu verweilen, ſo gern auch die Fräulein dem Balle beigewohnt hätten, den er ihnen zu geben verhieß. Sobald das Frühſtück eingenommen war, ſchickten ſich die Damen zur Abreiſe an. Gerührt durch die freundſchaftliche Aufnahme, die ſie in dem Schloſſe des Herrn von Rieſenthal genoſſen hatten, der auf die höflichſte Art bis an die Grenzen ſeines Gebietes ihnen das Geleite gab, beurlaubten ſie ſich mit der Verheißung, auf der Rückreiſe wieder einzuſprechen.

Kaum war der Gnom in ſeiner Burg angelangt, ſo wurde der Krauskopf ins Verhör geführet, der unter Furcht und Erwartung der Dinge, die da kommen würden, die Nacht in einem unterirdiſchen Keller zugebracht hatte. Elender Erdenwurm, redete ihn der Geiſt an, was hält mich ab, daß ich dich nicht zertrete, für die in meinem Eigenthum mir zu Spott und Hohn verübte Gaukelei? Büßen ſollſt du mir mit Haut und Haar für dieſe Frechheit. Großguter Regent des Rieſengebirges, fiel der Schlaukopf ihm ein, ſo allprätendirend eure Gerechtſame über dieſen Grund und Boden ſeyn mögen, die ich euch auch nicht ſtreitig mache, ſo ſagt mir erſt, wo eure Geſetze angeſchlagen ſind, die ich übertreten habe, und dann verurtheilt mich. Dieſe Virtuoſenſprache und die dreuſte Ausflucht, die der Gefangene ſeinem ſtrengen Richter im Wege Rechtens entgegenſtellte, ließen ein ſonderbares Original und keinen gewöhnlichen Menſchen vermuthen. Darum mäßigte der Geiſt ſeinen Unwillen einigermaßen und ſprach: meine Geſetze hat dir die Natur ins Herz geſchrieben; aber damit du nicht ſagen kannſt, daß ich dich unverhörter Sache verurtheilt habe, ſo rede und bekenne mir frei: wer biſt du? und was trieb dich hier im Gebirge als ein Geſpenſt zu toſen?

Das war dem Verhafteten lieb zu hören, daß er zum Worte kommen ſollte, hoffte durch die getreue Erzählung ſeiner Schickſale ſich von der verwirkten Rache des Geiſtes loszuſchwatzen, oder die Strafe doch wenigſtens zu mindern.

Weiland, ſing er an, hieß ich der arme Kunz, und lebte in der Sechsſtadt Lauban, als ein ehrlicher Beutler meiner Profeſſion, kümmerlich von meiner Hände Arbeit; denn es giebt kein Gewerbe, das kärglicher nährt als die Ehrlichkeit. Obgleich meine Beutel guten Vertrieb hatten, weil die Rede ging, das Geld druhe darin wohl, indem ich als der ſiebente Sohn meines Vaters eine glückliche Hand hätte: ſo widerlegte ſich doch dieſer Glaube durch mich ſelbſt; mein eigner Beutel blieb immer leer und ledig, wie ein gewiſſenhafter Magen am Faſttage. Daß aber bei meinen Kunden ſich das Geld in den von mir erhandelten Beuteln ſo wohl konſervirte, lag meinem Bedünken nach weder an der glücklichen Hand des Meiſters, noch an Güte der Arbeit, ſondern an der Materie meiner Beutel: ſie waren von Leder. Ihr ſollt wiſſen, Herr, daß ein lederner Beutel das Geld allzeit feſter hält als ein netzförmiger durchlöcherter von Seide. Wem an einem ledernen Beutel genügt, der iſt nicht leicht ein Verſchwender, ſondern ein Mann, der, wie das Sprüchwort ſagt, den Knopf auf den Beutel hält; die durchſichtigen aber von Seide und Goldzwirn befinden ſich in den Händen vornehmer Praſſer, und da iſts kein Wunder, wenn ſie an allen Orten ausrinnen wie ein durchlöchert Faß, und ſo viel man auch hineinſchüttet, dennoch immer leer und ledig bleiben.

Mein Vater prägte ſeinen ſieben Buben fleißig die goldne Lehre ein: Kinder, was ihr thut, das treibt mit Ernſt; darum trieb ich mein Gewerbe unverdroſſen, ohne daß mein Nahrungsſtand dadurch gefördert wurde. Es kam Theurung, Krieg und böſes Geld ins Land; meine Mitmeiſter dachten: leicht Geld leichte Waare, ich aber dachte: ehrlich währt am längſten, gab gute Waare für ſchlechtes Geld, arbeitete mich an den Bettelſtab, ward in den Schuldthurm geworfen, aus der Innung geſtoßen, und als mich meine Gläubiger nicht länger ernähren wollten, ehrlich des Landes verwieſen. Auf dieſer Wanderſchaft ins Elend begegnete mir einer meiner alten Kunden; er ritt auf einem ſtolzen Roß ſtattlich einher, rief mich an und höhnte mich: du Pfuſcher, du Lump, biſt, ſeh ich wohl, deiner Kunſt nicht Meiſter, verſtehſt ſie gar ſchlecht, weißt den Darm aufzublaſen und ihn nicht zu füllen, machſt den Topf und kannſt nicht drin kochen, haſt Leder und keinen Leiſten dazu, machſt ſo herrliche Beutel und haſt kein Geld. Höre, Geſell, antwortete ich dem Spötter, du biſt ein elender Schütz, triffſt mit deinen Pfeilen nicht ans Ziel. Es ſind mehr Dinge in der Welt, die zuſammen gehören, und die man nicht bei einander findet; hat mancher einen Stall und kein Pferd hineinzuziehen; oder eine Scheuer und keine Garben auszudreſchen, einen Brodſchrank und kein Brod, oder einen Keller und keinen Haustrunk, und ſo ſagt auch das Sprüchwort: der eine hat den Beutel, der andere das Geld. Beſſer iſt doch beides zuſammen, verſetzt er; biſt du geſonnen bei mir in die Lehre zu treten, ſo will ich einen vollkommenen Meiſter aus dir machen, und weil du das Beutelmachen ſo wohl verſtehſt, will ich dich auch lehren den Beutel zu füllen; denn ich bin ein Geldmacher meines Handwerks. Da nun beide Profeſſionen einander in die Hand arbeiten, iſts billig daß die Kunſtverwandten gemeine Sache machen. Wohl, ſprach ich, ſeyd ihr ein zünftiger Meiſter in irgend einer Münzſtadt, ſo mags drum ſeyn; aber münzt ihr auf eure eigne Rechnung, ſo iſts halsbrechende Arbeit, die mit dem Galgen lohnt; dann ſcheid ich davon. Wer nichts wagt, gewinnt nichts, ſprach er, und wer bei der Schüſſel ſitzt und nicht zulangt, der mag darben. Am Ende laufts auf eins hinaus, ob du erſtickſt oder verhungerſt, einmal muß es doch geſtorben ſeyn. Nur mit Unterſchied, fiel ich ihm ein, ob einer als ein ehrlicher Mann ſtirbt oder als ein Uebelthäter. Vorurtheil, rief er, was kann das für eine Uebelthat ſeyn, wenn einer ein Stück Metall rundet? Der Jud Ephraim hat deſſen von dem nämlichen Schrot und Korn als das unſere genug gerundet; was dem einen recht iſt, das iſt dem andern billig.

Kurz der Mann hatte eine Gabe zu überreden, daß ich mir ſeinen Vorſchlag gefallen ließ. Ich fand mich bald ins Metier, war eingedenk der väterlichen

Lehre, mein Geſchäfte mit Ernſt zu treiben und erfuhr, daß die Geldmacherkunſt beſſer und gemächlicher nähre, als die Beutlerprofeſſion, Aber im beſten Fortgange unſrer Fabrik wachte der Handwerksneid auf; der Jud Ephraim erregte eine ſchwere Verfolgung gegen ſeinen Aftergenoſſen; der Verräther ſchlief nicht, wir wurden entdeckt, und der kleine Umſtand, daß wir nicht zünftig waren wie Meiſter Ephraim, brachte uns auf den Feſtungsbau, laut Urthel und Recht auf Lebenszeit.

Hier lebt' ich einige Jahre nach der Regel der büßenden Brüder, bis ein guter Engel, der damals im Lande herumzog, alle Gefangenen los und ledig zu machen. die knochenfeſt und rüſtig waren, mir die Thür des Gefängniſſes aufthat. Es war ein Werbeoffizier, der mir anſtatt für den König zu karren, den edlern Beruf gab für ihn zu fechten, und mich unter die Freiparthie enrollirte. Mit dieſem Tauſch war ich wohl zufrieden; ich nahm mir nun vor, ganz Soldat zu ſeyn, zeichnete mich bei jeder Gelegenheit aus, war immer der erſte beim Angriff, und wenn wir retirirten, war ich ſo gewandt, daß mich der Feind nie einholen konnte. Das Glück wollte mir wohl, ſchon führt ich eine Rotte Reuter an und hoffte bald höher zu ſteigen. Da ward ich einsmals auf Fouragirung ausgeſchickt, und befolgte meine Ordre ſo ſtreng und pünktlich, daß ich nicht nur Speicher und Scheuern, ſondern auch Kiſten und Kaſten, in Häuſern und Kirchen rein ausfouragirte. Zum Unglück wars in Freundes Land, das gab großen Lerm; gehäſſige Leute nannten die Expedition eine Plünderung, man machte mir als Marodeur den Prozeß, ich wurde degradirt und durch eine Gaſſe von fünfhundert Mann eilends aus dem ehrſamen Stande herausgeſtäupt, in welchem ich gedachte mein Glück zu machen.

Jetzt wußt ich keinen andern Rath, als wieder zu meiner erſten Profeſſion zu greifen, aber es fehlte mir an Baarſchaft Leder einzukaufen und an Luſt zu arbeiten. Weil ich nun wegen des allzuwohlfeilen Verkaufs ein unſtreitiges Recht auf meine ehemalige Waare zu haben vermeinte: ſo faßt ich den Anſchlag, mich derſelben mit guter Art wieder zu bemächtigen, und ob ſie ſchon durch langen Gebrauch abgenutzt wären, mich dennoch meines Schadens in etwas dadurch zu erholen. Darum fing ich an die Taſchen zu ſondiren, und hielt jeden Beutel den ich witterte für einen von meiner Arbeit, machte Jagd darauf, und alle, deren ich mich bemächtigen konnte, wurden ſogleich für gute Priſen erklärt. Bei dieſer Gelegenheit hatte ich die Freude, einen guten Theil meiner eignen Münze wieder einzukaſſiren; denn ob ſie gleich verrufen war, ſo kurſirte ſie doch nach wie vor in Handel und Wandel. Dies Gewerbe ging eine Zeitlang wohl von ſtatten; ich beſuchte unter mancherlei Geſtalten, bald als Kavalier,

Uni[illegible]l.
M[illegible]

bald als Handelsmann oder Jude, Meſſen und Märkte, hatte mich ſo gut in mein Fach einſtudirt, meine Hand war ſo geübt und behend, daß ſie nie einen Fehlgriff that und mich reichlich nährte. Dieſe Lebensart behagte mir trefflich, daß ich beſchloß dabei zu verharren; doch der Eigenſinn meines Geſchicks geſtattete mir nie, das zu ſeyn was ich wollte. Ich bezog den Jahrmarkt zu Liegnitz, und hatte da den Beutel eines reichen Pächters aufs Korn genommen, der von Gelde ſtrotzte wie der Bauch ſeines Beſitzers von Schmeer. Durch die Unbehülflichkeit des ſchweren Seckels mißrieth der Kunſtgriff meiner Hand, ich wurde auf der That ergriffen, und unter der gehäſſigen Anklage als ein Beutelſchneider vor Gericht geſtellt, ob ich ſchon dieſen Namen nicht in einer unehrlichen Bedeutung verdiente. Ich hatte zwar ehedem Beutel genug zugeſchnitten; aber nie hatte ich einem Menſchen den Geldbeutel abgeſchnitten, wie man mich doch beſchuldigte, ſondern alle, die ich erbeutet hatte, waren mir gleichſam freiwillig in die Hände gelaufen, als wenn ſie zu ihrem erſten Eigenthümer zurückkehren wollten. Dieſe Ausreden halfen zu nichts, ich wurde in den Stock gelegt, und mein Unſtern wollte, daß ich abermals nach Urthel und Recht aus meinem Nahrungsſtande hinausgeſtäupet werden ſollte. Dieſem läſtigen Ceremoniel kam ich zuvor, erſahe meine Gelegenheit und ſtrich mich in der Stille aus meinem Gefängniß.

Ich war unentſchloſſen, was ich nun anheben und treiben ſollte, um nicht zu hungern; auch der Verſuch, ein Bettler zu werden, mißrieth. Die Polizei in Großglogau nahm mich in Anſpruch, wollte mich wider Willen und Dank verpflegen, und mit Gewalt in einen Beruf hineinzwängen, der mir widerſtund. Mit Müh' und Noth entkam ich dieſer ſtrengen Gerichtsbarkeit, die ſich herausnimmt, die ganze Welt zu bevormunden; denn mein Grundſatz iſt von jeher geweſen: mit der Polizei unbeworren. Ich mied darum die Städte, und trieb mich als ein peregrinirender Weltbürger auf dem Lande herum. Hier traf ſichs, daß die Gräfin gerade durch den Flecken reiſte, wo ich meinen Aufenthalt hatte; es war etwas an ihrem Wagen zerbrochen, das wieder ausgebeſſert werden mußte, und unter mehrern müſſigen Leuten, welche die Neugierde trieb nach der fremden Herrſchaft zu gaffen, trat ich auch mit unter den Haufen und machte Bekanntſchaft mit dem ſchäfernen Bedienten, der mir in der Einfalt ſeines Herzens anvertraute, daß ihm für euch, Herr Rübezahl, gewaltig bange ſey, weil wegen des Verzugs die Reiſe nun in der Nacht durchs Gebirge gehen würde. Das brachte mich auf den Einfall die Zaghaftigkeit der Reiſegeſellſchaft zu nutzen, und in der Geiſterwelt meine Talente zu verſuchen. Ich ſchlich mich ſeitab in die Wohnung meines Patrons und Pflegers, des Dorfküſters, der eben abweſend war, bemächtigte mich ſeiner Amtskleidung, eines ſchwarzen Mantels, zugleich fiel mir ein Kürbis ins Geſicht, der zum Aufputz des Kleiderſchrankes diente. Mit dieſer Zurüſtung und einem handfeſten Bläuel verſehen, begab ich mich in den Wald und ſtaffirte da meine Maske aus. Welchen Gebrauch ich davon gemacht habe, iſt euch genugſam bekannt, und daß ich ohne eure Dazwiſchenkunft meinen Meiſterſtreich glücklich ausgeführt hätte, iſt außer Zweifel, mein Spiel war bereits gewonnen. Nachdem ich mich der beiden feigen Kerle entlediget hatte, war meine Abſicht den Wagen tief in den Wald hineinzuführen, und ohne den Damen das geringſte zu Leide zu thun, nur einen kleinen Trödelmarkt zu eröffnen, und den ſchwarzen Mantel, der in Abſicht ſeiner mir geleiſteten Dienſte von keinem geringen Werth war, gegen ihre Baarſchaft und Geſchmeide zu vertauſchen, ihnen eine glückliche Reiſe anzuwünſchen und mich beſtens zu empfehlen.

Aufrichtig geſprochen, Herr, von euch fürchtete ich am wenigſten, daß ihr mir den Markt verderben würdet. Die Welt iſt ſo unglaubig, daß man nicht einmal die Kinder mit euch mehr zu fürchten machen kann, und wenn nicht etwan noch hier und da ein Tropf, wie der Bediente der Gräfin, oder ein Weib hinter dem Rocken eurer zuweilen erwähnte, ſo hätte euch die Welt längſt vergeſſen. Ich dachte, wer Rübezahl ſeyn wollte der dürft es; bin nun eines andern belehrt, und beſinde mich in eurer Gewalt, hab mich auf Gnad und Ungnad ergeben, und hoffe, daß meine offenherzige Erzählung euren Unwillen mildern werde. Euch wärs ein kleines, einen ehrlichen Kerl aus mir zu machen. Wenn ihr mich mit einem guten Zehrpfennig aus eurer Braupfanne begabt entließet; oder mir ſo wie jenem hungrigen Paſſagier ein Schock Heckſchleen von eurem Zaune pflücktet, der ſich auf eurem Obſt zwar einen Zahn ausbiß, aber die Schleen hernach in eitel goldne Knöpfe verwandelt fand; oder wenn ihr von den acht goldnen Kegeln, die euch noch übrig ſind, mir einen verehrtet, davon ihr den neunten weiland einem Prager Studenten ſchenktet, der mit euch boßelte; oder den Milchkrug, deſſen geronnene Milch ſich in Goldkäſe verwandelte; oder wenn ich ſtraffällig bin, mich ſo wie jenen wandernden Schuſter ſchulmeiſterhaft mit der goldnen Ruthe ſtrichet, und mir ſolche hernach zum Andenken verehrtet, wie die Handwerker auf ihren Gelagen und Herbergen von euch zu erzählen wiſſen: ſo wär mein Glück mit einemmal gemacht. Wahrlich Herr! wenn ihr die Bedürfniſſe der Menſchen fühltet: ſo würdet ihr ermeſſen, daß es ſchwer hält ein Biedermann zu ſeyn, wenn man an allem Mangel leidet; denn wenn man zum Exempel Hunger fühlt, und keinen Scherf im Beutel hat, ſo iſt es eine Heldentugend, eine Semmel nicht zu ſtehlen von dem Brodvorrath, den ein reicher Bäcker-Crösus auf ſeinem Laden zur Schau aufgeſtellt hat. Das Sprüchwort ſagt: Noth hat kein Gebot.

Geh Schurke, ſprach der Gnom, nachdem der Krauskopf ausgeredet hatte, ſo weit dich deine Füße tragen, und erſteige den Gipfel deines Glück am Galgen! Hierauf verabſchiedete er ſeinen Arreſtanten mit einem kräftigen Fußtritte, und dieſer war froh, daß er mit ſo gelinder Strafe abkam und prieß ſeine Suada, die ſeiner Meinung nach ihn diesmal aus einer ſehr kritiſchen Lage gezogen hatte. Er ſputete ſich fleißigſt, dem geſtrengen Gebirgherrn aus den Augen zu kommen, und ließ aus Eilfertigkeit den ſchwarzen Mantel zurück. So ſehr er aber eilte, ſo ſchien es doch nicht als wenn er aus der Stelle käm, er ſah immer die nämlichen Gegenden und Berge vor ſich, ob er gleich die Burg, in welcher er ein Gefangener geweſen war, aus dem Geſichte verloren hatte. Abgemattet von dieſem endloſen Kreislauf, ſtreckte er ſich unter einen Baum in Schatten, ein wenig auszuruhen, und auf irgend einen Wanderer zu lauern, der ihm zum Wegweiſer dienen könnte. Darüber fiel er in einen feſten Schlaf, und als er erwachte, war um ihn her dicke Finſterniß, er wußte gar wohl, daß er unter einem Baume eingeſchlafen war, gleichwohl hörte er kein Säuſeln des Windes in den Aeſten, ſah auch keinen Stern durch das Laub ſchimmern noch die geringſte Nachthellung. Im erſten Schrecken wollt' er aufſpringen, da hielt ihn eine unbekannte Kraft zurück, und die Bewegung, die er machte, gab ein lautes widerhallendes Geräuſch als das Geklirr von Ketten; nun wurd' er gewahr, daß er in Feſſeln lag, und vermeinte viel hundert Lachter unter der Erde wieder in Rübezahls Gehorſam zu ſeyn, worüber ihm große Furcht und Entſetzen ankam.

Nach einigen Stunden begann es um ihn her zu tagen, doch fiel das Licht nur kärglich durch das eiſerne Gitter eines kleinen Fenſters zwiſchen den Mauern herein. Ohne zu wiſſen wo er ſich eigentlich befand, kam ihm der Kerker doch nicht ganz fremd vor; er hoffte auf den Gefangenwärter, wiewohl vergebens. Es verlief eine lange Stunde nach der andern, Hunger und Durſt peinigten den Verhafteten, er fing an Lerm zu machen, raſſelte mit den Ketten, pochte an die Wand, rief ängſtlich um Hülfe und vernahm Menſchenſtimmen in der Nähe; aber niemand wollte die Thür des Gefängniſſes aufthun. Endlich waffnete ſich der Kerkermeiſter mit einem Geſpenſterſegen, öffnete die Thür, ſchlug ein großes Kreuz vor ſich, und fing an den Teufel zu exorciſiren, der ſeiner Einbildung nach in dem ledigen Kerker tobte. Doch da er die Spukerei näher betrachtete, erkannt er ſeinen entwichenen Gefangenen, den Beutelſchneider, und Kunz den Kerkermeiſter in Liegnitz. Jetzt wurd er innen, daß ihn Rübezahl wieder ad locum unde zurückſpedirt hatte. Sieh da, Krauskopf! redete ihn der Gerichtsfrohn an, biſt du wieder in deinen Käfig gehüpft? Woher des Landes? Immer da zum Thor herein, antwortete Kunz, bin des Herumlaufens müde, hab mich, wie ihr ſeht, in Ruhe geſetzt, und mein altes Quartier wieder aufgeſucht, ſo ihr mich herbergen wollt. Obgleich niemand begreifen konnte, wie der Gefangene wieder in den Thurm gekommen ſey, und wer ihm die Feſſeln angelegt habe: ſo behauptete Kunz, der ſein Abenteuer nicht wollte kund werden laſſen, dennoch dreuſte, er habe ſich freiwillig wieder eingefunden, ihm ſey die Gabe verliehen, nach Gefallen durch verſchloſſene Thüren aus- und einzugehen, die Feſſeln anzulegen, und ſich derſelben, wenn er wolle, wieder zu entledigen; denn ihm ſey kein Schloß zu feſte. Durch dieſen ſcheinbaren Gehorſam bewogen, verſchonten ihn die Richter mit der verwirkten Strafe, und legten ihm nur auf, ſo lange für den König zu karren, bis er ſich nach Gefallen der Feſſeln entledigen würde. Man hat aber nie vernommen, daß er von dieſer Verwilligung jemals Gebrauch gemacht hätte.

Die Gräfin Cecilie war indeſſen mit ihrer Begleitung glücklich und wohlbehalten im Carlsbad angelangt. Das erſte, was ſie that, war den Badearzt zu ſich zu berufen, und ihn wie gewöhnlich über ihren Geſundheitszuſtand und die Einrichtung der Kur zu konſultiren. Trat herein der weiland hochberühmte Arzt, Doktor Springsfeld aus Merſeburg, der die güldene Quelle des Carlsbades nicht mit dem paradieſiſchen Fluß Piſon würde vertauſcht haben. Seyn ſie uns willkommen! lieber Doktor, riefen Mama und die holden Fräulein ihm traulich und freudig entgegen. Sie ſind uns zuvor gekommen, fügte erſtere hinzu, wir vermutheten ſie noch bei dem Herrn von Rieſenthal; aber loſer Mann, warum haben ſie uns dort verſchwiegen, daß ſie der Badearzt ſind? Ach Herr Doktor, fiel Fräulein Hedwig ein, ſie haben mir die Ader durchgeſchlagen, der Fuß ſchmerzt mich, ich werde hier nur hinken und nicht walzen können. Der Arzt ſtutzte, ſann lange hin und her, und erinnerte ſich nicht die Damen irgendwo geſehen zu haben. Ihre Gnaden verwechſeln ohne Zweifel mich mit einem andern, ſprach er, ich habe vordem nicht die Ehre gehabt, ihnen perſönlich bekannt zu ſeyn; der Herr von Rieſenthal gehört auch nicht zu meiner Bekanntſchaft, und während der Kurzeit pfleg ich mich nie von hier zu entfernen. Die Gräfin konnte keinen andern Grund von dieſem ſtrengen Incognito, daß der Arzt ſo ernſthaft behauptete, ſich angeben, als daß er ganz gegen die Denkungsart ſeiner Kollegen für ſeine geleiſteten Dienſte nicht wollte belohnt ſeyn. Sie erwiederte lächelnd: ich verſtehe ſie, lieber Doktor;

ihre Delikateſſe geht aber zu weit, ſie ſoll mich nicht abhalten, mich für ihre Schuldnerin zu bekennen, und für ihren guten Beiſtand dankbar zu ſeyn. Sie nöthigte ihm darauf eine goldne Doſe mit Gewalt auf, die der Arzt jedoch nur als Vorausbezahlung annahm, und um die Dame als eine gute Kunde nicht unwillig zu machen, ihr nicht weiter widerſprach. Er erklärte ſich übrigens das Räthſel ganz leicht durch die mediziniſche Hypotheſe, daß die ganze gräfliche Familie von einer Art Kribelkrankheit befallen ſey, wobei ſeltſame und unbegreifliche Wirkungen der Imagination nichts ungewöhnliches ſind, und verordnete viel gelinde Abführungen.

Doktor Springsfeld war keiner der unbehülflichen Aerzte, die außer der Gabe, ihre Pillen und Latwergen anzupreiſen, keine andere beſitzen, ſich ihren Patienten lieb und angenehm zu machen; er wußte ſeine Kunden mit artigen Geſchichtchen, Stadtneuigkeiten und kleinen Anekdoten wohl zu unterhalten, und ihre Lebensgeiſter dadurch aufzumuntern. Da er vom Beſuch der Gräfin ſeine mediziniſche Ronde ging, gab er die ſonderbare Entrevüe mit der neuen Kundſchaft in jedem Beſuchzimmer zum beſten, ließ bei der oftmaligen Wiederholung die Sache unvermerkt wachſen, und kündigte die Dame bald als eine Kranke, bald als Schweberin oder Seherin an. Man war begierig eine ſo außerordentliche Bekanntſchaft zu machen, und die Gräfin Cecilie wurde in Carlsbad das Mährchen des Tages. Alles drängte ſich in der Aſſemblee zu ihr, da ſie mit ihren ſchönen Töchtern zum erſtenmal erſchien. Es war ihr und den Fräulein ein höchſt überraſchender Anblick, die ganze Geſellſchaft hier anzutreffen, in welche ſie vor einigen Tagen in dem Schloſſe des Herrn von Rieſenthal waren eingeführet worden. Der bebänderte Graf, der wohlbebauchte Domherr, der gelähmte Finanzrath, fielen ihnen gleich zuerſt in die Augen. Sie waren des ſteifen Ceremoniels überhoben, gegen Unbekannte ſich zu beknixen: es war für ſie kein fremdes Geſichte im Saale. Mit freimüthiger Unbefangenheit wendete ſich die geſprächige Dame bald zu dem bald zu jenem von der Geſellſchaft, nennte jeden bei ſeinem Namen und Charakter, ſprach viel vom Herrn von Rieſenthal, bezog ſich auf die bei dieſem gaſtfreien Manne mit ihnen allerſeits gepflogenen Unterredungen, und wußte ſich nicht zu erklären, wohin das fremde und kalte Betragen aller der Herren und Damen deuten ſollte, die vor kurzem ſo viel Freundſchaft und Vertraulichkeit gegen ſie geäußert hatten. Natürlich gerieth ſie auf den Wahn, das ſey eine abgeredete Sache, und der Herr von Rieſenthal würde der Schäkerei dadurch ein Ende machen, daß er unvermuthet ſelbſt zum Vorſchein käm. Sie wollte ihm gleichwohl nicht den Triumph gönnen, über ihren Scharfſinn geſiegt zu haben, und gab dem bekrückten Finanzrath ſcherzweiſe den Auftrag, ſeine vier

Füße in Bewegung zu ſetzen, und den Oberſten aus dem verborgenen Hinterhalt hervor zu rufen und zu introduziren.

Alle dieſe Reden bewieſen nach der Meinung der Badegeſellſchaft ſo ſehr eine überſpannte Phantaſie, daß ſie ſammt und ſonders die Gräfin bemitleideten, die nach dem Urtheil aller Anweſenden eine ſehr vernünftige Frau ſchien, und in ihren Reden nnd dem Gange der Gedanken nichts Ausſchweifendes verrieth, wenn ihre Phantaſie nicht den Weg über das Rieſengebirge nahm. Die Gräfin ihrer Seits errieth aus den bedeutſamen Geſichtszügen, Winken und Blicken der um ſie her verſammelten Ariſtarchen, daß man ſie ſchief beurtheile, und daß man wähne, ihre Krankheit habe ſich aus den Gliedern ins Hirn verſetzt. Sie glaubte, die beſte Widerlegung dieſes kränkenden Vorurtheils ſey die aufrichtige Erzählung ihres Abenteuers auf der ſchleſiſchen Grenze. Man hörte ſie mit der Aufmerkſamkeit, mit der man ein Mährchen anhört, das auf einige Augenblicke angenehm unterhält, davon man aber kein Wort glaubt. Sie hatte das Schickſal der Seherin Caſſandra, welcher Apoll die Gabe der Wahrſagung verliehen, aber den Ausſprüchen ſeiner ſpröden Prieſterin aus Verdruß über ihre wenige Gefälligkeit die Glaubwürdigkeit entzogen hatte. Wunderbar! riefen alle Zuhörer aus einem Munde, und ſahen bedeutſam den Doktor Springsfeld an, der verſtohlen die Achſel zuckte und ſich gelobte, die Patientin nicht eher ſeiner Pflege zu entlaſſen, bis das mineraliſche Waſſer das abenteuerliche Rieſengebirge aus ihrer Phantaſie rein würde weggeſpület haben. Das Bad leiſtete indeſſen alles was der Arzt und die Kranke davon erwartet hatten. Da die Gräfin ſahe, daß ihre Geſchichte bei dem Carlsbader Israel wenig Glauben fand, und ſogar ihren geſunden Menſchenverſtand verdächtig machte, redetete ſie nicht mehr davon, und Doktor Springsfeld unterließ nicht, dieſes Schweigen den Heilkräften des Bades zuzuſchreiben, das doch auf eine ganz andere Art gewirket, und die Gräfin aller Gichter- und Gliederſchmerzen entlediget hatte.

Nachdem die Badekur geendiget war, die ſchönen Fräulein ſich genug hatten begaffen und bewundern laſſen, den lieblichen Weihrauch der Schmeichelei von den ſüßen Herren reichlich eingeathmet, und ſich ſatt und müde gewalzet hatten, kehrten Mutter und Töchter nach Breslau zurück. Sie nahmen mit gutem Vorbedacht den Weg wieder durchs Rieſengebirge, um dem gaſtfreien Oberſten Wort zu halten, bei der Rückreiſe bei ihm vorzuſprechen, denn von ihm hoffte die Gräfin Auflöſung des ihr unbegreiflichen Räthſels, wie ſie zur Bekanntſchaft der Badegeſellſchaft gelangt ſey, die ſich ſo wildfremd gegen ſie gebehrdete; und wodurch das ſeltſame Alibi wäre veranlaßt worden, das ſich nicht bunter träumen ließ. Aber niemand wußte den Weg nach dem

Schloſſe des Herrn von Rieſenthal nachzuweiſen, noch war der Beſitzer zu erfragen, deſſen Name ſogar weder dieſſeit noch jenſeit des Gebirges bekannt war. Dadurch wurde die verwunderte Dame endlich überzeugt, daß der Unbekannte, der ſie in Schutz genommen und beherbergt hatte, kein andrer geweſen ſey als Rübezahl der Berggeiſt. Sie geſtund, daß er das Gaſtrecht auf eine edelmüthige Art an ihr ausgeübt hätte, verzieh ihm ſeine Neckerei mit der Badegeſellſchaft, und glaubte nun von ganzem Herzen an die Exiſtenz der Geiſter; ob ſie gleich um der Spötter willen Bedenken trug, ihren Glauben vor der Welt offenbar werden zu laſſen.

Seit der Viſion der Gräfin Cecilie hat Rübezahl nichts mehr von ſich hören laſſen. Er kehrte in ſeine unterirdiſche Staaten zurück, und da bald nach dieſer Begebenheit der große Erdbrand ausbrach, der Liſſabon und nachher Guatimala zerſtörte, ſeitdem immer weiter fortgewüthet und ſich neuerlich bis an die Grundfeſte des deutſchen Vaterlandes verbreitet hat: ſo fanden die Erdgeiſter ſo viel Arbeit in der Tiefe, den Fortgang der Feuerſtröme zu hemmen, daß ſich ſeitdem keiner mehr auf der Oberfläche der Erde hat blicken laſſen. Denn daß die Weiſſagung des Buchs Chevila nicht in Erfüllung gegangen, und der berüchtigte Seher zu Zellerfeld ein Lügenprophet worden iſt; daß die Länder am Rhein-

und Neckarſtrom auf ihrer alten Erdſcholle noch ſo grund- und bodenfeſte ſtehn, als der Brocken und das Rieſengebirge, und daß die Herren von Hirſchberg noch keine Flotte in See ſtechen laſſen und an dem amerikaniſchen Seekrieg Antheil genommen haben: das iſt das Werk der wachſamen Gnomen und ihrer unermüdeten Arbeit.

Dämon-Amor.

Ehe noch durch die nordiſche Sündfluth die beßre Hälfte der Inſel Rügen am pommerſchen Geſtade zertrümmert, oder vom Meere verſchlungen wurde*), und der mächtige Völkerſtamm der Obotriten dieſe Gegenden bewohnte, herrſchte ein junger Fürſt, Udo genannt, über dieſe fruchtbare Inſel, die ſein väterliches Erbgut war, und reſidirte in der Stadt Arcon, deren Ruinen jetzt tief unter dem Meere begraben liegen. Er hatte ſich mit Fräulein Edda, der Tochter eines ſeiner Vaſallen, vermählt, und lebte als ein kleiner Monarch in ſeinem vom Meere umkränzten Staate in einer glücklichen Unabhängigkeit; liebte ſeine Unterthanen, that was ihm recht zu ſeyn dünkte, und kümmerte ſich wenig um das Departement der auswärtigen Angelegenheiten. In ſeinem friedlichen Eigenthum fühlte er nichts von der Laſt der Regierungsſorgen; daher glich er mehr einem glücklichen Privatmann, als einem Volksregenten, und beſaß das ſeltene Talent der Fürſten, im Schoos der Ruhe die güldne Gleichmäßigkeit zu genießen, ohne Langeweile dabei zu empfinden. Wenn er ſich ja zuweilen den Umarmungen ſeiner Gemahlin entriß, ging er auf die Jagd: Fiſcherei und Waidwerk war ſein liebſter Zeitvertreib.

---

*) Im Jahre 1309.

Einſtmals jagte er an der nördlichſten Spitze ſeiner Domäne, auf einem Vorgebirge, daß ſich weit in die See erſtreckte, und raſtete nebſt ſeinem Gefolge während der Hitze des Tages unter dem Schatten eines Eichbaums, wo er des herrlichen Anblicks und der Kühlung der wogenden See genoß. Da regte der Sturmwind plötzlich die rauſchenden Flügel, die Oberfläche des Meeres runzelte ſich wie eine zornige Stirn; die hohen Wellen brauſten, und zerrannen an den Felſenwänden des Geſtades in giſchenden Schaum. Ein Schiff kämpfte mit den Fluthen, und war das Spiel der Winde, welche der Mühe des arbeitenden Piloten ſpotteten, und es dem Wall entgegen führten, wo es auf einer vorborgnen Klippe ſcheiterte. So ein intereſſantes Schauſpiel es auch für das Auge ſeyn mag, auf feſtem Grund und Boden die menſchliche Verwegenheit mit zwei betrüglichen Elementen ringen zu ſehen, ſo lange der Wettſtreit noch unentſchieden iſt; ſo ſehr empört ſich das Herz gegen den Sieg der ſtärkern Partei über die ſchwächere, und die Theilnehmung bietet zum Schutz und der Erhaltung der Unterliegenden alle Kräfte auf, die dem menſchlichen Willen zu Gebote ſtehen. Fürſt Udo eilte nebſt ſeinem Hofgeſinde alsbald an den Strand, den Schiffbrüchigen beizuſtehen, und ſie, wo möglich, den erzürnten Fluthen zu entreißen. Er bot dem verwegenſten Fiſcher große Prämien, die Unglücklichen, die ſich noch über Waſſer hielten, zu retten. Aber alle angewandte Mühe war vergebens, das Meer hatte ſeinen Raub bereits verſchlungen, ehe der hülfreiche Nachen die heftige Brandung durchſchneiden konnte.

Nur ein einzelner Mann ſchwebte auf den Fluthen, wie ein leichter Korb daher, und ritt auf einer Tonne, wie auf einem ſchulgerechten Pferde, das dem Winke des Reuters gehorſamt. Eine heranrollende Welle ſchleuderte ihn hoch auf den Strand, zu den Füßen des mitleidigen Fürſten, der den Verunglückten mit Leutſeligkeit aufnahm, mit trocknen Kleidern verſehen ließ, und ihn mit Speiſe und Trank erquickte. Er reichte ihm ſelbſt ſeinen Mundbecher dar, zum Zeichen, daß er nicht dem Strandrecht als ein Leibeigener verfallen ſeyn, ſondern als ein Gaſt gehalten werden ſollte. Der Fremdling nahm die geſchenkte Freiheit mit Dank an, und leerte den Becher auf das Wohl des Strandherrn; war fröhlich und guten Muths, und ſchien ſeines Unglücks ganz vergeſſen zu haben. Dieſe philoſophiſche Gleichmüthigkeit gefiel dem Fürſten, und machte ihn neugierig, den Seefahrer näher kennen zu lernen, darum fragt er ihn aus: Fremdling, wer biſt du? Von wannen kommſt du? Und was iſt dein Gewerbe? Der Geborgene antwortete, ich heiße Waidelwuth der Unbekannte, bin ein Schwimmer, komme von der Bernſteinküſte aus Bruzzia*) und ſteuerte auf England zu.

Udo fand in der Phyſiognomie, in dem Beinamen, und in der Schwimmkunſt des Fremdlings etwas, das ſeine Neugierde zu fragen immer mehr reizte; der Unbekannte wußte ſeine Antworten aber ſo zu drehen, daß der Fürſt nicht erfuhr, was er eigentlich wiſſen wollte. Er vermeinte, bei näherer Bekanntſchaft ihm die geheimnißvolle Hülle dennoch abzuziehen, und drang nicht weiter in ihn. Darauf gefiel es dem Fürſten, die Jagdparthie fortzuſetzen, er lud den fremden Ankömmling dazu ein, welcher keine Ermüdung ſpüren ließ, und den Vorſchlag mit Vergnügen annahm. Ehe er ſich noch in den Sattel ſchwang, zerſchlug er die Tonne, auf welcher er ans Land geſchwommen war, und ſteckte, gleichſam zum Andenken, einen Span davon zu ſich.

---

*) So hieß in alten Zeiten Preußen.

Während der Jagd bewies er ſich nicht minder als einen guten Bogenſchützen, wie er zuvor als ein geſchickter Schwimmer ſein Talent gezeigt hatte. Der Fürſt verließ endlich den Wald, und trabete über das Blachfeld nach ſeiner Reſidenz. Er ſahe unterwegs einige Dohlen auffliegen, da verdroß es ihn, ſein Federſpiel nicht zur Hand zu haben, um ſie zu beizen. Der Unbekannte vermerkte nicht ſo bald das Verlangen des Fürſten, als er ſolchem ſchon Gnüge that; er zog den Span von der gelehrigen Tonne, die ihm zum Seepferde gedient hatte, unvermerkt hervor, und warf ihn in die Luft, da ſchwang ſich ein Sperber über das Haupt des Fürſten in die Höhe, ſtieß auf die Dohlen, beizte ſie nieder, und gehorchte dem Rufen keines Jägers, als nur allein des Schwimmers, auf deſſen Hand er zurück kam; worüber ſich der Fürſt nebſt ſeiner ganzen Jägerei höchlich verwunderten. Jeder machte insgeheim ſeine Gloſſen über den räthſelhaften Mann, einige hielten ihn für einen Meergott, andere für einen Zauberer. Udo wußte ſelbſt nicht, was er aus ihm machen ſollte, hielt ſein Urtheil zurück; doch ahndete er nichts Gemeines von ihm. Er nahm ihn als einen Gaſt mit in den Pallaſt, pflegte ſein aufs Beſte, ſtellte ihn auch ſeiner Gemahlin, der ſanften Edda, vor, und empfahl ihr denſelben als einen Freund. Der Unbekannte rechtfertigte durch ſein Betragen die gute Meinung, die der Fürſt von ihm hegte; er war ein feiner Hofmann, verrieth viele Kenntniſſe, und wußte mit artigen Taſchenſpielerkünſten die Damen gut zu amüſiren; aber weder die ihm bewieſene Güte und Freundſchaft, noch der Freudenbecher, den er oft mit ſeinem Pfleger leerte, war vermögend, das Band ſeiner Zunge zu löſen, daß er ſich ihm offenbaret hätte. Der ſpähende Scharfblick des Fürſten merkte ihm zuweilen eine geheime Schwermuth ab, inſonderheit wenn ihn Udo zum Augenzeugen ſeiner häuslichen Glückſeligkeit machte, die in den Palläſten der Großen ſo fremde zu ſeyn pfleget, als in dem Götterdivan des homeriſchen Olympus. Dieſe Beobachtung erweckte bei dem Fürſten den Verdacht, der geheimnißvolle Gaſt nähre vielleicht eine unreine Flamme gegen ſeine Gemahlin im Herzen, die er zu erſticken nicht vermöge, und ſie auflodern zu laſſen ſich ſcheue. Und weil der Saamenſtaub des Argwohns, wo er hinfällt, leicht zu einem Giftſchwamm wird, der aus einem Atom in einer feuchten Nacht ausſchießt, und ſeine vollkommne Größe erreicht: ſo wurde der

Fürſt eben ſo geſchwind in dieſem Irrwahn beſtärkt, als er davon befreiet wurde.

Eines Tags, da er mit dem verdächtigen Günſtling auf die Jagd ritt, und beide von dem übrigen Gefolge zufälligerweiſe abgekommen waren, trat ihn dieſer an und ſprach: Guter Fürſt, ihr habt euch eines Schiffbrüchigen erbarmet, der für dieſe Wohlthat nicht undankbar iſt. Das Strandrecht machte mich zu eurem Eigenthum; ihr habt mir die Freiheit geſchenkt, davon ich nun gedenke Gebrauch zu machen, und in meine Heimath zu ziehen; ſo es euer Wille iſt, mich zu beurlauben. Der Fürſt antwortete: Freund, du haſt Macht zu thun was dir gefällt; aber dein Abſchied kommt mir unerwartet, ſag an was dich von hinnen treibt? Die Ahndung eines kränkenden Verdachts, verſetzte Waidewuth der Unbekannte, welchen ihr gegen mich heget, ob mich gleich mein Herz von aller Schuld freiſpricht. Ihr mißdeutet meine Schwermuth, die einen Grund hat, von dem ihr nichts wähnet, der euch aber unverborgen bleiben ſoll, ſo ihr Verlangen traget ſolchen in Erfahrung zu bringen. Udo ward über dieſe Rede beſtürzt, es war ihm ſchwer zu begreifen, wie der menſchliche Scharfſinn vermögend ſey, die verborgenſten Gedanken des Herzens zu errathen, ſuchte ſich, ſo gut er konnte, aus der Sache zu ziehen, und ſprach: Gedanken, Freund, ſind zollfrei; hat mich ein Irrwahn betrogen, wohl gut! ſo haſt du ihn nicht entgolten; die beſte Vertheidigung iſt, daß du mir die Urſache deiner ſtillen Schwermuth offenbareſt. Es ſey darum! gegenredete Freund Waidewuth. Ich verſtehe mich auf die Sterndeutung, habe euch zu Liebe die Adſpekten um euer Schickſal befragt, und befunden, daß euch eine Glücksveränderung bevorſtehet, die mich beunruhiget. Das iſt der Grund meiner Schwermuth, begehrt ihr nähern Beſcheid aus der Sache, ſo höret. Halt ein, fiel Udo dem Unglückspropheten ins Wort, die Adſpekten deines Antlitzes deuten auf nichts Gutes. Daß du an meinem Schickſal Theil nimmſt, dank' ich dir; doch enthalte dich, es mir zu verkünden, auf daß mein Unſtern mich nicht im Voraus quäle. Der Sterndeuter ſchwieg. Udo entließ ihn mit den Empfindungen wahrer Freundſchaft, beſchenkte ihn reichlich und er verſchwand, ohne daß zu erfahren war, welchen Weg er genommen hatte.

Nach Verlauf weniger Monden erhob ſich ein fürchterliches Kriegsgeſchrei vom feſten Lande her. Das Gerücht erſcholl, Cruco, der König der Obotriten, der über Meklenburg regierte, rüſte ſich auszuziehen zum Streite gegen alle obotritiſchen Stämme, die ſich von der Lehnsverbindung des königlichen Throns frei gemacht hatten, um die abgeſonderten Fürſtenthümer wieder mit der Krone zu vereinigen. Wider Willen ſahe Fürſt Udo ſich genöthiget, von dieſen auswärtigen Angelegenheiten Kunde zu nehmen. Er ſchickte Kundſchafter aus, und erfuhr, daß ſich die Sache in der That alſo verhielt. Obgleich das Ungewitter nur erſt in der Ferne wetterleuchtete, ſo ſtand doch der Wind gerade nach ſeiner Inſel zu, der es, allem Vermuthen nach, gar bald über das Meer herwälzen würde. Dabei war ihm nicht wohl zu Muthe. Zwar ließ er von den Sorgen, die ihn drückten, den Unterthanen ſo wenig ſpüren, als ein ſchüchterner Abt ſeinen Konventualen von dem geheimen Anliegen, daß der furchtbare Kommiſſar mit dem Aufhebungsdekret vor der Kloſterthür ſtehe, und daß die letzte Meſſe geſungen ſey, ob er gleich die Mönche fleißig zu Chore treibt, als wenn kein Wechſel bevorſtünde. Fürſt Udo rüſtete ſich in aller Eile, ſo gut er konnte, und verließ ſich noch auf den unſichern Schutz des Meers, das ſeine Inſel umfloß. Aber das ungetreue Element ſchlug ſich zur ſtärkern Parthei, und trug auf ſeinem breiten Rücken die feindliche Flotte willig an das Geſtade ſeines Territorialherrn.

Der Fürſt, der gegen den mächtigern Feind im freien Felde nicht beſtehen konnte, wurde in ſeiner Reſidenzſtadt Arcon belagert, vierzig Tage lang von allen Seiten beſtürmt, bis die Stadt, nach einer tapfern Gegenwehr, erobert wurde. Wie Alles bunt über ging, ſchloß ſich ein muthvoller Hauſe getreuer Bürger um den Fürſten, ſprengte die Pforte auf und riß ſich, wie die Helden Davids, unter Beihülfe der Nacht durchs feindliche Lager. Sie gewannen das Ufer und ſtachen mit einem Schifflein, das daſelbſt vor Anker lag, in die hohe See, unentſchloſſen, wohin ſie ihren Lauf richten ſollten. Der Hauch des ſanftwehenden Zephyrs ließ den Flüchtlingen die Gebirge ihres verlaßnen Vaterlandes nur noch in blauer Ferne ſehen; aber die bethränten Blicke des unglücklichen Fürſten hingen noch unbeweglich an dem Geſtade ſeines geweſenen Eigenthums. Er betrauerte nicht ſo ſehr den Verluſt ſeiner Herrſchaft, als die Trennung von ſeiner geliebten Gemahlin und einem liebenswürdigen Säugling, dem Ebenbilde der holden Mutter, und des zärtlichen Vaters Entzücken. Die Ungewißheit, welches Schickſal die Fürſtin und das zarte Pfand der Liebe bei Eroberung der Stadt möchte betroffen haben, ob ſie den Siegern als eine Kriegsbeute anheim gefallen, oder von dem ergrimmten Feinde der Kriegswuth wären aufgeopfert worden, ſetzte ihn in Verzweiflung. Er wußte es ſeiner getreuen Leibwache wenig Dank, daß ſie ihn dem gefräßigen Schwert entriſſen hatte, und pries die Erſchlagenen glücklich, die von keinem nagenden Kummer mehr gequälet wurden.

Das Schickſal ſchien gegen den unglücklichen Prinzen ſelbſt Mitleiden zu empfinden, und den Wunſch, ein quaalenvolles Leben zu beendigen, ihm gewähren zu wollen. Ein wüthender Orkan brauſte plötzlich über das baltiſche Meer, ergriff das Schiff und drehete es wie einen Kreiſel um, zerriß das Segel, ſpaltete den Maſtbaum und zerbrach das Steuerruder. Das elende Wrack wurde von den hohen Fluthen bald an die Wolken erhoben, bald in den Abgrund geſchleudert, und ein gewaltſamer Stoß an eine Klippe zertrümmerte es endlich ganz. Udo war der erſte, der auf des Schiffers Looſung: rette ſich, wer kann, mit geheimem Wonnegefühl ſich in das Meer ſtürzte, ſeinen Untergang zu beſchleunigen. Aber eine unwiderſtehliche Gewalt zog ihn wider Willen aus der Tiefe herauf, und eine zurückrollende Welle ließ ihn betäubt am Geſtade zurück. Bei ſeinem Erwachen fand er eine Menge Menſchen um ſich, die geſchäftig waren, ſeine Lebensgeiſter zu ermuntern; und da er wieder zur Beſonnenheit kam, war Waidewuth der Unbekannte der erſte, der ihm in die Augen fiel, und ſichs am eifrigſten angelegen ſeyn ließ, ſein Leben von den Pforten des Todes zurück zu rufen. Anſtatt für dieſen Dienſt ihm zu danken, ſprach er mit ſchwacher Stimme und trauriger Gebehrde: Grauſamer, hab' ich das um dich verdient, daß du mich gewaltſam von dem Geſtade der Ruhe in den Pfuhl meiner Leiden zurückſtößeſt, denen mein Geiſt beinahe entronnen war? Thue Barmherzigkeit an mir, und laß mich in den Fluthen das Grab finden, das ich mit Sehnſucht ſuche. Laß mich aus deiner Hand ſanft vom Ufer hinabgleiten in das empörte Meer: ſo will ich ſie für die Hand eines Wohlthäters erkennen; denn indem ſie mich aus den Wogen rettete, war ſie das Werkzeug eines Peinigers„ der ſeine barbariſche Augenweide daran findet, die Martern eines Unglücklichen zu verlängern.

Waidewuth der Unbekannte reichte ihm freundlich die Hand, und ſprach mit weichmüthiger Stimme: Euer Unglück, edler Fürſt, hat euch zu Boden gedrückt mit ſeinem Zentnergewicht; aber es ziemt einem ſtandhaften Manne nicht, darunter zu erliegen, ſondern die letzte Kraft anzuwenden, die Laſt abzuwälzen und wieder empor zu ſtreben. Ehe ihr den Entſchluß faßt, zu ſterben, ſo ſchüttet wenigſtens euer Anliegen in den Buſen eines Mannes, den ihr vormals eurer Freundſchaft würdig achtetet, und verſaget euch den Troſt nicht, zu wiſſen, daß ihr einen Theilnehmer eurer Schmerzen habet: denn das iſt das Labſal der Leidenden. Ach! antwortete der kummervolle Fürſt, warum begehreſt du, daß ich dir mein Unglück wiederholen ſoll, deſſen Erinnerung mein Herz zerfleiſcht? Ein mächtiger Feind hat mich meines Fürſtenthums beraubt, ich habe mein zartes Ehegemahl nebſt dem holden Säugling, dem Pfande keuſcher Liebe, verloren! Nun weißt du Alles, um meinen Entſchluß zu billigen, ein Leben zu verlaſſen, das mir bitterer iſt, als der Anblick des Todes. Der leidige Tröſter erwiederte: Alles das ſagten mir die Sterne, als ich ſie um euer Schickſal befragte, und das bekümmerte mich in der Seele, als ich von euch ſchied; aber ihr Adſpekt kann euch wieder günſtig werden. Verzaget darum nicht, es ſtehet in der Macht des Schickſals, euch für all euren Verluſt reichen Erſatz zu leiſten. Ihr ſeyd ein junger rüſtiger Mann, wolltet ihr euch um ein Weib zu Tode härmen? Ihr dürft nur wollen, ſo wird euch nicht die Hausfrau fehlen, welche euch Kinder gebiert, die eurer im Alter pflegen; und verſchenkt das Glück nicht Kronen und Fürſtenthümer, an wen es will? Es kann euch wieder eines verleihen, wenn ihr deſſen zu eurer Glückſeligkeit bedürfet. Ein guter Wirth ſucht den Groſchen wieder zu gewinnen, den er verloren hat; ein Läſſiger klagt und jammert, legt die Hände in den Schoos und verarmet.

Fürſt Udo ſaß in tiefer Traurigkeit, und ſah nach dem Meer, fand in dieſer Philoſophie für Geiſt und Herz wenig Kern und Saft; aber Freund Waidewuth hörte nicht auf, ihm Troſt einzuſprechen, daß er ſich endlich bewegen ließ, ihm in eine Schifferhütte zu folgen, die unfern vom Strande lag, und daſelbſt die Verpflegung ſeines Gaſtfreundes anzunehmen, die in mäßiger Schifferkoſt beſtund. Die romantiſche Idee verſchwand dadurch, die Udo bei der Aufnahme des wunderbaren Fremdlings am rügiſchen Geſtade von demſelben gefaßt hatte. Er ſahe nun, daß dieſer Abenteurer weder ein Zauberer, noch ein Flußgott, ſondern ein gemeiner Schiffer ſey, der ſich von ſeinen Konſorten durch nichts unterſchied, als daß ihm eine prophetiſche Gabe verliehen war, die aber, wie gewöhnlich, im Vaterlande nichts galt. Darum verſprach er ſich von ſeiner Freundſchaft in dem gegenwärtigen Zuſtande wenig Troſt. Demungeachtet gefiel ihm der Eifer deſſelben, nach Vermögen die ihm bewieſene Wohlthat zu erwiedern. Nach einer ländlichen Mahlzeit, welcher doch der Bewillkommnungsbecher, mit geiſtigem Weine gefüllt, nicht fehlte, wies der dienſtfertige Wirth dem ermatteten Gaſte eine Ruheſtätte an, und wünſchte, daß der güldne Schlaf ihn auf einige Zeit ſeines Kummers vergeſſen mache.

Am folgenden Morgen, da Udo ſich ermunterte, nahm er zu großer Verwunderung gewahr, daß er ſich nicht mehr in einer Schifferhütte, ſondern im einem königlichen Gemach befand, das mit prächtigem Hausgeräthe verſehen war. Er lag in einem herrlichen Thronbette, auf ſanften Flaumen. Die

Sonne begrüßte ihn freundlich durch die hohen Fenſter von buntgefärbtem Glas, und es ſchien, als wenn ihr wohlthätiger Schimmer ſeine matte Seele wieder neu belebte. Sobald er ſich regte, traten eine Menge wohlgekleidete Bedienten herein, und warteten ehrerbietig auf ſeine Befehle. Die erſten Fragen, die er an ſie gelangen ließ, waren natürlich die, ihm zu ſagen, wo er ſich befinde, wie er in dieſen Pallaſt gekommen und wer der Eigenthümer davon ſey. Sie antworteten: er befinde ſich in der Stadt Gedan*) am Weichſelfluß, in der königlichen Reſidenz. Der Beherrſcher derſelben ſey Waidewuth**) der Mächtige.

Udo erſtaunte, an dem König der Bernſteinküſte, von welchem er ſo viel Wunderdinge hatte ſagen hören, wider Vermuthen einen Freund und Bundesgenoſſen gefunden zu haben; aber er hatte ſich nicht träumen laſſen, daß der Taſchenſpieler Waidewuth, welchen er bei ſich beherberget hatte, dieſer

---

*) Der alte Name der Stadt Danzig, daher die lateiniſche Benennung **Gedanum**.

**) Der Name eines alten Königes der preußiſchen Wenden, in der Volksſprache Wittewulf genannt, den die Tradition für einen großen Zauberer ausgiebt, und von deſſen zwölf Söhnen die preußiſchen Provinzen ſollen ſeyn benennet werden.

Monarch in eigner Perſon ſey. Ehe er ſich von ſeiner angenehmen Beſtürzung erholet hatte, trat der König, mit allen Ehrenzeichen ſeiner Würde geſchmückt, in das Gemach, den Gaſt zu bewillkommnen, und umarmte ihn aufs zärtlichſte. Mein Bruder, ſprach er, ihr ſeyd hier in eurem Eigenthum, ich freue mich, Gelegenheit gefunden zu haben, die von euch genoßne Freundſchaft zu erwiedern. Udo befand ſich bei dieſer Ueberraſchung in keiner geringen Verwirrung; er wurde von dem König als ein Prinz aufgenommen, den er als einen geringen Privatmann bei ſich empfangen hatte, und ermangelte nicht, dieſen Verſtoß gegen die Etikette mit dem ſtrengen Incognito, das Seine Hoheit beobachtet hatte, zu entſchuldigen. Um dem niedergeſchlagenen Gaſte die traurigen Gedanken zu vertreiben und ihn zu zerſtreuen, entzifferte Waidewuth ihm Alles, was ihm der Fürſt bei der Landung am rügiſchen Geſtade abzufragen vermeinte, ohne daß ſeine Neugierde vergnügt wurde.

Ich ging aus, ſprach er, Menſchenkunde zu treiben, die Sitten und Gewohnheiten fremder Völker zu beobachten, um mich dadurch zu belehren und zu vervollkommnen; nebenher auch, ich läugn' es nicht, die Töchter des Landes zu beſchauen, um mir eine Gemahlin zu ſuchen. Elfriede, die Tochter des Königs der Oſtangeln in Britannia, war mir ihrer Schönheit und Tugend halber gerühmt worden. In dieſer Abſicht rüſtete ich ein Schiff aus, um mein Gefolge und die Geſchenke, die ich der Prinzeſſin beſtimmt hatte, dahin zu bringen; für mich ſelbſt hätte ich keines Schiffs bedurft: ich habe eine Methode, weit ſicherer und bequemer zu reiſen. In der Gegend eurer Inſel überfiel mich ein Sturm, dadurch ging ich meines Schiffes verluſtig; doch der Schade war leicht zu verſchmerzen. Während des Orkans bemerkte ich eure Bewegung am Strande, den Nothleidenden hülfreich beizuſtehen; dieſe Menſchlichkeit gefiel mir, und bewog mich, eure Bekanntſchaft zu machen. Die Aufnahme, die ihr mir wiederfahren ließet, gewann euch mein Herz; das war die Urſache des längern Aufenthaltes auf eurer Inſel. Dagegen kränkte mich das Vorauswiſſen eures unabwendbaren Schickſals peinlich, und es war die Urſache, daß ich davon ſchied. Wäre dieſer Glückswechſel nicht auf der Tafel des Verhängniſſes angeſchrieben geweſen, hätte ich meine ganze Macht aufgeboten, euch zu beſchützen. Von euch begab ich mich auf die Brautſchau nach England; aber ich kam zu ſpät; die ſchöne Elfriede hatte bereits ihr Herz verſagt, und ich war zu beſcheiden, die erſte Liebe zu ſtören, oder zu eigenſinnig, nach einem Herzen zu ſtreben, das von der heißen Flamme ſchon verſengt war. Auf dem Rückwege beſuchte ich den Hof des Königs Cruco, eures Ueberwinders; ich ſahe daſelbſt die Prinzeſſin Obizza, ſeine Tochter, eine ſo liebliche Dirne als eine zu finden iſt, aber ihr Herz iſt keiner Liebe empfänglich, und das meine zu ſtolz, eine Verſchmähung ungerochen zu laſſen; darum hütete ich mich, eine Thorheit zu begehen, und unterdrückte eine Leidenſchaft, welche die Ruhe zweier Reiche würde geſtöret haben, wenn ſie mich überwältiget hätte.

Udo konnte nicht begreifen, wie das Glück, das ſeinem Freunde eine Krone verliehen hatte, ihm die kleine Begünſtigung eines genügſamen Liebesgenuſſes, die es an Hirten und Karrenſchieber auszuſpenden pflegt, zu verſagen ſchien. Es war augenſcheinlich ſeine Schuld nicht, daß er noch im Cölibat lebte, darum konnte der Fürſt ſich nicht enthalten, ihm einzugeſtehen, daß er dieſes Räthſel ſich nicht aufzulöſen wiſſe. König Waidewuth gab ihm, ſonder Rückhalt, dieſen Aufſchluß darüber: Euch iſt unverborgen, daß mir die Gabe verliehen iſt, in die Zukunft zu blicken; ihr Andern ziehet blindlings euer Loos, ohne zu wiſſen, ob ihr einen Treffer oder eine Niete greifen werdet. Ich aber frage bei der Wahl meines Herzens das Schickſal um Rath, und wenn ich befinde, daß der Gewinn nicht auf meiner Seite iſt, ſo ſtehe ich ab von einer trüglichen Liebe, deren ſüßen Genuß hinterher der Reue bitterer Wermuthgeſchmack vergällt. Die ſchönſten

Hoffnungen ſind die täuſchendſten. Wenn die Liebenden den Horoſkop ihres zukünftigen Verhängniſſes zu ſtellen wüßten, ſo würden wenig Bräute das Ehebette beſchreiten, und das Heuſchreckenheer der Hageſtolzen würde die Sonne verdunkeln. Udo beſchloß dieſe Unterredung mit ſeinem Gaſtfreunde mit dem guten Rathe: bei der Wahl des Herzens ein Auge zuzudrücken, und nicht mit Adlerblick die Zukunft, ſondern vielmehr die Braut zu entſchleiern. Wenn alle Ehekompetenten dieſe Prozedur befolgten, ſetzte er hinzu, ſo ſtehe nicht zu befürchten, daß die Hageſtolzen zu einem Heuſchreckenvolk anwachſen werden. Der König der Bernſteinküſte gab dieſem Rathe Gehör, ſuchte in der Nähe, was er in der Ferne nicht gefunden hatte, theilte Herz und Thron mit einer Eingebornen, hatte auf gut Glück ein gutes Loos gezogen, und der dauerhafte Genuß ſeines Ehеglückes hinterließ keinen Wermuthgeſchmack.

So ſehr der verbrüderte Monarch darauf bedacht war, die trübe Stirn ſeines Gaſtes aufzuheitern, ſo war doch nichts vermögend, deſſen Kummer zu zerſtreuen. Er blieb immer tiefſinnig und traurig; das Bild ſeiner Gemahlin ſchwebte ihm unabläſſig vor Augen, daher unterließ er nicht, von Zeit zu Zeit den königlichen Seher um ihr Schickſal zu befragen. Ob ihm nun dieſer gleich mit Vorbedacht eine Zeitlang auswich, ſo konnte er dem bedrängten Fürſten endlich doch nicht länger widerſtehen, indem er weislich erwog, daß das Schweben des Geiſtes zwiſchen Hoffnung und Furcht peinlicher ſey, als die Gewißheit. Er hatte ihm keine gute Botſchaft zu hinterbringen, darum nahm er ſeinen Weg über einen Gemeinplatz und ſprach: ein verletzter Nerve ſchmerzet heftiger, als wenn er ganz entzwei geſchnitten wird, und ein zerquetſchtes Gliedmaß verurſacht peinlichere Empfindung, als wenn es von dem kranken Leibe abgelöſet wird. Vernehmet alſo, mein Bruder, daß eure Gemahlin den Schmerz, von euch getrennt zu ſeyn, nicht hat überleben können; ihr Schatten umſchwebte mich bereits, ehe ihr euern Fuß hier ans Land ſetztet; in Valhalla *) findet ihr ſie wieder. Aus eurem Mundbecher trank ſie den Scheidetrunk der Liebe, welchen ſie mit wirkſamen Gift vermiſchte, da ihr hinterbracht wurde, die Stadt ſey in der Feinde Gewalt: denn ſie hielt es für unanſtändig, als eine Fürſtin die Sklavenfeſſeln des ſtolzen Feindes zu tragen.

Udo erhob eine laute Wehklage über den Verluſt ſeiner geliebten Gemahlin, verſchloß ſich ſieben

---

*) Aufenthalt der abgeſchiedenen Seelen der Helden und guten Menſchen: der Himmel der alten nördlichen Völker.

Tage lang in ſein Gemach, und betrauerte ſie mit Thränen. Am achten Tage aber ging er daraus hervor, heiter und fröhlich, wie die Sonne nach einem Märzennebel, der unter ihr im Thale verſchwindet. Aller Gram war nun aus ſeinem Herzen vertilgt, und ſein Sinn ſtund in die weite Welt, um zu verſuchen, ob ihn die wandelbare Göttin wieder eines günſtigen Anblicks würdig achten werde, nachdem ihn ſein Schickſal ſo hart verfolgt hatte.

Er entdeckte dieſes Vorhaben ſeinem Buſenfreunde, der ſolches nicht mißbilligte. Ich kann euch, ſprach König Waidewuth, kein Glück anbieten, das eurer Würde gemäß ſey. Ihr ſeyd als ein unabhängiger Fürſt geboren, es ziemt euch auch, als ein ſolcher zu leben, und euer Fürſtenthum, wo möglich, wieder zu erlangen. Die Sterne ſind euch nicht abhold; das Glück erwartet euch an der Quelle eures Unglücks. Fürſt Udo machte ſich zur Reiſe fertig, und Waidewuth unterließ nicht, ihn aufs ſtattlichſte dazu auszurüſten. Da der Abſchiedstag herannahete, ſtellte der König ein herrliches Gaſtgebot an, zu welchem alle Magnaten ſeines Reichs eingeladen wurden, und welches neun Tage lang unter mancherlei abwechſelnden Luſtbarkeiten dauerte. Am letzten Tage führte er ſeinen Gaſt abſeits ins innere Gemach, um mit ihm zum Valet den traulichen Becher der Freundſchaft zu leeren, und als der Wein Stirn und Herz erwärmet, und die Offenherzigkeit das Band der Zunge gelöſet hatte, faßte der Wirth den Gaſt bei der Hand und redete alſo:

Noch eins, mein Bruder, ehe wir uns ſcheiden! Empfahet dieſen Fingerreif von mir, als das untrüglichſte Freundſchaftszeichen; nicht zum Geſchenk, ſondern als ein anvertrautes Gut, zu eurem Nutz und Frommen, ſo lange ihr deſſen bedürfet. Zugleich vernehmet ein Geheimniß, daraus ihr erkennen möget, daß ſich mein Herz gegen euch eröffnet hat. Alle Welt hält mich für einen großen Zauberer: ich verſtehe mich auf die Zauberei ſo wenig, als ein neugebornes Kind. Aber das iſt nun einmal, wie euch nicht unbekannt ſeyn mag, das Loos der Fürſten, daß ihnen Eigenſchaften zugeſchrieben werden, die ſie nicht beſitzen. Die Weiſſagung aus dem Geſtirn iſt mir verliehen; aber meine ganze Zauberei beſteht in dieſem Ringe, den mir ein weiſer Mann, der mein Freund war, verehrte, als er ſtarb. Ein kleiner geſchmeidiger Dämon iſt in deſſen Kryſtall verſchloſſen, der ſich in alle Geſtalten formen läßt, die ihm der Beſitzer des Ringes zu geben wünſcht. Er iſt ohne Schalkheit, ſchnell, dienſtfertig und treu. Er war es, der, als eine ledige Tonne geſtaltet, mich an euer Ufer trug: er war in dem Span, den ich davon nahm, und welchen ich zu eurem Vergnügen befiederte, daß er in Geſtalt eines Sperbers die Dohlen beizte, und auf meine Hand zurückkehrte, auf der ich ihn in eure Reſidenz brachte. Er beluſtigte euren Hof durch mancherlei Poſſenſpiel, und erwarb mir den Ruf eines geſchickten Taſchenſpielers; trug mich aus eurer Inſel über Meer nach England, in der Geſtalt eines leichten Nachens, und von da zurück ans mecklenburgiſche Geſtade. Hier verwandelte ich ihn in ein beflügeltes Roß, worauf er mich auf ſeinem Rücken gemächlich in meine Staaten zurück trug. Auch will ich euch nicht verhehlen, daß er mein treuer Kundſchafter geweſen iſt, der mir Botſchaft von eurem Schickſal brachte. Auf meinen Befehl lenkte er euer Schifflein, als ein lauer Zephyr, an die Bernſteinküſte, und da der Orkan es zertrümmerte, zog er euch aus den Fluthen an den Strand, und trug euch auf ſeinen Schultern, als ihr ſchliefet, in dieſen Pallaſt.

Um die Hälfte meines Reichs wäre mir der dienſtbare Dämon nicht feil. Aber weil ich euch mit Liebe umfaſſe, will ich auf Treu und Glauben ihn eine Zeitlang euch zum Gebrauch darleihen, und wenn ihr deſſen nicht mehr benöthiget ſeyd, ſo laßt ihn, als einen Sperber geſtaltet, wieder zu mir fliegen mit dem Ringe im Schnabel. Wenn ihr den Geiſt aus demſelben zu eurem Dienſte hervorrufen wollet, ſo drehet den Reif am Finger dreimal rechts; alsbald wird er frei, und iſt bereit, eure Befehle auszurichten. Drehet ihr aber den Ring dreimal links, ſo kehret er in ſeine kryſtallene Wohnung zurück. Fürſt Udo nahm das Pfand der Freundſchaft mit innigſtem Danke, beſahe den Ring, und bemerkte in dem durchſichtigen Kryſtall ein trübes Wölklein, woraus die Phantaſie eben ſo leicht einen kleinen Teufel ſchuf, mit zwei Hörnern, Krallen, Schwanz und Pferdefuß, als ſie aus dem Wölklein im Mond einen Mann mit der Dornwelle auf dem Rücken gebildet hat.

Udo nahm den Weg, nach der empfindſamſten Beurlaubung von ſeinem prophetiſchen Jonathan, nach deſſen Ausſpruche, gerade auf Mecklenburg zu: die Hermeneutik des geſunden Menſchenverſtandes wußte von der Quelle ſeines Unglücks keine ſchicklichere Auslegung zu finden. Er hatte beſchloſſen, das ſtrengſte Incognito daſelbſt zu beobachten, und ſo unglaublich es ihm auch vorkam, in der Reſidenz ſeines Ueberwinders groß Glück zu machen, ſo grübelte er darüber doch nicht lange, und überließ es der Zeit und dem Erfolg, ihm dieſes Problem zu löſen. Die Stadt Mecklenburg war die Hauptſtadt im Königreich der Obotriten, und der Wohnſitz ihrer Regenten. Sie war das europäiſche Bagdad oder Kairo, in Anſehung der Größe und

Volksmenge, oder vielmehr das deutſche London und Paris[*]). Cruco hatte ſie auf den Gipfel ihrer Größe und ihres Wohlſtandes erhoben: er hielt daſelbſt einen glänzenden Hof, und verpflanzte dahin alle überwundene Fürſten und Vaſallen, die er in ſeine Gewalt bekam. Er hatte die Grenzen ſeines Reichs auf eine glorreiche Art, vermöge des Rechtes der Stärkern über den Schwächern, erweitert, und den geſammten Völkerſtamm der Obotriten ſeinem Zepter unterworfen; dem ungeachtet war ſeine Glückſeligkeit nicht vollkommen: es fehlte ihm an einem männlichen Reichserben. Fräulein Obizza, ſeine einzige Tochter, war der Thronfolge nicht fähig: denn alle nordiſche Völker gehorchten damals dem ſaliſchen Geſetz. Der König meinte gleichwohl, ein Mittel gefunden zu haben, die Regierungsfolge bei ſeinem Geſchlecht zu erhalten, und hatte durch eine pragmatiſche Sanction den erſtgebornen Sohn ſeiner Tochter, an welchen Prinzen ſie auch würde vermählt werden, ſich zum Thronfolger ausbedungen. Allein die Prinzeſſin hatte, bei allen ihren verliehenen Reizen, den bei ihrem Geſchlecht ſo ſeltenen Fehler, daß ſie gegen das Männergeſchlecht eine unüberwindliche Abneigung hegte. Sie hatte die glänzendſten Verbindungen ausgeſchlagen, und da ihr Vater ſie aufs zärtlichſte liebte, und ihr nicht den Zwang auferlegen wollte, nach Sitte der Fürſtentöchter, die Liebe als ein Staatsgeſchäfte zu betreiben: ſo wünſchte er wenigſtens, daß ſie aus der Liebe eine Herzensangelegenheit machen, und ſich aus Neigung einen Gemahl wählen möchte. Doch auch dieſen Wunſch wollte ihm das Fräulein nicht gewähren; ihre Stunde war entweder noch nicht gekommen, oder Mutter Natur hatte ihr die ſüßen Gefühle, mit welchen ſie gegen ihre reizenden Töchter oft ſo verſchwenderiſch umgehet, ganz verſagt.

---

[*]) Das ſcheinet die griechiſche Benennung der Stadt Mecklenburg, Megalopolis, zu beſtätigen, von welcher in der Folge das Land den Namen geerbt hat.

Dem Vater Cruco verging darüber alle Geduld; da er um einen Thronfolger verlegen war, fand er ſich gedrungen, jedem Freibeuter Macht und Gewalt zu geben, ſein Heil zu verſuchen und auf das Herz der ſchönen Obizza Jagd zu machen, und verhieß dem Eroberer das Fürſtenthum Rügen als eine Prämie. Dieſer Köder lockte eine Menge Glücksritter, die von allen vier Winden des Himmels nach Mecklenburg kamen, das Herz der unempfindſamen Obizza zu beſtürmen. Alle genoſſen am Hofe eine günſtige Aufnahme: die Prinzeſſin durfte auf des Vaters Geheiß keinem den Zutritt verſagen. Es wäre fürwahr das bunteſte Schauſpiel für das Auge eines philoſophiſchen Beobachters geweſen, die Operationen einer Menge von Gecken zu belauſchen, die das Fräulein, wie ein dichter Dunſtkreis einen Schweifſtern, umnebelten, und davon jeder nach ſeiner eigenen Methode ihr unbezwingliches Herz zu erringen ſtrebte. Einige vermeinten verſtohlner Weiſe ſich hinein zu ſchleichen, ſich hinein zu winſeln, hinein zu ſtehlen, oder es zu erſchmeicheln: andre waghalsten, es mit wildem Ungeſtüm gleich im erſten Rennen zu erlaufen. Doch dieſer Unſinn diente nur, die Prinzeſſin in ihrem Männerhaſſe zu beſtärken, und ihre Verachtung gegen das andre Geſchlecht dergeſtalt zu mehren, daß auch ein Endymion keinen Eindruck auf ſie würde gemacht haben.

Udo gelangte während dieſer ſonderbaren Epoche im Mecklenburgiſchen an. Weil er verlegen war, unter welchem Namen er ſich bei Hofe introduziren ſollte, ſo ſchloß er ſich an die Freierkohorte an. Es fiel ihm zwar auf, daß gerade ſein Fürſtenthum für die Preisaufgabe zur Prämie ausgeſetzt war: gleichwohl kam ihm der Gedanke nicht ein, auf dieſem Wege zum Beſitz ſeines verlornen Eigenthums wieder zu gelangen. Er ſahe indeſſen die Prinzeſſin, und wider Vermuthen erregte ihr Anblick in ſeiner Seele ein überraſchendes Entzücken, eine gewiſſe Unruhe ſtörte ſeinen Schlaf, er wurde ein Träumer, und in allen Phantaſien des Schlummers miſchte ſich die Grazie des mecklenburger Hofes. Dadurch ward er bald inne, daß eine eben ſo unwiderſtehliche Macht, als die war, welche ihn an der Bernſteinküſte aus dem Abgrund empor hob, ihn zu der Prinzeſſin hinzog. Allein ſie ſchien ihn unter dem Gedränge der ſie umgebenden Freierſchaar nicht zu bemerken.

Bisher hatte er von Freund Waidewuths Spende noch keinen Gebrauch zu machen gewußt; jetzt dachte er auf einen Verſuch, dem dienſtfertigen Dämon ein Geſchäfte zu geben. Er geſtaltete ihn in den niedlichſten Amor um, der je der Phantaſie des Minneſängers Jacobi vorgeſchwebt hat, und verſchloß ihn in eine goldne Nadelbüchſe, mit gemeßnem Befehl, alle Funktionen des Liebesgottes bei der Perſon zu ſeinem Vortheil zu verrichten, welche die Büchſe öffnen würde.

An einem ſchönen Abende befand ſich der Hof in dem königlichen Luſtgarten. Ein kleiner Wirbelwind, der ſich erhoben hatte, brachte den Schleier der Prinzeſſin in Unordnung. Sie forderte eine

Nadel, um ihn wieder anzuheften. Fürſt Udo eilte alsbald herbei, ließ ſich auf ein Knie vor ihr nieder, und überreichte ihr die goldne Büchſe, welche ein gefährlicher Geſchenk in ſich ſchloß, als weiland die berüchtigte Büchſe der Pandora. Die Prinzeſſin öffnete ſolche ohne Verdacht, da ſchlüpfte Dämon Amor in ihren Buſen, und verwundete ſie mit ſeinem güldnen Pfeil. Udo entfernte ſich augenblicklich, voll Unruhe, welchen Erfolg ſeine Unternehmung haben würde.

Des folgenden Tages wurde er mit Entzücken gewahr, daß ihn die ſchönen Augen des ſpröden Fräuleins unter dem Haufen ihrer Höflinge ſuchten. Am dritten Tage bemerkte die ſchlaue Aya, daß ſich in dem Herzen ihrer Herrſchaft, zum Vortheil des unbekannten Ritters, eine kleine Gährung erzeugt habe. Am vierten Tage ſprach der Hof ſchon laut von dieſer außerordentlichen Erſcheinung. Der König ſelbſt erhielt unter der Hand Nachricht davon, war darüber außerordentlich erfreuet, und wünſchte ſich Glück, daß ſeine weiſen Maßregeln ſo gute Wirkung gethan hatten. Er zögerte keinen Augenblick, die verſchämte Obizza um die Angelegenheiten ihres Herzens zu befragen, und ſie hatte dieſes ſo wenig mehr in ihrer Gewalt, daß ſie den Schleier über das Geſicht zog, und unter der Beſchattung deſſelben das freie Geſtändniß ablegte, der unbekannte Ritter habe ihr Herz gewonnen.

Udo empfing zum Erſtaunen des ganzen Hofes das Fräulein von der Hand des Königs, als ein Mann ohne Namen. Nachdem bereits die Ehetraktaten in Richtigkeit gebracht waren, befragte ihn erſt der erfreute Vater der zärtlichen Braut, wes Standes und Herkommens er ſey? Und er offenbarte ſich demſelben nun ohne Zurückhaltung. Cruco war hoch erfreuet, daß er Gelegenheit fand, das dem Fürſten von Rügen bewieſene Unrecht mit reichem Wucher zu erſetzen. Udo aber verharrete noch ſo lange am Hofe, bis der Thronerbe geboren war, ein herrlicher Knabe, den Vater Cruco aus den Händen ſeiner Tochter voll Wonne empfing, und nun ließ er ſeinen Eidam ſein vormaliges Eigenthum in Beſitz nehmen. Da dieſer des Dämons nicht mehr bedurfte, ſandte er ihn, als Sperber geſtaltet, der Abrede gemäß, mit dem Ringe im Schnabel, an den freundſchaftlichen Eigenthümer mit vielem Dank zurück.

Seit der Zeit hat Dämon Amor noch manches Ehebündniß geſtiftet, aber es iſt ihm keins wieder ſo gut gelungen, als das mit dem Fürſten Udo und der zärtlichen Obizza von Mecklenburg.

Denn wo er ſonſt den Freiwerber macht, da pflegt das zärtliche Paar, das er zuſammen führt, in der Folge bei der Hitze irgend eines lebhaften Hauszwiſtes, ſich leicht das freimüthige Geſtändniß zu thun: der Teufel hat uns gepaart!

Halle,
Gebauer-Schwetſchkeſche
Buchdruckerei

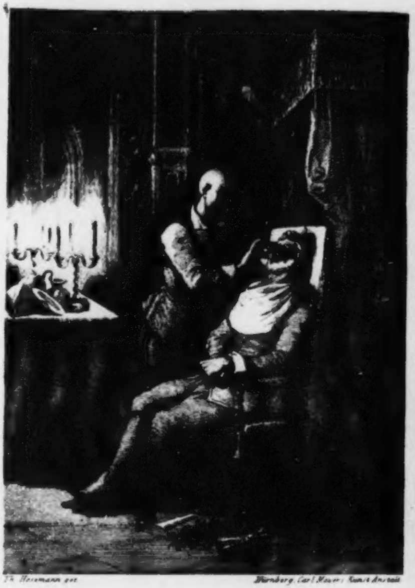
Muſäus

Volksmährchen der Deutſchen.

Neue Ausgabe in 6 Bändchen.

Drittes Bändchen.

Univ. Bibl.
Mü



Th. Hosemann gez.

Nürnberg, Carl Mayer's Kunst-Anstalt

[illegible]

J. A. Muſäus
Volksmährchen
der Deutſchen.

Mit einem Vorwort
von
Friedrich Jacobs.

Drittes Bändchen.

Neue Auflage.

Halle,
Verlag von Ed. Heynemann.
1839.

Inhalt.

Liebestreue.

Stumme Liebe.

Liebestreue *).

Zwiſchen der Leine und der Weſer war gelegen die Grafſchaft **Hallermünd**, vor Alters eine der vornehmſten unter den ſächſiſchen Grafſchaften. Sie lag wie eine Perl im Golde, oder wie das Honigmagazin einer lieblichen Blume rings um mit buntfarbigen Blättern gezieret, mitten inne zwiſchen vier andern Grafſchaften. Morgenwärts grenzte ſie mit der Grafſchaft Poppenburg, abendwärts mit Schaumburg, gegen Mittag mit Spiegelberg, gegen Mitternacht mit Kalenberg. Unweit Eldagſen auf dem Burgwege, linker Hand bei dem Steigergrund, ſieht man noch Mauern und Gewölber, welche Ueberbleibſel ſind der Ruinen des ehemals prächtigen und feſten Reſidenzſchloſſes der Grafen von Hallermünd.

---

*) Oder das Mährchen à la Malbrouk.

Um die Zeit, oder nicht lange nachher, als Herzog Heinrich der Löwe nebſt ſeinem Reiſegefährten, dem getreuen Löwen, in einer Nacht den berühmten Ritt von Paläſtina nach Braunſchweig auf dem Rücken eines dienſtfertigen Dämons gemacht hatte, und friſch und wohlgemuth daſelbſt angelangt war, lebte zu Hallermünd Graf Heinrich der Wackere, nebſt ſeiner Gemahlin Jutta von Oldenburg, welche als ein Muſter der Tugend und Schönheit von ihren Zeitgenoſſen geprieſen wurde, und alle die Talente und Vollkommenheiten vereint beſaß, die der Verfaſſer der Schattenriſſe *) in einem dicken Hefte unter die ganze niederſächſiſche Gemeinde jetztlebender berühmten ſchönen und biedern Damen ſo weislich zu vertheilen gewußt hat. Im Beſitz eines ſolchen Kleinods ihres Geſchlechtes ſchätzte ſich Graf Heinrich mit Recht für den glücklichſten Ehegemahl unter dem Monde, und liebte die tugendſame Jutta mit ſo unverbrüchlicher Treue, als Vater Adam die Mutter aller Lebendigen in der Unſchuldswelt des Paradieſes, wo ihres Gleichen nicht mehr zu finden war. Die edle Gräfin aber war ihrem Herrn auch mit der zärtlichſten Liebe beigethan, die ſo rein und lauter war, wie ein hellgeſchliffenes Spiegel-

---

*) Anſpielung auf ſchon lange wieder vergeſſene Thorheit eines anſpruchvollen elenden Scribenten jener Zeit.

glas, das keine Queckſilbermaſſe im Hinterhalt hat, wodurch es fremder Eindrücke und Geſtalten empfänglich gemacht wird.

Alle Neigungen und Wünſche des herrlichen Paares ſchmolzen in ſanften Sympathien in einander, und wenn ſie in den traulichen Stunden, welche die Liebe den Ergießungen des Herzens geweihet hat, einander ihre Gefühle entdeckten, entſtand kein anderer Wettſtreit unter ihnen, als der, ob das männliche oder weibliche Herz ſtärkerer und beſtändigerer Flammen fähig ſey. Und wie ſolche idealiſche Kontroverſen leicht ins Gebiete der Phantaſie hinüberſchlüpfen, ſo begnügten ſich beide nicht an dem gegenwärtigen Liebesgenuß. Die Dauer des Lebens dünkte ihnen für den Umfang ihrer Glückſeligkeit allzukurz und flüchtig; ihre liebſten Unterhaltungen betrafen gewöhnlich ſentimentaliſch religiöſe Betrachtungen über den Zuſtand der Liebenden jenſeit des Grabes. Aus einem Uebermaß weiblicher Zärtlichkeit betheuerte die Gräfin oftmals ihrem Gemahl, daß ſie ohne ihn die Freuden des Himmels ſelbſt unvollkommen ſchmecken, und die Geſellſchaft ihres Schutzengels für die Abgeſchiedenheit von ihm ihr keinen Erſatz würde leiſten können. Ihre religiöſen Begriffe von dem zukünftigen Aufenthalte der Seelen ſchwebten zwiſchen Furcht und Hoffnung; ſie wußte nicht, ob ſie den Sammelplatz zur Wiedervereinigung getreuer Liebe ins Fegfeuer oder in die

Vorhöfe des Himmels verlegen ſollte; auch fielen ihr, bei der zahlloſen Volksmenge im Schattenreiche, noch mancherlei Zweifel über das Zurechtfragen und Wiederfinden ein: denn es giebt nicht leicht ſeltſamere und verworrenere Vorſtellungen von der himmliſchen Hierarchie, als in dem weiblichen Lehrbegriff von den zukünftigen Dingen. Ach, ſprach die Gräſin oftmals mit zärtlicher Wehmuth, wärs doch im Rathe der Wächter beſchloſſen, daß wir beide zu gleicher Stunde ins dunkle Grab hinüberſchlummerten, und unſere ſo eng verflochtenen Seelen ungetrennt dem Orte ihrer zukünftigen Beſtimmung zueilen möchten, damit ſie keinen Augenblick die Wonne des wechſelſeitigen Genuſſes entbehren dürften! Der Graf ſtimmte zwar dieſem Wunſche bei; doch waren ſeine Vermuthungen, was die zukünftige Wiedervereinigung betraf, minder ängſtlich. Seiner Theorie nach war die himmliſche Polizei in ganz guter Ordnung. Als ein Kriegsmann verglich er den Aufenthalt der abgeſchiedenen Seelen einem wohlgeordneten Heerlager, wo es leicht ſey, ſich zurechte zu finden; auch ſchien ihm die durch den Unterſchied der Lebensdauer erfolgende Trennung nur einer Abweſenheit von einigen Tagen bei einer Reiſe über Land ähnlich zu ſeyn, wo die Hoffnung der Wiederkehr angenehm und die Erfüllung dieſer Erwartung erfreulich ſey. Er vermaß ſich hoch, auch in jener Welt der Geſetze der Ritterſchaft eingedenk zu ſeyn, und nicht eher zu raſten, bis er ſeine Dame wiedergefunden hätte, wenn er auch den unermeßlichen Raum des Himmels mehrmals durchkreuzen und ſie unter unzählbaren Myriaden von Schattengeſtalten herausſuchen ſollte.

In dem Zimmer, wo dieſes Geſpräch vorfiel, war nach dem damaligen Zeitgeſchmack zur Verzierung der Vertäfelung ein Todtentanz abgebildet. Eine von dieſen fürchterlichen Gruppen ſtellte ein zärtliches Paar vor, in einer traulichen Konverſation begriffen; Freund Hein trat herein und forderte das Fräulein zum Vorreihen auf; der Liebhaber ließ bei dem Anblick des Knochenjunkers den Arm, mit welchem er ſeine Geliebte umſchloſſen zu haben ſchien, nachläſſig ſinken, zog ſich von ihr ab und umſchlung mit dem andern eine ihm zur Seite ſitzende Dirne, in deren Buſen er ſein Angeſicht verbarg. Sehet da, lieber Gemahl, ſprach die Gräfin, ein Beiſpiel, wie ſich Männertreue artet! So wankelmüthig liebt kein Weib. Sein Liebchen iſt noch nicht erkaltet, und ſchon iſt die heilige Flamme in dem Herzen ihres Ungetreuen verloſchen. Ach, den Gedanken unwandelbarer Liebe nimmt ſie mit aus der Welt! Wenn ihr nun einſt ſein Schatten mit einer andern vergeſellſchaftet begegnet, wird das nicht in den Gefilden der Ruhe ihre Zufriedenheit ſtören?

Dieſe Idee wirkte ſo lebhaft auf das empfindſame Herz der Gräfin, daß ſie ſich darüber in der

Seele betrübte, und milde Zähren ihre roſenfarbenen Wangen überſtrömten. Den frommen Gemahl rührte dieſer Kummer der lieben Schwärmerin innigſt, darum tröſtete er ſie mit freundlichen Worten. Reine Liebe, ſprach er, iſt keinem Wechſel unterworfen, und zwei vereinbare Seelen vermag auch die große Kluft nicht zu ſcheiden, die zwiſchen Himmel und Erde befeſtiget iſt. Ein Gelübde wie das unſere iſt auch in jenem Leben unauflösbar, und ſoll uns unverbrüchlich binden. Und damit ihr des Beweis und Zeugniß habt, verheiß ich euch auf mein Gewiſſen und bei ritterlichen Ehren, daß, wenn ihr, Gott verhüts! durch den Tod mir entnommen würdet, kein Gedanke einer zweiten Liebe mir in den Sinn kommen ſoll, und eben das verſeh ich mich zu euch, im Fall ich zuerſt davon ſcheiden ſollte. Ja wenn die Wiederkehr in dieſe Unterwelt nach dem Tode noch in meiner Gewalt iſt, ſoll mein bandenloſer Geiſt unſers Bundes eingedenk ſeyn und euch deſſen erinnern. Schlagt ein, geliebtes Weib, daß er durch Herz und Hand beſtätiget werde ewiglich. Dieſer Vorſchlag paßte ſo fein zu den romantiſchen Begriffen, welche ſich die Gräfin aus den ſchwankenden Lehrmeinungen von dem Zuſtande der Abgeſchiedenen zuſammengeſetzt hatte, daß er ihr recht aus dem Herzen genommen ſchien. Sie fand großen Troſt und Beruhigung in der Aſſekuranz ihrer Liebe in jenem Leben, und entſagte bereitwillig dem gewöhnlichen Ehereſervat, wieder zu nehmen, wenn der Tod nimmt. Zum Wahrzeichen dieſer Eheberedung ſchlang ſie aus zweifarbiger Seide, grün und ſchwarz, als der Farbe der Hoffnung und der Trauer, einen unauflöslichen Liebesknoten, welches Symbol die Hoffnung andeutete, daß der überlebende Theil den betrauerten in den Geſinnungen unveränderter Liebe wieder finden würde. Sie fertigte davon ein doppeltes Exemplar, eins für ihren Gemahl, der es als Breloke an ſeine Grafenkette band, das andere für ſich ſelbſt, um es an das goldene Herz zu ſchließen, das ſich als ein Halsgeſchmeide in ihren ſchönen Buſen verbarg.

Bald darauf gab Graf Heinrich ſeiner Ritterſchaft ein herrliches Gaſtmahl, und trieb mit ſeinen Gäſten viel Kurzweil und groß Freudenſpiel, nach ſeiner Gewohnheit, denn er liebte Pracht und Vergnügen. Die Harfner und Geiger ließen ſich wacker hören und alles athmete in Hallermünd Heiterkeit und Wonne. Eben wollte die zärtliche Jutta am Arm ihres Herrn, zum fröhlichen Tanze gerüſtet, den Ball eröffnen, da langte ein Herold in der Burg an, der feierlich vor ſich her trommeten ließ, und begehrte Gehör. Alsbald gebot der Graf der geräuſchvollen Kurzweil Stillſtand, um zu vernehmen, was der ernſte Mann im Waffenrocke für ein Anbringen habe. Die Gräfin entfärbte ſich vor Furcht und Beklommenheit ihres Herzens; die Botſchaft des Herolds dünkte ihr Eulengeſchrei und Krähenruf zu ſeyn, ſie vermuthete die Ankündigung einer Fehde, oder eine Ausforderung zum Zeikampf für ihren lieben Herrn. Doch wie der Herold eingeführt wurde und ſie das Wappen ihres Hauſes an ſeiner Bruſt erblickte, beruhigte ſie ſich einigermaßen. Der Botſchafter aber neigte ſich ehrbar gegen den Grafen und hub ſeinen Spruch und Gruß alſo an: Graf Gerhard von Oldenburg, euer Schwager und erbverbrüderter Bundesfreund, heiſcht und ladet euch nach ritterlicher Sitte und Brauch heut über drei Tage ihm zu helfen und beizuſtehen mit eurem ſtarken Arm, auch Roß und Mann, auf einer Kriegsfahrt gegen die Stedinger, die ihm abgeſagt haben; iſt der freundbrüderlichen Willfahrung ſeiner ziemlichen Bitte gewärtig, und bleibt euch dafür mit gutem Willen zu allen geliebigen Gegendienſten beigethan.

Graf Heinrich bedachte ſich nicht lange, dem Herold gewierige Antwort zu ertheilen, und entließ ihn wohlbeſchenkt von ſich. Bald darauf verließ er ſelbſt den Tanzſaal, und der Tempel der Freuden verwandelte ſich nun mit einemmal in eine kriegeriſche Rüſtkammer; die ſanften Harmonien der Flötenſpieler und Harfenſchläger wechſelten mit dem fürchterlichen Geklirr der Waffen, und das Vergnügen wurde, zum Verdruß der flinken Tänzerinnen, die auf Eroberungen dachten, durch die Dazwiſchenkunft des Herolds eben ſo unangenehm und plötzlich geſtört, als der große Ball zu Toulon durch die notoriſche Stuhlbataille *). Die Hofdiener, die vorher geſchäftig waren, Torten und Paſteten in ſilbernen Schüſſeln und Wein in vergoldeten Pokalen aufzutragen, beeiferten ſich jetzt, die Rüſtung ihres Herrn und ſeines Geſchwaders aus der Rüſtkammer herbeizuſchaffen; der eine brachte den geſchloſſenen Helm, der andere den ehernen Harniſch und die gelenken Beinſchienen, der dritte trug den ſtählernen Schild, der vierte den Speer und das zweiſchneidige Ritterſchwert. Die zärtliche Jutta ſchmückte ſelbſt mit zitternder Hand, unter dem Beiſtand ihres Frauenzimmers, den Federbuſch auf, der den

---

*) Bei Gelegenheit einer aeroſtatiſchen Fete in Toulon hatte ein muthwilliger Zuſchauer den Einfall, ſtatt des mißlungenen Experiments eine Erdſcholle ſteigen zu laſſen, welche zufälligerweiſe einen unjovialiſchen Irländer auf den Kopf traf. Dieſer erwiederte den Wurf mit einem Gegenwurf, und weil er eben nichts anderes zur Hand hatte, brauchte er dazu den Stuhl, worauf er ſaß, und ſchleuderte ſolchen nach der Direktion hin, wo die Erdſcholle hergekommen war, der Stuhl wurde augenblicklich mit Proteſt zurückgeſchickt, und nun flogen die Stühle wie Schwalben in der Luft, und es regnete ausgeworfene Zähne wie Schloßen. Viel Menſchen- und Stuhlbeine wurden zerbrochen, und der große ſubſcribirte Ball, der das Feſt krönen ſollte, wurde rückgängig.

Helm beſchatten ſollte, roth und ſchwarz, nach den Farben des Wappens ihres Gemahls. Hierauf ließ er ſich von ſeinem Knappen die Rüſtung anlegen, und da die Morgenröthe anbrach, befahl er dem Stallmeiſter, ſein ſtolzgezäumtes Kriegspferd vorzuführen, um mit ſeinem Gefolge flugs aufzuſetzen. Ach was für Wehklagen und Händeringen begann die ſchöne Gräfin, da ihr trauter Gemahl ſie liebreich umarmte und den herben Abſchiedskuß auf den reizenden Purpurmund drückte! Ihr Auge gebar Thränen, die ſich mildiglich über die holdſeligen Wangen ergoſſen, wie die Himmelsquelle des Thaues, der in der Morgenſtunde auf die blühende Flur herabträufelt. Arm in Arm geſchloſſen hing ſie an ſeinen Lippen, und wagt es nicht, das Lebewohl, dieſes ſchauervolle Loſungswort der Trennung, auszuſprechen. Vergebens ſuchte der Graf dieſe empfindſame Scene abzukürzen und ſich ihren ſchmerzvollen Empfindungen zu entreißen; mit magnetiſcher Kraft zog ſie ihn wieder an ihren klopfenden Buſen, bis ihr Geiſt ſich geſammlet hatte und ihr Mund wieder Worte gewann:

Ade mein trauter Gemahl!
„Ade du Herzgeliebte mein!“
Ade zu tauſendmal!
„Werd bald wieder bei dir ſeyn.“
Ach wenn erfüllſt du dies?
„Weiß das fürwahr nicht gewiß.“

Sag, wenn du hoffen läßt?
„Denk wohl aufs Oſterfeſt."
Ach wenn umarm ich dich!
„Auf Pfingſten ſicherlich."
(Wiederſehn macht
(Daß man Scheiden nicht acht. —)

Mit dieſem wehmüthigen Abſchiedsgruße trennte ſich das zärtliche Ehepaar. Der Graf ſpornte ſein bepanzertes Roß aus aller Macht, um draußen in der Frühlingsflur wieder freier zu athmen; denn der Kummer ſeiner Gemahlin hatte ihm ganz das Herz eingeengt. Die Gräfin aber ſtieg hinauf auf die Zinne des Schloſſes und weinte ihrem Herrn nach, ſo lange ſie ſeinen Federbuſch in der Ferne vom Helm wehen ſah. Drauf verſchloß ſie ſich in ihr Gemach, faſtete und kaſteiete ſich, und that Gelübde zu allen Heiligen und abſonderlich dem Engel Raphael, daß er ihren Herrn geleiten möchte, wie vormals den jungen Tobias, und ihn, eben ſo wie dieſen ſeinen Schutzgenoſſen, ſicher und ohne Gefährde in ſeine Heimath zurückbrächte. Die Gräfin hatte einen ſehr ſchönen Pagen, Irwin genannt, der an Hoffeſten und wenn ſie pflegte in die Kirche zu gehen, ihr die Schleppe nachtrug; den ließ ſie mit dem Grafen ziehen, und band ihm ein, ſeinem Herrn nie von der Seite zu weichen, ihn als ein treuer Waffenträger zu begleiten, und, wenn er von Kriegswuth entflammt ſein Leben aufs Spiel ſetzen würde, ihn beſcheidentlich zu erinnern, um der Liebe willen auf ſeine Erhaltung zu denken, und nicht als ein kecker Glücksritter Gefahr und Abenteuer zu ſuchen. Irwin war des Gebotes der ſchönen Frau eingedenk, und folgte dem Grafen wie ſein Schatten; denn der wackre Held hatte gelobet, den Ermahnungen des treuen Pagen Gehör zu geben, ſo weit es Ehre und Ritterpflicht verſtatte.

Träg und zaudernd reiheten ſich, nach der Empfindung der Gräfin, die Tage der Abweſenheit an einander; ſie zählte jeden Stundenſchlag. Wenn die Sonne hinter die weſtlichen Gebirge hinabſank, thats ihr wohl, denn ſie vermeinte, mit dem Ende jedes Tages dem Ziel ihrer Wünſche um einen Schritt näher gekommen zu ſeyn. Aber der Fortgang der Zeit gleicht einem Schwungrade, das, durch den Hauch ſterblicher Wünſche angewehet, keinen ſchnellern Umtrieb gewinnt, doch auch in ſeinem gleichmäßigen Gange nicht gehemmet wird, wenn ein vorwitziger Arm in die Speichen greifet, es zurück zu halten. Und ſo kam Oſtern heran, nicht eine Stunde früher, und keine ſpäter, als das Zeitmaß es verlangte, ſo ſehr die gute Gräfin über die ungerechte Zögerung der Tage ſich beklagte; allein Graf Heinrich kam noch nicht zurück. Sie begann nun eine neue Zeitrechnung von Oſtern bis zum Pfingſtfeſt. Funfzig lange Tage waren ihr noch bis dahin auszuharren, und funfzig Tage ſind eine Ewigkeit für ein Herz voll ungeduldigen Verlangens. Ach, erſeufzete ſie, der Weinſtock hat noch kein Auge gewonnen, der Wind ſauſt über den dürren Strauch, der rauhe Harz hüllt ſich noch in ſeine Schneekappe ein; und die Wälder ſollen grünen, der Weinſtock blühen und der Harz ſein Winterkleid ausgezogen haben, ehe mein Herr wiederkehret! Ach Geliebter meiner Seele, wie lange weilſt du ruhig unter den Lorbeern deiner Siege, indeß ich Einſame in Gram und Sehnſucht verſchmachte!

Unter dieſen zärtlichen Klagen ward dennoch aus Abend und Morgen immer ein Tag, der die Zahl von Funfzigen kleinerte, und ſelbſt der Kummer der Gräfin, und das Schweben ihres Geiſtes zwiſchen hoffnungsvoller Erwartung und der Furcht einer nochmaligen Täuſchung, tödteten einen Theil der langweilenden Zeit. Der Schnee zerfloß, die Rebe ſchoß, es grünete der Wald, und in der Kirche wurde das veni creator intonirt; aber Graf Heinrich kam noch immer nicht zurück.

Traurige Ahndungen durchſchauerten die Seele der Bekümmerten; den leichten frohen Muth, der ſonſt ſo gern mit Schönheit und Jugend unter einem Dache hauſet, hatte die grämliche Sorge ganz verſcheucht, die edle Gräfin hing nur ängſtlichen Gedanken nach. Sie ſah nicht die ſchöne Natur in ihrem reizenden Morgengewande, hörte nicht die ſchmelzenden Melodien der Nachtigall, athmete nicht die würzhaften Blüthendüfte, und die bunte Flor ihres Blumengartens hatte keinen Reiz für ſie. Ihr betrübtes Auge war unbeweglich zur Erde gerichtet, und aus dem beklommenen Buſen drängten ſich laute Seufzer empor. Ihre Jungfrauen durften es nicht wagen, ihr Troſt einzuſprechen, oder ſie mit Geſpräch zu unterhalten; ſtill nnd ſchweigend nahmen ſie aber Antheil an den Schmerzen ihrer Gebieterin durch heiße Zähren; oder wenn ja das tiefe Stillſchweigen unterbrochen wurde, ſo geſchah es beim Morgengruße, um die bedeutſamen Träume ihrer Herrſchaft auszulegen, die zuweilen nur vorbildlich, durch einen ausgefallenen Zahn oder eine Schnur Zahlperlen, einen Todesfall und traurige Thränen weiſſagten; zuweilen geradezu zwiſchen Gräbern und Todtenbahren herumirreten, und einen Sarg mit Schildern und Wappen behangen, oder einen ſtandesmäßigen Leichenzug vorbildeten. Es eignete ſich ſogar am hellen lichten Tage in dem gräflichen Hauſe: zur Zeit der Mittagsſtunde, da die Hofdirnen ihrer Frau bei der Tafel aufwarteten, gabs einen hellen Klang im Gemach, daß die Gräfin hoch vom Stuhle aufſchreckte, und als man zuſah, was es ſey, war auf dem Schenktiſch der gewöhnliche Trinkbecher des Grafen zerſprungen von oben bis unten, daß er in Stücken zerfiel. Alle Anweſenden erbleichten, Beſtürzung und Entſetzen war auf ihren Geſichtern zu leſen, die Gräfin aber ſprach: Ach daß es Gott und allen Heiligen erbarme! Das bedeutet meinen Herrn; er iſt dahin, todt iſt er, kalt und todt! Sie ließ ſich das auch von Stund an nicht mehr ausreden und that nichts als weinen und jammern.

Den dritten Tag darauf hatte ſie ein ſonderbares Vorgefühl, das ſie ſich nicht zu erklären wußte. Eine geheime Ahndung ſagte ihr, ſie würde Botſchaft von ihrem Herrn empfangen. Darum ſtieg ſie auf den hohen Söller des Hauſes und ſchauete fleißig nach der Straße, welche der Graf genommen hatte, als er davon zog. Und da ſie die Augen aufhob, galoppirte ein Reiter daher, über Stock und Stein, über Berg und Thal, und hinterdrein, bald in der Luft empor, bald unterwärts der Erde nach, ſchwamm langgedehnt ein Schweif gleich einem Wimpel, der am hohen Maſt das Spiel der Winde iſt. Schwarz war das Roß und ſchwarz der Reiter angethan, ſeines Pferdes ſchneller Gang zielte auf das Schloß. Als er nun vor die Pforte kam, ach da erkannte Jutta, daß es Irwin war, in ſchwarze Trauer eingehüllt, und von dem runden Hut ſchwebte ein langer Flor bis zu des Pferdes Huf herab. Ach Irwin lieber Page mein, rief hochbetrübt die Gräfin ihm vom hohen Söller zu, welch eine Botſchaft bringſt du mir, ſag an, wie ſtehts um meinen Herrn? Da erhob Irwin gar weinerlich ſeine Stimme: O holde zarte Frau, viel ſchlimm iſt die Botſchaft, die ich bringe, viel Thränen wird ſie euren ſchönen Augen koſten! Entreißt den Blumenkranz den blonden Haaren und wandelt euer roſenfarbenes Gewand in ſchwarzen Boy und Flor! — Graf Heinrich iſt dahin, eiskalt und todt! — O Unglücksverkünder! rief die Gräfin aus, o Botſchaft voll Jammer und Herzeleid! Kaum hatte ſie das geſagt, ſo durchbebte ein kalter Schauer ihre Glieder, und Schatten des Todes umnebelten alle ihre Sinnen, die Kniee wankten und ſie ſank ohnmächtig den aufwartenden Dirnen in die Arme. Die ganze Grafſchaft Hallermünd ertönte von lauten Trauerklagen, da die Zeitung von des Grafen Tod ins Land erſcholl, welche der dumpfe Ton der Sterbeglocken beſtätigte, und die getreuen Hofdiener nebſt allen Unterthanen beweinten unverſtellt den Tod ihres guten Herrn.

Unter allen Leidenſchaften ſcheint indeſſen das Schmerzensgefühl am wenigſten geneigt, das Leben zu zerſtören, abſonderlich bei dem thränenreichen Geſchlecht, das allen Kummer ſich ſo leicht vom Herzen weint. Die tiefgebeugte Wittwe unterlag alſo nicht ihren Schmerzen, ſo ſehr ſie auch wünſchte, des Leibes ledig zu ſeyn, damit ihr von Sehnſucht beflügelter Geiſt den geliebten Schatten ihres Gemahls noch auf dem Wege in die Ewigkeit einholen möchte. Doch diesmal war ihr Wunſch vergebens; es wär auch ungerecht geweſen, wenn ihre

Seele die reizende Wohnung, welche ihr zum Aufenthalt angewieſen war, ſo eilfertig hätte verlaſſen wollen. Denn ein niedliches bequemes Obdach zu verſchmähen, um unter freiem Himmel zu wohnen, iſt eigentlich Uebermuth; ein anderes iſts, wenn jemand in einer räuchrigen oder gebrechlichen Hütte hauſet, die alle Augenblick den Einſturz droht, da iſt der Wunſch zu emigriren verzeihbar. Darum wenn eine Matrone, bei der ſchon jeder Balken im Geſparre knackt, ſich nach ihrer Auflöſung ſehnet, ſo iſt gegen ein ſo billiges Verlangen mit Grunde nichts einzuwenden; aber wenn junge friſche Mädchen ſo grabesdunſtwitterlich *) reden, ſobald irgend eine empfindſame Saite in ihrem Gehirn verſtimmt oder eine Intrigue geſcheitert iſt, ſo iſt das eitel Ziererei. Die ſchöne Jutta wünſchte, mit ihrem Herrn zu ſterben, wie die Gemahlin des weiſen Seneca, die ſich zur Geſellſchaft mit ihm die Adern öffnen ließ. Da er aber früher ausgeblutet hatte und der Tod bei ihr noch zögerte, folgte ſie gutem Rath und ließ ſchnell zubinden; denn ſie meinte, ſein entflohener Geiſt habe bereits einen zu weiten Vorſprung gewonnen, um ihn einzuholen. Nachdem der erſte Sturm der Leidensgefühle in einem ſanften Thränenregen ſich aufgelöſet hatte, und das zerriſſene Herz der jungen Wittwe einige ruhige Augen-

---

*) Ein Ausdruck aus einem Herrnhutiſchen Liede.

blicke genoß, ließ ſie den treuen Irwin rufen, um ausführlichen Bericht von dem unglücklichen Geſchick ihres Herrn zu vernehmen.

Sie erfuhr, daß an eben dem Tage und zu der Stunde, da es im Schloſſe ſich geeignet hatte, die verbündeten Grafen gegen die Stedinger ausgezogen wären und eine harte Schlacht begonnen hätten. Graf Heinrichen habe das Loos getroffen, zuerſt auf die feindlichen Schaaren anzuſprengen; da habe im Schlachtgetümmel eine feindliche Streitaxt ſeinen Harniſch geſpalten und ein mörderiſcher Wurfſpieß darauf die Bruſt durchbohrt. Unachtſamer Bub, fiel die Gräfin dem Pagen ins Wort, gebot ich dir nicht, meinen Herrn ſeiner Liebe zu erinnern, wenn er von Siegesluſt trunken ſeiner vergeſſen ſollte? Warſt du ſtumm, ihn zu vermahnen, oder war er taub, dich zu hören? Keins von beiden, holde Frau, erwiederte Irwin, ich hab euch noch nicht alles geſagt. Zur Seite eures Gemahls ritt Graf Gerhard von Oldenburg, euer Bruder, der Tags vorher erſt wehrhaft gemacht war und nun ſeine Waffenprobe that. Voll Muth und Jugendfeuer ſtürzte er in die feindlichen Speere und wurde umringt. Hundert Schwerter ſtürmten auf ihn ein, daß ſein Federbuſch zerſtob in zarte Flaumen. Als Graf Heinrich die Gefahr ſeines Schwagers inne ward, ſtach er ſeinen Hengſt an und flog ihm zu helfen. Da rief ich aus aller Macht: Gemach lieber Herr! Gemach! Seyd eingedenk eures zarten Ehegemahls! Doch er achtete nicht meiner Worte, wendete ſich zu ſeiner Ritterſchaft und ſprach: Drauf und dran, Roß und Mann! Mir nach! Es gilt des edlen Jünglings Leben! Im Nu ſaß er mitten im Haufen, bedeckte den Bedrängten mit ſeinem blanken Schilde, und ſein mächtiger Arm mähete die dichte Lanzenſaat zur Rechten und Linken, wie die Senſe des Schnitters die reifen Aehren zur Zeit der Ernte. Graf Gerhard ſtrebte ſich aus dem Gewühl hervor und wurde von den Seinen aus dem Gefecht gebracht; aber ſein Erretter fiel und ward ein Raub des Todes. Ich empfing ſeine letzten Seufzer an euch, nachdem ich ihm das Viſir geöffnet hatte. Er erkannte mich und blickte mich freundlich an: Treuer Herr, treuer Knecht! ſprach er mit ſchwacher Stimme, und reichte mir die Hand. Irwin zieh heim und vermelde der Gräfin meinen Sterbensgruß; ſag ihr, es thue nicht Noth, viel um mich zu weinen und zu jammern, es bleibe bei der Abrede. Ach möchteſt du bald bei mir ſeyn, Jutta Herzgeliebte mein! — Mit dieſen Worten verſchied der Graf! ich ſahs mit meinen Augen, wie ſeine reine Seele, als ein leichter Schatten geſtaltet, vom Munde auf gen Himmel emporſchwebte, und die Sonne ſtand hoch im Mittag, da das geſchah.

Dieſe Erzählung wirkte heftig, wie leicht zu erachten, auf die Thränendrüſen der gebeugten Wittwe; ſie wimmerte und ſchluchzete laut, und ihre Augen wurden von bittern geſalzenen Zähren wund. Um ihrer Gebieterin ſolch erneutes Herzeleid zu ſparen, hießen die Frauen den Pagen hinausgehen, aber die Gräfin winkte, daß er bleiben ſollte. Ach Irwin, lieber Page, noch immer weiß ich nicht genug von deinem Herrn, erzähle weiter! Iſt ſein Leichnam im Schlachtgetümmel von den Roſſen zertreten, von dem wüthenden Feind zerriſſen, oder ehrlich, wie es einem tapfern Ritter zuſtehet, zur Erde beſtattet worden? Lieber Page, ſag mir alles, was dir davon wiſſend iſt! Irwin trocknete ſeine Thränen, die ihm theils aus Mitleid gegen die ſchöne Gräfin, theils aus Betrübniß über den Tod ſeines guten Herrn, von den Backen, ſchön weiß und roth, wie Milch und Blut, träufelnd herabrollten, und fuhr in ſeiner Rede alſo fort: Wähnet nicht, daß der theure Ueberreſt des Leichnams von eurem Gemahl ſey zertrümmert oder gemißhandelt worden; die Grafen haben das Feld behalten und einen herrlichen Sieg erfochten. Nach geendigter Schlacht kamen ſie alle herangeritten, ihren Bruder und Bundesgenoſſen zu beklagen, ſeinen Leichnam als eine heilige Reliquie in Empfang zu nehmen und mit großem Pomp und Leichengepränge beizuſetzen, bis auf das Herz, welches den Aerzten übergeben wurde, es einzubalſamiren; denn der edle Bundesverein hat beſchloſſen, es euch durch eine Ehrenbotſchaft mit nächſten überbringen zu laſſen. Das ganze Heer ſtund mit geſenkten Fähnlein und Lanzen, und die Ritter mit aufwärtsgekehrtem Schwerte, in feierlicher Stille, als der Leichenzug vorüberzog. Die Heerpauken ließen dumpfen Sterbeklang erſchallen, und die Schalmeier ſchalmeieten dazu den Todtenmarſch. Ein Marſchall zog voran mit ſeinem ſchwarzen Stabe, dem folgten vier ehrenveſte Ritter; der erſte trug den Harniſch, der andere den ſtählernen Schild, der dritte das blanke Schwert, der vierte trug nichts: er war der Trauermann und ging im Leide, von tiefem Schmerz gebeugt. Alle Grafen und Edeln folgten dem ſchwarz verhüllten Sarge, mit zwei und dreißig Wappen behangen und oben drauf grünte ein Lorbeerkranz. Als nun der Leichnam ins Grab geſenket war, und alle Leidtragenden ein Avemaria und Paternoſter für die Ruhe der Seele in der Stille gebetet hatten, ging mirs durchs Herz, wie die ungeſchlachten Todtengräber die Erde herbeiharkten, daß die ſchweren Schollen mit dumpfem Getöſe hinunter auf den Sarg rollten, welches fürchterliche Geräuſch einen Todten hätte auferwecken mögen. Der Grabeshügel wurde mit Raſen belegt und mit drei ſteinernen Kreuzen beſetzt, eines zum Häupten, eines zu den Füßen und eines in der Mitte, zum Gedächtniß, daß hier ein deutſcher Held begraben ſey *).

Obgleich dieſer ausführliche Bericht des getreuen Irwins den ſchönen Augen ſeiner Herrſchaft wieder neue Thränen ablockte, ſo begnügte ſie ſich doch nicht daran, ſondern forſchte nach tauſend kleinen Umſtänden, welche ſie genau zu wiſſen begehrte, denn die Leidenden wünſchen immer, ihre traurigen Ideen ſich vollkommner auszumalen; der Schmerz gewährt endlich ſelbſt ein trübſinniges Vergnügen, und dient dem Geiſte zu einer Art von Unterhaltung. Irwin mußte der Gräfin die nämliche Erzählung täglich wiederholen und ſie fragte ihn bis auf die unbedeutendſten Kleinigkeiten aus; z. B. wie lang und breit die Trauerſchleiſe war, welche die Ritter beim Leichenzuge um den linken Arm gebunden hatten; ob ſie von Krepp oder von ſeidenem Flor war; ob ein Rappe zum Trauerpferd, und ein Schimmel, ein Falbe, ein Fuchs oder Tiger zum Freudenpferd gebraucht wurde; ob die Handhaben am Sarge überzinnt oder überſilbert waren und dergleichen intereſſante Dinge mehr, welches ihr indeſſen niemand

---

*) Die drei ſteinernen Kreuze ſollen noch auf dem Schlachtfelde in der Stedinger Grenzflur zu ſehen ſeyn. Wie denn dergleichen Merkzeichen im Felde häufig gefunden werden, worunter die Volksſage gemeiniglich einen alten Helden zu begraben pflegt.

verdenken konnte; denn die kleinſte Modifikation einer Hoftrauer intereſſirt ja noch jetzt ein ganzes Publikum, oft mehr als der Trauerfall ſelbſt.

Die Apotheker und Wundärzte, denen die Balſamirung des gräflichen Herzens anvertraut war, brachten damit ein volles halbes Jahr zu, weil entweder die dazu erforderlichen Spezereien in damaliger Zeit ſchwer zu haben waren, und aus fremden Orten mußten verſchrieben werden; oder weil es bei der Heilzunſt Herkommens iſt, mit ihren Operationen, wenn ſie Ausbeute geben, gar bedächtlich zu Werke gehen. Dagegen war das Herz auch ſo köſtlich parfümirt, daß die Urne, in welche es eingeſchloſſen war, mit gutem Fug als ein Potpourri auf eine Konſole hätte geſtellt werden können. Die wehmuthsvolle Wittwe machte indeſſen von der heiligen Reliquie keinen ſo eiteln Gebrauch. Sie ließ in dem Luſtgarten ein prächtiges Monument von Alabaſter und wälſchem Marmor errichten, auf deſſen Gipfel die Bildſäule des Grafen in voller Rüſtung, wie er zu Felde gezogen war, hoch emporragte. Thränenweiden und hohe Balſampappeln überſchatteten dieſes Grabmal; ſie pflanzte viel Jasmin und Rosmarin rings um den Fuß deſſelben, und ſetzte die Reliquie ihres Gemahls in dem porphyrnen Behältniß, welches ſie täglich mit friſchen Blumen umkränzte, in eine Blende deſſelben. Oft einſam trauernd, oft von dem treuen Pagen begleitet, der ihr den Bericht von dem Hinſcheiden des Grafen und den Begräbnißceremonien wiederholen mußte, ſaß ſie ſtundenlang in dem Heiligthum der Liebestreue, bald ſchweigend und horchſam, bald in kalter melancholiſcher Ruhe, bald zu wärmern Gefühlen geſtimmt, mit Schmerz und Thränen übergoſſen. Zuweilen ſtrömten ihre Empfindungen in Worte über, und von ihren melodiſchen Lippen ertönte dieſe Todtenklage:

„Wenn du, geliebter Schatten, noch den edelſten Theil deines irdiſchen Leibes umſchwebſt, den dieſer Aſchenkrug verſchließt, und ein unbemerkter Zeuge biſt der Thränen treuer Liebe, ſo verbirg dich nicht dem Weibe deines Herzens, das nach dem Troſte deines unſichtbaren Genuſſes mit heißer Sehnſucht ringt."

„Laß mich durch ein ſinnliches Merkzeichen deine Gegenwart fühlen; fächle als ein liebkoſender Hauch des Zephyrs dieſen ausgeweinten Augen ſanfte Kühlung zu; oder rauſche feierlich an den Marmorwänden dieſer Grotte zum hohen Dom hinauf, daß die runde Wölbung wiederhalle."

„Wandle in leichten Dunſt verhüllt vor mir vorüber, daß mein Ohr den gewohnten Gang deines männlichen Fußtritts wahrnehme; oder mein Auge aus dem Anblick deiner Geſtalt noch einmal Wonne trinke. — —"

„Ach Schweigen des Todes und Stille des Grabes iſt um mich her! Kein Lüftchen weht, kein

Blättlein rauſcht, es regt ſich kein Odemzug, kein Hauch des Lebens!"

„Der unermeßne Raum des Himmels und der Erde trennt mich von dir! Jenſeit jenes funkelnden Sterns wandelt dein unſterblicher Geiſt, nicht mehr meiner eingedenk! Hört meine Klagen nicht, zählt meine Thränen nicht, blickt nicht mit ſanfter Wehmuth auf meinen Schmerz herab."

„Weh mir! Ein ſchwarzes Verhängniß zerriß das eherne Band unſrer Gelobung! Du fliehſt mich, Wankelmüthiger! ſteigſt mit leichtem frohen Muthe über das blaue Luftgefilde hinaus. Ich Elende aber lebe, bin an die träge Erde gekettet und kann dir nicht folgen!"

„Ach ich hab' ihn verloren, auf ewig verloren, den Mann, den meine Seele liebte! Sein Geiſt kehret nicht hernieder, durch ein Merkzeichen mir den Troſt zu gewähren, daß die Fackel ſeiner Liebe an den Schwellen der Ewigkeit nicht verloſchen ſey."

„Hört meine Klagen, ihr Wälder und du Felſenkind, getreuer Wiederhall, verkünde ſie den fernen Auen und den ſanftrieſelnden Quellen. — Ich habe meinen Gemahl verloren, auf ewig verloren!"

„Nage unauslöſchlicher Schmerz an dieſem kummervollen Herzen, und verzehre mein Leben, daß mein Gebein das Grab empfange, mein gequälter Schatten in den Wohnungen der Unſterblichkeit ihm begegne, und wenn er ihn ohne Liebe findet, eine Ewigkeit durchtraure *)!"

Ein ganzes Jahr beſuchte die hochbetrübte Wittwe das Monument Tag für Tag, und überließ ſich ganz den ſchwärmeriſchen Eingebungen ihres Herzens. Sie nährte noch immer eine geheime Hoffnung, daß die Liebe den Geiſt ihres Gemahls aus dem Schooße der Wonne auf einen Augenblick in die Unterwelt zurückführen würde, um durch ein Anzeichen ſie von ſeiner unwandelbaren Treue zu vergewiſſern. Jedesmal wiederholte ſie die Todtenklage, um ihn an der Urne mit neuen Thränen zu beweinen. Dieſes ausnehmende Beiſpiel der Liebestreue machte die ganze Nachbarſchaft rege. Alle Wittwen, ſo weit das Gerücht von der treuen Jutta von Hallermünd erſcholl, bequemten ſich, den bereits verziehenen Raub des Todes wohlſtandshalber zu erneuern, und mancher längſt vergeſſene Ehekonſort kam dadurch wieder in gutes Andenken. Selbſt die Liebenden gingen an dem Mauſoleum ihr ſchönes Bündniß ein, glaubten ſolches dadurch feſter und feierlicher zu machen, und ganze Schaaren Minneſänger und empfindſamer Mädchen verſammelten ſich an ſchönen mondhellen Abenden daſelbſt, und ſan-

---

*) Daß es mit dieſer zierlichen hochpoetiſchen Wehklage ironiſch gemeint ſey, bedarf wohl kaum erinnert zu werden. W.

gen die Liebe Graf Heinrichs des Wackern und der treuen Jutta von Hallermünd. Von den hochgegipfelten Balſampappeln aber miſchte die Nachtigall ihre zärtlichen Liebesklagen in dieſe melodiſchen Geſänge mit ein.

Gleichwohl ſcheinen die allegoriſchen Köpfe der Dichter und Bildner ihre Symbolen auf ſichere Erfahrung gegründet zu haben, wenn ſie mit Vorbedacht die Hoffnung auf einen Anker ſtützen, die Standhaftigkeit an eine Säule lehnen, und den gewaltſamen Leidenſchaften die vollwangigen Sturmwinde, oder die aufgethürmten Meereswogen als Exponenten ihrer bildlichen Darſtellungen zuordnen. Der hartnäckigſte Sturm ermüdet endlich und das wogende Meer gewinnt ſeine Spiegelfläche wieder. Gleichergeſtalt ebnet ſich in der Seele der bewegſame Umtrieb der Ideen und der lange Athemzug der Leidenſchaften ermattet; die düſtern Wolken verſchwinden, der Horizont klärt ſich wieder auf und die Aſpekten deuten auf Sonnenſchein und trockne Witterung. Nach Verlauf eines Jahres erſcholl die bange Todtenklage der zärtlichen Jutta weder ſo laut, noch ſo oft als vorher aus der Halle des Monuments; ſie diſpenſirte ſich von der täglichen Wallfahrt dahin bei ſchlechtem Wetter, oder der entfernteſten Ahnung eines rheumatiſchen Zufalls, oder einer andern Verhinderniß; und wenn ſie keinen Vorwand hatte, ihrer Obſervanz auszuweichen, ſo ging ſie ſo gleichmüthig zum Grabmal, wie eine Nonne in die Metten, mehr aus Gewohnheit, als aus Antrieb, einer gelobten Pflicht Gnüge zu leiſten. Die Augen verweigerten ihr die Thränen und die Bruſt das Stöhnen, und wenn ſich ja noch ein erpreßter Seufzer davon losriß, ſo wars nur ſchwacher Nachhall des vormaligen Gefühls; oder wenn er unwillkührlicher Ausbruch einer Empfindung war, ſo hatte er doch keine Beziehung auf die Urne, und die getreue Jutta erröthete, ihr Herz zu befragen, wohin er gemeinet ſey. Sie ſtand indeſſen ganz von dem ſchwärmeriſchen Gedanken ab, den Geiſt ihres Gemahls durch eine Todtenklage in die Körperwelt zurückzuzaubern, um ihm eine neue Beſtätigung des geheimen Artikels ihrer Eheberedung abzufordern.

Kurz die gute Gräfin fand, nach genommener Rückſprache mit ihrem Herzen, was bei einer jungen Wittwe eben kein ungewöhnlicher Fall iſt, daß eine Veränderung damit vorgegangen ſey, und der Planet, unter deſſen Einfluß es bisher geſtanden, ſich zum Untergange geneigt habe, indem ein anderer hoch am Horizont heranſtieg, der ſeine anziehende Kraft daran äußerte. Der ſchwarzäugige Irwin hatte, ohne es zu wiſſen, dieſe Revolution bewirket. Obgleich ſein Amt eigentlich nur darin beſtand, vor ſeiner Herrſchaft herzugehen, wenn die Thür eines Gemachs aufzuthun war, und ihr zu folgen, wenn ſie ſich die Schleppe nachtragen ließ, ſo hatte er doch ſeit dem Ableben ſeines Herrn noch das Nebengeſchäfte, demſelben wöchentlich einigemal zu parentiren; und er beſaß eine ſolche Wohlredenheit, wenn er den Bericht von den letzten Stunden des Grafen der trauervollen Jutta wiederholen mußte, daß ſie nie müde wurde, ihn zu hören. Immer fiel ihm noch ein kleiner Umſtand ein, deſſen er bisher ſich nicht erinnert hatte; er ergänzte nicht nur den Bericht von dem, was der Graf zuletzt noch geſagt und gethan, ſondern auch was er in den Augenblicken, da die Seele von ihm ſchied, gedacht zu haben ſchien. Er kommentirte jede Bewegung, jede Miene des Sterbenden, die er beobachtet haben wollte, und wußte etwas ſchmeichelhaftes für die Gräfin daraus zu folgern. Bald betheuerte er, aus ſeinen Augen geleſen zu haben, daß ihre reizende Geſtalt, da ſchon Tod und Leben kämpfte, ihm noch vorgeſchwebt habe; bald äußerte er den Wunſch, daß der entflohene Geiſt den unnachahmlichen Reiz ihrer edlen Schmerzen möchte beobachtet und das Wonnegefühl empfunden haben, ihre ſchönen Thränen ungeſehen von den liebreizenden Wangen wegzuküſſen; bald pries er das Glück eines Ritters, von ſo holden Augen beweint zu werden, wenn er auf der Bahn der Ehre ſein Leben verliere, und vermaß ſich hoch, daß für eine einzige ſo köſtliche Zähre ſein eignes Leben dahin zu geben er für Gewinn halten würde.

Anfangs, da der Schmerz noch neu war, achtete die Gräfin dieſe Reden nicht viel; nachher fand ſie gleichwohl ein unſchuldiges Wohlgefallen daran, und endlich thaten ihr dieſe Schmeicheleien ſo wohl, daß ſie den Lobredner durch die Erhöhung ihrer Reize, vermöge der Anordnung des Putzes, gefliſſentlich dazu aufzufordern ſchien. Ob ſie gleich in der herben Todtenklage den Schmerz herbeigerufen hatte, an ihrer Geſtalt zu zehren, ſo war doch der verhaßte Zerſtörer aller blühenden Reize zu beſcheiden, ihr dieſen traurigen Dienſt zu leiſten. Das ſchmachtende Augenpaar harmonirte ſo fein mit dem ſanftroſigen Kolorit der Wangen, und des Buſens wogender Schwanenglanz kontraſtirte ſo lieblich mit dem ſchwarzen Trauerkleide, daß ein unwiderſtehlicher Zauber ihre Wohlgeſtalt umfloß; denn nach dem Urtheil der Kenner thut eine in Halbſchatten geſtellte Schönheit größere Wirkung, als wenn ſie in vollem Lichte glänzt.

Der lüſterne Irwin müßte keine Augen gehabt haben, oder kein Page geweſen ſeyn, wenn er beim Anblick ſo vieler Reize unempfindlich geblieben wäre. Er hatte den Schmetterlingsglauben, jede Blume ſey für ihn gewachſen; es galt ihm gleich, ob ſie in einem umzäunten Luſtgarten oder als eine Feldblume auf der Wieſe blühete; vermöge ſeiner buntfarbigen Schwingen, meint' er, ſey es ihm vergönnt, ſich über Zaun und Mauern zu heben. Die Ehrerbietung, die er ſeiner Gebieterin ſchuldig war, hielt ſeine Leidenſchaft zwar in den Schranken ſeines Herzens eingekerkert; aber ſein Erröthen, wenn ihr Auge dem ſeinigen begegnete, das Streben, aus jedem Winke ihren Willen zu errathen, die Gefliſſenheit, ſolchen zu erfüllen, und das Verlangen, wenn ſie ſich mit ihm unterhielt, ihr ſtets was Angenehmes zu ſagen, veroffenbarten genugſam; dieſe ungewöhnliche Anhänglichkeit an ſeine Herrſchaft habe eine andere Bewegurſache, als angelobte Pflicht; und die Gräfin errieth das Geheimniß ohne Mühe, vermöge des ihrem Geſchlecht gewöhnlichen hermeneutiſchen Scharfſinnes in Herzensangelegenheiten. Dieſe Entdeckung mißbehagte ihr ſo wenig, daß ſie die ſtumme Intrigue, wobei es nie zu einer wörtlichen Erklärung kam, zur unſchuldigen Beſchäftigung des Herzens (weil eine junge Wittwe doch nicht immer wie eine Turteltaube um den verlornen Gatten girren und klagen kann) zu unterhalten ſuchte. Doch der genährte Funke fand in ihrem Herzen ſo viel Zunder, daß er bald zur lichten Flamme aufloderte.

Der ſchlaue Irwin bemerkte mit geheimer Freude die zärtlichen Geſinnungen ſeiner Gebieterin, und was er vorher ſeiner Phantaſie nicht erlaubt hatte, ihm vorzuträumen, wurde jetzt eine ernſthafte Beſchäftigung ſeiner Ueberlegung, und ſeine Pagendreiſtigkeit ſchmeichelte ihm mit der Hoffnung, dereinſt wohl gar der Gemahl ſeiner Herrſchaft zu werden. Das erſte Gefühl der Liebe ſachte dieſen Gedanken ſo in ſeinem lüſternen Herzen auf, daß er ſich zu einem Wageſtück entſchloß, ſein Glück aufs höchſte zu treiben.

Einsmals als er die Gräfin zum Monument begleitet, von den Gefühlen der Zärtlichkeit im Allgemeinen lange mit ihr gekoſet und aus ihren Blikken und Gebehrden wohl verſtanden hatte, was für eine Nutzanwendung ſie von dieſer philoſophiſchen Abhandlung in ihren Gedanken machte, kam er mit einem ſchnellen Uebergange auf das Thema, worauf er ſich zubereitet hatte. Edle Frau, hub er ſeine Rede an, auf der Welt hat der Menſch keine bleibende Stätte und alles Ding hat ſeine Zeit. Das hab ich reiflich bei mir erwogen, und darum begehr ich von euch meinen ehrlichen Abſchied. Denn es bedünket mich Zeit zu ſeyn, daß ich nach dem Beiſpiel meiner Ahnen zu Wehr und Waffen greife, ſintemal ich die Kinderſchuhe vertreten habe, und forthin es mir nicht mehr ziemen will, einer Dame die Schleppe nachzutragen. Ach guter Irwin, gegenredete die Gräfin, wie kommt dir ſo plötzlich zu Sinne, aus meinem Dienſt zu ſcheiden? Hab ich dich nicht ehrlich als meinen Diener gehalten, und dir alle Lieb und Gunſt bewieſen, die einer frommen Herrſchaft gegen ihr Geſinde zuſtehet? Sag an, was irrt Dich? Was treibt dich von mir zu ziehen?

Irwin. Ach mich quält dies und das,
Drückt mich weiß ſelbſt nicht was,
Quälet mich Seelenpein,
Enget das Herz mir ein.
Muß in die weite Welt,
Raſch über Thal und Feld,
Obſchon ſonſt keinerwärts
Wornach verlangt mein Herz,
Als hier in Hallermünd
Ich ſeh' und find.

Die Gräfin ließ ſich die Qual des guten Irwin gar ſehr zu Herzen gehen, ob ſie gleich über ſeinen Zuſtand mehr Freude, als Mitleiden empfand; ſie wünſchte nur eine deutlichere Erklärung von ihm, darum forſchte ſie weiter: was beunruhiget dein Gemüth? Iſts Durſt nach Ehre und der Ritterwürde, oder Ueberdruß an der Einförmigkeit dieſes Witthums? Oder Kitzel jugendlichen Uebermuthes? oder iſt ein Funke der betrüglichen Leidenſchaft in deiner Bruſt entglommen, der dich bangt und quält? Sags frei heraus, was für ein Sturm in deiner Seele brauſt?

Er. Ihr wollt es ſo, es ſey!
Mich drückt die Liverei;
Hab lang genug gedient als Knecht,
Und ſehne mich nach Herrenrecht.
Was hilft mirs, daß die Roſe blüht
Und dort die edle Traube glüht?
Hab ich davon Nutz und Genuß,
Wenn ich ſie ſehn und miſſen muß?

Die Gräſin begriff vollkommen den Sinn dieſer Worte, und ſah wohl ein, welche Hoffnung und Wünſche Irwin in ſeinem Buſen nährte, die er ſeiner Gebieterin in der Qualität eines Ganymeds deutlicher zu offenbaren ſich ſcheuete. Sie wünſchte dieſe Hoffnung zu unterhalten, ohne die Geſetze des Wohlſtandes dabei zu übertreten; darum trug ſie ihren Gebehrden auf, das erſte auszurichten, und ihrem Munde, das zweite zu bewirken. Sie ſchlug die Augen etwas verſchämt zur Erde nieder, zupfte eine Bandſchleife zurechte und ſprach mit ſanftem Erröthen: die Roſe blüht und die Traube reifet, unbekümmert, welcher Buſen ſtrebt, ſich mit jener zu ſchmücken, und welchem Gaum nach dieſer lüſtet. Ihnen genüget den Geruch zu erquicken und das Auge zu ergötzen, den Verſtändigen erfreuet ihr Anblick und er geht mit Entzücken vorüber. Der Unverſtändige ſtreckt ſeine Hand aus, eine Traube zu erreichen, die er nicht erlangen kann, oder eine Roſe zu pflücken, deren Dornen ihn verwunden.

Dieſe allegoriſche Sentenz aus dem Munde der ſchönen Wittwe enthielt für den raſchen Irwin weniger Troſt, als der pathognomiſche Ausdruck ihrer Gebehrden. Der dreiſte Page ſchwieg, erſeufzete, ſah trübſinnig vor ſich hin zur Erde, und ſeine Herrſchaft war ſo gefällig, dieſe bedeutſame Pantomime nachzuahmen. Doch wenig Tage darauf war der Junker ſtattlich ausgerüſtet, die Gräfin ließ ihn wehrhaft machen, er ſchwang ſich auf das Leibroß ſeines erbleichten Herrn und zog mit frohem Muthe zur erſten Ritterfahrt davon.

Die Abweſenheit war ſeiner Herzensangelegenheit eher förderlich als nachtheilig. Die Gräfin empfand bald Langeweile in ihrem einſamen Witthum, da der theilnehmende Zeuge ihrer Todtenklage nicht mehr vorhanden war. Ihr Schmerz fand keine Nahrung mehr, ganz andere Gedanken beſchäftigten jetzt ihre Seele, ſie dachte mit Ernſt darauf, den ehemals ſo feſt verſchlungenen Liebesknoten aufzulöſen, und weil ſie viel auf ſinnbildliche Deutung hielt, ſo fiel ihr ein, zur angenehmen Zeitkürzung einen Verſuch zu machen, ob die Sache möglich und thunlich ſey. In einer einſamen Stunde öffnete ſie das goldne Herz, welches ſie im Buſen trug, und nahm das darin verwahrte Dokument der Liebestreue heraus, beſah es lange, den Gang des verborgenen Gewindes auszuſpähen und die Fäden gemachſam auseinander zu wirren. Ihr kunſtreicher Finger war ſo geſchäftig bei dieſer Arbeit, daß es ihr wirklich gelang, die äußern Schleifen zu löſen; aber dem innern Keim war durch alle Kunſt und Mühe nichts abzugewinnen. Ihre Geduld ermüdete endlich, und um ihr Geſchäfte doch nicht unvollendet zu laſſen, nahm ſie die wirkſame Scheere zu Hülfe, die ihr eben den Dienſt that, den das Schwert des großen Alexanders bei Auflöſung des Gordiſchen Knotens geleiſtet hatte, und nun war gezen die Möglichkeit, einen feſt verſchlungenen Liebesknoten aufzulöſen, nichts mehr einzuwenden.

Nach dem Begriff der guten Gräfin hätte ihr nun billig das Recht gebühret, alsbald einen neuen Knoten zu ſchürzen und in ihr goldnes Amulet zu verbergen, da der erſte nicht mehr vorhanden war; doch ein beunruhigender Zweifel begegnete ihr recht zur ungelegenſten Zeit, da ſie eben im Begriff war, die Hand ans Werk zu legen. Ein Liebesknoten, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, iſt doch eigentlich nur ein Sinnbild irdiſcher Verbindung, und ein ſolches Band iſt leicht zu löſen; der Tod hat mit ſeiner Sichel das ja bereits ſchon gethan, was die Scheere nachgeahmt hat. Aber mit dem Gelübde für die andre Welt hat es vielleicht nicht gleiche Bewandtniß. Wie könnt' ich mit einem getheilten Herzen eine Ewigkeit ausharren unter immerwährenden Vorwürfen zweier Theilhaber, deren jeder zu dem Ganzen berechtiget zu ſeyn glaubte? Dieſe Verlegenheit machte ſie viele Tage lang mißmüthig und traurig, und weil ſie ſich in einer ſolchen Gewiſſensſache nicht zu rathen wußte, beſchloß ſie, einem ehrwürdigen Herrn, dem ſie eine genauere Bekanntſchaft mit himmliſchen Dingen als ſich ſelbſt zutrauete, ihr Anliegen vorzutragen.

Der Probſt zu Eldagſen ſtand in dem Rufe eines frommen und tiefgelehrten Mannes, der die ſpitzigſten Fragen, die Geiſterwelt betreffend, mit ſcholaſtiſcher Weisheit aufzulöſen wußte. Denn was iſt ſpitziger als eine Nähnadel? Und gleichwohl wußte der ſeraphiſche Prälat zu ſagen, wie viel himmliſche Geiſter auf dieſem Ruhepunkte Platz nehmen könnten. Warum ſollte er nicht auch von den himmliſchen Matrimonial=Gerechtſamen Auskunft geben können? Die Gräfin ließ anſpannen und fuhr mit geängſtigtem Herzen zu dem weiſen Prälaten. Ehrwürdiger Herr! ſprach ſie, mich treibt ein ſonderbar Anliegen zu euch, welches ich euch wohl eröffnen möchte, ſo ihr mir Rath und Belehrung ertheilen wollet?

Der Probſt zu Elbagſen war bei aller philoſophiſchen Grübelei dem ſchönen Geſchlecht nicht abhold, und tröſtete gern die Damen, die ſich in ihren Kümmerniſſen an ihn wendeten, inſonderheit, wenn ſie jung und ſchön waren. Was beunruhiget euer edles Herz, tugendſame Frau? fragte er. Offenbart mir euren geheimen Kummer, daß ich euch mit himmliſchem Troſt erquicke.

Ein unbedachtſames Gelübde, antwortete ſie, das mir die Liebe abgezwungen hat, macht mir Kummer: ich habe verheißen, das Band der Ehe mit meinem Gemahl jenſeit des Grabes zu erneuern, und es zu beſtätigen ewiglich. Aber iſt ein junges Weib im Lenz des Lebens wohl Meiſterin ihres Herzens? Soll ich meine Jugendzeit als Wittwe einſam vertrauren, um einer Hoffnung entgegen zu harren, von der ich nicht weiß, ob ſie zu gewähren ſtehet? Belehret mich, ehrwürdiger Vater, ob die Liebenden ſich einſt wieder in Liebe begegnen, oder ob alles, was auf Erden gebunden iſt, in jenem Leben frei und ledig ſey?

Freilich! Freilich! erwiederte der korpulente Probſt, iſt alle irdiſche Verbindung in Edens Gefilden aufgehoben, das verſteht ſich! Wie kann davon noch die Frage ſeyn? Wiſſet ihr nicht, edle Frau, daß man dort oben nicht wird freien noch ſich freien laſſen? Wie könnte auch der Eheſtand im Schooß der Wonne ſtatt finden, da iſt er ein Weheſtand? denn die glücklichſten der Ehen haben laut Zeugniß der Erfahrung gleichwohl ihr böſes Eheſtündlein; wie paßte ſich aber Ehezwiſt und Mißmuth zu den Wohnungen des Friedens? Euer Bündniß hat der Tod zerriſſen, ihr ſeyd ſo frei und ledig als das Vöglein in den Lüften, oder das Reh in den Wäldern, das den Netzen des Jägers entronnen iſt. Wenn ihr aber euer Gewiſſen mit einem unbedachtſamen Gelübde beſchweret habt, ſo iſt auch dafür Rath: Der heiligen Kirche iſt gegeben die Gewalt, euch davon zu entbinden. Bedenkt mein armes Kloſter, ſo will ich euch Dispenſation vom Biſchoff verſchaffen, ſo viel ihr bedürfet, ein neues Bündniß einzugehen, ohne daß euch die Sünde ſoll behalten werden, weder in dieſem noch in jenem Leben.

Die gewiſſenhafte Jutta war nun nach Wunſche belehrt, daß die Eheberedung mit ihrem verſtorbenen Herrn nichts weiter als eine zärtliche Grille geweſen ſey; ihr ganzes Syſtem von der verklärten Liebe war umgeformt. Sie beruhigte ihr Gewiſſen in Anſehung der voreiligen Gelobung, machte den Handel mit dem Prälaten richtig, bedachte ſein armes Kloſter und wurde darauf von ihm zu einer reich mit Silber beſetzten Tafel geführet, ſo leichten und frohen Muthes, als ein entfeſſelter Sklav, dem unvermuthet die Ketten abgenommen werden, und der nun den Reiz der Freiheit wieder ſchmeckt. Der Wunſch ihres Herzens war nur, daß der ſchöne Irwin von ſeiner Ritterfahrt bald wieder heimkehren möchte, um mit ihm den Bund der Liebe zu ſchließen; doch nicht über die Grenzen dieſes Erdenlebens hinaus, damit, wieder eintretenden Falls, keine Dispenſation weiter nöthig ſey. Der flinke Ritter verzog nur allzu lange mit ſeiner Wiederkehr, und die Sehnſucht goß immer mehr Oel in die Flammen der Liebe.

Eine der dornigſten Frage, worüber in der Schule der Liebe pro und contra geſtritten wird, iſt die, ob die erſte oder die zweite Liebe ſtärker und mächtiger ſey? Geradezu läßt ſich das Problem ſchwerlich entſcheiden; aber es iſt ein richtiger Erfahrungsſatz, daß eine junge raſche Wittwe, welche mit dem Gefühl der Zärtlichkeit bereits bekannt iſt, bei der zweiten Wahl ſtets brünſtiger und feuriger liebt, als bei der erſten im dämiſchen Noviziat der Liebe. Die zärtliche Jutta wußte ihre Leidenſchaft ſo wenig zu mäßigen, daß ſie ſogar das beſcheidene Gewand der Sittſamkeit und ſcheuen Zurückhaltung, welches vormals die Geſetze des Wohlſtandes dem ſchönen Geſchlechte aufbürdeten, abzulegen kein Bedenken trug. Sie ſeufzete und rief laut und offenbar:

Ach Irwin Augentroſt,
Ach Irwin Herzgeſpiel,
Ach Irwin Löſchebrand,
Wie lange weileſt du
Im Waffenfelde?
Die Roſe blühet dir,
Die Traube glühet dir,
Winkt zum Genuß!
Du Lüftchen, das ſo ſanft
Um meinen Buſen ſpielt,
Eil' meinem Ritter nach,
Und weh' in ſein bepanzert Herz
Den Duft von meiner Zärtlichkeit,
Daß er des Kampfs vergißt
Und nach dem Siege ringt,
Den Liebestreue krönt.

Ob das Lüftchen ſo gefällig war, die Botſchaft auszurichten, oder ob der junge Ritter aus eigner Bewegung den Heimweg nahm, daran liegt wenig:

genug, eh' man ſichs verſah, war Ritter Irwin da, und mit ihm kehrte die laute Freude wieder nach Hallermünd zurück, die ſeit dem großen Balle aus der Reſidenz verbannet war. Die Gräfin legte die Trauerkleider ab, und empfing den ſtattlichen Ritter nicht als Ihren vormaligen Diener, ſondern als einen Herrn. Sie ſtellte ihm zu Ehren ein großes Gaſtmahl an, und ließ ihm den Becher kredenzen, den er ihr noch vor kurzer Zeit ſelbſt kredenzt hatte. Darüber machten die weiſen Damen aus der Nachbarſchaft mancherlei Gloſſen, und die Scharfſinnigen erriethen, was ſie immer wollen vorher geſehen haben, wenn ſich die Sache von ſelbſt veroffenbaret, daß ſich zwiſchen der Gräfin und dem feinen Ritter eine Liebe entſponnen habe, welche der Altar beſtätigen würde. Zwar hätten ſie noch vor Kurzem hundert gegen eins gewettet, daß die treue Jutta ſich nicht wieder vermählen würde; aber nun hätten ſie die Wette gern umgekehrt, wenn Jemand zu finden geweſen wäre, der ſie hätte eingehen mögen.

Indem die vier umliegenden Grafſchaften die Lehre von der Möglichkeit und Wirklichkeit einer zweiten Liebe der Gräfin von Hallermünd mit metaphyſiſchem Tiefſinn erörterten, war Ritter Irwin darauf bedacht, ſich ſeiner Liebesbeute zu verſichern, und dadurch der ganzen Kontrovers ein Ende zu machen. Er wagte auf dem Fittig der Liebe den kühnen Flug, ſich zu ſeiner vormaligen Herrſchaft zu erheben, und ungeſcheut um ſie zu werben. Die wankelmüthige Jutta hatte den erſten Schritt bereits gethan, ihrer Gelübde ſich zu entſchlagen; der zweite koſtete ihr weniger, auch ihres Standes zu vergeſſen und eine Staffel von der Ehrenbühne des Ranges abwärts zu ſteigen, das Urtheil der großen Welt zu verſchmähen, und den Trieben ihres Herzens nachzugeben. Sie kam dem Glücklichen auf halbem Wege herablaſſend entgegen, erhörte ſeine Wünſche und ſchloß mit ihm den zärtlichen Liebesverein, welchem nichts mangelte als der prieſterliche Segen, den der gefällige Probſt zu Eldagſen den Verlobten zu ertheilen bereit und willig war. Alles Naſenrümpfen der gräflichen Sippſchaft war nun vergebliche Grimmaſſe; die Anſtalten zum Beilager wurden mit großem Pomp gemacht, und die reiche Braut beeiferte ſich, an ihrem zweiten Hochzeitfeſte durch Pracht und Glanz zu erſetzen, was ihm an Würde gebrach.

Ungefähr einen Mondenwechſel vor Vollziehung dieſer Feierlichkeit, luſtwandelte die ſchöne Braut am Arm ihres geliebten Ritters eines Abends noch ganz ſpät in dem Luſtgarten, um ihn zu belehren, daß für ihn die Roſe blühe und die Traube reife. Unter dem Geflüſter traulicher Geſpräche hatte das liebende Paar nicht Acht auf den Weg, den ſie genommen hatten; der Zufall führte ſie unvermerkt in die Gegend des Monuments, das in einſamer Stille ganz verlaſſen ſtand, da es die Gräfin ſeit langer Zeit nicht mehr beſuchte. Der Mond beleuchtete die Vorderſeite deſſelben mit vollem Lichte, und die ſchauerliche Mitternachtsſtunde machte dieſen Anblick feierlich.

Von ungefähr hob die Neuverlobte die Augen auf, ihr Blick traf auf die Bildſäule oben auf dem Dome des Grabmals. Da kams ihr vor, als wenn der kalte Marmor Leben und Wärme empfange, wie das Meiſterſtück Pygmalions, welches der Enthuſiasmus des Künſtlers beſeelte. Das Standbild ſchien ſich zu regen, es erhob die rechte Hand, und bildete den Ausdruck einer Warnung oder Drohung vor. Ein banger Schauer durchbebte das Herz der Bundbrüchigen bei dieſem Wundergeſicht; ſie ſchwankte zurück, that einen lauten Schrei und verbarg ihr Haupt in des Ritters Buſen. Irwin erſchrak, wußte nicht, was dieſe ängſtliche Gebehrdung veranlaßte. Woher das Zagen und Beben eurer zarten Glieder, geliebte Gräfin? redete er ſie an; fürchtet nichts, ihr ſeyd in meinen Armen, die euch vor aller Gefahr ſchützen, ſo lange dieſes Herz in meinem Buſen ſchlägt. Ach Irwin, trauter Ritter, lispelte die Erſchrockene mit zagender Stimme, ſehet ihr nicht, wie das Standbild auf dem Grabmal fürchterlich winket, und mit aufgehobener Rechte mich bedroht? Hinweg von dieſem grauſenvollen Orte, wo mich Schrecken des Todes umringen!

Dem verliebten Ritter kam dieſe Viſion jetzt ſehr ungelegen, darum bemühete er ſich, ſolche alsbald wegzuräſonniren. Iſts nichts mehr als dieſes Gaukelſpiel der Phantaſie, ſprach er, was euch beunruhiget, ſo laſſet euren Kummer ſchwinden. Ein ſchwankender Schatten der hohen Ulme, welche ein Lüftchen gebeuget, und der bleiche Strahl des einfallenden Mondenlichtes hat euer Auge getäuſchet, und aus dieſer Miſchung des Schatten und Lichtes hat eure ſchöpferiſche Einbildung ein Schreckbild zuſammen gebaut, welches der melancholiſche Eindruck der Mitternachtſtunde vollendet hat. Mit nichten! verſetzte die Gräfin; mein Auge hat mich nicht betrogen; die Bildſäule hat ſich geregt und mich bedräuet, meiner Gelübde eingedenk zu ſeyn. Ach Irwin, lieber Irwin! ich kann und darf die Deinige nicht werden!

Dieſe Rede fiel wie ein erſtickender Schwaden auf Irwins Herz, benahm ihm Leben und Athem, und das Wort erſtarb auf ſeiner Zunge. Er ſann die ganze Nacht nach, wie er der ſchönen Jutta den chimäriſchen Gedanken entreißen möchte, und da er mit ſeinem Sinnen und Forſchen nicht fand, was er ſuchte, ſaß er früh auf und ritt zum klugen Manne, dem weiſen Probſt zu Eldagſen, ſich dieſes kritiſchen Umſtands halber Raths zu erholen; denn er wußte ſelbſt eigentlich nicht, was er von der ſonderbaren Viſion, auf deren Zuverläſſigkeit die Gräfin beharrete, denken ſollte. Er trug ihm ſein bängliches Anliegen vor, und der Probſt, als der hellſte

Kopf ſeiner Zeit, urtheilte davon gar vernünftig, daß die Erſcheinung nichts als Betrug der Sinnen ſey, machte ſich auf und zog mit nach Hallermünd zur Gräfin, ſie zufrieden zu ſtellen. Kümmert euch nicht, edle Frau, um die Todten, ſagt' er ihr; die Todten kümmern ſich ja auch nicht um die Lebendigen. Mit dem Tode hört alle Verbindung auf, welche die Liebe auf Erden geſchloſſen hat. Ich bin gewiß, wenn anders euer Gemahl aus den Fenſtern des Himmels auf euch herabſchauen kann, daß es ihn freuen wird, die Thränen eurer Zärtlichkeit verſiegt zu ſehen; er wird ſogar die Wahl eures Herzens billigen und euer Bündniß ſegnen.

Dieſe Hypotheſe eines ſo aufgeklärten Kopfes über die Denkungsart der Verklärten verſchlang das Ideal der zärtlichen Schwärmerei ſo ſchnell und leicht, wie eine der mageren Kühe des Pharao eine von den fetten. Die unterbrochenen Zubereitungen zum Beilager erhielten wieder ihren Fortgang, und noch an dem nämlichen Tage wurde das Brautkleid gewählt und in Arbeit genommen.

Gleichwohl verbreitete ſich das Gerücht immer mehr, es gehe bei dem Monument nicht mit rechten Dingen zu, das Heiligthum der Liebenden werde durch mancherlei Spukereien entweihet. Manch zärtlich Paar, das ſich dort eine geheime Zuſammenkunft gab, wurde von paniſchem Schrecken befallen und verſcheucht. Es rauſchte im Gebüſche, es toſete in der Halle, zuweilen hüpfte ein blaues Flämmchen zwiſchen den dichtbelaubten Thränenweiden gleich einem Irrlicht hin und her, und oft wandelte ein langer weißer Schatten um das Monument herum. Eine Bande Harfner und Minneſänger, die gekommen waren, das Lied der Liebestreue nach Gewohnheit ertönen zu laſſen, wurde mit einem nachdrücklichen Steinhagel bewillkommt und in die Flucht getrieben, und eine helle Feuerflamme brach aus der Grotte hervor, als wenn ein Vulkan ſeinen fürchterlichen Schlund darunter eröffnet hätte, der einen glühenden Lavaſtrom ausgöſſe. Ganz Hallermünd wußte von dieſen Spukgeſchichten zu erzählen, aber bei Hofe hatte die Starkgeiſterei auf einmal ſo überhand genommen, daß man dieſe Sagen für eitel Geſchwätz und Mährchen hielt. Die Höflinge trieben nur ihren Spott damit, oder wenn ſie offenbare Thatſachen geradezu nicht leugnen konnten, vernünftelten ſie doch alles aus natürlichen Urſachen herbei, obgleich keiner es wagte, nach Sonnenuntergang in den ſchauervollen Luſtgarten einen Fuß zu ſetzen.

Der zur Vermählung angeſetzte Tag brach nun heran. Es war einer der längſten des Sommers; demungeachtet reichte er kaum zu, die Braut mit allen den köſtlichen Reizen zu ſchmücken, welche an Hoffeſten die Eurythmie der ſchönen einfachen Natur zu verdrängen pflegen. Die nächtlichen Schatten bedeckten bereits Thäler und Wälder, und tauſend flimmernde Wachskerzen beleuchteten das Schloß, da die ſchöngeſchmückte Jutta mit allem Prunk der Ueppigkeit belaſtet hervorging, um ſich von dem entzückten Irwin an den Altar zur Trau führen zu laſſen, wo der dienſtfertige Probſt zu Elbagſen in pontificalibus ihrer ſchon lange wartete. Die hohe Burg ertönte von lautem Freudengetümmel, denn die Gräfin war bedacht geweſen, durch reiche Spenden ſich von ihrem Hofgeſinde eitel freundliche Geſichter zu erkaufen, um in keiner Miene einen Vorwurf über die zweite Heirath zu leſen. Der ſtolze Brautzug wälzete ſich langſam feierlich über den mit Blumen beſtreuten Schloßhof zur Kapelle hin. Aber hoch auf dem Dache derſelben ſaß eine ächzende Wehklage, und wimmerte ihren Unglücksruf aus hohler Kehle hervor. Die Hofhunde erhoben dazu ein fürchterliches Geheul, und die nachbarliche Eule antwortete dieſer grauſenden Intonation aus dem düſtern Winkel eines alten Thurms. Da winkte der Hochzeiter den Pfeifern, daß ſie vom Söller mit Zinken und Poſaunen blieſen, damit die Gräfin nicht das Miaulen der Wehklage und das kreiſchende Eulengeſchrei vernehmen möchte.

Die Trauung wurde nach den Verordnungen der heiligen Kirche vollzogen; aber o Wunder! auf dem Rückwege vom Altar nach dem Speiſeſaal verloſch plötzlich die hochzeitliche Fackel, mit welcher der

Silberpage als Hymenäus den Neuvermählten vorleuchtete, über welches ſonderbare Ereigniß die Schwachen mancherlei ſorgſame Spekulationen zu äußern ſich nicht enthalten konnten, obgleich die Starken nicht ermangelten, alles aus natürlichen Urſachen zu erklären.

Bis zur ſchauerlichen Mitternachtsſtunde wurde in aller Fröhlichkeit bankettirt. Kaum aber hatte der Schloßwächter die zwölfte Stunde abgerufen, ſo erhob ſich plötzlich im Schloſſe ein fürchterliches Getöſe, gleich dem Brauſen eines heftigen Windes; es raſſelte an den Fenſtern, die Mauern und Wände erbebten, daß die Gläſer auf der Tafel klirreten, die Balken krachten, es ſchlug mit den Thüren auf und zu. Die Wachskerzen brannten ſo dunkel als Todtenlichter, dagegen erhellete ein ungewöhnlicher Schimmer wie eine ſchnellauflodernde Flamme das Vorgemach, welches Alle, die zur Tafel ſaßen, in Schrecken und Verwunderung ſetzte. Alle Gäſte ſaßen da in ſtummer Beſtürzung, und keiner hatte das Herz, dieſes ungewöhnliche Meteor aus natürlichen Urſachen zu erklären.

Plötzlich erhob die Gräfin ihre Stimme und rief mit ängſtlicher Geberde: Hilf, Gott, welch ein Geſicht! Ach! mein Gemahl, der Graf, kommt, ſich zu rächen! Als ſie das geſagt hatte, ſank ſie auf dem Stuhle zurück, ſchloß die ſchönen Augen zu und gab kein Zeichen des Lebens mehr von ſich. Groß war das Herzeleid in Hallermünd, da die Trauer ſo ſchnell mit der hochzeitlichen Freude wechſelte. Ritter Irwin ſtand wie verſteint vor Beſtürzung da, unbewegſamer als das marmorne Standbild auf dem Monumente. Die Aerzte wurden herbeigerufen, die Erblaßte wieder ins Leben zu bringen, aber ihre Kunſt und Mühe war vergebens. Denn obgleich der entſeelte Körper vier und zwanzig Stunden lang ſeine natürliche Wärme behielt, wie es geſchehen ſoll bei denen, die in einer Verzückung geſtorben, vom Alp erdrückt oder von einem Geſpenſte ſind erwürget worden: ſo war die Seele doch bereits entflohen und auf dem Wege nach der Ewigkeit. Die Kunſt der Aerzte begnügte ſich, den ſchönen Leichnam der Verweſung zu entreißen, den ſie aufs fleißigſte einbalſamirten, und inſonderheit das Herz, das ſie in der Urne unter der Halle des Grabmals verwahrten. Und ſo wurden die Herzen, die im Leben untrennbare Einigung ſich gelobt hatten, im Tode dennoch mit einander vereinbaret. Ob aber die Seelen in jener Welt den auf Erden zerrütteten Liebesbund erneuert, und ſich wieder ſo vereinbaret haben, als ihre Herzen in der Urne, davon iſt bis jetzt noch keine authentiſche Nachricht in dieſe Unterwelt gelanget.

Stumme Liebe.

Es war einmal ein reicher Kaufmann, Melchior von Bremen genannt, der ſich immer hohnlächelnd den Bart ſtrich, wenn vom reichen Mann im Evangelium gepredigt wurde, den er, im Vergleich mit ſich, nur für einen kleinen Krämer ſchätzte. Er hatte des Geldes ſo viel, daß er ſeinen Speiſeſaal mit harten Thalern pflaſtern ließ. In jenen frugalen Zeiten herrſchte dennoch, ſo gut als in den unſrigen, ein gewiſſer Luxus, nur mit dem Unterſchiede, daß er bei den Vätern mehr als bei den Enkeln aufs Solide geſtellt war. Ob ihm dieſe Hoffahrt gleich von ſeinen Mitbürgern und Konſorten ſehr verarget und für eine Prahlerei ausgedeutet wurde: ſo wars damit doch mehr auf kaufmänniſche Speculation, als Aufſchneiderei angeſehen. Der ſchlaue Bremer merkte wohl, daß die Neider und Tadler dieſer ſcheinbaren Eitelkeit nur den Ruf ſeines Reichthums ausbreiten und ſeinen Kredit dadurch mehren würden. Er erreichte dieſe Abſicht vollkommen: das todte Kapital von alten Thalern, das ſo weislich im Speiſeſaal zur Schau ausgeſtellet war, brachte hundertfältige Zinſen durch die ſtillſchweigende Bürgſchaft, die es in allen Handelsgeſchäften für die Valuta leiſtete; aber endlich wurde es doch eine Klippe, woran die Wohlfahrt des Hauſes ſcheiterte.

Melchior von Bremen ſtarb auf einen jähen Trunk bei einem Quappenſchmauſe, ohne daß er Zeit hatte, ſein Haus zu beſtellen, und hinterließ all ſein Hab und Gut einem einzigen Sohne im blühenden Jünglingsalter, der eben die Jahre erreicht hatte, die väterliche Erbſchaft geſetzmäßig anzutreten. Franz Melcherſon war ein herrlicher Junge, und hatte von der Natur die beſten Anlagen empfangen. Sein Körper war regelmäßig gebauet, dabei feſt und kernhaft; ſeine Gemüthsart heiter und jovialiſch, als wenn geräuchert Ochſenfleiſch und alter Franzwein auf ſeine Exiſtenz Einfluß gehabt hätten. Auf ſeinen Wangen blühte Geſundheit, und aus den braunen Augen ſchaute Behäglichkeit und froher Jugendſinn hervor. Er glich einer markigen Pflanze, die nur Waſſer und ein magres Erdreich bedarf, um wohl zu gedeihen, in allzufettem Boden aber geilen Ueberwuchs treibt, ohne Frucht und Genuß. Der väterliche Nachlaß war, wie es oft der Fall iſt, des Sohnes Verderben. Kaum hatte er das Vergnügen empfunden, Beſitzer eines großen Vermögens zu ſeyn, und damit nach Belieben ſchalten zu können: ſo ſuchte er ſich deſſen, nicht anders als einer drückenden Bürde, zu entledigen, ſpielte den reichen Mann im Evangelium im Wortverſtande, und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Kein Gaſtmahl am Hofe des Biſchoffs kam den ſeinigen gleich an Pracht und Ueberfluß, und ſo lange die Stadt Bremen ſteht, wird ſolch ein Ochſenfeſt nicht wieder erlebt, als er jährlich zu begehen pflegte: an jeden Bürger in der Stadt ſpendete er einen Krüſelbraten aus und ein Krüglein ſpaniſchen Wein. Dafür ließ die ganze Stadt den Sohn des Alten hochleben*), und Franz war der Held des Tages.

Bei dieſem fortwährenden Taumel von Schwelgerei wurde an keine Bilanzrechnung gedacht, die ehemals das Vademekum der Handelsleute war, jetzt aber immer mehr außer Brauch kommt, daher das Zünglein der merkantiliſchen Waage ſich oft, mit magnetiſcher Kraft, zum Falliment neiget. Einige Jahre verlieſen, ohne daß der verſchwenderiſche Gauch eine Abnahme ſeiner Renten ſpürte; denn bei des

---

*) Davon ſchreibt ſich, der Sage nach, die an einigen Orten noch gewöhnliche ſcherzhafte Geſundheit her: des Alten Sohn ſoll leben!

Vaters Hinſcheiden waren Kiſten und Kaſten voll. Die gefräßige Schaar der Tiſchfreunde, das luſtige Völklein der luſtigen Brüder, die Spieler, Lungerer und alle, die von dem verlornen Sohn Nutz und Gewinn hatten, ſahen ſich wohl vor, ihn zu einiger Beſonnenheit kommen zu laſſen; ſie riſſen ihn von einem Vergnügen zum andern fort, und erhielten ihn immer im Athem, damit nicht ein nüchterner Augenblick die Vernunft aufwecke, und ihren räuberiſchen Klauen die Beute entführen möchte.

Aber plötzlich verſiegte das Brünnlein des Wohllebens; die Tonnen Goldes aus dem väterlichen Nachlaß waren abgezapft bis auf die Hefen. Franz kommandirte eines Tages eine große Zahlung, der Kaſſirer war außer Stand, die Ordre ſeines Herrn zu honoriren, und gab ſie mit Proteſt zurück. Das fuhr dem jungen Schlemmer mächtig vor die Stirn; doch fühlte er nur Verdruß und Unwillen über ſeinen widerſpenſtigen Diener, dem er allein, keinesweges aber ſeiner eignen übeln Wirthſchaft die Unordnung in ſeinen Finanzen beimaß. Er gab ſich auch keine weitere Mühe, die Urſache davon zu ergründen, ſondern, nachdem er zu der gewöhnlichen Litanei des Unſinns ſeine Zuflucht genommen, und einige Dutzend Flüche abgedonnert hatte, ließ er an den achſelzuckenden Haushalter den lakoniſchen Befehl ergehen: ſchaff Rath.

Die Geldmäkler, die Wucherer und Wechsler wurden nun in Thätigkeit geſetzt. Gegen hohe Zinſen floſſen im Kurzem wieder große Summen in die ledigen Kaſſen: der Saal mit harten Thalern gepflaſtert galt damals in den Augen der Gläubiger mehr, als in unſern Tagen ein offener Kreditbrief des amerikaniſchen Generalkongreſſes, oder aller dreizehn vereinigten Staaten. Das Palliativ leiſtete eine Zeitlang gute Dienſte; doch unter der Hand breitete ſich das Gerücht in der Stadt aus, das ſilberne Pflaſter im Speiſeſaal ſey in aller Stille aufgehoben und mit einem ſteinernen vertauſcht worden. Die Sache wurde von Stund an, auf Verlangen der Darleiher, gerichtlich unterſucht und in der That alſo befunden. Nun war nicht zu läugnen, daß ein Pflaſter von buntfarbigem Marmor à la mosaique ſich in einem Speiſeſaal ungleich beſſer ausnahm, als die verblichenen alten Thaler; allein die Gläubiger reſpektirten den feinen Geſchmack des Eigenthümers ſo wenig, daß ſie ohne Verzug ihre Zahlung forderten, und da dieſe nicht erfolgte, wurde der Konkursprozeß eröffnet, das väterliche Haus nebſt allen annexis, Vorrathshäuſern, Gärten, Feldgütern, auch allen Mobilien, bei brennender Kerze verſteigert, und der Beſitzer, der ſich zur Nothwehr mit einigen rechtlichen Chikanen noch verbollwerkt hatte, judizialiter ermittirt.

Jetzt war's zu ſpät, über ſeine Unbeſonnenheit zu philoſophiren, da die vernünftigſten Betrachtungen nichts beſſern und die heilſamſten Entſchließungen den Schaden nicht mehr heilen konnten. Nach der Denkungsart unſers verfeinerten Zeitalters hätte nun der Held mit Würde von der Bühne abtreten, ſeine Exiſtenz auf irgend eine Art vernichten, die große Reiſe in die weite Welt antreten oder ſich entgurgeln müſſen, da er in ſeiner Vaterſtadt nicht mehr als ein Mann von Ehre leben konnte. Franz that indeſſen weder das eine, noch das andere. Das qu'en dira-t-on *)? welches die galliſche Sittlichkeit, als Zaum und Gebiß für Thorheit und Unbeſonnenheit, erfunden hat, war dem zügelloſen Wicht bei ſeinem Wohlſtande nicht eingefallen, und ſein Gefühlſinn war noch nicht fein genug, die Schande ſeiner muthwilligen Verſchwendung zu empfinden. Es war ihm wie einem berauſchten Zecher zu Muthe, der eben aus dem Weintaumel wieder erwacht, und ſich nicht zu beſinnen weiß, was mit ihm vorgegangen iſt. Er lebte nach der Weiſe verunglückter Verſchwender, ſchämte ſich nicht und grämte ſich nicht. Zum Glück hatte er noch einige Reliquien aus dem Familienſchmucke vom Schiffbruch geborgen, die ihn noch eine Zeitlang vor drückendem Mangel ſchützten.

---

*) Was wird die Welt dazu ſagen?

Er bezog ein Quartier in einem abgelegenen Gäßchen, in welches die Sonne das ganze Jahr nicht ſchien, außer in den längſten Tagen, wenn ſie ein wenig über die hohen Dächer blickte. Hier fand er, für ſeine jetzt ſehr eingeſchränkten Bedürfniſſe, Alles, was er brauchte: die frugale Küche des Wirths ſchützte ihn vor Hunger, der Ofen vor Kälte, das Dach vor dem Regen, die vier Wände vor dem Winde; nur gegen die peinliche Langeweile wußte er weder Rath noch Zuflucht. Das lockere Geſindel der Schmarotzer war mit dem Wohlſtande davon geflohen, und von ſeinen ehemaligen Freunden kannte ihn keiner mehr. Die Lektüre war damals noch kein Zeitbedürfniß, man verſtand ſich noch nicht auf die Kunſt, mit den hirnloſen Spielen der Phantaſie, die gewöhnlich in den ſeichteſten Köpfen der Nation ſpuken, die Zeit zu tödten. Es gab keine empfindſamen, pädagogiſchen, pſychologiſchen, komiſchen Volks- und Hexenromane; keine Robinſonaden, keine Familien-, noch Kloſtergeſchichten, keine Plimplamplasko's, keine Kackerlaks, und die ganze fade Roſenthalſche Sippſchaft hatte ihren Hökenweibermund noch nicht aufgethan, die Geduld des ehrſamen Publikums mit ihren Armſeligkeiten zu ermüden. Aber doch tummelten ſich die Ritter ſchon tapfer auf der Stechbahn herum, Dietrich von Bern, Hildebrand, der gehörnte Seifried, der ſtarke Rennewart gingen auf die Drachen- und Lindwurmsjagd, und erlegten Rieſen und Zwerge von zwölf Mannsſtärke. Der ehrwürdige Theuerdank war das höchſte Ideal von deutſcher Art und Kunſt, und damals das neueſte Produkt des vaterländiſchen Witzes, doch nur für die ſchönen Geiſter, Dichter und Denker ſeines Jahrhunderts. Franz gehörte zu keiner von dieſen Klaſſen, daher wußte er ſich mit nichts zu beſchäftigen, als daß er ſeine Laute ſtimmte und zuweilen darauf klimperte, hiernächſt zur Abwechſelung aus dem Fenſter ſchaute und Wetterbeobachtungen anſtellte, aus welchen ſich gleichwohl ſo wenig ein Reſultat ergab, als aus der verlornen Mühe unſerer windſüchtigen Meteorologen. Sein Beobachtungsgeiſt bekam indeſſen bald eine andere Nahrung, wodurch der leere Raum in Kopf und Herzen auf einmal ausgefüllet wurde.

In dem engen Gäßchen, ſeinem Fenſter gerade gegenüber, wohnte eine ehrbare Matrone, die auf Hoffnung beßrer Zeiten ſich kümmerlich vom langen Faden nährte, den ſie nebſt einer wunderſchönen Tochter durch die Spindel gewann. Sie zogen denſelben tagtäglich ſo lang aus, daß ſie die ganze Stadt Bremen, mit Wall und Graben und allen Vorſtädten, leicht damit hätten umſpannen mögen. Die beiden Spinnerinnen waren eigentlich nicht für die Spindel geboren, ſie waren von gutem Herkommen und lebten ehedem im behäglichen Wohlſtande. Der ſchönen Meta Vater hatte ein eignes Schiff auf der See, das er ſelbſt befrachtete und damit jährlich nach Antwerpen fuhr: aber ein ſchwerer Sturm begrub das Schiff mit Mann und Maus und einer reichen Ladung in den Abrund des Meeres, als Meta noch nicht ihre Kinderjahre zurückgelegt hatte. Die Mutter, eine verſtändige geſetzte Frau, ertrug den Verluſt ihres Gatten und des ſämmtlichen Vermögens mit weiſer Standhaftigkeit, entſchlug ſich, aus edlem Stolze, bei ihrer Dürftigkeit, aller Unterſtützungen des wohlthätigen Mitleids ihrer Freunde und Anverwandten, die ſie für ſchimpfliche Almoſen hielt, ſo lange ſie noch in ihrer eignen Thätigkeit Mittel zu finden glaubte, durch ihrer Hände Fleiß ſich zu ernähren. Sie überließ ihr großes Haus und all das köſtliche Geräth darin den harten Gläubigern des verunglückten Mannes, bezog eine kleine Wohnung im engen Gäßchen, und ſpann vom frühen Morgen an bis in die ſpäte Nacht, ob ihr dieſer Broderwerb gleich ſchwer einging, und ſie den Faden oft mit heißen Thränen netzte. Dennoch erreichte ſie durch dieſe Emſigkeit den Endzweck, von niemand abzuhangen, und keinem Menſchen einige Verbindlichkeit ſchuldig zu ſeyn. In der Folge lehrte ſie die heranwachſende Tochter zu gleicher Beſchäftigung an, und lebte ſo genau, daß ſie von ihrem Erwerb noch einen Sparpfennig zurücklegte, den ſie anwendete, nebenher einen kleinen Flachshandel zu treiben.

Sie vermeinte jedoch keineswegs, in dieſem dürftigen Zuſtande ihr Leben zu beſchließen, vielmehr ſtärkte die wackere Frau ihren Muth mit günſtigen Ausſichten in die Zukunft, hoffte dereinſt wieder in eine behägliche Lage zu kommen und in dem Herbſte des Lebens auch noch ihren Weiberſommer zu genießen. Dieſe Hoffnung gründete ſich nicht ſo ganz auf leere Träume der Phantaſie, ſondern auf eine planmäßige und vernünftige Erwartung. Sie ſah ihre Tochter wie eine Frühlingsblume aufblühen, dabei war ſie tugendlich und ſittſam, und mit ſo ſchönen Anlagen des Geiſtes und Herzens begabt, daß die Mutter Freude und Troſt an ihr empfand, und ſich den Biſſen aus dem Munde abſparte, um nichts an einer anſtändigen Erziehung mangeln zu laſſen. Denn ſie glaubte, wenn ein Mädchen der Skizze gleich käme, welche Salomon, der weiſe Weiberfreund, von dem Ideal einer vollkommenen Gattin entworfen hat*): ſo könne es nicht fehlen, daß eine ſo köſtliche Perle zum Hausſchmuck eines rechtlichen Mannes werde aufgeſucht und darum gehandelt werden; denn Schönheit und Tugend mit einander vereinbart, galten zu Mutter Brigittens Zeiten gerade ſo viel in den Augen der Freier, als in unſern Tagen Sippſchaft und Vermögen. Zudem gab es auch mehr Ehekompetenten: man hatte damals den Glauben, die Frau ſey der weſentlichſte, nicht, nach der verfeinerten ökonomiſchen Theorie, der entbehrlichſte Hausrath in der Wirthſchaft. Die ſchöne Meta blühete zwar nur wie eine köſtliche ſeltene Blume im Gewächshaus, nicht unter Gottes freiem Himmel; ſie lebte unter mütterlicher Aufſicht und Gewahrſam höchſt eingezogen und ſtill, ließ ſich auf keiner Promenade und in keiner Geſellſchaft blicken, kam im ganzen Jahre kaum einmal vors Thor ihrer Vaterſtadt, und das ſchien den Grundſätzen einer geſunden Mutterpolitik gerade entgegen. Die alte Frau E** in Memel verſtands weiland anders; ſchickte die reiſende Sophie, wie klar am Tage liegt, eigentlich nur auf Heirathsſpekulation von Memel nach Sachſen, und erreichte ihre Abſicht vollkommen: wie viel Herzen ſteckte die wandernde Nymphe in Brand, wie viel Kompetenten warben um ſie! Wenn ſie als ein häusliches ſittſames Mädchen daheim geblieben wäre, würde ſie in der Klauſur ihrer jungfräulichen Zelle vielleicht abgeblühet haben, ohne ſogar an dem Magiſter Kübbuz eine Eroberung zu machen. Andere Zeiten, andere Sitten. Töchter ſind bei uns ein Kapital, das in Umlauf muß geſetzt werden, wenns rentiren ſoll; ehemals wurden ſie wie Spargeld unter Schloß und Riegel aufbewahrt; aber die Wechsler wußten doch, wo der Schatz verborgen lag und wie ihm beizukommen ſey. Mutter Brigitta ſteuerte ſich auf einen wohlhabenden Eidam, der ſie einſt wieder aus dem babyloniſchen Gefängniß im engen Gäßchen in das Land des Ueberfluſſes, wo Milch und Honig innen fleußt, zurückführen würde, und vertrauete feſt darauf, die Urne des Schickſals werde das Loos ihrer Tochter mit keiner Niete zuſammen paaren.

---

*) Sprüchwörter Salom. 31. Kap. 11. Vers bis zu Ende.

Eines Tages, als Nachbar Franz zum Fenſter ausſchauete, um Wetterbeobachtungen anzuſtellen, erblickte er die reizende Meta, welche mit der Mutter aus der Kirche zurückkam, wo ſie täglich Meſſe zu hören nicht verfehlte. In ſeinem Glücke hatte der unſtete Wüſtling für das ſchöne Geſchlecht keine Augen gehabt, die feinern Gefühle ſchliefen noch in ſeiner Bruſt, und alle Sinnen waren von dem unaufhörlichen Rauſche des Wohllebens gleichſam umnebelt. Jetzt hatten ſich die ſtürmiſchen Wellen der Ausgelaſſenheit gelegt, und bei der großen Windſtille wirkte das kleinſte Lüftchen auf die Spiegelfläche ſeiner Seele. Er wurde von dem Anblick der lieblichſten weiblichen Figur, die ihm jemals vorgeſchwebt hatte, bezaubert, gab von Stund an das dürre meteorologiſche Studium auf, und ſtellte nun ganz andere Beobachtungen an zur Beförderung der Menſchenkunde, die ihm weit unterhaltendere Beſchäftigung gaben. Er zog bei ſeinem Wirth bald Nachrichten von der angenehmen Nachbarſchaft ein, und erfuhr das größtentheils, was wir bereits ſchon wiſſen.

Jetzt fiel ihm der erſte reuige Gedanke über ſeine unbeſonnene Verſchwendung auf, es regte ſich ein geheimes Wohlwollen in ſeinem Herzen gegen die neue Bekanntſchaft, und er wünſchte nur um deswillen ſein väterliches Erbgut wieder zurück, die liebenswürdige Meta damit auszuſteuern. Das Quartier im engen Gäßchen war ihm jetzt ſo lieb, daß er's nicht mit dem Schudding*) würde vertauſcht haben. Er kam den ganzen Tag nicht mehr vom Fenſter hinweg, um die Gelegenheit zu erlauern, das liebe Mädchen zu beäugeln, und wenn ſie ſich ſehen ließ, fühlte er mehr Entzücken in ſeiner Seele, als der Beobachter Horockes zu Liverpool empfand, da er zum erſtenmal die Venus durch die Sonne wandern ſah.

Zum Unglück ſtellte die wachſame Mutter Gegenbeobachtungen an, und merkte bald, was der Lungerer gegenüber im Schilde führte, und weil er als ein Wüſtling ohnehin bei ihr gar ſchlecht akkreditirt war, ſo entrüſtete ſie dieſes tägliche Angaffen ſo ſehr, daß ſie ihr Fenſter mit einer Schleierwolke verhüllte und die Vorhänge dichte zuzog. Meta erhielt ſtrengen Befehl, ſich nicht mehr am Fenſter ſehen zu laſſen, und wenn die Mutter mit ihr in die Meſſe ging, hing ſie ihr ein Regentuch übers

---

*) Eins der anſehnlichſten Gebäude in Bremen, worin die Konvente der Kaufleute gehalten werden.

Geſichte, vermummte ſie wie eine Favoritin des Großherrn, und ſputete ſich, daß ſie mit ihr um die Ecke des Gäßleins herum kam, um dem Auflaurer aus den Augen zu gehen.

Franz ſtand eben nicht im Rufe, daß der Scharfſinn ſein vorzüglichſtes Talent ſey; aber die Liebe weckt alle Fähigkeiten der Seele auf. Er merkte, daß er durch ſein unbeſcheidenes Spähen ſich verrathen hatte, und zog ſich alsbald von ſeinem Fenſterpoſten zurück, mit dem Entſchluß, nicht wieder auszuſchauen, wenn auch das Venerabile vorbei getragen würde. Dagegen ſann er auf einen Fund, ſeine Beobachtungen dennoch unbemerkt fortzuſetzen, und das gelang ſeiner Erfindſamkeit ohne große Mühe.

Er heuerte den größten Spiegel, der aufzutreiben war, und hing dieſen, in ſeiner Stube, unter einer ſolchen Richtung auf, daß er durch denſelben Alles, was in der Wohnung ſeiner Nachbarinnen vorging, deutlich bemerken konnte. Da man in vielen Tagen nichts mehr von dem Lauerer wahrnahm, öffneten ſich allmählich die Gardinen wieder, und der große Spiegel empfing zuweilen die Geſtalt des herrlichen Mädchens, und gab ſie, zur großen Augenweide ſeines Inhabers, getreulich zurück. Je tiefer die Liebe in ſeinem Herzen Wurzel ſchlug*), deſto mehr erweiterten ſich ſeine Wünſche. Jetzt kam es darauf an, der ſchönen Meta ſeine Leidenſchaft zu veroffenbaren, und ihre gegenſeitige Geſinnung zu erforſchen. Der gewöhnliche und gangbarſte Weg, den Verliebte unter einer ſolchen Konſtellation ihrer Neigungen und Wünſche einzuſchlagen pflegen, war ihm in ſeiner gegenwärtigen Lage ganz unzugänglich. In jenem ſittſamen Zeitalter hielt es überhaupt ſchwer für verliebte Paladins, ſich bei den Töchtern des Hauſes zu introduziren: Toiletten-Beſuche waren noch nicht Sitte; trauliche Zuſammenkünfte unter vier Augen waren mit dem Verluſte des guten Rufs von Seiten der weiblichen Theilhaberſchaft verpönt, Promenaden, Esplanaden, Maskeraden, Pickeniks, Goutés, Soupés und andere Erfindungen des neuern Witzes, die ſüße Minne zu begünſtigen, gab es noch nicht; nur die verſchwiegene Ehekammer geſtattete die Konkurrenz beider Geſchlechter, zur Erörterung ihrer Herzensangelegenheiten. Demungeachtet gingen alle Dinge ihren Gang, ſo gut wie bei uns. Gevatterſchaften, Hochzeitſchmäuſe, Leichenmahle waren, vornehmlich in Reichsſtädten, privilegirte Vehikel, Liebſchaften anzuſpinnen und Ehetraktaten zu betreiben; darum ſagt das alte Sprüchwort: Es wird keine Hochzeit vollbracht, es wird eine neue erdacht. Aber einen verarmten Schlemmer begehrte niemand in ſeine geiſtliche Verwandtſchaft aufzunehmen, er wurde zu keinem Hochzeitmahl, zu keinem Leicheneſſen geladen. Der Schleifweg, durch die Zofe, durch die junge Magd, oder einen andern dienſtbaren Geiſt von Unterhändlerin zu negoziiren, war hier verſperrt: Mutter Brigitta hatte weder Magd, noch Zofe, der Flachs- und Garnhandel ging allein durch ihre Hand, und ſie verließ die Tochter ſo wenig als ihr Schatten.

---

*) Ἀπὸ τοῦ ὁρᾷν ἔρχεται τὸ ἐρᾷν.

Unter dieſen Umſtänden war's unmöglich, daß Nachbar Franz der geliebten Meta ſein Herz entweder mündlich oder ſchriftlich entdecken konnte. Er erfand aber bald ein Sprachidiom, daß für die Darſtellungen der Leidenſchaften ausdrücklich gemacht ſcheinet. Zwar gebühret ihm nicht die Ehre der erſten Erfindung: lange vor ihm hatten die empfindſamen Seladons in Wälſchland und Spanien ſchmelzende Harmonieen bei ihren Serenaden, die Sprache des Herzens, unter dem Balcon ihrer Donna, reden laſſen, und dieſes melodiſche Pathos ſoll in Liebesdeklarationen des Zwecks nicht leicht verfehlen, und nach dem Geſtändniß der Damen herzanfaſſender und hinreißender ſeyn, als weiland die Wohlredenheit des ehrwürdigen Vaters Chryſoſtomus, oder die Beredtſamkeit des ſchulgerechten Cicero und Demoſthenes. Aber davon hatte der ſchlichte Bremer nie ein Wort gehört, folglich war die Erfindung, ſeine Herzgefühle in muſikaliſche Akkorde überzutragen, und ſie der geliebten Meta vorzulauteniren, ganz die ſeinige.

In einer empfindſamen Stunde ergriff er ſein Inſtrument, ließ es jedoch nicht, wie ſonſt, bei dem bloßen Stimmen bewenden, ſondern lockte rührende Melodieen aus den harmoniſchen Saiten hervor, und in minder als einem Monat ſchuf die Liebe den muſikaliſchen Stümper zum neuen Amphion um. Die erſten Verſuche ſchienen eben nicht bemerkt zu werden; aber bald wurde im engen Gäßchen Alles Ohr, wenn der Virtuos einen Akkord anſchlug; die Mütter ſchwichtigten die Kinder, die Väter wehrten den lärmenden Knaben vor den Thüren, und er hatte das Vergnügen, durch den Spiegel zu bemerken, daß Meta mit ihrer alabaſternen Hand zuweilen das Fenſter öffnete, wenn er anfing zu präludiren. Wars ihm gelungen, ſie herbeizuziehen, daß ſie ihm das Ohr lieh, ſo rauſchten ſeine Phantaſien im frohen Allegro, oder hüpften in ſcherzenden Tanzmelodieen daher, hielt ſie aber der Umtrieb der Spindel oder die geſchäftige Mutter ab, ſich ſehen zu laſſen, ſo wälzte ein ſchwerfälliges Andante ſich über den Steg der ſeufzenden Laute, welches in ſchmachtenden Modulationen ganz das Gefühl des Kummers ausdrückte, den Liebesquaal in ſeine Seele goß.

Meta war keine ungelehrige Schülerin, und lernte bald dieſe ausdrucksvolle Sprache verſtehen. Sie machte verſchiedene Verſuche, zu prüfen, ob ſie ſich Alles recht verdollmetſcht hätte, und fand, daß ſie nach ihrer Willkühr die Virtuoſenlaune des unſichtbaren Lautenſchlägers regieren konnte: denn die ſtillen ſittſamen Mädchen haben, wie bekannt, einen ungleich ſchärfern Gefühlblick, als die raſchen flatterhaften Dirnen, die mit ſchmetterlingsartigem Leichtſinn von einem Gegenſtande zum andern forteilen, und an keinen ihre Aufmerkſamkeit heften. Sie fand ihre weibliche Eitelkeit dadurch geſchmeichelt, und es behagte ihr, durch eine geheime Zaubermacht die nachbarliche Laute bald in den Ton der Freude, bald in den wimmernden Klageton ſtimmen zu können. Mutter Brigitta aber hatte mit dem Erwerb im Kleinen immer den Kopf ſo voll, daß ſie nicht darauf achtete, und die ſchlaue Tochter hütete ſich wohl, ihr die gemachte Entdeckung mitzutheilen, und dachte vielmehr darauf, eine Gelegenheit auszuſpähen, dieſe harmoniſchen Apoſtrophen an ihr Herz, aus einem gewiſſen Wohlwollen gegen den girrenden Nachbar, oder aus Eitelkeit, um ihren hermeneutiſchen Scharfſinn zu veroffenbaren, durch eine ſymboliſche Gegenrede zu erwiedern. Sie äußerte ein Verlangen, Blumentöpfe vor dem Fenſter zu haben, und dieſes unſchuldige Vergnügen ihr zu geſtatten, fand bei der Mutter keine Schwierigkeit, die nichts mehr von dem lauerſamen Nachbar fürchtete, nachdem ſie ihn nicht mehr vor Augen ſahe.

Nun hatte Meta einen Beruf, ihre Blumen zu warten, zu begießen, vor den Sturmwinden zu ſichern und anzubinden, auch ihr Wachsthum und Gedeihen zu beobachten. Mit unausſprechlichem Entzücken erklärte der glückliche Liebhaber dieſe Hieroglyphen ganz zu ſeinem Vortheil, und die beredte Laute ermangelte nicht, ſeine frohen Empfindungen in das horchſame Ohr der ſchönen Blumenfreundin über das enge Gäßchen hinüber zu moduliren. Das that in dem zarten jungfräulichen Herzen Wunder. Es fing an, ſie heimlich zu kränken, wenn Mutter Brigitta bei ihren weiſen Tiſchreden, wo ſie mit der Tochter zuweilen ein Stündchen zu koſen pflegte, den muſikaliſchen Nachbar in die Cenſur nahm, ihn einen Taugenichts und Lungerer ſchalt, oder mit dem verlornen Sohne verglich. Sie nahm immer ſeine Parthei, wälzte die Schuld ſeines Verderbens auf die leidige Verführung, und legte ihm nichts zur Laſt, als daß er das goldene Sprüchlein nicht erwogen hätte: junges Blut, ſpar dein Gut! Indeſſen vertheidigte ſie ihn mit ſchlauer Vorſicht, daß es ſchien, es ſey damit mehr auf die Unterhaltung des Geſprächs abgeſehen, als daß ſie an der Sache ſelbſt Antheil nähm.

Während daß Mutter Brigitta innerhalb ihrer vier Wände gegen den jungen Wildfang eiferte, hegte dieſer für ſie gleichwohl die beſten Geſinnungen, und machte die ernſthafteſte Spekulation, wie er nach Vermögen ihre dürftigen Umſtände verbeſſern, und die wenige Habe, die ihm noch übrig war, mit ihr theilen möchte, ſo daß es ihr doch gänzlich verborgen blieb; daß ein Theil ſeines Eigenthums in das ihrige übergegangen ſey. Eigentlich war's mit dieſer milden Spende freilich nicht auf die Mutter, ſondern auf die Tochter abgeſehen. Unter der Hand hatte er vernommen, daß der ſchönen Meta nach einem neuen Leibrock gelüſte, welchen zu kaufen die Mutter ihr abſchlug, unter dem Vorwand ſchwerer Zeiten. Er urtheilte aber ganz recht, daß ein Geſchenk oder ein Stück Zeug von unbekannter Hand wohl ſchwerlich dürfte angenommen werden, oder die Tochter ſich darein kleiden möchte, und daß er Alles verderben würde, wofern er ſich als der Geber zu der Spende legitimiren wollte. Unverſehens führte der Zufall eine Gelegenheit herbei, dieſen guten Willen auf die ſchicklichſte Art zu verwirklichen.

Mutter Brigitta beklagte ſich gegen eine Nachbarin, der Flachs ſey nicht gerathen, und koſte mehr im Einkauf, als die Abnehmer dafür bezahlen wollten, daher ſey dieſer Nahrungszweig vor der Hand nichts anders, als ein dürrer Aſt. Horcher Franz ließ ſich das nicht zweimal ſagen, er lief alsbald zum Goldſchmidt und vermäkelte die Ohrenſpangen ſeiner Mutter, kaufte einige Steine Flachs ein, und ließ ſie durch eine Unterhändlerin, die er gewann, ſeiner Nachbarin für einen geringen Preis anbieten. Der Handel wurde geſchloſſen, und wucherte ſo reichlich, daß die ſchöne Meta auf Allerheiligentag in einem neuen Leibrock prangte. Sie leuchtete in dieſem Prunk dem ſpähenden Nachbar dergeſtalt in die Augen, daß er die heiligen eilftauſend Jungfrauen ſammt und ſonders würde vorbei gegangen ſeyn, wenn ihm vergönnt geweſen wäre, ſich ein Herzgeſpiel darunter zu ſuchen, um die reizende Meta zu wählen.

Doch eben, da er ſich über den guten Erfolg ſeiner unſchuldigen Liſt in der Seele freuete, wurde das Geheimniß verrathen. Mutter Brigitta wollte der Flachsträdlerin, die ihr ſo reichlichen Erwerb eingebracht hatte, zur Vergeltung auch eine Güte thun, und bewirthete ſie mit einem wohlgezuckerten Reisbrei *) und einem Quartierchen ſpaniſchen Sekt. Dieſe Näſcherei ſetzte nicht nur den zahnloſen Mund, ſondern auch die geſchwätzige Zunge der Alten in Bewegung; ſie verhieß den Flachshandel fortzuſetzen, wenn ihr Kommittent ſich ferner geneigt dazu finden

---

*) Ehe der Kaffee bekannt war, pflegten Damen vom Stande den weiblichen Beſuch mit Konfekt oder anderm Backwerk und ſußem Weine zu bedienen; wirthſchaftlichere Hausmütter ſubſtituirten dafür Reisbrei und ein Glas Landwein. Der erſtere ſtand als eine vorzügliche Leckerei in großem Kredit, und wurde bei den Gaſtmahlen der Fürſten aufgetragen. Ohne Reisbrei wurde ſelbſt kein kurfürſtliches Beilager vollzogen, wie die archivariſchen Urkunden aufbewahrter alter Küchenzeddel beſagen.

ließe, wie ſie aus guten Gründen vermuthe. Ein Wort gab das andere; Mutter Evens Töchter forſchten mit der ihrem Geſchlechte gewöhnlichen Neugier ſo lange nach, bis ſie das morſche Siegel der weiblichen Verſchwiegenheit auflöſten. Meta erbleichte vor Schrecken über dieſe Entdeckung, die ſie entzückt haben würde, wenn nicht die Mutter Theilhaberin derſelben geweſen wäre. Aber ſie kannte ihre ſtrengen Begriffe von Sittlichkeit und Anſtand, und die machten ihr für den Verluſt des neuen Leibrocks bange. Die ernſte Frau gerieth nicht minder in Beſtürzung über dieſe Nachricht, und wünſchte ihrer Seits gleichfalls, daß ſie allein Kunde von der eigentlichen Beſchaffenheit ihres Flachshandels möchte erhalten haben; denn ſie fürchtete, die nachbarliche Großmuth möchte auf das Herz der Tochter einen Eindruck machen, der ihren ganzen Plan verrückte. Daher beſchloß ſie, den noch zarten Keim des Unkrauts auf friſcher That aus dem jungfräulichen Herzen zu vertilgen. Der Leibrock wurde, aller Bitten und Thränen der lieblichen Beſitzerin ungeachtet, vorerſt in Beſchlag genommen, und des folgenden Tages auf den Trödelmarkt geſchickt, das daraus gelöſte Geld mit dem übrigen, aufs Gewiſſenhafteſte berechneten Gewinn von dem Flachsnegoz zuſammen gepackt, und als eine alte Schuld unter der Aufſchrift: An Herrn Franz Melcherſon, ſeßhaft in Bremen, durch Beihülfe des Hamburger Boten zurückſpedirt. Der Empfänger nahm auf guten Glauben das Päckchen Geld als einen unvermutheten Segen an, wünſchte, daß alle Schuldner ſeines Vaters in Abzahlung der alten Reſte ſo gewiſſenhaft ſeyn möchten, als dieſer biedere Unbekannte, und ahnete nichts von dem wahren Zuſammenhange der Sache; die ſchwatzhafte Mäklerin hütete ſich auch wohl, von ihrer Plauderei ihm trauliche Eröffnung zu thun; ſie begnügte ſich, ihm zu ſagen, Mutter Brigitta habe den Flachshandel aufgegeben.

Unterdeſſen belehrte ihn der Spiegel, daß gegenüber die Aſpekten in einer Nacht ſich gar ſehr verändert hatten. Die Blumentöpfe waren insgeſammt verſchwunden, und die Schleierwolken bedeckten wieder den freundlichen Horizont der gegenſeitigen Fenſter. Meta war ſelten ſichtbar, und wenn ſie ja einmal auf einen Augenblick zum Vorſchein kam, wie der Silbermond in einer ſtürmiſchen Nacht aus dem Gewölke, ſo erſchien ſie mit gar trübſeligem Geſicht, das Feuer ihrer Augen war verloſchen, und ihm bedünkte, ſie zerdrücke zuweilen ein perlendes Thränlein mit dem Finger. Das griff ihm gewaltſam ans Herz, und die Laute hallete ſchwermuthsvolle Mitempfindung in weichen lydiſchen Tönen. Er quälte ſich und ſann, die Urſache des Trübſinns ſeiner Liebſchaft zu erforſchen, ohne mit ſeinem Dichten und Denken etwas zu enden. Nach Verlauf einiger Tage bemerkte er mit großer Beſtürzung, daß ſein liebſter Hausrath, der große Spiegel, ihm völlig unbrauchbar ſey. Er lagerte ſich an einem heitern Morgen in den gewöhnlichen Hinterhalt, und wurde gewahr, daß die Wolken gegenüber alle wie nächtliche Nebel verſchwunden waren, welches er anfangs einer großen Wäſche zuſchrieb; aber bald ſah er, daß inwendig im Zimmer Alles öd' und ledig war: die angenehme Nachbarſchaft war Abends zuvor in aller Stille abgezogen, und hatte ihr Quartier verändert.

Nun konnte er mit aller Muße und Bequemlichkeit wieder der freien Ausſicht genießen, ohne zu befürchten, irgend Jemand durch ſein Ausſchauen läſtig zu fallen; allein für ihn war's ein peinlicher Verluſt, des wonnigen Anblicks ſeiner platoniſchen Liebſchaft entbehren zu müſſen. Stumm und fühllos ſtund er da, wie ehemals ſein Kunſtgenoß, der harmoniſche Orpheus, als der geliebte Schatten ſeiner Eurydice wieder zum Orkus hinabſchwand, und wenn ſchon zu ſeiner Zeit das Tollhäuslergefühl unſerer Kraftmänner, die im abgewichenen Jahrzehend toſeten, nun aber, wie die Hummeln beim erſten Froſte, verſchwunden ſind, zur Exiſtenz wäre gediehen geweſen: ſo würde dieſe Windſtille in einen plötzlichen Orkan übergegangen ſeyn. Das Wenigſte, was er hätte thun können, wäre geweſen, ſich die Haare auszuraufen, auf der Erde ſich herum zu wälzen, oder den Kopf gegen die Wand zu rennen, Ofen und Fenſter einzuſchlagen, und wie ein Raſender zu gebehrden. Alles das unterblieb aus dem ganz einleuchtenden Grunde, weil wahre Liebe nie Thoren macht, ſondern vielmehr das Univerſal-Mittel iſt, kranke Gemüther von Thorheit zu heilen, der Ausſchweifung ſanfte Feſſeln anzulegen, und jugendliche Unbeſonnenheit von dem Wege des Verderbens auf die Bahn der Vernunft zu leiten: denn der Wüſtling, welchen die Liebe nicht wieder zurechte bringt, iſt unwiderbringlich verloren.

Sobald ſich ſein Geiſt wieder geſammelt hatte, ſtellte er über das unerwartete Phänomen am nachbarlichen Horizont mancherlei lehrreiche Betrachtungen an. Er vermuthete allerdings, daß er der Hebel geweſen ſeyn möchte, der die Auswanderung der weiblichen Kolonie bewirket habe; der Geldempfang, der eingeſtellte Flachshandel und die darauf erfolgte Emigration dienten einander zu wechſelſeitigen Exponenten, ihm Alles aufzuklären. Er merkte, daß Mutter Brigitta hinter ſeine Geheimniſſe gekommen ſey, und ſahe aus allen Umſtänden, daß er nicht ihr Held war, und dieſe Entdeckung munterte eben ſeine Hoffnung nicht ſehr auf. Die ſymboliſche Rückſprache der ſchönen Meta hingegen, welche ſie, mittelſt der Blumentöpfe, auf ſeine harmoniſchen Liebesanträge mit ihm genommen hatte, ihr Trübſinn und die Zähre, die er kurz vor der Auswanderung aus dem engen Gäßchen in ihren ſchönen

Augen bemerkt hatte, belebten ſeine Hoffnung wieder und erhielten ihn bei gutem Muthe. Sein erſtes Geſchäft war, auf Kundſchaft auszugehen und in Erfahrung zu bringen, wo Mutter Brigitta ihre Reſidenz hinverlegt habe, um das geheime Einverſtändniß mit der zärtlichen Tochter auf irgend eine Weiſe zu unterhalten. Es koſtete ihm wenig Mühe, ihren Aufenthalt zu erfahren, gleichwohl war er zu beſcheiden, ihr mit weſentlicher Wohnung zu folgen, und begnügte ſich, nur die Kirche auszuſpähen, wo ſie nun Meſſe hörten, um ſich das Vergnügen des Anblicks ſeiner Geliebten täglich einmal zu verſchaffen. Er verfehlte nie, ihr auf dem Heimwege zu begegnen, bald da, bald dort in einem Laden oder in einer Hausthür, wo ſie vorüber gehen mußte, ihr aufzupaſſen und ſie freundlich zu grüßen, welches ſo viel galt als ein Billet doux und auch die nämliche Wirkung hat.

Wäre Meta nicht allzu kloſtermäßig erzogen, und von der ſtrengen Mutter wie ein Schatz vor den Augen eines Geitzigen bewacht worden, ſo hätte Nachbar Franz mit ſeiner vorborgenen Werbung auf ihr Herz ohne Zweifel wenig Eindruck gemacht. Aber ſie war in dem kritiſchen Alter, wo Mutter Natur und Mutter Brigitta mit ihrer guten Lehre und Unterricht immer in Kolliſion kamen. Jene lehrte ſie durch geheimen Inſtinkt Empfindungen kennen, und pries ihr ſolche als die Panazee des Lebens an, für die ſie keinen Namen hatte; dieſe warnte ſie vor den Ueberraſchungen einer Leidenſchaft, die ſie nicht mit dem wahren Namen benennen wollte, die aber, ihrer Sage nach, für junge Mädchen ſchädlicher und verderblicher ſeyn ſollte, als Blattergift. Jene belebte im blühenden Lenz des Lebens, nach Beſchaffenheit der Jahreszeit, ihr Herz mit wohlthätiger Wärme; dieſe wollte, daß es immer ſo froſtig und kalt als ein Eiskeller bleiben ſollte. Dieſes ganz entgegengeſetzte pädagogiſche Syſtem zweier guter Mütter gab dem lenkſamen Herzen der Tochter die Richtung eines Schiffs, das gegen den Wind geſteuert wird, und weder dem Winde, noch dem Ruder folgt, ſondern ganz natürlich eine dritte Direktion nimmt. Sie behielt die Sittſamkeit und Tugend bei, die ihr durch die Erziehung von Jugend an war eingeprägt worden, und ihr Herz war aller zärtlichen Empfindungen empfänglich. Weil nun Nachbar Franz der erſte Jüngling war, der dieſe ſchlafenden Gefühle aufgeweckt hatte: ſo empfand ſie ein gewiſſes Behagen an ihm, das ſie ſich kaum ſelbſt geſtand, das aber jedes minder unerfahrne Mädchen würde für Liebe erkläret haben. Darum ging ihr der Abſchied aus dem engen Gäßchen ſo nahe, darum zitterte ein Thränlein von ihren ſchönen Augen, darum dankte ſie dem lauerſamen Franz ſo freundlich, wenn er ſie auf dem Kirchwege grüßte, und wurde roth dabei bis an die Ohren. Beide Lieben=

den hatten zwar nie ein Wort mit einander geſprochen; aber er verſtand ſie, ſie verſtand ihn ſo vollkommen, daß ſie unter vier Augen ſich gegen einander nicht deutlicher würden haben erklären können, und beide Kontrahenten ſchwuren, jeder Theil für ſich im Herzen, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, dem andern den Bund der Treue.

In dem Viertel, wo Mutter Brigitta eingemiethet hatte, gab's auch Nachbarſchaften, und unter dieſen auch Mädchenſpäher, denen die Wohlgeſtalt der reizenden Meta nicht verborgen bleiben konnte. Gerade ihrer Behauſung gegenüber wohnte ein wohlhabender Brauherr, den die Scherztreiber, weil er ſehr bei Mitteln war, nur den Hopfenkönig nannten. Er war ein junger flinker Wittwer, deſſen Trauerjahr eben zu Ende lief, und der nun, ohne die Geſetze des Wohlſtandes zu übertreten, berechtigt war, ſich nach einer anderweitigen Gehülfin in der Wirthſchaft umzuſehen. Er hatte gleich nach dem Hinſcheiden der ſeligen Frau mit ſeinem Schutzpatron, dem heiligen Chriſtoph, in aller Stille den Kontrakt gemacht, ihm eine Wachskerze zu opfern, ſo lang als eine Hopfenſtange und ſo dick als ein Schürbaum, wenn er es ihm mit der zweiten Wahl nach dem Wunſche ſeines Herzens würde gelingen laſſen. Kaum hatte er die ſchlanke Meta erblickt, ſo träumte ihm, der heilige Chriſtoph ſähe im zweiten Geſchoß des Hauſes *) zum Fenſter des Schlafgemachs herein, und mahne ſeine Schuld ein. Das dünkte dem raſchen Wittwer ein himmliſcher Beruf zu ſeyn, unverzüglich das Netz auszuwerfen. Am frühen Morgen berief er die Mäkler der Stadt, und gab ihnen Kommiſſion auf gebleichtes Wachs, drauf putzte er ſich heraus, wie ein Rathsherr, ſein Heirathsgewerbe zu betreiben. Er hatte keine muſikaliſchen Talente, und in der geheimen Symbolik der Liebe war er ein roher Idiot; aber er hatte ein reiches Brauerbe, ein baares Kapital auf der Stadtkämmerei, ein Schiff auf der Weſer und einen Meierhof vor der Stadt. Unter dieſen Empfehlungen hätte er auch wohl ohne Beiſtand des heiligen Chriſtoffels auf einen erwünſchten Erfolg ſeiner Werbung rechnen können, beſonders bei einer Braut ohne Heirathsgut.

Er ging, dem alten Herkommen gemäß, gerade vor die rechte Schmiede, und entdeckte der Mutter freundnachbarlich ſeine chriſtliche Abſicht auf ihre tugendliche und ehrſame Tochter. Keine Engel-

---

*) Sankt Chriſtoph erſcheinet ſeinen Schutzbefohlnen nie in einem einſamen Kämmerlein, wie die ubrigen Heiligen, mit Himmelslicht umfloſſen. Für ſeine giganteſke Natur iſt jedes Zimmer zu niedrig, daher thut der heilige Enaksſohn alle Geſchäfte mit ſeinen Pfleglingen nur vor dem Fenſter ab.

erſcheinung hätte die gute Frau mehr entzücken können, als dieſe frohe Botſchaft. Sie ſahe jetzt die Frucht ihres klugen Plans und die Erfüllung ihrer Hoffnung reifen, aus der bisherigen Dürftigkeit zu ihrem erſten Wohlſtand zurück zu kehren; ſegnete den guten Gedanken, aus dem Winkelgäßchen weggezogen zu ſeyn, und in der erſten Aufwallung der Freude, da ſich tauſend heitere Ideen in ihrer Seele an einander reiheten, dachte ſie auch an den Nachbar Franz, der die Veranlaſſung dazu gegeben hatte. Ungeachtet er eben nicht ihr Schooßjünger war, gelobte ſie ihm doch, als dem zufälligen Werkzeuge ihres aufgehenden Glücksſterns, eine heimliche Freude mit irgend einer Spende zu machen, und dadurch zugleich Abtrag für den wohlgemeinten Flachshandel zu leiſten.

In dem mütterlichen Herzen waren die Heirathspräliminarien ſo gut als unterzeichnet, doch erlaubte der Wohlſtand nicht, in einer ſo wichtigen Sache zu raſch zu Werke zu gehen, daher nahm ſie den Antrag ad referendum, um nebſt ihrer Tochter die Sache mit Gebet zu überlegen, und beſtimmte eine achttägige Friſt, nach deren Verlauf ſie den ehrſamen Brautwerber, wie ſie ſagte, mit genüglicher Antwort zu kontentiren verhoffte, welches er ſich, als die gewöhnliche Procedur, gar gern gefallen ließ und ſich empfahl. Kaum hatte er den Rücken gewendet, ſo wurden Spindel und Weife, Schwingſtock und

Hechel, ohne Rückſicht auf ihre treugeleiſteten Dienſte, und ſo unverſchuldet als zuweilen die Pariſer Parlamentsherren, ins Elend verwieſen, und als unnütze Geräthſchaften in die Rumpelkammer geſtellt. Wie Meta aus der Meſſe zurückkam, erſtaunte ſie über die plötzliche Kataſtrophe in dem Wohnzimmer, es war Alles aufgeputzt, wie an einem von den drei hohen Feſten im Jahr. Sie begriff nicht, wie die emſige Mutter an einem Werkeltage ihre thätige Hand ſo läſſig in den Schooß legen konnte; doch ehe ſie noch Zeit gewann, über dieſe Reform im Hauſe die freundlich lächelnde Mutter zu befragen, kam ihr dieſe ſchon mit Aufklärung des Räthſels entgegen. Die Suada ſaß auf ihren Lippen, und es ergoß ſich ein Strom von weiblicher Wohlredenheit aus ihrem Munde, das bevorſtehende Glück mit den lebhafteſten Farben abzuſchildern, die ihre Einbildungskraft nur immer auftreiben konnte. Sie erwartete von der keuſchen Meta das ſanfte Erröthen der jungfräulichen Verſchämtheit, welches das Noviziat in der Liebe ankündiget, und dann eine völlige Reſignation in den mütterlichen Willen. Denn bei Heirathspropoſitionen waren ehedem die Töchter in dem Fall unſerer Fürſtentöchter; ſie wurden nicht um ihre Neigung befragt, und hatten keine Stimme bei der Wahl ihres legalen Herzgeſpiels, als das Jawort vor dem Altar.

Allein Mutter Brigitta irrte ſich in dieſem Punkte gar ſehr: die ſchöne Meta wurde bei dieſer unvermutheten Notifikation nicht roth, wie eine Roſe, ſondern todtenblaß, wie eine Leiche. Ein hyſteriſcher Schwindel umnebelte ihre Sinnen, und ſie ſank ohnmächtig in den mütterlichen Arm. Nachdem ihre Lebensgeiſter mit kaltem Waſſer wieder waren aufgefriſcht worden, und ſie ſich in etwas erholet hatte, floſſen ihre Augen von Thränen, als wenn ihr groß Unglück begegnet wäre. Daraus merkte die verſtändige Mutter bald ab, daß ihr das Heirathsgewerbe nicht zu Sinne ſey; worüber ſie ſich denn höchlich verwunderte, und weder Bitten, noch Ermahnungen ſparte, die Gelegenheit, durch eine gute Heirath ihr Glück zu machen, nicht aus Eigenſinn und Widerſpenſtigkeit zu verſcherzen. Aber Meta war nicht zu überreden, daß ihr Glück von einer Heirath abhinge, wozu ihr Herz nicht ſeinen Aſſent gäbe. Die Debatten zwiſchen Mutter und Tochter dauerten verſchiedene Tage, vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht, der Termin zum Beſcheid rückte heran, die gigantiſche Wachskerze für den heiligen Chriſtoph, deren ſich der König Og von Baſan nicht würde geſchämet haben, wenn ſie als hochzeitliche Fackel bei ſeinem Beilager ihm vorgeleuchtet hätte, war auch bereits fertig und gar herrlich mit lebendigen Blumen bemalt, wie ein buntes Licht, ob der Heilige ſich gleich ſo unthätig für ſeinen Klienten die ganze Zeit über bewieſen hatte, daß dieſem das Herz der ſchönen Meta verriegelt und verſchlöſſert blieb.

Indeſſen hatte ſie ſich die Augen ausgeweint, und die mütterliche Ueberredungskunſt hatte ſo gewaltſam gewirket, daß ſie wie eine Blume von ſchwüler Sonnenhitze zuſammen welkte, und ſichtbarlich abzehrte. Geheimer Kummer nagte an ihrem Herzen, ſie hatte ſich ein ſtrenges Faſten auferlegt, und ſeit drei Tagen keinen Mundbiſſen genoſſen, auch mit keinem Tropfen Waſſer ihre trockenen Lippen benetzt. Des Nachts kam ihr kein Schlaf in die Augen, und darüber wurde ſie zum Sterben krank, daß ſie die letzte Oelung begehrte. Da die zärtliche Mutter die Stütze ihrer Hoffnung wanken ſah, und bedachte, daß ſie Kapital und Zinſen auf einmal verlieren könnte, fand ſie nach genauer Ueberlegung, daß es rathſamer ſey, die letztern ſchwinden zu laſſen, als beide zu entbehren, und bequemte ſich nach der Tochter Willen mit freundlicher Nachgiebigkeit. Es koſtete ihr zwar große Ueberwindung und manchen ſchweren Kampf, eine ſo vortheilhafte Parthie von der Hand zu weiſen; doch gab ſie ſich endlich, wie es die Ordnung des Hausregiments mit ſich bringt, ganz in den Willen ihres lieben Kindes, und machte der Kranken deßhalb weiter keine Vorwürfe. Da auf den beſtimmten Tag der flinke Wittwer ſich anmeldete, in dem guten Vertrauen, daß ſein himmliſcher Geſchäftsträger Alles nach Wunſch zur Richtigkeit würde gebracht haben, erhielt er ganz gegen ſeine Erwartung abſchlägige Antwort, die jedoch mit ſo vielem Glimpf verſüßt war, daß ſie ihm einging, wie Wermuthwein mit Zucker. Er fand ſich indeſſen leicht in ſein Schickſal und beunruhigte ſich ſo wenig darüber, als wenn ſich ein Malzhandel zerſchlagen hätte. Im Grunde war auch keine Urſache vorhanden, warum er ſich hätte kränken ſollen: ſeine Vaterſtadt hat nie Mangel gehabt an liebenswürdigen Töchtern, die der Salomonſchen Skizze gleichen, und ſich zu vollkommenen Gattinnen qualifiziren; überdies verließ er ſich, ungeachtet der mißlungenen Ehewerbung, mit feſtem Vertrauen auf ſeinen Schutzpatron, der ihn auch anderweitig ſo gut bediente, daß er, ehe ein Monat verlief, mit großem Pomp die gelobte Kerze vor den Altar des Heiligen pflanzte.

Mutter Brigitta bequemte ſich nun, die exilirte Spinngeräthſchaft aus der Rumpelkammer zurück zu berufen und wieder in Aktivität zu ſetzen. Alles ging wieder ſeinen gewöhnlichen Gang. Meta blühete bald von neuem auf, war thätig zur Arbeit und ging fleißig in die Meſſe; die Mutter hingegen konnte den heimlichen Gram über fehlgeſchlagene Hoffnung und die Vernichtung ihres Lieblingsplans nicht verbergen, ſie war mürriſch, mißmüthig und kleinlaut. Beſonders quälte ſie an dem Tage üble

Laune, wo der Nachbar Hopfenkönig Hochzeit hielt. Als der Brautzug in die Kirche begann, und voraus von den Stadtpfeifern trommetet und ſchalmeiet wurde, wimmerte und erſeufzete ſie wie in der Unglücksſtunde, da ihr die Hiobspoſt gebracht wurde, die wüthige See habe ihren Mann mit Schiff und Gut verſchlungen. Meta ſahe das Brautgepränge mit großer Gleichmüthigkeit vorüberziehen; ſelbſt der herrliche Schmuck, die Edelgeſteine in der Myrthenkrone und die neun Reihen Zahlperlen um den Hals der Braut machten auf ihre Gemüthsruhe keinen Eindruck, welches zu verwundern war, da eine neue Pariſer Haube oder ſonſt ein Meteor des modiſchen Flitterputzes doch ſo oft die Zufriedenheit und häusliche Glückſeligkeit eines ganzen Kirchſpiels ſtöret. Nur der herznagende Kummer ihrer Mutter beunruhigte ſie, und umnebelte den heitern Blick ihrer Augen. Sie war bemüht, durch tauſend Liebkoſungen und kleine Aufmerkſamkeiten ſich ihr anzuſchmeicheln; es gelang ihr auch damit in ſo weit, daß die gute Mutter doch wieder etwas geſprächiger wurde.

Auf den Abend, als der Brautreihen anhub, ſprach ſie: „Ach Kind! dieſen frohen Reihen könnteſt du jetzt anführen. Welche Wonne, wenn du die Mühe und Sorgen deiner Mutter mit dieſer Freude belohnt hättteſt! Aber du haſt dein Glück verſchmäht, und nun erleb' ich's nimmer, dich zum

Altar zu geleiten.“ Liebe Mutter, ſprach Meta, ich vertrau dem Himmel, wenn's droben angeſchrieben ſteht, daß ich zum Altar geführt werden ſoll, ſo werdet ihr mir den Kranz wohl ſchmücken: denn wenn der rechte Freier kommt, wird mein Herz bald ja ſagen. — Kind, um Mädchen ohne Heirathsgut iſt kein Drang, müſſen kaufen, wer mit ihnen kaufen will. Die jungen Geſellen ſind heut zur Tage gar kühriſch, freien um glücklich zu werden, aber nicht um glücklich zu machen. Zudem weiſſagt dir dein Planet nicht viel Gutes, du biſt im April geboren. Laß ſehen, wie ſteht im Kalender geſchrieben? „Ein Mägdlein in dieſem Monat geboren, iſt holdſeligen freundlichen Angeſichts und ſchlanken Leibes, aber veränderlichen Gemüths, hat Belieben zum Mannsvolk. Mag ihr Ehrenkränzlein wohl in Acht nehmen, und ſo ein lachender Freier kommt, mag ſie ihr Glück nicht verpaſſen.“ Das trifft zu auf's Haar! Der Freier iſt da geweſen und kommt nicht wieder: du haſt ihn verpaßt. — Ach Mutter, was der Planet ſagt, laßt euch nicht kümmern; mein Herz ſagt mir, daß ich den Mann, der mich zum ehelichen Gemahl begehrt, ehren und lieben ſoll; und wenn ich den nicht finde, oder der mich nicht ſucht, will ich mich nähren meiner Hände Arbeit bei heiterm Muthe, euch beiſtehn und euer pflegen dereinſt im Alter, als einer frommen Tochter ziemt. Kommt aber der Mann meines Herzens, ſo ſegnet meine Wahl, auf daß es eurer Tochter wohlgehe auf Erden, und fraget nicht, ob er ſey vornehm, reich oder geehrt, ſondern ob er ſey gut und bieder, ob er liebe und geliebet werde. — Ach Tochter, die Liebe hat gar eine dürftige Küche, und nährt nur kümmerlich bei Salz und Brod. — Aber doch wohnt Eintracht und Zufriedenheit gern bei ihr, und würzet Salz und Brod mit fröhlichem Genuß des Lebens.

Die reichhaltige Materie von Salz und Brod wurde bis in die ſpäte Nacht erörtert, ſo lange ſich noch eine Geige auf dem Hochzeitgelag hören ließ, und die große Begnügſamkeit der beſcheidenen Meta, die bei Schönheit und Jugend doch nur auf ein ganz eingeſchränktes Glück Anſpruch zu machen ſchien, nachdem ſie eine ſehr vortheilhafte Parthie ausgeſchlagen hatte, brachte die Mutter auf die Vermuthung, daß ſich der Plan zu einem ſolchen Salzhandel in ihrem jungfräulichen Herzen wohl ſchon möchte angeſponnen haben. Sie errieth auch leicht den Handelskompagnon im engen Gäßchen, von dem ſie nie geglaubt hätte, daß er der Baum ſeyn würde, der in dem Herzen der liebenswürdigen Meta wurzeln ſolle. Sie hatte ihn nur als einen wilden Ranken betrachtet, der ſich nach jedem nahgelegnen Stäudchen hinbreitet, um ſich daran hinauf zu ſtängeln. Dieſe Entdeckung machte ihr wenig Freude, ſie ließ ſich gleichwohl nicht merken, daß ſie ſolche gemacht habe. Nach ihrer ſtrengen Moral aber verglich ſie ein Mädchen, das vor der prieſterlichen Einſegnung Liebe im Herzen hatte einniſten laſſen, einem wurmſtichigen Apfel, der nur fürs Auge tauge, nicht aber für den Genuß, und den man irgendwo auf einen Schrank ſtelle, ohne ſeiner weiter zu achten: denn der ſchädliche Wurm zehre am innern Mark und ſey nicht heraus zu bringen. Sie verzagte nun ganz daran, in ihrer Vaterſtadt jemals wieder empor zu kommen, ergab ſich in ihr Geſchick, und ertrug ſchweigend, was ſie meinte, daß nicht mehr zu ändern ſtehe.

Unterdeſſen lief das Gerücht in der Stadt um, die ſtolze Meta habe dem reichen Hopfenkönig den Korb gegeben, und erſcholl auch bis ins enge Gäßchen. Franz war außer ſich vor Freuden, als er dieſe Sage beſtätigen hörte, und die geheime Sorge, daß ein bemittelter Nebenbuhler ihn aus dem Herzen des lieben Mädchens verdrängen möchte, quälte ihn nicht mehr. Er war nun ſeiner Sache gewiß, und wußte ſich das Räthſel, welches der ganzen Stadt ein unauflösliches Problem blieb, ganz leicht zu erklären. Die Liebe hatte zwar aus dem Wüſtlinge einen Virtuoſen gebildet: doch dieſes Talent war für einen Brautwerber damals gerade die kleinſte Empfehlung, welches in jenen rohen Zeiten weder ſo geehrt, noch genährt wurde, wie in unſerm üppigen Jahrhundert. Die ſchönen Künſte waren noch nicht Kinder des Ueberfluſſes, ſondern des Mangels und der Dürftigkeit. Man wußte von keinen reiſenden Virtuoſen, als den Prager Studenten, deren gellende Symphonieen vor den Thüren der Reichen um einen Zehrpfennig ſollicitirten; die Aufopferung des lieben Mädchens war auch zu groß, um ſie mit einer Serenade zu vergelten. Jetzt wurde ihm das Gefühl ſeiner jugendlichen Unbeſonnenheit ein Stachel in der Seele. Manch herzliches Monodrama fing er mit einem O und Ach an, das ſeinen Unſinn beſeufzete: Ach Meta, ſprach er zu ſich ſelbſt, warum hab' ich dich nicht früher gekannt! du wärſt mein Schutzengel geweſen, und hätteſt mich vom Verderben errettet. Könnt' ich meine verlornen Jahre wieder zurückleben, und ſeyn, der ich war, ſo wäre mir jetzt die Welt Elyſium, und dir wollt' ich ſie zu einem Eden machen! Edles Mädchen, du opferſt dich einem Elenden, einem Bettler auf, der nichts im Beſitz hat, als ein Herz voll Liebe und Verzweiflung, daß er dir kein Glück, wie du es verdieneſt, anbieten kann. Unzähligmal ſchlug er ſich, bei den Anwandlungen ſolcher empfindſamen Launen, voll Unmuth vor die Stirn, mit dem reuevollen Ausruf: O Unbeſonnener! o Thor! zu ſpät wirſt du klug.

Die Liebe ließ indeſſen ihre Schöpfung nicht unvollendet. Sie hatte bereits in ſeinem Gemüthe eine heilſame Gährung hervorgebracht, das Verlangen nämlich, Thätigkeit und Kräfte anzuwenden, ſich aus ſeinem gegenwärtigen Nichts hervor zu ſtreben: ſie reizte ihn nun zum Verſuch, dieſen guten Willen auszuführen. Unter mancherlei Spekulationen, die er gemacht hatte, ſeinen zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, war die vernünftigſte, welche einen guten Erfolg zu verheißen ſchien, dieſe: daß er die Handelsbücher ſeines Vaters durchging, und die Kaduzitäten, die als Verluſt eingetragen waren, notirte, in der Abſicht, das Land zu durchziehen und eine Aehrenleſe anzuſtellen, um zu verſuchen, ob aus dieſen verlornen Halmen ſich noch ein Maß Waizen ſammeln ließe. Dieſen Ertrag wollte er anlegen, einen kleinen Handel zu beginnen, welchen ſeine Einbildungskraft bald in alle Theile der Welt ausbreitete. Es dünkte ihn, er ſähe ſchon Schiffe in der See, die mit ſeinem Eigenthum befrachtet wären. Er ging raſch dran, ſein Vorhaben auszuführen, machte das letzte goldene Neſtey aus der Erbſchaft, das Stundeney*) ſeines Vaters, zu Gelde, und kaufte dafür einen Reitklepper, der ihn als einen Bremer Kaufmann in die weite Welt tragen ſollte.

Nur die Trennung von der ſchönen Meta ging ihm ſchwer ein. Was wird ſie, ſprach er zu ſich, von dieſer plötzlichen Verſchwindung denken, wenn ich ihr nicht mehr auf dem Kirchweg begegne? Wird ſie mich nicht für treulos halten, und aus ihrem Herzen verbannen? Dieſer Gedanke beunruhigte ihn außerordentlich, und er wußte lange keinen Rath, wie er ſie von ſeinem Vorhaben verſtändigen ſollte. Aber die erfindungsreiche Liebe gab ihm den glücklichen Einfall ein, von öffentlicher Kanzel ſeine Abweſenheit und deren Abſicht ihr kund machen zu laſſen. Er erkaufte deswegen in der Kirche, welche bisher das geheime Verſtändniß der Liebenden begünſtiget hatte, eine Vorbitte für einen jungen Reiſenden zu glücklicher Ausrichtung ſeiner Geſchäfte; dieſe ſollte ſo lange dauern, bis er den Groſchen für die Dankſagung erlegen würde.

---

*) Die älteſten Taſchenuhren wurden von der Form, welche man ihnen zuerſt gab, Stundeneyer genennt.

Bei der letzten Begegnung hatte er ſich reiſefertig gekleidet, und ſtrich ganz nahe an ſeinem Liebchen vorbei, grüßte ſie bedeutſam und mit minderer Vorſicht als ſonſt, daß ſie darüber erröthete, und Mutter Brigitta zu mancherlei Randgloſſen Gelegenheit bekam, ihr Mißfallen über die Zudringlichkeit des unbeſonnenen Laffen, der ihre Tochter noch ins Gerede bringen würde, zu erkennen zu geben, und letztere damit den lieben langen Tag eben nicht auf die angenehmſte Weiſe zu unterhalten. Von der Zeit an wurde Franz in Bremen nicht mehr geſehen, und von dem ſchönſten Augenpaar ſeiner Vaterſtadt vergeblich geſucht. Oft hörte Meta die Vorbitte verleſen, aber ſie achtete nicht darauf, denn ſie war äußerſt bekümmert, daß ſich ihr Geliebter verunſichtbart hatte. Dieſe Verſchwindung war ihr unerklärbar, und ſie wußte nicht, was ſie davon denken ſollte. Nach Verlauf einiger Monate, da die Zeit ihren geheimen Unmuth in etwas gemildert hatte, und ihr Gemüthe ruhiger ſeine Abweſenheit ertrug, fiel ich einsmals, als ihr eben die letzte Erſcheinung ihres Herzgeſpiels vorſchwebte, die Vorbitte ſonderbar auf. Sie reimte und errieth den Zuſammenhang der Sache, und die Abſicht dieſer Notifikation. Ob nun gleich kirchliche Bitte, Gebet und Vorbitte eben nicht im Geruch großer Wirkſamkeit ſtehen, und für die andächtigen Seelen, die ſich darauf ſtützen, nur ein ſchwacher Stab ſind, indem das Feuer der Andacht in der chriſtlichen Gemeinde beim Schluß der Predigt zu verlöſchen pflegt: ſo fachte doch bei der frommen Meta das Verleſen der Vorbitten ſolches erſt recht an, und ſie unterließ nie, den jungen Reiſenden ſeinem Schutzengel beſtens zu empfehlen.

Unter dieſer unſichtbaren Geleitſchaft und den guten Wünſchen ſeiner Geliebten ſetzte Franz die Reiſe nach Brabant fort, um in Antwerpen einige beträchtliche Summen einzumahnen. Eine Reiſe von Bremen nach Antwerpen war zu der Zeit, wo es noch Wegelagerungen gab, und jeder Grundherr einen Reiſenden, der keinen Geleitsbrief gelöſet hatte, zu plündern und im Verließ ſeines Raubſchloſſes verſchmachten zu laſſen ſich berechtiget hielt, mit mehr Gefahren und Schwierigkeiten verknüpft, als jetziger Zeit von Bremen bis nach Kamtſchatka: denn der Landfriede, den Kaiſer Maximilian hatte ausrufen laſſen, galt durchs Reich zwar als Geſetz, an vielen Orten aber noch nicht als Obſervanz. Dem ungeachtet gelang es dem einſamen Reiſigen, das Ziel ſeiner Wallfahrt zu erreichen, ohne daß ihm mehr als ein einziges Abenteuer aufſtieß.

Tief in dem öden Weſtphalen ritt er an einem ſchwülen Tage bis in die ſinkende Nacht, ohne eine Herberge zu erreichen. Es thürmten ſich gegen Abend Gewitterwolken auf, und ein heftiger Platzregen durchnäßte ihn bis auf die Haut. Das fiel dem Zärtling, der von Jugend an aller erſinnlichen Bequemlichkeiten gewohnt war, ſehr beſchwerlich, und er befand ſich in großer Verlegenheit, wie er die Nacht in dieſem Zuſtande hinbringen ſollte. Zum Troſt erblickte er, nachdem das Ungewitter vorüber gezogen war, ein Licht in der Ferne, und bald darauf langte er vor einer dürftigen Bauerhütte an, die ihm wenig Troſt gewährte. Das Haus glich mehr einem Viehſtalle, als einer Menſchenwohnung, und der unfreundliche Wirth verſagte ihm Waſſer und Feuer, wie einem Geächteten, denn er war eben im Begriff, neben ſeine Stiere ſich auf die Streue zu wälzen, und zu träge, um des Fremdlings Willen das Feuer auf dem Heerde wieder anzufachen. Franz intonirte aus Unmuth ein klägliches Miſerere, und verwünſchte die weſtphäliſchen Steppen mit kräftigen Flüchen; aber der Bauer ließ ſich das wenig anfechten, und blies mit großer Gelaſſenheit das Licht aus, ohne von dem Fremdling weiter Notiz zu nehmen, denn er war der Geſetze des Gaſtrechts ganz unkundig. Weil aber der Wandersmann vor der Thür nicht aufhörte, ihm mit ſeinen Wehklagen Ueberlaſt zu machen, ſuchte er mit guter Art ſeiner los zu werden, bequemte ſich zum Reden und ſprach: Landsmann, ſo ihr hier euch wollt gütlich thun und euer wohl pflegen, ſo findet ihr hier nicht, was ihr ſuchet. Aber reitet dort linker Hand durch den Buſch, dahinter liegt die Burg des ehrenveſten Ritters Eberhard Bronkhorſt, der herbergt jeden Landfahrer, wie ein Hoſpitalier die Pilger vom heiligen Grabe. Nur hat er einen Tollwurm im Kopf, der ihn bisweilen zwickt und plagt, daß er keinen Wandersmann ungerauft von ſich läßt. So euch's nicht irret, ob er euch das Wamms bläuet, wird's euch bei ihm bas behagen.

Für eine Suppe und einen Schoppen Wein die Rippen einer Baſtonade preiß zu geben, iſt freilich nicht Jedermanns Ding, obwohl die Schmarotzer und Tellerlecker ſich rupfen und zauſen laſſen, und von reichen Uebermüthlern willig allen Schabernack erdulden, wenn ihnen nur der Gaumen dafür gekitzelt wird. Franz bedachte ſich eine Weile, und war unſchlüſſig, was er thun ſollte, endlich entſchloß er ſich dennoch, das Abenteuer zu beſtehen. Was liegt daran, ſprach er, ob mir der Rücken hier auf einer elenden Streu geradebrecht wird, oder vom Ritter Bronkhorſt? Die Friktion vertreibt wohl gar das Fieber, das im Anzuge iſt, und mich wakker ſchütteln wird, wofern ich die naſſen Kleider nicht trocknen kann. Er gab dem Gaul die Sporen und langte bald vor der Pforte eines Schloſſes von altgothiſcher Bauart an, klopfte ziemlich deutlich an das eiſerne Thor, und ein eben ſo vernehmliches: Wer da? hallete ihm von innen entgegen. Dem froſtigen Paſſagier kam das läſtige Paſſageceremoniel der Thorwächterinquiſition ſo ungelegen als unſern Reiſenden, die mit Recht über Wächter- und Mauthamts-Despotismus bei Thoren und Schlagbäumen ſeufzen und fluchen. Gleichwohl mußte er ſich dem Herkommen unterwerfen und duldſam abwarten, ob der Menſchenfreund im Schloſſe bei Laune ſey, einen Gaſt zu prügeln, oder geruhen würde, ihm ein Nachtlager unter freiem Himmel anzuweiſen.

Der Eigenthümer der alten Burg hatte von Jugend an, als ein rüſtiger Kriegsmann im Heere des Kaiſers, unter dem wackern Georg von Fronsberg gedienet, und ein Fähnlein Fußvolk gegen die Venediger angeführet, ſich nachher in Ruhe geſetzt, und lebte auf ſeinen Gütern, wo er, um die Sünden der ehemaligen Feldzüge abzubüßen, viel gute Werke verrichtete, die Hungrigen ſpeiſte, die Durſtigen tränkte, die Pilger herbergte und die Beherbergten wieder aus dem Hauſe prügelte. Denn er war ein roher, wüſter Kriegsmann, der des martialiſchen Tons ſich nicht wieder entwöhnen konnte, ob er gleich ſeit vielen Jahren in ſtillem Frieden lebte. Der neue Ankömmling, der bereitwillig war, gegen gute Bewirthung ſich der Sitte des Hauſes zu unterwerfen, verzog nicht lange, ſo raſſelten von innen die Riegel und Schlöſſer am Thor, und die keuchenden Thürflügel thaten ſich auf, als wenn ſie durch den Jammerton, den ſie hören ließen, den eintretenden Fremdling warneten oder beſeufzeten. Dem bangen Reiſigen überliefs mit einem kalten Schauer nach dem andern den Rücken herab, als er durch das Thor eintritt, dem ungeachtet wurde er wohl empfangen: einige Bedienten eilten herbei, ihm aus dem Sattel zu helfen, erzeigten ſich geſchäftig, das Gepäck abzuſchnallen, den Rappen in den Stall zu ziehen, und den Reiter zu ihrem Herrn in ein wohl erleuchtetes Zimmer einzuführen.

Das kriegeriſche Anſehn des athletiſchen Mannes, — der ſeinem Gaſte entgegen kam und ihm ſo nachdrücklich die Hand ſchüttelte, daß er hätte laut aufſchreien mögen, auch ihn mit ſtentoriſcher Stimme willkommen hieß, als wenn der Fremdling taub geweſen wär, übrigens ein Mann in ſeinen beſten Jahren ſchien, voll Feuer und Thatkraft, — ſetzte den ſcheuen Wanderer in Furcht und Schrecken, alſo, daß er ſeine Zagheit nicht verbergen konnte und am ganzen Leibe erbebte. Was iſt euch, junger Geſell, frug der Ritter mit einer Donnenſtimme, daß ihr zittert wie ein Eſpenlaub und erbleichet, als woll' euch eben der Tod ſchütteln? Franz ermannete ſich, und weil er bedachte, daß ſeine Schultern nun einmal die Zeche bezahlen müßten, ging ſeine Poltronerie in eine Art Dreiſtigkeit über. Herr, antwortete er traulich, ihr ſehet, daß mich der Platzregen durchweicht hat, als ſey ich durch die Weſer geſchwommen. Schaffet, daß ich meine Kleider mit trocknen wechſeln kann, und laſſet zum Imbiß ein wohlgewürztes Biermus auftragen, das den Fieberſchauer vertreibe, der an meinen Nerven zuckt; ſo wird mir wohl ums Herz ſeyn. Wohl! gegenredete der Ritter, heiſcht, was euch Noth thut, ihr ſeyd hier zu Hauſe.

Franz ließ ſich bedienen wie ein Baſſa, und weil er nichts anders als Paboggen zu erwarten hatte, ſo wollte er ſie auch verdienen; ſoppte und neckte daher die Diener, die um ihn geſchäftig waren, auf mancherlei Weiſe; es kommt, dachte er bei ſich, doch alles auf Eine Rechnung. Das Wamms, ſprach er, iſt für einen Schmeerbauch, bringt mir eins, das genauer auf den Leib paßt; dieſer Pantoffel brennt wie Feuer auf dem Hühnerauge, ſchlagt ihn über den Leiſten; dieſe Krauſe iſt ſteif wie ein Bret und würgt mich wie ein Strick, ſchafft eine herbei, die mir ſanfter thue und durch keinen Stärkenbrei gezogen ſey.

Der Hausherr ließ über die Bremiſche Freimüthigkeit ſo wenig einen Unwillen ſpüren, daß er vielmehr ſeine Diener antrieb, hurtig auszurichten, was ihnen befohlen war, und ſie Pinſel ſchalt, die keinen Fremden zu bedienen wüßten. Als der Tiſch bereitet war, ſetzten ſich Wirth und Gaſt und ließen ſich beide das Biermus wohl behagen. Bald darauf fragte jener, begehret ihr auch etwas zur Nachkoſt? Dieſer erwiederte: laßt auftragen, was ihr habt, daß ich ſehe, ob eure Küche wohl beſtellt ſey. Alsbald erſchien der Koch und beſetzte den Tiſch mit einer herrlichen Mahlzeit, die kein Graf würde verſchmähet haben. Franz langte fleißig zu und wartete nicht, bis er genöthiget wurde. Als er ſich geſättiget hatte, ſprach er: eure Küche, ſeh' ich, iſt nicht übel beſtellt, wenn's um den Keller auch ſo ſtehet, ſo muß ich eure Wirthſchaft faſt rühmen. Der Ritter winkte dem Kellner, dieſer füllte flugs den Willkommen mit dem gewöhnlichen Tiſchwein und kredenzte ihn ſeinem Herrn, der ihn auf die Geſundheit des Gaſtes rein ausleerte. Drauf that Franz dem Junker ehrlichen Beſcheid, welcher ſprach: Lieber, was ſaget ihr zu dieſem Weine? Ich ſage, daß er ſchlecht ſey, antwortete Franz, wenn's vom beſten iſt, den ihr auf dem Lager habt, und daß er gut ſey, wenn's eure geringſte Nummer iſt. Ihr ſeyd ein Schmecker, entgegnete der Ritter: Kellner, zapf' uns aus dem Mutterfaſſe. Der Schenke brachte einen Schoppen zum Koſtetrunk, und als ihn Franz verſucht hatte, ſprach er: das iſt ächter Firnewein, dabei wollen wir bleiben.

Der Ritter befahl, einen großen Henkelkrug zu bringen, und trank ſich mit ſeinem Gaſte heiter und froh, fing an, von ſeinen Kriegszügen zu reden, wie er gegen die Venediger zu Felde gelegen, die feindliche Wagenburg durchbrochen und die wälſchen Schaaren wie die Schaafe abgewürgt habe. Bei dieſer Erzählung gerieth er in einen ſolchen kriegeriſchen Enthuſiasmus, daß er Flaſchen und Gläſer niederſäbelte, das Tranchirmeſſer wie eine Lanze ſchwang und ſeinem Tiſchgenoſſen dabei ſo nahe auf den Leib rückte, daß dieſem für Naſe und Ohren bange war.

Es wurde ſpät in die Nacht, gleichwohl kam dem Ritter kein Schlaf in die Augen, er ſchien recht in ſeinem Elemente zu ſeyn, wenn er auf den Kriegszug gegen die Venediger zu reden kam. Die Lebhaftigkeit der Erzählung mehrte ſich mit jedem Becher, den er ausleerte, und Franz fürchtete, daß dieſes der Prolog zu der Haupt- und Staatsaction ſeyn möchte, bei welcher er die intereſſanteſte Rolle ſpielen ſollte. Um zu erfahren, ob er innerhalb oder außerhalb des Schloſſes pernoktiren werde, begehrte er einen vollen Becher zum Schlaftrunk. Nun meinte er, werde man ihm den Wein erſt einnöthigen, und wenn er nicht Beſcheid thät, ihn unter dem Scheine eines Weinzwiſtes nach der Sitte des Hauſes mit dem gewöhnlichen Viatikum fortſchicken. Gegen ſeine Erwartung wurde ihm ohne Widerrede gewillfahrt, der Ritter riß augenblicklich den Faden ſeiner Erzählung ab und ſprach: Zeit hat Ehre, morgen mehr davon! Verzeihet, Herr Ritter, antwortete Franz, morgen, wenn die Sonne aufgehet, bin ich über Berg und Thal, ich ziehe einen fernen Weg nach Brabant und kann hier nicht weilen. Darum beurlaubt mich heut, daß mein Abſchied morgen eure Ruhe nicht ſtöre. Thut, was euch gefällt, beſchloß der Ritter; aber ſcheiden ſollt ihr nicht von hinnen, bis ich aus den Federn bin, daß ich euch noch mit einem Biſſen Brod und einem Schluck Danziger zum Imbiß labe, dann bis an die Thüre geleite und nach Gewohnheit des Hauſes verabſchiede.

Franz bedurfte zu dieſen Worten keiner Auslegung. So gern er dem Hauspatron die letzte Höflichkeit der Geleitſchaft bis in die Hausthür entlaſſen hätte, ſo wenig ſchien dieſer geneigt, von dem eingeführten Ritual abzuweichen. Er befahl den Dienern, den Fremden auszukleiden und ins Gaſtbette zu legen, wo ſich Franz wohl ſeyn ließ und auf elaſtiſchen Schwanenfedern einer köſtlichen Ruhe genoß, ſo daß er ſich, ehe ihn der Schlaf übermannte, ſelbſt geſtand, eine ſo herrliche Bewirthung ſey um eine mäßige Baſtonade nicht zu theuer erkauft. Bald umflatterten ſeine Phantaſie angenehme Träume. Er fand die reizende Meta in einem Roſengehege, wo ſie mit ihrer Mutter luſtwandelte und Blumen pflückte. Flugs verbarg er ſich hinter einer dichtbelaubten Hecke, um von der ſtrengen Domina nicht bemerkt zu werden. Wiederum verſetzte ihn die Einbildungskraft in das enge Gäßchen, wo er durch den Spiegel die ſchneeweiße Hand des lieben Mädchens mit ihren Blumen beſchäftiget ſah; bald ſaß er neben ihr im Graſe, wollte ihr ſeine heiße Liebe erklären, und der blöde Schäfer fand keine Worte dazu. Er würde bis an den hellen Mittag geträumet haben, wenn ihn nicht die ſonore Stimme des Ritters und das Geklirr ſeiner Sporen aufgeweckt hätte, der bei Anbruch des Tages ſchon in Küch' und Keller Reviſion hielt, ein gutes Frühſtück zuzurichten befahl und jeden Diener auf den ihm zugetheilten Poſten ſtellte, um bei Handen zu ſeyn, wenn der Gaſt erwachen würde, ihn anzukleiden und zu bedienen.

Es koſtete dem glücklichen Träumer viel Ueberwindung, ſich von dem ſichern, gaſtfreundlichen Bette zu ſcheiden, er wälzte ſich hin und her; doch die grelle Stimme des geſtrengen Junkers engte ihm das Herz ein, und einmal mußte er in den ſauren Apfel beißen. Alſo erhob er ſich von den Federn, und ſogleich waren ein Dutzend Hände geſchäftig, ihn anzukleiden. Der Ritter führte ihn ins Speiſegemach zu einer kleinen, wohl zugeſchickten Tafel; aber da es jetzt zum Abdrücken kam, fühlte der Reiſende wenig Eßluſt. Der Hauswirth ermunterte ihn: warum langt ihr nicht zu? Genießt etwas für den böſen Nebel. Herr Ritter, antwortete Franz, mein Magen iſt noch zu voll von eurem Abendmahl; aber meine Taſchen ſind leer, die mag ich wohl füllen für den künftigen Hunger. Er räumte nun wacker auf und bepackte ſich mit dem Niedlichſten und Beſten, was transportabel war, daß alle Taſchen ſtrotzten. Wie er ſahe, daß ſein Gaul wohl geſtrichelt und aufgezäumet vorgeführet wurde, trank er ein Gläslein Danziger zum Valet, in der Meinung, das werde die Looſung ſeyn, daß ihn der Wirth beim Kragen faſſen und ſein Hausrecht werde fühlen laſſen.

Aber zu ſeiner Verwunderung ſchüttelte er ihm, wie beim Empfang, traulich die Hand, wünſchte ihm Glück auf die Reiſe, und die Riegelthür wurde aufgethan. Er ſäumte nun nicht, den Rappen anzuſtechen, und zak zak war er zum Thor hinaus, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt wurde.

Jetzt fiel ihm ein ſchwerer Stein vom Herzen, da er ſich in völliger Freiheit befand und ſahe, daß er ſo mit heiler Haut davon gekommen war. Er konnte nicht begreifen, warum ihm der Wirth die Rechnung kreditirt hatte, die ſeinem Bedünken nach hoch an die Kreide lief, und umfaßte nun den gaſtfreien Mann mit warmer Liebe, deſſen Fauſt und kolbengerechten Arm er gefürchtet hatte; trug aber noch groß Verlangen, Grund oder Ungrund des ausſtreueten Gerüchtes an der Quelle ſelbſt zu erforſchen. Darum wendete er flugs den Gaul und trabte zurück. Der Ritter ſtand noch im Thor und gloſſirte mit ſeinen Dienern, zu Beförderung der Pferdekunde, die ſein Lieblingsſtudium war, über Abkunft, Geſtalt und Bau des Rappen und ſeines harten Trabes, wähnte, der Fremdling vermiſſe etwas von ſeinem Reiſegepäck, und ſahe die Diener wegen ihrer vermeinten Unachtſamkeit ſcheel an. Was gebricht euch, junger Geſell, rief er dem Kommenden entgegen, daß ihr umkehret, da ihr wolltet fürder ziehen? Ach noch ein Wort, ehrenveſter Ritter! antwortete der Reiſige. Ein böſes Gerücht, das euch Glimpf und Namen bricht, ſagt, daß ihr jedes Fremdlings wohl pfleget, der bei euch einſpricht, um ihn, wenn er wieder davon ſcheidet, eure ſtarken Fäuſte fühlen zu laſſen. Dieſer Sage hab ich vertrauet und nichts geſparet, die Zeche euch abzuverdienen: ich gedachte bei mir, der Junker wird mir nichts ſchenken, ſo will ich ihm auch nichts ſchenken. Nun laßt ihr mich in Frieden ziehen, ſonder Strauß und Gefährde, das nimmt mich Wunder. Lieber, ſagt mir darum, iſt einiger Grund oder Schein an der Sache; oder ſoll ich das faule Geſchwätz Lügen ſtrafen? Der Ritter entgegnete: das Gerücht hat euch keineswegs mit Lügen berichtet; es treibt ſich keine Rede im Volk um, es liegt ein Körnlein Wahrheit darin. Vernehmt den eigentlichen Bericht, wie die Sache ſtehet. Ich herberge jeden Fremdling, der unter mein Dach eingehet, und theile meinen Mundbiſſen mit ihm um Gottes willen. Nun bin ich ein ſchlichter deutſcher Mann, von alter Zucht und Sitte, rede, wie mirs ums Herz iſt, und verlange, daß auch mein Gaſt herzig und zuverſichtlich ſey, mit mir genieße, was ich habe, und frei ſage, was er bedarf. Aber da giebts einen Schlag Leute, die mir mit allerlei Faxen Verdruß thun, foppen und äffen mich mit Kniebeugen und Bücklingen, ſtellen all ihre Worte auf Schrauben, machen viel Redens ohne Sinn und Salz; vermeinen mit glatten Worten mir zu hoffiren, gebehrden ſich bei der Mahlzeit, wie die Weiber beim Kindtaufſchmauſe. Sag ich: langt zu! ſo erwiſchen ſie aus Reverenz ein Knöchlein von der Schüſſel, das ich meinem Hunde nicht böt; ſprech ich: thut Beſcheid! ſo netzen ſie kaum die Lippen aus dem vollen Becher, als wenn ſie Gottes Gabe verſchmäheten; laſſen ſich zu jedem Dinge lang nöthigen, thät ſchier Noth auch zum Stuhlgang. Wenn mirs nun das leidige Geſindel zu bunt und kraus macht und ich nimmer weiß, wie ich mit meinem Gaſte dran bin: ſo werd ich endlich wild und brauche mein Hausrecht, faſſe den Tropf beim Fell, balge ihn weidlich und werf' ihn zur Thür hinaus. Das iſt bei mir ſo Sitt' und Brauch und ſo halt ichs mit jedem Gaſte, der mir Ueberlaſt macht. — Aber ein Mann von eurem Schlag iſt mir ſtets willkommen: ihr ſagtet rund und deutſch heraus, was euch zu Sinne war, wie's der Bremer Art iſt. Sprecht getroſt bei mir ein, wenn euch der Weg wieder vorbei trägt. Damit Gott befohlen.

Franz trabte nun mit heiterm frohem Muthe nach Antwerpen zu und wünſchte allenthalben eine ſo gute Aufnahme zu finden, als bei Ritter Eberhard Bronkhorſt. Beim Einzug in die ehemalige Königin der flämiſchen Städte ſchwellte ein günſtiger Wind das Segel ſeiner Hoffnung auf. In allen Straßen begegneten ihm Reichthum und Ueberfluß, und es ſchien, als wenn Noth und Mangel aus der betriebſamen Stadt Landes verwieſen ſey. Wahrſcheinlicher Weiſe, dacht er bei ſich, iſt mancher von den alten Schuldnern meines Vaters wieder empor gekommen und wird mir bereitwillig gute Zahlung leiſten, wenn ich ihm meine rechtmäßige Forderung dokumentire. Nachdem er ſich von der Ermüdung der Reiſe erholet hatte, zog er in dem Gaſthofe, wo er eingekehret war, vorläufige Nachricht von dem Zuſtande ſeiner Schuldleute ein. Wie ſtehts mit Peter Martens, fragte er eines Tages ſeine Tiſchgenoſſenſchaft bei der Mahlzeit; lebt er noch und macht er viel Geſchäfte? — Peter Martens iſt ein ſolider Mann, antwortete einer aus der Geſellſchaft, treibt Speditionshandel und zieht viel reinen Gewinn davon. „Iſt Fabian van Plürs noch in gutem Zuſtande?“ — O! der weiß ſeines Reichthums kein Ende, ſitzt im Rathe, und ſeine Wollmanufakturen geben reiche Ausbeute. — „Hat Jonathan Friſchkier guten Vertrieb mit ſeinem Gewerbe?“ — Ei der wär jetzt ein Kapitalmann, wenn ſich Kaiſer Max nicht hätte von den Franzoſen die Braut weghaſchen laſſen *). Ihm war die Lieferung der Kanten zum Brautputz verdungen; aber der Kaiſer hat den Kauf, wie ihm die Braut den Handel, aufgeſagt. Wenn ihr ein Liebchen habt, das ihr mit den Kanten bedenken wollt, ſo verläßt er ſie euch ums halbe Geld. — „Iſt das Handelshaus op de Bütekant geſunken, oder hält ſichs noch?“ — Dort hats vor einigen Jahren im Geſparre geknackt; aber die ſpaniſchen Karavellen **) haben eine neue Strebemauer dran geſetzt, daß es nun wohl halten wird.

Franz erkundigte ſich nach mehrern Handelsleuten, an die er Forderungen hatte, erfuhr, daß die meiſten ſich in blühenden Umſtänden befanden, die zu ſeines Vaters Lebzeiten bonis cedirt hatten, und merkte daraus ab, daß ein verſtändiger Bankerott von jeher die Fundgrube zukünftigen Erwerbs geweſen ſey. Dieſe Nachrichten heiterten ſein Gemüth ſehr auf, er ſäumte nicht, ſeine Papiere in Ordnung zu bringen und bei der Behörde die alten Schuldſcheine zu produciren. Aber es erging ihm mit den Antwerpern wie ſeinen peregrinirenden Landsleuten mit den Krämern in den deutſchen Städten; ſie genießen allenthalben einer freundlichen Aufnahme und werden an keinem Orte gern geſehen, wenn ſie kommen, Schulden einzutreiben. Einige wollten von den alten Sünden nichts wiſſen und meinten, ſie wären aus der Konkursmaſſe mit fünf Procent judizialiter rein abgethan. Es ſey des Gläubigers Schuld, daß er die Zahlung nicht acceptirt hätte. Andere wußten ſich keines Melchiors von Bremen zu entſinnen, ſchlugen ihre infallibeln Bücher auf, fanden keine Schuldpoſt für dieſen unbekannten Namen angemerkt; noch andere brachten eine ſtarke Gegenberechnung zum Vorſchein, und es vergingen keine drei Tage, ſo ſaß Franz im Schuldthurm, um für den väterlichen Kredit zu haften, wo er nicht eher herauskommen ſollte, bis er den letzten Heller bezahlen würde.

---

*) Anna von Bretagne.

**) So wurden die ſpaniſchen Schiffe ehemals genannt, die nach Amerika gingen.

Das waren nicht die beſten Abſpekten für den jungen Mann, der Hoffnung und Vertrauen auf die

Antwerper Beförderer ſeines Plans geſetzt hatte, und nun die ſchöne Seifenblaſe verſchwinden ſah. Er befand ſich in ſeinem engen Gewahrſam in dem qualenvollen Zuſtande einer Seele im Fegfeuer, nachdem ſein Schifflein auf den Strand gelaufen und mitten im Hafen, wo er gegen die Stürme Sicherheit zu finden vermeinte, geſcheitert war. Jeder Gedanke an Meta war ihm ein Dorn im Herzen; es war kein Schatten von Möglichkeit mehr vorhanden, jemals aus dem Strudel, in welchen er verſunken war, wieder empor zu kommen, um ſeine Hand nach ihr auszuſtrecken; und geſetzt, er hätte den Kopf auch wieder über Waſſer gebracht, ſo war ſie ihrer Seits doch außer Stande, ihn aufs Trockene zu heben. Er fiel in eine ſtumme Verzweiflung, hegte keinen Wunſch, als den zu ſterben, um mit einemmale der Marter abzukommen, und machte wirklich den Verſuch, ſich durch Hunger zu tödten. Aber das iſt eine Todesart, die nicht Jedermann zu Gebote ſteht, wie dem abgezehrten Pomponius Attikus, dem ſeine Verdauungswerkzeuge den Dienſt bereits verſagt hatten; ein geſunder rüſtiger Magen ergiebt ſich nicht ſo leicht in die Beſchlüſſe des Kopfs und des Herzens. Nachdem der Sterbensluſtige zwei Tage der Speiſe ſich enthalten hatte, bemächtigte ſich ein despotiſcher Heißhunger plötzlich der Herrſchaft über den Willen, und verrichtete alle Operationen, die ſonſt der Seele zukommen; er gebot der

Hand in die Schüſſel zu greifen, dem Munde, die Speiſe anzunehmen, den Kinnladen, ſich in Bewegung zu ſetzen, und er ſelbſt verrichtete die gewöhnliche Funktion der Verdauung ungeheißen. Alſo ſcheiterte auch dieſer Entſchluß an einer harten Brodrinde, der im ſieben und zwanzigſten Lebensjahre in der That etwas Heroiſches hat, das im ſieben und ſiebenzigſten ganz daraus verſchwunden iſt.

Im Grunde war's der hartherzigen Antwerper Meinung nicht, Geld von dem angeblichen Schuldner zu erpreſſen, ſondern nur keins an ihn zu bezahlen, da ſie ſeine Forderungen nicht als liquid anerkannten. Es ſey nun, daß die kirchliche Vorbitte in Bremen wirklich zu den Vorhöfen des Himmels gelanget war; oder daß die vermeinten Gläubiger nicht Luſt hatten, einen überläſtigen Koſtgänger auf Lebenszeit zu verpflegen: genug, nach Verlauf von drei Monaten wurde Franz ſeiner Gefangenſchaft unter dem Beding entlediget, innerhalb vier und zwanzig Stunden die Stadt zu räumen, und der Antwerper Grund und Boden nie wieder zu betreten. Zugleich empfing er fünf Gulden Reiſegeld aus den getreuen Händen der Juſtiz, die ſich ſeines Rappens und Gepäcks bemächtiget, und den Ertrag des daraus gelöſten Geldes für Gerichts- und Atzungskoſten gewiſſenhaft berechnet hatte. Mit ſchwermüthigem Herzen verließ er, mit dem Pilgerſtabe in der Hand, ganz demüthig die reiche Stadt, in die er vor einiger Zeit voll hochfliegender Hoffnung eingeritten war. Muthlos und unſchlüſſig, was er nun beginnen ſollte, oder vielmehr gedankenlos wankte er durch die Straßen zum nächſten Thor hinaus, ohne ſich darum zu bekümmern, wo der Weg hinführe, den der Zufall ihn hatte nehmen laſſen. Er grüßte keinen Wanderer und fragte nach keiner Herberge, bis ihn Ermüdung oder Hunger nöthigten, die Augen aufzuheben, und ſich nach einer Kirchthurmsſpitze oder ſonſt einem Merkzeichen von Menſchenwohnung umzuſehen, wenn er von Menſchen Beiſtands bedurfte. Viele Tage war er ohne Zweck und Ziel in der Irre herumgeſchweift, und ein verborgener Inſtinkt hatte ihn unvermerkt, vermöge ſeiner geſunden Füße, geraden Weges nach ſeiner Heimath hinwärts geführet, als er gleichſam aus einem ſchweren Traum erwachte, und inne ward, auf welcher Straße er ſich befand.

Er ſtand augenblicklich ſtille, um zu überlegen, ob er weiter gehen, oder wieder umkehren ſollte. Schaam und Verwirrung bemächtigten ſich ſeiner Seele, wenn er bedachte, daß er als ein Bettler, mit dem Stempel der Verachtung gebrandmarkt, in ſeiner Vaterſtadt herumgehen, und die Wohlthätigkeit ſeiner Mitbürger, denen er es ehedem an Reichthum und Wohlſtand allen zuvor gethan, nun in Anſpruch nehmen ſollte. Und wie konnte er der ſchönen Meta, ohne die Wahl ihres Herzens zu beſchämen, in dieſer Geſtalt unter die Augen treten? Er ließ ſeiner Einbildungskraft nicht Zeit, dieſes traurige Gemälde zu vollenden, ſondern nahm den Rückweg mit ſolcher Eile, als wenn er ſchon vor dem hohen Thore in Bremen ſtünd, und die Gaſſenbuben ſich verſammelten, ihn mit Hohn und Spott durch die Straßen zu begleiten. Sein Entſchluß war gefaßt; er wollte einen Seehafen in den Niederlanden zu erreichen ſuchen, Matroſendienſte auf einem ſpaniſchen Schiffe nehmen, nach der neuen Welt ſegeln, und nicht eher nach ſeinem Vaterlande zurückkehren, bis er in dem goldreichen Peru die Reichthümer wieder erwerben würde, die er ſo unachtſam verſchleudert hatte, ehe er den Werth des Geldes kannte. Bei Anlegung dieſes neuen Plans kam die ſchöne Meta zwar ſo weit im Hintergrunde zu ſtehen, daß ſie auch dem ſchärfſten Seherauge nur als ein dämmernder Schatten in der Ferne vorſchwebte; doch begnügte ſich der wandernde Projektant damit, daß ſie nun wieder in den Plan ſeines Lebens eingewebt war, und machte große Schritte, als wenn er durch dieſe Eilfertigkeit ſie deſto eher zu erreichen vermeinet hätte.

Schon befand er ſich wieder an der niederländiſchen Grenze, und langte unfern von Rheinberg bei Sonnenuntergang in einem kleinen Flecken an, Rummelsburg genannt, welcher nachher im dreißigjährigen Kriege ganz zerſtöret worden iſt. Eine Karavane Lyker Fuhrleute hatten bereits das Wirthshaus angefüllt, alſo, daß der Wirth keinen Platz hatte, ihn zu beherbergen, und ihn aufs nächſte Dorf verwies; beſonders weil er wegen ſeiner jetzigen Landſtreicherphyſiognomie zu ihm eben nicht das beſte Vertrauen hegte, und ihn für einen Diebsſpion hielt, der auf das Lyker Fuhrmannsgut eine Abſicht habe. Er mußte ſich, der großen Ermüdung ungeachtet, zur weitern Wallfahrt rüſten, und ſein Reiſebündel wieder auf den Rücken nehmen.

Indem er beim Abzuge einige bittere Klagen und Verwünſchungen über die Hartherzigkeit des Wirthes zwiſchen den Zähnen hervor murmelte, ſchien dieſer mit dem Zuſtande des Fremden einiges Mitleiden zu empfinden, und rief ihm aus der Thür nach: Hört doch, junger Geſell, was ich euch ſagen mag; wenn ihr hier zu raſten begehret, will ich euch wohl unterbringen. Hier oben im Schloſſe ſind der ledigen Zimmer genug, wenn's euch da nicht zu einſam iſt, es wird nicht bewohnt und ich habe die Schlüſſel dazu. Franz nahm den Vorſchlag mit Freuden an, rühmte ihn als ein Werk der Barmherzigkeit, bat nur um Dach und Fach und um ein Abendbrod, ſey's gleich in einem Schloß oder in einer Bauernhütte. Der Wirth war aber ein heimlicher Schalk, dem's wurmte, daß der Fremdling einige halblaute Schmähungen gegen ihn ſich hatte einfallen laſſen, und wollte ſich dafür durch einen Plagegeiſt rächen, der in der alten Bergveſte hauſte, und die Einwohner ſeit langen Jahren daraus vertrieben hatte.

Das Schloß lag nahe am Flecken auf einem ſchroffen Felſen, gerade dem Gaſthof gegenüber, ſo daß es nur durch die Fahrſtraße und einen kleinen Forellenbach davon geſchieden wurde. Der angenehmen Lage halber wurde es noch immer im baulichen Stande erhalten, war auch mit allem Hausgeräthe wohl verſehen und diente dem Eigenthümer zum Jagdſchloß, der oft darin den Tag über bankettirte, aber ſo bald die Sterne am Himmel funkelten, mit ſeinem Hofgeſinde davon zog, um den Plackereien des Poltergeiſtes, der die Nacht über darin toſete, zu entweichen; denn am Tage ließ das Geſpenſt ſich nicht vermerken. So unangenehm für den Grundherrn das Geſpilde ſeines Schloſſes mit dem nächtlichen Ungethüm war, ſo vortheilhaft war ihm der Spukgeiſt in Rückſicht der großen Sicherheit vor Dieben. Der Graf hätte keinen treuern und wachſamern Hüter des Schloſſes beſtellen können, als eben das Nachtgeſpenſt, das die verwegenſten Diebesbanden in Reſpekt hielt. Daher wußte er keinen ſicherern Ort zu Aufbewahrung ſeiner Koſtbarkeiten, als dieſes alte Bergſchloß, in dem Flecken Rummelsburg bei Rheinberg gelegen.

Hinunter war der Sonnenſchein, die finſtere Nacht brach ſtark herein, als Franz, mit einer

Laterne in der Hand, vor der Pfortenthür des Schloſſes unter Geleitſchaft des Wirthes anlangte, der in einem Korbe Lebensmittel trug, nebſt einer Flaſche Wein, die, wie er ſagte, nicht in Rechnung kommen ſollte. Auch hatte er ein Paar Leuchter und zwei Wachskerzen mitgenommen: denn im ganzen Schloſſe war weder Licht noch Leuchter, weil man nie länger des Abends als bis zum Zwielichten daſelbſt verweilte. Unterwegs bemerkte Franz den kniſternden, ſchwerbeladenen Korb und die Wachslichter, deren er nicht zu bedürfen und ſie doch bezahlen zu müſſen glaubte. Darum ſprach er: wozu dieſer Ueberfluß und Unrath, als bei einem Gaſtmahl. Das Licht in der Leuchte iſt hinreichend, dabei zu ſehen, bis ich mich aufs Lager ſtrecke, und wenn ich erwache, wird die Sonne hoch herauf ſeyn; denn ich fühle große Ermüdung, und werde auf beiden Ohren ſchlafen. Ich will euch nicht verhalten, antwortete der Wirth, daß ſich ein Gerücht umtreibt, es gehe irre im Schloſſe, und wohne ein Spukgeiſt darin. Ihr dürft euch das gleichwohl nicht anfechten laſſen; wir ſind, wie ihr ſehet, nahe genug, daß ihr uns errufen könnt, wenn euch etwas Unnatürliches zuſtoßen ſollte; ich werde mit meinem Geſinde flugs bei der Hand ſeyn, euch Beiſtand zu leiſten. Unten im Hauſe wird's die ganze Nacht nicht ruhig, und es bleibt immer Jemand wach. Ich wohne nun ſeit dreißig Jahren hier im Orte, kann gleichwohl nicht ſagen, daß ich je was geſehen hätte. Wenn's ja zuweilen in der Nacht Gepolter giebt, ſo ſind's Katzen und Marder, die auf dem Kornboden raſaunen. Aus Vorſorge hab' ich euch mit Licht verſehen: die Nacht iſt doch keines Menſchen Freund, und die Kerzen ſind geweiht, deren Schimmer die Geſpenſter, wenn welche im Schloſſe vorhanden ſind, gewiß ſcheuen werden.

Der Wirth ſagte daran keine Unwahrheit, daß er nie von einem Geſpenſte im Schloſſe was innen worden ſey; denn bei Nacht hatte er ſich wohl in Acht genommen, jemals einen Fuß hinein zu ſetzen, und bei Tage ließ ſich der Geiſt nicht ſehen; auch jetzt wagte der Schalk ſich nicht über die Grenze. Nachdem er die Thür geöffnet hatte, reichte er dem Wanderer den Korb mit den Viktualien, wies ihn zurechte und wünſchte gute Nacht. Franz trat ohne Furcht und Scheu in das Vorhaus, vermeinte, die Spukgeſchichte ſey leeres Geſchwätz oder eine mißverſtandene Tradition irgend eines wirklichen Ereigniſſes, woraus die Phantaſie ein unnatürlich Abenteuer gebildet hätte. Er gedachte an die Sage von dem wackern Ritter Eberhard Bronkhorſt, vor deſſen ſchwerem Arm ihm ſo bange war gemacht worden, und bei welchem er dennoch einer ſo gaſtfreien Aufnahme genoß. Darum hatte er ſich's aus ſeinen Reiſeerfahrungen zur Regel gemacht, von der gemeinen Sage gerade das Gegentheil zu glauben, und ließ das Körnlein Wahrheit, das nach der Meinung des weiſen Junkers darin verborgen liegen ſollte, ganz aus der Acht.

Nach Anweiſung des Wirths ſtieg er die ſteinerne Wendeltreppe hinauf, und kam vor eine verſchloſſene Thür, die er mit dem Schlüſſel öffnete. Eine lange düſtere Gallerie, wo ſein Fußtritt wiederhallete, führte ihn in einen großen Saal, und aus dieſem eine Seitenthür in eine Reihe Gemächer, die mit allen Geräthſchaften zur Zierde und Bequemlichkeit reichlich verſehen waren. Er wählte ſich eins darunter zum Schlafgemach, das ihm am freundlichſten ſchien, wo er ein wohlgepolſtertes Ruhebette fand, aus deſſen Fenſtern er gerade unter ſich in den Gaſthof ſah, auch jedes laute Wort, das daſelbſt geredet wurde, vernehmen konnte. Er zündete die Wachskerzen an, beſchickte ſeine Tafel, und ſpeiſte mit ſolcher Gemächlichkeit und Wohlgeſchmack, als ein Nobile von Otaheity. Die gebauchte Flaſche ließ ihn dabei keinen Durſt leiden. So lange die Zähne in voller Arbeit waren, hatte er nicht Zeit, an die angebliche Spukerei im Schloſſe zu denken. Wenn ſich auch zuweilen etwas in der Ferne regte, und ihm die Furchtſamkeit zurief: horch auf! horch auf! jetzt kommt der Poltergeiſt, ſo antwortete die Herzhaftigkeit: Poſſen! Es ſind Katzen und Marder, die ſich beißen und balgen. Aber in dem Dauungsviertelſtündchen nach der Mahlzeit, da der ſechste Sinn, die Empfindung des Hungers und Durſts, die Seele nicht mehr beſchäftigte, richtete ſie ihre Aufmerkſamkeit unter den fünf übrigen allein auf das Gehör, und da flüſterte die Furcht ſchon immer drei bängliche Gedanken dem Horcher ins Ohr, ehe die Herzhaftigkeit einmal darauf antwortete.

Vor den erſten Anlauf ſchloß er die Thür ab, ſchob den Nachtriegel vor und nahm ſeine Retirade auf den gemauerten Sitz des gewölbten Fenſters. Er öffnete ſolches, ſahe, um ſich in etwas zu zerſtreuen, an den geſternten Himmel, blickte in den genärbten Mond und zählte, wie oft ſich die Sterne putzten. Auf der Straße unter ihm ward's öde, und ungeachtet der ihm angerühmten nächtlichen Lebhaftigkeit im Gaſthofe wurden die Thüren verſchloſſen, die Lichter ausgethan und es ward ſo ſtill darin, als in einer Todtengruft. Dagegen ſtieß der Nachtwächter ins Horn, und ließ ſein: Hört ihr Herren! über den ganzen Flecken erſchallen, intonirte auch, zur Beruhigung des bangen Aſtronomen, der ſeine Augen noch immer an den funkelnden Sternen weidete, ein gellendes Abendlied gerade unter dem Fenſter, alſo, daß Franz leicht eine Unterredung hätte pflegen können, welches er, um der Geſelligkeit willen, auch gern gethan hätte, wenn er hätte vermuthen können, daß ihm der Wächter zur Rede ſtehen würde.

In einer volkreichen Stadt, mitten unter einer zahlreichen Hausgenoſſenſchaft, wo des Getümmels ſo viel iſt, als in einem Bienenkorbe, mag's für den Denker eine angenehme Erholung ſeyn, über die Einſamkeit zu philoſophiren, ſie als die lieblichſte Geſpielin des menſchlichen Geiſtes zu geſtalten, ihr alle vortheilhafte Seiten abzugewinnen, und nach ihrem Genuſſe zu verlangen. Aber da, wo ſie einheimiſch iſt, auf der Inſel Juan Fernandez, wo ein einzelner, dem Schiffbruch entronnener Eremit lange Jahre mit ihr verlebt; oder bei ſchauervoller Nacht, in einem tiefen Walde, oder in einem unbewohnten alten Schloſſe, wo die Mauern und Gewölbe Grauſen erwecken, und nichts Leben athmet, außer die traurige Eule in dem zerfallenen Thurme; da iſt ſie in Wahrheit nicht die angenehmſte Geſellſchafterin für den ſcheuen Anachoreten, der darin übernachtet, beſonders wenn er ſich alle Augenblicke der Erſcheinung eines Poltergeiſtes gewärtigen muß. Da kann's leicht der Fall ſeyn, daß eine Unterredung mit dem Nachtwächter zum Fenſter heraus eine beſſere Unterhaltung gewährt für Geiſt und Herz, als die anziehendſte Lektüre einer Lobrede auf die Einſamkeit. Wenn Ritter Zimmermann in Franzens Stelle ſich befunden hätte, auf dem Schloſſe Rummelsburg an der weſtphäliſchen Grenze, ſo würde er ohne Zweifel in dieſer Lage die Grundideen zu einer eben ſo intereſſanten Schrift über die Geſelligkeit ausgeſponnen haben, als ihn, allem Vermuthen nach, eine läſtige Aſſemblee beſtimmt hat, aus der Fülle des Herzens der Lobredner der Einſamkeit zu werden.

Mitternacht heißt die Stunde, wo die Geiſterwelt Leben und Thätigkeit gewinnt, wenn die vergröberte animaliſche Natur in tiefem Schlummer begraben liegt. Franz wünſchte um deswillen lieber dieſe bedenkliche Stunde zu verſchlafen, als zu durchwachen; darum that er das Fenſter zu, ging nochmals die Runde im Zimmer, durchſpähete Winkel und Ecken, um zu ſehen, ob Alles geheuer ſey, ſchneuzte die Lichter, daß ſie heller brennten, und ſtreckte ſich flugs aufs Ruhebette, welches ſeinem ermüdeten Körper gar ſanfte that. Dennoch konnt' er nicht ſo bald, als er wünſchte, in Schlaf kommen. Ein kleines Herzpochen, welches er einer Wallung im Blute von der Hitze des Tages zuſchrieb, erhielt ihn noch eine Zeitlang wach, und er unterließ nicht, dieſe Friſt zu benutzen, und einen ſo kräftigen Abendſegen zu beten, als er ſeit vielen Jahren nicht gebetet hatte. Dieſer that die gewöhnliche Wirkung, daß er ſanft dabei einſchlief. Nach Verlauf einer Stunde, ſeinem Bedünken nach, erwachte er mit einem plötzlichen Schreck, welches bei einem unruhigen Blute eben nichts Ungewöhnliches iſt. Dadurch wurde er ganz munter, herchte, ob Alles ruhig ſey, und hörte nichts als die Glocke, die eben zwölfe ſchlug, welche Neuigkeit der Nachtwächter bald darauf dem ganzen Flecken mit lautem Geſange ankündigte. Franz lauſchte noch eine Weile, legte ſich aufs andere Ohr und war eben im Begriff wieder einzuſchlafen: da war's ihm, als knarre von Ferne eine Thür, und gleich darauf ſchlug ſie mit dumpfem Getöſe zu. O Wehe! Wehe! raunte die Furcht ihm ins Ohr, das iſt fürwahr der Poltergeiſt! Es iſt der Wind und weiter nichts, tröſtete die Herzhaftigkeit. Doch bald kam's näher, immer näher, wie ein ſchwerer Mannestritt. Geklingel hier, Geklingel dort, als raſſelte ein Delinquent mit ſchweren Ketten; oder als ging der Pförtner mit ſeinem Schlüſſelbund im Schloß umher. Das war kein Windesſpiel, die Herzhaftigkeit verſtummte, die bange Furcht trieb alles Blut dem Herzen zu, daß es pochte, wie ein Schmiedehammer.

Jetzt war die Sache außerm Spaß. Wofern die Furcht die Herzhaftigkeit noch einmal hätte laſſen zum Worte kommen, ſo würde dieſe den Verzagten an den Subſidien-Traktat mit dem Wirthe erinnert und ihn angetrieben haben, die ſtipulirte Hülfe laut aus dem Fenſter zu reklamiren; aber dazu gebrach's an Entſchließung. Der ängſtlich Zagende nahm ſeine Zuflucht zur Matratze, der letzten Schutzwehr der Furchtſamen, und zog ſie dicht übern Kopf, wie Vogel Strauß das Haupt ins Gras ſteckt, wenn er dem Jäger nicht mehr entrinnen kann. Draußen gings Thür auf, Thür zu, mit gräßlichem Gepolter, und nun kam's auch ans Schlafgemach. Es drehte raſch am Schloß, verſuchte viele Schlüſſel, bis es den rechten fand; doch hielt der Riegel noch die Thür feſt, bis ſie ein harter Schlag, gleich einem Donnerſchlag, eröffnete, daß Niet und Riegel ſprang. Da trat herein ein langer hagrer Mann mit einem ſchwarzen Bart, in alter Tracht und mit finſterm Angeſicht; die Augenbraunen ſenkten ſich zu tiefem Ernſte von der Stirn herab. Um ſeine linke Schulter hatte er einen Scharlachmantel und auf dem Haupte trug er einen ſpitzen Hut. Er zog mit ſchwerem Tritt dreimal das Zimmer ſchweigend auf und ab, beſah die geweihten Kerzen und putzte ſie, damit ſie heller leuchteten. Drauf ließ er ſeinen Mantel fallen, ſchnürte einen Scheerſack auf, den er darunter barg, kramte ein Barbierzeug aus und ſtrich flugs ein blankes Scheermeſſer auf dem breiten Riemen, den er am Gürtel trug.

Franz ſchwitzte Judasſchweiß unter der Matratze, befahl ſich in den Schutz der heiligen Jungfrau, und ſpekulirte ängſtlich, was dies Manövre ſollte, wußte nicht, obs damit auf die Gurgel oder auf den Bart gemeinet ſey. Zu ſeiner Beruhigung goß das Geſpenſt aus einer ſilbernen Flaſche Waſſer in ein ſilbernes Becken, und ſchlug mit beinerner Hand die Seife zu leichtem Schaum, rückte einen Stuhl zurechte und winkte mit ernſter Miene den angſtvollen Laurer aus ſeinem Hinterhalte hervor.

Gegen dieſen bedeutſamen Wink galt ſo wenig eine Einwendung, als gegen die ſtrengen Befehle des Großherrn, wenn er einem exilirten Vezier den Engel des Todes, den Capichi Baſchi, mit der ſeidenen Schnur nachſchickt, ſeinen Kopf in Empfang zu nehmen. Das Vernünftigſte, was ſich in dieſem kritiſchen Falle thun läßt, iſt, der Nothwendigkeit nachzugeben, zum böſen Spiel gute Miene zu machen, und ſich mit ſtoiſcher Gelaſſenheit die Kehle gemachſam zuſchnüren zu laſſen. Franz honorirte die empfangene Ordre: die Matratze begann ſich zu heben, er ſprang raſch vom Bette auf, und nahm den ihm angewieſenen Platz auf dem Schemel ein. So wunderſam auch dieſer ſchnelle Uebergang von der äußerſten Verzagtheit zur kühnſten Entſchloſſenheit ſcheinen mag, ſo natürlich wird dennoch das pſychologiſche Journal[*]) uns dieſe Erſcheinung zu erklären wiſſen.

Der ſpukende Barbier band ſeinem zitternden Bartkunden alsbald das Scheertüchlein vor, ergriff drauf Kamm und Scheere, und beſchnitt ihm Haar und Bart. Dann ſeifete er ihn kunſtmäßig ein, zuerſt den Bart, hernach die Augenbraunen, zuletzt die Schläfe, Scheitel und das Hinterhaupt, und ſchor ihn von der Gurgel bis zum Nacken ſo glatt und kahl, wie einen Todtenkopf. Als er mit dieſer Operation zu Stande war, wuſch er ihm das Haupt, trocknete es ſäuberlich, machte ſeinen Reverenz und ſchnürte den Scheerſack zu, hüllete ſich in den Scharlachmantel und ſchickte ſich zum Rückzug an. Die geweihten Kerzen brannten vortrefflich helle bei der ganzen Verhandlung, und Franz ſahe, vermöge ihres Schimmers, im Spiegel, daß ihn der Scheerer in einen chineſiſchen Pagoden verwandelt hatte. Er bedauerte herzlich den Verluſt der ſchönen braunen Locken, gleichwohl ſchöpfte er nun wieder friſchen Athem, da er merkte, es ſey mit dieſem Opfer Alles abgethan, und der Geiſt habe weiter keine Macht an ihm.

---

[*]) Eine Zeitſchrift, welche damals, wenn ich nicht irre, von Moritz und Conſorten herausgegeben wurde, und wegen Unerſchöpflichkeit des Stoffes, den ſie bearbeitete, immer fortgeſetzt zu werden verdient.

W.

So verhielt ſich's auch in der That, der Rothmantel ging nach der Thür, ſtillſchweigend, wie er gekommen war, ohne Gruß und Valet, und ſchien ganz das Widerſpiel ſeiner geſchwätzigen Profeſſionsverwandten. Kaum war er aber drei Schritte zurück, ſo ſtand er ſtille, ſahe ſich mit trauriger Gebehrde nach ſeinem wohlbedienten Kunden um, und ſtrich mit der flachen Hand über deu ſchwarzen Bart. Eben das that er zum andern Male, und nochmals,

als er eben zur Thür hinaus ſchreiten wollte. Franz gerieth dadurch auf die Vermuthung, daß das Geſpenſt etwas verlange, und durch eine ſchnelle Ideenverbindung rieth er darauf, daß es vielleicht den nämlichen Dienſt von ihm erwarte, den es ihm vorher geleiſtet habe.

Da der Geiſt, ungeachtet ſeines trübſinnigen Anblicks, mehr zu Schimpf als Ernſt aufgelegt ſchien, und ſeinen Gaſt geſchabernackt, nicht aber gemißhandelt hatte: ſo war bei dieſem jetzt faſt alle Furcht verſchwunden. Alſo wagte er den Verſuch, und winkte dem Geiſte, ſich auf den Schemel zu ſetzen, welchen er eben verlaſſen hatte. Sogleich gehorchte das Geſpenſt, warf den rothen Mantel ab, legte das Barbierzeug auf den Tiſch und ſetzte ſich auf den Stuhl, in die Stellung eines Menſchen, der ſich will den Bart abnehmen laſſen. Franz beobachtete ſorgfältig die nämliche Prozedur, die der Geiſt zuvor mit ihm vorgenommen hatte, ſtutzte ihm den Bart mit der Scheere, ſchnitt ihm das Haar ab, ſeifete ihm dem ganzen Kopf ein, und das Geſpenſt hielt ſtill wie ein Haubenſtock. Der ungeſchickte Geſell wußte das Meſſer ſchlecht zu regieren, hatte noch nie eins in der Hand gehabt, ſcher den Bart gerade gegen den Strich, wobei der Geiſt eben ſo ſeltſame Grimaſſen machte, wie der Affe des Erasmus, indem er das Bartputzen ſeines Herrn nachahmte. Dabei wurde dem unkundigen Pfuſcher doch nicht wohl zu Muthe, er dachte mehr als einmal an die ſinnreiche Sentenz, was deines Amts nicht iſt, laß deinen Vorwitz; indeſſen zog er ſich, ſo gut er konnte, aus der Affäre, und ſchor das Geſpenſt ſo kahl als er ſelbſt war.

Bisher war die Scene zwiſchen dem Geiſte und dem Wanderer pantomimiſch abgehandelt worden, jetzt wurde die Handlung dramatiſch. Fremdling, ſprach jener mit freundlicher Gebehrde, habe Dank für den Dienſt, den du mir geleiſtet haſt: durch dich bin ich der langen Gefangenſchaft nun ledig, die mich dreihundert Jahre in dieſe Mauern gekerkert hat, und zu welcher meine abgeſchiedene Seele ſo lange einer Uebelthat halber verdammt ward, bis ein Sterblicher das Vergeltungsrecht an mir üben und thun würde, was ich bei meinen Lebzeiten Andern that.

Wiſſe, daß hier ehemals ein frecher Uebermüthler wohnte, der ſein Geſpött mit Pfaffen und mit Laien trieb. Graf Hartmann hieß ſein Name, war keines Menſchen Freund, erkannte kein Geſetz und keinen Oberherrn, übte eitel Muthwill und Schälkelei, und ſchändete des Gaſtrechts Heiligkeit. Den Fremdling, der unter ſein Dach einging, den Dürftigen, der ihn um eine milde Gabe bat, entließ er nie, ohne einen böſen Tück ihm zu beweiſen. Ich war ſein Schloßbarbier, trieb Liebedienerei, und that, was ihm geſiel. So manchen frommen Pilger, der vorüberging, lockt' ich mit Freundlichkeit ins Schloß, bereitete das Bad für ihn, und wenn er meinte, ſeiner wohl zu pflegen, ſchor ich ihn glatt und kahl, und wies mit Hohn und Spott ihn aus der Thür. Da ſchauete Graf Hartmann aus dem Fenſter, und ſah mit Luſt, wie ſich die Otternzucht der Knaben aus dem Flecken verſammlet hatte, den Geſchändeten zu höhnen, und über ihn, wie über den Propheten einſt die freche Knabenrotte, Kahlkopf! Kahlkopf ſchrie. Des freute ſich der Schadenfroh und lachte teufliſch drüber, daß er den Speckwanſt halten mußte, und ihm die Augen übergingen.

Einſt kam ein heiliger Mann aus fernen Landen, er trug, gleich einem Büßenden, ein ſchweres Kreuz auf ſeiner Schulter, und hatte ſich fünf Nägelmaal, an Händen, Füßen und der Seite, aus Andacht eingenarbt; auf ſeinem Haupte ſtand ein Kranz von Haaren, gleich der Dornenkrone. Er ſprach hier an, begehrte Waſſer, ſeine Füße zu waſchen, und einen Biſſen Brod. Flugs bracht' ich ihn ins Bad, um ihn nach meiner Weiſe zu bedienen, und reſpektirte nicht die heilige Glatze, ſchor ihm die Krone rein vom Haupte weg. Da ſprach der fromme Pilger einen ſchweren Bannfluch über mich: Verruchter, wiſſe, daß nach dem Tode der Himmel und die Hölle, und des Fegfeuers eherne Pforte deiner armen Seele verſchloſſen iſt. Sie ſoll als Plagegeiſt ſo lang in dieſen Mauern toſen, bis ungefordert, ungeheißen, ein Wanderer das Vergeltungsrecht an dir verüben wird.

Von Stund an wurd' ich ſiech, das Mark in den Gebeinen vertrocknete und ich verging gleichwie ein Schatten. Mein Geiſt verließ den abgezehrten Leichnam, und blieb an dieſen Ort gebannt, wie ihm vom heiligen Mann ward auferlegt. Vergebens harrt' ich der Erlöſung aus dieſen qualenvollen Feſſeln, die mich noch an die Erde ketteten: denn du ſollſt wiſſen, daß, wenn die Seele von dem Körper ſcheidet, ſie nach dem Ort der Ruh verlangt, und dieſe heiße Sehnſucht macht ihr die Jahre zu-Aeonen, ſo lange ſie in einem fremden Elemente ſchmachtet. Zu eigner Qual ſetzt ich das traurige Geſchäfte fort, das ich bei Leibesleben trieb. Ach! bald verödete mein Toſen dieſes Haus! Nur ſparſam kam ein Pilger, hier zu übernachten. Ob ich gleich allen that, wie dir, ſo wollte doch keiner mich verſtehn, und mir, wie du, den Dienſt erweiſen, der meinen Geiſt aus dieſer Sklaverei befreite. Hinfort wird ſich kein Poltergeiſt in dieſem Schloß mehr regen, ich gehe nun zur langgewünſchten Ruhe ein. Nun, junger Fremdling, nochmals meinen Dank, daß du mich nun erlöſet haſt. Wär' ich der Hüter tiefverborgner Schätze, ſie wären alle dein; doch Reichthum war im Leben nie mein Loos, es liegt in dieſem Schloſſe auch kein Schatz vergraben. Hör' aber guten Rath. Verweile hier, bis Bart und Haupthaar Kinn und Glatze wieder decken, dann ziehe heim in deine Vaterſtadt, und harre auf der Weſerbrücke daſelbſt zur Zeit, wenn Tag und Nacht im Herbſt ſich gleichen, auf einen Freund, der dir begegnen wird, der wird dir ſagen, was du thun ſollſt, daß dirs wohlergeh' auf Erden. — Wenn aus dem güldnen Horn des Ueberfluſſes dir Segen und Gedeihen quillt, alsdann ſey meiner eingedenk, und laß, ſo oft der Jahrstag wiederkehrt, an welchem du mich des Verwünſchungsfluchs entbandeſt, zu meiner Seelenruh mir jedesmal drei Meſſen leſen. — Nun fahre wohl, ich ſcheide jetzt von hinnen *).

Mit dieſen Worten verſchwand der Geiſt, nachdem er durch ſeine Geſchwätzigkeit ſeine ehemalige Exiſtenz als Hofbarbier im Schloſſe Rummelsburg ſattſam dokumentirt hatte, und ließ ſeinen Befreier voll Verwunderung über das ſeltſame Abenteuer. Er ſtand lange unbeweglich, und war zweifelhaft, ob ſich die ganze Geſchichte wirklich begeben, oder ob ihn nur ein ſchwerer Traum getäuſchet habe; allein ſein kahl geſchorner Kopf überzeugte ihn bald von

---

*) Ich weiß nicht, ob der Leſer bemerkt hat, daß der Verfaſſer das Geſpenſt in Jamben ſprechen läßt; eine Laune, die ihn auch in andern Mährchen hier und da angewandelt. W.

der Wahrheit der Begebenheit. Er legte ſich drauf zur Ruhe, und ſchlief auf das überſtandene Schrekken bis in die Mittagsſtunde. Der betrügliche Wirth hatte ſchon von frühem Morgen an gelauert, wenn der Wanderer mit der Glatze zum Vorſchein kommen würde, um ihn mit heimlichem Hohngelächter, unter dem Anſchein der Verwunderung über das nächtliche Abenteuer, zu empfangen. Da ihm dieſer aber zu lange zögerte, und ſchon der Mittag herannahete, wurde ihm die Sache bedenklich, und er fing an zu fürchten, das Geſpenſt möchte etwas unſanft mit dem fremden Gaſte gefahren ſeyn, ihn erdroſſelt oder ihn in ſo übermäßige Furcht verſetzt haben, daß er vor Entſetzen geſtorben ſey; und ſeine muthwillige Rache ſo weit zu treiben, war gleichwohl ſeine Abſicht nicht. Er ſchellete dem Geſinde, lief mit Knecht und Magd in aller Eile auf die Burg, und kam vor das Zimmer, in welchem er des Abends Licht bemerkt hatte. Er fand einen unbekannten Schlüſſel an der Thür; aber dieſe war von innen verriegelt, denn nach der Verſchwindung des Geiſtes hatte Franz ſie wieder verwahret. Er pochte mit ängſtlicher Heftigkeit an, daß die heiligen Siebenſchläfer von dem Getöſe würden aufgewacht ſeyn. Franz wurde munter, und meinte in der erſten Beſtürzung, der Geiſt ſtünd wieder vor der Thür, und habe ihm einen nochmaligen Beſuch zugedacht. Da er aber des Wirths Stimme vernahm, der nichts mehr verlangte, als daß ſein Gaſt ein Zeichen des Lebens von ſich geben ſollte, raffte er ſich auf und öffnete das Gemach.

Mit ſcheinbarem Entſetzen ſprach der Wirth, indem er die Hände zuſammen ſchlug: Bei Gott und allen Heiligen, der Rothmantel iſt hier geweſen, (unter dieſem Namen war das Geſpenſt den Einwohnern bekannt), und hat euch zum Kahlkopf geſchoren, nun iſts vor Augen, daß die alte Sage kein Mährchen iſt. Aber berichtet mich, wie ſahe der Poltergeiſt aus, was hat er geredet, und wie hat er gethan? Franz, der den Frager vollkommen ausgemerkt hatte, antwortete: Der Geiſt glich einem Manne in einem rothen Mantel; wie er gethan hat, iſt euch nicht verborgen, und was er ſprach, des bin ich wohl eingedenk: Fremdling, ſprach er, trau keinem Wirthe, der den Schalk im Schilde führt; was dir begegnen ſollte, war ihm wohl bewußt. Gehab dich wohl, ich ziehe fort aus dieſem alten Aufenthalte, denn meine Zeit iſt aus. Hinfort wird hier kein Poltergeiſt mehr ſpuken; ich werde nun zum ſtillen Alp, will das den Gaſtwirth plagen, ihn kneipen, zwicken, drücken, wofern er ſeine Schuld nicht büßt, dir Dach und Fach und freie Zehrung giebt, bis um dein Haupt ſich wieder braune Locken krümmen *).

---

*) Auch hier macht Franz auf Rechnung des Geſpenſtes Jamben aus dem Stegreif. W.

Der Wirth erbebte bei dieſen Worten, ſchlug ein großes Kreuz vor ſich, und gelobte, bei der heiligen Jungfrau, dem Abenteurer freie Zeche, ſo lang er bei ihm verharren wollte. führte ihn in ſein Haus und bediente ihn aufs beſte. Es fehlte wenig, daß der Fremdling nicht in den Ruf eines Geiſterbanners kam, da ſich das Geſpenſt von nun an nicht mehr ſehen ließ. Er übernachtete oft in der alten Burg, und ein Waghals aus dem Orte hatte den Muth, ihm Geſellſchaft zu leiſten, ohne daß er zum Kahlkopf geſchoren wurde. Da der Gutsherr erfuhr, daß der fürchterliche Rothmantel nicht mehr in Rummelsburg ſpuke, ward er darüber ſehr froh, und ertheilte Befehl, des Fremdlings wohl zu pflegen, der ihn ſeiner Meinung nach weggebannt habe.

Um die Zeit, als ſich der Wein färbte und der herannahende Herbſt die Aepfel an den Bäumen röthete, kräuſelten ſich Franzens braune Locken wieder, und er ſchnürte ſein Reiſebündel: denn alle ſeine Sinnen und Gedanken waren auf die Weſerbrücke gerichtet, um den Freund aufzuſuchen, der ihm, nach der Verheißung des nächtlichen Barbiers, Anweiſung geben ſollte, wie er ſein Glück machen könnte. Indem er ſich vom Wirth verabſchiedete, zog dieſer ein Pferd mit Sattel und Zeug aus dem Stalle, womit der Gutsherr aus Dankbarkeit ihn beſchenkte, daß er ſein Schloß wieder wohnbar gemacht hatte; auch ließ er ihm einen nachhaltigen Zehrpfennig reichen, und ſo kam Franz flink und wohlgemuth in ſeine Vaterſtadt wieder angeritten, wie er vor Jahresfriſt daraus gezogen war. Er ſuchte ſein altes Quartier im engen Gäßchen auf, hielt ſich aber gar ſtill und eingezogen, und forſchte nur unter der Hand, wie's mit der ſchönen Meta ſtünd, ob ſie noch lebe und unvermählt ſey. Auf dieſe Frage erhielt er eine befriedigende Antwort, und begnügte ſich vor der Hand daran: denn er wagte es nicht, ehe ſein Schickſal entſchieden wäre, ihr unter die Augen zu treten, oder ſeine Ankunft in Bremen ihr vermerken zu laſſen.

Mit heißer Sehnſucht erwartete er die Tag- und Nachtgleiche, ſeine Ungeduld machte ihm bis dahin jeden Tag zu einem Jahre. Endlich erſchien der lang gewünſchte Termin. Die Nacht vorher konnte er vor Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, kein Auge zuthun; das Blut wallete und pochte in den Adern, wie im Schloſſe Rummelsburg, da er des Beſuchs von einem Poltergeiſte ſich verſah. Um den unbekannten Freund nicht zu verfehlen, ſtund er ſchon vor Tages Anbruch auf, und begab ſich in der erſten Morgendämmerung auf die Weſerbrücke, die noch leer und ledig von Paſſanten war. Er ging verſchiedenemal einſam darauf hin und wieder, mit einem Vorgefühl freudiger Ahnung, das den eigentlichen Genuß aller irdiſchen Glückſeligkeit in ſich faßt. Denn nicht die erreichten Wünſche, ſondern die unbezweifelte Hoffnung ſie zu erreichen, gewähret dem menſchlichen Geiſte das volle Maaß des höchſten und innigſten Vergnügens. Er machte eine Menge Entwürfe, wie er ſich im Beſitz ſeines zu erwartenden Glücks bei der geliebten Meta produziren wollte; ob es rathſamer ſey, ſich ihr in vollem Glanze zu zeigen, oder nur im erſten Schimmer des Morgenlichtes aus ſeiner bisherigen Dunkelheit hervor zu geben, und ſie nach und nach die glückliche Veränderung ſeiner Lage wahrnehmen zu laſſen. Die Neugierde that bei dieſer Gelegenheit tauſend Fragen an den Verſtand: wer mag der Freund ſeyn, der mir auf der Weſerbrücke begegnen ſoll? Obs wohl einer meiner alten Bekannten iſt, bei denen ich ſeit meinem Verfall ganz vergeſſen bin? Wie wird er mir den Weg zum Glücke bahnen? Und wird dieſer Weg kurz oder lang, bequem oder mühſam ſeyn? Auf Alles das wußte der Verſtand, ſeines Sinnens und Spekulirens ungeachtet, keine Antwort.

Nach Verlauf einer Stunde fings an auf der Brücke lebhaft zu werden, es wurde darüber geritten, gefahren und gegangen, auch viel Kaufmannsgut hin und her gebracht. Die gewöhnliche Tagwache von Bettlern und preßhaften Perſonen beſetzte nach und nach dieſen zu ihrem Gewerbe wohlgelegenen Poſten, um die Wohlthätigkeit der Vorübergehenden in Kontribution zu ſetzen: an Armenanſtalten und Arbeitshäuſer hatte die weiſe Polizei damals noch nicht gedacht. Der erſte von der zerſetzten Kohorte, der dem jovialiſchen Spaziergänger, welchem frohe Hoffnung aus den Augen lachte, um eine milde Gabe anſprach, war ein verabſchiedeter Kriegsmann, der mit dem militäriſchen Ehrenzeichen eines hölzernen Stelzfußes verſehen war, das ihm, als er weiland fürs Vaterland focht, zum Lohn ſeiner Tapferkeit verliehen wurde, mit der Gerechtſame, zu betteln, wo er wollte, und der nun, als Phyſiognomiſt, das Studium der Menſchenkunde auf der Weſerbrücke mit ſo gutem Erfolg trieb, daß er ſelten eine Fehlbitte um ein Almoſen that. Auch diesmal irrte ſich ſein Beſchauungsblick keineswegs, indem ihm Franz, in der Freudigkeit ſeines Herzens, einen blanken Engelgroſchen *) in den Hut warf.

Zur Zeit der erſten Morgenſtunden, wo nur der arbeitſame Handwerker thätig iſt, der vorneh-

---

*) Eine Münze, die im Erzgebirge ausgeprägt wurde, aber überall im deutſchen Reiche Cours hatte, an Werth ungefähr vier Groſchen.

mere Städter aber noch der trägen Ruhe pfleget, erwartete er die Erſcheinung des verheißnen Freundes eigentlich noch nicht: er ſuchte ihn nicht in den niedrigſten Volksklaſſen, und nahm daher von den Paſſanten nur wenig Notiz. Um die Stunde der Gerichtszeit aber, als die Proceres von Bremen in ſtattlichen Amtskleidern zu Rath fuhren, und um die Börſenzeit, war er ganz Aug und Ohr, ſpähete die Kommenden von Ferne, und wenn ein rechtlicher Mann über die Brücke kam, gerieth ſein Blut in Bewegung, und er vermeinte an ihm den Schöpfer ſeines Glücks zu finden. Es verging indeſſen eine Stunde nach der andern, die Sonne rückte hoch herauf; bald machte die Mittagszeit einen Stillſtand in den Geſchäften; das Getümmel verlor ſich, und der erwartete Freund zögerte noch immer mit ſeiner Ankunft. Franz promenirte jetzt ganz allein die Brücke auf und nieder, hatte keine andre Geſellſchaft neben ſich, als die Bettler, die ſich ihre kalte Küche ſervirten ohne den Platz zu verlaſſen. Er trug ebenfalls kein Bedenken daſſelbe zu thun, und weil er nicht mit Lebensmitteln verſehen war, kaufte er einiges Obſt, und nahm ſein Mittagsmahl ambulando ein.

Dem ganzen Clubb, der auf der Weſerbrücke tafelte, fiel der junge Mann auf, der vom frühen Morgen an bis an den Mittag hier gelauert hatte, ohne mit jemand Unterredung zu pflegen, oder ein Geſchäft auszurichten. Sie hielten ihn für einen Müßiggänger, und ungeachtet ſie alle ſeine Mildthätigkeit erfahren hatten, entging er ihrem Spotte doch nicht: ſie nannten ihn ſcherzweiſe den Brückenvogt. Der Phyſiognomiſt mit dem Stelzfuß aber bemerkte, daß ſeine Miene nicht mehr ſo heiter war als in der Morgenſtunde; er ſchien einer Sache ernſtlich nachzudenken, hatte den Hut tief ins Geſicht gedrückt, ſeine Bewegung war langſam und bedächtlich, er nagte lange Zeit an einem Apfelkröpſe, ohne daß er dieſes ſelbſt zu wiſſen ſchien. Aus dieſer Beobachtung vermeinte der Menſchenſpäher Vortheil zu ziehen; darum ſetzte er ſein natürliches und ſein hölzernes Bein in Bewegung, begab ſich an das andre Ende der Brücke, und lauerte dem Denker auf, um unter dem Anſchein eines neuen Ankömmlings ihn nochmals um eine Beiſteuer anzugehen, und dieſer Fund gelang ihm aufs beſte. Der tiefſinnige Philoſoph richtete keine Aufmerkſamkeit auf den Bettler, griff mechaniſch in die Taſche, und warf ihm ein Sechsgrotſtück in den Hut, um ſeiner los zu werden.

Nach der Mittagszeit kamen wieder tauſend neue Geſichter zum Vorſchein; der Harrende war nun des Verzugs ſeines unbekannten Freundes müde, demungeachtet hielt die Hoffnung noch immer ſeine Aufmerkſamkeit geſpannt; er trat jedem Vorübergehenden unter die Augen, hoffte, daß ihn einer freundſchaftlich umarmen ſollte; aber alle gingen kaltſinnig ihres Weges, die mehreſten bemerkten ihn gar nicht, und wenige erwiederten ſeinen Gruß mit einem kleinen Kopfnicken. Die Sonne neigte ſich bereits ihrem Untergange, die Schatten wurden länger, die Frequenz auf der Brücke nahm ab, und das Bettlerpikett zog nach und nach heim in ſeine Kaſernen auf der Mattenburg. Eine tiefe Schwermuth überfiel den Hoffnungsloſen, da er ſeine Erwartung getäuſcht und die herrliche Ausſicht, die er des Morgens vor Augen hatte, am Abend nun verſchwinden ſah. Er gerieth in eine Art mißmüthiger Verzweiflung, war nahe dabei über Bord zu ſpringen und ſich von der Brücke herab in die Weſer zu ſtürzen. Aber der Gedanke an Meta hielt ihn zurück, und bewog ihn, dieſes Vorhaben ſo lange aufzuſchieben, bis er ſie noch einmal geſehen hätte; er beſchloß den folgenden Tag ſie zu belauſchen, wenn ſie gehen würde Meſſe zu hören, zum letztenmal aus ihrem reizenden Anblick Wonne zu trinken, und dann flugs die heiße Liebe in dem kalten Weſerſtrom auf ewig abzukühlen.

Indem er ſich anſchickte die Brücke zu verlaſſen, begegnete ihm der verabſchiedete Landsknecht mit dem Stelzfuß, der mancherlei Spekulationen zum Zeitvertreib gemacht hatte, was wohl des jungen Mannes Abſicht ſeyn möchte, daß er vom frühen Morgen bis zum Abend die Brücke bewacht hätte. Er hatte um ſeinetwillen länger als gewöhnlich verzogen, um ihn auszuharren. Weil er's ihm aber zu lange machte, reizte ihn die Neugierde, ſich an ihn ſelbſt zu wenden und ihn darum zu befragen. Nichts für ungut, lieber Herr, redete er ihn an, vergönnt mir eine Frage. Franz, der eben nicht bei geſprächiger Laune war, und die Anſprache, die er von einem Freunde ſo ſehnlich erwartet hatte, nun aus dem Munde eines Krüppels vernahm, antwortete etwas mürriſch: nun was iſt's? Alter Graubart, rede! Wir zwei beide, fuhr jener fort, ſind heut die erſten hier auf dieſer Brücke geweſen, und ſind nun auch die letzten. Was mich und andere meines Gelichters betrifft, uns führt der Beruf hieher, Almoſen einzuſammeln; aber ihr ſeyd doch, wahrlich! nicht von unſerer Gilde, und habt gleichwohl hier den ganzen Tag gelauert. Lieber, ſagt mir, wenns kein Geheimniß iſt, welche Urſach bringt euch hieher; oder welcher Stein liegt euch auf dem Herzen, den ihr hier abwälzen wolltet? Was kanns frommen, Alter, ſprach Franz launiſch, ob du weißt, wo mich der Schuh drückt; oder welch Anliegen ich auf dem Herzen habe, dich wirds wenig kümmern. — Herr, ich will euch wohl, darum daß ihr eure Hand gegen mich aufgethan, und mir zweimal Almoſen gegeben habt, das euch Gott lohne! Aber euer Angeſicht war am Abend nicht ſo heiter wie am Morgen, und das frißt mir's Herz. — Dieſe gutmüthige Theilnehmung des alten Kriegsknechtes gefiel dem Miſanthropen, daß er nun das Geſpräch gern unterhielt. Ei nun, antwortete er, wenn dir daran gelegen iſt, zu erfahren, warum ich mich hier die Langeweile habe plagen laſſen, ſo wiſſe, daß ich einen Freund ſuchte, der mich hieher beſchied, und nun vergeblich auf ſich warten läßt. Mit Verlaub, entgegnete der Stelzfuß, daß ich frei reden mag, euer Freund, ſey, er auch wer er ſey, iſt 'n Schurke, daß er euch ſo am Narrrenſeile führt. Thät er mir das, ſo ſollt er wahrlich! meine Krücken fühlen, wo er mir unter die Augen träte. War er verhindert Wort zu halten, ſollt er es kund thun, und euch nicht wie einen Knaben äffen. Ich kann ihm, entſchuldigte Franz, ſein Ausbleiben gleichwohl nicht verargen, er hat mir nichts verſprochen; es war nur ein Traum, der mir verhieß, hier meinen Freund zu treffen. — Die Geſpenſtergeſchichte war ihm zu erzählen zu weitläufig, darum hüllte er ſie in einen Traum. — Das iſt ein andres, ſprach der Alte, wenn ihr auf Träume baut, ſo wundert's mich nicht, daß euch eure Hoffnung betrügt. Mir hat in meinem Leben viel tolles Zeug geträumt; aber ich bin nie ein ſolcher Thor geweſen, darauf zu achten.

Hätt' ich all die Schätze, die mir im Traume ſind beſcheert worden, die Stadt Bremen wollt' ich damit kaufen; wo ſie feil geboten würde. Aber ich habe nie an Träume geglaubt, auch weder Hand noch Fuß geregt, ihren Werth oder Unwerth zu prüfen, ich wußte wohl daß es vergebne Mühe damit ſey. Ha! ich muß euch in's Geſichte lachen, daß ihr, um eines leeren Traumes willen, einen ſchönen Lebenstag verſchleudert, den ihr, bei einem fröhlichen Gelag, beſſer zugebracht hättet. — Der Erfolg beweiſt, daß du Recht haſt, Alter, und daß Träume öfters trügen. Aber,-vertheidigte ſich Franz, ich träumte ſo lebhaft und umſtändlich vor länger als drei Monden, daß ich an eben dieſem Tage und an dieſem Orte einen Freund antreffen ſollte, der mir Dinge von großer Wichtigkeit zu ſagen habe, daß es wohl der Mühe lohnte, zu erfahren ob der Traum eintreffen würde. — O, verſetzte der Stelzfuß, niemand träumt lebhafter als ich! Einen Traum vergeß ich doch in meinem, Leben nicht. Träumte mir, weiß nicht vor wie viel Jahren, mein Schutzengel ſtünd' an meinem Bette, in Geſtalt eines Jünglings mit goldgelockten Haaren und zwei ſilberfarbenen Fittichen auf dem Rücken, und ſprach zu mir: Berthold, vernimm die Worte meiner Rede, daß keins verloren geh' aus deinem Herzen. Es iſt dir ein Schatz beſchieden, den du heben ſollſt, um dir davon gütlich zu thun die übrige Zeit deines Lebens. Morgen Abend, wenn die Sonne zum Untergang ſich neiget, nimm Schüppe und Spaten auf deine Schulter, gehe aus von der Mattenburg, über die Tieber rechter Hand, nach der Balkenbrücke, an dem Johanniskloſter hin, bis zum großen Roland. Dann nimm deinen Weg über den Domhof durch den Schlüſſelkorb, daß du gelangeſt außer der Stadt an einen Garten, der das Merkzeichen hat, daß eine Stiege von vier ſteinernen Stufen von der Straße hinunter zu deſſen Eingang führet. Harre hier abſeits, im Verborgenen, bis die Mondsſichel dir leuchtet: dann ſtämme dich mit Mannskraft gegen die leicht verwahrte Thür, die dir nur ſchwach widerſtehen wird. Tritt getroſt ein in den Garten, und wende dich nach dem Traubengeländer, das den Bogengang beſchattet, hinter demſelben linker Hand überragt ein hoher Apfelbaum das niedrige Gebüſch. Tritt an den Stamm dieſes Baums, das Angeſicht gerade gegen den Mond gekehrt, ſchaue drei Ellen breit vor dich auf die Erde, ſo wirſt du zwei Zimmtroſenſträuche erblicken, dort ſchlage ein und grabe drei Spannen trief, bis du eine ſteinerne Platte findeſt, darunter liegt der Schatz begraben, in einer eiſernen Truhe voll Gold und Geldeswerth. Ob ſie wohl ſchwer und unbehülflich iſt, ſo ſcheue doch die Arbeit nicht, ſie aus der Gruft zu heben, ſie wird deiner Mühe wohl lohnen, wenn du den Schlüſſel ſucheſt, der unter der Truhe verwahrt iſt.

Vor Verwunderung ſtarrte und ſtaunte Franz den Träumer an über das, was er hörte, und würde ſeine Verwirrung nicht haben verbergen können, wo nicht die nächtliche Dämmerung ihm zu Statten gekommen wäre. Er erkannte, aus allen angegebenen Merkzeichen, ſeinen eignen vom Vater ererbten Garten, der des guten Mannes Steckenpferd bei ſeinem Leben geweſen war; um deswillen aber dem Sohne nicht behagte, vermöge der Erfahrungsregel, daß ſelten Vater und Sohn in ebenderſelben Lieblingsneigung, wenn ſie kein Laſter iſt, ſympathiſiren; denn im letztern Falle fällt der Apfel, wie man ſpricht, ſelten weit vom Stamme. Vater Melchior hatte den Garten ganz in ſeinem eignen Geſchmack angelegt, ſo bunt und ſeltſam wie ſein Urenkelsſohn, der ſein Elyſium durch eine originelle Beſchreibung verewigt hat *). Er hatte zwar keine gemalte Menagerie darin zur Schau ausgeſtellt; aber er unterhielt gleichwohl eine ſehr zahlreiche daſelbſt, von ſpringenden Roſſen, geflügelten Löwen, Adlern, Greifen, Einhörnern und andern Wunderthieren, alleſammt von reinem Gold geprägt, die er aber vor Jedermanns Augen ſorgfältig verhehlte, und unter die Erde verbarg. Dieſes väterliche

---

*) In Hirſchfelds Gartenkalender vom Jahr 1783. auf der 126. u. f. S.

Tempe hatte der verſchwenderiſche Sohn, zur Zeit ſeiner Wildfangsepoche, um ein Spottgeld verſchleudert.

Jetzt wurde ihm der Stelzfuß auf einmal höchſt intereſſant, da er merkte, daß eben dieſer der Freund war, an den ihn das Nachtgeſpenſt im Schloſſe Rummelsburg addreſſirt hatte. Gern hätte er ihn umarmen, und im erſten Entzücken Freund und Vater nennen mögen; doch hielt er ſich zurück, und fand rathſamer, ſich gegen ihn über die mitgetheilte Nachricht nicht weiter auszulaſſen. Darum ſprach er: das laß ich mir einen umſtändlichen Traum ſeyn! Aber, Alter, was thateſt du am Morgen beim Erwachen? Befolgteſt du nicht, wozu der Schutzengel dich anmahnte? Ei wie ſollt ich, antwortete der Träumer, vergebene Arbeit thun? Es war ja nichts als ein leidiger Traum. Wenn mir mein Schutzengel erſcheinen wollte, ſo hab ich der ſchlafloſen Nächte in meinem Leben gar viele gehabt, wo er mich wachend hätte finden können; aber er hat ſich wohl nie ſehr um mich bekümmert, ſonſt würde ich nicht, zu ſeiner Schande, auf dieſem Stelzfuß hinken. Franz zog ſein letztes Silberſtück hervor, das er bei ſich trug: nimm, ſprach er, alter Vater, dieſe Gabe noch von mir, zu einem Schoppen Wein für den Abendtrunk, dein Geſpräch hat meine üble Laune verſcheucht. Verabſäume nicht, dich fleißig auf dieſer Brücke einzufinden, wir ſprechen, hoff' ich, uns hier wieder. Der lahme Greis hatte ſeit langer Zeit kein ſo reiches Almoſen eingeerntet, als an dieſem Tag, er ſegnete dafür ſeinen Wohlthäter, krückte ſich in ein Wirthshaus und that ſich eine Güte; Franz aber eilte, von neuer Hoffnung belebt, ſeiner Wohnung im engen Gäßchen zu.

Am folgenden Tage ſetzte er alles in Bereitſchaft, was zum Schatzgraben erforderlich iſt. Die außerweſentlichen Requiſiten, Beſchwörungsformeln, Zauberſegen, Zaubergürtel, hieroglyphiſche Charaktere und dergleichen mangelte ihm gänzlich; ſie ſind aber auch entbehrlich, wenn nur die drei Haupterforderniſſe nicht fehlen, Schüppe, Spaten, und vor allen Dingen der Schatz unter der Erde. Das nöthige Arbeitszeug ſchaffte er kurz vor Sonnenuntergang an Ort und Stelle, und verbarg es einſtweilen in eine Hecke; was aber den Schatz ſelbſt betraf, ſo hatte er den feſten Glauben, daß der Geiſt im Schloſſe und der Freund auf der Brücke an ihm nicht würden zu Lügnern werden. Mit ſehnlichem Verlangen erwartete er nun den Aufgang des Mondes, und als dieſer ſeine Silberhörner durchs Gebüſche ſtreckte, machte er ſich friſch an die Arbeit, beobachtete alles genau, was ihm der alte Invalid gelehret hatte, und hob den Schatz glücklich, ohne ein Abenteuer dabei zu beſtehen; ohne daß ihn ein ſchwarzer Hund erſchreckt, oder ein blaues Flämmlein dazu geleuchtet hätte.

Vater Melchior, der aus weiſer Vorſicht dieſen Nothpfennig hier vergrub, hatte keineswegs die Abſicht, ſeinem Sohne dieſen beträchtlichen Theil der Erbſchaft zu entziehen; der Verſtoß lag nur darin, daß Freund Hein auf eine andre Manier den Erblaſſer aus der Welt geleitete, als dieſer vermuthet hatte. Er war gänzlich überzeugt, daß er alt und lebensſatt, mit allen Formalitäten eines ordentlichen Krankenlagers das Zeitliche geſegnen würde, wie ihm in der Jugend war prophezeihet worden. Da wollte er nun, wenn er nach Kirchengebrauch die letzte Oelung empfangen hätte, ſeinen geliebten Sohn ans Sterbebette zu ſich rufen, nachdem er alle Umſtehenden zuvor entlaſſen hätte, ihm den väterlichen Segen ertheilen, und zum Valet den im Garten vergrabenen Schatz nachweiſen. Es wäre auch alles in ſeiner Ordnung gegangen, wenn das Lebenslicht des guten Alten ausgelöſcht wäre wie ein brennendes Tocht, dem es an Oel gebricht; da es aber der Tod hinterliſtiger Weiſe auf einem Gaſtmahl ausputzte, ſo nahm er, wider Willen, ſein Mammonsgeheimniß mit ins Grab, und es waren beinahe eben ſo viel glückliche Konkurrenzen erforderlich, ehe das verſcharrte Patrimonium an den rechten Erben kam, als wenn es durch die Hand der Gerechtigkeit an die Behörde wäre befördert werden.

Mit unermeßlicher Freude nahm er die unförmlichen ſpaniſchen Matten in Empfang, die der eiſerne Kaſten, nebſt einer großen Anzahl anderer Sorten von ſeinerm Gepräge, getreulich verwahret hatte. Nachdem der Taumel der erſten Wonnetrunkenheit etwas verraucht war, überlegte er, wie der Schatz unbemerkt und ſicher ins enge Gäßchen zu transportiren ſeyn möchte. Die Bürde war zu ſchwer, ſie ohne Gehülfen fortzubringen, daher wachten mit dem Beſitz des Reichthums auch alle damit verknüpften Sorgen auf. Der neue Cröſus wußte ſich nicht anders zu rathen, als ſein Kapital einem hohlen Baume, der hinterm Garten auf einer Wieſe ſtand, auf Treu und Glauben anzuvertrauen; den ausgeleerten Kaſten vergrub er wieder in das Roſengebüſch, und ebnete den Platz ſo gut er konnte. In Zeit von drei Tagen war der Schatz aus dem hohlen Baume wohlbehalten ins enge Gäßchen eingelootſet, und nun glaubte der Inhaber, mit Ehren ſein ſtrenges Inkognito ablegen zu können. Er kleidete ſich aufs beſte, ließ die Vorbitte in der Kirche abſtellen, und begehrte dagegen eine chriſtliche Dankſagung für einen Reiſenden, bei der Wiederkehr in ſeine Vaterſtadt, nach glücklicher Ausrichtung ſeiner Geſchäfte. Er verbarg ſich in der Kirche in einen Winkel, wo er unbemerkt die ſchöne Meta beobachten konnte, verwendete von ihr kein Auge, und trank aus ihrem Anblick alles das Entzücken, deſſen Vorempfindung ihn von dem Hallorumſprunge von der Weſerbrücke zurückgehalten hatte. Wie's an die Dankſagung kam, blickte frohe Theilnehmung aus allen ihren Geſichtszügen, und die jungfräulichen Wangen glüheten vor Freude. Die gewöhnliche Bewegung auf dem Heimwege war ſo ſprechend, daß ſie auch dem dritten Mann, der darauf gemerket hätte, verſtändlich geweſen wäre.

Franz erſchien nun wieder auf der Börſe, fing ein Gewerbe an, das in wenig Wochen ſchon ins Große ging, und da ſein Wohlſtand täglich mehr in die Augen fiel, urtheilte Freund Neidhard der Läſterzüngler, er müſſe bei Einkaſſirung der alten Schulden mehr Glück als Verſtand gehabt haben. Er miethete ein großes Haus, dem Roland gegenüber auf dem Markte, nahm Buchhalter und Handelsdiener an, und trieb ſeine Geſchäfte unverdroſſen. Da handhabte das leidige Völklein der Schmarotzer wieder fleißig die Klingel an ſeiner Thür, kamen zu Hauf und erdrückten ihn ſchier mit Freundſchaftsverſicherungen und Glückwünſchen zu erneuertem Wohlergehen; vermeinten ihn wieder mit ihren räuberiſchen Klauen zu erfaſſen. Aber er war durch Erfahrung klug worden, bezahlte ſie mit ihrer eigenen Münze, ſpeiſte ihre falſche Freundlichkeit mit glatten Worten ab, und ließ ſie mit leerem Magen abziehen; welches ſouveräne Mittel, das läſtige Geſchmeiß der Gutſchmecker und Schranzen zu vertreiben, die beabſichtete Wirkung that, daß ſie wegblieben.

In Bremen war der neu emporſchwebende Franz das Mährchen des Tages; das Glück, ſo er auf eine unbegreifliche Art in der Fremde, wie man glaubte, gemacht hatte, war der Inhalt aller Geſpräche auf Ehrengelagen, vor den Gerichtsſchranken und auf der Börſe. Doch in dem Maaße, wie der Ruf von ſeinem Glück und Wohlſtand wuchs, nahm die Zufriedenheit und Gemüthsruhe der ſchönen Meta ab. Der Freund in petto war ihrer Meinung nach jetzt wohl dazu qualifizirt, ein lautes Wort zu ſprechen. Demungeachtet blieb ſeine Liebe noch immer ſtumm, und außer der Begegnung auf dem Kirchwege ließ er nichts von ſich hören. Selbſt dieſe Art von Aufwartung wurde ſparſamer, und dergleichen Adſpekten deuteten nicht auf warme, ſondern auf kalte Witterung in der Liebe. Die traurige Harpye Eiferſucht umflatterte zur Nachtzeit ihr Kämmerlein, und girrete, wenn der goldne Schlaf ihr kaum die blauen Augen zugedrückt hatte, manche bange Ahndung der Erwachenden ins Ohr. „Laß die ſüße Hoffnung ſchwinden, einen Unbeſtändigen zu feſſeln, der als ein leichter Ball von jedem Winde umgetrieben wird. Er liebte dich und war dir treu, ſo lange ſein Glück dem deinigen die Waage hielt: nur gleich und gleich geſellet ſich. Jetzt hebt ein günſtiger Loos den Wankelmüthigen weit über dich empor. Ach! nun verſchmähet er die reinſten Triebe im dürftigen Gewand, da Prunk und Pracht und Reichthum wieder um ihn brauſt, und buhlt, wer weiß um welche ſtolze Schöne, die ihn verſtieß, als er im Staube lag, und mit Sirenenruf nun wieder zu ſich lockt. Vielleicht hat ihn des Schmeichlers Stimme von dir abgewendet, der zu ihm mit verführeriſchen Worten ſprach: dir blüht der Garten Gottes in deiner Vaterſtadt, Freund, du haſt jetzt die Wahl von allen Mädchen, drum wähle mit Verſtand, nicht mit den Augen nur. Es giebt der Mädchen viel, und viel der Väter, die heimlich auf dich lauern; dir weigert keiner ſeine Lieblingstochter. Nimm Glück und Ehre mit der Schönſten, auch Sippſchaft und Vermögen hin. Die Rathsherrn-Würde kann dir nicht entgehen, wo der Gefreundſchaft Stimme viel in der Stadt vermag *)."

---

*) Auch die Eiferſucht (im Grunde ein ſehr leidiges Geſpenſt, aber hier wenigſtens nichts als ein Geſpenſt) flüſtert hier in Jamben, wie eben der ſpukende Barbier in Jamben ſprach.

Dieſe Eingebungen der Eiferſucht beunruhigten und quälten ihr Herz unabläſſig, ſie muſterte ihre ſchönen Zeitgenoſſinnen in Bremen durch, und maß den großen Abſtand ſo vieler glänzenden Parthien gegen ſich und ihre Verhältniſſe, und da fiel das Reſultat nicht für ſie günſtig aus. Die erſte Nachricht von der Glücksveränderung ihres Geliebten hatte ſie im Geheim entzückt, nicht in der eigennützigen Abſicht Theilhaberin eines großen Vermögens zu werden, ſondern um der guten Mutter Freude zu machen, die auf alles Erdenglück Verzicht gethan, nachdem die Heirath mit dem Nachbar Hopfenkönig ſich zerſchlagen hatte. Jetzt wünſchte Meta, der Himmel möchte die kirchliche Vorbitte nicht erhöret, und den Verrichtungen des Reiſenden keinen ſo glücklichen Erfolg verliehen, ſondern ihn vielmehr bei Salz und Brod erhalten haben, welches er gern mit ihr theilen würde.

Die ſchöne Hälfte der Menſchheit iſt ganz und gar nicht geſchickt, ein geheimes Anliegen zu verhehlen: Mutter Brigitta merkte bald den Trübſinn ihrer Tochter, und errieth auch, ohne eben eines Scharfblicks dazu benöthiget zu ſeyn, deſſen Grund und Urſach vollkommen. Das Gerücht von dem wieder aufgegangenen Glücksſtern ihres ehemaligen Flachsſpediteurs, der jetzt als ein Muſter eines ordentlichen, verſtändigen und thätigen Handelsmannes geprieſen wurde, war ihr eben ſo wenig als die Geſinnung der holden Meta gegen ihn verborgen, und ſie urtheilte, wenn es mit ſeiner Liebe auf Ernſt gemeinet ſey, wär' unnöthig ſo lange zu zaudern, ohne ſich deutlich zu erklären. Doch zu Schonung ihrer Tochter erwähnte ſie nie etwas davon, bis dieſer endlich das Herz ſo voll war, daß ſie die gute Mutter zur Vertrauten ihres Kummers machte, und ihr die wahre Urſache deſſelben offenbarte. Die kluge Frau erfuhr dadurch wenig mehr als ſie bereits ſchon wußte. Aber dieſes freie Geſtändniß gab Gelegenheit, daß ſich Mutter und Tochter gegen einander über dieſe Herzensangelegenheiten expektorirten (oder, wie Campe lieber hört, ſich ausſchütteten). Jene machte dieſer hierüber keine Vorwürfe weiter; ſie glaubte, zu geſchehenen Dingen müſſe man das Beſte reden; ſie wendete vielmehr alle ihre Beredtſamkeit an, die Niedergeſchlagene zu tröſten und anzumahnen, fehlgeſchlagene Hoffnung mit ſtandhaftem Muthe zu ertragen.

In dieſer Abſicht buchſtabirte ſie ihr das ſehr vernünftige moraliſche a-b-ab vor: Kind, du haſt a geſagt, ſprach ſie, nun mußt du auch b ſagen; du haſt dein Glück verſchmäht, da es dich ſuchte, nun mußt du dich auch drein ergeben, wenn es dir nicht wieder begegnet. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß die zuverſichtlichſte Hoffnung am erſten trügt. Darum folge meinem Beiſpiel, entſage der ſchönen Gleisnerin, ſo wird ſie deine Zufriedenheit nicht ſtören. Rechne nicht auf eine Verbeſſerung deines Schickſals, ſo wirſt du dich mit deinem Zuſtande begnügen. Ehre die Spindel, die dich nährt; was kümmern dich Glück und Reichthum, wenn du ihrer entrathen kannſt? Auf dieſe herzige Oration folgte eine rauſchende Symphonie der Schnappweiſe und des Spinnrads, um die durch das Geſpräch verlorne Zeit wieder beizubringen. Mutter Brigitta philoſophirte in der That aus dem Herzen heraus. Sie hatte den Plan ihres Lebens, nachdem ſich die Anlage zur Wiederherſtellung ihres ehemaligen Wohlſtandes verſchoben hatte, ſo vereinfacht, daß das Schickſal darin nichts mehr verwirren konnte; aber Meta war noch weit von dieſem philoſophiſchen Ruhepunkt entfernt. Daher wirkten dieſe Lehre, Vermahnung und Troſt ganz anders als ſie gemeinet waren; die gewiſſenhafte Tochter betrachtete ſich jetzt als die Zerſtörerin der ſüßen mütterlichen Hoffnung, und machte ſich tauſend Vorwürfe deßwegen. Ob ſie gleich den mütterlichen Heirathsplan nie genehmigt, und nur auf Salz und Brod in der zukünftigen Ehe gerechnet hatte: ſo waren doch ihre Küchenprojekte, nachdem ſie von der wieder aufblühenden Handlung und dem Reichthum ihres Herzgeſpiels Kundſchaft erhalten hatte, ſchon auf ſechs Schüſſeln geſtiegen, und es war für ſie ein entzückender Gedanke, durch ihre Wahl den Wunſch der guten Mutter dennoch zu realiſiren, und ſie wieder in den ehemaligen Wohlſtand verſetzt zu ſehen.

Dieſer ſchöne Traum verſchwand nun allgemach, da Franz nichts mehr von ſich hören ließ. Dazu kam noch eine Sage, die in der ganzen Stadt umlief, er laſſe ſein Haus, zu ſeiner bevorſtehenden Vermählung mit einer reichen Antwerperin, aufs herrlichſte ausſchmücken, und die Braut ſey ſchon im Anzuge. Dieſe Hiobspoſt brachte das liebevolle Mädchen ganz aus der Faſſung: ſie ſprach von Stund' an dem Abtrünnigen das Verbannungsurtheil aus ihrem Herzen, gelobte ſich, nicht mehr an ihn zu gedenken, und netzte dabei den ausgezogenen Faden mit Thränen.

In einer der ſchwermuthsvollen Stunden, wo ſie dies Gelübde brach, und wider Willen an den Treuloſen dachte, — denn ſie hatte eben einen angelegten Rocken abgeſponnen, und von der Mutter war ihr ehemals ein Sprüchlein gelehrt, zu Fleiß und Arbeit ſie zu ermuntern, das lautete:

Spinn, Töchterlein, ſpinn,
Der Freier ſitzt drin!

An dieſes Sprüchlein dachte ſie, ſo oft ſie einen Rocken aufgeſponnen hatte, und dabei mußte ihr nothwendig der Wankelmüthige einfallen, — in einer ſolchen ſchwermuthsvollen Stunde pochte ein Finger gar zierlich an die Thür. Mutter Brigitta ſahe hinaus, da ſtand der Freier davor. — Und wer wars? — Wer anders, als Freund Franz aus dem engen Gäßchen? Er hatte ſich mit einem prächtigen Feierkleide herausgeputzt, und ſeine wohlgekämmten lichtbraunen Locken düfteten Wohlgeruch. Dieſer ſtattliche Aufzug ominirte allerdings eine andere Abſicht als ein Flachsnegoz. Mutter Brigitta erſchrak; ſie wollte reden, aber die Worte verſagten ihr. Meta erhob ſich beklommen vom Seſſel, glühete wie eine Purpurroſe, und ſchwieg. Franz aber war der Sprache mächtig, legte dem zärtlichen Adagio, das er ihr ehemals vorlautenirt hatte, nun einen ſchicklichen Text unter, und erklärte ihr ſeine ſtumme Liebe mit deutlichen Worten. Hierauf that er um ſie bei der Mutter feierliche Anwerbung, und legitimirte ſich dadurch, daß die Zubereitungen in ſeinem Haus zum Empfang einer Braut auf die reizvolle Meta wären gemeinet geweſen.

Die umſtändliche Frau wollte, nachdem ſie ihre Gefühle wieder ins Gleichgewicht geſtellet hatte, den Antrag, nach Gewohnheit, in achttägige Ueberlegung ziehen; ob ihr gleich die Freudenthränen über die Wangen rollten, die auf kein Hinderniß ihrer Seits, ſondern vielmehr auf beifällige Antwort deuteten. Franz war aber ſo dringend in ſeinem Gewerbe, daß ſie zwiſchen dem mütterlichen Herkommen und dem Verlangen des Freiwerbers einen Mittelweg ſuchte, und die holde Meta bevollmächtigte, den Beſcheid in der Sache nach ihrem Gutbefinden zu ertheilen. In dem jungfräulichen Herzen hatte ſich, ſeit Franzens Eintritt ins Zimmer, eine merkliche Revolution ereignet. Seine Erſcheinung war der redendſte Beweis ſeiner Unſchuld, und da ſich während der Unterredung deutlich ergab, daß der ſcheinbare Kaltſinn nichts anders als Eifer und Betriebſamkeit geweſen war, theils Handelsgeſchäfte in Gang zu bringen, theils das Nöthige zur bevorſtehenden Eheverbindung zu veranſtalten; ſo lag der geheimen Wiederausſöhnung kein Stein des Anſtoßes im Wege. Sie verfuhr mit dem Verbannten, wie Mutter Brigitta mit der außer Aktivität geſetzten Spinngeräthſchaft, oder der erſtgeborne Sohn der Kirche mit einem exilirten Parlement; berief ihn mit Ehren in ihr hochklopfendes Herz zurück, und verlieh ihm darin alle vormalige Gerechtſame. Das entſcheidende bilitteraliſche Wörtlein, das das Glück der Liebe beſtätiget, gleitete mit unausſprechlicher Anmuth von ihren ſanften Lippen, ſo daß der erhörte Liebhaber ſich nicht enthalten konnte, ſolches mit einem feurigen Kuſſe aufzufangen.

Das zärtliche Paar hatte nun Zeit und Gelegenheit, alle Hieroglyphen ihrer geheimnißvollen Liebe zu entziffern und zu paraphraſiren, welches die angenehmſte Unterhaltung gab, die jemals zwei Liebende mit einander gepflogen haben. Sie fanden, was ſich unſre Exegeten wünſchen ſollten, daß ſie den Grundtext immer richtig verſtanden und interpretiret hatten, ohne jemals den wahren Sinn ihrer wechſelſeitigen Unterhandlungen zu verfehlen. Es koſtete dem entzückten Bräutigam beinahe eben ſo viel Ueberwindung, ſich von der reizenden Braut zu ſcheiden, als an dem Tage, da er ſeinen Kreuzzug nach Antwerpen antrat. Er hatte aber noch einen nothwendigen Gang zu thun, den er in Perſon zu verrichten ſich nicht entbrechen wollte, daher wards endlich Zeit ſich zu beurlauben.

Dieſer Gang war auf die Weſerbrücke gerichtet zum Freund Stelzfuß, der ihm noch unvergeſſen war, ob er gleich lange verzogen hatte demſelben Wort zu halten. So ſcharf der ſpähende Graukopf ſeit der Entrevüe mit dem freigebigen Pflaſtertreter alle Paſſanten aufs phyſiognomiſche Korn genommen hatte, ſo wenig konnte er ſeiner doch wieder anſichtig werden, ob er ihm gleich einen anderweiten Beſuch verheißen hatte. Seine Geſtalt war ihm indeſſen noch nicht aus dem Gedächtniß verſchwunden. So bald er den ſchöngeputzten Mann von fern erblickte, kam er auf ihn zu und bewillkommte ihn freundlich. Franz erwiederte des Alten

Gruß, und ſprach: Freund, kannſt du mit mir wohl einen Gang in die Neuſtadt thun, um ein Gewerbe auszurichten? deine Mühe ſoll nicht unvergolten bleiben. — Warum das nicht? antwortete der Altvater, ob ich gleich ein hölzern Bein habe, ſo kann ich doch damit ſo rüſtig ſchreiten, als der lahme Zwerg, der die Stadtflur umkrochen hat*): denn der hölzerne Fuß, ſollt ihr wiſſen, hat die Eigenſchaft, daß er niemals ermüdet. Aber verzieht noch kurze Zeit, bis das Grauröcklein vorüber iſt, das zwiſchen Tag und Nacht nicht verfehlt, über die Brücke zu wandeln. — Was iſt's mit dem Grauröcklein? frug Franz, laß mich wiſſen, welche Beſchaffenheit es damit habe? — Das Grauröcklein bringt mir täglich einen Silbergroſchen um die Abendzeit, weiß nicht von wannen. Es frommet auch nicht, jedem Dinge viel nachzugrübeln, drum laß ich's bleiben. Fällt mir bisweilen ein, das Grauröcklein ſey gar der Teufel, der meine Seele mit dem Geld erkaufen wolle. Doch ſey er's, oder ſey er's nicht, was kümmert's mich? Ich bin den

---

*) Laut einer alten Sage, verhieß eine benachbarte Gräfin den Bremern ſcherzweiſe ſo viel Land zu ſchenken, als ein Kruppel, der ſie eben um ein Almoſen bat, in einem Tage würde umkriechen können. Man hielt ſie beim Wort, und der Krüppel kroch ſo gut, daß die Stadt die große Bürgerweide dadurch bekam.

Kauf nicht eingegangen, ſo kann er auch nicht gelten. — Ich denke wohl, ſprach Franz, mit lachendem Munde, dem Grauröcklein läuft der Schalk hinterdrein. Folge du mir, der Silbergroſchen ſoll dir drum nicht fehlen.

Der Stelzfuß machte ſich auf, hinkte ſeinem Geleitsmanne nach, und dieſer führte ihn Straß auf Straß ab, in eine entlegene Gegend der Stadt nahe am Walle, blieb vor einem kleinen neuerbauten Hauſe ſtehen und klopfte an die Thür. Da ſolche aufgethan wurde, ſprach er: Freund, du haſt mir einen heitern Abend im Leben gemacht, es iſt billig, daß ich dir den Abend deines Lebens auch heiter mache. Dieſes Haus, mit allem Zubehör, und dem Garten, worauf es ſtehet, iſt dein Eigenthum; Küch und Keller iſt gefüllt, ein Aufwärter beſtellt, dein zu pflegen, und den Silbergroſchen obendrein wirſt du jeden Mittag unter deinem Teller finden. Es ſoll dir daneben unverhalten bleiben, daß das Grauröcklein mein Diener iſt, den ich ſandte, dir täglich ein ehrliches Almoſen zu reichen, bis ich dieſe Wohnung für dich zubereiten ließ. Willſt du, ſo magſt du mich für deinen guten Engel halten, weils dein Schutzengel dir nicht zu Danke gemacht hat.

Er führte den Alten darauf in ſeine Wohnung ein, wo der Tiſch bereitet und Alles zu ſeiner Bequemlichkeit und Leibespflege angeordnet war. Der

Graukopf war von ſeinem Glück ſo überraſcht, daß er's nicht faſſen konnte. Es war ihm unbegreiflich, wie ein Reicher des Armen ſich alſo erbarmen ſollte, und es fehlte wenig,. daß er nicht die ganze Begebenheit für Blendwerk hielt; Franz aber benahm ihm allen Zweifel. Ein Strom dankbarer Zähren floß von des Greiſes Angeſicht, und ſein Wohlthäter begnügte ſich daran, ohne abzuwarten, daß ſich dieſer von ſeiner Beſtürzung erholte, um ihm mit Worten zu danken, ſchwand nach dieſer ausgerichteten Engelbotſchaft dem Altvater aus den Augen, wie die Engel pflegen, und überließ ihm, die Sache zu reimen, wie er konnte.

Am folgenden Morgen war's in der Wohnung der lieblichen Braut wie Jahrmarkt. Franz ſchickte Kaufleute, Juwelier, Putzmacherinnen, Spitzenhändler, Schneider, Schuſter und Näherinnen zu ihr, theils allerlei Waaren, theils ihre guten Dienſte ihr anzubieten. Sie brachte den ganzen Tag damit zu, Stoffe, Spitzen und andere Erforderniſſe zum Brautſtaat auszuwählen, und ſich das Maaß zu neuen Kleidungsſtücken nehmen zu laſſen. Ihr niedlicher Fuß, der ſchöngeſtaltete Arm und die ſchlanke Taille wurden ſo oft und ſo ſorgfältig ausgemeſſen, als wenn ein kunſtreicher Bildner das Modell zu einer Liebesgöttin von ihr hätte nehmen ſollen. Der Bräutigam ging indeſſen, das Aufgebot zu beſtellen, und ehe drei Wochen verliefen, führte er die Braut zum

Altare, mit einer Feierlichkeit, die das glänzende Hochzeitgepränge des reichen Hopfenkönigs verdunkelte. Mutter Brigitta genoß die Wonne, der tugendſamen Meta den Brautkranz aufzuſchmücken, erreichte den Wunſch vollkommen, ihren Weiberſommer bei gutem Wohlſtand zu verleben, und verdiente dieſe Zufriedenheit als eine Belohnung um einer lebenswürdigen Eigenſchaft willen, die ſie beſaß: ſie war die leidlichſte Schwiegermutter, die jemals iſt erfunden worden.

Halle,
Gebauer-Schwetſchkeſche
Buchdruckerei

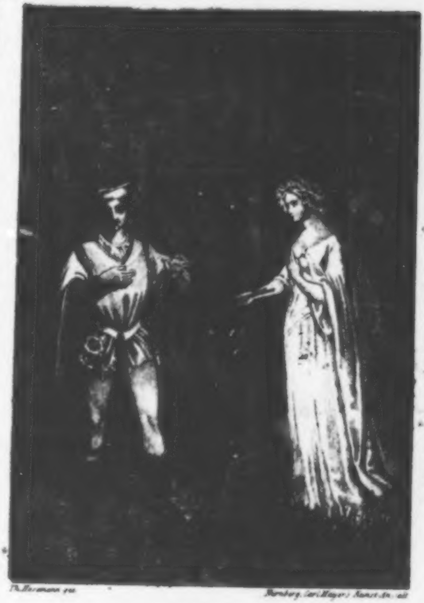
Muſäus

Volksmährchen der Deutſchen.

Neue Ausgabe in 6 Bändchen.

Viertes Bändchen.

RSITAETS-BIB



Th. Hermann gez.

Nürnberg, Carl Mayer's Kunst-Anstalt

LIBUSSA.

J. A. Muſäus
Volksmährchen
der Deutſchen.

Mit einem Vorwort
von
Friedrich Jacobs.

Viertes Bändchen.

Neue Auflage.

Halle,
Verlag von Ed. Heynemann.
1839.

6804 357a 2

IVERSITAETS-BIBLIOT

Inhalt.

Libuſſa.
Der geraubte Schleier.

Libuſſa[*]).

Tief im Böhmer Walde, wovon jetzt nur ein Schatten übrig iſt, wohnte vor Zeiten, da er ſich noch weit und breit ins Land erſtreckte, ein geiſtiges Völklein, lichtſcheu und luſtig, auch unkörperlich, ſeiner genaturt als die aus fettem Thon geformte Menſchheit, und darum unempfindbar dem gröbern Gefühlsſinn, aber dem verfeinerten halbſichtbar bei Mondenlicht, und wohlbekannt den Dichtern unter dem Namen der Dryaden, und den alten Barden, unter dem Namen der Elfen. Seit undenklichen Zeiten hatten ſie hier ihr Weſen ungeſtört, bis der

---

*) Nach Jo. Dubravii Historia Bohemica und Aeneae Sylvii Cardinalis de Bohemorum Origine ac gentis Historia.

Wald plötzlich von lautem Kriegsgetümmel ertönte; Herzog Czech von Ungerland brach mit ſeinen ſlaviſchen Horden über die Gebirge herein, ſich in dieſen unwirthbaren Gegenden einen neuen Wohnplatz zu ſuchen. Die ſchönen Bewohnerinnen der bejahrten Eichen, der Felſen, Klüfte und Grotten, auch des Schilfs in Teichen und Sümpfen, flohen vor dem Geräuſche der Waffen und dem Wiehern der Streitroſſe; ſelbſt dem gewaltſamen Erlenkönig war des Lerms zu viel, und er verlegte ſeine Hofſtatt in entlegenere Wüſteneien. Nur eine der Elfen kennte ſich nicht entſchließen, von ihrer Lieblingseiche zu ſcheiden, und als der Wald da und dort umgehauen wurde, um das Land urbar zu machen, hatte ſie allein den Muth, ihren Baum gegen die Gewalt der neuen Ankömmlinge zu vertheidigen, und wählte den emporragenden Wipfel zu ihrem Aufenthalte.

Unter dem Hofgeſinde des Herzogs befand ſich ein junger Knappe, Krokus genannt, voll Muth und Jugendfeuer, rüſtig und wohlgebaut, auch von edler Bildung, dem die Hut der Leibroſſe ſeines Herrn anbefohlen war, die er zuweilen weit in den Wald auf die Weide trieb. Oft raſtete er unter der Eiche, welche die Elfe bewohnte, ſie bemerkte den Fremdling mit Wohlgefallen, und wenn er zur Nachtzeit unten an der Wurzel ſchlummerte, flüſterte ſie ihm angenehme Träume ins Ohr, verkündete ihm in bedeutſamen Bildern die Begegniſſe des künftigen Tages; oder wenn ſich irgend ein Pferd in die Wildniß verlaufen hatte, und der Hüter die Spur verloren hatte es aufzuſuchen, und mit Kummer einſchlief, ſah er im Traum die Merkzeichen des verborgenen Pfades, welcher zu dem Orte führte, wo der verirrte Gaul weidete.

Je weiter ſich die neuen Anpflanzer ausbreiteten, deſto näher rückten ſie an die Wohnung der Elfe, und vermöge der Gabe ihrer Divination ſahe ſie ein, wie bald die Axt ihren Lebensbaum bedrohen würde; darum beſchloß ſie, ihrem Gaſtfreunde dieſen Kummer zu entdecken. An einem mondhellen Sommerabend trieb Krokus ſeine Heerde ſpäter als gewöhnlich in die Verzäunung, und eilte unter den hochgegipfelten Eichbaum zu ſeiner Lagerſtatt. Sein Weg dahin krümmte ſich um einen fiſchreichen Weiher, in deſſen Silberwellen die güldne Mondenſichel in Form eines leuchtenden Kegels ſich ſpiegelte; und über dieſen ſchimmernden Theil des Sees hinweg, am jenſeitigen Geſtade in der Gegend der Eiche, erblickte er eine weibliche Geſtalt, die an dem kühlen Ufer zu luſtwandeln ſchien. Dieſe Erſcheinung befremdete den jungen Kriegsmann; woher dies Mädchen, dacht' er bei ſich ſelbſt, ſo allein in dieſer Wüſte, zur Zeit der nächtlichen Dämmerung? Aber das Abenteuer war doch von einer ſolchen Beſchaffenheit, daß es für einen Jüngling mehr anlockend als abſchreckend ſchien, die Sache genauer zu unterſuchen. Er verdoppelte ſeine Schritte, ohne die Geſtalt, die ſeine Aufmerkſamkeit beſchäftigte, aus den Augen zu verlieren, und gelangte bald an den Ort, wo er ſie zuerſt wahrgenommen hatte, unter der Eiche. Jetzt kam's ihm vor, als ſey's mehr Schatten als Körper was er ſah, er ſtand verwundernd da, und es überlief ihm die Haut mit einem kalten Schauer; aber er vernahm eine ſanfte Stimme, die ihm dieſe Worte entgegen liſpelte: Tritt herzu, lieber Fremdling und ſcheue dich nicht, ich bin keine Truggeſtalt, kein täuſchender Schatten: ich bin die Elfe dieſes Hains, die Bewohnerin der Eiche, unter deren dichtbelaubten Aeſten du oft geraſtet haſt; ich wiegte dich in ſüße ergötzende Träume, und verkündete dir deine Begegniſſe, und wenn ein Mutterpferd oder ein Füllen von der Heerde ſich verirret hatte, wies ich dir den Ort wo es zu finden war. Vergilt dieſe Gunſt durch einen Gegendienſt, den ich von dir fordere: ſey der Beſchützer dieſes Baums, der dich vor Sonnenbrand und Regen ſo oft in Schutz genommen hat, und wehre der mörderiſchen Art deiner Brüder, welche die Wälder verheeren, daß ſie dieſen ehrwürdigen Stamm nicht verletze.

Der junge Krieger, durch dieſe ſanfte Rede wieder beherzt gemacht, antwortete alſo: Göttin oder Sterbliche, wer du auch ſeyn magſt, heiſche von mir was dir lüſtet, ſo ich's vermag, will ich's enden. Aber ich bin ein geringer Mann aus meinem Volk, meines Herrn des Herzogs Knecht. So der zu mir ſpricht, heut oder morgen: Weide hie, weide da, wie ſoll ich deines Baums hüten in dieſem fernen Walde? Doch ſo du gebeutſt, will ich mich abthun des Fürſtendienſtes, im Schatten dieſes Eichbaums wohnen, und ſeiner hüten mein Lebenlang. Thue alſo, ſprach die Elfe, es ſoll dich nicht gereuen. Hierauf verſchwand ſie, und es rauſchte oben im Wipfel nicht anders, als ob ſich ein lautes Abendlüftchen darin verfangen hätte und das Laub bewegte. Krokus ſtand noch eine Weile ganz entzückt über die himmliſche Geſtalt, die ihm erſchienen war. So ein zartes weibliches Geſchöpf von ſo ſchlankem Wuchs und herrlichem Anſtand war ihm unter den kurzſtämmigen ſlaviſchen Dirnen nie vorgekommen. Endlich ſtreckt' er ſich auf's weiche Moos, ob ihm gleich kein Schlaf in die Augen kam; die Morgendämmerung überraſchte ihn im Taumel ſüßer Empfindungen, die ihm ſo fremd und neu waren, als der erſte Lichtſtrahl den geöffneten Augen eines Blindgebornen. Er flog bei frühem Morgen zum Hoflager des Herzogs, begehrte ſeinen Abſchied, packte ſein Heergeräthe zuſammen, und wandelte, den Kopf voll glühender Schwärmerei und ſeine Bürde auf dem Rücken, der wonniglichen Waldeinſiedelei wieder mit raſchen Schritten zu.

Indeſſen hatte in ſeiner Abweſenheit ein Kunſtmeiſter im Volke, ſeinem Gewerbe nach ein Müller, den geſunden geraden Stamm der Eiche zu einem Wellbaum ſich auserſehen und ging mit ſeinen Mühlknappen hin ſie zu fällen. Die zagende Elfe erſeufzete, als die gefräßige Schrotſäge anhub mit ſtählernem Gebiß die Grundfeſte ihrer Wohnung zu benagen. Sie ſchauete von der Höhe des Gipfels ängſtlich nach ihrem getreuen Beſchützer umher; doch ihr Scharfblick vermochte ihn nirgends zu entdecken, und die Beſtürzung machte die ihrem Geſchlecht verliehene Gabe der Vorherverkündigung diesmal ſo unwirkſam, daß ſie ihr bevorſtehendes Schickſal ſo wenig zu entziffern ſich zutraute, als die Söhne des Aeskulaps mit ihrer gerühmten Prognoſis ſich ſelber zu berathen wiſſen, wenn der Tod an ihre eigne Thür anklopft.

Krokus war gleichwohl im Anzuge, und dem Schauplatze dieſer traurigen Kataſtrophe ſo nahe, daß das Geräuſch der keuchenden Säge ihm in die Ohren drang. Von dieſem Getöſe im Walde ahndete ihm nichts Gutes, er beflügelte ſeine Füße und ſahe den Greuel der bevorſtehenden Verwüſtung des von ihm in Schutz genommenen Baumes vor Augen. Wie ein Raſender ſtürmte er flugs auf die Holzhauer ein mit ſeinem Spieß und blankem Schwert, und ſcheuchte ſie von der Arbeit; denn ſie glaubten einen Bergdämon zu ſehen und entflohen in großer

Beſtürzung. Zum Glück war die Wunde des Baums noch heilbar und die Narbe verlief in wenigen Sommern.

In der Feierſtunde des Abends, nachdem der neue Ankömmling ſich den Platz zu ſeiner künftigen Wohnung auserſehen, auch den Raum, einen kleinen Garten einzuzäunen, abgeſchritten hatte, und die ganze Anlage ſeiner Einſiedelei nochmals in Gedanken erwog, wo er in der Abgeſchiedenheit von der menſchlichen Geſellſchaft ſeine Tage zu verleben gedachte, im Dienſt einer Schattengeſellſchafterin, welche nicht viel mehr Realität zu haben ſchien als eine Kalenderheilige, die ein frommer Ordensmann zur geiſtlichen Liebſchaft ſich erkieſet, erſchien ihm die Elfe am Geſtade des Weihers und redete ihn mit holdſeliger Geberde alſo an: Dank dir, lieber Fremdling, daß du dem gewaltſamen Arme deiner Brüder gewehret haſt dieſen Baum zu fällen, mit dem mein Leben verſchwiſtert iſt; denn du ſollſt wiſſen, daß die Mutter Natur, die meinem Geſchlechte ſo mancherlei Kräfte und Wirkſamkeit verliehen, dennoch das Schickſal unſers Lebens mit dem Wachsthum und der Dauer der Eiche vereinbart hat. Durch uns erhebt die Königin der Wälder ihr ehrwürdiges Haupt über den Pöbel der übrigen Bäume und Geſträuche empor, wir fördern den Umtrieb ihrer Säfte durch Stamm und Aeſte, daß ſie Kraft gewinnt mit den Sturmwinden zu kämpfen und lange

Jahrhunderte der zerſtörenden Zeit zu trotzen. Hinwiederum iſt unſer Leben an das ihrige gekettet: altert die Eiche, die das Loos des Schickſals zur Mitgenoſſin des Lebens uns zugetheilt hat, ſo altern wir mit ihr; und ſtirbt ſie ab, ſo ſterben wir dahin, und ſchlafen gleich den Sterblichen auch eine Art von Todesſchlaf, bis durch den ewigen Kreislauf aller Dinge der Zufall oder eine verborgene Anordnung der Natur unſer Weſen mit einem neuen Keim zuſammengattet, der durch unſere belebende Triebkraft aufgeſchloſſen, nach langer Zeiten Verlauf zum mächtigen Baum hinaufſproßt, und des Lebens Genuß uns von neuem geſtattet. Daraus magſt du abmerken, welchen Dienſt du mir durch deinen Beiſtand geleiſtet haſt und welcher Dank dir dafür gebühret. Fordre von mir den Lohn deiner edlen That, offenbare mir den Wunſch deines Herzens und er ſoll dir zur Stunde gewähret ſeyn.

Krokus ſchwieg. Der Anblick der reizenden Elfe hatte auf ihn mehr Eindruck gemacht als ihre Rede, von welcher er nur wenig begriff. Sie bemerkte ſeine Verlegenheit, und um ihn daraus zu ziehen, ergriff ſie ein dürres Schilfrohr am Ufer des Weihers, zerbrach's in drei Stücke und ſprach: Wähle eine von dieſen drei Hülſen, oder nimm eine ohne Wahl. In der erſten iſt Ehre und Ruhm, in der andern Reichthum und deſſen weiſer Genuß, in der dritten Minneglück für dich eingeſchloſſen. Der junge Mann ſchlug die Augen zur Erde nieder und antwortete: Tochter des Himmels, wenn du den Wunſch meines Herzens zu gewähren gedenkeſt, ſo wiſſe, daß er nicht in den drei Hülſen eingeſchloſſen iſt, die du mir darbeutſt; mein Herz trachtet nach einem größern Lohn. Was iſt Ehre als der Zunder des Stolzes; was iſt Reichthum als die Wurzel des Geizes; und was iſt Liebe als die Fallthür der Leidenſchaft, die edle Freiheit des Herzens zu berücken? Gewähre mir den Wunſch, im Schatten deines Eichbaums von der Ermattung des Heereszugs zu raſten, und aus deinem ſüßen Munde Lehren der Weisheit zu hören, um die Geheimniſſe der Zukunft dadurch zu enträthſeln. Dein Begehr, gegenredete die Elfe, iſt groß, aber dein Verdienſt um mich iſt es nicht minder, es geſchehe alſo wie du gebeten haſt. Die Binde vor deinen körperlichen Augen ſoll ſchwinden, die Geheimniſſe verborgener Weisheit zu ſchauen. Nimm nun mit dem Genuß der Frucht zugleich die Schale dahin: denn der Weiſe iſt auch ein geehrter Mann; er allein iſt reich, denn er braucht nicht mehr als er bedarf, und koſtet den Nektar der Liebe, ohne ihn mit unreinen Lippen zu vergiften. Als ſie das geſagt hatte, reichte ſie ihm nochmals die drei Schilfhülſen dar und ſchied von ihm.

Der junge Eremit bereitete ſich ſein Bette von Moos unter der Eiche, höchſt zufrieden über die Aufnahme, welche ihm die Elfe hatte widerfahren laſſen. Der Schlaf überfiel ihn wie ein gewappneter Mann, heitere Morgenträume umtanzten ſeine Scheitel und nährten ſeine Phantaſie mit dem Dunſte glücklicher Ahndungen. Beim Erwachen begann er fröhlich ſein Tagewerk, erbauete ſich eine bequeme Einſiedlerhütte, grub ſeinen Garten, und pflanzte Roſen und Lilien, auch andere Wohlgeruch düftende Blumen und Kräuter, nicht minder Kohl und Küchengewächſe nebſt fruchtbringenden Obſtbäumen hinein. Die Elfe unterließ nie, jeden Abend im Zwielichten ihm einen Beſuch zu machen, erfreute ſich über den Gewinn ſeines Fleißes, luſtwandelte mit ihm Hand in Hand am ſchilfreichen Geſtade des Weihers auf und ab, und der bewegliche Schilf flötete dem traulichen Paare einen melodiſchen Abendgruß zu, wenn es die Luft durchſäuſelte. Sie unterwies ihren horchſamen Lehrjünger in den Geheimniſſen der Natur, unterrichtete ihn von dem Urſprung und dem Weſen der Dinge, lehrte ihn die natürlichen und magiſchen Eigenſchaften und Wirkungen derſelben, und bildete den rohen Kriegsmann zu einem Denker und Weltweiſen um.

In dem Maße, wie durch den Umgang mit der ſchönen Schattengeſtalt die Empfindungen und der Gefühlsſinn des jungen Mannes ſich verfeinerten, ſchien ſich die zarte Form der Elfe zu verdichten und mehrere Konſiſtenz zu gewinnen. Ihr Buſen empfing Wärme und Leben, ihre bräunlichen

Augen ſprüheten Feuer, und ſie ſchien mit der Geſtalt einer jungen Dirne auch die Gefühle eines blühenden Mädchens angenommen zu haben. Die empfindſame Schäferſtunde, die dazu recht wie gemacht iſt, ſchlafende Gefühle aufzuwecken, that die gewöhnliche Wirkung: nach wenig Mondenwechſeln von der erſten Bekanntſchaft an, war der ſeufzende Krokus im Beſitz des Minneglücks, welches die dritte Schilfhülſe ihm verheißen hatte, und bereuete es nicht, durch die Fallthür der Liebe die Freiheit des Herzens eingebüßet zu haben. Obgleich die Vermählung des zärtlichen Paares nur unter vier Augen geſchahe, ſo wurde ſie doch mit eben dem Vergnügen als das geräuſchvolleſte Beilager vollzogen, und es fehlte in der Folge nicht an ſprechenden Beweiſen der belohnten Liebe. Die Elfe beſchenkte ihren Gemahl mit drei Töchtern, die zu gleicher Zeit geboren wurden, und der über die Fruchtbarkeit ſeiner andern Hälfte entzückte Vater nannte bei der erſten Umarmung die, welche früher als die beiden Zwillingsſchweſtern ſeine vier Wände beſchrie, Bela, die nachgeborne Therba, und die jüngſtgeborne Libuſſa. Alle glichen den Genien an Schönheit der Geſtalt, und ob ſie gleich nicht aus ſo zartem Stoff gebauet waren als die Mutter, ſo war doch ihre körperliche Beſchaffenheit feiner als die vergröberte irdene Form des Vaters; dabei waren ſie von allen Infirmitäten der Kindheit befreiet, lagen ſich nicht wund, zahnten ohne epileptiſche Krämpfe, ſchrieen nicht über Stuhlzwang, bekamen keine rhachitiſchen Zufälle, hatten keine Pocken und mithin auch keine Narben, kein Fell über's Auge, oder ein zuſammengefloſſenes Geſicht zu fürchten; auch bedurften ſie keines Gängelbandes: denn nach den erſten neun Tagen liefen ſie ſchon wie die Rebhühner, und wie ſie heranwuchſen, veroffenbarten ſich an ihnen alle Talente der Mutter, verborgene Dinge zu errathen und zukünftige zu weiſſagen.

Krokus erlangte mit Hülfe der Zeit in dieſen Geheimniſſen gleichfalls gute Kundſchaft. Wenn der Wolf die Viehheerden im Walde zerſtreuet hatte, und die Hirten ihre verlorne Schaafe und Rinder aufſuchten; wenn die Holzhauer eine Axt oder ein Beil vermißten, erholten ſie ſich Raths bei dem weiſen Krokus, der ihnen anzeigte, wo ſie das Verlorne ſuchen ſollten. Wenn ein böſer Nachbar etwas von gemeinem Gut entwendet, zur Nachtzeit in die Horde oder die Wohnung ſeines Mitnachbars eingebrochen, ihn beraubt oder den Wirth erſchlagen hatte, und niemand auf den Verbrecher rathen konnte, befragte man den weiſen Krokus. Der beſchied die Gemeine auf einen Anger, hieß ſie einen Kreis beſchließen, und trat dann mitten unter ſie und ließ das unbetrügliche Sieb laufen, welches nie verfehlte den Miſſethäter zu veroffenbaren. Dadurch breitete ſich ſein Ruf aus über das ganze Böhmer-Land, und wer ein Anliegen oder ein wichtiges Gewerbe hatte, rathfragte den weiſen Mann über den Ausgang des Geſchäftes. Auch Krüppel und Kranke begehrten von ihm Geneſung und Hülfe; ſelbſt das gebrechliche Vieh wurde zu ihm gebracht, und er verſtand ſich ſo gut darauf, die kranken Kühe durch ſeinen Schatten geſund zu machen, als der renommirte Sankt Martin von Schierbach. Dadurch vermehrte ſich der Zulauf des Volks bei ihm von Tag zu Tage, nicht anders als wäre der Dreifuß des delphiſchen Apoll in den Böhmer Wald verſetzt worden; und obgleich Krokus ohne Lohn und Gewinn den Rathfragenden Beſcheid gab, und die Kranken und Preßhaften heilte, ſo zinſte ihm doch der Schatz ſeiner geheimnißvollen Weisheit reichlich, und brachte ihm großen Gewinn; das Volk drängte ſich zu ihm mit Gaben und Geſchenken und erdrückte ihn ſchier mit den Beweiſen ſeines guten Willens. Er offenbarte zuerſt das Kunſtgeheimniß aus dem Elbſande Geld zu waſchen und empfing den Zehenden von allen Goldfiſchern. Dadurch mehrte ſich ſein Gut und Vermögen, er bauete feſte Schlöſſer und Palläſte, hatte große Viehheerden, beſaß fruchtbare Ländereien, Felder und Wälder, und befand ſich unvermerkt im Beſitz alles des Reichthums, den die freigebige Elfe vorbedeutend in die zwote Schiflhülſe für ihn eingeſchloſſen hatte.

An einem ſchönen Sommerabend, als Krokus mit ſeinen Reiſigen von einem Flurzuge heimkehrte, wo er auf Erfordern die Grenzſtreitigkeiten zweer Gemeinden geſchlichtet hatte, erblickt er ſeine Gemahlin am Ufer des Schilfteiches, da wo ſie ihm zuerſt erſchienen war. Sie winkte ihm mit der Hand, darum ließ er ſeine Diener von ſich und eilte ſie zu umarmen. Sie empfing ihn nach Gewohnheit mit zarter Liebe, aber ihr Herz war traurig und beklommen; aus ihren Augen träufelten ätheriſche Thränen, ſo fein und flüchtig, daß ſie im Fallen von den Lüften gierig eingeſogen wurden, ohne die Erde zu erreichen. Krokus beſtürzte über dieſen Anblick, er hatte die Augen ſeiner Gemahlin nie anders als heiter und im Glanze jugendlicher Fröhlichkeit geſehen. Was iſt dir, Geliebte meines Herzens? ſprach er, bange Ahndungen zerreißen meine Seele. Sag an, welche Deutung haben dieſe Zähren? Die Elfe erſeufzete, lehnte ihr Haupt wehmüthig an ſeine Schulter und ſprach: Theurer Gemahl, in eurer Abweſenheit hab ich im Buche des Schickſals geleſen, daß meinem Lebensbaume ein unglückliches Verhängniß droht; ich muß mich ewig von euch ſcheiden. Folgt mir in das Schloß, daß ich meine Kindlein geſegne, denn von heute an werdet ihr mich nimmer ſehen. O Geliebte, gegenredete Krokus, laßt dieſen traurigen Gedanken ſchwinden! Was kann eurem Baume für ein Unglück drohen? Steht er nicht ſtamm- und wurzelfeſte? Seht ſeine geſunden Aeſte, wie ſie mit Laub und Früchten belaſtet ſich ausbreiten, und wie er ſeine Wipfel zu den Wolken erhebt. So lange dieſer Arm ſich regt, ſoll er ihn gegen jeden Frevler ſchützen, der ſeinen Stamm zu verletzen wagt. Ohnmächtiger Schutz, verſetzte ſie, den ein ſterblicher Arm gewähren kann! Ameiſen können nur den Ameiſen, Mücken nur den Mücken und alles Erdengewürm kann nur dem Erdengewürme abwehren. Aber was vermag der Mächtigſte unter euch gegen die Wirkungen der Natur, oder die unwandelbaren Rathſchlüſſe des Schickſals? Erdenkönige können nur kleine Erdhügel umwälzen, die ihr Veſten und Schlöſſer nennt; aber das kleinſte Lüftchen ſpottet ihrer Macht, ſäuſelt wo es will und achtet nicht auf ihr Gebot. Du haſt vormals dieſen Eichbaum gegen die Gewalt der Menſchen geſchützt, kannſt du auch dem Sturmwind wehren, wenn er ſich aufmacht ſeine Aeſte zu entblättern; oder wenn ein verborgener Wurm in ſeinem Marke nagt, kannſt du ihn hervorziehen und zertreten?

Unter dieſen Geſprächen gelangte das traute Paar in's Schloß. Die ſchlanken Fräuleins hüpften, wie ſie bei dem abendlichen Beſuch ihrer Mutter zu thun pflegten, derſelben freudig entgegen, gaben Rechenſchaft von ihrem Tagewerke, brachten ihre Stickerei und Nähwerk zum Beweis ihres kunſtreichen Fleißes herbei; doch diesmal war die Stunde des häuslichen Glückes freudenlos. Sie bemerkten bald, daß dem Angeſichte des Vaters die Spuren tiefer Schmerzen eingedrückt waren, und ſahen mit theilnehmendem Kummer die mütterlichen Zähren, ohne daß ſie es wagten nach deren Urſache zu fragen. Die Mutter gab ihnen viel weiſe Lehren und gute Vermahnungen; ihre Rede aber glich einem Schwanengeſange, als ob ſie die Welt geſegnen wollte. Sie weilte noch bei ihren Geliebten bis der Morgenſtern am Himmel heraufzog, drauf umarmte ſie Gemahl und Kinder mit wehmüthiger Zärtlichkeit, begab ſich bei Anbruch des Morgens durch das verborgene Pförtchen nach Gewohnheit wieder zu ihrem Baum, und überließ ihre Lieben den Gefühlen banger Ahndung.

Die Natur ſtund in horchſamer Stille bei Aufgang der Sonne; aber ſchwere düſtere Wolken verbargen bald wieder ihr ſtrahlendes Haupt. Es wurde ein ſchwüler Tag, die ganze Atmoſphäre war elektriſch. Ferne Donner rollten über den Wald daher und das hundertſtimmige Echo wiederholte in den gekrümmten Thälern das grauſenvolle Getöſe derſelben. In der Mittagsſtunde ſchlängelte ſich ein gezackter Blitz herab auf die Eiche, zerſplitterte in einem Augenblick mit unwiderſtehlicher Kraft Stamm und Aeſte, und die Trümmer lagen weit im Walde umher zerſtreuet. Da das dem Vater

Krokus angeſagt ward, zerriß er ſein Kleid, ging hinaus, den Lebensbaum ſeiner Gemahlin nebſt ſeinen drei Töchtern zu beweinen, und die Splitter davon als köſtliche Reliquien zu ſammeln und aufzubewahren; die Elfe aber wurde von dem Tage an nicht mehr geſehen.

Nach einigen Jahren wuchſen die zarten Fräuleins heran, ihre jungfräuliche Wohlgeſtalt blühete auf wie die aus der Knoſpe hervorſchlüpfende Roſe, und der Ruf ihrer Schönheit breitete ſich aus über das ganze Land. Die edelſten Jünglinge aus dem Volke drängten ſich herzu und hatten mancherlei Anliegen dem Vater Krokus vorzutragen, um ſich bei ihm Raths zu erholen; doch im Grunde war's mit dieſem ſcheinbaren Vorwand auf die ſchönen Töchter gemeint, die ſie zu beäugeln trachteten, wie junge Geſellen pflegen, die ſich bei den Vätern ſo gern ein Gewerbe machen, wenn ſie die Töchter beſchleichen wollen. Die drei Schweſtern lebten in großer Eintracht und Unbefangenheit bei einander, mit ihren Talenten noch wenig bekannt. Die Gabe der Weiſſagung war ihnen in gleichem Maße verliehen, und ihre Reden waren Orakel, ohne daß ſie es wußten. Doch bald wurde ihre Eitelkeit durch die Stimme der Schmeichelei rege gemacht, die Wortklauber haſchten jeden Laut aus ihrem Munde auf, die Seladons deuteten jede Miene, ſpäheten das kleinſte Lächeln, kundſchafteten den Blick ihrer Augen, zogen mehr oder minder günſtige Vorbedeutungen daraus, vermeinten ihre Schickſale dadurch zu errathen, und von dieſer Zeit an iſt es bei den Liebenden Sitte, dem Horoſkop der Augen ihren Glücks- oder Unſtern in der Liebe abzufragen. Kaum hatte ſich die Eitelkeit in das jungfräuliche Herz eingeſchlichen, ſo ſtund Hoffahrt, ihr lieber Getreuer, außen an der Thür, nebſt dem loſen Geſindel ſeines Gefolges, Eigenliebe, Eigenlob, Eigennutz, Eigenſinn, und ſie ſtahlen ſich alleſammt hinein. Die ältern Schweſtern beeiferten ſich in ihren Künſten der jüngern es zuvor zu thun, und beneideten ſie insgeheim wegen des Uebergewichtes ihrer körperlichen Reize. Denn ob ſie gleich alle ſehr ſchön waren, ſo war doch Libuſſa die ſchönſte unter ihnen. Fräulein Bela legte ſich vornehmlich auf die Kräuterkunde, wie in der Vorwelt Fräulein Medea; ſie kannte die verborgenen Kräfte derſelben, und wußte wirkſamen Gift und Gegengift daraus zu ziehen; auch verſtand ſie die Kunſt den unſichtbaren Mächten Wohlgeruch und Ekelgeruch daraus zu bereiten. Wenn ihre Rauchpfanne dampfte, lockte ſie damit die Geiſter aus dem unermeßlichen Raume des Aethers jenſeit des Mondes herab, und ſie wurden ihr unterthan, um mit ihren feinen Organen dieſe ſüßen Dämpfe einzuathmen; aber wenn ſie Ekelgeruch auf das Rauchfaß ſtreuete, hätte ſie die Zihim und Ohim damit aus der Wüſte wegräuchern können.

Fräulein Therba war ſinnreich wie Circe allerlei Zauberſprüche zu erdenken, die kräftig waren den Elementen zu gebieten, Sturm und Wirbelwinde, auch Schloßen und Ungewitter zu erregen, das Eingeweide der Erde zu erſchüttern, oder ſie ſelbſt aus ihren Angeln zu heben. Sie bediente ſich dieſer Künſte, das Volk zu erſchrecken, um wie eine Göttin geehrt und gefürchtet zu werden, und wußte die Witterung in der That mehr nach dem Wunſch und Eigenſinn der Menſchen zu bequemen als die weiſe Natur. Zwei Brüder haderten mit einander, weil ſie nie in ihren Wünſchen übereinkamen. Der eine war ein Ackermann und wünſchte immer Regen zum Wachsthum und Gedeihen ſeiner Saaten. Der andre war ein Töpfer und wollte ſtets Sonnenſchein, um ſeine irdenen Gefäße zu trocknen, welche der Regen zerſtörte. Weil's ihnen nun der Himmel nie zu Danke machen konnte, begaben ſie ſich eines Tages mit reichen Geſchenken zu der Wohnung des weiſen Krokus und brachten ihr Anliegen der Therba vor. Die Tochter der Elfe lächelte über das ungeſtüme Murren der Brüder gegen die wohlthätige Haushaltung der Natur und befriedigte beider Verlangen: ſie ließ Regen fallen auf die Saaten des Landmanns, und auf dem Töpferacker daneben ließ ſie die Sonne ſcheinen. Durch dieſe Zaubereien erwarben ſich die beiden Schweſtern großen Ruf und vielen Reichthum; denn ſie verliehen ihre Gabe nie ohne Lohn und Gewinn, baueten von ihren Schätzen Schlöſſer und Landhäuſer, legten herrliche Luſtgärten an, wurden des Bankettirens und der Erluſtigungen nie müde, täuſchten und foppten die Freier, die ſich um ihre Liebe bewarben.

Libuſſa hatte nicht den ſtolzen eiteln Sinn ihrer Schweſtern. Ob ſie gleich die nämlichen Fähigkeiten beſaß, in die Geheimniſſe der Natur einzudringen und ſich ihrer verborgenen Kräfte zu bedienen: ſo genügte ihr dennoch an dem Antheil der wunderſamen Gaben aus der mütterlichen Erbſchaft, ohne ſolche höher zu treiben, um damit zu wuchern. Ihre Eitelkeit erſtreckte ſich nicht weiter als auf das Bewußtſeyn ihrer Wohlgeſtalt, ſie geizte nicht nach Reichthümern, wollte weder geehrt noch gefürchtet ſeyn wie ihre Schweſtern. Wenn dieſe auf ihren Landhäuſern herumtoſeten, von einer rauſchenden Freude zur andern eilten und den Kern der böhmiſchen Ritterſchaft an ihren Triumphwagen feſſelten, blieb ſie daheim in der väterlichen Wohnung, führte das Hausregiment, ertheilte den Rathfragenden Beſcheid, leiſtete den Gedrückten und Preßhaften freundlichen Beiſtand, und das alles aus gutem Willen, ohne Entgeld*). Ihre Gemüthsart war ſanft und beſcheiden und ihr Wandel tugendſam und züchtig, wie es einer edlen Jungfrau ziemt. Sie freuete ſich zwar insgeheim der Siege, die ihre Schönheit über die Männerherzen gewann, und nahm das Seufzen und Girren der ſchmachtenden Anbeter als einen billigen Tribut ihrer Reize an; aber keiner durft' ihr ein Wort von Liebe ſagen, oder ſich heraus nehmen um ihr Herz zu werben. Doch Amor der Schalk übt an den Spröden ſeine Gerechtſame am liebſten, und ſchleudert oft ſeine brennende Fackel auf ein niedriges Strohdach, wenn er einen hohen Pallaſt in Flammen zu ſetzen gedenket.

---

*) Nulla Crocco virilis sexus proles fuit, sed moriturus tres a morte sua filias superstites reliquit, omnes ut ipse erat fatidicas, vel Magas potius,

---

qualis Medea et Circe fuerant. Nam Bela natu filiarum maxima, herbis incantandis Medeam imitabatur, Tetcha (Therba) natu minor, carminibus magicis Circem reddebat. Ad utramque frequens multitudinis concursus; dum alii amores sibi conciliare, alii cum bona valetudine in gratiam redire, alii res amissas recuperare cupiunt. — Illa arcem Belinam, haec altera arcem Thetin ex mercenaria pecunia, nihil enim gratuito faciebant, aedificandam curavit. Liberalior in hac re Lybussa natu minima apparuit, ut quae a nemine quidquam extorquebat, et potius fata publica omnibus, quam privata singulis, praecinebat: qua liberalitate, et quia non gratuita solum sed etiam minus fallaci praedictione utebatur, assecuta est ut — in locum patris Crocci subrogaretur. Dubravius.

Tief im Walde hatte ein alter Ritter, der mit dem Heere der Czechiten in's Land gekommen war, ſich angeſetzt, die Wüſte urbar gemacht, und ein Landgut angelegt, wo er den Ueberreſt ſeiner Tage der Ruhe zu pflegen und vom Ertrag des Feldbaues ſich zu nähren vermeinte. Ein gewaltſamer Grenznachbar bemächtigte ſich ſeines Eigenthums und vertrieb den Ritter daraus, den ein gaſtfreier Landmann aufnahm und ihm in ſeiner Wohnung Schirm und Obdach gab. Der dürftige Greis hatte einen Sohn, welcher noch der einzige Troſt und die Stütze ſeines Alters war, ein wackerer Jüngling, der aber nichts mehr als einen Jagdſpieß und eine geübte Fauſt beſaß, den grauen Vater damit zu nähren. Der Raub des ungerechten Nabals reizte ſeine Rache, er rüſtete ſich Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; doch der Befehl des ſorgſamen Greiſes, der das Leben des Sohnes keiner Gefahr blosſtellen wollte, entwaffnete den edlen Jüngling. Gleichwohl wollte er in der Folge von ſeinem erſten Vorhaben ſich nicht abbringen laſſen. Da berief ihn der Vater zu ſich und ſprach: Ziehe hin, mein Sohn, zum weiſen Krokus, oder zu den klugen Jungfrauen, ſeinen Töchtern, und befrage dich Raths, ob die Götter dein Unternehmen billigen und dir einen glücklichen Ausgang deſſelben verleihen werden. Iſt dem alſo, ſo magſt du dich mit dem Schwert gürten, den Speer in deine Hand nehmen und um dein Erbgut kämpfen. Wo nicht, ſo bleibe hie, bis du mir die Augen zugedrückt haſt, dann thue was dir gut dünket.

Der Jüngling machte ſich auf und gelangte zuerſt an den Pallaſt der Bela, welcher das Anſehn eines Tempels hatte, den eine Göttin bewohnt. Er klopfte an und begehrte eingelaſſen zu werden; da aber der Thürhüter ſah, daß der Fremdling mit leerer Hand erſchien, wies er ihn als einen Bettler ab und ſchlug die Thür vor ihm zu. Er ging traurig weiter und kam zu der Wohnung der Schweſter Therba, klopfte an und begehrte Gehör. Da kam der Thürhüter ans Fenſterlein und ſprach: trägſt du auch Gold in deinem Seckel, daß du darwägen kannſt meiner Gebieterin, ſo wird ſie dich eins von ihren guten Sprüchlein lehren, das dir dein Schickſal verkündet. Wo nicht, ſo gehe hin und ſammle deſſen am Ufer der Elbe, ſo viel Körnlein als der Baum Blätter, die Garbe Aehren und der Vogel Federn hat, dann will ich dir aufthun dieſe Pforte. Der getäuſchte Jüngling ſchlich ſich ganz muthlos ſeitab, beſonders da er vernahm, daß Seher Krokus nach Polen gezogen ſey, um den Zwiſt einiger mißhelligen Magnaten als Schiedsrichter zu vergleichen. Er verſprach ſich von der dritten Schweſter keine günſtigere Aufnahme, und wie er ihre väterliche Waldburg von einem Hügel in der Ferne erblickte, wagt er's nicht hinzu nahen, ſondern verbarg ſich in ein dichtes Gebüſch, ſeinem trüben Gram nachzuhängen. Bald aber weckte ihn ein Getümmel aus dieſen trübſeligen Betrachtungen, er vernahm ein Trappeln wie von Roſſes Hufen. Ein fliehendes Reh brach durch's Geſträuche, verfolgt von einer lieblichen Jägerin und ihren Dirnen auf ſtattlichen Roſſen. Sie ſchwang einen Wurfpfeil und er flog ſchwirrend aus ihrer Hand durch die Luft, jedoch ohne das Wild zu erreichen. Raſch ergriff der lauſchende Jüngling ſeine Armbruſt und ſchnellte einen befiederten Bolzen von der rauſchenden Senne, welcher Augenblicks das Herz des Gewildes durchbohrte, daß es zuſammenſtürzte. Das Fräulein, über dieſe unverſehene Erſcheinung verwundert, ſchauete nach dem unbekannten Jagdgenoſſen umher; als der Schütze das inne ward, trat er hervor und neigte ſich demüthig gegen ſie zur Erde. Fräulein Libuſſa glaubte nie einen ſchönern Mann geſehen zu haben. Sie empfand gleich beim erſten Anblick einen ſo mächtigen Eindruck von ſeiner Geſtalt, daß ſie ihm unwillkührliches Wohlwollen, das Vorrecht einer glücklichen Bildung, nicht verſagen konnte. Sag mir, lieber Fremdling, redete ſie ihn an, wer biſt du und welcher Zufall führt dich in dieſes Gehege? Der Jüngling urtheilte gar recht, daß ihm ſein gutes Glück habe finden laſſen was er ſuchte, er offenbarte ihr beſcheidentlich ſein Anliegen, verſchwieg auch nicht wie ſchimpflich er vor der Thür ihrer Schweſtern ſey abgewieſen worden, und wie ihn das bekümmert habe. Sie heiterte ſein Gemüth auf mit freundlichen Worten. Folge mir in meine Wohnung, ſprach ſie, ich will das Buch des Schickſals für dich rathfragen und dir morgen Beſcheid geben beim Aufgang der Sonne.

Der Jüngling that wie ihm geboten war. Kein bengelhafter Thürhüter verſperrte ihm hier den Eingang des Pallaſtes, die ſchöne Bewohnerin übte die Geſetze des Gaſtrechts an ihm ſehr edelmüthig. Er war von dieſer günſtigen Aufnahme entzückt, aber noch mehr von den Reizen ſeiner holden Wirthin. Ihre bezaubernde Geſtalt ſchwebte ihm die ganze Nacht vor Augen, er erwehrte ſich ſorgfältig der Ueberraſchung des Schlummers, damit er keinen Augenblick die Begebenheiten des vergangenen Tages, die er mit Entzücken überdachte, aus den Gedanken verlieren möchte. Fräulein Libuſſa ihrer Seits genoß zwar des ſanften Schlummers; denn die Abgeſchiedenheit von den Einwirkungen der äußern Sinne, welche die feinern Vorgefühle der Zukunft ſtören, iſt der Gabe der Weiſſagung unentbehrlich. Die glühende Phantaſie der ſchlummernden Elfentochter kettete das Bild des jungen Fremdlings an alle bedeutſame Traumgeſtalten, die ihr dieſelbe Nacht vorſchwebten. Sie fand ihn da wo ſie ihn nicht ſuchte, in Verhältniſſen davon ſie nicht begreifen konnte, wie ſie auf dieſen Unbekannten Beziehung haben könnten. Beim frühen Erwachen, wo die ſchöne Seherin die nächtlichen Geſichter zu ſondern und zu enträthſeln pflegte, war ſie geneigt dieſelben insgeſammt als Irrthümer einer Nacht, die aus Störungen des richtigen Ganges der Phantaſie entſprungen wären, zu verwerfen und nicht weiter darauf zu achten. Aber ein dunkles Gefühl ſagte ihr, daß die Schöpfung ihrer Phantaſie nicht ganz leerer Traum ſey, ſondern auf gewiſſe Ereigniſſe deute, welche die Zukunft enthüllen werde, und daß dieſe prophetiſche Phantaſie in vergangener Nacht mehr als jemals dem Verhängniß ſeine verborgenen Rathſchlüſſe abgelauſcht und ihr ausgeplaudert habe. Durch eben dieſen Weg erfuhr ſie, daß der Gaſt unter ihrem Dache gegen ſie in heißer Liebe entzündet ſey, und eben ſo unverholen that ihr Herz das nämliche Geſtändniß in Anſehung ſeiner; aber ſie drückte alsbald das Siegel der Verſchwiegenheit auf die Novelle, ſo wie der beſcheidene Jüngling ſeines Orts ſich gleichfalls angelobt hatte, ſeiner Zunge und ſeinen Augen Schweigen zu gebieten, um ſich keiner verächtlichen Zurückweiſung auszuſetzen; denn die Scheidewand, welche das Glück zwiſchen ihm und der Tochter des Krokus gezogen hatte, ſchien ihm unüberſteiglich.

Ob nun wohl der ſchönen Libuſſa vollkommen bewußt war, was ſie dem jungen Manne auf ſeine Frage zu antworten hatte, ſo fiel es ihr doch ſchwer, ihn ſo eilig von ſich zu laſſen. Bei Aufgang der Sonne beſchied ſie ihn zu ſich in den Luſtgarten und ſprach: Noch hängt die Decke der Dunkelheit vor meinen Augen, dein Verhängniß zu durchſchauen, harre bis zu Sonnenuntergang, und am Abend ſprach ſie: Bleib bis zu Sonnenaufgang, und den folgenden Tag: Verzeuch noch heut, und den dritten: Gedulde dich bis morgen. Am vierten Tage entließ ſie ihn endlich, weil ſie keinen Vorwand fand ihn länger zurückzuhalten, ohne ihr Geheimniß zu verrathen, und ertheilte ihm mit freundlichen Worten dieſen Beſcheid: die Götter wollen nicht, daß du rechten ſollſt mit einem Gewaltigen im Lande, tragen und dulden iſt der Schwächern Loos. Ziehe hin zu deinem Vater, ſey der Troſt ſeines Alters und nähre ihn durch die Arbeit deiner fleißigen Hand. Nimm zwei weiße Stiere aus meiner Heerde zum Geſchenke, und dieſen Stab ſie zu regieren, und wenn er blühet und Früchte trägt, wird der Geiſt der Weiſſagung auf dir ruhen. Der Jüngling ſchätzte ſich der Geſchenke der holden Jungfrau unwerth, und wurde ſchamroth, daß er eine Gabe dahin nehmen ſollte ohne ſie erwiedern zu können. Er nahm mit unberedtem Munde, aber deſto beredtſamerer Gebehrdung wehmüthigen Abſchied und fand unten an der Pforte zwei weiße Stiere angebunden, ſo ſchmuck und glänzend als ehemals der göttliche Stier, auf deſſen glattem Rücken die Jungfrau Europa durch die blauen Meeresfluthen ſchwamm. Freudig löſete er ſie ab und trieb ſie gemach vor ſich her. Der Heimweg dünkte ihm nur wenig Ellen lang, ſo ſehr war ſeine Seele mit dem Gedanken an die ſchöne Libuſſa beſchäftigt, und er gelobte ſich, weil er ihrer Liebe doch nie theilhaftig werden könne, auch keine andere zu lieben ſein Lebenlang. Der alte Ritter freuete ſich der Wiederkunft ſeines Sohnes, und noch mehr da er vernahm, daß der Ausſpruch der Tochter des weiſen Krokus ſo gut mit ſeinen Wünſchen übereintraf. Weil nun dem Jüngling von den Göttern der Ackerbau zum Beruf angewieſen war, ſäumte er nicht die weißen Stiere anzuſchirren und an den Pflug zu ſpannen. Der erſte Verſuch gedieh nach Wunſche; die Stiere beſaßen ſo viel Kräfte und Munterkeit, daß ſie in einem Tage mehr Land umriſſen als zwölf Jochochſen gewöhnlich zu erwältigen vermögen: denn ſie waren raſch und gurrig, wie der Stier im Kalender abgebildet wird, der im Zeichen des Aprilmonats aus den Wolken herabſpringt und nicht ſo läſſig und träge wie der Ochs, der im Evangelienbuch ſich ſo phlegmatiſch neben ſeinen heiligen Gefährten hinflegelt wie ein Schäferhund.

Herzog Czech, welcher den erſten Heereszug ſeines Volks nach Böhmen geführet hatte, war lange ſchon entſchlafen, ohne daß ſeine Nachkommen Erben ſeiner Würde und des Fürſtenthums wurden. Die Magnaten traten zwar nach ſeinem Hinſcheiden zu einer neuen Wahl zuſammen, aber ihre wilde ſtürmiſche Gemüthsart ließ keine vernünftige Entſchließung reifen. Eigennutz und Eigendünkel verwandelten den erſten böhmiſchen Landtag in einen polniſchen Reichstag: indem zu viel Hände nach dem Fürſtenmantel griffen, zerriſſen ſie ihn gar und keiner erlangte ihn. Das Regiment zerfiel in eine Art von Anarchie, jeder that was ihm gutdünkte, der Starke unterdrückte den Schwachen, der Reiche den Armen, der Große den Kleinen. Es war keine gemeine Sicherheit mehr im Lande, gleichwohl meinten die wüſten Köpfe, ihre neue Republik ſey gar wohl beſtellt; alles, ſprachen ſie, iſt in der Ordnung, und jedes Ding geht ſeinen Gang bei uns ſo gut als anderwärts: der Wolf frißt das Lamm, der Weih die Taube, der Fuchs das Huhn. Dieſe unſinnige Verfaſſung konnte keinen Beſtand haben; nachdem der erträumte Freiheitstaumel nach und nach verdunſtete und das Volk wieder nüchtern wurde, behauptete die Vernunft ihre Rechte, die Patrioten, die biedern Bürger, und wer ſonſt aus der Nation Vaterlandsliebe fühlte, beſchloſſen einen Rath, das Idol der vielköpfigen Hydra zu zerſtören und das Volk wieder unter ein Haupt zu vereinigen. Laſſet uns, ſprachen ſie, einen Fürſten wählen, der über uns herrſche nach väterlicher Sitte und Gewohnheit, der die Frechheit zähme und Recht und Gerechtigkeit handhabe. Nicht der Mächtigſte, der Kühnſte oder der Reichſte; der Weiſeſte ſey unſer Herzog! Das Volk, welches der Plackereien der kleinen Tyrannen längſt müde war, hatte diesmal nur eine Stimme und gab dieſem Vorſchlag lauten Beifall. Es wurde ein Landtag anberaumt und die einmüthige Wahl fiel auf den weiſen Krokus. Man ordnete eine Ehrenbotſchaft ab, ihn zur Beſitznehmung der Fürſtenwürde einzuladen. Ob er gleich nicht nach hoher Ehre geizte, ſo ſäumte er doch nicht, dem Verlangen des Volks nachzugeben. Man bekleidete ihn mit dem Purpur und er zog mit großem Pomp nach Vizegrad, dem Wohnſitz des Fürſten, wo ihm das Volk entgegen jauchzete und ihm als Regenten huldigte. Dadurch ward er inne, daß nun auch die dritte Schilfhülſe der freigebigen Elfe ihre Gabe an ihn ausgeſpendet hatte.

Seine Gerechtigkeitsliebe und weiſe Geſetzgebung breitete ſeinen Ruf bald in alle umliegenden Länder aus. Die Sarmatiſchen Fürſten, welche einander unaufhörlich zu befehden gewohnt waren, brachten aus der Ferne ihren Hader vor ſeinen Richterſtuhl. Er wog ihn mit untrüglichem Maß und Gewicht der natürlichen Billigkeit auf der Waage des Rechtes, und wenn er ſeinen Mund aufthat, war's als ob der ehrwürdige Solon oder der weiſe Salomon zwiſchen den zwölf Löwen von ſeinem Throne herab das Urtheil ſpräche. Als einsmals einige Aufwiegler ſich gegen die Ruhe ihres Vaterlandes conföderirt und die reizbare polniſche Nation in Harniſch gebracht hatten, zog er an der Spitze ſeines Heeres nach Polen, tilgte den Bürgerkrieg, und ein großer Theil des Volkes erkieſete ihn aus Dankbarkeit für den geſchenkten Frieden gleichfalls zum Herzog. Er bauete daſelbſt die Stadt Krakau, die nach ſeinem Namen genennt iſt, und das Recht hat die polniſchen Könige zu krönen bis auf dieſen Tag. Krokus regierte bis an's Ende ſeiner Tage mit großem Ruhm. Wie er vermerkte, daß er am Ziele derſelben ſey und nun bald abdrücken würde, ließ er ſich aus den Trümmern der Eiche, die ſeine Gemahlin Elſe bewohnt hatte, eine Lade zimmern, welche ſeine Gebeine verwahren ſollte; drauf verſchied er im Frieden, beweint von den Fräulein, ſeinen drei Töchtern, welche den väterlichen Leichnam in die Lade legten und ihn zur Erde beſtatteten, wie er befohlen hatte; und das ganze Land trug Leid um ihn.

So bald das Trauergepränge geendiget war, verſammelten ſich die Stände, zu berathſchlagen, wer den erledigten Fürſtenthron wieder einnehmen ſollte. Das Volk ſtimmte einmüthig für eine Tochter des Krokus, nur konnte man ſich nicht über die Wahl unter den drei Schweſtern vergleichen. Fräulein Bela hatte im Grunde die wenigſten Anhänger, denn ſie beſaß kein gutes Herz, und bediente ſich ihrer Zauberlaterne öfters Schaden anzurichten; aber ſie hatte ſich bei dem Volk in ſolche Furcht geſetzt, daß es niemand wagte, aus Sorge ihre Rache zu reizen, eine Einwendung gegen ſie vorzubringen. Da nun geſtimmt wurde, waren alle Wahlherren ſtumm, keine Stimme war für ſie, aber auch keine gegen ſie. Mit Untergang der Sonne gingen die Volksrepräſentanten auseinander und verlegten das Wahlgeſchäft auf den folgenden Tag. Da wurde Fräulein Therba in Vorſchlag gebracht; aber das Vertrauen auf ihre Kraftſprüche hatten ihr den Kopf ſchwindelnd gemacht, ſie war ſtolz und übermüthig, begehrte wie eine Göttin verehrt zu ſeyn; und wenn ihr nicht ſtets Weihrauch duftete, war ſie launiſch, mißmüthig, eigenſinnig, und offenbarte alle die Eigenſchaften, die das ſchöne Geſchlecht um den Beſitz dieſes ſchmeichelhaften Beiworts bringen. Sie wurde zwar weniger gefürchtet, als ihre ältere Schweſter, aber darum nicht mehr geliebt. Um dieſer Urſache willen ging's auf dem Wahlfeld ſo ſtille zu als bei einem Todtenmahle. und es kam nicht zum Umſtimmen. Am dritten Tage wurde Fräulein Libuſſa proponirt. Sobald dieſer Name ausgeſprochen wurde, hörte man ein trauliches Flüſtern im Wahlkreis, die ernſten Geſichter wurden entfaltet und klärten ſich auf, jeder der Wahlherren wußte ſeinem Beiſitzer eine gute Eigenſchaft von dem Fräulein anzurühmen. Der eine lobte ihre Sittſamkeit. der andere ihre Beſcheidenheit, der dritte ihre Klugheit, der vierte ihre Unfehlbarkeit in der Weiſſagung, der fünfte ihre Uneigennützigkeit gegen die Rathfragenden, der zehnte ihre Keuſchheit, andere neunzig ihre Schönheit und der letzte ihre Häuslichkeit. Wenn ein Liebhaber ein ſolches Realregiſter von den Vollkommenheiten ſeiner Geliebten entwirft, ſo iſt es immer zweifelhaft, ob ſie die Inhaberin einer einzigen davon ſey: allein das Publikum irrt ſich nicht leicht zum Vortheil, wohl aber oft zum Nachtheil des guten Rufs in ſeinen Urtheilen. Bei ſo allgemein anerkannten lobenswerthen Eigenſchaften war Fräulein Libuſſa freilich die wichtigſte Thronkompetentin, wenigſtens in petto der Wählenden; doch der Vorzug der jüngern Schweſter vor der ältern hat in Ehehaften laut Zeugniß der Erfahrung ſo gar oft den Hausfrieden geſtört, daß zu beſorgen war, er dürfte in einer noch wichtigern Angelegenheit den edlen Landfrieden unterbrechen. Dieſe Betrachtung ſetzte die weiſen Vormünder des Volks in große Verlegenheit, daß ſie zu keinem Beſchluß kommen konnten. Es fehlte an einem Sprecher, der das Schwunggewicht ſeiner Beredtſamkeit an den guten Willen der Wahlherren anhängen mußte, wenn die Sache in Gang kommen und die guten Geſinnungen thätig und wirkſam werden ſollten, und dieſer trat auf wie gerufen.

Wladomir, einer der böhmiſchen Magnaten, der nächſte nach dem Herzog, hatte ſchon lang nach der reizvollen Libuſſa geſeufzet und bei Lebzeiten des

Vaters Krokus um ſie geworben. Er war einer ſeiner getreueſten Vaſallen und von ihm wie ein Sohn geliebt, darum hätte der gute Vater wohl gewünſcht, daß die Liebe beide zuſammenpaaren möchte; doch der ſpröde Sinn des Fräuleins war unüberwindbar und er wollte ihrer Neigung auf keinerlei Art Gewalt thun. Fürſt Wlademir ließ ſich durch dieſe zweifelhaften Adſpekten gleichwohl nicht abſchrekken, und vermeinte durch Treue und Beſtändigkeit den harten Sinn des Fräuleins auszuharren und durch ſeine Zärtlichkeit geſchmeidig zu machen. Er begab ſich in das Gefolge des Herzogs ſo lang er lebte, ohne daß er dem Ziele ſeiner Wünſche dadurch um einen Schritt näher kam. Jetzt glaubt er eine Gelegenheit gefunden zu haben durch eine verdienſtliche That ihr verſchloſſenes Herz ſich zu eröffnen, und ihrer edelmüthigen Dankbegierde abzugewinnen, was ihm die Liebe nicht freiwillig zu gewähren ſchien. Er beſchloß dem Haß und der Rache der beiden gefürchteten Schweſtern ſich preis zu geben, und mit Gefahr des Lebens ſeine Geliebte auf den väterlichen Thron zu erheben. Da er die Unentſchloſſenheit des hin- und herſchwankenden Wahlrathes bemerkte, nahm er das Wort und ſprach: ſo ihr mich hören wollt, ihr männlichen Ritter und Edlen im Volk, ſo will ich euch ein Gleichniß vorlegen, daraus ihr abmerken könnet, wie ihr das vorhabende Wahlgeſchäfte zu Nutz und Frommen des Vaterlandes gedeihlich vollenden möget. Nachdem man nun Stillſchweigen geboten hatte, fuhr er alſo fort: Die Bienen hatten ihren Weiſel verloren, und der ganze Stock war unluſtig und traurig, ſie flogen träge und ſparſam aus, hatten zur Honigbereitung wenig Luſt und Muth, und ihr Gewerbe und Nahrung gerieth in Verfall. Darum dachten ſie mit Ernſt auf ein neues Oberhaupt, das ihrer Polizei verſtünde, damit nicht Zucht und Ordnung gar zerfiel. Da kam die Wespe geflogen und ſprach: Wähle mich zu eurer Königin, ich bin mächtig und furchtbar, das ſtolze Roß ſcheut meinen Stachel, ſelbſt eurem Erbfeinde dem Bären kann ich damit Trotz bieten und ihn in die Schnautze ſtechen, wenn er ſich eurem Honigbaume nahet; ich will euch ſchützen und wahren. Dieſe Rede gefiel den Bienen wohl. Aber nach reifer Ueberlegung antworteten die weiſeſten unter ihnen: Du biſt rüſtig und furchtbar; doch eben dieſen Stachel, der uns vertheidigen ſoll, fürchten wir; du kannſt nicht unſere Königin ſeyn. Drauf kam die Hummel herbeigeſummſet und ſprach: Nehmt mich zu eurer Königin! Hört ihr nicht, daß das Geräuſch meiner Flügel Hoheit und Würde ankündiget? Es fehlt mir auch nicht an einem Stachel zu eurem Schutze. Die Bienen antworteten: Wir ſind ein friedſames und geruhiges Volk; das ſtolze Geräuſch deiner Flügel würde uns nur Unluſt machen, und die Geſchäftigkeit unſers Fleißes ſtören; du kannſt nicht unſere Königin ſeyn. Da begehrte die Imme Gehör: Ob ich gleich größer und ſtärker bin als ihr, ſprach ſie, ſo kann euch meine Uebermacht doch nie zum Nachtheil und Schaden gereichen, denn ſehet, der gefährliche Stachel fehlt mir ganz, ich bin ſanften Gemüths, überdas eine Freundin der Ordnung und Häuslichkeit, weiß dem Honigbau vorzuſtehen und die Arbeit zu fördern. Da ſprachen die Bienen, du biſt würdig uns zu regieren, wir gehorchen dir, ſey unſre Königin!

Wladomir ſchwieg. Die ganze Verſammlung errieth den Sinn ſeiner Rede, und die Gemüther befanden ſich in einer vortheilhaften Stimmung für Fräulein Libuſſa. Doch in dem Augenblicke, da man Umfrage halten wollte, flog ein krächzender Rabe über das Wahlfeld; dieſes ungünſtige Anzeichen unterbrach alle fernern Berathſchlagungen, und die Fürſtenwahl wurde bis auf den zukünftigen Tag verſchoben. Fräulein Bela hatte den Vogel von ſchlimmer Bedeutung abgeſchickt, das Wahlgeſchäfte zu ſtören; denn ſie wußte wohl, wohin ſich die Gemüther der Wahlherren neigten, und Fürſt Wladomir hatte ihren bitterſten Groll gegen ſie erregt. Sie hielt mit ihrer Schweſter Therba einen Rath, worin beſchloſſen wurde, an ihrem gemeinſchaftlichen Verunglimpfer Rache auszuüben, und einen ſchwerbeleibten Alp abzuſchicken, der ihm die Seele aus dem Leibe drücken ſollte. Der kecke Ritter ahndete nichts von der Gefahr, ging, wie er gewohnt war, ſeiner Gebieterin aufzuwarten, und erhielt den erſten freundlichen Blick von ihr, aus dem er ſich einen Himmel voll Wonne weiſſagete; und wenn ſein Entzükken noch durch etwas vermehrt werden konnte, ſo war es das Geſchenk einer Roſe, die an dem Buſen des Fräuleins prangte, und welche ſie ihm darreichte, mit dem Gebote, ſie an ſeinem Herzen welken zu laſſen. Er deutete dieſe Worte ganz anders, als ſie gemeint waren; denn es giebt keine trüglichere Wiſſenſchaft als die Auslegungskunſt der Liebe, da ſind die Irrthümer recht wie zu Hauſe. Dem verliebten Ritter war daran gelegen, die Roſe ſo lange als möglich friſch und blühend zu erhalten; er ſtellte ſie in einen Blumentopf in friſches Waſſer, und ſchlief mit den ſchmeichelhafteſten Hoffnungen ein.

In der ſchauerlichen Mitternachtsſtunde kam der Würgengel von Fräulein Bela ausgeſandt herangeſchlichen, blies mit ſeinem keuchenden Athem die Riegel und Schlöſſer an den Thüren des Schlafgemachs auf, fiel mit Zentnergewicht auf den ſchlafenden Ritter, und würgte ihn ſo zuſammen, daß er im Erwachen vermeinte, es ſey ein Mühlſtein ihm auf den Hals gewälzet. In dieſer ängſtlichen Beklemmung, da er wähnte, der letzte Augenblick ſeines Lebens ſey vorhanden, dachte er zum Glück noch an die Roſe, die im Blumentopfe vor ſeinem Bette ſtund, drückte ſie an die Bruſt und ſprach:

Welke mit mir dahin, ſchöne Roſe, und ſtirb an meinem erkaltenden Buſen, zum Beweiſe, daß mein letzter Gedanke noch an deine holde Beſitzerin gerichtet war. Augenblicklich wurd' ihm leicht ums Herz, der ſchwere Alp konnte der magiſchen Kraft der Blume nicht widerſtehen, ſein drückendes Gewicht wog keine Flaumfeder mehr auf, die Antipathie des Roſenduftes ſcheuchte ihn bald darauf gar aus dem Schlafgemach, und die narkotiſche Eigenſchaft dieſes Wohlgeruchs wiegte den Ritter wieder in einen erquickenden Schlummer. Bei Sonnenaufgang ſaß er friſch und munter wieder auf und ritt auf das Wahlfeld, zu erforſchen, welchen Eindruck ſeine Gleichnißrede auf die Gemüther der Wahlherrn gemacht habe, und Acht zu haben, welchen Gang diesmals das Geſchäfte nehmen würde; auch allenfalls wenn ein widriger Wind ſich erhübe, der den ſchwankenden Nachen ſeiner Hoffnung und Wünſche auf den Strand zu ſetzen drohen möchte, ſich an's Ruder zu legen und ſolchen zu rechte zu ſteuern.

Doch es hatte diesmal keine Gefahr. Der ernſte Wahlſenat hatte Wladomirs Parabel die Nacht über ſo ſorgfältig wiederkäuet und verdauet, daß ſie in Geiſt und Herz übergegangen war. Ein flinker Ritter, der dieſe günſtige Kriſis witterte und in Anſehung der Herzensangelegenheiten mit dem zärtlichen Wladomir ſympathiſirte, ſtrebte dieſem die Ehre, das Fräulein auf den böhmiſchen Thron zu ſetzen, entweder zu entreißen oder doch mit ihm zu theilen. Er trat auf, zückte das Schwert, rief mit lauter Stimme Fräulein Libuſſa zur Herzogin von Böhmen aus, und gebot, wer es alſo meine, ſolle gleich ihm das Schwert zücken, die Wahl zu vertheidigen. Alsbald blinkten viel Hundert blanke Schwerter auf dem Wahlfelde; ein lautes Freudengeſchrei kündigte die neue Regentin an, und allenthalben ertönte der freudige Volksruf: Libuſſa ſey unſre Herzogin! Man ordnete einen Ausſchuß ab, an deſſen Spitze Fürſt Wladomir und der Schwertzieher ſich befanden, dem Fräulein die Erhebung zur Fürſtenwürde kund zu thun. Sie nahm mit dem beſcheidenen Erröthen, welches den weiblichen Reizen den höchſten Ausdruck von Grazie mittheilt, die Herrſchaft über das Volk an, und der Zauber ihres wonniglichen Anblicks machte jedes Herz ihr unterthan. Das Volk huldigte ihr mit großem Frohlocken, und obgleich die beiden Schweſtern ſie neideten und ihre geheimen Künſte anwendeten, ſich an ihr und dem Vaterlande der vermeinten Verſchmähung halber zu rächen, durch den Sauerteig der Verunglimpfung und des Tadels aller Handlungen und Thaten ihrer Schweſter unter der Nation eine ſchädliche Gährung zu bewirken, und die Ruhe und Glückſeligkeit der ſanften jungfräulichen Regierung zu untergraben: ſo wußte Libuſſa doch dieſem unſchweſterlichen Beginnen weislich zu begegnen und alle feindſeligen Anſchläge und Zaubereien dieſer Unholdinnen zu vernichten, bis ſie müde wurden, ihre unwirkſamen Kräfte weiter an ihr zu verſuchen.

Der ſeufzende Wladomir harrete indeß mit ſehnlichem Verlangen auf die Entwickelung ſeines Schickſals. Er wagte es mehr als einmal, den endlichen Erfolg deſſelben aus den ſchönen Augen ſeiner Gebieterin zu leſen; aber Libuſſa hatte ihnen tiefes Stillſchweigen über die Geſinnungen ihres Herzens geboten, und einer Geliebten ohne vorgängige Unterhandlung mit den Augen und ihren bedeutſamen Blicken eine mündliche Erklärung abzufordern, iſt immer ein mißliches Unternehmen. Das einzige günſtige Anzeichen, welches noch ſeine Hoffnung belebte, war die unverwelkliche Roſe, die nach Verlauf eines Jahres noch immer ſo friſch blühete, wie den Abend, da er ſie aus der Hand der ſchönen Libuſſa empfing. Eine Blume aus der Hand eines Mädchens, ein Strauß, eine Bandſchleife oder eine Haarlocke, iſt freilich immer mehr werth, als ein ausgefallener Zahn: aber alle dieſe ſchönen Dinge ſind doch nur zweideutige Pfänder der Liebe, wenn ſie nicht durch zuverläſſigere Aeußerungen eine beſtimmte Deutſamkeit erhalten. Wladomir ſpielte alſo in der Stille die Rolle eines ſeufzenden Schäfers an dem Hofe ſeiner Huldgöttin, und harrete, was Zeit und Umſtände in der Folge zu ſeinem Vortheil ergeben würden. Der ungeſtüme Ritter Mizisla betrieb ſeine

Intrike weit lebhafter, er drängte ſich bei jeder Gelegenheit hervor, um bemerkt zu werden. Am Tage der Huldigung war er der erſte Lehnsmann, welcher der neuen Fürſtin den Eid der Treue ſchwur; er folgte ihr untrennbar allenthalben nach, wie der Mond der Erde, um durch ungeforderte Dienſtbefliſſenheit ſeine Anhänglichkeit an ihre Perſon darzuthun, und bei öffentlichen Feierlichkeiten und Aufzügen blänkelte er mit dem Schwert ihr in die Augen, um die Verdienſte deſſelben in gutem Andenken zu erhalten.

Doch Libuſſa ſchien nach dem gewöhnlichen Weltlaufe die Beförderer ihres Glücks gar bald vergeſſen zu haben; denn wenn ein Obeliſk einmal aufrecht ſtehet, ſo achtet man nicht mehr auf die Hebel und Werkzeuge, die ihn in die Höhe gehoben haben; wenigſtens erklärten ſich die Kompetenten ihres Herzens alſo des Fräuleins Kaltſinn. Indeſſen irrten ſie beide in ihrer Meinung; die edle Thronbeſitzerin war weder unempfindlich noch undankbar; aber ihr Herz war nicht mehr ein freies Eigenthum damit zu ſchalten und zu walten wie ſie wollte. Der Machtſpruch der Liebe hatte bereits zum Vortheil des ſchlanken Wildſchützen entſchieden. Der erſte Eindruck, welchen ſein Anblick auf ihr Herz gemacht hatte, wirkte noch ſo mächtig, daß kein zweiter ihn auslöſchen konnte. In einer Zeit von drei Jahren war von den Farben der Einbildungskraft, womit dieſe das Konterfrei des anmuthsvollen Jünglings entworfen hatte, nichts abgebleicht oder verwiſcht, und die Liebe war alſo vollkommen bewähret. Denn die Leidenſchaft des ſchönen Geſchlechts iſt von der Natur und Beſchaffenheit, daß wenn ſie drei Mondenwechſel die Probe aushält, ſie alsdenn auch dreimal drei Jahre und länger Beſtand zu haben pfleget, laut Zeugniß und Beweis des augenſcheinlichen Beiſpiels unſerer Tage. Als die Heldenſöhne Deutſchlands über ferne Meere ſchwammen, den Hauszwiſt der eigenwilligen Tochter Brittanniens mit dem Mutterlande auszufechten, riſſen ſie ſich aus den Armen ihrer Schönen unter wechſelſeitigen Eidſchwüren der Treue und Beſtändigkeit; doch ehe ſie noch die letzte Tonne des Weſerſtroms im Rücken hatten, waren die Entſchwommenen gutentheils von ihren Chloen vergeſſen. Die wankelmüthigen Mädchen erſetzten flugs den leeren Raum, aus Kummer ihr Herz unbeſchäftigt zu fühlen, durch das Surrogat neuer Intriken; aber die Lieben und Getreuen, welche Standhaftigkeit genug beſaßen die Weſerprobe auszuhalten, und da ſich ihre Herzensbeſieger ſchon jenſeit der ſchwarzen Tonne befanden, noch keine Untreue ſich hatten laſſen zu Schulden kommen, haben, wie man ſagt, bis zur Wiederkehr der edlen Heldenſchaaren in's deutſche Vaterland ihr Gelübde unverbrüchlich bewahret, und erwarten nun von der Hand der Liebe die Belohnung ihrer ausharrenden Beſtändigkeit.

Es war alſo minder wundernswerth, daß unter dieſen Umſtänden Fräulein Libuſſa dem Gewerbe der blühenden Ritterſchaft, die um ihr Herz buhlte, widerſtehen konnte, als daß die ſchöne Königin von Ithaka eine ganze Freierkohorte vergeblich nach ſich ſeufzen ließ, da ihr Herz nur den graubärtigen Ulyß im Hinterhalte hatte. Rang und Geburt hatten indeſſen die Verhältniſſe des Fräuleins und des Geliebten ihres Herzens ſo ſehr aus dem Gleichgewicht geſetzt, daß ein näheres Verein als die platoniſche Liebſchaft, die jedoch als ein leeres Schattenſpiel weder nährt noch wärmt, nicht leicht zu hoffen ſtand. Ob man gleich in dieſen fernen Zeiten die Geſchlechtsklitterung ſo wenig nach Stammbaum und Pergamenthaut würdigte, als man die Käfergeſchlechter nach Fühlhörnern und Flügeldecken, oder die Blumen nach Staubfäden, Staubwegen, Kelch und Honigbehältniß ordnete: ſo wußte man doch, daß mit der hohen Ulme ſich nur die köſtliche Rebe paart, und nicht der Gartenzwirn, der an dem Zaune kriecht. Eine Mißheirath von einer Differenz des Standes um einen Zoll breit erregte damals freilich nicht ſo viel pedantiſchen Lärm als in unſern klaſſiſchen Zeiten; dennoch fiel ein Unterſchied von einer Elle breit, zumal wenn in dem Zwiſchenraume Mitwerber eintraten, welche die Entfernung der beiden Endpunkte verſichtbarten, damals ſchon merklich in die Augen. Alles das und noch viel mehr erwog das Fräulein reiflich in ihrem klugen Sinn, darum gab ſie der Leidenſchaft, dieſer betrüglichen Schwätzerin, kein Gehör, ſo laut dieſe auch zum Vortheil des vom Amor begünſtigten Jünglings ſprach. Sie that als eine keuſche Veſtalin das unwiderrufliche Gelübde, in jungfräulicher Verſchloſſenheit ihres Herzens Lebenslang zu verharren und keine Anfrage der Eheweber zu beantworten, weder mit den Augen, noch durch Gebehrden, noch mit dem Munde, doch unter dem Vorbehalte, zu billiger Entſchädigung dafür zu platoniſiren ſo viel ihr beliebte. Dieſes kloſtermäßige Syſtem ſtand den beiden Adſpiranten ſo wenig an, daß ſie den ertödtenden Kaltſinn ihrer Gebieterin nicht reimen konnten; die Gefährtin der Liebe, die Eiferſucht, raunte ihnen peinlichen Argwohn ins Ohr; einer meinte, der andere ſey ſein glücklicher Nebenbuhler, und ihr Beobachtungsgeiſt ſpähete unermüdet, Entdeckungen zu machen, die ſie beide ſcheueten. Doch Fräulein Libuſſa wog mit Vorſicht und Schlauheit den beiden ehrenveſten Rittern ihre ſparſamen Gunſtbezeigungen auf ſo gleicher Waage zu, daß keine Schaale das Uebergewicht bekam.

Des fruchtloſen Harrens müde, verließen beide das Hoflager ihrer Fürſtin, und begaben ſich mit geheimer Unzufriedenheit auf ihre Kriegspfründen, die ihnen Herzog Krokus verliehen hatte. Beide brachten ſo viel Unmuth mit in ihre Heimath, daß Fürſt Wladomir allen ſeinen Vaſallen und Nachbarn zur Laſt fiel; Ritter Mizisla dagegen wurde ein Weidmann, verfolgte Rehe und Füchſe über die Aecker und Gehege ſeiner Unterthanen, und ritt oft nebſt ſeinem Gefolge, um einen Haſen zu hetzen, zehn Malter Getreide zu nichte. Darüber entſtund groß Seufzen und Wehklagen im Lande; gleichwohl war kein Richter da dem Unfuge zu ſteuern; denn wer rechtet gern mit einem Mächtigern? und ſo gelangten die Bedrückungen des Volks nie zum Throne der Herzogin. Jedoch vermöge ihres Seherblicks blieb ihr kein Unrecht innerhalb der weiten Grenzen ihres Gebietes verborgen, und weil ihre Gemüthsart den ſanften Zügen ihrer lieblichen Geſtalt entſprach, betrübte ſie ſich innig über den Frevel ihrer Lehnsleute und die Gewaltſamkeit der Großen. Sie rathſchlagte mit ſich ſelbſt wie dieſem Unheil abzuwehren ſey; da gab ihr die Klugheit ein, den weiſen Göttern nachzuahmen, welche bei ihrer Gerechtigkeitspflege die Verbrecher nicht flugs auf friſcher That ſtrafen, obgleich die langſam nachſchreitende Rache ſie früher oder ſpäter dennoch erreicht. Die junge Fürſtin betagte ihre Ritterſchaft und Stände zu einem gemeinſamen Landgerichte, und ließ öffentlich ausrufen, wer eine Klage habe oder einen Unbill rügen wolle, ſolle frei und ungeſcheut hervortreten und ſicheres Geleit haben.“ Da kamen von allen Orten und Enden des Reichs die Geklemmten und Bedrückten herbei; auch Haderer und Streit köpfe, und alle die eine rechtliche Nothdurft zu verrichten hatten. Libuſſa ſaß auf dem Throne wie die Göttin Themis mit Schwert und Waage, und ſprach das Recht ohne Anſehen der Perſon mit untrüglichem Urtheil: denn die labyrinthiſchen Gänge der Chikane führten ſie nicht irre wie die ſtumpfen Köpfe dämiſcher Schöppen, und jedermann verwunderte ſich über die Weisheit, mit welcher ſie die verworrenen Zaspel der Prozeſſe in Sachen des Mein und Dein auseinander wirrte, und über die unermüdete Geduld, den verborgenen Faden des Rechts, ohne ein falſches Ende zu reißen, herauszufinden, durchzuſtecken und aufzuwinden.

Nachdem das Gewühl der Partheien um die Schranken der Gerichtsbühne ſich nach und nach vermindert hatte, und die Sitzungen ſollten aufgehoben werden, begehrten noch am letzten Tage des gehegten Rügegerichts ein anſäßiger Grenznachbar des reichbegüterten Wladomir und die Deputirten von den Unterthanen des jagdbaren Mizisla Gehör, um eine Beſchwerde anzubringen. Sie wurden vorgelaſſen, der Landſaß hub zuerſt ſein Wort alſo an: Ein fleißiger Pflanzer, ſprach er, umzäunte ein kleines Bezirk am Ufer eines breiten Fluſſes, deſſen Silberſtrom mit ſanftem Getöſe in's luſtige Thal hinabgleitete: denn er dachte, der ſchöne Strom wird mir von dieſer Seite zum Schutz dienen, daß das gefräßige Wild meine Saaten nicht verwüſtet, und dann wird er die Wurzeln meiner Fruchtbäume wäſſern, daß ſie bald aufwachſen und mir reiche Früchte bringen. Aber da der Gewinn ſeiner Arbeit reifte, trübte ſich der betrügliche Fluß, ſeine ſtillen Gewäſſer fingen an zu brauſen und aufzuſchwellen, überſtrömten das Geſtade, riſſen ein Stück des fruchtbaren Ackers nach dem andern mit ſich fort, und wühlten ſich ein Bette mitten durch das angebaute Ackerland, zum großen Herzeleid des armen Pflanzers, der ſein Eigenthum der Willkühr des gewaltſamen Nachbars zum boshaften Freudenſpiel dahingeben mußte, deſſen reißender Fluth er ſelbſt kümmerlich entrann. Mächtige Tochter des weiſen Krokus, dich fleht der arme Pflanzer an, dem übermüthigen Strome zu gebieten, daß er ſeine ſtolzen Wellen nicht mehr über die Flur des arbeitſamen Landmanns wälze, und deſſen ſauern Schweiß die Hoffnung der fröhlichen Ernte verſchlinge, ſondern innerhalb der Grenzen ſeines eigenthümlichen Bettes ruhig dahinfließe.

Während dieſer Rede umwölkte ſich die heitere Stirn der ſchönen Libuſſa, männlicher Ernſt leuchtete ihr aus den Augen und alles um ſie her war Ohr, ihren Rechtsſpruch zu vernehmen, der alſo lautete: Deine Sache iſt ſchlicht und gerade; keine Gewalt ſoll deine Gerechtſame beugen. Ein feſter Damm ſoll dem ungezähmten Fluſſe Maß und Ziel ſetzen, den er nicht überſteigen ſoll, und von ſeinen

Fiſchen will ich dir ſiebenfältigen Erſatz geben des Raubes ſeiner verwüſtenden Fluthen. Drauf winkte ſie dem Aelteſten der Gemeinde zu reden, und er neigte ſein Angeſicht zur Erde und ſprach: Weiſe Tochter des ruhmvollen Krokus, ſag' uns an, weß iſt die Saat auf dem Felde, des Säemanns, der das Saamenkorn in die Erde verborgen hat, daß es aufkeime und Frucht bringe, oder des Sturmwindes, der ſie zerknickt und zertrümmert? Sie antwortete: Des Säemanns. So gebiete dem Sturmwind, ſprach der Worthalter, daß er nicht unſere Fruchtäcker zum Tummelplatze ſeines Muthwills wähle, die Saaten zertrete und die Obſtbäume ſchüttele. Dem geſchehe alſo, gegenredete die Herzogin; ich will den Sturmwind bezähmen und aus eurer Flur verbannen, er ſoll mit den Wolken kämpfen und ſie zerſtreuen, die von Mitternacht heraufziehen und das Land mit Hagel und ſchweren Wettern bedräuen.

Fürſt Wladomir und Ritter Mizisla waren beide Beiſitzer des allgemeinen Landgerichtes. Als ſie die angebrachte Klage und die ernſte Sentenz der Fürſtin hörten, erbleichten ſie, und ſahen mit verbiſſener Wuth ſtier vor ſich hin zur Erde, durften ſich's nicht austhun, wie ſehr ſie's wurmte, daß ſie durch den Urthelsſpruch aus einem weiblichen Munde kondemnirt wurden. Denn ob wohl zu Schonung ihrer Ehre die Kläger gar beſcheidentlich der Anklage einen allegoriſchen Schleier umgehangen hatten, und der rechtliche Beſcheid der Oberrichterin dieſe Decke ſelbſt klüglich reſpektirte: ſo war das Gewebe davon doch ſo fein und durchſichtig, daß, wer Augen hatte, wohl ſehen konnte was dahinter ſtand. Weil ſie nun von dem Richterſtuhle der Fürſtin an das Volk zu appelliren nicht wagen durften, da das gegen ſie gefällete Urthel ein allgemeines Frohlocken erregte, ſo unterwarfen ſie ſich demſelben, wiewohl mit großem Unwillen. Wladomir leiſtete ſeinem Nachbar dem Landſaßen ſiebenfältigen Erſatz des ihm zugefügten Schadens, und Nimrod Mizisla mußte bei ritterlichen Ehren angeloben, nicht mehr die Kornfelder ſeiner Unterthanen zum Jagdrevier der Haſenhetze zu wählen. Zugleich wies ihnen Libuſſa eine rühmlichere Beſchäftigung an, ihre Thätigkeit zu üben, und ihrem Rufe, der wie ein zerſchelletes Gefäß jetzt nur Uebellaut von ſich hören ließ, wieder den Anklang ritterlicher Tugenden zu geben. Sie ſtellte beide an die Spitze ihres Heeres, das ſie ausſandte gegen Zornebock den Fürſten der Sorben, welcher ein Rieſe und dabei ein mächtiger Zauberer war, und damals eben damit umging Böhmen zu bekriegen. Dabei legte ſie ihnen allen beiden die Buße auf, nicht eher zum Hoflager zurückzukehren, bis der eine den Federbuſch, der andere die güldnen Sporen des Unholds zum Siegeszeichen ihr darbringen würde.

Die unverwelkliche Roſe bewies auch in dieſem Kriegszuge ihre magiſche Kraft. Fürſt Wladomir wurde dadurch für ſterbliche Waffen ſo unverwundbar wie Achill der Held, und ſo ſchnell, leicht und gewandt wie Achill der Schnellfuß. Die Heere trafen auf der mitternächtlichen Grenzſcheidung des Reichs zuſammen, man gab das Zeichen zur Schlacht. Die böhmiſchen Helden flogen durch die Geſchwader wie Sturm und Wirbelwind, und mäheten die dichte Lanzenſaat, wie die Senſe des Schnitters einen Waizenacker. Zornebock erlag unter ihren kräftigen Schwertſtreichen; ſie kehrten im Triumph mit der bedungenen Beute nach Vizegrad zurück, und hatten die Makel und Flecken, welche vorher ihre ritterliche Tugend beſchmitzten, in dem Blute der Feinde rein abgewaſchen. Die Herzogin Libuſſa begabte ſie mit allen Ehrenzeichen der Fürſtengunſt, entließ ſie, da das Heer auseinander ging, in ihre Heimath, und gab ihnen gleichſam als einen neuen Beweis ihrer Gunſt einen purpurrothen Apfel aus ihrem Luſtgarten zum Andenken auf den Weg, mit dem Beifügen, ſolchen friedlich unter ſich zu theilen, ohne ihn zu zerſchneiden. Sie zogen nun ihre Straße, legten den Apfel auf einen Schild, und ließen ihn zur Schau vor ſich hertragen, indem ſie zuſammen berathſchlagten, wie ſie es mit der Theilung klüglich anſtellen möchten, um den Sinn der milden Geberin nicht zu verfehlen.

Ehe ſie an den Scheideweg kamen, der ſie trennen ſollte, um jeden nach ſeiner Wohnung zu führen, pflogen ſie ihren Theilungstraktat in aller Güte; jetzt aber kam's drauf an, wer den Apfel, an welchem ſie beide gleichen Antheil hatten, verwahren ſollte; denn einem konnt' er doch nur zu Theil werden, und beide verſprachen ſich davon große Wunderdinge, die jeden nach dem Beſitze lüſtern machten. Darüber wurden ſie mißhellig, und es war an dem, daß das Schwert entſcheiden ſollte, wem das Waffenglück den untheilbaren Apfel zugedacht habe. Da trieb ein Schäfer mit ſeiner Heerde denſelben Weg daher; den wählten ſie (vermuthlich weil die drei wohlbekannten Göttinnen ſich auch an einen Schäfer gewendet hatten, ihren Apfelſtreit zu entſcheiden) zum Schiedsrichter, und trugen ihm die Sache vor. Der Schäfer bedachte ſich ein wenig und ſprach: In dem Geſchenke des Apfels liegt tiefer verborgener Sinn; wer vermag ihn aber auszugraben als die kluge Jungfrau, die ihn darein verborgen hat? Ich wähne, der Apfel ſey eine betrügliche Frucht, die an dem Baume der Zwietracht gereift iſt, und die purpurrothe Schaale deute auf blutige Fehden unter euch, ihr Herren Ritter, daß einer den andern aufreibe und keinen Genuß von der Spende habe. Denn ſagt mir, wie iſt's möglich, einen Apfel zu theilen, ohne ihn zu zerlegen? Die beiden Ritter nahmen die Rede des Schaafhirten zu Herzen und gedachten, es liege große Weisheit darin. Du haſt recht geurtheilet, ſprachen ſie, hatte der ſchändliche Apfel nicht ſchon Zorn und Hader unter uns erreget? Stunden wir nicht gerüſtet, um die betrügliche Gabe des ſtolzen Fräuleins zu kämpfen, die uns haſſet? Stellte ſie uns nicht an die Spitze ihres Heeres, weil ſie gedachte uns zu fällen? Und weil's ihr damit nicht gelungen iſt, waffnet ſie nun unſern Arm mit dem Dolche der Zwietracht gegen uns ſelbſt. Wir ſagen uns los von dem argliſtigen Geſchenke, keiner von uns ſoll den Apfel haben. Er ſoll dein zum Lohne deines ehrlichen Beſcheids: dem Richter gebühret die Frucht des Prozeſſes und den Partheien die Schelfen.

Die Ritter zogen hierauf ihre Straße, während daß der Hirte das Objectum litis mit aller Gemächlichkeit, die den Richtern gewöhnlich iſt, verzehrte. Die zweideutige Spende der Herzogin wurmte ſie ſehr, und da ſie bei ihrer Heimkunft fanden, daß ſie nicht mehr mit ihren Lehnsleuten und Unterthanen ſo willkührlich ſchalten konnten wie vorhin, ſondern den Geſetzen gehorchen mußten, welche Fräulein Libuſſa zu gemeiner Sicherheit ins Land hatte ergehen laſſen, vermehrte ſich ihr Unmuth noch vielmehr. Sie traten mit einander in Verein zu Trutz und Schutz, machten ſich einen Anhang im Lande, und es geſelleten ſich viel Aufwiegler zu ihnen, die ſchickten ſie in den Geſpanſchaften herum, das weibliche Regiment zu verſchreien und zu verunglimpfen. O der Schande!

ſprachen ſie, daß wir einem Weibe unterthan ſind, die unſere Siegslorbeeren ſammelt, einen Spinnrocken damit aufzuſchmücken. Dem Manne gebühret Herr zu ſeyn im Hauſe und nicht der Frau, das iſt ſein eigenthümliches Recht, ſo iſt es Sitte überall bei allem Volk. Was iſt ein Heer ohne Herzog, der vor dem Kriegsvolk einherzeucht, anders, als ein unbehülflicher Rumpf ohne Haupt? Laſſet uns einen Fürſten ſetzen, der über uns Herr ſey und dem wir gehorchen.

Dieſe Reden blieben der wachſamen Fürſtin nicht verborgen, ſie wußte auch wohl, von wannen der Wind kam und was ſein Sauſen verkündete; darum beſchied ſie einen Ausſchuß der Stände zu ſich, trat mit dem Glanze und der Würde einer Erdengöttin mitten unter ſie, und die Rede ihres Mundes floß wie Honigſeim von ihren jungfräulichen Lippen. Es iſt ein Gerücht im Lande, redete ſie die Verſammlung an, daß ihr einen Herzog begehret, der vor euch herziehe im Streit, und daß ihr es unrühmlich achtet mir ferner zu gehorchen. Gleichwohl habt ihr durch eine freie und unbeſchränkte Wahl nicht einen Mann aus eurem Mittel, ſondern eine von den Töchtern des Volks erkieſet und mit dem Purpur bekleidet, daß ſie über euch herrſchen ſollte nach der Sitte und Gewohnheit des Landes. Wer mich nun eines Fehls in Verwaltung des Regiments zeihen kann, der trete frei und öffentlich auf und zeuge wider mich. Hab ich aber nach der Weiſe meines Vaters Krokus Rath und Gerechtigkeit gehandhabt, die Hügel eben, die Krümmen gerade, die Tiefen wegſam gemacht; hab ich eure Ernten geſichert, eure Heerden dem Wolf entriſſen und den Obſtbaum gehütet; hab ich den ſteifen Nacken der Gewaltſamen gebeugt, dem Niedergedrückten aufgeholfen, und dem Schwachen einen Stab gegeben, ſich daran zu halten: ſo kommt es euch zu, eurer Zuſage nachzuleben, und mir treu, hold und gewärtig zu ſeyn, wie ihr mir gehuldiget habt. Wenn ihr vermeint, es ſey unrühmlich einem Weibe zu gehorchen, ſo hättet ihr das bedenken ſollen, ehe ihr mich zu eurer Fürſtin beſtelltet; iſt ein Unglimpf darin, ſo fällt er ganz auf euch zurück. Aber euer Beginnen veroffenbaret, daß ihr euren eignen Vortheil nicht verſtehet: die weibliche Hand iſt ſanft und weich, gewöhnt mit dem Wedel nur kühle Luft zu fächeln; aber ſennig und rauh iſt der männliche Arm, drückend und ſchwer, wenn er das Gewicht der Obergewalt erfaßt. Und wiſſet ihr nicht, wo ein Weib regiert, daß da die Herrſchaft in der Männer Gewalt iſt? Denn ſie giebt weiſen Räthen Gehör: wo aber die Spindel vom Thron ausſchließt, da iſt Weiberregiment; denn die Dirnen, die des Königs Augen gefallen, haben ſein Herz in Händen. Darum bedenket euer Vornehmen wohl, daß der Wankelmuth euch nicht zu ſpät gereue.

Die Rednerin vom Throne ſchwieg, und ein tiefes ehrerbietiges Stillſchweigen herrſchte im Verſammlungsſaale, niemand unterfing ſich ein Wort gegen ſie vorzubringen. Doch Fürſt Wladomir und ſeine Verbündeten gaben drum ihr Vorhaben nicht auf und flüſterten ſich ins Ohr: Die ſchlaue Waldgems ſträubt ſich, die fette Weide zu verlaſſen, aber das Jägerhorn ſoll noch lauter ertönen und ſie dennoch fortſcheuchen *). Tages darauf erregten ſie die Ritterſchaft, daß dieſe mit Ungeſtüm der Fürſtin anliegen mußte, ſich binnen drei Tagen einen Gemahl auszuſuchen, und durch die Wahl ihres Herzens dem Volke einen Fürſten zu geben, der mit ihr die Regierung theilte. Bei dieſer raſchen Anforderung, welche die Stimme der Nation zu ſeyn ſchien, färbte eine jungfräuliche Schaamröthe die Wangen der reizenden Libuſſa, ihr helles Auge ſahe alle Klippen unter Waſſer, die ihr bei dieſer Gelegenheit Gefahr droheten. Wenn ſie auch nach der Sitte der großen Welt ihre Neigung gefangen nehmen wollte unter den Gehorſam der Staatsklugheit, ſo konnte ſie ihre Hand doch nur einem Ehewerber geben, und da ſahe ſie wohl ein, daß alle übrigen Prätenden-

---

*) Invita de laetioribus pascuis, autor seditionis inquit, bucula ista decedit, sed jam vi inde deturbanda est, si sua sponte loco suo concedere viro alicui principi noluerit. Dubravius.

ten dieſe Zurückſetzung für Verſchmähung nehmen und auf Rache denken würden. Ueberdem war ihr das geheime Gelübde ihres Herzens unverletzbar und heilig, darum ſtrebte ſie dieſes zudringliche Verlangen der Stände klüglich abzulehnen und noch einen Verſuch zu machen, die Herzogswahl ihnen ganz auszureden. Nach dem Tode des Adlers, ſprach ſie, wählte das Geflügel die Waldtaube zur Königin und alle Vögel gehorchten ihrem ſanften girrenden Rufe. Doch leicht und luftig wie der Vögel Natur iſt, änderten ſie bald dieſen Beſchluß und ließen ſich ſolchen gereuen. Der ſtolze Pfau meinte, ihm ſtehe beſſer an zu herrſchen; der gierige Sperber, geübt das kleine Gefieder zu beizen, hielt es für ſchimpflich, der friedſamen Taube unterthan zu ſeyn; ſie machten ſich einen Anhang und dingten den blödſichtigen Uhu zum Sprecher ihrer Verbindung, eine neue Königswahl in Vorſchlag zu bringen. Der dämiſche Trappe, der ſchwerbeleibte Auerhahn, der träge Storch, der hirnarme Reiher und alle größern Vögel balzten, klapperten und krächzeten ihm lauten Beifall zu, und das Heer der kleinen Vögel zwitſcherte aus Unverſtand in Buſch und Hecken die nämliche Weiſe. Da erhob ſich der wehrhafte Weih kühn in die Luft und alle Vögel ſchrieen: Welch ein majeſtätiſcher Flug! Welcher Blitzblick in dem herumſchauenden Feuerauge, und welcher Ausdruck von Uebermacht in dem gekrümmten Schnabel und den weitgreifenden Fängen! Der kecke mannfeſte Weih ſoll unſer König ſeyn! Kaum hatte der räuberiſche Vogel den Thron eingenommen, ſo bewies er an den gefiederten Unterthanen ſeine Mannskraft und Thätigkeit mit großer Tyrannei und Uebermuth: er rupfte dem großen Geflügel die Federn aus und zerfleiſchte die kleinen Sangvögel.

So deutſam dieſe Rede war, ſo machte ſie doch nur wenig Eindruck auf die nach einem Regierungswechſel lüſternen Gemüther, und es blieb bei dem Volksſchluß, daß ſich Fräulein Libuſſa binnen drei Tagen einen Gemahl wählen ſollte. Deß war Fürſt Wladomir in ſeinem Herzen ſehr froh, denn jetzt gedacht er die ſchöne Beute zu erlangen, nach welcher er ſo lange vergeblich geſtrebt hatte. Liebe und Ehrgeiz befeuerten ſeine Wünſche und machten ſeinen Mund beredt, der ſich bisher nur geheime Seufzer erlaubt hatte. Er kam nach Hofe und begehrte Gehör bei der Herzogin. Huldreiche Beherrſcherin deines Volks und meines Herzens, redete er ſie an, dir iſt kein Geheimniß verborgen, du kennſt die Flammen, die in dieſem Buſen lodern, ſo heilig und rein wie auf dem Altar der Götter, und du weißt, welches himmliſche Feuer ſie angezündet hat. Jetzt iſt es an dem, daß du auf Geheiß des Volkes dem Lande einen Fürſten geben ſollſt. Kannſt du ein Herz verſchmähen, das für dich lebt und ſchlägt? Deiner werth zu ſeyn hab ich Blut und Leben dran gewagt, dich auf den Thron deines Vaters zu erheben. Laß mir das Verdienſt, dich auch darauf zu erhalten durch das Bündniß zarter Liebe; laß uns den Beſitz des Throns und deines Herzens theilen; jener ſey dein und dieſes mein, ſo wirſt du mein Glück über das Loos der Sterblichen erheben. — Fräulein Libuſſa gebehrdete ſich gar jungfräulich bei Anhörung dieſer Rede, und bedeckte ihr Angeſicht mit dem Schleier, um die ſanfte Schaamröthe, die ihre Wangen höher färbte, darunter zu verbergen. Sie winkte dem Fürſten Wladomir mit der Hand abzutreten, ohne ihren Mund aufzuthun, gleichſam um zu überlegen, weſſen ſie ihn in Abſicht ſeines Gewerbes zu beſcheiden hätte.

Alsbald meldete ſich der kecke Ritter Mizisla und verlangte eingelaſſen zu werden. Reizendſte der Fürſtentöchter, ſprach er beim Eintritt in das Audienzgemach, die ſchöne Taube, die Königin der Luftgefilde, ſoll, wie dir wohl bewußt iſt, nicht mehr einſam girren, ſondern ſich einen Gatten ſuchen. Der ſtolze Pfau ſpiegelt ihr, wie die Rede gehet, ſein buntes Gefieder in die Augen, und vermeint ſie durch den Glanz ſeiner Federn zu blenden; aber ſie iſt klug und beſcheiden und wird ſich nicht mit dem übermüthigen Pfauen gatten. Der gierige Sperber, vormals ein räuberiſcher Vogel, hat ganz ſeine Natur ausgezogen, iſt fromm und bieder, auch ohne Falſch: denn er liebt die ſchöne

Taube, und trachtet, daß ſie ſich zu ihm geſelle. Daß er einen krummen Schnabel und ſpitze Krallen hat, darf dich nicht irren; er bedarf ihrer zum Schutz der ſchönen Taube, ſeiner Geliebten, daß ihr kein Gefieder ſchade, oder den Stuhl ihrer Herrſchaft verrücke; denn er iſt ihr treu und hold, und hat ihr zuerſt gehuldiget am Tage ihrer Erhebung. Nun ſage mir, weiſe Fürſtin, ob die ſanfte Taube ihren getreuen Sperber der Liebe würdiget, nach welcher ihm verlangt?

Fräulein Libuſſa that wie vorhin, bedeutete den Ritter gleichfalls abzutreten, und nachdem ſie ihn hatte etwas verziehen laſſen, berief ſie die beiden Mitwerber herein, und redete alſo: Ich weiß es euch großen Dank, edle Ritter, daß ihr mir beide förderlich geweſen ſeyd, die böhmiſche Fürſtenkrone, die mein Vater Krokus mit Ruhm getragen hat, nach ihm zu erlangen, und habe euren Dienſteifer, deſſen ihr mich erinnert, nicht in Vergeſſenheit geſtellt; auch iſt mir unverborgen, daß ihr mich züchtiglich minnet, denn eure Blicke und Gebehrden waren längſt die Dolmetſcher eurer Herzensgefühle. Daß ich aber mein Herz für euch verſchloſſen und nicht Liebe mit Liebe erwiedert habe, achtet nicht für ſpröden Sinn; es war nicht gemeint zu Schimpf und Schmach, ſondern zu glimpflicher Auskunft einer zweifelhaften Wahl. Ich wog eure Verdienſte, und das Zünglein der prüfenden Wange ſtand inne.

Darum beſchloß ich die Entſcheidung eures Schickſals euch ſelbſt zu überlaſſen, und bot euch den Beſitz meines Herzens unter dem räthſelhaften Apfel dar, um zu erforſchen, wem unter euch das größere Maß von Sinneskraft und Weisheit gegeben ſey, die untheilbare Spende ſich zuzueignen. So ſaget mir ohne Verzug, in weſſen Hand der Apfel iſt? Wer ihn dem andern abgewonnen hat, nehme von Stund an meinen Thron und mein Herz zum Gewinn dahin. Die beiden Mitwerber ſahen einander verwundernd an, erbleichten und verſtummten. Endlich brach Fürſt Wladomir nach einer langen Pauſe das Stillſchweigen und ſprach: des Weiſen Räthſel ſind für den Unverſtändigen eine Nuß in einem zahnloſen Munde; eine Perl, die das Huhn aus dem Sande ſcharrt; eine Leuchte in der Hand des Blinden. O Fürſtin, zürne nicht, daß wir dein Geſchenk weder zu brauchen noch zu ſchätzen wußten; wir mißdeuteten deine Abſicht, die wir nicht kannten, gedachten, du habeſt einen Zankapfel unter uns geworfen, der uns zu Fehden und Zweikampf reizen ſollte; darum begab ſich jeder ſeines Antheils, und wir entledigten uns der zwieſpältigen Frucht, deren alleinigen Beſitz keiner dem andern friedlich würde geſtattet haben. Ihr habt euch ſelbſt das Urtheil geſprochen, erwiederte das Fräulein; wenn ein Apfel ſchon eure Eiferſucht entflammte, welchen Kampf würdet ihr um einen Myrtenkranz gekämpft haben, der ſich um eine Krone ſchlingt. Mit dieſem Beſcheide ließ ſie die Ritter von ſich, die ſich hoch betrübten, daß ſie dem unweiſen Schiedsrichter Gehör gegeben und das Pfand der Liebe unbedachtſam verſchleudert hatten, welches doch das Mittel war, die Braut zu dingen und den Finger zu beringen. Sie überlegten nun jeder abſonderlich, wie ſie dennoch ihr Vorhaben ausführen und den böhmiſchen Thron nebſt der reizenden Inhaberin deſſelben durch Liſt oder Gewalt erlaufen oder erringen möchten.

Fräulein Libuſſa war indeſſen die drei Tage, welche ihr zur Bedenkzeit gegeben waren, auch nicht müßig, ſondern rathſchlagte fleißig mit ſich ſelbſt, wie ſie dem zudringlichen Verlangen des Volks entgegen kommen, der Nation einen Herzog und ſich einen Gemahl nach der Wahl ihres Herzens geben möchte. Sie fürchtete, Fürſt Wladomir dürfte ſich ihr dennoch mit Gewalt aufdringen, oder ihr wenigſtens den Thron rauben. Die Nothwendigkeit bot der Liebe die Hand, ſie entſchloſſen zu machen, den Plan auszuführen, mit welchem ſie ſich oft als mit einem angenehmen Traume unterhalten hatte; denn welchem Sterblichen ſpukt nicht ein Phantom im Kopfe, nach welchem er in einer leeren Stunde haſcht, um damit als mit einer Puppe zu ſpielen? Es giebt keinen artigern Zeitvertreib für ein engbeſchuhtes Mädchen, wenn ſie ſich eben die Leichdorn beſchneidet, als an eine ſtattliche und bequeme Equipage zu denken; die ſpröde Schöne träumt ſich gern einen Grafen, der zu ihren Füßen ſeufzet; die Eitle ordnet einen Juwelen-Schmuck; die Gewinnſucht erräth eine Quaterne, dem Verhafteten im Schuldthurm fällt eine große Erbſchaft anheim; der Praſſer grübelt das hermetiſche Geheimniß aus, und der arme Holzhauer findet einen Schatz im hohlen Baume: alles das zwar in der Einbildung, aber doch nicht ohne Genuß eines geheimen Vergnügens. Die Sehergabe iſt von jeher mit einer glühenden Phantaſie vergeſellſchaftet geweſen, folglich gab die ſchöne Libuſſa dieſer angenehmen Geſpielin zu Zeiten auch gern Gehör, und dieſe gefällige Vertraute unterhielt ſie immer mit dem Bilde des jungen Wildſchützen, der einen ſo bleibenden Eindruck auf ihr Herz gemacht hatte. Es kamen ihr tauſend Entwürfe in den Sinn, die ihr die Einbildungskraft als leicht und thunlich anſchmeichelte. Bald machte ſie einen Plan, den lieben Jüngling aus der Dunkelheit hervorzuziehen, ihn im Heere anzuſtellen und von einer Ehrenſtaffel zu andern zu erheben; dann ſchlang die Phantaſie flugs einen Lorbeerkranz um ſeine Schläfe und führte ihn mit Ruhm und Sieg gekrönt an den Thron, welchen ſie mit Vergnügen mit ihm theilte. Bald gab ſie dem Roman eine andere Wendung; ſie rüſtete ihren Liebling als einen irrenden Ritter aus, der auf Abenteuer ausgezogen ſey, führte ihn an ihrem Hoflager ein, wandelte ihn in einen Hüon um, und es gebrach ihr auch nicht an der wunderbaren Geräthſchaft, ihn eben ſo zu begaben, wie Freund Oberon ſeinen Pflegling. Aber wenn die Beſonnenheit ſich wieder der jungfräulichen Sinnen bemeiſterte, und vor dem Lichtſtrahl der Klugheit die bunten Geſtalten der Zaubertalente erbleichten, war der ſchöne Traum verſchwunden. Sie überlegte alsdann, was für ein Wageſtück ſie mit einem ſolchen Beginnen unternehmen würde, und welches Unheil für Land und Leute daraus zu befahren ſey, wenn Eiferſucht und Neid die Herzen der Magnaten gegen ſie empören und die Lermſtange der Zwietracht das Signal zu Meuterei und Aufruhr geben würde. Drum verhehlte ſie die Neigungen und Wünſche ihres Herzens ſorgfältig dem ſcharfſichtigen Auge der Späher und ließ nichts davon offenbar werden.

Doch jetzt, da das Volk nach einem Fürſten lüſtete, hatte die Sache eine andere Geſtalt angenommen, und es kam nur drauf an, ihre Wünſche mit dem Verlangen der Nation zu vereinbaren. Sie ſtärkte ihren Muth mit männlicher Entſchloſſenheit, und da der dritte Tag heranbrach, legte ſie all ihr Geſchmeide an und auf ihrem Haupte prangte die keuſche Myrtenkrone. Sie beſtieg im Gefolge ihrer Jungfrauen, alleſammt mit Blumenkränzen geſchmückt, den Fürſtenthron, voll hohes Muths und ſanfter Würde. Die Verſammlung der Ritter und Vaſallen um ſie her war ganz Ohr, um aus ihrem holden Munde den Namen des glücklichen Prinzen zu vernehmen, mit welchem ſie Herz und Thron zu theilen entſchloſſen ſey. Ihr Edlen meines Volks, redete ſie die Verſammlung an, noch liegt das Loos eures Schickſals unberührt in der Urne der Verborgenheit, noch ſeyd ihr frei, gleich meinen Roſſen, die in der Aue weiden, ehe ſie Zaum und Stangengebiß bändiget und ihren ſchlanken Rücken die Bürde des Sattels und die Laſt des Reiters drückt. Euch kommt es jetzt zu, mir kund zu thun, ob die Friſt, die ihr mir zur Wahl eines Gemahls vergönnet habt, die heiße Begierde, einen Fürſten über euch herrſchen zu laſſen, abgekühlet und zu ruhiger Prüfung dieſes Vorhabens euch angemahnet hat, oder ob ihr auf eurem Sinn noch unwandelbar beharret. Sie ſchwieg einen Augenblick; aber der Aufruhr im Volk, das Geräuſch und Flüſtern, nebſt den Gebehrden der ſämmtlichen Senatoren, ließen ſie nicht lange in Ungewißheit, und der Sprecher beſtätigte das Konklusum, daß es bei der Herzogswahl verbleiben ſollte. Wohlan, ſprach ſie, das Loos iſt geworfen, ich ſtehe für nichts! Die Götter haben dem Reiche Böhmen einen Fürſten auserſehen, der ſein Zepter mit Weisheit und Gerechtigkeit erheben wird. Der junge Cedernbaum ragt noch nicht über die ſtämmigen Eichen hervor; verſteckt unter den Bäumen des Waldes grünt er, umrigt von unedlem Geſträuche; doch bald wird er ſeine Zweige ausbreiten, daß ſie der Wurzel Schatten geben, und ſein Wipfel wird die Wolken berühren. Machet einen Ausſchuß unter euch, ihr Edlen im Volk, von zwölf redlichen Männern aus eurem Mittel, daß ſie eilen, den Fürſten aufzuſuchen und zum Throne zu geleiten. Mein Leibroß ſoll ihnen Weg und Bahn anzeigen, ledig und frei ſoll es vor ihnen hertraben, und zum Wahrzeichen, daß ihr gefunden habet, was ihr zu ſuchen ausgeſandt ſeyd, ſo merket, daß der Mann, den die Götter euch zum Fürſten auserſehen haben, zur Zeit, wenn ihr euch zu ihm nahet, ſein Mahl halten wird auf einem eiſernen Tiſche, unter freiem Himmel, im Schatten eines einſamen Baumes. Dieſem ſollt ihr huldigen und ſeinen Leib bekleiden mit den Zeichen der Fürſtenwürde. Das weiße Roß wird ihn aufſitzen laſſen und ihn hierher zum Hoflager bringen, daß er mein Gemahl und euer Herr ſey.

Sie entließ hierauf die Verſammlung mit der heitern, aber doch verſchämten Miene, die den Bräuten gewöhnlich iſt, wenn ſie die Ankunft des Bräutigams erwarten. Ueber ihre Rede verwunderte ſich männiglich, und der prophetiſche Geiſt, welcher daraus hervorblickte, wirkte auf die Gemüther wie ein Götterausſpruch, dem der Pöbel blindlings Glauben beimißt und worüber nur die Denker klügeln. Man ſonderte die Ehrenboten aus, das edle Roß ſtund in Bereitſchaft, mit aſiatiſcher Pracht gezäumt und geſchmückt, als wenn es den Großherrn hätte ſollen zur Moſchee tragen. Die Kavalkade ſetzte ſich in Bewegung unter dem Zulauf und Freudengeſchrei des neugierigen Volks, und das weiße Roß trabte ſtolz voran. Doch bald verſchwand der Zug den Zuſchauern aus den Augen, man ſahe nichts als eine Staubwolke in der Ferne emporwirbeln: denn der muthige Gaul ſetzte ſich bald in Athem als er in's Freie kam, und begann ein wüthiges Rennen wie ein brittiſcher Wettläufer, alſo, daß ihm das Geſchwader der Abgeordneten nur kümmerlich folgen konnte. Obgleich der raſche Traber ſich ſelbſt überlaſſen ſchien, ſo regierte doch eine unſichtbare Gewalt ſeinen Gang, lenkte den Zügel und ſpornte ſeine Lenden. Fräulein Libuſſa hatte durch das magiſche Erbtheil von der Mutter Elſe den Gaul ſo abzurichten gewußt, daß er weder zur Rechten noch zur Linken aus der Bahn wich, ſondern mit flüchtigem Gange ſeiner Beſtimmung zueilte; und ſie harrete, da ſich jetzt alles zu Erreichung ihrer Wünſche neigte, des Kommenden mit zärtlichem Verlangen.

Die Botſchafter wurden indeſſen wacker gehetzt, ſie hatten bereits einen Weg von vielen Meilen gemacht Berg auf Berg ab, waren durch die Moldau und Elbe geſchwommen, und weil der Magen ſie an das Mittagsmahl erinnerte, gedachten ſie wieder an den wunderbaren Tiſch, woran ihr neuer Fürſt nach dem Ausſpruche des Fräuleins tafeln ſollte. Sie machten darüber mancherlei Gloſſen und Anmerkungen. Ein vorlauter Ritter ſprach zu ſeinen Konſorten: Mich will bedünken, unſre Frau die Herzogin habe vor, uns zu äffen, und wir ſeyen von ihr in April geſchickt; denn wer hat wohl je gehört, daß ein Mann in Böhmen ſey, der an einem eiſernen Tiſche Tafel halte? Was gilt's, unſer haſtiges Treiben wird uns nichts einbringen als Schimpf und Hohngelächter? Aber ein anderer, der verſtändiger war, meinte, der eiſerne Tiſch könne eine ſinnbildliche Bedeutung haben, vielleicht würden ſie einem irrenden Ritter begegnen, der nach Gewohnheit der wandernden Brüderſchaft unter einem Feldbaume raſte und ſein frugales Mittagsmahl auf dem ehernen Schilde ſich aufgetiſcht habe. Ein dritter ſagte ſcherzweiſe: Ich fürchte, daß unſer Weg gerade hinab zur Werkſtatt der Cyklopen führe, und wir den lahmen Vulkan oder einen ſeiner Gehülfen, der irgend auf dem Schmiedeamboß tafelt, unſrer Venus zuführen ſollen.

Unter dieſen Geſprächen ſahen ſie ihren Geleitsmann, den Schimmel, der einen weiten Vorſprung genommen hatte, quer über ein friſchgeackertes Feld traben, und bei einem Pflüger zu ihrer Verwunderung ſtille ſtehen. Sie flogen raſch hinzu, und fanden einen Bauersmann auf einem umgeſtürzten Pfluge ſitzen, der ſein ſchwarzes Brod auf der eiſernen Pflugſchaar, deren er ſich zum Tiſche bediente, unter dem Schatten eines wilden Birnbaums verzehrte. Er ſchien an dem ſchönen Pferde Gefallen zu haben, that ihm freundlich, bot ihm ſeinen Biſſen und es fraß aus ſeiner Hand. Die Ambaſſade wurde durch dieſe Erſcheinung zwar ſehr überraſcht; demungeachtet zweifelte keiner der Abgeordneten, daß ſie ihren Mann gefunden hätten. Sie naheten ſich ihm ehrerbietig, der Aelteſte unter ihnen nahm das Wort und ſprach: Die Herzogin von Böhmen hat uns zu dir geſandt und läßt dir entbieten, der Wille und Rathſchluß der Götter ſey, daß du dieſen Ackerpflug mit dem Stuhle dieſes Reichs und deinen Treiberſtecken mit dem Zepter vertauſchen ſollſt. Sie wählt dich zum Gemahl, mit ihr über Böhmen zu herrſchen. Der junge Bauer glaubte, man wolle Scherz mit ihm treiben, welches ihm eben nicht gelegen war, beſonders weil er wähnte, man habe ſein Liebesgeheimniß errathen und käme nun, ſeiner Schwachheit zu ſpotten. Darum antwortete er etwas trotzig, um Hohn mit Hohn zu erwiedern: Laßt ſehen, ob euer Herzogthum dieſes Pflugs werth ſey? Wenn der Fürſt ſich nicht ſätter eſſen, fröhlicher trinken und ruhiger ſchlafen kann als der Bauer, ſo lohnt es wahrlich nicht der Mühe, das Reich Böhmen mit dieſem nahrhaften Ackerfelde, oder dieſen glatten Ochſenſtecken mit einem Zepter zu vertauſchen: denn, ſagt mir, dient ein Salzfaß nicht eben ſo gut, meinen Biſſen zu würzen, als ein Scheffel? Da antwortete einer aus den Zwölfen: Der lichtſcheue Maulwurf wühlt unter der Erde nach Gewürm, davon er ſich nähre, denn er hat keine Augen, die das Tageslicht vertragen, und keine Füße, die gemacht ſind zum Laufen wie das flüchtige Reh; der beſchaalte Krebs kriecht im Schlamme der Seen und Sümpfe, wohnt am liebſten unter Baumwurzeln nnd Geſträuchen am Geſtade der Flüſſe, denn ihm mangeln die Floßfedern zum Schwimmen; und der Haushahn, im Hühnerzwinger eingeſperrt, wagt keinen Flug über die niedre Bleichwand, denn er iſt zu verzagt, auf ſeine Fittige ſich zu verlaſſen, wie der emporſchwebende Stößer. Sind dir Augen zum Sehen, Füße zum Gehen, Floßfedern zum Schwimmen und Schwingen zum Flug verliehen; ſo wirſt du nicht als ein Maulwurf die Erde umwühlen, als ein ſchwerfälliges Schaalthier im Sumpfe dich verbergen, oder als der Fürſt des Hausgeflügels nur auf dem Dünger krähen, ſondern hervor an's Tageslicht treten, laufen, ſchwimmen oder an die Wolken fliegen, je nachdem die Natur dich mit ihren Gaben ausgerüſtet hat. Denn einem thätigen Manne genügt nicht, das zu ſeyn, was er iſt, ſondern er ſtrebt zu werden, was er ſeyn kann. Darum verſuche zu ſeyn, wozu die Götter dich auffordern: ſo wirſt du urtheilen können, ob das Reich Böheim des Tauſches um einen Morgen Ackerfeld werth ſey oder nicht.

Dieſe enſthafte Rede des Abgeſandten, welcher kein ſcherztreibender Spott abzumerken war, noch mehr die Merkzeichen der Fürſtenwürde, das Purpurgewand, der Regimentsſtab und das goldene Schwert, welche die Geſandten als Beleg und Kredenzbrief ihrer wahrhaften Sendung hervorzogen, überwältigten endlich das Mißtrauen des zweifelhaften Pflügers. Auf einmal ward's Licht in ſeiner Seele; ein entzückender Gedanke erwachte in ihm, daß Fräulein Libuſſa die Gefühle ſeines Herzens errathen, ſeine Treue und Beſtändigkeit vermöge ihrer Kunde, das Verborgene zu ſchauen, erkannt habe, und ſolche auf eine Art belohnen wolle, die er ſogar im Traume zu ahnen nie gewagt hatte. Die durch ihr Orakel ihm verheißene Gabe der Weiſſagung kam ihm jetzt wieder in den Sinn, und er bedachte, daß jetzt oder niemals ſolche in Erfüllung gehen müßte. Flugs ergriff er ſeinen häſelnen Stab, ſtieß ihn tief in den Acker, häufte lockere Erde umher, wie man einen Baum pflanzt, und ſiehe da! alsbald gewann der Stab Knospen, trieb Sproſſen und Aeſte mit Laub und Blüthen. Zwei von den grünenden Zweigen aber verwelkten und das dürre Laub ward ein Spiel der Winde; der dritte wuchs deſto kräftiger und ſeine Früchte reiften. Da fiel der Geiſt der Weiſſagung auf den entzückten Pflüger, er that ſeinen Mund auf und ſprach: Ihr Boten der Fürſtin Libuſſa und des böhmiſchen Volkes, vernehmt die Worte Primislas, des Sohns Mnatha des ehrenveſten Ritters, dem angeweht vom Geiſte der Weiſſagung ſich die Nebel der Zukunft enthüllen. Den Mann, der den Pflug regierte, ruft ihr auf, die Handhaben eures Fürſtenthums zu ergreifen, ehe ſein Tagewerk vollendet war. Ach daß der Pflug den Acker mit Furchen umzogen hätte bis an den Grenzſtein, ſo wär' Böhmen ein unabhängiges Reich geblieben zu ewigen Zeiten! Nun ihr die Arbeit des Pflügers zu früh geſtöret habt, werden die Grenzen eures Reichs des Nachbars Theil und Erbe ſeyn, und die ferne Nachkommmenſchaft wird ihm anhangen in unwandelbarer Einigung. Die drei Zweige des grünenden Stabes verheißen eurer Fürſtin drei Söhne aus meinen Lenden; zwei davon werden als unreiſe Schößlinge zeitig dahinwelken, aber der dritte wird des Throns Erbe ſeyn und durch ihn wird die Frucht ſpäter Enkel reifen, bis der Adler ſich über's Gebirge ſchwingt und im Lande niſtet, doch bald davon fleucht und wiederkehret als in ſein Eigenthum. — Wenn dann hervorgehet der Götterſohn, der ſeines Pflügers Freund iſt und ihn entlediget der Sclavenketten*), Afterwelt merke drauf! ſo wirſt du dein Schickſal ſegnen.

---

*) Kaiſer Joſeph II.

Denn wenn er den Lindwurm des Aberglaubens unter ſeine Füße getreten hat, wird er ſeinen Arm ausſtrecken dem wachſenden Mond entgegen, ihn aus den Wolken zu reißen und ſelbſt als ein wohlthätiges Geſtirn die Welt zu erleuchten.

Die ehrwürdige Deputation ſtund in ſtiller Verwunderung da; ſie ſtaunten den prophetiſchen Mann an wie die ſtummen Oelgötzen; es war als ob ein Gott aus ihm redete. Er aber wandte ſich von den Abgeſandten hinweg zu den Genoſſen ſeiner mühſamen Arbeit, den beiden weißen Stieren, ſchirrete ſie vom Joch ab, entließ ſie ihres Ackerdienſtes und gab ihnen die Freiheit, worauf ſie luſtig auf der grasreichen Flur hin- und herſprangen, aber zuſehends abzehrten, wie leichte Nebel in Luft zerfloſſen und aus den Augen verſchwanden. Hierauf entledigte ſich Primislas ſeiner bäueriſchen Holzſchuhe und ging an den nahen Bach ſich zu reinigen, es wurden ihm köſtliche Kleider angethan, er umgürtete ſich ritterlich mit dem Schwerte und ließ ſich die goldenen Sporen anlegen; muthig ſchwang er ſich nun auf das weiße Roß, welches ihn folgſam aufſitzen ließ. Als es nun an dem war, daß er ſein bisheriges Eigenthum verlaſſen wollte, gebot er den Abgeſandten, daß ſie die abgelegten Holzſchuhe ihm nachtragen und wohl verwahren ſollten, zum Wahrzeichen, daß einſt der Geringſte im Volk zur höchſten Würde von den Böhmen ſey erhoben worden, und zum Gedächtniß, daß er und ſeine Nachkommenſchaft der erlangten Hoheit ſich nicht überheben, ſondern, ihres Urſprungs eingedenk, den Bauernſtand, aus welchem ſie hervorgezogen worden, ehren und ſchirmen möchten. Daher ſtammte vordem der alte Brauch, daß den Königen von Böhmen an ihrem Krönungsfeſte ein Paar Holzſchuhe vorgezeigt wurden, welcher ſo lange beobachtet wurde, bis Primiſlas Mannsſtamm erloſchen war. Der gepflanzte häſelne Stab wuchs und trug Früchte, wurzelte weit umher und trieb neue Schößlinge, daß endlich das ganze Ackerfeld in einen Haſelwald verwandelt wurde, welches der nächſtgelegenen Dorfſchaft, die dieſen Bezirk mit in ihre Flur zog, zu gutem Vortheil gedieh; denn die Gemeinde erhielt zum Andenken dieſer wunderſamen Pflanzung einen Freiheitsbrief von den böhmiſchen Königen, daß ſie zu keiner Schatzung im Lande jemals mehr ſteuern ſollte als ein Röſel Haſelnüſſe, welches herrlichen Vorrechtes, der Sage nach, die ſpäte Nachkommenſchaft ſich zu erfreuen hat bis auf dieſen Tag *).

---

*) Aeneas Sylvius verſichert, daß er dieſen erneuerten Beſtätigungsbrief von Karl IV. ſelbſt geſehen: vidi inter privilegia regni litteras Caroli quarti Romanorum Imperatoris divi Sigismundi patris, in quibus — villae illius incolae — libertate donantur: nec plus tributi pendere jubentur, quam nucum illius arboris exiguam mensuram.

Obgleich das Freudenpferd, welches jetzt den Bräutigam ſeiner Eigenthümerin ſtolz entgegentrug, den Winden vorzulaufen ſchien; ſo ließ ihm dennoch Primislas zu Zeiten die güldenen Sporen fühlen, um es noch mehr anzutreiben; ihm dünkte der raſche Trab nur ein Schildkrötenſchritt zu ſeyn, ſo heiß war ſein Verlangen, die ſchöne Libuſſa, deren Geſtalt nach ſieben Jahren noch ſo neu und reizend ſeinen Sinnen vorſchwebte, wieder von Angeſicht zu ſchauen, nicht zu leerer Augenweide, wie eine ausgezeichnete Anemone in der bunten Flor eines Blumenpflegers, ſondern zum ſeligen Verein ſieggekrönter Liebe. Er dachte nur an die Myrthenkrone, welche in der Rangordnung der Liebenden weit über Königskronen pranget, und wenn er Hoheit und Liebe gegen einander gewogen hätte, würde das Reich Böhmen ohne Fräulein Libuſſen weit hinaufgeſchnellet ſeyn, wie ein beſchnittener Dukaten auf der Goldwaage eines Wechslers.

Die Sonne neigte ſich bereits zum Untergange, als der neue Fürſt triumphirend in Vizegrad eingeführt wurde. Fräulein Libuſſa befand ſich eben im Luſtgarten, wo ſie ein Körbchen reifer Pflaumen gepflückt hatte, da man ihr die Ankunft ihres zukünftigen Gemahls hinterbrachte. Sie ging ihm züchtiglich mit allen Dirnen des Hofs entgegen, empfing ihn als einen von den Göttern ihr zugeführten Bräutigam, und beſchattete die Wahl ihres

Herzens mit einer ſcheinbaren Ergebung in den Willen der unſichtbaren Mächte. Die Augen des Hofs waren mit großer Neubegierde auf den Ankommenden gerichtet, ſie ſahen in ihm aber nur den ſchönen ſchlanken Mann. Im Betracht der äußern Körperform befanden ſich mehrere Höflinge, die ſich mit ihm in Gedanken maßen, und nicht begreifen konnten, warum die Götter die Antichambre verſchmähet, und nicht vielmehr aus ihrem Mittel einen rothwangigen Kämpen, ſtatt des bräunlichen Pflügers, der jungen Fürſtin zum Reichsgehülfen und Bettgenoſſen auserkohren hätten; beſonders war dem Fürſten Wladomir und dem Ritter Mizisla abzumerken, daß ſie ihren Anſprüchen mit Unwillen entſagten. Darum lag dem Fräulein daran, das Werk der Götter zu rechtfertigen und kund werden zu laſſen, daß Junker Primislas für den Mangel einer glanzreichen Geburt durch ein billiges Aequivalent an baarem Menſchenverſtande und Scharfſinn ſey entſchädiget worden. Sie hatte ein herrliches Mahl zubereiten laſſen, das dem, womit die gaſtfreie Königin Dido ehemals den frommen Aeneas bewirthete, nichts nachgab. Nachdem der Willkommen fleißig von Mund zu Mund herumgegangen war, die Geſchenke des Freudengebers Heiterkeit und frohe Laune angefacht hatten, und ſchon ein Theil der Nacht unter Scherz und Kurzweil verſchwunden war, brachte ſie ein Räthſelſpiel in Vorſchlag, und weil das Errathen verborgener Dinge ohnehin ihre Sache war, löſete ſie zum Vergnügen aller Anweſenden die Räthſel, die auf die Bahn gebracht wurden.

Da nun die Reihe an ſie kam, eins aufzugeben, berief ſie den Fürſten Wladomir, den Ritter Mizisla und den Junker Primislas zu ſich und ſprach: Ihr wackern Geſellen, jetzt ſchickt euch an, ein Räthſel, das ich euch vorlegen will, zu löſen; damit offenbar werde, wer unter euch der Weiſeſte und Verſtändigſte ſey. Ich habe euch allen dreien eine Spende zugedacht aus dieſem Körbchen, von den Pflaumen, die ich gepflückt habe in meinem Garten. Einer unter euch ſoll die Hälfte davon haben und eine drüber, der andere ſoll wieder die Hälfte haben und eine drüber, der dritte ſoll nochmals die Hälfte haben und drei drüber. So ſich nun befindet, daß der Korb ausgeleert iſt, ſagt mir an, wie viel Pflaumen jetzt darin ſind? Der voreilige Ritter Mizisla maß das Fruchtkörbchen mit den Augen und nicht den Sinn der Aufgabe mit dem Verſtande und ſprach: Was ſich mit dem Säbel löſen läßt, das unterfange ich mich wohl zu löſen; aber deine Räthſel, holdſelige Fürſtin, ſind mir faſt zu ſpitzig eingefädelt. Dennoch will ich nach deinem Begehr auf gut Glück einen Wurf in's Blaue wagen: Ich vermeine, daß ein Schock Pflaumen wohlgezählt in dem Korbe beiſammen liegen. Du haſt einen Fehlwurf gethan, lieber Ritter, antwortete Fräulein Libuſſa. Es müßten ihrer noch einmal ſo viel, ein halbmal und ein Drittel ſo viel ſeyn, als das Körbchen in ſich faßt, und über das noch fünfe hinzugezählt werden, ſo wären ihrer gerade ſo viel über's Schock als jetzt daran fehlen. Fürſt Wladomir kalkulirte lange und mühſam, als wenn mit der Auflöſung des Räthſels der Poſten eines General=Controleurs der Finanzen wär' zu erwerben geweſen, und brachte endlich das Facit der berüchtigten Zahl fünf und vierzig heraus. Das Fräulein ſprach abermals: Wenn ihrer ein Drittel, ein halbmal und ein Sechſtel ſo viel wären als ihrer ſind, ſo würden gerade ſo viel über fünf und vierzig in meinem Körbchen liegen, als jetzt daran fehlen.

Ob nun wohl der gemeinſte Rechenmeiſter, der ſeiner Kunſt nur um ein Haar breit kundiger geweſen wär als die unbelehrte K—lenberger Rechengilde, die Aufgabe ohne Mühe würde entziffert haben; ſo iſt für einen ſchlechten Rechner die Gabe der Divination doch unumgänglich erforderlich, wenn er ſich mit Ehren aus der Sache ziehen und nicht mit Schimpf beſtehen will. Da nun dem weiſen Primislas ſolche zum Glück verliehen war, ſo koſtete es ihm weder Kunſt noch Anſtrengung, den Aufſchluß des Räthſels zu finden. Vertraute Geſpielin der himmliſchen Mächte, ſprach er, wer deinen hochſchwebenden Götterſinn auszuſpähen unter:

nimmt, der wagt es, dem Adler nachzufliegen, wenn er ſich in den Wolken verbirgt. Dennoch will ich deinem verborgenen Schwunge folgen, ſo weit das Auge trägt, welchem von dir Lichtblick verliehen iſt. Ich urtheile, daß du der Pflaumen dreißig an der Zahl in deinem Körbchen verborgen haſt, nicht eine mehr und keine weniger. Das Fräulein blickte ihn freundlich an und ſprach: Du ſpüreſt den glimmenden Funken auf, der tief in der Aſche verborgen iſt, dir dämmert das Licht aus Finſterniß und Nebel hervor: du haſt mein Räthſel errathen. Drauf that ſie ihr Körbchen auf und zählte dem Fürſten Wladomir funfzehn Pflaumen in den Hut, nebſt einer drüber, und es blieben ihr noch vierzehn, davon gab ſie dem Ritter Mizisla ſieben und noch eine und es lagen noch ſechs in dem Fruchtkörbchen; die Halbſchied davon theilte ſie dem weiſen Primislas zu, hernach auch die drei übrigen, und der Korb war ledig. Der ganze Hof verwunderte ſich höchlich über die arithmetiſche Weisheit der ſchönen Libuſſa und über den Scharfſinn ihres klugen Sponſen. Niemand konnte begreifen, wie der menſchliche Witz auf der einen Seite eine gemeine Zahl ſo räthſelhaft in Worte verſchränken, und auf der andern mit ſolcher Zuverläſſigkeit ſolche aus dieſer kunſtreichen Verborgenheit herauszuklauben vermöge. Den ledigen Korb verlieh das Fräulein den beiden Rittern, die ihrer Liebe nicht theilhaft werden konnten, zum Andenken der erloſchenen Liebſchaft. Daher kommt die Gewohnheit, daß man von einem zurückgewieſenen Freier ſagt: er habe von ſeinem Liebchen einen Korb bekommen, bis auf den heutigen Tag.

Nachdem alles zur Huldigung und dem Beilager in Bereitſchaft war, wurden beide Feierlichkeiten mit großem Pomp vollzogen. Das böhmiſche Volk hatte nun einen Herzog und die ſchöne Libuſſa einen Gemahl, beide nach dem Wunſch ihres Herzens, und welches zu bewundern war, vermöge einer Wirkung der Chikane, die ſonſt eben nicht in dem Rufe ſtehet, daß ſie die ſchicklichſte Unterhändlerin ſey. Wenn indeſſen ja ein Theil von beiden der Betrogene geweſen wär, ſo war es wenigſtens nicht die kluge Libuſſa, ſondern das Volk. Das Reich Böhmen hatte dem Namen nach einen Herzog, aber die Regierung befand ſich nach wie vor in der weiblichen Hand. Primislas war ein rechtes Muſter eines folgſamen unterwürfigen Ehegemahls, der ſeiner Herzogin weder das Hausregiment noch die Landesregierung ſtreitig machte. Seine Geſinnungen und Wünſche ſympathiſirten ſo vollkommen mit den ihrigen, wie zwo gleichgeſtimmte Saiten, wovon die unberührte den Ton freiwillig nachhallt, den die lautertönende anſpricht. Libuſſa hatte aber auch nicht den ſtolzen eiteln Sinn der Damen, die für große Parthieen gelten wollen, und den armen Wicht, deſſen Glück ſie wähnen gemacht zu haben, in der Folge mit Uebermuth ſtets an die Holzſchuhe erinnern; ſondern ſie ahmte der berühmten Palmyrenerin nach, und herrſchte wie Zenobia über ihren gutmüthigen Odenat vermöge des Uebergewichtes ihrer Geiſtestalente.

Das glückliche Paar lebte im Genuß unwandelbarer Liebe nach der Sitte damaliger Zeit, wo der Inſtinkt, der die Herzen verbindet, ſo feſt und dauerhaft war, als der Kitt und Mörtel, der die Mauern der alten Welt ſo unzerſtörbar machte. Herzog Primislas wurde bald einer der ſtreitbarſten Ritter ſeiner Zeit, und der böhmiſche Hof der glänzendſte in Deutſchland. Es zogen ſich unvermerkt viel Ritter und Edle, auch eine große Volksmenge aus allen Gegenden des Reichs herbei, daß die Reſidenz für die Einwohner zu enge wurde, darum beſchied Libuſſa ihre Amtleute zu ſich, und befahl ihnen eine Stadt zu bauen an dem Orte, wo ſie den Mann finden würden, der in der Mittagsſtunde den weiſeſten Gebrauch von den Zähnen zu machen wiſſe. Sie zogen aus und fanden zu der beſtimmten Zeit einen Mann, welcher ſich angelegen ſeyn ließ, einen Block entzwei zu ſägen. Sie urtheilten, daß dieſer geſchäftige Mann von den Zähnen der Säge in der Mittagsſtunde einen ungleich beſſern Gebrauch mache, als der Schmarotzer von den Zähnen ſeines Gebiſſes an der Tafel der Großen, und zweifelten nicht, daß ſie den Platz gefunden hätten, den ihnen die Fürſtin zur Anlage der neuen Stadt angewieſen hatte. Daher umzogen ſie den Raum des Feldes mit der Pflugſchaar, den Umfang der Stadtmauer zu bezeichnen. Auf Befragen, was der Arbeitsmann aus dem zerſchnittenen Werkſtück zurichten wollte, antwortete er: Prah, welches in der böhmiſchen Sprache eine Thürſchwelle bedeutet. Darum nannte Libuſſa die neue Stadt Praha, das iſt Prag, die wohlbekannte Königsſtadt an der Moldau in Böhmen. In der Folge ging die Weiſſagung des Primislas in Abſicht ſeiner Nachkommenſchaft in pünktliche Erfüllung. Seine Gemahlin wurde Mutter von drei Prinzen, davon zwei in der Jugend ſtarben, der dritte aber wuchs heran und aus ihm ſproßte ein glänzendes Königsgeſchlecht, das auf dem böhmiſchen Throne Jahrhunderte blühete.

Der geraubte Schleier *).

Unfern der Stadt Zwickau, im Erzgebirge, liegt das bekanntt Schwanenfeleld, welches den Namen hat von einem Weiher, der Schwanenteich genannt, der heutzutage zwar beinahe verſiegt, aber doch noch nicht ausgetrocknet iſt. Das Waſſer deſſelben hat eine Eigenſchaft, die weder dem Pyrmonter Brunnen, noch dem Karlsbade, noch den Waſſern zu Spaa oder ſonſt einem Geſundbrunnen innerhalb Deutſchland, auch ſelbſt dem wälſchen Königsbade zu Piſa nicht verliehen iſt. Es iſt das wahre Schönheitsöl, wirkſamer als die verjüngende Salbe des räthſelhaften St. Aimar, kräftiger als Maienthau.

---

*) Oder das Mährchen à la Montgolfier.

reinigender als Eſelsmilch, oder das zur Erhaltung buhleriſcher Reize erfundene Waſchwaſſer à la Pompadour, köſtlicher als das berufene Talkſteinöl. Still und geräuſchlos gleitet die wunderſame Quelle unter dem Schatten unedler Geſträuche dahin, deren Wurzeln ſie tränket, und verbirgt ſich, beſchämt daß ihre Kraft und Wirkung verkannt wird, bald wieder in den mütterlichen Scheos der Erde, da ihre ſtolze Nachbarin im Karlsbad mit vornehmen Ungeſtüm hervorſprudelt, ſich prahleriſch durch heiße laugenhafte Dämpfe ankündiget, und von der ganzen gichtbrüchigen Welt ſich Lobreden halten läßt. Es iſt kein Zweifel, wenn die verborgenen Tugenden der gebirgiſchen Quelle, das unſtete und flüchtige Gut der weiblichen Schönheit ſtet und feſt zu machen, oder die welkende Blüthe derſelben wieder zu erfriſchen, kund und offenbar würde, daß die weibliche werthe Chriſtenheit mit eben der Inbruſt und dem Eifer zum Zwickauer Schönheitsbrunnen zu großem Vortheil und Gewinn der guten Stadt wallfahrten würde, wie die türkiſche Karavane nach Mecca zum Grabe des Propheten; auch würden die Töchter der Stadt fleißig herausgehen mit ihrem Zuber, des köſtlichen Waſſers zu ſchöpfen, und ſo wenig ermangeln bei dieſer Gelegenheit Heirathsgewerbe zu betreiben, wie vormals die Nahorittinnen. Aber wie nicht der Saum einer jeden Wolke von der Sonne vergültet wird, nicht jede Blume, die erfriſchender

Morgenthau tränket, hohe Farben ſpielt, auch nicht jede verſchwitzte Perl, durch Limonienſaft gereiniget, ihr erſtes Waſſer wieder gewinnt, ſondern bei gleicher Wirkſamkeit der Lichtſtrahlen, des fruchtbaren Thaues und der Zitronenſäure, gewiſſer eintretenden Umſtände halber dennoch nicht immer gleiche Wirkung erfolgt: ſo würde nach Maßgabe angezogener Gleichniſſe auch nicht jede badende Nymphe durch die Zwickauer Wunderquelle, der unbezweifelten Wirkſamkeit derſelben unbeſchadet, Jugend und Schönheit feſſeln: denn beide ſind durch den naſſen Weg eines Waſſerbades ohnehin ſchwerer zu gewinnen, als durch den trocknen des Pinſels und der Schminkdoſe dem Auge vorzulügen.

Doch hier tritt noch der beſondere Umſtand ein, daß das Zwickauer Schönheitsbad ſeine wunderſame Eigenſchaft nur an ſolchen Damen äußert, welche, ſey's auch im tauſenden Gliede, aus der Sippſchaft der Feen abſtammen. Das ſey inzwiſchen nicht geſagt, um irgend eine Schöne von dieſer heilſamen Badekur abzuſchrecken: denn welche iſt verſichert, daß ſie geradezu in unverrückter Geſchlechtsfolge von väterlicher und mütterlicher Seite aus Mutter Evens irdener Hüfte entſproſſen ſey, und nicht in die lange Reihe vergeſſener Aeltermütter irgend eine Fee zwiſchen eintrete, und ſonach ein Tropfen ätheriſches Blut in ihren Adern fließt? Iſt immer möglich, daß der unermüdete Forſchungsgeiſt der Menſchenkunde in dem Menſchenantlitz ein Feenprofil ausſpähet, wie er bereits eine Königslinie geahndet und ein Armenſünderprofil gefunden hat. Bis dahin können vielleicht andere Merkzeichen die Stelle der zu hoffenden gewiſſern Ueberzeugung vertreten. Jedes zauberiſche Talent der Töchter Teutoniens, es ſey dieſes der Wohlgeſtalt des Wuchſes, dem Blick der Augen, der Eurythmie des Mundes, der Wölbung des Buſens, den Organen der Stimme verliehen, oder es beſtehe in der Gabe eines bezaubernden Witzes, oder einer gewiſſen Kunſtfertigkeit, läßt ein Erbtheil aus dem großmütterlichen Feenſchatz vermuthen, und wo iſt ein Mädchen, das nicht irgend ſo ein Zauberkünſtchen treiben ſollte? Die Wallfahrt in's Zwickauer Schönheitskonſervatorium wäre drum des Weges wohl werth, und insonderheit der Theil der ſchönern Welt dazu aufzumuntern, welchem das Schickſal bevorſtehet, die Flagge der Schönheit des nächſten ſtreichen zu müſſen.

Im Angeſicht des kleinen Sees, in welchen die magiſche Quelle ihren Silberſtrom ergoß, wohnte an dem ſanften Abhange eines Hügels, in einer luſtigen Felſengrotte, Benno, der fromme Einſiedler, der den Namen von dem bekannten frommen Biſchof in Meißen zum Aushängeſchild ſeiner Tugend und Frömmigkeit entlehnt hatte, und nicht minder im Geruch der Heiligkeit ſtand als ſein Namenspatron. Niemand wußte zu ſagen, wer Benno eigentlich ſey, noch von wannen er kommen war. Vor langen Jahren langte er als ein rüſtiger Pilger an, ließ ſich in der Gegend des Schwanenfeldes*) nieder, erbauete eigenhändig eine artige Einſiedelei, pflanzte einen kleinen Garten umher, in welchem er die herrlichſte Baumſchule von ausländiſchen Obſtbäumen und Traubengeländer anlegte. Er zog darin auch ſüße Melonen, welche damals für eine große Leckerei gehalten wurden, und womit er die Gäſte, die bei ihm einſprachen, bewirthete und labte. Seine Gaſtfreiheit machte ihn eben ſo beliebt, als ſeine heitere Gemüthsart. Die gebirgiſchen Einwohner wendeten ſich wegen ſeiner Frömmigkeit an ihn, als einen Anwald und Unterhändler bei allerlei Nothdurft vor dem himmliſchen Tribunal, und er gewährte ſeine Vorſprache oft ganz entgegengeſetzten Wünſchen mit großer Bereitwilligkeit, ohne die Gebühr eines reichen Almoſens. Gleichwohl fehlte es ihm an keinem Bedürfniß des Lebens, vielmehr gab ihm der Segen des Himmels an allem Ueberfluß. Ob indeſſen den frommen Benno ein himmliſcher Beruf aus dem Geräuſche der Welt in ſeine einſame Klauſe trieb, oder ob ihm, wie dem frommen Abälard, eine Heloiſe zum kontemplativen Leben Beruf und Neigung gab, das wird ſich vielleicht in der Folge veroffenbaren.

---

*) Eine luſtige Gegend bei Zwickau, die noch jetzt dieſen Namen führet, und ſolchen einer alten Volksſage zufolge von einer gewiſſen Schwanhildis, ſo wie die Stadt den ihrigen von deren Vater dem Cygnus erhalten haben ſoll. Beide gehören in's Feengeſchlecht und ſtammen wahrſcheinlich aus den Eyern der Leda her.

Um die Zeit, als Markgraf Friedrich mit dem Biß ſeine Fehde mit dem Kaiſer Albert ausfocht und das Schwabenheer das Oſterland verheerte, hatte bereits das Alter den ehrwürdigen Benno mit einer anſehnlichen Glatze geſchmückt, und die Ueberbleibſel ſeines Haarwuchſes an der Stirn gebleichet. Er ging krumm und ſehr gebückt an ſeinem Stabe einher, und hatte nicht mehr die Kräfte, ſeinen Garten im Frühling umzugraben, wünſchte ſich daher einen Gehülfen und Beiſtand; aber die Wahl fiel ihm ſchwer, im Gebirge einen Hausgenoſſen zu finden, der nach ſeinem Sinne war, denn das Alter machte ihn mißtrauiſch und wunderlich. Unverhofft gewährte ihn der Zufall ſeines Wunſches und ließ ihn einen Gehülfen finden, an den er ſich wie an ſeinen Stab halten konnte. Die Meißner hatten bei Lucka die Schwaben in einer großen Schlacht erlegt und ihrer bei ſechzig Schock erſchlagen*). Ein paniſches Schrecken fiel auf das Schwabenheer, die Furcht gab ihnen die gewöhnliche Loſung: rette ſich wer kann! Jeder, der nach der Schlacht noch ein Paar geſunde Füße unter ſich fühlte, dankte Gott und allen Heiligen dafür, und bediente ſich derſelben, wie die aufgeſchreckten Lerchen der Flügel, ſich über die betrüglichen Garnwände empor zu ſchwingen und den Netzen des Todes zu entrinnen; viele flohen nach den nächſten Wäldern und die ermatteten verbargen ſich in hohle Weiden. Eine getreue Spießgenoſſenſchaft, ſieben Mann an der Zahl, gelobten ſich, treulich bei einander zu halten, ſich nicht zu trennen und zuſammen zu leben und zu ſterben. Es gelang ihnen, dem nachhauenden Feinde glücklich zu entkommen; ſie waren insgeſammt friſche wohlbewadete Burſche, die kein Läufer aus Midian würde eingeholet haben. Endlich ermüdeten ſie doch durch den allzulangen Wettlauf, und da die Nacht hereinbrach, berathſchlagten ſie ſich, wo ſie einen Ort finden möchten, ſich zu verbergen. Im freien Felde hielten ſie ſich nicht ſicher genug; ſie faßten alſo den Entſchluß, in ein einſames Dorf ſich zu ſchleichen, das ihnen eben aufſtieß; denn ſie urtheilten ganz recht, daß die Mannſchaft daraus

---

*) Glaſer's Kern der ſächſiſchen Geſchichte. Daß die Sieger die Erſchlagenen nach Schocken zählten, wie die Lerchen, kann vielleicht daher kommen, weil die

---

Leipziger Bürger, die ſich bei dem Markgrafen befanden, dieſen Heereszug mit einem Lerchenſtreichen verglichen; denn der Sieg wurde ihnen ſehr leicht.

mit in's meißniſche Lager gezogen ſey. Dennoch waren ſie ſehr behutſam, und um das ſtrengſte Incognito zu beobachten, nahmen die ſieben Helden in einem Backofen ihre Herberge, ihre Anweſenheit deſto ſicherer zu verhehlen. Nun mag wohl ein Backofen eben nicht das bequemſte Gaſtbette ſeyn, und vor der Lucker Schlacht würden ſie auch mit einem ſolchen Nachtquartier ſchwerlich vorlieb genommen haben, denn tauſend Häringe ſchlafen leicht friedſamer in einer Tonne beiſammen, als ſieben Soldaten in einem Backofen; aber diesmal machte die Noth Quartier, die große Ermattung gebot Eintracht und der Schlaf Schweigen; es fiel ein Paar Augen nach dem andern zu und die Unglückskameradſchaft ſchlief bis an den hellen Tag, ob ſie gleich verabredet hatten, in der Morgendämmerung in aller Stille abzuziehen.

Aber ehe die Siebenſchläfer erwachten, waren ſie bereits von einer Bäuerin entdeckt worden, die, weil das Gerücht des Sieges ſchon in's Land erſchollen war, aus großer Freude über dieſe Botſchaft einen Kuchen eingemengt hatte, den ſie in aller Frühe backen wollte. Wie ſie zum Ofen kam und die Einquartierung da wahrnahm, merkte ſie bald an den zerfetzten Wämſern und Hoſen, daß dieſe fremden Gäſte Flüchtlinge wären, ſie lief alſo flugs in's Dorf und ſagt's ihren Nachbarinnen an. Augenblicks verſammelte ſich die Schaar der Bäuerinnen, gerüſtet mit Bratſpießen und Ofengabeln, nicht anders, als wenn ſie in der erſten Maiennacht den Beſen satteln und auf den Brocken ziehen wollten. Der Backofen wurde von der weiblichen Kohorte förmlich berennt, man hielt Kriegsrath, ob man mit gewaffneter Fauſt oder mit dem Element des Feuers den Feind angreifen wollte; denn beſchloſſen war es, die Schmach der Jungfrauen und Weiber an den ſchändlichen Buhlern zu rächen, die bei dem Einfall in's Land weder die Heiligkeit der Klöſter, noch die Zucht der tugendſamen Hausmütter und ihrer Töchter verſchonet hatten. Ob nun wohl die ſieben Märtyrer an der Sünde ihrer Landsleute vielleicht ſehr unſchuldig waren, ſo ſollten ſie doch für ſie die Schuld abbüßen: die ſtrenge Keuſchheitskommiſſion verurtheilte ſie nach gepflogenem Rathe alleſammt zum Bratſpieß. Schon ſchwung der Geiſt der Rache die ungewohnten Waffen in der Hand der Dörferinnen, nicht anders als Bachantenwuth den ſchweren Thyrſus in der Hand der Thyaden. Der ganze Hauſe ſtürmte einmüthig auf die Heldenherberge ein, ohne die Unverletzbarkeit des Gaſtrechtes zu reſpektiren; die wehrloſen Wichte wurden mit kräftigen Stößen und Gabelſtichen gar unſanft aus dem erquickenden Schlafe geweckt. Sie ahndeten aus dieſem unfreundlichen Morgengruße ihre Gefahr, ſtimmten große Lamenten an, kapitulirten aus dem Ofen heraus und baten flehentlich um ihr

Leben. Doch die unerbittlichen Amazonen gaben kein Quartier, ſtachen und gabelten ſo behende von außen in den Mordkeller hinein, bis eine völlige Todtenſtille darin herrſchte und keiner der unglücklichen Spießgeſellen mehr ein Glied regte; hierauf verwahrten ſie die Thür von außen und zogen triumphirend im Dorfe umher *).

Sechſe von der verbündeten Kameradſchaft waren bei dieſem Ofenſcharmützel wirklich auf dem Platze geblieben, dem ſiebenten, der klüger oder entſchloſſener war als die übrigen, gab die Gefahr ein ſicheres Rettungsmittel an die Hand; er nahm in Zeiten eine weiſe Retirade in die Feuermauer, ſtieg durch ſolche unbemerkt aus dem ſchauervollen Kerker, gleitete vom Dach herunter und gelangte in's Freie, lief aus allen Kräften dem nahen Gebüſche zu, und wanderte ſo unter fortwährender Todesfurcht den ganzen Tag in der Irre herum bis zu Sonnenuntergang. Vor Entkräftung und Hunger ſank er unter einen Feldbaum, und nachdem die Abendkühlung ſeine Kräfte erfriſchet hatte, hob er die Augen auf und ſahe in einer kleinen Entfernung einen andächtigen Eremiten, der vor einem ſehr ſimplifizirten Kreuz, das nur mit Baumbaſt zuſammen gebunden war, ſeine Andacht verrichtete.

---

*) Glaſer iſt abermals Gewährsmann dieſer Anekdote.

Dieſer fromme Anblick machte ihm Muth, er nahete in einer demüthigen Stellung dem ehrwürdigen Ordensmanne, kniete hinter ihn, und da dieſer ſein Gebet vollendet hatte, ertheilte er dem Fremdling den Segen. Wie er aber dieſen ſo bleich und entſtellt ſah, auch aus ſeiner Kleidung urtheilte, daß er ein Lanzknecht oder Schildknappe ſey, ließ er ſich mit ihm in's Geſpräch ein. Der ehrliche Schwab vertrauete ihm ſeinen Unſtern ſo treuherzig, als ob er ſeine Beichte aufſagte, ohne ſeine Furcht vor dem Tode zu verhehlen; denn er fürchtete immer, der Würgengel, mit der Bratſpießſenſe bewaffnet, folge ihm auf dem Fuße nach, und werde ihn noch bald genug einholen. Den gutmüthigen Einſiedler jammerte das unſchuldige Schwabenblut; er bot ihm Schutz und Obdach in ſeiner Wohnung an. Zwar bildete dem furchtſamen Flüchtling ſeine verworrene Phantaſie gleich beim erſten Eintritt die düſtre Grotte als einen Mordkeller ab; nicht nur dieſes Felſengewölbe, ſondern auch die Kapelle, die Speiſekammer, der Keller des Einſiedlers, ja ſelbſt das azurne Gewölbe des Himmels gewann in ſeinen Augen die Geſtalt eines Backofens, es überlief ihn ein kalter Todtenſchauer nach dem andern. Aber der freundliche Greis ſprach ihm bald wieder Muth ein, reichte ihm Waſſer, die Füße zu waſchen, tiſchte ihm gutes Brod und einige Gartenfrüchte zur Abendmahlzeit auf, labte ſeine trockne Zunge, die an dem

Gaumen klebte, mit einem Becher Wein, und bereitete ihm ein Nachtlager von weichem Moos. Friedbert der Schwab ſchlief auf beiden Ohren, bis ihn der fromme Benno zum Gebet weckte, worauf er beim Frühſtück aller Noth und Herzeleids vergaß, und nicht Worte genug hatte, ſeinem guten Wirth für die menſchenfreundliche Aufnahme und Pflege ſattſam zu danken.

Nach drei Tagen dünkte es ihm Zeit fürder zu ziehen; doch ſehnte er ſich aus dieſem ruhigen und ſichern Aufenthalte ſo wenig hinweg, als es einem Schiffer, der beim Sturm in einer windſichern Bucht den Anker hat fallen laſſen, lüſtet, ſich in die offne See zu wagen, ſo lange noch die Winde draußen heulen und die hohlen Wellen brauſen. Benno ſeiner Seits fand an dem ehrlichen Schwaben einen ſo ſchlichten und geraden Sinn, ſo viel Treuherzigkeit und Dienſtbefliſſenheit, daß er ihn ſtets bei ſich zu behalten wünſchte. Dieſe Uebereinſtimmung des Willens machte bald beide Theile des Handels einig; Friedbert nahm von dem Altvater die Tonſur, wechſelte das Soldatenkleid mit einem Eremitenrock und blieb als dienender Bruder in der Klauſe, ſeines Wohlthäters zu warten, die Küche und den Garten zu beſchicken und die nach der Einſiedelei wallfahrtenden Pilger zu bedienen. Um die Zeit der Sonnenwende, wenn der Frühling von dem Sommer ſich ſcheidet und die Sonne in das Zeichen des

Krebſes tritt, verfehlte Benno nie, ſeinen treuen Diener auf Kundſchaft an den Weiher zu ſchicken, um zu ſehen, ob ſich Schwäne darauf blicken ließen, ihren Flug zu beobachten und die Anzahl derſelben zu bemerken. Er ſchien immer auf dieſen Bericht ſehr aufmerkſam, der Schwanenbeſuch machte ihn gutes Muths; aber wenn ſich um die gewöhnliche Zeit keine Schwäne blicken ließen, ſchüttelte der Alte den Kopf und blieb einige Tage mißmüthig und grämiſch. Der geradſinnige Schwabenkopf hatte kein Arg daraus, forſchte entweder dieſer ſonderbaren Neugierde des Grüblers nicht weiter nach, oder meinte, die Ankunft oder Abweſenheit der Schwäne ſey eine Vorbedeutung von Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit des Jahres.

Eines Tages, da Friedbert auf der Lauer ſtand, in der Abenddämmerung einige Schwäne über den Teich hatte hinſchweben ſehn, und ſolches nach Gewohnheit dem Vater Benno anſagte, bezeigte dieſer große Freude darüber, ließ eine leckerhafte Abendmahlzeit zurichten und Wein auftragen vollauf. Der jovialiſche Becher äußerte bald ſeine belebenden Kräfte an beiden fröhlichen Tiſchgenoſſen. Der ehrwürdige Greis legte ſeine Ernſthaftigkeit ganz ab, wurde geſprächig und ſcherzhaft und ſchwatzte von Traubenſaft und Minneglück, daß, wer ihn gehört hätte, würde vermuthet haben, der Greis von Tejos ſey wieder aufgelebt und habe ſich in einen Eremiten umgewandelt. Er ſtimmte ſogar das antike Trinklied an, das, ſeitdem Trauben gekeltert und Mädchen ſind geliebt worden, üblich geweſen iſt, und welches Vater Weiße ſeinen Zeitgenoſſen wieder ſangbar gemacht hat: Ohne Lieb und ohne Wein, was wär unſer Leben. Indem er ſeinem Pflegeſohne den vollen Becher reichte und dieſer redlich Beſcheid that, trat er ihn traulich mit dieſen Worten an: Mein Sohn, gieb mir Antwort auf eine Frage an dein Herz, aber gebiete ihm, daß es kein Schalk ſey oder dich ſelbſt betrüge; auch bezähme deine Zunge, daß kein verlogenes Wort darüber gleite: denn ſo du erfunden würdeſt, daß du trüglich redeteſt, würde die Lüge deine Zunge ſchwärzen, wie der Ruß einen Topf am Feuerheerde. Darum ſag mir aufrichtig und ſonder Trug, iſt Frauenliebe je in dein Herz kommen und der ſüße Minnetrieb darinnen erwacht; oder ſchlafen noch die Gefühle zarter Leidenſchaft in deiner Seele? Haſt du den Honigbecher keuſcher Brunſt gekoſtet oder aus dem üppigen Kelch der Wolluſt getrunken? Nährſt du noch vielleicht geheime Liebesflammen mit dem Hoffnungsöle, oder ſind ſie durch den Hauch des Wankelmuths erkaltet und erloſchen, oder glimmt noch ein verborgener Funke unter der Aſche der Eiferſucht? Seufzet eine Dirne nach dir, die deinen Augen gefiel, und dich jetzt als einen Todten beweinet, oder deiner Wiederkehr in's Vaterland harret mit ſehnlichem Verlangen? Schleuß mir auf die Geheimniſſe deines Herzens, ſo ſoll ſich das meinige gegen dich öffnen, daß ich dir kund thue, was dir lieb zu hören ſeyn wird.

Ehrwürdiger Vater, antwortete der trugloſe Schwab, was mein Herz anbelanget, ſo wiſſet, daß es nie der Liebe Feſſeln getragen hat, und annoch ſo frei iſt, als der Vogel in der Luft von den Netzen des Vogelſtellers. Ich bin als ein junger Geſell unter Kaiſer Alberts Fahnen gezwungen worden eine Lanze zu tragen, ehe noch das Milchhaar am Kinn ſich zum männlichen Krausbarte krümmte und die Dirnen meiner achteten; denn die Gelbſchnäbel, wißt ihr wohl, ſind bei ihnen nicht hoch am Brete*). Zudem bin ich ein verzagter Tropf in Betreff der Liebe; wenn mich's auch zuweilen lüſtete zu liebäugeln, hat ich kein Herz, einer feinen Dirne dreuſt unter die Augen zu ſehen, und es iſt mir nie begegnet, daß mir eine mit Liebe entgegen gekommen wär, um durch einen Wink oder Blick mich anzukörnen. Alſo wüßt ich nicht, daß eine weibliche Zähre um mich gefloſſen ſey, ausgenommen wie meine Mutter und Schweſtern weinten, da ich in's Heer zog.

---

*) In dieſem Stück hat ſich heutzutage der Geſchmack zum Vortheil der jungen Herrn, wie jedermann weiß, gar merklich geändert.

Das vernahm der Alte gern und fuhr alſo fort: Du haſt mir nun drei Jahre lang aufgewartet wie es einem ehrlichen Diener zuſteht; dafür gebührt dir ein billiger Lohn, von dem ich wünſchte, daß du ihn aus der Hand der Liebe empfingſt, wofern dir anders das Glück günſtiger iſt als mir. Wiſſe, daß mich nicht die Andacht, ſondern die Liebe aus fernen Landen hieher in dieſe Klauſe geführet hat. Vernimm meine Abenteuer und die Abenteuer des Weihers, der dort als ein Silbermeer in dieſer mondlichten Nacht vor unſern Augen hingegoſſen iſt. In meiner Jugend war ich ein kecker mannlicher Ritter, ſeßhaft in Helvetien, aus dem Geſchlecht der Grafen von Kyburg, trieb Kurzweil und Minneſpiel, und erſchlug einen Pfaffen, der mir eine feine Magd abgewonnen hatte durch Betrug, daß ſie mir untreu ward. Drauf zog ich gen Rom, Ablaß zu holen vom heiligen Vater des Todtſchlags halber. Der legte mir eine Buße auf, daß ich drei Kreuzzüge thun ſollte in's heilige Land, gegen die Saracenen zu ſtreiten, mit dem Beding, daß, wenn ich nicht wieder heimkehrte, der heiligen Kirche all mein Gut ſollte verfallen ſeyn. Ich verdingte mich auf eine der Venediger Galeeren und ſchiffte frohen Muths davon. Aber im Joniſchen Meere blies der tückiſche Afrikaner-Wind in unſre Segel, das Meer thürmte ſich auf, unſer Schifflein ward ein Spiel der Wellen und lief auf dem Aegeer-

Meer nahe bei der Inſel Naros auf eine verborgene Klippe, daß es zu Trümmern ging. Ob ich gleich der Schwimmkunſt unkundig war, faßte mich doch mein Schutzengel beim Schopf und hielt mich über Waſſer, daß ich das Land erreichte, wo mich die Strandbewohner freundlich aufnahmen und meiner pflegten, bis ich des eingeſchluckten Seewaſſers mich entlediget hatte. Drauf begab ich mich nach Quiſa an's Hoflager des Fürſten Zeno, eines Abkömmlings des Markus Sanuto, welchem Kaiſer Heinrich aus Schwaben die Cykladen als ein Herzogthum verliehen hatte, und wurde unter dem Namen eines wälſchen Ritters wohl empfangen.

Hier ſah ich die ſchlanke Zoe, ſeine Gemahlin, von dem ſchönſten griechiſchen Ebenmaß, die Apelles würde gewählt haben, die Göttin der Liebe zu konterfeien. Ihr Anblick entzündete eine Flamme in meinem Herzen, in welcher alle andere Gedanken und Begierden mit aufloderten. Ich vergaß meiner Gelübde der Kreuzfahrt in's heilige Land, und mein Dichten und Trachten war nur darauf geſtellt, der jungen Fürſtin meine Liebe zu verſtändigen. Bei jedem Speerrennen that ich mich hervor, denn die weichlichen Griechen kamen mir weder an Kräften, noch an Behendigkeit bei. Ich unterließ nicht, durch tauſend kleine Aufmerkſamkeiten, die uns Männern ſo leicht das weibliche Herz gewinnen, der reizenden Zoe mich anzuſchmeicheln.

Mit Sorgfalt ſpähete ich durch meine Kundſchafter, wie ſie ſich an jedem Hoffeſte kleiden würde; die Farbe ihres Gewandes war immer die meiner Feldbinde und Helmdecke. Sie liebte Sang und Saitenſpiel, auch muntere Reihentänze, tanzte ſelbſt zum Entzücken wie die Tochter der Herodias; ich überraſchte ſie oft mit einer Serenade, wenn ſie des Abends unter dem heitern griechiſchen Himmel auf der Terraſſe ihres Blumengartens am Meer luſtwandelte, und die kleinen Silberwellen am Strande das freundliche Flüſtern traulicher Seelen nachahmten. Ich ließ aus Morea Tänzerbanden kommen, ſie zu beluſtigen, und trieb nicht wenig Verkehr mit den Modehändlerinnen zu Konſtantinopel, die Erfindungen des weiblichen Putzes nach dem neueſten Geſchmack der Kaiſerſtadt aus der erſten Hand zu empfangen und ſie auf mancherlei Wegen zu der Dame meines Herzens gelangen zu laſſen, doch ſo, daß ſie leicht den Urheber dieſer Galanterien errathen konnte

Wenn du in der Liebe einige Erfahrung hätteſt, mein Sohn, ſo würdeſt du wiſſen, daß ſolche dem Anſchein nach unbedeutende Gefälligkeiten in der artigen Welt Hieroglyphen ſind, die der Unkundige für Spielwerk und Tändelei erkläret, die aber beſtimmten Sinn und Deutſamkeit ſo gut haben, als Buchſtaben und Worte in der gemeinen Sprache, das heißt, ſie ſind eine Art rothwälſcher Sprache, die ihrer zwei, die ſich darauf verſtehen, im Beiſeyn eines dritten reden können, ohne daß dieſer weiß, ob er verrathen oder verkauft iſt, die Liebenden verſtehn aber alle Worte, ohne eines Unterrichts oder einer Erklärung zu bedürfen. Dieſe meine Stummen, die ich in's Innere des Pallaſts ſchickte, ſprachen daſelbſt ſehr laut zu meinem Vortheil; ich bemerkte mit Entzücken, daß mich die ſchönen Augen der Fürſtin im Gewühl der Höflinge um ſie her zuweilen aufzuſuchen und mir viel Verbindliches zu ſagen ſchienen. Dadurch wurde ich dreuſter in meinen Anſchlägen; ich fand eine Vertraute unter ihren Frauenzimmern, die ſich gegen die Gebühr zur Botſchafterin der Liebe dingen ließ. Es kam zu wechſelſeitigen Erklärungen, es wurden geheime Zuſammenkünfte unter vier Augen verabredet, die jedoch immer mißglückten: ein kleiner Umſtand zerſtörte jedesmal den Plan, welchen die Liebe entworfen hatte; entweder fand ich meine Prinzeſſin da nicht, wo ſie mich hinbeſchieden hatte, oder der Ort, wo ich ſie treffen ſollte, war mir unzugänglich. Dämon Eiferſucht hielt die ſchöne Griechin in ſo engem Gewahrſam, daß ich ihres Anblicks nie anders als im Angeſicht des ganzen Hofes genießen konnte. An dieſen Schwierigkeiten zerſchelleten, wie an einer ehernen Mauer, meine Hoffnungen und Wünſche, aber nicht die Leidenſchaft, welche als eine hungrige Wölfin immer gieriger wurde, je weniger ſie Nahrung ſand. Die lodernde Flamme verzehrte das Mark in meinen Gebeinen, die Wangen erbleichten, meine Lenden verdorreten, mein Gang wurde unſtet, denn die Kniee wankten wie ein leichtes Schilfrohr, das der Wind hin- und herbeuget. Bei all dieſem Ungemach fehlte mir ein treuer Freund, in deſſen verſchwiegenen Buſen ich meinen Kummer hätte ausſchütten können, und der zum mindeſten mit täuſchender Hoffnung meinen ermatteten Geiſt wieder belebt hätte.

Als ich nun ſo ſiech in meiner Herberge lag und mich des Lebens verziehen hatte, ließ mich der Fürſt durch ſeinen Leibarzt Theophraſt beſuchen, dem er die Sorge für meine Geneſung anbefohlen hatte. Ich reichte ihm die Hand, in Meinung, daß er den Puls prüfen wollte, er ſchüttelte ſie aber mit freundlichem Lächeln, ohne ſich um die Reizbarkeit meiner Nerven zu bekümmern, und ſprach: Vermeinet nicht, edler Ritter, daß ich gekommen bin, durch Salben und Latwergen eure Geneſung zu befördern nach Art unkundiger Aerzte, die auf den tauben Dunſt*) kuriren; eure Geſundheit iſt auf den Fittichen der Liebe entflohen, ſie kann auch nur auf denſelben zurückkehren. Ich verwunderte mich das, daß Meiſter Theophraſt ſo genauen Beſcheid um die

---

*) Auf gut Glück, auf Gerathewohl.

Geheimniſſe meines Herzens wußte, als wenn er's mit dem anatomiſchen Meſſer zerlegt hätte, und als ein Opferprieſter daraus wahrſagte. Alſo verhehlt' ich ihm nichts von dem, was er bereits wußte, und fügte noch gar trübſelig hinzu: Wie ſoll ich von der Liebe Geneſung hoffen, die mich tückiſch mit einem Bande umſchlungen hat, in welchem bereits der unauflösliche Knoten zugezogen iſt? Es bleibt mir nichts übrig, als mich in mein Schickſal zu ergeben und in der trüglichen Schlinge zu erſticken. Mit nichten, verſetzte er; Liebe ohne Hoffnung iſt freilich bittrer als der Tod; aber laßt eure Hoffnung darum nicht ſchwinden. Es begiebt ſich nichts neues unter der Sonne, was ſich aber ſchon begeben hat, das kann ſich auch wieder begeben. Der magre Tithon hatte ſich nicht träumen laſſen, daß er in dem Bette der Morgenröthe ſchlafen würde; dennoch hatte er ſich in den Armen der Göttin ſo abgeliebt, daß endlich ſeine ganze Korpulenz zur Schöpfung einer Heuſchrecke kaum hinreichte. Da der Hirtenknabe auf dem Berg Ida ſeinen Schaafen das dürre Gras hinunterſchalmeite, ahndete er nichts davon, daß er die ſchöne Spartanerin dem ſorgloſen Menelaus entreißen und als eine Liebesbeute davon führen würde; und was war der Ritter Anchiſes mehr als ihr? Dennoch erhielt er bei der ſchönſten der Göttinnen des Himmels über den rüſtigen Kriegsgott den Preis, und der ſterbliche Krieger ſtach den unſterblichen Feldherrn bei ihr aus. So philoſophirte mir der Arzt meinen Kummer aus dem Herzen heraus; die Worte ſeines Mundes gingen mir glatt ein, und war für mich mehr Würze und Heilkraft darin, als in den Büchſen der Apotheker. Bald nach meiner Geneſung trieb ich wieder das alte Spiel, und es gewann das Anſehen, als wenn mein Glück jetzt bei beßrer Laune ſey. Der Arzt Theophraſt wurde mein Buſenfreund, der Vertraute und Unterhändler meiner Liebe. Die ſchöne Zoe hinterging die Wachſamkeit ihrer Hüter, es gelang mir, die eherne Mauer der vormaligen Schwierigkeiten ohne Schwierigkeit zu überſpringen, und ich fand die ſo lang gewünſchte Gelegenheit, ſie unter vier Augen zu ſprechen in der Jasminlaube ihres Luſtgartens. Das Entzücken, welches ich fühlte, dem Ziele meiner Wünſche ſo nahe zu ſeyn, goß eine Wonne in meine Seele, die über alle ſterbliche Empfindungen hinausreicht. Ich ſtürzte ganz von Liebe begeiſtert zu ihren Füßen und ergriff ihre ſchwanenweiße Hand, die ich mit ſtummer Inbrunſt an die Lippen drückte, indem ich meinen Geiſt ſammlete, ihr das Geſtändniß der Liebe zu thun. Aber der ſchlaue Dynaſt hatte alle meine Schritte beobachtet, brütete ſchon lange über einem Baſilisken-Eye und ließ mich in die Falle eingehen, die er mit Hinterliſt mir zubereitet hatte. Eine Schaar von der Leibwache des Fürſten drang aus einem Hinterhalte hervor und riß mich gewaltſam aus den Armen der ſchönen Zoe, die ſie mit ängſtlicher Bewegung ausbreitete, mich in Schutz zu nehmen. Doch das Schrecken des fürchterlichen Ueberfalls bemächtigte ſich ihrer Sinnen bei dem Geklirr der Waffen, ihre Lebensgeiſter ſchwanden dahin, die Roſen ihrer Wangen erbleichten und ſie ſank mit einem ſtöhnenden Seufzer ohnmächtig auf einen Sopha zurück.

Ringsum vom Meer umfloſſen, liegt auf einem ſteilen Felſen ein feſter Thurm, von der Inſel nur einen Steinwurf entfernt, und allein durch eine mit Wache beſetzte Zugbrücke zugänglich. Im heidniſchen Zeitalter hatte hier die Freude gewohnt: dieſe Ruine war vormals ein berühmter Tempel geweſen, wo der Freudengeber Bacchus verehrt wurde*). Dieſen heidniſchen Greuel hatte die chriſtliche Liebe in einen Hungerthurm verwandelt, wo Heulen und Zähnklappen wohnte. Die unglücklichen Schlachtopfer der Despotenwuth fanden hier den unvermeidlichen Untergang. Ich wurde gezwungen, in dieſes ſchändliche Verließ auf einer endloſen Leiter hinabzuſteigen, welche, ſo bald mein Fuß den Abgrund berührt hatte, wieder zurückgenommen wurde. Egyptiſche Finſterniß herrſchte in dem tiefen Mordkeller und leichenhafter Geruch umnebelte meine Sinnen. Ich wurde bald inne, daß ich mich am Eingange des Reichs der Todten befand, denn ich ſtrauchelte bald an einem Beingerippe, bald an einem halbverweſeten Körper, da ich mir einen Platz zu meinem Sterbelager ausſuchte. Voll Verzweiflung bettete ich mich auf das harte Steinpflaſter und rief den Tod, daß er mich bald von den Qualen des Lebens befreien möchte; er ſchickte aber diesmal ſeinen Bruder den Schlaf, der mich eine Zeitlang meines Elends vergeſſen machte. Beim Erwachen ſah ich zu meiner Verwunderung eine Hellung in der Höhle, und als ich mich umſchauete was es ſey, erblickte ich eine brennende Ampel in der Mitte der Todtenkammer auf einem Henkelkorbe, der von oben an einer Schnur ſchien herabgelaſſen zu ſeyn. Ich unterſuchte, was darinnen ſey, und fand ihn mit allerlei Eßwaaren, nebſt einigen Flaſchen Chierwein beladen, und einen Oelkrug, das Licht zu unterhalten. Ob mir nun gleich die Lampe alle Schreckniſſe des ſchauervollen Kerkers verſichtbarte, ſo bekämpfte doch die Empfindung des Hungers bald die des Ekels; ich ſchob flugs einige Beingerippe zuſammen und bereitete mir daraus einen Tiſch und Seſſel, ſetzte mich zum Korbe und that eine Mahlzeit wie ein Todtengräber, der vor dem Frühſtück ein Grab ausgeworfen hat.

---

*) Nach Tourneforts Zeugniß iſt das Thor des Tempels noch zu ſehen, wie auch die Kanäle, wodurch der Wein in gewiſſe Behältniſſe pflegte gebracht zu werden.

Nach einigen Tagen, wie mich bedünkte, denn die Zeit hatte in dem unterirdiſchen Käfig bleierne Flügel, vernahm ich über mir ein Getöſe, die Leiter mit den zahlloſen Sproſſen rollte herab, ich ſahe einen Mann daran heruntergleiten, den ich entweder für einen Unglückskameraden oder für einen Schergen hielt. Meine Freude war meiner Verwunderung gleich, da ich den Arzt Theophraſt erkannte, deſſen Stimme mir in der Todtengruft ſo lieblich in die Ohren tönte, als der Schall der letzten Poſaune, welcher die Todten aus den Gräbern hervorrufen wird. Freund Theophraſt umarmte mich herzlich und that mir die Abſicht ſeiner Botſchaft kund, indem er mir gebot, ihm zu folgen. Er ſprach ganz lakoniſch und verweilte unten nicht lange, weil ihm die mephitiſche Luft in dem Höllenſchlunde nicht behagen mochte. Vermuthlich war ich der erſte, deſſen Fußtapfen aus der Höhle des Löwen rückwärts gingen. Unter der Geleitſchaft meines guten Engels gelangte ich in ſeiner Wohnung an, wo er mir das Geheimniß meiner wunderbaren Befreiung eröffnete. Danket eurem Schickſal und der Macht der Liebe, ſprach er, daß ihr diesmal dem ſchmählichen Hungertode entronnen ſeyd. Fliehet eilig aus dem Zauberkreiſe der Cykladen, bevor euch der Ausgang aus dieſem gefahrvollen Labyrinth auf ewig verſchloſſen wird. Ein eiferſüchtiger Fürſt iſt mehr denn Argus und Briareus; er hat hundert Augen, euch zu beobachten, und hundert Hände, euch zu greifen. Zeno iſt der verliebteſte Ehemann, aber der rachgierigſte Feind; in ſeinen Adern fließt Tigerblut, doch die Feſſeln der Liebe hemmen ſeinen wüthigen Sinn; darum rächt er Amors Schalkheiten ſtreng an den Paladins der ſchönen Zoe, aber nie an ihr. Euer Loos würde das nämliche eurer Vorgänger im Thurm geweſen ſeyn, wenn ſie nicht für euch mehr empfunden hätte, als für alle übrigen, die für ſie ausgelitten und ausgehungert haben. Sie erbot ſich, ihre Unſchuld und ihre Tugend durch die Feuerprobe zu erhärten, und verlangte dreiſt eure Befreiung aus dem Mordkeller. Wie ihr aber der Fürſt dieſe ziemliche Bitte auf eine ſchnöde Art verſagte, ging ſie mit trauriger Gebehrde von ihm, und gelobte ſich mit einem theuren Eide, von Stund an keine Speiſe mehr anzurühren, um mit euch, Herr Ritter, gleiches Todes zu ſterben. Das ließ ſich der hartherzige Gemahl wenig anfechten und zog auf die Jagd; ſie benutzte ſeine Abweſenheit, die Thurmwache zu beſtechen, und euch mit Speiſe nach Nothdurft verſorgen zu laſſen, ob ſie gleich ſelbſt, ihrem Gelübde getreu, ſich aller Nahrung enthielt. Nach drei Tagen wurde dem Fürſten angeſagt, daß die lederfarbene Bleichſucht an den Roſenwangen ſeiner Gemahlin zehre und die Fackel des Lebens in ihren himmliſchen Augen zu erlöſchen beginne. Das bekümmerte ihn in der Seele, er flog reumüthig zu ihren Füßen, und beſchwor ſie, von dem Entſchluſſe abzuſtehen, ihre Schönheit zu vernichten und aus der Welt zu ſcheiden. Er gewährte ihr die Bitte um euer Leben, doch mit dem Beding, daß ihr aus Naxos auswandern ſollt, wie Vater Adam aus dem Paradies, ohne jemals die Rückkehr zu verſuchen. Der Fürſt befahl mir die Geſundheitspflege der ſchönen Zoe, und ſie die Sorge für eure Befreiung an. Alſo rüſtet euch zum ſchleunigen Abzug; es liegt ein Schiff bereit nach dem Helleſpont, das euch ſicher an's feſte Land bringen wird.

Als er ſeine Rede geendet hatte, umhalſete ich den biedern Arzt und dankte ihm meine Errettung mit freundlichen Worten. Aber der Abſchied von Naxos lag mir gleichwohl ſchwer auf dem Herzen. Die Reize der ſchönen Zoe hatten mich ſo bezaubert, daß es mir leichter ſchien, aus dem Leben, als von ihr zu ſcheiden. Freund, ſprach ich, eure letzten Worte ſind mir eine Botſchaft des Todes. Habt ihr mich nicht ſelbſt belehrt, Liebe ohne Hoffnung ſey bittrer als der Tod? Hättet ihr mich immer in dem Hungerthurme verſchmachten laſſen, ſo wär' ich dieſes elenden Lebens quitt, das mir zur Qual wird, wenn ich meine Buhlſchaft auf ewig meiden ſoll. Laßt mich eines ehrlichen und ritter=

lichen Todes ſterben. Sagt dem Fürſten unverhohlen, daß ich die ſchöne Zoe zur Dame meines Herzens erkohren habe, und bereit bin, das durch einen ritterlichen Kampf auf Tod und Leben zu erhärten. Und weil ich ſie doch nimmer zur Beute erlangen kann, will ich um ſie gegen ſeine Ritterſchaft kämpfen, bis ich erliege unter dem Waffenkampf, damit ſie mir im Verborgnen ein mildes Zährlein weine. Freund Theophraſt ſchüttelte ſein ehrwürdiges Haupt, und lächelte mich an, wie ein Arzt den Kranken anlächelt, dem die Fiberhitze das Hirn verwirrt. Euer Beginnen iſt Thorheit, erwiederte er; ein wackrer Rittersmann muß nicht kämpfen, um überwunden zu werden, ſondern obzuſiegen und Lob und Ehre dadurch zu erringen. Ueberdem dünkt mich, werde der Fürſt eure angebotene Fehde nicht nach den Geſetzen der Ritterſchaft, ſondern der Eiferſucht richten, und euch ohne Zeitverluſt wieder nach dem Vorhof des Orkus ſchicken. Dieweil aber Liebe mächtiger iſt als der Tod, und ich vermerke, daß eure Leidenſchaft über die Vernunft ſiegt, und daher nichts von der ſchönen Zoe euch abwendig machen kann: will ich abermal einen Tropfen von dem Lebensthau der Hoffnung in euer Herz träufeln, der euch zwar nicht heilen, aber doch erquicken wird. Vernehmet ein Geheimniß, das nur wenig Weltweiſen offenbar iſt, und welches mir nicht Lohn noch Gewinn entreißen würde, wenn nicht Freundſchaft und Mitleid mit eurem Zuſtande das Siegel der Verſchwiegenheit löſete. Die von euch angebetete Zoe ſtammt, wie mehrere unſerer griechiſchen und andere Schönheiten aus allerlei Nationen, von der Sippſchaft der Feen ab, und nur zur Halbſcheid aus ſterblichem Geblüt. Die alten Volksſagen von einem Göttergeſchlecht, das ehemals in Griechenland hauſete, ſind kein Traum der Phantaſie, obwohl die Poeten viel Fabelei und Lügen drein gemengt haben, daß Wahrheit und Irrthum nun ſchwerer von einander zu ſcheiden iſt, als reines Silber, wenn es ſich mit Spießglas verſchlackt hat; gleichwohl iſt das Silber in der Schlacke enthalten und dem Verſtändigen kennbar. Jenes Göttergeſchlecht iſt nichts anders als eine Gattung ätheriſcher Luftgeiſter, welche die oberen Regionen der Luftſphäre, das iſt den Olymp, bewohnen; ſie ſind das nächſte Glied in der ausgeſpannten Kette der Geſchöpfe aufwärts, das ſich an die Menſchheit anſchlingt. Sie lebten mit den Menſchen vormals in traulicher Einigung und ſichtbarer Gemeinſchaft, gatteten ſich mit den Adamskindern und ihre Nachkommenſchaft hat ſich noch bis auf dieſen Tag in der Unterwelt erhalten. Der ſchalkhafte Schwan, der die unbeſorgte Leda im einſamen Bade berückte und hinterher den Donnerer ſpielte, war nichts anders als ein ſolcher Genius, welcher ſeine weibliche Nachkommenſchaft mit der Gabe ausgeſteuert hat, unter gewiſſen Umſtänden und zu gewiſſen Abſichten die Schwanengeſtalt ihres Ahnherren nachzuahmen. Aus dem Schooße unſrer mütterlichen Erde quillen in den drei bekannten Welttheilen*) drei Brünnlein hervor, welche den Luftgeiſtern dienen, ſich darin abzukühlen; zugleich iſt ihnen die Eigenſchaft verliehen, den reizenden Bewohnerinnen der obern Regionen, die wir unter dem Namen der Feen kennen, und welche die Vorwelt als Göttinnen des Himmels ehrte, ihre jugendliche Geſtalt und Schönheit zu erhalten. Eben dieſe Kraft und Wirkung äußern dieſe Quellen an allen ſterblichen Schönen, die ihre Abkunft von einem Genius oder einer Fee herleiten können, wenn ſie jährlich einmal zur Zeit der Sonnenwende darin baden. Weil jedoch dieſe Brünnlein in fernen Landen anzutreffen ſind, und nur dem Zweige der Abkömmlinge aus dem Feenadel, der aus dem Schwanengeſchlecht der Mutter Leda ſproßt, Schwingen zum Flug verliehen ſind, ſo können ſich wenige ihres Erbgutes erfreuen, und die mehreſten welken, nach dem gemeinen Loos der Adamstöchter, als ſterbliche Blumen dahin.

So wunderbar es euch auch vorkommen mag, edler Ritter, ſo gewiß iſt es, daß die Geſchlechtstafel der ſchönen Zoe bis zu den Eyern der Leda hinaufgehet. Der ſicherſte Beweis davon iſt, daß ſie alle Jahr einmal zum Schwane wird, oder, wie ſie zu reden pflegt, ihr Schwanenkleid anlegt; denn Ledens Töchter machen nicht, wie die übrigen Menſchenkinder, nackend ihren Eintritt in die Welt, ſondern bedeckten ihren zarten Leib mit einem luftigen Gewand, aus verdichteten Lichtſtrahlen des Aethers gewebt, welches ſich nach dem Maße ihres Wachsthums ausdehnet, und nicht nur alle Eigenſchaften der reinſten Feuerluft beſitzt, die irdiſche Körperſchwere zu überwinden nnd mit leichtem Flug bis an die Wolken zu erheben, ſondern auch noch überdies der Beſitzerin die Schwanengeſtalt mittheilt, ſo lange ſie damit bekleidet iſt. Die jährliche Reiſe in's Schönheitsbad erfordert eine Zeit von neun Tagen, und wenn dieſe Wallfahrt nicht verhindert oder unterlaſſen wird, ſo gewähret ſie der weiblichen Eitelkeit den ſonſt unerreichbaren Lieblingswunſch des immerwährenden Genuſſes der Schönheit und Jugend.

---

*) Zur Zeit, da Vater Benno lebte, kannte man nur drei Theile der alten Welt, der vierte war noch nicht entdeckt.

Verdreußt es euch nun nicht, den fernen Weg zu ziehen und euch an einem dieſer wunderbaren Brunnen zu lagern, um der ſchönen Zoe das Geſtändniß der Liebe zu thun, das ſie auf Naxos ſchwerlich von euch anhören würde, ſo will ich euch anzeigen, wo ihr dieſelben zu ſuchen habt. Die erſte dieſer Brunnquellen iſt gelegen im Reich Habiſſinia tief in Afrika, und beſteht aus den berühmten Quellen des Nilfluſſes; die zwote iſt ein grundloſer Waſſerpfuhl am Fuß des Gebirges Ararat in Aſia, welcher die Waſſerfluth des Weinerfinders in ſich verſchlungen hat; und die dritte quillt in Europa im Reich Germania, da wo die Wurzel der Sudeten gegen Weſten in's ebenere Land ausläuft; ſie ſammlet ihr Gewäſſer in einen Weiher, welcher in einem anmuthigen Thale liegt, von des Landes Eingebornen das Schwanenfeld genannt. Dieſen Weiher pflegt Zoe am öfterſten zu beſuchen, denn er iſt ihr am nächſten gelegen; es wird euch auch nicht ſchwer fallen, die magiſchen Schwäne von den natürlichen durch eine Federkrone auf dem Haupte zu unterſcheiden. Wenn ihr nun auf der Lauer ſtehet in der frühen Morgenſtunde, ehe die Strahlen der aufgehenden Sonne das Waſſer berühren, oder des Abends, da ſie eben zu Rüſte gegangen iſt und ihr erbleichendes Licht den weſtlichen Himmel noch röthet, ſo habt wohl Acht, ob Schwäne ziehen. Wenn ihr wahrnehmet, daß ſie ſich auf's Waſſer oder in den Schilf herablaſſen, ſo werdet ihr bald darauf im Weiher anſtatt der Schwäne badende Nymphen erblicken, und euer Scharfblick wird euch leicht entdecken, ob eure Geliebte dabei ſey, oder ob ſie ſich nicht in der Geſellſchaft ihrer Baſen befindet. Iſt euch das Glück günſtig, ſie euch entgegen zu führen, ſo zaudert nicht, ihres Schleiers und der Krone, die ihr am Ufer finden werdet, euch zu bemächtigen; dadurch kommt ſie in eure Gewalt und kann ohne dieſes Flügelkleid nicht mehr entfliehen. Was ihr dann ferner zu thun habt, wird euch die Liebe eingeben.

Freund Theophraſt ſchwieg und ich verwunderte mich höchlich über ſeine Rede, wußte nicht, ob ich ſeinen Worten Glauben geben oder ihn Lügen ſtrafen ſollte, daß er mich durch ein Mährchen äffen wollte. Er betheuerte mir aber mit einem hohen Eidſchwur und einer zuverſichtlichen trugloſen Miene, die mir glaubwürdiger ſchien, als ein körperlicher Eid, daß ſich die Sache in der That alſo verhalte. Nachdem ich eine Zeitlang geſchwiegen hatte, ſprach ich mit vollem Vertrauen auf ſeine Worte: Wohlan Freund, geleitet mich alsbald auf das Schiff; ich will das Abenteuer beſtehen, davon ihr mir ſaget, will die Welt durchlaufen wie der ewig laufende Jud', bis ich gelange zu einem der Brünnlein, an welchem ich das Ziel meiner Wünſche zu finden vermeine. Drauf ſchiffte ich durch den Helleſpont gen Konſtantinopel, nahm daſelbſt ein Pilgerkleid und zog, in Geſellſchaft einiger wallfahrtenden Brüder, die aus dem heiligen Lande zurückkamen, ſo ſchier ich immer konnte, den Sudeten zu, in welchen ich lange Zeit herumirrte, bis mir der ſehnlich geſuchte Schwanenteich verkundſchaftet wurde. In deſſen Angeſicht erbauete ich unter der heuchleriſchen Hülle der Andacht dieſe Einſiedelei, die bald von frommen Seelen beſucht wurde, weil jedermann mich für einen Heiligen hielt und himmliſchen Troſt von mir begehrte, der ich inwendig doch nur fleiſchliche Gefühle hegte: denn meine Gedanken und Begierden trachteten mit Ungeſtüm nach dem Anblick der geliebten Schwanengeſtalt.

Bald nachher, als ich mich hier wohnhaft niedergelaſſen hatte, errichtete ich dort jene Schilfhütte, daraus im Verborgenen zu beſtimmter Zeit nach den Badegäſten zu glotzen, und wurde inne, daß mich der Arzt Theophraſt nicht mit Lügen berichtet hatte. Um die Zeit der ſömmerlichen Sonnenwende ſah ich bald mehr, bald weniger Schwäne auf dem Weiher anlangen, die zum Theil ihre natürliche Geſtalt behielten, theils, wenn ſie das Waſſer berührten, in liebliche Dirnen ſich umgeſtalteten; doch meine Geliebte konnte ich darunter nicht anſichtig werden. Drei Sommer harrete ich vergebens unter ungeduldiger Hoffnung aus, die mich täuſchte. Der vierte kam, ich ſpekulirte fleißig aus meinem Hinterhalt hervor, hörte eines Tages in der Morgendämmerung Fittiche über mir rauſchen, und erblickte bald darauf badende Nymphen im Weiher, welche mit großer Unbefangenheit im Waſſer ſcherzten, ohne zu wähnen, daß ſie von den Augen eines Spähers belauſcht würden. Indem der Tag begann, ſah ich mit Entzücken die

Geſtalt der ſchönen Zoe vor mir ſchweben; das Herz ſchlug laut in meiner Bruſt, aber der Taumel der Leidenſchaft bemächtigte ſich meiner ganzen Seele dermaßen, daß ich Freund Theophraſts guter Lehren ganz darüber vergaß. Anſtatt des Beſitzes der reizenden Buhlſchaft durch das ſichere Unterpfand ihres Flugſchleiers mich zu verſichern, trieb mich die ungeſtüme Freude aus der Rohrwarte hervor, ich erhob meine Stimme laut und rief: Zoe von Naros, Leben meiner Seele, erkennet den wälſchen Ritter in mir, weiland euren getreuen Paladin, an welchen die Liebe euer Geheimniß verrathen, und ihn angetrieben hat, euer hier zu harren am Schönheitsquell! Die verſchämte Badegeſellſchaft befiel groß Schrecken bei dieſer Ueberraſchung, ſie erhoben lautes Geſchrei, ſchöpften mit der hohlen Hand das Waſſer aus dem Weiher und goſſen mir einen Platzregen entgegen, meine verwegenen Augen damit zu blenden. Ich aber befahrte mich eines Aergern von dieſem Benehmen, dachte an Aktäons Schickſal und wich etwas ſcheu zurück; indeß ſchlüpften ſie in das Schilfrohr und verbargen ſich. Kurz darauf ſah ich ſieben Schwäne auffliegen, die ſich hoch in die Luft empor ſchwangen und meinen Augen entſchwanden. Nun bedacht' ich erſt mein thörichtes Beginnen, gebehrdete mich als ein Unſinniger, zerriß mein Kleid, raufte mir die Haare aus, zerzauſte den Bart und jammerte ſehr, bis ſich mein wüthiger Sinn verkühlt hatte und in ermattender Schwermuth ſich verlor. Ich ſchlich tiefſinnig zurück nach meiner Klauſe, und nahm den Weg über den Platz, wo der Schilfhütte gegenüber die Schwäne ſich aufgeſchwungen hatten. Da fand ich den Morgenthau vom Graſe abgeſtreift und einen Fußtapfen im feuchten Sande, der mir Zoens niedlichen Fuß abzubilden ſchien; dabei lag ein Päcktlein zuſammen gewickelt, welches ich behend ergriff. Als ich's von einander ſchlug, war's ein weiblicher Handſchuh von feiner weißer Seide, der ſich an keine andere als an Zoens zarte Hand paſſen konnte; daraus fiel ein Fingerreif hervor, mit einem hellfunkelnden Rubin geſchmückt, der als ein Herz geſtaltet war. Von dieſem, allem Anſchein nach abſichtlichen Hinterlaß machte ich mir die günſtigſte Erklärung; ich vermuthete, Zoe habe mit dieſem Geſchenke ſagen wollen, ſie hinterlaſſe mit ihr Herz, ſie ſey nicht unempfindlich gegen mich, und ob ſie gleich jetzt Wohlſtands halber von ihrer Geſellſchaft ſich nicht habe trennen dürfen, ſo werde ſie doch bald möglichſt ohne Geleitſchaft zum Schwanenteich zurückkehren, um meine Wünſche zu erhören.

Mit dieſem Gedanken tröſtete ich mich ein, zwei und mehrere Jahre, harrete, ohne daß meine Geduld ermüdete, des ſo ſehnlich gewünſchten Schwanenbeſuchs; aber ſie waren durch meine Unbedachtſamkeit gleichſam vom Weiher weggebannt. In der Folge fanden ſich doch einige wieder ein. Dadurch lebte meine Hoffnung von neuem auf, ich belauſchte ſie fleißig und genoß zuweilen des Anblicks himmliſcher Geſtalten, ohne daß ſie auf meine Sinne einigen Eindruck machten: denn ich hatte keine Augen als für die reizende Zoe allein, die ich doch nie wieder erblickte. Indeſſen bewahre ich den Ring in meinem Schatzkäſtlein als eine Reliquie, und das Andenken der zarten Buhlſchaft in meinem Herzen als ein Heiligthum. An dem Platz, wo ich den Fund that, pflanzte ich einen Roſenſtrauch und viel Liebſtöckel, auch Mannstreu und Vergißmeinnicht rings umher. Unter der täuſchenden Hoffnung der Wiederkehr meiner Herzgeliebten hat die Zeit meinen Rücken gekrümmt und tiefe Furchen über die Stirn gezogen. Gleichwohl vergnügt mich die Ankunft der Schwäne noch immer auf dieſem Weiher, indem ſie mich des Abenteuers meiner Jugend und des angenehmſten Traums meines Lebens erinnert. Wenn ich nun am Rande meiner irdiſchen Wallfahrt einen ernſten Blick auf die Vergangenheit werfe, merk' ich zwar mit einem gewiſſen Mißbehagen, daß ich mein Leben verſchleudert habe, wie ein reicher Praſſer ſein Erbgut, ohne Frucht und Genuß; es iſt dahin geſchwunden wie ein Traumgeſicht in einer langen Winternacht, davon ſich die Phantaſie nicht loswinden kann, und das beim Erwachen mehr körperliche Ermattung als

Erquickung hinterläßt: doch tröſt' ich mich mit der Erfahrung, daß es das gewöhnliche Loos der Sterblichen iſt, ihr Leben zu verträumen, einer Phantaſie, einer leeren Grille den beſten Theil deſſelben aufzuopfern und ihre ganze Thätigkeit darauf zu ſteuern. Alle Schwärmerei und Herzenspoeterei, ſie ſey auf's Irdiſche oder Himmliſche geſtellt, iſt eitel Tand und Thorheit, und eine fromme Grille iſt keinen Deut mehr werth als eine verliebte. Alle in ſich gekehrte Menſchen, ſie ſeyen in Klauſen oder Zellen eingeſperrt, wenn ſie auch für Heilige gelten; oder ſie mögen in Wäldern und Feldern umherirren, in den Mond ſchauen, ausgezupfte Blumen und Grashalmen trübſinnig in einen vorbei rauſchenden Fluß werfen, und als Märtyrer einer Leidenſchaft, unter dem Namen der Dulder und Dulderinnen, den Felſen und Waſſerbächen oder dem traulichen Monde ihre Elegien vorſeufzen, ſind unſinnige Träumer. Denn der Kontemplationsgeiſt, er ſey von welcher Art und Natur er wolle, wenn er nicht hinter dem Ackerpfluge herwandelt, oder mit der Hippe und dem Spaten ſich vereinbart, iſt das elendeſte Poſſenſpiel des menſchlichen Lebens. Daß ich junge Fruchtbäume geimpft, Traubengeländer angepflanzt und Zuckermelonen gebaut habe, manchen ermatteten Wandrer damit zu erquicken, iſt traun ein verdienſtlicher Werk geweſen, als alles Faſten und Beten und alle die Bußübungen, die meine Andacht in Ruf brachten; iſt auch mehr werth als der Roman meines Lebens. Darum, fuhr Vater Benno gegen ſeinen lieben Getreuen, den horchſamen Friedbert fort, darum will ich nicht, daß du als ein rüſtiger Jüngling dein Leben in dieſer Einöde verträumen ſollſt. Die kurze Zeit, die mir übrig iſt, magſt du noch bei mir ausharren; aber wenn du mir den letzten Dienſt erwieſen und meine Gebeine in das Grab gelegt haſt, das ich mir vor langen Jahren aus Gleißnerei unter jenem Sandfelſen aushölte, ſollſt du in die Welt zurückkehren und als ein thätiger Mann im Schweiß deines Angeſichts dein Brod gewinnen, für eine liebevolle Gattin und das aufblühende Geſchlecht deiner Söhne und Töchter um deinen Tiſch her. Der Raub der Sabinerinnen iſt ehemals den Römern zu gutem Glück gediehen; willſt du, ſo magſt du den Verſuch machen, ob dir das Glück wohl will, ein Liebchen aus dem Feengeſchlecht hier an dieſem Weiher zu erhaſchen, die, wenn ſie die Liebe bezähmet, gern bei dir wohnen wird. Wofern aber eine frühere Flamme ihr Herz ergriffen hätte, daß ſie dich nicht liebgewinnen möchte, ſo laß den Schmetterling davon fliegen, daß dich nicht ein Satansengel in freudenloſer Ehe quäle.

Der Morgen dämmerte bereits am ſtillen Horizont herauf, da der geſprächſame Greis ſeine wunderbare Geſchichte mit dieſer Nutzanwendung beſchloß, und ſich auf ſein Lager ſtreckte, von dürrem Laube zubereitet, der ſo lang entbehrten Ruhe zu pflegen. Doch in Friedberts Hirn ſchwammen eine Menge Ideen ſo bunt und kraus durch einander, daß ihm kein Schlaf in die Augen kam. Er ſetzte ſich außen vor den Eingang der Einſiedelei, blickte der aufgehenden Sonne entgegen, und ſahe jede über ſeinem Haupte ſchwirrende Schwalbe für einen Schwan an, auf den er Jagd zu machen entſchloſſen war. Nach einigen Mondenwechſeln ſchlummerte Vater Benno in's ruhige Grab hinüber und wurde von ſeinem Pflegling zur Erde beſtattet, unter großer Wehklage aller frommen Seelen im Erzgebirge, die den Verluſt ihres himmliſchen Anwalds herzlich betrauerten und nach ſeinem Grabe wallfahrteten, welches dem Erben des Abgeſchiedenen guten Erwerb brachte. Die fromme Einfalt der Leidtragenden begehrte aus dem Nachlaß des heiligen Mannes Reliquien; der Erbnehmer unterließ auch nicht, gegen klingende Münze ſie damit zu verſorgen: er zerſtückte einen alten Eremitenrock, und ſpendete davon allen, die den heiligen Trödelmarkt beſuchten, kleine Fragmente aus. Wie er ſah, daß der Handel gut von Statten ging, erwachte in ihm der Kaufmannsgeiſt; er ſpekulirte noch auf einen andern Artikel, der nicht minder ergiebig war, zerſplitterte den weißdornen Stab ſeines Meiſters in dünne Späne, die für's Zahnweh helfen ſollten, wenn ſie als Zahnſtocher gebraucht würden; und weil's ihm nicht an Materialien dazu gebrach, würde er die ganze Chriſtenheit mit wunderthätigen Zahnſtochern verlegt haben, wenn er Abnehmer gefunden hätte. Mit der Zeit verminderte ſich der Zulauf, und die Einſiedlerwohnung wurde zu einer wahren Einſiedelei. Deſto beſſer für den Beſitzer derſelben, der nun ſeinen romantiſchen Ideen ganz ungeſtört nachhangen konnte. Er ſahe mit Vergnügen, wie die wachſenden Tage die Nächte zuſammendrängten und die Sonne ſich ſeinem Scheitel nahete. Um die Zeit der Sonnenwende ging er fleißig auf die Teichſchau, verſteckte ſich in der Morgen- und Abendſtunde in die lauerſame Schilfhütte und machte am Vorabend St. Albani die ſo ſehnlich gewünſchte Entdeckung. Drei Schwäne kamen gezogen von Süden her, mit majeſtätiſchem Schwunge, umkreiſeten dreimal den Weiher hoch in der Luft, gleichſam um zu ſchauen, ob alles ſicher ſey; dann ſenkten ſie ſich allmählig in den Schilf herab, und bald darauf gingen drei liebliche Dirnen daraus hervor, die ſich wie die Huldgöttinnen mit den Armen ſanft umſchlungen hatten, und die herrlichſte Gruppe bildeten, die je einem ſterblichen Auge vorgeſchwebt hat. Sie ſcherzten und wogeten ſich auf den kryſtallenen Fluthen, koſeten mit einander in guter Ruh, und ließen aus ihrem melodiſchen Munde ein frohes Lied ertönen. Der Laurer ſtand da in [illegible] Entzücken verſchwebt,

Univ.-Bibl.
München

ohne Bewegung wie eine Marmorſäule, und es fehlte wenig, ſo hätte er den günſtigen Augenblick, eine Beute zu erhaſchen, ungenutzt verloren. Zum Glück ermannete ſich noch ſeine Beſinnungskraft und riß ihn gerade zur rechten Zeit aus der zaubervollen Erſtaſe. Er ſputete ſich, ſeinen Standort zu verlaßen, ſchlich ſich unbemerkt durch das Geſträuch an den Platz, wo die Schwanengeſellſchaft ihre ätheriſche Garderobe am Strande verwahret hatte. Er fand drei jungfräuliche Schleier in's Gras gebreitet, von einem unbekannten Gewebe, feiner als Spinngewebe und weißer als friſchgefallener Schnee. Der obere Zipfel derſelben war durch eine kleine goldene Krone gezogen und oberhalb in Buffen zuſammengefaltet, daß ſie gleichſam einen Federbuſch bildeten. Daneben lagen noch Unterkleider aus ſtärkerm Stoff, meergrün und leibfarben, dem Anſchein nach von perſiſcher Seide. Mit gieriger Hand ergriff der kecke Räuber den erſten beſten Schleier und eilte freudenvoll mit dieſer Beute ſeiner Wohnung zu, voll ungeduldiger Erwartung, was ihm ſein Glück für ein Loos würde beſcheert haben.

So bald er ſeinen Schatz einem eiſernen Kaſten anvertrauet hatte, ſetzte er ſich außen vor den Eingang der Felſengrotte auf eine Raſenbank, wie ein römiſcher Augur den Vogelflug zu beobachten und daraus ſein Schickſal ſich zu prophezeihen. Der Abendſtern fing eben an zu funkeln, und gleich nachher erhoben ſich zwei Schwäne mit ſcheuem Flug empor, und eilten davon, wie von einem Raubthier aufgeſcheucht. Da fing's an in ſeinem Herzen zu arbeiten, die Freude hüpfte in jeder Ader, zückte und ruckte an jeder Senne. Die Neubegier trieb ihn nach dem Weiher, die Beſonnenheit führte ihn in die Grotte zurück. Nach langem Kampfe behielt die Ueberlegung, welches bei der Liebe ein ſeltener Fall iſt, endlich die Oberhand. Der ſchlaue Wicht meinte, es ſey rathſam und der Sache förderlich, den Schalk zu verbergen, und wenigſtens immer klüger, den Heuchler, als den Räuber zu ſpielen. Er zündete flugs ſeine Lampe an, deren Schimmer, wie er mit Wahrſcheinlichkeit vermuthete, den ſchönen Nachtvogel herbeilocken würde, nahm ſeinen Roſenkranz zur Hand, ſetzte ſich in die Poſitur eines Andächtlers und ließ ein Korn vom Paternoſter nach dem andern durch die Finger fallen; dabei horchte er ſcharf auf, ob ſich von außen was regen würde.

Die Liſt glückte. Er hörte ein leiſes Geräuſch, gleich einem ſchüchternen Fußtritt im Sande, der ſich zu verrathen ſcheut. Der ſchalkhafte Klausner verdoppelte ſeine ſcheinbare Andacht, da er bemerkte, daß er beobachtet wurde, endigte doch ſolche bald hernach, erhob ſich von dem Betſchemel und blickte ſeitwärts um. Da ſtand ſie da, die ſchöne Gefangene, im reinſten weiblichen Harm, mit dem Ausdruck der höchſten Schmerzensgefühle und ſanftverſchämter ſtiller Schöne. Bei dieſem Anblick ſchmolz dem empfindſamen Friedbert das Herz in ſüßer Zärtlichkeit dahin, wie ein Tropfen Wachs von der Flamme der Kerze. Der Ausdruck ihres Kummers war ſo unnachahmlich ſchön, daß ihn keine unſrer romantiſchen Dulderinnen würde nachzukünſteln wiſſen. Sie eröffnete ihren holdſeligen Mund mit ängſtlich bittender Gebehrde; der jugendliche Eremit vernahm eine melodiſche Stimme, die ſeinem Ohr ſchmeichelte, ohne ein Wort von ihrer Rede zu verſtehn; denn die Sprache der Jungfrau war ihm fremd. Indeſſen errieth er leicht den Inhalt der Worte, die wahrſcheinlich eine ängſtliche Bitte um die Zurückgabe des geraubten Schleiers enthielten. Allein der Schalk mißverſtand mit Vorbedacht ihre Gebehrde, und bemühte ſich nur, ihr begreiflich zu machen, ſie habe für ihre Tugend in dieſem frommen Zufluchtsorte nichts zu fürchten. Er zeigte ihr in einer abgeſonderten Felſenkammer ein reinlich zubereitetes Nachtlager, trug ihr die niedlichſten Früchte und Zuckerwerk auf und that alles, was ihm ſeine Eremitenpolitik eingab, ihr Vertrauen zu erwerben. Doch die berückte Schöne ſchien darauf nicht zu achten; ſie ſetzte ſich in einen Winkel, überließ ſich ganz ihrer tiefen Betrübniß, rang und wand die Lilienhände, weinte und ſchluchzete ohne Aufhören, welches der fromme Friedbert ſich alſo zu Herzen geben ließ, daß er ſich der Thränen gleichfalls nicht erwehren konnte, und in dieſem weinerlichen Schauſpiele ſeine Rolle ſo zu ſeinem Vortheil ſpielte, daß die ſchöne Ausländerin aus dieſer gutmüthigen Mitempfindung ihrer Leiden einigen Troſt ſchöpfte, den theilnehmenden Menſchenfreund von dem Verdachte des Schleierraubes freiſprach und in ihrem Herzen ihn deswegen um Verzeihung bat. Sie wünſchte nur ein Mittel zu erfinden, den frommen Gaſtfreund der Urſache ihres Kummers zu verſtändigen, da dieſer gar nicht zu errathen ſchien, was ſie eigentlich quäle.

Die erſte Nacht verging in der Einſiedlergrotte ſehr traurig; aber der Morgenröthe iſt von jeher die Gabe verliehen geweſen, mit ihrem Roſenfinger die nächtlichen Thränen der Leidenden abzuwiſchen. Friedbert verrichtete bei Aufgang der Sonne ſeine gewöhnliche Andacht, welches der ſchönen Fremden wohlgefiel. Sie ließ ſich bereden, etwas von dem aufgetragenen Frühſtück zu koſten; nachher ging ſie hinaus, nochmals am Ufer des Weihers den verlornen Schleier aufzuſuchen, denn jetzt wähnte ſie, ein muthwilliger Zephyr habe mit dem leichten Gewebe Schäkerei getrieben und es irgend in's Geſträuche verwehet. Der dienſtfertige Friedbert begleitete ſie und half ihr treulich ſuchen, ob er wohl wußte, daß das vergebene Mühe war. Der mißlungene Verſuch trübte zwar wieder die Stirn der zarten Jungfrau, aber in ihren Adern floß leichtes ätheriſches

Blut, der Gram ſchlug in ihrem Herzen ſo wenig tiefe Wurzel, als der Nachtſchatten im Flugſande. Sie fand ſich nach und nach in ihr Schickſal, ihr trübes Auge heiterte ſich auf wie im Abendglanze die Wolken ſpielen, ſie gewöhnte ſich an den Geſellſchafter ihrer Einſamkeit, und der Blick ihrer Augen ruhete zuweilen mit Wohlbehagen auf ſeinen blühenden Wangen. Alles das bemerkte der lauerſame Klausner mit innigem Vergnügen, beeiferte ſich nur deſto mehr, dieſe günſtigen Aſpekten zu nutzen und durch tauſend kleine Aufmerſamkeiten ſeinen Vortheil zu befördern. Die Liebe hatte ſein Gefühl alſo verfeinert und ihm einen ſo ſcharfen Tiefblick in das weibliche Herz verliehen, daß ſein ſchlichter flacher Schwabenſinn ganz ſchien umgeſchaffen zu ſeyn. Eben dieſe erfinderiſche Liebe gab dem Klausnerpaar eine zwar ſehr lakoniſche, doch ausdrucksvolle Sprache ein, daß ſie ſich ſo verſtändlich wie Inkle und Yariko *) mit einander beſprechen konnten.

Friedbert hatte lange den Wunſch gehegt, zu erfahren, aus welcher Zunge, aus welchem Volk und Geſchlecht die ſchöne Unbekannte abſtamme, ingleichen in welchem Stande ſie geboren ſey, um zu prüfen, ob die Liebe gleich und gleich gepaaret habe. Als ein unwiſſender Laie wußte er freilich nicht, daß

---

*) S. eine Erzählung dieſes Namens in Gellert's Fabeln und Erzählungen.

der kleine Mund der lieblichen Dirne griechiſche Worte rundete; für ihn war jede Mundart, außer der ſchwäbiſchen, ſo gut als malabariſch.. Aber durch Hülfe des neuerfundenen Sprachidioms wurde er endlich belehrt, daß das Glück eine griechiſche Schönheit in ſein Netz hatte fallen laſſen. Zu Friedberts Zeiten erhitzte zwar noch kein griechiſch Ideal die Phantaſie deutſcher Jünglinge; keinem fiel es ein, die Reize ſeiner Buhlſchaft in's Griechiſche zu überſetzen, ihren griechiſchen Wuchs zu rühmen, das ſchönſte Verhältniß des weiblichen Körpers zwiſchen acht und neun Kopfslängen zu ſetzen, oder das ein griechiſches Profil zu nennen, wo die Naſenwurzel mit der Stirn in gerader Linie fortläuft. Das Auge und nicht der Maßſtab, der Gefühlsſinn und nicht Schulwitz waren die einzigen Richter der Schönheit, deren Ausſpruch für gültig erkannt wurde, und niemand bekümmerte ſich darum, was Griechen oder Ungriechen davon urtheilten. Und ſo empfand Friedbert auch, daß Kalliſte ſchön ſey, ehe er erfuhr, daß ſie von griechiſcher Abkunft war. Aber hoch horchte er auf, da ſie ihm kund that, ſie ſtamme aus fürſtlichem Geblüt, und ſey des Fürſten Zeno und der ſchönen Zoe von Naxos jüngſte Tochter.

Sage mir Freund Eremit, fuhr ſie fort, was hat es mit dieſem Weiher für eine Bewandtniß, ſo du darum Wiſſenſchaft haſt, und warum mahnte meine Mutter ihre Töchter ab, das mitternächtliche

Bad zu beſuchen? Hat ſie hier irgend ein ähnliches Abenteuer gehabt, ihres Schleiers verluſtig zu gehen? Sie pflegte uns jährlich nach den Nilquellen zu ſchicken, ohne uns jemals ſelbſt zu geleiten; denn mein Vater hielt ſie aus Eiferſucht in ſtrenger Gefangenſchaft bis an ſeinen Tod. Weil ſie nun nicht mehr zum Feenbade gelangen konnte, Schönheit und Jugend zu erfriſchen, ſo blühete ſie ab, welkte dahin und alterte. Noch lebt ſie in ihrem Witthum verſchloſſen in trübſinniger Einſamkeit, denn wenn Jugend und Schönheit verrauchen, ſind für unſer Geſchlecht die Freuden des Lebens entflohn. Wir lebten unter mütterlicher Aufſicht, vom Hofe unſers Oheims entfernt, der meinem Vater in der Regierung der Cykladen gefolgt war, und ſie pflegte ſich nie von uns zu trennen, außer die kurze Zeit, wenn wir den Feenbrunnen jährlich beſuchten. Meine ältern Schweſtern lüſtete einſtmals, einen Flug gegen Mitternacht zu wagen, Jugend und Leichtſinn machte ſie der mütterlichen Vermahnung vergeſſen, ſie glaubten, daß ſchwüle Luft und Sonnenbrand in dieſen Gegenden ihnen weniger läſtig fallen würde, als in den egyptiſchen Sandwüſten. Auf dieſem Zuge, den wir der Mutter ſorgfältig verhehlten, begegnete uns nichts widriges; darum wiederholten wir die Badereiſe hierher mehrmals, bis ich Unglückliche das Opfer des Vorwitzes meiner Schweſtern worden bin. Ach, wo verbirgt ſich der feindliche Zauberer, der den babenden Nymphen auflauert, ihnen aus boshafter Schadenfreude den Schleier zu rauben? Banne mir den Ruchloſen, du Heiliger, daß er aus den Lüften heruntertaumele zu meinen Füßen, wenn er in den obern Regionen hauſet, oder aus der Erdenkluft heraufſteige in der ſchauerlichen Mitternachtsſtunde, wenn er das Licht ſcheuet, und mir mein Eigenthum und Erbe zurückbringe, welches ihm nichts nutzen noch frommen kann.

Friedbert freuete ſich nicht wenig über den Irrthum der reizenden Kalliſte, daß ſie einem Zauberer den Diebſtahl beimaß, und bemühete ſich, ſie darin zu erhalten. Er dichtete ein Mährchen von einem verwünſchten Prinzen, welcher der Sage nach im Schwanenfelde herumtoſe, und ſein boshaftes Vergnügen daran finde, die geflügelten Badegäſte zuweilen zu äffen. Zugleich gab er ihr zu verſtehen, daß ihm die Gabe, Geiſter zu bannen, nicht verliehen ſey; daß er aber wohl davon gehört hätte, daß eine gewiſſe Schwanhilde vor langen Jahren hier auch ihren Schleier verloren, dafür aber einen getreuen Liebhaber gefunden, und unter den Fittigen der Liebe die Werkzeuge zum Flug leicht entbehrt hätte, zumal da ihr die Wunderquelle Jugend und Schönheit zu erhalten, ſo nahe zur Hand geweſen ſey. Die reizende Kalliſte fand in dieſer Vorſtellung viel Beruhigung; nur der Aufenthalt in der Einöde, ſo viel Annehmlichkeiten die Natur dieſer wilden Gegend auch verliehen hatte, ſchien ihr nicht zu behagen, zum Beweis, daß die Empfindſamkeit, die Zwillingsſchweſter der Liebe, ihr Herz noch nicht befangen hatte: denn ein einſames Thal, eine wüſte unbewohnte Inſel iſt das eigentliche Elyſium empfindſamer Seelen. Der gefällige Klausner vernahm nicht ſo bald den Wunſch ſeiner Gaſtfreundin, ſo war er bereit, die Einſiedelei mit ihr zu verlaſſen; doch ließ er ſich merken, daß ihn für die Aufopferung, in das Geräuſch der Welt zurückzukehren, nichts entſchädigen könne, als der Genuß der häuslichen Glückſeligkeit in den Armen eines tugendſamen Weibes. Dabei blinzten ſeine Augen ſie ſo freundlich an, daß ſie leicht abmerken konnte, wohin das gemeint ſey. Sie ſchlug die ihrigen erröthend nieder, und das that ihm ſo wohl und befeuerte ſeine Hoffnung dermaßen, daß er von Stund an zuſammenpackte, ſich wieder als ein Kriegsmann herausputzte, und mit ſeiner ſchönen Gefährtin den Weg nach ſeiner Heimath nahm.

Es liegt ein Städtlein in Schwabenland, Eglingen auf der rauhen Alp genannt, ein Erbgut der Herren von Gravenegg; daſelbſt hauſete Friedberts Mutter auf ihrem Witthum, ſegnete das Andenken ihres verſtorbenen Gatten, und fluchte den Meißnern, die, ihrer Meinung nach, Friedbert ihren lieben Jungen erſchlagen hatten. Jedem verſtümmelten Lanzknechte, der aus dem Meißner Heereszug zurückkam und vor ihrer Thür ein Almoſen heiſchte, reichte ſie mildiglich einen Buchhorner Heller und forſchte nach Kundſchaft von ihrem Sohne; und wenn ihr ein ſchwatzhafter Invalid von dem wackern Jüngling was vorzufabeln wußte, wie er als ein braver Kämpe geſochten und als ein Held gefallen ſey, wie viel Grüße er noch an ſeine fromme Mutter beſtellt habe, eh er die Seele auf der Wahlſtatt ausgeblutet, zapfte ſie dem Lügner einen Schoppen Wein und ließ ihren mütterlichen Augen dabei ſo ergiebige Thränen entquellen, daß ſie das Vortuch ausringen konnte. Unter dieſer Wehklage waren vier Sommer verfloſſen und die rauhe Herbſtluft ſchüttelte bereits das buntfarbige Laub von den Aeſten; da gerieth das ſtille ſittſame Städtlein plötzlich in frohen Aufruhr: ein reitender Bote verkündete, der tapfre Friedbert ſey nicht umgekommen in der Schwabenſchlacht, ſondern ſey aus fremden Lande im Anzuge nach ſeiner Vaterſtadt, gerüſtet als ein ſtattlicher Ritter, der viel Abenteuer im Morgenlande beſtanden habe und eine wunderſchöne Braut heimführe, die Tochter des Sultans von Egypten, mit großer Morgengabe. Der Ruf vergrößert bekanntlich alles; das wahre an der Sache war, daß Friedbert aus der Erbſchaft des Vaters Benno und aus ſeiner Zahnſtocherfabrik ſo viel Reichthum erworben hatte, daß er auf dem Heimzuge nach Schwaben von Ort zu Ort ſeinen Troß vergrößerte; er kaufte Pferde und Saumroſſe mit herrlichen Decken, kleidete ſich und die ſchöne Kalliſte prächtig, nahm Dirnen und Diener an, und zog ſtolz einher, wie ein Abgeſandter des Königs von Arragonien.

Da die Eglinger den Zug von der Augsburger Straße ſahen daher traben, lief alles Volk zuſammen mit Jauchzen und Frohlocken, und Friedberts Schweſtern und Schwäger, auch die löbliche Bürgerſchaft, von dem ehrſamen Magiſtrat angeführt, zogen ihm entgegen mit der Bürgerfahne, und ließen beim Einzug ihres heimkehrenden Mitbürgers vom Thurm trommeten und lieblich ſchalmeien, als ſey er von den Todten wieder aufgelebt. Die thränenreiche Mutter umarmte ihren Sohn mit froher Wehmuth, richtete ein groß Mahl aus an ihre Freundſchaft und Gevattersleute, und theilte ihren ganzen Hellervorrath unter die Armen. Sie konnte ſich nicht ſatt ſehen an der ſchönen Geſtalt ihrer zukünftigen Schnur, und betäubte ſie mit Liebkoſungen und wohlmeinender Geſchwätzigkeit. Die ſchöne Griechin wurde bald das Geſpräch der Stadt und der umliegenden Gegend. Viel Ritter und Edle, auch andre Mädchenſpäher drängten ſich herzu, nannten den glücklichen Friedbert Bruder und Vetter, machten mit ihm Kameradſchaft und ſchwuren ihm ewige Freundſchaft. Er aber hatte eine eiferſüchtige Ader vor der Stirn, die ihm leicht Schwindel und Hauptweh erregte, verbarg die ſchöne Kalliſte vor den Augen aller Welt, und beſtellte die wachſame Mutter zur Ehrenhüterin über ſie, wenn er gen Hof ritt, dem von Gravenegg aufzuwarten, deſſen Dienſtmann er war. Er förderte dabei ſeine Liebesangelegenheiten auf alle Weiſe, und die ſchöne Griechin, die kein Mittel ſahe, in ihr Vaterland zurückzukehren und an dem blühenden Mann Gefallen trug, der als ein ſtattlicher Junker jetzt eine ganz andere Figur machte, als vorher in dem aſchfarbenen Eremitenrock, ſetzte ſich über den Unterſchied des Standes hinweg und willigte ein, ſich mit ihm zu vermählen. Er beſchenkte ſie mit einem köſtlichen Brautgewande, der Tag zur Hochzeitfeier wurde angeſetzt, das gemäſtete Kalb und die Kapaunen geſchlachtet und die Hochzeitkuchen eingemengt.

Tages vorher ritt der Bräutigam nach Landesſitte umher, die Hochzeitgäſte einzuladen. In ſeiner Abweſenheit beſchäftigte ſich die ſchöne Kalliſte, ihren Brautputz zu ordnen, und die weibliche Eitelkeit reizte ſie, das neue Kleid anzuproben, um zu verſuchen, ob es gut an ihren ſchlanken Leib anpaſſe. Die dem ſchönen Geſchlecht gewöhnliche Tadelſucht, das Vollkommenſte ſelbſt zu meiſtern und einen Mangel daran zu entdecken, ließ ihr bald etwas mißſtändiges bemerken, daß einer Abänderung zu bedürfen ſchien, worüber ſie das ſchwiegermütterliche Gutachten einzuholen nöthig fand. Die redſelige Frau erſchien, und der Anblick der geputzten Dame brachte ihre Zunge alsbald in Bewegung. Sie ergoß einen Strom von Lobſprüchen über die Wohlgeſtalt der lieblichen Schnur, und konnte nicht aufhören, den Geſchmack ihres Sohnes in der Wahl, und die Kunſt des Schneiders in dem Zuſchnitt des Kleides, zu bewundern. So bald ſie aber vernahm, daß das Fräulein in Anſehung des letztern Punktes mit ihr nicht gleicher Meinung ſey, änderte ſie die Sprache, um ihre wenige Kenntniß von den Feinheiten der Mode nicht zu verrathen, und der Schneider kam dabei ſehr in's Gedränge. Hauptſächlich betraf die Kritik des Fräuleins die ungeſchickte Form des Brautſchleiers, welchen ſie mit einem Augsburger Regentuch verglich. Ach, erſeufzete ſie, daß doch der griechiſche Schleier, in eine goldene Krone geſchlungen, meinen hochzeitlichen Putz verſchönerte, der wie ein lichtes Schneegewölke in den Lüften ſchwamm und mit dem der Zephyr ſcherzte! ſo würden die Dirnen der Stadt mich beneiden und Friedberts Geliebte würde für die ſchönſte der Bräute geprieſen werden! Ach, ſie iſt dahin, die Zierde des griechiſchen Mädchens, die ihm Zauberreize lieh, welche die Augen des Jünglings entzückten! Eine wehmüthige Zähre träufelte dabei von ihren roſenfarbenen Wangen auf den ſchwanenweißen Buſen, welche die gute Mutter ganz weichmüthig machte und ihr das Herz ſehr einengte, beſonders weil ſie dafür hielt. das Weinen einer Braut ſey von ſo ſchlimmer Vorbedeutung, als wenn ein Kind im

Mutterleibe weine. Dieſe Kümmerniß preßte das Geheimniß heraus, das ihr ſchon lange zwiſchen den Lippen ſchwebte. Der offenherzige Friedbert hatte nämlich den Schwabenſtreich begangen, der geſchwätzigen Matrone den Raub des Schleiers zu offenbaren, ohne ihr doch die Eigenſchaften deſſelben zu entdecken; nur um ihn recht ſicher zu verwahren, gab er ihn der Mutter als ein Liebespfand aufzuheben und hatte ihr Stillſchweigen geboten. Die Matrone freute ſich, eine ſo gute Gelegenheit gefunden zu haben, die Heimlichkeit, die ihr lange wie ein Stein auf dem Herzen gelegen, abzuwälzen. Weinet nicht, zartes Fräulein, ſagte ſie, daß ſich eure ſonnenhellen Aeuglein nicht trüben und die hochzeitliche Freude in Thränen zerrinne, kümmert euch auch nicht um den Schleier, er iſt wohl aufgehoben und unter meiner Hand. Dieweil ihr ſo groß Verlangen traget, ihn anzulegen, will ich, ſo ihr mir gelobet, gegen euren Sponſen reinen Mund zu halten und mich nicht zu verrathen, aus meiner Flachskammer ihn herabholen; mich lüſtet ſelbſt zu ſehen, ob er ſich zu eurem Brautputze paſſe und euch wohl anſtehe. Kalliſte ſtand wie eine Bildſäule da, das Blut erſtarrte in ihren Adern vor Verwunderung; Freude über die gemachte Entdeckung und Verdruß über den heuchleriſchen Friedbert ſetzten ſie einige Augenblicke in ein unthätiges Staunen. Doch da ſie den Pantoffelgang der Matrone hörte, nahm ſie alle Beſinnung zuſammen, empfing den Schleier aus ihrer Hand mit Freuden, wirbelte ein Fenſter auf, und indem ſie die goldne Krone auf dem Haupte befeſtigte und das ätheriſche Gewand ihr über die Schultern herabrollte, ward ſie zum Schwan, welcher die Flügel ausbreitete und huſch zum Fenſter hinausflog.

Jetzt kam das Staunen an die Alte bei dieſer wunderbaren Verwandlung. Sie ſchlug ein großes Kreuz vor ſich, that einen lauten Schrei und empfahl ſich in den Schutz der heiligen Jungfrau. Denn weil ſie von der intellektuellen Welt die rohen Begriffe ihres Zeitalters hegte, meinte ſie, die ſchöne Kalliſte ſey nichts anders als ein Geſpenſt oder eine Teufelslarve geweſen, und der traute Friedbert verwandelte ſich mit einemmal in ihren Augen in einen ſchändlichen Unhold und Teufelsbanner; worüber ſie ſich höchlich betrübte, wünſchend, daß er lieber als ein guter Chriſt von den Meißner erſchlagen wär', als daß er ſich in ſolche ſataniſche Netze hätte verwickeln laſſen.

Friedbert ahndete nichts von der für ihn ſo traurigen Kataſtrophe, die ſich in ſeiner Abweſenheit daheim begeben hatte, und kam gegen Abend fröhlich und wohlgemuth angeritten, eilte mit klingenden Sporen die Stiege hinauf in's Brautgemach, ſein Liebchen zu umfangen. Aber da er die Thür aufthät, flog ihm ein mütterlicher Bannſtrahl entgegen, die Matrone zog das Wehr ihrer Beredſamkeit auf, und es wirbelte und rauſchte ein Rheinfall von Vorwürfen und Verwünſchungen auf ihn herab. Er merkte dadurch mit großer Beſtürzung ab, was vorgefallen war, gebehrdete ſich als ein wüthiger Menſch, und würde an der Mutter und an ſich ſelbſt in der erſten Wuth einen Mord begangen haben, wenn jene nicht mit lauter Stimme Sturm geläutet und das ganze Haus zuſammen berufen hätte, daß die erſchrockenen Diener den raſenden Roland noch zu rechter Zeit entwaffneten.

Nachdem auf beiden Seiten der erſte Ungeſtüm ſich abgetobet hatte, kam es zu vernünftigern Erklärungen. Friedbert war bemüht, ſich von dem Verdacht beſtmöglichſt zu reinigen, daß er ein Geiſterbeſchwörer ſey und mit Zauberei umginge, oder daß er eine Biondetta *) in die Familie hätte verpflanzen und ſeine rechtglaubige Mutter zur Schwiegermutter einer ſataniſchen Larve habe machen wollen. Er offenbarte ihr den ganzen Verlauf ſeines Abenteuers mit der ſchönen Kalliſte und die Beſchaffenheit ihres Flugkleides; doch gegen ein Vorurtheil, das einmal in eine Weiberſeele eingeroſtet iſt, arbeitet die Belehrung umſonſt. Die Matrone glaubte davon was ſie wollte, und Friedbert hatte es nur

---

*) Man ſehe das Mährchen: Teufel Amor genannt, im 4ten und folgenden Theil der Bibliothek der Romane.

dem mütterlichen Inſtinkt zu verdanken, daß ſie ihm nicht den Prozeß machen ließ. Indeſſen gab dieſe ſonderbare Geſchichte zu mancherlei Muthmaßungen Anlaß, und es fehlte dem verdächtigen Friedbert nur ein ſchwarzer Hund, um, wie D. Fauſt oder Cornelius Agrippa, in den Ruf eines großen Zauberers zu kommen.

Der Bräutigam ohne Braut befand ſich in einer unglücklichen Verfaſſung; ſein Gemüth wurde von banger Verzweiflung zerriſſen über den Verluſt der ſchönen Kalliſte, und ſein Schickſal hing lange zwiſchen Tod und Leben; die Wahl des einen wie des andern koſtete ihm Ueberwindung. Es giebt ſchwerlich einen peinigernden Zuſtand, als am Eingange des Hafens Schiffbruch zu leiden, wenn man die Reiſe um die Welt glücklich vollendet zu haben glaubt; und am Tage vor der Hochzeit eine geliebte Braut zu verlieren, iſt ganz das nämliche. Iſt ſie eine Braut des Todes worden, hat ſie ein Räuber entführt, oder ein hartherziger Vater in ein Kloſter geſperrt, ſo giebt es für den Liebhaber einen Weg, ihr in's Grab zu folgen, dem Räuber nachzueilen und ihm die Beute abzujagen, oder durch die verſchloſſenen Kloſterpforten zu dringen: aber wenn ſie aus dem Fenſter davon fliegt, wer kann ihr da nacheilen außer die Pariſer Luftſchwimmer? Doch die edle Kunſt, den Sterblichen Gang und Bahn durch die ätheriſchen Gefilde zu eröffnen, kam dem armen

Friedbert nicht zu ſtatten, ſondern war einem ſpätern und glücklichern Zeitalter vorbehalten. Die kurzſichtigen oder neidiſchen Vielwiſſer der engliſchen Societät mögen ſo ſchief und verächtlich von dem aeroſtatiſchen Wunderkinde ihrer Nachbarn urtheilen als ſie wollen, ſo liegt doch klar am Tage, daß eine luftige Marechauſſee, die Pech und Schwefel herabregnen ließe, dem leidigen Schleichhandel an den brittiſchen Küſten ungleich zuverläſſiger Einhalt thun würde, als die ſchwerfälligen Küſtenbewahrer und alle papiernen Beſchlüſſe des zänkiſchen Unterhauſes.

Friedbert hatte keinen andern Weg, ſeiner davongeflogenen Braut wieder auf die Spur zu kommen, als den die Fröſche auch nehmen würden, wenn ſie auf Reiſen gingen, nämlich zu hüpfen und zu ſchwimmen, je nachdem es die Gelegenheit erfordert, bis ſie an Ort und Stelle ſind. Die ungeduldige Sehnſucht nach ſeiner Geliebten dehnte den Abſtand von Schwabenland bis in die Cykladen ſeiner Vorſtellung nach weiter, als wenn die Reiſe in den Mond hätte gehen ſollen. Ach, rief er voll Verzweiflung aus, wie kann die träge Erdſchnecke dem leicht beflügelten Schmetterlinge folgen, wenn er unſtet und flüchtig von einer Blume zur andern flattert, und an keiner Stätte verweilet! Wer bürget mir dafür, daß Kalliſte nach Naxos zurückgekehret iſt? Wird nicht die Schaam, in ihrem Vaterlande für eine Irrläuferin ausgeſchrieen zu werden, ſie bewogen haben, einen andern Zufluchtsort zu wählen? Und wenn ſie nun auch in Naxos wäre, was könnte mir das frommen? Wie dürft' ich Spießbürger meine Augen aufheben gegen eine Fürſtentochter des Landes? Mit dieſen Gedanken quälte ſich der Muthloſe viele Tage lang, welchen Kummer er ſich gleichwohl hätte erſparen können, wenn er die Stärke ſeiner Leidenſchaft geprüft und gewußt hätte, daß der Enthuſiasmus oft Wunder thut. Plötzlich wirkte der Inſtinkt, was die kaltblütige Ueberlegung zu keinem Entſchluß hatte reifen laſſen: er ſattelte ſeinen Rappen, nachdem er ſein Gut und Erbe in Taſchenformat bequemet hatte, ritt zur Hinterthür hinaus, damit er das geſchwätzige mütterliche Valet vermeiden möchte, und trabte raſch über die vaterländiſche Grenze, als wenn er die Reiſe in die Cykladen in Einem Futter hätte machen wollen. Glücklicherweiſe erinnerte er ſich des Weges, den Vater Benno dahin genommen hatte, und gelangte über Venedig, eben ſo wie dieſer, nach mancher überwundener Schwierigkeit auf ſeiner Meeresfahrt, nur ohne Schiffbruch, flink und friſch in Naxos an.

Mit Freuden hüpfte er an's Land, betrat mit geheimem Wonnegefühl die mütterliche Erde ſeiner Geliebten, welche er im Schooß ihres Vaterlandes wieder zu finden verhoffte, und ſputete ſich, von der ſchönen Kalliſte Kundſchaft einzuziehen; aber niemand wußte ihm zu ſagen, wo das Fräulein hingeſchwunden ſey. Man trug ſich mit allerlei Gerüchten, und munkelte dies und das, wie es zu geſchehen pflegt, wenn ein artiges Mädchen aus dem Zirkel ihrer Bekanntſchaft verſchwindet, und dies Geflüſter urtheilt ſelten zum Vortheil der Abweſenden. Zwar giebt es ein Schanze, dahinter man ſich gegen die Wurfpfeile des läſterzüngigen Gerüchtes zu bergen pflegt, das iſt der goldne Spruch: „Sie reden was ſie wollen, mögen ſie doch reden, was kümmert's mich*)?" Aber damit mag ſich zur Nothwehr ſchützen wer will und kann, nur ein Mädchen darf das nicht, wenn ſie auf ihren Ruf noch einigen Werth ſetzt. Friedbert grämte ſich über die Maßen, daß ihn ſeine Geliebte ſo plantirt hatte, und war unſchlüſſig, ob er in ſeine Einſiedelei zurückkehren, oder eine Wegelagerung an den Nilquellen verſuchen ſollte. Indem er diesfalls mit ſich zu Rathe ging, langte Fürſt Iſidor von Paros, ein Lehnsträger des Deſpoten der Cykladen in Naxos an, um ſich mit Fräulein Irene, einer Schweſter der ſchönen Kalliſte, zu vermählen. Es wurden Vorbereitungen zu einem prächtigen Beilager gemacht, und die Feierlichkeit ſollte mit einem großen Turnier beſchloſſen werden. Den ſchwäbiſchen Helden wandelte bei dieſer Zeitung ſein alter Krigsmuth wieder an, und weil ihn Mißmuth und Langeweile quälte, wünſchte er Zerſtreuung, und glaubte, daß er dieſe bei dem ausgeſchriebenen Kampfrennen finden würde, zumal fremde Ritter durch Herolde auf dem Markte der Stadt und auf allen Kreuzſtraßen dazu eingeladen wurden. In ſeinem Vaterlande wär' er zwar nicht turnierfähig geweſen, und hätte ihm da leicht begegnen können, mit Spott und Hohn auf die Schranken geſetzt zu werden; in der Ferne aber hielt es eben nicht ſchwer, unter der Gewährſchaft eines vollen Beutels die konventionellen Vorrechte, welche der Geburt ankleben, ſich zuzueignen. Friedbert ſpielte in Naxos den Ritter wenigſtens mit eben der Würde und dem Anſtand, als der deutſche Schneider den Baron zuweilen in Paris, oder der entlaufene Kammerdiener den Markis an den deutſchen Höfen. Er legte ſich eine blanke Rüſtung zu, kaufte um hohen Preis ein ritterliches Pferd, das ſeiner Schulen kundig war, und am Tage, der zum Rennen beſtimmt war, ward er ohne Anſtand in die Schranken eingelaſſen. Seine Einbildung ſpielte ihm zwar den unerwarteten Streich, die zirkelrunde Stechbahn, in welche die Ritter eingeſchloſſen wurden, nebſt der amphitheatraliſchen Erhöhung rings umher, mit unzähligen Zuſchauern angefüllt, der ſchauerlichen Backofengeſtalt wieder zu verähnlichen: doch zuweilen dient die Feigherzigkeit der Bravour zum Sporn in der Gefahr. Der ſelbſtcreirte Ritter brach ſeine Lanze mit Ehren, hielt ſich feſt im Sattel und verdiente ſich einen Ritterdank, den er aus der Hand der Neuvermählten empfing.

---

*) Eine ſtechende Anſpielung auf eine damals, als dieſes Mährchen geſchrieben wurde, viel geleſene kleine Flugſchrift über dieſen durch Winkelmann bekannt gewordenen altgriechiſchen Spruch. W.

Bei dieſer Gelegenheit gelangte er auch zum Handkuß bei der ſchönen Zoe, welcher die gewöhnliche Hefetikette noch immer den Beſitz der Titularſchönheit gelaſſen hatte, wie ein Exminiſter die Titularexcellenz behält; obgleich der Zahn der Zeit der guten Dame alle Reize abgenagt hatte, daß ſie für einen malenden Apell nun nichts mehr war, als Modell zu einem ſchönen alten Kopfe. Er meldete ſich bei ihr unter dem Namen eines wälſchen Ritters an; es ſey nun, daß Zoe für dieſe Qualität noch eine gewiſſe Vorliebe hegte, oder daß ſie den Ring wahrnahm, der ehemals ihr Eigenthum geweſen war, und der jetzt mit dem Herzrubin an des Fremdlings Hand funkelte; gnug er genoß der freundlichſten Aufnahme von ihr und ſie ſchien ein ſonderbares Wohlgefallen an ihm zu finden. Nachdem das hochzeitliche Geräuſch vorüber war, die Fürſtin das Hoflager wieder verlaſſen und in den ſtillen Aufenthalt ihres Pallaſtes ſich zurückgezogen hatte, erhielt Friedbert den Zutritt in dieſes klöſterliche Heiligthum, welches nur wenig Vertrauten offen ſtand, und Zoe ſchenkte ihm eine mütterliche Zuneigung. Bei einem Spaziergang in dem ſchattenreichen Hain des Parkes drehete ſie ſich mit ihm abſeits und ſprach:

Hab' eine Bitte an euch, lieber Fremdling! die ihr mir nicht verſagen dürft. Sagt an, wie ſeyd ihr zum Beſitz des Ringes gelanget, am Goldfinger eurer rechten Hand? Dieſer Ring war ehemals mein Eigenthum, und ich bin ſeiner verluſtig gegangen, weiß nicht wie oder wann; darum treibt mich die Neugier, zu erfahren, wie er in eure Hände kommen iſt? Edle Frau, antwortete der Schalk, den Ring hab' ich auf ehrliche Weiſe in einem Speerrennen erworben, von einem mannlichen Ritter in meinem Vaterlande, welchem ich obgeſiegt habe und der ſein Leben damit löſen mußte. Wie der aber dazu gelanget ſey, ob ihm der Fingerreif als eine Kriegsbeute anheimgefallen, oder ob er ihn von einem Juden erhandelt, als einen Ritterdank ſich erworben oder durch Erbgangsrecht an ſich gebracht hat, vermag ich nicht euch zu berichten. Was würdet ihr thun, fuhr Zoe fort, wenn ich mein Eigenthum von euch zurückforderte? Dem ehrenveſten Ritterſtande kommt es zu, eine ziemliche Bitte den Damen nicht abzuſchlagen. Doch begehr' ich euer durch Waffenrecht erworbenes Gut nicht zur Gabe noch Geſchenk; ich will euch dafür lohnen nach dem Werthe, wie ihr das Kleinod ſchätzet, und eurer Wohlthat nie vergeſſen.

Friedbert war über dieſes Anſinnen gar nicht verlegen, und freute ſich vielmehr, daß ihm ſein Anſchlag ſo wohl gelungen war. Eure Wünſche, tugendſame Fürſtin! ſprach er, ſind mir ein unverbrüchliches Geſetz, ſofern es von mir abhängt, ſie euch zu gewähren. Gut und Blut ſey euch verpfändet bei ritterlichen Ehren, fordert es von mir, nur verlangt nicht, Eid und Gewiſſen zu verletzen. Dieweil mir das Kleinod durch einen ſchweren Kampf zu Theil ward, that ich einen theuern Eid bei Seel' und Seligkeit, daß der Ring bei meinem Leben nicht anders von meiner Hand kommen ſollte, als bis ich vor dem Altar Herz und Hand meiner Gemahlſchaft damit zu ehelicher Treue verpfänden würde. Nun kann ich dieſes Eides nicht anders quitt werden, als wenn ihm Gnüge geſchiehet; ſo ihr aber geſonnen ſeyd; mir darin förderlich zu ſeyn, hab' ich nichts dagegen, daß ihr der Braut den Ring abdinget, und aus ihrer Hand euer vormaliges Eigenthum wieder zurückempfahet. Wohlgeſprochen! verſetzte Zoe, wählet aus meinem Hofgeſinde eine Jungfrau, die euren Augen gefällt, ſie ſoll mit einer reichen Morgengabe von mir ausgeſteuert werden, doch mit dem Beding, daß ſie das Kleinod miſſe, und alsbald, wie ſie es aus eurer Hand empfängt, in die meinige zurückgebe; euch aber will ich auch zu hohen Ehren bringen.

Dieſe geheimen Traktaten waren nicht ſobald geſchloſſen, ſo verwandelte ſich der klöſterliche Pallaſt der Fürſtin in einen Harem; alle Schönheiten des Landes berief ſie zu ſich und nahm ſie in ihr Gefolge auf, gab ihnen ſchöne Kleider und prächtiges Geſchmeide, ihre natürlichen Reize durch den unnatürlichen Flitterputz der Modekrämerinnen noch mehr zu erheben. Denn ſie wähnte eben ſo irrig als unſre weibliche Zeitgenoſſen, der vergoldete Rahmen verkaufe eigentlich das Gemälde und nicht die Zeichnung, obgleich die tägliche Erfahrung lehret, daß ein Gallakleid die Liebe ſo wenig befeuert, als der brokadne Rock unſrer lieben Frau zu Loretto die Andacht. Ein prachtloſes ſittſames Negligé iſt die eigentliche Uniform der Liebe, welches mehr Eroberungen macht, als ein Bruſtharniſch von Juwelen und eine Sturmhaube von Spitzen und Blonden, mit den triumphirenden Schwungfedern, welche des Siegs verfehlen.

Friedbert ſchwamm in einem Strome von Vergnügen, ohne ſich gleichwohl von dem Freudenwirbel fortreißen zu laſſen. Mitten in dem Geräuſch des wieder auflebenden Hofes, bei Geſang und Saitenſpiel und fröhlichen Tänzen zog ſich gleichwohl das Fältlein des Trübſinns um ſeine Stirn. Für ihn ſchmückten ſich die ſchönſten griechiſchen Mädchen, ſein Herz gleich armirten Magneten deſto kräftiger an ſich zu ziehen, doch er blieb kalt und unempfindſam. Dieſe Gleichmüthigkeit bei einem jungen blühenden Manne war der Fürſtin unerklärbar. Was die Liebesſchule anbetraf, ſo hatte ſie ſelbſt jederzeit der Lehre ihres Landsmannes, des weiſen

Plato, gefolgt, ob aus Neigung, oder weil die Wachſamkeit des eiferſüchtigen Ehedeſpoten ihrer Leidenſchaft keinen freiern Gang erlaubte, das iſt ſchwer zu entſcheiden; dem vollblütigen Ritter aber, meinte ſie, dürfte das Syſtem des ſinnlichen Epikur wohl beſſer behagen, darum hatte ſie alles darauf angelegt, ſein Herz durch Sinnlichkeit zu beſtricken. Allein ſie fand, daß ſie ſich in ihrer Meinung geirret hatte: weder epikuriſche Sinnlichkeit, noch die feinern geiſtigen Empfindungen der platoniſchen Liebe ſchienen ſeine Sache zu ſeyn, ſondern vielmehr ein ſtrenger Stoicismus, der ſie in Verwunderung ſetzte, und ihr zum Beſitz des Ringes eben keine große Hoffnung machte.

In dieſer Unthätigkeit waren bereits einige Monate verfloſſen, daher fand die ungeduldige Dame nöthig, mit ihrem Ritter, wie ſie ihn zu nennen pflegte, über die Angelegenheiten ſeines Herzens Rückſprache zu halten. Am Tage, wo die Wiederkehr des Lenzes gefeiert wurde, und alle ihre Jungfrauen, mit friſchen Blumenkränzen geſchmückt, einen fröhlichen Reihentanz begannen, fand ſie ihn einſam und untheilnehmend in einer Laube, wo er ſich mit dem auf mißliche Liebe deutenden Zeitvertreib beſchäftigte, Frühlingsblumen, die eben hervorgeſproßt waren, zu entblättern und zu zerſtören. Unempfindſamer Ritter, ſprach ſie, hat die blühende Natur für euch ſo wenig Reize, daß ihr die erſten Geſchenke derſelben fühllos zernichtet, und Florens Feſt entweihet? Iſt euer Herz alles ſanften, alles liebevollen Gefühls ſo unfähig, daß weder die Blumen meines Gartens, noch das aufblühende Geſchlecht der Dirnen meines Hofes auf euch einen zärtlichen Eindruck machen? Was weilet ihr hier in dieſer einſamen Laube, da euch die Freude aus jenem Tanzſaal und die Liebe aus jeder Halle, aus jedem Buſch und den geſelligen Grotten dieſes Gartens winkt? Deutet euer Trübſinn aber auf zärtliches Gefühl, ſo offenbaret mir dieſen geheimen Kummer, daß ich ſehe, ob es in meiner Macht ſtehet, euer Herz zufrieden zu ſtellen. Euer Scharfſinn, weiſe Zoe, gegenredete Friedbert, blickt in die Verborgenheiten meiner Seele, ihr urtheilet ganz recht, daß ein verborgen Feuer in meinem Buſen glimmt, von dem ich nicht weiß, ob ich es mit dem Hoffnungsöl unterhalten ſoll, oder ob es das Mark aus meinem Gebein verzehren wird. Für alle Nymphen, die Florens Feſt dort in fröhlichen Reihentänzen feiern, iſt mein Herz kalt und erſtorben. Das himmliſche Mädchen, das mich entzückt und dem ich mein Herz gelobt habe, ſchwebt nicht in jenem Kreiſe froher Tänzerinnen; dennoch habe ich es in eurem Pallaſte gefunden, ach, vielleicht nur als eine Schöpfung der glühenden Phantaſie des Künſtlers! Wiewohl es mir unglaublich iſt, daß der Maler ein ſolches Kunſtwerk zu Wege richten können, wenn ihm nicht die Meiſterhand der

Natur die Züge des herrlichen Konterfei's vorgezeichnet hätte.

Die Fürſtin war ungeduldig zu vernehmen, welches Gemälde auf den jungen Rittersmann einen ſo ſonderbaren Eindruck gemacht habe. Folget mir flugs dahin, ſprach ſie, daß ich urtheile, ob der betrügliche Amor muthwilligen Spott mit eurem Herzen treibe, und eine Wolke ſtatt der Göttin euch zu umarmen gegeben habe, denn ſeine Schalkheit geht über alles; oder ob er wider Gewohnheit ehrlich mit euch zu Werke gegangen und wahrhaften Liebesgewinn euch unbetrüglich zugedacht hat. Zoe beſaß eine auserleſene Sammlung von Gemälden, theils Kunſtwerke guter Meiſter, theils Familienſtücke. Unter jenen befanden ſich Abbildungen der berühmteſten Schönheiten griechiſcher Abkunft aus ältern und neuern Zeiten; unter dieſen war ihre eigene Geſtalt verſchiedenemal abkonterfeiet. mit all den jugendlichen Reizen, die ſie ehedem beſaß, da ſie noch in's Feenbad wallfahrtete. Eine Anwandelung von Eitelkeit, die ihrem Geſchlechte zuweilen auch jenſeits des großen Stufenjahres anhangen ſoll, noch in den Ruinen das Andenken des vormaligen Glanzes zu erneuern, brachte ſie auf die Gedanken, daß vielleicht ihr eignes Portrait Friedberts Phantaſie bezaubert haben könnte, und ſie konnte ſich nicht verwehren, ein geheimes Vergnügen zu empfinden, wenn ſie ihm ſagen würde: Freund, das Original zu dem Gemälde bin ich ſelbſt; und die Vorſtellung ſeiner Beſtürzung, wenn der mächtige Zauber auf ſolche Art gelöſet würde, machte ihr im Voraus vielen Spaß. Der Ritter Schlaukopf war indeſſen ſeiner Sache viel zu gewiß, und fürchtete gar nicht, wie er vorgab, eine Malerilluſion; er wußte wohl, daß das Urbild ſchöner in der Natur vorhanden war, als der Pinſel es nachgeahmt hatte, nur war ihm unbekannt, wo es jetzt anzutreffen ſey und wie er wieder zu deſſen Beſitz gelangen möchte.

Beim Eintritt in die Gallerie flog er mit glühendem Ungeſtüm zu dem geliebten Konterfei, und ſprach in der Stellung eines Anbetenden: Sehet hier die Göttin meiner Liebe! Wo find' ich ſie? Auf euren Lippen, weiſe Fürſtin! ſchwebt mir Tod und Leben. — Entſcheidet! Täuſcht mich trügliche Minne, ſo laßt mich zu euren Füßen ſterben; rechtfertigen aber meine Ahndungen die Wahl meines Herzens, ſo offenbaret mir, welches Volk oder Land dieſes Kleinod aufbewahret, daß ich ausziehe, die Dame aufzuſuchen und durch ritterliche Thaten ihre Gunſt zu erringen.

Die ehrſame Fürſtin befand ſich bei dieſer Entdeckung in keiner geringen Verlegenheit, da ſie derſelben nicht vermuthend geweſen war; eine ernſthafte Miene überſchattete ihr Angeſicht, deſſen noch immer ſchönproportionirtes Oval eine jovialiſche Idee vorher gerundet hatte, nun aber verlängerte ſich die Linie von der Stirn zum Kinn um einen guten Zoll. Unbedachtſamer, ſprach ſie, wie könnt ihr euer Herz einer Dame geloben, von der ihr nicht wißt, ob ſie jemals gelebt hat, ob ſie eure Zeitgenoſſin iſt und ob ſie Liebe mit Liebe erwiedern kann. Eure Ahndung hat euch zwar nicht ganz irre geführet; dies feine Lärvchen iſt weder Fiction noch Monument einer Schönheit aus vorigen Zeiten, es gehört einem jungen Fräulein zu; ſie heißt Kalliſte. — Ach, einſt war ſie meine Lieblingstochter! Jetzt iſt ſie eine Unglückliche, die bemitleidet zu werden verdient. Sie kann euch nie zu Theil werden. In ihrem Buſen lodert eine unauslöſchliche Flamme gegen einen Verworfenen, den zwar ein Raum von vielen hundert Meilen von ihr trennt; denn ſie hat den Muth gehabt, ſeinen trüglichen Fallſtricken zu entfliehen; aber nichtsdeſtoweniger liebt ſie ihn, und beweinet ihren Unſtern in der Einſamkeit eines Kloſters, unfähig der Empfänglichkeit einer andern Liebe.

Friedbert ſtellte ſich über dieſes Fragment aus Zoens Familiengeſchichte ſehr beſtürzt, freute ſich aber heimlich in der Seele, daß er den Aufenthalt ſeiner Geliebten ausgekundſchaftet hatte, und noch mehr darüber, daß er aus dem mütterlichen Munde ein ſo unverdächtiges Zeugniß von der Liebe der Prinzeſſin zu ſeiner Wenigkeit empfing. Er unterließ nicht, die offenherzige Dame über die ſonderbare Intrigue ihrer Lieblingstochter auszuforſchen, und ſie befriedigte ſeine ſcheinbare Neugier mit einer paraboliſchen Geſchichte, aus welcher den wahren Sinn herauszuklauben ihm eben nicht viel Mühe machte.

Kalliſte, ſprach ſie, luſtwandelte eines Abends am Geſtade des Meeres in Geſellſchaft ihrer Schweſtern, welche der Vorwitz trieb, außerhalb der ſichern Ringmauern der mütterlichen Wohnung eine ihnen unbekannte Gegend zu beſuchen. Hinter einem Hügel des krummen Ufers lag ein Raubſchiff vor Anker. Die unbeſorgten Mädchen ahndeten keine Gefahr, da ſprang ein Räuber aus dem Buſch hervor, ereilte die Zagende, trug ſie auf ſeinen Armen in's Schiff, indem ihre leichtfüßigen Schweſtern entflohen, und führte ſie in ſeine Heimath. Er warb durch tauſend Liebkoſungen um ihre Gunſt, dadurch gelang es ihm, ſich in ihr Herz zu ſtehlen, ſie vergaß die Würde ihrer Geburt, und war im Begriff, das unauflösliche Bündniß mit dem Argliſtigen einzugehen. Da wehete ein günſtiger Wind ein Schifflein an den Strand, ſie dachte an ihr Vaterland und an die mütterlichen Thränen, die um ſie floſſen, gab der Stimme der Vernunft Gehör, und nutzte die Gelegenheit, ihrer Gefangenſchaft zu entrinnen. Aber die unwiderſtehliche Leidenſchaft, die ſich bereits ihres Herzens bemeiſtert hatte, folgte ihr über Land und Meer, hat tiefen Schmerz in ihre Bruſt gegraben und alle jugendliche Freude daraus verbannt. Bald wird das Flämmlein ihrer ſchmachtenden Augen verlöſchen und die bange Schwermuth ſie mit dem Grabe gatten, das ſie zur Brautkammer ſich erkieſet hat. Nun, ſprach Friedbert, ſo ſoll ihr Grab auch das meinige ſeyn! Mein Leben ſtehet in meiner Hand! Wer mag mir wehren, mit der ſchönen Kalliſte zu ſterben? Ich bitte euch nur um die einzige Gunſt, zu verſchaffen, daß mein Leichnam neben ſie begraben werde, damit mein Schatten ihres Grabes hüte. Doch laßt mir vorher den Troſt, ihr das Geſtändniß gethan zu haben, daß ſie die Dame meines Herzens ſey und ihr den Ring zum Unterpfand meiner Treue zu überliefern, damit ich meiner Gelübde quitt ſey; dann möget ihr ihn als ein Erbtheil dahinnehmen.

Mutter Zoe wurde durch dieſe herzbrechende Liebeserklärung des jungen Ritters ſo gerührt, daß ſie ſich der Thränen nicht enthalten konnte; zugleich ſetzte ſie einen ſolchen Lieblingswerth auf den Ring, daß ſie dem Ritter dieſe Bitte nicht verſagen mochte: nur fürchtete ſie, das Fräulein werde in der dermaligen Stimmung ihres Herzens eben nicht bei Laune ſeyn, ein ſo verfängliches Geſchenk anzunehmen. Er wußte ſie aber zu belehren, daß eine ſo rittermäßige Galanterie den ſtrengſten Begriffen der Damen von der Unverletzbarkeit ihrer ſonſtigen Verbindungen nicht widerſpräche. Sie willigte alſo in ſein Begehren ein, und gab ihm einen ſchriftlichen Befehl an den Archimandriten des Kloſters mit, Vorzeigern Audienz bei der traurenden Kalliſte zu geſtatten.

Friedbert ſaß frühe auf; Hoffnung und Zweifelmuth ſpornten den Rappen an, bald zu erfahren, wie ſeine Geliebte ihn aufnehmen würde, alle Umſtände ließen indeſſen vorläufig vermuthen, daß ſie ihm den Schleierraub verziehen habe. Mit klopfendem Herzen trat er in die jungfräuliche Zelle ein. Das Fräulein ſaß auf einem Sopha abwärts des Einganges; ihr natürlich gelocktes Haar floß über die Schultern herab und war nur mit einem blauen Bande nachläſſig umſchlungen. Ihr in ſich gekehrter Blick und ihre Miene ſchienen tiefen Kummer zu verrathen, und das Haupt unterſtützte ihr ſchwanenweißer Arm. Sie ſchien auf den Ankommenden eben nicht groß zu achten; doch ein unerwarteter Fußfall von ihm ließ eine wichtigere Botſchaft als einen mütterlichen Morgengruß oder eine Nachfrage nach ihrem Befinden vermuthen; ſie ſchlug die holden Augen auf und erkannte den Fremdling, der ihr zu Füßen lag. Verwunderung und Staunen gaben ihr eine unwillkührliche Bewegung; ſie ſchreckte auf, gleich einem Rehe, das bei anſcheinender Gefahr die Flucht nimmt. Er faßte ihre zarte Hand mit Inbrunſt; ſie ſtieß ihn aber mit zornmüthiger Gebehrde von ſich. Hinweg von mir, betrüglicher Mann! ſprach ſie, es iſt gnug, daß du mich einmal hintergangen haſt, den zweiten Raub ſollſt du nicht an mir begehen!

Friedbert hatte ſich dieſes Straußes beim Empfang wohl verſehen; darum ließ er ſich nicht irren, die Apologie ſeiner verliebten Schalkheit mit der den Liebenden gewöhnlichen Ueberzeugungsgabe der ſchönen Kalliſte an's Herz zu legen, in welchem er einen gültigen Vorſpruch zu finden hoffte. Und weil nichts leichter entſchuldiget wird, als Beleidigungen auf Rechnung unbegrenzter Liebe, wenn beide Theile übrigens in der Hauptſache übereinſtimmen, geſetzt, daß der Zwiſt auch etwas wichtigeres als einen Schleierraub beträfe: ſo beſänftigte ſich der Unwille des Fräuleins mit jedem neuen Vertheidigungsgrund immer mehr. Sobald er merkte, daß ſeine Argumente zu Beſchönigung des Raubes in ihrem Herzen Eingang fanden, war ihm nicht mehr bang, daß ſie ihm nun entwiſchen würde, weder durch die Thür, noch zum Fenſter hinaus. Das augenſcheinliche Dokument ſeiner Treue, daß er aus Schwabenland bis in die Cykladen ihr gefolget war, und die Ueberzeugung ihrerſeits, daß er bis an der Welt Ende ſie würde aufgeſucht haben, erwarb ihm endlich völlige Verzeihung. Das Fräulein that ihm das Geſtändniß der Liebe, und die Gelübde, das Loos des Lebens mit ihm zu theilen.

Der nach ſo vielen Schwierigkeiten erlangte Sieg ſetzte den erhörten Friedbert in ſolch' Entzücken, daß er das Maß ſeiner Glückſeligkeit nicht umfaſſen konnte. Wonnetrunken eilte er unter der ſchönen

Geleitſchaft ſeiner Geliebten in den mütterlichen Pallaſt zurück. Zoë war über die maßen verwundert, daß die trübſinnige Kalliſte den Vorſatz, in der Abgeſchiedenheit von der menſchlichen Geſellſchaft ihre Jugend zu vertrauern, ſo urplötzlich aufgegeben hatte, und mit heitrer Stirn, auf welcher keine Spur der Schwermuth mehr zu entdecken war, in ihr Zimmer eintrat. Es fehlte wenig, daß Friedbert nicht zum zweitenmal in den Verdacht einer Zauberei gerieth, zumal da die Mutter aus dem Munde der Liebenden vernahm, daß die Präliminarien ihrer untrennbaren Vereinigung ſo gut als unterzeichnet waren; denn ihr war nicht in den Sinn gekommen, zu gedenken, daß die Gelobung des irrenden Ritters, der Dame ſeines Herzens einen Ring zu überliefern, auf die Gegenſteuer ihres Herzens abziele, vornehmlich da ſie vermeinte, ein früherer Kompetent habe davon bereits Poſſeß ergriffen, und zum Beweisthum ſeiner Gerechtſame ſchon Feuer auf dem Heerde als in ſeinem Eigenthum angezündet. So ſehr übrigens Friedbert der Fürſtin Günſtling war, ſo wenig vermochte dieſe Prädilektion über ihre ſtandesmäßigen Vorurtheile in Abſicht einer gleich edeln Geburt. Ehe ſie daher die förmliche Einwilligung zur Vermählung gab, forderte ſie den Glücksritter auf, ſich einer ſtiftsmäßigen Ahnenprobe zu unterwerfen. Ob nun wohl zu Naxos, ſo wie überall genealogiſche Schmiede vorhanden waren, in deren Werkſtatt er ſich mit leichter Mühe eine eherne Stammtafel hätte können ſchmieden laſſen, ſo lang und breit, als zu dieſer Formalität erforderlich war: ſo qualifizirte er ſich doch mit gutem Bedacht, zu der Fähigkeit, in eine ſo illüſtre Sippſchaft zu gelangen, durch das Zeugniß der Liebe, die, wie er ſagte, gern Gleiches zu Gleichem paare, und nicht Dohlen mit dem Adlergeſchlecht, oder Eulen mit dem Straußen gatte. Ueberdies wies er auf ſeinen Degen, welcher als der unverwerflichſte Zeuge die Ehre ſeiner Geburt gegen männiglich zu behaupten bereit ſey. Gegen die Gültigkeit dieſer Beweiſe fand Zoe nichts einzuwenden, beſonders da ſie merkte, daß der Fremdling die ſchöne Kalliſte empfindſam gemacht hatte; denn in dieſem Fall hat eine kluge Mutter keine andere Wahl, wenn ſie den goldnen Hausfrieden nicht gefliſſentlich ſtören will, als die Wahl der lieben Tochter gut zu heißen, und allen mütterlichen Gerechtſamen, in die Herzensangelegenheiten derſelben einzureden, gänzlich zu entſagen.

Fräulein Kalliſte ſtempelte den ehrlichen Friedbert zu einem Tetrarchen von Schwabenland, mit eben dem Rechte, nach welchem der heilige Stuhl Biſchöfe und Prälaten in partibus creirt, und unter dieſem glänzenden Titel führte ſie der Glücksprinz zum Altare, wo ſie den ihr gelobten Ring empfing, welchen ſie den Tag nach dem Beilager der harrenden Mutter getreulich überlieferte. Der neugeprägte Tetrarch fand nun keinen Anſtand weiter, die Geſchichte des Ringes der Fürſtin Schwiegermutter treuherzig zu eröffnen, wie er durch Erbgangsrecht vermöge des Vermächtniſſes des Vater Benno dazu gelangt ſey, und bei dieſer Gelegenheit erzählte er die ganze Geſchichte des ehrwürdigen Einſiedlers. Zoe vergalt dieſen aufrichtigen Bericht mit gleicher Offenherzigkeit, und geſtand den abſichtlichen Hinterlaß des Ringes in ihrem Handſchuh am Schwanenteiche, mit dem Beifügen, daß Vater Benno den geheimen Sinn dieſer Hieroglyphe ſich ganz richtig erkläret, und daß es nicht an ihr gelegen habe, den Beſuch am Weiher nicht zu wiederholen; ſondern ihrem tyranniſchen Gemahl ſey durch eine ſchwatzhafte Baſe von ihrer damaligen Begleitung das Abenteuer verrathen worden, und er ſey darüber ſo ergrimmt, daß er ſich alsbald des magiſchen Schleiers bemächtigt, und dieſes herrliche Geſchenk der Natur in der erſten Wuth in tauſend Stücken zerriſſen habe, wodurch ihr die Rückkehr in's Feenbad unmöglich gemacht worden ſey. Die ausharrende Beſtändigkeit des getreuen Eremiten machte ihr viel Vergnügen, und ſie belohnte ſolche durch ein zärtliches Andenken an den guten Benno. Weil ſich nun aus der Erzählung des Eidams ergab, daß jener ſelbſt den Schleierraub veranlaßt habe, welcher dieſem allerdings zu gutem Glück gediehen war, ſo erhielt er dafür von der gutherzigen Dame deſto leichter völlige Verzeihung, und ſeine Verdienſte um den geliebten Altvater machten ihr den ſchwäbiſchen Eidam werth bis an ihren Tod.

Friedbert lebte mit ſeiner ſich immer verjüngenden Gemahlin im Genuß eines Eheglücks, welches heutiges Tages nur in den ſüßen Idealen ſchwärmeriſcher Liebe anzutreffen iſt, die das Dornengebüſch der Ehe ſich immer als einen Roſengarten abzubilden pfleget. Kalliſte bedauerte nur, daß ſie ihren Gemahl des herrlichen Prärogativs des Wunderbades nicht gleichfalls theilhaft machen konnte; denn da ſie nach fünf und zwanzig Jahren mit ihm die Silberhochzeit feierte, bleichten ſchon ſeine braunen Locken und gewannen an den Spitzen eine Silberfarbe, wie wenn der erſte Schnee auf den Hügeln und Bergen die Ankunft des Winters verkündet. Die ſchöne Kalliſte glich dagegen noch immer einer aufblühenden Roſe in den Tagen des ſchönſten Lenzes.

Die Tradition ſagt nichts davon, ob das Eheglück des zärtlichen Paares unverrückt fortgedauert habe, da ſich in der Folge Winter und Frühling begegneten; oder ob nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur, bei dem Kampfe zweier entgegengeſetzten Jahreszeiten, lieblicher Sonnenſchein mit Sturm und Schneegeſtöber abwechſelten. Aber wenn dem Gerüchte zu trauen iſt, ſo haben die Lyoner Damen aus keiner andern Urſache die Luftſchwimmer ſo ſehr begünſtiget und zum Behuf aeroſtatiſcher Verſuche ſo fleißig ſubſcribirt*), als der herrlichen Erfindung des Luftballs ſtatt eines Transportſchiffes ſich zu bedienen, um geſchwind und bequem die Reiſe nach den entlegenen Schönheitsquellen zu unternehmen, und die Wirkſamkeit derſelben unter Hoffnung genealogiſcher Begünſtigungen zu prüfen, wenn Herr Pilatre de Rozier**) ſich wird erbitten laſſen, das Steuerruder zu führen.

---

*) Laut öffentlichen Zeitungsnachrichten.

) Dieſer durch ſeinen ſchwärmeriſchen Eifer für die anfangs ſogenannten **Montgolfieren und durch den tragiſchen Ausgang ſeiner letzten Luftreiſe über den Kanal zwiſchen Calais und Dover berühmt gewordene Stifter und Vorſteher des ehemaligen **Muſeums** in Paris, machte zur Zeit, als dies Mährchen geſchrieben wurde, (zu Ende des Jahrs 1783) ſehr viel von ſich zu reden. Er war damals noch voller Leben, und erfüllte ganz Frankreich mit Erwartungen des Erfolgs ſeiner etwas großſprecheriſchen Bemühungen, die Luftſchifferei zu einer Vollkommenheit zu bringen, welcher die Natur kaum überſteigliche Hinderniſſe entgegenſtellt. Wäre ſein unglückliches Schickſal damals ſchon entſchieden geweſen, ſo würde der gutherzige Muſäus unfehlbar Bedenken getragen haben, einen ſcherzhaften Gebrauch von ſeinem Namen zu machen. Das Nähere von der Geſchichte dieſes heroiſchen, durch mehrere geglückte Verſuche verwegen gemachten Luftſchiffers finden die Beſitzer der Göſchenſchen Ausgaben von **Wieland's ſämmtlichen Werken** in einem hiſtoriſchen Aufſatze, die Aeronauten betitelt, im 30ſten Bande. W.

Halle,
Gebauer-Schwetſchke'ſche
Buchdruckerei.

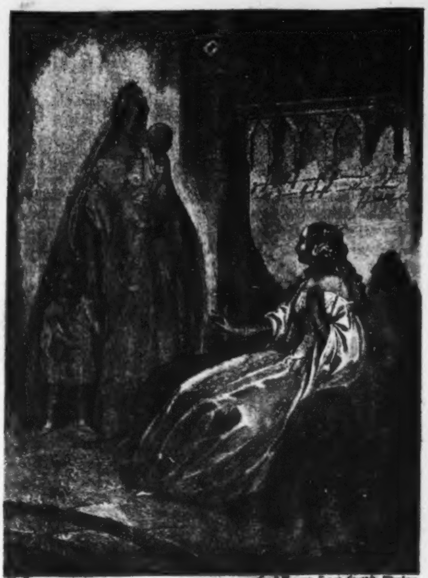
Muſäus

Volksmährchen der Deutſchen.

Neue Ausgabe in 6 Bändchen.

Fünftes Bändchen.

NIVERSITAETS-BIBLIOTHEK



Th. Hosemann gez. Carl Mayer's Kunst-Anstalt Nürnberg

DIE NYMPHE DES BRUNNENS.

J. A. Muſäus
Volksmährchen
der Deutſchen.

Mit einem Vorwort
von
Friedrich Jacobs.

Fünftes Bändchen.

Neue Auflage.

Halle,
Verlag von Ed. Heynemann.
1840.

Inhalt.

Die Nymphe des Brunnens.
Der Schatzgräber.
Die Entführung.

Die Nymphe des Brunnens.

Drei Meilen hinter Dinkelsbühl in Schwabenland lag vor Zeiten ein altes Raubſchloß, das einem mannfeſten Ritter zugehörte, Wackermann Uhlfinger genannt, die Blume der fauſt- und kolbengerechten Ritterſchaft, das Schrecken der ſchwäbiſchen Bundesſtädte, auch aller Reiſenden und Frachtführer die keinen Geleitsbrief von ihm gelöſet hatten. Wenn Wackermann ſeinen Küraß und Helm angelegt, ſeine Lenden mit dem Schwert umgürtet hatte, und die goldnen Sporen an ſeinen Ferſen klirrten, war er nach der Sitte ſeiner Zeitgenoſſen ein roher hartherziger Mann, der Rauben und Plündern für ein Vorrecht des Adels hielt, den Schwächern befehdete, und weil er ſelbſt mannhaft und rüſtig war, kein ander Geſetz erkannte, als das Recht des Stärkern. Wenn's hieß: Uhlfinger iſt im Anzuge, Wackermann kommt, fiel Schrecken auf ganz Schwabenland; das Volk flüchtete in die feſten Städte, und die Wächter auf den Zinnen der Warten ſtießen in's Horn, und verkündeten die nahe Gefahr. Die geringfügigſte Beleidigung rügte er ſcharf, und manchen ſeiner Spießgeſellen hatte er ſo zuſammengearbeitet, wie Magiſter R — ch der Menſchenfreund den Erzvater der Philanthropiſten, obgleich in dem damaligen handfeſten Weltalter, durch jenen barbariſchen Heroismus, ſein Geruch nicht ſo ſtinkend wurde vor dem ganzen Lande, wie in unſern geſittetern Zeiten durch ſolch' eine kraftmänniſche Behandlung.

Dieſer gefürchtete Mann war aber daheim, wenn er ſeine Rüſtung abgelegt hatte, fromm wie ein Lamm, gaſtfrei wie ein Araber, ein gutmüthiger Hausvater und ein zärtlicher Gatte. Seine Hausfrau war ein ſanftes liebevolles Weib, ſittig und tugendſam, dergleichen es heut zu Tage wenig giebt. Sie liebte ihren Gemahl mit unverbrüchlicher Treue, und ſtund ihrem Hausweſen gar fleißig vor, ſah nicht durch's Gitter nach Buhlern aus, wenn ihr Herr davon ritt Abenteuer zu beſtehen, ſondern legte ſich einen Rocken an von feinem Flachs wie Seide, und drehete die Spindel mit geſchäftiger Hand, daß ſie einen Faden gewann, den die Lydiſche Arachne für den ihrigen würde erkannt haben.

Sie war Mutter von zwo Töchtern, die ſie mit großer Sorgfalt tugendſam und häuslich auferzog. In dieſer klöſterlichen Eingezogenheit ſtörte nichts ihre Zufriedenheit als die Freibeuterei ihres Gemahls, der ſich mit ungerechtem Gut bereicherte. Sie mißbilligte dieſe privilegirten Räubereien in ihrem Herzen, und es machte ihr keine Freude, wenn er ihr gleich die herrlichſten Stoffe, mit Gold und Silber durchwirkt, zu reichen Kleidern ſchenkte. Was ſoll mir der Plunder, ſprach ſie oft zu ſich ſelbſt, daran Seufzer und Thränen hangen? Sie warf mit geheimen Widerwillen dieſe Geſchenke in ihre Truhe, und würdigte ſie weiter keines Anblicks, bemitleidete die Unglücklichen, die in Wackermanns Haft fielen, ſetzte ſie oft durch ihre Fürbitte in Freiheit und begabte ſie mit einem Zehrpfennig.

Am Fuß des Schloßberges verbarg ſich tief im Gebüſche eine ergiebige Felſenquelle, welche in einer natürlichen Grotte entſprang, die nach einer alten Volksſage von einer Brunnennymphe bewohnt ſeyn ſollte, welche man die Nixe nannte, und die Rede ging, daß ſie ſich bei ſonderbaren Ereigniſſen im Schloſſe zuweilen ſehen ließ. Zu dieſem Brunnen luſtwandelte die edle Frau oftmals ganz einſam, wenn ſie während der Abweſenheit ihres Gemahls außerhalb der düſtern Burgmauern friſche Luft ſchöpfen, oder ohne Geräuſch Werke der Wohlthätigkeit im Verborgenen ausüben wollte. Sie beſchied dahin die Armen, die der Pförtner nicht einließ, und ſpendete an gewiſſen Tagen nicht nur den Abhub ihrer Tafel an ſie aus, ſondern trieb ihre demüthige Gutherzigkeit zuweilen ſo weit als die heilige Landgräfin Eliſabeth, die, mit ſtoiſcher Verleugnung alles widernden Gefühls, mit ihrer königlichen Hand am Sankt Eliſabethenbrunnen oft Bettlerwäſche wuſch.

Einsmals war Wackermann mit ſeinen Reiſigen auf Wegelagerung ausgezogen, den Kaufleuten aufzulauern, die vom Augsburger Markte kamen, und verweilte länger als ſein Verlaß war. Das bekümmerte die zarte Frau, ſie wähnte, ihrem Herrn ſey ein Unglück begegnet; er ſey erſchlagen oder in Feindes Gewalt. Es war ihr ſo weh um's Herz, daß ſie nicht ruhen noch raſten konnte. Schon mehrere Tage hatte ſie ſich zwiſchen Furcht und Hoffnung abgeängſtet, und oft rief ſie dem Zwerg zu, der auf dem Thurm Wacht hielt: Kleinhänſel ſchau aus! Was rauſcht durch den Wald? Was trappelt im Thal? Wo wirbelt der Staub? Trabt Wackermann an? Aber Kleinhänſel antwortete gar trübſelig: Nichts regt ſich im Wald, nichts reutet im Thal, es wirbelt kein Staub, kein Federbuſch weht. Das trieb ſie ſo bis in die Nacht, da der Abendſtern heraufzog, und der leuchtende Vollmond über die öſtlichen Gebirge blickte. Da konnte ſie's nicht aushalten zwiſchen den vier Wänden ihres Gemachs; ſie warf ihr Regentuch über, ſtahl ſich durch's

Pförtchen in den Buchenhain, und wandelte zu ihrem Lieblingsplätzchen, dem Kriſtallbrunnen, um deſto ungeſtörter ihren kummervollen Gedanken nachzuhängen. Ihr Auge floß von Zähren, und ihr ſanfter Mund öffnete ſich zu melodiſchen Wehklagen, die ſich mit dem Geräuſch des Baches miſchten, der vom Brunnen her durch's Gras liſpelte.

Indem ſie ſich der Grotte nahete, war's ihr als ob ein leichter Schatten um den Eingang ſchwebe; aber weil's in ihrem Herzen ſo arbeitete, achtete ſie wenig darauf, und der erſte Anblick ſchob ihr den flüchtigen Gedanken vor, daß das einfallende Mondenlicht ihr eine Truggeſtalt vorlüge. Da ſie näher kam, ſchien ſich die weiße Geſtalt zu regen und ihr mit der Hand zu winken. Darüber kam ihr ein Grauſen an, doch wich ſie nicht zurück; ſie ſtund, um recht zu ſehen was es wär'. Das Gerüchte von dem Nixenbrunnen, was in der Gegend umlief, war ihr nicht unbewußt. Sie erkannte die weiße Frau nun für die Nymphe des Brunnens, und dieſe Erſcheinung ſchien ihr eine wichtige Familienbegebenheit anzudeuten. Welcher Gedanke konnte ihr jetzt näher liegen als der von ihrem Gemahl? Sie zerraufte ſich ihr ſchwarzgelocktes Haar und erhob eine laute Klage: Ach des unglücklichen Tages! Wackermann! Wackermann! Du biſt gefallen, biſt kalt und todt! Haſt mich zur Wittwe gemacht und deine Kinder zu Waiſen!

Da ſie ſo klagte und die Hände rang, vernahm ſie eine ſanfte Stimme aus der Grotte: Mathilde, ſey ohne Furcht, ich verkünde dir kein Unglück, nahe dich getroſt: ich bin deine Freundin, und mich verlangt mit dir zu koſen. Die edle Frau fand ſo wenig abſchreckendes in der Geſtalt und Rede der Nixe, daß ſie den Muth hatte die Einladung anzunehmen; ſie ging in die Grotte, die Bewohnerin bot ihr freundlich die Hand und küßte ſie auf die Stirn, ſaß traulich zu ihr hin und nahm das Wort: Sey mir gegrüßt in meiner Wohnung, du liebe Sterbliche, dein Herz iſt rein und lauter wie das Waſſer meines Brunnens, darum ſind dir die unſichtbaren Mächte geneigt. Ich will dir das Schickſal deines Lebens eröffnen, die einzige Gunſtbezeugung, die ich dir gewähren kann. Dein Gemahl lebt, und ehe der Hahn den Morgen auskräht, wird er wieder in deinen Armen ſeyn. Fürchte nicht ihn zu betrauern: der Quell deines Lebens wird früher verſiegen als der ſeine; vorher aber wirſt du noch eine Tochter küſſen, die in einer verhängnißvollen Stunde geboren, auf ſchwankender Wage des Schickſals Glück und Unglück dahinnimmt. Die Sterne ſind ihr nicht abhold; aber ein feindſeliger Gegenſchein raubt der Verwaiſten das Glück der mütterlichen Pflege.

Das betrübte die edle Frau ſehr, da ſie hörte, das ihr Töchterlein der treuen Mutterpflege entbehren ſollte, und ſie brach in laute Zähren auf. Die Nymphe wurde dadurch gerührt: weine nicht. ſprach ſie, ich will bei deinem Kinde Mutterſtelle vertreten, wann du es nicht berathen kannſt; doch unter dem Beding, daß du mich zur Taufpathe des zarten Fräuleins wähleſt, damit ich Theil an ihr habe. Dabei ſey eingedenk, daß das Kind, ſo du es meiner Sorge anvertrauen willſt, mir den Waſchpfennig wiederbringe, den ich einbinden werde. Frau Mathilde willigte in dies Begehr, darauf griff die Nixe nach einem glatten Bachkieſel, und gab ihr ſolchen mit dem Beifügen, denſelben durch eine treue Magd zu rechter Zeit und Stunde, zum Zeichen der Einladung zur Gevatterſchaft in den Brunnen werfen zu laſſen. Frau Mathilde verhieß dem allen treulich nachzukommen, verlor keins dieſer Worte aus ihrem Herzen und begab ſich nach der Burg zurück; die Nymphe aber ging wieder in den Brunnen und verſchwand.

Nicht lange hernach trompetete der Zwerg freudig vom Thurm herab, und Wackermann ritt mit ſeinen Reiſigen wohlgemuth in den Hof ein, mit reicher Beute beladen. Nach Verlauf eines Jahres merkte die tugendliche Frau, daß ſie ſich geſegneten Leibes fand, ſie ſagt es an ihrem Herrn, der über dieſe Nachricht viel Freude hatte: denn er hoffte auf einen männlichen Erben. Sie aber trug große Sorge, wie ſie's anſtellen möchte mit der Gevatterſchaft;

das Abenteuer vom Nixenbrunnen ihm zu eröffnen, trug ſie Bedenken. Da fügte ſich's, daß Wackermann einen Fehdebrief bekam von einem Ritter, den er beim Trunk beleidiget hatte, und der mit ihm anbinden wollte auf Tod und Leben. Er rüſtete ſich und ſeine Gewappneten fleißig zu, und als er im Begriff war aufzuſitzen, und nach Gewohnheit von ſeiner Gemahlin ſich verabſchiedete, forſchte ſie ſorgſam nach ſeinem Vorhaben, drang in ihn wider Gewohnheit, ihr zu ſagen gegen wen er ausziehe, und da er ihr dieſe ungewöhnliche Neubegier liebreich verwies, verhüllte ſie ihr Geſicht und weinte bitterlich. Das ging dem edlen Ritter an's Herz, doch ließ er ſich's nicht merken, ſaß auf und eilte zum Tummelplatz, traf mit ſeinem Gegner hart zuſammen, erlegte ihn nach einem wackern Rennen und kehrte triumphirend heim.

Seine züchtige Hausfrau empfing ihn mit offenen Armen, liebkoſet ihn freundlich und ließ nicht ab mit glatten Worten und den weiblichen Künſten ſüßer Schmeichelei ihn auszuholen, was für ein Abenteuer er beſtanden habe. Er aber verſchloß flugs ſein Herz, verwahrte alle Zugänge mit dem Riegel der Unempfindſamkeit und offenbarte ihr nichts; vielmehr höhnt' er ſie dieſes Vorwitzes halber und ſprach ſpottweiſe: O Mutter Eva, deine Töchter ſind noch nicht ausgeartet, Neugier und Vorwitz iſt der Weiber Erbtheil bis auf dieſen Tag. Einer jeden hätte gelüſtet den verbotenen Baum zu plündern; oder den Deckel des verpönten Schaueſſens aufzuheben, und das darin verborgene Mäuslein davon ſpringen zu laſſen. Verzeihet, lieber Gemahl, antwortete die kluge Frau, die Männer haben auch ihr beſcheiden Theil aus Mutter Evens Erbſchaft empfangen. Der Unterſchied iſt nur, daß eine gutmüthige Frau für ihren Mann kein Geheimniß hat noch haben darf. Es ſtünd die Wette, wenn mein Herz euch was verhehlen könnte, daß ihr nicht ruhen noch raſten würdet, bis ihr mir meine Heimlichkeit abgelockt hättet. Und ich, verſetzt er, geb' euch mein Wort, daß mich eure Heimlichkeit nichts kümmern wird; es iſt euch vergönnt die Probe zu machen. Da war's wo Frau Mathilde ihren Ehegemahl hinhaben wollte. Wohlan, ſprach ſie, lieber Herr, ihr wißt, daß meine Entbindung nahe bevorſteht; wenn ich nun eines geſunden Kindes geneſe, ſo ſey mir vergönnt eine von den Gevattern zu erkieſen, die das Kindlein aus der Taufe heben. Ich habe eine Freundin in's Herz geſchloſſen, die euch unbekannt iſt; da iſt nun mein Begehr, daß ihr nie in mich dringen wollt, euch zu ſagen wer ſie ſey, von wannen ſie kommt, noch wo ſie hauſet. Wann ihr mir das bei eurer ritterlichen Ehre verheißet, und eurer Zuſage Gnüge thut, will ich die Wette verloren haben und frei bekennen, daß der männliche Geiſt über die weibliche Schwachheit triumphirt. Wackermann leiſtete ſeiner Hausfrau das Verſprechen unweigerlich, und ſie erfreute ſich des guten Erfolgs ihrer ſchlauen Liſt innigſt.

Nach wenigen Tagen genas ſie eines Fräuleins. Ob gleich der Vater lieber einen Sohn umarmt hätte, ſo ritt er doch ganz wohlgemuth zu ſeinen Nachbarn und Gefreundten, ſie zur Gevatterſchaft zu laden. Sie fanden ſich insgeſammt an dem beſtimmten Tage ein, und da die Kindbetterin das Geräuſch der Wagen, das Wiehern der Pferde und das Getümmel des Hofgeſindes vernahm, berief ſie eine vertraute Dirne zu ſich, und ſprach: nimm dieſen Bachkieſel, wirf ihn ſtillſchweigend hinter dich in den Nixenbrunnen, und ſpute dich auszurichten was dir befohlen iſt. Die Dirne that nach dem Befehl ihrer Frau, und eh ſie wieder zurückkam, trat eine unbekannte Dame in das Geſellſchaftszimmer, neigte ſich züchtig gegen die anweſenden Herren und Frauen, und wie das Kindlein vorgetragen wurde, und der Täufer zum Becken trat, nahm ſie ihre Stelle unter den Pathen obenan. Jedermann machte ihr ehrerbietig Platz als einer Fremden, und ſie hielt das Kind zuerſt auf dem Arm über der Taufe. Aller Augen waren auf ſie gerichtet, ſie war ſo ſchön, ſo ſittſam und dabei ſo herrlich gekleidet in ein fliegendes Gewand von waſſerblauer Seide, und aufgeſchlitzten Ermeln mit weißem Atlaß unterlegt; über das war ſie mit Juwelen und Perlenſchmuck ſo reichlich behangen, wie die heilige Jungfrau zu Loretto an einem kirchlichen Gallatage. Ein glänzender Saphir hielt den durchſichtigen Schleier, der in dünnen Wolken von dem Wirbel des künſtlich geſchlungenen Haares, längſt den Schultern bis an die Ferſen herabſchwebte; aber der Zipfel des Schleiers war naß, als ſey er durch's Waſſer gezogen.

Die unerwartete Erſcheinung der fremden Dame hatte die ſämmtliche Mitgevatterſchaft dergeſtalt in der Andacht geſtört, daß ſie vergaßen dem Kinde einen Namen zu geben, darum tauft es der Prieſter Mathilde nach dem Namen der Mutter. Nach vollbrachter Taufhandlung wurde die kleine Mathilde zu derſelben zurückgebracht und alle Pathen folgten nach, der Wöchnerin Glück zu wünſchen, und dem Pathchen den Waſchpfennig einzubinden. Die Kindbetterin ſchien bei dem Anblick der Unbekannten etwas betroffen, vermuthlich aus Verwunderung, daß die Nixe ſo treulich Wort gehalten hatte. Sie warf einen verſtohlnen Blick auf ihren Gemahl, der mit einem unausdeutbaren Lächeln antwortete, und ſich übrigens das Anſehn gab, als nähm er von der Fremden weiter keine Notiz. Das Pathengeſchenke gab jetzt der Empfängerin andere Beſchäftigung, ein geldner Regen ſtrömte aus freigebigen Händen auf den Täufling herab. Die Unbekannte nahete ſich zuletzt mit ihrer Pathenſteuer, und täuſchte die Erwartung aller Mitgevattern. Sie vermutheten von der glanzreichen Dame ein Kleinod, oder einen Denkpfennig von großem Werth, beſonders da ſie ein ſeidenes Taſchentuch hervorzog, und ſolches mit großer Bedächtlichkeit von einander ſchlug; aber Frau Pathe hatte nichts drein gewickelt als einen Biſamapfel *) aus Holz gedreht, ſie legte dieſen feierlich auf des Kindes Wiege, küßte die Mutter freundlich auf die Stirn und begab ſich aus dem Zimmer.

Ueber dieſes armſelige Geſchenk entſtand ein heimliches Flüſtern unter den Anweſenden, das bald in ein ſpöttiſches Gelächter ausbrach. Es fehlte nicht an mancherlei boshaften Anmerkungen und Spekulationen, wie ſie in Wochenſtuben zu ſeyn pflegen; da aber der Ritter und ſeine Dame ein tiefes Stillſchweigen beobachteten, ſo blieb den Forſchern und Schwätzerinnen nichts übrig, als ſich an leeren Muthmaßungen zu weiden. Die Unbekannte kam nicht wieder zum Vorſchein, und niemand wußte zu ſagen wo ſie hingeſchwunden ſey. Wackermann wurde ingeheim allerdings von dem Verlangen gequält, zu erforſchen wer die Fremde geweſen ſeyn möchte, die man, weil niemand ihren Namen wußte,

---

*) Biſamapfel und Ambranuß ſcheint in der Bedeutung übereinzukommen, und beides ein Balſam- oder Riechbüchschen anzuzeigen. Das erſte Wort kommt in der Bibel vor Jeſ. 3. Vers 20.

die Dame mit dem naſſen Schleier nannte; nur der Scheu als ein männlicher Ritter einer Weiberſchwachheit ſich ſchuldig zu machen, und die Unverbrüchlichkeit ſeines gegebnen Wortes banden ihm die Zunge, wenn in der Stunde ehelicher Vertraulichkeit ihm die Frage auf den Lippen ſchwebte: ſag an, wer war Frau Pathe mit dem naſſen Schleier? Er gedachte ihr das Geheimniß mit der Zeit dennoch abzuliſten oder abzulieben, und rechnete dabei auf die Beſchaffenheit des weiblichen Herzens, welchem die Gabe der Verſchwiegenheit ſo wenig verliehen ſey, als dem Siebe die Aufbewahrung einer Flüſſigkeit. Doch diesmal irrete er in der Rechnung: Frau Mathilde wußte ihre Zunge zu beſchwichtigen, und bewahrte das unauflösliche Räthſel ſo ſorgfältig im Herzen, wie den Biſamapfel in ihrem Schatzkäſtlein.

Ehe das Fräulein dem Gängelbande entwuchs, wurde die Prophezeihung der Nymphe an der guten Mutter erfüllt: ſie erkrankte plötzlich und ſtarb, ohne Zeit zu haben an den Biſamapfel zu gedenken, oder damit nach Verfügung der Nixe zu Gunſten der kleinen Mathilde zu verfahren. Ihr Gemahl war eben abweſend auf dem Turnier zu Augsburg, und zog mit einem Ritterdank von Kaiſer Friedrichen gekrönt wieder nach Hauſe. Wie der Zwerg auf dem Thurm ſeinen Herrn in der Ferne angeritten kommen ſah, ſtieß er nach Gewohnheit in's Horn, dem

Hofgeſinde deſſen Ankunft kund zu thun: aber er ließ nicht wie ſonſt einen freudigen Ton erſchallen, ſondern poſaunte gar eine traurige Melodei. Das fuhr dem Ritter durch's Herz und bekümmerte ſeine Seele. Was für ein Schall, ſprach er, gellt mir in's Ohr? Hört ihr's, ihr Knappen, iſt das nicht Krähenruf und Todtenſang? Kleinhänſel verkündet uns nichts Gutes. Und die Knappen waren alle beſtürzt, ſahen ihren Herrn traurig an, und einer unter ihnen nahm das Wort und ſprach: Das iſt die Weiſe des Vogels Kreideweiß, Gott wende Unglück ab; 's iſt eine Leiche im Hauſe! Da ſpornte Wackermann ſeinen Hengſt und ritt über's Blachfeld daher, daß die Funken ſtoben. Die Zugbrücke fiel, er ſah gierig in den Schloßhof und erblickte leider das Leichenzeichen vor ſeiner Hausthür ausgeſtellt, eine Laterne ohne Licht mit einem wehenden Flor geſchmückt, und alle Fenſterläden verſchloſſen*). Dabei vernahm er von innen Schluchzen und Wehklagen des Geſindes, denn Frau Mathilde war eben aufgebahrt. Zu Häupten des Sargs ſaßen die beiden größern Töchter in Boy und Flor gehüllt, und beweinten die erbleichte Mutter mit zahlloſen Thränen. Am Fuß des Sarges ſaß die kleine Lieblingstochter; noch unvermögend ihren Verluſt zu empfinden, zerzupfte ſie mit kindiſcher Gleichmüthigkeit ſpielend die Ueberbleibſel der Blumen, womit die Leiche geſchmückt war. Dieſer wehmüthige Anblick überwältigte Wackermanns männliche Standhaftigkeit, er weinte und jammerte laut, ſtürzte über den eiskalten Leichnam her, benetzte die bleichen Wangen mit ſeinen Thränen, drückte mit zitterndem Munde die erſtorbenen Lippen, und überließ ſich ohne Scheu allen ſchmerzhaften Gefühlen ſeines Herzens. Hernach hing er ſeine Waffen in die Rüſtkammer auf, ſaß bedeckt mit einem abgekrempten Hute und einem ſchwarzen Trauermantel beim Sarge, trug Leid um ſeine abgeſchiedene Hausfrau, und erwies ihr die letzte Ehre durch ein feierliches Todtengepränge.

---

*) Dieſer altdeutſche Gebrauch, das Abſterben eines Hausgenoſſen anzudeuten, erhält ſich noch an einigen Orten im Herzogthum Cleve, wo auch alle Leidtragenden in der ganzen Stadt ihre Fenſterläden zu ſchließen verbunden ſind, und wenn ſie eben ſolche Zimmer bewohnen, oft am hellen Mittag Licht brennen müſſen.

Weil jedoch nach der Bemerkung eines großen Mannes die heftigſten Schmerzen immer die kürzeſten ſind, ſo vergaß der tiefgebeugte Wittwer bald ſeines Herzeleids, und dachte mit Ernſt darauf den erlittenen Verluſt durch eine zwote Gemahlin zu erſetzen. Seine Wahl fiel auf ein wildes raſches Weib, ganz das Gegenbild der frommen ſittſamen Mathilde. Das Hausregiment nahm folglich nun eine andere

Geſtalt an; die junge Frau liebte Pracht und Verſchwendung, gebehrdete ſich ſtolz und gebieteriſch gegen das Geſinde; des Schlemmens und Bankettirens war kein Ende. Ihre Fruchtbarkeit bevölkerte das Haus bald mit zahlreicher Deſcendenz; die Töchter erſter Ehe wurden nicht mehr geachtet, und kamen ganz in Vergeſſenheit. Wie die ältern Fräulein heranwuchſen, ſuchte ſich die Stiefmutter ihrer ganz zu entledigen, ſie wurden nach Dinkelsbühl in ein Frauenkloſter in die Koſt verdungen; die kleine Mathilde kam unter Aufſicht einer Amme, und wurde in ein abgelegenes Stübchen verſetzt, wo ſie der eiteln Frau, die mit Familienſorgen ſich nicht gern befaßte, weit genug aus den Augen war. Ihr verſchwenderiſcher Aufwand mehrte ſich alſo, daß der Ertrag des Fauſt- und Kolbenrechts, ſo unermüdet der Ritter ſolchem oblag, nicht mehr hinreichte denſelben zu beſtreiten, ſie ſahe ſich oft genöthiget, die Verlaſſenſchaft ihrer Vorweſerin zu ſpoliiren, die reichen Stoffe zu vermöbeln, oder von Juden Geld darauf zu leihen. Einsmals befand ſie ſich in beſonderer ökonomiſcher Verlegenheit. Sie durchſuchte Schubladen und Truhen, um etwas von Werthe auszuwittern, da ſtieß ſie auf ein geheimes Fach eines Putzſchrankes, und fand darin zu ihrer großen Freude Frau Mathildens Schatzkäſtlein. Die funkelnden Juwelen der Demantringe, Ohrenſpangen, Armbänder, Schürzhaken und andern Geſchmeides entzückte ihr gieriges Auge. Sie muſterte alles genau durch, beſah's Stück für Stück, und überſchlug in ihren Gedanken, welchen Gewinn dieſer herrliche Fund einbringen würde. Unter dieſen Koſtbarkeiten fiel ihr auch der hölzerne Biſamapfel in die Augen. Sie wußte lange nicht was ſie daraus machen ſollte, ſie verſucht' es ihn aufzuſchrauben; aber er war verquollen. Sie wog ihn in der Hand, und befand ihn ſo leicht als eine taube Nuß, darum meinte ſie, es ſey irgend ein lediges Ringfutteral, und weil ſie damit nichts anzufangen wußte, warf ſie's als ein Ding ohne allen Werth aus dem Fenſter.

Zufälligerweiſe ſaß die kleine Mathilde unten im Zwingergarten und ſpielte mit ihrer Puppe. Wie ſie die hölzerne Kugel auf dem Sande daher rollen ſahe, warf ſie die Puppe aus der Hand, und griff mit kindiſcher Begierde nach dem neuen Spielzeug, hatte auch eben ſo viel Freude über dieſen Fund als Mama an dem ihrigen. Sie ergötzte ſich viele Tage mit der Spielerei und ließ ſie nicht aus der Hand. An einem ſchönen Sommertage lüſtete der Amme mit ihrer Pflegetochter der friſchen Kühlung am Felſenbrunnen zu genießen, um Veſperzeit forderte das Kind ſeine Honigſemmel, welche die Amme mitzunehmen vergeſſen hatte. Sie hatte noch nicht Luſt zurückzukehren; um nun die Kleine bei Gutem zu erhalten, ging ſie in's Gebüſche ihr eine Hand voll

Himbeere zu pflücken. Das Kind ſpielte indeß mit dem Biſamapfel, warf ihn hin und her wie einen Fangeball, bis ein Wurf mißlang, und die kindiſche Freude in eigentlichem Verſtande in den Brunnen fiel. Augenblicks ſtund eine junge Dame da, ſchön wie ein Engel, und freundlich wie eine Grazie. Das Kind, beſtürzt darüber, glaubte ihre Stiefmutter vor ſich zu ſehen, die ſie immer ſchalt und ſchlug, wenn ſie ihr unter die Augen kam. Die Nymphe aber liebkoſete ihr mit ſanften Worten: Fürchte nichts, liebe Kleine, ich bin deine Pathe, komm zu mir. Sieh, hier iſt dein Spielzeug das in den Brunnen fiel. Dadurch lockte ſie das Kind zu ſich, nahm's auf den Schooß, drückt' es zärtlich an den Buſen, herzt und küßte die kleine Mathilde, und benetzt' ihr Angeſicht mit Thränen. Arme Verwaiſte, ſprach ſie, ich hab's verſprochen-Mutterſtelle bei dir zu vertreten, ich will's auch halten. Beſuche mich oft, du wirſt mich ſtets an dieſer Grotte finden, wenn du einen Stein in den Brunnen fallen läſſeſt. Bewahre dieſen Biſamapfel ſorgfältig und ſpiele nicht wieder damit, daß du ihn nicht verliereſt, er wird dir einſt drei Wünſche gewähren. Wenn du heranwächſeſt, will ich dir mehr ſagen, jetzt kannſt du's nicht faſſen. Sie gab ihr noch manche gute Vermahnung, die ſich für des Kindes Alter ſchickte, gebot ihr Stillſchweigen; die Amme kam zurück und die Nymphe verſchwand.

Heut zu Tage, ſagt das Sprüchwort, giebt's keine kluge Kinder mehr, vor Alters war's damit anders; die kleine Mathilde war gleichwohl ein ſchlaues und kluges Kind, ſie hatte ſo viel Beſonnenheit gegen die Amme nichts von Frau Pathen zu erwähnen, forderte bei ihrer Zuhauſekunft Nähnadel und Zwirn, und vernähete damit ſorgfältig den Biſamapfel in das Unterfutter des Kleides. Ihr Sinn und Gedanken ſtunden nun nach dem Nixenbrunnen; ſo oft es die Witterung erlaubte, ſchlug ſie der Aufſeherin einen Spaziergang dahin vor, und weil dieſe dem ſchmeichelhaften Mädchen nichts abſchlagen konnte, und dieſe Neigung ihr angeboren ſchien, indem die Grotte der Lieblingsaufenthalt der Mutter geweſen war, gewährte ſie der Kleinen dieſen Wunſch deſto leichter. Da wußte dieſe nun immer einen Vorwand zu finden die Amme wegzuſchikken, und ſo bald ſie den Rücken wendete, fiel der Stein in's Waſſer, und verſchaffte dem ſchlauen Mädchen die Geſellſchaft ihrer liebreizenden Pathe. Nach einigen Jahren blühete die kleine Waiſe zum jungfräulichen Alter heran, und ihre Schönheit ſchloß ſich auf wie die Knospe einer hundertblättrigen Roſe, die unter den buntfarbigen Glasblumenpöbel verpflanzt, in beſcheidener Würde hervorglänzt. Zwar blühete ſie gleichſam nur im Zwingergarten: ſie lebte unter dem Geſinde verſteckt, und wenn die üppige Mutter bankettirte, kam ſie nie zum Vorſchein, ſaß auf ihrer Kammer, beſchäftigte ſich mit häuslicher Arbeit und fand nach vollendetem Tagewerke, zur Abendzeit reichen Erſatz für die rauſchenden Freuden, die ſie entbehrte, in der Geſellſchaft der Nymphe am Brunnen. Dieſe war nicht nur ihre Geſellſchafterin und Freundin, ſie war auch ihre Lehrmeiſterin, unterrichtete das Fräulein in allen weiblichen Kunſtfertigkeiten, und bildete ſie ganz nach dem Beiſpiel ihrer tugendhaften Mutter.

Eines Tages ſchien die Nymphe ihre Zärtlichkeit gegen die reizvolle Mathilde zu verdoppeln, ſie ſchloß ſie in die Arme, ließ das Haupt auf ihre Schultern ſinken, und war ſo wehmuthsvoll und traurig, daß das Fräulein davon angeſteckt wurde, und ſich nicht enthalten konnte einige Thränen auf die Hand ihrer Pathe fallen zu laſſen, die ſie eben ſchweigend an die Lippen drückte. Durch dieſe ſanfte Mitempfindung wurde die Nymphe noch wehmüthiger: Kind, ſprach ſie mit trauriger Stimme, du weinſt und weißt nicht warum; aber deine Thränen ſind Vorgefühle deines Schickſals. Dem Hauſe auf dem Berge ſtehet eine große Veränderung bevor: ehe der Schnitter die Senſe tängelt und der Wind über die Stoppeln des Waizenfeldes weht, wird's öde und wüſte ſtehen. Wenn die Schloßdirnen in der Abenddämmerung herausgehen, des Waſſers aus meinem Brunnen zu ſchöpfen und mit ledigem Eimer zurückkehren, ſo gedenke, das Unglück kommt. Wahre den Biſamapfel, der dir drei Wünſche gewähren wird, und gehe nicht verſchwenderiſch mit deinen Wünſchen um! Gehab dich wohl, an dieſer Stätte ſehn wir uns nicht wieder. Drauf lehrte ſie dem Fräulein noch einige magiſche Eigenſchaften des Apfels, um ſich derſelben im Nothfall zu bedienen, weinte und ſchluchzete beim Hinſcheiden, daß ihr die Worte verſagten, und ließ ſich nicht mehr ſehen.

Um die Zeit der Waizenernte kamen eines Abends die Waſſerträgerinnen mit ledigen Krügen in's Schloß zurück, bleich und erſchrocken, zitterten an allen Gliedern, als ſchüttele ſie der Froſt des Wechſelfiebers, verkündeten, die weiße Frau ſitze am Brunnen mit trauriger Gebehrdung des Händeringens und Wehklagens, welches nichts Gutes ominire. Des hatten die Kriegsleute und Waffenträger ihren Spott, meinten es ſey Täuſchung und Weibergeſchwätz. Einige trieb die Neugier hinaus, Grund und Ungrund der Sache zu erforſchen; ſie ſahen dieſelbe Erſcheinung, faßten ſich dennoch ein Herz und gingen zum Brunnen. Wie ſie hinkamen, war das Geſicht verſchwunden, und da gab's mancherlei Gloſſen und Auslegungen darüber; keiner rieth jedoch auf die wahre Deutung, welche Fräulein Mathilde allein wußte, ob ſie es gleich nicht laut werden ließ: denn die Nymphe hatte ihr Stillſchweigen geboten. Sie ſaß einſam und trübſinnig auf ihrer Kammer, unter Furcht und Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten.

Wackermann Uhlſinger war Weiber- und Becherlehn; ſeiner verſchwenderiſchen Hausfrau konnte er nicht ſatt rauben und plündern, und wenn er nicht auf Wegelagerung ausging, bereitete ſie ihm tagtäglich ein Wohlleben, berief ſeine Zechbrüder zuſammen, unterhielt ihn im Taumel der Lüſte und ließ ihn nie daraus wach werden, um den Verfall ſeines Hausweſens wahrzunehmen. Wenn's an Baarſchaft oder Lebensmitteln gebrach, ſo gaben Jacob Fugger's Laſtwagen, oder der Venediger reiche Speditionen immer neue Ausbeute. Dieſer Plackereien müde, beſchloß der Generalcongreß des ſchwäbiſchen Bundes, weil Abmahnungen und Warnungen nichts fruchteten, Uhlſingers Untergang. Eh' er dachte, daß es ſo ernſtlich gemeinet ſey, weheten die ſtädtiſchen Bundesfahnen vor dem Thor ſeiner Bergveſte, und es blieb ihm nichts übrig als der Entſchluß, ſein Leben theuer genug zu verkaufen. Die Bombarden und Donnerbüchſen erſchütterten die Baſteien und die Armbruſtſchützen thaten auf beiden Seiten ihr Beſtes; es hagelte Bolzen und Pfeile, und einer davon in einer unglücklichen Stunde abgedrückt, wo Wackermann's Schutzgeiſt von ihm gewichen war, fuhr durch's Viſir ſeines Helms ihm tief in's Hirn, daß er alsbald im kalten Todesſchlummer dahin taumelte. Durch den Fall des Pannerherrn gerieth das Kriegsvolk in große Beſtürzung; einige Feigherzige ſteckten die weiße Fahne aus, die Muthigen riſſen ſie wieder herab vom Thurm. Daraus merkte der Feind, daß innerhalb der Burg Unordnung und Verwirrung herrſche; die Belagerer lieſen Sturm, überſtiegen die Mauern, gewannen das Thor, ließen die Zugbrücke herab, und ſchlugen alles mit der Schärfe des Schwertes was ihnen vorkam. Selbſt die Unglücksſtifterin, das verſchwenderiſche Weib, wurde mit all ihren Kindern von dem wüthigen Kriegsvolke erſchlagen, das gegen den räuberiſchen Adel ſo erbittert war, als nachher die Aufrührer im ſchwäbiſchen Bauernkriege. Das Schloß wurde rein ausgeplündert in Brand geſteckt und der Erde gleich gemacht.

Während des kriegeriſchen Tumults hielt ſich Fräulein Mathilde in dem Pathmus ihres Dachſtübchens ganz ruhig, hatte die Thür verſchloſſen und von innen feſt verriegelt. Als ſie aber merkte, daß draußen alles bunt über ging, und Schloß und Riegel ihr keine Sicherheit weiter geben würde, warf ſie ihren Schleier über, drehete den Biſamapfel dreimal in der Hand und trat kühnlich heraus, nachdem ſie das Sprüchlein ausgeſprochen, welches ihr die Nixe gelehrt hatte,

Hinter mir Nacht, vor mir Tag,
Daß mich niemand ſehen mag;

und ſo wandelte ſie unbemerkt mitten durch das feindliche Kriegsvolk aus der väterlichen Burg, wiewohl mit hochbetrübtem Herzen, und ohne zu wiſſen wohin ſie ihren Weg nehmen ſollte. So lang ihre zarten Füße ihr nicht den Dienſt verſagten, eilte ſie von dem Schauplatz des Greuels und der Verwüſtung ſich zu entfernen, bis ſie, von Nacht und Müdigkeit befallen, unter einem wilden Birnbaum im freien Felde zu herbergen beſchloß. Sie ſetzte ſich auf den kühlen Raſen und ließ den Thränen freien Lauf. Noch einmal ſchaute ſie nach der Gegend um und wollte ſie geſegnen, wo ſie die Jahre der Kindheit verlebt hatte; als ſie die Augen aufhob, ſahe ſie ein blutrothes Feuerzeichen am Himmel ſtehen, woraus ſie urtheilte, daß das Stammhaus ihrer Voreltern ein Raub der Flammen worden ſey. Sie wendete ihre Augen von dieſem grauſenvollen Anblick weg, und wünſchte mit Sehnſucht, daß die funkelnden Sterne erbleichen und die Morgenröthe aus Oſten hervorſchimmern möchte. Eh es noch tagte und der Morgenthau auf dem Graſe ſich in kleine Tropfen ſammelte, ſetzte ſie die ungewiſſe Pilgerreiſe fort, und gelangte bald in ein Dorf, wo ſie von einer gutherzigen Bäuerin aufgenommen und mit einem Biſſen Brod und einer Schaale Milch erquicket wurde. Von dieſer Frau tauſchte ſie bäueriſche Kleider, und geſellte ſich zu einer Karavane Frechtführer, die ſie gen Augsburg geleiteten. In dieſem trübſeligen verlaſſenen Zuſtande blieb ihr keine Wahl, als ſich für ein Dienſtmädchen zu vermiethen; weil's aber außer der Zeit war, konnte ſie lange keine Herrſchaft finden.

Graf Konrad von Schwabeck, ein deutſcher Kreuzherr, auch Kaſtenvogt und Schirmherr des Bisthums Augsburg, beſaß daſelbſt einen Comthurhof, wo er ſich im Winter aufzuhalten pflegte. In ſeiner Abweſenheit wohnte eine Schließerin darin, Frau Gertrud genannt, die das Hausweſen regierte. Dieſe Frau war in der ganzen Stadt für eine Megäre ausgeſchrieen; kein Geſinde konnt's bei ihr aushalten, ſie lärmte und tobte im Hauſe umher wie ein Poltergeiſt. Das Raſſeln ihrer Schlüſſel fürchteten die Dirnen, wie die Kinder den Knecht Ruprecht; das kleinſte Verſehen, oder auch nur ihre böſen Launen mußten Köpfe und Töpfe entgelten, oder ſie bewaffnete ihren rüſtigen Arm mit einem Bund Schlüſſel und bläute den Dienſtmägden damit Rücken und Lenden blau; kurz, wenn man ein böſes Weib beſchreiben wollte, ſo hieß es, ſie ſey ſo arg als Frau Trude im Comthurhofe. Eines Tages hatte ſie das Strafamt ſo gewaltſam ausgeübt, daß alles Geſinde entlief; da kam die ſanfte Mathilde und bot ihre Dienſte an. Um ihren edlen Wuchs zu verhehlen, hatte ſie eine Schulter gepolſtert als ſey ſie verwachſen; ihr blondes ſeidenes Haar verbarg ein breites Kopftuch; Angeſicht und Hände hatte ſie mit

Ruß beſtrichen, um eine zigeunermäßige Haut dadurch zu erkünſteln. Wie ſie ſich anmeldete und die Schelle an der Thür zog, ſteckte Frau Gertrud den Kopf aus dem Fenſter; da ſie nun die ſeltſame Figur gewahr wurde, meinte ſie, es ſey eine Bettlerin und rief herab: hier iſt kein Almoſenamt, geht in die Fuggerei *), dort ſpendet man Heller aus! und ſchlug das Fenſter haſtig zu. Fräulein Mathilde ließ ſich dadurch nicht abſchrecken, ſie ſchellte ſo lange, bis die Ausgeberin in der Abſicht wieder zum Vorſchein kam, dieſe Zudringlichkeit mit einer Lage Scheltworten zu erwiedern. Ehe ſie aber ihren zahnloſen Mund eröffnete, verſtändigte ſie das Fräulein, was ihr Begehr ſey. Wer biſt du, fragte Frau Gertrud, und was kannſt du? Die verſtellte Dirne antwortete:

Ich bin eine Waiſe,
Mathilde ich heiße,
Kann platten,
Kann glätten,
Kann nähen und ſpinnen,
Auch ſticken
Und ſtricken
Und Augen **) gewinnen,

---

*) Eine Geſtifte von Jacob Fugger in Augsburg, aus 106 Häuſern beſtehend, die zur Aufnahme und Pflege der Armen eingerichtet ſind, oder es doch ehemals waren.

**) Maſchen.

Kann hacken und pochen,
Auch braten und kochen,
Bin kunſtreicher Hand
Und flink und gewandt.

Als die Wirthſchafterin dieſes Sprüchlein hörte, und vernahm, daß das nußbraune Mädchen ſo viel gute Talente beſaß, that ſie die Thür auf, gab ihr den Miethgroſchen und nahm ſie in die Küche. Sie ſtand ihren Geſchäften ſo treulich vor, daß Frau Gertrud ganz aus der Uebung kam, Töpfe nach dem Ziel zu werfen. Ob ſie gleich immer ſtreng und mürriſch blieb, und alles tadelte und beſſer wiſſen wollte: ſo hielt ihr doch das Dienſtmädchen nie Widerpart, und wehrte durch Sanftmuth und Duldung den Ergießungen ihrer ſchwarzen Galle ab. Sie wurde leidlicher und beſſer als ſeit vielen Jahren, zum Beweis, daß fromm Geſinde auch gut Regiment, gut Wetter, fromme und getreue Oberherrn macht.

Um die Zeit des erſten Schnees ließ die Hausmutter das ganze Haus fegen und reinigen, die Fenſter waſchen, Vorhänge aufziehen und alles zum Empfang ihres Herrn zubereiten, der, mit buntem Gefolge ſeiner Diener umgeben, nebſt einem großen Schwall von Pferden und Jagdhunden zu Winters Anfang eintraf. Mathilde kümmerte ſich wenig um die Ankunft des Kreuzherrn; ihre Küchenarbeit hatte ſich ſo gemehret, daß ſie ſich nicht Zeit nahm nach ihm auszuſehen. Zufälligerweiſe begegnete er ihr, indem ſie eines Morgens Waſſer ſchöpfte, auf dem Hofe, und ſein Anblick ſchloß Gefühle in ihrem Herzen auf, die ihr ganz neu und fremd waren. Der ſchönſte junge Mann, den ſie je geſehen, ſtund vor ihr; ſein glänzendes Auge, die jovialiſche Miene, das Gepräge des Wohlbehagens und Ueberfluſſes; das wellenförmige leicht gelockte Haar, das ſich halb unter die beſchattenden Straußfedern des männlich in's Geſicht gedrückten Hutes verſteckte; der feſte Gang und edle Anſtand des Mannes wirkten ſo mächtig auf ihr Herz, daß es ungleich geſchwinder ſchlug und das Blut in ſchnellern Umlauf brachte. Zum erſtenmal empfand ſie jetzt den großen Abſtand des Standes, in welchen ein unglücklich Verhängniß ſie verſetzt hatte, von dem, in welchem ſie geboren war, und dieſe Empfindung drückte ſie mehr als der ſchwere Waſſereimer. Sie ging tiefſinnig in die Küche zurück, und verſalzete zum erſtenmale in ihrer Function alle Brühen, welches ihr von der Wirthſchafterin einen harten Verweis zuzog. Tag und Nacht ſchwebte ihr der ſchöne Ritter vor Augen, es lüſtete ihr oft nach ihm zu ſehen, und wenn er über den Hof ging und ſie ſeine Sporen klingen hörte, ſpürte ſie jederzeit Waſſermangel in der Küche und eilte mit dem Eimer zum Brunnen; ob ſie gleich keines Anblicks von dem ſtolzen Junker gewürdiget wurde.

Graf Konrad ſchien blos für das Vergnügen zu leben, er verabſäumte keine Luſtbarkeit und kein Freudengelag in der reichen Stadt, die der Verkehr mit den Venedigern üppig gemacht hatte. Bald gab es ein Ringelrennen, bald ein Stechen auf der Rennbahn, bald einen Rathswechſel oder ſonſt eine glänzende Feierlichkeit; auch fehlte es nicht an öffentlichen Reihentänzen auf dem Rathhauſe oder auf dem Markte, und durch alle Straßen, wo die Edelleute den Bürgerstöchtern goldne Fingerreife und ſeidene Tücher verehrten, Minneſpiel und gute Schwänke trieben. Als die Faſtnachts-Mummereien begannen, ſchien der Freudentaumel auf's höchſte geſtiegen zu ſeyn. Fräulein Mathilde hatte an dem allen keinen Theil, ſaß in der rauchenden Küche und weinte ſich ſchier die ſchmachtenden Augen wund, klagte über den Eigenſinn des Glücks, das ſeine Günſtlinge mit den Freuden des Lebens ſtromweiſe überſchüttet, und dem Unbegünſtigten jeden frohen Augenblick abgeizet. Ihr Herz war beklommen, ohne daß ſie eigentlich wußte warum; daß Amor ſich darein gebettet hatte, war ihr gänzlich unbekannt. Dieſer unruhige Gaſt, der in jedem Hauſe Verwirrung macht wo er herbergt, flüſterte ihr am Tage tauſend romanhafte Gedanken zu, und unterhielt ſie des Nachts mit ſchalkhaften Träumen. Bald luſtwandelte ſie mit dem Kreuzherrn in einem Blumengarten, bald war ſie zwiſchen die heiligen Mauern eines Kloſters eingeſperrt, und der Graf ſtand außen am Sprachgitter, verlangte mit ihr zu koſen, und die ſtrenge Domina wollt' es nicht geſtatten; bald tanzte ſie wieder mit ihm den Vorreihen auf einem fröhlichen Ball. Dieſe entzückenden Träume zerſtörte oft plötzlich das Geklingel von Frau Getrudens Schlüſſelbund, womit ſie in der frühen Morgenſtunde dem Geſinde zur Arbeit läutete; doch die Ideen, welche zur Nachtzeit die Phantaſie angeſponnen hatte, bildete das Spiel der Gedanken den Tag über aus.

Liebe ſcheut keine Gefahren, überſteigt Berge und Klippen, hüpft über Abgründe, findet Weg und Bahn durch die libyſche Wüſte, und ſchwimmt auf dem Rücken des weißen Stiers über das ſtürmende Meer. Die liebende Mathilde ſann und klügelte ſo lange, bis ſie ein Mittel fand, den ſchönſten ihrer Träume zu verwirklichen. Sie hatte den Biſamapfel der Pathe Nixe, der ihr drei Wünſche gewähren ſollte, noch im Beſitz. Nie hatte ſie Verlangen getragen ihn zu öffnen und ſein inneres Talent zu erproben; aber jetzt kam ihr ein den erſten Verſuch damit zu machen. Die Augsburger hatten bei Prinz Maxens Geburt Kaiſer Friedrichen zu Ehren ein herrlich Bankett angeſtellt, das drei Tage dauern ſollte, zu welchem ſie viel Prälaten, Grafen und Herren aus der Nachbarſchaft eingeladen hatten. Dabei wurde jeden Tag um einen ausgeſetzten Preis geſtochen, und zur Abendzeit waren die ſchönſten Jungfrauen auf's Rathhaus eingeladen, um mit der edlen Ritterſchaft zu tanzen, und das dauerte bis an den lichten Morgen. Ritter Konrad ermangelte nicht, dieſer Feſtivität mit beizuwohnen, und war des Abends beim Tanz der Held der zarten Frauen und Jungfrauen. Obgleich keine ſeiner geſetzmäßigen Liebe theilhaft werden konnte (denn er war ein Kreuzherr), ſo hatten ſie ihn doch alle lieb und werth; er war ein ſchöner Mann und tanzte wonniglich.

Mathilde hatte den Entſchluß gefaßt, bei dieſer Gelegenheit ein Abenteuer zu beſtehen. Nachdem ſie die Küche beſchickt hatte und alles im Hauſe ruhig war, ging ſie auf ihre Kammer, wuſch mit feiner Seife die rußige Schminke von der Haut, und ließ Lilien und Roſen darauf hervorblühen. Hernach nahm ſie den Biſamapfel zur Hand, und wünſchte ſich ein neues Kleid, ſo herrlich und prächtig es nur ſeyn könnte, mit allem Zubehör. Nun öffnete ſie den Deckel, da quoll hervor ein Stück ſeidenen Stoffs, das dehnte und breitete ſich, und rauſchte wie ein Waſſerſtrom herab auf ihren Schooß, und als ſie's recht beſahe, war's ein völliger Anzug mit allem dazu gehörigen kleinen Putz, und das Kleid paßte ihr auf den Leib wie angegoſſen. Darüber empfand ſie die innige Herzensfreude, die junge Mädchen zu fühlen pflegen, wenn ſie ſich für das andere Geſchlecht putzen, und ihre gefährliche

Filetnetze ausſtellen. Bei der Ueberſicht ihres Anzugs ſchmeichelte alles ſo ſehr der weiblichen Eitelkeit, daß ſie vollkommen damit zufrieden war Darum ſäumte ſie nicht ihr Vorhaben auszuführen, ſie drehete den magiſchen Apfel dreimal in der Hand herum und ſprach:

Die Augen zu,
Bleibt alle in Ruh!

Alsbald fiel ein tiefer Schlaf auf das geſammte Hausgeſinde von der wachſamen Wirthſchafterin an bis auf den Thürhüter. Huſch war Fräulein Mathilde zur Thür hinaus, wandelte ungeſehen durch die Straßen, und trat mit dem Anſtande einer Grazie in den Tanzſaal ein. Es wunderte ſich männiglich über die Geſtalt der holdſeligen Jungfrau, und auf dem hohen Söller, der rings um den Saal lief, entſtund ein flüſterndes Geräuſch, wie wenn der Prediger auf der Kanzel Amen ſagt. Einige bewunderten an der Unbekannten die Schönheit der Geſtalt, andere den Geſchmack der Kleidung, noch andere verlangten zu wiſſen wer ſie ſey, und von wannen ſie käme, wiewohl kein Seitennachbar dem andern über dieſe Frage Auskunft geben konnte.

Unter den edeln Rittern und Herren, die ſich herzudrängten, die fremde Jungfrau zu beäugeln, war der Kreuzherr nicht der Letzte, ein feiner Mädchenſpäher und nichts weniger als Weiberfeind; ihm dünkte, er habe nie eine glücklichere Phyſiognomie noch einen reizendern Wuchs geſehen. Er nahete ſich ihr, zog ſie zum Tanz auf; ſie bot ihm beſcheiden die Hand, und tanzte zur Bewunderung ſchön. Ihr leichter Fuß ſchien kaum die Erde zu berühren; die Bewegung des Körpers aber war ſo edel und ungezwungen, daß ſie jedes Auge entzückte. Ritter Konrad bezahlte den Tanz mit der Freiheit ſeines Herzens; er entbrannte gegen die ſchöne Tänzerin in heißer Liebe, und kam ihr nicht mehr von der Seite, ſagte ihr ſo viel ſchönes vor, und trieb ſein Minneſpiel mit ſolchem Ernſt und Eifer, wie einer unſerer heutigen Romanhelden, denen flugs die Welt zu enge wird, wenn der ſchäkerhafte Amor ſie hetzt. Fräulein Mathilde war eben ſo wenig Meiſterin ihres Herzens: ſie ſiegte und wurde beſiegt: der Erſtlingsverſuch in der Liebe ſchmeichelte ihr mit erwünſchtem Erfolg, und es war ihr unmöglich, ihre Gefühle unter dem Schleier weiblicher Zurückhaltung ſo gut zu verbergen, daß der entzückte Kreuzherr nicht hätte merken können, daß er kein hoffnungsloſer Liebhaber ſey. Es lag ihm nur daran, zu wiſſen, wer die ſchöne Unbekannte ſey und wo ſie hauſe, um ſein Liebesglück zu verfolgen. Doch hier war alles Forſchen vergebens; ſie wich allen Fragen aus, und mit vieler Mühe erhielt er nur von ihr die Zuſage, den folgenden Tag nochmals den Tanz zu beſuchen. Er gedachte ſie zu überliſten, wenn ſie allenfalls nicht Wort halten ſollte, und ſtellte alle Bedienten auf die Lauer, ihre Wohnung auszukundſchaften, denn er hielt ſie für eine Augsburgerin; die Tanzgeſellſchaft aber meinte, ſie gehörte zur Freundſchaft des Grafen, weil er ihr ſo ſchön that und ſo freundlich mit ihr koſete.

Der Morgen war ſchon angebrochen, ehe ſie Gelegenheit fand dem Ritter zu entwiſchen und den Tanzplatz zu verlaſſen. So bald ſie aus dem Saal trat, drehete ſie den Biſamapfel dreimal in der Hand um und ſagte darzu ihr Sprüchlein:

Hinter mir Nacht, vor mir Tag,
Daß mich Niemand ſehen mag;

und ſo gelangte ſie in ihre Kammer, ohne daß die Dämmerungsvögel des Grafen, die in allen Straßen auf- und abflatterten, ſie wahrnahmen. Bei ihrer Zuhauſekunft ſchloß ſie das ſeidene Kleid in die Lade, zog wieder die ſchmutzigen Küchenkleider an, und machte ſich an ihr Geſchäfte, war früher auf als das übrige Geſinde, welches Frau Gertrude mit dem Bund Schlüſſel aus den Betten klingelte, und erntete von der Wirthſchafterin ein kleines Lob.

Noch nie war dem Ritter ein Tag ſo lang worden als der nach dem Balle. Jede Stunde dünkte ihm ein Jahr; Sehnſucht und Verlangen, Zweifelmuth und Beſorgniß, daß ihn die unerforſchliche Schöne täuſchen möchte, ſetzten ſein Herz in Unruhe; denn Argwohn iſt der Nachtreter der Liebe, und hetzte jetzt ſo in ſeinem Kopfe herum, wie die Windſpiele des Kreuzherrn auf dem Comthurhofe. Um Veſperzeit rüſtete er ſich zum Balle, kleidete ſich ſorgfältiger als Tages vorher, und die drei goldenen Ringe, das alte Abzeichen des Adels, funkelten diesmal mit Diamanten beſetzt am Saume ſeiner Halskrauſe. Er war der erſte auf dem Tummelplatze der Freude, muſterte alle Kommenden mit dem Scharfblick des Adlerauges, und harrete mit Ungeduld der Erſcheinung ſeiner Ballkönigin entgegen. Der Abendſtern war ſchon hoch am Horizont heraufgerückt, ehe das Fräulein Zeit gewann auf ihre Kammer zu gehen, und zu überlegen was ſie thun wollte; ob ſie dem Biſamapfel den zweiten Wunſch abfordern oder dieſen auf einen wichtigern Vorfall des Lebens aufſparen ſollte. Die treue Rathgeberin Vernunft rieth ihr das letztere zu thun; aber die Liebe forderte das erſtere mit ſo viel Ungeſtüm, daß die Dame Vernunft nicht zum Worte kommen konnte, und ſich endlich gar nicht mehr hören ließ. Mathilde wünſchte ſich ein anderes Kleid von Roſenatlas, nebſt einem Juwelenſchmuck, ſo ſchön und prächtig als ihn die Königstöchter zu tragen pflegen. Der gutwillige Biſamapfel gab her was in ſeinem Vermögen war, und der Anzug übertraf ihre eigene Erwartung. Sie machte wohlgemuth ihre Toilette, und mit Hülfe des Talismans gelangte ſie, von keinem ſterblichen Auge bemerkt, dahin, wo ſie ſo ſehnlich erwartet wurde. Sie war ungleich reizender als Tages vorher, und da ſie der Kreuzherr erblickte, hüpfte ihm das Herz ver Freuden, und eine Gewalt, ſo unwiderſtehlich als die Zentralkraft der Erde, riß ihn mitten durch die Wirbel der Tänzer zu ihr hin, Empfindungen ihr verzuſtammeln, die Geiſt und Herz erſchütterten; denn er hatte bereits alle Hoffnung aufgegeben, die Jungfrau wieder zu ſehen. Um ſich wieder zu ſammeln, und ſeine Verwirrung zu verbergen, zog er ſie zum Tanz auf, und alle Parthien traten ab, das herrliche Paar walzen zu ſehen. Wonniglich ſchwebte die ſchöne Unbekannte am Arm des flinken Ritters daher, wie die Blumengöttin im Lenz auf den Fittichen des Zephyrs.

Nach vollendetem Tanze führte Graf Konrad die ermüdete Tänzerin unter dem Vorwand, Erfriſchung zu ſuchen, in ein Seitengemach, ſagte ihr in der Sprache eines feinen Hofmannes wie Tages zuvor viel ſchmeichelhaftes; unvermerkt aber ging die kalte Hofſprache in die Sprache des Herzens über, und endete mit einer Liebeserklärung ſo zärtlich und innig, als ein Freier zu reden pflegt, der um eine Braut wirbt. Das Fräulein hörte mit verſchämter Freude den Ritter an, und nachdem ihr klopfendes Herz und die glühenden Wangen eine Zeitlang ihre Empfindungen zu Tage gelegt hatten, und ſie nun zu einer wörtlichen Erklärung ihrer Gegengeſinnung aufgefordert wurde, redete ſie gar züchtiglich alſo: was ihr mir, edler Ritter, heut und geſtern von zarter Liebe vorgeſagt habt, gefällt meinem Herzen wohl, denn ich glaube nicht, daß ihr mit trüglichen Worten zu mir redet. Aber wie kann ich eurer ehelichen Liebe theilhaftig werden, da ihr ein Kreuzherr ſeyd und das Gelübde gethan habt, ehelos zu bleiben euer Lebenlang? Wenn euer Sinn auf Leichtfertigkeit und Buhlerei geſtellt wäre, ſo hättet ihr alle eure glatten Worte in den Wind geredet; darum löſet mir das Räthſel, wie ihr's anſtellen möget, daß wir nach den Geſetzen der heiligen Kirche alſo zuſammengebunden werden, daß unſre Einigung beſtehen mag vor Gott und der Welt. Der Ritter antwortete ernſthaft und bieder: Ihr redet als eine tugendliche und kluge Jungfrau; darum will ich auf eure ehrliche Frage euch jetzt Beſcheid geben und euren Zweifel löſen. Zur Zeit als ich in den Kreuzorden aufgenommen wurde, war mein Bruder Wilhelm der Stammerbe noch am Leben; ſeit der aber erbleicht iſt, hab' ich Diſpenſation erlangt, als der letzte meines Stammes ehelich zu werden, und dem Orden zu entſagen, ſo mir's gefällt; doch hat mich Frauenliebe nie gefeſſelt bis auf den Tag, da ich Euch ſah. Von dem Augenblick an ward's mit meinem Herzen gar anders, und ich vertraue feſt darauf, daß ihr und keine andere vom Himmel mir zum ehelichen Gemahl beſchieden ſeyd. So ihr mir nun eure Hand nicht weigert, ſoll unſer Bündniß nichts ſcheiden als der bittre Tod. Bedenket euch wohl, verſetzte Mathilde, daß euch nicht die Reue ankomme: vorgethan und nachbedacht, hat in der Welt viel Unheil bracht. Ich bin euch fremd, ihr wiſſet nicht wes Standes und Würden ich ſey; ob ich euch an Geburt und Vermögen gleiche; oder ob ein erborgter Schimmer nur eure Augen blendet. Einem Manne eures Standes ſteht an nichts leichtſinnig zu verheißen, aber auch ſeine Zuſage nach Adelsbrauch unverbrüchlich zu erfüllen. Ritter Konrad ergriff haſtig ihre Hand, drückte ſie feſt an's Herz, und ſprach mit warmer Liebe: das verſprech ich bei Seel und Seligkeit! Wenn ihr, fuhr er fort, des geringſten Mannes Kind wäret, nur eine reine und unbefleckte Jungfrau: ſo will ich euch ehrlich halten als mein Gemahl und euch zu hohen Ehren bringen. Drauf zog er einen Demantring von großem Werth vom Finger, gab ihr den zum Pfand der Treue an ihre Hand, nahm dafür den erſten Kuß von ihren keuſchen noch unberührten Lippen und ſprach weiter: damit ihr kein Mißtrauen in meine Zuſage ſetzet, ſo lade ich euch über drei Tage in mein Haus, wo ich meine Freunde des Prälaten- und Herrenſtandes, auch andre ehrenveſte Männer beſcheiden will, unſrer Eheſtiftung beizuwohnen. Mathilde weigerte ſich des aus allen Kräften, weil ihr der raſche Gang der Liebe des Ritters nicht gefiel, und ſie die Beharrlichkeit ſeiner Geſinnungen zuvor erſt prüfen wollte. Er ließ ſich gleichwohl nicht abwendig machen ihre Einwillung zu begehren, und ſie ſagte weder ja noch nein dazu. Wie Tages zuvor ſchied die Geſellſchaft bei Anbruch der Morgenröthe aus einander, Mathilde verſchwand, und der Ritter, dem kein Schlaf in die Augen kam, berief in aller Frühe die wache Wirthſchafterin, und gab ihr Befehl zur Zurichtung eines prächtigen Gaſtmahls.

Wie Freund Hain, das Furchtgerippe mit der Senſe, Palläſte und Strohhütten durchwandert, und alles, was ihm begegnet, unerbittlich mäht und würget: ſo durchzog am Vorabend des Gaſtmahls Frau Gertrud, die unerbittliche Fauſt mit dem Schlachtmeſſer bewaffnet, Hühner- und Entenſtälle, und trug als die Parze des Hausgeflügels Leben und Tod in ihrer Hand. Von ihrem blanken Würgeſtahl fielen die unbeſorgten Bewohner bei Dutzenden, ſchlugen zum Letztenmal ängſtlich die Flügel, und Hühner und Tauben und dämiſche Kapaunen bluteten neben dem verbuhlten Puterhahn ihr animaliſch Leben aus. Fräulein Mathilde bekam ſo viel zu rupfen, zu brühen und aufzuzäumen, daß ſie die ganze Nacht den goldnen Schlaf entbehren mußte; doch achtete ſie all der Mühe nicht, weil ſie wußte, daß der Hochſchmauß um ihrentwillen angerichtet wurde. Das Gaſtmahl begann, der fröhliche Wirth flog den Kommenden entgegen, und wenn der Thürhüter ſchellete, wähnte er immer, die unbekannte Geliebte ſey an der Thür; wurde ſie aber geöffnet, ſo trat ein Prälat, eine feierliche Matrone, oder ein ehrwürdig Amtsgeſicht herein. Die Gäſte waren lange beiſammen und der Truchſeß zögerte gleichwohl die Speiſen aufzutragen. Ritter Konrad harrete noch immer auf die ſchöne Braut; als ſie aber zu lang weilte, winkte er dem Truchſeß mit geheimen Verdruß die Tafel zu beſchicken. Man ſetzte ſich und befand, daß ein Gedeck zu viel war; niemand aber konnte errathen, wer die Einladung des Gaſtgebotes verſchmähet hatte. Von Augenblick zu Augenblick verminderte ſich die Fröhlichkeit des Gaſtgebers ſichtbar, es war nicht mehr in ſeiner Gewalt den Trübſinn von ſeiner Stirn zu bannen, ſo ſehr er ſich auch angelegen ſeyn ließ, durch erzwungene Heiterkeit die Gäſte bei Laune zu erhalten. Dieſer ſplenitiſche Sauerteig ſäuerte gar bald den Süßteig der geſelligen Freude, und es ging im Tafelgemach ſo ſtill und ernſthaft her, wie bei einem Leicheſſen. Die Geigen, die Abends zum Tanz aufſpielen ſollten, wurden fortgeſchickt, und ſo endete diesmal die Fete im Comthurhof ohne Sang und Klang, der ſonſt die Wohnung der Freude war.

Die mißmüthigen Gäſte verloren ſich früher als gewöhnlich, und dem Ritter verlangte nach der Einſamkeit ſeines Gemachs, um ſich ſeinem melancholischen Harm zu überlaſſen, und über die Täuſchungen der Liebe ungeſtört nachzudenken. Er warf ſich auf dem Bette unruhig hin und her, und konnte mit ſeinen Sinnen nicht ausdenken, welche Deutung er der mißlungenen Hoffnung geben ſollte. Das Blut kochte in den Adern, der Morgen kam eh' er ein Auge geſchloſſen hatte, die Diener traten herein, fanden ihren Herrn mit wilden Phantaſien kämpfen, dem Anſchein nach von einem heftigen Fieber befallen. Darüber gerieth das ganze Haus in Beſtürzung, die Aerzte rennten Trepp auf Trepp nieder, ſchrieben ellenlange Rezepte, und in der Apotheke waren alle Mörſer im Gange, als ob ſie zur Frühmetten läuten ſollten. Aber das Kräutlein Augentroſt, das allein der Liebe Sehnſucht lindert, hatte kein Arzt verſchrieben; darum verſchmähete der Kranke Lebensbalſam und Perlentinktur, unterwarf ſich keinem Regime, und beſchwor die Aerzte, ihn nicht länger zu quälen, ſondern den Sand ſeines Stundenglaſes allgemach verrinnen zu laſſen, ohne mit hülfreicher Hand noch daran zu rütteln.

Sieben Tage lang hatte ſich Graf Konrad durch geheimen Kummer ſo abgezehrt, daß die Roſen ſeiner Wangen dahin welkten, das Feuer der Augen verloſch, und Leben und Odem ihm nur noch zwiſchen den Lippen ſchwebte, wie ein leichter Morgennebel im Thal, der auf den kleinſten Windſtoß wartet, ihn ganz zu verwehen. Fräulein Mathilde hatte genaue Kundſchaft von allem was im Hauſe vorging. Es war nicht Eigenſinn, nicht ſpröde Ziererei, daß ſie die Einladung nicht angenommen hatte; es koſtete einen harten Kampf zwiſchen Kopf und Herz, zwiſchen Vernunft und Leidenſchaft, ehe der Entſchluß feſtſtund, der Stimme ihres Geliebten diesmal nicht zu gehorchen. Theils wollte ſie die Standhaftigkeit des raſchen Liebhabers prüfen, theils fand ſie Bedenken, dem Biſamapfel den letzten Wunſch abzunöthigen, denn als Braut, meinte ſie, zieme ihr ein neuer Anzug, und Frau Pathe hatte ihr empfohlen, mit ihren Wünſchen räthlich umzugehen. Indeſſen war ihr am Tage des Gaſtmahls gar weh' um's Herz, ſie ſetzte ſich in einen Winkel und weinte bitterlich. Die Krankheit des Ritters, davon ſie ſich die Urſache leicht erklärte, beunruhigte ſie noch mehr, und wie ſie die Gefahr vernahm, in welcher er ſich befand, war ſie untröſtbar.

Der ſiebente Tag ſollte nach der Prognoſis der Aerzte Leben oder Tod entſcheiden. Daß Fräulein Mathilde für das Leben ihres Geliebten ſtimmte, iſt leicht zu ermeſſen, und daß ſie wahrſcheinlicherweiſe deſſen Geneſung bewirken konnte, war ihr nicht unbekannt; nur die Art, wie ſie ſich dabei benehmen ſollte, fand große Schwierigkeit. Doch unter den tauſend Fähigkeiten, welche die Liebe erweckt und aufſchließt, iſt auch die mit einbegriffen, daß ſie erfindungsreich macht. Mathilde ging, ihrer

Gewohnheit nach, bei frühem Morgen zur Wirthſchafterin, mit ihr über den Küchenzettel Rath zu halten; aber Frau Gertrud war ſo außer der Faſſung, daß ſie ſich auf die gemeinſten Dinge nicht beſinnen, noch die Wahl der Speiſen ordnen konnte; große Thränen wie die Tropfen einer Dachtraufe rollten über die ledernen Wangen: ach Mathilde! ſchluchzete ſie, wir werden hier bald ausgewirthſchaftet haben: unſer guter Herr wird den Tag nicht überleben. Das war eine gar traurige Botſchaft! das Fräulein gedachte umzuſinken vor Schrecken; doch faßte ſie bald wieder Muth und ſprach: verzaget nicht an dem Leben unſers Herrn, er wird nicht ſterben, ſondern geſund werden; ich habe heut Nacht einen guten Traum gehabt. Die Alte war ein lebendiges Traumbuch, machte Jagd auf jeden Traum des Hausgeſindes, und wo ſie einen habhaft werden konnte, legte ſie ihn immer ſo aus, daß die Erfüllung bei Ihr ſtund; denn die anmuthigſten Träume zielten bei ihr auf Hader, Zank und Scheltworte. Sag an deinen Traum, ſprach ſie, daß ich ihn ausdeute. Mir war, gegenredete Mathilde, als ſey ich noch daheim bei meinem Mütterlein, die nahm mich beiſeits und lehrte mich das Süpplein von neunerlei Kräutern kochen; das hilft für alle Krankheit, ſo jemand nur drei Löffel davon genießt. Bereite dies deinem Herrn, ſprach ſie, und er wird nicht ſterben, ſondern von Stund' an geſund werden. Frau Gertrud verwunderte ſich höchlich über dieſen Traum, enthielt ſich diesmal aller ſinnbildlichen Deutung: Dein Traum iſt ſonderbar, ſprach ſie, und nicht von ungefähr. Richte flugs dein Süpplein zu, zum Frühſtück, ich will ſehn ob ich's über unſern Herrn vermag, daß er davon geneußt. Ritter Konrad lag im ſtillen Hinbrüten matt und kraftlos, ſchickte ſich zu ſeiner Heimfahrt und begehrte das Sacrament der letzten Oelung zu empfahen; da trat Frau Gertrud zu ihm hin, riß ihn durch ihre geläufige Zunge aus der Betrachtung der vier letzten Dinge, und quälte ihn mit gutgemeinter Geſchwätzigkeit dermaßen, daß er, um ihrer los zu werden, verhieß was ſie begehrte. Indeſſen bereitete Mathilde eine herrliche Kraftbrüh, that darein allerlei Küchenkräuter und köſtliche Würze, und als ſie anrichtete, legte ſie den Demantring, welchen ihr der Ritter zum Pfand der Treue gegeben hatte, in die Schaale, und hieß den Diener auftragen.

Der Kranke fürchtete die laute Beredtſamkeit der Wirthſchafterin, die ihm noch in den Ohren gellete, ſo ſehr, daß er ſich zwang, einen Löffel Suppe zu nehmen. Als er zu Boden fuhr, bemerkte er einen fremdartigen Körper, den er herausfiſchte und zu ſeinem Erſtaunen den Demantring fand. Sogleich glänzte ſein Auge wieder voll Leben und Jugendfeuer, die hippokratiſche Geſtalt verſchwand, und er leerte mit ſichtbarer Eßluſt die ganze Schaale aus, zu großer Freude der Frau Gertrud und des aufwartenden Geſindes. Alle ſchrieben der Suppe die außerordentliche Heilkraft zu, den Ring hatte der Ritter keinen der Umſtehenden bemerken laſſen. Drauf wendete er ſich zu Frau Gertrud und ſprach: wer hat dieſe Koſt zugerichtet, die mir wohlthut, meine Kräfte belebt und mich wieder in's Leben ruft? Die ſorgſame Alte wünſchte, daß der auflebende Kranke ſich jetzt ruhig halten und nicht zu viel ſprechen möchte, darum ſprach ſie: laßt euch nicht kümmern, geſtrenger Junker, wer das Süpplein zugerichtet hat; wohl euch und uns, daß es die heilſame Wirkung hervorgebracht hat, die wir davon hofften. Durch dieſe Antwort geſchah aber dem Ritter kein Genügen; er beſtund mit Ernſt auf der Beantwortung ſeiner Frage, auf welche die Ausgeberin dieſen Beſcheid gab: es dienet eine junge Dirne in der Küche, genannt die Zigeunerin, aller Kräfte der Kräuter und Pflanzen kundig, die hat das Süpplein zugerichtet, das euch ſo wohl thut. Führt ſie alsbald zu mir, ſagte der Ritter, daß ich ihr danke für dieſe Panazee des Lebens. Verzeihet, erwiederte die Haushälterin, ihr Anblick würde euch Unluſt machen; ſie gleicht an Geſtalt einer Schleiereule, hat einen Höcker auf dem Rücken, iſt mit ſchmutzigen Kleidern angethan, und ihr Angeſicht und Hände ſind mit Ruß und Aſche bedeckt. Thut nach meinem Befehl, beſchloß der Graf, und zögert keinen Augenblick. Frau Gertrud gehorchte, berief eilig Mathilden aus der Küche zu ſich, warf ihr ein Regentuch über, das ſie zu tragen pflegte, wenn ſie zur Meſſe ging, und führte ſie in dieſem Aufpuz in das Krankenzimmer ein. Der Ritter begehrte, daß ſich jederman entfernen ſollte, und als er die Thür hatte heißen zuthun, ſprach er: Mägdlein, bekenne mir frei, wie biſt du zu dem Ringe gelanget, den ich funden habe in der Schaale, darein du mir das Frühſtück zugerichtet haſt? Edler Ritter, antwortete das Fräulein züchtig und ſittſam, den Ring hab' ich von euch: ihr begabtet mich damit am zweiten Abend des Freudenreihens, da ihr mir eure Liebe ſchwaret; ſehet nun zu, ob meine Geſtalt und Herkunft verdienet, daß ihr euch ſo abgehärmt habt, als wolltet ihr in's Grab ſinken. Euer Zuſtand jammerte mich, darum hab' ich nicht länger verweilet, euch aus dem Irrthum zu ziehen.

Eines ſolchen Gegengiftes des Liebe hatte ſich Graf Konrad nicht verſehen; er ward beſtürzt und ſchwieg einige Augenblicke. Aber die Geſtalt der reizenden Tänzerin ſchwebte ihm bald wieder vor, und er konnte das Gegenbild, das er vor Augen ſah, nicht damit reimen. Natürlich verfiel er auf den Gedanken, daß man ſeine Leidenſchaft errathen habe und ihn durch einen frommen Betrug davon heilen wollte; doch der wahre Ring, den er zurückempfangen hätte, ließ vermuthen, daß die ſchöne

Unbekannte auf irgend eine Weiſe mit im Spiel ſeyn müßte; alſo legte er's drauf an, die ſeiner Meinung nach abgerichtete Dirne auszuforſchen und in der Rede zu fangen. Seyd Ihr die holde Jungfrau, ſprach er, die meinen Augen gefallen hat, und welcher ich meine Treue gelobet habe, ſo zweifelt nicht, daß ich meine Zuſage treulich erfüllen werde; aber hütet euch mich zu betrügen. Könnt ihr die Geſtalt wieder annehmen, die ihr mir vorloget zwei Nächte hinter einander auf dem Tanzplatz; könnet ihr euren Leib ſchlank und eben machen wie eine junge Tanne; könnt ihr die ſchäbige Haut abſtreifen wie die Schlange, und eure Farbe wechſeln wie das Chamäleon; ſo ſoll das Wort, welches ich ausſprach, als ich dieſen Ring von mir gab, ja und Amen ſeyn. Könnet ihr aber dieſen Bedingungen nicht Genüge leiſten: ſo will ich euch als eine loſe Dirne ſtäupen laſſen, bis ihr mir ſaget, wie euch dieſer Ring iſt zu handen kommen. Mathilde erſeufzete: ach! iſt es nur der Schimmer der Geſtalt, edler Ritter, wodurch euer Auge geblendet wurde? Wehe mir, wenn Zeit oder Zufall dieſe hinfälligen Reize zerſtöret; wenn das Alter dieſen ſchlanken Wuchs beugen und meinen Rücken krümmen wird; wenn die Roſen und Lilien abblühen, die feine Haut einſchrumpft und runzelt; wenn einſt die Truggeſtalt, in welcher ich jetzt vor euch ſtehe, mir eigenthümlich zugehöret; wo wird dann eure mir geſchworne Treue hinſchwinden? Ritter Konrad verwunderte ſich ob dieſer Rede, die für eine Küchendirne zu klug und überlegt ſchien: wiſſet, war ſeine Antwort, Schönheit beſtrickt der Männer Herz: aber Tugend weiß es in den ſanften Banden der Liebe zu erhalten. Wohlan, erwiederte ſie, ich gebe euren Bedingungen Genüge zu leiſten: eurem Herzen ſey es überlaſſen, mein Geſchick zu entſcheiden.

Der Kreuzherr ſchwankte noch immer zwiſchen guter Hoffnung und Furcht einer neuen Täuſchung, er ſchellte der Wirthſchafterin und ertheilte ihr den Befehl: geleitet dieſes Mädchen auf ihre Kammer, daß ſie ſich reinlich kleide, harret an der Thür, bis ſie heraustritt; ich erwarte euer im Sprachgemach. Frau Gertrud nahm ihre Gefangene in genaue Aufſicht, ohne eigentlich zu wiſſen, wohin der Befehl ihres Herrn gemeinet ſey. Im Hinaufſteigen fragte ſie: haſt du Kleider dich zu ſchmücken, warum haſt du mir's verſchwiegen? Gebricht dir's aber daran, ſo folge mir auf meine Kammer, ich will dir leihen ſo viel du bedarfſt. Hierauf beſchrieb ſie ihre altmodige Garderobe, worinne ſie vor einem halben Jahrhundert Eroberungen gemacht hatte, Stück bei Stück, mit froher Zurückerinnerung an die vormaligen Zeiten. Mathilde hatte darauf wenig Acht, begehrte nur ein Stücklein Seife und eine Hand voll Waizenkleien, nahm ein Waſchbecken voll Waſſer, ging auf ihre Kammer und that die Thür hinter ſich zu, Frau Gertrud aber bewachte ſolche von außen mit großer Sorgfalt, wie ihr befohlen war. Der Kreuzherr, voller Erwartung welchen Ausgang das Abenteuer ſeiner Liebe nehmen werde, verließ ſein Lager, kleidete ſich auf's zierlichſte, und begab ſich in ſein Prunkgemach, mußte ſich lange gedulden, eh er aus der Ungewißheit gezogen wurde, und wandelte mit geſchwinden Schritten unruhig auf und ab. Doch als der wälſche Zeiger am Augsburger Rathhaus in der Mittagsſtunde auf achtzehn Uhr wies, flogen urplötzlich die Flügelthüren auf, es rauſchte durch's Vorgemach der Schweif eines ſeidenen Gewandes, Fräulein Mathilde trat herein mit Anſtand und Würde, geſchmückt wie eine Braut, und ſchön wie die Göttin der Liebe, wenn ſie aus dem Götterdivan des Olympus auf Paphos zurückkehrt. Mit dem Entzücken eines wonnetrunkenen Liebhabers rief Ritter Konrad: Göttin oder Sterbliche, wer ihr auch ſeyn möget, ſehet mich hier zu euren Füßen, die Gelübde, die ich euch gethan habe, durch die heiligſten Eidſchwüre zu erneuern, ſo ihr anders würdiget Hand und Herz von mir anzunehmen. Das Fräulein hob den Ritter beſcheiden auf: Gemach, Edler Ritter, ſprach ſie, übereilet euch nicht mit euern Gelübden; ihr ſehet mich hier in meiner wahren Geſtalt; übrigens bin ich euch unbekannt; ein glatt Geſicht hat manchen Mann betrogen. Noch ſt der Ring in eurer Hand. — Flugs zog ihn Graf Konrad vom Finger, nun ſpielt er an ihrer Hand und das Fräulein ergab ſich dem holden Ritter. Ihr ſeyd von nun an mein Auserwählter, ſprach ſie, dem ich mich länger nicht verhehlen kann. Ich bin Wackermann Uhlfingers des ehrenveſten Ritters Tochter, deſſen unglückliches Geſchick euch ſonder Zweifel nicht verborgen iſt; bin kümmerlich dem Einſturz des väterlichen Hauſes entronnen, und hab' in eurer Wohnung, wiewohl in armſeliger Geſtalt, Schutz und Sicherheit gefunden. Hierauf erzählte ſie ihm ihre Geſchichte, und verſchwieg ihm auch die Heimlichkeit mit dem Biſamapfel nicht. Graf Konrad dachte nicht mehr daran, daß er zum Sterben krank geweſen war, lud auf den folgenden Tag alle die Gäſte wieder, die zuvor ſein Trübſinn ſo früh aus einander geſcheuchet hatte, hielt öffentliche Verlobung mit ſeiner Braut, und als der Truchſeß aufgetragen hatte und nun herumzählte, fand er, daß kein Gedeck zu viel war. Drauf trat der Ritter aus dem Orden, verließ den Comthurhof und vollzog ſein Beilager mit großer Pracht. Bei dieſer merkwürdigen Hausveränderung bewies ſich die geſchäftige Martha Frau Gertrud ganz unthätig; als ſie Fräulein Mathildens Kammerthür bewachte, und bei Eröffnung derſelben eine ſtattlich gekleidete Dame zum Vorſchein kam, war ihr Erſtaunen ſo groß, daß ſie rücklings vom Seſſel fiel, einen Schenkel ausrenkte, und lendenlahm blieb ihr Lebenlang.

Die Neuvermählten verlebten zu Augsburg das Spieljahr ihrer Ehe in Wonne und unſchuldsvoller Freude, wie das erſte Menſchenpaar im Garten Eden. Von den Gefühlen der wohlthätigen Leidenſchaft durchdrungen, vertraute die junge Frau, an den Buſen ihres Eheherrn gelehnt, oft die Empfindungen ihrer Glückſeligkeit ſeinem Herzen an, das ſie als ein unbegrenztes Eigenthum beſaß. Mein Herzgeliebter Herr, ſprach ſie einsmals mit dem Ausdruck des innigſten Gefühls, in eurem Beſitz iſt mir nun kein Wunſch mehr übrig, ich erlaſſe meinem Biſamapfel die Erfüllung des dritten Wunſches mit Freuden. Habt ihr aber irgend einen verborgenen Wunſch in eurem Herzen, ſo thut mir's kund: ich will ihn zu dem meinigen machen, und zur Stunde ſoll er euch gewährt ſeyn. Graf Konrad ſchloß ſein trautes Weib herzig in die Arme, und betheuerte ihr hoch, daß außer der Fortdauer ſeiner Ehe für ihn nichts wünſchenswerth auf Erden ſey. Alſo verlor der Biſamapfel in den Augen ſeiner Beſitzerin allen Werth, und ſie behielt ihn nur zum dankbaren Andenken der Pathe Nixe.

Graf Konrad hatte noch eine Mutter am Leben, die auf ihrem Witthum zu Schwabeck wohnte, welcher die fromme Schnur aus Kindesliebe die Hand zu küſſen groß Verlangen trug, um den wackern

Sohn, den ſie geboren hatte, ihr zu verdanken: doch der Graf lehnte immer die Wallfahrt zur Mutter unter ſcheinbarem Vorwand ab, und brachte dagegen eine Luſtreiſe auf ein ihm unlängſt heimgefallenes Lehn in Vorſchlag, unfern von Wackermanns zerſtörter Burg gelegen, Mathilde willigte gern darein, um die Gegend wieder zu beſuchen, wo ſie ihre erſte Jugend verlebt hatte. Sie beſuchte die Trümmern der väterlichen Wohnung, beweinte die Aſche ihrer Eltern, ging zum Nixenbrunnen, und hoffte; daß ihre Gegenwart die Nymphe einladen würde, ſich ihr zu verſichtbaren. Mancher Stein fiel in den Brunnen ohne die gehoffte Wirkung, ſelbſt der Biſamapfel ſchwamm als eine leichte Waſſerblaſe oben auf, und ſie mußte ſich die Mühe nehmen, ihn ſelbſt wieder herauszufiſchen. Die Nymphe kam nicht mehr zum Verſchein, ob ihr gleich wieder eine Gevatterſchaft bevorſtund, denn Frau Mathilde war nahe dabei, ihren Herrn mit einem Eheſegen zu erfreuen. Sie gebar einen Sohn, ſchön wie ein Götterknabe, und die Freude der Eltern war ſo groß, daß ſie ihn ſchier aus heißer Liebe erdrückten; die Mutter ließ ihn nicht aus ihren Armen, und ſpähete jeden Athemzug des kleinen unſchuldigen Engels, obgleich der Graf eine weiſe Amme gedungen hatte, die des Kindleins pflegen ſollte. Aber in der dritten Nacht, da alles im Schloß vom Taumel eines Freudenfeſtes in tiefem Schlaf begraben lag, wandelte der Mutter auch ein ſanfter Schlummer an, und als ſie erwachte, weg war das Kind aus ihren Armen! Beſtürzt rief die erſchrockene Gräſin: Amme, wo habt ihr mein Kindlein hingelegt? Die Amme antwortete: edle Frau, das zarte Herrlein iſt in euren Armen. Bett und Zimmer wurden ängſtlich durchſucht, aber nichts gefunden außer einigen Blutströpflein auf dem Fußboden des Gemachs. Wie das die Amme inne ward, erhob ſie groß Geſchrei: Ach daß es Gott und alle Heiligen erbarme! Der Wehrwolf iſt da geweſen und hat das Kindlein davon getragen. Die Kindbetterin grämte ſich über den Verluſt des holden Knaben bleich und mager, und der Vater war untröſtbar. Obgleich der Wehrwolfsglaube in ſeinem Herzen kein Senfkorn aufwog, ſo ließ er ſich doch von dem Weibergeſchwätz, da er ſich die Sache auf keine Weiſe zu erklären wußte, übertäuben, tröſtete ſeine troſtloſe Gemahlin, die aus Gefälligkeit für ihn, der alle Traurigkeit haßte, ſich zwang eine heitere Miene anzunehmen.

Die Schmerzenstilgerin, die wohlthätige Zeit, heilte endlich die mütterliche Herzwunde, und die Liebe erſetzte den Verluſt durch einen zweiten Sohn. Grenzenlos war die Freude über den ſchönen Stammerben im gräflichen Pallaſt, der Graf bankettirte frohen Muths mit ſeinen Nachbarn eine Tagreiſe rings umher, der Freudenbecher ging ohne Unterlaß aus Hand in Hand, von Wirth und Gäſten bis zum

Thürhüter herum, auf die Geſundheit des Neugebornen. Die beſorgte Mutter ließ das Kindlein nicht von ſich, erwehrte ſich des ſüßen Schlafes ſo lang es ihre Kräfte erlaubten; da ſie aber endlich den Forderungen der Natur nachgeben mußte, nahm ſie die goldne Kette vom Hals, umſchlang damit des Knäbleins Leib und befeſtigte das andere Ende davon an ihren Arm, geſegnete ſich und das Kind mit dem heiligen Kreuz, auf daß der Wehrwolf keine Macht noch Gewalt daran finden möchte, und bald darauf überfiel ſie ein unwiderſtehlicher Schlaf. Als ſie der erſte Morgenſtrahl erweckte, o Jammer! da war der ſüße Knabe aus ihren Armen verſchwunden. Im erſten Schrecken rief ſie wie vormals: Amme, wo habt ihr mein Kindlein hingelegt? und die Amme antwortete wiederum: Edle Frau, das zarte Herrlein iſt in euren Armen. Alsbald ſahe ſie nach dem goldnen Kettlein, das ſie um den Arm geſchlungen hatte, befand, daß ein Gelenke mit einer ſcharfen ſtählernen Scheere mitten entzwei geſchnitten war, und ſtarb in Ohnmacht vor Entſetzen hin. Die Amme machte Lärm im Hauſe, das Geſinde eilte voller Beſtürzung herbei, und da Graf Konrad hörte was ſich zugetragen hatte, entbrannte ſein Herz von Wuth und Eifer, er zückte ſein ritterliches Schwert, Sinnes der Amme das Haupt zu ſpalten.

Verruchtes Weib! donnerte er mit furchtbarer Stimme, gab ich dir nicht geheimen Befehl, wach zu bleiben die ganze Nacht, und kein Auge von dem Knaben zu verwenden, damit, wenn das Ungethüm käm, ihn der ſchlafenden Mutter wegzurauben, du durch dein Geſchrei das Haus rege machteſt, damit wir den Wehrwolf vertrieben? Schlaf nun, du Schläferin, den langen Todesſchlaf! Das Weib fiel auf die Knie vor ihm nieder: Geſtrenger Herr, ſprach ſie, bei Gottes Barmherzigkeit beſchwör' ich euch, erwürget mich Augenblicks, damit ich die Schandthat mit in's Grab nehme, die meine Augen geſehen haben, und die mir weder Geheiß noch Lohn abdringen ſoll, wofern ſie nicht die Folter herauspreſt. Der Graf ſtaunte; welche Schandthat, fragte er, haſt du mit Augen geſehen, die ſo ſchwarz iſt, daß deine Zunge ſich weigert ſie auszureden? Lieber bekenne mir ohne Folter, was dir kund worden iſt, als eine treue Magd. Herr, erſeufzete die Dirne, was treibt euch, euer Unglück zu erfahren? Beſſer iſt's, daß das ſchreckliche Geheimniß zugleich mit meinem Leichnam verſcharret werde in das kühle Grab. Durch dieſe Rede wurde Graf Konrad nur noch begieriger das Geheimniß zu erfahren; er nahm das Weib beiſeits, in ſein heimliches Zimmer, und durch Drohungen und Verheißungen bewogen, eröffnete ſie ihm, was er zu wiſſen gern wär' überhoben geweſen. Eure Gemahlin, ſprach ſie, ſollt ihr wiſſen, Herr, iſt eine ſchändliche Zauberin; aber ſie liebt euch unermeßlich, und ihre Liebe geht ſo weit, daß ſie auch ihrer eignen Leibesfrucht nicht verſchonet, um daraus ein Mittel zu bereiten, eure Gunſt und ihre Schönheit unwandelbar zu erhalten. In der Nacht, als alles in großer Sicherheit ſchlief, ſtellte ſie ſich, als ſey ſie eingeſchlummert, ich that das nämliche, weiß nicht warum. Bald darauf rief ſie mich beim Namen; aber ich achtete nicht darauf und fing an zu röcheln und zu ſchnarchen. Da ſie nun vermeinte, ich ſey feſt eingeſchlafen, ſaß ſie raſch im Bett auf, nahm das Kindlein, drückt' es an den Buſen, küßt' es inniglich und lispelte dazu dieſe Worte, die ich deutlich vernahm: Sohn der Liebe, werd' ein Mittel, mir deines Vaters Liebe zu erhalten, gehe jetzt zu deinem Brüderlein, du kleine Unſchuld, daß ich aus neunerlei Kräutern und deinen Knöchlein einen kräftigen Trank bereite, der meine Schönheit und deines Vaters Gunſt mir bewahre. Als ſie das geſagt hatte, zog ſie eine Demantnadel, ſcharf wie ein Dolch, aus den Haaren, ſtieß ſolche dem Kindlein flugs durch's Herz, ließ es ein wenig ausbluten, und da es nicht mehr zappelte, legte ſie's vor ſich hin, nahm den Biſamapfel, murmelte dazu einige Worte, und da ſie den Deckel abhob, loderte daraus empor eine lichte Feuerflamme, wie aus einer Pechtonne, welche den Leichnam in wenig Augenblicken verzehrte, die Aſche und Knöchlein ſammelte ſie ſorgfältig in eine Schachtel und ſchob ſie unter die Bettlade. Drauf rief ſie mit ängſtlicher Stimme, als führ' ſie plötzlich aus dem Schlaf auf: Amme! wo habt ihr mein Kindlein hingelegt? Und ich antwortete mit Furcht und Grauſen, ihre Zauberei fürchtend: Edle Frau, das zarte Herrlein iſt in euern Armen. Darüber fing ſie an ſich ganz troſtlos zu gebehrden, und ich lief aus dem Zimmer unter dem Schein Hülfe zu rufen. Sehet, geſtrenger Herr, das iſt der Verlauf der ſchändlichen That, die euch zu offenbaren ihr mich gedrungen habt, bin erbötig die Wahrheit meiner Ausſage durch einen glühenden Stab Eiſen zu erhärten, den ich mit bloßen Händen tragen will, dreimal den Schloßhof auf und nieder.

Ritter Konrad ſtund wie verſteint, konnte lange Zeit kein Wort vorbringen. Nachdem er ſich wieder geſammelt hatte, ſprach er: Was bedarf's der Feuerprobe, euren Worten iſt der Stempel der Wahrheit aufgedrückt, ich fühl's und glaub's, daß alles ſo iſt, wie ihr ſaget. Behaltet das gräßliche Geheimniß in eurem Herzen feſt verſchloſſen, und vertrauet es keinem Menſchen, auch nicht dem Pfaffen, wenn ihr beichtet; ich will euch einen Ablaßbrief vom Biſchof von Augsburg löſen, daß euch dieſe Sünde nicht ſoll zugerechnet werden, weder in dieſer noch in jener Welt. Jetzt will ich mit verſtelltem Angeſicht zu der Natter hinein treten, da habt wohl acht, daß ihr, wenn ich ſie umarme und ihr Troſt einſpreche, die Schachtel mit den Todtengebeinen unter der Bettlade hervorziehet und unbemerkt mir ſolche überantwortet.

Mit leicht umwölkter Stirn und dem Blick eines gerührten aber noch ſtandhaften Mannes, trat er in das Gemach ſeiner Gemahlin, die ihren Herrn mit ſchuldloſem Auge, wiewohl mit hochbetrübter Seele ſchweigend empfing. Ihr Angeſicht glich eines Engels Angeſichte, und dieſer Anblick löſchte Wuth und Grimm, davon ſein Herz entbrannt war, plötzlich aus. Den Geiſt der Rache milderte Mitleid und Bedauerniß, er drückte die unglückliche Frau herzig an den Buſen, und ſie überſtrömte ſein Gewand mit wehmuthsvollen Thränen. Er tröſtete ſie, koſete freundlich mit ihr, und ſputete ſich den Schauplatz des Grauſens und Entſetzens bald wieder zu verlaſſen. Die Amme hatte indeß ausgerichtet was ihr befohlen war, und überlieferte dem Grafen in's Geheim das ſchauderhafte Knochenbehältniß. Es koſtete einen ſchweren Kampf in ſeinem Herzen, ehe er einen Entſchluß faßte, was er mit der vermeinten Zauberin thun ſollte. Endlich wurde er Raths, ohne Spuk und Aufſehen ſich ihrer zu entledigen. Er ſaß auf und ritt gen Augsburg, vorher aber that er dem Hausmeiſter Befehl: wenn die Gräfin nach neun Tagen hervorgehet aus ihrem Gemach, um nach Gewohnheit zu baden, ſo laſſet die Badeſtube wohl hitzen, und verriegelt auswendig die Thür, daß ſie im Bade verſchmachte vor großer Hitze und nicht bei Leben bleibe. Der Hausmeiſter vernahm dieſen Befehl mit großer Betrübniß und Wehmuth, denn alles Hansgeſinde liebte die Gräfin Mathilde als eine ſanfte und gutmüthige Gebieterin; doch wagte er nicht gegen den Ritter den Mund aufzuthun, weil er deſſen großen Ernſt und Eifer wahrnahm. Am neunten Tage befahl Mathilde das Bad zu heitzen; ſie gedachte, ihr Gemahl werde nicht lange in Augsburg verweilen, und ſie wollte, daß bei ſeiner Rückkehr alle Spuren des traurigen Wochenbettes ſollten vertilgt ſeyn. Als ſie in das Badegemach hineintrat, zitterte die Luft ſichtbar um ſie her vor großer Hitze, ſie wollte zurücktreten; aber ein ſtarker Arm ſtieß ſie mit Gewalt in die Badſtube hinab, und ſogleich wurde auch die Thür von außen verriegelt und verſchloſſen. Sie rief vergebens um Hülfe: niemand hörte, das Feuer wurde nur heftiger angeſchüret, daß der Ofen hochroth glühete wie ein Töpferofen.

Aus dieſen Umſtänden errieth die Gräfin leicht, was hier vorgehe, ſie ergab ſich darein, zu ſterben, nur der ſchändliche Verdacht, den ſie ahndete, marterte ihre Seele mehr als der ſchmähliche Tod. Sie nützte die letzten Augenblicke der Beſinnung, zog eine ſilberne Nadel aus den Haaren, und ſchrieb ſchrieb damit an die weiße Wand des Gemachs dieſe Worte: „gehab dich wohl, Konrad, ich ſterbe auf deinen Befehl willig aber ſchuldlos.“ Drauf warf ſie ſich auf ein Ruhebettlein nieder, ihren Todeskampf zu beginnen, aber unwillkürlich ſtrebt die Natur zu der Zeit, wenn das böſe Stündlein kommt, ihrer Zerſtörung vorzubeugen. In dem Angſtgefühl der erſtickenden Hitze warf ſich die unglückliche Sterbende hin und her, da entfiel ihr der Biſamapfel, den ſie ſtets bei ſich trug, zur Erde. Augenblicklich ergriff ſie ihn und rief: O Pathe Nixe, ſteht es in deiner Macht, ſo befreie mich von einem ſchandbaren Tode und rette meine Unſchuld! Sie ſchrob haſtig den Deckel auf, da ſtieg aus dem Biſamapfel hervor ein dichter Nebel, der ſich über das ganze Gemach ausbreitete und der Gräfin angenehme Kühlung gewährte, daß ſie keine Angſt und Hitze mehr empfand; entweder hatten die wäſſerichten Dünſte aus der Felſengrotte die Glut verſchlungen, oder Frau Pathe hatte vermöge der Antipathie der Najaden gegen das Element des Feuers ihren natürlichen Feind beſiegt. Die Dunſtwolke ſammelte ſich in eine Geſtalt, und Mathilde, die jetzt nicht mehr zu ſterben gedachte, erblickte mit unausſprechlicher Wonne die liebevolle Nymphe vor ſich, in ihrem Arm den zarten Säugling mit einem Weſterhemdlein angethan, und an der Hand das ältere

Herrlein, im weißen Flügelkleide mit roſenfarbenen Bandſchleifen.

Willkommen, geliebte Mathilde! redete die Nymphe ſie an. Wohl dir, daß du den dritten Wunſch, den dir der Biſamapfel gewähren ſollte, nicht ſo leichtſinnig wie die beiden erſten verſchwendet haſt! Hier ſind die zwei lebendigen Zeugen deiner Unſchuld, welche dich über die ſchwarze Verläumdung, unter welcher du ſchier erlageſt, werden triumphiren laſſen. Der Unſtern deines Lebens hat ſich zum Untergange geneigt, hinfort wird dir der Biſamampfel keinen Wunſch mehr gewähren, denn von nun an bleibt dir nichts mehr zu wünſchen übrig. Aber das Räthſel deines traurigen Geſchicks will ich dir löſen. Wiſſe, daß die Mutter deines Gemahls die Stifterin alles Unglücks iſt. Dieſer ſtolzen Frau war die Vermählung ihres Sohnes ein Dolchſtich in's Herz: ſie wußte nicht anders, als Graf Konrad habe den Adel ſeines Hauſes, durch Aufnahme einer Küchendirne in's Ehebette, geſchändet; ſie ſtieß Fluch und Verwünſchung gegen ihn aus, und erkannte ihn nicht mehr für den Sohn ihres Leibes. All' ihr Sinnen und Dichten war darauf geſtellt, dich zu verderben, wiewohl die Wachſamkeit deines Gemahls dieſem boshaften Vornehmen immer geſteuert hat. Dennoch iſt es ihr gelungen, auch dieſe durch eine gleisneriſche Amme zu hintergehen. Durch große Verheißung hat ſie dies Weib dahin vermocht, deinen erſtgebornen Sohn im Schlafe dir aus den Armen zu reißen und ihn wie ein Hündlein in's Waſſer zu werfen. Glücklicherweiſe wählte ſie den Brunnen meiner Felſenquelle zu dieſer Schandthat, ich empfing den Knaben mit liebevollen Armen und pflegete ſein als eine Mutter. Eben ſo vertraute ſie mir auch den zweiten Sohn meiner geliebten Mathilde. Dieſe trugvolle Amme wurde deine Anklägerin: ſie überredete den Grafen, du ſeyſt eine Zauberin; eine ſalamandriſche Flamme aus dem Biſamapfel, deſſen Geheimniß du ſorgſamer hätteſt bewahren ſollen, habe die Knaben verzehret, um aus ihrer Aſche einen Liebestrank zu bereiten. Sie ſchob deinem Gemahl ein Gefäß mit Tauben- und Hühnerknochen gefüllt in die Hand, die er für die Ueberbleibſel ſeiner Kinder erkannte, und Befehl gab, dich in ſeiner Abweſenheit im Bade zu erſticken. Voll Reue und Verlangen, dieſen grauſamen Befehl wo möglich noch zurück zu nehmen, eilt er jetzt von Augsburg her, ob er dich gleich noch für ſchuldig hält. In wenig Stunden wirſt du gerechtfertiget an ſeinem Buſen liegen. Nachdem die Nymphe ausgeredet hatte, bog ſie ſich über das Angeſicht der Gräfin, küßte ſie auf die Stirn, und ohne eine Antwort zu erwarten, hüllte ſie ſich in ihren dichten Dunſtſchleier und verſchwand.

Die Diener des Grafen waren indeſſen geſchäftig, das erloſchene Feuer wieder anzufachen, es dünkte ihnen immer, als hörten ſie inwendig Menſchenſtimmen, woraus ſie urtheilten, daß die Gräfin noch am Leben ſey. Aber all ihre Müh' und Gebläſe war vergebens, das Holz fing ſo wenig Feuer, als wenn der Ofen mit Schneeballen geheizt worden wäre. Bald darauf kam Graf Konrad angeritten und frug ängſtlich, wie es um ſeine Gemahlin ſtehe. Die Diener erſtatteten Bericht, wie ſie das Bad wohl gehitzt hätten, daß aber das Feuer plötzlich erloſchen ſey, und aller Vermuthung nach die Gräfin noch lebe. Das erfreute ſein Herz gar höchlich, er trat an die Thür und rief durch's Schlüſſelloch: lebſt du Mathilde? Und die Gräfin vernahm die Stimme ihres Gemahls und antwortete: Geliebter Herr, ich lebe, und meine Kindlein leben! Entzückt von dieſer Rede, ließ der ungeduldige Graf, da die Schlüſſel nicht gleich bei Handen waren, die Thür einſchlagen, ſtürzte in's Badegemach zu den Füßen ſeiner frommen Gemahlin, und benetzte ihre unbefleckten Hände mit tauſend reuigen Thränen, brachte ſie und die holden Liebespfänder unter Jubel und Frohlocken des ganzen Hauſes aus der fürchterlichen Sterbekammer in ihr Gemach zurück, und vernahm aus ihrem Munde den ganzen Verlauf der ſchändlichen Verläumdung und des Kinderraudes. Alsbald gab er Befehl, die bübiſche Amme zu greifen und in die Badeſtube zu ſperren, da fing das Feuer im Ofen an luſtig zu brennen, die Flammen wirbelten hoch empor, und das teufliſche Weib ſchwitzte ohne Verzug ihre ſchwarze Seele aus.

Der Schatzgräber.

Am Dienſtage nach Bartholomäi, des Jahrs, als Kaiſer Wenzel mit der ſchönen Bademagd der Prager Haft entfloh, hielt, nach altem Herkommen, die Schäfergilde zu Rotenburg in Franken, ſo viel Theilhaber drei Meilweges im Umkreis um dieſe Reichsſtadt weideten, den jährlichen Umgang, und nachdem ſie in der Sankt Wolfgangs-Kirche vor dem Klingenther Meſſe gehört, zogen ſie in's Wirthshaus zum güldnen Lamm, lebten den ganzen Tag in Saus und Braus, flöteten und ſchalmeieten, und hielten ihren Schäfertanz auf offnem Markte bis zu Sonnenuntergang. Das junge Volk verlief ſich dann wieder aus der Stadt; die alten wohlhabenden Hirten aber ſaßen beim Zechgelag zuſammen um die Weinkanne bis tief in die Nacht, und wenn der Wein das Band der Zunge gelöſet hatte, wurden ſie laut und koſeten von mancherlei Dingen. Einige machten Wetterbeobachtungen, trotz unſern luftigen Windſpähern, und ihre Prophezeihungen, aus der Laune, mit welcher Maria über's Gebirge gegangen war, aus dem heitern oder trüben Adſpekt des Siebenſchläfers, und aus der Blüthe des Heidekrauts, trafen richtiger zu, als der Hahnenruf des ſchleswiger Wetterpropheten, ob ſie gleich nicht begehrten, ihr Licht dem geſammten deutſchen Vaterlande aufzuſtecken, ſondern gleichſam nur unter dem Scheffel weiſſagten. Andere erzählten die Abenteuer ihrer Jugend, wie ſie unter dem Beiſtand des getreuen Phylax den Wolf von der Heerde abgewehret, und ſeinen Schreckensbruder, den grimmigen Wehrwolf, durch den kräftigen Andreasſegen weggeſcheucht hatten; oder wie ſie in Wüſten und Wäldern, von Hexen und Geſpenſtern, zur Nachtzeit, gefoppt und geängſtiget worden waren; was ſie für Wunderdinge gehört, geſehen und erfahren hatten. Dieſe Erzählungen waren zum Theil ſo grauſend, daß den ſtädtiſchen Zuhörern davon die Haut ſchauerte und die Haare zu Berge ſtiegen; denn eine löbliche gemeine Bürgerſchaft nahm an dem ländlichen Schäferfeſte, in den Stunden des Feierabends, vergnügten Antheil. Viel Zünftler und Handwerker begaben ſich in die Trinkſtube des Wirthshauſes zum goldnen Lamm, zahlten einen Schoppen

Wein, hörten dieſen Schnack mit an, und gaben ihr Wort auch mit dazu.

Am beſagten Abend war der ſilberbehaarte Martin, ein muntrer Greis von achtzig Jahren, der wie der fromme Erzhirte Jakob ein ganzes Schäfergeſchlecht aus ſeinen Lenden hatte hervorſproſſen ſehen, über alle Maßen heiter und geſprächig. Er ließ ſich, da es eben anfing in der Trinkſtube an Gäſten lichte zu werden, noch einen Becher Firnewein zum Schlaftrunk zapfen. Es that ihm wohl, daß das Geräuſch um ihn her ſich verminderte, und daß er nun auch zum Worte kommen konnte. Kameraden, hob er an, ihr habt viel von euern Abenteuern gekoſ't, die zum Theil wunderſeltſam genug klingen; doch will mich bedünken, der Wein habe zuweilen mit eingeſchwatzt. Ich weiß auch eins, das mir in meiner Jugend begegnet iſt, und das euch, ob ich gleich nur die reine Wahrheit dabei einſchenkte, wunderbarer vorkommen würde, als alle die eurigen; aber 's iſt ſchon zu weit in die Nacht, ich kann's nimmer enden. Alles ſchwieg, da der ehrwürdige Graukopf den Mund aufthat; es herrſchte ſolche Stille in der Trinkſtube, als wenn der Biſchof von Bamberg ſtille Meſſe läſe; und da der Greis ſchwieg, wurde alles laut um ihn her, und ſeine Nachbarn und Gefreundten rieſen einmüthig: Vater Martin, laß uns dein Abenteuer hören! warum hältſt du damit hinterm Berge? Gieb's uns zum Feierabend. Selbſt einige Bürger aus der Stadt, die eben im Begriff waren heimzugehen, hingen Mantel und Hut wieder an den Haken, und ermahnten ihn, zum Valet ſeine Wundergeſchichte mitzutheilen. Altvater Martin konnte dieſer dringenden Aufforderung nicht widerſtehen und redete alſo:

Anfangs ging's mit gar kümmerlich in der Welt. Als ein verlaßner elternloſer Knabe mußt' ich mein Brod vor den Thüren ſuchen, hatte keine Heimath, war aller Orten zu Haus, und zog mit meinem Ranzen von Dorf zu Dorf im Lande herum. Wie ich heran wuchs, ſtark und bengelhaft wurde, verdingte ich mich als Bub bei einem Schäfer auf dem Harz, und diente ihm bis in's dritte Jahr bei den Schafen. Zu Anfang des Herbſts deſſelben Jahres fehlten eines Abends beim Heimtreiben zehn Stück von der Heerde, da ſchickte mich der Großknecht aus, ſie im Walde zu ſuchen. Der Hund gerieth auf eine falſche Spur, ich irrete im Gebüſch umher, die Nacht brach ein, und weil ich der Gegend unkundig war, und mich nicht wieder heimfinden konnte, beſchloß ich unter einem Baum zu übernachten. In der Mitternachsſtunde wurde der Hund unruhig, fing an zu queulen, zog den Schwanz ein und drückte ſich dicht an mich; da vermerkt' ich, daß es hier nicht geheuer ſey, ich ſchauete umher, und ſah bei hellem Mondenſchein, daß eine Geſtalt mir gegenüber ſtand, als ein Mann mit zottigen Haaren am ganzen Leibe; er hatte einen langen Bart, der ihm bis über den Nabel reichte, um das Haupt trug er einen Kranz, um die Lenden einen Schurz von Eichenlaub, und hielt einen ausgewurzelten Tannenbaum in der rechten Hand *). Ich zitterte wie ein Eſpenlaub, daß mir vor Entſetzen die Seele bebte. Das geſpenſtiſche Ungethüm winkte mir mit der Hand ihm zu folgen; aber ich rührte mich nicht von der Stelle, darauf vernahm ich eine heiſere grölzende Stimme, die ſprach: Feigherz, faſſe Muth, ich bin der Schatzhüter des Harzes. Gehe mit mir, ſo du willſt, ſollſt du einen Schatz heben. Ob mir die Angſt gleich kalten Todesſchweiß austrieb, ſo ermannete ich mich doch endlich, ſchlug ein Kreuz vor mich und ſprach: hebe dich weg von mir, Satan, ich bedarf deines Schatzes nicht! Da grinſete mir der Geiſt in's Geſicht, ſtach mir den Gecken und rief: Tropf, du verſchmäheſt dein Glück! Nun ſo

---

*) Das iſt der wilde Mann auf dem Harzgelde, welchen einige fälſchlich für den Schildhalter des braunſchweigiſchen Wappens ausgeben. Er iſt der Berggeiſt des Harzes, wie er ſich hier zu erkennen giebt, der einer reichhaltigen Fundgrube daſelbſt den Namen gegeben, wo er oft den Bergleuten erſchienen iſt. So furchtbar übrigens dieſe Geſtalt dem Altvater Martin mag vorgekommen ſeyn, ſo angenehm fällt ſie auf den Harzgulden in Zahlung dem Empfänger in's Auge.

bleib ein Lump all dein Lebtag! Er wendete ſich von mir, als wollt' er fortgehen; doch kam er bald wieder zurück und ſprach: beſinn dich, beſinn dich, Schelmendeckel, ich füll dir den Ränzel, ich füll dir den Seckel. Es ſtehet geſchrieben, antwortete ich: laß dich nicht gelüſten, weiche von mir du Ungethüm, mit dir habe ich nichts zu ſchaffen!

Da der Geiſt ſahe, daß ich ihm kein Gehör gab, ließ er ab in mich zu dringen, und ſprach nur ſo viel: du wirſt's bereuen! ſah mich dabei trübſelig an, und nachdem er ſich eine Zeitlang bedacht hatte, fuhr er fort: Merke, was ich dir ſage und nimm's wohl zu Herzen, ob dir's einmal frommen möchte, wenn du zu Verſtande kommſt. Es liegt ein ungeheurer Schatz an Gold und Edelſteinen tief unter der Erde im Brocken verwahret, der im Zwielichten verſetzt iſt, und darum ſowohl am hellen Tage, als zur Mitternachtsſtunde gehoben werden kann. Ich hüte ſein ſeit ſiebenhundert Jahren; aber von heut an wird er wieder gemeines Gut, daß ihn nehmen kann, wer ihn findet: meine Zeit iſt um. Darum gedacht ich, ihn in deine Hände zu geben, denn ich gewann dich lieb, da du auf dem Brocken weideteſt. Darauf gab mir der Geiſt Kundſchaft von dem Orte, wo der Schatz zu finden ſey, und von der Weiſe, wie ich dazu gelangen ſollte. 'S iſt mir noch als wenn's heute geſchähe, ſogar erinnere ich mich aller ſeiner Worte. Geh nach dem Andreasberg, ſprach er, und frag dort nach dem ſchwarzen Königsthale, jetziger Zeit das kleine Morgenbrodsthal genannt. Wenn du an ein Bächlein gelangſt, die Duter, Oder, auch Eder benamt, ſo folge demſelben, dem Strom entgegen, bis an die ſteinerne Brücke, an einer Sägemühle gelegen. Gehe nicht über die Brücke, ſondern halte dich rechter Hand längs dem Bächlein hinauf, bis dir eine hohe Steinklippe entgegen ſtehet. Einen Bogenſchuß davon wirſt du wahrnehmen eine eingefallene Grube, als ein Grab, wo man einen Todten hineinleget. Wenn du das Grab haſt, ſo räume es getroſt auf; ob du ſauere Arbeit daran thuſt, wirſt du doch vermerken, daß die Erde mit Fleiß darein geſchüttet ſey. Haſt du nun feſte Steine auf beiden Seiten, ſo fahre mit der Arbeit fort, bald wirſt du eine viereckige Steinplatte eingemauert finden, eine Elle hoch und breit, dieſe zwänge aus der Mauer, ſo biſt du im Eingang des Schatzbehälters. In dieſe Oeffnung mußt du auf dem Bauche hineinkriechen, mit dem Grubenlicht im Munde, die Hände frei, daß du nicht mit der Naſe an einen Stein ſtößeſt; es fällt darin ſehr Thal ein, und hat ſcharfes Geſtein. Wenn dir ſchon die Knieſcheiben etwas bluten, ſo acht' es nicht, denn du biſt auf gutem Wege. Raſte nicht, bis du eine breite ſteinerne Treppe erreicheſt, von welcher du auf zwei und ſiebenzig Stufen gemächlich in die Tiefe hinabſteigeſt, in eine geräumige Halle mit drei Thüren von innen, zwei davon ſtehen offen, die dritte iſt feſt verwahrt, mit eiſernem Schloß und Riegel. Gehe nicht ein durch die zur Rechten, daß du nicht verunruhigeſt die Gebeine des ehemaligen Schatzherrn. Gehe auch nicht ein durch die zur Linken: es iſt die Unkenkammer, wo Ottern und Schlangen innen hauſen, ſondern öffne die verſchloſſene Thür mittelſt der wohlbekannten Springwurzel, welche bei dir zu tragen du nicht vergeſſen darfſt, ſonſt iſt all dein Thun verloren, und du endeſt nichts mit Werkzeug und Brecheiſen. Wie du ſie erlangen mögeſt, darum frage einen erfahrnen Waidmann: es iſt eine gemeine Jägerkunſt, und die Wurzel iſt nicht ſchwer zu überkommen. Sey unverzagt, ob die Thür gleich mit großem Krachen und Gepraſſel auffährt, wie der Knall einer Donnerbüchſe: es geſchiehet dir kein Leid, und die Kraft kommet aus der Springwurzel. Bedecke nur dein Grubenlicht, daß es nicht verlöſche, ſo wirſt du vermeinen zu erblinden, von dem herrlichen Glanz und Schimmer des Goldes und der Edelſteine, an den Wänden und Pfeilern des innern Gewölbes; aber hüte dich, deine Hand darnach auszuſtrecken, es wär' als ob du einen Kirchenraub begingeſt. In der Mitte des Kellers ſtehet eine kupferne Truhe, gleich einem hohen Altar in der Kirche, darinnen findeſt du Goldes und Silbers gnug, und magſt daraus nehmen, ſo viel dein Herz begehrt. Wenn du ſo viel haſt, als du tragen kannſt, ſo haſt du gnug auf deine ganze Lebenszeit, auch magſt du dreimal wiederkommen, nur zum viertenmal wäre dein Beginnen umſonſt: auch würdeſt du ob deiner Gierigkeit hart geſtraft werden, auf der ſteinernen Stiege ausgleiten und ein Bein brechen. Verabſäume nicht jedesmal den Schurf wieder zuzuwerfen, wodurch du den Eingang in die Schatzkammer des Königs Bruktorix dir eröffnet haſt*). — Als der Geiſt das geſagt hatte, ſpitzte der Hund die Ohren und fing an zu bellen, ich vernahm das Klatſchen von Fuhrmannspeitſchen und das Raſſeln der Räder in der Ferne, und da ich mich umſahe, war das Geſpenſt verſchwunden.

Hiermit endigte der graubärtige Geiſterſeher ſein Abenteuer, das auf die Zuhörer ganz verſchiedenen Eindruck machte. Einige hatten's ihren Spott damit und ſprachen: alter Vater, das hat dir geträumt! Andere gaben der Sache guten Glauben; noch andere waren Eiertreter, nahmen eine weiſe Miene an und gingen mit der Sprache nicht heraus. Der Wirth zum goldnen Lamm war ein großer Schlaukopf; ſein unvorgreifliches Ermeſſen der Sache ging dahin, aus dem Erfolg laſſe ſich die Kontrovers am ſicherſten entſcheiden: alles käme darauf an, ob der Altvater die unterirdiſche Wallfahrt begonnen habe und mit vollem Seckel wieder zu Tage ausgefahren ſey oder nicht. Er ſchenkte ihm einen Becher aus der friſchen Flaſche ein, um ſeine geſprächige Laune zu unterhaten, und fragte traulich: Vater Martin, ſag an, biſt du im Berge geweſen, und haſt du funden, was dir der Geiſt verheißen hat; oder iſt er an dir zum Lügner worden? Mit nichten, antwortete der ehrliche Weißbart, ich kann den Geiſt nicht Lügen ſtraſen, denn ich habe nie einen Schritt darum gethan, das Grab zu ſuchen, oder es aufzuſchürfen. „Und warum nicht?" Um zweierlei Urſach willen: einmal darum, weil mir mein Hals zu lieb war, als daß ich ihn dem Teufelsſpuk hätte preis geben ſollen; und hernach darum, weil mich kein Menſch jemals hat berichten können, wie die Springwurzel zu erlangen ſey, wo ſie wachſe, und auf welchen Tag und zu welcher Stunde ſie müſſe gegraben werden, ob ich gleich manchen wackern Waldmann darum befragt habe. Der Wirth zum goldnen Lamme war mit ſeiner Unterſuchung nun ſchon zu Ende, ohne daß ihm ein Licht im Verſtande dadurch angezündet wurde. Dagegen erhob Nachbar Blas, ein bejahrter Hirt, ſeine Stimme und ſprach: Jammer und Schade, Vater Martin, daß deine Heimlichkeit mit dir veraltet iſt. Hätteſt du vor vierzig Jahren ausgebeichtet, die Springwurzel ſollte dir traun! nicht gefehlet haben. Ob du ſchon den Brocken nimmer beſteigen wirſt, ſo will ich doch Kurzweil halber dir anzeigen, wie ſie zu erlangen iſt.

---

*) Dieſe umſtändliche Nachweiſung eines angeblichen Schatzes auf dem Brocken iſt keine Erfindung des Referenten dieſer Geſchichte, ſondern aus einem Manuſkript gezogen, welches die Abſchrift eines ältern Manuſkripts zu ſeyn ſcheinet, betitelt: Liber singularis, in quo arcana arcanorum, tanquam de coelo elapsa tractantur.

Am leichteſten geht das von Statten durch Hülfe eines Schwarzſpechts. Merke im Frühling, wo er in einem hohlen Baum niſtet; wenn nun die Brutzeit vorbei iſt, und er ausfleucht Nahrung zu ſuchen, ſo treibe einen harten Quaſt in die Oeffnung des Einflugs. Stelle dich hinter den Baum auf die Lauer, bis der Vogel zurück kommt zur Futterzeit. So er wahrnimmt, daß das Neſt wohl verſpündet ſey, wird er mit ängſtlichem Geſchrei um den Baum ſchwirren, und ſeinen Flug plötzlich gegen Sonnenuntergang nehmen. Wenn das geſchiehet, ſo ſey bedacht einen rothen ſcharlachnen Mantel aufzutreiben; oder in deſſen Ermangelung geh zum Krämer und kaufe von ihm vier Ellen rothes Tuch, verbirg's unter dein Kleid, und harre beim Baume einen, auch wohl zween Tage lang, bis der Specht wieder zu Neſte fleugt, mit der Springwurzel im Schnabel. Sobald er damit den Pfropf berührt, wird dieſer aus dem Aſtloch, mit großer Gewalt, wie ein Kork aus einer gährenden Flaſche fahren. Dann ſey behend, und breite den rothen Mantel oder das Tuch unter den Baum: ſo meint der Specht, es ſey Feuer, erſchrickt davor und läßt die Wurzel fallen. Einige zünden auch unter dem Baum wirklich ein zartes Feuerlein an, das nicht viel raucht, und ſtreuen die Blüthe von dem Kraut Spickenardi darauf. Aber es iſt damit ein mißlich Thun; wenn die Flamme nicht raſch genug auflodert, entfleugt der Specht und trägt die Wurzel mit ſich davon. Haſt du ſie nun in deiner Gewalt, ſo unterlaß nicht jeden Tag ein Stücklein Kreuzdornholz dabei zu binden: denn wofern du die Wurzel frei aus der Hand legen wollteſt, wäre ſie ohne Genuß verloren. Es wurde über dieſe Prozedur noch mancherlei gekannegießert, und es war bereits hoch Mitternacht, ehe die Zechgäſte auseinander ſchieden.

Von aller menſchlichen Geſellſchaft abgeſondert, hatte neben Hund und Katze, hinter dem Ofen in des Wirths ledernem Polſterſtuhl, ein Zechgaſt Poſto gefaßt, der den ganzen Abend ein ſo tiefes Stillſchweigen beobachtete, als wenn er ſich vorbereitete, in einem Karthäuſerkloſter Profeß zu thun. So wenig Kontemplationsgeiſt er ſonſt beſaß, ſo ſehr war er diesmal ganz in ſich gekehrt, und in tiefem Nachdenken begriffen, wozu er durch mehr als eine Urſache Veranlaſſung fand. Weiland eines wohlweiſen Magiſtrats und gemeiner Stadt Garkoch und Weinmeiſter, nachher Brunnenmeiſter, und endlich, als Privatus, Lungerer und Hungerer, war Meiſter Peter Bloch, ſeit dem letzten Jahrzehend, die große Leiter von Glück und Ehre, Sproſſe für Sproſſe, immer abwärts geſtiegen, welches der merkliche Abfall vom Weinmeiſter zum Brunnenmeiſter allgnugſam zu erkennen giebt, der dem Abſtand vom Kaiſer zum Küſter wohl wenig nachgiebt. Er war in ſeinem vormaligen Wohlſtand ein jovialiſcher Mann, recht wie zum Scherztreiber geboren, der auf Ehrenmalen, die ihm verdungen wurden, Geiſt und Magen der Gäſte in gleichem Maße wohl zu nähren und zu vergnügen wußte. In der Kochkunſt that es ihm nicht leicht ein anderer zuvor. Er verſtand einen Auerhahn mit einem gehämmerten ſüßen Sode herrlich zuzurichten, auch hohe Gallerte von Fiſchen zu bereiten, desgleichen köſtliche Synandtfladen, Quittentorten, Kuchen mit Oblaten, und allen Schweinsköpfen übergüldete er die Ohren. Er hatte ſich frühzeitig nach einer Gehülfin umgethan; aber unglücklicher Weiſe war ſeine Wahl auf eine Dirne gefallen, die ihrer böſen Zunge halber, womit ſie wie eine Natter ſtach, in der ganzen Stadt verſchrieen war. Wer ihr in den Wurf kam, Freund oder Feind, das kümmerte ſie nicht, dem wußte ſie in einem Athem neunerlei Schande nachzuſagen. Sie verſchonte ſelbſt die Heiligen im Himmel nicht, und war mit ihrer Läſterchronik ſo gut bekannt, als Frau Schnips kurzweiligen Andenkens; nur glückte es ihr nicht wie dieſer, von Freund **Bürgers** fruchtbarer Laune beſchwängert, die Lacher auf ihrer Seite zu haben.

Vollbrechts Ilſe war durchgängig verhaßt, die jungen Geſellen gingen ihr Meilenweit aus dem Wege, denn ſie wußte auf jeden einen Ekelnamen. Daher wurde ſie überreif, wie eine Hambutte, die um der Stachel willen am Stocke ſitzen bleibt. Endlich ließ ſich Meiſter Peter, dem ihre Anſtelligkeit und Häuslichkeit vorgelobt wurden, dennoch bereden, um ſie zu werben. Da ging ein Knittelreim in der Stadt herum, der lautete alſo: Vollbrechts Ilſe, niemand will ſe, die böſe Hülſe: da kam der Koch, Peter Bloch, und nahm ſie doch. Das traute Paar war kaum vom Altar zurück, ſo führte ſchon die Zwietracht den Hochzeitreihen an. Der Stadt Weinmeiſter hatte ſich, in der Fröhlichkeit des Herzens, an ſeinem Ehrentage vom Wein übermeiſtern laſſen, welcher Zufall ihm auch wohl an einem gemeinen Werkeltage begegnete, und taumelte der Braut in die Arme. Darüber gab's ſchon einen harten Strauß, und der Ehekalender prophezeite den Brautleuten stürmiſche unfreundliche Witterung, ſchwere Donnerwetter mit Schloßen und Platzregen, wenig Sonnenſchein und viel kalte Nächte.

Das Prognoſtikon traf auch richtig zu, bis auf den letzten Punkt: denn der reiche Kinderſegen, den dieſe zwieſpältige Liebe in der Folge erndete, ließ wenigſtens mitunter fruchtbares Wetter und lauwarme Nächte vermuthen. Demungeachtet hatte Meiſter Peter lange Zeit nicht die Freude, den ſüßen

Vaternamen lallen zu hören: ſeine Deſcendenz beſtand aus eitel Sterblingen, die ſo hinfällig waren, daß ſie, wenn ſie kaum die vier Wände beſchrieen hatten, an heftigen Zuckungen dahin ſtarben, wie die jungen Zicklein im kalten Winter. Die Zornwuth des zänkiſchen Weibes verpeſtete die nahrhaften Säfte der balſamiſchen Muttermilch, und verwandelte ſie in ätzenden Schierlingsſaft, welchen der zarte Säugling aus der Quelle des Lebens trank.

Obgleich Meiſter Peter keine großen Güter zu vererben hatte, ſo war's ihm doch ungemüthlich kinderlos zu bleiben; er beklagte ſich oft gegen ſeine Nachbarn über dieſen Unſtern, und wenn er ein Kind begraben ließ, ſprach er: 's hat wieder in die Kirſchblüthen geblitzt, daß keine Frucht davon zur Reife kommt. Da eröffnete ihm eine kluge Frau die Urſache ſeiner häuslichen Mortalität, und als ihm ein Sohn geboren ward, legte er ihn einer geſunden Amme an die Bruſt. Der Knabe wuchs und ward ſtark, und der Vater hatte große Luſt und Freude an ihm. Er nahm den trauten Görgel ganz allein unter ſeine Zucht und Aufſicht, und nachdem er ihn behoſ't hatte, führte er ihn in die Küche anſtatt in die Schule ein, verſagte ihm keinen Leckerbiſſen, und zog einen kleinen Freſſer aus ihm. Zur Mittagszeit, wenn den Speiſegäſten angerichtet wurde, ſtand Görgel auf der Lauer, gabelte in die Schüſſel nach einem Leberlein, oder deutete auf einen

Hahnenkamm, und der tätſchelnde Vater reichte ihm alsbald, in ein wenig Salz getaucht, die verlangte Schleckerei. Wenn er aber bei der Mutter ſo ein feines Stücklein praktiziren wollte, ging's ihm nicht ungenoſſen aus; ſie ſchalt und kiff ob dieſer Unart, und ſchlug den kleinen Lecker mit dem Kochlöffel wohl gar auf die Finger. Da weinte das liebe Kind, daß es das väterliche Herz erbarmte, und dem Meiſter Koch die Butter in's Feuer entfiel. Er ſprach ſodann gutmüthig bittend zu der ſtürmiſchen Hausehre, in ſeiner fränkiſchen Mundart: Weibelä,„ gieb doch dem Bübelä ä Schlägelä von dem Hennelä. So trieb's der gute Vater mit ſeiner Zucht, bis in's ſiebente Jahr, da war der traute Görgel zu Tode gefüttert. Es blieb ihm demnach von allen ſeinen Kindern keins übrig, als nur eine einzige Tochter, die von ſo feſter Maſſe war, daß weder die Bilſeneſſenz der Muttermilch, noch die Maſt der Vaterliebe ſie vergiften konnte: ſie wurde unter der mütterlichen Strenge und des Vaters Nachſicht groß und ſchön; auch ließ ſich dieſer nie bereden zu glauben, daß ihm der Teufel ein Ey in die Wirthſchaft gelegt habe, da ihm eine hübſche Tochter war geboren worden."

Unterdeſſen hatten ſich die Glücksumſtände der Familie merklich geändert. Meiſter Peter war in der Jugend in der Rechenſchule verſäumt worden, hatte keine Spezies aus dem Grunde begriffen als die

Subtraktion; die Addition und Multiplikation wollten ihm nie ein, und mit der Diviſion hatte er ſich all ſein Lebtag nicht zu befaſſen gewußt. Es koſtete ihm zu viel Anſtrengung, Ausgabe und Einnahme in ſeiner Oekonomie gegen einander abzuwägen; hatte er Geld, ſo verſorgte er Küch' und Keller reichlich, gab den Schmarotzern, die ſeine Speiſekunden waren, Kredit, ſo viel ſie begehrten, hielt die luſtigen Brüder, die gute Schwänke zu erzählen wußten, zechfrei, und füllte allen Hungerleidern, die ſich an ihn wandten, und ſein Mitleid rege zu machen wußten, den Magen. War ſeine Kaſſe erſchöpft, ſo borgte er vom Wucherer gegen hohe Zinſen, und weil er das Pantoffelregiment des zänkiſchen Weibes fürchtete, gab er gegen die ſtrenge Domina vor, es wären eingegangene Schulden. Sein Grundſatz, der ſich mit ſeiner Gemächlichkeit gar wohl vertrug, und nach welchem noch viele bequeme Wirthe kalkuliren, war der: am Ende wird ſich wohl alles finden. Und es fand ſich auch wirklich am Ende, daß Meiſter Peter in Konkurs verfiel und ſich genöthigt fand, zur allgemeinen Bedauerung aller Gutſchmecker und feinen Züngler ſeiner Vaterſtadt, das Küchen- und Kellerſchild einzuziehen. Weil er ſich aber mit ſeinen Küchentalenten viel Tiſchfreunde erworben hatte, verſah ihn ein wohlweiſer Magiſtrat aus Kommiſeration mit dem dürftigen Amte eines Brunnenmeiſters: denn die Herrn fürchteten eine üble Nachrede, wenn's hieß, in der Reichsſtadt Rotenburg ſey der Garkoch verhungert. Allein auch bei dieſem kleinen Amte hatte der Exkoch weder Glück noch Stern. Es entſtund ein Gerücht, die Judenſchaft habe die Brunnen vergiftet; drauf wurden in einem wüthigen Auflauf die Juden zum Theil erſchlagen, zum Theil aus der Stadt gejagt und ihr Hab' und Gut geplündert. Darauf war's mit dem Gerede, von dem loſen Geſindel in der Stadt, eigentlich abgeſehen; aber Meiſter Peter verlor unverſchuldeter Weiſe dabei ſein Brunnenamt, unter der Anſchuldigung, er habe nicht ſorgfältig gnug auf die Waſſerbehälter invigilirt. Jetzt wußt' er weder Rath noch Hülfe: graben mocht' er nicht, ſo ſchämt' er ſich zu betteln. In jenen frugalen Zeiten, wo ſich die ſtattliche Hausfrau nicht ſcheuete, eigenhändig den ſchwarzen Topf an's Feuer zu rücken und ihre Küche zu beſorgen, war bei den Herrſchaften um einen Koch eben keine Nachfrage: die galliſche Küche hatte den deutſchen Gaumen noch nicht verwöhnt. In dieſem trübſel'gen Zuſtande mußt' er des beißigen Weibes Gnade leben, die ſich von einem kleinen Mehlhandel dürftig nährte. Für die Koſt leiſtete er ihr die Dienſte eines Eſels, welches Hausthier, bei dem neuen Wirthſchaftsgewerbe, ohne dieſen Stellvertreter, ihr unentbehrlich geweſen wäre. Sie belud die ungewohnte Schulter des trägen Ehegeſpans mit manchem ſchweren Sack Getreide, den er keuchend in die Mühle trug, maß ihm dafür kärglich gnug ſein Futter zu, und wenn er ſein Tagewerk nicht förderte, ſchlug ihn der Satansengel wohl gar mit Fäuſten.

Das jammerte die weichgeſchaffene Seele der tugendlichen Tochter über alle maßen und koſtete ihr manche ſtille Thräne. Sie war der Augapfel des Vaters, er hatte ſie von Jugend auf nach ſeiner Weiſe gegängelt, ſie erwiederte auch die väterliche Liebe mit kindlicher Zuthätigkeit, und das tröſtete den guten Vater für alle häuslichen Kalamitäten. Die liebenswürdige Lucine hatte die Nadel zum Nahrungszweig gewählt, ihren Unterhalt damit zu gewinnen, und ſie hatte in der Nätherei, und beſonders in der Bildnerei mit der Nadel, große Kunſtfertigkeit erlangt: was ihre Augen ſahen, das konnten ihre Hände. Sie ſtickte Meßgewande, Altartücher, und köſtliche buntfarbige Tiſchteppiche, die damals im Gebrauch waren, hatte die bibliſchen Hiſtorien des alten Teſtaments von Erſchaffung der Welt an, bis auf die keuſche Suſanna, von Wolle und Seide hineingewebt, und es iſt kein Zweifel, daß ſie, wenn ſie unſere Zeitgenoſſin geweſen wär, mit den drei kunſtreichen Schweſtern in Zelle würde gewetteifert, ſeidenes Frauenhaar in ihre Nadel eingefädelt und mit täuſchender Kunſt die Schöpfung des Grabſtichels nachgeahmt haben. Ob ſie den Gewinn ihrer Arbeit gleich der ſtrengen Mutter genau berechnen mußte, und ſolchen auch gern und willig zu den gemeinſamen häuslichen Bedürfniſſen beitrug: ſo wußte ſie doch zuweilen dieſe um einen Dreibätzner zu berücken, den ſie beiſeit legte, und dem guten Vater heimlich zuſteckte, daß er in ein Weinhaus ſchleichen und ſich gütlich davon thun konnte. Zu dem bevorſtehenden Schäferfeſte hatte ſie eine doppelte Zehrung aufgeſpart, welche ſie dem durſtigen Vater, mit heimlicher Freude, verſtohlen in die Hand drückte, nachdem er zur Abendzeit aus der Mühle zurückkam, und eben einen vollen Mehlſack abgeſchultert hatte. Er machte dem lieben Mädchen dafür das freundlichſte Geſicht, das ihm zu Gebot ſtund, wenn er unter den Laſten ſchier erlag, die ihm ſein Hausdrache von Weibe aufbürdete, wie er hinter ihrem Rücken die gurrige Ehehälfte aus gerechtem Eifer zu nennen pflegte. Die Gutmüthigkeit der liebevollen Lucine griff ihm diesmal in die Seele, und er wurde dadurch ſo gerührt, daß ihm die Augen wäſſerten; denn er trug einen Plan mit ſich herum, der dieſen Abend zur Reiſe gedeihen ſollte, womit er von Seiten der frommen Tochter eben kein Trinkgeld zu verdienen glaubte. In ernſtes Nachdenken vertieft, wandelte er die Straßen hinab in's Wirthshaus zum güldnen Lamme, drängte ſich durch das Getümmel der Zechgäſte, forderte einen Schoppen Wein, und pflanzte ſich damit, ohne an der Geſellſchaft Antheil zu nehmen, hinter den

Ofen auf des Wirths ledernen Polſterſtuhl, der ungeachtet aller Bequemlichkeit, wegen ſeines ungeſelligen Standortes, unbeſetzt war. Hier gab er, nachdem der Wein die Wirbel der abgeſpannten Nerven ein wenig zurechte geſchraubt und die Lebensgeiſter angefriſcht hatte, ſeinen Gedanken freie Audienz, und zog die kritiſche Propoſition, die ihm in Anſehung der ſchönen Lucine war gemacht worden, in reife Ueberlegung.

Ein junges Genie, ſeiner Profeſſion nach ein Maler, und beinahe ein eben ſo aufgedunſener Flachkopf, als ſein jüngerer Kunſtgenoß, der famöſe junge Maler am Hofe*), welcher in zwei voluminöſen Bänden eine ſo gar fade Rolle in der Leſewelt ſpielt, hatte ſich in Rotenburg geſetzt, um daſelbſt ſeine Kunſt zu treiben. Das höchſte Ideal der weiblichen Schönheit war ſein Hauptſtudium. Wo er einer wohlgeſtalteten Dirne anſichtig wurde, am Fenſter, auf freier Straße oder in der Kirche, da zog er ſeine Pergamenttafel hervor, und konterfeiete ſie mit der Bleifeder ab, hernach ſetzte er das Bild in Oelfarbe, verkauft' es in die Klöſter, für eine heilige Veronika, oder Madonna, und fand damit guten Vertrieb, ſonderlich bei jungen Mönchen, die ihre Andacht dabei hatten. Am Frohnleichnamsfeſt war ihm, bei der feierlichen Prozeſſion, die ſchöne Lucine zuerſt in die Augen gefallen, er hatte flugs den Röthelſtift zur Hand genommen, die herrliche Phyſiognomie zu erhaſchen; allein ſie war kein Alltagsgeſichte, das ſich mit der Leichtigkeit, wie ein Schattenbild an der Wand, abnehmen ließ. Die Züge des reizenden Mädchens waren ſo ſanft in einander verſchmolzen, und die ganze Wohlgeſtalt ſo fein abgerundet, daß die Kopie dem Original durchaus nicht entſprach. So ſehr der Künſtler bemühet war, aus dem erſten Entwurf, durch Beihülfe der Einbildungskraft, das liebliche Doſenſtück herauszupinſeln, ſo wenig wollte es ihm damit glücken; es blieb immer, im Vergleich des Urbildes, ein ſteifer Haubenkopf, darum ſtrich er aus Verdruß die unbehülfliche Larve wieder aus.

---

*) Eine deutſche Geſchichte für Denker und Gefühlvolle. Wien und Leipz. 1785.

Bald nachher machte ein reicher Graf, zu Ausſchmückung ſeines neuerbauten Schloſſes, eine Beſtellung bei ihm, von verſchiedenen Gemälden, wozu er die Ideen ſelbſt angab. Das Hauptſtück ſollte die Geburt der Venus vorſtellen, wie ſie, als das Meiſterſtück der ſchönen Natur, aus dem Schooße des Meeres hervorſtieg, von Göttern und Meerwundern angeſtaunt. Zu dieſer Kompoſition wußte der Maler kein vollkommneres Muſter, die Liebesgöttin darnach zu ſchildern, als des vormaligen Garkochs, Meiſter Peter Blochs, ſchöne Tochter; nur war die Frage, ob das züchtige Mädchen die ganze Summe ihrer Reize dem Auge des Künſtlers preis geben würde, um in ihre Körperform eine Göttin zu kleiden, die er nach der Natur zu zeichnen vorhatte. Um den geradeſten Weg einzuſchlagen, der zu dieſer Abſicht führte, wandte er ſich unmittelbar an den Vater, machte ſich ein Gewerbe bei ihm, ließ von ihm Farben reiben, und vergalt ihm ſeine Mühe reichlich. Nach gemachter Bekanntſchaft führte er ihn eines Tages in's Weinhaus, ließ ihm wacker einſchenken, und da er merkte, daß der Gaſt bei guter Laune war, rückte er mit ſeinem Geſuch heraus, nebſt angefügter Verheißung eines namhaften Grazials, im Fall zugeſtandener Verwilligung. Aber Meiſter Peter nahm das Ding ſchief, erboſte ſich heftig über den unziemlichen Antrag, argwohnte von dem angeblichen Befugniß des Malers, zum Behuf der Kunſt die ſchöne Natur zu entſchleiern, unlautere Abſichten auf Ehre und Tugend der ſchönen Lucine, und ſprach mit zorniger Gebehrde: Wie verſteht das der Herr? Iſt's gekurzweilt oder ſoll's geernſtet ſeyn? Meint er, daß ich ihm meine Tochter barleibig, als ein gerupftes Hühnlein verkaufen ſoll? Das letzte hab' ich wohl vormals als Garkoch gethan; aber das erſte ziemt keinem rechtſchaffenen Reichsbürger. Das Kunſtgenie hatte ſeine ganze Beredtſamkeit nöthig, um dem Freund Garkoch das eigentliche Geſtändniß zu eröffnen. Er führete ihm das Beiſpiel der freien Reichsſtadt Kroton in

Großgriechenland an, wo weiland eine löbliche Bürgerſchaft ſich um die Wette beeifert habe, die ſchönſten Stadtjungfern ſeinem Kunſtverwandten, dem Maler Zeuxis, zu nämlichem Behuf vor die Staffelei hinzuſtellen, und zwar wie ſie aus der Hand der Natur hervorgegangen wären, ihrer jungfräulichen Ehre und Reputation unbeſchadet. Vielmehr wären die fünf auserwählten Schönheiten, aus welchen der Kunſtmeiſter das Ideal der Liebesgöttin zuſammenſtudirt habe, allerſeits glücklich an Mann gebracht, und überdies noch gar viel zu ihrem Lobe poetiſirt worden.

So einleuchtend dieſes Exempel war, ſo wenig machte es auf den ehrbaren Rotenburger Eindruck, der es für unſchicklich hielt, mit der ſittſamen Lucine eine Prozedur vornehmen zu laſſen, für welche in unſern Tagen ein Vicekönig von Indien reſponſabel gemacht wird, weil er die Grazien von Oude im griechiſchen Koſtum zur Schau ſoll ausgeſtellet haben*). Freund, ich ſehe wohl, ſprach der Maler, daß wir des Handels nicht einig werden, du haſt deinen freien Willen. Inzwiſchen wenn du deinen Vortheil, als ein guter Koch, verſtanden hätteſt, ſo würdeſt du dieſe zwanzig Goldgülden baar aufgezählt nicht verſchmähen, den bildenden Künſten einen Augenſchmaus dafür aufzutiſchen. Der Anblick des Goldes erſchlaffte die Strenge der reichsbürgerlichen Tugend dergeſtalt, daß ſie nachgebend und geſchmeidig wurde wie ſämiſches Leder. In den kümmerlichen Umſtänden, worin ſich Meiſter Peter befand, war dieſe Summe eine zu ſüße Lockſpeiſe. Er bedachte, wie gütlich er ſich von einem Goldgülden thun könnte, und zwanzigmal dieſen Genuß zu wiederholen, das überwog alle Bedenklichkeiten. Er verſprach die Sache in Ueberlegung zu ziehen, und auf Mittel zu denken, die ſchöne Lucine dem Künſtler in die Hände zu ſpielen, dem er es überließ, dafür zu ſorgen, wie er zum Anſchauen ihrer verborgenen Reize gelangen möchte. Selbſt zu einer ſolchen unſittſamen Gefälligkeit ſie zu überreden, geſtand er frei ſein Unvermögen. Der junge Weltmann lachte über dieſe kleinſtädtiſche Delikateſſe und nahm es auf ſich, dieſen Punkt in Richtigkeit zu bringen. Meinſt du, Vater Peter, ſprach er, daß es mir große Schwierigkeit koſten wird, das Mädchen aus dem Ey zu ſchälen? Iſt dir unbekannt der Wettſtreit der Sonne und des Sturmwindes, um den Reiſemantel eines Wanderers? Was der Orkan nicht mit ſeinem gewaltſamen Sauſen vermochte, das wirkte jene mit ihren ſanften Strahlen. Von dir würde ſich die ſchöne Lucine freilich nicht überreden laſſen, ihr Gewand zu enthüllen: du würdeſt dem Sturmwind gleichen; aber ich werde ihr Sonnenſtrahl ſeyn.

---

*) Eine bekannte Beſchuldigung gegen Herrn Haſtings, daß er einige eingeborne Prinzeſſinnen nackend auf dem Sklavenmarkt zum Verkauf habe ausſtellen laſſen, um ihren Preis zu erhöhen.

Der Kontrakt mit dem Maler Duns war ſo gut als geſchloſſen, es kam nur auf die Lieferung an, und dabei fand Meiſter Peter noch manchen Skrupel. Er drückte den Polſterſtuhl des Wirths zum goldnen Lamm ſchon Stunden lang, ohne daß er es ſpitzig gnug einzufädeln wußte, wie er mit der angeſponnenen Schelmerei zum Zweck gelangen, das Mädchen der Mutter vor den Augen wegſtehlen, und mit guter Manier an ſeinen Kundmann liefern ſollte. Der Angſtſchweiß trat ihm an die Stirn, wenn er daran dachte, was am Ehehorizont ſich für ein Ungewitter aufthürmen, und wie es auf ihn herab blitzen und donnern würde, wenn Furie Ilſe den väterlichen Hochverrath an der leiblichen Tochter in Erfahrung bringen ſollte. Ueberdies pochte der Gewiſſenshammer hart an ſeine Herzenskammer; jeder Tropfen Wein, den ihm die kindliche Gutmüthigkeit gern in Nektar verwandelt hätte, gewann hinterher einen Gallen- und Wermuthsgeſchmack, wenn er erwog, daß das liebe Mädchen alles bei Heller und Pfennig zuſammenſparte, ihm einen Labetrunk zu gewähren, und dieſer ſollte ihn jetzt zu einer Argliſt begeiſtern, ihre Zucht und Scham auf eine harte Probe zu ſtellen. Alles wohl ponderirt, war es für einen Vater auch eben nicht das löblichſte Vorhaben, mit der Frucht ſeines Leibes unziemlichen Wucher zu treiben; höchſtens ließ es ſich durch die Entrepriſe eines poetiſchen Negerhandels mit den Produkten des Geiſtes entſchuldigen *).

Die gierige Habſucht und der altdeutſche Biederſinn kämpften einen harten Kampf mit einander, und der Sieg war noch zweifelhaft, da der Altvater Martin ſein Abenteuer zu erzählen begann. Dieſes ſonderbare Phänomenon reizte die Aufmerkſamkeit des Anachoreten hinter dem Ofen; er gebot den ſtreitenden Partheien Stillſtand, und poſtirte Seele und Geiſt gerade hinter das Trommelfell ſeiner beiden Ohren, um die Geſchichte genau zu vernehmen. Es fehlte ihm nicht ein Wort daran, und je weiter Vater Martin in der Erzählung fortrückte, deſto intereſſanter wurde ſie dem ſtillen Horcher. Bisher hatte die Neugierde nur ſeine Aufmerkſamkeit geſpannt; als aber Nachbar Blas mit der Theorie herausrückte, dem Schwarzſpecht die Springwurzel, das unumgängliche Erforderniß der Schatzgräberei, abzulocken, glühete auf einmal ſeine ganze Phantaſie. Er ſtund ſchon mit Leib und Seele, in der Einbildung, vor der kupfernen Truhe im Brocken, und ſeckelte Goldſtücken ein. Mit Unwillen verwarf er jetzt die dürftige Malerpropoſition, ſeine Gewinnſucht labte ſich an einem fettern Köder. Zwanzig Goldgülden würde

---

*) Leipzig. latein. Zeitung. 32. St. 1786.

er der Mühe kaum werth geſchätzt haben, ſich darum zu bücken, wenn ſie ihm vor den Füßen gelegen hätten. Das Harz-Potoſi und der Weindunſt hatten ihn ſo begeiſtert, daß er den raſchen Entſchluß faßte, ſein Heil auf dem Brocken zu verſuchen. Der ſchwere irdene Kochtopf war gleichſam vergeiſtiget und in einen Aeroſtat verwandelt, der, mit entzündbarer Luft gefüllt, hoch in den Lüften ſchwebte, ſich's in dieſem ungewohnten Elemente wohl ſeyn ließ, und Schlöſſer darin erbauete.

Die Wurzel alles Uebels, Geldgeiz und Habſucht, waren eigentlich ſeine Fehler nicht; ſo lange ſein Wohlſtand dauerte, ging ihm das Geld gar glatt durch die Hand; deſto unbehäglicher aber war es ihm nachher, Dürftigkeit mit Gleichmuth zu ertragen. Wenn er ſich alſo goldne Berge wünſchte oder träumte, ſo geſchah es blos darum, das von ſeiner Hausehre ihm aufgebürdete Eſelsvikariat mit Anſtand zu reſigniren, keine Säcke mehr in die Mühle zu tragen, und das liebe Mädchen, ſeine Tochter, mit einer reichen Mitgift auszuſteuern. Wiewohl es auch Zeiten gab, wo er ſich hätte bereden laſſen, nach Art der Tſcheremiſſen, Zahlung für ſie anzunehmen, und ſie an den Meiſtbietenden zu verhandeln; doch das waren nur ſeine Teufelsaugenblicke. Ehe er ſich von des Wirths oftbelobtem Polſterſtuhle erhob, war der Reiſeplan nach dem Harze, bis auf eine Kleinigkeit, die Zehrung betreffend, ausgedacht, und der nächſte Sonntag zur Ausführung anberaumet.

Meiſter Peter ging ſo leichten frohen Muthes nach Hauſe, als wenn er im güldnen Lamme das kolchiſche güldne Vließ erobert hätte. Auf dem Heimwege aber ſtörte der leidige Einfall, daß er noch nicht im Beſitz der magiſchen Springwurzel ſey, ſchon dieſe idealiſche Glückſeligkeit, und da er ſich zugleich beſann, daß auf Egidi zwar der Hirſch in die Brunſt trete, aber nicht der Specht zu Neſte trage: ſo war's auf einmal wieder ſo finſter in ſeiner Seele, als wenn in einem Hochzeithauſe die Lichter ausgethan werden, und der Schmaus zu Ende iſt. Er ſchlich ſich ganz trübſinnig in ſeine Kammer, warf ſich auf die harte Strohmatte, konnte aber weder ruhen noch raſten. Da war's, als wenn ihm eine innere Stimme das Sprüchlein zuflüſtere, aufgeſchoben ſey drum nicht aufgehoben. Flugs ſchlug er Licht an, ſpitzte eine Feder und brachte den ganzen Schatzprozeß, vom Anfang bis zu Ende, treulich zu Papiere, damit ihm kein Titelchen davon aus dem Gedächtniß entſchwinden möchte. Und da es ihm ſo fein aus der Feder floß, und alles da ſtand als ob er's vor Augen hätte, tauchte er die ſpröde Rinde ſeines Kummers wieder in den Honigtopf ſüßer Hoffnung ein, und tröſtete ſich damit, wenn er gleich noch einen Winter eſeln müſſe, ſo werde er doch die Wallfahrt des Lebens nicht auf dem traurigen Mühlenpfade enden.

Der Tag vertrieb die finſtre Nacht, die muntere Hausfrau wurde bereits rege, orgelte bei der Reviſion ihrer Oekonomie das gewöhnliche Morgenlied aus gellender Kehle, und der niedliche Finger der arbeitſamen Lucine fädelte den ſeidenen Faden ſchon wieder in die blanke Nadel ein, ehe der geſchäftige Konzipient die Feder niederlegte. Das haſtige Weib öffnete raſch die Kammerthür, und fand den trauten Eheſchatz in voller Arbeit. Du Vollzapf! war ihr Morgengruß, haſt du die liebe lange Nacht wieder beim Saufgelag geſeſſen, und das Geld verpraßt, das du mir aus der Wirthſchaft heimlich ſtiehlſt? In's Spital mit dir, du Trunkenbold! Meiſter Peter, der dieſer herzigen Salutation längſt gewohnt war, ließ ſich dadurch nicht aus der Faſſung bringen, ſondern wartete, bis der Sturmwind ausgetobt hatte, dann ſprach er mit gelaßnem Muthe: Liebes Weib, entrüſte dich nicht, ich habe ein gutes Geſchäfte vor, das wohl nutzen und frommen mag. Du Lungerer, ſchmähete ſie, du und ein gutes Geſchäft, ja du ſiehſt mir darnach aus! Weib, laß dir ſagen, entgegnete er, ich mache mein Teſtament, ſo mein Stündlein kommt, weiß nicht wie oder wann, daß mein Haus beſtellt ſey. Der frommen Lucine ſchnitt dieſe Rede, die ihr ganz unerwartet kam, durch's Herz; ihre blauen Augen, heiter wie der Morgen, überſtrömte ein milder Thränenregen und ihr Mund brach in laute

Lamenten aus. Sie meinte, der gute Vater habe eine böſe Ahndung gehabt, die ſein baldiges Hinſcheiden ihm verkünde, und es fiel ihr dabei ein, daß ihr die vergangne Nacht geträumt habe, ſie ſähe ein neues Grab. Hierzu kam, daß es ganz gegen ſeine Gewohnheit war, an die vier letzten Dinge, Tod und Begräbniß, Auferſtehung und Gericht zu gedenken, wenn er Tages vorher zu Weine geweſen war. Mutter Ilſe dagegen achtete auf keine Ahndungen; ihr felſenhartes Herz wurde durch die Vorſtellung des vermuthbaren Verluſtes ihres getreuen Ehekonſorten im geringſten nicht zu einer ſanften Empfindung bewegt, welche dieſer, allem Anſchein nach, durch den ſchlauen Vorwand einer Teſtamentsverfügung beabſichtiget hatte. Vielmehr führte ſie ihr Thema in eben ſo rauhen Diſſonanzen aus, als ſie angehoben hatte. Du Schlemmer! ſprach ſie, haſt Hab und Gut vergeudet, und willſt ein Teſtament machen? Was haſt du denn zu vererben? Er. Meinen Leib, meine Seele, mein Weib und mein Kind. Sie. Ei da muß ich auch drum wiſſen! wen haſt du zum Erben eingeſetzt? Er. Den Himmel und die Erde, das Liebfrauenkloſter und die Hölle, jedem Part iſt ein Legat vermacht. Sie. Und welches? Er. Meinen Leib der Erde, meine Seele dem Himmel, mein Weib der Hölle, und mein Kind dem Kloſter. Anſtatt der Antwort, ſprang ihm das wüthige Weib wie eine wilde Katze an den Hals, zerzauſte dem freimüthigen Teſtator den Krausbart, und war ſtark dran her, ihm die Augen auszukratzen, welche wohlmeinende Abſicht doch ein kräftiger Bombenwurf ſeiner geballten Fauſt in ihr knöchernes Angeſicht, der ihr die ganze Phyſiognomie verſchob, noch zum Glück verhinderte, wodurch der ehelichen Fehde ſogleich ein Ende gemacht wurde. Der häusliche Burgfriedebruch wurde, dem Herkommen nach, nicht weiter geahndet, und unter Verwendung der friedlichen Lucine kam's bald zu einem gütlichen Austrag der Sache. Meiſter Peter wandelte wieder auf ſeinem Berufswege nach der Mühle, und alles ging den vorigen Gang.

Funfzigmal hatte er den Storch und die Schwalbe wieder zurückkehren ſehen, ohne darauf Acht zu haben, und gar oft hatte er am grünen Donnerstage aus Brunnkreſſe und acht andern Kräutern ſeinen Kunden ein Gemüſe, als das Neue vom Jahre, aufgetragen, ohne ſelbſt davon zu koſten. Aber den magergeſchmelzten Kohl, womit ihn ſeine frugale Speiſewirthin im nächſten Lenz zum erſtenmal beköſtigte, hätte er nicht um die Martinsgans vertauſcht, und als er der erſten Schwalbe anſichtig wurde, feierte er ihre glückliche Wiederkunft mit einem Schoppen Wein im güldnen Lamme. Außerdem ſparte er jede geheime Rente von der fleißigen Hand der Tochter, um davon Kundſchafter zu beſolden, die ihm das Neſt eines Schwarzſpechts ausſpüren ſollten. Er wählte dazu einige müßige Gaſſenbuben, und ſchickte ſie aus in Wälder und Felder. Die muthwilligen Knaben trieben jedoch nur ihr Geſpött mit ihm, führten den Gecken in April, jagten ihn meilenweit über Berg und Thal, und an Ort und Stelle fand er Rabenbrut oder ein Gehecke Eichhörnchen in einem hohlen Baume. Wenn er darüber ungehalten war, lachten ſie ihm in's Geſicht und liefen davon. Einer ſeiner Spionen, der kein Schalk war, witterte doch in dem Wieſengrunde an der Tauber einſtmals einen Schwarzſpecht aus, der auf einem halberſtorbenen Erlenbaum geniſtet hatte, und kam außer Athem herangelaufen und verkündigte ſeinen Fund. Der ungelehrte Naturforſcher ging eilig hinaus, zu unterſuchen was an der Sache ſey. Sein Kundſchafter führte ihn zu dem Baum; er ſah auch einen Vogel ab- und zufliegen, der daſelbſt ſein Neſt zu haben ſchien; aber weil der Specht nicht zu dem Geflügel gehört, deſſen die Küchendynaſtie ſich bemächtiget hat, auch weder ſo geſellig iſt als der Spaz und die Schwalbe, noch ſo häufig, als der Rabe und ſeine Gefreundin die Dohle, gefunden wird, ſo zweifelte er, ob ſein Gewährsmann ihn auch recht berichtet habe: denn er hatte einen Schwarzſpecht ſo wenig mit Augen geſehen als den Vogel Phönix. Zum Glück zog ein Jäger vorüber, der den Zweifelsknoten löſete und den Ausſpruch that, wie der Frager wünſchte, auch die ganze Naturgeſchichte des Vogels ungebeten abhandelte, ob er gleich von der vorzüglichſten Eigenſchaft deſſelben keine Kundſchaft zu haben ſchien.

Der geheimnißvolle Planmacher freuete ſich in der Seele über die gemachte Entdeckung, ging Tag täglich die Runde nach dem Baume, und las ſein angeblich Teſtament ſo fleißig als ſein Gebetbuch. Als es ihn gerechte Zeit zu ſeyn bedünkte, ſein Vorhaben in's Werk zu richten, that er ſich nach einem rothen Mantel um. Es war aber in der ganzen Stadt nicht mehr als ein einziges Exemplar vorhanden, und das befand ſich in der Garderobe eines Mannes, den man nicht gern um eine Gefälligkeit anſpricht: der Beſitzer davon war Meiſter Hämmerling, der Scharfrichter. Es koſtete viel Ueberwindung, ehe ſich der wohlachtbare Reichsbürger entſchließen konnte, ſeine Reputation auf ein ſo mißliches Spiel zu ſetzen, wobei er Gefahr lief, daß ihm, wenn die Sache auskäm, keiner ſeiner Zechbrüder im güldnen Lamm mehr Beſcheid thun würde; indeſſen ſah er ſich doch gezwungen, in den ſauern Apfel zu beißen. Er brachte ſein Wort bei Meiſter Rothmantel an, und da dieſer ſich auf gewiſſe Art geehrt dadurch fand, daß ein rechtlicher Mann ſich ſeiner Amtskleidung bedienen wollte, gewährt' er ihm ſeine Bitte gern und willig. Mit dieſem nöthigen Apparatus verſehen, machte ſich der Wurzelſucher auf, laut Inſtruktion, die Prozedur auf's pünktlichſte zu beginnen. Er verſpündete das Neſt, und alles erfolgte, wie Nachbar Blas angegeben hatte. Als der Specht mit der Wurzel im Schnabel angeflogen kam, wiſchte Meiſter Peter hurtig hinter dem Baum hervor, und machte ſein Manöver ſo gut und behend, daß dem Vogel über dem Anblick des feuerrothen Mantels vor Schrecken die Wurzel ſammt einer Beilage entfiel, wodurch der gute Mann leicht hätte um ſein Geſicht kommen können, wie der Altvater Tobias. Die Jägerkunſt war glücklich gelungen, und die magiſche Wurzel, als der Kapitalſchlüſſel zu allen verſchloſſenen Thüren, erlangt, welches den Beſitzer in unbeſchreibliche Wonne verſezte. Er unterließ nicht, ſie in eine ganze Reiſigwelle von Kreuzdornholz einzuſchließen und wanderte damit ſo vergnügt, als wenn er ſchon den Schatz gehoben hätte, nach Hauſe.

Natürlicherweiſe war nun ſeines Bleibens nicht länger in ſeiner Vaterſtadt; all ſein Dichten und Denken war auf den Brocken gerichtet, darum machte er ſchleunige Anſtalten in aller Stille zu dekampiren. Seine Reiſebedürfniſſe waren ſehr mäßig; ſie beſtanden in nichts weiter, als in einem handfeſten Wanderſtabe und in einem dichten Wadſack, zu deſſen Acquiſition, unter einem andern Vorwande, die Sparbüchſe der gefälligen Lucine ihm willigen Vorſchuß leiſtete. Glücklicherweiſe fügte ſich's, daß an dem zur Emigration beſtimmten Tage Mutter und

Tochter zu den Urſelinerinnen gegangen waren, wo eine Nonne eingekleidet wurde. Vater Peter nahm dieſer guten Gelegenheit wahr, von der Schildwache zu deſertiren: denn ihm war die Hut des Hauſes während der Abweſenheit der weiblichen Inquilinen anbefohlen.

Als er eben im Begriff war, die Penaten zu geſegnen, fiel ihm ein, daß es nicht undienlich ſeyn möchte, einige Vorübungen mit der Springwurzel zu verſuchen, um ſich augenſcheinlich von der angeprieſenen Wirkſamkeit derſelben zu überführen. Mutter Ilſe hatte ein in die Wand ihrer Kammer eingemauertes Schränkchen, worinnen ſie unter ſieben Schlöſſern als eine kluge Wirthſchafterin, ihr Spargut auf den Nothfall nebſt dem Pathengelde ihrer einzigen Leibeserbin verwahrte, die Schlüſſel dazu trug ſie, wie ein Amulet, ſtets mit ſich herum. In dem häuslichen Finanzkollegium hatte Vater Peter weder Sitz noch Stimme, folglich waren ihm dieſe Arcana domus völlig unbekannt, ihm ahndete nur ſo etwas von einem hier verborgenen Schatze: denn wenn ihm der Schrank in die Augen fiel, ſchlug ihm das Herz gleich einer Wünſchelruthe, und dieſes Herzklopfen hielt er immer für ein untrügliches Zeichen, daß Geld oder Geldeswerth in der Nähe ſey. Jetzt kam's auf ein Experiment an, zu erfahren, ob ſein Wünſchelruthengefühl probat ſey oder nicht. Er zog gar ſäuberlich die Wurzel hervor und berührte damit die Schrankthür. Zu ſeinem Erſtaunen haspelten ſich alsbald die ſieben Schlöſſer auf, die Thür krachte und öffnete ſich mit Geräuſch. Da funkelte ihm der Mammon der ſparſamen Hausfrau, nebſt dem Pathenpfennig der frommen Lucine, in die Augen. Er wußte nicht, ob er ſich mehr über die Wirkſamkeit der magiſchen Wurzel, oder über den gefundenen Schatz freuen ſollte, und ſtand voll Bewunderung da, wie ein ſtummer Oelgötz. Endlich dachte er an ſeinen Schatzgräberberuf und an die vorhabende Wanderſchaft, darum eignete er ſich den Fund als ein Viatikum zu. Nachdem er den Schrank rein ausgeleert hatte, ſchloß er, wie Nikol Liſt, der Dieb der goldnen Tafel in Lüneburg, die Schlöſſer insgeſammt gar bedächtlich wieder ab, und zog frohen Muthes unverweilt, nach wohl verwahrter Hausthür, ſeine Straße.

Die andächtigen Weiblein, die mit großer Inbrunſt dem klöſterlichen Gepränge beigewohnt hatten, wunderten ſich das, daß ſie das Haus verſchloſſen und den Hüter deſſelben nicht auf ſeinem Poſten fanden; ſie ſchelleten, ſie pochten, ſie riefen: Vater Peter thu auf! Aber es regte und rührte ſich nichts von innen, als das zuthätige Hausvieh, die miaulende Katze. In Ermanglung der wirkſamen Wurzel, wurde der Schloſſer mit ſeinem Bund Dieterichen herbeigerufen, das Haus zu eröffnen. Während der Zeit hatte Mutter Ilſe eine gar emphatiſche

Predigt ausgedacht, in welcher die Epanorthoſis nicht geſparet war, die ſie dem faulen Heinz, der ihrer Meinung nach der Ruhe pflegte, zu halten vorhatte, denn ſie ſprach: Baal ſchläft! Das ganze Haus wurde vom Söller bis zum Keller durchſucht; aber Baal war nicht zu finden. Wer weiß, dachte ſie, wo das Ungethüm in einem Weinhauſe ſchon am frühen Morgen ſchwelgt. Urplötzlich durch dieſen Gedanken aufgeſchreckt, fühlte ſie mit der Hand in die Taſche nach dem Schlüſſelbund: denn ſie argwohnte, das Amulet ſey von ihr nicht in Obacht genommen und der Schatz von dem durſtigen Ehekonſorten ſpoliirt worden. Aber das Schlüſſelbund fand ſich an Ort und Stelle, und der Schrank machte die ruhigſte unbefangenſte Miene von der Welt, daß ſie nichts Arges vermuthete.

Es wurde Mittag, hernach Abend, und endlich Mitternacht: Vater Peter kam nicht zum Vorſchein. Nun wurde die Sache bedenklich, Mutter und Tochter konſultirten ernſtlich über Urſache und Zweck dieſer ſonderbaren Verſchwindung. Es kamen ſeltſame Vermuthungen auf die Bahn, und da die ſchauervolle Mitternachtſtunde leichter mit traurigen und ſchwermüthigen als mit heitern und fröhlichen Ideen ſich paaret, auch Mutter Ilſe wohl wußte, daß ſie für ihren Mann ein wahres Plagholz war: ſo brannte ſie dieſe Gewiſſensrüge wie Feuer auf der Seele, und gebar die ſchwärzeſten Vorſtellungen. Ach, rief ſie mit Händeringen aus, daß es Gott im Himmel erbarme! Lucine, es ahndet mir, dein Vater hat ſich ein Leids gethan! Das ſorgſame Mädchen, der gleichwohl ein ſolcher ſchreckbarer Gedanke noch nicht eingefallen war, erbebte vor Entſetzen, that einen hellen Schrei, alle ihre Sinnen umnebelten ſich, und ſie ſank ohnmächtig dahin. Die reſolute Hausmutter ſäumete indeſſen nicht, mittelſt eines brennenden Schwefelfadens ihre erſtorbenen Lebensgeiſter wieder aufzuwecken. Aber nachdem ſie ſich erholet hatte, ſchrie ſie Ach und Wehe! über das vermuthbare Unglück, ſchluchzete und jammerte bis zum Anbruch des Tages.

Alle Winkel des Hauſes wurden nochmals durchſucht, jeder Nagel an der Wand und jeder Balken beſchauet; jedoch wurde Meiſter Peter zum Glück an keinem gefunden, und daraus ergab ſich denn doch ſo viel, daß er ſich weder erhenkt noch entgurgelt hatte. Drauf wurden Leute mit Störſtangen ausgeſchickt, die alle Tiefen und Timpfel, längs der Tauber, unterſuchen mußten; allein auch dieſe Mühe war fruchtlos. Mutter Ilſe war ſchnellen Sinnes, flugs war bei ihr Feuer im Dache, das auch bald wieder verlöſchte; daher beruhigte ſie ſich leicht über den Verluſt des abhanden gekommenen Ehekompans, und war zufrieden, daß er ſich nur mit Leib und Seele zugleich aus der Welt geſtohlen, und ihr die Schmach erſpart hatte, ſeinen Leichnam durch Meiſter

Hämmerlings Hausgeſinde zur Erde beſtatten zu laſſen. Nun war ſie mit Ernſt darauf bedacht, ſeinen vakanten Platz in der Wirthſchaft durch einen rüſtigen Eſel zu erſetzen; ſie traf eine gute Wahl, wurde mit dem Eigenthümer des laſtbaren Thieres über den Preis deſſelben einig, und beſchied ihn des folgenden Tages zu ſich, um für den Succeſſor des trauten Ehekonſorten gute Zahlung zu leiſten. So bald ſie aus dem Bette fuhr, war ihre erſte Sorge die Kaufſumme zu berichtigen. Sie öffnete die ſieben Schlöſſer des Wandſchrankes, ein Darlehn aus dem Schatzgelde zu dieſem Behuf zu erborgen: aber ach! wie wurde ihr zu Muthe, als ſie alle Fächer leer und ledig fand! Einige Augenblicke ſtand ſie in ſtiller Betäubung; bald aber ging ihr ein Licht auf, und ſie gerieth in eine ſolche Wuth über den entlaufnen Hausdieb, daß ſie wie Madame la Motte, als dieſe die Losſprechung des Kardinals vernahm, vor großem Grimm das Nachtgeſchirr ſich vor der Stirn entzwei ſchlug, und ſich mit den Scherben die Haut verletzte. Sie erhob dabei ihre Stimme mit ſo gräulichen Verwünſchungen, daß die ſchöne Lucine voller Beſtürzung herbeieilte, zu ſehen, welches Unglück ſich begeben habe. Als ihr nun die Mutter der Länge nach die gemachte Entdeckung mittheilte, auch ihr unverhalten ließ, daß der Pathenpfennig zugleich mit verſchwunden ſey, freuete ſich die fromme Tochter mehr über den Verluſt, als daß ſie ſich darüber betrübt hätte: ſie war nun augenſcheinlich überzeugt, daß der liebe Vater ſich kein Leids gethan habe, ſondern in die Welt gegangen ſey, ſein Glück anderwärts zu verſuchen.

Ungefähr einen Monat nach dieſer häuslichen Kataſtrophe ſchellte jemand an der Thür, Mutter Ilſe ging hinaus aufzuthun, in der Meinung, es ſey eine Mehlkundſchaft. Da trat herein ein ſtattlicher junger Mann, von feinem Anſehen, wohlgekleidet als ein Junker, bezeigte ihr große Reverenz, freuete ſich ihres guten Wohlſeyns, fragte nach der ſchönen Lucine und that ganz bekannt, ob ſich das Weib gleich nicht beſann, ihn jemals mit Augen geſehen zu haben. Die Nachfrage nach der Tochter belehrte die Mutter zwar bald, daß der Beſuch ihr nicht eigentlich gelte, doch hieß ſie den Unbekannten in die Stube treten, rückte ihm einen Schemmel, und erkundigte ſich nach ſeinem Gewerbe. Der Fremdling nahm eine etwas geheimnißvolle Miene an, und begehrte die kunſtreiche Nätherin zu ſprechen, von der ſo viel Rühmens gemacht werde; er habe eine Beſtellung an ſie. Mutter Ilſe hatte ihre eignen Gedanken darüber, was das für eine Beſtellung ſeyn möchte, die ein junger Paſſagier, der in der Stadt fremd war, an ein hübſches Mädchen auszurichten habe. Da indeſſen alles in ihrer Gegenwart verabhandelt werden ſollte, hatte ſie nichts dagegen und rief die fleißige Tochter, welche auf das mütterliche Geheiß den Nährahmen verließ und herab kam. Die ſittſame Lucine erröthete, da ſie des Fremden anſichtig wurde, und ſchlug beſchämt die Augen nieder. Er faßte traulich ihre Hand, welche ſie zurück zog, blickte ſie mit innigſter Zärtlichkeit an, wodurch ſie noch in größere Verlegenheit kam; wollte reden, ſie ſchien ihn nicht anhören zu wollen, ſondern brach das Stillſchweigen zuerſt mit dieſen Worten: Ach Friedlin, wo kommſt du hierher? Ich dachte, du wäreſt hundert Meilen weit von mir. Du kenneſt meine Geſinnung und kommſt mich von neuem zu quälen! Nein, liebes Mädchen, antwortete er, ich komme dein und mein Glück zu vollenden. Mein Schickſal hat ſich geändert. Ich bin nicht mehr der arme Kunz, der ich vormals war; es iſt mir ein reicher Vetter geſtorben, ich bin Erbe ſeines Vermögens und habe Geld und Gut vollauf, darf mich nun ohne Scheu vor deiner Mutter ſehen laſſen. Daß ich dich liebe, das weiß ich, daß du mich liebeſt, das hoff' ich; das erſte iſt wahr, drum warb ich um dich; iſt das andre wahr, ſo freiſt du mich.

Die blauen Augen der ſchönen Lucine heiterten ſich während dieſer Rede auf, und bei den letzten Worten verzog ſich ihr kleiner Mund zu einem ſanften Lächeln; ſie warf einen verſtohlnen Blick auf die Mutter, gleichſam ihre Geſinnungen zu erforſchen, die in wunderbare Betrachtungen vertieft ſchien. Es war ihr unbegreiflich, wie die ſittſame Dirne einen Liebeshandel, ohne daß ſie Kundſchaft davon erhielt, habe anſpinnen können. Sie kam nie aus dem Hauſe, als von der Mutter vergeſellſchaftet und im Hauſe hatte ſich, außer dem Vater, nie eine männliche Geſtalt blicken laſſen. Mutter Ilſe hätte einen körperlichen Eid darauf gethan, daß es ein Mädchenſpäher künſtlicher würde anſtellen müſſen, ſich in das Herz ihrer Tochter zu ſtehlen, als ein Hirſekorn durch ein Nadelöhr zu werfen; gleichwohl bewies die Thatſache, daß der ſchlaue Friedlin die mütterliche Wachſamkeit beſchlichen und dem unbefangenen jungfräulichen Herzen die Liebe eingeimpft habe. Die große Lehre aus dieſer Erfahrung war dieſe, daß das Herz einer ſchönen Tochter unter der Hut und Wacht der Mutter vor Dieberei ſo wenig geſichert ſey, als ein Sparpfennig unter ſieben Schlöſſern.

Ehe ſie noch mit ihren Gloſſen über dieſe geheime Intrike zu Ende war, legitimirte der raſche Freiwerber ſein Gewerbe auf eine ſehr gültige Weiſe, durch Aufzählung eines ganzen Tiſches voll Goldſtücken, welche auf der ſchwarzen Schiefertafel einen ſolchen Glanz der Mutter in's Geſicht ſtrahlten, daß ſie nicht umhin konnte, ein Auge über den verborgenen Liebeshandel zuzudrücken, von dem ſie ohnehin vermuthete, daß er in aller Zucht und Ehrbarkeit ſey betrieben worden. Die ſchlaue Lucine hatte bisher immer einen kräftigen Exorcismus der ſtrengen Domina gefürchtet, welcher dem lieben Getreuen aus dem Hauſe bannen würde: im Grunde liebte ſie ihn ſo herzlich und inbrünſtig, wie die zärtliche Pſyche den Amor, denn es war ihre erſte Liebe. Doch dieſe Sorge war diesmal überflüſſig; das ſtürmiſche Weib war ſo fromm wie ein Lamm, ſie hegte den geſunden Grundſatz, daß man mit reifen Töchtern nicht lange Markt halten, ſondern ſie um ein leidliches Gebot losſchlagen müſſe; überdies ſey der erſte Käufer auch insgemein der beſte. Sie hatte daher ihre mütterliche Einwilligung ſchon in Gedanken zurechte gelegt, damit ſie gleich beihanden wäre, wenn der reiche Freier ſie darum anſprechen würde.

Sobald er ſein Geld aufgezählt hatte, brachte er ſein Wort in beſter Form Rechtens bei der harrenden Mutter an, und es war bei ihr alles Ja und Amen. Das Heirathsnegoz kam raſcher zu Stande, als der Handelstraktat über das getreue Hausvieh, den Eſel. Der deklarirte Bräutigam ſtrich hierauf die Hälfte der Schaumünzen in den Hut und ſchüttete ſie der Braut in die Schürze, zum Mahlſchatz; mit der andern überſtrömte er, als mit einem goldenen Regen, das dürre Land der mütterlichen Habſucht, um davon die Hochzeit auszurichten. Nachher bat er ſeine Geliebte um eine geheime Audienz, welche ihm nun als ein legales Selbander, (mit Herrn Campe zu reden) unweigerlich zugeſtanden wurde. Die reizende Lucine kam mit der heiterſten Miene nach Verlauf einer Stunde wieder zum Vorſchein, und belohnte den aufrichtigen Friedlin für die Auflöſung manches Zweifelsknotens, in Anſehung ſeiner Glücksveränderung, mit dem erſten ſanften Kuſſe von ihrem Roſenmunde. Die geſchäftige Mutter hatte indeſſen vor allererſt ihren Reichthum in Sicherheit gebracht, und ſolchen, weil ſie nicht Zeit hatte, ihn an einen heimlichen Ort im Keller zu vergraben, dem ungetreuen Wandſchrank vor der Hand wieder anvertrauet, hierauf das ganze Haus geſchmückt und mit Beſemen gekehrt! auch ließ ſie durch eine dienſtfertige Nachbarin Küche und Keller wohl beſtellen, und ſchlug in einer ledigen Kammer ein herrliches Gaſtbett für den neuen Eidam auf, welcher, ihrer Meinung nach, allzulange zögerte, ſeiner Geliebten gute Nacht zu ſagen und die Federn zu ſuchen.

Die Neugierde, zu erfahren, weß Standes und Herkommens der Fremdling ſey, wie ſich die erſte Bekanntſchaft mit ihm ergeben, wie das geheimnißvolle Minneſpiel der Liebenden angehoben habe, und durch welche Liſt ihre Argus-Augen wären geblendet worden, ſetzte die Lebensgeiſter der lauerſamen Mutter in ſo ungewohnte Bewegung, daß ihr kein Schlaf in die Augen kam, ob ſie ſonſt gleich mit den Hühnern aufzufliegen pflegte, und dabei oft das Sprüchlein anzog: Morgenſtunde hat Gold im Munde.

Der verſchwiegenen Lucine ſtund in der Mitternachtsſtunde noch ein ſcharfes Examen bevor; aber ſie hatte entweder gute Urſachen nicht auszubeichten, oder ihre geſprächige Laune war mit dem trauten Herzgeſpiel bereits zur Ruhe gegangen. Da Mutter Ilſe mit dem artikulirten Verhör herausrückte, rundete ſich der kleine Mund der lieblichen Dirne zum Jähnen, ſie rieb ſich die Augen und vermeldete die Ankunft des Sandmännchens, hatte nicht Luſt Rede zu ſtehen und ſprach etwas ſchlaftrunken: Liebe Mutter, das alles ſteht euch bevor, der Länge nach zu erfahren, nur gönnt mir jetzt die Ruhe, deren ich benöthigt bin, daß morgen meine Wangen nicht erbleichen, wenn der junge Geſell ſeinen Kauf bei frühem Tage beſieht. Mit dieſer Ausflucht mußte ſich die weibliche Neugier begnügen, und war wider Gewohnheit ſo beſcheiden, die Decke des Geheimniſſes nicht weiter zu betaſten.

Es gab nun vielen Wirrwarr im Hauſe: die Zurüſtungen zur Hochzeit wurden mit großem Eifer betrieben. Das Gerücht von Lucinens Heirath lief wie ein Steppenfeuer in der Stadt umher und war die Neuigkeit des Tages. Wo ſich der ſtattliche Freier auf der Straße blicken ließ, da fuhr alles an die Fenſter, auch blieben die Leute an den Eckhäuſern und auf den Kreuzwegen ſtehen, gafften ihm nach, und beredeten die Freierei. Einige gönnten der wackern Dirne ihr Glück, andere neideten ſie deshalb; und obwohl Friedlin ein ſchöner Mann war, der in ganz Rotenburg ſeines gleichen ſuchte, auch ſich dabei herrlich kleidete und trug: ſo fand die Eiferſucht der Stadtdirnen doch bald dies bald das an ihm zu meiſtern: der einen war er zu lang, der andern zu ſchlank, der dritten zu rund, der vierten zu bunt. Einige nenneten ihn einen Prahler, andere einen Luſtling, hofften zu ihrem Troſte, die Freude werde nicht lange dauern, verglichen ihn einem Zugvogel, der nur kömmt im Lande zu niſten und wieder davon fleugt. Indeſſen mußte Nachbar Neidhard doch eingeſtehen, daß der fremde Zugvogel fleißig zu Neſte trüge. Eines Tages kam ein Nürnberger Fuhrmann mit einem ſchwer beladenen Frachtwagen vor's Haus gefahren; der ſchrotete Kiſten und Kaſten hinein. Mutter Ilſe ſäumte nicht mit Meiſel und Hammer ſie zu öffnen, erſtaunte über den reichen Segen ihres zukünftigen Tochtermanns, und pries den angeblichen Erblaſſer deſſelben einmal über das andere ſelig.

Der Hochzeittag war anberaumt und die halbe Stadt dazu eingeladen, die Ausrichtung geſchahe im Wirthshaus zum goldnen Lamm: das Wohnhaus hatte nicht Raum, alle Gäſte zu faſſen. Da die Braut den Kranz aufſchmückte, ſprach ſie zur Mutter: dieſer Kranz würde traun! am Ehrentage mir behagen, wenn Vater Peter mich zur Kirche führte. Ach wär er doch wieder da! Wir haben Gottes

Segen vollauf, und er nagt wohl am Hungertuche. Dieſer Gedanke fiel ihr ſo ſchwer auf's Herz, daß ſie darüber anhob zu weinen und zu jammern. Aus Sympathie, oder weil die alte Liebe bei erneuertem Wohlſtand in dem mütterlichen Herzen wieder anfing zu vegetiren, ſtimmte die Hochzeitmutter mit ein, und ſprach: ich wär's wohl zufrieden daß er wieder käm', möcht' ihn doch der Eidam zu Tode füttern. 'S iſt immer, als wenn was im Hauſe fehlte, ſeitdem der Vater nicht da iſt. Daran ſagte ſie auch keine Unwahrheit: im Grunde fehlte in ihrem Feuerzeug der Stein, woraus ihr ſtählerner Sinn den Funken hervorſprühen ließ, durch welchen der Zunder der Zwietracht entzündet wurde. Seit ſeiner Auswanderung war, zu ihrem größten Leidweſen, beſtändiger Friede im Hauſe, und ihre Gallenblaſe bedurfte doch zuweilen einer Ausleerung.

Was geſchah? Am Polterabend vor der Hochzeit karrete ein Mann mit einem Schubkarren zum Thore herein, verzollete ein Faß Bretnägel, die er dem Beſchauer vorzeigte, fuhr mit ſeiner Ladung gerades Weges vor's Hochzeithaus und pochte an die Thür. Die Braut ſchob das Lied im Fenſter auf, zu ſehen wer da ſey: da war's Vater Peter. Darüber entſtand großer Jubel im Hauſe; die hocherfreute Lucine ſprang über Tiſch und Bank ihm entgegen, und umhalſete ihn zuerſt, hernach bot ihm

Mutter Ilſe die Hand, und verzieh ihm den verübten Diebsgriff in ihr Schatzgeld, mit den Worten: Schelm beßre dich! Endlich bewillkommnete ihn auch Friedlin der Bräutigam, und Mutter und Tochter waren zugleich die Dollmetſcherinnen aller ſeiner Freiermeriten: denn Vater Peter faßte den wildfremden Mann ſcharf in's Auge, und ſchien über ihn allerlei Gloſſen zu machen. Jedoch da er berichtet wurde, wie dieſer Fremdling die Gerechtſame der Hausgenoſſenſchaft ſich erworben habe, war er wohl mit dem zukünftigen Eidam zufrieden, und that ſo vertraut, als wenn er ſchon lange mit ihm bekannt geweſen wäre. Nachdem Mutter Ilſe dem wiedergefundenen Eheſchatz etwas zum Imbiß aufgetragen hatte, war ſie begierig ſeine Abenteuer zu vernehmen und forſchte mit Fleiß, wie es ihm in der Fremde ergangen ſey. Gott ſegne mir meine Vaterſtadt! ſprach er, ich bin das Land durchzogen, hab' allerlei Gewerbe verſucht, und zuletzt einen Eiſenhandel getrieben; aber dabei mehr zugeſetzt als gewonnen. All mein Reichthum beſteht in dieſem Fäßlein Bretnägel, die ich den Brautleuten zum Hausrath in die Wirthſchaft zu ſteuern gedenke. Mutter Ilſe hatte nun ihren Feuerſtein wieder, und ihre Suada ſprühete von neuem helle Funken von Vorwürfen und Schmähungen, daß dem Kleeblatt der Zuhörer davon die Ohren gelleten, bis ſich Friedlin in's Mittel ſchlug und verſprach, den Schwiegervater aus der Erbſchaftsmaſſe zu alimentiren, und ihn ehrlich zu halten.

Die fromme Lucine erreichte den Wunſch, daß ſie Vater Peter des folgenden Tages in die Kirche führte, herausgeputzt wie eine Magiſtratsperſon, wenn der neue Rath aufgeführet wird. Die Hochzeit des glücklichen Paares wurde mit großem Gepränge vollzogen. Bald nachher richteten die jungen Leute ihre eigne Wirthſchaft ein. Friedlin hatte das Bürgerrecht gewonnen, bezog ſein neues Haus am Markte neben der Apotheke, kaufte dazu einen Weinberg und Garten, auch Ackerfeld, ſammt Wieſen und Weihern, und trieb bürgerliche Nahrung als ein wohlhabender Mann. Vater Peter aber hatte ſich in Ruhe geſetzt, zehrte, wie die ganze Stadt glaubte, von dem Segen des reichen Schwiegerſohnes, und niemand vermuthete, daß ſein Nägelmagazin das eigentliche Füllhorn ſey, aus welchem das Oel des Ueberfluſſes träufe.

Er hatte die Wallfahrt nach dem Blocksberg, ohne daß eine lebendige Seele etwas darum wußte, glücklich vollendet, zwar nicht mit der Eile, wie die löbliche Innung der Druden, in der Walpurgisnacht auf der Beſenpoſt; aber mit mehrerer Muße und Bequemlichkeit. In jedem Wirthshaus, zwiſchen dem Fichtelberg und Brocken in gerader Linie gelegen, kehrte er ein und hielt Kellerreviſion, befand ſich mehr unter als über der Erde auf dieſer Ausflucht über die fränkiſche Grenze, und fuhr nicht eher ganz nüchtern wieder zu Tage aus, bis er in blauer Ferne das Harzgebirge vor Augen hatte. Nun fand er mancherlei Schwierigkeiten vor ſich, wozu er des freien ungehinderten Gebrauchs aller obern und untern Fähigkeiten der Seele benöthiget war. Darum legte er ſich ein ſtrenges Faſten in Speiſe und Trank auf.

So lange er den Brocken noch nicht erreicht hatte, diente ihm ſeine Naſe zum Reiſekompaß, und er ging dieſer getreulich nach; aber nun befand er ſich gleichſam unter einer Polhöhe, wo dieſe Magnetnadel keine Direktion mehr anzeigte. Er durchkreuzte den Brocken hin und her, niemand konnte ihm das Morgenbrodsthal nachweiſen. Zufälligerweiſe kam er dennoch auf die rechte Spur, fand den Andreasberg, witterte das Flüßchen aus, die Eder genannt, aus welchem er einen friſchen Trunk ſchöpfte, der ihn mehr begeiſterte, als die Dichter ein idealiſcher Labetrunk aus der Hippokrene; entdeckte das Grab, und war ſo glücklich, die Streitfrage des Wirthes zum goldnen Lamme zu löſen. Er ging wirklich in den Berg, die Springwurzel leiſtete ihre guten Dienſte; er fand den Schatz und belaſtete ſeinen Wadſack mit ſo vielem Golde, als er zu tragen vermochte, welche Summe er für ſeine Bedürfniſſe auf Lebenszeit, und zur Ausſteuer der ſchönen Lucine, hinreichend fand. Obgleich die goldne Bürde, welche er jetzt zu Tage zu fördern bemühet war, ſeine Schulter ſo ſehr drückte als ehedem ein ſchwerer Mehlſack: ſo wurde ihm doch der Weg, die zwei und ſiebenzig ſteinernen Stufen herauf, lange nicht ſo ſauer und beſchwerlich, als der zur Mühle. Er war jetzt ſo reich wie Anton Thevenet, der mit ſeiner Bande den berüchtigten großen Diebſtahl an dem Wechsler Fingerlin zu Lyon beging*).

Da er auf dem Rückwege wieder das Tageslicht erblickte, war ihm zu Muthe, wie einem dem Schiffbruch Entronnenen, der lange mit den Schrecken des Todes in den Wogen gekämpft hat, nun unter ſeinen Füßen feſten Grund und Boden fühlt und den Strand freudig hinaufklimmt. Bei aller verheißnen Sicherheit, trauete er, während der unterirdiſchen Expedition, dem Berggeiſt nicht allerdings, fürchtete, der ſchauervolle Schatzhüter werde ihm in wilder Mannsgeſtalt erſcheinen, ihm ein tödtliches Schrecken einjagen, oder die reiche Beute wieder abnehmen. Die Haut ſchauerte ihm und alle Haare ſtanden ihm zu Berge, da er die ſteinerne Treppe hinabſtieg. Er hielt ſich auch ſo wenig mit Betrachtung des Schatzgewölbes auf, daß er ſich nachher nicht einmal zu erinnern wußte, ob die Wände und Pfeiler von Gold und Juwelen geflimmert und gefunkelt hatten. Alle ſeine Gedanken waren nur auf die kupferne Truhe gerichtet, aus welcher er, ſo behend als möglich, volle Ladung einnahm. Inzwiſchen lief alles nach Wunſch ab, es ließ ſich kein Berggeiſt hören noch ſehen; nur die eiſerne Thür that ſich, ſo bald er den Fuß aus dem Gewölbe herausgeſetzt hatte, mit großem Ungeſtüm wieder zu. In der Eil hatte der ſcheue Schatzſucher die köſtliche Springwurzel, die er beim Einraffen des Goldes aus der Hand gelegt, mit ſich herauszunehmen vergeſſen. wodurch ihm der zweite Transport unmöglich gemacht wurde. welches jedoch der begnügſame Mann, der ſo viel Reichthum in gediegenem Gold beſaß, als er fortbringen konnte, und wie wir wiſſen, daß er ein bengelhafter Laſtträger war, — eben nicht ſehr zu Herzen nahm.

---

*) Eine Geſchichte, von welcher damals eine geraume Zeit lang alle Zeitungen voll waren.

Nachdem er alles getreulich, laut Inſtruktion des Altvaters Martin, ausgerichtet, und das ſcheinbare Grab wieder zugeworfen hatte, zog er in reifliche Ueberlegung, wie er das erhobene Schatzkapital in Sicherheit bringen und davon in ſeiner Vaterſtadt, nach Herzensgelüſten, ohne großes Aufſehen und Maulgeſperre leben und zehren könnte. Auch lag ihm ſehr daran, daß ſein böſes Weib daheim nichts von der Beerburg des alten Harzköniges wittern möchte: denn er befürchtete, daß ſie ihn ſo lange auf der ehelichen Folter quälen würde, bis er ihr ſein Hab und Gut ausgeſeckelt hätte. Sie ſollte, ſeiner Abſicht nach, zwar den Genuß davon haben, und aus dem wohlthätigen Bächlein ihren Durſt löſchen, aber die Quelle davon nie ausſpähen. Der erſte Punkt war leicht in Richtigkeit gebracht: allein der andere koſtete großes Kopfbrechen, ohne daß Meiſter Peter damit etwas endete. Er trug ſeinen Mammon wohl eingepackt und feſte geſchnürt in's nächſte Dorf, das ihm aufſtieß, kaufte dort beim Rademacher einen Schubkarren, und beim Faßbinder ließ er ſich eine Tonne mit doppeltem Boden zurichten, fuhr damit auf den nächſten Eiſenhammer, füllte ſie oben und unten mit Bretnägeln und in der Mitte verbarg er gar ſchlau den Schatz. Mit dieſer Ladung machte er ſich allgemachſam auf den Heimweg, hielt, weil er eben keine Eile hatte, bei jedem Krug an, und ließ auftragen das Beſte was der Wirth hatte.

Als er von der Käſtenzeche den Berg hinein nach Ellrich fuhr, in das wohlbekannte Städtlein, obwohl damals Amaranth und Nantchen*) noch nicht daſelbſt hauſeten, geſellete ſich ein junger Mann zu ihm, von feinem Anſehen, dem aber tiefer Kummer auf dem Geſichte ſaß. Vater Peter, dem's gar wohl und leicht um's Herz. und der eben geſprächiger Laune war, redete ihn an: Junger Geſell, wo hinaus? Er antwortete gar trübſinnig: in die weite Welt, guter Vater, oder aus der Welt, wohin mich meine Füße tragen. Warum aus der Welt? ſprach Meiſter Peter, und was hat dir die Welt zu Leide gethan? Der Wandersmann: ſie hat mir nichts zu Leide gethan, ich ihr auch nichts, dennoch ſteht mir's nicht länger an. Der jovialiſche Karrenſchieber, der, wenn's ihm wohl war, jedermann gern froh und heiter um ſich ſah, that ſein Beſtes, den Kopfhänger aufzumuntern; und weil ſeine Wohlredenheit nichts über ihn vermochte, vermuthete er, die böſe Laune möchte wohl unterm Zwergfell im Oeſophagus ihren Sitz haben. Darum lud er ihn zum Abendeſſen im Wirthshaus ein, und verſprach ihn zechfrei zu halten; welches der mißmüthige Gefährte nicht ausſchlug. Es war an demſelben Abend ein fröhliches Gelag daſelbſt, wobei viel Scherz und Kurzweil getrieben wurde. Meiſter Peter war recht in ſeinem Elemente, und wurde ſo aufgeräumt, daß er auf eigne Koſten für die ganze Geſellſchaft einſchenken ließ. Da gab's Schnacken, Schnurren nnd Charakterzüge, ſo bunt und kraus, als die gedruckten nur immer ſeyn mögen, und in der Schenke nehmen ſie ſich vortrefflich aus! Der

---

*) Zwei den Leſern der Muſenalmanache der neunten Dekade des vorigen Jahrhunderts vermuthlich noch nicht entfallene Namen.

Murrkopf allein fand keinen Geſchmack daran, ſaß in einem Winkel, ſahe vor ſich auf die Erde, aß kaum drei Mundbiſſen und kredenzte den Freudenbecher nur ein wenig mit den Lippen.

Da Meiſter Peter wahrnahm, daß dem milzſüchtigen Gaſte auch auf dieſe Weiſe nicht beizukommen war, vermuthete er, daß ſein Kummer tiefe Wurzel im Herzen müſſe geſchlagen haben, ließ in einer Kammer eine gute Streu zubereiten, und nahm ſich vor, den folgenden Tag ſeinen Gaſt auszuforſchen: denn er wähnte ein ſonderbares Abenteuer und war begierig es zu vernehmen. Der ſchöne Sommermorgen lockte ihn in die Laube des Hausgartens, er beſtellte das Frühſtück dahin, und ſobald der Grillenſänger wach war, berief er ihn heraus in's Freie, ſaß bei ihm in der Laube, munterte ihn auf und ſprach: luſtig Geſell! laß deinen Kummer ſchwinden, und ſey gutes Muthes. Sieh da! Nach einer trüben Nacht läßt ſich's doch zu einem heitern Tage an. Was bangt und quälet dich? Sag an! Was kann's helfen, guter Vater, antwortete gar trübſelig der Jüngling, ob ich dir mein Herz offenbaren wollte, du haſt doch weder Rath noch Troſt für mich. Wer weiß, verſetzte Meiſter Peter, ob ich dir nicht helfen kann; ſingt nicht die chriſtliche Gemeine: oft kommt der Troſt aus Winkeln her, wo man ihn nicht vermuthet? Er ſetzte mit ſo zudringlicher Gutmüthigkeit an den Ritter von der traurigen Geſtalt, daß dieſer nicht umhin konnte, ihm endlich zu Willen zu ſeyn. Die Urſach meines Kummers, ſprach er, iſt kein Bubenſtück, das mich bangt und nagt, ſondern ein Unſtern tugendlicher Liebe, darum darf ich mich nicht entblöden, dir mein Anliegen zu entdecken.

Ich bin der Armbruſtſchütz des Grafen von Oettingen in Frankenland, und ſein geborner Dienſtmann. Ich war bei ihm wie Kind im Hauſe. Er hat mich auferzogen, und die Leute munkelten, ich ſey ſein Sohn. Um die Zeit der Mitfaſten brachte ihm ein Maler allerlei Gemälde zu Kauf, die der Graf beſtellt hatte, ſein neues Schloß damit zu zieren. Unter dieſen Schildereien befand ſich das Konterfei eines wunderſchönen Mädchens, die ſie eine Göttin nannten, und davon der Meiſter behauptete, daß er die liebliche Geſtalt einer zarten Dirne abgeſtohlen habe, die an Schönheit die Abkonterfeiung weit übertraf, aber zu verſchämt geweſen ſey dem Maler zu ſitzen. Ich konnte nimmer ſatt werden das Bildniß anzuſchauen, lief zehnmal des Tages in den Saal, wo es aufgeſtellet war, gaffte es Stunden lang an, und je länger ich es betrachtete, deſto mehr wurde mein Herz davon entzündet, daß ich keine Ruh noch Raſt mehr finden konnte. Eines Tages rief ich den Maler beiſeits, und beſchwor ihn mir zu ſagen, wo die feine Dirne anzutreffen ſey, nach der er das Konterfei im Speiſeſaal abkopeiet habe, und bot ihm großen Lohn, wenn er mit der Sprache frei herausgehen wollte. Der Meiſter merkte wo mich der Schuh drückte, lachte über meine Phantaſei, und offenbarte mir ſonder Trug was ich zu wiſſen begehrte. Die ſchöne Dirne, ſagt' er, ſey in der Reichsſtadt Rotenburg an der Tauber ſeßhaft und des alten Garkochs Tochter, ich könne bei ihr mein Heil verſuchen; ſie ſey jedoch gar ſtolzen und ſpröden Sinnes. Alsbald begehrte ich Urlaub vom Grafen, der mir ſolchen weigerte und mich nicht entlaſſen wollte; darum entlief ich bei der Nacht und zog gen Rotenburg, wo ich bald das Mägdlein auskundſchaftete. Aber ſie zu ſehen, oder zu ihr zu gelangen, war all meine Müh vergebens. Sie lebt unter dem Gewahrſam einer luchsäugigen Mutter, einem Drachen vom Weibe, die ſie nicht vor die Thür gehen oder zum Fenſter ausſchauen läßt, verſchließt das Haus wie einen Jungfernzwinger und keine männliche Seele darf hinein.

Das ängſtete und quälte mich gar ſehr, darum ſann ich auf eine Liſt, zog Frauenkleider an, verſteckte das Geſicht unter eine Kappe und ſchellte an der Thür. Da ward mir aufgethan, ich ſahe die

Univ.-Bibl.

liebreizende Dirne, und ihr Anblick entzückte mich alſo, daß ich mich ſchier vergeſſen hätte; doch beſann ich mich kurz, und beſtellte einen Teppich mit Bildwerk bei ihr, denn ſie iſt eine kunſtreiche Nätherin, als eine im Lande. Nun ging ich täglich im Hauſe frei aus und ein, unter dem Vorwand, zu ſehen ob die Arbeit fördere, und genoß der Wonne, mein Liebchen vor Augen zu haben und mit ihr freundlich zu koſen, Stunden lang. Bald vermerkt ich, daß mich die Jungfrau liebgewann, denn ich that ſo ehrbar und ſittſam, als eine ernſte Matrone, und ſie iſt ein rechtes Tugendbild. Aber einſtmals, als die Mutter außer dem Hauſe Geſchäfte hatte, und ich allein bei der holden Dirne ſaß, drängte mich die heiße Liebe, mich ihr zu entdecken. Sie fuhr mit großem Schreck vom Nährahmen auf und wollte entfliehen. Ich hielt ſie flehentlich zurück, daß ſie nicht Lerm machte und Feuer ſchrie, ſetzte ihr Leib und Seele zum Pfande, daß ich in ehrlicher Abſicht gekommen ſey, mit Zucht und Ehrbarkeit um ihre Gunſt zu werben. Endlich glaubte ſie meinen Worten, und da ſie ruhiger wurde, eröffnete ich ihr den ganzen Handel, wie ſich alles begeben hatte, das mein Herz in Liebe gegen ſie entbrannt ſey. Sie ſtrafte meinen Leichtſinn mit lieblichen Worten, daß ich Minne halber meinem Brodherrn dem Grafen entlaufen ſey, und fragte, wovon ich denn ein Weib ernähren wollte? Da ſtand ich wie auf's Maul geſchlagen, und wußte keine Antwort auf dieſe verfängliche Frage. Ob ich ſchon zwei geſunde Arme habe, ſo wagte ich doch nicht frei heraus zu ſagen, daß mich ihr zu Liebe dieſe ſchon nähren würden: denn ich fürchtete, ein Tagelöhner ſey einer ſo rechtlichen Dirne zu ſchlecht.

Sie blickte mich voll Mitleiden an und fuhr alſo fort: Friedlin, wir müſſen uns ſcheiden, du wirſt mich nimmer unter dieſer trüglichen Geſtalt wieder ſehen. Dieſe Thür bleibt dir auf ewig verſchloſſen. Meine Tugend iſt unbeſcholten, aber mein Herz iſt ſchwach! Du haſt mich belehrt, wie leicht die Verführung einen Weg durch verſchloſſene Thüren zu finden weiß. Mein Vater hat mich für's Kloſter beſtimmt, und ich eile nun dieſem Beruf zu folgen; die Nadel ſoll mir erwerben, was ich dem Kloſter ſteuern muß. Gehab dich wohl, auf hundert Meilen weit, daß kein Verdacht mir böſen Leumund mache. Sie trieb mich ſie zu verlaſſen. Ich mußte gehorchen und mich von ihr ſcheiden. Ach das war ein bitter Kraut! Ich ſchlich trübſelig in die Herberge, rang mit Kümmerniß und Verzweiflung, hatte weder Ruh noch Raſt, weinte und jammerte Tag und Nacht. Hundertmal zog ich des Tages die Straße, wo ſie wohnte, auf und ab, und wo in eine Kirche zur Meſſe geläutet wurde, lief ich ſpornſtreichs hin, ihr aufzulauern, um nur den Troſt zu haben, ſie noch einmal zu ſehen. Umſonſt! ſie blieb vor meinen Augen verborgen wie ein Geheimniß. Dreimal verließ ich die Stadt, in die weite Welt zu gehen; ich konnte nicht fort: es war als wenn ich an den Ort gebannt wäre. Noch einmal verſucht ich's eines Morgens, mich in ein Weib vermummet in's Haus zu ſtehlen, um ihr auf ewig Lebewohl zu ſagen. Ich ſchellete an der Thür mit großer Beklommenheit. Die Mutter kam heran, doch als ſie mich erblickte, ſchlug ſie das Fenſter haſtig zu, und ſchalt und ſchmähete von innen: du Drude! du Trödlerin! ſollſt meine Schwelle nimmer betreten! Biſt gar eine ſchlechte Bezahlerin! Aus dieſen Worten verſtand ich, unter welchem Vorwand die kluge Lucine meine Entdeckung der Mutter verhehlet hatte, die ſonſt ſchwerlich eine gute Kundſchaft würde verſchlagen haben. Nun gab ich alle Hoffnung auf, das herrliche Mädchen jemals wieder mit Augen zu ſehen, verließ die Stadt und ziehe, als ein herrenloſer Knecht, im Lande herum, bis mir der Kummer vollends gar das Herz abfrißt.

Meiſter Peter hatte mit großer Aufmerkſamkeit die offenherzige Erzählung ſeines Reiſegefährten angehört, und freuete ſich über den glücklichen Zufall innig, der ihn zu einem Wanderer geſellt hatte, welcher ihm von der geheimen Geſchichte ſeines Hauſes, während ſeiner Abweſenheit, ſo authentiſche Nachricht ertheilte. Als Friedlin mit ſeinem Referat zu Ende war, ſprach er: deine Geſchichte iſt ſonderbar: aber eins iſt mir noch nicht klar darin, du gedachteſt eines Vaters deines Liebchens. Warum vertrauteſt du dich dem nicht an? Er wäre wohl Freiersmann worden, und würde einem ſo wackern Geſellen, als du zu ſeyn ſcheineſt, ſein Kind ſchwerlich verſagt haben. Ach! entgegnete Friedlin: der Vater iſt ein Gauch, ein Saufbold, ein Landfahrer, der Weib und Kind böslich verlaſſen hat, und von dem niemand weiß, wo er geblieben iſt. Das knurrige Weib führte oft bittere Klagen über ihn, und ſchalt das liebe Mädchen hart aus, wenn ſie des Vaters Parthei nahm, ob er ihr gleich den Pathenpfennig zum Zehrgeld entwendet hat, wofür ich dem Schurken den Bart ausraufen möchte, wenn er mir in die Hände fiele. Vater Peter horchte hoch auf, da ihm alſo ſein Lob geprieſen wurde, und wunderte ſich, daß der junge Geſell um alle ſeine Domeſtika ſo guten Beſcheid wußte. Der Eifer deſſelben beleidigte ihn jedoch keinesweges. Er fand, daß Friedlin vortrefflich in ſeinen Plan paſſe, daß er ihn zum Depoſitär ſeiner Reichthümer machen, und dadurch alles Aufſehen beim Genuß derſelben in ſeiner Vaterſtadt vermeiden, auch dem gierigen Weibe ſeinen Fund verbergen könne. Kompan, ſprach er, zeig mir deine Hand, ich verſtehe mich auf's Wahrſagen, laß ſehen, was dein Glücksſtern dir verheißt. Was kann er mir verheißen, antwortete der peregrinirende Liebhaber, der wieder ganz in ſeine trübſelige Laune verfallen war, doch nichts als Unglück.

Der angebliche Chiromant ließ ſich nicht abweiſen, und da Friedlin den freundſchaftlichen Gefährten, der ihn zechfrei hielt, nicht wollte unwillig machen, ſo reichte er ihm die Hand dar. Meiſter Peter nahm eine bedenkliche Miene an, betrachtete alle Lineamente wohl, ſchüttelte zuweilen verwundernd den Kopf dabei, und da er das Spiel lang gnug getrieben hatte, ſprach er: Freund, wer's Glück hat, führt die Braut heim! Morgen, wenn die Sonne aufgeht, mach dich auf und ziehe gen Rotenburg in Frankenland; dein Liebchen iſt dir treu und hold, ſie wird dich wohl empfangen. Es ſteht dir eine reiche Erbſchaft bevor, von einem alten Vetter, den du nicht kennſt, bald haſt du Geld und Gut im Ueberfluß, ein Weib davon zu nähren. Kamerad, ſprach Friedlin mit Unwillen, der den Wahrſager für einen Poſſenreißer und Scherztreiber hielt, es ziemt dir nicht, mit einem Unglücklichen Geſpött zu treiben, ſuch dir einen, den du foppen kannſt, ich bin nicht dein Mann. Damit ſtand er haſtig auf und wollte davon. Vater Peter erfaßte ihn beim Rockzipfel und ſprach: Bleib, du

Murrkopf, ich treibe keinen Scherz, und bin bereit, meine Prophezeihungen bei Ehren zu erhalten. Ich bin ein wohlhabender Mann, und will dir baar, auf einem Brete, ſo viel auf die Erbſchaft vorſtrecken als du begehreſt. Folge mir in die Kammer, daß ich dich von der Wahrheit meiner Worte durch die That überführe. Der junge Geſell machte große Augen, da er den Freund Eiſenhändler aus dieſem Tone reden hörte, ſeine abgebleichten Wangen rötheten Freude und Erſtaunen. Er folgte ſchweigend, in einem Zuſtande, wo ihm unbewußt war ob er wachte oder träumte, dem räthſelhaften Manne, welcher die Thür abſchloß und ſein Nägelfaß aufſpündete.

Hier entdeckte ſich Meiſter Peter dem getreuen Liebhaber der ſchönen Lucine offenherzig, vertraute ihm das Schatzgeheimniß und ſein Vorhaben, daß Friedlin als Tochtermann den reichen Mann ſpielen, er aber in der Stille leben und mit ihm des herrlichen Fundes ſich freuen wolle. Die tiefe Melancholei des jungen Wichtes war nun mit einemmal verſchwunden; er wußte keine Worte zu finden, dem ehrlichen Vater ſeine Dankbarkeit zu erkennen zu geben, daß er ihn zum glücklichſten Sterblichen auf Gottes Erdboden machen wolle. Des folgenden Tages verließen beide Reiſegefährten mit der beſten Laune die Stadt Ellrich am Harz, und ſteuerten friſch auf Nürnberg in Franken zu. Hier ſtaffirte ſich Friedlin als ein ſtattlicher Freier heraus, Vater Peter zahlte ihm das vorläufige Heirathsgut in die Taſche, und nahm den Verlaß mit ihm, wenn ſein Gewerbe glücklich von Statten gehen würde, ſollte er durch einen geheimen Boten es ihm zu wiſſen thun, daß er einen Fuhrmann mit allerlei köſtlichem Hausgeräthe befrachten könne, damit der reiche Freier in Rotenburg Aufſehen mache.

Als der präſumtive Schwäher und Eidam von einander ſchieden, gab der erſtere dem letztern die Vermahnung mit auf den Weg: Schwichtige deine Zunge und bewahre unſer Geheimniß, vertraue keinem Menſchen, was dir wiſſend iſt, als der verſchwiegenen Lucine, wenn ſie deine Braut ſeyn wird. Meiſter Peter genoß die erkleckliche Rente ſeiner Harzreiſe, ob er gleich keine Beſchreibung davon auf Koſten des Publikums an's Licht ſtellete, bis in's ſpäteſte Alter, hatte ſo viel im Vermögen, daß er nicht wußte, wie reich er war; Friedlin aber hatte den Namen des reichen Mannes, und lebte mit der ſchönen Lucine, ſeinem tugendſamen Weibe glücklich und zufrieden. Und wie ein reicher Mann auch leicht ein geehrter Mann ſeyn kann wenn er will, ſo bewarb er ſich um eine Stelle im Rath erſtieg in der Folge die höchſte Stufe reichsſtädtiſcher Glückſeligkeit, und wurde regierender Bürgermeiſter. Von ihm geht noch bei den Rotenburgern ein Sprüchwort im Schwange, bis auf den heutigen Tag: wenn ſie einen bemittelten Mann beſchreiben wollen, ſo heißt es: er ſey ſo reich als weiland Peter Blochs des Garkochs Eidam.

Die Entführung.

(Eine Anekdote.)

Am Wäſſerlein Lockwitz im Vogtlande, auf der thüringiſchen Grenze, iſt gelegen das Schloß Lauenſtein*), welches vorzeiten ein Nonnenkloſter war, das im Huſſitenkriege zerſtört wurde. Die geiſtliche Domaine ging, als ein verlaſſenes Eigenthum, in der Folge wieder an den weltlichen Arm über, und wurde von dem Grafen von Orlamünde, als damaligen Grundherrn, an einen Lehnsmann ausgethan der auf die Ruinen des Kloſters ſich ein Schloß erbauete, und dem wohlerworbenen Eigenthum entweder ſeinen Namen gab, oder dieſen davon bekam: er hieß der Junker von Lauenſtein. Es veroffenbarte ſich aber gar bald, daß geiſtliches Gut in der profanen Hand der Laien nicht gedeihet, und daß ein ſolcher ſtiller Kirchenraub auf eine oder die andere Art geahndet wird.

---

*) Es führen mehrere Orte dieſen Namen, z. B. ein altes Schloß und Städtlein im Erzgebirgiſchen Kreis, ein Städtchen in Unterkärnthen und ein Bergſchloß und Flecken im Hannöverſchen, vielleicht noch andere.

Die Gebeine der heiligen Nonnen, die ſchon Jahrhunderte lang in dem düſtern Begräbnißgewölbe im ſtillen Frieden ruheten, konnten die Entweihung ihres Heiligthums nicht gleichgültig ertragen. Die morſchen Todtenknochen wurden rege, raſſelten und rauſchten zur Nachtzeit aus der Tiefe herauf, und erhoben ein furchtbares Getöſe und Gepolter im Kreuzgange, der noch unverſehrt geblieben war. Oft zog eine Prozeſſion von Nonnen mit feierlichem Gepränge im Schloßhof herum, ſie wallfahrteten durch die Gemächer, ſchlugen Thüren auf und zu, wodurch der Eigenthümer in ſeinen vier Pfählen verunruhiget und aus dem Schlafe geſtöret wurde. Oft toſeten ſie im Geſindeſöller, oder in den Ställen, erſchreckten die Mägde, zwickten und zwackten ſie bald dort bald da, quälten das Vieh, den Kühen verſiegte die Milch, die Pferde ſchnoben, bäumten ſich auf und zerſchlugen die Standbäume.

Bei dieſem Unfug der frommen Schweſtern und ihren unabläſſigen Plackereien verkümmerten

Menſchen und Thiere, und verloren allen Muth, vom geſtrengen Junker an, bis auf den grimmigen Bollenbeißer. Der Gutsherr ſcheute keine Koſten, dieſer tumultuariſchen Hausgenoſſenſchaft durch die berühmteſten Geiſterbanner Friede gebieten und ewiges Stillſchweigen auferlegen zu laſſen. Doch der kräftigſte Segen, vor welchem das ganze Reich des Belials zitterte, und der Sprengwedel mit Weihwaſſer getränkt, der unter den böſen Geiſtern ſonſt aufräumte, wie die Fliegenklappe unter den Stubenfliegen, vermochte lange Zeit nichts gegen die Hartnäckigkeit der geſpenſtiſchen Amazonen, die ihre Anſprüche auf den Grund und Boden ihres vormaligen Eigenthums ſo ſtandhaft vertheidigten, daß die Exorziſten mit der heiligen Geräthſchaft der Reliquien bisweilen die Flucht ergreifen nnd das Feld räumen mußten.

Einem Gaßner ſeines Jahrhunderts, der im Lande herumzog, Hexen auszuſpähen, Kobolde zu fahen, und die Beſeſſenen von dem Raubengeſchmeiß der böſen Geiſter zu ſäubern, war's aufbehalten, die geiſtiſchen Nachtſchwärmerinnen endlich zum Gehorſam zu bringen, und ſie wieder in ihre dunkle Todtenkammer einzuſperren, wo ſie Erlaubniß erhielten, ihre Schädel hin und her zu rollen, und mit ihren Knochen zu klappern und zu poltern, ſo viel ſie wollten. Alles war nun ruhig im Schloſſe, die Nonnen ſchliefen wieder ihren ſtillen Todtenſchlaf; aber nach ſieben Jahren hatte ein unruhiger Schweſtergeiſt ſchon wieder ausgeſchlafen; ließ ſich zur Nachtzeit ſehen, und trieb eine Zeitlang das vorige Spiel, bis er ermüdete, ſieben Jahre ruhete, dann wieder Beſuch in der Oberwelt gab, und das Schloß revidirte. Mit der Zeit gewöhnten ſich die Einwohner an die Erſcheinung des Geſpenſtes, und wenn die Zeit kam, daß ſich die Nonne blicken ließ, wahrte ſich das Hofgeſinde, zur Abendzeit den Kreuzgang zu betreten, oder aus der Kammer zu gehen.

Nach Ableben des erſten Beſitznehmers fiel das Lehen an ſeine aus rechtmäßigem Ehebett erzielte Deſcendenz, und es fehlte nie ein männlicher Erbe, bis auf die Zeiten des dreißigjährigen Krieges, wo der letzte Zweig des Lauenſteiniſchen Geſchlechtes blühete, bei welchem die Natur ihre Kräfte erſchöpft zu haben ſchien, um ihn zur Exiſtenz zu bringen. Sie war mit dem Stoffe zur Anlage ſeines Körpers ſo verſchwenderiſch umgegangen, daß in der Periode, wo dieſer zur höchſten Vollkommenheit gediehen war, die Maſſe des geſtrengen Junkers beinahe an das Gewicht des berühmten Schmeerbauchs, Franz Finatzi*) in Preßburg, reichte, und ſeine Korpulenz nur einige Zoll weniger maß, als des wohlgemäſteten Holſteiners, Paul Butterbrod genannt, der ſich den Pariſer Damen unlängſt zur Schau ausgeſtellet hat, die ſeine prallen Schenkel und Arme mit ſo großem Wohlgefallen betaſteten. Indeſſen war Junker Siegmund, vor ſeiner Kürbisepoche, ein ganz ſtattlicher Mann, der auf ſeiner Hufe in gutem Wohlſtand lebte, den von ſparſamen Vätern ererbten Nachlaß nicht ſchmälerte, aber doch zum frohen Lebensgenuß gebrauchte. Er hatte, ſo bald ihm der Vorfahr Platz machte, und den Beſitz von Lauenſtein überließ, nach dem Beiſpiel aller ſeiner Ahnen ſich vermählt, war alles Ernſtes auf die Fortpflanzung des adeligen Geſchlechts bedacht, und erzielte mit ſeiner Gemahlin glücklich eine eheliche Erſtlingsfrucht; aber das Kind war ein wohlgeſtaltes Fräulein, und dabei hatte es auch mit der Propagation ſein Bewenden. Die allzu ſorgſame Pflege des gefälligen Weibes ſchlug bei dem nahrhaften Ehehern dergeſtalt an, daß alle Hoffnung des nachfolgenden Kinderſegens in ſeinem Fett erſtickte. Der häuslichen Mutter, welche gleich vom Anfang der Ehe das Hausregiment allein führte, fiel auch die Erziehung der Tochter anheim. Je mehr Papa Bauch wurde, deſto unwirkſamer wurde ſeine Seele, und endlich nahm er von keinem Dinge in der Welt mehr Notiz, das nicht gebraten oder geſotten war.

---

*) Dieſer Ehrenmann, den keine Sorgen der Nahrung drückten, wog im 56. Jahre ſeines Alters 488 Pfund Fleiſchergewicht.

Fräulein Emilie war, bei dem Gewirr von ökonomiſchen Geſchäften, größtentheils der treuen Pflege der Mutter Natur überlaſſen und befand ſich dabei nicht übel. Die verborgene Kunſtmeiſterin, die nicht gern ihre Reputation auf's Spiel ſetzt, und einen Irrthum, den ſie ſich zu Schulden kommen laſſen, gemeiniglich durch ein Meiſterſtück erſetzt, hatte die Körpermaſſe und die Talente des Geiſtes bei der Tochter nach richtigern Verhältniſſen abgemeſſen, als bei dem Vater: ſie war ſchön und hatte Verſtand. In dem Maße, wie die Reize des jungen Fräuleins aufzublühen begannen, ſtimmten ſich die Abſichten der Mutter höher hinauf, durch ſie den Glanz des verliſchenden Geſchlechts noch recht zu erheben. Die Dame beſaß einen ſtillen Stolz, der ihr im gemeinen Leben doch nicht abzumerken war, außer darin, daß ſie ſtreng über die Ahnentafel hielt, und ſolche als den ehrwürdigſten Schmuck ihres Hauſes anſah. Im ganzen Vogtlande war, außer den Herren Reuſſen, kein Geſchlecht ihr alt und edel gnug, in welches ſie die letzte Blüthe des Lauenſteiniſchen Stammes verpflanzt zu ſehen wünſchte, und ſo ſehr ſich's die jungen Herren in der Nachbarſchaft angelegen ſeyn ließen, die ſchöne Beute zu erhaſchen, ſo geſchickt wußte die ſchlaue Mutter die Abſichten zu vereiteln. Sie bewachte das Herz des Fräuleins ſo ſorgfältig, wie ein Mauthner den Schlagbaum, daß keine konterbande Waare einſchleichen möchte, verwarf alle Spekulationen wohlmeinender Baſen und Tanten, die auf eine Eheſtiftung zielten, und that mit der Fräulein Tochter ſo hehr, daß ſich kein Junker an ſie wagte.

So lange das Herz eines Mädchens noch Lehre annimmt, iſt es einem Nachen zu vergleichen auf ſpiegelgleicher See, der ſich ſteuern läßt, wohin das Ruder ihn führet; aber wenn der Wind ſich erhebt, und die Wellen das leichte Fahrzeug ſchaukeln, gehorcht es nicht dem Ruder, ſondern folgt dem Strome des Windes und der Wellen. Die lenkſame Emilie ließ ſich, an dem mütterlichen Gängelbande, willig auf dem Pfad des Stolzes leiten: ihr noch unbefangenes Herz war jedes Eindrucks fähig. Sie erwartete einen Prinzen oder Grafen, der ihren Reizen huldigen würde, und alle minder hochgeborne Paladins, welche ihr den Hof machten, wies ſie mit kaltem Sprödſinn zurück. Ehe ſich indeſſen ein ſtandesmäßiger Anbeter für die Lauenſteiner Grazie einfand, trat ein Umſtand ein, welcher das mütterliche Heirathsſyſtem merklich verrückte, und bewirkte, daß alle Fürſten und Grafen des römiſchen Reichs deutſcher Nation zu ſpät würden gekommen ſeyn, um des Fräuleins Herz zu werben.

In den Unruhen des dreißigjährigen Kriegs bezog das Heer des wackern Wallenſteins, in den

Gegenden des Vogtlandes, die Winterquartiere. Junker Siegmund bekam viel ungebetene Gäſte, die im Schloſſe mehr Unfug trieben, als vor Zeiten die geſpenſtiſchen Nachtwandlerinnen. Ob ſie gleich weniger Eigenthumsrecht daran behaupteten als dieſe, ſo ließen ſie ſich doch durch keinen Geiſterbanner wegexorziſiren. Die Gutsherrſchaft ſahe ſich gezwungen, zu dieſem böſen Spiel gute Miene zu machen, und um die gebietenden Herren bei Laune zu erhalten, daß ſie gute Mannszucht hielten, wurde ihnen reichlich aufgeſchüſſelt. Gaſtmahle und Bälle wechſelten ohne Unterlaß. Bei jenen präſidirte die Frau, bei dieſen die Tochter vom Hauſe. Dieſe ſplendide Ausübung des Gaſtrechtes machte die rauhen Krieger gar geſchmeidig, ſie ehrten das Haus, daß ſie ſo wohl nährte, und Wirth und Gäſte waren mit einander zufrieden. Unter dieſen Kriegsgöttern befand ſich mancher junge Held, der dem hinkenden Vulkan ſeine lüſterne Betthälfte hätte untreu machen können; einer aber verdunkelte ſie doch alle.

Ein junger Offizier, der ſchöne Fritz genannt, hatte das Anſehen eines behelmten Liebesgottes, er verband mit einer glücklichen Bildung ein ſehr einnehmendes Betragen, war ſanft, beſcheiden, gefällig, dabei aufgeweckten Geiſtes und ein flinker Tänzer. Noch nie hatte ein Mann auf Emiliens Herz Eindruck gemacht, nur dieſer erregte in ihrem jungfräulichen Buſen ein unbekanntes Gefühl, daß ihre Seele mit einem unnennbaren Wohlbehagen erfüllete. Das einzige, was ſie Wunder nahm, war, daß der reizende Adonis nicht der ſchöne Graf, oder der ſchöne Prinz, ſondern nur ſchlechtweg der ſchöne Fritz genennet wurde. Sie befragte gelegentlich bei näherer Bekanntſchaft einen und den andern ſeiner Kriegskameraden, um den Geſchlechtsnamen des jungen Mannes, und um ſeine Abkunft: aber niemand konnte ihr darüber einiges Licht ertheilen. Alle lobten den ſchönen Fritz, als einen wackern Mann, der den Dienſt verſtünde, und den liebenswürdigſten Charakter beſitze: mit ſeiner Ahnentafel ſchien's indeſſen nicht gar richtig zu ſeyn; es gab darüber ſo mancherlei Varianten als über die eigentliche Abkunft und den wahren Ehrenſtand des wohlbekannten und dennoch räthſelhaften Grafen von Caglioſtro, der bald für den Abkömmling eines Maltheſiſchen Großmeiſters, und mütterlicher Seite für den Neffen des Großherrn; bald für den Sohn eines neapolitaniſchen Kutſchers; bald für den leiblichen Bruder des Zannowichs, angeblichen Prinzen von Albanien. und ſeinem äußern Beruf nach, bald für einen Wunderthäter, bald für einen Perückenmacher ausgegeben wird. Darinne kamen alle Ausſagen überein, daß der ſchöne Fritz von der Pike an ſich bis zum Rittmeiſter herauf gedient habe, und wenn ihn das Glück ferner begünſtige, werde er ſich mit raſchem Fortſchritt zu dem glänzendſten Poſten bei der Armee aufſchwingen.

Die geheime Nachfrage der wißbegierigen Emilie blieb ihm unverborgen; ſeine Freunde glaubten ihm mit dieſer Nachricht zu ſchmeicheln, und begleiteten ſolche mit allerlei günſtigen Vermuthungen. Er deutete, aus Beſcheidenheit, ihr Vorgeben auf Schimpf und Scherz; im Herzen war's ihm gleichwohl lieb zu vernehmen, daß das Fräulein von ihm Erkundigungen eingezogen hatte. Denn gleich der erſte Anblick derſelben hatte ihn mit dem Entzücken überraſcht, welches der Vorläufer der Liebe zu ſeyn pfleget.

Kein Sprachidiom beſitzt ſolche Energie und iſt zugleich verſtändlicher und beſtimmter, als das Gefühl ſüßer Sympathieen, und durch deren Wirkung geht der Fortſchritt, von der erſten Bekanntſchaft bis zur Liebe, gemeiniglich ungleich ſchneller von ſtatten, als der von der Pike bis zur Scherpe. Es kam zwar nicht ſo eilig zu einer mündlichen Erklärung; aber beide Theile wußten ihre Geſinnungen einander mitzutheilen, ſie verſtunden einander; ihre Blicke begegneten ſich auf halbem Wege, und ſagten ſich, was die ſcheue Liebe zu entdecken wagt. Die fahrläſſige Mutter hatte, bei der Unruhe im Hauſe, die Wache vor dem Herzpförtlein der geliebten Tochter gerade zu unrechter Zeit eingezogen, und da dieſer wichtige Poſten unbeſetzt war, ſo erſah der liſtige Schleichhändler Amor ſeine Gelegenheit, ſich im Zwielichten unbemerkt hinein zu ſtehlen. Wie er ſich einmal in Poſſeß geſetzt hatte, gab er dem Fräulein ganz andere Lehren als Mama. Er, der abgeſagte Feind von aller Zeremonie, benahm gleich Anfangs ſeiner folgſamen Schülerin das Vorurtheil, Geburt und Rang müſſe bei der ſüßeſten der Leidenſchaften mit in Anſchlag kommen, und die Liebenden ließen ſich unter ein tabellariſches Verzeichniß bringen, und nach ſolchem klaſſifiziren, wie die Käferlein und das Gewürm einer lebloſen Inſektenſammlung. Der froſtige Ahnenſtolz ſchmolz ſo ſchnell in ihrer Seele, wie die bizarren Blumenranken an einer gefrornen Fenſterſcheibe, wenn die Strahlen der lieblichen Sonne die Atmoſphäre erwärmen. Emilie erließ ihrem Geliebten Stammbaum und Adelsbrief, und trieb ihre politiſche Ketzerei ſo weit, daß ſie die Meinung hegte, die wohlhergebrachten Vorrechte der Geburt wären, in Abſicht auf Liebe, das unleidlichſte Joch, welches ſich die menſchliche Freiheit habe aufbürden laſſen.

Der ſchöne Fritz betete das Fräulein an, und da er aus allen Umſtänden wahrnahm, daß ihn das Minneglück nicht minder als das Kriegsglück begünſtige, zögerte er nicht, bei erſter Gelegenheit, die ſich darbot, ihr ohne Scheu die Lage ſeines Herzens zu veroffenbaren. Sie nahm das Geſtändniß ſeiner Liebe mit Erröthen, aber nichts deſto weniger mit innigem Vergnügen an, und die trauten Seelen einigten ſich das wechſelſeitige Gelübde unverbrüchlicher Treue. Sie waren nun glücklich für den gegenwärtigen Augenblick und ſchauderten zurück vor dem zukünftigen. Die Wiederkehr des Lenzes rief die Heldenſchaar wieder unter's Zelt. Die Heere zogen ſich zuſammen, und der traurige Termin, wo die Liebenden von einander ſcheiden ſollten, ſtund nahe bevor. Nun kam's zu ernſtlichen Konſultationen, wie ſie den Bund der Liebe auf legale Art beſtätigen möchten, daß nichts als der Tod ſie wieder ſcheiden könnte. Das Fräulein hatte ihrem Verlobten die Geſinnungen der Mutter über den Punkt einer Vermählung geoffenbaret, und es war nicht zu vermuthen, daß die ſtolze Frau von ihrem Lieblingsſyſtem zu Gunſten einer Affektionsheirath nur ein Haar breit abweichen würde.

Hundert Anſchläge wurden gefaßt, ſolches zu untergraben, und alle wieder verworfen; es thaten ſich bei jedem unabſehliche Schwierigkeiten hervor, die an einem glücklichen Erfolg zweifeln ließen. Da indeſſen der junge Kriegsmann ſeine Geliebte entſchloſſen fand, jeden Weg, der zu Erreichung ihrer Wünſche führte, einzuſchlagen: ſo ſchlug er ihr eine Entführung vor; den ſicherſten Fund, den die Liebe erdacht hat, und der ihr ſchon unzähligmal gelungen iſt und noch oft gelingen wird, um den Eltern das Konzept zu verrücken und ihren ſtörriſchen Eigenſinn zu überwinden. Das Fräulein bedachte ſich ein wenig und willigte ein. Nun war eins noch zu bedenken, wie ſie aus dem wohlvermauerten und verbollwerkten Schloſſe entkommen werde, um ſich dem willkommenen Räuber in die Arme zu werfen? Denn ſie wußte wohl, daß die Wachſamkeit der Mutter, ſobald die Wallenſteiniſche Beſatzung würde ausmarſchiret ſeyn, wieder den vorigen Poſten beſetzen, jeden ihrer Schritte beobachten, und ſie nicht aus den Augen laſſen werde. Allein die erfindſame Liebe ſiegt über jede Schwierigkeit. Es war dem Fräulein bekannt, daß auf aller Seelen Tag im nächſten Herbſt die Zeit bevorſtünde, wo der alten Sage nach die geſpenſtiſche Nonne, nach Ablauf von ſieben Jahren, ſich im Schloſſe würde ſehen laſſen. Die Furcht aller Inwohner deſſelben vor dieſer Erſcheinung war ihr gleichfalls bewußt; daher gerieth ſie auf den dreiſten Einfall, diesmal die Rolle des Geſpenſtes zu übernehmen, eine Nonnenkleidung im Geheim für ſich in Bereitſchaft zu halten, und unter dieſem Incognito zu entfliehen.

Der ſchöne Fritz war entzückt über dieſe wohlausgedachte Erfindung und klopfte vor Freuden in die Hände. Ob es wohl zu Zeiten des dreißigjährigen Kriegs mit der Starkgeiſterei noch zu früh am Tage war, ſo war der junge Kriegsheld doch gnug

Philoſoph, die Exiſtenz der Geſpenſter zu bezweifeln, oder doch wenigſtens an ihren Ort zu ſtellen, ohne darüber zu grübeln. Nachdem alles verabredet war, ſchwang er ſich in den Sattel, befahl ſich dem Schutz der Liebe, und zog an der Spitze ſeines Geſchwaders davon. Der Feldzug lief für ihn glücklich ab, ob er gleich allen Gefahren trotzte: es ſchien, daß die Liebe ſeine Bitte erhört, und ihn unter ihre Protektion genommen hatte.

Unterdeſſen lebte Fräulein Emilie zwiſchen Furcht und Hoffnung; ſie zitterte für das Leben ihres getreuen Amadis und legte ſich fleißig auf Kundſchaft, wie es den Wintergäſten im Felde ergehe. Jedes Gerücht von einem Scharmützel ſetzte ſie in Schrecken und Bekümmerniß, welches die Mutter für einen Beweis ihres guten empfindſamen Herzens erklärte, ohne daraus Argwohn zu ſchöpfen. Der Kriegsmann verabſäumte nicht, ſeinem Liebchen von Zeit zu Zeit in geheimen Briefen, welche durch den Kanal einer getreuen Zofe an ſie gelangten, ſelbſt von ſeinen Schickſalen Nachricht zu ertheilen, und pflegte durch eben dieſen Weg wieder Botſchaft zu empfangen. So bald der Feldzug geendiget war, ſetzte er alles zu der vorhabenden geheimen Expedition in Bereitſchaft, kaufte vier Mohrenköpfe zu einem Poſtzug und eine Jagdchaiſe, ſahe fleißig in den Kalender, um den Tag, wo er ſich an dem verabredeten Orte, in einem Luſtwäldchen beim Schloſſe Lauenſtein einfinden ſollte, nicht zu verfehlen.

Am Tage Aller Seelen rüſtete ſich das Fräulein, unter dem Beiſtande der getreuen Zofe, ihren Plan auszuführen, ſchützte eine kleine Unpäßlichkeit vor, begab ſich zeitig auf ihr Zimmer, und verwandelte ſich daſelbſt in den niedlichſten Poltergeiſt, der jemals auf Erden geſpukt hat. Die weilenden Abendſtunden dehnten ſich, ihrer Rechnung nach, über die Gebühr; jeder Augenblick vermehrte das Verlangen, ihr Abenteuer zu beſtehen. Indeß beleuchtete die verſchwiegene Freundin der Liebenden, die blanke Luna, mit ihrem falben Schimmer das Schloß Lauenſtein, in welchem ſich das Geräuſch des geſchäftigen Tages nun allgemach in eine feierliche Stille verlor. Es war niemand mehr im Schloſſe wach als die Ausgeberin, welche in ſchweren Ziffern, noch bei ſpäter Nacht, an der Küchenrechnung kalkulirte; der Kapaunenſtopfer, der zum Frühſtück für den Hausherrn ein halb Schock Lerchen zu rupfen hatte; der Thürhüter, der zugleich das Amt eines Nachtwächters verſah und die Stunden abrief, und Hektor, der wachſame Hofhund, welcher den aufgehenden Mond mit ſeinem Gebell begrüßte.

Wie die Mitternachtsſtunde ertönte, begab ſich die dreiſte Emilie auf den Weg, ſie hatte ſich einen Hauptſchlüſſel zu verſchaffen gewußt, der alle Thüren ſchloß, ſchlich leiſe die Treppe hinunter durch den Kreuzgang, wo ſie in der Küche noch Licht erblickte. Deßhalb raſſelte ſie mit einem Schlüſſelbunde aus allen Kräften, warf alle Kaminthüren mit Getöſe zu, öffnete das Haus und das Pförtlein am Thor ohne Anſtoß: denn ſo bald die vier wachenden Hausgenoſſen im Schloſſe das ungewohnte Geräuſch vernahmen, wähnten ſie die Ankunft der toſenden Nonne. Der Hühnerrupfer fuhr vor Schrecken in einen Küchenſchrank, die Ausgeberin in's Bette, der Hund in's Häuslein, der Thürhüter zu ſeinem Weibe in's Stroh. Das Fräulein gelangte in's Freie, und eilte nach dem Wäldchen, wo ſie ſchon in der Ferne den Wagen mit flüchtigen Roſſen beſpannt zu erblicken wähnte, der ihrer wartete. Allein da ſie näher kam, war's nur ein trüglicher Schatten der Bäume. Sie glaubte, durch dieſen Irrthum irre geführt, den Ort der Zuſammenkunft verfehlt zu haben, durchkreuzte alle Gänge des Luſtwäldchens von einem Ende bis zum andern; allein ihr Ritter nebſt ſeiner Equipage war nirgends zu finden. Beſtürzt über dieſen Zufall, wußte ſie nicht was ſie davon denken ſollte. Bei einem gegebenen Rendevous nicht zu erſcheinen, iſt unter Liebenden ſchon ein ſchwer verpöntes Verbrechen; aber in dem gegenwärtigen Falle zu fehlen, war mehr als Hochverrath der Liebe. Die Sache war ihr unbegreiflich. Nachdem ſie bei einer Stunde lang vergeblich geharret hatte, und ihr das Herz vor Froſt und Angſt bebte und bangte, hub ſie an bitterlich zu weinen und zu wehklagen: ach der Treuloſe treibt frechen Spott mit mir, er liegt einer Buhlerin im Arm, der er ſich nicht entreißen kann, und hat meiner treuen Liebe vergeſſen. Dieſer Gedanke brachte ihr plötzlich die vergeſſene Ahnentafel wieder in's Gedächtniß; ſie war beſchämt, ſich ſo weit erniedriget zu haben, einen Mann ohne Namen und ohne edles Gefühl zu lieben. In dem Augenblicke, da der Taumel der Leidenſchaft ſie verließ, zog ſie die Vernunft zu Rathe, um den gethanen Fehlſchritt wieder gut zu machen, und dieſe treue Rathgeberin ſagte ihr, daß ſie wieder in das Schloß zurückkehren, und den Treubrüchigen vergeſſen ſollte. Das erſte that ſie unverzüglich, und gelangte zu großer Verwunderung der getreuen Zofe, der ſie alles entdeckte, ſicher und wohlbehalten wieder in ihr Schlafgemach. Den zweiten Punkt aber nahm ſie ſich vor, bei mehrerer Muße in nochmalige Ueberlegung zu ziehen.

Der Mann ohne Namen war indeſſen nicht ſo ſtrafbar, als die zürnende Emilie glaubte. Er hatte nicht verfehlet ſich pünktlich einzufinden. Sein Herz war voll Entzücken, und er harrete mit ungeduldiger Erwartung, die holde Liebesbeute in Empfang zu nehmen. Als die Mitternachtsſtunde herannahete, ſchlich er ſich nahe an's Schloß, und lauſchte, wenn das Pförtchen ſich aufthun würde.

Früher als er vermuthete, trat die geliebte Nonnengeſtalt daraus hervor. Er flog aus ſeinem Hinterhalte ihr entgegen, faßte ſie herzig in die Arme und ſprach: Ich habe dich, ich halte dich, nie laß ich dich: fein Liebchen du biſt mein, fein Liebchen ich bin dein, du mein, ich dein, mit Leib und Seele! Freudig trug er die reizende Bürde in den Wagen und raſch ging's fort über Stock und Stein, Berg auf, Thal ein. Die Roſſe braußten und ſchnoben, ſchüttelten die Mähnen, wurden wild und gehorchten nicht mehr dem Stangengebiß. Ein Rad fuhr ab, ein harter Stoß ſchnellete den Kutſcher weit in's Feld, und über einen jähen Abſturz rollte, wie eine Walze, Roß und Wagen, mit Mann und Maus in den tiefen Abgrund hin. Der zärtliche Held wußte nicht wie ihm geſchah, ſein Leib war gequetſcht, ſein Kopf zerſchellt, er verlor von dem harten Fall alle Beſonnenheit. Wie er wieder zu ſich kam, vermißte er die geliebte Reiſegeſellſchafterin. Er brachte den übrigen Theil der Nacht in dieſer unbehülflichen Lage zu, und wurde von einigen Landleuten, die ihn am Morgen fanden, in das nächſte Dorf gebracht.

Schiff und Geſchirr waren verloren, die vier Mohrenköpfe hatten ſich den Hals abgeſtürzt; doch dieſer Verluſt kümmerte ihn wenig. Er war nur über das Schickſal ſeiner Emilie in der äußerſten Unruhe, ſchickte Leute auf alle Heerſtraßen, ſie auszukundſchaften; aber es war nichts von ihr in Erfahrung zu bringen. Die Mitternachtsſtunde ſetzte ihn erſt aus der Verlegenheit. Wie die Glocke zwölfe ſchlug, öffnete ſich die Thüre, die verlorne Reiſegefährtin trat herein; doch nicht in Geſtalt der reizenden Emilie, ſondern der geſpenſtiſchen Nonne, als ein ſcheußliches Geripp. Der ſchöne Fritz wurde mit Entſetzen gewahr, daß er ſich ſchlimm vergriffen hatte, ſchwitzte Todesſchweiß, hob an ſich zu kreuzen und zu ſegnen, und alle Stoßgebetlein zu intoniren, die ihm in der Angſt einfielen. Die Nonne kehrte ſich wenig daran, trat zu ihm an's Bette, ſtreichelte ihm mit eiskalter dürrer Hand die glühenden Wangen und ſprach: Friedel, Friedel ſchick dich drein, ich bin dein, du biſt mein, mit Leib und Seele. Sie quälte ihn wohl eine Seigerſtunde lang mit ihrer Gegenwart, worauf ſie wieder verſchwand. Dieſes platoniſche Minneſpiel trieb ſie forthin jede Nacht und folgte ihm bis in's Eichsfeld, wo er im Quartier lag.

Auch hier hatte er weder Ruh noch Raſt vor der geſpenſtiſchen Liebſchaft, grämte und härmte ſich, und verlor allen Muth, alſo, daß ihm der große und kleine Stab des Regiments ſeine tiefe Melancholei abmerkte, und alle biedere Kriegsleute groß Mitleid mit ihm trugen. Es war ihnen allen ein Räthſel, was der wackere Kompan für ein Anliegen habe, denn er ſcheute ſich, das unglückliche

Geheimniß ruchbar werden zu laſſen. Der ſchöne Fritz aber hatte einen Vertrauten unter ſeiner Kameradſchaft, einen alten Wachtmeiſter-Lieutenant, der im Rufe war, daß er ſey ein Meiſter in allen Schröpferskünſten; er beſaß, ſagte das Gerücht, das verlorne Kunſtgeheimniß ſich feſte zu machen, konnte Geiſter citiren, und hatte jeden Tag einen Freiſchuß. Dieſer erfahrne Kriegsmann drang mit liebreichem Ungeſtüm in ſeinen Freund, ihm den heimlichen Kummer zu veroffenbaren, der ihn drückte. Der gequälte Märtyrer der Liebe, der des Lebens ſatt und müde war, konnte ſich nicht entbrechen, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, endlich auszubeichten. Bruder, iſt's nicht mehr als das? ſprach der Geiſterbanner lächelnd, dieſer Marter ſollſt du bald enthoben ſeyn, folge mir in mein Quartier! Es wurden viel geheimnißvolle Zubereitungen gemacht, viel Kreiſe und Charaktere auf die Erde gezeichnet, und auf des Meiſters Ruf erſchien in einem dunklen Gemach, das nur der trübe Schimmer einer magiſchen Lampe erhellete, der mitternächtliche Geiſt diesmal in der Mittagsſtunde, wo ihm ſein getriebner Unfug hart verwieſen und eine hohle Bachweide in einem einſamen Thale zum Aufenthalte eingeräumt wurde, mit dem Bedeuten, ſich von Stund an in dieſem Pathmus zu verfügen.

Der Geiſt verſchwand; jedoch in dem nämlichen Augenblick erhob ſich ein Sturm- und Wirbelwind, daß die ganze Stadt darüber in Bewegung kam. Es iſt aber ein alter frommer Brauch daſelbſt, wenn ein großer Wind wehet, daß zwölf deputirte Bürger aufſitzen, flugs in feierlicher Kavalkade durch die Straßen ziehen, und ein Bußlied zu Pferde anſtimmen, den Wind wegzuſingen *). Sobald die zwölf geſtiefelten und wohlberittenen Apoſtel ausgeſendet waren, den Orkan zu ſchweigen, verſtummte ſeine heulende Stimme, und der Geiſt ließ ſich nimmer wieder ſehen.

Der wackere Kriegsmann merkte wohl, daß es mit dieſem teufliſchen Affenſpiel auf ſeine arme Seele gemeint geweſen ſey, und war herzlich froh, daß ihn der Plagegeiſt verlaſſen hatte. Er zog wieder rüſtig mit dem gefürchteten Wallenſtein zu Feld, in's ferne Pommerland, wo er, ohne Kundſchaft von der reizenden Emilie, drei Feldzüge that, und ſich ſo wohl verhielt, daß er beim Rückzug nach Böhmen ein Regiment anführte. Er nahm ſeinen Weg durch's Vogtland, und wie er das Schloß Lauenſtein in der Fern erblickte, klopfte ihm das Herz vor Unruh und Zweifelmuth, ob ihm ſein Liebchen auch treu geblieben wäre. Er meldete ſich als ein altzugethaner Freund vom Hauſe an, ohne ſich näher

---

*) Dieſe Windkavalkade dauert noch in der beſagten Stadt bis auf dieſen Tag.

zu erkennen zu geben, und Thor und Thür wurden ihm, nach Gaſtrechtsbrauch, bald aufgethan. Ach! wie erſchrak Emilie, als ihr vermeinter Ungetreuer, der ſchöne Fritz, in's Zimmer trat! Freude und Zorn beſtürmten ihre ſanfte Seele, ſie konnte ſich nicht entſchließen, ihn eines freundlichen Anblicks zu würdigen; und doch koſtete ihr dieſer Bund mit ihren ſchönen Augen große Ueberwindung. Sie war drei Jahre lang und drüber fleißig mit ſich zu Rathe gegangen, ob ſie den namenloſen Liebhaber, welchen ſie für treubrüchig hielt, vergeſſen wollte oder nicht, und eben darum hatte ſie ihn keinen Augenblick aus den Gedanken verloren. Sein Bild umſchwebte ſie ſtets, und beſonders ſchien der Traumgott ſein großer Patron zu ſeyn: denn die unzähligen Träume des Fräuleins von ihm, ſeit ſeiner Abweſenheit, ſchienen recht darauf angelegt, ihn zu entſchuldigen oder zu vertheidigen.

Der ſtattliche Oberſte, deſſen ehrwürdige Beſtallung die ſtrenge Aufſicht der Mutter etwas milderte, fand bald Gelegenheit, den ſcheinbaren Kaltſinn der geliebten Emilie unter vier Augen zu prüfen. Er offenbarte ihr das ſchaudervolle Abenteuer der Entführung, und ſie geſtand ihm mit aller Offenherzigkeit den peinlichen Verdacht, daß er den Eid der Treue gebrochen habe. Beide Liebende vereinigten ſich, ihr Geheimniß etwas zu erweitern, und Mama mit in den engen Zirkel ihrer Vertraulichkeit einzuſchließen.

Die gute Dame wurde eben ſo ſehr durch die Eröffnung der geheimen Herzensangelegenheit der ſchlauen Emilie überraſcht, als durch die Mittheilung der Species Facti von der Entführung in Erſtaunen geſetzt. Sie fand es billig, daß die Liebe eine ſo harte Prüfung belohne, nur war ihr der Mann ohne Namen anſtößig. Als aber das Fräulein ſie belehrte, daß es ungleich vernünftiger ſey, einen Mann ohne Namen, als einen Namen ohne Mann zu heirathen, ſo wußte ſie gegen dieſes Argument nichts einzuwenden. Sie ertheilte, weil eben kein Graf in ihrem Hinterhalte lag, und es mit den geheimen Tractaten unter den Kontrahenten ſchon ziemlich zur Reife gediehen zu ſeyn ſchien, ihre mütterliche Einwilligung. Der ſchöne Fritz umarmte die reizende Braut, und vollzog ſeine Vermählung glücklich und ruhig, ohne daß ihm die geſpenſtiſche Nonne Einſpruch that.

Halle,
Gebauer-Schwetſchkeſche
Buchdruckerei.

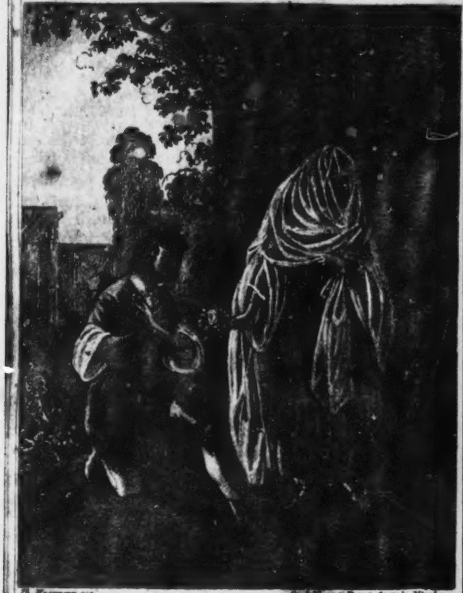
Muſäus

Volksmährchen der Deutſchen.

Neue Ausgabe in 6 Bändchen.

Sechstes Bändchen.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK



Th. Hosemann gez. Carl Mayer's Kunst-Anstalt Nürnberg.

MESLSCHSALA.

J. A. Muſäus
Volksmährchen
der Deutſchen.

Mit einem Vorwort
von
Friedrich Jacobs.

Sechstes Bändchen.

Neue Auflage.

Halle,
Verlag von Ed. Heynemann.
1840.

Inhalt.

Ulrich mit dem Buhel.

Melechſala.

Ulrich mit dem Bühel.

Nahe beim Fichtelberge, an der böhmiſchen Grenze, lebte zu Kaiſer Heinrich des Vierten Zeiten ein wackerer Kriegsmann, mit Namen Egger Genebald, auf ſeinem Lehn, das ihm für den wälſchen Heereszug zu Theil ward. Er hatte im Dienſt des Kaiſers viel Städte und Flecken geplündert, und großes Gut erbeutet, davon er drei Raubſchlöſſer erbauete, in einem düſtern Walde: Klauſenburg auf der Höhe, Gottendorf im Thal und Salenſtein am Fluſſe. In dieſen Schlöſſern zog er mit vielen Reiſigen und Knechten aus und ein, mochte ſich des Raubens und Plünderns nicht entwöhnen, und übte das Fauſt- und Kolbenrecht, wo er konnte. Oft überfiel er mit ſeinen Gewappneten aus einem

Hinterhalte die Kaufleute und Reiſenden, Chriſten oder Juden, das galt ihm gleich, wenn er ihrer nur mächtig zu werden vermeinte; oft brach er eine lüderliche Urſache vom Zaun, ſeine Nachbarn zu befehden. Ob es ihm gleich vergönnt war, in den Armen einer liebenswürdigen Gattin zu raſten, um nach dem Ungemach des Krieges das Glück der Liebe zu ſchmecken: ſo hielt er doch die Ruhe für Weichlichkeit; denn nach der Denkungsart ſeines ehernen Zeitalters waren Schwert und Speer in der Hand des deutſchen Adels, was Spaten und Senſe in der Hand des friedlichen Landmannes ſind, die Werkzeuge eines ehrlichen Gewerbes. Und traun! der Ritter nährte ſich ſeines anmaßlichen Berufs unverdroſſen.

Da er aber mit dieſem Unfug allen ſeinen Grenznachbarn Ueberlaſt machte, und keiner ſein Eigenthum vor ihm ſichern konnte, beſchloſſen ſie einen Rath über ihn, und verſchworen ſich, Gut und Blut dran zu ſetzen, den räuberiſchen Weih aus dem Neſte zu vertreiben, und ſeine Veſten zu zerſtören. Sie ſandten ihm einen Fehde- und Abſagebrief, rüſteten ihre Mannſchaft und belagerten, auf Einen Tag, ſeine drei Schlöſſer, da er im freien Felde gegen die Verbündeten nicht beſtehen konnte. Hugo von Kotzau zog mit ſeinem Volk vor Klauſenburg auf der Höhe; der Ritter Rudolph von Rabenſtein lagerte ſich vor Gottendorf im Thal, und Ulrich

Spareck, der Tummler genannt, legte ſich mit ſeinen Bogenſchützen vor Salenſtein am Fluſſe.

Als Egger Genebald von allen Seiten ſich beängſtiget ſahe, und hart bedränget wurde, faßte er den Anſchlag, mit dem Schwerte ſich freie Bahn durch die feindlichen Haufen zu machen, und in's Gebirge zu fliehen. Er ſammelte ſein Volk um ſich her, und nachdem er die Kriegsleute angemahnet hatte, ſich hurtig zu halten, um entweder zu ſiegen oder zu ſterben, ſetzte er ſeine Gemahlin, die der Entbindung nahe war, auf ein wohlzugerittenes Roß, und beſtellte einen ſeiner Leibdiener zu ihrer Aufwartung. Ehe aber noch die Zugbrücke niedergelaſſen und das eherne Thor aufgethan wurde, rief er ihn beiſeits und ſprach: Hüte meines Weibes im Nachzug als deines Augapfels, ſo lange mein Panier wehet und der Federbuſch auf meinem Helm emporſtehet; ſofern ich aber erliege im Streit, ſo wende dich nach dem Walde, und verbirg ſie daſelbſt in der Felſenkluft, die dir wohl bekannt iſt. Dort erwürge ſie in der Nacht mit dem Schwert, daß ſie nicht weiß, wie ihr geſchieht. All mein Gedächtniß ſoll vertilget werden auf Erden, daß mein ehelich Gemahl oder die Frucht ihres Leibes nicht der Spott meiner Feinde werde. Nachdem er das geſagt hatte, that er einen muthigen Ausfall aus dem Schloſſe, alſo, daß die Feinde in groß Schrecken geriethen, und ſich ſchon nach der Flucht umſahen.

Da ſie aber das geringe Häuflein gewahr wurden, das ſich ermächtigte, gegen ein ganzes Heer zu ſtreiten, ſchöpften ſie friſchen Muth, ſtritten als männliche Helden, umringten die feindliche Schaar, erſchlugen den Ritter ſammt ſeinen Knechten, daß nicht einer davon kam, außer dem Leibdiener, der im Getümmel des Kampfes die edle Frau davon führte, und ſie in die Waldhöhle verbarg.

Als ſie hineintrat, benahm ihr Kummer und Angſt den Odem, daß ſie ohnmächtig wurde, und ſichtlich dahin ſtarb. Da gedachte der Diener an das Wort ſeines Herrn, wollte ſchon das Schwert zücken, und ſeiner holden Gebieterin das Herz damit durchbohren. Doch jammerte ihn des ſchönen Weibes, und ſein Herz wurde in heißer Liebe gegen ſie entzündet. Wie ſie wieder zur Beſonnenheit kam, beweinte ſie mit einem Strom von Zähren ihr Unglück und den Tod ihres Gemahls, rang die Hände und wimmerte laut. Da trat der Verſucher zu ihr und ſprach: Edle Frau, ſo ihr wüßtet, was euer Gemahl über euch beſchloſſen hat, ſo würdet ihr euch nicht ſo traurig gebehrden. Er that mir Befehl, euch in dieſer Höhle zu ermorden, aber eure ſchönen Augen haben mir verwehret, ihm zu gehorchen. So ihr mich nun hören wollt, weiß ich guten Rath für mich und euch. Vergeſſet, daß ihr meine Gebieterin waret: das Geſchick hat uns jetzt gleich gemacht. Ziehet mit mir gen Bamberg in meine Heimath, dort will ich euch zu meiner Hausfrau nehmen, euch ehrlich halten, und auch des Kindleins, das ihr unterm Herzen traget, als des meinen pflegen. Entſaget dem Stande, worin ihr geboren waret: Hab und Gut iſt dahin; die Feinde eures Herrn würden nur ſtolzen Spott mit euch treiben, ſo ihr in ihre Hände fielet, und was wolltet ihr, als eine verlaßne troſtloſe Wittwe, ohne mich beginnen?

Der edlen Frau ſtieg das Haar zu Berge, und ein Todtenſchauer lief ihr längs dem Rücken herab, über dem, was ſie zu hören bekam. Sie entſetzte ſich eben ſo ſehr über den grauſamen Befehl ihres Gemahls, als über die Vermeſſenheit des Dieners, der ſich erfrechte, ihr ſeine unwürdige Liebe zu erklären. Gleichwohl ſtand ihr Leben jetzt in der Hand eines Knechtes, der ſeines Herrn Willen that und ſeiner Pflicht Genüge zu leiſten vermeinte, wenn er ſie deſſen beraubte. Sie wußte keinen andern Rath, als ihren Schergen und deklarirten Liebhaber bei Gutem zu erhalten. Darum that ſie ſich Gewalt an, eine verſchämte falſchfreundliche Miene anzunehmen, und ſprach: Loſer Schalk, haſt du mir das Geheimniß meines Herzens aus den Augen geleſen, daß du weißt, nach welchem Buhlen es verlangte? — Ach! du weckſt den Funken zur lodernden Flamme auf, der unter der Aſche meines zerſtörten Glücks für dich glimmt! — Aber laß mich jetzt im Winkel meinem erſchlagenen Gemahl ein Thränlein weinen, morgen alles Unglücks vergeſſen und mein Schickſal mit dir theilen.

Der verliebte Diener, der ſich eines ſo leichten Siegs bei der ſchönen Frau nicht verſehen hatte, war vor Freuden außer ſich, da er hörte, daß ſie ihm mit heimlicher Liebe bereits zugethan ſey; er umfaßte ihre Kniee, ſich der großen Gunſt zu bedanken, und überließ ſie ungeſtört ihrer ſtillen Traurigkeit. Er bereitete ihr ein Lager von Moos, und legte ſich zu ihrer Hut queer vor den Eingang der Höhle. Der ſchönen Wittwe kam kein Schlaf in die Augen, wiewohl ſie ſich ſtellte, als ob ſie ſanft ſchlummere. Sobald ſie den frechen Wicht ſchnarchen hörte, ſprang ſie hurtig von dem Lager auf, zog gemachſam ſein Schwert aus der Scheide, und ſchnitt ihm flugs damit die Gurgel und zugleich den ſchönſten Traum ſeines Lebens entzwei. Er hatte kaum zu ihren Füßen die Seele ausgezappelt, ſo ſchritt ſie hurtig über den Leichnam aus der Höhle, und irrete durch den düſtern Wald, ohne zu wiſſen, wo ſie der Zufall hinführen würde. Sie vermied ſorgfältig das freie Feld, und wenn ſich etwas regte, oder wenn ſie in der Ferne Menſchen erblickte, verbarg ſie ſich tief in's Gebüſche.

Drei Tage und drei Nächte war ſie alſo in großer Betrübniß herum geirret, ohne etwas anders zur Erquickung zu genießen als einige Walderdbeeren, und war ſehr ermattet. Ach! da vermerkte ſie, daß die Zeit herannahe, daß ſie gebären ſollte. Sie ſetzte ſich unter einen Baum, fing bitterlich an zu weinen, und über ihren Zuſtand laut zu wehklagen. Da ſtand unverſehens ein altes Mütterlein vor ihr, als ob ſie aus der Erde herausgewachſen wäre, die that ihren Mund auf und fragte: Edle Frau, was weinet ihr, und womit iſt euch zu helfen? Die Bekümmerte empfand großen Troſt, daß ſie eine menſchliche Stimme vernahm. Als ſie aber aufſchauete, und ein häßliches altes Weib mit zitterndem Haupte, auf einen hainbüchenen Stab gelehnt, neben ſich erblickte, die ſelbſt Hülfe zu bedürfen ſchien, und unter ihren rothen Augen ein lederfarbenes Wackelkinn ihr entgegen ſtreckte, mißbehagte ihr der Anblick ſo ſehr, daß ſie das Angeſicht von ihr wandte, und muthlos antwortete: Mutter, was begehreſt du mein Leiden zu erfahren, es ſtehet doch nicht in deiner Macht, mir Hülfe zu leiſten. Wer weiß, verſetzte die Alte, ob ich euch nicht helfen kann, offenbaret mit nur euren Kummer. Du ſieheſt, ſprach die Wittwe, wie es mit mir iſt, die Zeit meiner Entbindung nahet heran, und ich irre in dieſem wilden Gebirge einſam und verlaſſen. Wenn dem alſo iſt, erwiederte die Alte, ſo findet ihr bei mir freilich ſchlechten Troſt: ich bin eine Jungfrau meines Zeugniſſes, weiß um die Nothdurft kreiſender Weiber keinen Beſcheid, habe mich nie darum gekümmert, wie der Menſch in die Welt eingeht, ſondern nur, wie ich mit Ehren herausgehen mag. Folget mir indeß in mein Haus, daß ich euer pflege ſo viel ich kann.

Die hülfloſe Frau nahm den guten Willen für die That an, und gelangte, unter dem Geleite der Oberälteſten ihrer jungfräulichen Zeitgenoſſenſchaft, in einer dürftigen Hütte an, wo ſie etwas weniger Bequemlichkeit fand, als unter freiem Himmel. Doch genaß ſie, unter dem Beiſtande der Sibylle, glücklich eines Töchterleins, welches die Mutter ſelbſt nothtaufte, und es der keuſchen Wirthin zu Ehren Lukrezia nannte. Ungeachtet dieſer Höflichkeit, mußte die Wöchnerin doch mit ſo frugaler Koſt vorlieb nehmen, daß die ſtrenge Diät, welche eigenſinnige Aerzte den Kindbetterinnen zu verordnen pflegen, ſardanapaliſche Mahlzeiten dagegen genennet zu werden verdienet hätten. Sie lebte blos von Kräuterſuppen, die ohne Salz und Schmalz gekocht waren, und dabei wurde ihr von dem zähen Mütterlein das ſchwarze Brod ſo kümmerlich zugeſchnitten, als wenn's Marzipan geweſen wäre. Dieſer Faſtenſpeiſen wurde die Wöchnerin, die ſich wohlauf befand, und nachdem die Milchſchauer vorüber waren, große Eßluſt verſpürte, bald überdrüßig; ſie ſehnte ſich nach einem nahrhaften Fleiſchgericht, oder wenigſtens nach einem Eierkuchen, und der letzte Wunſch ſchien ihr nicht unerreichbar: denn ſie hörte jeden

Tag in der Morgenſtunde eine Henne gackern, die ihr friſch gelegtes Ey laut recenſirte.

Die erſten neun Tage unterwarf ſie ſich jedoch der magern Koſt ihrer Pflegerin ſtandhaft; nachher gab ſie ihr aber das Verlangen nach einer kräftigen Hühnerbrühe nicht undeutlich zu verſtehen, und da die Alte wenig darauf achtete, erklärte ſie ſich mit deutlichen Worten. Gutes Weib, ſprach ſie, deine Suppen ſind ſo rauh und ſtreng, und das Brod ſo hart, daß mir der Gaumen davon wund iſt. Bereite mir ein Süpplein, das glatt eingehe und wohl gefettet ſey, ich will dir's lohnen. Es ſchreiet ein Huhn in deinem Hauſe, das ſchlachte und richte mir's zu, daß ich durch eine gute Mahlzeit neue Kräfte zum Abzug mit meinem Kindlein gewinne. Siehe, dieſe Perlenſchnur, die ich um den Hals trage, will ich dafür mit dir theilen, wenn ich weiter ziehe. Edle Frau, antwortete die zahnloſe Wirthſchafterin, es ſtehet euch nicht zu, meine Küche zu meiſtern, das verträgt keine Hausfrau von einer Fremden. Ich weiß wohl eine Suppe zu kochen, und ſie niedlich und ſchmackhaft zu bereiten; hab' auch, wie mich bedünken will, die Kochkunſt länger getrieben, als ihr. Meine Suppen ſind ohne Tadel, und ſchlagen auf die Milch, was verlangt ihr mehr? Von meinem Hühnlein ſollt ihr nichts ſchmecken, das iſt meine Geſpielin und Hausgenoſſin in dieſer Einöde, ſchläft mit mir in der Kammer und iſt mit mir aus der Schüſſel. Behaltet eure Perlenſchnur, ich begehre keinen Theil daran, oder Lohn und Gewinn für eure Pflege. Die Kindbetterin ſahe wohl, daß ihre Wirthin Küchenkritiken nicht liebte, ſie ſchwieg und aß, um ſie wieder zufrieden zu ſtellen, über Vermögen von der Kräuterſuppe, die ihr dieſe eben auftrug.

Des folgenden Tages nahm die Alte einen Handkorb an den Arm, und den hainbüchenen Stab in die Hand, und ſprach: das Brod iſt aufgezehrt bis auf dies Ränftlein, das ich mit euch theile, ich gehe zum Becker, neuen Vorrath zu kaufen. Wahret indeß das Haus, pfleget meines Hühnleins, und hütet euch, es abzuſchlachten. Die Eyer ſind euch vergönnt, wenn ihr ſie ſuchen wollt, es pflegt ſie gern zu vertragen. Harret meiner Wiederkehr ſieben Tage; das nächſte Dorf liegt nur eines Feldweges von hier, für mich ſind's aber drei Tagereiſen. Wenn ich in ſieben Tagen nicht wieder komme, ſo ſehet ihr mich nimmer. Mit dieſen Worten trippelte ſie fort, doch bei ihrem Schneckengange war ſie in der Mittagsſtunde noch keinen Bogenſchuß von der Hütte, und in der Abenddämmerung verlor ihre nachſchauende Koſtgängerin ſie erſt aus den Augen.

Jetzt führte dieſe das Küchenregiment, und ſpähete fleißig nach einem Ey von dem Leghuhn;

ſie durchſuchte alle Winkel des Hauſes, auch alle Gebüſche und Hecken rings umher, das trieb ſie ſo ſieben Tage lang, ohne eins zu finden. Sie harrete hierauf einen Tag und noch einen auf die Alte; da dieſe aber nicht zum Vorſchein kam, verzieh ſie ſich ihrer Wiederkehr. Die Lebensmittel waren aufgezehrt; darum ſetzte ſie den dritten Tag zum peremtoriſchen Termin, wo ſie, im Nichterſcheinungsfalle der Alten, ſich ihrer liegenden und fahrenden Habe, als eines verlaßnen Gutes, anzumaßen vornahm. An dem Huhn, das die Eyer vertrug, ſollte das Eigenthumsrecht vorerſt ausgeübt werden, welches ohne Gnade zum Topfe verurtheilt war. Die neue Beſitznehmerin hatte es ſchon vorläufig in engen Gewahrſam gebracht, und unter einen Korb geſperrt. Am frühen Morgen des folgenden Tages ſchärfte ſie ein Meſſer, das Huhn damit zu ſchlachten, denn es ſollte zur Valetmahlzeit dienen, und ſetzte Waſſer zum Kochen auf den Heerd. Indem ſie mit dieſen Küchenanſtalten geſchäftig war verkündigte das eingeſperrte Huhn mit großem Geſchrei ein friſchgelegtes Ey, welches als ein Zuwachs der Verlaſſenſchaft der Erbnehmerin ſehr willkommen war. Sie gedachte dadurch ein Frühſtück ebendrein zu erhalten, ging alsbald es zu holen, und fand es unter dem Korbe. Ihr Appetit war ſo lebhaft, daß ſie das Abſchlachten verſparte, bis ſie das Ey verzehrt haben würde. Sie ſott es hart; aber da ſie es aus dem Topfe nahm, war es ſchwer wie Blei, und nachdem ſie die Schaale geöffnet hatte, fand ſie nichts Eßbares darin, ſondern zu ihrer großen Verwunderung war die Dotter von gediegenem Golde.

Vor Freuden über dieſen Fund war ihr alle Eßluſt verſchwunden, ihre einzige Sorge ging nun dahin, das wunderbare Huhn zu füttern, es zu liebkoſen, und an ſich zu gewöhnen. Sie dankte es dem Glücke, daß ſie die herrliche Eigenſchaft deſſelben noch zu rechter Zeit entdeckt hatte, ehe der Kochtopf die köſtliche Everfabrik zerſtörte. Das alchymiſche Huhn brachte ihr auch eine ganz andere Meinung von dem alten Mütterlein bei, als ſie vorher von ihr geheget hatte. Bei der erſten Bekanntſchaft nahm ſie das Weib für eine abgelebte Bäuerin, und als ſie ihre ungeſalzenen Kräuterſuppen verſucht hatte, hielt ſie dieſelbe für eine Bettlerin. Nach der gemachten Entdeckung aber war ſie ungewiß, ob ſie eine wohlthätige Fee, die aus Mitleid ihr ein reichliches Almoſen verliehen, oder eine Zauberin, die ſie durch Blendwerk äffte, aus ihr machen ſollte. So viel ergab ſich aus allen Umſtänden, daß etwas Uebernatürliches hier mit im Spiele war; daher gebot die Klugheit der bedachtſamen Frau, bei ihrem Abzuge aus der Wildniß des Fichtelbergs nicht ſo raſch zu Werke zu gehen, ſondern ihr Vorhaben reiflich zu überlegen, um eine unſichtbare

Macht, die ihr wohl zu wollen ſchien, nicht zu erzürnen. Sie war lange unſchlüſſig; ob ſie ſich das wunderſame Huhn zueignen und mit ſich nehmen, oder ſolchem die Freiheit wieder ſchenken ſollte. Die Eyer hatte ihr die Alte zugeſtanden, und in drei Tagen war ſie die Beſitzerin von drei goldnen Eyern; aber was das Leghuhn betraf, war ſie zweifelhaft, ob ſie einen Diebſtahl begehen würde, wenn ſie es mit davon nähme, oder ob ſie es als eine ſtillſchweigende Schenkung anſehen ſollte. Eigennutz und Bedenklichkeit erhoben einen ungleichen Wettſtreit gegen einander, worin, wie gewöhnlich, der erſte die Oberhand behielt. Alſo blieb es bei der Adjudikation des Nachlaſſes der Alten; die reiſefertige Dame ſetzte das Huhn in eine Hühnerſteige, band ihr Kindlein in ein Tuch, nach Zigeuner-Brauch, auf den Rücken, und ſo verließ das Kleeblatt der Einwohner das kleine einſame Haus in der Wüſte, in welchem nun, außer einem Heimchen, das darin zirpte, kein Hauch des Lebens mehr übrig war.

Die ſorgſame Emigrantin nahm ihren Weg gerade nach dem Walddorfe zu, wohin die Alte zu gehen vorgegeben hatte, und war alle Augenblicke einer Erſcheinung von ihr gewärtig, um das Huhn zurück zu fordern. Kaum war ſie eine Stunde gegangen, ſo kam ſie auf einen gebahnten Weg, der gerade in das Dorf führte. Die Neugierde trieb ſie, im Backhauſe nach dem alten Mütterlein Nachfrage zu halten, welches hier zuweilen Brod einzukaufen pflege. Allein niemand wollte etwas von ihr wiſſen, oder ſie jemals geſehen haben. Das bewog ihre Hausgenoſſin, etwas von dem Aufenthalte in der Einſiedelei der Alten zu erzählen. Die Bäuerinnen verwunderten ſich höchlich über dieſe Begebenheit; keine wußte von dem Hauſe im Gebirge, und nur ein wohlbetagtes Weib erinnerte ſich, von ihrer Großmutter gehört zu haben, daß eine Waldfrau im Gebirge hauſe, die ſich alle hundert Jahre einmal ſehen laſſe, um ein gutes Werk auszuüben, und dann wieder verſchwinde. Dadurch wurde der edlen Frau das Räthſel ziemlich gelöſet; ſie zweifelte nicht, daß ſie gerade den glücklichen Zeitpunkt getroffen habe, wo der unbekannten Bewohnerin des Fichtelberges vergönnt geweſen ſey, ihre wohlthätige Hand gegen ſie aufzuthun. Sie hielt das Huhn, welches fortfuhr jeden Tag ein goldenes Ey zu legen, nun zwiefacher Ehren werth, nicht allein um des reichen Gewinnes willen, welchen es ihr einbrachte, ſondern vornehmlich als ein gutes Andenken an ihre treue Pflegerin in dem hülfloſen Zuſtande, worin ſie ſich befunden hatte, und ſie bedauerte nur, daß ſie mit der alten Mutter nicht nähere Bekanntſchaft gemacht hatte. Dadurch hätte ſich die edle Frau allerdings um die wißbegierige Nachwelt ein unſterbliches Verdienſt erwerben können. Wenn ſie ihre Wirthin ausgeforſcht, und von ihrer Natur und Beſchaffenheit genaue Kundſchaft eingezogen hätte, ſo wüßten wir zu ſagen, ob ſie eine Nonne, oder eine Elfe, eine verwünſchte Prinzeſſin, eine weiße Frau, oder eine Zauberin und Zunftgenoſſin der Circe und der Hexe zu Endor geweſen ſey.

Ihre Gaſtfreundin heuerte in dem Walddorfe einen Wagen mit Ochſen beſpannt *) und fuhr damit nach Bamberg, wo ſie nebſt dem zarten Fräulein, dem Hühnlein und einer Mandel Eyer, wohlbehalten anlangte und ſich daſelbſt häuslich niederließ. Anfangs lebte ſie daſelbſt ſehr eingezogen, und ließ ihr einziges Geſchäfte die Erziehung ihres Töchterleins, und die Pflege des wunderſamen Leghuhns ſeyn. Als ſich aber mit der Zeit der Eyerſegen mehrte, kaufte ſie viel Ländereien und Weinberge, auch Landgüter und Schlöſſer, und lebte als eine reiche Frau von ihren Renten, that den Armen

---

*) Die Ochſenfuhren waren in Deutſchland (ſo wie ehemals im alten Griechenlande) vor Zeiten nichts ungewöhnliches, ſelbſt Fürſten bedienten ſich ihrer. Als Kaiſer Maximilian der erſte einſtmals durch Franken zog, wurden auf einer Station, anſtatt der Pferde, vier Joch Ochſen vor ſeinen Wagen geſpannt, welches er ſich gefallen ließ, und ſcherzweiſe zu ſeinen Hofdienern ſagte: Seht, da fährt das römiſche Reich mit Ochſen um.

Gutes, und bedachte die Klöſter; wodurch der Ruf ihrer Frömmigkeit und ihres großen Vermögens ſich ſo ausbreitete, daß ſie die Aufmerkſamkeit des Biſchofs auf ſich zog, der ihr wohlwollte, und ihr viel Achtung und Freundſchaft bewies. Fräulein Lukrezia wuchs heran, und wurde wegen ihrer Sittſamkeit und Schönheit von Cleriſei und Laien bewundert, und den geiſtlichen Herren dienten ihre Reize nicht minder zur angenehmen Augenweide als den fleiſchlichen*)

Um dieſe Zeit berief der Kaiſer einen Reichstag nach Bamberg**). Durch ſo viele Hofhaltungen der Prälaten und Fürſten wurde die Stadt alſo eingeengt, daß die Mutter nebſt ihrer Tochter, um dem Getümmel auszuweichen, auf eins ihrer Landhäuſer ſich begab. Der wohlwollende Biſchof aber machte bei Gelegenheit der Kaiſerin von dem Fräulein eine ſo vortheilhafte Schilderung, daß ſie Verlangen trug, dieſe junge Schönheit an Hof unter ihr Frauen-Zimmer aufzunehmen. Kaiſer Heinrichs Hofhaltung ſtand nicht in dem Geruch, daß ſie eine Schule ſtrenger Zucht und Tugend ſey *), daher ſträubte ſich die ſorgſame Mutter gegen dieſes Vorhaben, ſo viel ſie konnte, nnd bedankte ſich dieſer der Tochter zugedachten Ehre. Die Kaiſerin beſtand gleichwohl auf ihrem Sinn, und des Biſchofs Anſehen vermochte ſo viel über die bedenkliche Frau, daß ſie endlich einwilligte. Die keuſche Lukrezia erſchien bei Hofe, und wurde als eine üppige Hofdame aufgeſchmückt, bekam das Nadelkäſtlein der Kaiſerin in Verwahrung, und trug, nebſt andern Jungfrauen von edler Geburt, ihr an Hoffeſten die Schleppe nach. Aller Augen warteten auf ſie, wenn die Kaiſerin hervorging; denn nach dem einmüthigen Geſtändniſſe der Höflinge, war ſie die Grazie unter den Nymphen des kaiſerlichen Gefolges.

---

*) Der entgegengeſetzte Begriff von geiſtlich iſt weſentlich auch fleiſchlich. Aus Unkunde der Sprache oder Uebereilung, verwechſelte eine junge Ausländerin beide Ausdrücke. Wer iſt der Schwarzrock? frug ſie beim Eintritt zweier Herren in eine Geſellſchaft. Ihr ward geantwortet: ein geiſtlicher Herr. So iſt, erwiederte ſie, der Blaurock wohl ein Fleiſchlicher? Der Sprachfehler wurde belacht, aber dech eingeſtanden, der Ausdruck ſey paſſend, und verdiene in Umlauf zu kommen. Er paßt aber gewöhnlich für Schwarzrock und Blaurock zugleich.

**) Im Jahr 1037.

Bei Hof iſt jeder Tag ein Feſt. Dieſer Taumel von abwechſelnden Vergnügen, die an die Stelle

---

*) Das beweiſen die Gravamina der ſächſiſchen Stände, die ſie durch eine feierliche Geſandtſchaft nach Hofe gelangen ließen, welche darauf antragen mußte, der Kaiſer möchte die Konkubinen wegſchaffen, ſich an einer Gemahlin begnügen, und ein unbeſcholtner Leben führen.

der einförmigen Lebensart unter mütterlicher Aufſicht traten, erfüllten ihre Seele mit unausredbarem Wonnegefühl; ſie glaubte, wo nicht in den Schoos der Seligkeit, dennoch in den Vorhof deſſelben, den empireiſchen Himmel verſetzt zu ſeyn. Zum Nadelgelde hatte ihr, außer dem Gehalt vom Hofe, die gutmüthige Mutter noch ein Schock Eyer, von dem magiſchen Huhn, ausgeſetzt. Daher fehlte es ihr nicht, ſich jeden Wunſch des Herzens gewähren zu können, der für junge Schönen denkbar iſt, welche Amors Pfeil noch nicht verwundet hat, und die das höchſte Ideal ihrer Glückſeligkeit, mit kindiſchem Ergötzen, in dem Flitterglanze des Putzes ſuchen, den ſie nicht um einen Heiligenſchein vertauſchen würden. Sie that es an Kleiderpracht allen Jungfrauen ihrer Gebieterin zuvor, die ſie zwar heimlich darum neideten, aber in's Angeſicht ihren feinen Geſchmack lobten, ihr nach Hofes Sitte freundlich liebkoſeten, und allen Verdruß und Unwillen tief in's Herz verſchloſſen; denn die Kaiſerin war ihr mit Huld und Gunſten beigethan. Die Grafen und Herren ſchmeichelten und liebkoſeten ihr nicht minder, doch ohne alle Gleisnerei, jedes Wort kam aus dem Herzen: »Frauenlob iſt glatt wie Oel, in der Männer Munde; aber wie Eſſig ſcharf und beizend, auf der weiblichen Zunge.

Da ihr unaufhörlich des Hofes ſüßer Weihrauch duftete, wär's in Wahrheit ein größer Wunder geweſen, als ein güldnes Hühnerei, wenn die helle Politur ihrer reinen weiblichen Seele von dem Roſte der Eitelkeit nicht wäre angefreſſen worden. Die ſüße Näſcherei verwöhnte ſie zum immerwährenden Verlangen, ſich was ſchönes vorſagen zu laſſen, und ſie forderte, als eine ihr zugehörige Gerechtſame, das Geſtändniß, ſie ſey die ſchönſte aller Jungfrauen am Hofe. Dieſe ſchmeichelnde Idee wurde bald Mutter, und gebar die buhleriſche Koketterie; ſie ging darauf aus, Fürſten und Grafen, und die Edlen des Hofes an ihren Siegeswagen zu ſpannen, und wo ſie es vermöchte, das geſammte römiſche Reich deutſcher Nation im Triumph aufzuführen. Sie wußte dieſe ſtolze Abſicht unter die Maske der Beſcheidenheit zu verbergen, dadurch gelang ihre Freibeuterei nur deſto beſſer: ſie ſetzte, wenn ſie nur wollte, jedes empfindſame Herz in Brand, und dieſe Sucht zu ſengen und zu brennen ſchien das einzige Erbſtück, das aus der väterlichen Verlaſſenſchaft auf ſie gekommen war. Wenn ſie ihre Abſicht erreicht hatte, zog ſie ſich mit ſprödem Kaltſinn zurück, täuſchte die Hoffnung aller die um ihre Gunſt buhlten, und ſah mit muthwilliger Schadenfreude, wie geheimer Kummer die Unglücklichen folterte, und Gram und Bleichſucht an ihren vollen Wangen zehrte. Sie ſelbſt aber hatte mit der ehernen Mauer der Unempfindſamkeit ihr Herz umſchloſſen, welche keiner ihrer Champions zu überwältigen vermochte, um ſich hinein zu ſtehlen, und zur Wiedervergeltung es gleichfalls in Flammen zu ſetzen. Sie wurde geliebt und liebte nicht wieder, entweder weil ihre Stunde noch nicht gekommen war; oder weil der Ehrgeiz die zärtliche Leidenſchaft überwand; oder weil ihre Gemüthsart ſo ſchwankend und unbeſtändig war, wie die offenbare See, daß der Keim der Liebe in dem hüpfenden unruhigen Herzen nicht anwurzeln konnte. Die verſuchteſten Minneſöldner, die wohl merkten, daß dem Terain nichts abzugewinnen ſey, ließen es daher nur immer bei einem blinden Angriff bewenden, ſchlugen oft Lermen, und defilirten bald wieder in aller Stille ſeitab; machten es bald wie unſere luftigen Herren, die an jedes weibliche Herz anpochen, wenn's in einem ſchönen Buſen ſchlägt; aber Hymens reine Fackel, wie die Raubthiere in den afrikaniſchen Wüſteneien das Feuer, ſcheuen. Die Minderkundigen hingegen, die mit dämiſchem Zutrauen im vollen Ernſte den Angriff wagten, wurden mit Verluſt ihrer Ruhe und Zufriedenheit, weil das Fräulein ihrer Schanze wohl wahrte, abgeſchlagen.

Seit mehrern Jahren folgte dem Hoflager des Kaiſers ein junger Graf von Klettenberg, der, einen kleinen körperlichen Fehler ausgenommen, der liebenswürdigſte Mann bei Hofe war. Er hatte eine verrenkte Schulter, und davon den Beinamen Ulrich mit dem Bühel: ſeine übrigen Talente und gefälligen Eigenſchaften aber machten, daß auch der ſtrenge Areopagus der Damen, die ſogar die Wohlgeſtalt eines Adonis zu meiſtern wagen, über dieſe Unvollkommenheit hinweg ſah, und ſie bei ihm durch keinen Tadel rügete. Er ſtund bei Hof in gutem Anſehen, und wußte dem ſchönen Geſchlecht ſo viel Verbindliches zu ſagen, daß ihm alle Damen, die Kaiſerin ſelbſt nicht ausgenommen, günſtig waren. Sein Witz war unerſchöpflich, neue Ergötzlichkeiten zu erſinnen, und den gewöhnlichen Hofluſtbarkeiten neuen Reiz und Hochgeſchmack mitzutheilen, ſo daß er ſich im Frauen-Zimmer unentbehrlich gemacht hatte. Wenn der Hof, bei üblem Wetter, oder bei den böſen Launen des Kaiſers (deren ihm der Vater Papſt gar viele machte) in träger Langweile ſchmachtete: ſo wurde Graf Ulrich berufen, den Geiſt des Mißmuths zu verſcheuchen, und Fröhlichkeit und Scherz in die kaiſerliche Hofpfalz wieder einzuführen.

Obgleich ein Damenzirkel das eigentliche Element war, worin er lebte und webte: ſo wußte er doch dem ſchalkhaften Amor immer auszuweichen, daß ihn dieſer nicht mit der Harpune ſeines unwiderſtehlichen Wurfpfeils erreichte, und er der Leine hätte folgen müſſen. Schäkerhafte Minne war ſein Freudenſpiel; aber wenn ihm ein Weib Feſſeln zugedacht hatte, zerriß er ſie, wie Simſon die ſieben neuen Baſtſeile, womit ihn ſeine betrügliche Buhlerin band. Er wollte nur, eben ſo wie die ſtolze

Lukrezia, Feſſeln anlegen, aber keine tragen. Es konnte nicht fehlen, daß zwei ſo gleich geſtimmte Seelen, die der Zufall einander ſo nahe gebracht hatte, daß ſie unter Einem Himmel lebten, unter Einem Dache wohnten, in Einem Gemach tafelten, und unter Einer Laube Schatten ſuchten, endlich zuſammen treffen und ihre Talente an einander verſuchen mußten.

Lukrezia faßte den Anſchlag, an dem Grafen eine Eroberung zu machen, und weil er im Rufe war, daß er der wankelmüthigſte Liebhaber bei Hofe ſey, beſchloß ſie, ihn feſter zu halten als ihre übrigen Champions, die ſie nach den Jahreszeiten, wie die Modewelt ihre Kleider, zu wechſeln pflegte, und ihn nicht eher zu entlaſſen, bis ſie den Ruhm erlangt hätte, den unbeſtändigen Wandelſtern fixirt zu haben. Ihn aber trieb der Ehrgeiz, mit dem ſchönſten Hoffräulein eine Intrike anzuſpinnen, alle Nebenbuhler auszuſtechen, und ihnen ſeine Ueberlegenheit in der Kunſt zu lieben empfinden zu laſſen, und wenn ſie vor ihm die Segel würden geſtrichen haben, dann flugs den Anker zu lichten, und auf den Fittichen der Winde in den Hafen eines andern liebevollen Herzens einzulaufen. Beide Mächte rüſteten ſich zum wechſelſeitigen Angriff, und die Operationen gingen auf dem Blumengefilde der Liebe, von der einen und der andern Seite, nach Wunſch von Statten.

Es ſchmeichelte dem Fräulein ungemein, daß der Liebling des Hofes, auf den ſie ſchon lange eine geheime Abſicht gehabt hatte, jetzt freiwillig kam, ihren Zauberreizen zu huldigen, und daß ſie Gelegenheit fand, an ihm Rache zu üben, da er ihr bisher widerſtanden hatte. Seine Blicke, die vordem flüchtig vor ihr vorüber eilten, waren nun allein auf ſie gerichtet: er folgte ihr untrennbar, wie der Tag der Sonne. Alle Feten, die er dem Hofe gab, hatten auf ſie Bezug; er zog allein ihren Geſchmack bei der Anordnung derſelben zu Rathe, was ſie gut hieß, wurde mit großer Pracht und Thätigkeit in's Werk gerichtet, und was nicht ihren Beifall hatte, wenn es auch die Kaiſerin ſelbſt proponirt hatte, kam nicht zu Stande. Die feinen Naſen ſpürten leicht aus, welcher Gottheit dieſer Ambra düftete, und man ſagte öffentlich, der Hof ſey ein Horn, welches laute, wie Fräulein Lukrezia den Ton angebe. Die blühendſten weiblichen Phyſiognomien wurden gelb und bleich vor Neid über dieſe ausgezeichnete Liebſchaft, bei welcher alle ſtumme Zuſchauerinnen abgeben mußten, die ihr Herz ſo gern bei dem Grafen angebracht hätten, oder an dem ſeinigen Antheil zu haben glaubten. Er opferte aber ſeine Eroberungen ſammt und ſonders der ſchönen Bambergerin auf, und ſie ſchenkte zur Vergeltung auch ihren Gefangenen die Freiheit wieder, umſtellte das Herz keines Höflings mehr mit Netz und Schlingen ihrer entgegenkommenden Zärtlichkeit, und ihr prüfendes Auge forſchte nicht mehr nach den lüſternen Blicken verſtohlner Anbeter.

Bis hierher ſchritt die Intrike des zärtlichen Paares ganz in der ſyſtematiſchen Ordnung fort, an die ſich beide Theile gebunden hatten, ſie glänzten beide im Vollmond wechſelſeitigen Genuſſes. Nun war es Zeit, daß dieſer ſich wieder zur Abnahme neigte, und zwar dergeſtalt, daß die eine Hälfte ganz dem beobachtenden Seherauge verſchwand und in Schatten zu ſtehen kam, indeß die andere ihren Schimmer auch noch im letzten Viertel beibehielt. Es kam jetzt darauf an, das Minneſpiel durch einen Meiſterſtreich zu enden, der die eine Parthei vor den Augen des Hofes ſicherte, daß ſie nicht die Betrogene ſey. Des Grafen Eitelkeit hatte anfangs nichts mehr beabſichtet, als das Uebergewicht über alle Nebenbuhler zu gewinnen, um ſich damit zu brüſten, und wenn ihm dieſes gelungen wäre, ſeine Eroberung zu verlaſſen und eine neue zu ſuchen. Jene Abſicht war erreicht, aber unvermerkt hatte der ſchlaue Amor, der ſelten ungeſtraft mit ſich ſcherzen läßt, das Spiel des Stolzes und der Eitelkeit in eine ernſthafte Herzensangelegenheit verwandelt: die ſchöne Lukrezia hatte ſein Herz erbeutet, und ihn an ihren Triumphwagen angekettet. Sie blieb ihrem Plane treuer. Da ihr Herz noch nicht Theil genommen hatte, und ſie er[illegible] daß ihre Reputation, als Herzensbezwingerin, auf dem Spiele ſtehen würde, wenn ein Inſurgent ihr den Gehorſam aufkündigte, ehe ſie ihn in Freiheit ſetzte, und die Lacher nicht auf ihrer Seite ſeyn dürften, wenn ihr Paladin die Feſſeln zerbräch, welches ſie im Geheim befürchtete: ſo beſchloß ſie, ihm den Abſchied zu geben, als er am eifrigſten ſich um die Fortdauer ihrer Gunſt bewarb.

Unverſehens ergab ſich die Gelegenheit zu dieſer Kataſtrophe. Graf Ruprecht von Kefernburg, ein Landsmann und Grenznachbar Graf Ulrichs von Klettenberg, zog nach Goslar, Kaiſer Heinrichs gewöhnlichem Aufenthalte, um eine friſche rothwangige Baſe an den Hof zu führen. Hier ſah er die ſchöne Lukrezia, und ſie ſehen und lieben war der gewöhnliche Fall aller Ritter und Edlen, die von den vier Winden des vaterländiſchen Himmels in die altväteriſche Reichsſtadt, welche damals das deutſche Paphos war, einritten. Seine Phyſiognomie hatte für die Damen wenig Empfehlendes, und die Pflegerin ſeiner Kindheit hatte der Mutter Natur unbedachtſamer Weiſe in's Amt gegriffen, ihrem Zöglinge mehr verliehen, als ihm jene beſchied, und ihn mit einem Auswuchs auf dem Rücken begabt, der ſo charakteriſtiſch war, daß er, zum Unterſchied ſeiner Namensvettern, Ruprecht mit dem Höcker zubenamet wurde. Körperliche Gebrechen wurden in jenen Zeiten nicht durch Schneiderkunſt verhehlt, ſondern öffentlich zur Schau ausgeſtellt, in Ehren gehalten und ſogar von den Geſchichtſchreibern der Nachwelt ſorgfältig aufbewahrt. Die Hinker, die Stammler, die Schielenden, die Einäugigen, die Speckwänſte und die Darrſüchtigen ſind noch in gutem Andenken, wenn das Gedächtniß ihrer Thaten längſt erloſchen iſt. Der Kefernburger beſaß ein großes Maß von Dreiſtigkeit und Selbſtheit. Ob ihn gleich ſeine Geſtalt eben nicht zu großen Erwartungen in den Regionen der Liebe berechtigte, ſo demüthigte ſie ihn doch zu wenig, daß ihm die Bürde auf den Schultern gleichſam zum Schwunggewichte der Eigenliebe diente, wenigſtens hielt er ſie nicht für eine Klippe, woran die Hoffnung ſeines Liebesglückes ſcheitern könnte. Muthig wagte er einen Angriff auf das Herz der ſchönen Lukrezia, und da ſie eben dieſen Janustempel, der eine Zeitlang geſchloſſen war, wieder geöffnet hatte: ſo nahm ſie ſein Opfer mit ſcheinbarem Wohlgefallen an, und unter dieſem glücklichen Adſpekt war Goslar ihm Elyſium. Der gute Graf aus der Provinz wußte freilich nicht, daß die ſchlaue Hofgrazie ihr Herz nur wie einen Triumphbogen gebrauchte, durch welchen ſie die Schaaren, die ihre Feſſeln trugen, durchpaſſiren ließ, der aber gar nicht von der Beſchaffenheit iſt, daß man einen beſtändigen Aufenthalt darin ſuchen könnte.

Der zeitige Inhaber ihres Herzens ahndete ſeinen Fall, wie ein wankender Miniſter, der nicht die Entſchließung hat, ſeinen Poſten zu reſigniren, ſich hält, ſo lang er kann, und zögert, bis man ihn gehen heißt. Wenn es in ſeiner Macht geſtanden hätte, mit ſeiner wankelmüthigen Gebieterin zu brechen, ſo wär' es ihm vielleicht gelungen, das Spiel noch zu ſeinem Vortheil zu drehen, den Anſchein eines Verſtoßenen zu verbergen, und das Auge der Lauerer irre zu führen. Er würde ſich der erſten beſten Liebſchaft in die Arme geworfen haben. Die runde rothwangige Thüringerin kam wie gerufen, ihm zu dieſem Gaukelſpiel die Hand zu bieten. Allein ſein ganzes Minneſyſtem hatte ſich, durch die Dazwiſchenkunft einer ernſten Leidenſchaft, ganz verſchoben, und er hatte nun gleiches Schickſal mit den Schauſpielern auf unſern Liebhabertheatern, die ſich in die verliebten Rollen ſo hineinſtudiren, daß ſie ihre theatraliſche Laufbahn mit der Hochzeit zu beſchließen pflegen. Der Schmetterling, der das Licht oftmals ungeſtraft umgaukelt hatte, blieb daran kleben, und die heiße Flamme vereitelte die letzten Zuckungen ſeines Strebens nach Freiheit.

Dieſen Verluſt der Freiheit nahm er erſt wahr, da er an ſeinem Landsmann, dem Kefernburger, einen Nebenbuhler entdeckte, den er zwar eben nicht fürchtete, durch welchen er aber doch belehret wurde, daß ſeine Geliebte das Gefühl wahrer Zärtlichkeit mit ihm nicht theile. Zum erſtenmal im Leben empfand er die Qualen unvergoltner Liebe, umſonſt verſuchte er's, ſich durch rauſchende Vergnügen zu zerſtreuen, und einer Leidenſchaft ſich zu entſchlagen, die ihm das Leben vergällte; er wurde bald inne, daß ihm die Kraft fehle, dies Vorhaben in's Werk zu richten. Er war nicht mehr der Simſon, der mit den Locken den Nagel aus der Wand, oder den Dorn, der ihn verwundet hatte, aus dem Herzen hervorziehen konnte; er war der Simſon, der ſeiner Stärke beraubt in dem Schoße der Tyriſchen Buhlſchaft ruhete, die ihn überliſtet hatte. Ohne Leben und Thätigkeit ſchlich er trübſinnig umher, erſchien ſelten und ſo einſylbig bei Hofe, daß er den Damen Langeweile machte; einige bekamen ſogar Vapeurs, wenn er ſich nur im Vorgemach blicken ließ: denn tiefe Schwermuth hing, wie die Abendwolke, hinter welche ſich die untergehende Sonne verbirgt, ihm von der Stirn herab. Seine Siegesgöttin dagegen ſchwebte im ſtolzen Triumph empor, ohne Mitleid mit dem qualenvollen Zuſtande ihres getreuen Paladins zu empfinden. Sie trieb vielmehr ihre Grauſamkeit ſo weit, daß ſie zuweilen in ſeiner Gegenwart ſich nicht ſcheuete, alle ihre Reize auf den ſcheinbarlich begünſtigten Nebenbuhler ſpielen zu laſſen, und mit ihm unverhohlen zu liebäugeln.

Um ihren Triumph auf's höchſte zu treiben, gab ſie im Frauen-Zimmer eines Tages ein großes Mahl, und als bei Sang und Saitenſpiel die Heiterkeit des Gaſtgebotes auf's höchſte geſtiegen war, traten ihre Geſpielinnen zu ihr und ſprachen: lieber gieb dem Feſte einen Namen, daß wir uns des frohen Tages dabei in der Zukunft erinnern. Sie antwortete: euch kommt es zu, das Feſt mit einem Namen zu krönen, ſo ihr es würdig achtet, ſeiner in der Zukunft zu gedenken. Als aber die frohen Schaaren der Gäſte in ſie drangen, daß ſie ſich nicht entbrechen konnte, ihrem Verlangen zu willfahren, nennte ſie es aus Uebermuth Graf Ulrichs Kettenfeier.

In der Liebe iſt der Zeitgeſchmack ſo wenig perennirend, als in jedem andern Dinge. Im letzten Viertel unſers Jahrhunderts wäre Graf Ulrich mit den Schwermuthsgefühlen, mit dem ſtillen Gram und abgehärmten Wangen an ſeinem Platz geweſen, keine weichgeſchaffene weibliche Seele hätte ihm widerſtehen können, das Mitleid würde ihm zum Hebel gedienet haben, eine Herzensangelegenheit damit in Gang zu bringen. Allein zu ſeiner Zeit kam er mit dieſer Empfindelei um viele Jahrhunderte zu früh, und endete damit nichts, als daß er ſich den Spöttereien ſeiner Zeitgenoſſen preis gab. Der ſchlichte Menſchenverſtand ſagte ihm ſo oft, daß er auf dieſem Wege ſeinen Zweck nicht erreichen würde, daß er endlich dem guten Rathgeber Gehör gab, nicht mehr öffentlich den ſeufzenden Schäfer machte, wieder Leben und Thätigkeit gewann, und den Verſuch machte, die unbezwingliche Schöne mit ihren eignen Waffen zu bekämpfen.

Eitelkeit, ſprach er, iſt der anziehende und zurückſtoßende Pol dieſes Magneten; aus Eitelkeit begünſtiget und verſtößt die Stolze ihre Buhler, darum will ich dieſe Leidenſchaft alſo nähren, daß ſie laut im Herzen die Stimme erheben und für mich das Wort reden ſoll. Er trat alsbald wieder in ſeine alte Laufbahn ein, machte wie vorher der ſpröden Prinzeſſin den Hof, kam allen ihren Wünſchen zuvor, und beſtürmte ſie mit Opfern, die der weiblichen Eitelkeit zu ſchmeicheln pflegen. Ein reicher Augsburger, der aus Alexandria über Meer kam, bot der Kaiſerin ein herrliches Kleinod zu Kauf an, das ſie von ſich wie's, weil's ihr zu theuer war. Graf Ulrich handelte es an ſich, verſchrieb ſeine halbe Grafſchaft dafür, und machte ſeiner Herzgebieterin ein Geſchenk damit. Sie nahm das Juwel an, heftete damit bei einer Hofgala den Schleier auf die blonden Flechten ihres ſeidenen Haares, erregte bei allen Putzſchweſtern am Hofe Herzdrücken und Krämpfe, äugelte dem Ausſpender freundlich zu, verwahrte darauf ihre Trophäe in dem Schmuckkäſtlein, und in wenig Tagen war der Graf und ſein Kleinod vergeſſen. Er ließ ſich gleichwohl nicht irre machen, fuhr fort, durch neue Geſchenke die alten bei ihr wieder in's Andenken zu bringen, und Alles aufzutreiben, ihre eitlen Sinnen zu vergnügen. Dieſer Aufwand nöthigte ihn, die andere Hälfte ſeiner Grafſchaft gleichfalls zu verpfänden, daß ihm davon nichts übrig blieb, als Wappen und Titel, worauf kein Wucherer etwas leihen wollte. Indeſſen fiel ſeine übermäßige Verſchwendung täglich mehr in die Augen; weßhalb die Kaiſerin ihn ſelbſt darüber zur Rede ſtellte, und ihn abmahnte, ſein väterliches Erbgut nicht ſo unweislich zu vergeuden.

Da offenbarte ihr der Graf ſein Anliegen und ſprach: Allergnädigſte Frau, euch iſt meine Liebſchaft unverborgen, Lukrezia, die zarte Dirne, hat mein Herz geſtohlen, daß ich ohne ſie nicht leben mag. Aber wie ſie's mit mir treibt, wie ſie mich mit trüglicher Minne neckt, davon weiß euer ganzer Hof zu ſagen. Möchte mir wohl ſchier die Geduld darüber ausreißen, dennoch kann ich nicht von ihr ablaſſen. All mein Hab und Gut hab' ich daran geſetzt, ihre Gunſt zu erlangen; aber ihr Herz iſt mir verſchloſſen, wie der Freudenhimmel einer abgeſchiedenen Seele unter dem Kirchenbann, ob mir ihr Auge gleich oftmals Minneglück verlügt. Darum begehr ich von euch, daß ihr, wo ſie keine rechtliche Einrede hat, meine Hand zu verſchmähen, ſie mir zum ehelichen Gemahl beileget. Die Kaiſerin verhieß, die Werbung für ihn bei dem Fräulein zu übernehmen, und ſie zu überreden, ſeine Liebestreue nicht länger auf die Probe zu ſtellen, ſondern mit reiner Gegenliebe zu belohnen.

Ehe ſie noch Zeit gewann, bei der ſtolzen Lukrezia ſich für ihn zu verwenden, begehrte Graf Ruprecht mit dem Höcker bei ihr Gehör, und redete alſo: Hudlreichſte Kaiſerin, eine Jungfrau aus eurem Gefolge, die keuſche Lukrezia, hat meinen Augen gefallen, und mir ihr Herz zugewandt, darum komm ich, um Vergünſtigung zu bitten, ſie als meine Braut heim zu führen, und nach der Ordnung der chriſtlichen Kirche mich mit ihr zu vermählen, ſo ihr anders Gefallen traget, ihre Hand in die meinige zu legen, und die edle Jungfrau von euch zu laſſen. — Ihre Hoheit war begierig, zu vernehmen, was der Graf für Anſprüche an ein Herz habe, das bereits eines Andern Eigenthum ſey, und war ſehr unwillig, da ſie vernahm, daß ihre Favoritin mit zwei Edlen des Hofes zu gleicher Zeit ein Liebesverſtändniß unterhalten habe, welches zu damaliger Zeit ein verpönter Handel war, woraus nichts minder, als ein Zweikampf auf Leben und Tod zu befahren ſtund; denn in dergleichen Fällen pflegte kein Nebenbuhler dem andern ſeine vermeinte Gerechtſame ohne Blutvergießen abzutreten. Doch beruhigte ſie ſich einigermaßen, da beide Partheien ſie zur Oberſchiedsrichterin in der Sache erwählet hatten, und zu vermuthen war, daß ſie ihrer Entſcheidung ſich mit pflichtſchuldigſtem Gehorſam unterwerfen würden.

Die Kaiſerin berief das Fräulein zu ſich in ihr heimlich Gemach, und ließ ſie mit harten Worten an: Du Balg, ſprach ſie, welche Verwirrung ſtifteſt du am Hofe mit deiner frevelhaften Minne? Die Junker ſind all' wild auf dich, laufen mich mit Lamenten und Bitten an, dich von mir zur Ehe zu begehren, weil ſie nicht wiſſen wie ſie mit dir dran ſind. Du ziehſt jeden ſtählernen Helm an dich, wie ein Magnet das Eiſen, treibſt dein leichtfertiges Spiel mit Ritter und Knappen, und verſchmäheſt doch das Gelübde ihrer Huldigung. Ziemt es einer ſittſamen Jungfrau, mit zwei Parten zu gleicher Zeit zu liebäugeln, und ſie am Narrenſeil zu führen? In's Angeſicht ihnen zu liebkoſen, ihre Hoffnung zu ermuntern, und hinterm Rücken ihnen den Gecken zu ſtechen? — Das mag dir nicht ungenoſſen hingehen. Einer von den beiden ehrſamen Geſellen ſoll dir zu Theil werden, Graf Ulrich mit dem Bühel, oder Graf Ruprecht mit dem Höcker. Flugs wähle bei Vermeidung meiner Ungnade.

Lukrezia erbleichte, da ihre Frau, die Kaiſerin, alſo ihre Liebeleien rügte, und ihr den Text ſo ſcharf las. Sie hatte nicht vermuthet, daß dieſe kleinen Buſchkleppereien der Liebe vor der höchſten

Inſtanz im heiligen römiſchen Reiche würden gerichtet werden. Darum that ſie der ſtrengen Domina einen demüthigen Fußfall, benetzte ihre Hand mit milden Zähren, und nachdem ſie ſich von ihrer Beſtürzung erholet hatte, redete ſie alſo: Zürnet nicht, großmächtige Frau, wenn mein geringer Reiz euren Hof verunruhiget; ich waſche meine Hände in Unſchuld. Iſt's nicht überall der Höflinge Art, daß ſie den jungen Dirnen frei in's Auge ſehen. Wie kann ich's ihnen wehren? Aber ich habe ſie mit nichten zu Hoffnungen ermuntert, die ihnen den Beſitz meines Herzens verhießen. Dieſes iſt noch mein freies Eigenthum, damit nach meinen Willen zu ſchalten. Darum wollet ihr eure demüthige Magd verſchonen, ihr durch Zwang und Geheiß einen Gemahl aufzudringen, dem das Herz widerſtehet.

Deine Worte ſind in den Wind geredet, antwortete die Kaiſerin, du ſollſt mich mit deiner Ausrede nicht eintreiben, daß ich andres Sinnes werde. Ich weiß wohl, daß du aus deinen Baſiliskenaugen der Liebe ſüßes Gift in das Herz der Grafen und Edlen meines Hofs ergoſſen haſt, nun magſt du die Minneſchuld abbüßen, und ſelbſt die Feſſeln tragen, womit du die Buhlen gebunden haſt: denn ich will mein Haupt nicht eher ſanfte legen, bis ich dich unter die Haube gebracht habe.

Als die gedemüthigte Lukrezia den großen Ernſt der Kaiſerin ſahe, wagte ſie keinen Widerſpruch weiter, um ſie nicht noch mehr zum Zorne zu reizen, ſondern ſann auf eine Liſt, um durch dieſe Fallthür zu entrinnen. Huldreiche Gebieterin, ſprach ſie, euer Befehl iſt für mich das eilfte Gebot, dem ich ſo gut Gehorſam ſchuldig bin, als den übrigen zehen. Ich ergebe mich in euren Willen, nur erlaſſet mir die Wahl unter den beiden Ehewerbern. Sie ſind mir beide werth, und ich mag keinen erzürnen. Darum vergönnet, daß ich ihnen eine Bedingung vorlege, unter welcher ich den, der ſolcher Gnüge leiſtet, zum ehelichen Gemahl anzunehmen mich nicht weigern will; wofern ihr mir bei Kaiſerwort und Ehre verheißet, daß ich meiner Zuſage quitt und ledig ſey, wenn ſie nicht, durch deren Erfüllung, zum Ritterdank meine Hand verdienen wollen.

Die Kaiſerin war mit dieſer ſcheinbaren Unterwürfigkeit der ſchlauen Lukrezia wohl zufrieden, und billigte den Vorſchlag, durch eine Aufgabe die Liebhaber zu hetzen, ihre Standhaftigkeit zu prüfen, und dem Würdigſten als eine Siegesbeute ſich zu ergeben. Sie geſtand ihr, bei Kaiſerwort und Ehren, die Bedingung zu und ſprach: ſag an, um welchen Preis der wackerſte der beiden Sponſen dein Herz verdienen ſoll! Das Fräulein erwiederte lächelnd: um keinen andern Preis, als um den, daß ſie Bühel und Höcker ablegen, die ſie zur Schau tragen. Mögen ſie zuſehen, wie ſie ſich der Bürden entledigen. Ich begehre mit keinem Ehewerber den Ring zu wechſeln, der nicht ſey gerad wie eine Kerze, und ſchlank wie eine Tanne. Euer Kaiſerwort und Ehre ſichern mich, daß weder Bühel noch Höcker die Braut heimführen werde, bis der Bräutigam des Tadels ledig iſt.

O du argliſtige Schlange, ſprach die zornmüthige Fürſtin, hebe dich weg aus meinen Augen, du haſt mein Kaiſerwort mir trüglich abgelockt, doch darf ich's nicht zurück nehmen, weil ich es gegeben habe. Sie wendete mit Unwillen ihr den Rücken zu, daß ſie alſo überliſtet war, und mußte der ſchlauen Lukrezia das Spiel gewonnen geben. Beiläufig wurde ſie dadurch belehrt, daß ihr eben nicht die glücklichſten Talente verliehen waren, in Liebesangelegenheiten eine Unterhändlerin abzugeben; doch tröſtete ſie ſich leicht damit, daß die Inhaberin eines Thrones jene entbehren könnte. Sie ließ beiden Prätendenten den ſchlechten Erfolg ihrer guten Dienſte wiſſend machen, und Graf Ulrich war über dieſe traurige Botſchaft untröſtlich. Inſonderheit fand er es kränkend, daß die ſtolze Lukrezia ſolchen Muthwillen trieb, und ihm gleichſam ſein Leibesgebrechen vorwarf, deſſen er ſich nicht mehr bewußt war, weil ihn niemand bei Hofe daran erinnert hatte. Konnte die freche Dirne, ſprach er, keinen glimpflichern Verwand finden, mich ehrlich, wie den großen Haufen ihrer Anbeter zu verabſchieden, nachdem ſie mich rein ausgeplündert hat? Mußte ſie gerade durch die Bedingung, die es mir unmöglich macht, den Beſitz ihres Herzens zu erlangen, das meinige noch mit einem giftigen Natterſtich verwunden? Hab' ich es wohl um ſie verdient, daß ſie mich als einen Verworſenen mit Füßen von ſich ſtößt?

Voll Schaam und Verzweiflung verließ er das Hoflager, ohne Abſchied zu nehmen, wie ein Ambaſſadeur, wenn ein naher Friedensbruch bevorſtehet; und politiſche Klüglinge weiſſagten aus dieſer plötzlichen Verſchwindung der Uebermüthigen des Grafen ſtrenge Rache. Sie aber kümmerte das wenig; ſie ſaß, wie eine lauerſame Spinne im Mittelpunkt ihres luftigen Gewebes, in ſtolzer Ruhe, und hoffte, daß bald wieder eine herumſchwirrende Mücke an einem ihrer ausgeſpannten Fäden zucken, und ihr zur neuen Beute heimfallen würde. Graf Ruprecht mit dem Höcker hatte ſich zum Sittenſpiegel das Sprüchlein dienen laſſen: gebrannt Kind lernt das Feuer ſcheuen; er ging ihr aus dem Garn, ehe er ſeine Grafſchaft in ihr Schmuckkäſtlein deponirt hatte, und ſie ließ ihn davon flattern, ohne ihm die Schwingen auszuraufen. Eigennutz war nicht ihre Leidenſchaft. Bei einem goldnen Eyerſchatze im Hinterhalte, und im blühenden Lenz des Lebens, wär er auch die ſeltſamſte denkbare Verirrung des Geiſtes geweſen. Nicht der Beſitz der Güter, ſondern die

Aufopferung des Grafen machte ihr Freude: daher konnte ſie den böſen Leumund des Gerüchtes und die Vorwürfe der Kaiſerin nicht ertragen, die ihr täglich vorhielt, daß ſie den Grafen zu Grunde gerichtet habe. Sie faßte den Entſchluß, des ungerechten Mammons ſich auf eine Art zu entledigen, die der Eitelkeit dennoch ſchmeichelte, und ihren Ruf auf eine vortheilhafte Art ausbreitete. Sie ſtiftete ein adliges Jungfrauenkloſter auf dem Rammelsberge bei Goslar, und dotirte dieſes ſo reichlich, als Madame Maintenon mit König Ludwigs Speſen das Fräuleinſtift Sankt Cyr, ihr geiſtliches Elyſium, in der religiöſen Epoche ihres Lebens. Ein ſolches Denkmal der Andacht war damals vermögend, einer Lais den Geruch der Heiligkeit zu erwerben. Die milde Stifterin wurde als ein Muſter der Tugend und Frömmigkeit geprieſen, und alle Flecken und Narben ihres ſittlichen Charakters waren dadurch vor den Augen der Welt verſchwunden. Selbſt die Kaiſerin verzieh es, daß ſie ihrem Günſtling ſo übel mitgeſpielt hatte, da ſie inne ward, zu welcher Abſicht die fromme Räuberin den Gewinn ihrer Freibeuterei anwendete; und um den verarmten Grafen einigermaßen zu entſchädigen, wirkte ſie einen Panisbrief vom Kaiſer für ihn aus, den ſie ihm nachſchicken wollte, ſobald der Ort ſeines Aufenthaltes ihr kund würde.

Indeſſen zog Graf Ulrich über Berg und Thal, hatte die trügliche Minne abgelobt und abgeſchworen, und weil er im Zeitlichen kein Glück mehr zu machen vermuthete, wandelte ihm ein plötzlicher Ueberdruß der Welt an; er ſchlug ſich zur Partei der Malkontenten unter den Weltkindern, und wurde Sinnes, zum Heil ſeiner Seele, eine Wallfahrt zum heiligen Grabe zu thun, und nach ſeiner Rückkehr ſich in ein Kloſter zu verſchließen. Ehe er aber die Grenze des deutſchen Vaterlandes überſchritt, hatte er noch einen ſchweren Strauß vom Teufel Amor auszuhalten, der ihn wie einen Beſeſſenen marterte, wenn er die alte Wohnung zu verlaſſen exorziſirt wird. Das Bild der ſtolzen Lukrezia drängte ſich, bei aller Mühe es auszulöſchen, ſeiner Phantaſie von neuem unwiderſtehlich auf, und folgte überall ſeinen Schritten, wie ein Plagegeiſt. Die Vernunft befahl dem Willen, die Undankbare zu haſſen; aber der ſtörriſche Subaltern lehnte ſich gegen ſeine Gebieterin auf, und verſagte ihr den Gehorſam. Die Abweſenheit goß, bei jedem Schritte der weitern Entfernung, ein Tröpflein Oel in's Feuer der Liebe, daß dieſe nimmer verlöſchte; die ſchöne Natter war des Ritters Gedankenſpiel auf dem Wege der traurigen Wanderſchaft. Oft ſtund er in der Verſuchung, zu den Fleiſchtöpfen Aegypti umzukehren, und nicht in dem gelobten Lande, ſondern in Goslar das Heil ſeiner Seele zu ſuchen. Mit gefoltertem Herzen, das unter dem Kampfe zwiſchen Welt und Himmel erlag, ſetzte er ſeine Reiſe fort, aber wie ein Schiff, das mit konträrem Winde ſegelt.

In dieſem qualenvollen Zuſtande ſtreifte er in den tyroliſchen Gebirgen herum, und hatte beinahe die wälſche Grenze, unfern von Roveredo erreicht, als er ſich in einem Walde verirrte, ohne eine Herberge anzutreffen, wo er übernachten konnte. Er band ſein Pferd an einen Baum, und legte ſich daneben in's Gras, denn er war ſehr ermüdet, minder von den Beſchwerlichkeiten der Reiſe, als von dem innern Seelenkampfe. Der Tröſter in Beſchwerden, der güldne Schlaf, drückte ihm bald die Augen zu, und machte ihn auf einige Zeit ſeines Ungemachs vergeſſen. Da ſchüttelte ihn plötzlich eine kalte Hand, wie die Hand des Todes, und erweckte ihn aus ſeinem tiefen Schlummer. Als er erwachte, fiel ihm die Geſtalt eines hagern alten Weibes in's Geſichte, die ſich über ihn her beugte, und ihm mit einer Handlaterne unter die Augen leuchtete. Bei dieſem unerwarteten Anblick überlief ihm ein kalter Schauer die Haut, er meinte, er ſäh' ein Geſpenſt. Doch verließ ihn ſeine Herzhaftigkeit nicht ganz, er raffte ſich auf und ſprach: Weib, wer biſt du, und warum unterfängſt du dich, meine Ruhe zu ſtören? Die Alte antwortete: ich bin die Kräuterfrau der Signora Dottorena aus

Padua, die hier auf ihrer Meierei lebt, und mich ausgeſandt hat, ihr Kräuter und Wurzeln zu ſuchen von großer Kraft und Wirkung, wofern ſie in der Mitternachtsſtunde gegraben werden. Ich fand euch auf meinem Wege, und hielt euch für einen Erſchlagenen, der unter die Mörder gefallen. Darum rüttelt' und ſchüttelt' ich euch das, um zu ſehen, ob noch Leben in euch ſey. Durch dieſe Rede hatte ſich der Graf vom erſten Schrecken wieder erholet und fragte: iſt die Wohnung deiner Gebieterin fern von hier? Die Alte erwiederte: ihr Landhaus liegt dort allernächſt im Grunde, ich komme eben davon her. So ihr eine Nachtherberge von ihr begehret, wird ſie euch ſolche nicht verſagen. Aber hütet euch, das Gaſtrecht zu verletzen: ſie hat eine liebreizende Tochter, die dem Mannsvolk nicht abhold iſt, und mit funkelnden Augen den Fremdlingen in's Herz ſiehet. Die Mutter bewahret ihre Keuſchheit, wie ein Heiligthum. So fern ſie bemerken würde, daß ein unbeſcheidner Gaſt der Signora Ughella zu tief in die Augen ſähe, verzauberte ſie ihn auf der Stelle; denn ſie iſt eine mächtige Frau, welcher die Kräfte der Natur und die unſichtbaren Geiſter unter dem Himmel zu Gebote ſtehen.

Der Reiſige achtete wenig auf dieſe Rede, er trachtete nur nach einem guten, gaſtfreundlichen Bette, um der nöthigen Ruhe zu pflegen, und ließ ſich um das Uebrige unbekümmert. Er zäumte ungeſäumt ſein Pferd auf, und war bereit, der hagern Wegweiſerin zu folgen. Sie geleitete ihn, durch Büſche und Geſträuche, in ein angenehmes Thal hinab, durch welches ein raſcher Bergſtrom brauſte. Auf einem mit hohen Ulmenbäumen bepflanzten Wege, gelangte der ermüdete Pilger, indem er ſein Pferd am Zügel führte, an die Gartenwand des Landhauſes, welches vom aufgehenden Monde beleuchtet, ſchon in der Entfernung einen reizenden Anblick gewährte. Die Alte öffnete eine Hinterthür, durch welche der Ankömmling in einen wohlangelegten Luſtgarten gelangte, wo die plätſchernden Gewäſſer der Springbrunnen die ſchwüle Abendluft erfriſchten. Auf einer Terraſſe des Gartens luſtwandelten einige Damen, dieſe angenehme Kühlung und den Anblick des freundlichen Mondes in der wolkenfreien Sommernacht zu genießen. Die Alte erkannte darunter die Signora Dottorena und introduzirte bei ihr den fremden Gaſt, welchen die Eigenthümerin des Landhauſes, da ſie an ſeiner Rüſtung ſah, daß er nicht gemeinen Standes war, mit Anſtändigkeit empfing. Sie führte ihn in ihre Wohnung ein, und ließ eine niedliche Abendmahlzeit nebſt allerlei Erfriſchungen auftragen.

Beim hellen Schimmer der Wachskerzen hatte der Graf Gelegenheit, ſeine Wirthin nebſt ihrer Hausgenoſſenſchaft während der Mahlzeit mit aller Bequemlichkeit zu betrachten. Sie war eine Frau von mittlerm Alter und edler Phyſiognomie. Aus ihren braunen Augen ſah Klugheit und Würde hervor, und ihr wälſcher Mund öffnete ſich mit Anmuth und Wohllaut zum Sprechen. Signora Ugbella, ihre Tochter, war die reinſte weibliche Form, welche die warme Phantaſie des Künſtlers hervorzubringen vermag. Zärtlichkeit war der Ausdruck ihrer ganzen Figur, und der ſchmelzende Blick ihrer Augen durchdrang unwiderſtehlich, wie der elektriſche Strahl aus den Wolken, jeden Panzer und Harniſch, der ein empfindſames Herz umſchloß. Das Gefolge der beiden Damen beſtund aus drei Jungfrauen, die den Nymphen der keuſchen Diana von Raphaels Pinſel an Anmuth glichen. Außer Herrn Johann Bunkel, dem glücklichen Mädchenſpäher, der hinter jeder ſchroffen Felſenwand, in Schlüften und Höhlen, ein Gynäzeum von reizenden Dirnen entdeckte, iſt es keinem Sterblichen ſo gut worden, als dem Grafen Ulrich von Klettenberg, von einem ſo angenehmen Abenteuer überraſcht zu werden, als dieſes war: da er ſo unverhofft aus der nächtlichen Einſamkeit einer unbekannten Wildniß an einen Luſtort, den die Liebesgötter zum Aufenthalte ſchienen erkoren zu haben, ſich verſetzt ſah. Er glaubte wenig von Zauberei und achtete nicht darauf; demungeachtet hatten Nacht und Einſamkeit, die Erſcheinung der Alten und ihre Reden, einigen Eindruck auf ihn gemacht, daß ihm etwas

Uebernatürliches von dem ländlichem Pallaſte abndete, in welchem er eingeführet wurde. Anfangs trat er mit Mißtrauen in die reizende Verſammlung der Damen ein, die er daſelbſt vor ſich fand; in der Folge war aber ſo wenig an der Signora Dottorena, als an ihren Geſellſchafterinnen, etwas von magiſcher Zauberei abzumerken, daß er wegen dieſes irrigen Verdachtes den Bewohnerinnen der ſchönen Villa im Herzen Abbitte und Ehrenerklärung that, und ihnen keine andern Künſte, als die Bezauberungen der Liebe, wozu ſie insgeſammt ungemeine Talente zu beſitzen ſchienen, beimaß. Die freundliche Aufnahme, deren er genoß, erfüllte ſein Gemüth mit Ehrfurcht und Achtung gegen die liebreiche Wirthin und ihr reizendes Gefolge; doch Freund Amor, der in dieſem Tempel zu präſidiren ſchien, hatte keine Macht über ihn, eine neue Schalkheit auszuüben. Er verglich im Geheim die jugendlichen Schönheiten, mit welchen er umgeben war, mit der Wohlgeſtalt der unüberwindlichen Lukrezia, und ſein Herz entſchied zu ihrem Vortheil.

Nach einer köſtlichen Ruhe, die er genoſſen hatte, wollte er ſich in aller Frühe wieder empfehlen und ſeine Reiſe weiter fortſetzen; aber die Frau vom Hauſe erſuchte ihn auf eine ſo verbindliche Art zu bleiben, und Signora Ughella bat mit einem ſo unwiderſtehlichen Blick, ihrer Mutter dieſe Gefälligkeit nicht zu verſagen, daß er Gehorſam leiſten mußte. Es fehlte nicht an mancherlei Zeitkürzungen und abwechſelnden Vergnügen, den Gaſt auf's angenehmſte zu unterhalten: man tafelte, promenirte, ſcherzte und koſete auf eine Art, daß der feine Höfling dadurch Gelegenheit bekam, ſich von dieſer Seite auf's vortheilhafteſte zu zeigen. Abends gaben die Damen eine muſikaliſche Akademie, ſie waren insgeſammt der Tonkunſt wohl erfahren, und die wälſchen Kehlen bezauberten das Ohr des deutſchen Dilettanten. Zuweilen wurde, unter der Begleitung einer Spitzharfe und Querflöte, ein kleiner Ball eröffnet, und im Tanzen ſuchte Graf Ulrich ſeinen Meiſter. Seine Geſellſchaft ſchien den Damen eben ſo angenehm zu ſeyn, als ihm die ihrige behagte, und wie das geſellſchaftliche Vergnügen ſich immer lieber mit einem kleinen Zirkel, als mit dem läſtigen Geräuſch zahlreicher Aſſembleen vereinbaret; auch Vertraulichkeit das Band der Zunge dort leichter löſt, und der traulichen Offenherzigkeit den Zugang geſtattet: ſo gewannen die Geſpräche zwiſchen Wirthin und Gaſt, da ſie ſich nicht über die Gemeinplätze der Wetterbeobachtungen, der Moden und politiſchen Angelegenheiten hinwälzten, täglich mehr Anziehendes und Zutrauliches.

An einem Morgen nach dem Frühſtück luſtwandelte die Signora mit ihrem noch unbekannten Gaſte im Garten, und führte ihn abſeits in eine

Laube. Sie hatte, ſeit der erſten Bekanntſchaft mit dem Fremdling, eine geheime Schwermuth an ihm bemerkt, welche der wonnige Aufenthalt in ihrem kleinen Tempe nicht hatte vermindern können. Signora war ein Frauenzimmer, ſo klug und verſtändig ſie auch war, konnte ſie doch das Attribut ihres Geſchlechts, den Hang zur Neugierde, mit aller Weisheit nicht verleugnen; und ſo ſehr, nach dem beglaubten Zeugniß ihrer Kräuterfrau, die unſichtbaren Geiſter unter dem Himmel ihr zu Gebote ſtehen mochten, ſo hatten ſie, allem Vermuthen nach, von dem fremden Gaſte im Hauſe ihr nichts veroffenbaret. Sie wußte nicht, wer er war, von wannen er kam und wo er hingedachte, und alles das wünſchte ſie gleichwohl zu wiſſen, ihre Neugier zu vergnügen. Alſo erſahe ſie die Gelegenheit, ihn auszuforſchen, und ſobald er ihr Verlangen merkte, war er willig und bereit, ſolchem Gnüge zu leiſten, und erzählte ihr mit hiſtoriſcher Treue ſeinen ganzen Lebenslauf, verſchwieg ihr auch nicht den Liebeshandel mit der ſtolzen Lukrezia, und ſchüttete ihr ſein ganzes Herz aus.

Dieſe Vertraulichkeit nahm ſie ſehr günſtig auf, erwiederte ſolche mit ähnlicher Offenherzigkeit, und offenbarte ihm ihre Hausangelegenheiten gleichfalls. Er erfuhr dadurch, daß ſie aus einem angeſehenen adeligen Geſchlecht aus Padua abſtamme, als eine frühzeitige Waiſe von ihren Vormündern ſey gezwungen worden, einen reichen Arzt von hohem Alter zu heirathen, der in natürlichen Geheimniſſen groſe Erfahrung gehabt; aber über den mißlungenen Prozeß, ſich zu verjüngen (welcher dem räthſelhaften Grafen Caglioſtro *), der Sage nach, beſſer geglückt hat, und ihm zu einem neſtoriſchen Alter von dreihundert Jahren verholfen haben ſoll), den Geiſt aufgegeben. Durch ihres Mannes Tod ſey ſie die Erbin eines beträchtlichen Vermögens und des Nachlaſſes ſeiner Schriften worden. Weil ihr eine zweite Verbindung einzugehen nie gelüſtet hätte, wäre ſie in der Einſamkeit ihres Witthums darauf verfallen, die Schriften des Erblaſſer's zu ſtudiren, wodurch es ihr gelungen ſey, verſchiedene, nicht gemeine Kenntniſſe in den verborgenen Wirkungen der Natur zu erlangen. Zugleich habe ſie die Arzneikunſt getrieben, und dadurch ſich einen ſolchen Ruhm erworben, daß die hohe Schule ihrer Vaterſtadt ihr den Doktorhut aufgeſetzt, und einen öffentlichen Lehrſtuhl zugeſtanden habe. Die natürliche Magie ſey inzwiſchen immer das Lieblingsfach ihrer Studien geweſen, weshalb das Volk ſie für eine Zauberin halte. Den Sommer pflege ſie, nebſt ihrer Tochter und deren Geſpielinnen, auf dieſem ange-

---

*) Wie die h. Inquiſition zu Rom dieſen in mehrern Rückſichten merkwürdigen Betrüger in der Folge enträthſelt hat, iſt allgemein bekannt. W.

nehmen Meierhofe zuzubringen, welchen ſie, um der Alpenkräuter willen, in den tyroliſchen Gebirgen erkauft habe; im Winter halte ſie ſich zu Padua auf, und lehre daſelbſt die Geheimniſſe der Natur. Ihr Haus ſey dort, um der jungen Lecker willen, allen Mannsperſonen verſchloſſen, ausgenommen der Hörſaal, der den Zöglingen des Hippokrates offen ſtehe. Auf dem Lande ſey ihr dagegen jeder Gaſt willkommen, der die Ruhe des Hauſes nicht ſtöre.

Die Signora lenkte hierauf wieder auf die unglückliche Liebe des Grafen ein, und ſchien gutmüthig an ſeinen Schickſalen Theil zu nehmen; inſonderheit konnte ſie ihm ihre Bewunderung nicht bergen, daß er der Undankbaren noch mit ſo feſter Anhänglichkeit ergeben ſey. Edler Graf, ſprach ſie, euch ſtehet ſchwerlich zu helfen, da ihr lieber der Liebe Schmerzen dulden, als die Süßigkeit der Rache ſchmecken wollt, die der Verſchmäheten Labſal iſt. Wenn ihr die Grauſame haſſen könntet, ſo wär' es leicht, euch ein Mittel anzuzeigen, wie ihr ſie zu Schande und Spott machen, und ihr zwiefach alles Unrecht, das ſie euch bewieſen hat, vergelten könntet. Ich weiß ein Limonadenpulver zu bereiten, das die Eigenſchaft hat, heiße Liebesglut in dem Herzen derjenigen Perſon gegen die anzufachen, von welcher der Liebesbecher dargereicht wird. Wenn eure Spröde nur mit den Lippen von dem Zaubertranke koſtete, würde alsbald ihr Herz gegen euch entbrennen; wenn ihr nun ſie eben ſo verächtlich von euch ſtießet, wie ſie euch gethan hat, euer Ohr ihren Liebkoſungen verſchlöſſet, und ihrer Seufzer und Thränen ſpottetet: ſo wäret ihr vor den Augen des deutſchen Kaiſerhofes und aller Welt an ihr gerochen. Wofern ihr aber den raſchen Minnetrieb nicht bezähmet hättet, und die ungeſtüme Flamme den brennbaren Zunder wieder entzündete, daß ihr die Unbeſonnenheit beginget, das untrennbare Bündniß mit der Sirene einzugehen: ſo würdet ihr eine Furie zum Weibe bekommen, die euer Herz mit der Schlangengeißel ihrer Wuth zerfleiſchte; denn wenn die Kraft des Pulvers verdünſtet iſt, bleibet Haß und Groll in der todten Kohle der ausgebrannten Leidenſchaft zurück. Wahre Liebe, die durch ſüße Einigung zwei gleich geſtimmte Seelen in einander ſchmelzt, bedarf keines Limonadenpulvers, die Gefühle der Zärtlichkeit zu erwärmen. Darum, wo ihr wahrnehmet, daß die feurigſte Liebe oft die kälteſten Ehegatten macht, möget ihr gedenken, daß nicht die Sympathie, ſondern das Limonadenpulver die Liebenden zuſammen gepaaret hat; es findet guten Vertrieb in eurem Vaterlande, und gehet ſtark über die Alpen.

Graf Ulrich bedachte ſich ein wenig und antwortete darauf: die Rache iſt ſüß, aber ſüßer noch die Liebe, welche mich an die Unerbittliche feſſelt. Ich empfinde das Beleidigende ihres Uebermuthes tief in meiner Seele, dennoch kann ich ſie nicht haſſen. Ich will ſie fliehen, wie eine Schlange, die mich verwundet hat, aber dieſen Muthwillen nicht rächen, ſondern ihr verzeihen, und ihr Bild, dieweil ich lebe, in meinem Herzen tragen. Die wälſche Dame machte die Bemerkung, daß die Empfindlichkeit ihres Volkes ſich anders arte, als die deutſche, und daß eine Beleidigung von der Art, nach ihres Landes Brauch und Sitte, unverzeihlich ſey. Doch billigte ſie des Grafen gutmüthige Denkungsart, und rieth ihm, mit einem ſo liebevollen Herzen lieber über das tyroliſche Gebirge zu den Füßen ſeiner Herzensgebieterin wieder zurückzueilen, und ihre Mißhandlungen zu erdulden, als das Vorhaben auszuführen, eine in ſeiner Lage unfruchtbare Wallfahrt zum heiligen Grabe zu thun. So gegründet er indeſſen dieſen guten Rath fand, ſo wenig bezeigte er Luſt, von dem einmal gefaßten Entſchluſſe abzuſtehen, worüber die kluge Frau ohne weitere Einrede lächelte.

Nach einigen Tagen kam er, ſich bei der freundlichen Wirthin und ihrer ſchönen Geſellſchafterin zu beurlauben, und ſie vergönnte ihm jetzt den Abzug nach ſeinem Gefallen. Am Vorabend des zur Reiſe anberaumten Tages waren die Damen alle ſehr heiter, ſelbſt die Signora, welche ihre Würde und Ernſthaftigkeit nicht leicht ablegte. Diesmal bezeigte ſie gleichwohl ein Verlangen, mit ihrem Gaſte zum

Valet noch eine Sarabande zu tanzen.« Der Graf hielt ſich dadurch ſehr geehrt, und that ſein Beſtes, ſich als ein guter Tänzer zu ſignaliſiren, welches der Dame ſo wohl zu gefallen ſchien, daß ſie die Touren des Tanzes mehrmals wiederholte, bis beide Parten ermüdet waren, und dem Grafen der Schweiß auf der Stirne ſtund. Als der Tanz geendiget war, führte ihn die flinke Tänzerin, unter dem Schein, ſich ein wenig zu verkühlen, in ein Kabinet beſonders, und nachdem ſie die Thür zugethan hatte, neſtelte ſie ihm, ohne ein Wort zu ſagen, das Wamms auf, welches den Grafen von der ehrſamen Frau Wunder nahm; doch ließ er es geſchehen, weil er in dem Augenblick nicht wußte, wie er ſich in dieſem Falle, der ihm noch bei keinem Frauenzimmer vorgekommen war, verhalten ſollte. Dieſer Verlegenheit machte ſich die Signora Dottorena zu Nutzen, touchirte mit gewandter Hand die Schulter des Grafen, rückte und drehete daran hin und her, und zog bald daraus etwas aus dem Wammes hervor, das ſie flugs in die Schublade einer Trube verbarg, die ſie ſogleich verſchloß. Die ganze Operation war in wenig Sekunden gethan, worauf die Tochter des Aeskulap den duldſamen Patienten vor den Spiegel führte und ſprach: Sehet da, edler Graf! die Bedingung, unter welcher die ſpröde Lukrezia euch den Beſitz ihres Herzens zugeſichert hat, iſt erfüllt. Meine Hand hat dem kleinen Makel eurer körperlichen Vollkommenheit abgeholfen; ihr ſeyd jetzt ſo ſchlank wie eine Tanne, und ſo gerade wie eine Kerze. Laßt eure Traurigkeit nun ſchwinden, und ziehet getroſten Muthes nach Goslar; denn der Eigenſinn des Fräuleins hat keinen Vorwand mehr, euch zu täuſchen.

Graf Ulrich ſtaunte ſeine eigene Geſtalt lange ſchweigend im Spiegel an, das Uebermaß der Verwunderung und Freude machte ihn jetzt ſo ſtumm, wie vorhin die Verlegenheit. Er ließ ſich auf ein Knie nieder, faßte die wohlthätige Hand, welche die Anomalie ſeines körperlichen Ebenmaßes ſo glücklich weggenommen hatte, und fand endlich Worte, die innigſte Dankbegierde ſeiner Wohlthäterin kund zu machen. Sie führte ihn wieder in den Saal zur Geſellſchaft zurück: Signora Ughella nnd ihre drei Geſpielinnen klatſchten vor Freuden in die Hände, da ſie den herrlichen jungen Mann erblickten, der nun ganz ohne Tadel war.

Vor Ungeduld, ſeine Rückreiſe anzutreten, konnte er die Nacht kein Auge ſchließen. Es gab für ihn kein heiliges Land mehr: ſeine Sinnen und Gedanken waren nur auf Goslar gerichtet. Er erwartete den Anbruch der Morgenröthe mit ſehnlichem Verlangen, verabſchiedete ſich von der Signora Dottorena und ihren Geſellſchafterinnen. Eilig beflügelte er die Füße des Roſſes durch den Stachel ſeiner ritterlichen Sporen, und trabte voll ſchmeichelhafter Hoffnung immer den Weg nach Goslar zurück. Die Sehnſucht, mit der ſchönen Lukrezia wieder einerlei Luft zu athmen, unter einem Dache zu hauſen, in einem Gemach zu tafeln, und den Schatten eines Baumes mit ihr zu theilen, ließ ihm nicht Zeit, an den lehrreichen Wahlſpruch des Kaiſer Auguſts zu gedenken: Eile, mit Weile! Als er bei Brixen die Bergſtraße herabritt, gleitete ſein Roſinant aus, und er that einen ſchweren Fall, daß er den Arm an einem Stein zerſchellete. Dieſer Aufenthalt auf der Reiſe bekümmerte ihn ſehr; er fürchtete, Lukrezia möchte in ſeiner Abweſenheit ihr Herz verſagt haben, von einem glücklichen Eroberer ſich zum Altare fortreißen laſſen und ſolchergeſtalt es ihm unmöglich machen, ſie beim Worte zu halten. Um ſich auf allen Fall ſicher zu ſtellen, ſchrieb er einen Brief an ſeine große Gönnerin, die Kaiſerin, worin er ihr authentiſchen Bericht von ſeinem Abenteuer und auch von dem erlittenen Unfall ertheilte, nebſt angefügter demüthiger Bitte, nichts davon bis zu ſeiner Ankunft laut werden zu laſſen, und ſchickte damit einen reitenden Boten eilends nach Hofe.

Ihrer Hoheit war aber das Talent der Verſchwiegenheit nicht verliehen: ein Geheimniß drückte ſie auf dem Herzen, wie ein enger Schuh auf dem Leichdorn. Daher machte ſie die empfangene Dopeſche beim nächſten Courtage der ſämmtlichen Antichamber kund, und da der erſte Kämmerling und Hofſchmeichler, aus Liebedienerei gegen die ſchöne Lukrezia, einen unterthänigen Zweifel in die Sache ſetzte, kommunizirte ſie ihm die species facti ad statum legendi im Original, um ſich von der Wahrheit zu überzeugen. Dadurch fiel die Relation auch in Graf Ruprechts Hände, der alsbald mit ſich zu Rathe ging, ob es nicht thunlich ſey, auf gleiche Weiſe der Bedingung des Fräuleins Gnüge zu leiſten, und dabei ſeinem Rival noch obendrein den Rang abzulaufen. Er berechnete die Zeit, welche muthmaßlich bis zur Wiederherſtellung des zerſchellten Armes ſeines Mitkompetenten erforderlich ſeyn dürfte, und fand, daß er den Weg von Goslar nach Roveredo, um der Signora Dottorena einen fliegenden Beſuch zu machen, und von ihr das beneficium restitutionis in integrum gleichmäßig zu erhalten, — Aufenthalt und Rückweg mit eingerechnet, — eher beendigen könne, wenn er ſich nur etwas ſpute, als die Wundärzte in Brixen ihren Patienten entlaſſen würden.

Gedacht, gethan! Er ließ ſeinen Wettrenner ſatteln, ſaß auf und machte den Ritt mit der Eilfertigkeit eines Zugvogels, der im Herbſte in einem andern Welttheile ein wärmeres Klima ſucht. Es koſtete wenig Mühe, den Aufenthalt der Dame, die er ſuchte, zu erfragen: ſie war allenthalben im

Lande wohl bekannt. In Ermangelung der Kräuterfrau introduzirte er ſich ſelbſt, unter dem Incognito eines irrenden Ritters, und genoß eben die freundliche Aufnahme ſeines Vorgängers. Der ſittſamen Hauspatrona mißfielen indeſſen gar bald des neuen Gaſtes freie Manieren, die vornehme Frechheit, die ihm aus den Augen ſahe, und ſein zuverläſſiger entſcheidender Ton; ob ſie ſich's gleich nicht merken ließ, und ſeiner höfiſchen Inſolenz mit vieler Schonung begegnete.

Es war ſchon einigemal des Abends kleiner Ball nach der muſikaliſchen Akademie gegeben worden, und Graf Ruprecht hatte immer gehofft, daß ihn die Signora auffordern würde; allein ſie ſchien keinen Geſchmack mehr am Tanzen zu finden, und gab eine bloſe Zuſchauerin dabei ab. Ungeachtet er keine Mühe ſparte, ihre Gunſt zu gewinnen, und die artigſten Schmeicheleien nach ſeiner Weiſe ihr verſagte: ſo wurden ſie doch ihrer Seits nur mit kalter Höflichkeit erwiedert. Dagegen ſchien ſein Glücksſtern bei Fräulein Ughella aufgegangen zu ſeyn, ihr Blick munterte ihn auf, dem Berufe zu folgen, welchen er als ein Hofjunker zu haben vermeinte, auf jeden Schleier, der ein Paar ſchmachtende Augen verbarg, Jagd zu machen, wie ein Seekaper auf jedes Segel, das in ſeinem Geſichtskreiſe wehet. Obgleich ſeine Figur nicht eben ſehr anziehend war, ſo war er doch die einzige Manneperſon in der Geſellſchaft auf dem Landhauſe, und aus Vorliebe für das andere Geſchlecht nahm es Donna Ughella, wenn ſie keine Vergleichung unter mehrern anſtellen konnte, eben nicht ſo genau mit der Körperform; ihr Herz mußte beſchäftiget ſeyn, wenn ſie nicht vor Langeweile ſterben ſollte. Graf Ruprecht konnte ihren Reizen nicht widerſtehen, und da er einer von den leichtſinnigen Kundleuten war, die ein Quintlein gegenwärtigen Genuß gern für einen Zentner zukünftige Hoffnung eintauſchen: ſo vergaß er der ſpröden Lukrezia, und erklärte einſtweilen die reizende Ughella für die Dame ſeines Herzens.

Die ſcharfſichtige Patrona entdeckte bald, daß ein Clodius in ihrer Villa das Heiligthum der Veſta verwirre; ſie empfand dieſes ſehr hoch, beſchloß dem Spiele ein Ende zu machen, und die Verletzung der Gerechtſame ihres Hauſes zu ahnden. Eines Abends proponirte ſie einen Ball, und forderte unverhofft den Paladin des Fräuleins zum Tanz auf. Dieſer Ehre hatte er ſich beinahe verziehen, deſto größer war die Freude, die er empfand, daß die Zeit der vermuthbaren Entbindung von ſeiner bisherigen Leibesbürde ihm ſo überraſchend kam. Er machte alle die Meiſterſchritte in der Tanzkunſt, die der eigenſinnige Veſtris der ſchönen Lilienkönigin zu verſagen ſich erdreuſtete, und für dieſe Künſtlerlaune eine wohlverdiente Baſtonade — nicht empfing, deren er ſo würdig war.

Nach geendigter Sarabande winkte Signora ihrem Tänzer, eben ſo wie vormals deſſen Vorgänger, in das an den Salon ſtoßende Kabinet ihr zu folgen, und voll der freudigſten Ahndung, folgte ihren Schritten Graf Ruprecht mit dem Höcker. Sie neſtelte ihm ebenfalls das Koller auf, welche etwas mißſtändige Handlung für eine ehrbare Frau ihn ſo wenig in Verlegenheit ſetzte, daß er ihrer geſchäftigen Hand vielmehr zu Hülfe kam. Flugs öffnete die Dottorena ihre Truhe, und zog aus einer Schublade eine Subſtanz hervor, die einem korpulenten Eyerkuchen ähnlich ſahe, ſchob ihm dieſe raſch in den Buſen und ſprach: Unbeſcheidener, nimm dies zur Ahndung des verletzten Gaſtrechts, winde dich wie ein Knauel, und runde dich wie ein Plauel! Indem ſie dieſes ſagte, öffnete ſie ein Riechfläſchchen, und ſprengte ihm eine narkotiſche Eſſenz in's Geſicht, davon er betäubt zurück auf einen Sofa ſank. Als er wieder zu einiger Beſinnung kam, fand er ſich von ägyptiſcher Finſterniß umgeben, die Wachskerzen waren erloſchen, und Alles um ihn her war leer und öde. Bald aber regte ſich was an der Thür, der Flügel that ſich auf, da trat ein hagres altes Weib herein mit einer brennenden Laterne, und leuchtete ihm unter die Augen, welche er alsbald, nach der Beſchreibung aus Graf Ulrichs Depeſche, für die Kräuterfrau der Signora Dottorena erkannte. Da er ſich vom Sofa erhob und inne ward, mit welchem anſehnlichen Zuwachs von Korpulenz er begabt war, gerieth er in Wuth und Verzweiflung, erfaßte die hagre Matrone beim Leibe und ſprach: Alte Unholdin, ſag an, wo iſt deine Frau, die ſchändliche Zauberin? daß ich mit dem Schwerte die an mir erwieſene Bosheit räche, oder ich erwürge dich hier auf der Stelle.

Lieber Herr, antwortete die Alte, erzürnet euch nicht über eine geringe Magd, die keinen Theil hat an der von ihrer Frau an euch verübten Schmach. Die Signora iſt nicht mehr hier, ſondern nebſt ihrem Gefolge, ſobald ſie aus dem Kabinet kam, davon gezogen. Unterfahet euch nicht, ſie aufzuſuchen, daß euch nicht noch etwas Aergeres widerfahre; wiewohl ihr ſie auch ſchwerlich finden würdet. Ertraget mit Geduld, was nicht zu ändern ſtehet. Die Signora iſt eine mitleidige Frau, wenn ſie ihren Unwillen gegen euch vergeſſen hat, und ihr nach Verlauf von drei Jahren wieder hier einſprecht und euch vor ihr demüthiget, kann ſie Alles, was ſie krumm gemacht hat, wieder ſo ſchlicht und gleich machen, daß ihr würdet durch einen Fingerreif ſchlüpfen können. Der wohlbepackte Laſtträger gab, nachdem ſeine Galle ausgetobt hatte, dieſem Vorſchlag Gehör, ließ ſich bei frühem Morgen von dem Meier und ſeinen Knechten in den Sattel heben, und ritt nach ſeiner Heimath, woſelbſt er im Verborgnen blieb, bis der Termin würde abgelaufen ſeyn, welchen ihm die botaniſche Sibylle zur Wiederausſöhnung mit ihrer Signora geſetzt hatte.

Graf Ulrich war indeſſen geneſen und zog triumphirend in Goslar ein; denn er trug keinen Zweifel, daß ſeine große Gönnerin bei der ſtolzen Lukrezia ſeine Rechte auf's beſte werde gewahret haben. Als er nach Hof ritt, der Kaiſerin aufzuwarten, war ein ſolcher Zulauf des Volks, die wunderbare Veränderung, die ſich dem Gerüchte nach an dem Grafen Ulrich mit dem Bühel ſollte begeben haben, in Augenſchein zu nehmen, daß eine ſchwarze Abgeſandtſchaft des Königs von Habiſſinien die Neugierde der löblichen Bürgerſchaft nicht mehr hätte reizen können. Die Kaiſerin empfing ihn mit allen Merkmalen ihrer Huld, und führte ihm das Fräulein wie eine Braut geſchmückt entgegen, um ſie aus ihrer Hand als einen Ritterdank, daß er der mißlichſten Bedingung Genüge geleiſtet, zu empfangen. Ihr Mund willigte in die Verbindung mit dem Grafen ein, und im Taumel des erſten Entzückens unterſuchte er nicht, ob dieſes Geſtändniß auch mit den Geſinnungen des Herzens übereinſtimme. Noch weniger hatte er daran gedacht, wovon er ſeiner zukünftigen Gemahlin ſtandesmäßigen Unterhalt verſchaffen würde, da ſeine Grafſchaft verpfändet war; oder welches Witthum er ihr in dem Ehekontrakt anweiſen könne. Er befand ſich in keiner geringen Verlegenheit, als die Kaiſerin, die ſich dieſer Freierei eifrigſt unterzog, ihn befragte, welche Gegenſteuer er dem Fräulein für den Brautſchatz verſchreiben wolle, womit ſie dieſelbe auszuſteuern gedächte; und er geſtund, daß er kein Eigenthum weiter beſitze, als ſein Ritterſchwert, welches er gegen die Feinde des Kaiſers alſo zu gebrauchen gedenke, daß es ihm Ruhm und Belohnung erwerben werde. Das Fräulein wurde befragt, ob ſie an dieſer idealiſchen Gegenſteuer ſich wolle genügen laſſen, und der Graf befürchtete ſchon, daß ſie einen neuen Vorwand dadurch ſuchen würde, der Verbindung zu entſchlüpfen. Aber ſeit der Wiederkehr des Grafen ſchienen ſich ihre Geſinnungen gegen den getreuen Amadis merklich geändert zu haben; ſie nahm das Wort und ſprach:

Ich bin nicht in Abrede, edler Graf, einer ſchweren Liebesprobe euch unterworfen zu haben. Dieweil ihr euch nun dadurch nicht von eurer Liebe abwendig machen laſſen, ſondern ſelbſt das Unmögliche möglich zu machen verſucht habt: ſo iſt es billig, daß ich mich in eure Hand ergebe, ohne eure Hoffnung länger aufzuhalten. Ich begehre kein andres Heirathsgut euch zuzubringen, als mein Herz, und das Bischen Armuth von dem Nachlaß meiner Mutter, wenn ſie dereinſt die Welt geſegnen wird; dagegen verlange ich auch keine Gegenſteuer oder

Leibgeding als das eure, welches ihr mir bereits zugeſaget habt. Die Kaiſerin und all ihr Hofgeſinde verwunderten ſich höchlich über dieſe edle Geſinnung des Fräuleins, und Graf Ulrich wurde dadurch innigſt gerührt. Er erfaßte ihre Hand, drückte ſie kräftig an ſeinen Buſen und ſprach: habt Dank, edles Fräulein, daß ihr meine Hand jetzt nicht verſchmähet: ich will ehrlich dran ſeyn, euch als mein Ehegemahl zu nähren, wie es einen Ritter ziemet, durch dieſe Fauſt und mein gutes Schwert.

Hierauf ließ die Kaiſerin den Biſchof rufen, das liebende Paar einzuſegnen, und auf ihre Koſten wurde das Beilager bei Hofe mit großem Pomp vollzogen. Nachdem das hochzeitliche Geräuſch vorüber war, die Heirath bei Hofe und in der Stadt lange genug bekrittelt und beſchwatzt, der neuen Ehe auch, nach Maßgabe der mancherlei Geſinnungen des theilnehmenden Publikums, die Nativität geſtellt war, und nun niemand mehr von den Neuvermählten Notiz nahm: gedachte Graf Ulrich an ſein Verſprechen, und rüſtete ſich, in's Heer zu ziehen, ſeiner Gemahlin ein Erbgut zu erwerben. Sie wollte ihn aber nicht entlaſſen und ſprach: im Spieljahr der Ehe kommt es euch zu, meinem Willen nachzuleben, hernach möget ihr das Haus regieren und thun, was euch gefällt. Jetzt begehr ich, daß ihr mich gen Bamberg zu meiner Mutter geleitet, daß ich ſie heimſuche, und daß ihr eure Schwieger als Eidam grüßet. Er antwortete: ihr habt wohl geredet, traute Gemahlin, euer Wille geſchehe.

Darauf machte ſich das edle Paar auf, und zog gen Bamberg, und in dem mütterlichen Hauſe war große Freude und viel Jubilirens bei der Ankunft der geliebten Gäſte. Das einzige, was dem Grafen daſelbſt nicht behagte, war, daß alle Morgen in der Nähe ſeines Schlafgemachs ein Huhn gackerte, das ihn aus dem Schlafe ſtörte, der in den Armen ſeiner zarten Gemahlin ſo ſüße war. Er konnte ſich nicht enthalten, ſeinen Verdruß darüber ihr zu eröffnen, und ſchwur dem Huhn den Hals umzudrehen, wenn er es in ſeine Gewalt bekäm. Lukrezia antwortete ihm lächelnd: mit nichten ſollt ihr das Hühnlein abwürgen, das jeden Tag ein friſches Ey legt, und dem Hauſe guten Gewinn bringt. Der Graf verwunderte ſich, wie eine verſchwenderiſche Hofdame ſo plötzlich in eine wirthſchaftliche Hausfrau ſich habe umwandeln können, und erwiederte auf dieſe Rede: ich habe euch meine Grafſchaft aufgeopfert, die ihr verſchleudert habt, Pfaffen und Nonnen damit zu mäſten, und ihr wollet mir nicht ein elendes Huhn zum Gegenopfer verleihen, daran erkenn' ich euch, daß ihr mich nicht liebet. Die junge Frau ſtreichelte ihrem Gemahl die vor Unwillen aufſchwellende Wange und ſprach: vernehmet, lieber Herzgeſpiel, daß dieſes Hühnlein, das eure Ruhe ſtöret, jeden Morgen ein goldnes Ey leget, darum iſt es meiner Mutter lieb und werth, ißt mit ihr aus der Schüſſel, und ſchläft bei ihr in der Kammer. Seit neunzehn Jahren hat es das Haus mit dieſen köſtlichen Eyern verſorgt. Daraus möget ihr urtheilen, ob ich um den Lohn der Kaiſerin Söldnerin war; ob mich der Eigennutz nach euren Geſchenken lüſtern machte, und ob ſie etwas über mein Herz vermochten. Ich nahm ſie, nicht um euch zu plündern, ſondern eure Liebe zu prüfen, und ſchüttete ſie in den Schoos der heiligen Kirche, um mich von dem Verdachte des Eigennutzes zu befreien. Ich wollte, daß die Liebe allein unſre Herzen verbinden ſollte, darum nahm ich eure Hand ohne Erbgut, uud gab euch die meine ohne Brautſchatz; nun ſoll's weder euch an der Grafſchaft, noch mir an der Ausſteuer fehlen.

Graf Ulrich erſtaunte über die Rede ſeiner Gemahlin: ſeine Seele ſchwankte zwiſchen Glauben und Zweifel. Um den ungläubigen Thomas zu überzeugen, rief ſie die Mutter herbei, offenbarte ihr, daß ſie das Eyergeheimniß an ihren Gemahl verrathen habe, und überließ es ihr, denſelben von der Wahrheit zu überführen. Die gute Mutter ſchloß ihre Truhen auf, und der verwunderte Eidam ſtund wie bezaubert da, als er den unermeßlichen Reichthum erblickte. Er geſtund, daß der Brautſchatz eines güldnen Eyerſegens ein herrlicher Fund für einen Grafen ohne Grafſchaft ſey; jedoch beſchwor er mit einem theuern Eide, daß aller Welt Schätze dem Uebermaß der Liebe gegen ſeine Gemahlin keinen Zuſatz zu geben vermöchten. In kurzem war die verpfändete Grafſchaft wieder eingelöſt, und noch eine andere dazu erkauft, ohne daß es ſeiner ritterlichen Talente zu dieſer Acquiſition bedurfte. Er ließ Wehr und Harniſch ruhen, und verlebte ſeine Tage in Ruhe, beim Genuß des unwandelbarſten Minneglücks; denn die ſchöne Lukrezia bewies durch ihr Beiſpiel, daß die ſpröden Schönen zuweilen die gefälligſten Gattinnen werden.

Melechſala *).

Vater Gregor, des Namens der Neunte auf Sanct Peters Stuhl, hatte in einer ſchlafloſen Nacht eine Inſpiration, nicht vom Geiſte der Weiſſagungen, ſondern der politiſchen Chikane, dem deutſchen Adler die Schwungfedern zu ſtutzen, damit er ſich nicht über das ſtolze Rom erheben möchte. Kaum beleuchtete die Morgenſonne den ehrwürdigen Vatikan, ſo klingelte ſchon Se. Heiligkeit dem aufwartenden Kämmerling, und befahl das heilige Kollegium zuſammen zu berufen, worauf Vater Gregor in pontificalibus eine feierliche Meſſe hielt, und nach deren Beendigung einen Kreuzzug proponirte, wozu

---

*) Oder die Sage vom Grafen Ernſt zu Gleichen und ſeinem zwei Frauen.

alle Kardinäle, die die weiſen Abſichten deſſelben leicht erriethen, und wohl merkten, wohin es mit der Heeresfahrt zur Ehre Gottes und dem gemeinſamen Wohl der werthen Chriſtenheit gemeinet ſey, ihren Aſſent gern und willig ertheilten.

Drauf zog ein ſchlauer Nuntius flugs hinab gen Neapel, wo Kaiſer Friedrich von Schwabenland damals Hof hielt, der trug zwo Büchſen in ſeiner Reiſetaſche, die eine war gefüllt mit dem ſüßen Honigſeim der Ueberredung, die andere mit Zunder, Stahl und Stein, damit den Bannſtrahl anzuzünden, wofern der ſtörriſche Sohn der Kirche dem heiligen Vater nicht ſchuldige Parition leiſten würde. Als der Legat zu Hofe kam, that er die ſüße Büchſe auf, und ſparte nichts an der glatten Latwerge. Aber Kaiſer Friedrich war ein feiner Züngler, dem widerte bald der Pillen-Geſchmack, der in der Süßigkeit verborgen lag; auch kneipte es ihm davon weidlich in den krauſen Därmen: drum verſchmähete er die betrügliche Leckerei und begehrte nichts mehr davon. Da that der Legat die andere Büchſe auf, und ließ einige Funken daraus ſprühen, die den kaiſerlichen Bart verſengten, und auf der Haut wie Neſſeln brannten. Daraus vermerkte der Kaiſer, daß ihm des heiligen Vaters Finger bald ſchwerer werden dürfte, als des Legaten Lenden waren; er legte ſich alſo zum Zweck, bequemte ſich zum Gehorſam, die Kriege des Herrn gegen die Ungläubigen im Orient zu führen, und betagte die Fürſten zur Heeresfahrt ins heilige Land. Die Fürſten thaten das kaiſerliche Gebot kund den Grafen, die Grafen entboten ihre Lehnsleute, die Ritter und Edlen; die Ritter rüſteten ihre Knappen und Knechte, alle ſaßen auf und verſammelten ſich jeder unter ſein Panier.

Nächſt der Bartholomäus-Nacht hat keine ſo viel Jammer und Noth auf Erden geſtiftet, als die, welche Gottes Statthalter auf Erden durchwachte, um einen verderblichen Kreuzzug zu gebären. Ach, wie viele heiße Thränen floſſen, als Ritter und Knecht abdrückten, und ihre Liebchen geſegneten! Eine herrliche Generation deutſcher Heldenſöhne verſchmachtete in den Lenden der auswandernden Väter, wie der Keimtrieb wuchernder Pflanzen in den ſyriſchen Wüſten, wenn der glühende Sirokko darüber wehet. Das Band von tauſend glücklichen Ehen wurde gewaltſam zerriſſen; zehntauſend Bräute hingen traurig ihre Kränze, wie die Töchter Jeruſalems, an die babyloniſchen Weiden, ſaßen da und weinten, und hunderttauſend reizende Mädchen wuchſen dem Bräutigam vergebens entgegen, blüheten wie ein Roſengarten in einem einſamen Kloſterzwinger, denn es war keine Hand da, die ſie pflückte, und welkten ohne Genuß dahin. Unter den ſeufzenden Gattinnen, denen die ſchlafloſe Nacht des heiligen Vaters den trauten Ehegemahl von der

Seite führte, waren auch Eliſabeth die Heilige, vermählte Landgräfin in Thüringen, und Ottilia, vermählte Gräfin von Gleichen, welche zwar nicht im Geruch der Heiligkeit ſtund, aber in Abſicht der Leibesgeſtalt und ihres tugendſamen Wandels keiner ihrer Zeitgenoſſinnen nachſtund.

Landgraf Ludwig, ein treuer Lehnsmann des Kaiſers, ließ ein gemeines Aufgebot ins Land ergehen, daß ſich ſeine Vaſallen zu ihm ſammeln und ihm ins Heerlager folgen ſollten. Allein die mehreſten ſuchten einen Vorwand, dieſe Fahrt in fremde Lande glimpflich von ſich abzulehnen. Einen plagte das Zipperlein, den andern der Stein; dem waren ſeine Roſſe gefallen, jenem die Rüſtkammer aufgebrannt. Nur Graf Ernſt von Gleichen, nebſt einer kleinen Schaar rüſtiger Kämpen, die frank und ledig waren, und Luſt hatten, ein fernes Abenteuer zu beſtehen, bewaffneten ihre Reiſigen und Knechte, gehorchten dem Gebot des Landgrafen, und führten ihr Volk auf den Sammelplatz. Der Graf war ſeit zwei Jahren vermählt, und während dieſes Zeitverlaufes hatte ihm ſeine liebreizende Gemahlin auch zwei Kinder zur Welt gebracht, ein Herrlein und ein Fräulein, die nach Beſchaffenheit dieſes rüſtigen Weltalters, ohne Beihülfe der Kunſt, ſo leicht und raſch waren geboren worden, wie der Thau aus der Morgenröthe; ein drittes Pfand der Liebe trug ſie noch unter dem Herzen, welches, um der päpſtlichen Nachtwache willen, der väterlichen Umarmung beim Eintritt in die Welt entbehren mußte. Ob ſich Graf Ernſt gleich ſtark machte wie ein Mann, ſo behauptete die Natur doch an ihm ihre Rechte, und er konnte die mächtigen Gefühle der Zärtlichkeit nicht verhehlen, als er beim Scheiden ſich mit Gewalt ſeiner weinenden Gemahlin aus den Armen wand. Indem er mit ſtummen Schmerz ſie verlaſſen wollte, drehete ſie ſich raſch nach dem Bettlein ihrer Kinder, riß das ſchlummernde Herrlein daraus hervor, drückt' es ſanft an ihre mütterliche Bruſt, und reicht' es mit bethräntem Blick dem Vater hin, um auch den väterlichen Abſchiedskuß auf die unſchuldsvolle Wange zu drücken. Eben ſo that ſie mit dem Fräulein. Das griff dem Grafen gewaltſam ans Herz, die Lippen fingen ihm an zu beben, der Mund verzog ſich ſichtbar in die Breite, wobei er laut aufſchluchzete, die Kinder an den ſtählernen Harniſch drückte, unter welchem ein ſehr weiches, empfindſames Herz ſchlug, ſie aus dem Schlafe küßte, und nebſt ſeiner hochgeliebten Gemahlin in den Schutz Gottes und aller Heiligen befahl. Wie er nun nebſt ſeiner reiſigen Schaar den krummen Burgweg von der hohen Veſte Gleichen herabzog, ſah ihm die Gräfin mit banger Wehmuth nach, ſo lange ſein Panier, worein ſie mit feiner Purpurſeide das rothe Kreuz geſtickt hatte, noch vor ihren Augen wehete.

Landgraf Ludwig war hocherfreut, da er den ſtattlichen Lehnsmann mit Rittern und Knappen unter Vortragung des Kreuzpaniers herantraben ſahe; aber wie er ihn ins Auge faßte, und den Trübſinn des Grafen wahrnahm, ward er zornig, denn er meinte, der Graf ſey flau und grämiſch über den Heereszug, und ihm nicht mit gutem Willen nachgezogen. Darum faltete ſich ſeine Stirn, und die landgräfliche Naſe ſchnaubte Unwillen. Graf Ernſt aber hatte einen feinen pathognomiſchen Blick im Auge, und merkte bald aus, was ſeinen Herrn wurmte, deshalb trat er ihn kecklich an und eröffnete ihm die Urſache ſeines Mißmuths. Das war Oel zum Eſſig des Unwillens; der Landgraf erfaßte mit biederer Traulichkeit die Hand ſeines Vaſallen und ſprach: Iſts alſo, lieber Getreuer, wie ihr ſagt, ſo drückt uns beide der Schuh an Einem Ort; Liesbeth, mein ehelich Gemahl, hat mir auch beim Valet das Herz eingeklemmt. Aber ſeyd gutes Muths, indem wir kämpfen, werden unſere Weiber daheim beten, daß wir mit Glorie und Ruhm zu ihnen zurückkehren. So war's damals Sitte im Lande; wenn der Mann zu Felde zog, blieb die Hausfrau in ihrem Kämmerlein ſtill und einſam, faſtete und betete, und that Gelübde ohn' Unterlaß für ſeine glückliche Heimkehr. Dieſer alte Brauch iſt aber nicht allerwärts mehr landüblich, wie die jüngſte Kreuzfahrt des deutſchen Kriegsvolks ins ferne Abendland, durch den reichlichen Familienzuwachs während der Abweſenheit der peregrinirenden Ehegenoſſen, davon manchen Beweis vor Augen geſtellt hat.

Die fromme Landgräfin empfand den Schmerz der Trennung von ihrem Gemahl eben ſo lebhaft, als ihre Schickſalsgenoſſin, die Gräfin von Gleichen. Ob ihr Herr, der Landgraf, gleich von etwas ſtürmiſchem Naturel war, ſo lebte ſie doch mit ihm in vollkommenſter Eintracht, und ſeine irdiſche Maſſe wurde von der Heiligkeit ſeiner frommen Betthälfte nach und nach dergeſtalt imbibirt, daß ihm ſogar einige freigebige Geſchichtſchreiber ſelbſt den Namen des Heiligen beilegen, wiewohl dieſer mehr für ein Ehrenwort, als für eine Realität bei ihm gelten kann, wie bei uns noch heut zu Tage das Beiwort des Großen, des Hochwürdigſten, des Hocherfahrnen, oder des Hochgelahrten, öfters auch nur eine äußere Randvergoldung andeutet. So viel ergiebt ſich aus allen Umſtänden, daß das erlauchte Ehepaar nicht immer in Ausübung der Werkheiligkeit harmonirte, und daß die Mächte des Himmels in die daher entſtehenden Ehedifferenzen ſich zuweilen einmiſchen mußten, den Hausfrieden aufrecht zu erhalten, wie folgendes Beiſpiel zu Tage legt. Die fromme Landgräfin hatte zu großem Verdruß ihrer Höflinge und der genäſchigen Edelknaben die Gewohnheit, die reichhaltigſten Schüſſeln von der landgräflichen Tafel für hungrige Bettler, die ihre Burg unabläſſig belagerten, aufzuſparen, und ſich das Vergnügen zu machen, wenn der Hof abgetafelt hatte, dieſe verdienſtliche Spende eigenhändig an die Armen auszutheilen. Das löbliche Küchamt führte nach höfiſcher Manier, vermöge welcher die Erſparniß im Kleinen die Verſchwendung im Großen immer ausgleichen ſoll, darüber von Zeit zu Zeit ſo nachdrückliche Klage, als wenn die ganze Landgrafſchaft Thüringen Gefahr lief, von dieſen magern Gäſten rein aufgezehrt zu werden, und der Landgraf, der gern ökonomiſirte, hielt dieſe Spende für ein ſo wichtiges Objekt, daß er ſeiner Gemahlin dieſes chriſtliche Liebeswerk, das eigentlich ihr frommes Steckenpferd war, alles Ernſtes unterſagte. Eines Tages konnte ſie gleichwohl dem Triebe der Wohlthätigkeit, und der Verſuchung, den ehelichen Gehorſam dadurch zu verletzen, nicht widerſtehen. Sie winkte ihren Frauen, die eben abtrugen, einige unberührte Schüſſeln und einige Laiblein Brod von Waizenmehl konterband zu machen. Alles das ſammelte ſie in ein Körbchen, und ſtahl ſich damit durch das Felſenpförtchen aus der Burg heraus.

Aber die Laurer hatten das ſchon ausgekundſchaftet und es dem Landgrafen verrathen, welcher an allen Ausgängen des Schloſſes fleißig aufpaſſen ließ. Da ihm nun angeſagt wurde, ſeine Gemahlin ſey wohlbeladen zum Seitenpförtchen hinausgeſchlüpft, kam er ſtattlich über den Schloßhof daher geſchritten, und trat auf die Zugbrücke, gleichſam um freie Luft zu ſchöpfen. Ach! da hörte die fromme Landgräfin ſeine goldnen Sporen klingen. Alsbald befiel ſie Furcht und Schrecken, daß ihr die Kniee zitterten und ſie nicht fürder gehen konnte. Sie verbarg das Viktualienkörbchen, ſo gut als möglich, unter die Schürze, die beſcheidene Decke der weiblichen Reize und Schalkheit. Aber ſo gegründete Privilegien dieſes unverletzbare Aſyl gegen Mauthner und Zöllner haben mag, ſo iſt es doch keine eherne Mauer für einen Ehemann; der Landgraf merkte Unrath, kam mit Eile herzu, ſeine bräunlichen Wangen röthete der Zorn, und die Kolleráder trat mächtig an der Stirn hervor. Weib, ſprach er mit raſchem Ton, was trägſt du in dem Korbe, welchen du mir verbirgſt? Iſts nicht der Abhub meiner Tafel, womit du das loſe Geſindel der Lungerer und Bettler fütterſt? Mit nichten, lieber Herr, antwortete die fromme Landgräfin züchtiglich, aber gar beklommen, die in gegenwärtiger kritiſchen Lage, ihrer Heiligkeit unbeſchadet, eine Nothlüge für wohl erlaubt hielt, es ſind eitel Roſen, die ich in dem Burgzwinger gepflückt habe. Wäre der Landgraf unſer Zeitgenoß geweſen, ſo hätt' er ſeiner Dame auf ihr Ehrenwort glauben und von aller weitern Unterſuchung abſtehen müſſen;

doch ſo geſchliffen war die raſche Vorwelt nicht. Laß ſehen, was du trägſt, ſprach der gebieteriſche Eheherr, und riß mit Ungeſtüm der Zagenden die Schürze weg. Das ſchwache Weib konnte ſich gegen dieſe Gewaltthätigkeit nur zurückweichend vertheidigen: Thut doch gemach, lieber Herr! gegenredete ſie, und erröthete vor Schaam, daß ſie vor ihrem Hofgeſinde auf einer Lüge ſollte gefunden werden. — Aber o Wunder über Wunder! das corpus delicti hatte ſich wirklich in die ſchönſten aufblühenden Roſen verwandelt; aus den Semmeln waren weiße, aus den Schlackwürſten purpurfarbene, und aus den Eierkuchen waren gelbe Roſen worden. Mit freudigem Staunen nahm die heilige Frau dieſe wunderbare Verwandlung wahr, wußte nicht, ob ſie ihren Augen glauben ſollte, denn ſie hatte ſelbſt ihrem Schutzheiligen ſo viel Politeſſe nicht zugetraut, zum Vortheil einer Dame ein Wunder zu bewirken, wenn's drauf ankommt, einen ſtrengen Ehemann zu hintergehen und eine weibliche Nothlüge bei Ehren zu erhalten.

Dieſer augenſcheinliche Beweis der Unſchuld beſänftigte den erzürnten Löwen. Er wendete nun ſeine furchtbaren Blicke auf die beſtürzten Hofſchranzen, welche ſeiner Meinung nach die fromme Landgräfin unſchuldig verläumdet hatten, ſchalt ſie heftig aus, und that einen theuern Schwur, den erſten Ohrenbläſer, der ſeine tugendſame Gemahlin wieder bei ihm verunglimpfen würde, alsbald in das Verließ werfen, und darin peinlich verſchmachten zu laſſen. Hierauf nahm er eine der Roſen und ſteckte ſie zum Triumph der Unſchuld auf den Hut. Die Geſchichte meldet aber nicht, ob er den folgenden Tag eine verwelkte Roſe oder eine Schlackwurſt darauf fand; indeß berichtet ſie, daß die heilige Eliſabeth, ſobald ihr Herr mit dem Kuß des Friedens ſie verlaſſen und ſie ſich vom erſten Schrecken erholt hatte, getroſten Muthes nach dem Anger, wo ihre Pfleglinge, die Lahmen und Blinden, die Nackenden und Hungrigen ihrer warteten, den Berg hinab gewandelt ſey, dort ihre gewöhnlichen Spenden auszutheilen. Denn ſie wußte wohl, daß die wunderthätige Täuſchung dort wieder verſchwinden werde, wie denn wirklich geſchah: da ſie ihr Viktualienmagazin öffnete, fand ſie keine Roſen mehr, wohl aber die nahrhaften Brocken darin, die ſie den höfiſchen Tellerleckern aus den Zähnen gerückt hatte.

Ob ſie nun wohl, da ihr Herr ins heilige Land zog, ſeiner ſtrengen Aufſicht erlediget wurde, und freie Macht und Gewalt bekam, Liebeswerke im Geheim oder öffentlich, wie und wenn es ihr gefiel, auszuüben: ſo liebte ſie doch den gebieteriſchen Ehgemahl ſo treu und aufrichtig, daß ſie ſich ohne innigſte Betrübniß nicht von ihm ſcheiden konnte. Ach, es ahndete ihr wohl, daß ſie ihn in dieſem Erdenleben nicht wiederſehen würde. Und mit dem

Genuß im Zukünftigen ſtund's auch gar mißlich. Dort behauptete eine kanoniſirte Heilige einen ſo hohen Rang, daß alle übrigen Seelen gegen ſie nur ſeliger Pöbel ſind.

So hoch auch der Landgraf in dieſer Unterwelt geſtellt war: ſo war's doch noch immer die Frage, ob er in den Vorhöfen des Himmels würdig erfunden würde, an dem Teppich ihres Throns zu knieen, und die Augen gegen ſeine geweſene Bettgenoſſin aufheben zu dürfen. So viel Gelübde ſie auch that; ſo viel gute Werke ſie ausübte; ſo viel ihre Vorbitte ſonſt bei allen Heiligen galt: ſo wenig vermochte ihr Kredit im Himmel das Lebensziel ihres Gemahls auch nur um eine Spanne-lang weiter hinauszurücken. Er ſtarb auf dieſer Heeresfahrt, in der beſten Blüthe des Lebens, an einem böſen Fieber zu Hydrunt, ehe er noch das ritterliche Verdienſt ſich erworben hatte, einen Sarazenen bis auf den Sattelknopf zu ſpalten. Als er ſich zur Hinfahrt anſchickte, und es an dem war, daß er die Welt geſegnen ſollte, berief er unter den umſtehenden Dienern und Vaſallen Graf Ernſten zu ſich ans Sterbebette, ernennte ihn an ſeiner Statt zum Anführer des Häufleins der Kreuzfahrer, die ihm gefolget waren, und nahm einen Eid von ihm, nicht wieder heimzukehren, er habe denn dreimal gegen die Ungläubigen das Schwert gezückt. Hierauf empfing er vom Reiſekapellan das heilige Viatikum, verordnete ſo viel Seelmeſſen, daß er und ſein ganzes Gefolge daran genug gehabt hätte, um mit Pomp in das himmliſche Jeruſalem einzuziehen, und verſchied. Graf Ernſt ließ den erbleichten Leichnam ſeines Herrn einbalſamiren, verſchloß ihn in eine ſilberne Truhe, und ſchickte ihn der verwittweten Landgräfin zu, die um ihren Ehgemahl Leide trug, wie eine römiſche Kaiſerin; denn ſie legte die Trauerkleider nicht wieder ab, dieweil ſie lebte.

Graf Ernſt von Gleichen förderte die Wallfahrt ſo ſehr er konnte, und gelangte mit den Seinigen glücklich im Heerlager bei Ptolemais an. Hier fand er freilich mehr eine theatraliſche Vorſtellung des Krieges, als einen ernſthaften Feldzug. Denn wie auf unſern Schaubühnen, bei der Vorbildung eines Heerlagers, oder einer Feldſchlacht, nur im Vordergrunde wenig Zelte ausgeſpannt ſind, und eine kleine Zahl von Schauſpielern mit einander ſcharmützeln; in der Ferne aber viele gemalte Gezelte oder Geſchwader die Illuſion befördern und das Auge täuſchen, indem alles blos auf einen künſtlichen Betrug der Sinnen abgeſehen iſt: ſo war auch die Kreuzarmee eine Mixtur von Fiction und Realität. Von den zahlreichen Heldenſchaaren, die aus ihrem Vaterlande auswanderten, gelangte immer nur der kleinſte Theil bis an die Grenzen des Landes, auf deſſen Eroberung ſie ausgingen. Die wenigſten fraß das Schwert der Sarazenen. Dieſe Unglaubigen hatten mächtige Bundesgenoſſen, die ſie dem feindlichen Heer weit über die Grenze entgegenſchickten, und die wacker darunter aufräumten, ob ſie gleich weder Lohn noch Dank für ihre guten Dienſte erhielten. Das waren namentlich Hunger, Blöße, Fährlichkeit zu Land und Waſſer und unter böſen Brüdern; Froſt und Hize, Peſt und böſe Beulen; auch das peinliche Heimweh fiel zuweilen wie ein ſchwerer Alp auf die ſtählernen Harniſche, preßte ſie wie geſchmeidige Pappe zuſammen, und ſpornte die Roſſe zur flüchtigen Heimkehr. Unter dieſen Umſtänden hatte Graf Ernſt wenig Hoffnung, ſo eilfertig als er wohl wünſchte ſeiner Zuſage Gnüge zu thun, und ſein ritterliches Schwert dreimal gegen die Sarazenen blitzen zu laſſen, bevor er an den Rückzug ins Vaterland gedenken durfte. Drei Tagereiſen rings ums Lager her ließ ſich kein arabiſcher Bogenſchütze blicken, die Ohnmacht des Chriſtenheeres lag hinter Bollwerk und Schanzen verborgen, und wagte ſich nicht daraus hervor, den fernen Feind aufzuſuchen, ſondern harrete auf die zögernde Hülfe des ſchlummernden Papſtes, der ſeit der ſchlafloſen Nacht, welche den Kreuzzug angeſponnen hatte, einer ungeſtörten Ruhe genoß, und ſich um den Erfolg des heiligen Krieges wenig kümmerte.

In dieſer Unthätigkeit, die dem Heere der Chriſten eben ſo unrühmlich war, als weiland die dem

Heere der Griechen vor dem blutigen doch muthigen Troja, wo der Held Achill mit ſeiner Bundesbrüderſchaft ſo lange um ſeine ſchöne Beiſchläferin Briſeis maulte, trieb die chriſtliche Ritterſchaft im Lager groß Wohlleben und Kurzweil, die müßige Zeit zu tödten und die Grillen zu verſcheuchen; die Wälſchen mit Sang und Saitenſpiel, wozu die leichtfüßigen Franzoſen hüpften; die ernſten Hiſpanier mit dem Bretſpiel; die Britten mit dem Hahnenkampf, die Deutſchen mit Schwelgen und Zechgelagen.

Graf Ernſt, der an all dieſem Zeitvertreib wenig Gefallen trug, erluſtigte ſich mit der Jagd, bekriegte die Füchſe in der dürren Wüſte, und verfolgte die ſchlauen Felsgemſen in den verbrannten Gebirgen. Die Ritter von ſeinem Gefolge ſcheueten die glühende Sonne am Tage, und die feuchte Nachtluft unter dieſem fremden Himmel, und ſchlichen ſich ſeitab, wenn ihr Herr aufſatteln ließ: daher pflegte ihm nur ſein getreuer Schildknappe, der flinke Kurt genannt, und ein einzelner Reiſiger auf die Jagd zu folgen. Einſtmals hatte ihn die Neigung, den Gemſen nachzuklettern, ſo weit geführt, daß die Sonne ſchon ins Mittelmeer tauchte, ehe er an den Rückzug gedachte und ſo ſehr er ſich auch ſputete das Lager zu erreichen, ſo überfiel ihn doch die Nacht, ehe er dahin gelangte. Eine Erſcheinung trüglicher Irrlichter, welche er für die

Wachtfeuer des Lagers hielt, entfernte ihn noch weiter davon. Da er ſeines Irrthums inne ward, beſchloß er unter einem Feldbaume bis zu Tagesanbruch zu raſten. Der getreue Knappe bereitete ſeinem ermüdeten Herrn ein Lager von weichem Moos, der von der Hitze des Tages abgemattet einſchlief, ehe er die Hand erhob, ſich nach Gewohnheit mit dem heiligen Kreuz zu ſegnen. Aber dem flinken Kurt kam kein Schlaf in die Augen; er war von Natur ſo wachſam wie ein Nachtvogel, und wenn ihm auch das Talent der Wachſamkeit nicht wäre verliehen geweſen, ſo würde ihn die treue Sorgfalt für ſeinen Herrn munter erhalten haben. Die Nacht war, wie es dem Klima von Aſien gewöhnlich iſt, hell und klar, die Sterne funkelten in reinem Brillantenlicht, und feierliche Stille, wie im Thale des Todes, herrſchte in der weiten Einöde. Kein Lüftchen athmete, demungeachtet goß die nächtliche Kühlung Leben und Erquickung auf Pflanzen und Thiere. Aber um die dritte Nachtwache, da der Morgenſtern den kommenden Tag verkündete, erhob ſich ein Getöſe in düſterer Ferne, gleich einem rauſchenden Waldſtrom, der ſich über einen jähen Abſturz herabwälzt. Der wachſame Knappe horchte hoch auf, und ging auch mit ſeinen übrigen Sinnen auf Kundſchaft aus, da ſein ſcharfes Auge den Schleier der nächtlichen Dämmerung zu durchdringen nicht vermochte. Er horchte und windete zugleich, wie ein Spürhund, denn ihn wehete ein Geruch an, wie der von wohlriechenden Kräutern und zerquetſchten Grashalmen; auch ſchien das befremdende Getöſe ſich immer mehr zu nähern. Er legte das Ohr auf die Erde, und vernahm ein Trappeln wie von Roſſes Hufen, welches ihn auf die Vermuthung brachte, das wilde Heer ziehe vorüber. Da überliefs ihn mit einem kalten Schauer und wandelte ihn große Furcht an. Er rüttelte deshalb ſeinen Herrn aus dem Schlafe, und dieſer merkte bald, nachdem er ſich ermuntert hatte, daß hier ein anderes als ein geſpenſtiſches Abenteuer zu beſtehen ſey. Indem der Reiſige die Pferde aufzäumte, ließ er ſich in aller Eil waffnen.

Die dunkeln Schatten ſchwanden nun allgemach, und der herannahende Morgen färbte den Saum des öſtlichen Horizonts mit ſeinem Purpurlichte. Da ſah der Graf, was er geahndet hatte, einen Haufen Sarazenen heranziehen, alle wohlgerüſtet zum Streit, um eine Beute von den Chriſten zu erjagen. Ihren Händen zu entfliehen, war keine Möglichkeit, und der wirthbare Baum im weiten Blachfelde gab keinen Schutz, Roß und Mann dahinter zu verbergen. Zum Unglück war der große Gaul kein Hippogryph, ſondern ein ſchwerbeleibter Friesländer, dem vermöge ſeiner Struktur das wünſchenswerthe Talent, ſeinen Herrn auf den

Fittichen der Winde davon zu tragen, nicht verliehen war. Darum befahl der mannliche Held ſeine Seele in den Schutz Gottes und der heiligen Jungfrau, und faßte den Entſchluß, ritterlich zu ſterben. Er gebot ſeinen Dienern ihm zu folgen, und ihr Leben ſo theuer zu verkaufen als ſie könnten. Hierauf ſtach er den Friesländer wacker an und ſetzte mitten in das feindliche Geſchwader, welches ſich eines ſo plötzlichen Angriffs von einem einzelnen Ritter nicht verſahe. Die Unglaubigen erſchraken und ſtoben auseinander, wie leichte Spreu, die der Wind zerſtreuet. Da ſie aber inne wurden, daß der Feind nicht ſtärker ſey als drei Halme, wuchs ihnen der Muth, und es begann ein ungleiches Gefechte, wo die Tapferkeit der Menge unterlag. Der Graf tummelte ſich indeſſen wacker auf dem Kampfplatz herum, die Spitze ſeiner Lanze blitzte Tod und Verderben auf die feindlichen Heerſchaaren, und wenn ſie ihren Mann faßte, ſo flog er unwiderſtehbar aus dem Sattel. Selbſt den Anführer des ſarazeniſchen Pulks, der grimmig auf ihn einrennte, ſtreckte der mannfeſte Arm des Grafen zu Boden, und durchſtach ihn, da er ſich wie ein Wurm im Sande wälzte, mit der ſieggewohnten Lanze, wie der Ritter St. Georg den ſcheußlichen Lindwurm. Der flinke Kurt hielt ſich nicht minder hurtig. Ob er wohl zum Angriff nicht taugte, ſo war er doch ein Meiſter im Nachhauen, und hieb alles in die Pfanne, was ſich nicht zur Wehre ſetzte, wie ein Kunſtrichter, der das wehrloſe Geſinde der Krüppel und Lahmen abwürgt, die ſich jetzt ſo dreiſte auf die litterariſche Stechbahn wagen; und wenn auch zuweilen ein matter Invalide mit großem Grimm, wie ein erboſter Pasquillanten- und Rezenſentenjäger, aus entnervter Fauſt einen Stein gegen ihn ſchleuderte, ſo ließ er ſich das nicht anfechten: denn er wußte wohl, daß ſeine eiſerne Sturmhaube nebſt dem Harniſch einen mäßigen Wurf wohl ertragen konnte. Auch der Reiſige that ſein Beſtes, reine Bahn um ſich her zu machen, und hielt dabei ſeines Herrn Rücken frei. Wie aber neun Bremſen das ſtärkſte Pferd, vier Stiere der Kaffern einen afrikaniſchen Löwen, und, gemeiner Sage nach, eine Mäuſerotte einen Erzbiſchof überwältigen und bezwingen können, davon der Mäuſethurm im Rhein, laut Hübnern, kundig Zeugniß giebt: ſo wurde der Graf von Gleichen, nach einem ritterlichen Gefechte, von der Zahl der Feinde auch endlich übermannet. Sein Arm ermüdete, die Lanze war zerſplittert, das Schwert geſtümpft, und ſein Roß ſtrauchelte auf dem mit Feindesblut getünchten Schlachtfelde. Des Ritters Fall war die Looſung des Sieges, hundert rüſtige Arme ſtürmten auf ihn ein, das Schwert ihm zu entringen, und ſeine Hand hatte zum Widerſtande keine Kräfte mehr. So bald der flinke Kurt den Ritter fallen ſah, entfiel ihm auch der

Muth und zugleich der Streithammer, mit dem er die Sarazenenſchädel ſo meiſterlich zerhämmert hatte. Er ergab ſich auf Diskretion und bat flehentlich um Quartier. Der Reiſige ſtand in dumpfen Hinbrüten da, verhielt ſich leidend, und erwartete mit ſtieriſcher Gleichmüthigkeit den Schlag einer Streitkolbe auf ſeine Sturmhaube, die ihn zu Boden ſtürzen würde.

Die Sarazenen waren indeſſen menſchlichere Sieger, als die Ueberwundenen hoffen durften; ſie begnügten ſich die drei Kriegsgefangenen zu entwaffnen, ohne ihnen am Leibe Schaden noch Leid zu thun. Dieſe milde Schonung war eben keine Regung der Menſchenliebe, ſondern nur Kundſchafterbarmherzigkeit: von einem erſchlagenen Feinde iſt nichts auszuforſchen, und die Abſicht der ſtreifenden Horde war eigentlich, von dem Zuſtande des chriſtlichen Herres bei Ptolemais ſichere Kundſchaft einzuziehen. Nachdem die Gefangenen verhört waren, wurden ihnen, nach aſiatiſchem Kriegsgebrauch, die Sklavenfeſſeln angelegt, und weil eben ein Schiff nach Alexandrien ſegelfertig lag, ſchickte ſie der Bey von Asdod zum Soldan von Aegypten, um am Hofe ihre Ausſage von der Beſchaffenheit der chriſtlichen Heeresmacht zu beſtätigen. Das Gerücht von der Tapferkeit des wackern Franken war bereits vor ſeiner Ankunft, bis zu den Thoren von Groß-Kairo erſchollen, und ein ſolcher ſtreitbarer Kriegsgefangener hätte in der feindlichen Hauptſtadt wohl eben die pompöſe Aufnahme verdienet, welche der zwölfte April dem Galliſchen Seehelden*) in London erwarb, wo die frohe Königsſtadt ſich wetteifernd bemühete, dem Ueberwundenen die Ehre des Brittiſchen Triumphs empfinden zu laſſen; doch der muſelmänniſche Eigendünkel läßt fremdem Verdienſt keine Gerechtigkeit widerfahren. Graf Ernſt wurde in dem Aufzuge eines Baugefangenen, mit ſchweren Ketten belaſtet, in den vergitterten Thurm geſperrt, wo die Sklaven des Soldans pflegten aufbewahrt zu werden. Hier hatte er Zeit und Muße, in langen peinlichen Nächten und einſamen traurigen Tagen das eherne Schickſal ſeines zukünftigen Lebens zu überdenken; und es gehörte eben ſo viel Muth und Standhaftigkeit dazu, unter dieſen Kontemplationen nicht zu erliegen, als ſich mit einer ganzen Horde ſtreifender Araber auf dem Schlachtfelde herumzutummeln. Oft ſchwebte das Bild ſeiner ehemaligen häuslichen Glückſeligkeit ihm vor Augen, er dachte an ſeine holde Gemahlin und an die zarten Sproſſen keuſcher Liebe. Ach! wie verwünſchte er die unglückliche Fehde der heiligen Kirche mit dem Gog und Magog in Orient, die ihn des glücklichen Looſes ſeines Erdenlebens beraubt, und an unauflösliche Sklavenketten gefeſſelt hatte! In dieſen Augenblicken war er oft der Verzweiflung nahe, und es fehlte wenig, daß ſeine Frömmigkeit an dieſer Klippe der Anfechtung nicht ſcheiterte.

---

*) Graf von Graſſe.

Zu Lebzeiten Graf Ernſts von Gleichen trieb ſich unter den Anekdotenjägern eine abenteuerliche Geſchichte herum, von Herzog Heinrich dem Löwen, die damals, als eine bei Menſchengedenken vorgefallene Begebenheit, im ganzen deutſchen Reiche großen Glauben fand. Der Herzog, ſo erzählt die Volksſage, wurde auf ſeiner Wallfahrt über Meer in's heilige Land durch einen ſchweren Sturm an eine unbewohnte afrikaniſche Küſte verſchlagen, wo er von ſeinen Unglücksgenoſſen allein dem Schiffbruch entrann, und in der Höhle eines gaſtfreien Löwen Obdach und Zuflucht fand. Die Gutmüthigkeit des grauſamen Bewohners der Höhle hatte aber eigentlich nicht ihren Sitz im Herzen, ſondern in der linken Hintertatze: er hatte ſich auf der Jagd in den libyſchen Wüſten einen Dorn eingetreten, der ihm ſo viel Schmerzen machte, daß er ſich weder regen noch bewegen konnte, und darüber ſeiner natürlichen Freßbegierde ganz vergaß. Nach gemachter Bekanntſchaft und gewonnenem wechſelſeitigen Zutrauen, vertrat der Herzog bei dem König der Thiere die Stelle eines Aeſkulaps, und grub ihm mühſam den Dorn aus dem Fuße. Der Löwe wurde heil, und eingedenk der ihm von ſeinem Gaſt erwieſenen Wohlthat, verpflegte er dieſen auf's beſte von ſeinem Raube, und war ſo freundlich und zuthätig gegen ihn als ein Schooshund.

Der Herzog wurde aber der kalten Küche ſeines vierfüßigen Wirthes gar bald überdrüßig, und ſehnte ſich nach den Fleiſchtöpfen ſeiner ehemaligen Hofküche; denn er wußte das ihm zugetheilte Wildpret nicht ſo niedlich zuzurichten, als vordem ſein Mundkoch. Da überfiel ihm das Heimweh gar mächtig, und weil er keine Möglichkeit ſah, jemals in ſeine Erblande zurück zu kehren, betrübte ihn das in der Seele alſo, daß er ſichtbar verkümmerte wie ein wunder Hirſch. Da trat der Verſucher mit der bekannten, an wüſten Oertern ihm gewöhnlichen Unverſchämtheit zu ihm, in Geſtalt eines kleinen ſchwarzen Männleins, welches der Herzog beim erſten Anblick für eine Orang-Utang hielt; es war aber unſer Herregotts-Affe, der Satanas, leibhaftig, grinſete ihn an und ſprach: Herzog Heinrich, was jammerſt du? So du mir vertraueſt, will ich all deinem Kummer ein Ende machen und dich heimführen zu deinem Gemahl, daß du noch heut Abend neben ihr im Schloß zu Braunſchweig tafelſt, denn es iſt dort ein herrlich Abendmahl zugerichtet; ſintemal ſie mit einem andern hochzeitet, dieweil ſie ſich deines Lebens verziehen hat.

Dieſe Depeſche rollte wie ein Donnerſchlag in des Herzogs Ohren, und ſchnitt ihm wie ein zweiſchneidiges Schwert durch's Herz. Wuth brannte in ſeinen Augen wie Feuerflammen, und in ſeiner Bruſt tobte Verzweiflung. Will mir der Himmel nicht, dacht' er in dieſem kritiſchen Augenblicke, ſo mag die Hölle rathen! Das war eine von den verfänglichen Situationen, welche der ausgelernte pſychologiſche Tauſendkünſtler ſo meiſterhaft zu nutzen weiß, wenn ihm die Werbung um eine Seele, auf die er lüſtern iſt, gelingen ſoll. Der Herzog legte, ohne ſich lange zu bedenken, die güldnen Sporen an, gürtete das Schwert um die Lenden, und machte ſich reiſefertig. Hurtig Geſell, ſprach er, führe mich und dieſen meinen getreuen Löwen gen Braunſchweig, ehe noch der freche Buhl mein Bett beſteigt. Wohl! antwortete der Schwarzbart, aber weißt du auch, welcher Lohn mir für die Ueberfahrt gebührt? Fordere was du willſt, ſprach Herzog Heinrich, es ſoll dir auf's Wort gewähret ſeyn. Deine Seele auf Sicht bis in jene Welt, antwortete Beelzebub. Es ſey! Schlag ein! rief tobende Eiferſucht aus Heinrichs Munde.

Sonach war der Kontrakt zwiſchen beiden Theilhabern in beſter Form Rechtens geſchloſſen. Der hölliſche Weih verwandelte ſich augenblicklich in einen Vogel Greif, faßte in eine Kralle den Herzog, in die andere den getreuen Löwen, und führte beide in einer Nacht vom libyſchen Geſtade gen Braunſchweig, die hochgebaute Stadt, auf der feſten Erdſcholle des Harzes, welche ſelbſt die lügenhafte Prophezeihung des Zellerfelder Sehers zu erſchüttern nicht gewagt hat; dort ſetzte er ſeine Bürde wohlbehalten mitten auf dem Marktplatz ab und verſchwand, als eben der Wächter in's Horn ſtieß, um die Mitternachtsſtunde abzurufen, und ein verjährtes Brautlied aus der rauhen Mummenkehle zu karjöhlen. Der herzogliche Pallaſt und die ganze Stadt flimmerte noch, wie der geſtirnte Himmel, von der hochzeitlichen Beleuchtung, und auf allen Straßen war Lerm und Getöſe des frohlockenden Volkes, das herzuſtrömte, die geſchmückte Braut und den feierlichen Fackeltanz, der das Vermählungsfeſt beſchließen ſollte, zu begaffen. Der Aeronaut, der von ſeiner weiten Luftreiſe keine Ermüdung ſpürte, drängte ſich mitten im Volksgetümmel durch den Eingang des Pallaſtes, trat mit klingenden Sporen, unter Geleitſchaft des getreuen Löwen, in's Tafelgemach, zückte das Schwert und ſprach: Heran wer treu bei Herzog Heinrich hält, und auf Verräther Fluch und Dolch! Zugleich brüllte der Löwe, wie wenn ſieben Donner ihre Stimme hören laſſen, ſchüttelte die furchtbare Mähne, und reckte zornmüthig den Schwanz zum Zeichen des Angriffs empor. Die Zinken und Poſaunen verſtummten und ein grauſendes Schlachtgetöſe rauſchte von dem Gewühl im Brautſaal zum gothiſchen Gewölbe hinauf, davon die Mauern dröhnten und die Schwellen bebten.

Der goldgelockte Hochzeiter und die bunte Schmetterlingsſchaar ſeiner Höflinge fielen unter dem Schwert des Herzogs, wie die tauſend Philiſter unter dem Eſelskinnbacken in der benervten Fauſt des Sohnes Manoah, und wer dem Schwerte entging, der lief dem Löwen in den Rachen, und wurde abgewürgt wie ein wehrloſes Lamm. Nachdem der zudringliche Freier nebſt der Geſpanſchaft ſeiner Edeln und Diener aufgerieben war, und Herzog Heinrich ſein Hausrecht auf eben ſo ſtrenge Manier gebraucht hatte, wie ehedem der weiſe Odyſſeus gegen den Buhlerklubb der keuſchen Penelope, ſetzte er ſich wohlgemuth zu ſeiner Gemahlin an Tafel, die von dem Todesſchrecken, das er ihr gemacht hatte, eben anfing ſich wieder zu erholen. Indem er ſich die Speiſen ſeiner Mundköche wohl ſchmecken ließ, die nicht für ihn zugerichtet waren, warf er einen triumphirenden Blick auf die neue Eroberung, und ſahe daß ſich die Herzogin in räthſelhaften Thränen badete, welche eben ſo gut auf Verluſt als Gewinn ſich ausbeuten ließen. Indeſſen erklärte er ſie, als ein Mann der zu leben wußte, lediglich zu ſeinem Vortheil, und verwies ihr nur mit liebreichen Worten die Uebereilung ihres Herzens, worauf er von Stund an wieder in alle ſeine Rechte trat.

Dieſe ſonderbare Geſchichte hatte ſich Graf Ernſt auf dem Schooße ſeiner Amme gar oft erzählen laſſen, nachher aber bei reiferm Alter die Wahrheit derſelben, als ein heller Kopf, bezweifelt. Allein in der traurigen Einöde des vergitterten Thurms bildete ſich ihm das Alles wohl als möglich vor, und ſein ſchwankender Ammenglaube gedieh beinahe zur Ueberzeugung. Ein Tranſito durch die Luft ſchien ihm die leichteſte Sache von der Welt zu ſeyn, wenn der Geiſt der Finſterniß in ſchauervoller Mitternacht ſeinen Fledermausfittich darzu herleihen wollte. Ungeachtet er vermöge ſeiner religiöſen Grundſätze keinen Abend verabſäumte, ein großes Kreuz vor ſich zu ſchlagen, ſo regte ſich doch ein geheimes Verlangen in ſeiner Seele, das nämliche Abenteuer zu beſtehen, ob er gleich dieſen Wunſch ſich ſelbſt nicht eingeſtand. Wenn indeſſen eine wandernde Maus zwiſchen der Vertäfelung der Wände zur Nachtzeit kraſpelte, wähnte er flugs, der hölliſche Proteus ſignaliſire ſeine dienſtfertige Ankunft, und zuweilen brachte er ſchon in Gedanken den Frachtakkord mit ihm vorläufig in Richtigkeit. Allein außer der Illuſion eines Traumes, die ihm die ſchwindelnde Luftreiſe in's deutſche Vaterland vorgaukelte, hatte der Graf von ſeinem Ammenglauben keinen Gewinn, als daß er mit dieſem Gedankenſpiel ein Paar leere Stunden ausfüllete, und, wie ein Romanleſer, ſich in die Stelle des auftretenden Helden verſetzte. Warum ſich aber Meiſter Abbadon ſo unthätig bewies, da es doch auf eine Seelenkaperei ankam, und nach allen Umſtänden die

Entrepriſe gelingen mußte, davon läßt ſich eine oder die andere triſtige Urſache angeben. Entweder war der Schußpatron des Grafen wachſamer, als der, welchem Herzog Heinrich die Obhut ſeiner Seele anvertrauet hatte, und wehrte kräftig ab, daß der böſe Feind keine Macht noch Gewalt an ihm finden konnte; oder dem Geiſte, der in der Luft herrſcht, war der Speditionshandel in dieſem ſeinem Elemente dadurch verleidet, daß er von Herzog Heinrich um die ſtipulirte Fracht dennoch geprellt wurde. Denn da es mit ihm zum Abdrücken kam, hatte des Herzogs Seele ſo viel gute Werke auf ihrer Rechnung, daß die Zeche auf dem hölliſchen Kerbholz dadurch reichlich getilget wurde.

Während daß Graf Ernſt in romantiſchen Grillen, einen ſchwachen Schein von Hoffnung zur Erledigung aus dem düſtern Gitterthurme träumte, und auf wenig Augenblicke ſeines Kummers und Unmuths dabei vergaß, brachten die heimkehrenden Diener der harrenden Gräfin die Botſchaft zurück, ihr Herr ſey aus dem Lager verſchwunden, ohne daß ſie zu ſagen wußten, welches Abenteuer ihm zugeſtoßen ſey. Einige muthmaßten, er ſey der Raub eines Drachen oder Lindwurms worden; andere, ein verpeſtetes Lüftlein habe ihn in den ſyriſchen Wüſteneien angewehet und getödtet; noch andere, er ſey von einer arabiſchen Räuberbande geplündert und gemordet oder gefangen weggeführet worden. Darin kamen alle überein, daß er pro mortuo zu achten, und die Gräfin ihrer ehelichen Gelübde quitt und ledig ſey. Sie beweinte ihren Herrn auch wirklich als einen Todten. Und als ihre verwaiſten Kindlein in der Unbefangenheit ihres Herzens ſich der ſchwarzen Käpplein freueten, die ihnen Mama hatte machen laſſen, den guten Vater, deſſen Verluſt ſie noch nicht fühlten, darin zu betrauern: ſo jammerte es ihr in der Seele, und ihre Augen zerfloſſen in Thränen vor wehmuthsvoller Betrübniß. Aber eine geheime Ahndung ſagte ihr demungeachtet, der Graf ſey noch am Leben. Sie erſtickte dieſen Gedanken, der ihr ſo wohl that, auch keineswegs in ihrem Herzen: denn Hoffnung iſt doch die kräftigſte Stütze der Leidenden und der ſüßeſte Traum des Lebens. Um dieſe zu unterhalten, rüſtete ſie im Geheim einen treuen Diener aus, und ſchickte ihn auf Kundſchaft über Meer in's heilige Land. Der ſchwebte, wie der Rabe aus der Arche, über den Gewäſſern hin und her, und ließ weiter nichts von ſich hören. Drauf ſendete ſie einen andern Boten aus, der kam nach ſieben Jahren, nachdem er Land und Meer durchzogen hatte, wieder heim, ohne daß er das Oelblatt guter Hoffnung im Schnabel trug. Gleichwohl zweifelte die ſtandhafte Frau im Geringſten nicht, ihr Herr ſey noch im Lande der Lebendigen anzutreffen; denn ſie vertraute feſt darauf, ein ſo zärtlicher, getreuer Gatte könne unmöglich aus der

Welt geſchieden ſeyn, ohne bei dieſer Kataſtrophe an ſein Weib und ſeine Kindlein daheim zu gedenken, und ein Anzeichen ſeines Abſchieds aus der Welt zu geben. Aber es hatte ſich, ſeit dem Abzuge des Grafen im Schloſſe, nicht geeignet, weder in der Rüſtkammer durch Waffengeräuſch, noch auf dem Söller durch einen rollenden Balken, noch im Bettgemach durch einen leiſen Wandeltritt, oder durch einen herzhaften Stiefelgang. Auch hatte keine nächtliche Wehklage von der hohen Giebelzinne des Pallaſtes ihre Nänie herabgetönet, noch das berüchtigte Vögelein Kreideweiß ſeinen grauſenvollen Todtenruf hören laſſen. Aus der Abweſenheit aller dieſer Anzeichen von böſer Bedeutung ſchloß ſie nach den Grundſätzen der weiblichen Vernunftlehre *), die bei dem zarten Geſchlechte, auch noch in unſern Tagen, lange nicht ſo ſehr in Verfall gerathen iſt, als Vater Ariſtoteles Organon bei dem männlichen, daß ihr vielgeliebter Ehegemahl noch lebe, und wir wiſſen, daß dieſe Konkluſion ihre gute Richtigkeit hatte. Daher ließ ſie ſich den unfruchtbaren Erfolg der beiden erſten Entdeckungsreiſen, deren Zweck ihr wichtiger war, als uns die Aufſuchung der ſüdlichen Polarländer, keineswegs abſchrecken, den dritten Apoſtel in alle Welt zu ſenden. Dieſer war von träger Gemüthsart, hatte

---

*) Rockenphiloſophie, nach einem vergröberten Ausdruck.

ſich das Sprüchlein wohl bemerkt: zum Laufen hilft nicht ſchnell ſeyn; darum hielt er bei jedem Wirthshaus an, und that ſich gütlich. Und da er es ungleich bequemer fand, die Leute, bei welchen er des Grafen wegen Nachfrage halten ſollte, zu ſich kommen zu laſſen, als ihnen in der weiten Welt nachzuſpüren und ſie aufzuſuchen: ſo ſtellte er ſich an einen Poſten, wo er alle Paſſanten aus dem Orient, mit der inſolenten Forſchbegierde eines Zöllners am Schlagbaume, examiniren konnte; das war der Hafen an der Waſſerſtadt Venedig. Dieſer war damals gleichſam das allgemeine Thor, durch welches die Pilger und Kreuzfahrer aus dem heiligen Lande in ihre Heimath zurückkehrten. Ob der ſchlaue Mann das beſte oder das ſchlechteſte Mittel wählte, ſeiner aufhabenden Funktion Gnüge zu leiſten, das wird ſich in der Folge zeigen.

Nach einer ſiebenjährigen Kuſtodie, in dem engen Gewahrſam des vergitterten Thurms zu Groß-Kairo, die dem Grafen ungleich länger deuchtete, als den heiligen Siebenſchläfern ihr ſiebenzigjähriger Schlaf in den römiſchen Katakomben, vermeinte er von Himmel und Hölle verlaſſen zu ſeyn, und verzieh ſich gänzlich ſeines Leibes Erlöſung aus dieſem trübſeligen Käfig, in welchem er des wohlthätigen Anblicks der Sonne entbehren mußte, und wo das gebrochene Tageslicht nur kümmerlich durch ein enges, mit eiſernen Stäben verwahrtes Fenſter einfiel.

Sein Teufelkroman war lange zu Ende, und das Vertrauen auf die wunderthätige Hülfe ſeines Schutzheiligen wog kein Senfkorn auf. Er vegetirte mehr, als daß er lebte, und wenn er in dieſem Zuſtande noch einen Wunſch gebären konnte, ſo war es der, vernichtet zu ſeyn.

Aus dieſem lethargiſchen Taumel weckte ihn plötzlich das Raſſeln von einem Schlüſſelbund vor der Thür ſeiner Klauſe. Seit dem Eintritt in dieſelbe hatte der Kerkermeiſter das Amt der Schlüſſel hier nicht wieder verwaltet; denn alle Bedürfniſſe des Gefangenen gingen durch eine Klappe in der Thür aus und ein, daher gehorchte das verroſtete Schloß dem Kapital erſt nach langem Widerſtand, vermittelſt der Lockſpeiſe des Baumöls. Aber das Knarren der eiſernen Bänder an der aufgehenden Thür, die ſich ſchwerfällig um den Angel bewegten, war dem Grafen ein lieblicher Ohrenſchmauß ſchmelzender Harmonieen, gleichwie von Schöpfer Franklins Harmonika. Ein ahndungsvolles Herzklopfen ſetzte ſein ſtockendes Blut in Umlauf, und er erwartete mit ungeduldigem Verlangen die Botſchaft von der Veränderung ſeines Schickſals; übrigens war es ihm gleichgültig, ob ſie ihm Tod oder Leben verkünden würde. Zwei ſchwarze Sklaven traten mit dem Kerkermeiſter herein, die auf deſſen Wink dem Gefangenen die Feſſeln abnahmen, und ein anderer ſtummer Wink des ernſten Graubarts gebot dem Entledigten ihm zu folgen. Er gehorchte mit wankenden Schritten, die Füße verſagten ihm den Dienſt, und er bedurfte der Unterſtützung der beiden Sklaven, um die ſteinerne Wendeltreppe hinab zu taumeln. Man führte ihn vor den Hauptmann der Gefangenen, der ihn mit ſträflichem Geſicht alſo anredete: Hartnäckiger Frank, warum haſt du verheimlichet, welcher Kunſt du erfahren ſeyſt, da du in den Gitterthurm geleget wurdeſt? Einer deiner Mitgefangenen hat dich verrathen, daß du ein Meiſter ſeyſt der Gärtnerei. Gehe, wohin dich der Wille des Soldans ruft, richte einen Garten an nach der Weiſe der Franken, und pflege ſein wie deines Augapfels, daß die Blume der Welt darin luſtig blühe, zum Schmuck des Orients.

Wenn der Graf nach Paris zum Rektor der Sorbonne wär' vocirt worden, ſo hätte ihn dieſer Beruf nicht mehr befremden können, als der, die Funktion eines Luſtgärtners beim Soldan von Aegypten zu verwalten. Er verſtand von der Gärtnerei ſo wenig, als ein Laie von den Geheimniſſen der Kirche. Zwar hatte er in Wäſchland und Nürnberg viel Gärten geſehen, denn daſelbſt brach die Morgenröthe der Gartenkunſt zuerſt in Deutſchland an, ob ſich gleich der Gartenluxus der Nürnberger damals nicht viel höher, als auf eine Boßelbahn und den Anbau des römiſchen Kopfſalats erſtreckte. Aber um die Anlage der Gärten, um die Pflanzenkunde und um die Baumzucht hatte er, nach Standesgebühr, ſich niemals bekümmert, noch ſeine botaniſche Kenntniß ſo weit getrieben, daß er von der Blume der Welt Notiz genommen hätte. Er wußte auch nicht, nach welcher Methode ſie wollte behandelt ſeyn; ob ſie, wie die Aloe, durch die Kunſt, oder, wie eine gemeine Ringelblume, allein durch die wirkſame Natur zum Flor müſſe gebracht werden. Gleichwohl wagte er es nicht, ſeine Unwiſſenheit zu bekennen, oder das ihm zugedachte Ehrenamt auszuſchlagen, aus gegründeter Beſorgniß, durch eine Baſtonade auf die Fußſohlen von ſeiner Amtstüchtigkeit überzeugt zu werden.

Es wurde ihm ein angenehmer Park angewieſen, welchen er zu einem europäiſchen Luſtgarten umſchaffen ſollte. Dieſer Platz hatte entweder von der freigebigen Muttek Natur, oder von der Hand der ältern Kultur eine ſo glückliche Anlage und Ausſchmückung empfangen, daß der neue Abdolonymus mit aller Anſtrengung ſeiner Sinne keinen Fehl oder Mangel daran wahrnehmen konnte, der einer Verkeſſerung bedurft hätte. Zudem erweckte der Anblick der lebendigen und wirkſamen Natur, deſſen er ſeit ſieben Jahren in dem düſtern Kerker hatte entbehren müſſen, ſeine ſtumpfe Sinnlichkeit auf einmal ſo mächtig, daß er aus jeder Grasblume Entzücken einſog, und Alles um ſich her mit Wonnegefühl betrachtete, wie der erſte Menſchenvater im Paradieſe, dem auch der kritiſche Gedanke nicht einkam, etwas an dem Garten Gottes meiſtern zu wollen. Der Graf befand ſich daher in keiner geringen Verlegenheit, wie er mit Ehren des ihm geſchehenen Auftrags ſich entledigen wollte; er beſorgte, jede Veränderung würde den Garten einer Schönheit berauben, und wenn er als ein Stümper erfunden würde, dürfte er wohl wieder in den Gitterthurm wandern müſſen.

Da ihn nun der Scheik Kiamel, Oberintendant der Gärten und Favorit des Soldans, fleißig antrieb, das Werk zu beginnen, forderte er funfzig Sklaven, deren er zur Ausführung ſeines Entwurfs benöthiget ſey. Des folgenden Tages bei frühem Morgen waren ſie alle zur Hand, und paſſirten die Muſterung vor ihrem neuen Befehlshaber, der noch nicht wußte, wie er einen einzigen beſchäftigen ſollte. Aber wie groß war ſeine Freude, als er den flinken Kurt und den ſchwerfälligen Reiſigen, ſeine beiden Unglücksgefährten, unter dem Haufen anſichtig wurde. Ein Centnerſtein fiel ihm dadurch vom Herzen, das Schwermuthsfältchen verſchwand von der Stirn, und ſeine Augen wurden wacker, als wenn er ſeinen Stab in Honigſeim getaucht und davon gekoſtet hätte. Er nahm den getreuen Knappen beiſeits, und offenbarte ihm unverhohlen, in welches heterogene Element er durch den Eigenſinn des Schickſals ſey verſchlagen worden, worin er weder zu ſchwimmen, noch zu baden wiſſe; auch ſey's ihm unbegreiflich, welcher räthſelhafte Mißverſtand ſein angebornes Ritterſchwert mit dem Spaten verwechſelt habe. Nachdem er ausgeredet hatte, fiel der flinke Kurt mit naſſen Augen ihm zu Füßen, erhob ſeine Stimme und ſprach: Verzeihung, lieber Herr! Ich bin Urſächer eurer Bekümmerniß und eurer Befreiung aus dem ſchändlichen Gitterthurm, der euch ſo lange Zeit gefangen hielt. Zürnet nicht, daß euch der unſchuldige Betrug eures Knechtes daraus errettet hat, freuet euch vielmehr, daß ihr Gottes Sonne wieder über eurem Haupte leuchten ſehet. Der Soldan begehrte einen Garten nach der Weiſe der Franken, und ließ kund thun allen gefangenen Chriſten, die im Bazam waren, der ſolle hervortreten und großen Lohns gewärtig ſeyn, ſo ihm das Beginnen gedeihen würde. Das unterwand ſich nun keiner von allen; ich aber gedachte an eure ſchwere Haft. Da gab mir ein guter Geiſt den Lug ein, euch für einen Meiſter in der Gärtnerei zu verkundſchaften, ſo mir auch trefflich gelungen iſt. Nun grämt euch nicht, wie ihr's anſtellen möget, mit Ehren zu beſtehen: dem Soldan lüſtet, nach der Weiſe der Großen in der Welt, nicht nach etwas Beſſerm, als er ſchon hat, ſondern nach etwas Anderm, das neu und ſeltſam ſey. Darum wüſtet und wühlet in dieſer herrlichen Aue nach eurem Gefallen, und glaubet mir, Alles, was ihr thut und vornehmet, wird in ſeinen Augen gut und recht ſeyn.

Dieſe Rede war das Rauſchen einer murmelnden Quelle in den Ohren eines ermatteten Wanderers in der Wüſte. Der Graf ſchöpfte daraus Labſal für ſeine Seele, und Muth, das mißliche Unternehmen ſtandhaft zu beginnen. Er legte auf gut Glück ohne Plan die Arbeiter an, und verfuhr mit dem wohlgeordneten, ſchattenreichen Park, wie ein Kraftgenie mit einem veralteten Autor, der in ſeine ſchöpferiſchen Klauen fällt, und ſich ohne Dank und Willen muß moderniſiren, das heißt, wieder lesbar und genießbar machen laſſen; oder wie ein neuer Pädagog mit der alten Lehrform der Schulen. Er warf bunt durch einander, was er vorfand, machte Alles anders und nichts beſſer. Die nutzbaren Fruchtbäume rottete er aus, und pflanzte Rosmarin und Baldrian, auch ausländiſche Hölzer oder geruchloſe Amaranthen und Sammetblumen an ihre Stelle. Das gute Erdreich ließ er ausſtechen, und den nackten Boden mit buntfarbigem Kies überführen, welchen er ſorgfältig feſtſtampfen und ebnen ließ, wie eine Dreſchtenne, daß kein Gräslein darin wurzeln konnte. Den ganzen Platz ſchied er in mancherlei Terraſſen, die er mit einem Raſenſaum umfaßte, und zwiſchendurch ſchlängelten ſich wunderbar gewundene Blumenbeete, in mancherlei grotesken Figuren, die in einem ſtinkenden Buchsbaumſchnörkel ausliefen. Weil auch der Graf, vermöge ſeiner botaniſchen Unkunde, die Zeit zu ſäen und zu pflanzen nicht in Obacht nahm: ſo ſchwebte ſeine Gartenanſtalt lange Zeit zwiſchen Tod und Leben, und hatte das Anſehen eines Kleideranſatzes à feuille mourante.

Scheik Kiamel und ſelbſt der Soldan ließen den abendländiſchen Gartenſchöpfer gewähren, ohne durch ihre Dazwiſchenkunft oder ihr diktatoriſches Gutachten ihm das Konzept zu verrücken, und durch zu frühzeitige Kritteleien den Gang des Gartengenieweſens zu unterbrechen. Und daran thaten ſie weislicher, als unſer vorlautes Publikum, das von der bekannten philanthropiſchen Eckerſaat nach ein Paar Sommern gleich hohe Eichen erwartete, aus welchen ſich Maſtbäume zimmern ließen; da doch die Pflanzung noch ſo zart und ſchwach war, daß ſie eine einzige kalte Nacht hätte zu Grunde richten können. Aber nun beinahe in der Mitte der zweiten ablaufenden Dekade von Jahren, da die Erſtlingsfrüchte wohl müßten überreif ſeyn, wär's wohl an der Zeit und Stunde, daß ein deutſcher Kiamel mit der Frage hervorträt: Pflanzer, was ſchaffſt du? Laß ſehen, was dein Rejolen und das laute Getöſe deiner Schuttkarren und Radeberren gefruchtet hat? Und wenn denn die Pflanzung ſo da ſtünde, wie die im Gleichiſchen Garten zu Groß-Kairo, mit trauerndem Blatt: ſo hätte er wohl Fug und Macht, nach billiger Würdigung der Sache, wie der Scheik ſtillſchweigend den Kopf zu ſchütteln, zwiſchen den Zähnen hindurch über den Bart zu ſpucken, und bei ſich zu gedenken: ſonach hätt's auch können beim Alten gelaſſen werden. Denn eines Tages, da der Luſtgärtner ſeine neue Schöpfung mit Wohlgefallen überſah, ſelbſt über ſich kunſtrichterte und urtheilte, das Werk lobe den Meiſter, und im Ganzen genommen ſey Alles beſſer ausgefallen, als er ſelbſt anfangs geglaubt hätt.; indem er ſein ganzes Ideal vor Augen hatte, nicht nur ſah, was da war, ſondern auch, was noch daraus werden konnte, trat der Oberintendant und Favorit des Soldans in den Garten und ſprach: Frank, was ſchaffſt du? Und wie weit iſt es mit deiner Arbeit gediehen? Der Graf merkte wohl, daß ſein Kunſtprodukt jetzt werde eine ſtrenge Cenſur paſſiren müſſen; indeſſen war er auf dieſen Fall längſt vorbereitet. Er nahm alle Gegenwart des Geiſtes zuſammen, und ſprach mit Zutrauen auf ſein Händewerk: Komm Herr und ſiehe! Dieſe vormalige Wildniß hat der Kunſt gehorcht, und iſt nach dem Ideal des Paradieſes zu einem Luſtrevier umgeſchaffen worden, welches die Houris *) nicht verſchmähen würden zum Aufenthalt zu wählen. Der

---

*) Die Geſellſchafterinnen der frommen Muſelmänner in jener Welt.

Scheik, der einen angeblichen Künſtler mit ſolcher ſcheinbaren Wärme und Genügſamkeit von der Ausübung ſeiner Talente ſprechen hörte, und dem Meiſter der Kunſt in ſeiner Sphäre doch tiefere Einſichten zutrauen mußte, als ſich ſelbſt, hielt das Geſtändniß ſeines Mißbehagens an der ganzen Anſtalt zurück, um ſeine Unwiſſenheit nicht blos zu geben; war ſo beſcheiden, ſolches ſeiner Unkunde des ausländiſchen Geſchmacks zuzuſchreiben, und die Sache ſelbſt auf ihrem Werth und Unwerth beruhen zu laſſen. Gleichwohl konnte er ſich nicht enthalten, einige Fragen zu ſeiner Belehrung an den Gartenſatrapen gelangen zu laſſen, worauf dieſer ihm die Antwort nicht ſchuldig blieb.

Wo ſind die herrlichen Fruchtbäume geblieben, fing der Scheik an, die auf dieſer Sandebene ſtunden, von rothen Pfirſchen und ſüßen Limonien belaſtet, die das Auge ergötzten, und den Luſtwandelnden zum erfriſchenden Genuß einladeten?

„Sie ſind insgeſammt bei der Erde weggehauen, daß ihre Stätte nicht mehr zu finden iſt."

Und warum das?

„Ziemt ſich ſolcher Troß von Bäumen wohl in dem Luſtgarten des Soldans, die der gemeinſte Bürger von Kairo in ſeinem Garten hegt, und von deren Früchten ganze Eſelsladungen zum Verkauf ausgeboten werden?"

Was bewog dich, den luſtigen Dattel- und Tamarinden-Hain zu verwüſten, der des Wanderers Schutz war bei ſchwüler Mittagsglut, und ihm unter dem Gewölbe ſeiner belaubten Aeſte Schatten und Erquickung gab?

„Was ſoll der Schatten einem Garten, der, ſo lange die Sonne feurige Strahlen ſchießet, verödet und einſam iſt, und nur vom kühlen Abendwinde gefächelt, balſamiſche Wohlgerüche düftet?"

Aber bedeckte dieſer Hain nicht mit einem undurchdringlichen Schleier die Geheimniſſe der Liebe, wenn der Soldan, von den Reizen einer zirkaſſiſchen Sklavin bezaubert, ſeine Zärtlichkeit den eiferſüchtigen Augen ihrer Geſpielinnen verbergen wollte?

„Einen undurchſichtigen Schleier, die Geheimniſſe der Liebe zu bedecken, gewähret jene Laube, von Geißblatt und Epheuranken umſchlungen; oder dieſe kühle Grotte, in welcher ein kryſtallener Quell aus künſtlichem Felſen in ein Marmorbecken rauſcht; oder jener bedeckte Gang von Weinreben am Traubengeländer; oder der mit weichem Moos gepolſterte Sopha, in der ländlichen Schilfhütte am Fiſchteich, ohne daß dieſe Tempel verſchwiegener Zärtlichkeit ſchädlichem Gewürm und ſchwirrenden Inſekten zum Aufenthalt dienen, die wehende Luft abhalten oder die freie Ausſicht behindern, wie der dumpfe Tamarinden-Hain that."

Warum haſt du aber Salbei und Yſop, der auf der Mauer wächſt, dahin gepflanzet, wo vorher das köſtliche Balſamſtäudlein aus Mekka blühete?

„Weil der Soldan keinen arabiſchen, ſondern einen europäiſchen Garten wollte. In Wälſchland aber und in den deutſchen Gärten der Nürnberger reifen keine Datteln, noch gedeihet daſelbſt das Balſamſtäudlein aus Mekka.“

Gegen dieſes Argument ließ ſich keine Einwendung weiter machen. Da weder der Scheik, noch irgend einer der Heiden*) aus Kairo in Nürnberg geweſen war, ſo mußte er die Dollmetſchung des Gartens aus dem Arabiſchen in's Deutſche auf Treu und Glauben dahin nehmen. Nur konnte er ſich nicht bereden, daß die Gartenreformation nach dem Ideal des von dem Propheten den glaubigen Muſelmännern verheißnen Paradieſes ſollte ausgeführet ſeyn; und angenommen, daß es mit dieſer Angabe ſeine Richtigkeit hätte, verſprach er ſich von den Freuden des zukünftigen Lebens eben keinen ſonderlichen Troſt. Er konnte daher wohl nichts anders thun, als obenerwähntermaßen den Kopf ſchütteln, kontemplativiſch zwiſchen den Zähnen hindurch über den Bart ſpucken, und gehen, woher er gekommen war.

---

*) Zu Zeiten des Grafen von Gleichen war es gewöhnlich, alle Nichtchriſten, folglich auch die Muhammedaner, Heiden zu nennen.

Der Soldan, welcher damals über Aegypten herrſchte, war der wackere Malek al Aziz Othmann, ein Sohn des berühmten Saladins. Den Beinamen des Wackern hatte er mehr den Talenten für ſeinen Harem, als den Eigenſchaften des Gemüths zu verdanken; er hatte ſich in der Propagation ſeines Geſchlechtes ſo thätig und wacker bewieſen, daß, wenn jeder ſeiner Prinzen eine Krone hätte tragen ſollen, die Königreiche aller damals bekannten drei Welttheile nicht wären hinreichend geweſen, ſie damit zu verſorgen. Seit ſiebzehn Jahren aber war in einem heißen Sommer dieſe fruchtbare Quelle verſiegt. Fräulein Melechſala beſchloß die lange Reihe der ſoldaniſchen Deſcendenz, und nach dem einſtimmigen Zeugniß des Hofs war ſie das Kleinod in dieſem zahlreichen Blumengewinde und genoß auch reichlich des Vorrechts der letztgebornen Kinder, der Prädilektion vor allen andern. Hierzu kam, daß ſie die einzige lebende von allen Töchtern des Soldans war, und daß die Natur ſie mit ſo vielen Reizen ausgeſteuert hatte, daß dieſe ſelbſt das väterliche Auge entzückten. Denn das muß man überhaupt den orientaliſchen Prinzen laſſen, daß ſie in Regula es ungleich weiter in der weiblichen Schönheitskunde gebracht haben, als unſere abendländiſchen, die ihr unzuverläſſiges Kennerauge, was dieſen Punkt betrifft, von Zeit zu Zeit verrathen. Das Fräulein war der Stolz der ſoldaniſchen Familie, ſelbſt ihre Brüder wetteiferten in der Aufmerkſamkeit gegen die reizende Schweſter, und in dem Beſtreben, ihr Achtung und Zuneigung zu beweiſen, es einander zuvor zu thun. Der ernſte Divan erwog oft in politiſchen Konſultationen, welchen Prinzen man, vermöge des Bundes der Liebe, durch ſie an das Intereſſe des ägyptiſchen Staates verknüpfen könnte. Indeſſen ließ das der Vater Soldan ſeine geringſte Sorge ſeyn, und war nur unabläſſig darauf bedacht, der Lieblingstochter ſeines Herzens jeden Wunſch zu gewähren, und ihre Seele immer in einer heiteren Stimmung zu erhalten, damit der reine Horizont ihrer Stirn durch kein Wölkchen getrübet werde.

Die erſten Jahre der Kindheit hatte das Fräulein unter der Aufſicht einer Amme zugebracht, die eine Chriſtin und wälſcher Abkunft war. Dieſe Sklavin wurde in früher Jugend durch einen Seeräuber aus der Barbarei vom Strande ihrer Vaterſtadt weggeraubt, in Alexandrien verkauft, ging durch Handel und Wandel daſelbſt aus einer Hand in die andere, und ſo gelangte ſie endlich in den Pallaſt des Soldans von Aegypten, wo ihre nahrhafte Leibeskonſtitution ihr zu dem Amte verhalf, dem ſie mit aller Ehre vorſtund. Ob ſie gleich nicht ſo geſangreich war, wie die Amme des galliſchen Thronerben, die für ganz Verſailles die Looſung zum Chorus gab, wenn ſie mit melodiſcher Kehle ihr Marlborough s'en va-t-en guerre intonirte: ſo hatte ſie die Natur durch eine deſto geläufigere Zunge dafür ſattſam entſchädigt. Sie wußte ſo viel Geſchichten und Mährchen, wie die ſchöne Scheherazade in der tauſend und einen Nacht, womit ſich, wie es ſcheint, die ſoldaniſchen Sippſchaften in der Verſchloſſenheit der Serails gern unterhalten laſſen. Die Prinzeſſin wenigſtens fand nicht tauſend Nächte, ſondern tauſend Wochen lang daran Geſchmack, und wenn ein Mädchen einmal zu dem Alter von tauſend Wochen gelangt iſt, ſo genüget ihr nicht mehr an fremden Erzählungen, ſie findet nun in ſich Stoff, ein eignes Geſchichtchen anzuſpinnen. In der Folge vertauſchte die weiſe Amme ihre Kindermährchen mit der Theorie europäiſcher Sitten und Gewohnheiten, und weil ſie ſelbſt noch viel Vaterlandsliebe hegte, und in dieſer Zurückerinnerung an daſſelbe Vergnügen empfand: ſo ſchilderte ſie dem Fräulein die Vorzüge von Wälſchland ſo maleriſch, daß davon die Phantaſie ihrer zarten Pflegetochter erwärmt wurde, welchen angenehmen Eindruck ſie nachher nie wieder aus dem Gedächtniß verlor. Je mehr Fräulein Melechſala heranwuchs, deſto mehr wuchs mit ihr die Liebe zum ausländiſchen Putz und den Geräthſchaften des damals noch gar beſcheidenen europäiſchen Luxus, und ihr ganzes Betragen artete mehr nach europäiſcher Sitte, als den Gebräuchen ihres Vaterlandes.

Sie war von Jugend auf eine große Blumenfreundin, ein Theil ihrer Beſchäftigung beſtand darin, nach arabiſcher Gewohnheit bedeutſame Sträußchen und Kränze zu binden, durch welche ſie, auf eine ſcharfſinnige Art, die Geſinnungen ihres Herzens offenbarte. Ja ſie war ſo erfindungsreich, daß ſie ganze Sentenzen, auch Sittenſprüche des Korans, in einer Zuſammenreihung von Blumen von verſchiedenen Eigenſchaften, oft ſehr glücklich auszudrücken vermochte. Sie ließ hernach ihren Geſpielinnen den Sinn davon errathen, welche dieſen ſelten verfehlten. So formte ſie eines Tages, aus chalcedoniſcher Lychnis, die Geſtalt eines Herzens, umfaßte dieſes mit weißen Roſen und Lilien, befeſtigte darunter zwei emporſtrebende Königskerzen, die ein herrlich gezeichnetes Anemonenröslein eingeſchloſſen, und alle ihre Frauen ſprachen, als ſie ihnen das Blumengewinde vorzeigte, einſtimmig: Unſchuld des Herzens iſt über Geburt und Schönheit erhaben. Oft beſchenkte ſie ihre Sklavinnen mit friſchen Sträußen, und dieſe Blumenſpenden enthielten gemeiniglich Lob oder Tadel für die Empfängerin. Ein Kranz von Flatterroſen beſchämte den Leichtſinn; die ſtrotzende Mohnblume Dünkel nnd Eitelkeit; ein Strauß von Wohlgeruch duftenden Jahzinken*), mit herabſinkenden Glöcklein, panegyriſirte die Beſcheidenheit; die Goldlilie, welche ihren Blüthenkelch bei Sonnenuntergang verſchließt, kluge Vorſicht; die Meerwinde**) ſtrafte die Liebedienerei, und die Blüthen des Stechapfels nebſt der Zeitloſe, deren Wurzel vergiftet, böſen Leumund und heimlichen Neid.

Vater Othmann vergnügte ſich innig an den ſcharfſinnigen Spielen der Phantaſie ſeiner reizenden Tochter, ob er gleich wenig Talent beſaß, dieſe witzigen Hieroglyphen ſelbſt zu entziffern, und oft mit dem Kalbe ſeines ganzen Divans pflügen mußte, ihre Deutung auszuklauben. Ihm war der exoteriſche Geſchmack der Prinzeſſin nicht verborgen, und als ein ſchlichter Muſelmann konnte er hierin nicht mit ihr ſympathiſiren; aber als ein nachſichtiger und zärtlicher Vater ſuchte er gleichwohl mehr, dieſe Lieblingsneigung der Prinzeſſin zu unterhalten, als ſie zu unterdrücken. Er verfiel darauf, ihre Blumenliebhaberei mit der Vorliebe zum Ausländiſchen zu vereinbaren, und einen Garten im Geſchmack der Abendländer ihr zurichten zu laſſen. Dieſer Einfall dünkte ihm ſo wohl ausgeſonnen, daß er keinen Augenblick verabſäumte, ſolchen ſeinem

---

*) Der eigentliche altdeutſche Name der Hyazinthen.

**) Convolvulus marinus.

Günſtling dem Scheik Kiamel mitzütheilen, um ihn auf's förderſamſte zur Ausführung zu bringen. Der Scheik, der wohl wußte, daß die Wünſche ſeines Herrn für ihn Befehle waren, denen er ohne Widerrede gehorchen mußte, unterwand ſich nicht, ihm die Schwierigkeiten entgegen zu ſtellen, die er bei der Sache fand. Er ſelbſt hatte ſo wenig Idee von der Einrichtung eines europäiſchen Gartens, als der Soldan ſelbſt, und in ganz Kairo war ihm kein Menſch bekannt, den er hierüber hätte zu Rathe ziehen können. Darum ließ er unter den Chriſtenſklaven nach einem Gartenverſtändigen forſchen, und da kam er gerade an den unrechten Mann, der ihm aus der Verlegenheit helfen ſollte. Alſo war's kein Wunder, daß der Scheik gar bedenklich den Kopf ſchüttelte, da er die Prozedur der Gartenverbeſſerung in Augenſchein nahm: denn er fürchtete, wenn ſie dem Soldan ſo wenig behagte als ihm ſelbſt, ſo dürfte er wohl zu ſchwerer Verantwortung gezogen werden, und zum mindeſten dürfte es um ſeine Günſtlingsſchaft gethan ſeyn.

Vor den Augen des Hofs war dieſe Gartenkultur bisher als ein Geheimniß traktiret worden, allen Bedienten des Serails war der Eintritt unterſagt. Der Soldan wollte das Fräulein, bei der Feier ihres Geburtstages, mit dieſem Geſchenke überraſchen, ſie in Pomp dahin führen, und ihr den Garten zum Eigenthum übergeben. Dieſer Tag rückte nun heran, und Se. Hoheit trug Verlangen, vorher alles ſelbſt in Augenſchein zu nehmen, ſich von den neuen Anlagen unterrichten zu laſſen, um ſich das Vergnügen zu verſchaffen, der ſchönen Melechſala die ſonderbaren Schönheiten des Gartens vordemonſtriren zu können. Er that dem Scheik davon Eröffnung, dem dabei nicht wohl zu Muthe war, der deswegen auf eine Schutzrede dachte, wodurch er den Kopf aus der Schlinge zu ziehen vermeinte, wenn der Soldan ſich mißfällig über die Gartenanſtalt vernehmen laſſen ſollte. Beherrſcher der Glaubigen, wollte er ſagen, dein Wink iſt die Richtſchnur meines Ganges, meine Füße laufen wohin du ſie leiteſt, und meine Hand hält feſt was du ihr vertraueſt. Du wollteſt einen Garten nach der Weiſe der Franken: hier ſteht er vor deinen Augen. Dieſe ungeſchlachten Barbaren wiſſen nichts als dürftige Sandwüſten hervorzubringen, die ſie in ihrem rauhen Vaterlande, wo keine Dattel noch Limonie reift und wo es weder Kalaf noch Bohobab *) giebt, mit Gras und Unkraut bepflanzen. Denn der Fluch des Propheten ſtäubt mit

---

*) Kalaf, ein Strauch, aus deſſen Blüthen ein Waſſer gezogen wird, das mit unſerm Kirſch- oder Lindenblüthen-Waſſer übereinkommt, und in Hauskuren häufig gebraucht wird. Bahobab, eine Frucht, welche die Aegyptier ſehr lieben.

ew'ger Unfruchtbarkeit die Auen der Ungläubigen, und giebt ihnen nicht zu koſten den Vorſchmack des Paradieſes, durch den Wohlgeruch des Balſamſtäudleins aus Mekka, noch durch den Genuß würzhafter Früchte.

Der Tag begann ſich bereits zu neigen, da der Soldan, allein von dem Scheik begleitet, in den Garten trat, voller Erwartung, was er da für Wunderdinge erblicken würde. Eine weite freie Ausſicht über einen Theil der Stadt, und über die Spiegelfläche des Nilſtroms, mit den darauf hin und herfahrenden Muſchernen, Schambecken und Scheomeonen *), im Hintergrunde die himmelanſtrebenden Pyramiden, und eine Kette von blauen, mit Duft umfloſſenen Gebirgen eröffnete ſich auf der obern Terraſſe ſeinem Auge, das nicht mehr durch den undurchſichtigen Palmenhain gehalten wurde. Zugleich wehete ihn ein erfriſchendes Lüftchen an, das ihm wohlthat. Eine Menge neuer Gegenſtände drängten ſich ihm auf, von allen Seiten her. Der Garten hatte freilich jetzt eine wildfremde Anſicht gewonnen, daß der alte Park, in welchem er von Kindheit auf geluſtwandelt, und der durch ſein ewiges Einerlei ſeine Sinnen längſt ermüdet hatte, nicht mehr zu erkennen war. Der

---

*) Verſchiedene Arten von Nilſchiffen.

ſchlaue Kurt hatte wohl und weislich geurtheilet, der Reiz der Neuheit werde ſeiner Wirkung nicht verfehlen. Der Soldan prüfte die Gartenmetamorphoſe nicht mit der Einſicht eines Kenners, ſondern nach dem erſten Eindruck auf die Sinnen, und weil dieſen das Ungewöhnliche ſo leicht zum Köder des Vergnügens dienet, ſo ſchien ihm alles gut und recht zu ſeyn, wie er es fand. Selbſt die krummen unſymmetriſchen Gänge, mit feſtgeſtampftem Kies belegt, gaben ſeinen Füßen eine elaſtiſche Kraft, und einen leichten feſten Gang, da er ſonſt gewohnt war, nur auf weichen perſiſchen Teppichen, oder auf grünen Matten zu wandeln. Er wurde nicht müde, die labyrinthiſchen Gänge zu durchkreuzen, und bezeugte beſonders ſeine Zufriedenheit über die Flora der mannichfaltigen Grasblumen, die auf's ſorgfältigſte kultiviret und gewartet wurden, ob ſie gleich jenſeits der Mauer freiwillig eben ſo gut und in größerer Menge blüheten.

Nachdem er ſich auf eine Ruhebank niedergelaſſen hatte, ſprach er mit heiterer Miene: Kiamel, du haſt meine Erwartung nicht getäuſchet, ich dacht es wohl, daß du mir etwas Sonderbares aus dem alten Park ſchaffen würdeſt, das von der Landesſitte abweicht, darum ſoll dir mein Wohlgefallen unverhalten bleiben. Melechſala mag dein Werk für einen Garten nach Art der Franken dahin nehmen. Da der Scheik ſeinen Deſpoten aus dem

Tone reden hörte, wunderte er ſich das, daß alles ſo gut ging, und freuete ſich, daß er ſeine Zunge geſchweiget, und ſeine Vorklage nicht hatte laut werden laſſen. Er bemerkte bald, daß der Soldan alles für ſeine eigne Erfindung anzunehmen ſchien, daher drehete er das Ruder ſeiner Suada flugs nach dem günſtigen Lüftlein, das in ſeine Segel blies, und redete alſo: „Großmächtiger Beherrſcher aller Glaubigen, du ſollſt wiſſen, daß dein gehorſamer Sklav Tag und Nacht darauf geſonnen hat, etwas Unerhörtes, dergleichen in Aegypten noch nie iſt geſehen worden, aus dieſem alten Dattelhain, nach deinem Wink und Willen hervorzubringen. Es iſt ohne Zweifel eine Eingebung des Propheten geweſen, daß ich darauf verfallen bin, nach dem Ideal des Paradieſes der Glaubigen meinen Plan anzulegen, denn ich vertrauete darauf, daß ich ſolchergeſtalt die Meinung deiner Hoheit nicht verfehlen würde." Der gute Soldan hatte von dem Paradieſe, zu deſſen Beſitz er, nach dem Laufe der Natur, eben keine allzuentfernte Anwartſchaft zu haben ſchien, von jeher ſo verworrene Begriffe gehabt, als unſere zukünftigen Himmelsbürger von dem Zuſtande und der Beſchaffenheit des himmliſchen Jeruſalems; oder eigentlich hatte er, wie alle Glückskinder, die in der Unterwelt ſich wohl ſeyn laſſen, um die Ausſichten in eine beßre Welt ſich nie bekümmert. Es ſchwebte aber jederzeit, wenn ja einmal ein Iman oder Derwiſch, oder ſonſt eine religiöſe Perſon des Paradieſes erwähnte, das Bild des alten Parks ſeiner Phantaſie vor, und dort war eben nicht ſein Lieblingsaufenthalt. Jetzt wurde ſeine Einbildungskraft auf eine ganz andre Vorſtellung geſteuert, das neue Bild ſeiner zukünftigen Hoffnung erfüllte ſeine Seele mit freudigem Entzücken, wenigſtens vermuthete er nun, das Paradies möchte doch wohl anmuthiger ſeyn, als er ſich's bisher vorgeſtellt hatte; und weil er ein Modell davon im Kleinen zu beſitzen glaubte: ſo bekam er von dem Garten eine hohe Meinung, die er dadurch augenſcheinlich zu erkennen gab, daß er den Scheik ſtehenden Fußes zum Bey erhob, und mit einem prächtigen Kaftan beſchenkte. Der abgefeimte Höfling verleugnet ſeinen Charakter in keinem Welttheile: Kiamel trug kein Bedenken, die Prämie eines Verdienſtes, die ſeinem Geſchäftsträger gebührte, ſich ganz unbefangen zuzueignen, ohne ſeiner mit einer Sylbe gegen den Soldan zu erwähnen, und achtete ihn für überflüßig belohnt, daß er ſeinen täglichen Sold um einige Aſper vermehrte.

Um die Zeit, wenn die Sonne in den Steinbock tritt, welches Himmelszeichen bei den Nordländern die Looſung des Winters iſt, in dem mildern Klima von Aegypten aber die ſchönſte Jahreszeit verkündet, trat die Blume der Welt in den für ſie zubereiteten Garten, und fand ihn völlig nach ihrem ausländiſchen Geſchmack. Sie war freilich die größte Zierde deſſelben: jeder Ort, wo ſie luſtwandelte, wär's auch eine Wüſte in dem ſteinigen Arabien, oder ein grönländiſches Eisgefilde geweſen, würde in den Augen eines Mädchenſpähers ſich bei ihrem Anblick in Elyſium verwandelt haben. Die mannichfaltigen Blumen, welche der Zufall in unabſehlichen Reihen unter einander gemiſcht hatte, gaben ihrem Auge und Geiſte gleiche Beſchäftigung; ſie wußte die Unordnung ſelbſt, durch ſinnreiche Anſpielungen auf die verſchiedenen Eigenſchaften der Blumen, einer methodiſchen Ordnung zu verähnlichen. Nach Landesgewohnheit wurde jedesmal, wenn die Prinzeſſin den Garten beſuchte, alles was männlich war, von Arbeitern, Pflanzern und Waſſerträgern, durch die Wache der Verſchnittenen daraus entfernt. Die Grazie, für welche der Kunſtmeiſter gearbeitet hatte, blieb alſo ſeinen Augen verborgen, ſo ſehr ihn auch gelüſtete, die Blume der Welt, die ſeiner botaniſchen Unwiſſenheit ſo lange ein Räthſel geweſen war, in Augenſchein zu nehmen. Wie ſich aber das Fräulein über manche vaterländiſche Sitte hinau[illegible]te, ſo wurde ihr, da der Garten immer mehrere Reize für ſie gewann, welchen ſie des Tages mehrmals beſuchte, die Begleitung der Verſchnittenen in der Folge zu läſtig, die in Prozeſſion ſo feierlich vor ihr herzogen, als wenn der Soldan am Bairamfeſte zur Moſchee ritt. Sie erſchien oftmals allein, oft an dem Arm einer Vertrauten, jedoch allezeit mit einem dünnen Schleier über dem Geſicht, und einem aus Binſen geflochtenen Körbchen in der Hand, wandelte die Gänge auf und ab, um Blumen zu pflücken, die ſie nach Gewohnheit, durch allegoriſche Verbindung, zu Dollmetſcherinnen ihrer Gedanken machte und an ihr Hofgeſinde austheilte.

Eines Morgens, ehe der Tag heiß ward, und der Thau noch im Graſe alle Regenbogenfarben ſpiegelte, begab ſie ſich in ihr Tempe, der balſamiſchen Frühlingsluft zu genießen, da ihr Gärtner eben geſchäftig war, einige abgeblühete Gewächſe aus der Erde zu nehmen und ſie mit andern neuaufblühenden umzutauſchen, die er in Blumentöpfen ſorgfältig aufzog, welche er hernach kunſtreich in die Erde vergrub, als wären ſie, durch eine zauberhafte Vegetation, in einer einzigen Nacht aus dem Schoos der Erde hervorgewachſen. Das Fräulein wurde dieſen artigen Betrug der Sinnen mit Vergnügen gewahr, und da ſie das Geheimniß entdeckt hatte, wie die abgepflückten Blumen täglich durch andere erſetzt wurden, daß nie Mangel daran war, ſo gefiel es ihr, dieſe Entdeckung zu nutzen, und dem Gärtner Anweiſung zu geben, wo und wenn bald dieſe bald jene Blume blühen ſollte. Indem er die Augen aufhob, erſchien ihm die weibliche Engelgeſtalt, welche er für die Eigenthümerin des Gartens hielt, denn ſie war mit himmliſchen Reizen, wie mit einem Heiligenſchein umfloſſen. Er wurde durch dieſe Erſcheinung ſo überraſcht, daß ihm ein Blumentopf mit einer herrlichen Kolocaßia aus der Hand entfiel, die ihr zartes Pflanzenleben eben ſo tragiſch endigte, als Herr Pilaſtre de Rozier, ob ſie gleich beide nur der mütterlichen Erde in den Schoos fielen.

Der Graf ſtund ſteif und ſtarr wie eine Bildſäule, ohne Leben und Bewegung, daß man ihm wohl hätte die Naſe mögen einſchlagen, ohne daß er ſich geregt hätte, wie die Türken mit den ſteinernen Bildſäulen in Tempeln und Gärten es zu machen pflegen; aber die ſüße Stimme des Fräuleins, die ihren Purpurmund eröffnete, brachte ſeinen Geiſt wieder zu ſich. Chriſt, ſprach ſie, fürchte nichts! Es iſt meine Schuld, daß du dich zugleich mit mir an dieſem Orte befindeſt, fördere dein Tagewerk, und ordne die Pflanzen, wie ich es von dir heiſche. Glanzvolle Blume der Welt! gegenredete der Gärtner, vor deren Schimmer alle Farben dieſer Blumenpflanzung erbleichen, du herrſcheſt hier an deinem Firmamente, gleich der Sternkönigin an der Veſte des Himmels. Dein Wink belebe die Hand des glücklichſten deiner Sklaven, der ſeine Feſſeln küßt, wofern du ihn werth achteſt, deine Befehle auszurichten. Die Prinzeſſin hatte nicht erwartet, daß ein Sklav den Mund gegen ſie öffnen, noch vielweniger, daß er ihr was verbindliches ſagen würde, ſie hatte ihre Augen mehr auf die Blumen als auf den Pflanzer gerichtet. Jetzt würdigte ſie auch dieſen eines Anblicks, und erſtaunte, einen Mann von der glücklichſten Bildung vor ſich zu ſehen, der alles übertraf, was ſie jemals von männlicher Wohlgeſtalt erblickt oder geträumet hatte.

Graf Ernſt von Gleichen war, in ganz Deutſchland, ſeiner männlichen Schönheit halber berühmt. Schon auf dem Tournier zu Würzburg war er der Held der Damen. Wenn er das Viſir aufſchlug, um friſche Luft zu ſchöpfen, war das Rennen der kühnſten Lanzenbrecher für jedes weibliche Auge verloren; alle ſahen nur auf ihn, und wenn er den Helm ſchloß, ein Stechen zu beginnen, hob ſich der keuſcheſte Buſen höher, und das Herz klopfte ängſtliche Theilnehmung dem herrlichen Ritter entgegen. Die partheiliche Hand der liebeſchmachtenden Nichte des Herzogs in Baiern krönte ihn mit einem Ritterdanke, welchen der junge Mann anzunehmen erröthete. Die ſiebenjährige Haft im vergitterten Thurme hatte zwar die blühenden Wangen gebleicht, die prallen Muſkeln erſchlafft, und den Lichtblick der Augen ermattet; aber der Genuß der freien Atmoſphäre und die Geſpielin der Geſundheit, Thätigkeit und Arbeit, hatten mit reichem

Erſatz den Verluſt vergütet. Er grünte wie ein Lorbeerbaum, der den langen Winter hindurch im Gewächshaus getrauert hat, und bei der Wiederkehr des Frühlings junges Laub treibt und eine ſchöne Krone gewinnt.

Vermöge der Vorliebe der Prinzeſſin zu allem Ausländiſchen konnte ſie ſich nicht enthalten, die einnehmende Geſtalt des herrlichen Fremdlings mit Wohlgefallen zu betrachten, ohne zu wähnen, daß der Anblick eines Endymions auf das Herz eines Mädchens ganz andere Eindrücke zu machen pflege, als die Schöpfung einer Modekrämerin, welche ſie in ihrer Jahrmarktsbude zur Schau ausſtellt. Mit holdem Munde ertheilte ſie dem ſchmucken Gärtner Befehle, wie er die Blumenpflanzung ordnen ſollte, zog dabei ſein Gutachten oft zu Rathe, und unterhielt ſich mit ihm, ſo lange noch eine Gartenidee ihr zu Gebote ſtund. Sie verließ endlich den Gärtner, der ihr ſo wohl behagt hatte; aber kaum war ſie fünf Schritte gegangen, ſo kehrte ſie wieder um, und gab ihm neue Aufträge, und da ſie noch eine Promenade durch die Schlangenwege machte, berief ſie ihn von neuem zu ſich, bald eine Frage zu thun, bald eine Verbeſſerung in Vorſchlag zu bringen. Wie der Tag anfing ſich zu verkühlen, empfand ſie das Bedürfniß ſchon wieder friſche Luft zu ſchöpfen; und kaum ſpiegelte ſich die Sonne wieder in dem wachſenden Nil, ſo lockte ſie das

Un[illegible] [illegible]l.

Verlangen in den Garten, die erwachenden Blumen ſich aufſchließen zu ſehen, wobei ſie niemals verfehlte, diejenige Gegend zuerſt zu beſuchen, wo ihr Gartenfreund arbeitete, um ihm neue Befehle zu ertheilen, die er ſich beeiferte pünktlich und hurtig auszurichten.

Einſtmals ſuchte ihr Auge den Boſtangi *) vergebens, gegen welchen ihre Gunſt von Tag zu Tag ſich mehrete. Sie wandelte die verſchlungenen Gänge auf und nieder, ohne auf die Blumen zu achten, die ihr entgegen blüheten, und durch das hohe Kolorit der Farben, oder den balſamiſchen Duft ihrer Gerüche, gleichſam mit einander wetteiferten von ihr bemerkt zu werden. Sie vermuthete ihn hinter jedem Buſche, unterſuchte jedes hochſtändige Pflanzengewächs, erwartete ſeiner in der Grotte, und da er nicht zum Vorſchein kam, that ſie eine Wallfahrt zu allen Lauben im Garten, hoffte ihn irgendwo ſchlummernd zu überraſchen, und freute ſich ſeiner Verlegenheit, wenn ſie ihn aufwecken würde. Allein er war nirgends zu finden. Zufälliger Weiſe begegnete ihr der ſtoiſche Veit, des Grafen Reiſiger, den er, als ein ganz mechaniſches Geſchöpf, zu nichts anders als zum Waſſerträger brauchen konnte. Sobald er die Prinzeſſin anſichtig wurde, machte er mit ſeiner Waſſerladung links

---

*) Obergärtner.

um, ihr nicht in den Weg zu treten; ſie aber berief ihn zu ſich und fragte, wo der Boſtangi anzutreffen ſey? Wo anders, antwortete er nach ſeiner handfeſten Art, als in den Klauen des jüdiſchen Quackſalbers, der ihm ohne Verzug die Seele wird ausſchwitzen laſſen? Darüber erſchrak die reizvolle Tochter des Soldans alſo, daß ihr angſt und wehe ums Herz ward; denn ſie hatte nichts weniger vermuthet, als daß ihr Gartengünſtling durch Krankheit verhindert wäre, ſeiner Geſchäfte zu warten. Sie begab ſich alsbald in den Pallaſt zurück, wo ihre Frauen mit Beſtürzung wahrnahmen, daß die heitere Stirn ihrer Gebieterin ſich getrübt hatte, wie wenn der feuchte Athem des Südwindes den ſpiegelreinen Horizont anhauchte, daß die ſchwebenden Dünſte zu Wolken gerinnen. Bei der Zurückkehr ins Serail hatte ſie eine Menge Blumen gepflückt; aber lauter traurige, welche ſie mit Cypreſſen und Rosmarin zuſammen band, und wodurch ſie die Stimmung ihrer Seele deutlich zu Tage legte. Dieſes trieb ſie ſo verſchiedene Tage an, dergeſtalt, daß ihr Frauenzimmer darüber große Betrübniß empfand, und unter ſich konſultirte, was die Urſache des geheimen Kummers ihrer Gebieterin ſeyn möchte; aber es kam damit, wie es bei weiblichen Konſultationen zu geſchehen pfleget, zu keinem Konkluſum, weil bei der Stimmenſammlung eine ſolche Diſſonanz der Meinungen ſich ergab:

daß kein harmoniſcher Akkord herauszufinden war. In der That hatte die Beeiferung des Grafen, jedem Winke der Prinzeſſin zuvorzukommen, und alles, wovon ſie nur ein halblautes Wort fallen ließ, ins Werk zu richten, ſeinen, der Arbeit ungewohnten Körper dergeſtalt angegriffen, daß die Geſundheit darunter litt und er von einem Fieber befallen wurde. Doch der jüdiſche Zögling des *Galen*, oder vielmehr des Grafen robuſte Konſtitution, überwältigte die Macht der Krankheit, daß er nach einigen Tagen ſchon wieder ſeiner Arbeit vorſtehen konnte. So bald ihn die Prinzeſſin bemerkte, war ihr wieder wohl ums Herz, und der Damenſenat, dem ihre ſchwermüthige Laune ein unauflösliches Räthſel blieb, urtheilte nun einmüthig, es müſſe irgend ein Blumenſtock beklieben ſeyn, an deſſen Fortkommen ſie vor einigen Tagen gezweifelt hätte, und im allegoriſchen Sinn hatten ſie nicht unrecht.

Fräulein Melechſala war noch ſo unſchuldigen Herzens, wie ſie aus der Hand der Natur hervorgegangen war. Sie hatte weder Ahndungen noch Warnungen von Amors Schälkeleien empfangen, die er an unerfahrnen Schönen zu begehen pfleget. Ueberhaupt hat es von jeher an *Winken für Mädchen und Prinzeſſinnen* in Bezug auf Liebe gefehlet, obgleich eine Theorie von der Art ungleich mehr nutzen und frommen möchte, als *Winke für Fürſten und Prinzenerzie-*

her *), die ſich wenig darum kümmern, ob man ihnen huſtet, pfeift oder winket, auch zu Zeiten es wohl gar übel nehmen; die Mädchen aber verſtehen jeden Wink, und achten auch darauf: denn ihr Gefühl iſt feiner, und ein verſtohlner Wink iſt ſo recht ihre Sache. Das Fräulein ſtand im erſten Noviziat der Liebe, und hatte ſo wenig Kenntniß davon, als eine Kloſternovize von den Ordensgeheimniſſen. Sie überließ ſich daher ganz unbefangen ihren Gefühlen, ohne den geheimen Divan der drei Vertrauten ihres Herzens, der Vernunft, Klugheit und Ueberlegung, darüber zu Rathe zu ziehen. Denn in dieſem Falle würde die lebhafte Theilnehmung an dem Zuſtande des kranken Boſtangi ihr Fingerzeig und Aufſchluß gegeben haben, daß der Keim einer ihr unbekannten Leidenſchaft ſchon mächtig in ihrem Herzen vegetire, und Vernunft und Ueberlegung würden ihr ſodann zugeflüſtert haben, daß dieſe Leidenſchaft Liebe ſey. Ob in dem Herzen des Grafen etwas ähnliches im Hinterhalt lag, davon iſt kein diplomatiſcher Beweis vorhanden: der überverdienſtliche Eifer, die Befehle ſeiner Gebieterin zu vollziehen, könnte auf dieſe Vermuthung führen, und da würde ein allegoriſcher Strauß von

---

*) Anſpielung auf eine kleine Schrift, welche damals, als Muſäus dieſe Erzählung ſchrieb, unter jenem Titel erſchienen war.

Liebſtöckel mit einem Stengel verwelkter Mannstreue zuſammengebunden, für ihn wohl gepaßt haben. Es konnte aber auch nur eine unſchuldige Ritterſitte die Triebfeder dieſes ausgezeichneten Dienſteifers ſeyn, ohne daß Liebe einigen Antheil daran hatte; denn es war das unverbrüchlichſte Geſetz der Ritter damaliger Zeit, alle dem, was ihnen der Wille der Damen auferlegte, ſträflich nachzuleben.

Es verging nun kein Tag mehr, wo nicht die Prinzeſſin mit ihrem Boſtangi trauliche Unterredung pflog. Der ſanfte Ton ihrer Stimme entzückte ſein Ohr, und jeder Ausdruck ſchien ihm etwas ſchmeichelhaftes zu ſagen. Ein zuverſichtlicherer Kämpe, als er, würde nicht ermangelt haben, eine ſo günſtige Situation zu nutzen, um weitere Fortſchritte zu machen; allein Graf Ernſt hielt ſich immer innerhalb der Grenzen der Beſcheidenheit. Weil nun das Fräulein in dem Koſtum der Koketterie ganz unerfahren war, und nicht wußte wie ſie es anzufangen hätte, um den blöden Schäfer zum Diebſtahl ihres Herzens aufzumuntern, ſo drehete ſich die ganze Intrike um die Achſe des wechſelſeitigen Wohlwollens, und hätte außer Zweifel noch lange keinen andern Schwung bekommen, wenn nicht der Zufall (welcher bekanntlich bei jedem Wechſel der Dinge das primum mobile zu ſeyn pflegt) der Scene eine andere Geſtalt gegeben hätte.

Gegen Sonnenuntergang eines ſehr ſchönen Tages beſuchte die Prinzeſſin den Garten, und ihre Seele war ſo heiter wie der Horizont; ſie koſete mit ihrem Boſtangi gar lieblich von mancherlei gleichgültigen Dingen, um nur mit ihm zu reden, und nachdem er ihr Blumenkörbchen gefüllet hatte, ſetzte ſie ſich in eine Laube und band einen Strauß, womit ſie ihn beſchenkte. Der Graf befeſtigte denſelben, als ein Merkmal der Huld ſeiner ſchönen Gebieterin, mit dem Ausdruck eines überraſchenden Entzückens an der Bruſt ſeines Wamſes, ohne ſich einfallen zu laſſen, daß dieſe Blumen einen geheimen Sinn haben könnten; denn dieſe Hieroglyphen waren ſeinen Augen verborgen, wie den Augen des klügelnden Publikums das geheime Triebwerk des berühmten hölzernen Schachſpielers. Und weil, auch nachher das Fräulein dieſen verborgenen Sinn nicht enträthſelt hat, ſo iſt er mit den Blumen dahin gewelkt, ohne zur Wiſſenſchaft der Nachwelt zu gelangen. Sie hegte indeſſen die Meinung, die Blumenſprache ſey allen Menſchen ſo verſtändlich wie ihre Mutterſprache; daher zweifelte ſie nicht, ihr Günſtling habe alles recht wohl begriffen, und weil er beim Empfang ſo ehrerbietig ſie anblickte, nahm ſie dieſe Miene als eine beſcheidene Dankſagung für das Lob ſeiner Thätigkeit und ſeines Dienſteifers an, welches wahrſcheinlich der Strauß ihm beilegte. Sie trug nun auch Verlangen, ſeine

Empfindſamkeit zu prüfen, ob er auf eben ſo verblümte Art ihr zu danken, was artiges zu ſagen, oder mit einem Wort, den gegenwärtigen Ausdruck ſeines Geſichts, das die Empfindung des Herzens verrieth, in Blumenſchrift zu überſetzen wiſſe, und begehrte ein Sträußchen von ſeiner Kompoſition. Der Graf war gerührt von einer ſo herablaſſenden Güte; er flog an das Ende des Gartens in einen abgeſonderten Zwinger, wo er ſein Blumendepot hinverlegt hatte, und woraus er die aufblühenden Gewächſe mit den Scherben in den Garten verſetzte. Es war gerade damals eine gewürzhafte Pflanze zur Blüthe gelangt, welche von den Arabern Muſchirumi *) benennet wird, und die vorher noch nicht im Garten anzutreffen war. Mit dieſer Neuigkeit dachte der Graf der ſchönen Blumenfreundin, die ſein harrete, ein unſchuldiges Vergnügen zu machen, er ſervirte die Blume, worunter er, anſtatt des Präſentirtellers, ein breites Feigenblatt geſchoben hatte, auf den Knieen, mit einer demüthigen, doch einiges Verdienſt ſich zueignenden Miene, und hoffte ein kleines Lob dafür einzuernten. Aber mit äußerſter Beſtürzung wurde er gewahr, daß die Prinzeſſin das Geſicht abwendete, die Augen, ſoviel der dünne Schleier ihm zu beobachten geſtattete, beſchämt niederſchlug, und vor ſich hin ſahe,

---

*) Hyacinthus Muscati.

ohne ein Wort zu ſprechen. Sie zögerte und ſchien verlegen die Blume in Empfang zu nehmen, die ſie keines Anblicks würdigte und neben ſich auf die Raſenbank legte. Ihre muntre Laune war verſchwunden, ſie nahm eine majeſtätiſche Stellung an, welche ſtolzen Ernſt verkündete, und nach wenig Augenblicken verließ ſie die Laube, ohne von ihrem Günſtling weitere Notiz zu nehmen; doch vergaß ſie beim Weggehen die Muſchirumi nicht, welche ſie aber ſorgfältig unter den Schleier verbarg.

Der Graf war von dieſer räthſelhaften Kataſtrophe wie betäubt, vermochte nicht zu ergründen, was die Urſache dieſes ſonderbaren Betragens ſey, und blieb in der Stellung eines Büßenden noch lange Zeit auf den Knieen liegen, nachdem ihn die Prinzeſſin verlaſſen hatte. Es betrübte ihn in der Seele, dieſe Huldgöttin, die er wegen ihrer herablaſſenden Güte wie eine Heilige des Himmels verehrte, beleidiget und ihren Unwillen verwirkt zu haben. Nachdem er ſich von der erſten Beſtürzung erholet hatte, ſchlich er ſcheu und trübſelig, als wenn er einer ſchwer verpönten Uebelthat ſich bewußt wäre, in ſeine Wohnung. Der flinke Kurt hatte die Abendmahlzeit ſchon aufgetiſcht; aber ſein Herr wollte nicht anbeißen, und gabelte lange in der Schüſſel herum, ohne einen Biſſen zum Munde zu führen. Daran merkte der getreue Dapifer des Grafen Unmuth, ſchlich flugs abſeits zur Thür hinaus, entpfropfte eine Flaſche Chierwein, und der griechiſche Sorgenbrecher that Wirkung. Der Graf wurde geſprächig und eröffnete ſeinem lieben Getreuen das Abenteuer im Garten. Es wurde ſpät in die Nacht darüber ſpekuliret, ohne auf einen Vermuthungsgrund zu ſtoßen, was den Unwillen der Prinzeſſin veranlaßt habe, und da mit allem Grübeln nichts ausgemacht wurde, begab ſich Herr nnd Diener zur Ruhe. Der letzte fand ſie ohne Mühe, der erſte ſuchte ſie vergebens, und durchwachte die harmvolle Nacht, bis ihn die Morgenröthe wieder an ſeine Geſchäfte rief.

In der Stunde, wo Melechſala den Garten zu beſuchen pflegte, ſahe ſich der Graf fleißig nach dem Eingang um, allein die Thür vom Serail wurde nicht aufgethan. Er harrete den andern Tag, nachher den dritten; die Serailthür war wie von innen vermauert. Wäre Graf Ernſt nicht ein völliger Idiot in der Blumenſprache geweſen, ſo würde er leicht den Schlüſſel zu dem auffallenden Benehmen des Fräuleins gefunden haben. Er hatte durch Ueberreichung der Blume ſeiner ſchönen Gebieterin, ohne eine Sylbe davon zu wiſſen, ein förmliches Liebesgeſtändniß gethan, und noch dazu auf eine ganz unplatoniſche Art. Wenn ein arabiſcher Liebhaber ſeiner Geliebten verſtohlnerweiſe, durch die treue Hand einer Vertrauten, eine Muſchirumi überreichen läßt, ſo traut er ihr den Scharfſinn zu, den einzigen Reim, den die arabiſche Sprache darauf hat, zu ſuchen. Dieſes Wort iſt Idskerumi, welches, ſein gegeben, ſo viel als Minneſold andeutet. Man muß es dieſer Erfindung laſſen, daß es keine kompendiöſere Liebeserklärung giebt, als dieſe, die wohl werth wäre, von den Abendländern nachgeahmt zu werden. All das faden Geſchreibſels der Billets doux, die ihren Verfaſſern oft ſo viel Mühe und Kopfbrechen koſten, oft, wenn ſie in unrechte Hand gerathen, von den Spöttern erbärmlich durchgenommen, oft von den Empfängerinnen ſelbſt gemißhandelt oder falſch ausgebeutet werden, könnte man dadurch überhoben ſeyn. Weil aber die Muſchirumi oder Muskatenhyacinthe nur ſparſam und kurze Zeit in unſern Gärten blühet, ſo könnte eine Nachbildung derſelben von unſern pariſer oder vaterländiſchen Blumenſchöpferinnen dem Bedürfniß der Liebhaber zu allen Jahreszeiten zu Statten kommen, und ein inländiſcher Handel mit dieſer Fabrikwaare dürfte leicht beſſern Gewinn geben, als die mißlichen Handelsſpekulationen nach Nordamerika. Ein Liebesritter in Europa hat ja ohnehin nicht zu befahren, daß das Geſchenk einer ſolchen redenden Blume ihm zu einem Kapitalverbrechen dürfte angerechnet werden, und daß er mit Leib und Leben dafür büßen müßte, wie das im Orient gar leicht der Fall iſt. Wenn Fräulein Mechſala nicht eine ſo gute, ſanfte Seele geweſen wäre, oder wenn die allmächtige Liebe nicht den Stolz der Tochter des Soldans gebändiget hätte: ſo würde der Graf ſeine Blumengalanterie, ſo unſchuldig ſie auch ſeiner Seits war, ohne Gnade mit dem Kopf haben bezahlen müſſen. Allein die Prinzeſſin war im Grunde ſo wenig unwillig über den Empfang der bedeutſamen Blume, daß viel mehr der vermeinte Liebesantrag die Saite ihres Herzens berührte, welche lange ſchon vibrirte, einen harmoniſchen Anklang zu geben. Ihre jungfräuliche Sittſamkeit aber wurde auf eine harte Probe geſtellt, da ihr Günſtling, ſo wie ſie interpretirte, ſie um Liebesgenuß anzuflehen ſich erkühnte. Das war die Urſache, warum ſie ihr Angeſicht bei dem dargebrachten Minneopfer abwendete. Eine Purpurröthe, die der Schleier dem Grafen nicht bemerken ließ, überzog ihre zarten Wangen, die Lilienbruſt hob ſich höher, und das Herz klopfte ſtärker in der Bruſt. Schaam und Zärtlichkeit kämpften darin einen ſchweren Kampf, und die Verwirrung des Fräuleins war ſo groß, daß es ihr unmöglich war, den Mund zu öffnen. Eine Zeitlang war ſie zweifelhaft, was ſie mit der verfänglichen Muſchirumi machen ſollte; ſie verſchmähen, hieß den Liebenden aller Hoffnung berauben, und ſie annehmen, galt das Geſtändniß, ihn ſeines Wunſches zu gewähren. Das Zünglein in der Waage der Entſchloſſenheit wankte daher bald auf dieſe, bald auf jene Seite, bis das Uebergewicht der Liebe entſchied; ſie nahm die Blume mit ſich, und das aſſekurirte wenigſtens vorläufig des Grafen Kopf. Aber im einſamen Gemach kams ohne Zweifel zu mancherlei wichtigen Konſultationen über die Folgen, die dieſer Entſchluß nach ſich ziehen konnte, und die Lage des Fräuleins war um deswillen deſto bedenklicher, weil ſie, bei ihrer Unerfahrenheit in Herzensangelegenheiten, ſich ſelbſt nicht zu rathen wußte, und es nicht wagen durfte, einer Vertrauten ſich zu entdecken, wenn ſie nicht das Leben ihres Geliebten und ihr eigenes Schickſal der Willkühr einer dritten Perſon überlaſſen wollte.

Eine Göttin im Bade iſt leichter von einem Sterblichen zu belauſchen, als eine orientaliſche Prinzeſſin in der Bettkammer des Serails von ihrem Geſchichtſchreiber. Daher läßt ſich ſchwerlich beſtimmen, ob Fräulein Melechſala die in Empfang genommene Muſchirumi auf der Spiegelkonſole dahin welken laſſen, oder ſie in friſches Waſſer geſtellt habe, um ſie zur angenehmen Augenweide ſo lang als möglich zu konſerviren. Desgleichen iſt auch nicht leicht auszumachen, ob ſie von lieblichen Träumen umtanzt, oder von den böſen Sorgen der Liebe gequält, die Nacht ſchlummernd oder ſchlaflos zugebracht habe. Doch iſt das Letztere um deswillen glaubhaft, weil am frühen Morgen groß

Jammern und Wehklagen innerhalb der vier Wände des Pallaſtes entſtund, als die Prinzeſſin mit abgebleichten Wangen und mattem Blick in den Augen zum Vorſchein kam, alſo, daß ihr Frauenzimmer wähnte, es wandle ſie eine ſchwere Krankheit an. Der Hofarzt wurde herbei gerufen, eben der bärtige Jude, welcher dem Grafen das Fieber durchs Schweißbad abgeſchwemmet hatte, um den Puls der erlauchten Kranken zu prüfen. Sie lag, nach Landesſitte, auf einem Sofa, vor welchen ein großer Blendſchirm geſtellt wurde, mit einer kleinen Oeffnung verſehen, durch welche die Prinzeſſin den niedlich gerundeten Arm hervorſtreckte, der aber, um ihn nicht den profanen Anblick eines männlichen Auges preis zu geben, mit zartem Muſſelin doppelt und dreifach umwunden war. Soll mir Gott! flüſterte der Arzt der Kämmerin ins Ohr, mit Ihrer Hoheit ſtehts ſchlecht; der Puls zappelt, wie ein Mäuſeſchwanz. Dabei ſchüttelte er aus praktiſcher Politik, wie ſchlaue Aerzte pflegen, gar bedenklich den Kopf, verordnete reichlich Kalaf und andere Herzſtärkungen, und weiſſagte mit Achſelzucken ein abzehrendes Fieber.

Gleichwohl ſchienen alle dieſe Symptomen, welche der ſorgſame Arzt für Herolde anſah, die eine bösartige Seuche verkündeten, nichts mehr als die Folgen einer geſtörten Nachtruhe zu ſeyn; denn da die Kranke in der Mittagsſtunde ihre Sieſte gehalten hatte; befand ſie ſich zur Verwunderung des Iſraeliten gegen Abend ſchon außer Gefahr, hatte keine Arzenei mehr nöthig, und mußte, nach der Vorſchrift dieſes Aeſkulaps, nur noch einige Tage der Ruhe pflegen. Dieſe Zeit wendete ſie dazu an, ihre Intrike reiflich zu überlegen, und Projekte auszuklügeln, die Gerechtſame der akzeptirten Muſchirumi zu realiſiren. Sie war geſchäftig zu erfinden, zu prüfen, zu wählen und zu verwerfen. In einer Stunde ebnete die Phantaſie die unüberſteiglichſten Berge, in der andern ſahe ſie nichts als Klüfte und Abgründe, vor welchen ſie zurückſchauderte, und über die die kühnſte Einbildungskraft keinen Steg zu bauen wagte. Dennoch gründete ſie auf alle dieſe Steine des Anſtoßes den feſten Entſchluß, es koſte auch was es wolle, den Gefühlen ihres Herzens zu gehorchen. Ein Heroismus, welcher Mutter Evens Töchtern nicht ungewöhnlich iſt; den ſie inzwiſchen oft mit dem Glück und der Zufriedenheit des Lebens bezahlen.

Die verriegelte Pforte des Serails that ſich endlich auf, und die ſchöne Melechſala ging, wie die leichte Sonne durchs Morgenthor, durch ſie wieder in den Garten. Der Graf bemerkte ihre Ankunft hinter einer Epheulaube; da fings an, in ſeinem Herzen zu arbeiten, wie in einer Mühle, es pochte und hämmerte, als wär' er Berg an Berg ab gelaufen. War's Freude, war's Zagheit, oder bange Erwartung, was dieſer Gartenbeſuch ihm ankündigen würde, — Verzeihung oder Ungnade; wer vermag das menſchliche Herz ſo genau zu entfalten, daß er von jedem Ruck und Zuck dieſer reizbaren Muskel Grund und Urſache ſollte anzugeben wiſſen? Gnug, Graf Ernſt fühlte Herzklopfen, ſobald er die Gartengrazie von weitem erblickte, ohne daß er ſich ſelbſt über das Woher? und Warum? Rechenſchaft zu geben vermochte. Sie beurlaubte ihr Gefolge gar bald, und aus allen Umſtänden war deutlich abzumerken, daß die poetiſche Blumenleſe diesmal nicht ihr Geſchäfte ſey. Sie machte die Wallfahrt nach den Lauben, und weil er eben nicht gefliſſentlich Verſteckens ſpielen wollte, mußte ſie ihn wohl finden. Da ſie noch einige Schritte entfernt war, fiel er mit ſtummer Beredtſamkeit vor ihr auf die Knice, unterſtund ſich nicht, die Augen gegen ſie aufzuheben, und ſahe ſo trübſelig aus, wie ein Delinquent, dem der Richter ſein Urtheil zu publiziren im Begriff iſt. Das Fräulein aber redete ihn mit ſanfter Stimme und freundlicher Gebehrde an: Boſtangi, ſtehe auf und folge mir in dieſe Laube. Boſtangi gehorchte ſchweigend, und nachdem ſie Platz genommen hatte, redete ſie alſo: Der Wille des Propheten geſchehe! Ich habe ihn drei Tage und drei Nächte lang angerufen, mir durch ein Anzeichen kund zu machen, wenn mein Wandel zwiſchen Thorheit und Irrthum ſchwankt. Er ſchweigt und billiget den Entſchluß der Ringeltaube, den ſklaviſchen Hänfling der Kette, woran er kümmerlich Waſſer zieht, zu entledigen und mit ihm zu niſten. Die Tochter des Soldans hat die Muſchirumi aus deiner Sklavenhand nicht verſchmähet: mein Loos iſt entſchieden! Säume nicht den Iman aufzuſuchen, daß er dich in die Moſchee einführe, und dir das Siegel der Glaubigen ertheile. Dann wird mein Vater, auf meine Vorbitte, dich wachſen laſſen wie den Nilſtrom, wenn er ſein enges Ufer überſteigt und ſich in das Thal ergießet. Wenn du nun als Bey eine Provinz regiereſt, magſt du deine Augen kühnlich zum Throne aufheben: der Soldan wird den Eidam nicht verwerfen, welchen der große Prophet ſeiner Tochter verſehen hat.

Wie von dem Zauberſpruch einer mächtigen Fee wurde der Graf durch dieſe Rede einer ſteinernen Bildſäule abermals verähnlichet, er ſtaunte die Prinzeſſin an, ohne Leben und Bewegung. Seine Wangen entfärbten ſich, und ſeine Zunge war gebunden. Im Ganzen begriff er zwar den Sinn der Rede; aber wie er zu der unerwarteten Ehre gelangen ſollte, der Eidam des Soldans von Aegypten zu werden, das war unbegreiflich. In dieſer Lage machte er, für einen erhörten Liebhader, nun eben nicht die impoſanteſte Figur; jedoch die aufwachende Liebe vergüldet alles, wie die aufgehende Sonne. Das Fräulein nahm dieſes hinbrütende Staunen für Uebermaß ſeines Entzückens an, und maß die ſichtbare Verwirrung ſeines Geiſtes dem überraſchenden Gefühl ſeines Minneglückes bei. Indeſſen regte ſich in ihrem Herzen eine gewiſſe Empfindung jungfräulicher Bedenklichkeit, daß ſie mit dem Ultimatum ihrer Gegenerklärung zu raſch möchte zu Werke gegangen ſeyn, und die Erwartung ihres Geliebten übereilet haben, darum nahm ſie das Wort wieder und ſprach: Du ſchweigſt, Boſtangi? Laß dich nicht befremden, daß der Wohlgeruch deiner Muſchirumi den Geruch meiner Geſinnung auf dich zurückdüftet: die Decke der Verſtellung hat nie mein Herz verhüllt. Sollt' ich durch ſchwankende Hoffnung dir den ſteilen Pfad erſchweren, den dein Fuß vorher erſteigen muß, ehe ſich die Brautkammer dir öffnet?

Der Graf hatte während dieſer Rede Zeit gehabt, wieder zur Beſonnenheit zu gelangen, er ermannete ſich wie ein Kriegsmann aus dem Schlafe, wenn im Lager Lärm geblaſen wird. Glanzvolle Blume des Orients, ſprach er, wie darf ein Stäudlein, das unter den Dornen wächſt, ſich ermächtigen, unter deinem Schatten zu blühen? Würde es nicht die wachſame Hand des Gärtners, als ein mißſtändiges Unkraut, ausjäten und hinwerfen, daß es im Wege zertreten würde, oder von der Sonnenglut verſchmachte? Wenn ein wehendes Lüftlein den Staub erhebt, daß er dein königliches Diadem befleckt, ſind nicht alsbald hundert Hände bereit, es davon zu ſäubern? Wie ſollte ein Sklav auf die koſtbare Frucht lüſtern ſeyn, die in den Gärten des Soldans für den Gaumen eines Fürſten reift? Auf dein Geheiß ſucht' ich eine angenehme Blume für dich, und fand die Muſchirumi, deren Name mir ſo unbekannt war, als es ihre geheimnißvolle Bedeutung noch iſt. Wähne nicht, daß ich damit etwas anders beabſichtet habe, als dir zu gehorchen.

Dieſe Querantwort verrückte den ſchönen Plan des Fräuleins merklich. Es war ihr unerwartet zu vernehmen, daß es einem Europäer möglich ſey, mit der Muſchirumi nicht gerade den Gedanken zu verbinden, in ſo fern ſie einem Frauenzimmer dargeboten wird, welchen die zwei übrigen Theile der alten Welt damit zu vereinbaren pflegen. Das Mißverſtändniß lag klar am Tage; jedoch die Liebe, die einmal im Herzen Wurzel gefaßt hatte, wendete und drehete es ſo geſchickt, wie eine Näherin ein Stück Arbeit, wobei ſie es im Zuſchnitte verſehen hat, daß endlich doch noch Alles ſo ziemlich zuſammentreffen muß. Die Prinzeſſin verbarg ihre Verlegenheit durch das Spiel ihrer ſchönen Hände mit dem Saume des Schleiers, und nachdem ſie einige Augenblicke geſchwiegen hatte, ſprach ſie mit zärtlicher Anmuth: Deine Beſcheidenheit gleichet der Nachtviole, die nicht nach dem Schimmer des Sonnenlichtes geizet, um hohe Farben zu ſpiegeln, und dennoch ihres aromatiſchen Geruchs wegen geliebt wird. Ein günſtiges Ungefähr iſt alſo der Dollmetſcher deines Herzens worden, und hat die Empfindungen des meinigen hervorgelockt; ſie ſind dir unverborgen. Folge der Lehre des Propheten, und du biſt auf dem Wege, deinen Wunſch zu erreichen.

Der Graf fing an, den Zuſammenhang der Sache immer deutlicher einzuſehen, die Dunkelheiten verſchwanden allgemach aus ſeiner Seele, wie die nächtlichen Dämmerungen beim Anbruch der Morgenröthe. Jetzt trat der Verſucher, den er im Verließ des Gitterthurms, unter der Maſke eines gehörnten Satyrs oder eines ſchwarzen Erdgnomens, erwartet hatte, in der Geſtalt des geflügelten Amors zu ihm, und brauchte alle verführeriſchen Künſte, ihn zu überreden, den Glauben zu verleugnen, ſeiner zarten Gemahlin treubrüchig zu werden, und die Pfänder keuſcher Liebe zu vergeſſen. Es ſtehet in deiner Gewalt, ſprach er, die ehernen Sklavenfeſſeln mit den holden Banden der Liebe zu vertauſchen. Die erſte Schönheit eines Welttheils lächelt dir entgegen, und mit ihr der Genuß jedes Erdenglücks! Eine Flamme, rein wie das Feuer der Veſta, lodert für dich in ihrem Buſen, die ſie verzehren würde, wofern Thorheit und Eigenſinn deine Seele umnebelten, ihre Gunſt zu verſchmähen. Verbirg deinen Glauben eine kleine Zeit unter den Turban, Vater Gregor hat Waſſers genug in ſeiner Ablaßciſterne, dich von dieſer Sünde rein zu waſchen. Vielleicht erwirbſt du das Verdienſt, des Fräuleins reine Engelſeele zu gewinnen, und ſie dem Himmel zuzuführen, für den ſie beſtimmt iſt. Dieſer trüglichen Oration hätte der Graf noch lange mit Wohlgefallen zugehört, wenn ihn ſein guter Engel nicht beim Ohr gezupft und gewarnet hätte, der Stimme der Verführung nicht weiter Gehör zu geben. Darum glaubte er; mit Fleiſch und Blut nicht länger ſich beſprechen zu dürfen, ſondern über ſich raſch den Sieg gewinnen zu müſſen. Das Wort erſtarb ihm einigemal im Munde, doch faßte er endlich den Muth und gegenredete alſo: Der Wunſch des verirrten Wanderers in der libyſchen Wüſte, aus den Quellen des Nils ſeine trockene Zunge zu laben, mehrt nur die Qualen der durſtigen Leber, wenn er dennoch verſchmachten muß. Darum, o du Holdſeligſte deines Geſchlechts, wähne nicht, daß ein ſolcher Wunſch in meiner Seele erwacht ſey, der als ein nagender

Wurm an meinem Herzen zehren würde, ohne daß ich ihn mit Hoffnung füttern kann. Vernimm, daß ich in meiner Heimath, durch das unauflösliche Band der Ehe, mit einem tugendſamen Weibe bereits verbunden bin, und drei zarte Kindlein den ſüßen Vaternamen lallen. Wie könnte ein Herz, von Kummer und Sehnſucht zerriſſen, der Perle der Schönheit nachſtreben, um ihr getheilte Liebe anzubieten?

Dieſe Erklärung war deutlich, der Graf vermeinte auch, recht rittermäßig und gleichſam mit einem Streiche den Ritterkampf entſchieden zu haben. Er vermuthete, die Prinzeſſin würde nun ihre Uebereilung einſehen und ihren Plan aufgeben; allein hierin irrete er ſich gar ſehr. Das Fräulein konnte ſich nicht bereden, daß der Graf, als ein junger blühender Mann, keine Augen für ſie haben ſollte, ſie wußte, daß ſie liebenswürdig war; und das freimüthige Bekenntniß von der Lage ſeines Herzens machte gerade auf ſie gar keinen Eindruck. Sie dachte, nach der Sitte ihres Vaterlandes, nicht daran, den alleinigen Beſitz ſich davon zuzueignen, und betrachtete die Zärtlichkeit der Männer als ein theilbares Gut: denn in den ſinnreichen Spielen des Serails hatte ſie oft gehört, daß die männliche Zärtlichkeit mit einem Faden Seide war verglichen worden, der ſich trennen und theilen läßt, ſo daß jeder Theil dennoch für ſich ein Ganzes bleibt. In der That, ein ſinnreicher Vergleich, worauf der abendländiſche Witz unſerer Damen noch nie verfallen iſt! Der Harem ihres Vaters hatte ihr von Jugend auf auch zahlreiche Beiſpiele von der Geſelligkeit der Liebe dargeſtellt; die Favoritinnen des Soldans lebten daſelbſt in traulicher Eintracht beiſammen.

Du nennſt mich die Blume der Welt, erwiederte das Fräulein; aber ſiehe, in dieſem Garten blühen neben mir noch viele Blumen, die Aug und Herz durch Mannichfaltigkeit ihrer Schönheit und Anmuth ergötzen, und ich wehre dir nicht, dieſen Blumengenuß mit mir zu theilen. Sollt' ich von dir fordern, in deinen eignen Garten nur eine einzige Blume zu pflanzen, an deren beſtändigem Anblick dein Auge ermüden würde? Dein Weib ſoll Theilhaberin ſeyn des Glückes, das ich dir bereite, du ſollſt ſie in deinem Harem einführen. Sie wird mir willkommen, ſie wird mir die liebſte Geſpielin ſeyn um deinetwillen, und um deinetwillen wird ſie mich wieder lieben. Auch ihre Kindlein ſollen die meinigen ſeyn, ich will ihnen Schatten geben, daß ſie luſtig blühen und in fremdem Erdreich wurzeln ſollen.

Mit der Toleranz der Liebe iſt es in unſerm aufgeklärten Jahrhundert noch lange nicht ſo weit gediehen, als mit der Toleranz der Kirche, ſonſt könnte dieſe Erklärung der Prinzeſſin unſern Leſerinnen unmöglich ſo befremdend auffallen, als ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach thun wird; allein Fräulein Melechſala war eine Morgenländerin, und unter dieſem mildern Himmel hat Megäre Eiferſucht über die ſchöne Hälfte der Menſchheit weit weniger Gewalt, als über die ſtärkere, welche ſie dagegen auch mit eiſernem Zepter regieret.

Graf Ernſt war von der gutmüthigen Denkungsart der Prinzeſſin gerührt, und wer weiß, wozu er ſich möchte entſchloſſen haben, wenn er ſeiner trauten Ottilia daheim gleiche Geſinnungen hätte zutrauen können, und überdies der Stein des Anſtoßes ihm nicht im Wege gelegen hätte, ſeines Glaubens ſich abzuthun. Er verſchwieg der Huldgöttin, die ſo unbefangen um ſein Herz warb, dieſen Gewiſſensſkrupel keinesweges, und ſo leicht es ihr geweſen war, alle übrigen Schwierigkeiten auf die Seite zu räumen, ſo wenig konnte ſie dieſer beikommen. Die trauliche Seſſion wurde aufgehoben, ohne daß in Anſehung dieſes ſtrittigen Punktes etwas entſchieden wurde. Da die Partheien ſich trennten, ſtunden die Traktaten ſo, wie bei einer Grenzkonferenz zweier benachbarten Staaten, wo kein Theil ſeinen Gerechtſamen etwas vergeben will, und der Austrag der Sache auf einen anderweiten

Termin verſchoben wird, wo die Kommiſſarien wieder mit einander in Freuden leben und ſich's wohl ſeyn laſſen.

Im geheimen Konklave des Grafen hatte der flinke Kurt bekanntlich Sitz und Stimme, ſein Herr eröffnete ihm zur Abendzeit den ganzen Vorgang ſeiner Herzensangelegenheit; denn er war ſehr beunruhiget, und es iſt leicht möglich, daß ein Liebesfunke aus dem Herzen des Fräuleins in das ſeinige herübergeſprühet war, der ſich von der Aſche ſeiner geſetzmäßigen Liebesglut nicht wollte ausdämpfen laſſen. Eine ſiebenjährige Abweſenheit, die aufgegebene Hoffnung der Wiedervereinigung mit der Erſtgeliebten, und die dargebotene Gelegenheit, das Herz nach Wunſch zu beſchäftigen, ſind drei kritiſche Umſtände, wodurch eine ſo geiſtige Maſſe, als die Liebe iſt, leicht in eine Gährung kommt, die ihre Subſtanz verändert. Der weiſe Knappe ſpitzte das Ohr bei Anhörung dieſer intereſſanten Ereigniſſe, und gleichſam als ob die enge Pforte des Gehörnervens die Erzählung des Grafen nicht raſch genug in ſeine Hirnkammer einpaſſiren ließ, öffnete er zugleich die weite Thorfahrt des Mundes, hörte und ſchmeckte zugleich die unerwartete Neuigkeit mit großer Inbrunſt. Nachdem er alles reiflich erwogen hatte, ging ſein unvorgreifliches Gutachten dahin, die anſcheinende Hoffnung der Erledizung in beide Hände zu faſſen, und den Plan der Prinzeſſin zu realiſiren, nichts dazu und nichts davon zu thun, und übrigens den Himmel walten zu laſſen. Ihr ſeyd, ſprach er, aus dem Buche der Lebendigen in eurem Vaterlande ausgethan; aus dem Abgrunde der Sklaverei iſt keine Erlöſung, wofern ihr euch nicht an den Seilen der Liebe heraushaſpelt. Eure Gemahlin, die holde Frau, kehret nie zu euren Umarmungen zurück. Wenn ſie in ſieben Jahren der Gram über euren Verluſt nicht überwältiget und aufgerieben hat: ſo hat die Zeit ihren Gram überwältiget; ſie hat eurer vergeſſen und erwarmet in dem Bett' eines Andern. Aber den Glauben zu verläugnen, das iſt traun eine harte Nuß! die ihr wohl nicht aufknacken möget. Doch auch dafür iſt wohl Rath. Unter keinem Volk auf Erden iſt's Brauch, daß das Weib den Mann belehre, welchen Weg zum Himmel er nehmen ſoll, ſondern ſie folgt ſeinem Gange, und läßt ſich von ihm leiten und führen, wie die Wolke vom Winde, ſieht weder zur Rechten, noch zur Linken, auch nicht hinter ſich, wie Loths Weib, die zur Salzſäule ward: denn wo der Mann hinkommt, da iſt ihres Bleibens. Ich hab' auch daheim ein Weib, aber wahrlich, Herr! läg' ich in der Vorhölle, ſo würde ſie ſich nicht entbrechen, mir nachzufahren, um mit ihrem Sonnenwedel meiner armen Seele friſche Luſt zuzufächeln. Darum beharret feſt darauf, daß das Fräulein ihrem Lügenpropheten entſage. Wofern ſie euch mit reiner Liebe beigethan iſt, wird ſie ſicherlich ihr Paradies gegen den Chriſtenhimmel vertauſchen.

Der flinke Kurt perorirte noch lange, um ſeinen Herrn zu überreden, die königliche Liebſchaft nicht auszuſchlagen, und aller andern Verbindungen zu vergeſſen, um ſeine Feſſeln zu zerbrechen. Aber er bedachte nicht, daß er durch das Zutrauen in die Treue ſeines eignen Weibes den Grafen an die Treue ſeiner liebevollen Gemahlin erinnert hatte, deren er ſich gänzlich zu entſchlagen verſucht wurde. Sein Herz war eingepreßt, als in einer Kelter, er wälzte ſich auf ſeinem Nachtlager raſtlos hin und her, und ſeine Gedanken und Entſchlüſſe durchkreuzten ſich gar ſonderbar; dadurch wurde er ſo abgemattet, daß er gegen den Morgen in einen dumpfen Schlummer fiel. Da träumte ihm, der ſchönſte Schneidezahn aus ſeinem elfenbeinernen Gebiß ſey ihm ausgefallen, worüber er groß Herzeleid und ſchweren Kummer empfand; doch als er die Zahnlücke im Spiegel beſahe, um zu urtheilen, ob ſie ihn auch ſehr verſtelle, war ein neuer Zahn hervorgewachſen, ſchön und blank wie die übrigen, ſo daß der Verluſt nicht zu merken war. Sobald er erwachte, trug er Verlangen, die Deutung des Traumes zu erfahren. Der flinke Kurt ermangelte daher nicht, eine wahrſagende Zigeunerin aufzutreiben, die gegen die Gebühr gut Glück aus der Hand und Stirn prophezeihte, auch die Gabe beſaß, Träume auszulegen. Der Graf referirte ihr den ſeinigen der Länge nach, und nachdem die gerunzelte, ſchwarzbraune Prthia lange darüber nachgeſonnen hatte, that ſie ihren wulſtigen Mund auf und ſprach: Was dir das Liebſte war, hat dir der Tod geraubt; doch den Verluſt erſetzt bald das Geſchick dir wieder.

Nun lag's klar am Tage, daß die Vermuthungen des weiſen Knappen keine Hirngeſpinſte waren, ſondern daß die gute Gräfin Ottilia vor Gram und Harm über den Verluſt ihres geliebten Gemahls zu Grabe gegangen ſey. Der gebeugte Wittwer, der ſo wenig an dieſem Trauerfalle zweifelte, als wenn er durch eine ſchwarzgeränderte Notifikation Brief und Siegel darüber empfangen hätte, fühlte Alles, was ein Mann, der ſein geſundes Gebiß zu ſchätzen weiß, empfindet, wenn er einen Zahn verliert, welchen die wohlthätige Natur durch einen andern zu erſetzen im Begriff iſt, und tröſtete ſich über den erlittenen Verluſt mit dem bekannten troſtreichen Wittwerſpruch: es iſt Gottes Schickung, ich muß mich drein ergeben. Da er ſich nun für frei und ungebunden hielt, ſpannte er alle Segel auf, ließ Wimpel und Flagge luſtig wehen, um auf den Hafen ſeines Minneglücks loszuſteuern. Bei der nächſten Entrevüe fand er die Prinzeſſin reizender als jemals, ſeine Blicke ſchmachteten ihr entgegen; ihr ſchlanker Wuchs entzückte ſein Auge, und ihr leichter ſanfter Gang glich dem Gange einer Göttin, ob ſie gleich nach menſchlicher Weiſe einen Fuß vor den andern förder ſetzte, und nicht nach dem Koſtüm der Göttinnen, mit unbewegten Schenkeln über den buntfarbenen Sandweg daher ſchwebte. Beſtangi, ſprach ſie mit melodiſcher Stimme, haſt du den Iman geſprochen? Der Graf ſchwieg einen Augenblick, ſchlug die lichtvollen Augen nieder, legte beſcheiden die Hand auf die Bruſt und ließ ſich auf ein Knie vor ihr nieder. In dieſer demuthsvollen Stellung antwortete er entſchloſſen: Erhabne Tochter des Soldans, mein Leben hängt an deinem Wink; aber nicht mein Glaube. Mit Freuden bin ich bereit, jenes für dich aufzuopfern, nur laß mir dieſen, der mit meiner Seele ſo verwebt iſt, daß ſie ſich leichter vom Leibe ſcheiden, als vom Glauben trennen läßt. Hieraus merkte die Prinzeſſin, daß ſie mit ihren ſchönen Entwürfen auf dem Wege war zu ſcheitern, um deswillen nahm ſie zu einem heroiſchen Mittel ihre Zuflucht, das unſtreitig von unfehlbarerer Wirkung iſt, als der berufene thieriſche Magnetismus, und verſuchte damit ihren Plan aufrecht zu erhalten: ſie entſchleierte ihr Angeſicht. Im vollen Glanz der

Schönheit ſtand ſie da, wie die Sonne am Firmamente, als ſie aus dem Chaos hervorging, die dunkle Erde zu beſtrahlen. Sanfte Röthe überzog ihre Wangen, und hoher Purpur glühete auf den Lippen ihres Mundes; zwei ſchön gewölbte Bogen, auf welchen Amor ſcherzte, wie die buntfarbige Iris auf dem Regenbogen, beſchatteten die ſeelenvollen Augen, und zwei goldne Locken küßten ſich auf ihrer Lilienbruſt. Der Graf ſtaunte und ſchwieg; ſie aber nahm das Wort und ſprach: Siehe, Boſtangi, ob dieſe Geſtalt deinen Augen gefällt, und ob ſie des Opfers werth ſey, das ich von dir fordere. Sie iſt die Geſtalt eines Engels, antwortete der Graf, mit dem Ausdruck des höchſten Entzückens, werth, von einem Heiligenſchein umfloſſen, in den Vorhöfen des Chriſtenhimmels zu glänzen, gegen welchen die Annehmlichkeiten des Paradieſes des Propheten nur leere Schatten ſind.

Dieſe Worte, mit Wärme und anſchaulicher Ueberzeugung ausgeſprochen, fanden in dem offenen Herzen des Fräuleins freien Eingang; beſonders dünkte ihr der Heiligenſchein ein Apparat zu ſeyn, der ihr nicht übel zu Geſichte ſtehen müßte. Ihre rege Phantaſie blieb auf dieſe Idee geheftet, über welche ſie Erläuterung begehrte, und der Graf ergriff die dargebotene Gelegenheit mit beiden Händen, ihr den Chriſtenhimmel ſo reizend zu ſchildern, als in ſeinem Vermögen war; er wählte die anmuthigſten Bilder dazu, die ihm die Einbildungskraft darbot, und ſprach mit ſolcher Zuverſicht, als wenn er gerade aus dem Schoos der Seligkeit herabgekommen wäre, eine Miſſion an ſie auszurichten. Weil es nun dem Propheten beliebt hat, das ſchöne Geſchlecht, in jener Welt, mit überaus kärglicher Erwartung auszuſteuern: ſo verfehlte der apoſtoliſche Redner ſeiner Abſicht deſto weniger, ob ſich gleich nicht behaupten läßt, daß er zum Apoſtelamt eben vorzüglich qualifizirt geweſen wäre. Es ſey nun, daß der Himmel ſelbſt dieſes Bekehrungsgeſchäfte begünſtiget; oder daß der exoteriſche Geſchmack der Prinzeſſin ſich bis auf die religiöſen Begriffe der Ausländer ausdehnte; oder daß das Perſonale des Heidenbekehrers mit in Anſchlag kam: genug ſie war ganz Ohr, und würde, wenn der herandämmernde Abend die Lektion nicht unterbrochen hätte, ihrem Docenten noch Stundenlang mit Vergnügen zugehöret haben. Vor diesmal ließ ſie raſch den Schleier fallen und begab ſich in's Serail.

Es iſt eine bekannte Sache, daß Fürſtenkinder überaus gelehrig ſind, und in allen wiſſenswerthen Dingen rieſenmäßige Fortſchritte machen, (wie unſere Tagebücher das oft laut urkunden) wenn die übrige Weltbürgerſchaft ſich nur mit Zwergſchritten begnügen muß. Es war daher kein Wunder, daß die Tochter des Soldans von Aegypten, nach kurzem Zeitverlauf, den damaligen Lehrbegriff der abendländiſchen Kirche ſo gut inne hatte, als der Lehrer ihr ſolchen mittheilen konnte, einige kleine Ketzereien auf und ab ungerechnet, die ohne Vorſatz ſeine Unkunde in Glaubensſachen mit einlaufen ließ. Dieſe Erkenntniß blieb nicht todter Buchſtabe bei ihr, ſondern erweckte das eifrige Verlangen zu proſelytiren. Alſo wurde der Plan der Prinzeſſin nun in ſo weit geändert, daß ſie nicht mehr darauf beſtand, den Grafen zu bekehren, ſondern vielmehr geneigt war, ſich von ihm bekehren zu laſſen, doch alles das nicht ſowohl in Hinſicht einer Glaubenseinigung, als in Beziehung des beabſichtigten Liebesvereins. Es kam jetzt alles auf die Frage an, wie dieſes Vorhaben in's Werk zu richten ſey. Sie zog den Grafen, und dieſer den flinken Kurt, in den nächtlichen Konſultationen, über dieſe wichtige Angelegenheit zu Rathe, und der letztere votirte dahin, das Eiſen zu ſchmieden dieweil es heiß ſey; der ſchönen Proſelytin des Grafen Stand und Herkunft zu eröffnen, ihr den Vorſchlag zu thun, mit ihm zu entfliehen, behend über Meer an's europäiſche Geſtade zu ſchwimmen, und im Thüringer Land mit einander als chriſtliche Eheleute zu leben.

Der Graf klopfte dieſem wohlausgedachten Plane ſeines weiſen Knappen lauten Beifall zu, es war als hätt' er ihn ſeinem Herrn aus den Augen geleſen. Ob die Ausführung mit Schwierigkeiten würde verknüpft ſeyn oder nicht, das wurde beim erſten Feuer des romantiſchen Entwurfs nicht in Erwägung gezogen: die Liebe trägt alle Berge ab, ſpringt über Mauern und Graben, hüpft über Abgrund und Schlüfter, und ſetzt über einen Schlagbaum mit eben der Leichtigkeit, als über einen Strohhalm. In der nächſten Lehrſtunde eröffnete der Graf der geliebten Katechumena den gefaßten Anſchlag: Du Abglanz der heiligen Jungfrau, redete er ſie an, vom Himmel erkoren aus einem verworfenen Volk, über Irrwahn und Vorurtheil zu ſiegen, und Theil und Erbe zu empfahen, im Wohnplatz der Wonne, haſt du den Muth deinem Vaterlande zu entſagen: ſo bereite dich zur ſchnellen Flucht. Ich will dich gen Rom geleiten, wo der Himmelspförtner, Sankt Peters Statthalter hauſet, dem die Schlüſſel zur Himmelsthür anvertrauet ſind, daß er dich aufnehme in den Schoos der Kirche, und das Bündniß unſrer Liebe ſegne. Fürchte nicht, daß deines Vaters mächtiger Arm uns erreichen werde: jene Wolke über unſerm Haupte wird ein Schiff ſeyn, mit einer Beſatzung von Engelheerſchaaren, mit diamantnen Schildern und feurigen Schwertern bewaffnet, die, ſterblichen Augen zwar unſichtbar, aber, mit Kraft und Stärke gerüſtet, zu deiner Hut und Wacht verordnet ſind. Auch will ich dir nicht verhalten, daß ich durch Glück und Geburt das bin, wozu mich die höchſte Gunſt des Soldans erheben könnte: ich bin ein Graf, das iſt ein geborner Bey, der über Land und Leute regieret. Die Grenzen meiner Herrſchaft umſchließen Städte und Flecken, auch Palläſte und feſte Bergſchlöſſer. Mir gehorchen Ritter und Knappen, Roß und Wagen ſind zu meinem Dienſt bereit. Du ſollſt in meinem Vaterlande von keinen Mauern eines Serails umſchloſſen, frei herrſchen und regieren als eine Königin.

Dieſe Rede des Grafen dünkte der Prinzeſſin eine Botſchaft vom Himmel zu ſeyn; ſie ſetzte kein Mißtrauen in die Zuverläſſigkeit ſeiner Worte, und es ſchien ihr zu ſchmeicheln, daß die ſchöne Ringeltaube nicht in einem Häuflingsneſt, ſondern bei einem Gefieder von der Sippſchaft der Adler niſten würde. Ihre warme Phantaſie war mit ſo ſüßen Erwartungen angefüllt, daß ſie ſich mit der Bereitwilligkeit der Kinder Israels zum Ausgang aus Aegypten bequemte, gleichſam als ob ein neues Kanaan, in einem andern Welttheile, jenſeits des Meeres ihrer wartete. Sie würde, im Vertrauen auf den Schutz der ihr verheißnen unſichtbaren Leibwache, alsbald ihrem Geleitsmanne außerhalb den Ringmauern des Pallaſtes gefolget ſeyn, wenn dieſer ſie nicht belehret hätte, daß noch mancherlei Zubereitungen erforderlich wären, ehe das große

Vorhaben, mit Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, könnte ausgeführt werden.

Unter allen Kapereien zu Waſſer und zu Lande iſt keine mißlicher und mit mehreren Schwierigkeiten verbunden, als dem Großherrn ſeine Favoritin aus den Armen wegzuſtehlen; einen ſolchen Meiſterſtreich kann nur die wildgährende Einbildungskraft eines W*z*ls träumen, und er kann auch nur einem Kakerlak gelingen. Das Beginnen des Graf Ernſts von Gleichen, des Soldans von Aegypten Tochter zu entführen, hatte indeſſen nicht weniger Schwierigkeit; und weil doch beide Helden gewiſſermaßen in Konkurrenz kommen: ſo ſcheint das Wageſtück des letztern ungleich dreuſter, weil alles dabei einen natürlichen Gang nahm, und ſich keine dienſtfertige Fee in's Spiel miſchte; gleichwohl lief der Erfolg des ähnlichen Unterfangens, bei dem einen ſo wie bei dem andern, nach Wunſch ab. Die Prinzeſſin füllte ihr Schmuckkäſtlein reichlich mit Juwelen an, vertauſchte ihr königliches Gewand mit einem Kaftan, und ſchlüpfte eines Abends unter der Geleitſchaft ihres Geliebten, ſeines getreuen Knappen und des dämiſchen Waſſerträgers, unbemerkt aus dem Pallaſte zum Garten hinaus, um die weite Reiſe in's ferne Abendland anzutreten. Des Fräuleins Abweſenheit konnte nicht lange verborgen bleiben, ihr Frauenzimmer ſuchte ſie, nach dem Sprüchwort, wie eine Stecknadel, und da man ſie nicht fand, war die Beſtürzung im Serail allgemein. Es war ſchon dies und das über die geheimen Audienzen des Boſtangi gemunkelt worden, man reihete Vermuthung und Thatſache an einander, und daraus entſtund freilich keine Perlenſchnur, ſondern die ſchauderhafte Entdeckung des eigentlichen Vorganges der Sache. Der Divan der Damen konnte nicht umhin, höhern Orts davon Bericht zu erſtatten. Der Vater Soldan, dem die tugendſame Melechſala, alles wohl erwogen, das Herzleid hätte erſparen können, landflüchtig zu werden um die Emplette eines Heiligenſcheins zu machen, gebehrdete ſich bei dieſem Präadvis wie ein ergrimmter Löwe, der fürchterlich die braune Mähne ſchüttelt, wenn er durch das Getöſe der Jagd und das Gebell der Hunde aus ſeinem Lager aufgeſchreckt wird. Er ſchwur beim Barte des Propheten dem ganzen Serail den Untergang, wenn bei Sonnenaufgang die Prinzeſſin nicht wieder in der väterlichen Gewalt wäre. Die Mammeluckiſche Leibwache mußte aufſitzen, um auf den Landſtraßen von Kairo nach allen vier Himmelsgegenden den Fliehenden nachzueilen, und tauſend Ruder peitſchten den breiten Rücken des Nils, um ſie einzuholen, im Fall ſie den Weg zu Waſſer genommen hätten.

Bei ſolchen Anſtalten war's unmöglich, dem weitreichenden Arm des Soldans zu entrinnen, wofern der Graf nicht das Geheimniß beſaß, ſich nebſt ſeiner Reiſegeſellſchaft zu verunſichtbaren, oder die Wundergabe, ganz Aegypten mit Blindheit zu ſchlagen. Allein von dieſen Talenten war ihm keines verliehen. Nur der flinke Kurt hatte einige Maßregeln genommen, die in Anſehung der Wirkung die Stelle der Wunder allenfalls vertreten konnten. Er verunſichtbarte die flüchtige Karavane, durch die Finſterniß eines dunkeln Kellers, in dem Hauſe des großen Schweißtreibers Adullam. Dieſer jüdiſche Hermes begnügte ſich nicht daran die Heilkunde mit gutem Fortgang zu treiben, ſondern wucherte auch mit der Gabe, die er aus der Erbſchaft ſeiner Väter empfangen hatte, und ehrte den Merkur in der Qualiät eines Schutzpatrons der Aerzte, der Kaufleute und Diebe. Er trieb einen großen Spezerei- und Kräuterhandel mit den Venedigern, der ihm vielen Reichthum erworben hatte, und verſchmähete kein Negoz, wobei etwas zu gewinnen war. Der treue Knappe hatte dieſen ehrlichen Israeliten, der ſich für Geld und Geldeswerth zu jeder That bereit finden ließ ohne ihre Moralität zu unterſuchen, durch ein Kleinod aus dem Schmuckkäſtlein der Prinzeſſin gewonnen, die Spedition des Grafen, deſſen Stand und Vorhaben ihm unverhohlen blieb, nebſt dreien von ſeinen Dienern auf ein venedigſches Schiff, das zu Alexandrien in Ladung gelegt hatte, zu übernehmen; doch blieb es ihm weislich verborgen, daß er die Tochter ſeines Herrn konterband machen und heimlich aus dem Lande praktiziren ſollte. Da er den zu verſendenden Waarentransport in Augenſchein nahm, fiel ihm zwar die Geſtalt des ſchönen Jünglings auf; doch dacht' er nichts Arges dabei, und hielt ihn für den Pagen des Ritters. Bald darauf verbreitete ſich das Gerücht über die Stadt, die Prinzeſſin Melechſala ſey verſchwunden; da gingen ihm die Augen auf; tödtliches Schrecken bemächtigte ſich ſeiner Sinne, alſo daß ihm der graue Bart anfing zu beben und er hätte wohl gewünſcht, mit dieſem gefährlichen Handel unbeworren zu ſeyn. Aber jetzt war's zu ſpät; ſeine eigne Sicherheit erforderte nun alle Schlauheit aufzubieten, um das halsbrechende Geſchäfte glücklich zu beendigen. Zuvörderſt legte er ſeiner unterirdiſchen Hausgenoſſenſchaft eine ſtrenge Quarantaine auf; und erſt nachdem die ſchärfſte Nachforſchung vorüber, die Hoffnung, die Prinzeſſin wieder ausfindig zu machen, ziemlich verſchwunden, und der Eifer ſie aufzuſuchen erkaltet war, packte er die ganze Karavane ſäuberlich in vier Kräuterballen, lud ſie auf ein Nilſchiff, und ſchickte ſie, nebſt einem Frachtbrief unter Gottes Geleite, ſicher und wohlbehalten nach Alexandrien, wo ſie, ſo bald der Venediger die hohe See gewonnen hatte, des engen Gewahrſams in den Kräuterſäcken *) ſammt und ſonders entlediget wurden.

Ob in einem prächtigen Wolkenzuge die himmliſche Trabantengarde, mit feurigem Schwert und Schild gerüſtet, dem wogenden Schiffe folgte, das läßt ſich, wegen ihrer Unſichtbarkeit, zwar nicht augenſcheinlich dokumentiren: gleichwohl ſind gewiſſe Anzeichen vorhanden, welche die Sache glaubhaft machen. Alle vier Winde des Himmels ſchienen ſich zu einer glücklichen Seereiſe vereiniget zu haben: die widrigen hielten den Athem zurück, und die günſtigen blieſen ſo luſtig in die Segel, daß das Schiff pfeilgeſchwinde die ſanftſpielenden Wellen furchte. Als der freundliche Mond die wachſenden Silberhörner zum zweitenmale aus den Wolken hervorſtreckte, lief der Venediger wohlgemuth in den Hafen ſeiner Vaterſtadt ein.

Der wachſame Laurer der Gräfin Ottilia befand ſich noch immer daſelbſt, und ließ die frucht-

---

*) Die Erfindung in einem Sacke zu reiſen, wurde zu Zeiten der Kreuzzüge mehrmals benutzt. Dietrich, der bedrangte Markgraf zu Meißen, kehrte unter eben dieſem Incognito aus Paläſtina in ſeine Erblande zurück, um den heimlichen Nachſtellungen Kaiſer Heinrich des ſechsten, der eine Abſicht auf die ergiebigen Freibergiſchen Bergwerke hatte, zu entgehen.

loſe Mühe vergeblicher Nachfrage ſich nicht abſchrecken, ſeine Diäten zu mehren und alle Paſſanten aus der Levante fleißig zu examiniren. Er befand ſich gerade auf ſeinem Poſten, da der Graf nebſt der ſchönen Melechſala ans Land ſtieg. Er hatte die Phyſiognomie ſeines Herrn in ſo gutem Andenken, daß er ſich vermaß, ihn unter tauſend unbekannten Geſichtern herauszufinden. Indeß machte ihn die fremde Tracht, und der Finger der Zeit, der in ſieben Jahren an der Geſtalt manches ändert, einige Augenblicke zweifelhaft. Um ſeiner Sache gewiß zu werden, nahete er ſich dem Gefolge des fremden Ankömmlings, trat den getreuen Knappen an und fragte ihn:

„Kamerad, woher des Landes?“

Der flinke Kurt freuete ſich einen Landsmann anzutreffen, der ihn in ſeiner Mutterſprache anredete, fand aber nicht für gut, einem Unbekannten Rede zu ſtehen, und antwortete kurz ab: aus der See.

„Wer iſt der ſtattliche Junker, dem du folgſt?“

Mein Herr.

„Aus welcher Gegend kommt ihr?“

Von Sonnen-Aufgang.

„Wo gedenket ihr hin?“

Nach Sonnen-Niedergang.

„In welche Provinz?“

In unſere Heimath.

„Wo iſt die?“

Hundert Meilwegs in’s Land hinein.

„Wie heißeſt du?“

Spring in’s Feld, grüßt mich die Welt. Ehrenwerth heißt mein Schwert. Zeitvertreib namt ſich mein Weib. Spät es tagt, ruft ſie die Magd. Schlecht und recht, nennt ſich der Knecht. Sauſewind, tauft ich mein Kind. Knochenfaul, ſchelt ich den Gaul. Sporenklang, heißt ſein Gang. Höllenſchlund, lock ich den Hund. Wettermann, kräht mein Hahn. Hüpf’ im Stroh, heißt mein Floh. Nun kennſt du mich mit Weib und Kind und all meinem Hausgeſind.

„Du ſcheinſt mir ein loſer Geſell zu ſeyn.“

Ich bin kein Geſell, denn ich treibe kein Handwerk.

„Gieb Beſcheid auf eine Frage.“

Laß ſie hören.

„Haſt du neue Mähr von Graf Ernſten von Gleichen, aus dem Orient?“

Warum fragſt du?

„Darum.“

Lirum, Larum! warum darum?

„Dieweil ich ausgeſandt bin in alle Welt, von der Gräfin Ottilia ſeiner Gemahlin, ihr zu verkundſchaften, ob ihr Herr noch am Leben und in welchem Winkel der Erde er zu finden ſey.

Dieſe Antwort ſetzte den flinken Kurt in einige Verwirrung, und ſtimmte ihn auf einen ganz andern Ton. Harre, Landsmann, ſprach er, vielleicht weiß der Junker Beſcheid von der Sache. Alsbald ging er zum Grafen, und raunte ihm die neue Zeitung in's Ohr, bei dem ſich eine ſehr komplizirte Empfindung darüber regte, woran Freude und Beſtürzung gleichen Antheil hatte. Er merkte, daß ihn ſein Traum, oder die Deutung deſſelben betrogen hatte, und daß ihm das Konzept, ſich mit der ſchönen Reiſegefährtin zu vermählen, leicht dürfte verrückt werden. Aus dem Stegreif wußte er nicht gleich, wie er ſich bei dieſem verwirrten Handel benehmen ſollte; doch überwog das Verlangen, zu erfahren, wie es daheim in ſeinem Hauſe ſtünde, alle Bedenklichkeiten. Er winkte dem Emiſſarius, und erkannte in ihm ſeinen alten Hofdiener, der mit Freudenthränen die Hand ſeines wiedergefundenen Herrn benetzte, und viel Worte machte, was die Gräfin für Jubel anheben würde, wenn ſie die frohe Botſchaft von der Rückkehr ihres geliebten Gemahls aus dem heiligen Lande vernähme. Der Graf ließ ſich von ihm in die Herberge geleiten, wo er die ſonderbare Lage ſeines Herzens in Erwägung zog, und ernſthafte Betrachtungen darüber anſtellte, welche Wendung der angeſponnene Liebeshandel mit der ſchönen Sarazenin nehmen werde. Darauf wurde unverzüglich der lauerſame Kundſchafter an die Gräfin, mit einer Depeſche, abgefertigt, welche einen getreuen Bericht von den Schickſalen des Grafen in der Sklaverei, und ſeine Erledigung durch die Unterſtützung der Tochter des Soldans von Aegypten abſtattete; wie ſie dem Grafen zu Liebe Thron und Vaterland verlaſſen, unter der Bedingung, daß er ſie heirathen ſollte, welches er ihr auch, durch einen Traum irre geführt, verheißen habe. Dadurch ſuchte er ſeine Gemahlin nicht nur auf eine zweite Theilhaberin am gräflichen Ehebett vorzubereiten, ſondern ſuchte auch unter Anführung vieler triftigen Gründe um ihre Einwilligung hierzu nach.

Frau Ottilia ſtand eben am Fenſter, mit ihrem Wittwenſchleier angethan, als der Botſchafter zum letztenmale den athemloſen Gaul anſpornte, den ſteilen Burgweg heran zu traben. Ihr ſcharfes Auge erkannte ihn ſchon in der Ferne, und weil er auch kein Dreiſchrittſeher war, deren es zu Zeiten der Kreuzzüge überhaupt nur wenige gab, ſo erkannte er die Gräfin gleichfalls, hob die Brieftaſche hoch über ſein Haupt, ſchwenkte ſie wie eine Standarte zum Zeichen guter Botſchaft, und ſie verſtund dieſes Signal ſo gut, als wenn der Synthematograph von Hanau dabei im Spiel geweſen wäre. Haſt du ihn funden, den Mann meines Herzens? rief ſie dem Kommenden entgegen. Wo weilt er, daß ich mich aufmache ihm den Schweiß von der Stirn zu trocknen, und ihn raſten zu laſſen in meinen treuen Armen von der mühſeligen Reiſe? Glück zu, geſtrenge Frau, antwortete der Briefträger, euer Gemahl iſt wohl auf. Ich hab' ihn funden in der Waſſerſtadt der Venediger, von wannen er mich mit dieſem Brief unter ſeiner Hand und Siegel hat hergeſandt, euch ſeine Ankunft daſelbſt zu vermelden. Die Gräfin konnte nicht eilig genug den Brief des Siegels entledigen, und wie ſie ihres Herrn Schriftzüge erblickte, war ihr das Odem des Lebens zum Leben. Dreimal drückte ſie ihn an die klopfende Bruſt, und dreimal berührte ſie ihn mit ſchmachtenden Lippen. Drauf ſtrömte ein Platzregen von Freudenthränen auf das entfaltete Pergament, wie ſie zu leſen anhob; allein je weiter ſie las, je ſparſamer rannen ihre Zähren, und ehe die Lektüre noch beendiget war, verſiegte die Thränenquelle ganz und gar.

Der Inhalt des Briefs konnte die gute Dame freilich nicht durchgängig auf gleiche Weiſe intereſſiren; der von ihrem Eheherrn in Vorſchlag gebrachte Partagetraktat ſeines Herzens hatte nicht das Glück ihren Beifall zu erhalten. Wie ſehr auch bei der heutigen Welt die Theilungsſucht überhand genommen hat, ſo daß getheilte Liebe und getheilte Provinzen das Abzeichen unſers Zeitalters worden ſind: ſo wenig war jene im Geſchmack der Vorwelt, wo jedes Herz ſeinen eignen Schlüſſel hatte, und wo ein Kapitalſchlüſſel, der mehrere ſchloß, für einen ſchändlichen Diebsdietrich gehalten wurde. Die Intoleranz der Gräfin in Anſehung dieſes Punktes war wenigſtens ein redender Beweis ihrer ungefärbten Liebe: ach, der verderbliche Kreuzzug! rief ſie aus, iſt die einzige Urſach all dieſes Unheils! Ich habe der heiligen Kirche ein Brod geliehen, von welchem die Heiden gezehret haben, und empfange nun ein Bröcklein davon wieder. Eine nächtliche Viſion im Traum beſänftigte indeſſen ihr Gemüth, und ihre ganze Denkungsart erhielt dadurch eine andere Richtung. Die Phantaſie bildete ihr im Schlafe vor, es zögen zwei Pilger vom heiligen Grabe den gekrümmten Burgweg herauf, und begehrten eine Nachtherberge, welche ſie ihnen gutmüthig verwilligte. Der eine ſchlug ſeine Nebelkappe auf, und ſieh da, es war der Graf ihr Herr, den ſie freundlich umhalſete und große Freude ob ſeiner Wiederkehr empfand. Die Kindlein traten herein, welche er in die väterlichen Arme ſchloß, ſie herzte, und ſich ihres Wachsthums und Gedeihens freuete. Indeß that ſein Gefährte die Reiſetaſche auf, zog daraus hervor goldne Ketten und herrliches Geſchmeide von Edelſteinen, und hing ſie den Kleinen um den Hals, die an dieſen glänzenden Geſchenken großen Gefallen trugen. Die Gräfin bewunderte ſelbſt dieſe Freigebigkeit, und fragte den verkappten Fremdling, wer er ſey. Er antwortete: ich bin der Engel Raphael der Geleitsmann der Liebenden, und habe deinen Gemahl aus fernen Landen wieder zu dir gebracht. Das Pilgerkleid verſchwand, und es ſtand vor ihr eine glänzende Engelgeſtalt, mit einem himmelblauen Leibrock bekleidet, und zwei goldnen Flügeln an den Schultern. Sie erwachte darüber, und in Ermangelung einer ägyptiſchen Sibylle erklärte ſie ſich ſelbſt den Traum ſo gut ſie konnte, und fand ſo viel Aehnlichkeit zwiſchen dem Engel Raphael und der Prinzeſſin Melechſala, daß ſie nicht zweifelte, die letztere ſey unter der Geſtalt des erſtern ihr im Traum vorgebildet worden. Zugleich zog ſie in Erwägung, daß ohne den Beiſtand derſelben ihr Gemahl ſchwerlich jemals der Sklaverei würde entronnen ſeyn. Weil nun dem Eigenthümer eines verlornen Gutes ziemet, mit dem ehrlichen Wiederbringer ſich abzufinden, der es ganz für ſich hätte behalten können: ſo fand ſie keinen Anſtand, zu williger Abtretung der Halbſcheid ihrer ehelichen Gerechtſame ſich zu entſchließen. Unverzüglich wurde der wegen ſeiner Wachſamkeit reichlich belohnte Hafenkapitain nach Wälſchland zurückbeordert, mit dem förmlichen Konſens der Gräfin, für ihren Gemahl das Kleeblatt ſeiner Ehe vollſtändig zu machen.

Es beruhete nur darauf, ob Vater Gregorius in Rom ſeine Benediktion zu dieſer Matrimonial-Anomalie zu ertheilen, und zu Gunſten des Grafen, durch einen Machtſpruch, Form, Weſen und Geſtalt des Eheſakraments umzuſchmelzen geneigt ſey. Die Wallfahrt ging deshalb von Venedig nach Rom, woſelbſt Fräulein Melechſala dem Koran feierlich entſagte und ſich in den Schoos der Kirche begab. Der heilige Vater bezeigte über dieſe geiſtliche Acquiſition ſo viel Freude, als wenn das geſammte Reich des Antichriſts zerſtöret oder dem römiſchen Stuhl unterwürfig gemacht worden wäre, und ließ, nach der Taufhandlung, bei welcher Gelegenheit ſie ihren ſarazeniſchen Namen mit dem orthodoxern Angelika verwechſelte, ein pompöſes Te Deum in der St. Peterskirche anſtimmen. Dieſen günſtigen Abſpekt vermeinte Graf Ernſt zu ſeiner Abſicht benutzen zu müſſen, ehe die gute Laune des Papſtes verdünſtete. Er brachte ſein Matrimonialanliegen unverzüglich bei der Behörde an: allein wie gebeten, abgeſchlagen. Die Gewiſſenhaftigkeit des Inhabers von St. Peters Stuhl war ſo groß, daß er es für eine gröbere Ketzerei hielt, ein eheliches Kleeblatt, als den Tritheismus zu preponiren. - So viel ſcheinbare Gründe der Graf für ſich anzuführen hatte, um eine Ausnahme von der gewöhnlichen Eheregel dadurch zu bewirken: ſo wenig vermochten ſie den exemplariſchen Papſt zu bewegen, ein Auge ſeiner Gewiſſenhaftigkeit diesmal zuzudrücken, und die begehrte Dispenſation zu ertheilen, welches dem Grafen großen Kummer und Herzeleid machte. Sein ſchlauer Anwalt, der flinke Kurt, hatte indeſſen ein herrliches Expediens ausgedacht, wie ſich ſein Herr die ſchöne Neubekehrte könnte ehelich beilegen laſſen, ohne daß der Papſt oder die ganze werthe Chriſtenheit ein Wort dagegen einwenden dürfte; nur wagte er nicht es laut werden zu laſſen, aus Sorge, die Ungnade des Grafen damit zu verwirken. Endlich erſah er doch ſeine Gelegenheit und rückte mit der Sprache heraus. Lieber Herr, ſprach er, kümmert euch nicht ſo ſehr über des Papſtes harten Sinn. Wenn ihm auf der einen Seite nichts abzugewinnen iſt, ſo müßt ihr ihm auf der andern beizukommen ſuchen: es geht ja mehr als ein Weg in's Holz. Wenn der heilige Vater ein zu zartes Gewiſſen hat, euch zu geſtatten zwei Weiber zu nehmen, ſo iſt's euch auch vergönnet, ein zartes Gewiſſen zu haben, ob ihr ſchon nur ein Laie ſeyd. Das Gewiſſen iſt ein Mantel, der jede Blöße deckt, und dabei noch die Bequemlichkeit hat, daß er ſich leicht nach dem Winde drehen läßt; jetzt, da dieſer euch konträr iſt, müßt ihr den Mantel auf die andere Seite nehmen. Sehet zu, ob ihr nicht mit der Gräfin Ottilia in einem verbotnen Grade verwandt ſeyd; iſt dem alſo, wie das leicht zu berechnen iſt, wenn ihr ein zartes Gewiſſen habt, ſo geb ich euch gewonnen Spiel. Löſet einen Scheidebrief, wer kann euch dann wehren, das Fräulein zu heirathen?

Der Graf hatte den weiſen Knappen ſo lange angehört, bis er den Sinn ſeiner Rede wohl begriffen hatte, darauf antwortete er mit zwei Worten kurz und deutlich: Schurke, ſchweig! In dem nämlichen Augenblicke befand ſich der flinke Kurt ſtreckelang außerhalb der Thür, und ſuchte nach ein Paar Zähnen umher, die ihm bei dieſer ſchnellen Expedition abgegangen waren. Ach der herrliche Zahn! rief er von außen, iſt das Opfer worden meiner treuen Dienſtbefliſſenheit! Dieſer Zahnmonolog führte den Grafen natürlich auf die Zurückerinnerung an ſeinen Traum. Ach der verwünſchte Zahn! rief er von innen voll Unmuth aus, den ich im Traum verlor, iſt Stifter all meines Ungemachs! Sein Herz ſchwankte zwiſchen Vorwürfen einer begangenen Untreue an ſeiner liebevollen Gemahlin, und einer verpönten Leidenſchaft gegen die reizende Angelika, wie eine Glocke, die von beiden

Seiten einen Laut giebt, wenn ſie einmal in Bewegung geſetzt iſt. Mehr als die auflodernde Liebesflamme brannte und nagte ihn noch die Beule des Verdruſſes, daß er die Unmöglichkeit vor Augen ſah, der Prinzeſſin Wort zu halten, und mit ihr das Ehebette zu beſchreiten. Alle dieſe Unannehmlichkeiten führten ihn inzwiſchen auf den richtigen Erfahrungsſatz, daß ein getheiltes Herz nicht eben die wünſchenswertheſte Sache ſey, und daß es unter dieſen Umſtänden einem Liebenden beinahe eben ſo zu Muthe ſey, wie dem Eſel Baldewein zwiſchen den beiden Heubündeln.

In dieſer ſchwermüthigen Lage verlor er ſein jovialiſches Anſehen gänzlich, er glich einem Lebensſatten, den an einem trüben Tage die Atmoſphäre drückt, daß ihm der Spleen die Seele aus dem Leibe preßt. Fräulein Angelika vermerkte, daß das Antlitz ihres Geliebten nicht mehr war wie geſtern und ehegeſtern; das betrübte ſie innigſt und bewegte ſie zu dem Entſchluß, einen Verſuch zu wagen, ob es ihr beſſer gelingen würde, wenn ſie das Diſpenſationsnegoz in eigner Perſon betriebe. Sie verlangte bei dem gewiſſenhaften Gregor Gehör, und hatte nach vaterländiſcher Sitte ihr Geſicht dicht verſchleiert. Kein römiſches Auge hatte noch ihre Geſtalt erblickt, ausgenommen der Prieſter, Johannes der Täufer, während der Amtsverrichtung. Der Papſt empfing die neugeborne Tochter der Kirche mit aller gebührenden Achtung, bot ihr die Palme ſeiner rechten Hand, und nicht den parfümirten Pantoffel zu küſſen dar. Die ſchöne Ausländerin hob den Schleier ein wenig, die ſegnende Hand mit den Lippen zu berühren, dann öffnete ſie den Mund, und kleidete ihre Bitte in eine rührende Anrede. Doch dieſe Inſinuation, durchs päpſtliche Ohr, ſchien in der innern Organiſation des Oberhauptes der Kirche keinen rechten Beſcheid zu wiſſen, denn anſtatt den Weg nach dem Herzen zu nehmen, ging ſie zum andern Ohr wieder heraus. Vater Gregor expoſtulirte lange mit der reizenden Supplikantin, und vermeinte einen Ausweg zu finden, wie auf gewiſſe Art ihrem Verlangen nach der Vereinigung mit einem Geliebten Gnüge geſchehen könnte, ohne daß die Kirchenordnung dabei ins Gedränge käm; er proponirte ihr einen Seelenbräutigam, wenn ſie zu der kleinen Abänderung des Schleiers ſich entſchließen wollte, den ſarazeniſchen mit dem klöſterlichen zu verwechſeln. Dieſer Vorſchlag erweckte bei der Prinzeſſin plötzlich einen ſolchen Schleierſcheu, daß ſie den ihrigen alsbald abriß, voller Verzweiflung vor den päpſtlichen Fußſchemel hinſtürzte, und mit aufgehobnen Händen und thränenvollen Augen den ehrwürdigen Vater beim heiligen Pantoffel beſchwor, ihrem Herzen keine Gewalt anzuthun, und ſie zu nöthigen, es anderweit zu vergeben.

Der Anblick ihrer Schönheit war beredter als der Mund, ſetzte alle Anweſenden in Entzücken, und die Thräne, die in dem himmliſchen Auge perlte, fiel wie ein brennender Naphthatropfen dem heiligen Vater aufs Herz, entzündete den kleinen Ueberreſt von irdiſchem Zunder, der darin verborgen lag, und erwärmte es zum Wohlwollen gegen die Bittende. Stehe auf, geliebte Tochter, ſprach er, und weine nicht! Was im Himmel beſchloſſen iſt, ſoll auf Erden an dir in Erfüllung gehen. In drei Tagen ſollſt du erfahren, ob deine erſte Bitte an die heilige Kirche von der huldreichen Mutter zu gewähren ſtehet oder nicht. Darauf berief er eine Kongregation von allen Kaſuiſten in Rom zuſammen, ließ jedem ein Laiblein Brod und eine Flaſche Wein reichen, und ſie in die Rotunda einſperren, mit der Verwarnung, daß keiner daraus ſollte entlaſſen werden, bis die Quäſtion an einmüthig von ihnen entſchieden ſey. So lange der Wein und die Semmeln vorhielten, gab's heftige Debatten, daß alle Heiligen, wenn ſie wären beiſammen in der Kirche geweſen, ſchwerlich ſo laut diſputirt hätten. Das pro und contra wogte hin und her, wie das adriatiſche Meer, wenn der ſtürmiſche Südwind darüber wehet. Sobald aber der

Magen anfing. Worthalter in der Verſammlung zu werden, war Alles Ohr für ihn, und glücklicherweiſe ſchlug er ſich auf die Parthei des Grafen, der ein groſſes Gaſtmahl hatte zurichten laſſen, die ganze kaſuiſtiſche Kleriſey damit zu bewirthen, wenn das päpſtliche Siegel von der Kirchthür würde abgelöſet ſeyn. Die Dispenſationsbulle wurde in beſter Form Rechtens gegen die Gebühr ausgefertiget, wobei die ſchöne Angelika einen tiefen Griff, wiewohl mit Freuden, in die Schätze Aegypti that. Vater Gregor gab dem edlen Paar ſeinen Segen, und verabſchiedete die Liebenden ehrſam. Sie zögerten nicht, das Patrimonium Petri zu verlaſſen, um die Domäne des Grafen zu erreichen, und daſelbſt ihre Vermählung zu vollziehen.

Als dieſſeits der Alpen Graf Ernſt wieder vaterländiſche Luft athmete, that das ihm ſanft und wohl ums Herz, er ſchwang ſich auf ſeinen Neapolitaner, trabte, allein von dem dämiſchen Reiſigen begleitet, friſch voran, und ließ das Fräulein, unter der Bedeckung des flinken Kurts, in kleinen Tagereiſen gemachſam nachziehen.

Hoch klopfte ihm das Herz im Buſen, da er in blauer Ferne die drei gleichiſchen Schlöſſer erblickte. Er gedachte die gutmüthige Gräfin Ottilia unvermuthet zu überraſchen; aber das Gerücht von ſeiner Ankunft war auf Adlersfittichen vor ihm her geflogen; ſie zog ihm mit Junker und Fräulein entgegen, und begegnete einen Feldwegs von der Burg ihrem Herrn in einer luſtigen Aue, welche von dieſer fröhlichen Zuſammenkunft das Freudenthal heißt bis auf dieſen Tag. Der Empfang war auf beiden Seiten ſo traulich und zärtlich, als wenn an keinen Partagetraktat jemals wäre gedacht worden; denn Frau Ottilia war ein rechtes Muſter einer frommen Gattin, die dem Ehegebot, daß ihr Wille des Mannes Willen ſollte unterworfen ſeyn, ohne Auslegung gehorchte. Wenn's ja in ihrem Herzen zuweilen ein kleiner Aufruhr gab, zog ſie nicht flugs die Sturmglocke, ſondern that Thür und Fenſter zu, daß kein ſterblich Auge hineinſchauen und ſehen konnte, was drinnen vorging; dann lud ſie die empörte Leidenſchaft vor den Richterſtuhl der Vernunft, nahm ſie unter den Gehorſam der Klugheit gefangen, und legte ſich eine freiwillige Buße auf.

Sie konnte es ihrem Herzen nicht vergeben, daß es über die Nebenſonne, die an ihrem Ehehorizont glänzen ſollte, gemurret hatte; um dafür zu büßen, ließ ſie im Geheim eine dreiſchläfrige Bettſponde zurichten von ſtarken förnen Stollen, mit der Farbe der Hoffnung überzogen, und einer rund gewölbten Decke, in Form eines Kirchhimmels, mit geflügelten pausbäckigen Engelsköpfen gezieret. Auf der ſeidnen Decke, die zum Prunk über die Flaumenpolſter ausgebreitet war, präſentirte ſich in künſtlicher Stickerei der Engel Raphael, wie er ihr im Traum erſchienen war, nebſt dem Grafen im Pilgerkleide. Dieſer redende Beweis von der zuvorkommenden ehelichen Gefälligkeit ſeiner Gemahlin rührte ihn in der Seele. Er hing an ihrem Halſe und küßte ſie außer Athem beim Anblick dieſer Anſtalten zur Vervollkommnung ſeiner Ehefreuden. Herrliches Weib! rief er mit Entzücken aus, dieſer Liebestempel erhebt dich über Tauſende deines Geſchlechts! verkündet, als ein Ehrendenkmal, deinen Namen der Nachwelt, und ſo lange noch ein Span von dieſer Sponde übrig iſt, werden die Männer ihren Gattinnen deine exemplariſche Gefälligkeit anpreiſen.

Nach wenig Tagen langte auch Fräulein Angelika glücklich an, und wurde, wie eine Königsbraut, vom Grafen in reicher Hofgala empfangen. Frau Ottilia kam ihr mit offenem Herzen und Armen entgegen, und führte ſie, als die Mitgenoſſin aller ihrer Rechte, in das Reſidenzſchloß ein. Der Zwitterbräutigam war unterdeſſen nach Erfurt zum Weihbiſchof gezogen, um die Trauung zu beſtellen. Dieſer fromme Prälat entſetzte ſich ob dieſem heterodoxen Anmuthen nicht wenig, und ließ ſich vermerken, daß er ſolch Aergerniß in ſeinem Kirchſprengel nicht geſtatten werde. Allein da Graf Ernſt die päpſtliche Diſpenſation unter dem Fiſcherring im Original produzirte, war ihm das ein Siegel auf den Mund; doch gab ſeine bedenkliche Miene und ſein Kopfſchütteln deutlich zu verſtehen, der Oberſteuermann des Schiffleins der chriſtlichen Kirche habe durch dieſe Vergünſtigung gefliſſentlich ein Loch in den Kiel deſſelben gebohrt, davon zu befahren ſtehe, daß es unter Waſſer tauchen und zu Trümmern gehen werde.

Die Vermählung wurde mit Prunk und Pracht vollzogen, Frau Ottilia, welche die Stelle der Hochzeitmutter vertrat, hatte reichlich zugeſchickt, und alle thüringiſche Grafen und Ritter kamen weit und breit zuſammen, dieſe ungewöhnliche Hochzeitfeier mit begehen zu helfen. Ehe der Graf die ſchöne Braut zum Altar führte, that ſie ihr Schmuckkäſtlein auf, und verehrte ihm den ganzen Schatz der Juwelen, ſo viel ihr die Diſpenſationsſpeeſen davon übrig gelaſſen hatten, zum Heirathsgute, und er beleibzüchtete ſie dafür auf Ehrenſtein zur Gegenſteuer. Die keuſche Myrthe ſchlang ſich am Vermählungstage um eine güldene Krone, welchen Hauptſchmuck die Tochter des Soldans, als ein Dokument ihrer hohen Geburt, beibehielt auf ihre Lebenszeit, weshalb ſie auch von den Unterthanen nur die Königin genannt, und von ihrem Hofgeſinde als eine Königin bedient und geehrt wurde.

Wer für funfzig Guineen die theure Wolluſt erkauft hat, eine Nacht in Doktor Grahams himmliſchen Bette in London zu raſten, nur der kann ſich das Entzücken träumen, welches Graf Ernſt von Gleichen empfand, als die dreiſchläfrige Bettſponde ihren elaſtiſchen Rumpf eröffnete, den Verlobten zweier Geliebten nebſt ſeinem Komitat aufzunehmen. Nach ſo vielen kummervollen Nächten drückte ein beſcheidener Schlummer der Gräfin Ottilia, an der Seite ihres wiedergefundenen Eheherrn, bald die Augen zu, und verſtattete ihm die unbeſchränkte Freiheit, mit der zärtlichen Angelika nach aller Bequemlichkeit den Endreim auf Muſchirumi zu ſuchen. Sieben Tage lang dauerte das hochzeitliche Wohlleben, und der Graf geſtand, daß er dadurch reichlichen Erſatz für die ſieben traurigen Jahre, die er im vergitterten Thurm zu Groß-Kairo zubringen mußte, erhalten habe; welches kein höfiſches Kompliment zu ſeyn ſcheint, das er ſeinen beiden getreuen Gattinnen machte, wenn anders der Erfahrungsſatz richtig iſt, daß ein einziger froher Tag den bittern Gram und Harm eines trübſeligen Jahres verſüßet.

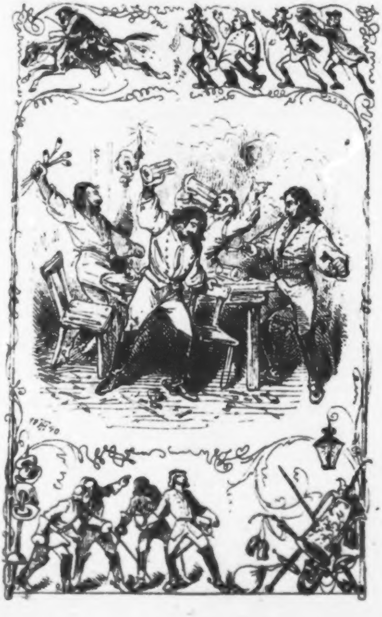
Nächſt dem Grafen befand ſich bei dieſem Wonnetaumel Niemand beſſer, als ſein getreuer Knappe, der flinke Kurt, der ſich's bei reichbeſtellter Küch' und Keller wohl ſeyn ließ, und den Freudenbecher hurtig leerte, welcher unter dem Hofgeſinde fleißig herumging, wobei der volle Tiſch das Ohr ſpitzte, wenn er, ſo bald der Magen befriedigt war, anfing, ſein Abenteuer auszuleeren. Da aber die gräfliche Oekonomie wieder in das gewöhnliche frugale Gleis trat, begehrte er Urlaub nach Ohrdruff zu wandern, ſeine Hausfrau daſelbſt heimzuſuchen, und ihr durch ſeine Heimkehr eine unvermuthete Freude zu machen. Er hatte während der langen Abweſenheit ſeine Keuſchheit aufs gewiſſenhafteſte bewahret, und ſehnte ſich nun nach der billigen Belohnung eines ſo exemplariſchen Wandels durch den Genuß erneuerter Liebe. Die Phantaſie malte ihm das Bild ſeiner tugendbelobten Rebekka mit den lebhafteſten Farben vor Augen, und je näher er den Mauern kam, die ſie umſchloſſen, deſto heller wurde dieſes Kolorit. Er ſahe ſie mit allen den Reizen vor ſich ſtehen, die ihn am Hochzeittage entzückt hatten; er ſahe, wie das Uebermaß von Freuden über ſeine glückliche Ankunft ihre Lebensgeiſter überwältigen, und wie ſie mit ſtummer Betäubung ihm in die Arme ſinken werde.

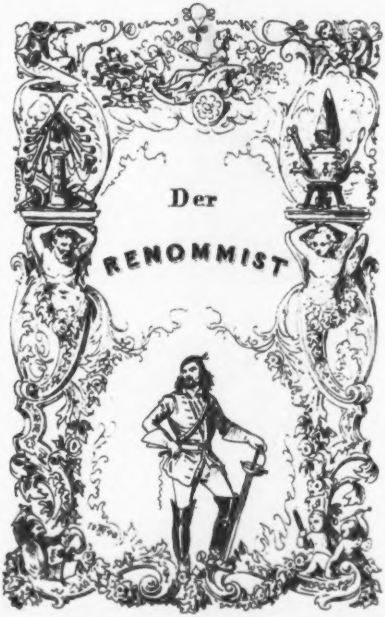
Von dieſem ſchönen Schattenſpiel umgaukelt, gelangte er an das Thor ſeiner Vaterſtadt, ohne es zu bemerken, bis der wachthabende Schildbürger den Schlagbaum vorzog, und den Fremdling auskundſchaftete, wer er ſey, was für Verrichtungen er in der Stadt habe und ob er in friedlicher Abſicht käme. Der flinke Kurt gab auf Alles redlichen Beſcheid, und trabte nun gemachſam, damit des Gauls Hufſchlag ſeine Ankunft nicht zu früh verrathen möchten, die Straße herauf. Er band das Pferd an den Pfortenring, und ſtahl ſich ohne Geräuſch in den Hof ſeiner Wohnung, wo ihn der alte wohlbekannte Kettenhund zuerſt mit freudigem Gebell empfing. Doch wunderte er ſich das, als er zweier muntern vollwangigen Knaben, wie die Engel am Betthimmel in der gleichiſchen Burg geſtaltet, anſichtig wurde, die auf der Hausdiele herumſprangen. Ehe er Zeit hatte, darüber zu ſpekuliren, trat die Hausfrau züchtiglich aus der Thüre, zu ſehen, wer da ſey. Ach, welch ein Abſtand zwiſchen Ideal und Original! Der Zahn der Zeit hatte in den ſieben Jahren unbarmherzig an ihren Reizen genagt; doch waren die Grundzüge der Phyſiognomie in ſo weit verſchont geblieben, daß ſie dem Auge des Kenners noch ſo kenntlich waren, wie das vormalige Gepräge einer verblichenen Münze. Die Freude des Wiederſehens verſchleierte leicht die Mängel der Geſtalt, und der Gedanke, daß der Gram, über ſeine Abweſenheit das glatte Geſicht des lieben Weibes alſo gefurchet habe, verſetzte den gutmüthigen Ehekonſorten in eine empfindſame Stimmung, er umhalſete ſie mit großer Inbrunſt und ſprach: Willkommen trautes Weib, vergiß all deines Herzeleids. Sieh da! ich lebe noch; du haſt mich wieder!

Die fromme Rebekka erwiederte dieſe Zärtlichkeit mit einem derben Rippenſtoß, daß der flinke Kurt davon bis an die Wand taumelte, erhob groß Geſchrei und rief dem Geſinde, als ſey ihrer Keuſchheit Gewalt geſchehen, ſchalt und ſchmähete und gebehrdete ſich wie eine Höllenfurie. Der zärtliche Ehemann entſchuldigte gleichwohl dieſen unzärtlichen Empfang damit, daß er die Urſache davon der beleidigten Delikateſſe ſeiner züchtigen Hausfrau durch den dreuſten Bewillkommnungskuß zuſchrieb, er meinte, er werde von ihr verkannt und erſchöpfte ſeine Lunge, ſie aus dieſem ſcheinbaren Irrthum zu ziehen; allein er predigte tauben Ohren, und wurde bald belehrt, daß hier kein Mißverſtand in der Sache obwalte. Du ſchändlicher Gauch! erhob ſie ihre kreiſchende Stimme, nachdem du dich ſieben lange Jahre in der weiten Welt herumgetrieben und mit fremden Weibern gebuhlt haſt, meinſt du mein keuſches Ehebett wieder zu beſchreiten? Wir ſind geſchiedene Leute! Hab' ich dich nicht an drei Kirchthüren öffentlich zitiren laſſen, und biſt du nicht deines ungehorſamlichen Ausbleibens halber für mauſetodt erklärt? Iſt mir nicht von der Obrigkeit geſtattet worden, meinen Wittwenſtuhl zu verrücken und den Burgemeiſter Wipprecht zu heirathen? Wir leben bereits ins ſechste Jahr als Mann und Frau zuſammen, und dieſe beiden Knaben ſind ein Segen unſerer Ehe. Da kommt der Störenfried, und will mein Haus verwirren! Wo du dich nicht ſtehenden Fußes fortpackſt, ſoll dich der Magiſtrat ſtöcken und pflöcken und an den Pranger ſtellen laſſen, zum Exempel aller ſolcher Irrläufer, die ihre Weiber böslich verlaſſen. Dieſer Willkommen ſeiner weiland geliebten Ehehälfte war dem flinken Kurt ein Dolchſtoß ins Herz, die Galle ergoß ſich, wie ein Wehr, ins Blut. O du treuloſe Mezze! entgegnete er, was hält mich, daß ich dir und deinen Wechſelbälgen nicht Augenblicks den Hals umdrehe? Gedenkeſt du alſo deiner Zuſage, und des oft wiederholten Schwurs im traulichen Ehebett, daß dich der Tod nicht von mir ſcheiden ſollte? Verhießeſt du mir nicht, ungefordert, wenn deine Seele gleich vom Mund auf gen Himmel führ und ich im Fegfeuer ſchmachtete, du wollteſt vor der Himmelsthür wieder umkehren und zu mir herabſteigen, mir kühle Luft zuzufächeln, bis ich aus den Flammen der Vorhölle erlöſet wäre? Daß dir doch die lügenhafte Zunge verſchwarzte, du Galgenaas!

Obgleich der Prima Donna von Ohrdruff eine geläufige Zunge verliehen war, die auch keineswegs auf die Verwünſchung des ungeſtümen Eheprätendenten erſchwarzte: ſo fand Dame Rebekka doch nicht gut, ſich mit ihm in weitern Wortwechſel einzulaſſen, ſondern gab dem Hausgeſinde einen bedeutſamen Wink, worauf Knechte und Mägde über den flinken Kurt herfielen, und ihn brevi manu aus dem Hauſe warfen: bei welchem Aktus der häuslichen Jurisdiktion ſie ſelbſt mit dem Kehrbeſen den verabſchiedeten Ehegeſpan zur Thür hinausfächelte. Halb geradebrecht ſchwang er ſich wieder aufs Roß, und flog ſpornſtreichs die Straße hinab, die er ſo bedachtſam vor wenig Minuten heraufgezogen war.

Als ſich auf dem Heimwege ſein Blut anfing zu verkühlen, berechnete er Gewinn und Verluſt und gab ſich über den letztern zufrieden: denn er befand, daß er eigentlich nichts eingebüßet hatte als den Troſt, in dem Zuſtande der Seele nach dem Tode, der Kühlung eines Sonnenwedels ſich zu erfreuen. Er zog nimmer wieder nach Ohrdruff, ſondern blieb auf dem Schloſſe des Grafen von Gleichen ſeine Lebenszeit, und war ein Augenzeuge der unglaublichſten Begebenheit, daß zwei Damen ſich in die Liebe eines Mannes theilten, ohne Zwiſt und Eiferſucht, und ſogar unter Einem Betthimmel. Die ſchöne Sarazenin blieb kinderlos, liebte und pflegte jedoch die Kinder ihrer Mitgenoſſin als die ihrigen, und theilte mit ihr die Sorgen der Erziehung. Sie war von dem dreiblättrigen Kleeblatt dieſer glücklichen Ehe das erſte, welches im Herbſte des Lebens dahin welkte; ihr folgte die Gräfin Ottilia, und der betrübte Wittwer, dems nun im Schloſſe und in dem geräumigen Bett zu weit und einſam war, machte nach wenig Monaten den Beſchluß. Die von den gräflichen Konſorten, bei Lebzeiten, feſtgeſetzte Ordnung im Ehebett erlitt auch nach dem Tode keine Veränderung. Sie ruhen alle drei in einem Grabe, vor dem gleichiſchen Altar in der Sankt Peterskirche zu Erfurt, auf dem Berge, allwo ihr Grabmahl noch zu ſehen iſt, mit einem Steine bedeckt, auf dem die edle Bettgenoſſenſchaft nach dem Leben abgebildet iſt. Zur rechten die Gräfin Ottilia, mit einem Spiegel in der Hand, dem Sinnbilde ihrer lobwürdigen Klugheit, zur linken die Sarazenin, mit einer Königskrone geſchmückt, und in der Mitte der Graf, auf ſein Wappenſchild, den gelöwten Leoparden ſich lehnend. Die berühmte dreiſchläfrige Sponde wird noch im alten Schloſſe, in der ſogenannten Junkerkammer, als eine Reliquie aufbewahrt, und ein Span davon, ſtatt des Blankſcheids in dem Schnürleib getragen, ſoll die Kraft haben, alle Regungen von Eiferſucht in dem weiblichen Herzen zu zerſtören.




Der
RENOMMIST

Der

Renommiſt.

Ein ſcherzhaftes Heldengedicht

von

J. F. Wilh. Zachariä.

Mit einleitendem Vorworte

von

Juſtus Zachariä.

Mit acht ſarkaſtiſchen Zerrzeichnungen von Hoſemann.

Berlin, 1840.

Verlag von Guſtav Bethge.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Druck, Eduard Haenel
Berlin, Potsdamer Chauſſee Nr. 42 d.

Vorwort.

Allbekannt immer an Moneten
Fehlet es kleinen und großen Poeten:
Nicht beſſer ſtand's aus der Poetika
Bei meinem herzlieben Großpapa.
Hätt' nicht die Poetik — das weiß ein Jeder —
Mit ihm geſtanden auf dem Katheder:
Da würden die Biſſen jämmerlich klein
Dem Raufbolds-Sänger geworden ſein!
Wer hat, ſo lange die Welt mag ſtehen,
Schon einen fetten Poeten geſehen?
Höchſtens, hält Gott ihn ſteif geſund,
Gehet es knapp aus der Hand in den Mund.
Aber des Herrn Profeſſors Dukaten
Tafelten vollauf Wein und Braten,
Daß der Poet jeden Augenblick
Konnte poeten munter und quick.

Solch **Nebenbei** — läßt ſchwer ſich erlungern,
Und der Poet muß durſten und hungern,
Bis er aus elendem Dachkämmerlein
Gehet in's Reich ſeiner Hymnen ein.
Kindeskinder allendlich leſen
Wie kannibaliſch die Mitwelt geweſen,
Setzen dem **Todten** Denkmälerei
Laſſen den **Lebenden** hungern dabei!
Auch hat von Großvaters ſonſtigem **Wiſſen**,
Und wie er Katheder-Witze geriſſen,
Schier wenig die Mitwelt aufbewahrt,
Und war doch gewiß entſetzlich gelahrt.
Aber von ſeinem **Poetenweſen**
Iſt Langes und Breites genug zu leſen;
Das **Schnupftuch**, der **Murner**, der **Phaeton**,
Lieſen der Nachwelt nicht davon.
Sonderlich ſeines **Renommiſten**
Erfreuten ſich beide, Juden und Chriſten,
Obwohl ein rechter Vollbluts-Jüd'
Lieber das Schachern als Pauken ſieht.
Hätt' nur Großvater — was jammerſchade!
Statt Leipziger Stutzer- und Stadtparade,
Beſchrieben uns d'rin, wie vor **hundert** Jahr
So kreuzfidel Bruder Studio war.
Wie, mit Gaudeamus-Singen und Klingen,
Bemooſ'te Häupter den **Fuchs** empfingen,
In **Burſchen-Comment** ihn einzuweih'n,
Um's Jahr ein ächter **Brandfuchs** zu ſein.

Mit ſcharfer **Propöna** auszubläuen
Die kraſſen Schulbanks-Füchſereien,
Das Hätſcheln und Tätſcheln der Frau Mama,
Das Häkeln und Mäkeln des alten Papa.
Den **Philiſtereien** abzuſagen,
Den **Manichäern** Schnippchen zu ſchlagen,
Aufrecht zu halten grandios
Des Muſenſohn's goldenes **Burſchikos**.
Nach **Ziegenhainer** Sechsachteltakt-Noten
Herauszukeilen rindslederne **Knoten**;
Mit hübſchen Scharmanten liebkoſend allein
Des ländlichen Tanzplatzes Meiſter zu ſein.
Auszutrommeln in's Dünne und Dicke
Stockmiſerabele **Thekeſſel-Klikke**,
Bornirtes Vieh, nächſt Hammel und Gans,
Mit **Heften** — worin kein Tippel von Schwanz.
Zum **Schmollis** die Hände kreuzend zu ſchlingen,
Fiducit Herr Bruder! entgegen zu bringen,
Den **Filz** zu ſpießen, drei Finger breit,
In ungeheuerſter Heiterkeit!
In ſchattige Wolken — vom Knaſter, dem gelben,
Vergnüglichen Kneipens — ſich einzuwölben,
Friſch mannhaft zu löſchen — die Gläſerzahl,
Anſteigend zum **Papſt**, zum **Kardinal**.
Auf — **Burſche raus!** — trotz Häſcher, Pedellen,
Zum **Vivat**-Bringen ſich einzuſtellen,
Zum **Pereat** — dem faden Doktor,
Bei klirrender Scheiben ſchönem Humor.

Abzuthun grämelndes Aechzen und Krächzen,
Einzig nach **Purſchen-Comment** zu lechzen,
Sonderlich von der Muckerei
Fern ſich zu halten ſündenfrei.
Neuen Pump auf den **alten** zu ſetzen,
Löſet der Flauſch ſich auf in Fetzen,
Wär' zum Commers, bei Wein oder Bier,
Nicht mehr im Beutel die Nothgebühr.
Gezapfet in **Kegel**, gezapft in **Kanonen**,
Des edlen Gerſtenſafts nicht zu ſchonen,
Bis endlich erſchienen in reichlicher Füll'
Entzückendes **Molum**, halbſiebenes **Knill**.
Vom multrigen Wuſt ſich loszureißen,
Hofmeiſterndes Quängel zum Teufel zu ſchmeißen,
Sich ſelber ein freier Herr und Mann,
Der alles Knechtende von ſich gethan.
Im **Fechtſaal** des Fleißigſten zu rappiren,
Feſtſitzend, mit ſcharfem Hieber zu führen
Die Prime, Sekunde, die Terze, die Quart,
Paſſirt **Tuſchirendes** über den Bart.
Summa, Summarum: für jedes Moriren
In Worten und Schubſen, zu coramiren,
Abzuſchmieren in Panckerei,
Ob's Fuchs, ob's alter Burſche ſei.
Nach ſolcher **Doktrin** für akademiſches Leben
Thät bald der Docenten ſich Einer erheben,
Anzupumpen, noch eben brühwarm,
Das muntere Füchslein Arm in Arm.

Bemooſ'te Häupter leiden kein Spaßen,
Füchslein muß willig Haare laſſen;
Hat aber auch noch ein dickes Vließ,
Brennen ihm ab den letzten **Spieß**.
Nichts von dem Allen — gehorſamer Diener!
Singen und ſagen die **Alexandriner**:
Wär' treffliche Schale geweſen zum Kern, —
Auch hätten wohl Viele geleſen gern:
Wie **vormals** hochgelahrte Doktoren
Es liebten einander ſich anzubohren?
Daß man daraus ermeſſen thät':
Ob ſich's vernobelt, verballhornet hätt'?
Ob, item — bei Sitzungen hoher Senaten
Die Hörenden gähnten und Sonſtwas thaten,
Wenn Einer aparte Weisheit vortrug?
Das wäre zu wiſſen auch ſchon genug.
Wie weiland die **Burſchenſchaften** es hielten:
Ob nur akademiſche Freiheit bezielten,
Oder mit fremdem Gemengſel wohl auch
Nebenher machten Rauch und Schmauch?
Ob aufgelegt immer zu luſtigem Jubel,
Im harmlos jovialen Getrubel,
Der Burſch erſt recht am Dickſten es zwang,
Wenn längſt kein Spieß im Säckel mehr klang?
Wie großartig ſtolz im kühnſten Hoffen
Der Burſch die ganze Welt ſich hielt offen?
War doch im freien **Muſenſohn**
Die Leiter für's Höchſte beſtiegen ſchon!

Wie Frohſinn und Muthwill es geiſtreich getrieben,
Das Tückmäuſern hart verpönt geblieben,
Die lachende, glückliche Burſchenzeit
Verloren nicht ging in Bitterkeit?
Wär **davon** im Renommiſten zu leſen
Einſpiegelnd das **alte** in's **neue** Weſen,
Qua Meilenzeiger nach Rechts und Links:
Es wäre wohl drum ein köſtlich Ding's!
Und doch iſt Großvater, was in viel alten
Vererb'ten Brieſen ſteht klar enthalten,
Bei manchem Commers und Burſchenfeſt
Der **hieberführende Präſes** geweſt.
Und hatte ſich, wie die Brieflein ſagen,
Tief gründlich auf Stich und Hieb eingeſchlagen:
Ein **Vorpauker** — deſſen ſein Renommiſt
Selbſteig'nes, poetiſches Urbild iſt.
Gefürchteter als noch jemals einer,
War ſein gewaltiger **Ziegenhainer**;
Nicht anblicken durft' ihn ſcharf oder ſcheel
Ein pecus campi, ein alt **Kameel**.
Wer konnte wohl würd'ger das friſche Leben
Altherrlicher Burſchenzeit wieder geben?
Geöffnet im Raufbold war ihm die Bahn:
Doch leider! hat er es nicht gethan.
Und dennoch ſoll Keiner drum ſchelten und lärmen
Von Neuem den alten Kauz aufzuwärmen,
Der **ſeiner Zeit**, zu ſchulrechtem Trab,
Deutſchen Poeten die Sporen gab.

Auch laſſe ſich Niemand ſo berücken,
Neulappen in's alte Gewand zu flicken;
Auftreten muß Raufbold, der Renommiſt,
Wie er **bewamſet, beſchneidert** iſt.
Ein Merkſtein zu ſein — wie **Zechen** und **Schlagen**
Die Burſchen-Krone **vormals** getragen,
Das Rohe, das Wilde, zum Ziel erkührt,
Den unholden Zepter hat einſt geführt.
Ein Maaßſtab — wie heurig gebildetern Zeiten
Anders erklingen lyriſche Saiten;
Wie ledig geworden die Poeſie
Von vormals olympiſcher Faſelei.
Welch' edleren **Klang** die Dichtkunſt errungen,
Wie **Wort** und **Bild** empor ſich geſchwungen,
Des **Alexandriners** pathetiſcher Tritt,
Im **Jambus** gefunden kraftrüſtigen Schritt!
Auch ſoll mit nichten **Hauen**- und **Stechen**
Sich neu d'rin beleben zum Hälſebrechen!
Abzuwaſchen, Huſch gegen Huſch,
Unpreislichen Rauſens, burſchigen **Tuſch**.
Noch bei flottem **Propatria-Zechen**
Des Aergſten mit **Propöns** zu rächen,
Wenn plackernd **das Füchslein** ſich verbiß,
Und im Beſcheidthun machte **Verſchieß**.
Wollen derhalben lieben Brüder!
Erſcheinet der Renommiſt jetzt wieder,
Friſch aufgebacken von Kopf bis Fuß,
Willkommen ihn heißen mit gutem Gruß.

Verjüngt wird ſich das **Alter** d'rin ſchauen,
Die **Jugend** ſich am Vergang'nen erbauen;
Zugreifen darf nur zu Troſt und Heil
So Jung als Alt, und nehmen ſein Theil.
Ich aber hab' d'ran vorweg vor Allen
Ein quasi **Pietäts**-Wohlgefallen!
Was ich bin — das ſchlagt Euch in den Wind, —
Großvaters jüngſtes **Enkelkind**!
Hätten nur **die** — vom Poeten-Gewerbe,
Nicht fort und fort geplündert mein Erbe!
Was irgend nur noch nach Saft und **Kraft**,
Ging flöten aus der Verlaſſenſchaft.
Beſonders — ich ſag' es unverholen!
Iſt das **Talentſtück** mir weggeſtohlen,
Gleich aus dem Ermel zu ſchütteln Was:
Denn wie gemauſ't war dem Großpapa Das.
Bloß unangetaſtet in Sünd' und Schande
Ließ ſtehen und liegen die Erbſchleicher-Bande,
Was ſo der Alte, gleichviel ob geſchickt,
Von **Geiſtern** und **Göttern** hat eingeflickt.
Konnten die fürnehmen Götter-Mirakel,
Nebſt **Kobold's** und anderm **Krimskrams-Takel**
Auch an ſich noch raffen, im vollſten Braſt,
Mit Zangen hätt' ich es nicht angefaßt!
Vorbei iſt vorbei! nicht Weinen, nicht Lachen
Wird ungeſcheh'n, was geſchehen iſt, machen!
Und tröſtlichen Balſam, zu ſtillen den Schmerz,
Goß **Hoſemann** in das Enkelherz.

Raufbold — der Meiſter im Bramarbaſiren!
Raufbold — der **Heros** im Renommiren!
Raufbold — wie leibhaft der Dichter ihn ſah!
Raufbold — der große Schläger ſteht da!
Als hätt' er eben zehn Stück **Dummenjungen**
Pauklieder mit voller Begleitung geſungen!
So ſtellt der Künſtler in Haut und Haar
Mops-ſauer-fidel den Raufbolden dar.
Und hat mit ſinnreich geſpitzter Feder,
(Mag ſich's beäugeln doch ſelbſt ein Jeder)
Gebildert der Welt zu Luſt und Nutz
Der beſten Scenen mehr als ein Halbdutz.
Wenn's richtig mit Seelenwanderung wäre,
So möchte man ſagen: **Hoſemann**, höre!
Hat etwa **Hogarths Geiſt** ſich bei Dir
Erwählet ein irdiſches Standquartier?
Sprich, braver Meiſter! ſag' redlich es ſelber,
Sind es **leibeig'ne**, ſind's **fremde Kälber**?
Es wäre juſt auch nicht ſchlecht honorirt
Hätte der Hogarth **bei Dir** ſich quartirt?
Solch' ein Altmeiſter — und darauf verwett' ich
Den größten Erfurter Rüberettig —
Der ſucht gewiß das wohnlichſte Haus
Unter viel Tauſenden ſich heraus.
Traun! ein wahrhaftes Wimmel-Geſchilder
Schließen uns auf die ſchalkhaften Bilder,
Womit der Künſtler, unerſchöpflich geſchickt,
Den Renommiſten hat ausgeſchmückt!

Mit attiſcher Feinheit ſcharf gemeſſen,
Iſt auch das Kleinſte nicht d'rin vergeſſen;
Sarkaſtiſch lebendig ſpiegelt ſich ab,
Was kaum der Dichter **andeutend** gab.
Ueberall, ſelbſt in Winkeln und Ecken,
Blinzelt entgegen ſchelmiſches Necken;
Der **Käſig** — hoch über **Selindens** Schooß —
Iſt item auch nicht bedeutungslos.
Schon möcht' ich im Geiſt der Luſt mich freuen,
Einſt ſämmtliche Bilderchen zu konterfeien!
Verſteht ſich poetiſch — ich bin ja noch jung —
Will fleißig ſtudiren humoren Schwung.
Hab' ich auf den Kopf getroffen den Nagel —
Das merkt ſich am beſten, ruft jeder Hans Hagel:
Halter! was **Der da** zu Markt hat gebracht,
Es klapp't als hätt' ich es ſelber gemacht!
Ha! dacht' ich: den Großpapa wird gelüſten
Selbſtäugig zu ſchauen den **Neu-Renommiſten**!
Das Herz ſoll vor Freuden ihm übergehn
In mir den poetenden Enkel zu ſehn.
Hoch wird er den ſinnigen **Künſtler** erheben,
Dem **Buchhändler** ſchmeichelnden Beifall geben!
Und wegen Beförd'rung nach **Jenſeits** hin,
Stand flugs auf den **hohen Verſtorb'nen** mein Sinn.
Nicht immer bei großen Celebritäten
Iſt langes Stehen im Vorſaal von Nöthen.
Der Vielgereiſte nahm ſtracks mich an,
Und hat, was ich bat, zur Stelle gethan.

Hab' vom **Verſtorb'nen** auch ſchon vernommen,
Großvater hat's richtig zu Händen bekommen,
Doch nicht ſehr erbaulich war ſein Lob,
Indem er ſprach, und die Perücke ſchob.
„Was Geier! — mit ſolcher **Vorwortsbrühe**
„Beſchüttet ein **Enkel** den alten **Zachariä?**
„Und ſtichelt und prikkelt ſo gar beiher,
„Als ob mein Renommiſt kein Meiſterſtück wär?“
„Mit häkelnden Kletten mich zu behangen?
„Selbſt **Gottſched** hätte ſich's nicht unterfangen!
„Der, wenn auch ein Großmaul und Erzpedant,
„**Als Doktor** doch auf dem Katheder ſtand.“
„Du Gimpel! kaum zum Reimſchmied geboren,
„Merk' Dir's — und ſchreib' es hinter die Ohren:
„Für Dein Salbadern, zum Honorar,
„Iſt viel zu viel noch ein **Freiexemplar!**“
„Den Meiſter **Hoſemann**, den will ich loben,
„Der hat es weg von Unten und Oben,
„Leibhaftig, wie die Kerle da ſtehn,
„Hab' ich das Volk, und den **Kalmuck** geſehn.
„Mußt' aber doch, beſcheidenermaaßen,
„Sein Krickelkrackeln hübſch bleiben laſſen.
„Mein Raufbold, von ſelber ſteht **der** ſeinen Mann,
„Und Ihr hangt ihm buntes Geflunker noch an!
„Für Männer von Geiſt hab' ich geſchrieben:
„Denkt Ihr, daß **die** ſolchen Firlefanz lieben?
„Glaubt Ihr wohl gar, mir Ehr' anzuthun?
„Spart Eure Raupen — Ihr wiſſet es nun.“

„Sind **das** etwa heutige Buchhändler-Krücken,
„**Verlahmtes** von Neuem weltein zu ſchicken?
„Fügt meinetwegen noch Stelzen hinzu,
„Nur den Renommiſten, den laßt mir in Ruh.“
„Mögt Ihr doch Eurem **Till Eulenſpiegel**
„Anheſten Schellen und Flederwiſch-Flügel,
„Herberge zu ſuchen noch einmal
„In Kinderſtuben, in Küch' und Stall.“
„Was? meinen Raufbold al pari zu ſtellen
„Mit dieſem vagirenden Straßengeſellen,
„Den ſchon **mein** Zeitalter ſchlug an den Pfahl?
„Es iſt ein empörender Skandal!“
„Wie **Don-Quixote** einſt mit geißelnden Hieben
„Die **fahrenden Ritter** hat ausgetrieben:
„So warf mein **Raufbold**, nicht weniger kraus,
„Die **Renommiſten** zum Tempel hinaus.“
„Der Don-Quixote wird nicht untergehen,
„Mein Raufbold eben desgleichen beſtehen,
„Mit oder ohne Bekritzeln, gleich viel!
„Das ſag' ich Euch kurz ab, im barſchen Stil.“
„Aus Deutſchen Landen, zu fremden Zungen
„Hat mein Renommiſt ſich hinübergeſchwungen!
„**Das ſagt den Leuten** — da werden ſie ſchon
„Reſpekt **haben**, ohne Bild und **Sermon**.“
So bitteren Stolzes aufgeblaſen
Ein leibliches Enkelkind abzunaſen,
Daneben, hochfahrend mit **Bah** und **Buh**,
Den Buchhändler, ſammt den Künſtler dazu!

Wahrhaftig es iſt mit dem Fegefeuer,
Wie Viele ſchon glauben, nicht recht geheuer!
Großvater ſteckt ſo lange ſchon d'rin,
Und immer noch rappelt der alte Sinn.
Dem Künſtler, Verleger, allen zwei Beiden,
Die Ehre großthuerlich abzuſchneiden,
Mir ſelber, mit vornehmer Gravität?
Wo bleib' ich mit meiner Pietät!
Ein **einziges** Exemplar iſt es geweſen,
Bloß, um Geſchrieb'nes, **gedruckt** zu leſen;
Das ſchmeißt der Alte mir in den Bart!
Großvater! Du machſt Dich ſehr apart.
Hab' all mein Lebtag mit Deinem Vererbe
Getrieben kein Krämer-, kein Schachergewerbe;
Hab's hingegeben, mit nichten in Kauf —
Und Du drückſt ſolchen Stempel mir auf?
Wollt' ich das Rauhe nach Außen kehren —
Da würd' ich ſchon wiſſen mich zu wehren!
Wie ſchwer mir Dein Groll zu Herzen auch geht,
Doch feſthalten will ich an Pietät.
That ich, leichtjugendlich Dir zu Leide?
Großvater, ehrwürdig altes Gebäude!
Sei wieder gut und hold mir geſinnt,
Ich bin ja doch immer Dein Enkelkind.

Des **Künſtlers**, wie des **Verlegers** wegen,
Hätt' ich wohl gern verſchweigen mögen

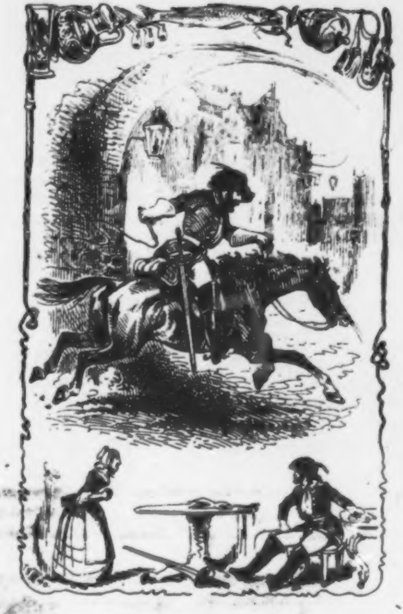
Des Großvaters übel gelaunten Humor,
Doch ſchwebte **Bedenkliches** mir dabei vor.
Noch niemals auf irdiſchen Wanderzügen
Ließ der **Verſtorb'ne** Sarkaſtiſches liegen:
Auch hier, getunkt erſt in Eidechſenfett,
Schlüg' er es uns doch an's ſchwarze Brett.

Juſtus Zachariä.
Angehender Poet.

Der Renommiſt.

Ein ſcherzhaftes

Heldengedicht.



Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erſter Geſang.

Den Helden ſingt mein Lied, den Degen, Muth und Schlacht,
In Jena fürchterlich, in Leipzig frech gemacht,
Der oft im Zorn allein ein ganzes Heer bekriegte,
Als Held aus Jena ging, doch nicht in Leipzig ſiegte.
Ich ſinge, wie ſein Muth ſo manchen Feind bekämpft,
Und wie ſein Siegesſchwert des Stutzers Stolz gedämpft.
Mod' und Galanterie eröffnen ihm vergebens
Die blumenvolle Bahn des ſanftern Muſenlebens;
Umſonſt gebraucht Roman der Liebe ganze Liſt;
Selinde ſtralt umſonſt, er bleibt ein Renommiſt:
Bewundernswerth im Sieg, und groß auch noch im Falle,
Verläßt er Leipzigs Zwang, und rettet ſich nach Halle.
Wirf einen Blick auf mich, o Göttin Schlägerei,
Damit mein Heldenlied des Helden würdig ſei!
Laß in dein Heiligthum die ſcheue Muſe ſehen,

Und laß ſie den Gebrauch der Jen'ſchen Welt verſtehen;
Daß ſie die Sprache faßt, die der Student nur ſpricht,
Und nie entweihet ward vom komiſchen Gedicht;
   Des Phöbus Wagen lief den Sonnenweg herab.
Mit Keichen ſtolperte der Pferde müder Trab;
Doch jagten ſie zuletzt, den Weg ſich zu verkürzen,
Daß Thetis zitterte, ihr Phöbus möchte ſtürzen:
Als auf dem müden Gaul, ein Jeniſcher Student
Im ſtolpernden Galopp durch bunte Wieſen rennt,
Und oft voll inn'rer Angſt, die nie Philiſtern traute,
Zurück nach Gläubigern, die folgen könnten, ſchaute.
Es war ein Renommiſt, und Raufbold hieß der Held;
Er floh als Märtyrer aus ſeiner Jen'ſchen Welt.
Dort war ſein hohes Amt, ein großes Schwert zu tragen,
Oft für die Freiheit ſich auf offnem Markt zu ſchlagen,
Zu ſingen öffentlich, zu ſaufen Tag und Nacht,
Und Ausfäll' oft zu thun auf armer Schnurren Wacht.
Als Hoſpes war er oft des Bacchus erſter Prieſter,
Und ein geborner Feind vom Fuchs und vom Philiſter.
Er prügelte die Magd, betrog der Gläub'ger Liſt.
Bezahlen mußte nie ein wahrer Renommiſt.
Er ſprach nie ohne Fluch, und ſprach von nichts als Morden;
Und doch hat Don Quichot von ſeinem Ritterorden
So prächtig nicht gedacht, als er von ſeinem Amt,

Das ihm, von Held zu Held erhalten, zugeſtammt.
Vergebens lockten ihn die angenehmen Muſen;
Ein kriegriſch Feuer brannt' in ſeinem wilden Buſen;
Zum Corporal gemacht, und nicht zum Muſenſohn,
Sprach er den Grazien und Wiſſenſchaften Hohn.
Nachdem ſein ſtarker Arm den kühnſten Streit vollführet,
Traf ihn des Bannes Strahl, und er ward relegiret.
O Jena! (ruft er aus) bald werd' ich nicht mehr ſein!
Bald wird der feige Fuchs ſich meines Falles freu'n!
Bald wird man auf dem Markt nicht mehr mich brüllen hören!
Kein Wetzen mehr von mir wird eure Ruhe ſtören,
Philiſter! — Welch' ein Schlag! die Freiheit iſt dahin,
Dein Anſehn, Jena, fällt, da ich nun nicht mehr bin!
Er ſagt's! ſpringt auf ſein Pferd, und zwanzig Creditoren
Sahn ihn zu ſpät entflohn, und ihren Raub verloren.
Da, wo die Pleiße ſich mit krummen Fluthen ſchlingt,
Und manches bunte Schiff auf frohe Dörfer bringt,
Liegt eine ſtolze Stadt, die hoch die Dächer zeiget,
Groß durch die Muſen prangt, und durch den Handel ſteiget.
Von der nahm Raufbold ſchon der Thürme Spitzen wahr.
Schornſteine ſchimmerten, gleich weißer Lämmer Schaar;
Die Pracht kam nach und nach von einzeln' Häuſern nahe,
Bis er zuletzt die Stadt in vollem Glanze ſahe.
Ein Spornſtich und ein Fluch beflügelten ſein Roß.

Der großen Peitſche Knall, und mancher Rippenſtoß,
Jagt es mit Schäumen fort, und faſt im Augenblicke
Fliehn ganze Gegenden im ſchnellen Lauf zurücke.
Es war ein Jeniſch Pferd, es flog mehr, als es lief.
Ihm war kein Berg zu hoch, kein Graben war zu tief,
Es ſprengt ihn muthig durch; im Laufen und im Setzen,
Erfüllt es Wink, und Ruf, dem Reiter zum Ergötzen.
Es hieß Calmuck, und ward in Jena ſehr verehrt.
Es nährte ſich auch nicht, wie ein gemeines Pferd,
Mit Hafer und mit Heu; nach ſeinem ſchnellen Laufen
Verlangt es Bier und Brot, und konnte Brontwein ſaufen.
Sechs Meilen war es ſchon im ſchnellen Trott gerennt;
Die Mähne flatterte, vom Südwind oft zertrennt;
Es wieherte vor Luſt, als es in ſeinem Traben
Auf einmal ſtutzig wird. Es ſetzt durch Buſch und Graben,
Schlägt brauſend hinten aus; ein weißer dicker Schaum
Bedeckt in ſeiner Angſt den alten rothen Zaum,
Und ſchnaubend ſteht es ſtill. Halt, Raufbold, laß es ſtehen!
Die Pferde ſehen oft, was keine Menſchen ſehen!
Es ſteht ein Geiſt vor ihm, von gnomiſcher Natur,
Der Renommiſten Schutz, ſein Name war Pandur.
Er flog oft über ihm mit ſchwarz berußten Schwingen,
Und ſtärkte ſeinen Muth beim Anblick ſcharfer Klingen.
Da er aus Jena ging, hatt' er die dünne Luſt

Um ihn herum verdickt in einen dunklen Duft;
Ein Nebel floß um ihn, der ihn dem Blick verſteckte,
Damit kein Gläubiger den fernen Weg entdeckte.
Nun ſieht er, doch zu ſpät, das helle Leipzig nah.
Er merkt, daß Raufbold's Blick mit Luſt Palläſte ſah;
Ha! (dacht er bei ſich ſelbſt) denkſt du wohl hier zu bleiben?
Verräther! meine Liſt ſoll dies ſchon hintertreiben!
Wie leicht vergäßeſt du den Renommiſtenſtand,
Und würdeſt auch ein Narr, gepudert und galant.
Nein! dies erlaub' ich nicht. Er ſagt's, und lähmt dem Pferde
Den linken Hinterfuß; es ſtürzt, und fällt zur Erde.
Sogleich ſpringt Raufbold ab, und ſchreit voll Rachbegier:
Auch du noch fällſt mir um, du canaljöſes Thier?
Er flucht, und peitſchet es mit mörderiſchen Händen,
Doch es lag, wie es lag, entkräftet, lahm an Lenden.
O! (ſchrie er unmuthsvoll in ſeiner Peitſche Knall)
Wärſt du, o Beſtje, doch in des Philiſters Stall,
Der dich, nichtswürd'gen Gaul, zum Schimpfe mir gegeben,
So möchteſt du allda verrecken, oder leben!
Indem ſah ihn Calmuck mit matten Augen an,
Als ſpräch er: Schone mich, da ich nicht laufen kann!
Zwar Raufbold ſtreichelt ihn, daß er zu ſteh'n begonnte;
Doch war er ſo geſchwächt, daß er kaum ſchreiten konnte.
Alſo geht er geſpornt laut donnernd neben her,

Und führt den müden Gaul vom Mantelſacke ſchwer,
Die Stiefeln drücken ihn, doch er muß ſich bequemen,
Bis dicht an Leipzigs Thor den Weg zu Fuß zu nehmen.
Hier ſieht zuletzt Pandur, daß ſich ſein Hannibal,
Trotz aller ſeiner Liſt, und trotz Calmuckens Fall,
Nach Capua doch wagt; er heilet auf der Brücke
Calmuckens lahmen Fuß, und flucht auf das Geſchicke.
Doch Raufbold ſetzt ſich auf, ſprengt muthig durch das Thor,
Legt ſich wie ein Huſar mit halbem Leibe vor,
Und ſpornt Calmucken an, der in der Angſt es wagte,
Und voll Verzweifelung mit ihm durch Leipzig jagte.
Der wilden Peitſche Knall betäubt die Straße ganz.
Die Schatten herrſchten ſchon, doch der Laternen Glanz
War an den Wänden hier, was dort an Himmelsſphären
Beſtralte Welten ſind, die Dunſt und Nacht verklären.
Zum Blauen Hecht trug ihn Calmucks geſchwinder Lauf.
Ein eignes Zimmer nahm den wilden Fremdling auf.
Er ſetzte ſich, und warf mit grimmiger Geberde
Den Degen auf den Tiſch, die Handſchuh auf die Erde.
Armſeelger (ruft er aus), in Leipzig biſt du nun?
Ja, hier, wo alles ruht, wird auch dein Degen ruhn!
Wer wird dich Renommiſt allhier zu nennen wagen,
Hier, wo man faſt nicht weis, daß Burſche Degen tragen?
O! wie beſeufz' ich nicht mein widriges Geſchick,
Denk ich, mein Jena, noch an deine Luſt zurück!

O Schickſal! wär es doch dein mir geneigt'rer Wille!
Doch Schnurren, doch Pedell — Hier ſchwieg er plötzlich ſtille,
Und warf ſein ſchweres Haupt in ſeine tapfre Hand,
Die ſtarren Augen ſah'n verwirret nach der Wand;
Der Hut, den er ergrimmt tief in die Augen rückte,
Verrieth des Kummers Laſt, der ihn im Herzen drückte.
Drauf greift er mit der Hand an den geſchärften Stahl,
Der auf dem Tiſche lag, zieht ihn, und wetzt dreimal.
Aus dem zerritzten Gips ſchlug funkenreicher Schimmer,
Und wüthend ſchleudert er ihn in das öde Zimmer.
    Indem tritt voller Furcht die junge Magd herein!
Ihr Angeſicht erblaßt bei ſeines Degens Schein.
Befehlen ſie etwas? — Er ſprach mit wilden Mienen:
Kennſt du die Krone wohl? — Sie ſagt: mein Herr, zu dienen.
So geh dahin (fuhr er mit rauhem Baſſe fort),
Und bringe dies Billet an den beſtimmten Ort.
Allein du ſollſt durchaus nicht meinen Namen ſagen:
Ich bin incognito! Sei ſtumm bei ihren Fragen.
Sie eilt mit Schrecken fort. Die Stimme, die es ſprach,
Ließ in der feigen Bruſt ein ſtill Entſetzen nach.
Doch die Geſandſchaft ſchien ihr angenehm und wichtig;
Die alte Iris ward zum erſtenmale flüchtig;
Zum erſtenmal verlor der jüngferliche Gang,
Bei Eil und Dämmerung, den affectirten Zwang.

An drei Jenenſer war die Einladung gerichtet.
Sie waren alle drei als Brüder ihm verpflichtet.
Dies Kleeblatt, welches er auf Schulen ſchon gekannt,
Verknüpft in Jena noch ein feſtes Freundſchaftsband.
Sie waren ſeines Ruhms, und ſeines Glücks Achaten,
Berühmt wie er, durch Bier, und Renommiſtenthaten,
Auch relegirt wie er, noch immer roh und wild,
Und auch in Leipzig noch der Jen'ſchen Freiheit Bild.
Wer ſich nur unterſtand, ſie kühnlich anzublicken,
Den drohte ſchon voll Wuth ihr Auge zu zerſtücken.
Ihr Stichblatt, das die Hand an ihrem Degen deckt,
War wie Meduſens Schild, der mit dem Anſehn ſchreckt;
Ein Stichblatt eigentlich, in Noth ein Suppenteller;
Und wer es ſah, ging auch in panſchem Schrecken ſchneller.
Bei ihnen hieß vergnügt, ſo viel, als wild und toll.
Drei Laſen waren ſtets von Wurzner Naſſe voll.
Ihr Singen war ein Schrein, und ihre Freude Raufen;
Sie haßten Buch und Fleiß, und ihr Beruf war Saufen.
In Jen'ſcher Lebensart traf ſie das Mädchen an.
Sie opferten mit Schrein dem Bacchus und Vulkan,
Und ſaßen hoch und ſtolz, gleich unterird'ſchen Göttern,
Bei einer Fluth von Bier, in Wolken und in Wettern.
Ein jeder las erſtaunt, und jeder fragt und rieth,
Was für ein Fremder ſie noch nach dem Hecht beſchied;

Allein des Schickſals Buch blieb unerklärt verſchloſſen.
Sie warfen alle ſich halbtaumelnd und verdroſſen
In ihren Oberrock, und eilten in den Hecht.
Die Stubenthür ging auf. Wie? Bruder, ſeh ich recht?
Sogleich ſprang jeder zu. Ja, Bruder, ſchrie ein jeder,
Der Teufel hole mich! er iſt's, wir ſehn ihn wieder.
Es drückt ſich Mund auf Mund, es raſſelt Bart an Bart,
Und jeder ſteht erſtaunt ob ſeiner Gegenwart.
Kerl (ſprach zuletzt von Torf), wie kömmſt du angezogen!
Die Manichäer ſind gewiß von dir betrogen!
Du biſt ein Teufelskerl! So manchen armen Tropf
Prellt und beziehet ſchon dein canaljöſer Kopf.
Doch du biſt relegirt, ich wollte wohl drauf ſchwören!
Mich dünkt, das Vögelchen hab' ich ſchon ſingen hören.
Doch ſage mir, warum liegt alles um dich her?
Warum der Degen bloß? was ſoll dies Mordgewehr?
Er ſchwieg, und Raufbold ſprach: Laßt euch zuſammen nieder!
Sie thaten's, er fuhr fort: Ihr wißt es, werthen Brüder,
Wie oft mein muth'ger Arm für Jena ſich gewagt,
Wie oft die Schnurren euch, wie oft ich ſie gejagt;
Ihr wißt, wie ſorgſam ich für unſre Freiheit wachte,
Wenn ſie ein neu Edikt uns zu entreißen dachte;
Dafür hab' ich den Lohn. Ja — ich bin relegirt!
Warum? weil ich mein Amt mit Ehr' und Ruhm geführt.

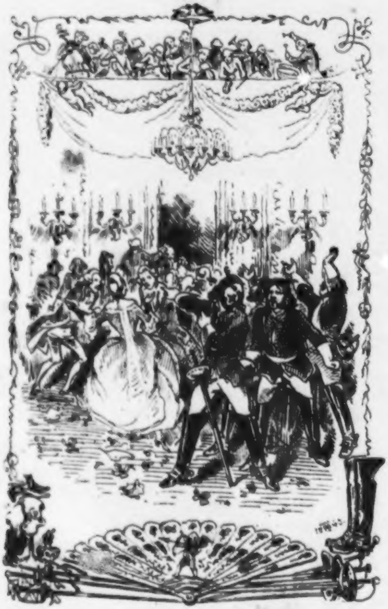
Dreimal hatt' ich mich nun auf off'nem Markt geſchlagen,
Und dreimal hatt' ich auch den Sieg davon getragen!
Kein andrer war, wie ich, im Stoß und Hiebe ſchnell:
So kommt Beelzebub im ſchielichten Pedell;
Man forderte mich vor, ich mußte hölliſch ſchwitzen;
Ich bot zwölf Thaler an, nichts konnte mich beſchützen.
Ich ſollt', ich mußte fort. Gleich ward mein Pferd beſtellt,
Und die Philiſter ſind von mir verflucht geprellt.
Nun bin ich, wie ihr ſeht, in dieſes Neſt gekommen.
Zwar hab' ich mit Verdruß den dummen Weg genommen;
Allein was war zu thun, ihr waret alle hier.
Bleib ich nun, oder nicht? Sagt, Kerls, was rathet ihr?
Wie, wenn ein großes Volk von Rednern wird beweget,
Sich der zu der Partei, der zu der andern ſchläget,
Ein murmelndes Getös die ſtille Luft durcheilt;
Die Zwietracht d'rauf das Volk in zwo Parteien theilt,
Davon die eine will, was jener Mund verneinet,
Bis ſich zuletzt das Heer der Streitenden vereinet:
So war auch hier der Streit; es folgte Wort auf Wort.
Der eine ſprach: Bleib hier; der andre ſprach: Zieh fort.
Doch Raufbold ſelber war ſchon insgeheim entſchloſſen,
Aus Leipzig nicht zu gehn, bis er es recht genoſſen.
Zuletzt fing Banner an: Hört, was mein Aufſchlag iſt,
Herr Bruder, höre zu. Du biſt ein Renommiſt;

Das iſt genug, bleib hier, es wird dich nicht gereuen;
Du kannſt den Leipzigern Staub in die Naſe ſtreuen.
Wie? (fiel ihm Krach in's Wort, vom Daries gelehrt,)
Dies iſt die beſte Welt; ſie wird nicht umgekehrt,
Zwei Dinge werden wir nie völlig ähnlich finden;
Denn das, was iſt, das iſt. Wer kann mich überwinden?
Wenn unſer Raufbold bleibt, ſo weis ich alles ſchon.
So iſt die ratio ſufficiens davon —
Pedante (rufte Torf), laß deine magern Schlüſſe,
Wär es ein Wunder wohl, daß die Geduld uns riſſe?
Herr Bruder Raufbold, thu, was dir am klügſten dünkt,
Itzt iſt der beſte Rath, ſetzt euch ihr Narr'n, und trinkt!
Und trinkt, und trinkt (ſchrien auch die andern um die Wette),
Und ſauft, und ſaufet euch bis morgen in das Bette!
Sogleich brüllt Raufbold laut: Schafft Bier! der Hausknecht kam,
Der in den krummen Arm zwo grüne Laſen nahm.
Er brachte Bier, Taback, zwo Karten, und vier Pfeifen,
Und ein koſtbares Stück, ein Paßglas mit zween Greifen.
Zween Vögel, die ſo oft die Chroniken geziert,
Und oft im Alterthum mit Rittern Krieg geführt.
Sie zierten dieſes Glas, wie ſie ein Pfeil verfehlet,
Und ſie ein Ritter dann mit ſeiner Lanz entſeelet.
Nun Brüder (rief der Wirth), zieht eure Jacken aus,
Denn heute geb' ich euch den Jen'ſchen Abſchiedsſchmaus.

Er ſagt's, und alſobald lag auf dem Nebentiſche
Stock, Kleider, Handſchuh, Hut, in ſeltſamen Gemiſche.
Er ſetzt ſich oben an, und ruft: Auf! folget mir!
Und alſobald füllt er das große Glas mit Bier,
Und ſäuft dem erſten zu auf's Wohlſein der Scharmante,
Ein Mädchen, welches er dem Namen nach kaum kannte.
Den Schlüſſel von der Thür hielt er, dem Zepter gleich,
Als Hoſpes, in der Hand, und gab in ſeinem Reich
Ein heiliges Geſetz, ohn' Abziehn auszutrinken.
Oft ließ ſein Richterarm den ſchweren Schlüſſel ſinken;
Weh' dem, der dies Geſetz als ein Rebelle brach!
Wenn er das Donnerwort, pro poena, zu ihm ſprach.
So mußt' ein neuer Strom in ſeine Kehle fließen;
Sonſt ſtand er in Gefahr ſein Mädchen einzubüßen.
Das Bier bewies die Kraft, der falſche Witz fing an,
Und alle prahlten nun Schandthaten, nicht gethan.
Taback und Saufen macht, daß die ſich Freunde nennen,
Die nach dem wilden Schmaus ſich oft nicht wieder kennen.
Mein Seele (ſprach von Torf), den Ruhm hat dieſe Stadt,
Daß ſie, bei allem Zwang, doch ſchöne Menſcher hat!
Ich habe nie mich viel mit ihnen abgegeben;
Allein ihr Brüder, hoch! und laßt Selinden leben.
Vivat Selinde hoch! brüllt tief ihr rauher Schlund;
Vivat Selinde hoch! ſchreit noch einmal ihr Mund,

Zum drittenmale hoch! — Das ganze Zimmer ſchüttert,
Daß auf dem naſſen Tiſch das grüne Paßglas zittert.
Wie nach Homers Bericht, wenn in dem Trojerſtreit,
Mars, gleich zehntauſend Mann, aus Schmerz der Wunde ſchreit,
Das ganze Heer erbebt, nebſt Bergen, Thal und Felſen:
So bebt die Stube hier von vier Studentenhälſen.
D'rauf malt Torf ihr Geſicht mit ſolcher Anmuth ab,
Daß eines jeden Fluch ihm brauſend Beifall gab.
Der Renommiſt verſetzt, der insgeheim entbrannte:
Ich wähle ſie hiermit mir ſelber zur Scharmante.
Den Teufel auch! (ſprach Torf, der ungern ſie verlor,)
Doch Raufbold ſchwur alsbald ihm zwanzig Ganze vor.
Torf holte ſie nicht nach; die Kraft betrog ſein Hoffen,
Und Leipzigs Krone ward dem Feigen abgeſoffen.
Es ſteigt zu gleicher Zeit ein ſchwarzer Tabacksduft
Aus langen Röhren auf, und trübt die dicke Luft.
Die Wirbel drehen ſich auf wunderbare Weiſe,
Wie in Carteſens Luft die länglicht runden Kreiſe.
Der Wächter ſingt zwei Uhr. O unbarmherz'ger Ton,
O neid'ſcher Seigerſchlag, warum ſtörſt du ſie ſchon!
Doch man gehorcht ihm nicht, und läßt ihn zereiren,
Und ſeinen Nachtgeſang nachſpottend nicht vollführen.
Man trank nach altem Brauch, mit Schwüren voller Kraft,
Auf die Beſtätigung der alten Brüderſchaft.

Zum Zeichen ew'ger Treu ward jeder Hut durchſtochen,
Und mit Geſchrei und Lärm jedwedes Glas zerbrochen.
Nun, Brüder, iſt es Zeit, brecht auf, es iſt vier Uhr;
(So ſprach von Torf, als er von ſeinem Stuhle fuhr,)
Laßt uns zu Hauſe gehn, der Schlaf ſcheint ſich zu regen.
Man taumelt auf, und ſucht, Stock, Kleider, Hut und Degen.
Doch eh' man gänzlich ſchied, ſo füllte man das Glas
Noch einmal oben an mit braunem Gerſtennaß.
Es lebe Jena hoch! — Torf trank; im Augenblicke
Zertrümmert er ſein Glas in tauſend kleine Stücke.
Krach nimmt den ganzen Reſt der Pfeifen in die Hand,
Und ſchleudert, wie ein Zeus, ſie donnernd an die Wand,
Daß der zerbroch'ne Thon faſt alle Winkel füllte,
Und des Zerſtörers Wuth erſt durch Ruinen ſtillte.
Ermüdet von Geſang, und Saufen, und Geſchrei,
Gehn die Verwüſter nun, und taumeln alle drei,
Mit ungewiſſem Schritt durch Glas- und Pfeifentrümmer,
Bis auf den weiten Markt, bei heller Lampen Schimmer.
Sie eilen nun zur Ruh', da andrer Aug' erwacht,
Und rufen brüllend aus: Herr Bruder, gute Nacht!



Zweiter Geſang.

Der Morgenröthe Blick, der Glanz von einzeln' Sternen,
Erhellte dort die Luft, wie hier den Markt Laternen;
Zu dem die Schwärmer gehn, die Bier und Nacht betrügt.
Ein brüllendes Geſchrei, das von den Lippen fliegt,
An jeder Wand ſich bricht, tief in die Heuſtraß' hallet;
Schallt wieder, wie im Wald ein Echo wiederſchallet.
Von Torfs verweg'ne Fauſt nimmt einen ſchweren Stein,
Und zielt mit dieſem Fels nach einer Lampe Schein,
Die wie ein Sirius an Schubarths Hauſe prahlte,
Und aller andern Glanz hochmüthig überſtrahlte.
Sein Rieſenwurf durchfährt der Lampe gläſern' Haus;
Er trifft das lichte Tocht, es zittert, und löſcht aus.
Wie wenn der große Stern Orions ſchnell verſchwindet,
Ihn kein geſchärfter Blick, kein Sehrohr wieder findet;
Den Ort, den er beglänzt, ein leeres Blau erfüllt,
Und d'rauf der kleine Raum in alte Nacht ſich hüllt;

So ſinkt der Luftkreis auch, den dieſe Lamp' erhellet
In's finſtre Schattenreich, da ſie ſein Wurf zerſchellet.
Sogleich, da durch den Stein die Lamp' in Stücken ſpringt,
Singt man ein Siegeslied, wie man in Jena ſingt.
Torf, der es freudig hört, wie man ihm Beifall wettert,
Wird ſtolz, wie Zeus, wenn er die Rieſenbrut zerſchmettert.
In Trümmern von dem Glas ſucht er den kühnen Stein,
Und ſteckt ſiegprangend ihn zum Angedenken ein.
Indeſſen ſtanden ſie, und ſangen an der Wage:
Sadone, Sadone, Sadone! ſo geht es alle Tage
Im ſchönſten Salathen! — und hohe Lieder mehr.
Ihr Schrei'n war wie das Schrei'n von einem ganzen Heer;
Die ſtille Nacht trug es auf ihren ſchwarzen Schwingen
Fern hin zu Raufbolds Ohr; Er hört ein Jeniſch Singen.
Er ſpringt vom Lager auf; ſteckt ſeinen Raufer an,
Und folgt den Liedern nach, die mehr und mehr ſich nahn.
Sie führen ihn zum Markt. Hier fand er ſeine Brüder,
Sie ſehn ihn; Jauchzen miſcht ſich in die wilden Lieder.
Triumph (ſchrei'n ſie), Triumph, Triumph, Victoria!
Er iſt's! er iſt es ſelbſt! der alte Knab' iſt da!
Sie zieh'n die Degen aus, die wie ein Nordlicht ſcheinen,
Und zeichnen ihren Weg mit Feuer aus den Steinen.
Es hebt nicht weit vom Markt Schellhaſers ſtolzes Dach
Sich prangend in die Höh'; um das manch' zärtlich's Ach,

Und mancher Seufzer fliegt, der, wenn ſich Liebe härmet,
Hier in der Irre bleibt, und um die Ziegel ſchwärmet.
Es deckt dies ſtolze Dach den längſten Saal der Stadt,
Auf welchem manche Braut den Kranz verloren hat;
Und wo der Gratulant manch' Hochzeitlied verſtreuet,
Weil ihn zu Ball und Schmaus ſein kluger Bauherr weihet.
Der Fenſter lange Reih' giebt ihm ein heitres Licht,
Das in verſchied'ner Form durch reines Glas ſich bricht.
Man ſieht faſt keine Wand, und wo man ſie erblicket,
Iſt ſie durch Kunſt und Pracht mit Säulen ausgeſchmücket:
Mit Säulen, die zwar erſt Corinthens Witz erdacht,
Doch die des Deutſchen Hand beglückter nachgemacht,
Da ſie nach Marmorart den groben Stein bezogen,
Und angenehm den Blick, der es erforſcht, betrogen.
Ein Chor hängt an der Wand, gleich einem halben Mond,
Wo mancher Liebesgott im hölzern Schnitzwerk wohnt.
Von hier ſchallt oftermals, bei hohen Luſtbarkeiten,
Trompet- und Paukenſchall in feierliche Saiten.
Die Neugier ſieht beſtürzt oft aller Tanzkunſt Pracht
Auf dieſem weiten Saal in einen Ball gebracht.
Wie manches Eh'paar wird ihn mit Entzücken zeigen,
Und denkt mit ſüßer Luſt an ſeinen erſten Reigen!
Auch jetzt war hier ein Ball den Schönen angeſtellt.
Es ſchimmerte voll Glanz die junge Stutzerwelt;

Und manches ſchöne Kind, beſiegt vom ſanften Triebe,
Hebt die erhitzte Bruſt, und glüht von Tanz und Liebe.
Selbſt die Galanterie, die Göttin, deren Macht
Die alte deutſche Welt fein und geſittet macht,
Beſuchte dieſen Ball, und kam mit Glanz und Schimmer,
Und königlichem Pomp, in das erhellte Zimmer.
Es rauſchet um ſie her ein flüchtiges Gewand.
Der blauen Augen Glanz ſiegt ohne Widerſtand;
Ihr lockigt blondes Haar, mit vieler Kunſt gekräuſelt,
Wird vom verliebten Weſt, von Seufzern, ſtets umſäuſelt.
Sie herrſcht als Königin; ihr Zepter iſt ein Stab,
Zu dem ein Elephant die beſten Zähne gab.
Ihm wird der Menſchen Mund den Namen Fächer geben;
Doch bei der Göttin iſt's ein Stab zum Tod und Leben.
Ein Wink, ein ſanfter Stoß, ein leichter Schlag erklärt,
Was oft ihr Mund verneint, und doch ihr Herz gewährt.
Ein mächt'ger Zauberſtab, der, wenn ſie es gebietet,
Raſch aus einander rauſcht, und wie ein Sturmwind wüthet;
Oft ſanft die volle Bruſt, und heiße Wangen kühlt,
Wenn ſie mit Lieb' und Treu' und Frauentugend ſpielt.
Er öffnet ſich niemals, daß er nicht Schalkheit lächelt,
Und zauberiſchen Wind, voll Gluth und Wolluſt, fächelt.
Bei dieſer Oeffnung rührt den Blick ein künſtlich Bild.
Bedeutender, als ſelbſt Achill's beruf'ner Schild,

In den der Schmiedegott mit ſeiner Kunſt geätzet,
Was ein empfindlich Herz erſchrecket und ergötzet.
  Auf dieſen Fächer ſteht in ſeiner ganzen Macht,
Die oft Olymp und Welt in Unordnung gebracht.
Der kleine Liebesgott, mit ſchalkheitsvollen Blicken,
Dem Bogen in der Hand, dem Köcher auf dem Rücken;
Wie er mit ſtarkem Arm nach jungen Schönen zielt,
Und Tugenden zerſtört und Herzen unterwühlt.
Er ſieht ſtolz um ſich her, wie ſeine Pfeile fliegen,
Wie Helden untergehn, und Tänzerinnen ſiegen;
Wie der beſtrickte Graf das Schneidermädchen liebt,
Und wie der Fräulein Herz dem Schreiber ſich ergiebt:
  So kam die Göttin an, und des Gefolges Menge,
Das ſtrahlend ſie umringt, macht faſt den Saal zu enge.
Ihr Liebling iſt der Putz. Sein ſilbernes Gewand
Iſt reich mit Gold geſtickt, ſein Haar iſt farbigt Band.
So iſt Meduſens Haar ein Heer gekrümmter Schlangen,
Die ziſchend um ihr Haupt, lebend'ge Locken, hangen.
Ihm weih'n, als einem Gott, die Schönen zum Altar,
Den Nachttiſch, der ſo oft ein ſchön' Geſicht gebar.
Er ſenkt des Morgens ſich in einem zarten Staube,
Der zierlich ſie bereift, auf Locken um die Haube.
Er flieht die Einſamkeit, und unfruchtbare Nacht,
Wenn ſie die Mummerei nicht Tagen ähnlich macht.

Viel Nymphen ſprangen auch auf dem beſtäubten Boden
Mit Schuhen von Damaſt; ſie hießen neue Moden.
Ein ſchön gekleidet Heer, doch ſtets veränderlich,
An welchem die Geſtalt bei jedem Anblick wich.
Die aufgeputzte Reih' der Moden deutſcher Lande
Zog ſich vor andern hier in reizendem Gewande
Um die Galanterie von Dresden und von Wien;
Steif, die von Augsburg her, und frei, die von Berlin.
Jedoch die artigſte von dieſen Moden allen
War Leipzigs Mode. Schön, und ſicher zu gefallen,
War ſie nicht allzu ſteif, und auch nicht allzu frei;
War ſtets Nachahmerin, doch im Nachahmen neu.
Franzöſiſch halb, halb Deutſch; beglückt in ihren Wahlen,
Und eine Pythia von den Provinzialen.
O Ewigkeit, wenn je der Witz etwas erdacht,
Was Ohren ſüß entzückt, und Dichter ewig macht;
So laß die Krämer nicht mein Lied zu Düten nehmen,
Noch meine Reime ſich bei niedern Höken ſchämen.
Wenn Berenizens Haar in lichtem Schimmer ſteht,
Und eine Locke glänzt, die Popens Lied erhöht:
So laß der Mode Haar auch zu den Sternen dringen,
Und du, o Muſe, komm und hilf ſie mir beſingen!
Ein dunkelbraunes Haar, mit Puder vorn beſtäubt,
Das ein durchglühter Stahl in runde Locken treibt,

Fließt in den Nacken hin; die Scheitel bis zur Stirne
Bedeckt ein leichter Schmuck von zart gewebtem Zwirne
Die Haube ſchließt nicht an, und flieht aus dem Geſicht,
So wie ein Strahlenſchein den Heiligen umflicht.
Gefärbte Federn blüh'n, wie Blumen an der Seite;
Und dickes gold'nes Band, von der gehör'gen Breite,
Das hinten zierlich ſich in eine Schleife legt,
Wird an den Spitzen oft vom ſanften Weſt bewegt.
So wie ein Flügelpaar am Kopf des Götterboten,
Wenn er bald Kuppler iſt, und bald Furier der Todten.
Von ihrem freien Hals hängt eine Perlenſchnur,
So ſchön von Wachs gemacht, als wie die von Natur.
Ein zartes Palatin, zu dünn etwas zu decken,
Iſt doch bemüht, die Bruſt verräth'riſch zu verſtecken.
Ein großer Blumenbuſch, von Seide nachgemacht,
Beſchattet ihre Bruſt in falſcher Frühlingspracht.
So wie ein Perſer ſich in langen Aermeln zeiget,
Wenn er im Trauerſpiel auf unſ're Bühne ſteiget:
So hängt um ihren Arm, an einem zarten Flor,
Ein zärteres Geweb' aus ihrem Kleid hervor.
Ihr Schuh iſt niedrig ſtumpf, mit aufgeſteifter Laſche;
Und eine Schnalle ſtrahlt anſtatt des Bandes Maſche*).

---

*) Bei Gelegenheit dieſer Beſchreibung muß man die Leſer, die ſich auf die Moden verſtehen, erinnern, daß man die Moden in die-

Dies iſt der Mode Bild. Ein Denkmal von Genie,
Erfindung, und Geſchmack! Selbſt die Galanterie
Bemüht ſich, dieſer Tracht vor andern nachzuahmen;
Sie geht in Deutſchland ſo, wie Leipzigs holde Damen.
Ein plötzliches Geſchrei von Raufbolds trunk'ner Schaar,
Macht alles aufmerkſam, was in dem Saale war;
Und ſchnell drang dies Geſchrei von Raufbolds vollen Brüdern
Bis zur Galanterie auf eines Nords Gefiedern.
Der blanke Degen klirrt, das Pflaſter ſpeiet Gluth;
Den Tanzenden entfällt auf einmal aller Muth.
Dreimal bellt ihr Petit, der auf dem Schooße zittert;
Dreimal erbebt der Saal, dreimal wird ſie erſchüttert.
Geliebte, hört dies Schrein (ſpricht ſie, von Furcht verſtört),
Hat man in Leipzig je ſolch' einen Lärm gehört?
Iſt Wohlanſtändigkeit auf einmal hier verloren?
Und ſchreit der Pöbel ſo durch unſre zarten Ohren?
Sind dies Studenten? Nein! O welch' ein wild Geſchrei!
Wie? Leipzig, wirſt du mir auf einmal ungetreu?
Will der bebänderte nie bloß geſeh'ne Degen
Auf einmal kriegriſch ſein, auf einmal Lärm erregen?
Die Mode ſieht indeß, mit aufgebrachtem Sinn,
Voll Unmuth, Furcht und Angſt, ſtarr auf den Boden hin.

ſem ganzen Gedichte von der Zeit beibehalten, da der Renommiſt zuerſt herausgekommen.

Ihr Herz fängt bei dem Lärm unruhig an zu ſchlagen.
Jetzt ſchweigt ſie, jetzt will ſie beherzt zu reden wagen.
Und endlich hebt ſie an: O Göttin, zürne nicht,
Wenn Ungezogenheit den feſten Damm durchbricht,
Den nie — jedoch die Furcht verbietet ihr zu ſprechen;
Und Raufbold und ſein Heer rathſchlagt indeß Verbrechen.
Ihr Stürmer, haltet ein! Der keuchende Lindan,
Der Schutzgott Leipzigs kam auf ſchnellen Flügeln an;
Mit Staub auf ſeinem Kopf, und mit zerrißnen Haaren;
Die Moden machen Platz; er drängt ſich durch die Schaaren,
Und ſchießt, als wie ein Pfeil, auf die Galanterie.
Mit thränenvollem Blick ſinkt er vor ihr auf's Knie:
Mein Leipzig (rief er aus), wird ſich zum Ende neigen!
Vier Stürmer hör' ich ſchon nach dieſem Saale ſteigen;
Ein wüſter Renommiſt, den Jena fortgejagt,
Hat ſich durch mein Verſeh'n in dieſe Stadt gewagt.
Vor ihnen bebt der Markt; ſie ſchreien wie Barbaren,
Als ſcheuten ſie ſich nicht vor meinen Wächterſchaaren.
Drei ſind ſchon Jahre hier; allein der Schwarm verlacht
Mit ſpöttiſchem Geſicht noch meiner Kinder Tracht;
Dies iſt der größte Schimpf, den ſie auf Leipzig bringen.
Doch, Göttin, hilf mir nur den Renommiſten zwingen.
Da ſind ſie ſelber ſchon! ja, dies iſt ihr Geſchrei:
O Göttin, wir vergeh'n! das Schickſal ſteh' uns bei!

Er ſprach noch, als bereits die wilden Schwärmer kommen,
Da ſie von fern Muſik und Paukenſchall vernommen,
So folgten ſie beherzt dem frohen Schalle nach,
Und jetzt traten ſie in's zitternde Gemach.
Der freche Raufbold ſah mit einer Räubermiene
Tief in den langen Saal: Es zittert die Blondine,
Und die Brunette bebt; der junge Herr erſtarrt,
Und die Matrone ſchreit vor ſeinem ſchwarzen Bart.
Er, Raufbold, kehrte ſich zu ſeinen Cameraden,
Und ſprach: Wir ſind zwar hier zum Tanz nicht eingeladen,
Doch folgt mir alle nach, und fordert, ſo wie ich,
Das erſte Mädchen auf; der Teufel hole mich!
Schlägt mir das Menſch es ab, ſo ſollt ihr Wunder ſehen,
Der ganze Tanzſaal ſoll mit Schrecken untergehen!
Er ſagt's, und tritt hervor; doch alle ſchrei'n und flieh'n
Der weite Reifrock rauſcht, die jungen Stutzer zieh'n
Wie Kraniche davon; die Thüren ſind zu enge,
Und Spitz' und Band entfliegt im ängſtlichen Gedränge.
Auf einmal war der Saal von ſo viel Schönen leer,
Und Niemand war darin, als Raufbold, und ſein Heer.
Er lachte wild, und laut, daß er ſie ſo erſchrecket;
Von Siegeszeichen war das Schlachtfeld ganz bedecket;
Es ſchimmerte der Staub von Flittergold, und Staat;
Wohin beinah der Fuß des ſtolzen Siegers trat,

Lag Schnupftuch, Blumenſtrauß, und halbzerriß'ne Streifen,
Manſchetten halb zerfetzt, und halb' und ganze Schleifen.
Ein jeder bücket ſich, und ſteckt mit frohem Muth
Die ſchimmernde Trophee an ſeinen alten Hut:
Sie tanzen mit ſich ſelbſt, bis es drei Küper wagen,
Von dem entweihten Saal die Stürmer zu verjagen.
Sie eilen aus der Schlacht, von Kampf und Siege ſatt,
Und jeder ſinket bald auf ſeine Lagerſtatt.

Doch die Galanterie, die zwar im Saal geblieben,
Die aber Furcht und Angſt hoch auf das Chor getrieben,
Sah ganz erſtaunt um ſich, und rief der Mode zu:
O Freundin, welch' ein Volk! und dieſes leideſt du?
Wie frech hat nicht der Mund der Raſenden geſungen!
Wie manches nied're Wort iſt in mein Ohr gedrungen!
Doch, Mode, laß nicht zu, daß dieſer Renommiſt,
Zum Trutz der art'gen Welt, ein ſolcher Unhold iſt.
Der Schläger muß durchaus in Leipzig ſich bekehren.
Hat ein Sylvan gelernt, dich eifrig zu verehren,
Ein Schläger ſo wie er; vom Jeniſchen Gebrauch
So ſehr, wie er, befleckt; ſo lernt es Raufbold auch.
Kein Schneider müßte mehr die Mode leben können;
Kein Mädchen müßte mehr mit ſchwarzen Augen brennen;
Des Goldes alte Kraft, der Treſſen Wunderſchein
Müßt' auf ein junges Herz ganz ohne Wirkung ſein;

Wenn dieſer Renommiſt uns widerſtehen wollte,
Und nicht auch, wie Sylvan, ein Stutzer werden ſollte.
Erſchein ihm, red' ihm zu, eil' in den blauen Hecht,
Und Raufbold werde bald ein ſüßer Jungfernknecht.
Sie ſagt's, die Mode ſteigt auf ihren goldnen Wagen,
Den Möpschen durch die Luft nach Raufbolds Zimmer tragen
Ein großer Geiſterſchwarm, ein Complimentenheer,
Setzt ſich um ſie herum, und macht den Wagen ſchwer.
Sie werden, wie der Mund der Menſchen ſie verhandelt,
Schnell in der obern Luft in Geiſterchen verwandelt.
Verſchied'ner Mund iſt treu, man darf den Worten trau'n;
Die Höflichkeit half ſie mit zarter Hand erbau'n,
Vom Umgang lernten ſie, ſich zu den Städten wenden,
Und von der Artigkeit, ihr Wortgepräng verſchwenden.
Sehr viele, ſieht man ſie mit ſcharfen Blicken an,
Entdecket man erſtaunt zweiköpfigt, wie den Jan.
Die vord're Stirne zeigt die Schmeichelei im Glücke,
Und auf der hintern wohnt die Falſchheit, und die Tücke.
Sie ſchweben oft am Hof, im falſchen Vorgemach,
Und loben in's Geſicht, und ſchmähen hinten nach.
Die Guten ſetzen ſich der Mode nur zur Linken,
Indem die Falſchen ſtolz zu ihrer Rechten ſinken.
Ihr Wagen kam nunmehr vor Raufbolds Zimmer an,
Den jetzt der ſüße Schlaf, der Träume leichter Wahn,

Und auch der Geiſt Pandur auf ſeiner Streu bewachte,
Der manche Schlägerei ihm in's Gedächtniß brachte.
Die Mode ſteigt herab, die Geiſter warten hier,
Ihr luſt'ger Körper ging durch die verſchloſſ'ne Thür.
Doch wie erſtaunte ſie; ein Schwindel kam ihr nahe,
Da ſie in Rauch gehüllt das wüſte Zimmer ſahe.
Auf dem verbrannten Tiſch lag halbverglimmtes Kraut,
Das in Virginien der nackte Mohr erbaut.
Zerbrochner weißer Thon in länglichten Cylindern,
Und Brand und Aſche ſucht der Göttin Fuß zu hindern.
Noch dampfte der Taback. Wie wenn der Teukrer Pracht
In heißen Schutt zerfällt; der wilden Flammen Macht
Mit loderndem Geräuſch die bange Luft zertheilet;
Zuletzt ein ſchwacher Dampf aus den Ruinen eilet:
So dampfte der Taback, den das geſchwärzte Rohr
Durchglimmt zurücke ließ, aus Graus und Schutt hervor.
Sie floh, vom Rauch erblaßt, der ihr Gewand befleckte,
Zu der verwirrten Streu, auf der ſich Raufbold ſtreckte.
Pandur verbarg ſich ihr; ſah ſie, und ward verliebt.
So mächtig iſt der Reiz, der unſ're Mod' umgiebt.
Sie ſprach alſo zu ihm: O! Stürmer von der Saale,
Dein Herz eröffne ſich vor meinem ſanften Strahle,
Der jetzt zum erſtenmal auf einen Schläger fällt;
Und ſieh', die Königin der jungen art'gen Welt

Entdeckt im Traume dir, was Bücher dir verhehlen,
Und dunkle Weiſen nicht im Hörſaal euch erzählen.
Das Schreien deiner Schaar hat unſre Luſt geſtört;
Selbſt die Galanterie hat es erſtaunt gehört;
Der Schutzgeiſt Leipzigs kam, und hat mit vielen Klagen
Die Jen'ſche Raſerei der Göttin vorgetragen.
O Held, erzürne nicht die Göttin, deren Macht
Vielleicht die Schönſte dir der Nymphen zugedacht.
Ich kann allein ihr Herz zu deinem Glück verſöhnen,
Ich will's, wenn du verſprichſt, mich nicht mehr zu verhöhnen.
Sei nur ein Leipziger; verwirf die ſchlechte Tracht,
Die dich hier lächerlich, und Schönen ſchrecklich macht.
Dein Zopf verwandle ſich in einen ſchwarzen Beutel;
Kein Hut bedecke mehr die aufgeputzte Scheitel;
In Jena ließ dir nur ein kurzer Aermel ſchön,
Weit beſſer wird dir hier ein langer Aufſchlag ſtehn.
Dein ungekämmtes Haar gleicht einem Sperlingsneſte:
Wie häßlich läßt dir nicht die leichte gelbe Weſte.
Sie, die jetzt ſpöttiſch kurz um deine Hüften ſchlägt,
Sei länger aus Griſett, und ſtark mit Gold belegt.
Die Reiter laß allein die ſchweren Stiefeln drücken,
Wie kann die Mädchen nicht ein ſeidner Strumpf entzücken!
Dein Degen werde klein, und knüpf' um ihn ein Band,
Zum Zeichen, daß du dich zu meinem Reich bekannt.

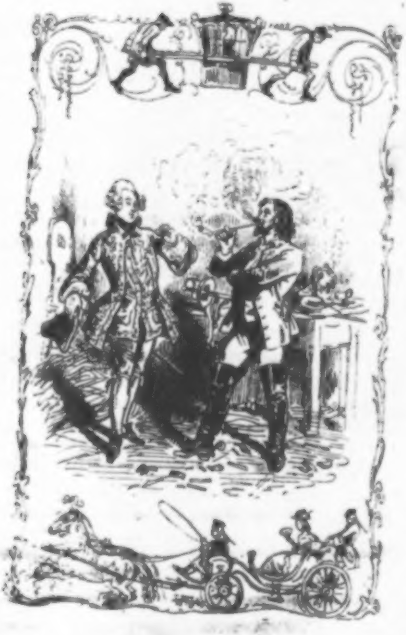
Verabſcheu' von nun an die ungezognen Händel;
Sprich zierlich, und galant, und rieche nach Lavendel.
Vergiß den Rauchtaback, der hier noch ſchmauchend glimmt,
Und nimm dafür Rappee, wie ihn der Stutzer nimmt.
Dann will ich feſtlich dich zum Petitmaitre ſchlagen;
Du ſollſt, ein neuer Held, dich vor die Schöne wagen:
Der glückliche Sylvan, der meine Macht verehrt,
Bekehret dich vielleicht, ſo wie ich ihn bekehrt.
Sie ſagt's, und eilt davon. Er wirft mit trägen Wenden
Sich dreimal gähnend um, und greift mit ſchweren Händen
Nach ſeinem Rauferſtahl, der zu dem Haupte lag;
Und ſpringt halbtaumelnd auf, durch einen Fechterſchlag,
Dem der ſich unterſtand, die Jen'ſche Tracht zu ſchelten,
Mit Hieben, wie er ſprach, die Mühe zu vergelten.
Die Mode war entfloh'n; und er ſinkt träg und matt
Von neuem in die Ruh auf harte Lagerſtatt.
Pandur bedachte nun, mit innerlichem Grimme,
Der Mode lockend Wort, und die Sirenenſtimme.
Er lehnet ſich beſtürzt auf einen Fidibus,
Groß wie ein Weberbaum, und dreimal ſtampft ſein Fuß.
Wie? (ſagt er ihm in's Ohr) Held, läßt du dich verführen?
Und ſoll dich das Geſchwätz der albern' Mode rühren?
O Raufbold, ſieh mich an! ich bin der Heldengeiſt,
Der dich oft in der Flucht dem Schnurrenſtock entreißt.

Ich ſchreck' an deiner Statt die wilden Häſcherhauſen,
Und ſteh dir treulich bei, im Zweikampf, und im Sauſen.
Ich bin dir nachgefolgt; ich bin's, der vor der Stadt
Dem flüchtigen Calmuck den Fuß gelähmet hat;
Ich dachte dich dadurch von Leipzig abzuhalten.
O hätt' es mir geglückt! — Doch laß mich weiter walten!
Auch hier erwartet dich ein lorbeerwehrter Ruhm.
Iſt hier nicht eben auch der Markt dein Eigenthum?
Kein Häſcher, kein Pedell, ſoll deine Freude ſtören;
Der Stutzer ſoll erſtaunt das wilde Wetzen hören,
Und wenn dein tapfrer Arm nichts mehr zu ſchlagen weiß,
So geb' ich dir zum Sturm die Häſcherhöhle preis.
Was du in Jena wagſt, das kannſt du hier auch wagen.
Wie bald kann dich Calmuck aus dieſen Mauern tragen,
Da in der Nachbarſchaft das ſchöne Halle liegt,
Wo noch die Freiheit herrſcht, wo noch der Burſche ſiegt.
Doch wärſt du wohl zu klein, die Jen'ſche Tracht zu ändern,
Die Haare zu beſtreu'n, den Degen zu bebändern?
Und zögeſt du den Strumpf, dem tapfern Stiefel, vor?
Kannſt du ſo niedrig ſein, ſo geh, und werd' ein Thor!
Stink nach Pomad' und Oel, wie hier die Narren pflegen,
Und laufe Chapeaubas im Sturmwind und im Regen.
Geh', ſchlage weibiſch dich zum weiblichen Geſchlecht,
Und leb' und ſtirb allhier, als wie ein Jungfernknecht!

Allein ich ſehe dich mit Recht unwillig werden,
Den edelmüth'gen Zorn verrathen die Geberden. —
Wohlan, ſo mache dich Pandurens Schutzes werth.
Im Stalle trauert ſchon Calmuck, das edle Pferd,
Daß es ſo miß'z ſteht; flieh wieder nach der Saale,
Da wo ſie Halle netzt. Hier hofft zum zweitenmale
Auf deine Tapferkeit ein neues Ehrenfeld,
Der Brüder luſt'ge Schaar, und eine freie Welt.
Du wirſt den Officier von breiten Steinen ſchmeißen,
Und wirſt der Renommiſt von Renommiſten heißen.
So ſagt Pandur, und ſchweigt. Und Raufbolds Herz blieb treu,
Und widerſtand voll Stolz der Mode Schmeichelei.

Dritter Geſang.

Die Luft belebte ſchon der Sonne reger Schimmer.
Sie warf den güld'nen Strahl in Raufbolds Ruhezimmer;
Der Vorhang, der ihn brach, und rauſchend vor ihn trat,
Zog an der weißen Wand ein länglichtes Quadrat;
Das große Stichblatt ſchien in falben Schattenbildern
Der Schreckkometen Lauf elliptiſch abzuſchildern.
Ganz Leipzig hub ſich nun halbtaumelnd in die Höh.
Zur Arbeit ging der Mann, die Dame trank Caffee;
Die Schöne malte ſich mit Roſen ihre Wangen,
Und Lilien blühten auf, die in der Nacht vergangen.
Im ganzen Leipzig war kein einzig Mädchen alt,
So ſehr verbeſſerte die Schminke die Geſtalt;
Kein Blätterchen fuhr auf, die Muſche mußt' es decken,
Und wo auch gar keins war, lag doch ein ſchwarzer Flecken,
Nur Raufbold ruhte noch, und lag von Sorgen frei,
Bis in den hellen Tag auf einer harten Streu.



[illegible]

Von Schätzen nie beſchwert auf ſeinen weiten Reiſen,
Schlief er ſo arm, und ſanft, als wie die alten Weiſen.
Sein ganzer Reichthum war ſein großes Rauferſchwert,
Und ſeine ganze Luſt, Calmuck, das edle Pferd.
So manchen ſüßen Traum ließ ihn Pandur ergötzen;
Vom wüthenden Tumult, von Schreien, und von Wetzen
War ſeine Seele voll. Erſtieg'ne Schnurrbarthein,
Und Ständchen, fielen ihm im ſüßen Schlummer ein.
Ein paarmal lächelt er mit einer wilden Freude,
Und ſpricht verwirrt etwas von einem mod'ſchen Kleide.
Pandur hört's, und erſchrickt. Er traut der Mode nicht,
Und unterſucht genau des Helden Angeſicht.
Mißtrauiſch meint er ſchon, zu ſeinem größten Schrecken,
Geheime Neigungen zur Mode zu entdecken.
O Raufbold! (ſeufzet er) du ſchläfſt? ach wüßteſt du,
Wie ich unruhig bin bei deiner ſüßen Ruh!
Wie deine Wort' im Traum entflogen, mich erſchrecken;
Dein Antlitz würde ſich mit edlem Unmuth decken!
Wer weiß, ob dich nicht ſchon der Mode Wort verführet!
Wer weiß es, ob nicht ſchon dein Herz die Neigung ſpürt,
Die leichte Jen'ſche Tracht rebelliſch zu verändern!
Und wie ein Narr den Hals, und Degen zu bebändern.
Nimmt denn auch dich der Glanz von der Veränd'rung ein?
O! wärſt du doch zu ſtolz ein Leipziger zu ſein!

O! möchteſt du doch nie den Fuß mit weißen Strümpfen,
Und deinen Degen nie mit Narrentand beſchimpfen!
So ſprach er, und ſtützt' ſich auf Raufbolds Degenknopf
Viel Anſchläg' irren ihm durch ſeinen ſchlauen Kopf;
Zuletzt entſchließt er ſich, vom Helden ſich zu wagen,
Und um ſein künft'ges Glück Orakel zu befragen.
In Leipzig war damals die nun verlorne Kunſt,
Aus dickem Caffeeſatz, durch ſchwarzer Geiſter Gunſt,
Die Zukunft auszuſpähn; und die geheimſten Thaten,
Geſchehn, und künftig noch, prophetiſch zu errathen.
Pandur, der dieſes weiß, verſtellt ſich alſobald;
Giebt ſich aus dicker Luft die Jeniſche Geſtalt;
Zieht große Handſchuh an, und eilet nach der Grotte,
Zum Delphos neu'rer Welt, zum pyth'ſchen Caffeegotte.
Vergieb es mir, o Nacht, und du, prophet'ſcher Geiſt,
Wenn man dein Heiligthum profanen Augen weiſ't.
Da, wo Schellhafers Haus, die feſten Mauern endet,
Ragt, wenn man ſeinen Blick ſchief gegenüber wendet,
Ein glänzend Haus empor, das durch die neue Pracht
Faſt einem Tempel gleicht, Paläſte finſter macht.
So wie im dicken Wald ein Kranz bejahrter Eichen,
Durch ſeine Wipfel droht den Himmel zu erreichen;
Ein ſchlanker Tannenbaum ſie ſämmtlich übereilt,
Und durch ſein grünes Haupt die leichten Wolken theilt:

So ſtreckt dies ſtolze Haus den Giebel in die Lüfte,
Und hüllt das hohe Dach in ew'gen Rauch und Düfte.
Der Eingang zeigt ſogleich in einer Schilderei,
Daß dies des Caffeegotts geweihter Tempel ſei.
Es liegt ein Araber an einem Caffeebaume;
Ihm bringt in hellem Gold von dem durchſüßten Schaume,
Den man aus Bohnen kocht, die die Levante ſchickt,
Ein nackter Liebesgott, der lächelnd auf ihn blickt.
Pandur trat kühn herein, und ſtieg zur Grotte nieder.
Ein heilig's Schrecken fuhr durch ſeine ſtarren Glieder,
Da er dem Gott ſich naht, umringt von ſtiller Nacht,
Und fürchterlich geſchmückt mit unterird'ſcher Pracht.
Er ſaß im ſchwarzen Pomp. Das Zepter, das er führte,
War wie ein Löffelchen; die Krone, die ihn zierte,
Dem Zuckerhute gleich. Es ſteigt die blaue Glut
Vom rauchenden Altar, auf dem ein Keſſel ruht,
Der unaufhörlich brauſt, von ſchwarzem Ruß bezogen,
So wie des Phlegethons unaufhaltſame Wogen.
So manche Mißgeburt, gezeugt vom finſtern Spleen
Und dickem ſchweren Blut, umflattert rauſchend ihn.
Das Hypochonder ſaß, und krümmte ſich vor Schmerzen,
Und die Melancholie ſprach Selbſtmord in dem Herzen.
Pandur faßt einen Muth, und ging hindurch zum Thron
Bückt vor dem Gotte ſich, und ſprach mit rauhem Ton:

Du, der du mit Caffee die Leipziger belebeſt,
Und zur vornehmen Frau ein Gärtnerweib erhebeſt;
Der du mit deinem Trank Holzhacker ſo beglückſt,
Als du im Staatsgemach den großen Herrn entzückſt;
Ich nahe mich zu dir vom fernen Ruf belehret,
Daß dir des Schickſals Macht die ſeltne Gunſt verehret,
Die Zukunft zu durchſchau'n, und in Caffee zu ſehn,
Was Aſtrologen kaum durch das Geſtirn verſtehn.
O ſage mir, Prophet, wird Raufbold unterliegen?
Wird endlich über ihn der Pleiße Mode ſiegen?
Und wird der Niedrige, nach aller meiner Müh,
Zuletzt doch noch ein Sklav von der Galanterie?
Er ſchwieg. Der Gott verſetzt: Der Ruf iſt wahr geweſen,
Das ich die Zukunft kann aus dickem Caffee leſen,
Doch biſt du nicht Pandur, der uns zuwider iſt?
Und iſt dein Raufbold nicht ein wilder Renommiſt?
Soll ich, dem Feind von uns die Zukunft zu verrathen,
Verrückt im Kopfe ſein, und auf dem Dreifuß braten?
Denn wiſſe, Schlägergeiſt, es koſtet Müh' und Schweiß,
Eh' ich, vom Geiſte voll, zu prophezeihen weiß.
Pandur verſetzte d'rauf: Du kennſt ſchlecht deine Freunde;
Die Leipziger allein ſind deine wahren Feinde.
Wie bin ich nicht erſtaunt! wie iſt dein Reich verheert!
Es raucht kein Tempel mehr, wo Knaſter dich verehrt;

Dein ſonſt ſo mächtig Reich naht ſich dem Untergange;
Das freie Caffeehaus ſeufzt jetzt im ſklav'ſchen Zwange;
Die Stutzer dieſer Stadt ſind meiſt von dir getrennt,
Indem ihr Wankelmuth den Thee als Gott erkennt.
Und hat die Mode nicht die Neuerung erſonnen,
Und die Galanterie den Thee ſelbſt liebgewonnen?
Nein! Jena, glaube mir, in allem groß und frei,
Verſchmäht den weib'ſchen Thee, und iſt nur dir getreu.
Willſt du die Zukunft noch zu meiner Ruh durchſchauen,
So will ich dir voll Dank drei Caffeehäuſer bauen;
Von nun an ſoll Caffee, um Weihrauch dir zu ſtreu'n,
Wenn hoch geſchmauſet wird, des Schmauſes Anfang ſein.
Er ſagt es, und der Gott erhob vom Thron die Glieder,
Und ſetzt wahrſag'riſch ſich auf einen Dreifuß nieder;
Und alſobald erſchien des Tempels Prieſterin,
Die wilde Phantaſie, und reicht ihm Caffee hin.
Er trank; es herrſcht um ihn geweihte grauſe Stille;
Doch plötzlich tönt die Gruft von ſchrecklichem Gebrülle,
Und blaue Flammen gehn von ſeinem Dreifuß aus;
Panduren überfiel ein ungewohnter Graus,
Als ihm die Phantaſie den dicken Caffee brachte,
Und der prophet'ſche Gott alſo den Anfang machte:
Was ſeh ich? — In die Gruft des Schreckens geht der Held —
Der Panzer rauſcht daher, im ſchwarzen eiſern' Feld —

Ich ſehe Schlacht und Krieg, und rühmliche Gefahren —
Kann dieſer Held ſein Herz vor Liebe nicht bewahren?
Er putzt, er pudert ſich? Er ficht, es ſtrömet Blut —
Wie? hat ein Leipziger ſolch' einen tapfern Muth?
O laß nicht ab, Pandur, und ſteh ihm bei im Falle!
Dies iſt das Roſenthal, ich ſeh, ich ſehe Halle!
  Alſo der Gott. Sein Mund ſchäumt vor prophet'ſcher Wuth;
Doch nach und nach ſenkt ſich ſein aufgebrachtes Blut.
Pandur bückt ſich voll Dank; vom künftigen Geſchicke
Des tapfern Helden voll, eilt er zu ihm zurücke.
  Indeß verſammelt ſich der Mode Vorgemach.
Sie ſchimmert auf dem Thron, und rief dem Putz, und ſprach:
Geh hin, geliebter Putz, zum erſten meiner Söhne,
Der Stutzer Oberſten, Sylvanen, dem die Schöne
Sogleich ihr Herz ergiebt, wenn ſeine Feder ſtrahlt,
Und hohen Stand und Geld die goldne Weſte prahlt.
Erweck' ihn, hilf ſein Haar durch heißes Eiſen krümmen;
In Puder und Jasmin laß, ſeine Locken ſchwimmen;
Und wenn ſich ſein Verdienſt im Gallakleid erhebt;
Und endlich ſeinen Witz des Schneiders Gunſt belebt;
So laß ihn in den Hecht zum Renommiſten tragen,
Der wird vielleicht, wie er, der kurzen Tracht entſagen.
Er war ſein alter Freund; ſein ſchön gepudert Haar
Erreicht vielleicht den Zweck, der mir unmöglich war

Sie ſagt's, der Putz eilt fort. Sein Haar im Weſt zerflogen,
Formirt den Sterblichen den ſchönſten Regenbogen.
Sein halb mit Gold geſtickt, halb ſilbernes Gewand,
Das er mit viel Geſchmack nachläſſig um ſich wand;
Wallt in der obern Luft im allerreinſten Schimmer,
Und bald erreicht ſein Flug Sylvans geſchmücktes Zimmer.
Sogleich verweilt den Blick die aufgeputzte Wand,
An der er manch' Gemäld' auf bunten Tüchern fand.
Zween Spiegel, deren Laſt zwo große Schleifen hielten,
Und neidiſch auf ſich ſelbſt in güldnen Rähmen ſpielten,
Entdeckten ihm ſein Bild, und mit Zufriedenheit
Tritt er in's Schlafgemach. — In ſtiller Einſamkeit
Schlief ruhig noch Sylvan, und ließ den Morgen ſterben,
Den Nachttiſch traurig ſein, und den Caffee verderben.
Ihm nahte ſich der Putz, und ſprach: Auf, junger Held!
Der Ruhm erwartet dich in der beglänzten Welt;
Und eine Gottheit ſelbſt befiehlt dir, zu erwachen;
Die Mode ſchickt mich her, dich heute ſchön zu machen.
Dein Bruder Raufbold iſt in Leipzig angelangt;
Soll er nicht ſeh'n, wie ſtolz der Stutzer aus dir prangt?
Eil in den blauen Hecht, verſuch' ihn zu bekehren.
Wer kann ihn, ſo wie du, die Mode lieben lehren?
Indem erwacht Sylvan. Er trug vor kurzer Zeit,
Als ein Jenenſer noch, ein ungeſteiftes Kleid;

Doch Stutzer lehrten bald ihn den Caput verachten.
Er ward ihr Oberhaupt, der Erſt' in neuen Trachten.
So wie ein Renegat, mehr als ein Muſelmann
Von frommer Wuth erhitzt, den Chriſten haſſen kann;
So ſchien der Stutzer auch Jenenſer mehr zu haſſen,
Weil er vor kurzer Zeit erſt ihre Tracht verlaſſen.
Er warf den Schlafrock um, noch halb vom Schlaf entſtellt;
Und da der raſche Stoff von ſeinen Achſeln fällt,
Macht er ein ſanft Getön, indem die ſeid'nen Falten
Mit ſäuſelndem Geräuſch zu dem Pantoffel wallten.
Sein Diener bringt Caffee. Pardieu! (ſpricht er) Johann,
Mir träumt ſehr albern Zeug — doch zieh mich hurtig an,
Und dann frag' in dem Hecht, ob Raufbold angekommen.
Er ſagt's, und hurtig ward der Anputz vorgenommen.
Ein weißer ſeid'ner Strumpf umwickelte das Knie.
Der Schuh, ein Meiſterſtück von ſeines Schuſters Müh,
Erhob in ſchwarzem Glanz mit Band beſetzte Kanten,
Und Schnallen ſchimmerten von Böhm'ſchen Diamanten.
Le Grand trat in's Gemach; ein lumpichter Franzos,
Doch in der ſelt'nen Kunſt, das Haar zu kräuſeln, groß.
Ein weißes Puderhemd floß zu des Stutzers Füßen.
Le Grand baut das Toupee, und läßt ſich Locken ſchließen.
Ein dicker Staub von Mehl, der ſtill im Püſter lag,
Schießt ungeſtüm heraus, und trübt den heitern Tag.

Der Putz half ſein Toupee mit klugen Fingern thürmen,
Und ſetzte ſich darauf, es tapfer zu beſchirmen.
Den weißen Hals umgab ein ſchwarzes ſeidnes Band,
Das ſich bei ſeinem Kinn in eine Schleife wand;
Ein neuer Modeſammt, aus aſchenfarb'ger Seide,
Voll Laubwerk ſchön gewebt, dient ihm zum Oberkleide.
Ein breitgewirktes Gold umgab der Weſte Rand,
Und Atlaß hieß der Stoff, aus welchem ſie entſtand.
Sie war noch prächtig neu; die Farbe glich den Lüften,
Wenn ſie der Frühling leert von rauhen Winterdüften.
Ein ſchwarzer Atlaß war der Hüften enges Kleid;
Das Uhrband ſchimmerte mit goldner Herrlichkeit.
Um ſeinen Degen war ein weißes Band geſchlagen,
Zum Zeichen, nie damit ein Blutduell zu wagen.
Sein Rohr aus Indien ziert ein beſond'rer Knopf,
Aus Meißner Porcellan ein Frauenzimmerkopf;
Der unbeſeelte Thon ſprach in das Aug' Entzücken;
Der Reiz war auf der Stirn, der Muthwill' in den Blicken.
So ſtellte ſich das Haupt von Leipzigs Stutzern dar.
Es rauſchte Weſt und Rock, es duftete ſein Haar,
Und um ihn her goß ſich, in ſüßer Atmoſphäre,
Lavendel und Jasmin, der ſchönen Welt zur Ehre.
Ein kühnes Entrechat trug ihn zum Spiegelglas,
Wo er Toupee und Haar noch einmal klügelnd maß;

Doch hätt' ihn, da der Schmuck ihm allzuſchön geglücket,
Beinah ſein eignes Bild, wie den Narciß, entzücket.
Indeß trat ſein Lakei in's duftende Gemach,
Und ſagte: Gnäd'ger Herr, ich fragt im Hechte nach;
Ihr Traum hat wahr gered't; Herr Raufbold iſt gekommen,
Die Sänfte wartet ſchon, die ich mit hergenommen.
Sogleich fliegt er herab; allein indem er geht,
So ſchickt er noch zuvor zur Mode dies Gebet:
O Göttin, welcher ich drei Stunden Zeit verſchwendet,
Eh' ich den langen Putz auf dein Geheiß vollendet;
Die Sänfte bringt mich jetzt zu einem Schläger hin,
Dem ich vielleicht ein Spott in meinem Anzug bin;
Doch deine Wunderkraft begleite meine Lehren!
Vielleicht kann ich zu dir ſein wildes Herz bekehren.
So ſprach er, und ſein Wort drang zu der Göttin Höh'n;
Die Mode liebet ihn, und ſie erhört ſein Fleh'n,
Ein Complimentenheer muß ſich herab begeben,
Zu ſeinem Schutze ſein, und ſeinen Mund beleben
Der Putz verſammelt ſie, theilt ihre Schaaren ein,
Und er fängt vom Toupee gebietriſch an zu ſchrein:
Du, zierlicher Brabor, ſetz' dich auf ſeine Schleife,
Daß um den weißen Hals dein ſchwarz' Gefieder ſtreife;
Und wenn der Geiſt Charmant die Knie ihm zierlich beugt,
So mache, daß ſein Haupt ſich gleichfalls artig neigt.

Du aber, Seladon, liebäugle mit den Blicken,
Die Schönen, die ihn ſehn, betrüg'riſch zu beſtricken.
Beredter Florimand, den Mund eröffne du,
Wenn ſein Verſtand nicht denkt; und denkt er, ſchließ' ihn zu.
Ihr andern Geiſter könnt auf ſeinem Hute ſitzen.
Die Treſſe ſoll ein Theil, ein Theil die Feder ſchützen.
Da, wo ſein ſchroff Toupee die höchſte Spitze macht,
Nehm ich ſelbſt meinen Sitz. Nehmt ihr mein Wort in Acht,
Und wird Sylvan beſchützt; ſo will ich euch beglücken;
Wo nicht, ſo ſollen euch die ſchwerſten Strafen drücken
Der eine ſoll zwölf Jahr mit ſteifem Rücken ſtehn;
Der andre ſoll niemals nach jungen Schönen ſehn;
Der dritte, wenn er ſcherzt, ſoll ſtets vernünftig ſcherzen,
Und Tabacksdampf ſoll euch die bunten Flügel ſchwärzen.
  So ſagt er und die Schaar wird durch die Ehr' entflammt;
Mit ſtolzem Angeſicht eilt jeder an ſein Amt.
Indeſſen läßt Sylvan die Thür der Sänfte ſchließen;
Die Träger ſchreiten fort mit weitgedehnten Füßen.
  Geräuſch und Lärm nahm nun im blauen Hechte zu.
Der wilde Renommiſt verläßt die lange Ruh,
Und hebt ſein ſchweres Haupt, dem hohen Tag entgegen,
Vom harten Stroh empor, auf dem er ſanft gelegen.
Von ſeinen Lippen ſchallt ein Jeniſcher Geſang,
Und nach Calmucken war ſein allererſter Gang.

Er ſtand im öden Stall, und hing die ſchlaffen Ohren.
Was machſt du, armes Thier? Haſt du den Muth verloren?
Sprach Raufbold ganz bewegt, und gab ihm beß'res Heu:
Und dankbar wiehert er mit einem Luſtgeſchrei.
Da er zurücke ging nach ſeinem finſtern Zimmer,
Umleuchtet plötzlich ihn des Stutzers heller Schimmer.
Der Renommiſt kann ſich nicht ſo geſchwind entziehn.
Sylvan fliegt auf ihn zu, umarmt, und küſſet ihn.
Was Teufel! Bruderherz, (ſprach Raufbold voller Freuden),
Wer hätte das gedacht bei unſerm letzten Scheiden,
Daß wir in Leipzig erſt uns würden wiederſehn! —
Doch, Kerl, du biſt dir ja, der Teufel hole! ſchön.
Gehſt du beſtändig ſo, wie aus dem Ei geſchälet,
Und ſind die Haare ſtets in dem Toupee gezählet?
Mon chère, (verſetzt Sylvan), wir leben hier galant:
In Leipzig gilt doch noch Verdienſt und Adelſtand,
Und ventre bleu! wer wird in Kleidern ſchlechter gehen,
Da wir hier jeden Tag die ſchönſten Damen ſehen?
Doch, Bruder, wie confus ſieht nicht dein Anzug aus!
Wie kömmſt du in den Hecht, in dies vilaine Haus?
Hat niemand dir im Thor den Engel angewieſen,
Und Artopö gelobt, und Waplern dir geprieſen?
  Indeß erreichten ſie das finſtere Gemach.
Der Schläger ſchreit, Caffee! indem der Stutzer ſprach:

Herr Bruder, mich erfreut's, daß du hier angelanget.
Nach einem Jen'ſchen Freund hat oft mein Herz verlanget.
Du biſt ein hübſcher Kerl: bleib hier, veränd're dich;
Vergiß die Jen'ſche Tracht, und werde ſo, wie ich:
So ſollſt du hier mit mir ein Engels-Leben führen,
Und ich will ſelber dich bei Damen produciren.
Der Renommiſt macht ihm ein höhniſches Geſicht,
Und ſagte: Nein, Sylvan, zum Narren werd' ich nicht!
Zum Narren? (fing Sylvan ſchon hitzig an zu fragen)
Doch indem ward Caffee und Knaſter aufgetragen.
Da Bruder, lange zu (ſprach Raufbold), ſtopf dir ein.
Allein, es bat Sylvan, ihm gütigſt zu verzeihn;
Er rauche jetzt nicht mehr. Kaum will es Raufbold glauben:
Allein du wirſt es mir doch hochgeneigt erlauben?
Sprach er mit bitterm Spott. Die Pfeife ward gefüllt,
Die ſein geſträubtes Haupt in dicken Dampfkreis hüllt.
Der Stutzer zitterte in fremder Atmoſphäre,
Wie im Cometenſchweif des bangen Erdballs Schwere.
Der krieg'riſche Pandur kam aus dem Stall zurück.
Die Neugier lenkt ſogleich auf den Sylvan den Blick;
Doch wie verdroß es ihn, da er den Puder wittert!
Sein Fluch macht, daß das Heer der Complimente zittert.
Der Putz, ihr Führer, bebt, und jeder wird erſchreckt,
Da dieſer wilde Geiſt mit Lachen ſie entdeckt.

Wie wenn die Fröſch' im Lenz aus lauen Sümpfen fliehen,
Und aus vertrautem Schilf an die Geſtade ziehen;
Die Schaar, wenn etwas rauſcht, vom Rand in's Waſſer hüpft;
Mit flüſterndem Geräuſch in ſchlanke Binſen ſchlüpft,
Bis auf den Boden ſinkt, und ſich kaum ſicher ſchätzet,
Wenn in dem Waſſergras das Heer vertraulich ſchwätzet;
Jedoch, ſo bald die Fluth nicht mehr von Wellen bebt,
Der kühnſte Froſch zuerſt ſein dickes Haupt erhebt,
Und wenn der grüne Leib kein zitternd Waſſer fühlet,
Mit ſeinen Füßen ſteigt, und auf der Fläche ſpielet:
So bebt vor ſeinem Blick der Geiſter feige Schaar.
Der, von der Furcht gejagt, flieht in des Stutzers Haar;
Der in den großen Hut, und jener in die Schatten,
Wo unter ſeinem Hals ſich Bind und Schleife gatten.
O! (ruft der Schlägergeiſt, indem er ſpöttiſch lacht),
Wie tapfer gebt ihr nicht auf euren Helden Acht!
Warum flieht ihr vor mir? Ich werd' euch nicht verderben,
Ihr ſeid zu ſchön geputzt, und allzuklein zum Sterben.
Er ſprach, und lachte laut. Zu tück'ſcher That geſchwind,
Verwandelt ſich ſein Leib in einen Wirbelwind,
Der durch das Zimmer brauſt, des Stutzers Haar verheerte,
Und eine halbe Wand von dem Toupee zerſtörte.
Jedoch der treue Putz baut ſchnell es wieder auf,
Und ließ in ſeiner Wuth der Schmähſucht freien Lauf.

Pandur verhöhnet ihn; doch nicht zum Krieg geſchaffen,
Straft ihn des Putzes Witz mit ſtachelichten Waffen.
Die Helden ſtanden auf. Komm, Raufbold (ſprach Sylvan),
Und ſieh einmal mit mir die hieſ'gen Gärten an.
Und alſobald geh'n ſie, dem Zufall überlaſſen.
Es donnert Raufbolds Fuß, der Sporn klirrt durch die Gaſſen,
Der blanke Kieſelſtein ächzt unter ſeinem Schritt,
Und Fenſterglas erbebt, indem er niedertritt.
Nicht fern vom Petersthor, auf deſſen vorder'n Theilen
Der Helden Rüſtung ruht, und die verzierten Säulen
Die Laſt der Kugeln drückt, die wie Coloſſen ſteh'n,
Und in gevierte Reih'n erhab'ner Linden ſeh'n;
Auf dem berühmten Platz, der Muhmenplatz genennet,
Den, auf der Ammen Arm, die kleine Schöne kennet,
Und wenn ſie größer wird, an angenehmer Hand,
Die ſüßen Triebe fühlt, die ſie noch nicht gekannt;
Ging jetzt der Renommiſt an eines Stutzers Seite,
Kunſt und Natur lockt ihn, mit angenehmem Streite;
Doch Apels Garten prangt in königlicher Pracht
Umſonſt für ſeinen Blick, zum Schönen nicht erwacht.
Sein Fuß tritt grimmig auf, daß die Allee erzittert,
Daß jede Bank erbebt, und eine Linde ſplittert.
Die Pleiße ſelber hebt, bekränzt mit jungem Rohr,
Ihr neubegierig's Haupt aus träger Fluth empor.

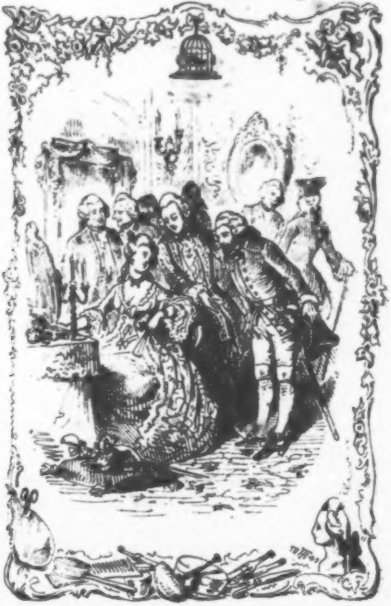
Sie ſieht ſo manches Volk aus weit entleg'nen Ländern;
Den Gallier, der floh, den Glauben nicht zu ändern,
Der pol'ſche Jude kommt zu ihren Schätzen her,
Der Kaufmann Griechenland's, und der Armenier;
Es geh'n an ihrem Strand die ſeltſamſten Geſichter,
Staatsleute voller Wind und abgedankte Dichter;
Doch niemals ſah ſie noch in ihrem weiten Reich
Solch' einen jungen Herrn, dem Renommiſten gleich.
Die Ungezogenheit ſprach aus den wilden Blicken,
Die große Peitſche hing ſchief über ſeinen Rücken,
Der kurze Rock verrieth ein ſchmutzig's Oberhemd,
Und ſeine ganze Tracht war widerlich und fremd.
Es wieherten indeß von fern geſchmückte Roſſe,
Der Stutzer ward beſtürzt beim Anblick der Caroſſe.
Selinde ſaß darin. Der Schönheit Wunderſchein
Verklärt Sylvan's Geſicht, und Raufbold ward zum Stein.
Nun, Bruder (ſprach Sylvan), mich dünkt, du biſt getroffen!
Kann man dies Mädchen denn nicht nah zu ſehen hoffen?
(Sprach Raufbold ganz verwirrt.) Es lächelte Sylvan,
Und fing alſo zu ihm mit ſüßen Mienen an:
Du ſollſt den höchſten Grad von meiner Freundſchaft ſehen,
Und ſollſt den Nachmittag mit zu Selinden gehen;
Doch, Raufbold, anders nicht, als wenn du dich bekehrſt,
Und dieſes ſchöne Kind durch deine Tracht verehrſt.

Gern wollt' ich dir ein Kleid von meinen Kleidern leihen;
Allein du möchteſt mir den Antrag nicht verzeihen.
Wohlan, ſo putze dich in allen andern nur.
Es lege ſich dein Haar in zierliche Friſur;
Ich will dir den Le Grand zu deinen Dienſten ſenden,
Und der friſire dich mit ſchöpferiſchen Händen.
Doch zieh' die Stiefeln aus. Iſt Kopf und Fuß galant,
So ſiegt die Miene gleich im mäßigen Gewand.
Um vier Uhr will ich dich mit zu der Schönen nehmen;
Allein kein wildes Wort muß mich und ſie beſchämen.
Geh', mache dich bereit, ich meld' uns ſelber an.
Und Raufbold, voller Dank, umarmet den Sylvan.

◆

Vierter Geſang.

Wie, wenn ein rauher Bär aus Lappland's kalten Wäldern,
Vom ſteten Nord entlaubt, zu den beſchneiten Feldern
Mit trägen Klauen kommt, ſie halb erſtarrt bewegt,
Sich mit bereifter Haut durch öde Furchen trägt,
Die Menſchen zwar nicht flieht, doch ſie auch nicht verletzet;
Bis, wenn die Lappen ihn durch ein Geſchrei gehetzet,
Er ſein befrornes Haupt unwillig aufwärts hebt,
Den lichten Schnee zerſcharrt, mit breiten Tatzen gräbt;
Doch, wenn ſein feiger Feind auf ihn zu geh'n verweilet,
Er wiederum zurück in finſt're Wälder eilet,
Mit brummendem Getöſ' zu ſeinen Höhlen irrt:
So murrt der Renommiſt, da er verwundet wird.
Sylvan läßt ihn allein, und eilet aus den Linden;
Und Raufbold denket nichts, als Anputz und Selinden.
Voll Unmuth warf er ſich auf eine nahe Bank.
Er, den kein ſchöner Blick in Jena noch bezwang,
Fühlt tief in ſeiner Bruſt die angenehme Wunde;



Und dieſe Klage brach aus ſeinem Heldenmunde:
Unwürdiger, du liebſt? und ſchimpfſt den hohen Stand?
Und machſt zu Leipzig's Spott dein Jeniſches Gewand?
O Jena! mußteſt du zum Unglück mich verjagen?
Ich Unbezwungner ſoll der Liebe Ketten tragen?
Zu Seufzern ungewöhnt, fremd in galanter Kunſt,
Bewerb' ich kriechend mich um eines Mädchens Gunſt!
Und man verlangt von mir, abtrünnig ſchon deswegen
Den Jeniſchen Caput und Stiefeln abzulegen?
So ſprach er, und er ſah ſtarr auf den Boden hin. —
O Liebe, ſieget ſtets dein ſtolzer Eigenſinn?
Muß man bei ſo viel Muth von dieſem Jen'ſchen Helden,
Mit ſeiner Liebespein, auch ſeine Schwachheit melden?
Haſt du die Schönheit nicht zum Unglück oft gebraucht?
Hat nicht um Helenen ein Ilium geraucht?
Sah nicht die ganze Welt, Philippen's Sohn zur Schande,
Auf einer Nymphe Wort, Perſepolis im Brande?
Wie oftmals ſuchen wir von eines Reiches Fall,
Und mächt'ger Thronen Sturz, die Urſach überall?
Und oftmals, dürften wir in Menſchenherzen leſen,
Iſt nur ein ſchöner Blick der Grund davon geweſen;
Und eine Sultanin, erhitzt von Lieb' und Wuth,
Setzt oft allein um ſich ihr weites Reich in Blut.
Muß auch ein bloßer Blick den Schläger überwinden?

Doch, Held, du fällſt mit Ruhm. — Ein Blick war's von Selinden.
Du ſchmückeſt den Triumph der größten Siegerin.
Die Staatsperücke fällt zu ihren Füßen hin,
Der lange Zopf wünſcht ſich an ihrer Sklaven Stelle,
Und alles huldigt ihr, der Degen und die Elle.
Indeſſen ſchäumt vor Wuth der Geiſt der Schlägerei.
Wie? (ruft er brüllend aus), mein Raufbold ungetreu?
Sein Held eilt nach der Stadt, und kommt, voll von Gedanken,
Vom ſtolzen Petersthor bis an die vordern Schranken.
Auf ſeinem Poſten ſtand ein alter Stadtſoldat,
Ein ſechszigjähr'ger Schutz der nie verlaſſ'nen Stadt.
Nie hatt' er auf den Feind die Flinte losgeſchoſſen,
Sein Kriegesleben war in größter Ruh' verfloſſen.
Den läßt zum erſten Mal Mars auf die Kriegesbahn;
Der Renommiſt ſtößt ihn mit ſtarken Armen an.
Wie wenn man mit der Hand an die bejahrten Rinden
Halbhohler Weiden ſtößt, die in den ſichern Gründen
Noch ſteh'n, weil ſie ein Bach, der ſie benetzt, belebt;
Und wie vom kleinen Stoß die ganze Weide bebt:
So fühlt auch der Soldat die dürre Bruſt erſchüttert,
Er wankt vom ſtarken Stoß, und tritt zurück, und zittert;
Der wilde Renommiſt höhnt ihn mit bitterm Scherz —
Und hier gab ihm Pandur die große That in's Herz,
Den nie erlangten Sieg allein davon zu tragen,

Und in die finſtre Gruft der Häſcher ſich zu wagen.
Voll Freude jauchzet ſchon der ſchreckliche Pandur:
Doch Leipzig's Schutzgeiſt folgt unſichtbar Raufbold's Spur.
Und, von dem ſcharfen Blick Panduren's unentdecket,
Späh't er den Vorſatz aus, der ihn mit Recht erſchrecket,
Er eilet alſobald vom kriegeriſchen Ort
Zu der Galanterie, auf ſchnellen Schwingen fort.
Da, wo Verſaille ſich mit ſtolzem Haupt erhebet,
Und wo die Kunſt die Flur trotz der Natur belebet;
Wo der Galanterie ſo mancher Sieg gelingt,
Wo mancher Staatsmann lügt, wo mancher Marquis ſingt:
Liegt ein verſchonter Wald von Zeit und Sturm und Winden,
Den Seladons nur ſeh'n, und Clelien nur finden.
Hier hat bei einem Volk, das nie beſtändig iſt,
Das Schwür' im Friedensſchluß, wie in der Eh', vergißt,
Und voller Mitleid nur auf deutſche Treue ſchauet,
Sich die Galanterie ein prächtig Schloß erbauet.
Ein Mädchen, ſchön und wild, ſteht an dem ſtolzen Thor:
Die volle Bruſt iſt bloß, den Leib umhüllt ein Flor,
Der mehr verräth, als deckt; Verführung heißt die Dame.
Doch bei Franzoſen iſt nur Artigkeit ihr Name.
Verſtellung trägt allhier der edlen Treue Kleid,
Und um ſie her ſteht Liſt, und falſche Zärtlichkeit.
Auf einem ſtolzen Thron, von Samm't und Gold beſchweret.

Sitzt die Galanterie, die man hier bückend ehret.
Zu ihren Füßen ſchwingt der kleine Gott Roman
Den ſieggewohnten Pfeil. Ihn hat der Alten Wahn
Den Liebesgott genannt; mit ſeinen ſchwachen Händen
Verwirret dieſes Kind das Glück von allen Ständen.
Die Wolluſt ſchildert er unſchuldig, ſanft und hold
Und manchen Crebillon hat er in ſeinem Sold;
Er hat manch' Herz verderbt und manchen Kopf verwirret,
Daß er im Labyrinth der Liebe ſich verirret.
Der Schutzgeiſt Leipzig's war dem Thron der Göttin nah.
Als ſie ihn noch von fern mit trübem Antlitz ſah,
So rufte ſie ihm zu: Was quälen dich für Sorgen,
Getreueſter Lindan? Haſt du an dieſem Morgen
Dein ſchönes Haar verbrannt? Iſt es nunmehr zu kurz?
Wächſt dein Toupee nicht mehr? Verſchießt dein blauer Schurz?
Er aber bückte ſich, und ſprach mit ernſten Mienen:
O Göttin, welcher wir auch an der Pleiße dienen,
Seitdem Germanien begierig nachgemacht,
Was hier der Schneider träumt und jeder Narr erdacht;
Du haſt es ſelbſt geſeh'n, wie Raufbold uns erſchrecket;
Allein ich habe ſchon ſein ſtolzes Herz entdecket;
Er liebt; — Selinde hat die große That gethan.
Doch, Göttin, ſend' ihm noch den mächt'gen Gott Roman,
Damit er ſein Gehirn mit ſüßem Dunſt umhülle,

Und manches Abendtheu'r die Einbildung erfülle;
So wird der Renommiſt, der uns ſo lang getrutzt,
Ein Stutzer, wie Sylvan, der ſich am Nachttiſch putzt.
 Er ſchwieg. Es tönt der Saal, die bunten Pfeiler beben,
Von jedem ſchönen Mund wird Beifall ihm gegeben,
Und die Galanterie ſprach ſo mit ſüßem Ton:
Geh', waffne dich, Roman, du mein geliebter Sohn,
Und folge dieſem Geiſt bis in die ſtolzen Linden,
Die Lorbeer'n warten dein, du gehſt zum Ueberwinden.
Beſiege Raufbold's Herz, und einen Schlägergeiſt,
Den ſchrecklichen Pandur, der von der Mod' ihn reißt.
 Sie ſagt's; der Gott Roman hebt ſeine Purpurflügel,
Und ſchwingt ſich, wie Lindan, hoch über Thal und Hügel,
Indem ſein ſchneller Flug durch blaue Lüfte ſtieß,
Entdeckt er unter ſich das prangende Paris.
Sein Einfluß macht, daß ſich die wilden Köpf' erhitzen,
Und von verliebtem Tand die Druckerpreſſen ſchwitzen.
Es wurden unter ihm, durch ſeinen hohen Schwung,
Viel Avantüren reif und Hexenmährchen jung.
 Vor Leipzig ſenken ſchon die Pilger ihr Gefieder,
Roman ſchießt in den Hecht, zu ſeinem Siege nieder.
Er trat in das Gemach, wo Raufbold mit dem Arm
Sein ſchweres Haupt geſtützt, voll Gram und innerm Harm
Schaut er um ſich herum; Pandur ſah es und fluchte,

Ob er ſein Schickſal gleich ſich zu verbergen ſuchte;
Obgleich ſein wilder Hauch in Raufbold's Seele ſtürmt,
Und ob Gedanke gleich ſich auf Gedanken thürmt.
Indeſſen ſpannt Roman den ſiegesvollen Bogen.
Kaum iſt der ſtarke Pfeil in Raufbold's Herz geflogen,
So ändert er ſogleich die grimmige Natur;
Er ſpricht aus ſüßem Ton, und es erblaßt Pandur.
So wie ein ſichrer Hirſch aus ſeinem Stande ſetzet,
Wenn ihn im dicken Forſt ein wilder Pfeil verletzet;
Er färbt mit ſeinem Blut den unglückſel'gen Ort,
Und träget Pfeil und Tod auf rothem Rücken fort:
So ſpringt auch Raufbold auf, ſein Herz iſt überwunden,
Und fühlet, trotz Pandur, der Liebe ſüße Wunden.
Die Mode kam jetzo und ſiegt mit beſſer'm Glück.
Pandur verbirget ſich, beſchämt vor ihrem Blick;
Der Renommiſt verſchmäh't im Herzen Jen'ſche Trachten:
Es jauchzete Roman; die Complimente lachten.
Le Grand trat in's Gemach voll art'ger Höflichkeit,
Mit einem alten Rock, von Puder überſtreut.
Er ſprach aus ſüßem Duft wohlriechender Pomaden:
Der Herr Baron Sylvan ſchickt mich zu Ihre Gnaden,
Ihr ſchönes braunes Haar kommt in die rechte Hand.
Zwei Stunden nur, mein Herr, ſo ſind ſie ganz galant.
Er ſagt's und läßt ſogleich den Schläger niederſitzen.

Die Scheere wüthete mit zwei geſchärften Spitzen,
Sein Haar wird abgemäht, ſo wie ein reifes Feld,
Das vor dem wilden Hieb der ſcharfen Sichel fällt.
Nun mußten Locken ſich in Papilljetten preſſen;
Sie wurden vom Le Grand ſorgfältig abgemeſſen;
Sie rauchten dampfend auf, gequetſcht vom heißen Stahl,
Und dreimal ruht Le Grand vor ungewohnter Quaal.
Er hatte nie ein Haar, wie dieſes war, geſehen;
Es ſchien, den Borſten gleich, dem Kamm zu widerſtehen;
Doch dem Herkul'ſchen Fleiß bleibt nichts mehr hinderlich;
Stolz hebt ſich ſein Toupee und Locken ründen ſich.
Die Puderwolke floß auf ſeine Locken nieder;
Der neue Stutzer nießt und das Gemach ſchallt wieder.
Nun macht ſich das Gefolg der Mode zu ihm her.
Ein kleiner Geiſt beſieht ſein ſchreckliches Gewehr;
Den Degen, den ſo oft das Jen'ſche Pflaſter fühlte,
Und der ſich oft mit Blut im wilden Zweikampf kühlte.
Ein and'rer Geiſt, der Tanz, nahm ſeine Handſchuh' wahr,
Und zog ſie lächelnd an und bot ihm weiße dar.
Von einem dritten Geiſt ward ihm der Hut entführet,
Den die geſchickte Hand franzöſiſch aufſtaffiret.
Indem erſchien Sylvan und holt' den Schläger ab,
Der, einer Muſche gleich, ihm größ're Schönheit gab.
Der Stutzer lächelte, daß ihm der Sieg gelungen,

Und ſeiner Schöne Blick auch Raufbold Herz bezwungen.
Die frohe Mode ſieht den beiden Helden nach.
Und beiden öffnet ſich Selinden's Staatsgemach.
Die Aſſemblee erſtaunt vor dieſem ſeltnen Paare.
Ein Schläger nach dem Kleid, ein Stutzer nach dem Haare,
Macht Raufbold ganz verwirrt ein krummes Compliment.
Und ſtarrt Perſonen an, wovon er keine kennt.
Ein Bauer, welcher nie ein Schauſpiel angeſehen,
Pflegt in der Oper ſo gedankenlos zu ſtehen;
Er ſtarrt mit off'nem Maul, und glaubet dumm manchmal,
Er ſei auf einmal nun im ew'gen Freudenſaal.
Der Stutzer präſentirt den Schläger an Selinden;
Der wilde Renommiſt kann keine Worte finden;
Ihr Blick bezaubert ihn; er bückt ſich ſtarr und ſtumm;
Holdſelig lächelnd kehrt Selinde ſich herum.
Was iſt das für ein Thier, das ſich mir präſentiren?
So manches ſchöne Kind wird dieſer Held verführen.
Welch' ein ſcharmanter Rock! O ſeh'n Sie ihn doch an!
Wie heißt der Paris denn, mein Herr Baron Sylvan?
So ſpottet hinter ihm die angenehme Dame.
Der Stutzer winkt' und ſprach: Von Raufbold iſt ſein Name. —
Von Raufbold? Wie? im Ernſt! (fiel ihm die Schön' in's Wort.)
Es ſchwur Sylvan: Ma foi! und fuhr mit Lachen fort:
Er iſt in Sie verliebt. Er ſtürmt zehn Häſcherwachen,

Wenn es Ihr Mund befiehlt. Die Schöne ſiel vor Lachen
In einen Lehnſtuhl hin; und Raufbold trübet ſchon
Mit Runzeln ſeine Stirn, die Tod und Schrecken drohn.
Vergebens ſuchen ihn zwei Herrn zu unterhalten;
Er legt die krauſe Stirn in unzufried'ne Falten.
Roman, der ihm gefolgt, ſieht ſeines Sieges Frucht;
Er überſtrömt ſein Herz mit wilder Eiferſucht.
Der Zwietracht Fackel flammt: er ſieht als ein Verbrechen
Selinden's Lachen an, und denket ſich zu rächen.
Wie? Raufbold (lispelt ihm jetzo Pandur in's Herz),
Man macht aus deiner Tracht und deinen Sitten Scherz?
Iſt denn aus deiner Bruſt die Ehrſucht ausgerottet?
Ein ſprödes Mädchen lacht, ein dummer Stutzer ſpottet;
Und du ſtehſt feig und ſtumm, und ſiehſt den Spott mit an?
Verführte darum dich der ſklaviſche Sylvan
Zu Puder auf dem Kopf, zu Strümpfen an den Füßen,
An ſeinen Wagen dich als Sieger anzuſchließen?
Vergebens iſt dein Kopf von Weizenmehle weiß;
Er giebt verräth'riſch dich dem Spott der Nymphe preis,
Die er bezwungen hat. Doch, was ſag' ich, bezwungen?
Die er dir wider Recht meineidig abgedrungen.
Denn iſt ſie denn nicht dein? Hat nicht dein tapf'rer Mund
Sie zur Scharmant' erklärt? Hat nicht dein ed'ler Schlund,
Der zwanzig Ganze ließ zu deinem Magen rinnen,

Die Ehre doch erkauft, ein Mädchen zu gewinnen?
O Raufbold, mache dich von ſolchen Feſſeln frei,
Und zeige, daß dein Herz noch nicht erniedrigt ſei.
Selinde bleibet dein! — Will ſie Sylvan erwerben,
So laß nach dem Geſetz ihn ſaufen oder ſterben!
Wer tritt ein Mädchen ab, auch bei dem ſchlecht'ſten Muth?
Entweder ſtröme Bier, wo nicht, ſo fließe Blut.
Willſt du das Grundgeſetz der Jen'ſchen Welt verwandeln,
Wie ein Philiſter ſtehn, und wie ein Pinſel handeln?
So ſprach der wilde Geiſt, und ließ das, was er ſprach,
In Raufbold's harter Bruſt mit Feuerſchriften nach.
Der Renommiſt dreh't um und ohn' ein Wort zu ſprechen,
Eilt er aus dem Gemach, am Stutzer ſich zu rächen.
Er hört, daß hinter ihm ein laut Gelächter tönt,
Das auf der edlen Flucht weitſchallend ihn verhöhnt.
Moquirt euch nur, (ſprach er), ihr, abgeſchmackte Nymphe,
Und du geputzter Narr; — Blut wäſcht von jedem Schimpfe.
Er eilet in den Hecht mit weitem Schritt zurück,
Und wie ein Meteor flammt ſein erzürnter Blick.
Bei den Jenenſern iſt ein alt Geſetz in Ehren,
Daß alte Burſche ſtets die junge Nachwelt lehren;
Das man mit Ehrfurcht ſagt, und unverbrüchlich hält,
So lang in Jena noch die Freiheit ſich erhält.
Dies iſt's. So oft man ſich vor volle Gläſer ſetzet,

Wählt ſich der naſſe Burſch ein Mädchen, das er ſchätzt.
Zu der Scharmante wird ſie feſtlich declarirt,
Und den Amanten nie mit and'rer Art entführt,
Als ſich auf offnem Markt den Hals mit ihm zu brechen;
Und, wenn es Freunde ſind, in Bier ſie abzuzechen.
Man ſäuft ſich von Verſtand blos auf ihr Wohlergehn.
Man kennt die Schöne nicht, als daß man ſie geſehn;
Doch dies iſt g'nug, deshalb die Schnurrbarthei zu ſtürmen,
Und ſie mit Bier und Blut herkuliſch zu beſchirmen;
Die Renommiſter ſind's, die dies Geſetz erhöht,
Durch deren Heldenſtahl es immer noch beſteht.
Sie laſſen eh' Taback und Karten untergehen,
Als dieſes Grundgeſetz der Jen'ſchen Welt verſchmähen.
Ein alter Renommiſt, als er im Zweikampf ſtarb,
Und in dem Paradies *) die Hölle ſich erwarb;
Sprach noch mit blaſſem Mund zu ſeinem Sekundanten:
Beſchützet dies Geſetz, beſchützet die Scharmanten.
Die Seel' entflieht mir jetzt, die Freiheit nicht zugleich.
Sie und mein Degen kommt nach meinem Tod auf euch –
Braucht ihn, daß dies Geſetz kein feiger Kerl verhöhne,
Sauft, fechtet und ſterbt ſo, wie ich für meine Schöne!
Dies alles wiederholt der wilde Renommiſt

---

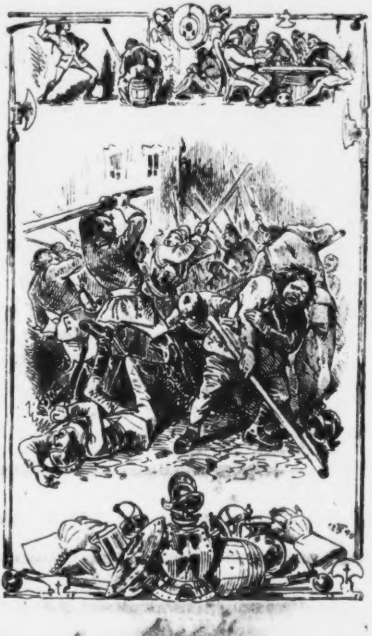
*) Eine Gegend bei Jena.

In öder Einſamkeit, die ſchrecklich um ihn iſt.
Er flucht durch das Gemach; Roman flieht nun erſchrocken;
Er ſtürzet wüthend ſich in ſeine ſchönen Locken,
Und was Le Grand mit Müh' in Stunden aufgethürmt,
Das wird im Augenblick verwüſtend durchgeſtürmt.
Der Puder ſteigt empor, die Locke wird zerſtöret;
Und wie ein dicker Wald ſein ſtolz Toupee verheeret.
Wie auf dem rauhen Harz, wenn durch den rauhen Wald
Die wilde Kuppel bellt, das laute Hüfthorn ſchallt,
Mit wildgeſträubtem Haar ein aufgebrachter Hauer
Den dickverwachſ'nen Hain, wo er im ſchwarzen Schauer
Bemooſ'ter Eichen lag, mit feſtem Zahn zerſtückt,
Und den beharzten Leib aus ſpröden Büſchen rückt:
So wüthet Raufbold auch, erzürnt und unerſchrocken,
In ein Toupee voll Mehl und parfumirte Locken.
Sein Schutzgeiſt aber jauchzt, daß ihm der Sieg gelingt,
Und Lieb' und Mode nicht des Helden Herz bezwingt.
Wie? (ſprach der Renommiſt), er nimmt mich zu der Schöne,
Damit man meine Tracht mit blut'gem Spott verhöhne?
Und überdies gehört Selinde mir allein!
Sie kann von zweien nicht zugleich Scharmante ſein!
Sie zu erkaufen, ließ ich Bier in Strömen fließen;
Mit gleicher Tapferkeit will ich auch Blut vergießen.
Wir wollen ſehn, Sylvan, wie ſcharf dein Degen iſt;

Ob du ſo ſtark damit, als mit der Zunge biſt?
Treuloſer, konnteſt du die alte Freundſchaft brechen?
Allein ich bin beglückt, ich will und kann mich rächen.
    Er ſprach noch, als die Schaar von ſeinen Brüdern kömmt,
Und mit Umarmungen des Zornes Fluthen hemmt.
Von Torf, fein von Geruch, ſchrie: Was der Hagel! Bruder,
Der Teufel hole mich, hier ſtinkt Pomad' und Puder!
Wie, Raufbold! Nimmermehr! Ein Renommiſt friſirt?
O Pinſel, welch' ein Narr hat dich dazu verführt?
    So ſagt er, und das Blut ſteigt wild in Raufbold's Wangen.
Nie war auf ihnen noch die Schamröth' aufgegangen;
Er ward zum erſten Mal in ſeinem Leben roth,
Doch wahrſagt dieſe Scham Sylvanen Blut und Tod.
    Setzt euch und höret mich (ſprach er), geliebte Brüder!
Sie ſetzen alle ſich, gleich ſtrengen Richtern nieder;
Nur Raufbold ſteht allein. Voll Wuth und Eigenſinn
Schaut er mit tiefem Ernſt in die Verſammlung hin,
Und ſpricht: Ihr ſeht mich hier von meiner Höh' geſtürzet,
Ihr ſeht mein Haar verſtutzt und mein Toupee verkürzet.
Ich ſchmiegte klein genug mich in der Mode Joch,
Und Torf hat völlig Recht, der Puder ſtinket noch.
Doch ſeht zu gleicher Zeit, wie ich dies Haar zerzauſet;
Die allergrößte Wuth hat dies Toupee durchbrauſet:
Es ſträubt gleich Borſten ſich; — ich bin euch wieder gleich;

Mit ed'lem Stolz ſlieh' ich der Mod' und Liebe Reich.
Ich baute Locken auf, ein Mädchen zu beſiegen;
Die Rache reißt ſie ein, und Rache heißt mich kriegen.
Sylvan hat mich beſchimpft; Selinde mich verlacht;
Man ſpottete voll Hohn auf meine Jen'ſche Tracht.
Sagt, Brüder, muß ich mich nicht billig vor euch ſchämen?
Allein noch kann ich mir dir Rache ſelber nehmen.
Vielleicht mach' ich bei euch den Fehler wieder gut,
Und waſche meinen Schimpf in dieſes Schurken Blut.
Sagt, Brüder, darf ich wohl die edle Zeit verlieren?
Muß ich nicht heute noch den Feigen provociren?
  Ja, freilich! riefen ſie voll Eifer alleſammt,
Und Raufbold's Herz und Kiel ward alſobald entflammt;
Von Lieb' und Raſerei und Eiferſucht getrieben,
Ward ſcharfer Spott erdacht, und das Cartell geſchrieben.
Wie jauchzte nicht Pandur! Er zeigt' ſich alſobald,
Und nimmt vom Hausknecht Hans das Kleid und die Geſtalt
Er eilt mit dem Cartell, den Stutzer aufzufinden;
Sein Weg war nicht umſonſt, er fand ihn bei Selinden.
Der Stutzer lieſ't beim Spiel das krieg'riſche Cartell.
Voll Tapferkeit und Muth, und im Entſchließen ſchnell,
Schrieb er mit Bleiſtift nur darunter dieſe Worte:
Ich komme ganz gewiß zu dem beſtimmten Orte.

◆



Fünfter Geſang.

Das wicht'ge L'hombreſpiel war jetzt nicht wichtig g'nug.
Sylvan verſtellte ſich; Selinde merkt Betrug;
Die Schlachtordnung hört auf; es fielen ungerochen
Die L'hombrekönige, von Freundes Schwert durchſtochen.
Spadille ſaß verzagt in ſchandewerther Ruh,
Und als ein Dummkopf gab Sylvan die Baſta zu.
Selinde ſieht erſtaunt den Stutzer Fehler machen;
Der Argwohn und die Furcht für ſeine Ruh' erwachen;
Das Spiel hört plötzlich auf, daß durch des Schickſals Schlag
Der König und der Sklav vermiſcht zuſammen lag
So liegt im weiten Thal des Todes bei einander
Der Räuber und der Held, Cartouch und Alexander.
Selinden's trüber Blick ſpricht Unzufriedenheit,
Und alles eilet fort vor der beſtimmten Zeit.
Sylvan nimmt ſeinen Hut und will ſich ihr empfehlen;
Grauſamer (ſagte ſie), du willſt es mir verhehlen,

Was deinen freien Blick in Unordnung gebracht?
Sprich, iſt es nicht der Brief, der dich verwirrt gemacht!
Der Stutzer wird beſtürzt; ja (ſagt er), deinetwegen
Zieh' ich mit tapf'rer Fauſt den ſieggewohnten Degen.
Der Brief war ein Cartell; der wilde Renommiſt
Glaubt, daß ein Leipziger ein Bärenhäuter iſt;
Doch, Schöne, da ich jetzt für deine Schönheit ſtreite.
So iſt auch ſchon der Sieg mit Lorbeer'n mir zur Seite.
Selinde, die erblaßt in ihren Lehnſtuhl ſink't,
Und in dem bittern Schmerz geſalz'ne Thränen trinkt,
Schien in Verzweifelung und Thränen zu zerfließen,
Und ließ den ganzen Strom der wilden Klagen ſchießen,
Grauſamer (ſagte ſie), du biſt nicht meiner werth!
Verſich're ja mich nicht, daß mich dein Herz verehrt
Wie? mein Geliebter will ein wilder Schläger werden?
Ja, ja, du biſt es ſchon in Sitten und Geberden.
Geh', Wilder, ſchlage dich; — doch rühme dich nur nicht,
Daß ich den je geliebt, der gleich die Hälſe bricht;
Und mit dem wilden Thier willſt Du den Zweikampf wagen?
Wie bald wirſt du den Tod auf blaſſen Lippen tragen!
Grauſamer! nein, du biſt in Leipzig nicht erzeugt,
Und eine Furie hat dich mit Gift geſäugt!
O hätteſt du zu mir die kleinſte Gunſt getragen,
Und wär'ſt ein Leipziger, du würdeſt ihn verklagen.

Sie ſchwieg, ſo wie ein Baum den ſtolzen Wipfel neigt,
Wenn ihn jetzt bald der Süd- und bald der Nordwind beugt;
So wird Sylvan beſtürmt; er wankt nach beiden Seiten;
Die Liebe heißt ihn fliehn, die Ehre heißt ihn ſtreiten:
Allein die Ehre ſiegt. O Schöne (fing er an),
Was forderſt du von mir! Verdiente wohl Sylvan
Selinden's Zärtlichkeit, wenn er ſich fürchten wollte,
Und wenn ſie ungeſtraft ein Raufbold ſchimpfen ſollte?
Ich habe manchen Kampf mit allem Glück gewagt;
Und Raufbold ſpricht zwar groß, allein er iſt verzagt.
Erheit're du mein Glück mit deinen hellen Strahlen,
So ſoll gewiß ſein Blut die Ausford'rung bezahlen.
Er ſagt's und eilt ſogleich beherzt aus dem Gemach.
Selinde ſieht ihn geh'n und ſieht ihm weinend nach,
Und ſchickt voll Todesangſt viel Wünſche zu den Sternen,
Von ihres Lieblings Haupt das Unglück zu entfernen.
Der zärtliche Lindan, der Schutzgott Leipzig's, ſieht
Daß über ſeinen Sohn ein Ungewitter zieht;
Voll banger Sorgſamkeit eilt er mit ſchnellen Flügeln
Zu der Galanterie, ihr Streitheer aufzuwiegeln.
O Göttin (fing er an), ich muß um Beiſtand fleh'n.
Wie oft zwingt mich die Noth, zu deinem Thron zu gehn!
Doch, Göttin, kann ich wohl der Stutzer Haupt verlaſſen,
Und Stutzer untergehn und Schläger ſiegen laſſen?

Kaum wird am Horizont die künft'ge Sonne ſteh'n,
So wird das Roſenthal den ſchärfſten Zweikampf ſeh'n.
Suchſt du nicht Raufbold's Arm, o Göttin, aufzuhalten,
So kann ein einz'ger Hieb Sylvanens Haupt zerſpalten.
Der Zweikampf iſt gewiß; die Streiter ſind voll Wuth,
Ich, Göttin, zittre ſchon vor Scenen voller Blut.
 Er ſagt's, und heftete mit trauriger Geberde,
Den Supplikantenblick voll Thränen auf die Erde.
Die Göttin fühlt den Schmerz; voll Mitleid ſagte ſie:
Wie ſchwach iſt nicht der Blitz von der Galanterie
Im Streit und im Duell! ſollt' ich ein Herz bekriegen,
Und über Sprödigkeit verſtellter Tugend ſiegen;
Sollt' ich etwa voll Liſt den Ehmann hintergehn;
So wäre meine Macht bereit dir beizuſteh'n.
Doch die Galanterie, was kann die da dir nützen,
Wo wilde Kämpfer ſteh'n und blanke Degen blitzen?
Weit beſſer ſteht gewiß die Göttin Schlägerei,
Die an der Saale herrſcht, dem Leipz'ger Helden bei.
Sylvan hat unter ihr in Jena noch gefochten,
Und manchen Lorbeerkranz ihr um die Stirn geflochten;
Sei klug und ſei beredt; und ford're von ihr dreiſt,
Zu deines Helden Schutz, auch einen Schlägergeiſt.
Ich kann dir weiter nichts zu deinem Troſte ſagen,
Als daß wir das Duell mit anzuſehen wagen.

So die Galanterie — Lindan ſtürzt in die Luft,
Und eilt zur Schlägerei in die berühmte Kluft.
Als Hausknecht war indeß Pandur zurückgekommen.
Die Stürmer hatten ſchon Sylvan's Entſchluß vernommen.
Und alle lobten ihn und ſeinen Heldenmuth,
Und ruften: Das iſt noch ein edles Jen'ſches Blut!
Ein Renommiſt wird ſtets des andern Muth erheben,
Und das verdiente Lob zuerſt dem Gegner geben.
Den tapfern Feind rühmt oft ein großmuthsvoller Held,
Damit man ſeinen Sieg für deſto wicht'ger hält.
Nun ſtürzten ſich auf's neu' des Bieres braune Wellen,
Aus dem zu vollen Glas. So wie die Fluthen ſchwellen,
Wenn auf dem ſchweren Nil der naſſe Südwind ſchwebt,
Und über Strand und Damm die wilden Waſſer hebt;
Und wie im lauen Lenz, wenn ſich die Nacht verkürzet,
Der aufgelöſ'te Schnee von hellen Felſen ſtürzet;
Mit rauſchendem Getös in öde Thäler dringt,
Wo ihn im Augenblick der dürre Sand verſchlingt:
So ſtürzt das braune Bier mit rauſchendem Geziſche
Dem ſchnellen Waldſtrom gleich vom überſchwemmten Tiſche.
Des glimmenden Tabacks verdoppelter Gebrauch
Umnebelt das Gemach und füllt die Luft mit Rauch;
Es ſteigt Dampf und Geſang aus ihren rauhen Hälſen,
Und es glüh'n hier und da gluthſchwang're Aſchenfelſen.

Der jauchzende Pandur ermuntert ihren Sinn.
Entzückungsvoll ſchaut er auf die Verwüſtung hin;
Er breitet über ſie die fürchterlichen Schwingen,
Und läßt mit rauhem Mund ſie Heldenthaten ſingen.
Der Barden Lied hob oft die deutſche Tapferkeit;
Und jeder ward ein Held, ein Heermann in dem Streit.
Auch jetzo feu'rt ein Lied des Renommiſten Wangen
Zum allerſchrecklichſten und kühnſten Unterfangen.
Wer (fing er muthig an) kennt, Brüder, unter euch
Das mir an jedem Ort verhaßte Schnurrenreich?
Wo wohnt die Häſcherſchaar, das Schrecken aller Feigen?
Darf man nie ungeſtraft zu dieſer Hölle ſteigen,
Und ſehn, ob man den Kerls die Hälſe brechen kann?
Wer führt mich unter euch zu dieſer Ehrenbahn?
Mein Amt verlangt von mir, von allen Schnurrbarteien,
Jedweden Muſenſitz großmüthig zu befreien.
So wie ein Reuter bebt, wenn der Befehl ihn zwingt,
Daß er verzweiflungsvoll in Bajonette dringt;
So bebt auch jetzt die Schaar von Raufbold's naſſen Brüdern;
Das Jauchzen und die Luſt hört auf in ihren Liedern.
Der tapferſte, von Torf, ſtand endlich auf und ſprach:
Warum fragſt du ſo ſehr nach unſern Häſchern nach?
Und welch' ein toller Geiſt ſchuf in dir den Gedanken,
Die Hölle zu beſeh'n, mit Teufeln dich zu zanken?

Die Häſcherſtube gleicht dem finſtern Höllenreich;
Sie ſelber, glaube mir, ſind wilden Teufeln gleich.
Ein Harniſch, den noch nie ein Rieſenſchwert durchhauen,
Und Stangen waffnen ſie; und ſenden Furcht und Grauen
Vor ihren Schritten her, und ihnen folgt der Sieg.
Der edle Jüngling ſagt's, und ſetzte ſich, und ſchwieg.
Der tapfre Renommiſt erwiederte verwegen:
Wer kann mir widerſtehn? Beſchützt von dieſem Degen,
Wollt ich wie Herkules hinab zur Hölle gehn,
Und kühn den Acheron, und den Cocytus, ſehn.
Ja, Bruder, glaube mir, das Luder mit drei Rachen
Wollt' ich, mein Seel'! ſo zahm wie einen Schooßhund machen.
Warum ſollt' ich denn nun nicht ſo verwegen ſein,
Und dieſem Häſcherpack in eigner Wohnung dräun?
Mein Muth ſoll hier ſo gut, als wie in Jena, jagen;
So wahr ich Raufbold bin, ſo wahr will ich es wagen!

So ſagt er, und ſteht auf; und alle folgen ihm
Mit Rieſenſchritten nach. Pandur brauſ't ungeſtüm
Vor ſeinen Liebling her bis zu der Häſcherhöhle,
Und gießt Verwegenheit in ſeines Helden Seele.

Die träge Finſterniß warf ſchon mit brauner Hand
Auf Leipzig Schlaf und Traum, und Still auf Feld und Land;
Schon ſah man den Boot den feſten Pol umgehen,
Und manche Sonne ſich im kalten Norden drehen;

Der Mann, die gnäd'ge Frau, und ihre Hunde ruhn;
Der Wangen Lilien, und Roſen lagen nun
In Tüchern abgewiſcht; und manches Gipsgeſichte,
Am Tage lang gehaßt, eroberte bei Lichte:
Da kam der Renommiſt, und ſeine treue Schaar
Auf den einſamen Markt, der jetzt ihr eigen war.
Geſtiefelt iſt ihr Fuß, umgürtet ihre Lenden,
Und Schlägerhandſchuh ſind an den Cyklopenhänden.
So oft ihr Rieſenfuß mit Schrecken niedertritt,
So oft erbebt der Markt, und jeder Wächter mit.
Sie ziehn die Degen aus, die Strahlen um ſich ſtreuen.
Wie wenn die Löwin ſich aus öden Wüſteneien
Des dürren Lybiens mit ihren Jungen trägt;
Mit langſam trägem Schritt ſich durch den Sand bewegt,
Das dürre ſcharfe Laub mit ſchweren Klauen drücket;
So manchen ſpröden Buſch mit breiter Bruſt zerſtücket,
Und ein Geräuſch erregt, das durch die Felder eilt,
Und in der ſanften Nacht die ſtillen Lüfte theilt:
So hört man ihren Schritt, und den gezognen Degen,
So leiſe ſie auch gehn, ein ſanft Geräuſch erregen.

Da, wo der grüne Thurm am Rathhaus ſich erhebt,
Sind die Behauſungen, die ew'ge Nacht begräbt;
Der Knechte Schaar wohnt hier. Das fürchterliche Schrecken
Steht an dem dunklen Thor; und an den beiden Ecken

Lauſcht in der Dämmerung ſchreckvoller Einſamkeit,
Die ſchlaue Hinterliſt, und die Verwegenheit.
Der Renommiſt ſteht ſtill, und eh' er weiter eilet,
Ward alſo ſein Befehl dem kleinen Heer ertheilet:
Mein Fuß tritt jetzt den Weg zu ew'gem Nachruhm an,
Doch keiner folge mir zu dieſer Ehrenbahn!
Die That iſt ſchwer, und groß, und kühn mein Unterfangen,
Den Lorbeerkranz davon will ich allein erlangen.
Von meiner Tapferkeit allein, doch g'nug, beſchützt,
Geh' ich in dieſes Loch, durch edle Rach' erhitzt.
Verfolget mich der Schwarm, ſo ſteht mir bei, ihr Brüder!
Allein ich ſchmeichle mir, ich ſeh' euch ſiegend wieder.
Er ſagt's; und ſtürzet ſich, des hohen Sieg's gewiß,
Mit Löwenmäß'gem Muth in dicke Finſterniß;
Und ſein Pandur erhebt zur tollen That die Seele:
So ging er denn beherzt zur dunk'len Häſcherhöhle.
Das Schrecken hält ihn an, und haucht ihm in's Geſicht,
Und treibt ſein Haar empor; allein er fliehet nicht.
Aeneas, und mit ihm die Cumiſche Matrone,
Begaben einſt ſich ſo zu Plutons ſchwarzem Throne.
Vergebens ſchreckte ſie manch' ſcheußliches Phantom,
Der wilde Höllenhund, und des Cocytus Strom.
Sie ließen ſich beherzt in Charons Nachen laden,
Und traten glücklich aus an ſtygiſchen Geſtaden.

Es öffnet ſich von ſelbſt das fürchterliche Thor.
Pandur geht unſichtbar dem jungen Helden vor;
Allein kaum ſieht er ſich in dieſer tiefen Grotte,
Und ſchaut in wilder Pracht der Knechte ganze Rotte:
Als ihn der Muth verläßt, und das Entſetzen kömmt,
Und einen kalten Strom von Schauder auf ihn ſchwemmt.
Die Häſcher ſah'n ihn nicht; Pandur hielt ihn verborgen.
Sie ſaßen unter ſich, und ſpielten ohne Sorgen;
Der müß'ge Panzer hing an der berußten Wand,
Bei dem ihr Mordgewehr, die lange Stange, ſtand.
Der abgenomm'ne Helm lag dräuend neben ihnen,
Und Muth, und freier Scherz ſprach aus den wilden Mienen.
Auch übten ein'ge ſich in ſtolzer Sicherheit,
Spartanſcher Jugend gleich, zu einem künft'gen Streit;
Sie warfen nach dem Ziel mit ihren ſchweren Stangen,
Und jeder ſucht erhitzt den Lorbeer zu erlangen.
Vergebens lockte ſie das angenehme Bier,
Sie folgen jetzt allein der hohen Ruhmbegier.
So kämmten Griechen einſt in ſchützenden Gebirgen
Ihr langes gelbes Haar, die Perſer zu erwürgen,
Und übten ſich zur Schlacht; von eiſernem Getön
Der Waffen und des Schwert's erklangen Thal und Höhn.
Der tapfre Renommiſt ſchaut hoch in ihre Reihen,
Und ſieht dem Spiele zu mit heimlichem Erfreuen;

Doch endlich zeigt er ſich, trat unter ſie, und ſprach:
Ihr gebt an Stärke nicht den alten Helden nach.
O tapf're Krieger, ſagt, was habt ihr zu beſchützen,
Daß hier die Lanze ſtrahlt, und Helm und Panzer blitzen?
Ein junger Häſcher ſprach: Herr, ein Hochedler Rath
Vertrauet unſerm Arm die Sicherheit der Stadt.
Wenn die Studenten ſchrein, und durch die Straßen ſtürmen,
Zieh'n wir gewaffnet aus, die Ruhe zu beſchirmen.
Hundsfötter, Kerls, ſeid ihr (ſprach Raufbold), und alsbald
Reißt er aus ſeiner Hand die Stange mit Gewalt.
Mit drei entſetzlichen und rieſenmäß'gen Sprüngen
Eilt er, um die Trophee der Brüderſchaar zu bringen.
Der Häſcher ſteht erſtaunt und ſchreit zuletzt: Gewalt!
Daß von dem lauten Ruf die Höhle wiederſchallt.
Sie eilen alleſammt von ſüßem Bier und Karten,
Und greifen im Alarm nach ihren Hellebarten.
Der Renommiſt indeß ſchwingt in der Siegeshand
Den langen Weberbaum, den er dem Feind entwandt.
Hochtönend ſprach ſein Mund von dieſem Siegeszeichen:
Die feige Schnurrenſchaar ſoll jetzt wohl vor uns weichen,
Der ſtärkſten Stange hat ein Raufbold ſie beraubt;
Ihr eigner Donner fällt auf ihr gepanzert Haupt.
Auf! Brüder, wetzt, und ſchreit, und laßt ſie pereiren,
So will ich euch beherzt zu neuen Siegen führen.

Sogleich durchdringt die Luft ein lautes Pereat!
Der Fehdeſchwangre Ton brüllt durch die ſtille Stadt;
Drauf wetzt die ganze Schaar; die Glut fährt aus den Steinen,
Daß ſie in Strahl und Glanz, wie Meteore, ſcheinen.
Zuletzt gehn ſie zur Thür, und Raufbold ſchreit hinein:
Verzagte Hunde, wie? ihr ſchließt euch ängſtlich ein?
Habt ihr noch Muth? heraus, heraus, und laßt euch ſchauen,
Wie groß iſt nicht mein Trieb, euch auf das Maul zu hauen!
So ſpottet er voll Hohn. — Still waffnet ſich das Heer.
Die dürre Lanze klingt, der Panzer rauſcht daher,
Und endlich ſpeit das Thor die fürchterlichen Haufen
Aus ſeinem ſchwarzen Schlund, und die Jenenſer laufen.
Doch Raufbold ſammlet ſie von der unedlen Flucht,
Gießt Feuer in ihr Herz, und bittet, droht und flucht.
Indeſſen nahet ſich, mit vorgehalt'nen Spießen,
Die ſchwarze Legion, die Schläger einzuſchließen.
Doch ſie erwarten's nicht, und flieh'n zum zweitenmal.
Und ſie verfolgt im Flieh'n, gleich einem Wetterſtrahl,
Der Springſtock, und ein Heer von krumgehackten Stangen,
Die hinter ihnen her auf glattem Pflaſter ſprangen.
Halt Brüder (ruft der Held) der Sturm iſt nun vorbei,
Und unſer Fuß iſt nun von ihren Stangen frei!
Ein jeder waffne ſich, wie ich, mit einer Stange,
Und jagt die Lumpenkerls zu ihrem Untergange.

Er ſagt's, und es geſchieht. Bellona brüllt auf's neu;
Der Angriff wird erneut mit Lärm und mit Geſchrei.
O Muſe, melde mir die Helden, und die Namen,
Die in der eiſern Schlacht zum Ruhm des Kampfes kamen.
Zuerſt fühlt einen Schlag von Raufbolds tapfrer Hand,
Der Häſcher Oberſter, der dicke Hildebrand,
Ein halbes Faß voll Bier ſchlief in dem weiten Magen;
Er taumelt von dem Schlag, und kann nicht wieder ſchlagen.
Doch ihn rächt Ilſeboll, in dem Gebirg' erzeugt;
Er trifft den Renommiſt, daß ſchon ſein Knie ſich beugt;
Doch ſchnell ſtärkt ihn Pandur: er trifft mit ſchweren Händen
Den ſchlanken Martin Dampf an ſeine dürren Lenden.
Er fiel vom Schmerz betäubt; man ſchleppt ihn aus dem Kampf.
O unglücksvolle Nacht! O armer Martin Dampf!
Wie wird die junge Frau, die du genommen, klagen!
Er war ein Eh'mann erſt von vierzehn ſüßen Tagen.
Ein anderer Achill, der wilde Ballerſtatt,
Traf jetzt den edlen Torf auf's rechte Schulterblatt;
Und Krach fiel ganz betäubt, gleich einer hohen Eiche,
Vor Wildehammers Wuth, und ſeinem ſchweren Streiche.
Doch Raufbold traf jetzo den naſeweiſen Knall.
Die ganze Schlachtordnung erſchrack vor ſeinem Fall.
Er war der Tapferſte; im Lande ſchöner Kuchen,
In Golitz, fing er an die Flügel zu verſuchen,

Und ſchlug, als Knabe noch, einſt einen Musquetier,
Daß er zur Erde fiel, vor ſeines Vaters Thür.
Jetzt lag er ſelbſt beſiegt, und brüllte durch die Gaſſen.
Die Häſcher fingen an das Schlachtfeld zu verlaſſen,
Und zogen langſam ſich und ordentlich zurück.
Der tapfre Renommiſt, zufrieden mit dem Glück,
Befahl den Streitenden, dem Feind nicht nachzuſetzen.
Sie gingen langſam fort mit Schreien und mit Wetzen.
Doch ihren Feind verdroß die angethane Schmach;
Sie ſandten ihnen noch die letzten Stangen nach.
Der letzte Donner traf die Schläger an den Füßen;
Dem Renommiſten ward der Stiefel aufgeriſſen;
Und hätte nicht Pandur den Helden noch beſchützt,
So hätte dieſer Stock ſein edles Blut verſprützt.
Sie zogen im Triumph nach ihrem blauen Hechte,
Und unter's Rathhaus ging die Schaar der ſtarken Knechte.
Mit hoher Prahlerei ward alles nun erzählt,
Und keinem hatte Herz und Tapferkeit gefehlt.
Lindau! O hätteſt du die wilde Schlacht geſehen;
Wie hätteſt du geeilt den Häſchern beizuſtehen!
Doch fern weg war er jetzt! Da, wo die Saale fließt,
Und an das Paradies die wilden Fluthen gießt,
Liegt eine dunkle Gruft, das Teufelsloch benennet,
In der der Schlägerei ein ew'ger Weihrauch brennet.

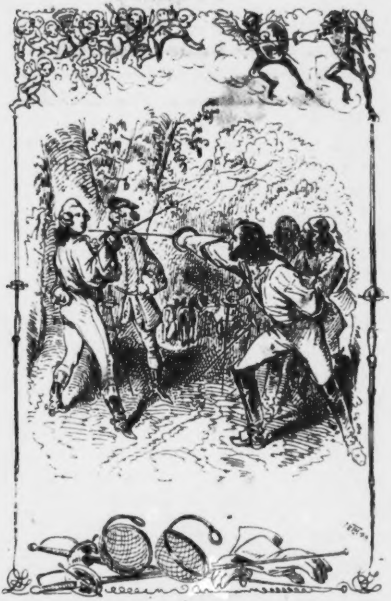
Am ſchwarzen Thore ſteht die wilde Trunkenheit;
Sie wankt bei jedem Schritt, ſingt Lieder, wetzt und ſchreit.
Die Zankſucht, und das Spiel, ſteht an des Thrones Seiten,
Die Argwohn, Eiferſucht, und Neid, und Hohn, begleiten.
Auf ſchwarzem Throne ſitzt, in fürchterlicher Pracht,
Die Göttin Schlägerei, und herrſcht in Graus und Nacht.
Ein weißlicher Caput, mit einem feur'gem Kragen,
Iſt ihre liebſte Tracht, die ſie bisher getragen.
An ihrer Seite hängt ein großes Rauferſchwert,
Gleich dem Japanſchen Stahl von einem hohen Werth.
Im Stichblatt ſind geätzt die erſten Renommiſten,
Wie ſie den Himmel droh'n mit Felſen zu verwüſten.
Nicht weit von ihnen ſieht man kleinre Stürmer ſtehn,
Die auf dem jenſchen Markt mit ſtolzen Häuptern gehn;
Auf glattem Kieſelſtein die blanken Degen ſchärfen,
Und mit der wilden Hand in helle Scheiben werfen.
Lindan naht ſich dem Thron, und ſprach: O Schlägerei,
Wie oft ſtehſt du dem Fuchs, und dem Verzagten bei!
Wenn die Studenten nur mit wilden Schlachten kriegen,
So iſt dir's einerlei, wo Renommiſten ſiegen.
In Leipzig hat bisher noch niemand dich verehrt.
Allein Sylvan, der dir in Jena zugehört,
Und jetzt in Leipzig ficht, wird unſern Stutzern zeigen,
Daß auch die Leipziger zu keinem Schimpfe ſchweigen.

Doch, Göttin, wird wohl dem dein mächt'ger Schutz verſagt,
Der ſich zu deinem Ruhm in einen Zweikampf wagt?
Der deinen Dienſt behält auf allen ſeinen Reiſen,
Und den die Dame liebt, doch auch die Helden preiſen?
Send' ihm auch einen Geiſt aus deinem mächt'gen Reich,
Und mache ſeinen Arm dem Arme Raufbolds gleich.
Sein Beiſpiel wird gewiß dir neue Helden ziehen,
Und deine Herrſchaft wird auch an der Pleiße blühen.
Alſo Lindan. — Sein Wort floß zu der Göttin Ohr,
Und alſobald ruft ſie den Thanathos hervor.
Ein ungeheurer Geiſt! ſein Blick weiſſagt Verderben;
Von ſeiner Sichel wird manch' edler Jüngling ſterben;
Die Mutter klagt um ihn in mancher ſchwarzen Nacht,
Daß in der Muſen Schooß das Schwert ihn umgebracht.
Sie ſchwingen beide ſich nach Leipzigs ſtillen Linden,
Wo ſie in ſüßer Ruh den müden Stutzer finden.
Doch ſchlief er unverzagt, wie Alexander ſchlief,
Als die Trompete ſchon zum blut'gen Angriff rief.
    Nur Raufbold wachte noch, und ſang mit ſeinen Schaaren
Ein wildes Siegeslied, daß ſie entkommen waren.
Es ſtürzt manch' volles Glas in ihren weiten Schlund.
Der Nilſtrom ſitzet ſo am ſiebenfachen Mund,
Und gießt die dicke Fluth aus ſieben Waſſerkrügen,
Daß Krokodille gehn, wo bald die Ochſen pflügen.

Der helle Sternenrock entfiel der ſchwarzen Nacht;
Die Stürmer feſſelte des Schlafes ſüße Macht;
Sie laſſen ſich aus Stroh ein Lager zubereiten,
Bis ſie Aurora ruft zu neuem Ruhm und Streiten.
Doch Raufbold ſelbſt legt ſich, mit ſiegesvollem Muth,
Geſtiefelt und geſpornt auf den zerfetzten Hut.

Sechſter Geſang.

Noch lag die halbe Welt im frühen Schlaf verborgen.
Anſtatt des Morgenroths ſah man die blaſſen Sorgen,
Die in der ſtillen Nacht die todten Menſchen fliehn,
Den grauen Orient mit wildem Schritt beziehn.
Der müde Stutzer wird vom Thanathos erwecket,
Der rauſchend über ihn die ſchwarzen Schwingen ſtrecket;
Und er ſtand muthig auf. Er waffnet ruhig ſich;
Er zog den Degen aus; er ſtrahlte fürchterlich,
Und war ſcharf wie der Wind; auf ſeinem Tiſche lagen
Die andern Waffen noch, erforderlich zum Schlagen.
Wenn er den Fuß erhebt, klirrt er im ſilbern Sporn;
Und ſeiner Peitſche Knall verkündigt ſeinen Zorn.
Sein Sekundant kam auch auf einem ſtolzen Pferde,
In ſchimmerreicher Pracht, und muthiger Geberde;
Und beide reiten nun beim erſten Sonnenſtrahl,
Mit Flammen in der Bruſt, zum Kampf in's Roſenthal.



Die Sonne ſtieg indeß blutroth zum Horizonte;
Kaum daß ihr trüber Strahl auf Leipzig blicken konnte;
Sie hüllt in Dunſt und Nacht den feuerrothen Schein;
So ſehr verhaßt ſchien ihr der blut'ge Tag zu ſein.
Den Renommiſten weckt ihr trauervoller Schimmer;
Er ſpringt geſtiefelt auf, vom Tritte bebt das Zimmer.
Er waffnet gleichfalls ſich; beſieht der Handſchuh Paar,
Zu dem von einem Hirſch das dickſte Leder war;
Er ſpiegelt ſich darauf in ſeines Degens Fläche,
Und ſpäht mit ſtillem Ernſt die Stärk' und auch die Schwäche;
Betrachtet ſeinen Hut, durch manchen Hieb zerfetzt,
Den er mit edlem Grimm tief in die Augen ſetzt;
Er nimmt die Peitſche dann, die an der Wand gehangen,
Damit zuerſt den Feind lautknallend zu empfangen.
Und dann ging er zuletzt zum wiehernden Calmuck;
Legt das Gebiß ihm an, und der Schabracke Schmuck,
Und ſprach: Geliebter Gaul, den Raufbold nur geritten,
So lange ſeine Fauſt für Jena noch geſtritten;
O Gaul, der mich beglückt und treu davon gebracht,
Als hinter mir der Bann auf meinen Kopf gekracht;
Mein Heil ſei heute dir auch in der Flucht befehlen!
Aus Zärtlichkeit zu dir hat Raufbold dich geſtehlen;
Denn nimmermehr ſollſt du den Fuchsthurm wiederſehn,
Und, jedem Pinſel feil, bei dem Philiſter ſtehn.

Du ſollſt ein Zeuge ſein von meinen tapfern Thaten,
Sollſt mein Gefährte ſein durch alle weiten Staaten,
Die ich durchirren muß. Dafür ſei Bier und Brod,
So gut, als wie mir ſelbſt, das Labſal in der Noth.
Erſt ſoll mein Schwert den Stolz des Jungfernknechtes ſchlagen;
Dann ſollſt du ſchleunig mich zum freien Halle tragen.
So Raufbold — und Calmuck brauſ't aus der Naſe Dampf,
Erhebt den langen Hals, und wiehert Luſt zum Kampf.
Auch ſtampften draußen ſchon noch drei Studentenpferde,
Mit raſſelndem Gebiß, voll Ungeduld die Erde.
Sie alle ſitzen auf, und jagen durch die Stadt.
Krach, Banner, und von Torf an Sekundantens Statt.
Indeſſen kamen auch, gleich lauten Meereswogen,
Von der Galanterie die Schaaren angezogen;
Geharniſcht alleſammt, mit Waffen angethan,
Zur Schutzwehr alleſammt für ihren Held Sylvan.
Ein jeder hatte ſich mit Schwert und Helm beſchweret,
Und der Galanterie Zeughäuſer ausgeleeret.
Ein ſeltſam Kriegesheer, auch ihren Waffen nach,
Das zu Sylvanens Schutz ſehr wenig Troſt verſprach.
Mit einer Schnürbruſt war des Putzes Bruſt bedecket;
Romanens Köcher war mit manchem Pfeil beſtecket.
Doch was half hier der Pfeil, der durch ſein ſüßes Gift
Nicht Kriegern Schaden thut, und nur Verliebte trifft!

Die einen waffneten geſchärfte Bilderſcheeren;
Die andern wollten ſich, mit großen Nadeln, wehren.
Es ſchwingt des dritten Fauſt des Kräuſeleiſens Brand;
Ein voller Puderſack brauſt in der vierten Hand;
Noch andre wollten ſich mit Sonnenfächern ſchlagen,
Und wenigſtens mit Wind den wilden Feind verjagen.
Der ſchwarze Thanathos ſah voller Hohn herab
Auf dieſes ſchwache Heer, das ihm die Mode gab;
Die Stärk' iſt nicht im Arm, kein Muth ſchlägt in der Ader;
Doch weiſt er das Geſicht dem flatternden Geſchwader
Zu ſeinem Poſten an. Nehmt dieſes nur in Acht,
(Ruft er), ſo thut ihr ſchon, was euch zu Helden macht!
Da, wo vor Ranſtädts Thor der krummen Pleiße Wellen
Mit ſtillem ſanften Lauf an grüne Küſten ſchwellen,
Liegt ein berühmter Hain, den ſchon die graue Zeit,
In angenehmer Nacht, den Liebenden geweiht.
Man hat den heil'gen Wald das Roſenthal genennet;
Und welches Mädchen iſt, das dieſen Ort nicht kennet?
Hier ſieht auf ihrer Fluth die Pleiße Gondeln gehn,
Die unter Spiel und Scherz, und blaſendem Getön
Von dem beſchilften Rand auf Goliz freudig eilen,
Wo den Geſchack Muſik, und Tanz, und Kuchen theilen.
Hier thürmet ſich das Grün der Eichen in die Höh';
Dort wird der Buchen Laub zur ſchattigten Allee;

Und dort ſucht hellgrün Gras durch ſeine lichten Flächen,
Des dunklen Lindengangs Schattirungen zu brechen.
Ein lachender Proſpect ſteigt nach dem andern auf;
Dort hemmt ein volkreich Dorf des Auges ſchnellen Lauf,
Und hier die Pleißenburg. Die angenehmen Gänge
Seh'n all' ein lachend Ziel von ihrer tiefen Länge.
Hier war der Tummelplatz, wo Jena ſeinen Held,
Und Leipzig den Sylvan, zum Zweikampf aufgeſtellt.
Hierher ſprengt Raufbolds Roß nebſt ſeinen Sekundanten.
Ihr rauſchender Galopp, die Augen, die ſchon brannten,
Ein ausgeſtoßner Fluch, ein ſiegendes Geſchrei,
Zeigt der Galanterie, daß dieſes Raufbold ſei.
Drum ſprach ſie dieſes noch zu ihrem nahen Heere:
Ihr Geiſter, wo euch nicht der Trieb nach Ruhm und Ehre,
Wofern euch mein Befehl zum Streit nicht ſpornen kann;
So ſeht auf dieſe Stadt, und ſchützet den Sylvan!
Wie? wollt ihr, daß dem Fürſt der Stutzer meiner Reiche
Der wilde Renommiſt, mit einem einz'gen Streiche
Die Schönheit rauben ſoll, die ſein Geſicht geziert?
Beſchützt nur dies Geſicht, dem euer Schutz gebührt!
Auf dich, o Thanathos, ſetz' ich mein ganz Vertrauen,
Laß meinem Liebling nur nicht das Geſicht zerhauen!
Dafür ſoll Jena mich in meiner Hoheit ſehn;
Man ſoll dort Chapeaubas, wie hier in Leipzig, gehn;
Man ſoll ſo gut, wie hier, die Petitmaitres kennen,

Und bei Taback und Bier nicht mehr für Schönen brennen.
Zu Ehren wird man mir Mehl in die Haare ſtreun;
Der Name Renommiſt wird dann ein Schimpfwort ſein.
Alsdann ſoll meine Macht dich ſelber auch verwandeln;
Dann ſollſt du jung und ſchön an meinem Hofe wandeln;
Dann ſei dir Putz und Scherz ein angenehmer Amt,
Und jede Nymphe ſei von deinem Blick entflammt!
So ſprach ſie, und der Geiſt verſpricht ihr Wunderwerke,
Und trotzt mit edlem Stolz auf ſeine Löwenſtärke.
Indeſſen nahen ſich die grimmigen Partheien,
Die ſich einander ſchon den Tod in Mienen dräu'n.
So wie Dragoner ſchnell von ſchwarzen Pferden ſpringen,
Und, tapf'rem Fußvolk gleich, in feſte Glieder bringen:
So ſprang der Renommiſt, und auch Sylvan herab,
Indem der letztere ſein Pferd dem Reitknecht gab.
Sie ziehn ſich hurtig aus, und in dem Augenblicke
Tritt Raufbold, wie Sylvan, in ſeinen Stand zurücke.
Zuerſt wagt Raufbolds Fauſt den ausgedachten Streich
Auf ſeines Feind's Geſicht; doch er mißlingt ſogleich.
Der treue Thanathos hielt dem barbarſchen Degen,
Mit unſichtbarer Hand, den Götterſchild entgegen.
Wie ſchäumte nicht Pandur! Doch wie erſtaunt er nicht,
Daß Thanathos voll Muth für einen Stutzer ficht.
Abtrünniger Rebell! hat Jena dich beleidigt,
Daß jetzt dein feiler Arm den Jungfernknecht vertheidigt?

Erkenneſt du nicht mehr die Macht der Schlägerei?
Sprich, feiger Renegat, was macht dich ungetreu?
Antworten konnten nie den Thanathos verweilen,
Er eilt, ihm mit dem Schwert die Antwort zu ertheilen.
Jetzt fielen ſich erzürnt die Schlägergeiſter an,
Und ſtürmten in den Wald. Indeſſen ſieht Sylvan,
Daß Raufbold Blöße giebt; folgt dem geheimen Triebe,
Und haut den Handſchuh auf mit einem ſtarken Hiebe.
Der Renommiſt erſchrickt, doch ſieht er noch kein Blut;
Und ſetzt die Stöße fort mit neuem Heldenmuth.
Sylvan ſeufzt jetzt bei ſich zu der bedrängten Schöne;
Ihr Meisner Porcellan macht ein betrübt Getöne;
Den Caffee, den man ſonſt nur dunkelbraun geſehn.
Sah man jetzt dick und ſchwarz im bunten Schälchen ſtehn.
Auf dem Claviere ſprang ein ganzes Heer von Saiten,
Und eine Glocke fing von ſelber an zu läuten.
Ach! (ſeufzt Selinde laut), armſeliger Sylvan,
Vielleicht nur zu gewiß iſt es um dich gethan!
Doch lebſt du, und erhört der Himmel noch ein Flehen,
So müſſe dich mein Blick als Sieger wiederſehen!

Ihr Flehn war nicht umſonſt. Zum zweitenmale bloß,
Bekömmt der Renommiſt vom Stutzer einen Stoß,
Der durch den Handſchuh durch bis in die Ader dringet,
Daß das erzürnte Blut hoch in die Lüfte ſpringet.
Der Renommiſt wird blaß; mit Wuth und Ungeſtüm

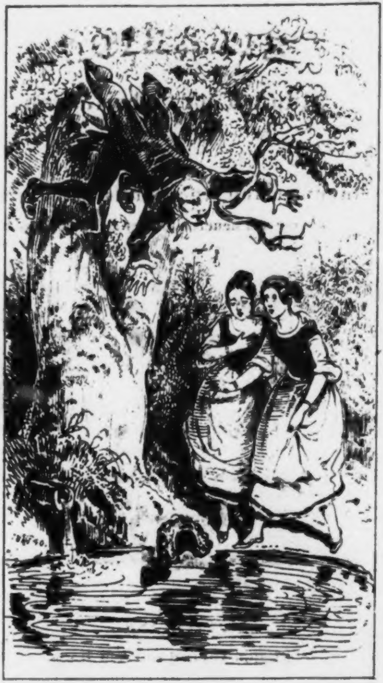
Wagt er den alten Streich; der Streich gelinget ihm.
Doch er gelingt nur halb. Nur obenhin geritzet,
Wird mit dem tapfern Blut Sylvans Geſicht beſprützet.
Die Geiſter floh'n davon, die ſein Geſicht bewahrt,
Im Flieh'n auch noch voll Angſt, nach aller Feigen Art.
Sylvan war im Begriff, den letzten Streich zu wagen,
Als ſich dazwiſchen ſchon die Sekundanten ſchlagen;
Und Raufbold hatte g'nug. An ſeiner Hand gelähmt,
Warf er den Degen hin ohnmächtig, und beſchämt.
Iſt's möglich, (ruft er aus), haſt du mich überwunden?
O warum lehrt ich dich die Kunſt, mich zu verwunden!
Da du in Jena warſt, gab ich dir Unterricht.
Wie man nach Kreyßlers Art mit wahrem Vortheil ficht.
Du haſt ihn wohl gebraucht; ich kann das Denkmal zeigen!
Das größte Glück bleibt dein, Selinde bleibt dein eigen.
Du biſt ein braver Kerl, und meiner Freundſchaft werth;
Umarme mich, Sylvan! und nun geb't mir mein Pferd!

Es ward herbei geführt; es hing die ſchlaffen Ohren,
Als hätt' es allen Muth bei Raufbolds Fall verloren.
Er ſetzt ſich auf, und ſang: Mein Leipzig, gute Nacht!
Das Echo wiederholt: Mein Leipzig, gute Nacht!
Calmuck jagt mit ihm fort; die großen Peitſchen knallen,
Daß in dem weiten Wald die Eichen wiederſchallen.
Eh' Phöbus Wagen noch in's Meer geſunken war,
Sah Halle dieſen Held und ſeine Brüderſchaar.

Der ſiegende Sylvan eilt in die Stadt zurücke,
Und ſchenkt ſich alſobald Selindens Thränenblicke.
O! welch' ein Strom von Luſt floß in der Schöne Herz,
Vor kurzer Zeit zernagt vom allerſchärfſten Schmerz!
Sie trocknete ſein Blut mit ihren ſeid'nen Haaren,
Und mancher ſüße Kuß belohnt Sylvan's Gefahren.
Mit Herrlichkeit umringt, und Lorbeern ſtolz umlaubt,
Erhob die Mode nun mit neuer Pracht ihr Haupt;
Und die Galanterie ging nach der Jenſchen Saale.
Da wurden Stutzer reif an ihrem holden Strahle,
So artig, ſo geputzt, als Leipzigs Stutzer iſt;
In ew'ge Schande fiel der Name Renommiſt.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Pag. 6



HILARION,

oder

Stunden der Erheiterung.

Eine Auswahl
launiger und ſcherzhafter Gedichte
älterer und neuerer Dichter Deutſchlands,
herausgegeben
von
Dr. August Ife.

Berlin, 1840.
Druck und Verlag von A. W. Hayn.

Vorwort.

Ein bekümmertes Gemüth findet den beſten Troſt und die erhebendſte Hülfe, indem es ſich in einſamen Stunden und in ſtiller Abgeſchiedenheit dem Höchſten und Würdigſten erſchließt, welches die Religion ihm bietet. Wenn nun dieſe heilige Hülfe dem gebrochenen Herzen gewiß iſt, ſo giebt es doch auch Stimmungen, welche ihre düſtere Färbung weniger von dem Unglück als von dem Mißgeſchick erhalten, und dieſe werden durch Erheiterung am leichteſten verſcheucht. Wo aber ſuchte man würdiger Erheiterung, als bei der Dichtkunſt, welche mit liebenswürdiger Laune auch dem Mürriſchen ein Lächeln abgewinnt, mit tauſend Scherzen und belebendem Witz die Falten der Stirn glättet?

Eine Sammlung ſolcher Gaben der Dichtkunſt bringt der Herausgeber dieſes Buches, indem er ſich entſchloß, von dem, was er in einer langen

Reihe von Jahren an launigen und ſcherzhaften Dichtungen aufgefunden, das Gediegenſte auszuwählen und, ſo viel es ſich thun ließ, angemeſſen geordnet, dem Druck zu übergeben, indem er die Hoffnung hegt, mit dieſer poetiſchen Sammlung Perſonen reifern Alters, nicht aber Kindern, zugleich einen willkommenen Stoff zum mündlichen Vortrage und zur heiteren Unterhaltung in geſelligen Kreiſen darzubieten. Er wählte theils aus den Originalwerken älterer und neuerer deutſcher Dichter, von Hans Sachs bis auf Uhland und Göthe, theils auch aus ſchon vorhandenen im Druck erſchienenen Sammlungen deutſcher Poeſie.

Da in den hier aufgenommenen Gedichten nicht ſelten Wörter und Ausdrücke vorkommen, die Manchem vielleicht nicht verſtändlich ſeyn dürften, ſo werden die dieſer Sammlung angehängten Anmerkungen dazu dienen, die gewünſchte Auskunft und Erläuterung zu geben.

Berlin, im Sommer 1840.

Der Herausgeber.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Inhalt.

Seite

An den Leſer.

Ermunterung. Von J. G. v. Salis. 1

Das Lachen. Von G. W. Becker. 3

Der Bräutigamsſpiegel. Von A. F. E. Langbein. 4

Der Rechenmeiſter Amor. Von A. Blumauer. 7

Die Pſeudo-Kameraden. Von G. Harrys. 8

Guter Grund. Von Friedrich Kind. 9

Eheſcheu. Von Franz Freiherrn Gaudy. 11

Wunderſeltſame Klage eines in der Stadt lebenden Landmädchens. Von A. Blumauer. 13

Frühlingslied eines gnädigen Fräuleins. Von J. H. Voß. . 16

Der Gerichtsverwalter. Von A. F. E. Langbein. 19

Gaudiebs Beichte. Von Stahlpanzer. 20

Die ſchöne Schifferin. Von Ch. A. Tiedge. 21

An die Sonne. Von A. Blumauer. 23

An den Mond. Von A. Blumauer. 28

Mein Wunſch. Von Ernſt Bincke. 30

Die Traumdeuter. Von J. F. Caſtelli. 31

Merkwürdige Hiſtoria von der Geburt der Minerva, item von den gewaltigen Kopfſchmerzen des alten heidniſchen Götzen Jovis. Von E. Jacobi. 33

Das Schuhdrücken. Von H. Grünig. 40

Das Abenteuer des Pfarrers Schmolke und Schulmeiſters Bakel. Von A. F. E. Langbein. 42

Die Erbregulirung. Von G. A. Freih. v. Maltitz. . . . 50

Das Schlaraffenland. Von Hans Sachs. 51

Seite
Brief eines ſtrengen Vaters an ſeinen Sohn. Von A. Blumauer. 54
Lob des Eſels. Von A. Blumauer. 55
Der rechte Glaube. Von S. Mauritius. 57
Liſette. Von Gellert. 59
Schwarz auf Weiß. 61
Der Schläfrige. Von J. F. Caſtelli. 63
Die Auſter. Von A. F. E. Langbein. 65
Capuciner-Predigt. Von Friedr. v. Schiller. 67
Der Täufling. Von G. Prätzel. 72
Die Erſcheinung. Von Leſſing. 74
Der geſattelte Weſſir. Von J. F. Caſtelli. 76
Der Proviſor und der Eckenſteher. Von S. Mauritius. 78
Die Bedeutung des Wörtchens „Na!“ Von A. Kahlert. 82
Der edelmüthige Entſchluß. Von G. C. Pfeffel. 85
Das Ungeheuer. Von S. Mauritius. 85
Der Paß. Von S. Mauritius. 90
Die Schreckensnacht. Von C. v. Holtei. 92
Die Gewalt des Schnapſes über die Liebe. 94
Das große Loos. Von A. F. E. Langbein. 97
Das Orcheſter der menſchlichen Leidenſchaften. Von M. G. Saphir. 100
Die Eheſtands-Oper. Von W. John. 103
Gut und Beſſer. Von J. F. Caſtelli. 107
Schwäbiſche Kunde. Von Uhland. 109
Nachahmungseifer. Von Ed. Wehrmann. 111
Die Ausnahme. Von Wilke. 113
Frauen-Rache und Männer-Liſt. Von J. F. Caſtelli. . 114
Der hohe Gaſt. Von G. Prätzel. 117
Troſt im Sterben. Von D. Horn. 122
Der folgſame Ehemann. Von D. Horn. 122
Führ' uns nicht in Verſuchung. Von Franz Freiherrn Gaudy. 123
Die Weltweiſen. Von Friedr. v. Schiller. 125
Der Tod und ſeine Candidaten. Von G. C. Pfeffel. . . 127
Die Schleichhändler. Von Immermann. 129
Die Wäſche. Von A. Müllner. 131
Militairiſche Execution. Von Alex. Coſmar. 133
Die ſeltſamen Menſchen. Von M. G. Lichtwehr. . . . 135
Schwank vom Teufelholen. Von Th. Hell. 137
Unſtern. Von Uhland. 140

Seite
Militairiſche Ehrenbezeigung. Von Richard Roos. 142
Der Getäuſchte. Von Theod. Drobiſch. 143
Klärchens Anſicht von der Seelenwanderung. Von Theod. Hell. 144
Lili's Park. Von J. W. v. Göthe. 147
Neujahrswunſch des Nachtwächters zu Ternate. Von J. P. Uz. 152
Der Mädchen ſchwache Seite. 154
Die Weiber von Weinsberg. Von G. A. Bürger. ... 156
Die Injurienklage. Von G. C. Pfeffel. 159
Die Stiefeln. Von L. H. v. Nikolay. 160
Poeſie und Proſa. Von A. Frankl. 161
Generalbeichte. Von J. W. v. Göthe. 162
Schnelle Reſolution. Von Th. Drobiſch. 164
Des Knaben Antworten. Von J. F. Caſtelli. 164
Die Mitgift. Von A. F. E. Langbein. 167
Gegenſeitige Liberalität. Von H. Lami. 168
Die Orakelglocke. Von Ch. A. Tiedge. 170
Der Schenk von Limburg. Von Uhland. 172
Die Pfarrerwahl. Von A. F. E. Langbein. 175
Tiſchlied. Von J. W. v. Göthe. 176
Das junge Mädchen. 179
Der Kaiſer und der Abt. Von G. A. Bürger. 180
Der reiſende Gelehrte. Von A. F. E. Langbein. 187
Die moraliſchen Phariſäer. Von Schlegel. 187
Neun Narren. Von D. Horn. 189
Das Ständchen. Von J. H. Voß. 190
Die Wette. 198
Ritter Curts Brautfahrt. Von J. W. v. Göthe. 199
Morpheus. Von J. P. Uz. 201
Der leukadiſche Fels. Von Theod. Hell. 203
Meine Studien. Von E. Jacobi. 206
Die Kunſt zu reimen. Von Geisheim. 208
Der Geburtstagsbeſuch. Von A. F. Rosler. 211
Der Geizige und der Augenarzt. Von J. F. Caſtelli. .. 215
Der Beſcheid. Von Th. Drobiſch. 216
Diebes Hochmuth. Von G. Prätzel. 218
Gegenwart des Geiſtes. Von H. Lami. 220
Was iſt gentil? Von S. Mauritius. 222
Die kleinen Krebſe. Von Körner. 224

Seite
Die Freunde. Von J. F. Caſtelli. 226
Des Narrbündchens Teſtament. Von A. F. E. Langbein. 228
Der ſeidene Schlafrock. Von C. Barriés. 230
Weibliche Liſt. Von M. Döring. 233
Die Hypochondriſtin. 234
Scenen aus Herodes vor Bethlehem. Von S. A. Mahlmann. 237
Sperlings Theater-Predigt. Von Schütz. 263
Bruchſtücke aus einer Epiſtel an einen verdrießlichen jungen Mann. Von L. F. G. v. Göcking. 268
Eile des Lebens. Von A. Blumauer. 274
Der Narr epilogirt. Von J. W. v. Göthe. 275

Anmerkungen. 277

An den Leſer.

— „Wär' auch dein ganzes Haus mit Reichthum angefüllt,
Und lebteſt Du in königlichem Prunke:
Fehlt Frohſinn Dir dabei, ſo gäb' ich nicht
Den Schatten eines Rauchs um alles das!"

…eriſche
… ofbiblioth…
…chen

Ermunterung.

Seht! wie die Tage ſonnig ſich verklären!
Blau iſt der Himmel, und grünend das Land.
Klag' iſt ein Mißton im Chore der Sphären!
Trägt denn die Schöpfung ein Trauergewand?
Hebet die Blicke, die trübe ſich ſenken,
Hebet die Blicke: des Schönen iſt viel!
Tugend wird ſelber zu Freuden uns lenken:
Freud' iſt der Weisheit belohnendes Ziel!

Oeffnet die Seele dem Lichte der Freude:
Horcht! ihr ertönet des Hänflings Geſang;
Athmet! ſie duftet im Roſengeſtäude;
Fühlet! ſie ſäuſelt am Bächlein entlang;
Koſtet! ſie glüht uns im Safte der Traube,
Würzet die Früchte beim ländlichen Mahl;
Schauet! ſie grünet in Kräutern und Laube,
Malt uns die Ausſicht in's blumige Thal!

Freunde, was gleiten Euch zaghafte Thränen
Ueber die blühenden Wangen hinab?
Ziemt ſich für Menſchen ein thatloſes Sehnen?
Wünſcht Ihr, verzagend, zu modern im Grab?

Edleres bleibt uns noch viel zu verrichten,
Viel auch des Guten iſt noch nicht gethan.
Heiterkeit lohnt die Erfüllung der Pflichten,
Ruhe beſchattet das Ende der Bahn.

Mancherlei Sorgen und mancherlei Schmerzen
Quälen uns, wahrlich! aus eigener Schuld.
Hoffnung iſt Labſal dem wundeſten Herzen,
Duldende ſtärket gelaſſ'ne Geduld.
Wenn Euch die Nebel des Trübſinns umgrauen,
Hebt zu den Sternen den ſinkenden Muth;
Heget nur männliches, hohes Vertrauen:
Guten ergebt es am Schluſſe doch gut!

Laſſet uns fröhlich die Schöpfungen ſehen:
Gottes Natur iſt entzückend und hehr;
Aber auch ſtillen des Dürftigen Flehen:
Freuden des Wohlthuns entzücken noch mehr!
Liebet! die Lieb' iſt der ſchönſte der Triebe:
Weih't nur der Unſchuld die heilige Gluth.
Aber dann liebt auch mit weiſerer Liebe
Alles, was edel und ſchön iſt, und gut.

Handelt! durch Handlungen zeigt ſich der Weiſe,
Ruhm und Unſterblichkeit ſind ihr Geleit:
Zeichnet mit Thaten die ſchwindenden G'leiſe
Unſ'rer ſo flüchtig entrollenden Zeit.
Den uns umſchließenden Zirkel beglücken,
Nützen ſo viel, als ein Jeder vermag:
O, das erfreuet mit ſtillem Entzücken,
O, das entwölket den düſterſten Tag!

Muthig! auch Leiden, ſind einſt ſie vergangen,
Laben die Seele, wie Regen die Au';
Gräber, von Trauercypreſſen umhangen,
Malet bald ſtiller Vergißmeinnicht Blau.
Freunde! wir ſollen, wir müſſen uns freuen,
Freud' iſt des Vaters erhab'nes Gebot;
Freude der Unſchuld kann niemals gereuen,
Lächelt durch Roſen dem nahenden Tod!

v. Salis.

Das Lachen.

Wohl dem, der nicht in Trauer ſchwimmt
Bei jeder Kleinigkeit;
Der, wie das Glück die Leier ſtimmt,
Die Hand zum Tanze beut!

Dem die Natur den Rücken nicht
Zu leicht und leck gemacht;
Der frei dem Schickſal in's Geſicht
Mit ſeinem Bündel lacht.

O Lachen! ſüßes, theures Gut!
Du machſt das Auge hell,
Und ſchwerer Adern dickes Blut
Zum Hüpfen wieder ſchnell.

Mit deinem Schild umhangen, eil'
Ich heiter durch die Welt;
Bin ruhig, wenn der Dummheit Pfeil
Wie Hagel auf mich ſchnellt.

Was iſt um alles Aergerniß
Bei Thoren doch gethan!
Die Kappe bleibet ohne Riß,
Und feſter wird der Wahn.

Auch härmt dabei der Wange Rund
Sich zum Gerippe ab;
Allein ein Lacher bleibt geſund
Und überſpringt das Grab!

G. W. Becker.

Der Bräutigamsſpiegel.

Zur Frühlingszeit beſuchten ſich
Zwei Mädchen auf dem Lande,
Und ſprachen ſein und züchtiglich
Vom heil'gen Eheſtande.

„Zu Dir geſagt — fing Dorchen an —
Das kalte Jungfernleben
Wollt' ich mit Luſt für einen Span
Vom warmen Brautbett geben.

Der Dorfſchulmeiſter Haſelſtock
Erlöſ'te mich mit Freuden;
Nur kann ich ſeinen ſchwarzen Rock
Und runden Stutz nicht leiden.

Und noch ließ ſich an meiner Thür
Kein andrer Freier blicken.
Der liebe Himmel weiß, ob's mir
Wird künftig beſſer glücken.“

Drauf Suschen ſprach: „Das will ich bald,
Du gutes Kind, Dir ſagen.
Wir dürfen nur im Tannenwald
Die Wunderquelle fragen.

Soll eine Jungfer nächſtens frei'n,
So ſchaut ſie drin den Knaben,
Den ſie beim ſechsten Vollmondſchein
Zum Bräutigam wird haben.

Doch, liebes Herz, man darf dabei
Nicht reden und nicht lachen.
Nun, in der Nacht zum erſten Mai
Laſſ' uns die Probe machen.“

Dies hörte Haſelſtock, der heiß
Verliebt war, und nicht ſchmollte,
Ob ſeiner Doris Herz von Eis
Gleich gar nicht ſchmelzen wollte.

Er ließ das Ding nicht ungenützt,
Ein Plänchen zu erſinnen.
Kommt Zeit, kommt Rath. Wir folgen jetzt
Den Mondſchein-Pilgerinnen.

Hell war's, wie Tag, das Pärchen da,
Wo ſchon auf einem Aſte
Des Baums, der in die Quelle ſah,
Der ſchwarze Schäfer paßte.

In drei und funfzig Löckelein
War heut ſein Stutz gebogen,
Wo Liebesgötter aus und ein,
Wie Bienenſchwärme, flogen.

So zierlich ſollt' ihn Dorens Blick
Im Waſſerſpiegel ſchauen,
Und ſie, im Wahn, es ſei Geſchick,
Ihm Hand und Herz vertrauen.

Die Mädchen guckten; er begann
Sich brüſtend vorzubeugen,
Um als ein reizender Galan
Dem Liebchen ſich zu zeigen.

Knacks! brach der Aſt, und ſieh, da ſchwamm
Im naſſen Elemente
Das Schulmonarchlein wunderſam
Gleich einer ſchwarzen Ente.

Das Mädchenpaar erſchrak und lief,
Weil's an Geſpenſter dachte;
Doch als der Schwarzrock Hülfe rief,
Blieb's muthig ſteh'n und lachte.

Und er entwiſchte glücklich zwar
Dem Reich der Frösch' und Unken;
Allein der Stutz voll Amors war
Verloren und verſunken. —

Seitdem erhielt die Quell' im Hain
Nicht mehr Beſuch von Schönen,
So ſehr ſich auch, bald Braut zu ſeyn,
Noch alle Mädchen ſehnen.

A. F. E. Langbein.

Der Rechenmeiſter Amor.

Der Tauſendkünſtler Amor ließ
Sich bei der jungen Dorilis
Zum Rechenmeiſter dingen,
Und wußt' in einer Stunde da
Die ganze Arithmetika
Ihr ſpielend beizubringen.

Im Rechnen und im Lieben ſind
Fünf Species, mein ſchönes Kind,
Die will ich Dir dociren:
Ich küſſe Dich — ein — zwei — drei Mal,
Du zähleſt dieſe Küßchen all,
Und das heißt Numeriren.

Zu meinen Küſſen ſetzeſt Du
Dann auch die deinigen hinzu:
So lerneſt Du Addiren.
Zählſt Du mir deine Küßchen her,
Und findeſt dann um Einen mehr:
So kannſt Du Subtrahiren.

Die vierte Species, mein Kind,
Könnt' ich zwar eben ſo geſchwind
Dir practiſch expliciren;
Allein das Einmaleins iſt lang,
Und jungen Mädchen wird oft bang
Vor dem Multipliciren.

Dies, Mädchen, merke Dir nur an:
Wo Eins der Factor iſt, da kann
Man nicht multipliciren;
Doch käm' ein Nullchen noch hinzu —
Auch noch ſo klein — ſo würdeſt Du
Gar bald das Factum ſpüren.

Drum laß in dieſer Specie
Nicht früher Dich, als in der Eh',
Durch Hymen inſtruiren;
Denn auf's Multipliciren kömmt,
Was man ſich auch dagegen ſtemmt,
Von ſelbſt das Dividiren.

A. Blumauer.

Die Pſeudo-Kameraden.

Bei einer Inſpection zu Birkenthal,
Wo auch zugleich der brave General
(Ich weiß nicht mehr des Feldherrn Namen)
Gehalten hatte ſein Examen,
Sprach barſch der Chef der Compagnie
Der reitenden Artillerie
Zu einem tölplichen Rekruten:
„Sag', Burſche, mir, wie viel Minuten
Gebrauchſt Du wol zu zwanzig Schüſſen?"
Das ſchien der Neuling nicht zu wiſſen.
Er ſchwieg, und wie ein Wüth'rich brüllt
Der Capitain, von Zorn erfüllt:

„Wirſt reden Du, ſonſt wird im Böſen
Der Corporal die Zunge löſen.“ —
„„Nicht doch, — fiel ihm in's Wort der General —
Iſt man mit ſolchen Leuten zu brutal,
Sind ſie ſogleich auf's Maul geſchlagen;
Ich will den Menſchen ſelber fragen. —
Horch auf! — ſprach er im ſanft'ſten Ton —
Und denke Dir, mein guter Sohn,
(Du brauchſt nicht zu erbleichen),
Ich wäre deines Gleichen.
Wenn ich nun wie dein Kamerad,
Dich fragte, wie viel Zeit man hat,
Bis zwanzig Schüſſe abgethan?
Was würdeſt Du erwiedern dann?““
„Das geht Dich, Schafskopf, gar nichts an!“
Entgegnet' der Rekrute
Die Hand an ſeinem Hute.

G. Harrys.

Guter Grund.

Ein Fremder kam zu einem Schneider
Mit einem tücht'gen Stücke Tuch,
Und ſprach: „Ich liebe weite Kleider,
Iſt dies zu einem Rock genug?“ —
Der Meiſter maß und machte Zeichen,
Und rief bedächtig: „„'s wird nicht reichen!““

Erbittert durch dies ſtrenge Wort,
Ging ungeſäumt der Fremde fort,
Zum nächſten Schneider gegenüber,
Und ſprach zu dieſem auch: „Mein lieber,
Mein ſehr berühmter Meiſter Mock!
Reicht dies zu einem weiten Rock?“ —
Und als Herr Mock das Maß genommen,
Sprach er gar freundlich: „„O vollkommen.““

Als drauf der Fremde wiederkam,
War meiſterlich das Werk gelungen,
Doch ſah er — was ihn Wunder nahm —
Zu gleicher Zeit des Meiſters Jungen,
Der von demſelben Stücke Tuch
Ein allerliebſtes Wämmschen trug. —

Vergnügt ſpricht er: „Ich bin zufrieden,
Und wende nichts dawider ein;
Was ſich gebührt, das muß auch ſeyn —
Doch wär' ich gern um was beſchieden:
Zu wenig war's zum Rock da drüben,
Hier iſt zum Wamms noch übrig blieben?“ —
„„Hm!““ — ſprach Herr Mock, „„da kann ich Ihnen
Sofort mit gutem Grunde dienen:
Nur einen Sohn hab' ich, doch ei!
Der drüben hat der Schlingel zwei.““

Friedrich Kind.

Eheſcheu.

Verſchwendriſch waren die Verwandten
Von je mit ſchlechtem guten Rath;
So ſchmälen kinderreiche Tanten
Stets auf mein Hageſtolziat:
„Bedenke was da ſteht geſchrieben,
Es iſt nicht gut allein zu ſeyn!“
Mein Gott, ich will ja gerne lieben —
Heirathen aber — nein! nein! nein!

Im Herzen drängen ſchöne Kinder
Sich wie am Himmel Stern an Stern;
Ich wollt' es wären ihrer minder,
Und dennoch mißt' ich Keine gern.
So Viele auch ſchon eingeſchrieben,
Ich trage täglich Neue ein,
Und Alle will ich zärtlich lieben —
Heirathen aber — nein! nein! nein!

Geſetzt, ich wär' auch ein Serviler,
Und ſtimmte für die Monarchie,
Bei gleicher Anwartſchaft ſo Vieler
Löſ't ſich die Kronenfrage nie.
Mein Herz iſt Republik geblieben,
Vor Wählen komm' ich nicht zum Frei'n —
Auch gut! So bleibt es denn beim Lieben:
Heirathen aber — nein! nein! nein!

Der Dichter ſagt ja: Mit dem Schleier
Reißt auch der holde Wahn entzwei.
Der Leierkaſten wird zur Leier,
Mit einer ew'gen Melodei.
Cichorien zum Kaffee gerieben,
Und Waſſer miſcht die Frau zum Wein —
Stark lob' ich mir Getränk und Lieben,
Heirathen aber — nein! nein! nein!

Wer leugnet, daß die Weiber Engel?
Der Schöpfung Perle bleibt die Frau.
Sind ſelbſt die küſſenswerthen Mängel
Wol mehr, als was den Blumen Thau?
Und gäb's auch wirklich böſe Sieben —
Für Fabel halt' ich es allein —
So darf man dreiſt ſelbſt dieſe lieben —
Heirathen aber — nein! nein! nein!

Uhrmacher nehmen die Cylinder
Nach einem Probejahr zurück;
Nähm' auch der Vater ſeine Kinder,
Dann ſäumt' ich keinen Augenblick.
Jetzt möcht' ich doch die Wahl verſchieben,
Bis der Gebrauch erſt allgemein,
Will unterdeſſen Alle lieben,
Heirathen aber — nein! nein! nein!

Franz Freiherr Gaudy.

Wunderſeltſame Klage eines in der Stadt lebenden Landmädchens.

Du lieber Gott, bald dankt' ich Dir
Wol nicht für deine Gabe:
Noch nie war mir's ſo ärgerlich,
Als in der großen Stadt, daß ich
Ein hübſch Geſichtchen habe.

Schon ſechzehn Sommer trug ich es
Zu Hauſ', doch Niemand nannte
So engelſchön mein Angeſicht,
Auch hatt' ich all' die Plagen nicht,
Wie hier bei meiner Tante.

Kaum ſteh' ich auf, ſo bin ich ſchon
An's Putztiſchlein gebunden,
Der Tante Jungfer pudert, ſchmiert,
Und glättet, nadelt, faltet, ſchnürt
Zwo lange, lange Stunden.

Die Tante will, es ſoll mein Kopf
Den Damenköpfen gleichen:
Da läßt ſie meiner Wangen Roth,
Das Du mir gabſt, Du lieber Gott,
Mit Mennig überſtreichen.

Ich durfte ſonſt von: Bauch hinein!
Und: Bruſt heraus! nichts wiſſen:
Doch hier gehn Mädchen ja ſo ſchwer,
So ſteif und ſchnurgerad' einher,
Als ſteckten ſie an Spießen.

Wie frei konnt' ich zu Hauſ' herum
Auf Feld und Anger gehen!
Hier gafft und ſchielet man nach mir,
Als wie nach einem Wunderthier,
Das man für Geld läßt ſehen. —

Die Herren in Geſellſchaft ſind
Gar unverſchämt im Scherzen,
Betheuern zuverſichtlich mir,
Cupido ſäß' im Auge hier
Und ziele nach dem Herzen.

Ich wüßte nicht, daß ſo ein Ding
Mir je in's Aug' gekrochen;
Und doch behaupten Alle kühn,
Mit Pfeil und Bogen ſäß' er drin,
Und habe ſie geſtochen.

Oft ſehn ſie gar — Gott weiß, woraus
Sie ſolche Lügen ſaugen —
Auf meinen Wangen Roſen ſtehn,
Auf meiner Stirne Lilien,
Und Sonnen in den Augen.

Da werd' ich kurios, beſeh'
Im Spiegel mich, und finde
Von allem dieſen keine Spur:
Gewiß, die Herren lügen nur,
Und lügen iſt doch Sünde.

Gar unausſtehlich iſt's, wenn ſie —
Sie nennen's, glaub' ich — ſchmachten;
Da thun ſie ſo erbärmlich klein,
Ohrhängen, wie die Eſelein,
Daß man ſie muß verachten.

Da ſchneiden ſie vor Liebesgram
Geſichter zum Erſchrecken;
Und ſind doch weiß und roth, wie ich,
Und laſſen Trank und Speiſe ſich,
Wie andre Menſchen, ſchmecken.

Oft kommen ſie herangehüpft,
So recht, als wie die Haſen,
Und ſeufzen eins von Liebesqual,
Und wiſchen ſich wol hundertmal
An meiner Hand die Naſen.

Doch kehret oft im Augenblick
Ihr Muthwill' unvermuthet;
Dann ſpitzen ſie das Züngelchen,
Und ſchimpfen auf die Häßlichen,
Daß mir die Seele blutet.

Iſt etwa mein Geſichtchen ſchuld
An allen dieſen Sünden,
Du lieber Gott, ſo mache, daß
Ich häßlich werde, oder laß
Die Herren all' erblinden.

A. Blumauer.

Frühlingslied eines gnädigen Fräuleins.

Wie lange ſoll die Brunnenzeit
Der gnäd'gen Tante dauern?
Man muß in dieſer Einſamkeit
Ja ganz und gar verſauern!
Sie wird mit Einfalt und Natur
Mich noch zur Närrin ſchwatzen!
Was ſchiert mich Hain und Quell und Flur,
Und andre ſolche Fratzen!

Des Abends hört man nur Muſik
Der Fröſch' und Heimchen ſchallen,
Und das abſcheuliche Gequiek
Der dummen Nachtigallen.
Von Mücken wird man dann gepurrt,
Und wälzt ſich müd' im Bette,
Der Haushahn kräht, der Hofhund knurrt,
Und bellt, und zerrt die Kette.

Und liegt man kaum im erſten Schlaf,
Da geht es an ein Tuten!
Da brüllt der Ochs, da blökt das Schaf,
Da wiehern Hengſt' und Stuten!

Dann poltert Tante vor der Thür,
Fängt heiſer an zu krähen:
„Auf, Fräulein, auf! Du mußt mit mir
Der Sonnen Aufgang ſehen!"

Da giebt's nicht Kaffee oder Thee,
Noch Butterbrod mit Braten;
Ganz nüchtern und im Negligee
Muß man den Thau durchwaten.
Zwo Stunden wenigſtens muß ich
Durch Dorn und Diſteln rennen,
Und von der Sonnenhitze mich
Zur Mohrin laſſen brennen.

Und läutet man Glock zwölf zu Tiſch,
So giebt's nur Gras und Kräuter,
Nur ſaure Milch, ein Stückchen Fiſch,
Ein Eychen, und ſo weiter.
Der Grobian von Sudelkoch
Weiß nichts von Leckerbißchen;
Zum Nachtiſch kommt auf's höchſte noch
Ein Teller voll Radieschen.

Kein einzig Wörtchen hört man hier
Von Triktrak, Dam' und Karten;
Zum Zeitvertreibe ſchlendern wir
Ein Weilchen in den Garten.
Ach hätte nicht mein Amadis
Mich oft desennuyret,
Ich wäre längſt vor Aergerniß
Und Langerweil krepiret!

Oft ſchleppen Ihre Gnaden gar
Mich zu der Bau'rkanaille,
Zu Kerl'n mit unfriſirtem Haar
Und Menſchern ohne Taille.
Beſonders wenn das Lumpenpack
An Feiertagen kegelt:
Da ſtinkt es von Swizenttabak,
Da wird was rechts geflegelt.

Und in der Kirche gar zu ſeyn,
Das iſt nun ganz abſcheulich;
Der Pfaffe predigt ſo gemein,
Das Volk thut da ſo heilig.
Was macht man da mit Stoff und Uhr,
Mit Schmink' und Demantringen?
Hans Hagel glaubt, man ſei da nur
Zum Beten und zum Singen.

Vermaledeites Einerlei,
Wirſt du denn ewig dauern?
O laß mich, lieber böſer Mai,
Zurück zu jenen Mauern!
Ach ſeht doch in der blauen Fern',
Wie ſchön der Rauch ſich hebet!
Du liebe Stadt voll junger Herr'n!
Ach! wie das Herz mir bebet!

J. H. Voß.

Der Gerichtsverwalter.

Gerichtsverwalter Veit, das Schrecken armer Bauern,
Trug ſeinen dicken Bauch tief krächzend über Land,
Und rief, als er von Regenſchauern
Ein Bächlein angeſchwollen fand,
Dem nächſten Ackersmann: „Mein Lieber,
Kommt her und tragt mich da hinüber!“
Der Bauer kam im ſchnellſten Lauf:
„Geſtrenger Herr, gleich will ich Ihnen
Als Leibroß unterthänig dienen.“
Und lud den Actenreiter auf.

Sie waren mitten in dem Bach,
Als dankbarlich der Ritter ſprach:
„Ich will's vergelten, lieber Alter,
Denn bald werd' ich vielleicht auf's neu' Gerichtsverwalter.“ —
Da ſtand ſein Leibroß ſtill, und fragte: „Was ſagt Er?
Iſt Er denn nicht Gerichtsverwalter mehr?“ —
„Ach! wißt Ihr's nicht? — begann der Rundbauch jetzt zu klagen —
Ich ward entſetzt vor wenig Tagen.“ —
Patſch! warf den alten, dummen Veit
Der Bauer in den Bach, und höhnt' ihn: „Laßt mir's ſagen,
Wenn Ihr auf's neu' Gerichtsverwalter ſeid,
Alsdann will ich Euch weiter tragen.“

A. F. E. Langbein.

Gaudiebs Beichte.

Ein alter Gaudieb trat zur heil'gen Stätte,
Die neu'ſte Schuld leichtfertig herzuzählen:
Doch ein Gelüſt, des Paters Uhr zu ſtehlen,
Erweckte ſchnell in ihm die gold'ne Kette.

Er ſetzt ſich an den Beichtiger hinan,
Läßt ſchon die vielgeübten Finger ſchleichen,
Die lange Kett' am Zipfel zu erreichen.
„Ehrwürd'ger Herr! ich ſtehle,“ — hebt er an.

„„Man rede, — ſchilt der — wie es gebührt:
Ich habe — drücke man ſich aus — geſtohlen.““
Der Dieb indeſſen hat die Uhr entführt,
Und ſpricht: „Ich hab', ehrwürd'ger Herr! geſtohlen.“ —

„„So recht, mein Sohn. Noch dieſes ſag' Er nur:
Was war es?““ — „Eine gold'ne Taſchenuhr.“ —
„„Die muß Er dem Beſitzer wiedergeben.““ —
„Ehrwürd'ger Herr! ich will ſie Ihnen geben.“ —

„„Ich will ſie nicht; — verſetzt der Pfarr mit Grollen —
Dem rechten Herrn ſie geben, das iſt Pflicht.““ —
„Dem hab' ich ſie ſchon wiedergeben wollen,
Ehrwürd'ger Herr! allein er will ſie nicht.“ —

„„Nun wohl, ſo kann Er diesmal ſie behalten.““
Er ſchließt. — Der Gauner weilt nicht lange mehr.
Der Beichtiger greift in der Taſche Falten,
Zu ſehn, wie ſpät es ſei; — doch iſt ſie leer!

Da weiß er gleich, — iſt ihm auch fortgetragen
Die ſchöne Uhr — wie viel es hat geſchlagen.

Stahlpanzer.

Die ſchöne Schifferin.

Es ſchiffte ein Mägdlein über den See;
Ihr werdet ſie freilich nicht kennen,
Doch, daß meiner Heldin ihr Recht geſcheh',
So will ich Bianka ſie nennen.
Das Schifflein fuhr ſanft auf den Fluthen dahin,
Und Mai war's und alles war heiter;
Geſtimmt zur Freude war jeder Sinn,
Was will unſre Schifferin weiter.
Allein ein Mädchen will immer noch was:
Ein Sturm, meint ſie, wäre wol beſſer,
Da käme noch etwas luſtiger Spaß
Und Tanz in das ſtille Gewäſſer.
Geſagt, geſchehen! Aus Süden daher
Kam ein Sturm mit gewaltigen Schwingen!
Das Schifflein tanzte die Kreuz und die Quer,
Als wollten's die Fluthen verſchlingen.
Nun ſchreit ſie ängſtlich zum Himmel hinauf,

Nicht tanzen mehr, ruft ſie, und weint;
Wer nimmt denn Alles ſo ernſtlich auf —
So war es ja gar nicht gemeint.
Ach laß mich, o Himmel, nicht untergehn —
Bei der Sonne gelob' ich's da oben,
Sie ſoll mich nimmermehr tanzen ſehen! —
Man kann nichts feſter geloben. — —
Schon zürneten leiſer und leiſer die Wellen,
Das Schifflein gewinnet den ruhigen Lauf,
Der dunkelnde Himmel fängt an ſich zu hellen —
Die Sonne geht unter, der Mond geht herauf.
Der Sturm verſchwand, man kam in den Port
Bei einem gar freundlichen Städtchen.
Da tanzten an einem offenen Ort
Die Fiſcher-Buben und Mädchen.
Und als Bianka ſo ſinnig da ſtand,
So konnten die Füße kaum ruhen;
Es tanzten auf ihre eigene Hand
Die Zehen ſogar in den Schuhen.
Sie aber ſteht in ſich gekehrt und ſtumm,
Sie will in den Tanz ſich nicht miſchen,
Und ſieht nach dem Meere verdrießlich ſich um;
Doch endlich da ſpringt ſie dazwiſchen,
Und fliegt hinauf den luſtigen Reih'n —
Es wehen die ſchmückenden Kränze,
Von oben der prächtige Maimondſchein
Beleuchtet die fliegenden Tänze.
Da ruft eine Stimme vom Himmel: O weh!
Bianka! Du haſt Dich verloren!
Gedenk' an den gräßlichen Tanz auf dem See —
Was haſt Du der Sonne geſchworen?

Bianka! Du haſt dein Gelübde verletzt!
„Was, — ſpricht ſie — was hab' ich verbrochen?
Die Sonne, die iſt in Amerika jetzt,
Und dem Monde hab' ich gar nichts verſprochen.“

Ch. A. Tiedge.

An die Sonne.

Frau Sonne, diesmal trifft ſie's nicht,
  Wenn ſie von meinem Liede
Sich nichts, als Schmeichelei, verſpricht;
  Ich bin des Lobens müde.
Drum höre ſie: — Trotz ihrem Glanz
Und Strahlenrock und Sternenkranz,
  Trotz ihrer goldnen Scheitel,
  Iſt ſie ein Weib — und eitel.

Beſpiegelt und begäffelt ſie
  Sich nicht in jedem Teiche?
Begeht ſie nicht, ſo ſpät als früh,
  Die tollſten Weiberſtreiche?
Ein wunderſchöner Lebenslauf!
Geſchminkt ſteht ſie des Morgens auf,
  Geſchminkt geht ſie zu Bette,
  Wie eine Erzkokette.

Sie prätendirt, die ganze Welt
  Soll ſich in ſie vergaffen;
Sobald ihr's aufzuſtehn gefällt,
  Da ſoll kein Thier mehr ſchlafen:

Der Hahn muß auf zum Morgengruß,
Sogar die Sonnenblume muß
Den Seladon ihr ſpielen,
Und ſtets nach ihr nur ſchielen.

Sie glaubt, die Vögel übeten
Für ſie nur ihre Kehlen,
Und ſchämt ſich nicht, uns Schlafenden
Die Frühmuſik zu ſtehlen;
Und können abends die nicht mehr,
So müſſen Frösch' und Grillen her,
Und ihr ein Tutti ſingen,
Um ſie in Schlaf zu bringen.

Auch iſt ſie gar zu ſehr erpicht,
Mit ihrem Reiz zu prahlen,
Stets ſoll er uns in's Angeſicht
Ganz ohne Schleier ſtrahlen:
Hüllt ihn ein Sommerwölkchen ein,
So blitzt und donnert ſie darein
Bei hellen Thränengüſſen,
Bis ſie den Flor zerriſſen.

Da ſchwimmt nun ihre Majeſtät
In einem Meer von Glanze,
Und wo ſie nur vorübergeht,
Da huldigt Strauch und Pflanze.
Die armen Blümchen dauern mich,
Sie bücken bis zur Erde ſich,
Kein's darf das Köpfchen heben,
Bis ſie ſich wegbegeben.

Doch, daß ſie Niemand drum beſieht,
Wie ihr die Runzeln laſſen,
So pflaſtert ſie ſich täglich mit
Demanten und Topaſſen.
Das treibt ſie bis zum Augenweh;
Doch pflegte ſie im Negligee
Nur ein Mal auszugehen,
Wir würden Wunder ſehen.

Mit ſchönen Mädchen treibt ſie gar
Ein jämmerlich Spectakel:
Nimmt ſie nur eins von ferne wahr,
Schnell ſchüttelt ſie die Fackel
Und brennt die feinſte Lilienhaut
So kohlpechſchwarz, daß einem graut;
Und könnte ſie, ich glaube,
Sie brenn'te ſie zu Staube.

Doch wiſſen ihr auch ritterlich
Die Schönen Trotz zu bieten,
Und kämpfen gegen ihren Stich
Mit Fächer, Schirm und Hüten;
Drum hat Madam wol hundertmal
Gewünſcht: Ha! daß die Dirnen all
Von Schmalz und Butter wären,
Wie wollt' ich ſie zerſtören! —

Zwar, daß ſie gern ſich trägt zur Schau,
Ließ ſich noch überſehen;
Doch ihre Neugier, gnäd'ge Frau,
Iſt gar nicht auszuſtehen.

Denn, weil ſie große Augen hat,
So, meint ſie, dürft' in Feld und Stadt
Nichts unbegafft geſchehen,
Sie müſſe alles ſehen.

Da guckt, wenn man im Bett noch liegt,
Sie durch die Fenſterſcheiben;
Kein Mädchen will, ſo angeblickt,
Dann mehr im Bette bleiben.
Das thut ſie bloß aus Eiferſucht;
In Grotten und in Lauben ſucht
Sie ſich hinein zu ſtehlen,
Die Liebenden zu quälen.

Ei pfui, Madam, ſo kurios
Iſt wol kein Weib auf Erden.
So muß denn Alles, klein und groß,
Von ihr beantlitzt werden!
Was hülf's, verkröche man ſich auch
Selbſt in der Mutter Erde Bauch,
Sie iſt im Stand', der Alten
Den Bauch entzwei zu ſpalten.

Sie ſelbſt giebt auch den Frauen kein
Gar ſonderlich Exempel,
Wo ſie iſt, trollt Herr Mondenſchein
Sich flugs hinaus zum Tempel.
Man weiß ja wohl, Frau Ueberall,
Warum ſie dieſen zum Gemahl
Vor Allen auserleſen:
Weil er — ſtockblind geweſen.

Ein ſo verbuhltes Weib giebt's nicht
Im Himmel und auf Erden,
Bekäm' Herr Mond ſein Augenlicht,
Er müßte raſend werden.
Bis mit den Sternen ſie nicht ſatt
Gebuhlt und liebgeäugelt hat,
Eh' pflegt ſie ihren Grauen
Nicht einmal anzuſchauen.

Sie kann, ſo oft es ihr gefällt,
Ein Schnippchen ihm verſetzen,
Drum trägt er auch vor aller Welt
Zwei Hörner zum Entſetzen;
Und will der Hahnrei ſeinem Weib
Zuweilen näher auf den Leib,
So kriegt er finſtre Blicke,
Und muß beſchämt zurücke.

Ich aber bin nicht undankbar,
Daß ich von ihr gebeichtet,
Was lang' mir auf dem Herzen war,
Indeß ſie mir geleuchtet;
Denn um für ihren Sonnenſchein
Ihr gar nicht obligirt zu ſeyn,
Schrieb ich an dem Gedichte
Nur Nachts — beim Kerzenlichte.

A. Blumauer.

An den Mond.

Herr Mond, von mir erwart' er nicht,
Daß ich nach Dichterweiſe
Nun auch ſein Alletagsgeſicht
Aus vollen Backen preiſe.
Ich habe lang' ihn obſervirt,
Und wahrlich wenig ausgeſpürt,
Was ihm gereicht zur Ehre
Und lobenswürdig wäre.

Da pflegt er, wie ein kleines Kind,
Mit ſeinem Licht zu prahlen;
Allein man weiß ja wohl, es ſind
Nur ſeines Weibes Strahlen.
Wär' nicht ſein Weib, es ging ihm dann
Gewiß wie manchem Ehemann,
Den Niemand regardirte,
Wenn nicht ſein Weib brillirte.

Und glaub' er ja nicht, daß ſein Licht
Ihn ſo beſonders kleide:
Er hat darin ein bleich Geſicht,
Als wär's gemalt mit Kreide,
Und gleichet dann bald einem Stier,
Bald einem Becken vom Barbier,
Und, wird er voll und heller,
Gar einem Suppenteller.

Mit ſeinem Weibe führt' er von je
   Ein ſcandalöſes Leben;
Kann man den Männern in der Eh'
   Ein ſchlechter Beiſpiel geben?
Kaum kommt Madam nach Hauſ', ſo rennt
Er fort und geht am Firmament
   Die ganze Nacht ſpazieren,
   Um ſie nicht zu geniren.

Kein Hahnrei noch auf Erden war
   So ein publiker Lappe.
Oft ſteckt er ſeinen Hauptſchmuck zwar
   In eine Nebelkappe;
Allein vergißt er die zu Hauſ',
So geht er euch mit Hörnern aus,
   Daß Manchen, die ihn ſehen,
   Die Augen drob vergehen.

Und macht Madam ihm dann und wann
   Zu Hauſ' zu viele Schwänke,
So geht er, wie ſo mancher Mann,
   Zu der Frau Thetis Schenke,
Erſäuft im Meere ſeinen Groll,
Und kommt nicht ſelten dann ſternvoll
   Zurück vom vollen Glaſe
   Mit einer Kupfernaſe.

Bei all dem Hauskreuz ſucht er doch
   Stets Herzen zu erweichen,
Und iſt nebſt allem dieſen noch
   Ein Kuppler ohne Gleichen:

Er hält dem liebenden Gezücht
Bei dunkler Nacht ſo lang' das Licht,
  Bis ihm aus guten Gründen
  Die Sinne ganz verſchwinden.

Und dieſer argen Hehlerei
  Geheimer Lieb'sgeſchichtchen
Verdankt er manche Reimerei
  Und manches Lobgedichtchen;
Allein bei mir trägt's ihm nichts ein,
Denn auch ohn' allen Hörnerſchein
  Verſtehen unſre Schönen
  Sich gut genug auf's Krönen.

A. Blumauer.

Mein Wunſch.

Als ich noch Fähnrich war —
Es ſind wol fünf und zwanzig Jahr —
Da wollt' ich gerne freien;
Fortuna war mir nur nicht hold,
Sie wollte nichts als meinen Sold
Aus ihrem Füllhorn ſtreuen.
Da dacht' ich denn ſo hin und her:
Wenn ich doch nur erſt Hauptmann wär'!

Ich ließ die Liebe ſeyn,
Und ſuchte mir Erſatz beim Wein,
Trank ſeliges Vergeſſen;
Allein der Schenkwirth ſagte bald:

„Ich pumpe nicht!“ — und mein Gehalt
War karg mir zugemeſſen.
Da dacht' ich auch ſo hin und her:
Wenn ich doch nur erſt Hauptmann wär'!

Nun wurd' ich avancirt.
Schnell ward ein Weibchen heimgeführt,
Gefüllt mit Wein der Keller;
Allein ſchon grau wird mir der Schopf,
Mein Weibchen ſchüttelt drob den Kopf,
Und auch der Wein wirkt ſchneller.
Nun denk' ich auch ſo hin und her:
Wenn ich doch jetzt noch Fähnrich wär'!

Ernſt Vincke.

Die Traumdeuter.

Dem Sultan that ſich ein Traumbild kund,
Er verlier' alle Zähne in einer Stund'.

Er ließ einen Weiſen rufen herbei,
Der ſollte ihm deuten die Träumerei.

Der ſpricht: „Dieſer Traum, er bricht mir das Herz;
Der Herr hat Dich auserſeh'n zum Schmerz.

Verlor'ne Zähne ſind ſo zu verſteh'n:
All' deine Verwandten wirſt ſterben ſeh'n!“

Der Sultan ſchrie zornig: „Das büßeſt Du!"
Und erkannt' ihm hundert Stockſtreiche zu. —

Einen zweiten Weiſen rief man herbei,
Der ſollte auch deuten die Träumerei.

„Heil Dir! — rief er — Herr, und dem Land! großes Glück
Hat Dir beſtimmt das gnäd'ge Geſchick.

Brecht aus, ihr Böller, in Jubelſchall,
Der Herr überlebet die Seinen all'!"

Der Sultan lächelt vergnügt, und im Nu
Erkannt' er ihm hundert Goldſtücke zu.

Die Höflinge ſtutzten aber und ſah'n
Einander lächelnd und kopfſchüttelnd an.

Und Einer ſagte dem Andern in's Ohr:
„Daſſelbe ſprach der, was der And're zuvor!"

Ein Kunſtrichter aber belehrte ſie dann:
Man könn' Alles ſagen, auf's *Wie* nur käm's an.

J. F. Caſtelli.

Merkwürdige Hiſtoria von der Geburt der Minerva,

item

von den gewaltigen Kopfſchmerzen des alten heidniſchen Götzen Jovis.

Es iſt ſchon lange her,
Chriſt war noch nicht geboren,
Es gab noch nicht Doctoren,
Da lebte Jupiter.
Macht hatte der nicht wenig,
Denn er war ſolch' Stück König.

Das war ein großer Mann,
Er brauchte nur zu wählen,
Und durfte nur befehlen,
So ſchaffte man's gleich an;
Im Winter ſelbſt Melonen,
Und Schoten, grüne Bohnen.

Sehr liebte er den Wein;
Nie war der ihm zu theuer.
Faſt durfte nur Tokayer
Auf ſeiner Tafel ſeyn;
Doch keinen haßt' er ärger,
Als wie den Grüneberger.

Die Mädchen liebt' er ſehr;
Doch eine nur zu küſſen
Lief gegen ſein Gewiſſen,
Wie gar nichts And'res mehr —
Er küßte ganz unſäglich
Wol über hundert täglich.

So lebte er ganz toll,
Mit Scherzen, Küſſen, Lachen;
Und einen Witz zu machen,
Dazu war Freund Apoll;
Der blies etwas die Flöte,
Und war der Hofpoete.

Niemand kann fauler ſeyn,
Als Jupiter geweſen,
Drum kann man auch es leſen:
Nie ſchenkt' er ſelbſt ſich ein,
Das mußte heut wie morgen
Der Ganymed beſorgen.

Und der Lakei Merkur,
Der mußte ohn' Verſchnaufen
Stets hier- und dorthin laufen,
Als Postillon d'amour.
Er brauchte ſo im Jahre
An Stiefeln ſechzig Paare.

Er hatt' auch eine Frau,
Juno genannt mit Namen,
Die war, wie alle Damen,
Sehr eitel und ſehr ſchlau;
Doch war, und ohne Gleichen,
Die Eiferſucht ihr eigen.

So lebt' Herr Jupiter.
Bei einer Pfeife Knaſter
Durchlief er den Kataſter
Von Luft und Land und Meer,
Und fehlten 'mal die Gelder,
Verkauft' er ein paar Felder.

Er ſchlief ſo bis um zehn
Gewöhnlich alle Tage,
Um zu der Arbeit Plage
Dann langſam aufzuſtehn,
Das heißt zu Luſt und Scherzen,
Und ſchöne Kinder herzen.

Doch einmal ſchlug es acht —
Ich fluche auf das Fatum,
Das längſt verloſch das Datum —
Da war er ſchon erwacht,
Und ſang ein Arioſo
Gewaltig lamentoſe.

Nichts war ihm heute recht:
Die Zeitung ſand er ſade,
Zu heiß die Chocolate,
Und den Biscuit ganz ſchlecht.
Es war dem armen Tropfe
So wüſt in ſeinem Kopfe.

Der Kopf war ihm ſo ſchwer,
Er fing ſchon an zu zittern,
Trank ſchleunig einen Bittern,
Doch auch der half nicht ſehr.
Frau Juno'n ließ er ſagen,
Sein Stündlein hätt' geſchlagen.

Da lief ſie ſchnell herbei,
Sie macht' ihm Complimente,
Und ſprach vom Teſtamente,
Wie ſie ſo gut ihm ſei,
Wie ſie ſich würde grämen,
Wollt' er ein Ende nehmen.

Das ging ihm an das Herz,
Er wollte wieder leben,
Und zu bekämpfen ſtreben
Den ungeheuren Schmerz;
Doch wurde immer ſchlimmer
Der Schmerz und ſein Gewimmer.

Sie gab ihm einen Kuß:
Das war doch zu beweglich,
Und er befahl ganz kläglich —
Gefaßt war der Entſchluß —
Daß zu Vulkan man ſende,
Damit die Noth Der ende.

Der eilte gleich herbei
Mit ſeinem Schmiedehammer,
Als er von Jovis Jammer
Gehört, wie ſchlimm ihm ſei;
Doch konnt' er auch nur klagen,
Und wußte nichts zu ſagen.

Da faßte Zeus ſich Muth,
Und ſprach: „Du liebe Seele,
Thu' das, was ich befehle,
Thu's ſchnell und damit gut.
Schlag' mir den Kopf in Stücken,
Ich will ihn wieder flicken."

Das war doch dem Vulkan
Ein wenig zu gefährlich.
Er meint', es glücke ſchwerlich
Ein ſo gewagter Plan;
Das Loch wär' ſchnell darinnen,
Doch Jupiter von Sinnen.

Doch dieſer ließ nicht nach:
Was will Vulkan noch machen?
Bei ſo bewandten Sachen
Gab er ihm einen Schlag,
Und hieb, wie Alexander,
Den Knoten von einander.

Nun hört, was jetzt geſchah:
Ein Mädchen ſprang zur Erde
Mit zierlicher Geberde,
Und rief: „Bon jour, papa!“
Sie ſtanden All' von weiten
Und wußten's nicht zu deuten.

Das Mädchen war recht ſchön,
Nur ihre Kleidung fremde;
Sie trug ein Panzerhemde,
Gar blitzend anzuſehn.
Dem Jupiter vor Allen
Schien ſie ſehr zu gefallen.

Sie ſprach: „O ſeid mir gut,
Vergeßt das Bißchen Schmerzen,
Und liebt mich recht von Herzen,
Ich bin ein gutes Blut.
Ich mußte ja rumoren,
Sonſt wär' ich nicht geboren.

Und Er, Herr Accoucheur,
Will Er mich nicht begrüßen,
Und mir die Hände küſſen,
Ich macht's Ihm ja nicht ſchwer;
Fortan iſt Er mein Schneider,
Macht mir die Eiſenkleider."

So war der Gram vorbei.
Zeus, dem der Kopf nun freier,
Trank ſchnell ein Glas Tokayer,
Und bat die Cleriſei,
Und auch vom Adel alle,
Zum Souper und zum Balle.

Nun ſprach er: „Hört mich an:
Das Kind, dem wir das Leben
Aus eignem Kopf gegeben,
Soll einen Namen ha'n:
Ich wähle ihn, und ſtänd' er
Sogar nicht im Kalender.

Minerva ſoll er ſeyn!
Und daß Ihr's Alle wiſſet,
Wer dieſen je vergiſſet,
Der wird's zu ſpät bereu'n!
Jetzt aber kommt zu Tiſche,
Sonſt werden kalt die Fiſche." —

So iſt's denn hergebracht,
Daß manche Frau auf Erden
Dem Manne viel Beſchwerden
Und argen Kopfſchmerz macht.
Er fühlt's im Kopfe toben,
Als wüchſe was nach oben.

Ihr lieben Herr'n und Frau'n,
Die Sag' iſt hier zu Ende,
Und klatſcht Ihr in die Hände,
So werd' ich dran erſchau'n,
Und gratulir' von Herzen,
Daß Ihr nicht kennt die Schmerzen.

E. Jacobi.

Das Schuhdrücken.

Froh, wie die Götter, ſitzen wir
Bei Vollgenuß und Reben;
Wer uns ſo ſieht, der dächte: hier
Möcht' ich wol ewig leben:
Doch unter'n Tiſch, mein Freund, geblickt,
Ob hie und da ein Schuh uns drückt.

Die Füße geh', von A bis Z,
  Die Reih' hinauf, hinunter,
Ich ſetze meinen Kopf zur Wett',
  Nicht zween ſind darunter,
Wo, ſei es noch ſo ſehr geglückt,
Der eine Schuh nicht etwas drückt.

Ob groß, ob klein, ob arm, ob reich,
  Ob Wohl-, ob Hochgeboren,
Dem Schickſal iſt dieß Alles gleich,
  Der Menſch iſt auserkoren,
Daß, wird er auf die Welt geſchickt,
Der Schuh ihn immer etwas drückt.

Verſchreibe ſie dir aus Paris,
  Aus London und Mancheſter,
Der Schuſter dennoch Fältchen ließ,
  Und wär's nur eins, mein Beſter,
So klein, daß man es kaum erblickt,
Die Zeit kommt doch, wo dich es drückt.

Die Abart ſelbſt vom Schuhe blieb
  Hiervon nicht ausgenommen,
Hab' Weibchen oder Mädchen lieb,
  Die Zeit wird dennoch kommen,
Wo, iſt's dem Schuhe nicht geglückt,
Dich etwas der Pantoffel drückt.

Erſt dann, wenn man die letzten Schuh'
Uns von den Füßen ziehet,
Hat man vor ihrem Drücken Ruh',
Doch ſind wir dann verblühet;
Drum, lieben Freunde, ſeid beglückt,
Daß Alle euch der Schuh noch drückt.

K. Grünig.

Das Abenteuer des Pfarrers Schmolke und Schulmeiſters Bakel.

„Ja, ja, wir gehen fehl! Das Ei
War klüger als die Henne.
Ich warnt' Ihn, doch Er blieb dabei,
Daß Er die Straße kenne.
O weh, die Nacht iſt ſchauerlich!
Nun, Bakel, rett' Er mich und ſich!“ —

„Hic haeret aqua, mein Herr Pfarr!
Ich weiß nicht mehr zu helfen;
Doch zittr' ich gar nicht, wie ein Narr,
Vor Räubern und vor Wölfen.
Horaz ſagt: Purus sceleris
Non eget Mauri jaculis.“ —

„O wär' doch Er und ſein Latein
Beim Styx und ich — im Bette!
Er treibt wol gar noch obendrein
Mit meiner Angſt Geſpötte?
Doch halt! In jenes Thales Schooß
Winkt uns ein Licht! Gehn wir drauf los?“ —

„Cur non, mi domine? Es muß
Ja wol ein Menſch dort wohnen.
Der Fürſt, mit Schwanz und Pferdefuß,
Wird da gewiß nicht thronen.
Hin, cito hin! Schon witt'r ich ſchier
Ein Gläschen gutes Magenbier.“ —

Dem Dorfſchulmeiſter folgt nun dreiſt
Sein Pfarr zum Lichtgefunkel;
Doch welcher ſchadenfrohe Geiſt
Hetzt ſie durch Nacht und Dunkel? —
Sie machten mit dem Neckgeiſt, Wein,
Bei einem Schmaus ſich zu gemein.

Erreicht war bald die Hütt' im Thal.
Ein Mann in brauner Weſte
Empfing ein wenig kalt und kahl
Die ſpäten, ſchwarzen Gäſte.
„Den Herren fehlt ein Nachtquartier?
Das findet allenfalls ſich hier.

An Federbetten nur gebricht's.
Was helfen ſaure Mienen?
Ja oder Nein! Ich kann mit nichts,
Als Stroh, die Herr'n bedienen.
Das ſoll im obern Kämmerlein
Sogleich für Sie bereitet ſeyn.“ —

Der Pfarr ſah ſtill auf ſeinen Bauch,
Als wollt' er ihn befragen:
Wird dir, du fettes Schneckchen, auch
Das harte Stroh behagen?
Doch Bakel ſprach: „Perfectum est
Sub sole nil! Mach' Er das Neſt!“

Er ſagte ſo, und es geſchah.
Nun hängte Paſtor Schmolke,
Der nirgend einen Stutzbock ſah,
Ans Fenſter ſeine Wolke,
Warf ſich auf die verhaßte Streu,
Und ſein Gefährte nebenbei.

Nur eine dünne Bretwand ſchied
Die Pilger von dem Wirthe,
Der jetzt ein langes frommes Lied,
Nebſt ſeinem Weibe, ſchwirrte,
Den Abendſegen las, und dann
Noch dieſes Bettgeſpräch begann:

„Ja, Frau, ſobald der Morgen graut,
Will ich die Schwarzen ſchlachten;
Sie ſind, wenn man ſie recht beſchaut,
Viel fetter als wir dachten.
Der eine Burſch iſt kugelrund;
Mir wäſſert ſchon nach ihm der Mund.“ —

Der Wirth, ein rauher Fleiſcher, ſprach,
Mit Ehren zu vermelden,
Von ſeinen Schweinen, aber ach!
Wie zagten unſre Helden!
Sie ſtanden in dem tollen Wahn,
Die Rede geh' ihr Leben an.

„He, Bakel, ſchläft Er? Hört Er nicht,
Was in der Nebenſtube
Der Menſchenfreſſer von uns ſpricht?
Uh! eine Mördergrube
Iſt dies vermaledeite Haus,
Wär' ich lebendig nur heraus!“ —

„Proh dolor! Doch wir ſtehen ja
Noch nicht in Charons Rachen;
Noch können viel convivia
Ihr Bäuchlein runder machen.
Sperr' oculos! Sehn Sie nicht hier
Ein Fenſter? Durch das ſpringen wir.“

„Ja, ſo ein leichter Flederwiſch,
Wie Er, kann das wohl wagen,
Und dennoch ſeinen Leichnam friſch
Und heil nach Hauſe tragen;
Ich aber ſtürzte, Gott erbarm!
Stracks in des Todes offnen Arm.“ —

Die Bakelſche Beredtſamkeit
Gab ſich noch nicht gefangen,
Und bombardirte lange Zeit
Mit Gründen auf den bangen
Verzagten Seelenhirten los,
Bis er zum Sprunge ſich entſchloß.

Nun war nur noch die Frage, wer
Den Vortanz wagen ſollte:
Sie ſtritten hin, ſie ſtritten her,
Weil lange keiner wollte,
Bis endlich raſch der Pädagog
Voran hinab in's Höfchen flog.

Er ſtürzte, salva venia,
Auf einen Berg von Dünger.
Es lag ſich gar nicht unſanft da,
Auch ſchmerzt' ihn nicht ein Finger;
Doch fiel jetzt, wie ein Felſenſtück,
Sein ſchwerer Freund ihm auf's Genick.

Nach Felſenſitte wich er auch
Kein Haar, trotz Bakels Fluchen.
Der mußte durch des Hügels Bauch
Sich einen Ausweg ſuchen.
Zum Stehen brachte Schmolken kaum
Ein aufgefund'ner Hebebaum.

Stockfinſter war's, in Strömen ſchoß
Der Regen von dem Dache,
Und vor der Hofthür lag ein Schloß;
Traun, eine ſchlimme Sache!
Denn fruchtlos war nun ihr Bemüh'n,
Dem Kannibalen zu entflieh'n.

Sie machten ſich ſchon ganz bereit,
Der Welt Valet zu ſingen,
Und wünſchten nur, ihr Reſtchen Zeit
Im Trocknen hin zu bringen.
Wer mäßig wünſcht, der wird erhört,
Wie täglich die Erfahrung lehrt.

Drum konnten auch die Herren bald
Sich eines Obdachs freuen.
Es war des Thieres Aufenthalt,
Das Moſes Kinder ſcheuen.
Nun weiß wol Jeder auf ein Haar,
Daß es das Haus der Schweine war.

Hurr! floh das wilde Rüſſelvieh
Durch's aufgemachte Pförtchen.
An ſeiner Statt bezogen ſie
Sein warmes Lagerörtchen,
Umarmten ſich, wie Brüder, fein,
Und ſprachen Muth und Troſt ſich ein.

„Bedenk' Er, Freund, was iſt das Grab? —
Ein Thor zu beſſern Zonen,
Wo ruhen wird der Bettlerſtab
Vertraut bei Kaiſerkronen.
Dann bleibt Er nicht mehr Famulus,
Der die Agende tragen muß.“ —

„Ja, ſchön ſagt der Lateiner ſo:
Si hora mortis ruit,
Tunc is fit Irus subito,
Qui modo Croesus fuit.“ —
So ſprachen ſie die Nacht entlang,
Bis Morgenlicht in's Höfchen drang.

Jetzt knarrte plötzlich eine Thür.
Der braune Menſchenfreſſer
Erſchien mit raſcher Mordbegier
Und wetzte ſeine Meſſer.
„Heraus, ihr Schwarzen, friſch heraus!
Mit eurem Leben iſt es aus!“ —

Er griff hinein mit feſter Hand,
Um eine Sau zu holen;
Doch ſchnell, als hätt' er ſich verbrannt
An Bakels dicken Sohlen,
Fuhr er zurück, wie toll im Sinn,
Und ſchrie: „Der Teufel ſteckt darin!“

Den Leidensbrüdern ward nun ſo
Des Irrthums Staar geſtochen.
Ihr Hauswirth war nicht minder froh,
Als ſie dem Stall' entkrochen.
Das Abenteuer dieſer Nacht
Ward jetzt aus Herzensgrund belacht.

Beim Abſchied ſchwor das Kleeblatt zwar,
Den Spaß nicht zu verrathen;
Doch bat ich jüngſt den leckern Pfarr
Auf einen Wildbretsbraten:
Drob freute ſo ſich ſein Gemüth,
Daß er die Schnurre mir verrieth.

A. F. E. Langbein.

Die Erbregulirung.

Schon funfzehn Jahre regulirte
Zu Sportelſack das Landgericht
Am Erb' des reichen Bauer Schlicht,
Und rechnete und regiſtrirte,
Und theilte, ſchrieb und referirte
Der Actenballen große Zahl
Zuſammen, zu nicht g'ringer Qual
Der armen Erben. Da erſchien,
Was Alle ſchnell mit Luſt erfüllte,
Der Theilung endlicher Termin. —
Und Jeder hofft ſchon freudenvoll
Des Geldes, das nun kommen ſoll.
Doch, ach! da zeigt mit herber Wahrheit
Die Rechnung in juriſt'ſcher Klarheit! — —
Noch lange deckt die Erbſchaft nicht
Die Koſten für das Landgericht.
Und neuer Aerger preßt die Bruſt
Der Erben alle. Nichtbewußt
Sich ſelber mehr, zum Präſident
Der Eine, wie der And're, rennt,
Und führen dorten in Geberden
Der Wuth die ſchrecklichſten Beſchwerden.
Doch ernſt erhebt der Actenmann
Vom Stuhle ſich, ſieht Alle an
Mit weiſer, amtsgerechter Miene,
Und ſpricht bedenklich: „Wie? Euch ſchiene

Zu viel, was Ihr an Koſten gebt!
Bedenket, Schlingel, doch und hebt
Euch weg! Die Sache, ſo Ihr Euch beſchwert,
Hat ſie nicht volle funfzehn Jahr gewährt!" —

G. A. Freih. v. Maltitz.

Das Schlaraffenland.

Das Königreich Schlaraffenland
Iſt faulen Leuten wohlbekannt;
Der Eingang aber iſt gar ſchwer,
Denn um die ganze Gegend her
Liegt ein Gebirg von Hirſebrei,
Breit wol zwei Meilen oder drei.
Wer einzieh'n will, muß ſich vermeſſen,
Durch dies Gebirg ſich durchzueſſen;
Hat er dazu Kraft und Geſchick,
So iſt er d'rin im Augenblick.
Die Dächer ſind von Zuckerfladen,
Und Honigkuchen Thür' und Laden;
Speckkuchen aber Diel' und Wände.
Um jedes Haus zieht man behende
Rings einen hohen ſchönen Zaun
Von Leberwürſten, fett und braun.
Voll Sekt ſind alle Bäch' und Flüſſe,
Und wenn es ſchloßt, ſchloßt's Pfeffernüſſe.
Auf Tannen, Fichten, Birken, Eichen
Giebt's Mandeln, Brezeln und dergleichen.
Ein Schinkenſchnitt iſt jedes Blatt,

Und ausgepflaſtert jede Stadt
Mit Eierkuchen und mit Torten.
Von Marzipan ſind Thor' und Pforten.
Ein Schweizerkäſ' iſt jeder Stein,
Und wenn es regnet, regnet's — Wein.
Die Dornenhecken tragen Trauben,
Zimmt und Makronen alle Lauben.
Auf Weidenbäumen Semmeln ſtehen
An Bächen Milchs; die Winde wehen:
Die Semmeln fallen plumps hinein,
Und Alles ſchmauſ't, ſo Groß, als Klein.
Gekocht, geſalzt, gebraten gehen
Die Fiſch' in Teichen und in See'n:
Am Ufer ſteh'n ſie alle ſtill:
Man fängt ſo viel man immer will.
Auch fliegen um — Ihr könnt es glauben —
Gebrat'ne Hühner, Gänſ' und Tauben:
Wer ſie zu fangen iſt zu faul,
Dem fliegen huſch ſie in das Maul.
Die Säu' alljährlich wohl gerathen,
Sie geh'n umher und ſind gebraten:
Ein Meſſer ſteckt in ihrem Rücken:
Der Erſte nimmt die beſten Stücken
Und ſteckt das Meſſer wieder ein,
Damit auch And're ſich erfreu'n.
Die Menſchen wachſen an den Aeſten
Wie Pflaumen flugs mit Stiefeln, Weſten
Und Kleidern von Damaſt und Drap,
Und fallen, wenn ſie reif ſind, ab.
Auch iſt ein Jugendbad im Reiche;
D'rin baden Arme ſich und Reiche,

Und wer ſich badet, wird verjüngt.
O, da giebt's Luſt! Man tanzt, man ſingt:
Es ſchießen nach dem Ziel die Gäſte,
Der Weitſte ab gewinnt das Beſte,
Im Lauf' gewinnt der Letzt' allein.
Wer träg iſt, ſchläft beim Sonnenſchein,
Dem giebt man für die Stund' ein'n Thaler.
Reich wird der ſchlechteſte Bezahler;
Denn ſteht die Schuld in's andre Jahr,
Reicht man die Schuld ihm dreifach dar.
Haſt Du geſpeiſet einen Braten,
So zahlt man Dir flugs vier Ducaten. —
Vor Einem nur mußt Du Dich wahren:
Vernunft allhier zu offenbaren.
Wer Sinn' und Witz gebrauchen wollt',
Dem wär' kein Menſch im Lande hold.
Wer Luſt an Zucht und Arbeit hat,
Dem unterſagt man Land und Stadt.
Wer aber thut, was Weisheit tadelt,
Der wird in dieſem Reich geadelt.
Wer wüſt, wild und unſinnig iſt,
Grob, unverſtändig, ſäuft und frißt,
Der wird hier flugs gemacht zum Fürſten.
Wer trefflich ficht mit Leberwürſten,
Der wird zum Ritter auserkoren
Und heißet Eu'r Hochwohlgeboren.
Wer ſeinen Tag vollbringt mit Schlafen,
Den macht man hier alsbald zum Grafen.
Wer tölpiſch iſt und gar nichts kann,
Der wird des Kaiſers Hofkaplan.

Wer aber ſchlechter iſt als Alle,
Den rufet man mit großem Schalle,
Zum Landesherrn und Kaiſer aus;
Sein Wappen iſt das Schellendaus.

Hans Sachs.

Brief eines ſtrengen Vaters an ſeinen Sohn.

Ein ſtrenger Vater ſchrieb an ſeinen Sohn:
„Durch gegenwärt'gen Poſtillon
„Erhältſt Du einen Beutel, wohlbeſpicket
„Mit Thalern, den Dir — ohne daß ich's weiß —
„Hier Deine liebe Mutter ſchicket.
„Nach einem Monat holt, wenn Du mit Fleiß
„Und mit mehr Emſigkeit ſtudiereſt,
„Mit meiner Stute unſre Magd Dich ab.
„Beſteige ſie! ſie geht den beſten Trab;
„Doch hüte Dich, daß Du ſie nicht forcireſt!
„Von Dir iſt übrigens die Sage allgemein,
„Du könneſt nicht ein Wort Latein
„Bis dato ſprechen noch auch ſchreiben.
„Ich ſag' es Dir ja immerhin:
„Du biſt und bleibſt ein Eſelskopf! Ich bin
„Dein treuer Vater: Hans von Eiben."

A. Blumauer.

Lob des Eſels.

Du gutes Thier, auf deſſen Haut wir ſchreiben,
Das uns bald trägt, bald führt,
Nein! länger will ich dir nicht ſchuldig bleiben
Das Lob, das dir gebührt.

Man ſpottet deiner Ohren widerrechtlich,
Und höhnt dich, armer Tropf!
Doch tröſte dich; ſie wurden nur verächtlich
An eines Königs *) Kopf.

Und wer es dir etwa verargen könnte,
Daß du ſo langſam biſt,
Der denke, daß der Spruch: Festina lente,
Der Weiſen Loſung iſt.

Du biſt von allen Thieren, die wir reiten,
Allein ein Sonntagskind;
Du ſahſt dereinſt den Engel ſchon vom weiten,
Und Bileam ward blind.

Du biſt das Bild der nun in unſern Tagen
Geprieſ'nen Duldſamkeit;
Dir gilt es gleich, Gold oder Miſt zu tragen,
Und hältſt, wenn man dich bläut.

---

*) Midas. S. Anmerkungen.

Du biſt das Thier, das ſeinem Herrn zur Speiſe
Mehl trägt, und Diſteln frißt:
Wer leugnet nun, daß du auf dieſe Weiſe
Der beſte Bürger biſt?

Auch iſt kein Thier an Freunden und Bekannten
So reich, als du es biſt,
Obgleich von deinen Brüdern und Verwandten
Nicht jeder Diſteln frißt.

Und ſingſt du gleich nicht ſo wie Nachtigallen,
So iſt doch laut dein Ton;
D'rum braucht man auf dem Weg' des Ruhms vor allen
Dich gern als Poſtillon.

Bei alle dem iſt dir kein Thier auf Erden
Gleich an Genügſamkeit;
Du trägſt, trotz all' den Plagen und Beſchwerden,
Ein ſchlichtes graues Kleid.

Du lebſt mit deinen Diſteln hier zufrieden,
Die dir dein Fleiß gewinnt,
Und Mancher, ach! ißt Ananas hienieden,
Der Diſteln nicht verdient.

A. Blumauer.

Der rechte Glaube.

Von Friedrich dem Großen, dem preußiſchen König,
Erzählt man der Scherz-Anekdoten nicht wenig:
Doch wag' ich's, und gebe von einer Euch Kunde,
Die noch nicht gewandert von Munde zu Munde:
Und ſollte auch Mancher das Schwänkchen ſchon kennen,
Noch eh' ich ſo weit, die Pointe zu nennen,
So bitt' ich ergebenſt, mich doch nicht zu ſtören;
Von Friedrich dem Großen mögt zwei Mal Ihr hören!

Als nah' bei Sansſouci der König einſt ſpazierte,
Führt bei 'ner Schildwach' ihn der Zufall juſt vorbei.
Die lachte ſich halb todt, indem ſie präſentirte,
So daß der König ernſt ſie fragte: was das ſei?
Ob ſie nicht mehr bekannt mit militair'ſcher Regel,
Zu lachen ſich erdreiſtet unter dem Gewehr?
„Was gab's zu lachen denn, Er grober Bauernflegel?“ —
„„Ach! Ihre Majeſtät, da kamen Zwee her,
Die ſtritten ſich, um was? um ihren eg'nen Jloben!
Der Ene meente, deß Kathol'ſcher beſſer ſei;
Der Andre aber dhat den Proteſtant'ſchen loben,
Und zankend jungen ſie ſo eben hier vorbei.“ “

Da rief der König aus: „Was iſt dabei zu lachen?
Er iſt wol nicht geſcheidt! — das iſt Ihm lächerlich? —
Das ſind gar ernſte Ding' und gottesfürcht'ge Sachen:
Hat Er denn keinen Glauben? — he! belehr' Er mich!“ —

„„Ja, freilich, Majeſtät! ick hab' denſelben Jloben,
Den ooch mein Schuſter hat.““ — „Wie ſoll ich das verſteh'n!
Es ſcheint nicht richtig mir im Stübchen Jhm da oben?“ —
„„Janz richtig, Majeſtät, das ſollen gleich Sie ſeh'n!
Jck bin, ick muß't jeſtehn, dem Mann fünf Dahler ſchuldig,
Der jlobt, er kriegt keen Jeld, und ick, — ick jlob' et ooch!““ —
„Schon gut, Er Schelm!“ — ſo rief halb lachend, ungeduldig
Jhm Friedrich zu im Geh'n, — „komm' auf das Schloß Er doch.“

Und als er abgelöſ't, als Zwölf die Glock' geſchlagen,
Stellt pünktlich unſer Freund ſich laut Befehl dort ein,
Und wird von Hoflakei'n, mit goldbetreßten Kragen,
Geführt im Augenblick zum Könige hinein.
Der winket ihn zum Tiſch, und zählt ihm auf fünf Thaler.
„Mit dieſen“, ſprach er, „tilgt beim Schuſter Er die Schuld,
Und hier, da ſchenk' ich Jhm zum zweiten Mal fünf Thaler,
Da trink' Er auf mein Wohl.“ — „„O! welche Jnad' und Huld!
Schön danke, Majeſtät, für's Jeld; jedoch Bezahler
Des Schuſters werd' ick nich.““ — „Was unterſteht Er ſich!?“ —
„„Verzeihen Majeſtät, alleene für fünf Dahler,
Bewahre Jott! veränd'r' ick meinen Jloben nich!““

C. Mauritius.

Liſette.

Ein junges Weib, ſie hieß Liſette,
Dies Weibchen lag an Blattern blind.
Nun weiß man wohl, wie junge Weiber ſind;
Drum durft' ihr Mann nicht von dem Bette,
So gern er ſie verlaſſen hätte;
Denn laßt ein Weib ſchön, wie Cytheren, ſeyn,
Wenn ſie die Blattern hat, ſo nimmt ſie nicht mehr ein.
Hier ſitzt der gute Mann zu ſeiner größten Pein,
Und muß des kranken Weibes pflegen,
Ihr Kiſſen oft zurechte legen,
Und oft durch ein Gebet um ihre Beſſrung fleh'n:
Und gleichwohl war ſie nicht mehr ſchön.
Ich hätt' ihn mögen beten ſeh'n.

Der arme Mann! Ich weiß ihm nicht zu rathen;
Vielleicht beſinnt er ſich, und thut, was And're thaten.

Ein krankes Weib braucht eine Wärterin;
Und Lorchen ward dazu erleſen,
Weil ihr Liſettens Eigenſinn
Vor Andern längſt bekannt geweſen.
Sie trat ihr Amt dienſtfertig an,
Und wußte ſich in allen Stücken
Gut in die kranke Frau zu ſchicken,
Und auch in den geſunden Mann.
Sie war beſorgt, gefällig, jung und ſchön,
Und alſo ganz geſchickt, mit Beiden umzugeh'n.

Was thut man nicht, um ſich von Gram und Pein,
Von langer Weile zu befrei'n.
Der Mann ſieht Lorchen an, und red't mit ihr durch Blicke,
Weil er nicht anders reden darf,
Und jeder Blick, den er auf Lorchen warf,
Kam, wo nicht ganz, doch halb erhört zurücke.
Ach, arme kranke Frau! es iſt dein großes Glücke,
Daß du nicht ſehen kannſt; dein Mann thut recht galant:
Dein Mann, ich wollte viel drauf wetten,
Hat Lorchen ſchon vorher gekannt,
Und ſie mit Fleiß zur Wärterin ernannt.
Ja, wenn ſie bloß durch Blicke red'ten,
So möcht' es endlich wol noch geh'n;
Allein bald wird man ſie einander küſſen ſeh'n.
Er kommt, und klopft ſie in den Nacken,
Und kneipt ſie in die vollen Backen;
Sie wehrt ſich ganz bequem, bequem wie eine Braut;
Und findet bald für gut, ſich weiter nicht zu wehren.
Sie küſſen ſich recht zärtlich und vertraut;
Allein ſie küßten gar zu laut.
Wie konnt' es anders ſeyn: Liſette mußt' es hören.
Sie hört's, und fragt: „Was ſchallt ſo hell?“ —
„„Madam, Madam! — ruft Lorchen ſchnell —
Es iſt Ihr Herr, er ächzt vor großem Schmerz
Und will ſich nicht zufrieden geben.““ —
„Ach! — ſpricht ſie — lieber Mann, wie redlich meint's
dein Herz!
O! gräme Dich doch nicht! Ich bin ja noch am Leben.“

Gellert.

Schwarz auf Weiß.

Es war ein Müllerburſche,
Der hatt' ein Mädel fein,
Und baut' auf ihre Treue,
Feſt wie auf Fels und Stein.
Auch war ein Schornſteinfeger,
Ein attachanter Mann,
Der mit des Müllers Schätzel
Manch Liebesfädchen ſpann.

Des Müllers Schätzel dachte:
Was frommt das Einerlei! —
Ein Mann iſt doch nur Einer
Und zwei ſind ihrer Zwei;
Und wenn der Müllerburſche
Des Mahlwerks warten muß,
Giebt ſie dem ſchwarzen Geſellen
Verſtohlen Kuß auf Kuß.

Bald raunten gute Freunde
Dem Müller in das Ohr:
Du kennſt den Schornſteinfeger,
Wir rathen: Sieh Dich vor! —
„Ei, Poſſen! — rief der Müller —
So wahr ich Anton heiß'!
Und wollt Ihr, daß ich's glaube,
So ſchreibt mir's Schwarz auf Weiß.“

Da traf ſich's, daß der Müller
Zu ſeiner Schönen kam,
Als ſpät von ihr, im Dunkeln,
Ein Fremder Abſchied nahm;
Der Fremde that gar zärtlich,
Küßt' Wang' und Mündchen ihr;
Da kam der ehrliche Müller
Und ſchrie: „Wer küßt Dich hier?“

„„Es iſt — ſprach ſie — mein Vetter,
Der von uns Abſchied nimmt,
Weil er mit früh'ſtem Morgen
Von hier nach London ſchwimmt.““ —
„Herr Vetter! — ruft der Müller —
Auch einen Kuß für mich!“ —
Und Beide, Müller und Vetter,
Umarmen herzlich ſich.

Der Vetter trollt von dannen. —
„Nun, Liebchen, bring' uns Licht!“
Sie bringt's — doch Leichenbläſſe
Bedeckt ihr Angeſicht.
Denn ach! erwägt den Schrecken —
Des Müllers Wämmschen war —
Verbrämt mit ſchwarzen Flecken
Und machte alles klar.

„O Schlange! — rief der Müller,
Voll Aerger und voll Gram, —
Fahr' wohl! ich kenn' den Vetter,
Der von Dir Abſchied nahm:

Es war der Schornſteinfeger.
So wahr ich Anton heiß';
Er ſelber eigenhändig
Schrieb es mir Schwarz auf Weiß.“
— — —

Der Schläfrige.

Mein Nachbarsmann beklaget ſich
Daß ihn der Schlaf beſtändig fliehe;
Im Gegentheile koſtet mich
Das Schlafen nie und nirgend Mühe;
Mag Morgen, Mittag, Abend ſeyn,
Zu jeder Stunde ſchlaf' ich ein.

Um ſechs Uhr bringt mein Thomas mir
Zum Bett' all' unſere Journale,
Da ſeh' ich dann, daß man dafür
Ein Heidengeld umſonſt bezahle,
Sie nehmen fades Zeug hinein,
Und wenn ich's leſe — ſchlaf' ich ein.

Im Schlafrock ſetz' ich mich zum Tiſch
Und fange Manches an zu ſchreiben;
Die erſten Zeilen gehen friſch,
Die andern muß ich ſchuldig bleiben;
Es fällt mir ſelten Gutes ein,
Und unter'm Denken — ſchlaf' ich ein.

Ich kleide mich und ſehe dann
Bei unſern Bücherhändlern allen
Die angelangten Werke an,

Sie liegen da in ganzen Ballen.
Ich ſchau' und ſchau' — der Druck iſt klein,
Das Werk iſt ſchal — da ſchlaf' ich ein.

Bei einem Freunde wird geſpeiſ't,
Ein braver Mann mit Millionen;
Da reden ſie vom Courſe meiſt,
Banknoten, Obligationen:
Das mag recht ſchön und wichtig ſeyn,
Ich aber ſchlafe d'rüber ein.

Des Nachmittags geh' ich vor's Thor
In's Gaſthaus, wo viel junge Leute
Sich leſen ihre Verſe vor
Und d'rüber kommen oft zum Streite;
Der Streit iſt groß, die Sach' iſt klein,
Da ſchlaf' ich dann auch immer ein;

Geh' dann in unſer Opernhaus,
Um dort vom Schlafe mich zu retten;
Man liebt Roſſiniſches Geſaus,
Doch ob gleich Pauken, Clarinetten,
Trompeten, Trommeln wirbeln d'rein,
Mich ſchläfert das Gewirbel ein.

Und müd' und ſchläfrig komm' ich dann
Zu meiner Frau nach Hauſe wieder;
Die treff' ich meiſt im Bett' ſchon an,
Leg' alſo auch zur Ruh' mich nieder;
Sie will — noch ſehr geſprächig ſeyn,
Ich aber — ſchweig' und ſchlafe ein.

J. F. Caſtelli.

Die Auſter.

Ein Lahmer ſprach zu einem Blinden:
„Wir Krüppel wollen uns verbinden;
Du ſollſt mein Fuß, ich will dein Auge ſeyn,
Und wenn wir einen Schatz auf unſerm Wege finden,
So theilen wir uns brüderlich darein.“

Der Blinde ging den Vorſchlag ein,
Belud ſich mit dem lahmen Reiter;
Der war zur nächſten Stadt ſein Leiter,
Und rief dort bald:
„Herr Bruder, halt!
Da liegt nicht weit von deinen Füßen
Ein Ding von ſeltſamer Geſtalt,
Das läßt vielleicht ſich brauchen und genießen.“

Und eine Auſter war's, die taſtend mit der Hand
Der Blinde fand;
Ein böhmiſch Dorf den armen Wichten!
Der Finder zog ein Meſſerlein hervor,
Um ſtracks quer durch die Theilung zu verrichten:
Doch als er ſo nur Müh' und Zeit verlor,
Ward hinter ihm der Lumpenritter
Gewaltig bitter,
Und ſchrie: „Du ungelenker Thor,
Du weißt mit dieſem Dinge nicht zu ſchalten:
Gieb her, laß mich's allein behalten!“ —

„Nein! — ſprach der And're kurz und rund —
Das ſtreitet wider unſern Bund,
Die Halbſcheid muß durchaus mir werden,
Sonſt wäre ja kein Recht auf Erden!“

Sie zankten ſich darob ſo hart,
Daß ſchier das Fauſtrecht thätig ward.
Zuletzt beſchloſſen ſie, bei einem Advocaten
Sich ob der Theilung zu berathen.

Sie trafen einen Herrn, der fleißig Auſtern aß,
Und folglich war es ihm ein Spaß,
Das Muſchelhaus des Seethiers aufzumachen.
„Seht — hob er an und barg ſein inn'res Lachen —
Hier wohnt ein garſt'ger Wurm darin,
Der iſt Euch Beiden kein Gewinn,
Ich aber muß mich oft zu ſolcher Speiſe zwingen.“

Er ließ Citronenſaft ſich bringen,
Verſchlang die Auſter ſchnell und ſprach:
„Jetzt nehme, dem Vertrage nach,
Sich Jeder eine dieſer Schalen!
Sie gleichen ſich genau, das Recht hat ſeinen Lauf,
Und nun thut eure Beutel auf,
Um mich für meinen Rath gebührend zu bezahlen!“

Langbein.

Capuciner-Predigt.

(Wallenſteins Lager. Achter Auftritt.)

Capuciner.

Heiſa, Juchheia! Dudeldumdei!
Das geht ja hoch her. Bin auch dabei!
Iſt das eine Armee von Chriſten?
Sind wir Türken? ſind wir Antibaptiſten?
Treibt man ſo mit dem Sonntag Spott,
Als hätte der allmächtige Gott
Das Chiragra, könnte nicht drein ſchlagen?
Iſt's jetzt Zeit zu Saufgelagen,
Zu Banketten und Feiertagen?
Quid hic statis otiosi?
Was ſteht ihr und legt die Hände in'n Schooß?
Die Kriegsfurie iſt an der Donau los,
Das Bollwerk des Baierlands iſt gefallen,
Regensburg iſt in des Feindes Krallen,
Und die Armee liegt hier in Böhmen,
Pflegt den Bauch, läßt ſich's wenig grämen,
Kümmert ſich mehr um den Krug als den **Krieg**,
Wetzt lieber den Schnabel als den Sabel,
Hetzt ſich lieber herum mit der Dirn',
Frißt den Ochſen lieber als den Ochſenſtirn.
Die Chriſtenheit trauert in Sack und Aſche;
Der Soldat füllt ſich nur die Taſche.
Es iſt eine Zeit der Thränen und Noth,
Am Himmel geſchehen Zeichen und Wunder,
Und aus den Wolken, blutigroth,
Hängt der Herrgott den Kriegsmantel 'runter.

Den Kometen ſteckt er, wie eine Ruthe,
Drohend am Himmelsfenſter aus.
Die ganze Welt iſt ein Klagehaus;
Die Arche der Kirche ſchwimmt im Blute,
Und das römiſche Reich — daß Gott erbarm'!
Sollte jetzt heißen römiſch Arm;
Der Rheinſtrom iſt worden zu einem Peinſtrom,
Die Klöſter ſind ausgenommene Neſter,
Die Bisthümer ſind verwandelt in Wüſtthümer,
Die Abteien und die Stifter
Sind nun Raubteien und Diebesklüfter,
Und alle die geſegneten deutſchen Länder
Sind verkehrt worden in Elender! —
Woher kommt das? das will ich euch verkünden:
Das ſchreibt ſich her von euren Laſtern und Sünden,
Von dem Greuel und Heidenleben,
Dem ſich Officier' und Soldaten ergeben.
Denn die Sünd' iſt der Magnetenſtein,
Der das Eiſen ziehet in das Land herein.
Auf das Unrecht, da folgt das Uebel,
Wie die Thrän' auf die herbe Zwiebel;
Hinter dem U kommt gleich das W,
Das iſt die Ordnung im A B C.
Ubi erit victoriae spes,
Si offenditur Deus? Wie ſoll man ſiegen,
Wenn man die Predigt ſchwänzt und die Meſſ',
Nichts thut, als in den Weinhäuſern liegen?
Die Frau in dem Evangelium
Fand den verlornen Groſchen wieder,
Der Saul ſeines Vaters Eſel wieder,
Der Joſeph ſeine ſaubern Brüder;

Aber, wer bei den Soldaten ſucht
Die Furcht Gottes und die gute Zucht
Und die Scham, der wird nicht viel finden,
Thät' er auch hundert Laternen anzünden.
Zu dem Prediger in der Wüſten,
Wie wir leſen im Evangeliſten,
Kamen auch die Soldaten gelaufen,
Thaten Buß' und ließen ſich taufen,
Fragten ihn: Quid faciemus nos?
Wie machen wir's, daß wir kommen in Abrahams Schooß?
Et ait illis, und er ſagt:
Neminem concutiatis,
Wenn ihr Niemanden ſchindet und plagt,
Neque calumniam faciatis,
Niemand verläſtert, auf Niemand lügt.
Contenti estote, euch begnügt,
Stipendiis vestris, mit eurer Löhnung,
Und verflucht jede böſe Angewöhnung.
Es iſt ein Gebot: Du ſollſt den Namen
Deines Herrgotts nicht eitel auskramen!
Und wo hört man mehr blasphemiren,
Als hier in den Friedländiſchen Kriegsquartieren!
Wenn man für jeden Donner und Blitz,
Den ihr losbrennt mit eurer Zungenſpitz',
Die Glocken müßt' läuten im Land umher,
Es wär' bald kein Meßner zu finden mehr;
Und wenn euch für jedes böſe Gebet,
Das aus eurem ungewaſchnen Munde geht,
Ein Härlein ausging' aus eurem Schopf,
Ueber Nacht wär' er geſchoren glatt,
Und wär' er ſo dick wie Abſalons Zopf.

Der Joſua war doch auch ein Soldat,
König David erſchlug den Goliath;
Und wo ſteht denn geſchrieben zu leſen,
Daß ſie ſolche Fluchmäuler ſind geweſen?
Muß man den Mund doch, ich ſollte meinen,
Nicht weiter aufmachen zu einem Helf' Gott,
Als zu einem Kreuz-Sackerlot!
Aber weſſen das Gefäß iſt gefüllt,
Davon es ſprudelt und überquillt.
Wieder ein Gebot iſt: Du ſollſt nicht ſtehlen!
Ja, das befolgt ihr nach dem Wort;
Denn ihr tragt Alles offen fort.
Vor euren Klauen und Geiersgriffen,
Vor euren Praktiken und böſen Kniffen
Iſt das Geld nicht geborgen in der Truh',
Das Kalb nicht ſicher in der Kuh,
Ihr nehmt das Ei und das Huhn dazu.
Was ſagt der Prediger? Contenti estote,
Begnügt euch mit eurem Commisbrote.
Aber wie ſoll man die Knechte loben,
Kommt doch das Aergerniß von oben!
Wie die Glieder, ſo auch das Haupt!
Weiß doch Niemand, an wen der glaubt!

Erſter Jäger.

Herr Pfaff! uns Soldaten mag Er ſchimpfen,
Den Feldherrn ſoll Er uns nicht verunglimpfen.

Capuciner.

Ne custodias gregem meam!
Das iſt ſo ein Ahab und Jerobeam,
Der die Völker von der wahren Lehren
Zu falſchen Götzen thut verkehren.

Trompeter und Recrut.

Laſſ' Er uns das nicht zwei Mal hören!

Capuciner.

So ein Bramarbas und Eiſenfreſſer,
Will einnehmen alle feſten Schloſſer,
Rühmte ſich mit ſeinem gottloſen Mund:
Er müſſe haben die Stadt Stralſund,
Und wär' ſie mit Ketten an den Himmel geſchloſſen.

Trompeter.

Stopft ihm Keiner ſein Läſtermaul?

Capuciner.

So ein Teufelsbeſchwörer und König Saul,
So ein Jehu und Holofern,
Verleugnet, wie Petrus, ſeinen Meiſter und Herrn:
Drum kann er den Hahn nicht hören kräh'n —

Beide Jäger.

Pfaffe! jetzt iſt's um Dich geſcheh'n!

Capuciner.

So ein liſtiger Fuchs Herodes —

Trompeter und beide Jäger.

Schweig ſtille! Du biſt des Todes!

Croaten.

Bleib da, Pfäfflein, fürcht' Dich nit,
Sag' dein Sprüchel und theil's uns mit.

Capuciner.

So ein hochmüthiger Nebucadnezar,
So ein Sündenvater und muffiger Ketzer,
Läßt ſich nennen den Wallenſtein:
Ja freilich iſt er uns Allen ein Stein
Des Anſtoßes und Aergerniſſes,
Und ſo lang' der Kaiſer dieſen Friedeland
Läßt walten, ſo wird nicht Fried' im Land.

Friedr. v. Schiller.

Der Täufling.

Beim Prediger des Dorfes fand
Sich morgens früh im Feſtgewand
Ein Bauer ein, dem das Vergnügen
Des Eheglücks mit gold'nen Zügen
Auf Naſ' und Stirn zu leſen ſtand.
„Herr Pfarrer, endlich ward von droben —
Rief er, die Blicke wie verklärt
Zur ſchwarzberauchten Deck' erhoben —
Mein längſt gehegter Wunſch gewährt!
Was ich auch trieb und that und dachte,
Seit ich ein Weib mir beigeſellt,
Beim Alten blieb es, wie beſtellt;
Nur Jungen, nichts als Jungen, brachte
Mein Weib bis dato mir zur Welt.

Heut' aber ſchallt's im Elternkreiſe
Der Muhmen nur von Glück und Heil;
Heut' endlich ward, willkommner Weiſe,
Mir auch ein Töchterchen zu Theil!
Die Taufe komm' ich zu beſtellen;
Schon morgen ſoll mein Töchterlein
Der Chriſtenheit ſich zugeſellen,
Und Laura ſoll der Name ſeyn."

„„Nicht fehlen wird der Kirche Segen! —
Rief ihm der Prediger entgegen
Mit feierlichem Amtsgeſicht —
Allein der Name, den ihr eben
Mir wunderlich zu Buch gegeben,
Gehört für Bauersleute nicht!
Der ziemt allein ſich für Perſonen,
Die, launenhaft ſchon beim Entſteh'n
Zu Günſtlingen des Glücks erſeh'n,
In ſteinernen Paläſten wohnen,
Und vornehm ſind und müßig geh'n.
Drum ſucht die Grillen zu vermeiden,
Woraus nur leerer Dünkel blickt,
Und nennt die Dirne ſchlichtbeſcheiden,
Wie ſich's für Bauersleute ſchickt.""

Der Abgewieſene ſah im Zimmer
Betrübten Herzens vor ſich hin.
„Ach — fuhr er fort — uns kam ja nimmer
Ein Hochmuthswirbel in den Sinn!
Beim ewigen Gedräng von Knaben,

Gedachten wir die Kleine bloß
Mit dieſem Namen zu begaben,
Weil wir, und zwar faſt hoffnungslos,
So lang' auf ſie **gelauert** haben!" —

G. Prätzel.

Die Erſcheinung.

Geſtern, Brüder — könnt ihr's glauben? —
Geſtern, bei dem Saft der Trauben,
(Stellt euch mein Erſchrecken für!)
Geſtern kam der Tod zu mir.

Drohend ſchwang er ſeine Hippe,
Drohend ſprach das Furchtgerippe:
Fort, du theurer Bacchusknecht!
Fort, du haſt genug gezecht!

Lieber Tod, ſprach ich mit Thränen,
Sollteſt du nach mir dich ſehnen?
Sieh, da ſtehet Wein für dich!
Lieber Tod verſchone mich!

Lächelnd griff er nach dem Glaſe,
Lächelnd macht' er's auf der Baſe,
Auf der Peſt Geſundheit leer:
Lächelnd ſetzt' er's wieder her.

Fröhlich glaubt' ich mich befreit,
Als er ſchnell ſein Droh'n erneu't:
Narre, für dein Gläschen Wein,
Denkſt du, ſprach er, los zu ſeyn?

Tod, bat ich, ich möcht' auf Erden
Gern ein Mediciner werden:
Laß mich! ich verſpreche dir
Meine Kranken halb dafür!

Gut! wenn das iſt, magſt du leben —
Sprach er — nur ſei mir ergeben!
Lebe bis du ſatt geküßt
Und des Trinkens müde biſt!

O wie ſchön klingt dies den Ohren!
Tod, du haſt mich neu geboren.
Dieſes Glas voll Rebenſaft,
Tod, auf gute Bruderſchaft!

Ewig muß ich alſo leben?
Ewig dann, beim Gott der Reben!
Ewig ſoll mich Lieb' und Wein,
Ewig Wein und Lieb' erfreu'n!

Leſſing.

Der geſattelte Weſſir.

Schach Achmet führte den Scepter
Mit leichter milder Hand,
Doch liebt' er die ſchönen Weiber
Mehr als ſein Volk und ſein Land.

In ſeinem Serail verbracht' er
Die meiſte ſchöne Zeit,
Regiert zu werden hat mehr ihn,
Als ſelbſt zu regieren, gefreut.

Vorſtellungen macht' ihm oft dringend
Darob ſein Weſſir, ihm treu,
Und endlich lieh er Gehör ihm,
Entſagte der Liebelei.

Das aber verdroß die Weiber,
Und als in zärtlicher Stund'
Der Sultan der Favorite
Die Urſach' davon that kund,

Da ſchwor dem Weſſir ſie Rache.
„Herr! — ſprach ſie — Du ſollſt es ſeh'n,
Es kann auch der grämliche Alte
Nicht unſerm Reiz widerſteh'n.

O ſende mich ihm als Sclavin,
Er ſoll mir werden ſo klein,
Daß dieſe Sclavin in Kurzem
Wird ſeine Königin ſeyn."

Der Scherz behagte dem Sultan,
Er ſandte das Weib dem Weſſir,
Und dieſer, bewundernd die Reize,
Fand großes Gefallen an ihr.

Die liſtige Odaliske
Verwandte nun jegliche Liſt,
Und heiß war für ſie erglühet
Der Alte in kürzeſter Friſt.

Und als er einſt lag auf den Knie'n
Vor ihr, und enthüllt' ihr ſein Herz,
Da ſprach ſie: „Willſt Du mir beweiſen,
Es ſei deine Neigung nicht Scherz,

So gieb mir dein Wort, zu gehorchen
Mir nur einen einzigen Tag,
Ich will dann dein ganzes Leben
Beglücken, ſo viel ich's vermag."

Der folgende Tag ward beſtimmet,
Da wollt' er gehorſam ihr ſeyn,
Und Fatme lud nun den Sultan
Geheim zu dem Schauſpiele ein.

Verborgen war er ein Zeuge
Von Fatme's glänzendem Sieg,
Er ſah den Weſſir geſattelt,
Deſſ' Rücken die Stolze beſtieg.

Und an dem Zaume geleitet,
Trug er gehorſam und ſtumm
Die Königin ſeines Herzens
Im ganzen Gemache herum.

Der Sultan konnte nicht lange
Des Lachens erwehren ſich:
„Ha! — rief er — Du Sittenrichter!
Wie muß ich erblicken Dich!“

„„In einer ſehr lehrreichen Lage, —
Verſetzte der ſchlaue Weſſir, —
Denn die Wahrheit meiner Worte
Bezeugt das Geſchehene Dir.

Laß nicht Dich umgarnen, o Herrſcher,
Vom launenhaften Geſchlecht,
Denn auch der Stärkſte muß werden
Des ſchwächeſten Weibes Knecht.““

J. F. Caſtelli.

Der Proviſor und der Eckenſteher.

Ein jeder Jud', ein jeder Chriſt
Weiß, was ein Eckenſteher iſt:
Drum fang' ich, als vernünft'ger Mann,
Gleich ohne alle Vorred' an.

Vor einem Apothekerladen
Ward kürzlich, ſpät bei Mondenſchein,
Ein ganzer Wagen Specerei'n
In Kiſt' und Kaſten abgeladen.
Die Kiſt' und Kaſten waren ſchwer,
Der arme Fuhrmann quält' ſich ſehr,
Denn keine Katze ließ ſich ſehen,
Dem armen Teufel beizuſtehen.

Ein Eckenſteher ſah von ferne,
In ſorgenloſer, heit'rer Ruh',
Der Qual des armen Fuhrmanns zu.
Geholfen hätt' er freilich gerne,
Wenn Jemand ihm ein Trinkgeld bot;
Allein umſonſt iſt nur der Tod.
Drum zog er's vor, ihm zuzuſehen —
Wer kann ihn dieſerwegen ſchmähen!

Doch endlich konnte er dem Hange
Zur Arbeit nicht mehr widerſteh'n;
Von fern ſo müßig zuzuſeh'n,
Ward ihm die Zeit doch gar zu lange.
Und zum Proviſor hingewandt,
Der eben in der Thüre ſtand,
Sprach er: „Wie iſt's denn, Ihre Gnaden,
Ick melde mir, hier abzuladen?"

„„Nichts da, ich habe meine Leute!""
Herrſcht barſch ihm der Proviſor zu.
„Mir friert, ſeh' ick hier müßig zu;
Drum ſeynd Se nich ſo böſe heute,

Ick duh's umſonſt, ick will keen Jeld.“ —
„„Nun, wenn die Arbeit Euch gefällt,
So bringt die Kaſten nach dem Keller:
Doch geb' ich, merkt's Euch, keinen Heller.““

Der Eckenſteher ungeniret,
Greift herzhaft an; in kurzer Zeit
Iſt Alles zur Zufriedenheit
An Ort und Stelle hinſpediret.
Drauf tritt er ein zur Ladenpfort',
Und ſpricht zum Herrn Proviſor dort:
„Geſchafft' is nanu Allens rüber —
Wie ſteht's denn mit en Schnäpsken Lieber?“

„„Es iſt nun ſchon zum zweiten Male,
Daß Ihr mich anzuſprechen wagt;
Da ich Euch doch zuvor geſagt,
Daß ich Euch keinen Heller zahle.““ —
„Ach, uf en Schnaps kommt's doch nich an?“ —
„„Ich gebe nichts!““ — „O juter Mann,
Sie jammern mir!“ — „„Verweilt nicht lange!““ —
„O Bolle, mach' du mir nich bange!“.

So ging er unter Flüch' und Schelten
Fort aus dem Laden, in den Bart
Noch brummend, daß er's aufgeſpart
Den Schnaps gehörig zu vergelten.
Nach Rache lechzt' ihm Herz und Sinn:
Er eilt zur Goldnen Kugel hin,
Mit den Kam'raden zu beſprechen,
An dem Proviſor ſich zu rächen.

Um Mitternacht, als ſeine Flügel
Gott Morpheus über ganz Berlin
Gebreitet, klopft's an der Officin,
Als ſollt' die Thür aus Zug' und Riegel.
Es ward ein ſolcher Lärm gemacht,
Daß der halb taube Burſch erwacht,
Und in der Stunde der Geſpenſter
Hinausſchaut aus dem Ladenfenſter.

„„Herr Gott, was iſt denn das für Lärmen
Um Mitternacht! Was iſt denn los?“ “ —
„Ach Herr, mein Unjelück is jroß!
Ick muß jewiß mir dodig härmen,
Wenn Sie im Ogenblick nich hier
Den Herrn Proviſer rufen mir.
Nur er alleene kann mir retten,
Drum holen Sie'n man aus de Betten!“ —

„„Ihr habt wol Gift?!“ “ — „Ja, jiftig bin ick!
Man fix, ſonſt kommt die Hülf' zu ſpät!“
Der Burſche fliegt mehr als er geht
Die Trepp' hinauf, um ſchnell dem Unglück
Zuvorzukommen. — „Aufgemacht!
Um Gotteswillen, Herr, erwacht!
Zu retten giebt's ein Menſchenleben!
Eilt ſchnell ein Gegengift zu geben!“

Aus einem angenehmen Traume
Ward der Proviſor aufgeſchreckt:
Doch da er bei Gefahr geweckt,
Entreißt er ſich dem weichen Flaume,

Bezieht den Fuß mit warmer Sock',
Und ſchlürfet in den Morgenrock;
Dann eilt er, aus des Todes Ketten
Das neue Opfer kühn zu retten.

„„Wer iſt's, der Gift nahm — iſt es Dieſer?““ —
„Ne, dieſes wen'ger, lieber Mann,
Mein Magen nimmt man Kümmel an!“ —
„„Was denn?““ — „Verzeihn Se, Herr Proviſer,
Ick koofte heute Abend hier
Vor'n Sechſer Räucherkerzken mir; —
Nu weeß ick nich — Sie ſolln't mal ſehen —
Det Eene will partout nich ſtehen!“

C. Mauritius.

Die Bedeutung des Wörtchens „Na!“

Im regen Treiben unſers Lebens
Wird oft das Kleine überſehen,
Doch ſteht's geſchrieben, daß vergebens
Der liebe Gott nichts läßt geſchehen.
Es ſcheinet Manches niedrig, flüchtig,
Doch Kleines wird zuerſt erhöht,
Und eh' man's meinet, wirkt es tüchtig,
Wenn man nur den Gebrauch verſteht.

Zum Beiſpiel, in der deutſchen Sprache
Sind ſtolze Worte reich an Kraft,
Obgleich — daß Keiner mich verlache! —
Manch kleines Wort mehr Nutzen ſchafft.

Den klugen Philologenkreiſen,
— Die ſuchen dunkler Worte Sinn —
Will ich an kleinem Wort beweiſen,
Daß ich auch Philologe bin.

Das Lied wird oft erſt Lied beim Sange,
Der Ton ſchafft aus dem Laut ein Wort.
Am Wörtchen „Na“, ſo arm am Klange,
Beweiſ' ich meine Kunſt ſofort.
Der Schüler ſpielt mit Holz und Steinen,
Ob Lernen gleich ihm beſſer frommt;
Dem Lehrer mag's wol auch ſo ſcheinen,
Er rufet: „Na!“ — der Schüler kommt.

Ein Herr, der ſeinen Putz nur liebet,
Auf einen groben Menſchen trifft,
Der unſanft ihn zur Seite ſchiebet.
„Na!“ — ruft er aus und ſteht verblüfft.
Das Wörtchen, klein wie eine Milbe,
Zeugt von Ideen eine Welt.
Doch zeig' ich gleich, daß dieſe Sylbe
Gar einen Lieb'sroman enthält.

Schön Jettchen ſitzt daheim, ſehr böſe
Auf ihren heißgeliebten Franz;
Gewiß, ihn feſſelt jetzt Thereſe,
Man ſah's ja neulich noch beim Tanz.
Sonſt war er niemals ausgeblieben,
Jetzt blieb er ſchon acht Tage aus;
Doch wie, wer kommt ſo ſchnell da drüben!
Er iſt's, und: „Na!“ ruft Jettchen aus.

Er kommt. Schön Jettchen iſt ſehr froſtig;
Er bittet ſanft, umſonſt! ſie ſchmollt.
Zwar alte Liebe wird nicht roſtig,
Ich weiß, daß längſt ſie nicht mehr grollt.
Als er ſie eifrig nun belehret,
Von ihm ſei Schuld ja gänzlich fern:
„Na!“ ruft ſie zweifelnd, doch er ſchwöret,
Sie zweifelt, doch verzieh ſie gern.

Er flehet: „Na!“ — welch ſüße Weiſe!
Sie ſieht ihn ſchon verſtohlen an.
Er flüſtert: „Na!“ ſo mild, ſo leiſe, —
Es iſt doch gar ein lieber Mann.
Sie ſchaut ihm in die treuen Augen,
Es bebt von ihrer Lippe: „Na!“
Und Küſſe darf er davon ſaugen,
Mit ihnen iſt Verſöhnung da.

Ihr ſeht, daß Amor mild vergönnte
Dem „Na“ bei ſüßer Liebe Spiel,
Was manches lange Wort nicht könnte,
Denn wahre Liebe ſpricht nicht viel.
Dies kann ſo Manchen hier belehren,
Und ſprecht Ihr: „Na!“ zu dieſem Schwank,
So käm' das Wörtchen „Na!“ zu Ehren,
Und ich will keinen ſchönern Dank.

Aug. Kahlert.

Der edelmüthige Entſchluß.

Bei einem Domherrnſchmauſe,
Nicht weit von der Karthauſe,
Vom Traubenſaft durchglüht,
Sang man das Rheinweinlied. —
Das Lied war jetzt zu Ende.
Froh klatſchten zwanzig Hände
Dem Dichter Beifall zu.
Du guter Asmus, du! —
Sprach einer unſ'rer Zecher —
Haſt ſelbſt wol keinen Becher
Von dieſem edlen Trank;
Sagt nun, ihr Herr'n und Brüder,
Was thun wir ihm zum Dank
Für ſeine ſchönen Lieder? —
Beſchloſſen von den Gäſten
Ward nun: Ein Faß vom beſten
Dem Dichter — zu verehren!
Nein! — auf ſein Wohl zu leeren!

G. C. Pfeffel.

Das Ungeheuer.

(Schwank nach einer wahren Begebenheit.)

Stoßt in die Tuba, daß die Welt
Erfahre das Mirakel,
Das von der Südſee bis zum Belt
Ein Aufſeh'n und Spectakel

Gemacht hat, wie noch keins zuvor:
Drum ſpitzt, ich bitt' Euch, ſcharf das Ohr,
Sonſt könnt' es leicht geſchehen,
Es möcht' Euch was entgehen.

In einem Dörflein bei Genthin
Fiel jüngſt der Schnee in Maſſe,
Ein Leichentuch die Gegend ſchien,
Verſchneit war Steg und Gaſſe;
Da trat Hans Veit aus ſeinem Haus,
Zu ſchau'n in's trübe Wetter 'naus,
Als er zu ſeinem Schrecken
Im Schnee was thät entdecken.

Voll Angſt lief er in's Haus zurück
Und rief: „He! Mutter Suſe,
Kumm doch mal rut im Ogenblick,
Da liegt wat vor dem Huſe!
Et is en Thör — ick gleb' ne Schlang',
En Ungethüm zehn Ellen lang,
Voll Stacheln wie die Spieße,
Doch ohne Kopp und Füſſe!“

Frau Suſe ſprach: „Wir wollen ſeh'n“ —
Und griff nach einem Spaten,
Doch blieb Hans Veit nicht müßig ſteh'n,
Er lechzt' nach Heldenthaten.
In's erſte Glied ſtellt er die Frau,
Den Rückzug deckt er ſelber ſchlau,
Und zieht dem Feind entgegen
Mit einem alten Degen.

Das Ungethüm lag mäuschenſtill,
Dem Hans wuchs die Courage;
Er dacht' bei ſich: wie Gott es will!
Die Feigheit iſt Blamage!
Zwei Schritt' ſchon hat er ſich genäh'rt, —
Das Thier bewegt ſich — Links um, kehrt!
Hans Veit ſpringt über'n Hecken,
In's Haus ſich zu verſtecken.

„He Veit, ſo komme doch geſchwind
Heraus, verzagter Haſe!
Dat Beeſt is dodt und nur der Wind
Bewegt ihm noch die Naſe.“
Hans Veit kam wieder an das Licht,
Doch traut' er eh' dem Frieden nicht,
Bis daß nach ein'gen Streichen
Es gab kein Lebenszeichen.

Nun hieb Hans Veit 'mal tapfer drein —
Das Thier war bald in Stücken —
Wer ihm negirt, ein Held zu ſeyn,
Will ich an's Zeug Eins flicken:
D'rauf kehret er im Augenblick
Mit einem großen Sack zurück,
Zum Richter, voller Zagen,
Den todten Feind zu tragen.

Und flugs zum Schulzen mit der Laſt,
Gefolgt von ſeinem Weibe:
Dem fällt er in das Zimmer faſt,
Und wirft den Sack vom Leibe.

„„Ei, ei, Hans Veit, Ihr ſeid wol toll,
Und habt den Kopf vom Weine voll —
Ihr fallt ja, wie ich ſpüre,
Ins Haus mir mit der Thüre!““

„Gevatter Schulze, glob' Er mir,
Ick wollt', ick wär' beſoffen,
Denn hätt' die Rieſenſchlange hier
Im Schlaf ick nur getroffen!“ —
„„'ne Rieſenſchlang'?! Herr Jeſus Chriſt!
Ich glaub', Menſch, daß Du raſend biſt:
Hinaus mit Euch Gelichter,
Sonſt zeig' ich Euch dem Richter!““

Dies ſagend, ſpringt mit einem Satz
Er auf den Ofen bebend;
Iſt juſt bequem auch nicht der Platz,
Er weiß ſich hier doch lebend.
Da ruft ihm die Frau Suſe zu:
„Geb' ſich der Schulze nur tu Ruh',
Und hab' Er keene Bange,
Denn dodt is ja die Schlange!“

Als dies von ſeinem hohen Sitz
Der tapf're Schulz vernommen,
So iſt er ſchneller als der Blitz
Von ihm herab gekommen;
Doch wagt er an den Sack ſich nicht,
Er machte ſchleunigſt den Bericht,
Und ließ auf eil'gen Sohlen
Den Herrn Amtmann holen.

Der langt im Schweiß gebadet an.
Mein Gott, was iſt geſchehen!? —
„„'ne Rieſenſchlang' fand dieſer Mann,
Könnt dort im Sack ſie ſehen,
Und weil in praxi mir der Fall
Erſcheinet heut zum erſten Mal,
Mußt' Euch, Herr, ich citiren,
Das Protocoll zu führen!““

„'ne Rieſenſchlang' im Dorfe hier?
Ei ja, das möcht' ſich ſchicken;
Noch nie ließ ſolch verdächtig Thier
Im ganzen Kreis ſich blicken.
Bringt her den Sack und öffnet ſchnell!“ —
Doch Niemand rührt ſich von der Stell';
Sie ſind nicht zu bewegen,
Hand an den Sack zu legen.

Da ſchreitet denn der Amtmann ein,
Ihn ſelber aufzumachen;
Doch kaum wirft er den Blick hinein,
So muß er gellend lachen:
„Das alſo iſt die Rieſenſchlang',
Die zittern Euch gemacht und bang'? —
Die Boa iſt's, Ihr Thoren,
Die meine Frau verloren!“

Mauritius.

Der Paß.

„Wenn Jemand eine Reiſe thut,
So kann er was erzählen.“
Dies alte Liedchen ſchlicht und gut
Will ich zum Anfang wählen:
Denn ich erzähl' von einem Mann,
Der auf der Reiſe g'rade,
So eben kommt im Wirthshaus an
Nach tücht'ger Promenade.

Nachdem er ſattſam ſich erquickt
An fleiſchlichem Genuſſe,
Hat er zur Reiſ' ſich angeſchickt,
Zum Abſchiedstrunk und Gruße:
Denn Eile braucht's, bei guter Zeit
Die Grenze zu erreichen,
Und übernachten wollt' ich heut'
Im Gaſthof Zu den Eichen.

Der Wirth bringt einen Becher Wein,
Den Valet zu credenzen,
Und dabei fällt ihm plötzlich ein,
Daß üblich an den Grenzen,
Nach einem Paß zu fragen dort;
Ob er damit verſehen?
Sonſt käme er gewiß nicht fort,
Dafür woll' er ihm ſtehen.

„„'nen Paß? — Ach nein, den hab' ich nicht,"
Fing jener an zu klagen.
„O weh, das iſt 'ne böſ' Geſchicht',
Ich muß es Euch nur ſagen,
Denn ſtreng ſind jene an der Grenz',
Sie laſſen Euch nicht 'nüber,
Da hilft nicht Geld, nicht Eloquenz —"
„„O gebt 'nen Rath mir, Lieber!""

Der Wirth, ein Mann der Heiterkeit,
Beſann ſich auch nicht lange
Und ſprach: „Mit etwas Dreiſtigkeit
Iſt mir für Euch nicht bange.
Hier, ſteckt die Speiſekarte ein,
Und zeigt ſie ohne Zagen
Dem, der Euch an der Grenz' allein
Wird nach dem Paſſe fragen."

Und ſo geſchah es, wie zuvor
Der Wirth ihm prophezeiet;
Kaum tritt er an das Grenzhaus-Thor,
Man ihm entgegen ſchreiet:
„Hat Euer Gnaden anen Paß?
Sonſt kommens halt nit 'rüber!" —
Dem Burſchen ward bald roth, bald blaß,
Ihn überlief ein Fieber.

Doch ſchnell ſich faſſend, reicht er drauf
Die Speiſekart' dem Frager,
Der ſchläget ſie bedächtig auf,
Zu muſtern unſern Wager;

Doch ſchüttelt er alsbald ſein Haupt,
Fährt brummend fort zu leſen,
Vergleicht, und ruft: „Ob's Aner glaubt! —
's iſt noch nit da geweſen!“ —

„A Schweinskopf —? Schau, das iſt curios!
A Rinderzung' —? 's iſt richtig —,
A Hammelkeul' mit ſaurer Sauce —?
Na ſchau'ns, der Fall iſt wichtig!
Was! Kälberfüß' —? Sie armer Mann!
A Gänſeleber —? ſieh doch!
Das iſt, ſo lang' i denken kann,
Nit vorgekommen mir noch!“

„O weh, mein Freund, was ſchau' i hier!
Sie habens auch Froſchkeulen —!?“
Zurück ihm gebend das Papier,
Treibt er ihn an zu eilen:
„Da nehmens Ihren Paß geſchwind,
Und gehns in's Himmels Namen,
Sie ſan a Unglücksmenſchenkind,
Dem Gott halt helfe, Amen!“

Mauritius.

Die Schreckensnacht.

Im Februar, in kalter Mitternacht,
Trieb mich mein Weg in eines Waldes Tiefe,
Es war als ob die ganze Schöpfung ſchliefe,
Nur meine Furcht allein hielt Wacht.

Mit Geld für meinen Herrn beladen,
Folgt' ich auf ſchmalen glatten Pfaden,
Die kaum — wie's ſchien — vor mir betreten —
Und konnte nichts als heimlich beten.
Der alte Wald war ſchauerlich;
Der Mond, von Wolken eingefaßt,
Erhellte Alles kümmerlich:
In meiner Angſt verging ich faſt.
O, dacht' ich, wenn nun Räuber kämen,
Dir Geld und — ach! — das arme Leben nähmen?
Und wie ich's noch ſo denke — Himmel, ſteh' mir bei!
Da ſeh' ich ſchon in kleiner Ferne drei —
Ja, großer Gott! drei ſchwarze Männer ſteh'n,
Zwar halbgebückt, doch rieſig anzuſeh'n!
Bewaffnet waren ſie mit Keulen;
Und, ach! vergebens war die Müh',
Den wilden Geiſtern zu enteilen;
Bewußtlos ging ich g'rade zu auf ſie.
Sie blieben drohend, unbeweglich,
Doch meine Herzensangſt war ganz unſäglich —
Der ſchmale Steg, es war nicht auszuweichen,
In ihre Mitte führt er mich hinein! —
Nun, muß es einmal denn geſtorben ſeyn,
Dacht' ich, ſo willſt du ſchnell das Ziel erreichen.
Schon lechzten ſie mit ungeſtümer Wuth
Nach meiner Bruſt — da rief ich: „Nehmt mein Blut,
Nehmt hin mein Geld, nehmt meine Kleider,
Ihr Räuber, einſt ereilt Euch das Gericht!“ —
„„Nee, — riefen ſie — nee, Räuber ſeint mer nicht,
Mer ſeint drei halberfrorne Schneider.““

C. von Holtei.

Die Gewalt des Schnapſes über die Liebe.

(Parodie auf Schillers „Ritter Toggenburg“.)

„Ja, daß er zu Hauſe bliebe
Abends bei der Frau;
Trunken ſpricht er nur von Liebe,
Nüchtern iſt er lau;
Nur dem Branntwein danken
Soll ich deine Gunſt!
Mann! probire nicht im Zanken
Meine ganze Kunſt.“

Und er hört's mit ſtummen Harme,
Läßt die Klinke los,
Preßt die Frau in ſeine Arme,
Fühlt ſich wieder groß.
Lad't, wie ſonſt, die Freunde wieder
Zum geſell'gen Licht,
Und es nah'n die alten Brüder,
Pfeifen im Geſicht.

Große Thaten da geſchehen
Durch der Gäſte Mund.
Staaten blühen und vergehen
Durch einander bunt;
Und des Wirthes kühne Zunge
Schlägt das ſtärkſte Heer,
Doch in ſeinem höchſten Schwunge
Fühlt das Herz ſich leer.

Und zwölf Tag' hat er's ertragen,
  Trägt es länger nicht;
Freiheit wieder will der Magen,
  Und die Kette bricht:
Als einmal die Frau zur Tränke
  In den Kuhſtall eilt,
Schleicht er hin zur theuren Schenke,
  Wo die Flaſche weilt.

Und betrunken kommt er wieder,
  Kommt nach Hauſe ſpat,
Ach! und von dem Fenſter nieder
  Strömt ein kaltes Bad.
Keine Thüre trifft er offen,
  Und es ruft heraus:
„Wo Du Dir den Rauſch geſoffen,
  Schlaf' ihn wieder aus."

Da verläſſet er auf immer
  Seiner Väter Herd,
Seine Felder ſieht er nimmer,
  Noch ſein altes Pferd.
Aus dem fürchterlichen Orte
  Weicht er kurz und gut,
Denn er hört noch ihre Worte,
  Fühlt noch ihre Fluth.

Und er wandert in die Fremde,
  Weit von ſeinem Land,
Wo er bald für Rock und Hemde
  Einen Käufer fand;

Und dann bettelt' er vom Morgen
Bis zum Abendſchein,
Und vertrank des Tages Sorgen
Froh in Branntewein.

Blickte dann in's holde Gläschen,
Blickte Stunden lang,
Bis das roſenfarb'ne Näschen
Auf den Buſen ſank,
Bis des Schnapſes Kraft ſich zeigte,
Bis das liebe Herz
Unter'n Tiſch hinab ſich neigte,
Fallend ohne Schmerz.

Und dann ſchlief er ohne Sorgen
Neben Hunden ein,
Unbekümmert, wie es morgen
Wieder würde ſeyn.
Und ſo ging er viele Tage,
Trank viel Jahre lang,
Spottend über Weiberklage,
Bis die Naſe ſank,

Bis des Schnapſes Kraft ſich zeigte,
Bis das liebe Herz
Unter'n Tiſch hinab ſich neigte
Fallend ohne Schmerz;
Und ſo lag er, eine Leiche,
Eines Morgens da,
Nach dem Schnapsglas noch das bleiche,
Stille Antlitz ſah.

Das große Loos.

„Frau, — ſagte Meiſter Till — ich muß
Zuletzt noch aus der Stadt; ſo ſchlimm ſteh'n unſre Sachen.
Doch rührten wir auch jemals Hand und Fuß,
Dem Glück ein Pförtchen aufzumachen?
Ei, laß uns nicht ſo ſchläfrig ſeyn!
Laß uns noch heut ein Lotterieloos kaufen!
Durch dieſes Thürchen ſchleicht gewiß das Glück herein,
Und bringt uns Gold- und Silberhaufen.“ —

Frau Till, ein Weiblein guter Art,
Sprach immer Ja zu allen Dingen.
Das Loos kommt an, wird heilig aufbewahrt,
Und unſer Pärchen borgt und ſpart,
Um nach und nach den Einſatz zu erſchwingen.
Doch das papierne Pförtchen ſtand
Ein halbes Jahr Fortunen offen,
Und immer noch ließ ſie, als wär's ihr nicht bekannt,
Vergebens ihren Einzug hoffen.

Hell krähte jetzt der munt're Hahn
Den Ziehungstag des großen Looſes an,
Und Till ſprang jubelnd aus dem Bette:
„Heh, Weibchen, freue Dich mit mir!
Das große Loos — was gilt die Wette? —
Bekommt kein Menſchenkind, als wir.
Ein goldner Traum hat mir's verſprochen,
Und Träume halten gern mir Wort.
Bemüh' Dich nicht, für mich Kaffee zu kochen;
Ich will gleich fort, in's Lotteriehaus fort.

Zum letzten Mal vielleicht berühren meine Sohlen
Den harten Pflaſterweg: denn ſteht das Glück uns bei,
Alsdann ade, Fußgängerei!
Ich laſſe ſtracks mir eine Sänfte holen,
Und mache mich vor Stolz ſo ſchwer wie Blei.
Die Sänfte, Kind, ſei Dir ſo gut als Brief und Siegel,
Daß uns das große Loos gehört.
Erblickſt Du ſie, dann wirf vor Freude, wie bethört,
Flugs Teller, Schüſſeln, Töpf' und Tiegel,
Und Schrank und Tiſch und Stuhl und Spiegel,
Wirf, wie man ſagt, das ganze Haus
Zum Fenſter Schlag auf Schlag hinaus!
Was ſollen wir den alten Plunder ſchonen?
Wir werden bald in goldnen Zimmern wohnen.“ —

Er rannte fort, und ſeine Gattin ſprach:
„Karl, lauf dem Vater ſchnell an's Lotteriehaus nach,
Und lau're vor der Thür, bis man vom Saal hernieder
Nach einer Sänfte läuft und ruft;
Dann aber komm im Fluge wieder,
Gleich einem Vogel in der Luft!“ —

Das Knäbchen hatte ſchier drei Stunden lange Weile,
Und hörte noch von dem, was es begierig dort
Erwartete, kein ſtummes Wort;
Doch plötzlich ſprang in höchſter Eile
Jemand die Trepp' herab, und oben rief's: „Fort, fort!
Nur eine Sänfte gleich! Geſchwind, um Gotteswillen!“ —
Karl fragte ſchnell: „Für wen, mein lieber Mann?“
Der Renner flog vorbei, und fuhr ihn unſanft an:
„Für wen denn ſonſt, als Meiſter Tillen!“ —

Der Bube ſtob ſo ſchnell weg von der Thür,
Als ritt der flüchtige Courier
Auf Doctor Fauſts berühmtem Mantel.
Die Mutter harrte ſein mit flammender Begier,
Und ſchwärmte, da er ſtammelnd ihr
Bericht gab, wie verletzt vom Giftſtich der Tarantel.
Sie ſprang bacchantiſch-wild, mit aufgelöſtem Haar,
Und ſchleuderte durch's Fenſter, was im Zimmer
Wand-, niet- und nagelfeſt nicht war.
Mit Brummen überſtieg das Sänftenträger-Paar
Die vor der Thür gehäuften Trümmer.

Man öffnet jetzt das kleine Haus,
Und denkt, Herr Till wird flink heraus,
Gleich einem jungen Böcklein, ſpringen:
Doch welch ein Schreck! — Er liegt darin
Bewegungslos und ohne Sinn,
Als ſollte man für ihn die Todtenmeſſe ſingen.
Man ſpritzt ihm Waſſer in's Geſicht,
Man heult und ſchreit ihm in die Ohren:
Vergebens! Er ermannt ſich nicht,
Und ſcheint für dieſe Welt verloren.

Allein nach kurzem Zeitverlauf
Schlug er, geweckt durch ſteigendes Getümmel,
Die Augen mählig wieder auf,
Und ſeine Gattin rief: „O tauſend Dank dem Himmel!
Ha, Männchen, — fuhr ſie fort — ward Dir vor Freude ſchwül?
Ja, ja, das große Loos iſt traun! kein Pappenſtiel!
Doch hätt' ich Dich darüber in der Blüthe

Des Lebens eingebüßt (davor mich Gott behüte!)
So wär' die Lotterie dennoch ein böſes Spiel." —

„Das iſt ſie! — ſprach er matt, — Ich fiel
In Ohnmacht über — unſre Niete."

Das große Loos
Warf einem reichen Mann Fortuna in den Schooß.
Man munkle, wie man will, von dieſer Menſchenklaſſe,
Daß ſie ſich mit Gefühl und Mitleid nicht befaſſe:
Mich freut's, daß ich von dem, der jenes Loos gewann,
Ein and'res Liedchen ſingen kann.
Er hörte kaum durch fliegende Gerüchte
Tills tragi-komiſche Geſchichte,
Da rief er ſeufzend aus: „Der arme, gute Mann!
Nein, ich will wahrlich nicht verſchulden,
Daß er vor Gram vergeht! — Geſchwind, geſchwind, Johann,
Lauft hin und bringt ihm — dieſen Gulden!" —

A. F. E. Langbein.

Das Orcheſter der menſchlichen Leidenſchaften.

Nur einer Oper gleicht das Leben;
Das heißt: ganz unverſtändlich iſt der Text.
Die Decoration nur ſoll's erheben,
Die uns der Maler: Zufall, hingekleckſt;

Ja, von der Oper und der Lebenshandlung
Uns das Motiv ſtets ein Geheimniß bleibt;
Oft überraſcht uns plötzlich die Verwandlung,
Wie's der Maſchinenmeiſter, Glück, betreibt;
Die Leidenſchaften lauern auf Momente
Und ſtimmen emſig ihre Inſtrumente.

Die Freundſchaft ſtimmt die allerfeinſten Herzen
Zum Einklang immer und zur Harmonie;
In Luſt und Leid, in Wonne und in Schmerzen
Berührt die allerzartſten Saiten ſie;
Drum ſpielet ſie mit ſanft verklärter Miene
Im Leben auch die erſte Violine.

Die Liebe naht, das Daſeyn zu verſchönen,
Ihr huldigt Amor, Mars, Apoll;
Das Weltall ſcheint melodiſch zu ertönen,
Und jeder Dur-Klang löſ't ſich auf in Moll;
Wie Nachtigallenſang bei Abendröthe
Ertönt die Liebe uns als ſüße Flöte.

Nun kommt ein Inſtrument voll Diſſonanzen,
Die Ehe iſt's, wie man wol leicht begreift;
Man iſt nicht froh, und muß dabei doch tanzen,
Wie uns ein and'res Weſen dazu pfeift.
„Der Ehemann, — ſprach Gott in ſeinem Zorne, —
Der blaſe immer zu auf ſeinem Horne!“

Die Ehe, ach! die hat gar ſchwere Noten,
Nur Bankenoten geben ihr den Glanz.
Ein Kreuzchen nach dem andern wird geboten,
Von allen Seiten keine Reſonanz.
Die Eheleute brummen ohne Unterlaſſe,
Sie als Viola, Er im Contrabaſſe.

Der Neid, dies Ungeheuer der Empfindung,
Der nagend nur die eigne Bruſt zerfleiſcht,
Der ſtets mit tauſendfacher Schlangenwindung
Das Herz umſchlingt, ins Ohr uns ſchneidend kreiſcht,
Der Neid muß ſich zu Allem auch geſellen,
Um als Oboe uns in das Ohr zu gellen.

Die Eitelkeit, die findet ſich am Ende,
Doch übertönet das Orcheſter ſie;
Von ihrem Ton erſchallen alle Wände,
Und ſie zerreißet jede Harmonie.
Ja, ja die Eitelkeit mit vollen Backen
Bläſ't als Trompete laut uns in den Nacken.

Die Dummheit will nun Alles übertönen,
Sie platzt ſo in den guten Ton hinein:
Beleidigt wird das Ohr von ihrem Dröhnen,
Ihr hohles Lärmen wird zur wahren Pein;
Als Pauke nimmt die Dummheit ihre Stelle,
Sie ſpricht und lärmt vom eignen Eſelsfelle.

Doch unter allen dieſen bunten Tönen
Fehlt eines noch, das ſehr den Dichter reizt,
Was ganz allein kann ſein Beſtreben krönen,
Wonach er heut' am allermeiſten geizt:
Wenn Händ', wie Becken, an einander ſchlagen,
Und güt'ge Nachſicht für den Autor ſagen.

M. G. Saphir.

Die Eheſtands-Oper.

Es ſpricht ſo Mancher gar zu gern
In Bildern und Vergleichen,
Und liegt die Aehnlichkeit auch fern,
Er ſtrebt ſie zu erreichen.
Und ſo beſeelt der Wunſch auch mich,
Genau hier durchzuführen,
Daß Eheſtand und Oper ſich
Einander nah' berühren.

Die Liebe ſtimmt mit leichter Müh'
Die Herzens-Inſtrumente,
Bald nähert ſich der Harmonie
Was kaum vorher ſich trennte.
Des Präludirens freies Spiel
Läßt ſchon Accorde hören,
Die auf ein Tonſtück voll Gefühl
Die Ausſicht wol gewähren.

Und bald beginnt der Brautſtand dann
Als Jubel-Ouvertüre;
Man merkt's dem ganzen Werke an,
Daß Seele d'rin regiere.
Die Innigkeit, der keckſte Muth,
Des tiefſten Geiſtes Spuren,
Begeiſt'rung, wahre Herzensglut,
Sind hier die Grundfiguren.

Mit melodieenreichem Ton,
Jedoch im leichten Style,
Erwecket die Introduction
Die freudigſten Gefühle.
Dies kleine Tonſtück zart und mild,
Hold tönend nur Empfinden,
Es iſt der Flitterwochen Bild,
Die ſchön, doch ſchnell entſchwinden.

Und gleich verſucht ſich Frau und Mann
Mit Eifer im Duette,
Und überbieten ſich ſodann
Nachgebend um die Wette.
Paſſagen ſinget ſie, — und er
Singt nach, was ſie mag ſingen,
Und was er ſang, ſei's noch ſo ſchwer,
Das muß auch ihr gelingen.

Doch offen bald bekennt die Frau
Die Wünſche im Parlando,
Und bittet um Gewährung ſchlau
Mit ſchmeichelndem Scherzando.

Dies Liedchen doch, ob's noch ſo prunkt,
Verwirft der Mann im Ganzen;
Er hält ſehr ſtreng auf Contrapunct,
Und hört d'rin Diſſonanzen.

Indeß der Gattin Launen ſind
Jetzt ähnlich den Triolen,
Die wechſelnd Tact für Tact geſchwind
Sich häufig wiederholen.
Doch mag auch noch ſo or'ginell
Die Säng'rin ſie verzieren,
Der Mann erkläret ſie für grell
Roſſiniſche Manieren.

Und tadelnd giebt er ernſt ſich Müh',
Ob's auch die Gattin ſtöre,
In einer kräft'gen Baßparthie
Zu brummen, daß man's höre. —
Die Gattin fühlt ihr zartes Ohr
Durch dieſen Baß verletzet,
Weil nur der lieblichſte Tenor
Des Mannes ſie ergötzet.

Sie ahnet jetzt, es wird nichts d'raus,
Aus dem was ſie gewollet,
Und drücket mezza voce aus
Recht deutlich, daß ſie ſchmollet.
Den Gatten doch verdrießet tief
Des Eigenſinnes Waltung;
Voll Pauſen ein Recitativ
Wird Beider Unterhaltung.

Da endlich hält's die Frau für Pflicht
Ein Solo anzufangen;
Zu zeigen ſich im hellſten Licht,
War längſt ihr Kunſtverlangen;
Und frei entwickelt ſie darin
Die ſchwerſten Col'raturen:
Den Mann reißt zum Erſtaunen hin
Die Kühnheit der Bravouren.

Sie ſtrengt ſich an, recht lange Zeit
Den Triller auszuhalten;
Das heißt, des Willens Feſtigkeit
Behauptend zu entfalten.
Ihr Portamento, laut und hell,
Vernimmt man ſchon vom weiten,
Der Mann muß tremulando ſchnell
Dies Solo ſtill begleiten.

Da kommt der Hausfreund noch herbei,
Und ohne zu beſinnen,
Muß jetzt der Mann, ſo ſchwer's ihm ſei,
Gar ein Terzett beginnen.
Die erſte Stimme hat der Freund,
Die zweite ſie bekommen,
Und ſeine dritte wird, wie's ſcheint,
Von Beiden nicht vernommen.

Als Prima Donna ſieht die Frau
Gar viel jetzt auf Gard'robe,
Und hält auch täglich ſehr genau
Vor ihrem Spiegel Probe.

Sie höret ſchon voll Phantaſie
Den Beifall laut erſchallen,
Und will, es koſte jede Müh',
Dem Publikum gefallen.

Und was noch ſonſt dazu gehört,
Die Oper auszuſtatten,
Den äußern Schmuck, den Flitterwerth,
Verlangt die Frau vom Gatten.
Die Harmonie, zu einfach ſchön,
Die kann ihr nicht genügen,
Sie will die Ehe-Oper ſeh'n,
Und ſich am Glanz vergnügen.

So machet jetzt die Mode gleich
Die Opern und die Ehen,
Doch ſei ihr Glanz auch noch ſo reich,
Sie können nicht beſtehen.
D'rum ſehe man in beiden nie
Auf Prunk und auf Verwandlung,
Ihr Werth liegt nur in Harmonie
Des Tons und guter Handlung.

Wilhelm John.

Gut und Beſſer.

Es iſt nun einmal hier auf Erden
Uns leider gar nichts gut genug,
Und Alles ſoll noch beſſer werden.
Das find' ich wirklich gar nicht klug:

Ich muß der Philoſophen lachen,
Und bin ein hochbeglückter Mann,
Gelingt mir's, Etwas gut zu machen; —
Der mach' es beſſer, der es kann.

Ein Tantchen gab der Nichte Lehren, —
Man weiß, wie alte Jungfern ſind: —
„Du mußt der Liebe Dich erwehren,
Sonſt iſt's um Dich geſchehen, Kind!
Gut iſt der Eh'ſtand zwar, Luiſe,
Doch beſſer lebt man ohne Mann.“ —
„„Ich will das Gute thun, — ſprach dieſe, —
Das Beſſ're thue, wer es kann.““ —

Grips wuchert, nimmt von armen Leuten
Zehnfache Zinſen, Pfand dazu;
Die Krittler mögen's übel deuten,
Nicht ſtört ihr Tadel ſeine Ruh;
Ich fahre — denkt er — mit zwei Pferden,
So iſt es gut; ihr würdet ſeh'n,
Wollt' ich um etwas beſſer werden,
Ich würde bald zu Fuße geh'n. —

Quirinen hob die Dichterſchwinge;
Er ſchrieb ein gutes Trauerſtück,
Und freute ſich der Silberlinge,
Und pries ſein unverhofftes Glück;
Nur Recenſent führt dennoch Klage,
Meint: Beſſ'res könnt' aus ihm entſteh'n; —
Er bringt ein beſſ'res Stück zu Tage,
Das kauft kein Menſch, kein Menſch will's ſeh'n.

Recht feinen Wein und leck're Speiſe
  Hält Süßmaul für des Lebens Kron':
Sein Onkel ſchloß die ird'ſche Reiſe,
  Vermacht' ihm eine Million.
Der Erbe ſchwelgt im Saft der Reben,
  Vom Cap, von Cypern und vom Stein;
Geſund war er beim guten Leben,
  Beim Beſſern hat er's Zipperlein.

Drum nehmt mit dem, was euch beſchieden,
  Fein ſtets fürlieb, nichts iſt ganz ſchlecht:
Das Beſſ're ſtöret oft den Frieden;
  Und wenn die Götter, — ſtets gerecht, —
Ein Liebchen, einen Freund euch ſchenken,
  Die gut ſind und euch Blumen ſtreu'n,
So liebt ſie, ohne d'ran zu denken,
  Daß ſie noch beſſer könnten ſeyn.

J. F. Caſtelli.

Schwäbiſche Kunde.

Als Kaiſer Rothbart lobeſam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge, wüſt und leer.
Daſelbſt erhob ſich große Noth,
Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutſche Reitersmann
Hat dort den Trunk ſich abgethan:

Den Pferden ward's ſo ſchwach im Magen,
Faſt mußte der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland
Von hohem Wuchs und ſtarker Hand,
Deß Rößlein war ſo krank und ſchwach,
Er zog es nur am Zaume nach;
Er hätte es nimmer aufgegeben,
Und koſtet's ihm das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück;
Da ſprengten plötzlich in die Quer
Funfzig türkiſche Reiter daher,
Die huben an auf ihn zu ſchießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen:
Der wack're Schwabe forcht ſich nit,
Ging ſeines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ ſich den Helm mit Pfeilen ſpicken,
Und that nur ſpöttlich um ſich blicken,
Bis Einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel ſchwang.
Da wallt dem Deutſchen auch ſein Blut,
Er trifft des Türken Pferd ſo gut,
Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Thier zu Fall gebracht,
Da faßt er erſt ſein Schwert mit Macht,
Er ſchwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken,
Und tief noch in des Pferdes Rücken.
Zur Rechten ſieht man wie zur Linken

Einen halben Türken herunterſinken;
Da packt die Andern kalter Graus,
Sie flieh'n in alle Welt hinaus,
Und Jedem iſt's, als würd' ihm mitten
Der Kopf und Leib hindurchgeſchnitten.
D'rauf kam des Wegs 'ne Chriſtenſchaar,
Die auch zurückgeblieben war,
Die ſahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unſer Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiſer vernommen,
Der ließ den Schwaben vor ſich kommen,
Und ſprach: „Sagt an, mein Ritter werth!
Wer hat Euch ſolche Streich' gelehrt?“
Der Held bedacht' ſich nicht zu lang':
„Die Streiche ſind bei uns im Schwang',
Sie ſind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt ſie halt nur Schwabenſtreiche!“

Uhland.

Nachahmungseifer.

Ein Reiter-Oberſt, grau geworden
Im Lager und im Pulverdampf,
Die Bruſt geſchmückt mit vielen Orden,
Als Zeugen von ſo manchem Kampf;

War auch im Frieden ſtreng befliſſen,
In der Rekruten junge Bruſt
Das Heldenfeuer einzugießen,
Drin zu erwecken Kampfes-Luſt.

Von Friedrichs ſiebenjähr'gem Kriege,
Von ſeiner Helden Waffenthat,
Von jedem vaterländ'ſchen Siege
Erzählt er ihnen früh und ſpat.

„Ja! — ſprach er einſt zu ſeinem Fürſten —
Nachahmungseifer weckt die Lehr'.
Nach Thaten meine Reiter dürſten; —
Wenn einer nur zur Stelle wär'!

Ha! dort kommt einer her im Trabe.
Halt' an, mein braver Küraſſier!
Vernimm, was ich zu fragen habe,
Und ohne Scheu antworte mir.

Denk' Dir — wir ſind juſt auf der Brücke —
Vor Dir und hinter Dir der Feind;
Du kannſt nicht vorwärts, nicht zurücke.
Was biſt zu thun Du wol gemeint?

Von Seydlitz hab' ich oft erzählet:
Wie voller Unerſchrockenheit
Statt Antwort er die That erwählet.
Und was thuſt Du? Antwort' geſcheidt!“

Da ſpricht der Schüler unſers Helden,
Nachdem er grübelt' her und hin:
„„Abſitzen würd' ick, und mir melden,
Daß ick nanu Gefang'ner bin.““

Eduard Wehrmann.

Die Ausnahme.

Kaum hatt' im Gaſthof Zum weißen Pferd
Ein fremder Gaſt ſein Mahl verzehrt,
Als der dicke Wirth in's Zimmer kam
Und höflich ſeine Mütz' abnahm,
Und fragte: „Nun, mein Herr, hat's Ihnen
Auch wohlgeſchmeckt?“ — „„O ja, zu dienen, —
Verſetzt' der Gaſt, — mein Tiſch
War reich beſetzt mit Fleiſch und Fiſch;
Gewiß aß Keiner — fuhr er fort —
Heut' köſtlicher im ganzen Ort!““ —
„Den Bürgermeiſter ausgenommen“,
Verſetzt der Wirth und ſeufzt beklommen.
„„Ich nehme keinen Menſchen aus.““ —
„Das müßt Ihr!“ ſprach der Herr vom Haus.
Vom Ja und Nein wuchs ſo der Zank,
Daß unſer Wirth den Fremden zwang,
Er mochte bitten oder fluchen,
Beim Bürgermeiſter Recht zu ſuchen.
Das war ein Mann! — der ſprach im Schlafe
Sein Recht wie wach. — In zwei Mark Strafe
Verurtheilt er, und ſagt dabei,
Daß hier im Orte Sitte ſei,
Beim Reden ſtets ſich zu bequemen,
Den Bürgermeiſter auszunehmen.
„„Wenn das iſt, — ſpricht der Gaſt, — ſeht hier
Das Geld; doch Herr, das glaubet mir:

Ein größ'rer Narr, als dieſer Wirth,
Zu welchem ich mich heut' verirrt,
Iſt mir im Ort nicht vorgekommen,
Den Bürgermeiſter ausgenommen.""

Wilke.

Frauen-Rache und Männer-Liſt.

Ein Dichter, der den Tadel liebte,
Nie ſeine Worte prüfend wog,
Und mit der Geißel, die er übte,
Erbarmungslos zu Felde zog,
Ermaß ſich auch, die Frau'n zu ſchmähen
Durch ein ſatyriſches Gedicht;
Die Frau'n, die wol ein groß Vergehen
Verzeihen, doch ein kleines nicht.

Ein dickes Buch erſcheint in Eile
Von ihm, betitelt: „Liebeshort!"
D'rin iſt ein Schlag faſt jede Zeile,
Ein gift'ger Pfeil ein jedes Wort. —
Die Frauen leſen's und erbeben,
Und ſchreien Zeter Mordio!
Die Männer loben's darum eben,
Weil es die Frauen ärgert ſo.

Die Herrin ſelbſt, die doch erhaben,
Hoch über jede Schmähung war,
Erzürnte über jenen Knaben,
Der ſolch ein Schimpfgedicht gebar,

Und im verborgenſten Gemache
Verſammelt ſie der Frauen viel;
Man überlegte, welche Rache
Sich eigne für ſo freches Spiel.

Die Einen forderten: man ſolle
Abhauen ihm die ſünd'ge Hand;
Die Mäß'gern trugen an: man wolle
Verbannen ihn aus Stadt und Land.
Noch waren Mehrere darunter,
Die ſtimmten auch in ihrer Wuth
Sogar auf ſchnelles: „Kopf herunter!
Denn ſolche Schandthat fordert Blut!“

Die Herrin nahm das Wort: „Hört Alle:
Zwar Frevel iſt, was er gewagt,
Jedoch nicht werth ſo großer Galle,
Denn, was er Böſes hat geſagt,
Kann nimmer unſern Werth verkürzen!
Der arme Menſch, er war nur blind,
Wie will er einen Götzen ſtürzen,
Dem jedes Herz zum Tempel dient?

Das Ganze kann man nur betrachten
Als einen tollen Knabenſtreich;
Wir wollen ihn nicht ſehr beachten,
Der That ſei auch die Strafe gleich:
Weil mit dem keckſten Uebermuthe
Der Knabe uns geſchmähet hat,
So giebt man ihm auch jetzt die Ruthe
Und lacht ihn aus, dieß iſt mein Rath!“

Und Alle waren deß zufrieden;
Es ward am künft'gen Tage ſchon
Der Dichter vor Gericht beſchieden,
Um einzuernten ſeinen Lohn;
Dort warteten mit glüh'nden Blicken,
Die Weidenruthen in der Hand,
Die Frau'n; — entblößt ward ihm der Rücken
Und ſeine Straf' ihm zuerkannt.

Jetzt war vergebens ſein Entſchuld'gen,
Man band an einen Pfeiler ihn;
Er ſpielte alſo den Geduld'gen,
Sprach demuthsvoll: „Ich war zu kühn,
Ein böſer Geiſt hat mich getrieben,
Und wohl verdient hab' ich die Qual;
Doch daß ich dieſes Buch geſchrieben,
Bereu't hab' ich's ſchon hundertmal.

Um dieſer feſten Reue willen,
Erhab'ne Herrin! wolleſt Du
Nur eine Bitte mir erfüllen,
Dann ſchlagt in Himmelsnamen zu.
Es mag mein Blut in Strömen rinnen,
Verdient hab' ich der Rache Streich;
Dasjenige, was noch darinnen
Im Körper bleibt, das weih' ich Euch.“

Die Herrin ſpricht: „Ich will gewähren
Was Du verlangſt, ſo ſag' nur an,
Was ſtellſt Du denn für ein Begehren?“
Und d'rauf ſpricht ſchnell der ſchlaue Mann:

„Erlaube denn, daß ich es wage
Zu bitten, daß die Häßlichſte
Von dieſen Frau'n zuerſt mich ſchlage,
Der Anfang thut dann nicht ſo weh!“

Und ſtille ward's im ganzen Kreiſe;
Die Ruthe, die ſchon Jede ſchwang,
Sie ſenket ſchnell ſich wieder leiſe,
Und Keine um das Vorrecht rang.
Man ſtellte ſich, als ob durch Flehen
Das milde Herz erweichet ſei;
Man ließ für Recht ihm Gnad' ergehen,
Und macht' ihn von den Banden frei.

Doch mußt' er feierlichſt geſtehen:
Daß er die Frauen nie gekannt,
Verſprechen, nie mehr ſie zu ſchmähen,
Die Gott als Engel uns geſandt. —
Er that's! was wollt' er anders machen!
Doch als er auf der Straße ſtand,
Sprach zu ſich ſelber er mit Lachen:
„Ihr Frau'n! ich hab' euch doch gekannt!“

J. F. Caſtelli.

Der hohe Gaſt.

Ach! nun und nie — rief mit gerührtem Blick
Ein alter Pfarrer einſt — läßt ſich's vermeiden,
So recht von Grund des Herzens um ihr Glück
Die Zeitgenoſſen Chriſti zu beneiden.

Wie labten ſie, wenn zum Beſuch er kam,
Gemüth und Aug' an ſeinem theuern Bilde!
Und wenn er gar nun erſt voll Huld und Milde
Sein Nachtquartier in ihrem Hauſe nahm;
O theure Brüder, wer vermag zu faſſen.
Wie überſchwenglich dann der Segen war,
Den zum Gedächtniß er für immerdar
Beim Wiederaufbruch ſtets zurückgelaſſen! —

Ich muß, wenn auch als ſchwachen Beiſpiels nur,
Hier eines Falles dankbarlich gedenken,
Der, ganz geſchickt, Euch auf die rechte Spur
Der Würdigung von ſolchem Glück zu lenken,
Im ſiebenjähr'gen Krieg mir widerfuhr.
Das Buch der Bücher vor mir aufgeſchlagen,
Und ſtill durchdenkend mit Gemächlichkeit
Den Predigttert, ſaß ich in jenen Tagen
Auf meinem Stübchen einſt zur Abendzeit.
Umher in den verödeten Gehegen
Des Gartens pfiff der Herbſtwind ſchauerlich;
Der Luftkreis hüllt' in dicken Nebel ſich,
Und Weg und Steg durchnäſſend, fiel der Regen
Herab zur Erde ſchier im Uebermaß.
Doch ich, den Geiſt auf Höheres erhoben,
Ließ nach Gefallen Wind und Wetter toben,
Und dankte Gott, daß ich im Trocknen ſaß.
Da drang, obwohl der Sturm ihn halb verwehte
Ein wiederholter Ruf zu Ohren mir;
Hinunter eilt' ich flugs mit Neubegier,
Und einer altgebrechlichen Karrete
Begegnete mein Auge vor der Thür.

„Iſt Er der Pfarrer?“ ließ ſich, faſt im Grimme,
Gebieteriſch vernehmen eine Stimme,
Und eh' ich Zeit noch zur Erwied'rung fand,
Stieg, angethan mit blauem Oberrocke,
Zum Kutſchenſchlag ein fremder Mann heraus,
Durchſchritt, ſich ſtützend auf dem Krückenſtocke,
Den aufgeweichten Grund und trat ins Haus.
Ich führt' alsbald, errathend ſein Begehren,
Obſchon er weiter keine Sylbe ſprach,
Um ſeines Herzens Wunſch mir zu erklären,
Ihn gaſtlich ein in's eig'ne Wohngemach,
Schob von dem Fenſter nach bequem'rer Stelle
Den Polſterſtuhl, den ich zum Sitz ihm bot,
Und eilte fort, um jetzt in aller Schnelle
Mich umzuſeh'n nach tücht'gem Abendbrot.
Doch denkt Euch ſelbſt die Augen, die ich machte,
Denkt meine Noth und Angſt Euch nebenbei,
Als bald darauf ich in Erfahrung brachte,
Daß es der alte Fritz von Preußen ſei,
Der heut' in meinem Pfarrhaus übernachte.
Vermöcht' ich wol, ich hart bedrängter Mann,
Der aus dem Amtsberuf des Seelenhirten
Die eig'ne Leibesnothdurft kaum gewann,
Die Majeſtät geziemend zu bewirthen! —
Denn rückwärts ſchauend zur Vergangenheit,
Geliebte Kindlein, muß ich kurz berühren,
Daß damals ſchon, zu meinem ſteten Leid,
Um den Empfang der Trau- und Taufgebühren
Es kläglich ſtand, wie noch in jetz'ger Zeit. —

Jetzt wieder zu dem Text! Ich Aermſter wußte,
Wie ſchon geſagt, vor Angſt nicht aus noch ein;
Nur dies blieb klar: bewirthet ſollt' und mußte
Der hohe Gaſt nach beſten Kräften ſeyn.
Drum eilt' ich mit verzweifelnder Geberde
Vom dunklen Hausflur nach dem Küchenherde,
Und rührt' ihm ſelbſt den Eierkuchen ein;
Ergriff das Meſſer, ſchabte dienſtbefliſſen
Ihm einen Rettig mit geſchäft'ger Hand,
Verſah den Nachtiſch ihm mit Haſelnüſſen,
Die noch im Eckſchrank aufbewahrt ich fand,
Ließ weich-bequem ihm d'rauf das Bett bereiten,
Zum Schlaf der Nacht, im Seitenkämmerlein,
Und ging zur Ruh' nun ſelber, um bei Zeiten
Des Morgens wieder auf dem Platz zu ſeyn.

Und kaum zerfloß an meinen Kammerwänden
Das Schwarz in Grau, als der gewalt'ge Mann
Zur Abfahrt ſich zu rüſten ſchon begann.
Ich ſtand, mit ſammt'nem Käpplein in den Händen,
Vom Feſtornat umgeben nach Gebühr,
In ſtummer Ehrfurcht vor der Stubenthür;
Sie that ſich auf; mit freundlicher Geberde
Trat der erhab'ne Gaſt aus dem Gemach,
Fuhr flüchtig nach des Hutes Spitz' und ſprach:
„Wenn Er ſo emſig ſorgt für ſeine Herde,
Wie Er für mich geſorgt, ſo muß dies ſehr
Zum glücklichen Gedeihen ihr gereichen.
Von meinem ſchuld'gen Dank ließ ich ein Zeichen
Dort auf dem Tiſch zurück: — wott Serwitör!"

Gleich einem Schmiedehammer ſchlug und pochte
Das Herz mir in der Bruſt bei dieſem Wort;
Doch eh' den Mund ich aufzuthun vermochte,
War die Kaleſche mit dem König fort.
Auf's eiligſte, wie leichtlich zu erachten,
Begab ich nach dem Zimmer mich zurück.
O Himmel! welche Luſtgefühl' erwachten
Im Innern mir! Was ſchaute hier mein Blick;
Den Polſterſtuhl hätt' ich umarmen mögen,
Auf dem der König ſaß; denn, denkt einmal,
Es lächelten mit ſonnig gold'nem Strahl
Mir zwanzig blanke Friedrichsd'or entgegen. —
Noch jetzt durchzuckt die Luſt mir Mark und Bein,
Wenn ſchlaflos ich des Nachts im Kämmerlein
Mich jener Glückserinn'rung überlaſſe:
Ein Haufen Goldes lag in meiner Kaſſe,
Den Serwitör hatt' ich noch obendrein. —

Nun, theure Brüder, mögt ihr ſelber ſchließen,
Wenn eines ſchlichten Königs milde Hand
So ſtattliches Geſchenk mir zugewandt:
Welch reicher Segen erſt ſich mußt' ergießen
In einem Hauſ', das, wie es oft geſchah,
Der höchſte Fürſt des Himmels und der Erde,
Um auszuruh'n von Mühſal und Beſchwerde,
Zum Nachtquartier ſich huldreich auserſah.

G. Prätzel.

Troſt im Sterben.

Kleant lag auf dem Sterbebette
Und ſprach zu ſeiner Frau, die ihm zur Seite ſtand:
„Ach! wenn ich doch den Troſt noch hätte,
Daß einſtens deine liebe Hand
Leander nur nicht möge erben!“ —
Sie ſprach: „Da kannſt Du ruhig ſterben,
Ein And'rer hat ſchon angefragt,
Dem hab' ich ſie auch zugeſagt.“ —

D. Horn.

Der folgſame Ehemann.

„Ich ſterbe nun“, — ſeufzt Stöpſel's Weib;
Sie lag ſchon in den letzten Zügen. —
„Wir waren, lieber Mann, ſtets eine Seel' und Leib;
Verſprich mir nur, — dann ſterb' ich mit Vergnügen, —
Daß Du nach meinem Tod' Dich willſt bequemen,
Des Nachbars Lieſe Dir zur Frau zu nehmen.“ —
„„Ach! — ſprach der Mann, — Dir folg' ich mit Vergnügen;
Stirb Du nur erſt, das And're wird ſich fügen.““

D. Horn.

Führ' uns nicht in Verſuchung.

Da ſtänd' ich wieder an der Ecke!
  Höchſt wunderbar! Wie kam es nur?
Die Beine wollen nicht vom Flecke,
  Recht nach Philiſterpferds-Natur.
Der Weinkranz, der im Winde wanket,
  Er winkt und winkt: So tritt doch ein!
Ja locke nur! Gott ſei's gedanket,
  Auf ewig ſchwur ich ab dem Wein.

's iſt doch recht heiß! Mir klebt die Junge
  Am Gaumen. Wie die Sonne ſticht!
Der Kellner grüßt. — Schön Dank, mein Junge!
  Was ſagſt Du? Laut! — Ich höre nicht! —
Leicht möglich, daß ich was vergeſſen —
  Wol gar vom letzten Male her
Die Zeche? Zahlen gern — indeſſen,
  Wein trinken — nun und nimmer mehr!

Was giebt es? Nichts! Der Schlingel freute
  Sich nur, mich ſo geſund zu ſeh'n;
Das iſt recht hübſch, mein Kind, doch heute —
  Ich bin — ich habe — ich muß geh'n.
Nein, nein, ich ſag' es klar und deutlich:
  Ich trinke nicht. Wem ſoll dies Glas? —
Ei nun, die Blume iſt ganz leidlich —
  Und was Du ſagſt, vom neuen Faß?

Nun ja, für Wein vom vor'gen Jahre
Paſſirt er, läßt ſich wacker an;
Doch weißt Du, daß mit junger Waare
Ich nie mich recht befreunden kann.
Ja, meine alte Sorte kennſt Du —
Bring' mir ein Achtel doch von der —
Ein Schöppchen höchſtens — und — was rennſt Du? —
Bring' lieber gleich 'ne ganze her.

Wie kommt's doch, geht erſt auf die Neige
Die Flaſche, ſtets das letzte Glas
Am liebenswürdigſten ſich zeige?
Ein Phänomen — wie deut' ich das?
Heißt es: noch Eine? — Ob ich's wage?
Sie ſprechen: So jung käme man
Nicht mehr zuſammen. — Nun ich frage
Beim Schickſal Knöpfe zählend an.

Ja — nein — ja — nein. Wie? ſchon der Letzte?
O weh', der letzte Knopf brummt: nein!
Das harte Schickſal widerſetzte
Sich meinem Durſt — es ſoll nicht ſeyn —
Und weil der Spruch mit nein beſchloſſen,
Wär' ich gebunden? Kinderei!
Nein, juſt dem dummen Knopf zum Poſſen
Trink' ich noch Eine — ja noch Zwei!

Franz Freiherr Gaudy.

Die Weltweiſen.

Der Satz, durch welchen alles Ding
Beſtand und Form empfangen;
Der Kloben, woran Zeus den Ring
Der Welt, die ſonſt in Scherben ging,
Vorſichtig aufgehangen —
Den nenn' ich einen großen Geiſt,
Der mir ergründet, wie er heißt,
Wenn ich ihm nicht d'rauf helfe —
Er heißt: Zehn iſt nicht Zwölfe.

Der Schnee macht kalt, das Feuer brennt,
Der Menſch geht auf zwei Füßen,
Die Sonne ſcheint am Firmament —
Das kann, wer auch nicht Logik kennt,
Durch ſeine Sinne wiſſen.
Doch wer Metaphyſik ſtudiert,
Der weiß, daß, wer verbrennt, nicht friert,
Weiß, daß das Naſſe feuchtet,
Und daß das Helle leuchtet.

Homerus ſingt ſein Hochgedicht,
Der Held beſteht Gefahren,
Der brave Mann thut ſeine Pflicht,
Und that ſie, — ich verhehl' es nicht, —
Eh' noch Weltweiſe waren;

Doch hat Genie und Herz vollbracht,
Was Lock' und Des Cartes nie gedacht:
Sogleich wird auch von dieſen
Die Möglichkeit bewieſen.

Im Leben gilt der Stärke Recht,
Dem Schwachen trotzt der Kühne,
Wer nicht gebieten kann, iſt Knecht —
So geht es ganz erträglich ſchlecht
Auf dieſer Erdenbühne.
Doch wie es wäre, fing der Plan
Der Welt nur erſt von vorne an,
Iſt in Moralſyſtemen
Ausführlich zu vernehmen.

„Der Menſch bedarf des Menſchen ſehr
Zu ſeinem großen Ziele;
Nur in dem Ganzen wirket er,
Viel Tropfen geben erſt das Meer,
Viel Waſſer treibt die Mühle.
Drum flieht der wilden Wölfe Stand
Und knüpft des Staates dauernd Band."
So lehren vom Katheder
Herr Pufendorf und Feder.

Doch weil, was ein Profeſſor ſpricht,
Nicht gleich zu Allen dringet,
So übt Natur die Mutterpflicht,
Und ſorgt, daß nie die Kette bricht
Und daß der Reif nie ſpringet.

Einſtweilen, bis den Bau der Welt
Philoſophie zuſammenhält,
Erhält ſie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Friedr. v. Schiller.

Der Tod und ſeine Candidaten.

Der Erde mächtigſter Despot, —
Nicht Hindoſtans, nicht Stambuls Kaiſer, —
Der Fürſt der Mitternacht, der Tod,
Verſammelte die beiden Häuſer
Von ſeinem ſchwarzen Parlament.
Nach einem kurzen Kompliment
Sprach er: „Es fehlet unſern Staaten
Jetzt ein Vezier; wer unſer Reich
Am meiſten mehrt, dem will ich gleich
Das Amt verleih'n. Ihr Candidaten,
Wer ihr auch ſeyd, herbei!“ — Er ſchwieg.
Die Gicht, das Fieber und der Krieg
Verrannten ſich den Weg und traten
Mit des Verdienſtes edlem Stolz
Vor ſeinen Thron von Ebenholz.
„Ich bin — ſprach Jeder — unter Allen
Der treuſte deiner Kronvaſallen.
Der Erdball und das Schattenland

Bezeugen es.“ — Der Sultan blickte
Sie huldreich an. Der Reichstag fand
Die Auswahl ſchwer. Nach ihnen rückte
Die bleiche Peſt aus ihrem Sitz.
„Monarch! — ſprach ſie mit bitterm Witz —
Ich will mir ſelbſt nicht Weihrauch ſtreuen,
Mein Lob ſteht in den Litaneien.“ —
Der König ſprach: „Dies hebt den Streit;“
Und wollte, voll Zufriedenheit,
Das Ehrenamt der Peſt verleihen,
Als ſich ein fremder Poſtulant,
Ein Doctor in der Heilkunſt nahte.
„Sir! — ſprach er — Dir und deinem Rathe
Iſt mein Verdienſt ſchon längſt bekannt.
Von meinem glücklichen Talente
Enthält der Kirchhof und dein Staat
Schon manches Hundert Monumente.“ —
Indem der Fürſt mit dem Senat
Den Antrag reiflich überdachte,
Erſchien ein neuer Candidat,
Der allem Zwiſt ein Ende machte.
Er ſah bisher nur an der Thür
Den ſeltnen Rangſtreit an, und lachte;
Nun trat er vor und ſagte: „Sir!
Biſt Du gerecht, ſo wirſt Du mir
Gewiß das Erzamt zuerkennen;
Denn alle dieſe Prahler hier
Sind Pfuſcher gegen mich zu nennen.
Dir lodert ſtets mein Brandaltar;
Dir weih’ ich jeden Tag zum Feſte;

Du biſt es, dem ich jedes Jahr
Ein Dutzend Hekatomben mäſte.“ —
„„Ei! — rief der Schach — ſo ſage doch,
Wer biſt Du, Fremdling?““ — „Sir, ein Koch.“

G. C. Pfeffel.

Die Schleichhändler.

„Da, Betty, bewach' mir den Ballen zu Nacht,
Gar herrliche Beute iſt heute gemacht,
Er ſtrotzet von theurem Gewürze.
Der ſchwarze Jack hat den Ballen gebracht,
Das iſt Dir ein Kerl! Mein Herze mir lacht;
Ich ſchenke Dir Tüchlein und Schürze.“

Der Vater wirft 'nein zu der Hütte die Wucht,
Er keuchet und ſchwitzet, er lachet und flucht
Ob der Bürde, der großen und ſchweren.
„Nun ſei mir auf's neue das Glücke verſucht!
Die Zöllner ſchlagen wir leicht in die Flucht;
Ich denke, am Morgen zu kehren.“

Schön Betty ſitzt bei dem Ballen und weint,
Dumpf brandet die See, das Mondenlicht ſcheint
In die grauliche, ſchwirrende Kammer.
Schön Betty die weinet und ſeufzet und meint:
„Nicht wünſch' ich das Leben dem bitterſten Feind,
Das Leben voll Sorge und Jammer!

Keine Ruhe bei Tag, und bei Nacht keine Ruh,
Und immer in Aengſten, ſo geht es hier zu,
Unter Schelmen und Gaunern und Dieben!
Ach Robert, mein Trauter, wo nächtigeſt Du?
Der Vater ſchloß Stube und Hütte Dir zu,
Dein Mädchen iſt treu Dir geblieben.“

Bleich ſcheinet der Mond, dumpf brandet die See,
Ihr wird ſo beklommen, ſo bange, ſo weh,
Es iſt wie ein Sauſen und Brauſen.
„Was hör' ich? Es rauſchet, als ob da was geh',
Es kniſtert, als ſchliche hier was auf der Zeh' —“
Sie dreht ſich, da war es zum Grauſen;

Denn der Ballen, der regt ſich und rücket vom Ort,
Und lebendig wird der verborgene Hort,
Und es platzet die ganze Geſchichte.
Der Ballen kriegt Hände und Füß' und ſo fort,
Was zum Knaben gehöret; mit deutlichem Wort:
's iſt ein contrebandes Geſichte.

„Ach Robert, wie biſt Du hieher denn geführt?“ —
„„Der Jack iſt mein Freund, der hat mich geſchnürt
In den Ballen bei Kaffee und Zucker.““ —
„Ach Robert, wenn hier Dich der Vater verſpürt!“ —
„„Schön Betty, der ſteht an dem Meere und ſtiert
Nach verbotener Waare, der Gucker.““

Die Douane iſt fern, keine Mauth iſt zur Hand,
Sie kommen geſchwind ohne Handelsverband

In den Handel mit Herzen und Lieben.
Der Vater, der ſiehet und ſchmuggelt am Strand,
Beim Vater indeſſen wird eifrig entbrannt
Ein Schmuggeln mit Küſſen getrieben.

Immermann.

Die Wäſche.

Einem luſtigen Studenten
Wurde Wäſche jüngſt geſtohlen,
Die er eben, weiß gewaſchen,
Von der Wäſcherin bekommen.

Er nicht wußte, was für Stücke
Der geleerte Korb enthalten,
Doch der Dieb hatt' unvorſichtig
Das Verzeichniß da gelaſſen;
Und ſo ſandt' er das Verzeichniß,
Nett von Hannchens Hand geſchrieben,
Unter der Rubrik: „Geſtohlen"
In den Zeitungen zu prangen.

Plötzlich ward er abgeholet
Zu dem Landrath Perobtuſus,
Der die Zeitungen cenſirte,
Und der ſchalt ihn demagogiſch.

Er, ſich keiner Schuld bewußt,
Durfte frei die Stirn erheben
Und verachten den Verdacht;
Doch der Landrath hatte Macht,
Den Studenten nicht zu trauen,
Die gern Staats-Luftſchlöſſer bauen,
Darum frug er: „Sind Sie nicht
Ordensglied geheimen Bundes?“ —
„„Nein!““ — „Weswegen tragen Sie
Symbola und Ordenszeichen?“ —
„„Wo?““ — „Auf Ihrem nackten Leibe.“ —
„„Außer ein paar Schlägernarben,
Für die Landsmannſchaft erworben,
Iſt da nichts von Ordenszeichen.““ —
„Doch Sie haben eins getragen;
Denn wir haben den Beweis,
Daß man's Ihnen jüngſt geſtohlen,
Hier in dieſem Manuſcripte,
Das zur Zeitung Sie geſendet.“

Der Student ſieht das Verzeichniß,
Nett von Hannchens Hand geſchrieben,
Und der Landrath deutet ernſt
Auf die Zeil': „Ein Bundeshemde.“

Sieh, da platzt der Muſenjunker,
Ob den Landrath es befremde,
Schier vor Lachen. „Bundeshemde?“
„Hannchen hat geſchickte Finger,
Doch ſie ſind nicht orthographiſch;

Ich, obwohl nicht eben ſklaviſch,
Denke doch nicht demagogiſch,
Und erkläre philologiſch:
Das geſchrieb'ne Bundeshemde
Will ein buntes Hemd bedeuten.“

A. Müllner.

Militairiſche Execution.

Ein ſchlauer Dieb, der lange ſchon
Den Richtern ſeines Orts entgangen,
Ward endlich, ſeiner That zum Lohn,
In Polkwitz wieder eingefangen.
Man ſchickte ihn zur Sicherheit
Zuvörderſt in des Städtchens Wache,
Um Morgen früh, bei guter Zeit,
Zu unterſuchen ſeine Sache. —
Der Dieb kam in der Wache an,
Und fand, in einen Streit gerathen
Beim Kartenſpiel, hier ſieben Mann
Von Polkwitz's kühnen Stadtſoldaten.
Man wies in dieſem Wach-Aſyl
In eine Eck' den Arreſtanten,
Und ging auf's neue dann an's Spiel,
Das — wie ich glaub' — ſie Schafkopf nannten.
Doch bald entſpann ein neuer Streit
Sich unter dieſer Helden-Sieben,
Und ſchnell war unſer Dieb bereit,
Das Richteramt hier auszuüben;

Da aber trat der Korporal
Mit ſeinem Stock ihm barſch entgegen,
Und hieß ihn drohend, ſich im Saal
Zur Ruhe alſogleich zu legen.
Er that es; doch in kurzer Zeit
Ließ ſich ein neuer Zwieſpalt hören,
Und unſers Diebes Pfiffigkeit
Begann auch dieſen zu erklären.
Er gab im Spiel dem Einen Recht,
Doch nannte Sechſe er Betrüger,
Fand ihre Spielart dumm und ſchlecht,
Und reizte ſo die greiſen Krieger.
„Er Schurke!“ tönt's mit einem Mal
Aus eines Veteranen Munde,
Und Waffen raſſeln durch den Saal,
Es ſchlägt des Diebes letzte Stunde.
„Er Eſel! — brüllt ein Stadtſoldat —
Will Er, zum Henker, endlich ſchweigen!
Wir wollen gar nicht ſeinen Rath;
Ich will Ihm gleich das Schlimmſte zeigen:
Werft dieſen Schuft zur Thür hinaus!“ —
Sie ließen's zwei Mal nicht befehlen,
Schnell warfen ſie ihn aus dem Hauſ',
Und er — fing wieder an zu ſtehlen.

Alex. Cosmar.

Die ſeltſamen Menſchen.

Ein Mann, der in der Welt ſich lange umgeſeh'n,
Kam endlich heim von ſeiner Reiſe.
Die Freunde liefen ſchaarenweiſe
Und grüßten ihren Freund, wie es nun pfleget zu geſcheh'n.
Da hieß es allezeit: Uns freut von ganzer Seele
Dich hier zu ſeh'n; und nun, — erzähle! —

Was ward da nicht erzählt! — „Hört! — ſprach er einſt — Ihr wißt,
Wie weit von unſrer Stadt zu den Huronen iſt;
Elfhundert Meilen hinter ihnen
Sind Menſchen, die mir ſeltſam ſchienen.
Sie ſitzen oft bis in die Nacht
Beiſammen feſt auf einer Stelle,
Und denken nicht an Gott und Hölle.
Da wird kein Tiſch gedeckt, kein Mund wird naß gemacht;
Es könnten um ſie her die Donnerkeile blitzen,
Zwei Heer' im Kampfe ſteh'n, ſollt' auch der Himmel ſchon
Mit Krachen ſeinen Einfall droh'n,
Sie blieben ungeſtöret ſitzen;
Denn ſie ſind taub und ſtumm. Doch läßt ſich dann und wann
Ein halbgebrochner Laut aus ihrem Munde hören,
Der nicht zuſammenhängt und wenig ſagen kann,
Ob ſie die Augen ſchon darüber oft verkehren.

Man ſah mich oft an ihrer Seite ſtehen;
Denn wenn dergleichen Ding geſchieht,
So pflegt man oft dorthin zu gehen,
Daß man die Leute ſitzen ſieht.
Glaubt, Freunde, daß mir nie die gräßlichen Geberden
Aus dem Gemüthe kommen werden,
Die ich an ihnen ſah. Verzweiflung, Raſerei,
Boshafte Freud' und Angſt dabei,
Die wechſelten in den Geſichtern.
Sie ſchienen mir, das ſchwör' ich Euch,
An Wuth den Furien, an Ernſt den Höllenrichtern,
An Angſt den Miſſethätern gleich." —

„„Allein was iſt ihr Zweck? — ſo fragten hier die Freunde —
Vielleicht beſorgen ſie die Wohlfahrt der Gemeinde?"" —
„Ach nein!" — „„So ſuchen ſie der Weiſen Stein?"" — „Ihr irrt!" —
„„So wollen ſie vielleicht des Cirkels Viereck finden?"" —
„Nein!" — „„So bereu'n ſie alte Sünden?"" —
„Das iſt es alles nicht." — „„So ſind ſie gar verwirrt;
Wenn ſie nicht hören, reden, fühlen,
Noch ſeh'n, was thun ſie denn?"" — „Sie ſpielen!"

M. G. Lichtwehr.

Schwank vom Teufelholen.

(Nach einer alten Sage.)

Was die Legende hier bericht't,
Trifft wackre Rechtsgelehrte nicht;
Vor dieſen möglichſten Reſpect,
In böſen nur der Teufel ſteckt. —

Ging einſt ein Jurispraktikus
Wohl über's Land zum Hilfsbeſchluß,
Als auf ihn ſtößt, vor'm Thore ſchon,
Gott ſei bei uns ſelbſt in Perſon.
Mein Advokat erſchrickt drob nicht,
— Bekam ihn oft ſchon zu Geſicht, —
Und Beide den Geſchäften nach
Zuſammengeh'n, bis jener ſprach:
„Mein lieber Teufel, ſagt mir doch,
Das bleibt mir ſtets ein Räthſel noch,
Wie Ihr, bei aller eurer Macht,
Es doch noch nicht dahin gebracht,
Daß, wenn ein Menſch, des Aergers voll,
Daß ihn der Teufel holen ſoll,
In ſeinem finſtern Muthe ſchwört,
Ihr auf der Stell' ihn holt und hört.“ —
„„Das kommt daher, Herr Advokat,
— Der Teufel d'rauf entgegnen that —
Weil ſelten oder niemals ſchier
Ein Menſch, der alſo ſpricht von mir,

Es ganz im Ernſte damit meint,
Stets es ihm bloße Kurzweil ſcheint.
Doch ſpricht den Wunſch im Ernſt er aus,
Zeigt ſich ein Braten für mein Haus,
Und wo ich merke ſolch Gericht,
Da fackle ich gewißlich nicht. —
Woll'n weiter wir zuſammen geh'n,
So könnt Ihr's ſelbſt vielleicht noch ſeh'n."" —
So wandern ſie denn wohlgemuth
Fürbaß ein Streckchen; — ſieh, da ruht
In eines Baumes Schatten ſüß
Ein Schäfer, der die Herde ließ
Für ſich ſo wandern ganz allein,
Und in dem Sumpf ertrank ein Schwein.
Als er erwacht und dies gewahrt,
Da rauft er Hauptthaar ſich und Bart,
Und ſchreit: „So wünſcht' ich armer Knecht,
Daß mich der Teufel holen möcht'!" —
D'rauf ſtößt der Jurispraktikus
Den Teufel an den Pferdefuß;
Der aber ſchüttelt baß und ſpricht:
„„Der Menſch meint es im Ernſte nicht."" —
Als ſie nun weiter ſchreiten fort,
Steht an dem Zaun ein Bauer dort
Mit einem Kinde arger Art,
Das heult und ſchreit bald grob, bald zart,
Und alſo ungezogen iſt,
Daß drob der Mann Geduld vergißt,
Und ruft mit lauter Stimme wohl:
„Daß dich doch gleich der Teufel hol'!" —

Der Advokat glaubt nun gewiß,
Ein Höllenbraten ſei doch dies;
Allein der Teufel wieder ſpricht:
„„Der Vater meint's im Ernſte nicht.““ —
Und weiter ſchreiten ſie fürbaß,
Und ſprechen noch ſo dies und das,
Bis an das Dorf ſie kommen dann,
Allwo der Advokat gewann
Den ungerechten Richterſpruch,
Der ward den Bauern drin zum Fluch. —
Vor'm Dorfe aber ſtand bereit
Schon Alt und Jung voll Herzeleid,
Weil mit der Execution
Der Advokat ſich nahte ſchon;
Und als ſie dieſen nur geſchaut,
Ertönt's von allen Stimmen laut,
Aus banger Furcht vor ſchwerem Joch:
„O! holte ihn der Teufel doch!“
Da greift der Teufel auf der Stell'
Den Juriſpraktikus am Fell',
Und führt ihn mit ſich in die Höll';
Und ob der auch ſich ſträubt und wehrt,
Der Teufel ſich daran nicht kehrt;
Er ruft: „„Den Caſum jetzt Du lernſt,
Denn diesmal war's wahrhaftig Ernſt!““

Theodor Hell.

Unſtern.

Unſtern, dieſem guten Jungen,
Hat es ſeltſam ſich geſchickt,
Manches wär' ihm faſt gelungen,
Manches wär' ihm ſchier geglückt.
Alle Glückesſtern' im Bunde
Hätten weichend ihm gelacht,
Wenn die Mutter eine Stunde
Früher ihn zur Welt gebracht.

Waffenruhm und Heldenehre
Hätten zeitig ihm geblüht,
War doch in dem ganzen Heere
Keiner ſo von Muth erglüht:
Nur als ſchon in wilden Wogen
Seine Schaar zum Sturme drang,
Kam eine Bote hergeflogen,
Der die Friedensfahne ſchwang.

Nah' iſt Unſterns Hochzeitsfeier,
Hold und ſittig glüht die Braut;
Sieh, da kommt ein reicher Freier,
Der die Aeltern baß erbaut.
Dennoch hätte die Geraubte
Ihn als Wittwe noch beglückt,
Wäre nicht der Todtgeglaubte
Plötzlich wieder angerückt.

Reich wär' Unſtern noch geworden
Mit dem Gut der neuen Welt,
Hätte nicht ein Sturm aus Norden
Noch im Port das Schiff zerſchellt;
Glücklich war er ſelbſt entſchwommen,
Einer Planke hätt' er's Dank,
Hatte ſchon den Strand erklommen,
Glitt zurück noch und verſank.

In den Himmel, ſonder Zweifel,
Würd' er gleich gekommen ſeyn,
Liefe nicht ein dummer Teufel
Juſt ihm in den Weg hinein.
Teufel meint, es ſei die Seele,
Die er eben holen will,
Packt den Unſtern an der Kehle,
Rennt mit ihm davon wie toll.

Da erſcheint ein lichter Engel
Rettend aus dem Nebelduft,
Donnert flugs den ſchwarzen Bengel
In die tiefſte Höllenkluft,
Schwebt der gold'nen Himmelsferne
Mit dem armen Unſtern zu,
Ueber gut' und böſe Sterne
Führt er ihn zur ew'gen Ruh'.

Uhland.

Militairiſche Ehrenbezeigung.

Ein Stelzfuß und ein Waſchweib, Beide
  Verendeten in einem Hauſ'.
Dem Stelzfuß ging der Odem heute,
  Dem Waſchweib ging er morgen aus.
Doch Beid' in einer Leichenkammer
Verſchließen ſanft des Lebens Jammer.

Der Stelzfuß ward zuerſt begraben;
  Gerochen hat er Pulver viel,
Darum ihm Kameraden gaben
  Geleit mit Pfeif' und Trommelſpiel,
Und von drei alten Kampfgenoſſen
Ward drei Mal über's Grab geſchoſſen.

Tags d'rauf die Waſchfrau ward begraben;
  Sie wuſch mit Hand und Mund ſo viel,
Drum Waſchfrau'n und Conſorten gaben
  Ihr das Geleit an's letzte Ziel,
Und auf den Sarg, — längſt zugeſchloſſen, —
Die Thränen kannenweiſe floſſen.

Schon will das letzte Haus man ſenken
  Hinab in's dunkle Kämmerlein,
Da: — „Soll'n wir, Hanne, dein gedenken, —
  Laut heulend alle Weiber ſchrei'n, —
So müſſen wir dich nochmals ſehen,
Dann mag dem Sarg ſein Recht geſchehen.“

Geſagt, gethan; — die Träger heben
Den Deckel ab; — doch, Himmel! — wie? —
Die Weiber all' der Schrecken beben;
Iſt es ein Spiel der Phantaſie? —
Der Stelzfuß in der Todtenarche! —
Treibt Spuk der Teufel mit dem Sarge? —

Der Zufall, der oft Selt'nes drechſelt,
Auch diesmal hier im Spiele war;
Die beiden Särge hat verwechſelt, —
Weil beide zu, — der Träger Schaar,
Und ſo Stelzfußens Kampfgenoſſen
Der Waſchfrau über's Grab geſchoſſen.

Richard Roos.

Der Getäuſchte.

„Ei bon soir, mein Liebſter, — Beſter!
Nicht wahr, Sie haben mein Stück geſeh'n?
Erzählen Sie; ich wollt' aus Gründen
Heut' nicht in das Theater geh'n.
Geſchwind — geſchwind! was ſagt die Menge?
Mon cher! macht' es vielleicht Furor? —
Was that man nach dem erſten Acte?“ —

„„Je nun, da ſpitzte man das Ohr.““ —
„Wie? — darf ich meinen Ohren trauen?
Wie? was? — da ſpitzte man das Ohr?
Verehrter! ich muß Sie umarmen!

Nein! wahrlich! — hundert Louisd'or! —
Ach Gott! Sie heben zu den Sternen
Mich Ueberglücklichen empor.
Geſchwind! was that man nach dem zweiten?
Nur nicht genirt, mein lieber Paul.“ —

„„Da ſpitzte man““ — „Da ſpitzte? — ſpitzte?“ —
„„Da ſpitzte man — das Maul.““

Theod. Drobiſch.

Klärchens Anſicht von der Seelenwanderung.

Hab' ſtets gelacht, wenn Nachbar Veit
Mir ſprach vom Seelenwandern,
Und dachte: der iſt nicht geſcheidt,
Das mach' er weis doch Andern.
Wie kann die Seele denn ſogleich
In And'rer Leib ſpazieren?
Das wär' doch ein verwünſchter Streich
Und müßte ſehr geniren.

Allein ich armes Kind, ich muß
Am Ende doch es glauben,
Daß man durch einen einz'gen Kuß
Uns kann die Seele rauben,
Und eine and're dann dafür
Sich in die Bruſt uns ſchleichet,
Die unſ'rer armen Seele ſchier
Wie Nacht dem Tage gleichet.

Denn ach! am letzten Kirmesfeſt,
Da hat, — ich will's nur ſagen,
Weil das Geheimniß, das mich preßt,
Nicht länger zu ertragen;
Da hat, — nicht wieder ſoll's geſcheh'n
In meinem ganzen Leben, —
Da hat, — doch Niemand hat's geſeh'n, —
Mir Fritz ein'n Kuß gegeben.

Erſchrocken bin ich gleich recht ſehr
Und hab's ihm hart verwieſen,
Doch ach! zu ändern war's nicht mehr;
Da mußt' ich mich entſchließen
Und endlich wieder ihm verzeih'n.
Je nun, ſo ziemt's ja Chriſten; —
Wenn ſie nur auch, was hinterdrein
Dann folget, immer wüßten.

Denn ſeit ich dieſen Kuß erlaubt,
Bin ich ganz wie verdrehet;
Ach Gott! wer hätte nur geglaubt,
Daß ſolche Straf' d'rauf ſtehet?
Ich fühle gar nicht mehr nun mich
So froh und leicht gleich Andern;
Es mußte dabei ſicherlich
Die Seele aus mir wandern.

Und eine and're Seele ſchnell
Iſt eingewandert wieder. —
Ach lieber Gott, nun wird mir's hell,
Mir beben alle Glieder; —

Das iſt die ſeine ganz gewiß.
Ach! daß ich's nicht erkannte,
Als er ſo heuchelnd, zuckerſüß
Mich ſeine Seele nannte.

Ja, ja, das war zuletzt ſein Brauch,
Wie ich's jetzt in mir fühle;
Er klagte über Hitze auch,
Wie ich jetzt über Schwüle.
So unſtät lief er her und hin,
Wie ich kann nirgends bleiben;
Und wie ich ſtill und traurig bin,
So ſah ich's ihn ſonſt treiben.

Er wollte nur mit mir beim Tanz
Gern in der Reihe ſtehen;
Ich mochte auch beim Erntekranz
Mit ihm nur gern mich drehen.
Sein Auge war ſo feurig da,
Als ob ihn Etwas quäle;
Mir zeigt's der Spiegel, — ach, ja, ja,
Ich habe ſeine Seele.

Die Seelenwand'rung iſt geſcheh'n,
Wie Nachbar Veit es nennet;
Ich muß mit ſeiner Seele geh'n,
Die gar gewaltig brennet,
Und er hat meine ganze Ruh'
Mit meiner Seel' bekommen.
Ach Gott! wie komm' ich nur dazu,
Daß er ſie mir genommen!

Und wie nur ſtell' ich es denn an,
Sie wieder zu erhalten?
Es kann damit der böſe Mann
Ja nach Belieben ſchalten,
Indeß mit ſeiner Seele ich
Nicht weiß was anzufangen. —
Ei! — richtig! — jetzt beſinn' ich mich,
Wie dazu zu gelangen.

Der Doctor Raps, der ſich verſteht
Auf Kauf, Proceß und Erben,
Sagt: wie Etwas verloren geht,
Kann wieder man's erwerben.
Gezwungen hat durch einen Kuß
Die Seele wandern müſſen;
Damit ſie wiederkommen muß,
Muß Fritz ich nochmals küſſen.

Theodor Hell.

Lili's Park.

Iſt doch keine Menagerie
So bunt, als meiner Lili ihre!
Sie hat darin die wunderbarſten Thiere
Und kriegt ſie 'rein, weiß ſelbſt nicht wie.
O wie ſie hüpfen, laufen, trappeln,
Mit abgeſtumpften Flügeln zappeln,
Die armen Prinzen allzumal,
In nie gelöſchter Liebesqual!

Wie hieß die Fee? — Lili? — Fragt nicht nach ihr:
Kennt ihr ſie nicht, ſo danket Gott dafür.

Welch ein Geräuſch, welch ein Gegacker,
Wenn ſie ſich in die Thüre ſtellt
Und in der Hand das Futterkörbchen hält!
Welch ein Gequiek, welch ein Gequacker!
Alle Bäume, alle Büſche ſcheinen lebendig zu werden:
So ſtürzen ſich ganze Herden
Zu ihren Füßen; ſogar im Baſſin die Fiſche
Patſchen ungeduldig mit den Köpfen heraus:
Und ſie ſtreut dann das Futter aus
Mit einem Blick — Götter zu entzücken,
Geſchweige die Beſtien. Da geht's an ein Picken,
An ein Schlürfen, an ein Hacken;
Sie ſtürzen einander über die Nacken,
Schieben ſich, drängen ſich, reißen ſich,
Jagen ſich, ängſten ſich, beißen ſich,
Und das all um ein Stückchen Brot,
Das, trocken, aus den ſchönen Händen ſchmeckt,
Als hätt' es in Ambroſia geſteckt.

Aber der Blick auch! Der Ton,
Wenn ſie ruft: Pipi! Pipi!
Zöge den Adler Jupiters vom Thron,
Der Venus Taubenpaar,
Ja der eitle Pfau ſogar,
Ich ſchwöre, ſie kämen,
Wenn ſie den Ton von weitem nur vernähmen.

Denn ſo hat ſie aus des Waldes Nacht
Einen Bären, ungeleckt und ungezogen,
Unter ihren Beſchluß herein betrogen,
Unter die zahme Compagnie gebracht
Und mit den andern zahm gemacht,
Bis auf einen gewiſſen Punkt verſteht ſich.
Wie ſchön und ach! wie gut
Schien ſie zu ſeyn! Ich hätte mein Blut
Gegeben, um ihre Blumen zu begießen.

„Ihr ſagtet ich! Wie? Wer?“
Gut denn, ihr Herr'n, g'rad' aus: Ich bin der Bär,
In einem Filetſchurz gefangen,
An einem Seidenfaden ihr zu Füßen;
Doch wie das alles zugegangen,
Erzähl' ich euch zur andern Zeit;
Dazu bin ich zu wüthig heut'.

Denn ha! ſteh' ich ſo an der Ecke,
Und hör' von weitem das Geſchnatter,
Seh' das Geflitter, das Geflatter,
Kehr' ich mich um
Und brumm'.
Und renne rückwärts eine Strecke,
Und ſeh' mich um
Und brumm',
Und laufe wieder eine Strecke,
Und kehr' doch endlich wieder um.

Dann fängt's auf einmal an zu raſen,
Ein mächt'ger Geiſt ſchnaubt aus der Naſen,

Es wildzt die innere Natur.
Was, du ein Thor, ein Häschen nur!
So ein Pipi! Eichhörnchen, Nuß zu knacken;
Ich ſträube meinen borſt'gen Nacken,
Zu dienen ungewöhnt.
Ein jedes aufgeſtutzte Bäumchen höhnt
Mich an! Ich flieh' vom Boulingreen,
Vom niedlich glatt gemähten Graſe;
Der Buchsbaum zieht mir eine Naſe,
Ich flieh' ins dunkelſte Gebüſche hin,
Durch's Gehäge zu dringen,
Ueber die Planken zu ſpringen!
Mir verſagt Klettern und Sprung,
Ein Zauber bleit mich nieder,
Ein Zauber häkelt mich wieder,
Ich arbeite mich ab, und bin ich matt genug,
Dann lieg' ich an gekünſtelten Caſcaden,
Und kau' und wein' und wälze halb mich todt,
Und ach! es hören meine Noth
Nur porzellanene Oreaden.

Auf einmal, ach! es dringt
Ein ſeliges Gefühl durch alle meine Glieder!
Sie iſt's, die dort in ihrer Laube ſingt!
Ich höre die liebe, liebe Stimme wieder,
Die ganze Luft iſt warm, iſt blüthevoll.
Ach ſingt ſie wol, daß ich ſie hören ſoll?
Ich dringe zu, tret' alle Sträuche nieder,
Die Büſche flieh'n, die Bäume weichen mir,
Und ſo — zu ihren Füßen liegt das Thier.

Sie ſieht es an: „Ein Ungeheuer! doch drollig!
Für einen Bären zu mild,
Für einen Pudel zu wild,
So zottig, täpſig, knollig!“
Sie ſtreicht ihm mit dem Füßchen über'n Rücken:
Er denkt im Paradieſe zu ſeyn.
Wie ihn alle ſieben Sinne jücken!
Und ſie — ſieht ganz gelaſſen d'rein.
Ich küſſ' ihre Schuhe, kau' an den Sohlen,
So ſittig als ein Bär nur mag;
Ganz ſachte heb' ich mich, und ſchwinge mich verſtohlen
Leiſ' an ihr Knie. — Am günſt'gen Tag
Läßt ſie's geſcheh'n, und kraut mir um die Ohren,
Und patſcht mich mit muthwillig derbem Schlag:
Ich knurr', in Wonne neu geboren;
Dann fordert ſie mit ſüßem, eitlem Spotte:
Allons tout doux! eh la menotte!
Et faites Serviteur,
Comme un joli Seigneur.
So treibt ſie's fort mit Spiel und Lachen!
Es hofft der oft betrog'ne Thor;
Doch, will er ſich ein bißchen unnütz machen,
Hält ſie ihn kurz als wie zuvor.

Doch hat ſie auch ein Fläſchchen Balſam=Feuers,
Dem keiner Erde Honig gleicht,
Wovon ſie wol einmal, von Lieb' und Treu' erweicht,
Um die verlechzten Lippen ihres Ungeheuers
Ein Tröpfchen mit der Fingerſpitze ſtreicht,
Und wieder flieht und mich mir überläßt,
Und ich dann, losgebunden, feſt

Gebannt bin, immer nach ihr ziehe,
Sie ſuche, ſchaud're, wieder fliehe —
So läßt ſie den zerſtörten Armen geh'n,
Iſt ſeiner Luſt, iſt ſeinen Schmerzen ſtill.
Ha! manchmal läßt ſie mir die Thür halb offen ſteh'n,
Seitblickt mich ſpottend an, ob ich nicht fliehen will.

Und ich! — Götter, iſt's in euren Händen,
Dieſes dumpfe Zauberwerk zu enden;
Wie dank' ich, wenn ihr mir die Freiheit ſchafft!
Doch ſendet ihr mir keine Hülfe nieder —
Nicht ganz umſonſt reck' ich ſo meine Glieder:
Ich fühl's! Ich ſchwör's! Noch hab' ich Kraft.

v. Göthe.

Neujahrswunſch des Nachtwächters zu Ternate.

Weckt eure Gatten küſſend auf,
Ihr Schönen von Ternate!
Hört, bei des Jahres neuem Lauf,
Wie mir ein Wunſch gerathe!

Ein Mädchen, das ſich Muſe nennt,
Durchſtreicht mit mir die Straßen:
Und was mein Herz Euch Gutes gönnt,
Will ich in Reime faſſen.

Wohlan! die Freude werde neu,
Wie ſich das Jahr erneuet!
Es fliehe finſt're Heuchelei,
Die ſich im Winkel freuet!

Nicht Eigennutz, nur Zärtlichkeit
Sei Stifter unſ'rer Ehen:
So wird man Hymens gold'ne Zeit
Auch Jahre dauern ſehen.

Die ſüße Falſchheit unſ'rer Zeit
Entweiche von der Erde,
Daß alte wahre Redlichkeit
Noch einmal Mode werde.

Es drohe Mißwachs und Verluſt
Gelehrten Schmierereien!
Nur müſſe junger Mädchen Bruſt
Und guter Wein gedeihen!

Gieb, Himmel! deinen alten Wein
Den fröhlichen Poeten,
Die in der Muſen Lorbeerhain
Oft, leider! durſtig treten.

Nur Waſſer, alter Weiſen Trank,
Gieb unſern jungen Weiſen;
Und jage den Monadenzank
Von freudenvollen Schmäuſen.

Der Geiz mag ſein erwuchert Gut
Nur hüten, nicht genießen!
Doch laß ein Bächlein gold'ner Fluth
Auch auf den Weiſen fließen!

Denn unſ're Weibchen koſten viel,
Wenn ſie uns lieben ſollen:
Wie viel erfordert Putz und Spiel
Und wenn wir ſchmauſen wollen!

Heil Allen, denen Heil gebricht,
Heil ſei dem ganzen Staate!
Dies wünſch' ich, aus bezahlter Pflicht,
Nachtwächter von Ternate.

J. P. Uz.

Der Mädchen ſchwache Seite.

(Nach einer wahren Begebenheit.)

Ein Mädchen klagte neulich einen jungen Mann
Vor den Aſſiſen wegen Mißhandlungen an,
Und weil die Klägerin ein hübſches Mädchen war,
So hatten ſich, zu den beſtimmten Stunden,
Aus Neugier eine große Schaar
Von Gaffern aller Sorten eingefunden.

Der Richter thut die allgemeinen Fragen,
Läßt Namen, Stand et caetera ſich ſagen.

Und fragt natürlich auch hierbei
Die Klägerin: wie alt ſie ſei?

„Ich? — neunzehn Jahr." — „„Halt, halt! ich proteſtire! —
Rief plötzlich hier ihr Advokat —
Da Klägerin, wenn ich nicht irre,
Das vierundzwanzigſte erreichet hat.""

„Das gehet Sie nichts an! das laſſen Sie nur bleiben! —
Schrie d'rauf im Zorn die Klägerin; —
Ich bitte in das Protocoll zu ſchreiben,
Daß ich erſt neunzehn Jahr alt bin." —

„„Bedenken Sie doch, Theure, was Sie ſagen:
Dann wären Sie ja minorenn und dürften gar nicht klagen,
Und würden durch den Ausſpruch der Aſſiſen
Ohn' Gnade und Barmherzigkeit ganz abgewieſen."" —

„Mag ſeyn! ich muß doch wol am beſten wiſſen,
Daß ich erſt neunzehn Jahr kann ſeyn." —
„„Sie werden dann die Koſten zahlen müſſen,
Und ſtecken noch die Prügel gratis ein.""

„So ſei's!" — „„Nun ich weiche auf Ihre Gefahr!"" —
„Und ich war, bin und bleibe neunzehn Jahr,
Und laſſe mich nicht älter machen!" —

Die ganze Verſammlung fing an zu lachen,
Der Streit hatte männlich und weiblich ergötzt;
Der Richter aber erhebt ſich zuletzt
Und fragt: „Bleibt Klägerin dabei,
Daß ſie erſt neunzehn Jahr alt ſei?“ —

„So iſt's!“ — Was war nun der Spruch der Aſſiſen? —
Die Klägerin wurde — abgewieſen.
— — —

Die Weiber von Weinsberg.

Wer ſagt mir an, wo Weinsberg liegt?
Soll ſeyn ein wack'res Städtchen,
Soll haben, fromm und klug gewiegt,
Viel Weiberchen und Mädchen.
Kommt mir einmal das Freien ein,
So werd' ich eins aus Weinsberg frei'n.

Einmal der Kaiſer Conrad war
Dem guten Städtlein böſe,
Und rückt' heran mit Kriegesſchaar
Und Reiſigengetöſe,
Umlagert es mit Roß und Mann,
Und ſchoß und rannte d'rauf und d'ran.

Und als das Städtlein widerſtand,
Trotz allen ſeinen Nöthen,
Da ließ er, hoch von Grimm entbrannt,
Den Herold 'nein trompeten:

„Ihr Schurken, komm' ich 'nein, ſo, wißt.
Soll hängen, was die Wand bepißt.“

Doch, als er den Avis alſo
Hinein trompeten laſſen,
Gab's lautes Zetermordio
Zu Hauſ' und auf den Gaſſen.
Das Brod war theuer in der Stadt;
Doch theurer noch war guter Rath.

O weh mir armen Korydon!
O weh mir! — Die Paſtores
Schrie'n: Kyrie Eleyſon!
Wir geh'n, wir geh'n kapores!
O weh mir armen Korydon!
Es juckt mir an der Kehle ſchon.

Doch wenn's Matthä' am letzten iſt,
Trotz Rathen, Thun und Beten,
So rettet oft noch Weiberliſt
Aus Aengſten und aus Nöthen.
Denn Pfaffentrug und Weiberliſt
Geh'n über Alles, wie ihr wißt.

Ein junges Weibchen Lobeſan,
Seit geſtern erſt getrauet,
Giebt einen klugen Einfall an,
Der alles Volk erbauet;
Den ihr, ſofern ihr anders wollt,
Belachen und beklatſchen ſollt.

Zur Zeit der ſtillen Mitternacht
Die ſchönſte Ambaſſade
Von Weibern ſich ins Lager macht.
Und bettelt dort um Gnade.
Sie bettelt ſanft, ſie bettelt ſüß,
Erhält doch aber nichts, als dies:

„Die Weiber ſollten Abzug ha'n
Mit ihren beſten Schätzen,
Was übrig bliebe, wollte man
Zerhauen und zerfetzen.“
Mit der Capitulation
Schleicht die Geſandtſchaft trüb' davon.

D'rauf, als der Morgen bricht hervor,
Gebt Achtung! Was geſchiehet?
Es öffnet ſich das nächſte Thor,
Und jedes Weibchen ziehet,
Mit ihrem Männchen ſchwer im Sack,
So wahr ich lebe! Huckepack. —

Manch Hofſchranz ſuchte zwar ſofort
Das Kniffchen zu vereiteln;
Doch Conrad ſprach: „Ein Kaiſerwort
Soll man nicht dreh'n noch deuteln.
Ha bravo! — rief er — bravo ſo!
Meint' unſ're Frau es auch nur ſo!“

Er gab Pardon und ein Bankett,
Den Schönen zu Gefallen.

Da ward gegeigt, da ward trompet't,
Und durchgetanzt mit Allen,
Wie mit der Bürgermeiſterin,
So mit der Beſenbinderin.

Ei! ſagt mir doch, wo Weinsberg liegt?
Iſt gar ein wack'res Städtchen.
Hat, treu und fromm und klug gewiegt,
Viel Weiberchen und Mädchen.
Ich muß, kommt mir das Freien ein,
Fürwahr! muß eins aus Weinsberg frei'n.

G. A. Bürger.

Die Injurienklage.

Vor einem edlen Magiſtrat
Erſchien Herr Matz, ein neugeback'ner Rath,
Und ſprach: „Hochweiſe Herr'n, ein frecher Zeitungsſchreiber
Beſchimpfte mich. Da, leſen Sie ſein Blatt,
Und rächen mich an dieſem Ehrenräuber!
Er ſagt: Ein deutſcher Titus hat
Jüngſt einen Schöps zu ſeinem Rath erhoben.“ —

„„Herr, — ſprach der Präſident — wir haben keine Proben;
Sie ſind ja nicht genannt.““ — „Ei, Sie befremden mich: —
Rief Matz — wer kann der Schöps denn anders ſeyn, als ich?“ —

G. C. Pfeffel.

Die Stiefeln.

„Braucht Niemand neue Stiefeln hier?
Ein ſchönes Paar! kein Geld dafür.“ —
So rief in Wien ein Krämer auf dem Graben.
Um ihn ſchließt ſich ein dichter Kreis;
Wer kauft nicht gern um ſolchen Preis? —

„Ihr Herren! Einer nur kann meine Stiefeln haben!
Der ſoll es ſeyn, der mir beweiſen kann,
Ihm ſei ſein Weib vollkommen unterthan!“ —

Er ſpricht's, und Alle ſteh'n und ſchweigen;
Prahlt irgend auch ein Ehemann,
So überſchrei'n ihn zwanzig Zeugen.
Der Kreis zerfließt gemach. — Ein Schneider tritt heran:
„Die Stiefeln her! ich bin der Mann,
Der ſeine Hälfte zähmen kann.
Muckt Lieſe nur, ſo läßt die Elle
Kein Fleckchen heil auf ihrem Felle.“

„Ihr Nachbarn ſagt, ſind dieſes Prahlerei'n?“ —
„„Nein, das iſt wahr; der meiſtert Lieſen!““ —
„Wohl, deine Herrſchaft iſt bewieſen;
Dein ſollen auch die Stiefeln ſeyn,
Und dieſes ſchwarze Wachs geb' ich Dir oben d'rein.“ —

„„Wo berg' ich es! mein Wamms iſt ohne Taſchen.““ —
„So ſchieb's in'n Buſen.“ — „„Nein!
Es ſchmuzt; mein Hemd iſt rein gewaſchen.
Wie würde da Frau Lieſe ſchrei'n!““ —
„So! — Trotz der Elle! — Hört Ihr's, Brüder! —
Geſchwind gieb mir die Stiefeln wieder.“

L. H. von Nikolay.

Poeſie und Proſa.

„Was hüllt dein Auge, Freund, in Nacht!
Sieh nur des Morgens Walten,
Wie er mit ſeiner gold'nen Pracht
Umfluthet die Geſtalten.“ —

„„Wohl!““ —

„Die Erde liegt in Thränen hell,
In Mutterluſt verloren;
Sie hat des Lebens ſüßen Quell,
Den friſchen Lenz geboren.“ —

„„Ja!““ —

„Die Lerche ſingt ſein Wiegenlied
Hinauf zur Morgenröthe.
Tönt ſie nicht Luſt in dein Gemüth,
Der Luſt beſchwingte Flöte?“ —

„„O!““ —

„Doch ſprich! wie biſt Du heute kalt,
Dem ſonſt bei ſolchen Scenen
Die volle Seele überwallt
Zu hellen ſüßen Thränen!
Zerſchmilzt denn nicht die Frühlingswelt
Was immer Dich zerquäle!“ —

„„Mein lieber Freund, ich hab' kein Geld!““ —

„O Du gemeine Seele!“

A. Frankl.

Generalbeichte.

Laſſet heut' im edeln Kreis
Meine Warnung gelten!
Nehmt die ernſte Stimmung wahr,
Denn ſie kommt ſo ſelten.
Manches habt ihr vorgenommen,
Manches iſt euch ſchlecht bekommen,
Und ich muß euch ſchelten.

Reue ſoll man doch einmal
In der Welt empfinden!
So bekennt, vertraut und fromm,
Eure größten Sünden!
Aus des Irrthums falſchen Weiten
Sammelt euch und ſucht bei Zeiten
Euch zurecht zu finden.

Ja, wir haben, ſei's bekannt,
Wachend oft geträumet,
Nicht geleert das friſche Glas,
Wenn der Wein geſchäumet;
Manche raſche Schäferſtunde,
Flücht'gen Kuß vom lieben Munde,
Haben wir verſäumet.

Still und maulfaul ſaßen wir,
Wenn Philiſter ſchwätzten,
Ueber göttlichen Geſang
Ihr Geklatſche ſchätzten;
Wegen glücklicher Momente,
Deren man ſich rühmen könnte,
Uns zur Rede ſetzten.

Willſt du Abſolution
Deinen Treuen geben,
Wollen wir nach deinem Wink
Unabläßlich ſtreben
Uns vom Halben zu entwöhnen,
Und im Ganzen, Guten, Schönen,
Reſolut zu leben.

Den Philiſtern allzumal
Wohlgemuth zu ſchnippen,
Jenen Perlenſchaum des Weins
Nicht nur flach zu nippen,
Nicht zu liebeln leiſ' mit Augen,
Sondern feſt uns anzuſaugen
An geliebte Lippen.

v. Goethe.

Schnelle Reſolution.

In einem Theeklub, wo die Damen
Meiſt führen des Geſpräches Lauf,
Warf man jüngſt unter andern Schnurren
Die wunderliche Frage auf:
Ob jene Taube, die dem Noah
Ein Blatt vom Oelbaum froh und frei
Dort dargebracht, ein Männchen oder
Ein Weibchen wol geweſen ſei?
Die Frauen ſtimmten, wie beredet,
Einmüthig all' darüber ein:
Ein Weibchen wäre es geweſen,
So müſſe es, ſo ſoll es ſeyn.
Doch da erhob ſich aus den Reihen
Der grobe Rathsverweſer Saul
Und rief: „Ein Männchen iſt's geweſen!
Denn Weiber, das iſt leicht zu löſen,
Die nehmen ſich kein Blatt vor's Maul.“

Th. Drobiſch.

Des Knaben Antworten.

Ich kann's dem Magiſter nicht recht mehr machen,
Ich weiß nicht, warum er ſo ſchrecklich mich quält:
Er fragt mich um mannichfaltige Sachen,
Und was ich ihm antwort', iſt Alles gefehlt.

Ich bin doch kein ſo vernagelter Junge,
Und mein Gedächtniß iſt auch nicht ſo ſchlecht,
Auch geht es hübſch luſtig mir weg von der Junge,
Und doch iſt dem Brummbär gar nichts mehr recht.

„Wie viel giebt es Götter?“ — ſo fragt' er mich neulich;
„„Drei giebt es,““ — verſetzt' ich, und ſeht nur, da ſchlug
Er mich in's Geſicht gar grob und abſcheulich;
Ich ſah's wohl, ihm waren die drei nicht genug.
Dann fragt' er den Fritz, und der nannte ihm Einen.
Nun, — dacht' ich — du kriegſt ſchon auch deinen Hieb;
Mit nichten, er hieß ihn den klügſten Kleinen;
Bei dem nahm er ſchon mit dem Einen fürlieb.

Ein ander Mal fragte der grobe Schreier:
„Wie viel denn Elemente wol ſind?“
Schnell nannt' ich „„die Luft, das Waſſer, das Feuer,
Und — und““ — „Nun — rief er — das Vierte? geſchwind!“ —
Es fiel mir nicht ein, ob ich gleich ſehr ſtudierte;
Da ſchrie der Magiſter: „Du ſtehſt ja darauf!“
„„Ja! — rief ich — ach ja! meine Schuh' ſind das vierte.““ —
Da kriegt' ich ſchon wieder ein Kläpschen in'n Kauf.

Dann fragt' er mich wieder: „Was iſt denn der Eh'ſtand?“
Da ſprach ich denn, was mein Herr Vater oft ſpricht:
„„Es ſei der Eh'ſtand nämlich ein Wehſtand.““
Da macht' er — ſo ſchien mir's — ein freundlich Geſicht;

Doch alsbald kam die Magiſt'rin geſprungen,
Und ſah ihn an mit zornigem Blick:
„Wie! — ſchrie ſie — leideſt Du das von dem Jungen!“
Da hatt' ich ſchon wieder Eins in's Genick. —

„Wenn Du einen Apfel mit deinem Kam'raden
Willſt theilen, wie viel iſt dann dein, und wie viel ſein?“
Ich ſprach: „„Was kann mir ein Apfel denn ſchaden!
Den will ich nicht theilen, den eſſ' ich allein.““ —
„Doch wenn Du es mußt, wie dann, du Bengel!
Wie viel kommt dann auf ihn und auf Dich?“ —
„„Dann geb' ich ihm die Kern' und den Stengel,
Und ich behalte das And're für mich.““ —

So ſtellt er mir immer verfängliche Fragen,
Und nur ein einziges Mal gab's nicht Sturm.
Da fand er an meiner Antwort Behagen;
Er fragte: „Wie hoch war der Babelthurm?“
Ich ſagte geradezu: daß ich's nicht wiſſe;
Und er dachte nach, verzog das Geſicht,
Kam dann auf mich zu, gab mir ein paar Küſſe,
Und ſprach: „Recht, mein Söhnlein, das weiß man auch nicht.“ —

So will ich denn künftig auch gar nichts mehr wiſſen,
Dann ſchmält der Magiſter auch nimmer mich aus.
„Du haſt deinen Kopf Dir vergebens zerriſſen,
Es kommt bei dem Lernen gar nichts heraus.“

So ſagte ſchon längſt mir mein Schulkamerade,
Der's von ſeinem Vater, dem Schriftgießer, weiß.
Die Nichtswiſſer finden überall Gnade,
Die Klugen erhalten nirgend den Preis.

Caſtelli.

Die Mitgift.

Ein Freier warb um Gretchens Hand;
Doch an den lieben Eheſtand
Verbot die Armuth ihr zu denken.
Da ſprach die Edelfrau zu ihr:
„Hör', liebes Mädchen, ich will Dir
Zur Mitgift zwanzig Thaler ſchenken;
Doch möcht' ich gerne für das Geld
Den Burſchen ſeh'n, der Dir gefällt."

Bald ſtand ein kurzer, dicker Kegel
Mit borſt'gen Haaren vor ihr da,
Der ſtumm, ſich beißend auf die Nägel,
Nach ſeinen Säbelbeinen ſah.

„Pfui! — rief die Dame — dieſes Weſen
Haſt Du zum Liebſten Dir erleſen?
Wen mag ein ſolcher Menſch erfreu'n?
Der kann als Urbild nur dem Maler
Der Häßlichkeit willkommen ſeyn!" —

„Ach, lieber Gott! — fiel Gretchen ein —
Was hat man denn für zwanzig Thaler?"

A. F. E. Langbein.

Gegenſeitige Liberalität.

An einem rauhen Wintertage
Hatt' es zu vieler Menſchen Plage
Sehr ſtark geglatteiſ't. Eine Frau
Wägt eben nicht allzu genau
Ihr'n Schritt ab, wo der Bürgerſteg
Vor einem Hauſe etwas ſchräg
Zuläuft: und als ſie den paſſirt,
Da gleitet ſie, und ach! verliert
Das Gleichgewicht. Mit einem Schneller
Stürzt ſie hinab in einen Keller,
Und fällt auf Kannen, Töpf' und Teller,
Die hier zum Kauf für baares Geld
Höchſt zierlich waren aufgeſtellt,
Und welche durch der Dame Fall
Mit einem ungeheuren Schall
Zerbrachen. Die Verkäuferin,
'ne echte Art Berlinerin,
Verſteinert erſt, gleich Vater Loths
Gemahlin, dann plaßt ihr die Galle:

„Wat is mich des vor'n Sackerlots
Verdammtiges in't Kellergefalle!
Denkt Sie, ick habe meine Töppe
Un Kannen an de Kellertreppe
Man hingeſtellt, um ſolche Zöppe,

Wie Sie mich dreht, daraus zu löſen!
Ja Kuchen, Paßman ſoll Se beſen!
Aurore! Mächen! komm' mal rin
Und loof bei Eckerten gleich hin.“

Die Tiefverſenkte, welche noch,
Den großen Schrecken ausgenommen,
Mit heiler Haut davon gekommen,
Wälzt ſich aus der Geſchirre Loch,
Das ihre Corpulenz erzeugt,
Reibt ſich ein Weilchen Hüft' und Rippe,
Wobei der zornigen Xantippe
Sie ein'ge blanke Thaler reicht,
Damit ob der ſamöſen Sache
Sie weiter keinen Aufſtand mache.

Die Hök'rin, die ihr Zorngeſicht
Mit freundlicher Phyſionomie
Gleich wechſelt, d'rauf ſehr höflich ſpricht:

„J, ſchönſte Dame, falle Sie
In Gottesnam'n in meinen Keller
So oft Ihr Wille darnach ſtrebt;
Wat liegt an ſo'n paar lump'ge Teller,
Die werden widder zuſammengeklebt.“

H. Lami.

Die Orakelglocke.

Ein Bauermädchen, 's hieß Brigitte,
Kam zu dem Paſtor Lobeſan
Mit einer lächelnden und halb verſchämten Bitte:
„Herr Paſtor, — hob ſie ſtotternd an,
Mit Flammenroth auf beiden Wangen, —
Mir iſt des Nachbars Kunzens Sohn
Mit einem Antrag nachgegangen;
Ich ſoll, — nun Sie errathen's ſchon —“
Und dabei ſah ſie bald auf's Mieder,
Bald auf die Schürzenſchleiſe nieder.

„„Und was ſollſt Du, Brigitte? ſprich! —
Verſetzt der Paſtor, — haſt Du Dich
Vielleicht des Antrags gar zu ſchämen?““ —
„Ach nein, Herr Paſtor, nein, das nicht.“ —
„„So will er Dich zur Gattin nehmen?
Mich dünkt, das ſagt mir dein Geſicht.““ —

„I nun, Herr Paſtor, ja, zur Frau will er mich nehmen;
Er könnte ohne mich, verſichert er, nicht ruh'n,
Er würde ſich zu Tode grämen.
Was rathen Sie? was ſoll ich thun?“ —

„„Berathe Dich mit deinem Herzen, —
Spricht Paſtor Lobeſan — und höre, was das ſpricht.““ —
„Herr Paſtor, — lächelt ſie — Sie ſcherzen;
Das Ding verſteht ja ſo was nicht.“ —

„„„So höre dieſen Rath: wenn's früh zur Kirche läutet,
So geh' vor's Dorf und tritt auf unſern Obſtberg hin,
Um den ſich das Geläut' ſo wunderbar verbreitet,
Als ſprāch' ein Stimmenton darin.
Da kannſt Du Dir den beſten Rath erholen;
Wenn's klinget: Nimm ihn! nimm ihn! — ſchön,
So nimmſt Du ihn, und damit Gott befohlen;
Doch klingt es: Nimm ihn nicht! — ſo laß den Burſchen
geh'n.“““ —

Kaum ſchimmerte der Sonntagsmorgen,
So roth wie ihre Wang', ihr kleines Fenſter an,
So flogen ſchon Brigittens liebe Sorgen
Den wunderbaren Berg hinan.
Sie horcht auf jeden Ton von weiten,
Und immer, immer will's nicht läuten.
Sie blickt, und blickt umſonſt den alten Kirchthurm an;
Ein jegliches Gebell', ein jegliches Gewieher
Scheint ihr beginnendes Geläut':
„Sonſt läutete der Cantor früher,
Du lieber Gott, was zögert er denn heut'!“ —

So hofft und harrt die bange Schöne; —
Doch endlich, — horch! — „Bimm, bimm, bimm!“ —
Ja, ja, das iſt das lang' erwartete Getöne;
Ganz deutlich klingt es: „Nimm ihn! nimm!“ —

Ch. A. Tiedge.

Der Schenk von Limburg.

Zu Limburg auf der Veſte
Da wohnt ein edler Graf,
Den keiner ſeiner Gäſte
Jemals zu Hauſe traf.
Er trieb ſich allerwegen,
Gebirg und Wald entlang,
Kein Sturm und auch kein Regen
Verleidet ſeinen Gang.

Er trug ein Wamms von Leder
Und einen Federhut,
Mit mancher wilden Feder,
Das ſteht dem Jäger gut.
Es hing ihm an der Seite
Ein Trinkgefäß von Buchs;
Gewaltig konnt' er ſchreiten
Und war von hohem Wuchs.

Wohl hatt' er Knecht' und Mannen,
Und hatt' ein tüchtig Roß,
Ging doch zu Fuß von dannen
Und ließ daheim den Troß.
Es war ſein ganz Geleite
Ein Jagdſpieß, ſtark und lang,
An dem er über breite
Waldſtröme kühn ſich ſchwang.

Nun hielt auf Hohenſtaufen
Der deutſche Kaiſer Haus,
Der zog mit hellen Haufen
Einsmals zu jagen aus.
Er rannt' auf eine Hinde
So heiß und haſtig vor,
Daß ihn ſein Jagdgeſinde
Im wilden Forſt verlor.

Bei einer kühlen Quelle,
Da macht' er endlich Halt;
Gezieret war die Stelle
Mit Blumen mannichfalt.
Hier dacht' er ſich zu legen
Zu einem Mittagsſchlaf,
Da rauſcht' es in den Hägen,
Und vor ihm ſtand der Graf.

Da hub er an zu ſchelten:
„Treff' ich den Nachbar hier?
Zu Hauſe weilt er ſelten,
Nach Hauſe kommt er nie.
Man muß im Walde ſtreifen,
Wenn man ihn finden will;
Man muß ihn tapfer greifen,
Sonſt hält er nirgend ſtill.“ —

Als d'rauf ohn' alle Fährde
Der Graf ſich niederließ
Und neben in die Erde
Die Jägerſtange ſtieß,

Da griff mit beiden Händen
Der Kaiſer nach dem Schaft:
„Den Spieß muß ich mir pfänden,
Ich nehm' ihn mir zur Haft.

Der Spieß iſt mir verfangen,
Deß ich ſo lang' begehrt,
Du ſollſt dafür empfangen
Hier dies mein beſtes Pferd.
Nicht ſchweifen im Gewälde
Darf mir ein ſolcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde
Viel beſſer dienen kann." —

„„Herr Kaiſer, wollt vergeben! —
Ihr macht das Herz mir ſchwer.
Laßt mir mein freies Leben
Und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab' ich ſchon eigen,
Für Eures ſag' ich Dank;
Zu Roſſe will ich ſteigen,
Bin ich 'mal alt und krank."" —

„Mit Dir iſt nicht zu ſtreiten,
Du biſt mir allzuſtolz;
Doch führſt Du an den Seiten
Ein Trinkgefäß von Holz.
Nun macht die Jagd mich dürſten,
Drum thu' mir das, Geſell,
Und gieb mir eins zu bürſten
Aus dieſem Waſſerquell." —

Der Graf hat ſich erhoben,
Er ſchwenkt den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben,
Hält ihn dem Kaiſer dar.
Der ſchlürft in vollen Zügen
Den kühlen Trank hinein,
Und zeigt ein ſolch Vergnügen,
Als wär's der beſte Wein.

Dann faßt der ſchlaue Zecher
Den Grafen bei der Hand:
„Du ſchwenkteſt mir den Becher
Und fullteſt ihn zum Rand;
Du hielteſt mir zum Munde
Das labende Getränk:
Du biſt von dieſer Stunde
Des deutſchen Reiches Schenk."

Uhland.

Die Pfarrerwahl.

Um's Pfarramt eines Städtchens baten
Sechs oder ſieben Candidaten.
Der weiſe Rath, ob einer klugen Wahl
Gar ſehr verlegen und beklommen,
Ließ eines Tages auf einmal
Die Supplikanten vor ſich kommen.

Beſcheiden ſtand die kleine ſchwarze Schaar
Und blickte demuthsvoll zur Erde.
Der Bürgermeiſter, der ein braver Fleiſcher war,
Beſah ſie her und hin, wie eine Lämmerherde,
Dann zog er, — als er ſie ein Weilchen ſo umkreiſt, —
Raſch einen dicken, alten Knaben,
Wie einen Schöps hervor und rief vergnügt: „Das heißt
Doch ein Magiſterchen! der muß die Pfarre haben!
Er iſt ſo dicklich, rund und feiſt!
Die andern magern Herr'n verrathen wenig Gaben,
Ihm aber ſieht man's an, er hat Verſtand und Geiſt.“

A. F. E. Langbein.

Tiſchlied.

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmliſches Behagen.
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?
Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich ſagen,
Beim Geſang und Glaſe Wein
Auf den Tiſch zu ſchlagen.

Wundert euch, ihr Freunde, nicht,
Wie ich mich geberde;
Wirklich iſt es allerliebſt
Auf der lieben Erde:

Darum ſchwör' ich feierlich
Und ohn' alle Fährde,
Daß ich mich nicht freventlich
Wegbegeben werde.

Da wir aber allzumal
So beiſammen weilen,
Dächt' ich, klänge der Pokal
Zu des Dichters Zeilen.
Gute Freunde ziehen fort,
Wol ein hundert Meilen,
Darum ſoll man hier am Ort
Anzuſtoßen eilen.

Lebe hoch, wer Leben ſchafft!
Das iſt meine Lehre.
Unſer König denn voran,
Ihm gebührt die Ehre.
Gegen inn- und äußern Feind
Setzt er ſich zur Wehre;
An's Erhalten denkt er zwar,
Mehr noch, wie er mehre.

Nun begrüß' ich ſie ſogleich,
Sie die einzig Eine.
Jeder denke ritterlich
Sich dabei die Seine.
Merket auch ein ſchönes Kind,
Wen ich eben meine,
Nun ſo nicke ſie mir zu:
Leb' auch ſo der Meine!

Freunden gilt das dritte Glas,
Zweien oder dreien,
Die mit uns am guten Tag
Sich im Stillen freuen
Und der Nebel trübe Nacht
Leiſ' und leicht zerſtreuen;
Dieſen ſei ein Hoch gebracht,
Alten oder Neuen.

Breiter wallet nun der Strom,
Mit vermehrten Wellen
Leben jetzt im hohen Ton
Redliche Geſellen!
Die ſich mit gedrängter Kraft
Brav zuſammen ſtellen
In des Glückes Sonnenſchein
Und in ſchlimmen Fällen.

Wie wir nun zuſammen ſind,
Sind zuſammen viele.
Wohl gelingen denn, wie uns,
Andern ihre Spiele!
Von der Quelle bis an's Meer
Mahlet manche Mühle,
Und das Wohl der ganzen Welt
Iſt's, worauf ich ziele.

v. Göthe.

Das junge Mädchen.

Ein junger Menſch ſprach einen wackern Mann
Durch einen guten Freund um ſeine Tochter an.
Der Vater, der ſein Kind noch nicht verſprechen wollte,
War dennoch ungemein erfreut,
Und bat den guten Freund mit vieler Höflichkeit,
Daß er bei ihm zu Tiſche bleiben ſollte.

Die Tochter, ob ſich gleich der Vater ſehr verſtellt,
Erräth die Sache bald. „Was! — fängt ſie an zu ſchließen, —
Ein fremder Herr, den man zu Tiſche gleich behält,
Was bringt der wol? — Ich ſoll's nicht wiſſen;
Allein umſonſt bückt er ſich nicht ſo tief vor mir.
Iſt auch der gute Freund wol meinetwegen hier?“

Der Fremde hofft, es ſoll ihm noch gelingen,
Und wagt's bei einem Glaſe Wein,
Das Wort für ſeinen Freund noch einmal anzubringen.

„„Mein Herr, — fiel ihm der Vater ein, —
O, denken Sie doch nicht, daß ich zu hart verfahre;
Mein Kind kann wirklich noch nicht frei'n,
Sie iſt zu jung, ſie iſt erſt vierzehn Jahre.““ —

Indem er dieſes ſprach, trat Fiekchen ſelbſt herein
Und trug ein Eſſen auf. „Was? — fiel ſie gleich dem Vater ein, —

Was ſagten Sie, Papa? — Sie haben ſich verſprochen.
Ich ſollt' erſt vierzehn Jahr' alt ſeyn?
Nein! — vierzehn Jahr' und ſieben Wochen!“ —

Ließ ſie der Vater denn nun frei'n? —
Ich weiß es nicht. — Doch nein, ich will's nur ſagen,
Denn unter denen, die ſo fragen,
Da könnten wol ſelbſt junge Mädchen ſeyn,
Die zu beruhigen, will ich es lieber ſagen:
Der Vater lächelte und ließ die Tochter frei'n.

— — —

Der Kaiſer und der Abt.

Ich will euch erzählen ein Mährchen, gar ſchnurrig:
Es war 'mal ein Kaiſer, der Kaiſer war kurrig;
Auch war 'mal ein Abt, ein gar ſtattlicher Herr;
Nur Schade! ſein Schäfer war klüger als er.

Dem Kaiſer ward's ſauer in Hitz' und in Kälte:
Oft ſchlief er bepanzert im Kriegesgezelte;
Oft hatt' er kaum Waſſer zu Schwarzbrod und Wurſt,
Und öfter noch litt er gar Hunger und Durſt.

Das Pfäfflein, das wußte ſich beſſer zu hegen,
Und weidlich am Tiſch und im Bette zu pflegen.
Wie Vollmond glänzte ſein feiſtes Geſicht;
Drei Männer umſpannten den Schmeerbauch ihm nicht.

Drob ſuchte der Kaiſer am Pfäfflein oft Hader.
Einſt ritt er, mit reiſigem Kriegesgeſchwader,
In brennender Hitze des Sommers vorbei.
Das Pfäfflein ſpazierte vor ſeiner Abtei.

„Ha, — dachte der Kaiſer — zur glücklichen Stunde!“
Und grüßte das Pfäfflein mit höhniſchem Munde:
„Knecht Gottes, wie geht's Dir? Mir däucht wol ganz recht,
Das Beten und Faſten bekomme nicht ſchlecht.

Doch däucht mir daneben, Euch plage viel Weile.
Ihr dankt mir's wol, wenn ich Euch Arbeit ertheile:
Man rühmet, Ihr wäret der pfiffigſte Mann,
Ihr hörtet das Gräschen faſt wachſen, ſagt man.

So geb' ich denn euern zwei tüchtigen Backen
Zur Kurzweil drei artige Nüſſe zu knacken.
Drei Monden von nun an beſtimm' ich zur Zeit;
Dann will ich auf dieſe drei Fragen Beſcheid.

Zum erſten: Wenn hoch ich, im fürſtlichen Rathe,
Zu Throne mich zeige im Kaiſer-Ornate,
Dann ſollt Ihr mir ſagen, ein treuer Wardein,
Wie viel ich wol werth bis zum Heller mag ſeyn?

Zum zweiten ſollt Ihr mir berechnen und ſagen:
Wie bald ich zu Roſſe die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ich weiß, der Beſcheid darauf iſt Euch nur Spiel.

Zum dritten noch ſollſt Du, o Preis der Prälaten,
Auf's Härchen mir meine Gedanken errathen.
Die will ich dann treulich bekennen; allein
Es ſoll auch kein Titelchen Wahres d'ran ſeyn.

Und könnt Ihr mir dieſe drei Fragen nicht löſen,
So ſeyd Ihr die längſte Zeit Abt hier geweſen;
So laſſ' ich Euch führen zu Eſel durch's Land,
Verkehrt, ſtatt des Zaumes den Schwanz in der Hand." —

Drauf trabte der Kaiſer mit Lachen von hinnen;
Das Pfäfflein zerriß und zerſpliß ſich mit Sinnen.
Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,
Der vor hochnothpeinlichem Halsgericht ſteht.

Er ſchickte nach ein, zwei, drei, vier Univerſitäten,
Er fragte bei ein, zwei, drei, vier Facultäten,
Er zahlte Gebühren und Sporteln vollauf,
Doch löſ'te kein Doctor die Fragen ihm auf.

Schnell wuchſen, bei herzlichem Zagen und Pochen,
Die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen,
Die Wochen zu Monden; ſchon kam der Termin!
Ihm ward's vor den Augen bald gelb und bald grün.

Nun ſucht' er, ein bleicher, hohlwangiger Werther,
In Wäldern und Feldern die einſamſten Oerter.
Da traf ihn, auf ſelten betretener Bahn,
Hans Bendix, ſein Schäfer, am Felſenhang an.

„Herr Abt, — ſprach Hans Bendix, — was mögt Ihr Euch grämen?
Ihr ſchwindet ja wahrlich dahin wie ein Schemen.
Maria und Joſeph! wie hotzelt Ihr ein!
Mein Sixchen! es muß Euch was angethan ſeyn.“ —

„„Ach, guter Hans Bendix, ſo muß ſich's wol ſchicken;
Der Kaiſer will gern mir am Zeuge was flicken,
Und hat mir drei Nüſſ' auf die Zähne gepackt,
Die ſchwerlich Beelzebub ſelber wol knackt.

Zum erſten: Wenn hoch er, im fürſtlichen Rathe,
Zu Throne ſich zeiget im Kaiſer-Ornate,
Dann ſoll ich ihm ſagen, ein treuer Wardein,
Wie viel er wol werth bis zum Heller mag ſeyn?

Zum zweiten ſoll ich ihm berechnen und ſagen:
Wie bald er zu Roſſe die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Er meint, der Beſcheid darauf wäre nur Spiel.

Zum dritten, ich ärmſter von allen Prälaten,
Soll ich ihm gar ſeine Gedanken errathen;
Die will er mir treulich bekennen; allein
Es ſoll auch kein Titelchen Wahres d'ran ſeyn.

Und kann ich ihm dieſe drei Fragen nicht löſen,
So bin ich die längſte Zeit Abt hier geweſen;
So läßt er mich führen zu Eſel durch's Land,
Verkehrt, ſtatt des Zaumes den Schwanz in der Hand.““ —

„Nichts weiter? — erwiedert Hans Bendix mit Lachen.
Herr, gebt Euch zufrieden, das will ich ſchon machen;
Nur borgt mir eu'r Käppchen, eu'r Kreuzchen und Kleid,
So will ich ſchon geben den rechten Beſcheid.

Verſteh' ich gleich nichts von lateiniſchen Brocken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.
Was Ihr Euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt.“

Da ſprang, wie ein Böcklein, der Abt vor Behagen.
Mit Käppchen und Kreuzchen, mit Mantel und Kragen
Ward ſtattlich Hans Bendix zum Abte geſchmückt,
Und hurtig zum Kaiſer nach Hofe geſchickt.

Hier thronte der Kaiſer im fürſtlichen Rathe,
Hoch prangt' er, mit Zepter und Kron', im Ornate:
„Nun ſagt mir, Herr Abt, als ein treuer Wardein,
Wiel viel ich jetzt werth bis zum Heller mag ſeyn?“ —

„„Für dreißig Reichsgulden ward Chriſtus verſchachert;
Drum gäb' ich, ſo ſehr Ihr auch pochet und prachert,
Für Euch keinen Deut mehr, als zwanzig und neun,
Denn Einen müßt Ihr doch wol minder werth ſeyn.““ —

„Hm, — ſagte der Kaiſer — der Grund läßt ſich hören,
Und mag den durchlauchtigen Stolz wol bekehren.
Nie hätt' ich, bei meiner hochfürſtlichen Ehr'!
Geglaubet, daß ſo ſpottwohlfeil ich wär'.

Nun aber ſollſt Du mir berechnen und ſagen:
Wie bald ich zu Roſſe die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Iſt Dir der Beſcheid d'rauf auch nur ein Spiel?" —

„„Herr, wenn mit der Sonn' Ihr früh ſattelt und reitet,
Und ſtets ſie in einerlei Tempo begleitet,
So ſetz' ich mein Kreuz und mein Käppchen daran,
In zwei mal zwölf Stunden iſt Alles gethan."" —

„Ha, — lachte der Kaiſer — vortrefflicher Haber!
Ihr füttert die Pferde mit Wenn und mit Aber.
Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat ſicher aus Häckerling Gold ſchon gemacht.

Nun aber zum dritten, nun nimm Dich zuſammen!
Sonſt muß ich Dich dennoch zum Eſel verdammen.
Was denk' ich, das falſch iſt? Das bringe heraus!
Nur bleib' mir mit Wenn und mit Aber zu Hauſ'!" —

„„Ihr denket, ich ſei der Herr Abt von Sanct Gallen."" —
„Ganz recht! und das kann von der Wahrheit nicht fallen."
— „„Sein Diener, Herr Kaiſer! Euch trüget eu'r Sinn:
Denn wißt, daß ich Bendix, ſein Schäfer, nur bin."" —

„Was Henker! Du biſt nicht der Abt von Sanct Gallen!
— Rief hurtig, als wär' er vom Himmel gefallen,
Der Kaiſer mit frohem Erſtaunen darein; —
Wohlan denn, ſo ſollſt Du von nun an es ſeyn!

Ich will Dich belehnen mit Ring und mit Stabe.
Dein Vorfahr beſteige den Eſel und trabe,
Und lerne fortan erſt quid juris verſteh'n!
Denn wenn man will ernten, ſo muß man auch ſä'n." —

„„Mit Gunſten, Herr Kaiſer, das laßt nur hübſch bleiben!
Ich kann ja nicht leſen, noch rechnen und ſchreiben;
Auch weiß ich kein ſterbendes Wörtchen Latein.
Was Hänschen verſäumet, holt Hans nicht mehr ein."" —

„Ach, guter Hans Bendix, das iſt ja recht Schade!
Erbitte demnach Dir ein' andere Gnade!
Sehr hat mich ergetzet dein luſtiger Schwank;
Drum ſoll Dich auch wieder ergetzen mein Dank." —

„„Herr Kaiſer, groß hab' ich ſo eben nichts nöthig;
Doch ſeid Ihr im Ernſt mir zu Gnaden erbötig,
So will ich mir bitten, zum ehrlichen Lohn,
Für meinen hochwürdigen Herren Pardon."" —

„Ha bravo! Du trägſt, wie ich merke, Geſelle,
Das Herz, wie den Kopf, auf der richtigſten Stelle;
Drum ſei der Pardon ihm in Gnaden gewährt,
Und obenein Dir ein Panis-Brief beſchert:

Wir laſſen dem Abt von Sanct Gallen entbieten:
Hans Bendix ſoll ihm nicht die Schafe mehr hüten.
Der Abt ſoll ſein pflegen, nach unſerm Gebot,
Umſonſt, bis an ſeinen ſanftſeligen Tod!" —

G. A. Bürger.

Der reiſende Gelehrte.

Ein Reiſender, der mit geſpannten Blicken
In einem Bücherſaal die Rücken
Der Marmorbände ſtill beſah,
Rief plötzlich laut, im feurigſten Entzücken:
„Wie? — Ciceronis Opera? —
Ei! welch ein Ausbund ſchöner Geiſter
War dieſer röm'ſche Bürgermeiſter!
Was doch der Mann nicht Alles trieb!
Jetzt ſeh' ich erſt, daß er auch Opern ſchrieb!“

A. F. E. Langbein.

Die moraliſchen Phariſäer.

Criſpin lehrt: „Euer Glück zu gründen,
Müßt ihr euch ſelber überwinden
Und über euch Monarchen ſeyn!“ —
Wollt ihr von mir das Kunſtſtück wiſſen,
Wie er dem Joch ſich leicht entriſſen,
Das oft auch ernſte Weiſe ſcheu'n? —
Er harrte, bis die Luſt zu Sünden
Mit dem Gefühl zugleich verſchwand,
Dann konnt' er glücklich überwinden,
Wo er nun keinen Feind mehr fand.

Der ſonſt voll wilder Freude lärmte,
Auf Bällen manche Nacht durchſchwärmte,

Den Tanzplatz ſtets zuletzt verließ,
Thrax warnt: „Seid ernſthaft! Nie vertauſchet
Den Ernſt mit Freude! Sie berauſchet
Wenn ſie ſchon reizt; auch Gift iſt ſüß!“ —
Ihr fragt: Was lehrt ihn Bälle meiden,
Und alle Freuden mürriſch flieh'n? —
Wißt! Er nicht fliehet Bäll' und Freuden,
Nein, Bäll' und Freuden fliehen ihn!

Tartüff, der Frömmler, will Clotilden
Zu überird'ſcher Tugend bilden,
Und ſprudelt mönchiſches Geſchwätz.
Er warnt: „Sei ja ſtets unempfindlich!
Denn merk' dir: alle Lieb' iſt ſündlich
Und jeder Kuß ein Teufelsnetz!“ —
So warnt er; doch ihm ſelbſt behaget, —
Wenn man's nicht ſieht, — Beatens Kuß.
Sieht man's, gleich faßt er ſich und ſaget:
„O, es war bloß ein Friedenskuß!“ —

Wenn Jünglinge mit frohen Herzen
Beim Weine ſingen oder ſcherzen,
Kommt gleich Cäcil im vollen Lauf:
„Du wirſt dein Mörder, blinde Jugend!
Ach! opferſt du Glück, Kraft und Tugend
Dem Kitzel des Geſchmackes auf!“ —
Er zankt: doch mitten in dem Zanken
Sieht er ein volles Glas ſich nah'n;
Er lächelt, — nimmt's, — und in Gedanken —
Stößt er mit ſeinem Nachbar an.

Schlegel.

Neun Narren.

Einſt gingen acht Studenten
Zur Kirmeß auf das Land;
Wie ſie ſich aber nennten,
Das iſt mir nicht bekannt.

Im Wirthshaus ſaß ein Bauer,
Es ſchien ein ſimpler Mann;
Doch war es gar ein ſchlauer,
Das ſah ihm Keiner an.

Sie ſpotteten und lachten
Und neckten ihn herum;
Er war, — ſo wie ſie dachten, —
Viel dümmer noch als dumm.

Den Alten mocht' es ſchmerzen,
Und die Geduld riß aus;
Es ging der Spott zu Herzen
Dem armen, alten Klaus.

„Ich bin ein armer Teufel,
Und ich geſteh' es gern, —
Sprach er, — doch, ohne Zweifel,
Viel reicher als die Herr'n.

Drum lachen Sie nur ſachte:
Neun Narren ſind nur hier;
Ich hab' an Ihnen *achte*,
Sie *einen* nur an mir."

F. Horn.

Das Ständchen.

Wenzel von Schmurlach, Herr auf Schmurlachsbüttel und Hunzau,
War als Junker verliebt, und ein Freund landhöfiſcher Schalkheit.
Ihr auch, die eben erwuchs, der ſittigen Tochter des Förſters,
Welcher mit ihr und den Söhnen, ein Grau'n dem nächtlichen Wildvieh,
Einſam wohnt' im Gehölz, liebkoſet' er; aber vergebens.
Einſt, als Vater und Söhn' am gefrorenen Teiche dem Otter
Nachts bei der Mühlenſchleuſ' auflauerten, ſchlich mein Junker
Leiſ' in den Wald, und klagte, gelehnt auf die Flinte, ſein Herzweh:
Wachſt Du noch oben, mein Kind, bei der Lamp' im traulichen Stüblein,
Dir ein bräutliches Hemd zu beſchleunigen, oder den Zwickel
Am baumwollenen Strumpf, und brummſt, oft ſeufzend, ein Leibſtück

Jenes mich quälenden Tags, da Dich Andere ſchwangen im Reih'ntanz?
Nickſt Du bei heiſerem Grillengezirp am ſchläfrigen Feuer,
Halb entkleidet, und lallſt, im ängſtlichen Traume Dich ſträubend,
Was Du ſo hold ausſprichſt, dein Wort: Pfui, häßlicher Junker?
Oder, wofern Dich das Sauſen vertrieb, und ein polternder Kobold,
Lauſcheſt Du bang' im Bettchen, und hebt dein Buſen die Decke?
Nicht ein Geſpenſt, nein, Trautchen, ich bin dein häßlicher Junker,
Der Dich vor häßlichem Spuk zu vertheidigen, Schönſte, daher kommt!
Riegele hurtig mir auf! Hoch über die ſauſenden Wipfel
Sprengt die wüthende Jagd im Gewölk, und durchfeget den Nordſturm,
Daß von Giebel und Baum mich gewirbelte Flocken umſtöbern.
Selbſt ja entſchwebt unruhig dem Irrwiſchmoore der kopflos
Wankende Wicht mit Gekreiſch, den ein Mönch hinbannte vom Richtplatz.
Kalt durchläuft mich das Grau'n, es ſtarret der Hauch in den Nüſtern.
O Du, weiß wie Kaninchen, geſchlank wie ein engliſches Windſpiel,
Aber auch ſcheu wie ein Wieſel, und wild wie die Katze des Waldes!
Scheint dein Wenzelchen Dir ſo unholdſelig im Aeußern?
Zwar von der Amme hink' ich ein wenig; aber ich hinke

Anmuthsvoll! wie Du ſelbſt voll Anmuth liſpelteſt, Mägdlein,
Als Du die Walderdbeeren gebracht, und die blanken Dukaten,
Die ich für Schillinge gab, mit züchtiger Röthe zurückſchobſt.
Mich hat tanzen gelehrt der Student, daß hold in der Schönheit
Wellenſchwunge der Gang hinſchlängelte! Aber ich weiß wohl,
Daß Du zugleich im Herzen den doppelten Höcker mir tadelſt,
Welcher an Bruſt und Schulter hervor ſchwillt. Mädchen, den Auswuchs
Drängender Kraft mißkennſt Du, und ſchenkſt, o Du alberne Thörin,
Schwankenden Erlen die Wahl vor des Eichbaums knotigem Kernholz!
Säheſt Du manch weltkluges und nicht anekelndes Fräulein,
Wie es mit Augen und Mund mich verſchlingt an meinem Geburtstag,
Mich in funkelnder Weſt', und dem Rock von feurigem Scharlach,
Bläulich gepudert das Haar, mit dick nachſchwebendem Haarzopf!
Holder von Schmink' und Geſtein liebäugelt es, wedelnd den Fächer,
So wie ein Möpschen den Schwanz, wenn Mandeltorte gezeigt wird.
Und wenn ich Spaß anhebe, da ſinkt man zurück in den Seſſel,

Kreiſchet bethränt, und rüttelt den winzigen Buſen ſich ſchalkhaft
Lachend hervor, und nennt mich den Ausbund drolliger Purzel.
Jammer! ich war, einſt war ich der Ausbund drolliger Purzel!
Kein Liebäugeln behagt, kein ſchalkhaft Lachen des Fräuleins!
Selbſt auch der Hunde Gebell, ſelbſt wähliger Hengſte Gewieher
Iſt mir verhaßt! Abſterb' ich der Welt, wie die alte Franzöſin!
Dir nur leb' ich annoch, mein einziges Herzensfräulein!
Lächele Du mir Troſt und Heiterkeit! Vater und Brüder
Lauern dem Otter ja auf, wie ich Dir! Ein Maulchen, nur Eines!
Wein und Citronen und Rack in der Weidtaſch' hab' ich und Zucker,
Daß Du mit wärmendem Punſch den erfrorenen Alten erquickeſt.
Auch ein ſeidenes Tuch von grüngerändetem Lilla
Nimm zum Geſchenk, daß nicht Du den zärtlichen Buſen erkälteſt,
Der mit blendendem Glanz vorwallt an dem Rande des Leibchens.
Werde doch Jungfer bei meiner Mama! Dich liebt ſie beſonders,
Dich vor den Mädchen des Dorfs, und der Stadt feinbändigen Jungfrau'n:
Weil wie die Roſe Du blühſt, und ſchlank wie die Binſe Dich bebeſt;

Und, auch die Woche hindurch, Dich ſäuberlich ſtets und gefällig
Ausſchmückſt: und, im Vertrau'n, weil Wenzelchen immer Dich lobet.
Unſeren Herrn Bauchpfaffen mit kupfriger Naſe, den läuten
Bald die Pokale zu Grabe: er zecht mit meinem Papa jetzt.
Siehe, der wackre Student, der mich bildete, nimmt zur Belohnung
Dann die ergiebige Pfarr' in deiner Schürze, du Jungfrau.
Denn als Frau Paſtorin bewohnſt Du das niedliche Pfarrhaus,
Welches ich modiſch geziert; fünf hundert Thaler des Jahres
Hebſt Du, dazu noch Opfer, und Sündengeld aus dem Beichtſtuhl,
Und was ſonſt in die Küche Dir läuft: Maibutter und Honig,
Ferkelchen, Aal' und Kapaun', Knackwürſt' und geräucherte Zungen:
Daß nicht mürriſch der Mann abkanzele, wenn ſie am Sonntag
Kegelten, Korn einführen und Heu, mit Geſange den Brautflachs
Gäteten, und ſich im Grünen ein Tanz um den Fiedeler anhub;
Oder zu früh nach der Trauung der Storch ſein Püppchen im Schnabel
Brachte, der alberne Storch, der oft auch ein Jüngferchen heimſucht.
Zeige das Antlitz mir, Holdſelige, nur aus dem Fenſter!
Nur ein freundliches Wörtchen erwiedere, nur ein vertraulich:

„Gute Nacht!“ O ich ſterb' in der Lieb' aufſchauderndem Fieber!
Höre doch, Kind, wie der Athem mir bebt, wie die Zähne mir klappern!
Und, (o wer weiß, was ich thue?) mein Rohr iſt geladen mit Kugeln!
Gräßlich, o Kind, wenn Nacht vor Nacht, bei der Hunde Gewinſel,
Sich dein Wenzel wie Rauch aus der Erd' aufwühlet und wehklagt;
Plötzlich ein Knall Dich betäubt, und ein buckliges Todtengeripp nun
Hoch in das Fenſter dir grinzt mit flammenäugigem Schedel!
Wär' ich der Uhu doch, der jammernde, dort in des Eichbaums
Olmigem Stamm! Auf flög' ich, zerpickte das Glas mit dem Schnabel,
Ach! und umflügelte Dich, und böte mich Dir zum Erdroſſeln;
Fänd' ich ſodann Mitleid, o ich finge Dir Ratten und Mäuſe!
Kichere nur und lache, Du Lacheltäubchen! mir ſelbſt iſt
Weinerlich! Gluth von innen, und Froſt von außen verzehrt mich!
Ganz unerträglicher Froſt! O ich taumele! Laß mich am Feuer
Wenigſtens wärmen die Hand! Ich paßte dem liſtigen Fuchs auf,
Welcher die Hühnchen Dir raubt, die gekoppelten: aber die Finger

Starreten mir, wie die Zacken am Dach, daß ich ſelber den Hahn nicht
Aufzieh'n konnt', und der Schelm mit fegendem Schwanze mir durchging.
Laß mich nur eine Minute bei Dir aufthauen, mein Engel,
Und mir die Pfeif' anzünden, die wärmende! Stracks will ich weiter
Geh'n in den ſchrecklichen Sturm, da Dir mein Leben verhaßt iſt!
Könnt' ich die Geig' hier ſtimmen vor Froſt, und ſchwiege der Nordwind,
Der mein zärtlich Geſeufz' wegbrüllt! ſo ſäng' ich das Liedlein
Dir mit gebrochenem Laute der unausſprechlichen Inbrunſt,
Das mein guter Student mir fertigte, ſtark und natürlich!
Bald dann würde Dir weich, hartherzige Dirne, der Starrſinn!
Friſch den Verſuch! Sonſt ſchlag' ich mit donnernder Kolbe die Thür ein.

Schönſtes Wildbret dieſer Fluren,
Fällt Dich niemals Schuß und Netz!
Keuchend folg' ich deinen Spuren
Mit Hallo und mit Gehetz.
Laut, wie Flintenſchüſſe, knallen
Seufzer, die mein Buſen löſ't.
Haſen, Füchſ' und Schweine fallen:
Du, nur Du biſt kugelfeſt.
Bello, was heuleſt Du? Kuſch! Kann die Betz' F-Moll nicht vertragen?

Deiner Augenſonnen Wälzen
Brennt mich an, von Kopf zu Zeh':
Doch kann meine Brunſt nicht ſchmelzen
Deines Buſens Alpen-Schnee.
Ach! mein Herz, ſo heiß wie Feuer,
Nimm es, holde Jägerin;
Und verſuch', ob ich nicht treuer,
Als der treuſte Pudel, bin!
Beſtie, ſchweig! dir ſchieß' ich den jaulenden Rachen voll Kugeln!

Ford're Kleines, ford're Großes;
Du empfängſt es, Knall und Fall!
Wohn' in ſtolzer Pracht des Schloſſes,
Und verlaß den Hundeſtall!
Kind, bedenk' die Augenweide
Unſrer Bäll' und Aſſembleen;
In Geſchmeide, Gold und Seide,
Vor dem Spiegel Dich zu dreh'n!
Steht noch immer die Mucke nicht ganz? Ich rathe dir ernſtlich!

Kind, bedenk' ....
Hier ſah er gemach aufgehen das Fenſter.
Feuriger klopfte das Herz dem Erwartenden, was ihm die Jungfrau
So vorſichtig und blöd' ankündigte. Doch unerwartet
Plätſcherte nieder ein Guß aus überſtrömendem Eimer.
Triefend enthumpelt der Junker, und murrt durch Thal und Gehölz fort.

Aergerlich: wie mit Gemurr fortrennt ein pruſtender Kater,
Traf ihn für nächtliches Mauen ein Wurf von der Zofe Pantoffel.

J. H. Voß.

Die Wette.

Drei Freunde hatten eine Wette,
Ich glaube, um eine Bowle Punſch,
Wer wol den allergrößten Wunſch
Von ihnen ſich erſonnen hätte.
„Hm! — ſprach der Erſte — wenn man denkt,
Daß Alles nur am Gelde hängt,
So wird man mich gewiß nicht tadeln:
Ich wünſch' ein großes Schiff voll Nadeln,
Und dann zu jeder einen Mann,
Der mir in vier und zwanzig Stunden,
— Geſtanden ſei es unumwunden. —
Der Säcke näht, ſo viel er kann.
Und um den Wunſch dann zu vollenden,
So würde von des Zufalls Händen,
Der ja bei uns am meiſten gilt,
Mit Gold ein jeder Sack gefüllt!“ —
Hier ſchwieg er. — D'rauf beginnt der Zweite:
„Dein Wunſch iſt wahrhaft groß und kühn,
Und doch behaupt' ich, meiner ſchreite,
Hört nur! bei weitem über ihn:

Könnt' alles Waſſer dieſer Erden
Zu nichts als blanker Tinte werden,
Dann wünſcht' ich, ſo viel Geld wär' mein,
Als man, die Eins voran geſchrieben,
Und nichts als Nullen hinterdrein,
Verſchreiben könnte nach Belieben,
Bis endlich Quell, Bach, Fluß und Meer
Bis auf den Grund verſchrieben wär'!" —
„Dann wünſcht' ich Euch, ſogleich zu ſterben,
Und mir, Euch Beide zu beerben!"
Fiel ſchnell hier ein der dritte Mann,
Indem er Wett' und Punſch gewann.

— — —

Ritter Curts Brautfahrt.

Mit des Bräutigams Behagen
Schwingt ſich Ritter Curt auf's Roß;
Zu der Trauung ſoll's ihn tragen,
Auf der edlen Liebſten Schloß:
Als am öden Felſenorte
Drohend ſich ein Gegner naht;
Ohne Zögern, ohne Worte
Schreiten ſie zu raſcher That.

Lange ſchwankt des Kampfes Welle,
Bis ſich Curt im Siege freut;
Er entfernt ſich von der Stelle,
Ueberwinder und gebläut.

Aber was er bald gewahret
In des Buſches Zitterſchein!
Mit dem Säugling ſtill gepaaret
Schleicht ein Liebchen durch den Hain.

Und ſie winkt ihn auf das Plätzchen:
„Lieber Herr, nicht ſo geſchwind!
Habt Ihr nichts an euer Schätzchen,
Habt Ihr nichts für euer Kind?“
Ihn durchglühet ſüße Flamme,
Daß er nicht vorbei begehrt,
Und er findet nun die Amme,
Wie die Jungfrau, liebenswerth.

Doch er hört die Diener blaſen,
Denket nun der hohen Braut,
Und nun wird auf ſeinen Straßen
Jahresfeſt und Markt ſo laut,
Und er wählet in den Buden
Manches Pfand zu Lieb' und Huld;
Aber ach! da kommen Juden
Mit dem Schein vertagter Schuld.

Und nun halten die Gerichte
Den behenden Ritter auf.
O verteufelte Geſchichte!
Heldenhafter Lebenslauf!
Soll ich heute mich gedulden?
Die Verlegenheit iſt groß.
Widerſacher, Weiber, Schulden,
Ach! kein Ritter wird ſie los.

v. Göthe.

Morpheus.

Bei Venus ward von Schäferinnen
Der holde Morpheus hart verklagt:
„Wird ſein abſcheuliches Beginnen
Ihm — ſprachen ſie — nicht unterſagt!
Bei Tage ſind wir Schäfern ſpröde:
Doch ſieh, wie ſchalkhaft Morpheus iſt!
Im Traum' iſt keine Hirtin blöde;
Ja, leider! auch die Unſchuld küßt.

Die Schäfer weihen ihm Geſänge:
Er heuchelt ihrer Zärtlichkeit,
Und ſpottet unſ'rer keuſchen Strenge,
Die manch Vergnügen uns verbeut.
Ein Thyrſis, der zu Doris Füßen
Vor wenig Stunden troſtlos lag,
Kann träumend ſeine Spröde küſſen,
Die alles will, was Morpheus mag.“

Hier unterbrach die langen Klagen
Der Traumgott voller Ungeduld,
Und ſprach: O Göttin, darf ich's wagen,
So höre mich mit gleicher Huld.
So müſſe Dir der Weltkreis frohnen,
Und Amors Bogen ſei beglückt,
So lang' auf Wangen junger Schönen
Ein blühend Morgenroth entzückt!

Ich muß der frommen Mädchen lachen:
Sie träumen von verliebter Luſt!
Welch Wunder! herrſcht, wenn Mädchen wachen,
Die Liebe nicht in ihrer Bruſt!
Ich weiß, was jeder Schönen fehlet,
Um die mein ſtiller Fittig ſpielt:
Und ſehe, was ihr Herz verhehlet,
Und oft ſie ſelbſt nur dunkel fühlt.

Manch Mädchen prangt mit ſcheuer Tugend,
Das insgeheim zu Amorn fleht,
Wenn jetzt im Frühling munt'rer Jugend
Ihr Buſen in der Fülle ſteht.
Sie ſeufzt, und, o gerechter Kummer!
Es jammert mich der Schäferin:
Ich führe ſie bei frühem Schlummer
In ihres Hirten Arme hin.

Liebt Chloe nichts als ihre Herde!
Sie glaubt's! ihr Auge ſaget mir,
Daß Chloen Damon küſſen werde;
Und ich verrath' es ihm und ihr.
Die Spröde ſchleicht mit mir in Gründe,
Zu Büſchen, wo kein Fremder lauſcht,
Wenn, beim Geſchwätze ſanfter Winde,
Der Scherz geheimer Küſſe rauſcht.

Ein Jeder gleichet ſeinen Träumen:
Im Traume zecht Anakreon;
Ein Dichter jauchzt bei ſeinen Reimen
Und flattert um den Helikon.

Für euch, Monaden, ſicht mit Schlüſſen
Ein Liebling der Ontologie;
Und allen Mädchen träumt von Küſſen:
Denn was iſt wichtiger für ſie!“

Der Traumgott wollte weiter ſprechen,
Doch jetzt rief ihm die braune Nacht:
Sie lag ſchon über dunkeln Bächen,
Und Philomele war erwacht.
Er floh, und lächelnd ſprach Cythere:
„Ihr Kinder wißt nicht was ihr wollt;
O, predigt nur von ſtrenger Ehre!
Mir ſeid ihr doch im Herzen hold.“

J. P. Uz.

Der leukadiſche Fels.

„Heil Liebesglück! doch dreifach Wehe
Der Liebe Plage!“ rief ich aus. —
Daß ich vor Jammer nicht vergehe,
Trieb es mich fort aus Stadt und Haus,
Und, um die Liebe zu vergeſſen,
Die mir nur Qualen zugemeſſen,
Statt des erträumten Glücks Gewinn,
Fern zu Leukadiens Felſen hin.

Dort fand einſt Sappho die Befreiung
Von ihrer Liebe heißem Schmerz,
Da hofft' auch ich des Troſt's Verleihung
Für mein gepreßtes armes Herz:

Und wie ſich wack're Philhellenen
Nach dem gelobten Lande ſehnen,
So pilgert' ich auch ſonder Ruh'
Dem Felſen der Errettung zu.

Da ſtand ich denn auf hoher Spitze
   Und unter mir das tiefe Meer,
Als ob ich ſchon zum Wolkenſitze
   Des Vater Zeus gepilgert wär'.
Mein Herz ſchlug laut, als ich nun oben. —
Der Fuß war ſchon zum Sprung gehoben. —
Da dacht' ich: Nein, nicht ſo in Haſt!
Vergönn' dir eine kurze Raſt.

Und als ich nun zurückgezogen
   Mich in den nahen Palmenhain,
Und leiſe nur das Spiel der Wogen
   Klang in der Blätter Rauſchen ein,
Da ſah ich einen Andern kommen,
Der auch denſelben Weg genommen,
Er ſtellte dicht ſich an den Rand
Und rief zum dunklen Meer gewandt:

„Verſchlinge mich mit meinem Harme,
   Und bette mich in deinem Schooß!
Ich werde nur in deinem Arme
   Unſel'ger Liebe Bürde los;
Sie iſt mir untreu! Ich vergehe!“
Und darauf rief er dreimal Wehe,
Warf rings umher den Scheideblick,
Setzt' an, und — zog den Fuß zurück.

Kaum war er fort, als eine Dame
   Sich naht mit aufgelöſ'tem Haar.
„Zu Dir flücht' ich in meinem Grame, —
   So rief ſie: — beut mir Rettung dar!
Er hat mich Arme ſchnöd' verlaſſen!“
Schon ſah ich beben ſie, erblaſſen,
Im letzten Kampf der Lieb' und Pflicht;
Sie beugt ſich vor — doch ſpringt ſie nicht.

Nicht lang', ſo kommt ein Mann geſchlichen,
   Entkräftet ganz und ſchüchtern faſt:
„O Meer, das alles ausgeglichen,
   Befrei' auch mich von meiner Laſt;
Zu ſehr mit Eiferſucht und Grillen
Plagt mich mein Weib! — Ich will's erfüllen!“
Er hebt zum Sprung den Fuß ſchon auf
Und — läuft davon in ſchnellem Lauf;

Denn ſeine Frau eilt zu dem Rande:
   „Hinab! — ruft ſie — hinab, hinab!
Ich ſtürze mich, die Schnödverkannte,
   In der Vergeſſenheiten Grab;
Da löſch' ich dieſe heißen Flammen!“
D'rauf nimmt ſie zierlich ſich zuſammen,
Streckt vor ein Füßchen zart und fein,
Neigt ſich nach vorn und — läßt es ſeyn.

So ſah im ſchattigen Verſtecke
   Ich Manche kommen noch — und geh'n;
Denn Alle blieben an dem Flecke
   Des Sprungs zwar feſt entſchloſſen ſteh'n:

Allein als nun geſchehen ſollte
Was Jeder anfangs thun doch wollte,
War größer, als der Liebe Joch,
Die Liebe zu dem Leben noch.

Da ward auch anders mir zu Muthe,
  Ich will es ohne Scheu geſteh'n:
Der Palmenhain, in dem ich ruhte,
  Schien Kühlung mir herab zu wehn;
Der Himmel lachte wieder heiter,
Die Bruſt war friſcher, froher, weiter,
So, daß, als ich zum Abgrund kam,
Ich — einen großen Umweg nahm.

Und nicht gereut hat mich's nachhero,
  Daß ich das Springen ausgeſetzt;
Mocht' ſpringen Sappho einſt und Hero,
  Dergleichen thut man nicht mehr jetzt.
Iſt Liebespein nicht zu ertragen,
Braucht man nicht *ſolchen* Sprung zu wagen;
Man ſpringt zum Troſt für Liebesharm
Dann ſchnell in — *eines Andern Arm.*

Theodor Hell.

Meine Studien.

Ich treibe gern *Aſtronomie*
  Und gucke in die Sterne;
Doch nach den oben ſeh' ich nie,
  Die ſind mir gar zu ferne;

Hier unten näher ſtrahlen die,
Die mir zum Studium taugen: —
Ich treibe nur Aſtronomie
In meines Liebchens Augen.

So hab' ich auch der Alchymie
Mit Eifer mich ergeben:
Nach Goldſubſtanzen ſpät und früh
Geht jetzt mein emſig Streben.
Doch nicht bei dunkler Oefen Schein
Schmelz' ich, o Gott bewahre! —
Nein, meine Goldſubſtanz allein
Sind meines Liebchens Haare.

Nach Newton's Beiſpiel lern' mit Fleiß
Ich auch die Farbenlehre,
Doch nur die Miſchung Roth und Weiß
Iſt es, die ich verehre.
Durch's Prisma forſch' ich nicht danach,
Wie ſie vor ſich gegangen:
Ich ſeh' ſie herrlich Tag für Tag
Auf meines Liebchens Wangen.

Naturgeſchichte treib' ich auch,
Mag gern botaniſiren,
Die Knospe an dem Roſenſtrauch
Genau analyſiren;
Dabei laſſ' ich mir's nicht entgeh'n,
Aus ihrem Kelch zu nippen:
Denn ſie blüht gar zu wunderſchön
Auf meines Liebchens Lippen.

Mit Eifer treib' ich früh und ſpät
Auch phyſikal'ſche Zweige;
So iſt's die Lehre vom Magnet,
Zu der ich ſehr mich neige.
Wie Eiſenſpäne immerdar
Hin zum Magnete müſſen,
Das wurde mir ganz ſonnenklar
Aus meines Liebchens Küſſen.

Und ſo ſtudier' ich fort und fort
Gar mannichfalt'ge Sachen,
Die alle, glaubt es mir auf's Wort,
Mir viel Vergnügen machen.
In Auditoria geh' ich nie,
Ich bleib' in meinem Stübchen,
Und meine Encyklopädie
Das iſt mein holdes Liebchen!

C. Jacobi.

Die Kunſt zu reimen.

Zuſammen reimen, was ſich ſchickt,
Das iſt die Kunſt des Lebens,
Wer das verſteht, der iſt beglückt,
Dem klingt kein Ton vergebens.
Stracks reimet er auf Kuß Genuß,
Auf Faß ſein Glas, auf Reuß Entſchluß,
Und nach des Tages Leiden
Reimt er am Abend Freuden.

Oft widerſpänſtig iſt der Reim,
Gleich einer Doris Laune;
Doch der Poet kocht Götterleim
Und bricht den Reim vom Zaune.
Das Mißgeſchick führt er auf Glück,
Das Herz voll Schmerz auf Scherz zurück,
Und ſelbſt dem Hoffnungsloſen
Macht Hoſen er aus Roſen.

Stets hat im vollen Tintenfaß
Er einen Frühling ſtecken,
Und läßt ihn, ohne Unterlaß,
Sich Nachtigallen hecken;
Sein Lieblingsreim iſt glüh'n und blüh'n,
Und darauf Grün und Immergrün,
Und lauter grüne Auen,
Vollblumig anzuſchauen.

Rufſt den Poet du in dein Haus,
Zu einem Lebensfeſte,
Reimt er ſogleich dir einen Strauß
Und Laubwerk deinem Neſte;
Weiß, was ſich ziemt bei gutem Wein,
Den beſten Reim kennt er: Schenkt ein!
Und ſchnell und immer ſchneller
Reimt er auf Teller Keller.

Im Munde ſteckt ihm eine Wurſt
Voll Pfeffer und Gewürze,
Die hat und reimt beſtändig: Durſt,
Und leidet ungern Kürze.

Doch auch im Stübchen unter'm Dach
Läßt Reim und guter Muth nicht nach;
Er trinkt als froher Praſſer
Auch mit den Geiſtern Waſſer.

Es braucht ein fröhlicher Hans Sachs
Nicht erſt das Glück zu ſuchen,
Er knetet, wie die Bien' aus Wachs,
Aus Pech ſich Honigkuchen;
In ſeinem Liede lieb und hold
Reimt leicht ſich Gold und Minneſold;
Zum Platz wird ihm ſein Plätzchen,
Zum Schatz ſein liebes Schätzchen.

Ihm dünket nie die Welt zu ſchlecht,
Er ſieht die gold'nen Berge:
Doch ſieht er frei, ſogar als Knecht,
Oft Berge an wie Zwerge.
Er kennt auf Erden keinen Feind,
Verſöhnung tönt im Reime Freund,
Und gern reimt auf hienieden
Er heitern gold'nen Frieden.

Geisheim.

Der Geburtstagsbeſuch.

(Ein Schwank auf: iren.)

Du liebeſt invitiren
Die Freunde zum Soupiren:
Sie ſind ſchon an den Thüren
Und wollen gratuliren.

Ich ſoll die Rede führen
Und alſo declariren:
Man will Dich amüſiren,
D'rum ſoll ſich Niemand rühren,
Mag er auch Luſt verſpüren,
Wie ſonſt zu disputiren. —
Will Einer es probiren,
Das Wort zu laut zu führen,
So ſoll es Dir gebühren,
Als Wirth zu decretiren:

„Im Flur mag ſich placiren,
Wer hier will raiſonniren;
Ich hab' zu disponiren,
Laſſ' mich nicht chicaniren,
D'rum mögen die marſchiren,
Die beim Philoſophiren
Zu ſehr ſich echauffiren.“ —

Glaub' mir, ſolch Kritiſiren
Wird Manchen alteriren. —
Sie werden ſich geniren,

Und ſtatt zu renommiren,
Nur Schönes ex'cutiren. —
Sie werden declamiren
Und Stellen recitiren
Aus Dichtern, die brilliren.
Sodann auch publiciren,
Was ſelbſt ſie fabriciren. —

Man wird auch muſiciren,
Bald große Ouvertüren,
Bald Arien roulatiren —
Ich werde dirigiren,
Zwar nicht geſticuliren,
Doch brav accompagniren
Im Baß, und fiſtuliren.
Zu Thränen wird Dich's rühren,
Ich hör' ſchon applaudiren
Und laut Dich proclamiren:
„Gott! wie die harmoniren,
Es geht durch Herz und Nieren!“

Dann, ohne zu pauſiren,
Wird man gleich recenſiren
Was Dichter Neues ſchmieren.
Da darf kein Vers paſſiren;
Wir werden ſo caſſiren,
Bis wir zuletzt dociren:
Aut Dichter phantaſiren,
Aut Dichter gotheſiren,
Aut Dichter — ſie copiren. —

Doch was wir ſelbſt ſcribiren
Und ängſtlich componiren,
Womit … ſtatt divertiren …
Die Welt wir moleſtiren,
Das nennt man poeſiren. —

Da mag man proteſtiren,
Und uns auch detailliren,
Daß wir dann nur brilliren,
Wenn wir uns retiriren. —
Hilft nichts, wir expliciren,
Daß wir den honoriren,
Wem Verſe wir dediciren. —

Auch muß ich decouvriren,
Daß wir heut' completiren,
Die Muſen zu citiren,
Und durch Improviſiren
Dich zu tyranniſiren.
Gott mög' uns inſpiriren,
Auf daß wir reuſſiren. —

Das viele Discutiren
Wird mich noch conſterniren —
Vergaß ich's doch, zu annonciren,
Daß in den Taſchen ſich tourniren
Die Verſe Dir zu gratuliren —
Ermanne Dich, zu acceptiren
Die Werke, die Dich celebriren;
Apollo mög' uns protegiren,
Wenn wir in Reimen uns blamiren. —

Doch dies Moraliſiren,
Um ſich zu excuſiren,
Heißt eh'r ſatyriſiren,
Als ſich ſatisfaciren;
D'rum will ich retourniren
Von dieſem Excurſiren,
Und Dich nun engagiren,
Den Theetiſch zu ſerviren;
Zuvor doch promettiren,
Daß wir uns menagiren
Und ſorgſam vigiliren,
Um beim Complimentiren
Hier nichts zu detruiren. —

Nun mögſt Du permettiren,
Daß wir uns präſentiren:
„Das Feſt ſoll commenciren,
D'rum will ich Euch moniren,
Ihr Freunde! nach Gebühren,
Den Geiſt zu reſtauriren,
Durch Witze zu paradiren,
Den Muth nicht zu verlieren
Und nicht zu phantaſiren.“ —

Doch mag ich viſitiren
Den Kopf, und ihn ſondiren —
Vorbei iſt's mit dem: iren —
Ich will nicht ennuyiren
Und auch nicht repetiren —
D'rum werd' ich nun finiren.

Doch ſchließlich ſalutiren,
Und mich recommandiren
Mit Dichtungen auf — iren.

W. J. Kosler.

Der Geizige und der Augenarzt.

(Nach einer wahren Begebenheit.)

Auf beiden Augen an dem Staar
Ein Geiziger erblindet war,
Der gern das Tageslicht entbehrte,
Müßt' er nur nicht der Luſt entſagen,
Die Thaler, die im Kaſten lagen,
Und deren Zahl ſich täglich mehrte,
Zu ſeh'n, zu zählen und zu wägen,
Zu freu'n ſich über ſeinen Segen;
Dies Einz'ge war ihm unerträglich,
Und darum ſandt' er ohne Weilen
Zu einem Arzt' und bat ihn kläglich,
Von ſeiner Blindheit ihn zu heilen.
Der unterſucht' und ſprach: es ſei
Noch immer eine Möglichkeit
Zu machen ihn vom Staare frei,
Auch ſei er gleich dazu bereit,
Doch müßt' er gut die Hülſe lohnen,
Es koſte die Gelehrſamkeit
Auch vieles Geld und viele Zeit,
Darum verlang' er hundert Kronen. —

Da bat und weint' und ſprach der Blinde,
So viel zu fordern ſei wol Sünde,
Er ſei ein gar zu armer Mann;
Doch kehrte ſich der Arzt nicht d'ran,
Im Städtchen wußte Jedermann,
Wie's mit dem alten Harpar ſtünde.
D'rum fragt' er noch einmal ihn ſchnell,
Ob er die Summe auf der Stell'
Entrichten wolle — oder nicht,
So viel ſei werth das Augenlicht —
Dann nahm er Hut und Stock. Der Blinde
Rief aber ihn zurück geſchwinde,
Und ſeufzend ſich dazu bequemend,
Das Geld aus ſeinem Kaſten nehmend,
Sprach er: „Herr Doctor! ich bin Zahler,
Da Gott mit ſolcher Noth mich ſchlug;
Hier nehmen Sie die fünfzig Thaler,
Ich ſeh' auf einem Aug' genug!“

J. F. Caſtelli.

Der Beſcheid.

In einem kleinen Städtchen kamen,
Im Gaſthof zu dem Weißen Schwan,
Einſt mit der Poſt ein Amts-Aſſeſſor,
Ein Pred'ger und ein Lieut'nant an.
Sie ſpeiſeten vergnügt und heiter,

Das Zimmer war ſo ziemlich nett;
Doch fanden ſie am Ende, leider,
In dieſem nur ein einzig Bett;
Und Keiner wollte ſich bequemen,
Mit einer Streu fürlieb zu nehmen.

Und immer ernſter ward der Handel,
Es nahm das Streiten überhand:
Der Krieger ſtand im bloßen Hemde
Wildkämpfend an des Bettes Rand,
Und focht für ſeine Lagerſtätte
Weit kühner als für's Vaterland.

Herangelockt durch dies Manöver
Trat jetzt der Wirth zur Thür herein.
Der Richter ſchrie, der Schnauzbart tobte,
Doch endlich kam man überein:
Der Wirth des Hauſes möge richten,
Und ſolle, um den Streit zu ſchlichten,
Hier competenter Richter ſeyn.

„Ich ſitze ſchon ſeit funfzehn Jahren —
Begann der Richter — im Senat.“ —
„Ich liege ſchon ſeit zwanzig Jahren —
Erwiedert mit zerzauſten Haaren
Der Krieger — dort in Garniſon.“ —

„Und ich — fiel jetzo ganz beſcheiden
Im Hintergrund der Paſtor ein —
Steh' ſchon ſeit fünf und zwanzig Jahren
Im Dienſt des Herrn zu Kirchenhain.“ —

„Nun, da ſind wir ja außer Zweifel, —
Begann ſüß lächelnd jetzt der Wirth, —
Wem man von dieſen werthen Gäſten
Das Bette wol ertheilen wird.
Sie haben geſeſſen, — Sie gelegen,
Wie ich aus dem Bericht erſeh'n,
Da unterdeſſen der Herr Paſtor
Seit vielen Jahren mußte ſteh'n.
Da müſſen Sie nun ſelbſt bekennen,
Hier muß man recht und billig ſeyn,
Und räumen ſchnell von Rechteswegen
Das Bett dem Seelenhirten ein.“

Theod. Drobiſch.

Diebes Hochmuth.

Zu monotoniſchen Geberden
Verſteinernd trotzvoll ſein Geſicht,
Stand, um auf's neu' verhört zu werden,
Ein Räuberhauptmann vor Gericht.

„Beſeht Euch dort, da auf die Dauer
Kein Leugnen weiter helfen kann, —
Hob ernſten Ton's der Richter an, —
Beſeht Euch das Subject genauer,
Das man in letzt verwich'ner Nacht,
Als einen eurer Spießgenoſſen,
In ferner Bergſchlucht krumm geſchloſſen,
Und d'rauf gefänglich eingebracht.“

Da ſielen des Beklagten Blicke
Zur Seite hin auf ein Geſicht,
Worin mit widerlichem Licht
Verworf'ne Frechheit, Liſt und Tücke,
Betrug und Raubgier, Mord und Brand
Auf's deutlichſte zu leſen ſtand.
Auch ließ alsbald es, im Verlangen,
Ihm dies und jenes kund zu thun,
Die Augen keck und unbefangen
Und traulich ſchmunzelnd auf ihm ruh'n;
Er aber kehrt' in aller Schnelle
Verächtlich von der Mißgeſtalt
Sich weg, und ſagte ſtolz und kalt:
„Mir iſt, ſo wahr die lichte Hölle
Ihr Petſchaft ſchon ihm eingebrannt,
Dies Galgenbild ganz unbekannt.“

„Was Hauptmann! — ſchrie der tief Empörte —
Was, Blitz und Dolch! Ihr leugnet ab,
Daß zur Geſellſchaft ich gehörte,
Die eurer Führung ſich ergab?
Nun wohl, ſo will ich denn berichten,
Was, von Erinn'rungszeichen voll,
Euch das Gehirn im Fluge lichten
Und das Gedächtniß ſchärfen ſoll!
Sagt an, wer ſtand denn auf der Lauer
Am Kirchenthor?“ —

„Still, Dummkopf, ſtill! —
Fuhr jener auf, — weil ich genauer
Noch einmal erſt Dich muſtern will.“

Und finſt're Blicke ließ er ſchweifen
Auf's neue nach dem Vogel jetzt,
Der, Unerbauliches zu pfeifen,
So disharmoniſch angeſetzt.

D'rauf, als er ſtill von gift'gem Grimme
Die reichſte Ladung ihm beſchert,
Erhob er abermals die Stimme
Und rief, zum Tribunal gekehrt:
„Es wird allmählig aus den Zügen
Des Menſchen jetzt mir das Vergnügen
Der früheren Bekanntſchaft klar;
Doch in Bezug auf jene Schaar
Erlaub' ich mir hinzuzufügen,
Daß er nur *Ehrenmitglied* war.“ —

G. Prätzel.

Gegenwart des Geiſtes.

Auf einem Dorfe, wo Küſter und Schneider
Gewöhnlich aus *einer* Perſon beſtand,
Befand ſich ein Bauer, der neue **Kleider**
Begehrte von des Meiſters Hand.
Er brachte das Tuch ihm zu Rock und Weſt',
Beſtellte beides recht lang und weit,
Und, daß es werde regenfeſt,
So möcht' er's krimpen. — Sehr bereit

Fand ſich der Meiſter. — Nach einigen Tagen,
Da kam er wieder zum Schneiderlein,
Um bei demſelben anzufragen,
Ob bald ſein Gewand werde fertig ſeyn. —
Der Schalk, verſchmitzt in allen Sachen,
Verſichert ihm, daß das Tuch noch krimpt.
Und Jurge, ohne viel Redens zu machen,
Erwartet die Zeit, die der Schneider beſtimmt.
Und nach zwei Tagen — vielleicht etwas d'rüber —
Da kam er wieder zu fragen: wie's ſteht! —
Der Schneider aber ſpricht: „Mein Lieber,
Mit deinem Tuch' es mir übel ergeht;
Gern hätt' ich Dir etwas vorgelogen,
Allein was hilft's, der Schaden iſt da:
Der Kaufmann hat Dich damit betrogen,
Das Tuch iſt zuſammengelaufen — ja.
Hier iſt, wie ein Finger lang, noch ein Streifen
Zurückgeblieben; — ſpricht weiter Herr Bock —
Daraus, das wirſt Du ſelbſt begreifen,
Kann man nicht machen Weſt' und Rock;
Und hätte dies Stückchen noch länger gelegen
Im Waſſer, ſo wär' es ganz eingekrimpt.“ —
Der Bauer ſtutzt, ward erſt verlegen,
Dann auf den Kaufmann höchſt ergrimmt.
Doch als der Schreck ein wenig vorüber,
Und er ſich wieder geſammelt hat,
Da geht's über Felder und Stoppeln hinüber
Zum Tuchverkäufer in die Stadt.
Derſelbe hört des Betrogenen Klage
Mit lächelnder Miene geduldig an.
Ihn dauert des armen Bauers Lage;

D'rauf giebt er ſein Wort ihm, als ehrlicher Mann,
Daß ihn der Schneider nur wolle prellen,
Indem von einem ganz großen Stück
— Von vierzig bis fünf und vierzig Ellen —
Nur fünfe blieben beim Krimpen zurück;
Die Wahrheit deſſen wollt' er verbürgen. —
Der Bauer eilt nach dem Dorfe hin;
Den Schneider zu hängen, zu ſpießen, zu würgen
Beſchließt er in ſeinem empörten Sinn.
„„Ha Schurke! — beginnt er — Du willſt mich prellen?
Der Spaß ſoll Dir verſalzen ſeyn!
Der Kaufmann ſagt, von vierzig Ellen,
Da krimpen ja höchſtens nur fünfe ein.““ —
„Ei, ei! — ſpricht der Meiſter — kannſt ſchreiben und leſen,
Und biſt doch über den Löffel barbiert!
Das ſind ja eben die fünfe geweſen,
Die Dir der Kaufmann hat angeſchmiert.“

H. Lami.

Was iſt gentil?

Seit wir in Bildung vorgeſchritten,
Hält von den guten alten Sitten
Man nicht ſehr viel;
Nur eitler Sinnenluſt zu fröhnen,
Das Alte ſpotten und verhöhnen,
Das iſt gentil.

Ein ruhig und zufriednes Leben
War ſonſt der guten Alten Streben,
Ihr ſtetes Ziel;
Doch all das Seine zu verpraſſen,
Zuletzt noch Schulden hinterlaſſen,
Heißt jetzt gentil.

Ein Handſchlag galt für Schwur und Weihe
In alter Zeit, und Glaub' und Treue
Kein Kinderſpiel;
Doch Schwur, Gelöbniß und Verſprechen
Im nächſten Augenblick zu brechen,
Das iſt gentil.

Wer wollte jetzt Moral wol leſen,
Die Sitt' iſt Brauch vor Zeit geweſen
Vom alten Styl.
Verſteht man nur in heut'gen Tagen
Mit vielen Worten Nichts zu ſagen,
So heißt's gentil.

Sonſt half im Stillen man den Armen,
Man gab aus herzlichem Erbarmen
Und Mitgefühl;
Doch ringt man jetzt nach andern Kränzen:
Man giebt — denn in den Blättern glänzen,
Das iſt gentil.

Sonſt war ein Jüngling ſchon zufrieden,
Wenn ihm ein Mägdlein ward beſchieden,
Dem er gefiel;

Doch heut zu Tage will er Allen
Den Kopf verrücken und gefallen,
Und nennt's gentil.

Ich könnte von den alten Zeiten
Noch füllen manche leere Seiten,
Doch wär's zu viel;
Drum ſchweig' ich ſtill mit meinen Klagen,
Damit von mir die Leute ſagen:
Der iſt gentil!

S. Mauritius.

Die kleinen Krebſe.

Zu einem Bäcker traten
Franzoſen in's Quartier.
Sie wurden mit Manier
Zum Mittagsmahl geladen;
Allein der Dienſt geht vor,
Sie müſſen um ſich kleiden
Und zu dem ganzen Corps
Hinaus zur Muſt'rung ſchreiten.

Die gute Hausfrau wärmt
Die Rindfleiſchbrüh' indeſſen
Am Bäckerherd. Vermeſſen
Und unaufhaltſam ſchwärmt

Ein Heer von Bäckerſchwaben
Um das Gericht herum
Und liegt entſeelt und ſtumm
Am Ende d'rin begraben.

Jetzt zieh'n die Herren heim;
Man trägt herein die Speiſen.
Man wird zurück ſie weiſen:
O nein! wie Honigſeim
Schmeckt Fleiſch und Brüh' den Kriegern;
Die todte Schwabenſchaar
Wird ſchnell von Weltbeſiegern
Verzehrt mit Haut und Haar.

Die Frau beſorgt mit Müh'
Nun eine and're Brüh'
Und Fleiſch von beſſerm Schlage
Zum neuen Mittagsſchmaus;
Da ruft ein Franzmann aus:
„Fi donc! c'est une autre chose!
Nicks, nicks! bring' wieder Sauce
Mit kleinen Krebſen her!
Dock Krebſe nock weit mehr!“ —

„Plus! plus encore von kleine
Krebſ'! — Krebſ'!“ — ruft Alles aus
Im ſtürmiſchen Vereine.
Ein jedes Bäckerhaus
Muß von den Ungeziefern
Nun ganze Körbe liefern.

Und mit den Worten nahm
Man Abſchied in der Frühe:
„Adieu! ick dank', Madame,
Für delicate Brühe.
So lang' ick leb', — Gott geb's! —
Ick denk' an kleine Krebſ'.“

Körner.

Die Freunde.

Die allgemeinſte der Beſchwerden,
In der ſich alle Welt vereint,
Iſt die: Man findet auf der Erden
Nur ſelten einen wahren Freund. —
Es ſtammen alle dieſe Klagen
Vom Hypochonder, ſcheinet mir.
Was mich betrifft, ſo muß ich ſagen:
Statt eines Freundes hab' ich vier.

Der erſte iſt zwar etwas eitel
Und glänzet gerne nebenbei;
Doch hilft er ſtets, füllt meinen Beutel,
So oft ich's wünſche, mir auf's neu;
Er hat mich niemals noch betrogen,
Und ſtets macht mir die ganze Welt
Der kleine runde Freund gewogen.
Wollt ihr ihn kennen? — 's iſt — mein Geld.

Mein zweiter Freund iſt lang und hager,
Er weicht von mir zu keiner Stund',
Er lehnt ſogar an meinem Lager,
Schlug manchem Feind den Rücken wund;
Und ob ich jetzt auch mit ihm ſpiele,
Ihn nur zum Scherze bei mir hab',
Wird, wenn ich alt und matt mich fühle,
Er doch mich ſtützen, — 's iſt — mein Stab.

Der dritte iſt ein kleiner Däne,
Ein Springinsfeld, doch ſtets mir treu,
Der läßt ſein Mahl und ſeine Schöne,
Wenn ich nur ſeinen Namen ſchrei';
Er bettet ſich vor meine Thüre,
Dort thut er jeden Laut mir kund,
Und ſelbſt, wenn ich ihn malträtire,
Küßt er mich noch; — es iſt — mein Hund.

Der viert', erzeuget auf dem Lande,
Iſt grob, ſo lang' er jung und friſch;
Legt man ihn nicht in feſte Bande,
Wirft er die Leute unter'n Tiſch;
Doch milder wird er mit dem Alter,
Vertreibt mir Grillen, Sorg' und Pein,
Iſt meiner frohen Laun' Erhalter;
Der theure Freund, — es iſt — mein Wein.

J. F. Caſtelli.

Des Pfarrhündchens Teſtament.

Ein Pfarrer und ſein Hündchen hatten
Einander viele Jahre lieb,
Doch plötzlich führt' Amandens Schatten
In ſeine Burg der Lebensdieb.

Wie aus zerriſſ'nen Wolkenſchläuchen
Stürzt' aus des Pfarrers Aug' ein Guß,
Und ein Begräbniß, nach Gebräuchen
Der Chriſtenheit, war ſein Entſchluß.

Mit Chorgeſang, in tiefer Trauer,
Bracht' er den todten Leib zur Ruh'.
Ein Schadenfroh ſtand auf der Lauer
Und trug die Mähr dem Propſte zu.

Wie donnerte der heil'ge Vater
Den vorgelad'nen Pfarrer an!
„Was muß ich hören, Herr Confrater!
Ei, ei! was haben Sie gethan?

Ein Vieh ſo ehrlich zu begraben!
Pfui! werden Sie darob nicht roth?
Sie brachten um ihr Mahl die Raben,
Und ſich zugleich um Ehr' und Brod.

Denn ſelbſt darf ich den Fall nicht ſchlichten;
Ich muß ihn alſo, wie Sie ſeh'n,
Ans Conſiſtorium berichten,
Und dann iſt's um Ihr Amt geſcheh'n.“ —

D'rauf ſprach der ſchlaue Hirt der Seelen:
„Hochwürdiger Herr Propſt, mein Herz
Fühlt ob der That, darum Sie ſchmälen,
In Wahrheit nicht der Reue Schmerz.

Amande war ein kluges Hündchen;
O hätten Sie es recht gekannt!
Auch noch in ſeinem letzten Stündchen
Bewies es menſchlichen Verſtand.

Zwar ſterbenskrank, doch ganz bei Sinnen,
Hat es ein Teſtament gemacht,
Und Sie, Hochwürdiger, darinnen
Mit funfzig Thälerchen bedacht.

Mir iſt ſein letzter Wille heilig.“ —
Er zog den Seckel jetzt hervor,
Und auf den Tiſch hin zählt' er eilig
Zehn neue, blanke Friedrichsd'or.

Durch dieſer kleinen Sonnen Schimmer
Ward ſchnell das Sturmgewölk zertheilt.
Sanft ſprach der Propſt: „So hat doch nimmer,
Wie jetzt, der Zorn mich übereilt!

Den lieben Hund, den Sie begruben,
Hielt ich für ein gemeines Vieh,
Wie man es trifft in allen Stuben,
Und darum ſchalt ich ſo auf Sie.

Doch war er mit Verſtandesgaben,
Wie Sie mir ſagen, ausgeſchmückt,
So haben Sie den Kräh'n und Raben
Ganz billig ſeinen Leib entrückt.

Was thut's, wenn d'rob auch Thoren lachen?
Er ſchlumm're ſanft im kühlen Sand!
Doch, lieber Herr Confrater, machen
Sie nicht ſein Teſtament bekannt!"

A. F. E. Langbein.

Der ſeidene Schlafrock.

Es war ein milder Frühlingsabend,
Die Sonne ſank in gold'ner Pracht,
Die Blum', in kühlem Thau ſich labend,
War nach der Schwüle friſch erwacht.
Da ſprach, geſchmückt mit Band und Schleife,
Luischen: „Allerliebſter Mann,
Geh', hole deine Meerſchaumpfeife,
Und zieh' den ſeid'nen Schlafrock an.

Die beſte Pfeif' iſt deine braune,
Von Meerſchaum künſtlich ausgeſchnitzt;
Sie giebt Dir ſtets die heit're Laune,
Die mancher Eh'mann nicht beſitzt.
Es floten ſchon die Abendſänger
Melodiſch. Hole, lieber Mann,
Die Pfeife! Sei kein Grillenſänger,
Und zieh' den ſeid'nen Schlafrock an!" —

„„Mein Schlafrock — ſprach ich — iſt am Morgen,
Doch nicht am Abend mir bequem;
Nur morgens theilt er meine Sorgen,
Die größer ſind als ehedem.
Kind, laſſ' uns immer knauſ'rig geizen,
Der Frauen Putzſucht iſt Tyrann,
Ein giftig Unkraut unter'm Weizen;
Man legt auf Borg die Flittern an.

So ſind des Hofmanns Gallakleider
Gemeinhin auch nur auf Credit.
Der Krämer harrt, mit ihm der Schneider,
Eh' Excellenz den Beutel zieht.
Geſtachelt von der Sucht, zu glänzen,
Geht Mancher weiter, als er kann,
Das bringt dem Wohlſtand Condolenzen:
D'rum zieh' ich nicht den ſeid'nen an!"" —

„Glaub' mir, es iſt Dir keine Schande,
Wenn Du den Schlafrock abends trägſt,
Und in dem rauſchenden Gewande
Dich dann in meinen Armen pflegſt.

Dem Staatsmann öffnet er den Hafen,
Wo er behaglich Anker wirft,
Und wohlgemuthet noch vor'm Schlafen
Auf's Wohl des Staats ſein Gläschen ſchlürft!“ —

„„Nicht prunken will ich, Herzenstäubchen,
Am Abend noch in ſeid'nem Staat,
Nicht ſo, wie Du, im Schleifenhäubchen —
Verzeih', wenn ich Dir wehe that! —
Was angeſeh'ne Männer tragen,
Was kümmert das mich ſchlichten Mann?
Dem Laien ziemt kein Prieſterkragen,
D'rum zieh' ich nicht den ſeid'nen an!“ “ —

„Lieb Männchen, hör' auf meine Bitte!
Der Abend iſt ſo mild, ſo ſchön;
Geh' hin, beflüg'le deine Schritte,
Und laß Dich dann in Seide ſeh'n. —
Du thuſt es nicht? Ha! ich begreife!
Du biſt nicht mehr mein lieber Mann,
Geh'ſt Du nicht flugs und holſt die Pfeiſe,
Und zieh'ſt den ſeid'nen Schlafrock an!“ —

„„Mein Liebchen, folgt' ich Dir jetzt willig,
Traun, ſo erſchien' ich Dir ſehr ſchwach;
Der Frau geziemt's, ſo iſt es billig,
Sie gebe ſtets dem Manne nach.
Gehorch' ich einmal deinen Winken,
So bin ich Dir auch unterthan,
Und unſ're Ehe würde hinken,
Zög' ich den ſeid'nen Schlafrock an!“ “ —

„Wie, Mann! Du kannſt mich leiden ſehen!
Bleibſt kalt bei deines Weibes Schmerz!
Dich rührt nicht deines Weibes Flehen!
Hinweg von mir, verſteinert Herz!
Ich unterlieg' in dieſem Streite,
Denn eine Ohnmacht zieht heran;
Ich ſterb' und das gewiß noch heute,
Ziehſt Du nicht flugs den ſeid'nen an!“ —

Da engte meine Bruſt der Jammer —
Das Zartgefühl gebot der Pflicht —
Ich eilte nach der Kleiderkammer,
Und fand — den ſeid'nen Schlafrock nicht.
Ein Jude nahm ihn, nicht im Raube,
Nein! von mir ſelbſt als Schuldſchein an,
Für jene ſchöne Schleifenhaube:
Ich ſeufzt' und — zog Pantoffeln an.

C. Barriés.

Weibliche Liſt.

Viel Töchter im Hauſe ſind ſchwer zu bewahren,
Das mochte ein Bürger zu Augsburg erfahren.
Drei liebliche Töchter erwuchſen ihm ſchnell,
Und bald war zu jeder ein ſchmucker Geſell
Als rüſtiger, ehrlicher Freier gekommen,
Und hatte das Herz den Mädchen genommen.

Der Vater, der grübelt nun hin und her,
Welch Töchterlein erſt zu verheirathen wär';
Denn alle zuſammen, das wollte nicht gehen,
Und jede, das ſah er, hätt's gerne geſehen;
Doch endlich er alſo zu ihnen begann:
„Ihr netzt Euch die Hände ſelbander fortan,
Und welcher zuerſt ſie von ſelber ſind trocken,
Der flecht' ich den bräutlichen Kranz in die Locken.“ —

Jakobe und Marthe, die halten ganz ſtill,
Doch die Jüngſte gar bös ſich geberden will;
Denn kaum, daß das Waſſer die Hände benetzte,
Sie auch gleich gewaltſam zur Wehre ſich ſetzte,
Und focht mit den Händen und rufte beſtändig:
„Ich heirathe nimmer, ſo wahr ich lebendig!“ —
Doch war es natürlich, was nun ſich begab,
Es trocknen zuerſt ihr die Hände ab. —
Das Töchterchen Eva's, ſo ſchlau und verſchlagen,
Hat früher als jene den Brautkranz getragen.

M. Döring.

Die Hypochondriſtin.

Was thu' ich nur, was fang' ich an?
Mit Flügeln eilt die Zeit von hinnen,
Noch immer hab' ich keinen Mann,
Sagt, Schweſtern, was ſoll ich beginnen?
Anfänglich war ich keck und frei,
Nun wird mir himmelangſt dabei.

Ich hab' ein hübſches fein Geſicht,
Drum dacht' ich, könnt' es mir nicht fehlen.
Allein die Männer trauen nicht,
Ein böſer Argwohn ſoll ſie quälen,
Ein hübſches Weibchen, nett und flink,
Scheint ihnen ein gefährlich Ding.

Ich hab' auch ein'ge Thaler Geld,
Und herrlich weiß ich mich zu ſchmücken,
Doch laſſ' ich ſo vor aller Welt
In vollem Glanze mich erblicken,
So heißt es gleich: in ſolchem Staat!
Ei, Weibchen, ei! das iſt nicht Rath.

Ich leb' auch ſtets in Ehr' und Zucht,
Geh' ohne Mutter nie und Tanten,
Doch Mancher nimmt davor die Flucht;
Und ſprech' ich freundlich mit Bekannten,
So heißt es gleich: ein Stelldichein!
Die mag ein Vocativus ſeyn.

Ich thu' was manches Mädchen thut,
Bin heut' zu Spiel und Tanz geladen,
Und morgen, wenn ich ausgeruht,
Beſuch' ich Ball und Promenaden,
Doch weiß es Gott, wie's kommen mag,
Es war umſonſt bis dieſen Tag.

Am Fenſter ſitz' ich Stunden lang,
Kein Gruß begegnet meinem Blicke;
Am Abend tönet mein Geſang,
Ich ſpiele, zeichne, ſtrick' und ſticke —
Umſonſt! — kein günſt'ges Ohngefähr
Bringt den Erwählten mir daher.

Nun iſt das Aergſte noch dabei,
Ich darf mir's gar nicht merken laſſen,
Muß thun als wär' mir's einerlei,
Als könnt' ich alle Männer haſſen;
Wol oft erheb' ich ſtolz den Blick
Und ſeh' im Herzen doch zurück.

Soll ich nun böſe, mürriſch ſeyn,
Leichtſinnig werden, wie die Andern,
Wol gar mein Bildniß konterfei'n
Und in den Reichsanzeiger wandern?
Ich ſage: nein, wer das begehrt,
Hält nicht die Jungfrau'n ehrenwerth.

Ich bin ein ehrlich deutſches Blut,
Nicht laut mocht' ich es juſt verkünden —
Doch wär's ein Jüngling, brav und gut —
Und wollt' ein treues Herz ſich finden,
Das ſpräche: meines Lebens Licht!
Das ſäh' ich gern — das leugn' ich nicht.

Und was man nicht vom Krieg erfährt!
Viel tauſend Streiter ſind gefallen!
Wol Mancher hätt' ein Weib begehrt —
Und Dichter ſagen, daß von Allen
Nur Einer uns erkohren ſei —
Gott! Meiner war wol auch dabei!

— — —

Scenen aus Herodes vor Bethlehem.

(Parodie auf Kotzebue's „Die Huſſiten vor Naumburg".)

1.

Oeffentlicher Platz vor dem Rathhauſe. Sturmglocken gehen, die Trommeln wirbeln. Eine Menge Juden laufen ängſtlich durch einander.

Erſter Jude.

Herodes!

Zweiter Jude.

Ich bin des Todes!

Dritter Jude.

Mit ſeinem Kriegsheer
Wie Sand am Meer.

Vierter Jude.

Das glaub' ich nimmermehr.

Erſter Jude.

Ei ſeht doch! ſchön!
Hat ihn doch der Michel David ſelber geſehn!
Da hat er geſeſſen auf dem Throne mit ganzer Pracht
Und hat en paar gewaltige Glotzen gemacht!

Dritter Jude.

Jo, jo! und da hat er gefunkelt wie'n Edelſtein
Und hat gegrunzt wie'n wildes Schwein!

Zweiter Jude.

O Mai! o Mai!

Vierter Jude.

Nun iſt's mit Bethlehem ganz vorbei!

Läuft ſchnell ab und rennt gewaltig an den Burgemeiſter, der eben auftritt.

Hirſch, Burgemeiſter zu Bethlehem. Die Vorigen.

Hirſch *taumelnd.*

Nun, muß der Kerl ſo unvernünftig rennen,
Kann Er nicht den Burgemeiſter erkennen?

Vierter Jude.

Ei, Burgemeiſter her! Burgemeiſter hin!
Ich weiß vor Angſt nicht, wer ich ſelber bin!

Hirſch.

Wie ſoll der Herr die Stadt verſchonen,
Wenn ſolche Flegel drinnen wohnen!

Vierter Jude.

Herr, wenn der Feind nicht vorm Thore wär' —
Ich wollt's Ihm zeigen bei meiner Ehr!

Viele Stimmen.

Stille, Stille! zankt nicht heute!

Hirſch.

Sagt, was giebt es, liebe Leute?

Erſter Jude.

No! was wird's geben?
Morgen ſind wir alle nicht mehr am Leben,

Sitzen in Abrahams Schooß,
Sind den Schacher los!

Zweiter Jude.

O Mai! O Mai! wie wird's uns ergehen!

Hirſch.

Noch kann ich Euch nicht verſtehen,
Giebt es Unglück? Feuersflammen?

Dritter Jude.

Ei ſo nehmt's Gehirn zuſammen!
Sag' ich doch, mit Roß und Mann
Zieht der König Herodes heran,
Schlachtet uns alle jämmerlich heute
Und verſalzt uns des Jahrmarkts Freude!

Hirſch.

Das wolle Gott nicht! edle Bürger.

Erſter Jude die Gaſſe hinunter zeigend.

Seht nur! ſeht, da ſchickt der Würger
Einen Herold zu uns her.

Wolf kommt eilig durch die Couliſſen linker Hand. Hirſch eilt auf ihn zu.

Hirſch.

Wolf, Du edler Viertelsmeiſter!
Steh mir bei, die Zeit iſt ſchwer!

Wolf.

Gott zum Gruß, Herr Burgemeiſter,
Euch zu helfen komm ich her!

Hirſch.

Laßt ſogleich das Thor verrammeln!
Laßt den hochweiſen Rath verſammeln!
Laßt uns ſingen; laßt uns beten!

Wolf.

Laßt erſt den Herold vor Euch treten,
Hört, was er für Botſchaft bringt,
Dann erſt rathet, betet und ſingt!

Hirſch.

O Du Ausbund aller Weisheit,
Du erlangſt gewiß den Preis heut.

Zu den Bürgern.

Wir befehlen auch in Gnaden,
Thut ſogleich wie er gerathen.

Eine Deputation geht ab, den Herold zu holen.

Wolf.

Ihr Andern ſteht alle und wartet mit Demuth,
Schneidet Geſichter voll Jammer und Wehmuth!
Wenn er euch anſieht — macht höfliche Mienen,
Wenn er euch fragt — ſprecht: Ihnen zu dienen;
Seid hübſch artig und elegant,
Und habt die Thränen gleich bei der Hand!

Hirſch.

Da kommt er! nun geb' ich Audienz.
Ihr Flegel! ſo macht doch eure Reverenz!

Alle machen ein tiefes Kompliment. Der Herold tritt auf.

Herold.

Wer iſt der Oberſte unter euch hier?

Hirſch mit vielen Bücklingen.

Dieſe Ehre, mein Wertheſter, ruht auf mir.

Herold.

Wahrlich, ſie ſoll Dich nicht lange mehr zieren,
Du ſollſt am erſten das Leben verlieren!

Hirſch.

Ei ei, mein Theurer! Gott behüte!
Dafür bürgt mir Ihr edles Gemüthe!

Herold.

Ich ſchwör' Euch, morgen ſoll kein Gebein
Von ganz Bethlehem mehr lebendig ſeyn!
Drum rath' ich Euch, ſterbt unverdroſſen
Und laßt all' die Narrenspoſſen!

Hirſch.

Ihnen zu dienen, mein werther Gönner!
Doch Sie ſind ein Menſchenkenner,
Sie wiſſen wohl, der Menſch iſt nicht dumm,
Wenn er ſterben ſoll, will er wiſſen waram?

Herold.

Warum? warum? welche tolle Frage!
Der König befiehlt es, das liegt am Tage —
Wer iſt's, der dem Könige widerſteht?
Hier iſt der Befehl ſeiner Majeſtät!

Hirſch.

Sie ſind gegen uns ſo gütig geweſen —
Wollen Sie nicht den Befehl auch leſen?

Wolf bringt einen Stuhl.

Belieben Sie nur auf dieſen Stuhl zu ſteigen,
Da können Sie ſich dem Volke beſſer zeigen!
Steigen Sie nur hinauf mit den ſchmutzigen Schuh'n.
Ich pfleg' es immer auch ſo zu thun.

Herold ſteigt auf den Stuhl und lieſt.

Wir Herodes von Gottes Gnaden
König zu Jeruſalem,
Großfürſt zu Bethlehem,
Herzog zu Kion,

Gefürſteter Abt zu Zion
Und Herr von vielen Ländern und Meeren,
Die uns gehören und nicht gehören.

Einwohner von Bethlehem, wir haben erfahren.
Daß Ihr ſchon ſeit vielen Jahren
Verdammte Jakobiner ſeid.
Auch geht die Sage weit und breit,
Daß mancher Haſenfuß unter Euch lebt,
Der nach der Königswürde ſtrebt.
Da wir nun auf ſo harte Beſchwerden
Die Meinung unſers Divans hörten,
So thäten unſ're Miniſter ſagen,
Es ſei am beſten Euch Alle todt zu ſchlagen.

Dieſe Maßregel haben wir approbirt,
Und unſ're Truppen vor Eure Stadt geführt.
Beſtellt nun eilig Euer Haus
Und liefert Eure Waffen und Schätze aus;
Denn Jeden ſoll der Teufel holen,
Bei dem man noch findet Dukaten und Piſtolen!
Und morgen beim erſten Sonnenſtrahl
Kommt hinaus auf die Wälle allzumal,
Da wird man Euch alle nach Standesgebühren
Durch die Guillotine in Abrahams Schooß ſpediren.

Alſo ſollt Ihr unſern gnädigen Willen
Ohne Weigerung ſtracks erfüllen,
Denn Ihr ſeid Alle Kinder des Todes.
Gegeben in unſrer Reſidenz

Herodes.

Viele Stimmen.

O Mai! o Mai! Uh! Uh! Uh!

Wolf.

Heult immer zu! heult immer zu!

Herold.

Was hilft das Jammern, was hilft das Heulen!
Ihr wißt den Beſehl, ich muß nun eilen.

Hirſch ſeufzend.

Hatte je im ganzen Judenland
Ein Burgemeiſter ſo einen harten Stand!
Ach Viertelsmeiſter wißt Ihr Rath?

Wolf zuckt die Achſeln.

Jetzt weiß ich keinen in der That;
Doch ſeht nur, daß Ihr Zeit gewinnt.

Viele Stimmen.

Fort mit dem Herold! fort! geſchwind!

Andere.

Laßt uns den Herold zur Stadt naus ſchmeißen!

Alle.

Ja, ja! wir wollen ihm die Wege weiſen!

Hirſch.

Ach welche Sitten! du liebe Zeit!
Das wär' ja wider alle Höflichkeit!
Nein, beſter Mann, zieh'n Sie mit ſicherm Geleit.
Wir wünſchen dem Könige langes Leben
Und bitten uns bis morgen Bedenkzeit zu geben.

Herold ab.

Hirſch.

Ach geliebter Viertelsmeiſter
Levi — Michel — Wolf — wie heißt er?
Hab' ich alles doch vergeſſen,

Will mir's doch die Bruſt zerpreſſen,
Wär' denn wirklich keine Gnad'?
Großer Kopf, weiß er nicht Rath?
Hat er noch nichts ausgeſpürt?

Wolf.

Geht nur auf's Rathhaus und delibrirt,
Laßt mich allein, ich bin ein Genie.
Dießmal gilt es — oder nie!

Wolf ab.

Hirſch.

Ach mir iſt mein Herz zerriſſen!
Ach wie wird es morgen ſtehn!
Weil wir nicht zu rathen wiſſen,
Laßt uns auf das Rathhaus gehn.
Ihr Bürger fleht im Staub gebückt,
Daß Gott Verſtand vom Himmel ſchickt!

Geht aufs Rathhaus.

Chor der Bürger.

O Jerum! Jerum! Jerum!
Welch eine mutatio rerum!
O Jerum! Jerum! Allen
Iſt ganz der Muth gefallen!
Ein Jeder iſt ein armer Tropf,
Kann ſich vor Angſt nicht rühren!
Ach hätten wir doch keinen Kopf,
So könnten wir keinen verlieren!

2.

Die Bürger zu Bethlehem, Schneider, Schuſter, Schmiede, Zimmerleute, Bötticher, Friſeurs, Kaufleute u. ſ. w., jeder mit den Attributen ſeines Handwerks verſehen, treten herein und ordnen ſich hinter den Schranken. Lange Pauſe.

Hirſch

dreht ſich langſam auf dem Stuhle herum, räuſpert ſich.

Geliebteſte uns anvertraute Herde,
Was iſt zu thun bei dieſen argen Weh'n?
Hier muß der Weiſeſte auf Gottes weiter Erde,
Dem Ochſen gleich am Berge ſtehn!
Ihr Alle, theure Bürger, wißt,
Wie tief die Weisheit des Rathes iſt;
Doch hört ein Quell zu fließen auf,
Man ſchöpft den Brunnen aus,
So iſt bei dieſer Zeiten Lauf
Auch alle Weisheit aus.
Doch wollen wir dieſen Rath Euch geben:
Was auch geſchieht, bleibt immerdar
Geduldig! folgſam und ergeben!

Michel David

ſchlägt auf den Tiſch, daß die Tintenfäſſer umfallen und ſpringt auf den Stuhl.

Nein, Bürger zu Bethlehem! Kampf und Streit!
Ihr Zimmerleute haltet die Aexte bereit!
Ihr Schuſter das Pech! Ihr Schmiede die Hammer!
Ihr Andern brecht ſchnell in die Pulverkammer,
Laßt uns alle Flinten laden!
Nehmt die Spieße von den Braten!

Laßt die große Trommel raſen!
Laßt den Trompeter vom Thurme blaſen!
Ihr Böttiɥer ſchlagt an die leeren Fäſſer!
Das macht den Lärm um Vieles größer;
Laßt alle Schlüſſelbüchſen platzen!
Laßt uns den Roſt von den Degen kratzen!
Legt alle Eure beſten Waffen an!
Ich, Michel David, ziehe voran!

Hirſch.

Herr College!

Levi.

Schweigen Sie ſtill!

Schmuel.

Wo denken Sie hin!

Hirſch.

Ihr Bürger, das komme Euch nie in den Sinn!

Michel David mit höchſtem Affect.

Wer unterſteht ſich, daß er mich meiſtert?
Ich bin im Eifer! ich bin begeiſtert!
Im Buſen iſt mir ein Feuer entbrannt!
Ich nehme das Schwert, das ſcharfe, in die Hand!
Ich trage die Fahne Euch Allen voran!
Ich wand'le muthig die Heldenbahn!
Zum Siege führt mit Adlers Schnelle
Der kühne Syndikus, der reine Junggeſelle!

Die Bürger wild durch einander.

Zum Waffen!
Zum Waffen!
Wir wollen ſie ſpießen!
Mit Peche begießen!

Mit glühendem Eiſen
In Stücken zerreißen!
Fort! Fort!
Immer fort!

Gehen wild und polternd ab.

Hirſch.

Herr College! Was ſoll die Hitze?

Schmuel.

Die Schwindelei iſt zu gar nichts nütze!

Hirſch.

Der Weiſe bleibt zu jeder Zeit
Immer in ſeiner Bequemlichkeit!

Levi zitternd.

Ach Gott! ich habe den Tod davon!
Die entſetzliche Alteration!
Wie kann man mich wohl ſo erſchrecken!
Nun wird mir heute kein Biſſen ſchmecken!

Die Vorigen. **Wolf** tritt herein und nähert ſich mit vielen Bücklingen den Schranken.

Wolf.

Hochedle, weiſe und geſtrenge Herr'n!
Darf ich mich unterſteh'n vor Euch zu kommen?

Hirſch.

Genie von Bethlehem! wir ſeh'n Dich gern,
Der Magiſtrat heißt herzlich Dich willkommen!

Wolf.

Hochedle Herren! Es iſt Zeit, dünkt mich,
Daß ein freimüthiges Genie wie ich,
Die Weisheit, die es längſt im Buſen gehegt,
Mit vielem Pompe zu Markte trägt!

Denn ſeltſam hat ſich die Zeit verkehrt,
Die größten Köpfe ſind toll und bethört,
Ich aber bin, wie ſich's am Ende wird zeigen,
Wirklich ein Viertelsmeiſter ſonder Gleichen,
Und gedenke noch bei meinem Leben
Dem Zeitalter einen neuen Schwung zu geben!
Auch gegen die Noth, die uns Herodes macht,
Hab' ich ein ſich'res Mittel erdacht!

Hirſch.

Hab' ich's nicht geſagt, daß der große Geiſt
Uns noch am Ende aus der Klemme reißt!

Levi.

Ja ja! es giebt noch große Geiſter!

Schmuel.

Der größte bleibt doch unſer Herr Viertelsmeiſter!

Wolf.

Wohlan, meine Herr'n! Es iſt offenbar,
Wie ſtark ich von jeher im Rühren war.
Alt und Jung, Groß und Klein,
Seif' ich mit Thränenwaſſer ein!
Und wenn mir's beliebt und wenn mir's gefällt,
So heult in Strömen die ganze Welt,
Und mächtig ſteigt die Thränenfluth,
Wohl über die Haube, wohl über den Hut,
Daß alle die zärtlichen Herzen bei Haufen
In ihrem eigenen Waſſer erſaufen!
Ja mehrmals hab' ich's ſchon probirt,
Und manchen Bramarbas ſo tief gerührt,
Daß, wenn er nicht darüber einſchlief,
Ihm am Ende das Waſſer aus den Augen lief.

Von Kindern war beſonders die Wirkung groß,
Und laſſ' ich einmal alle Kinder los —
Ich ſetze zum Pfande Seel' und Leib,
Herodes heult wie ein altes Weib!

Schmuel.

Herr Viertelsmeiſter, das läßt ſich hören.

Levi.

Ja ja! wir wollen ihm's Rühren nicht wehren.

Hirſch.

Verfahren Sie mit ihren Kindern nach Belieben,
Doch bitt' ich's nicht auf uns zu ſchieben,
Wenn par malheur das Ding nicht geht,
Und der König Allen den Hals umdreht.

Wolf.

Haha! daran denk' ich nicht von fern!
Dafür werd' ich ſchon ſorgen, meine Herr'n,
Aber *meine* Kinder? die machen nicht genug Effekt —
Ich erſuche Sie mit vielem Reſpekt,
Haben Sie die Güte, mir bis Morgen
Alle ihre lieben Kinderchen zu borgen!
Auch ſchreiben Sie ſogleich hier vom Rathhaus
Eine allgemeine Kinderlieferung aus,
Denn bei ſolchen harten Sündern
Reicht man kaum mit hundert Kindern!

Michel David.

Nun meinetwegen! das geb' ich ein!
Das wird ein kurioſer Spektakel ſeyn!

Schmuel.

Wohlan es ſei!
Das trägt zur guten Erziehung bei.

Levi.

Nein, werther Herr Viertelsmeiſter! Nicht alſo!
Mein Davidchen, meinen Salomo,
Die geb' ich auf keinen Fall dazu,
Um Moſes Willen, die laſſen Sie in Ruh'!

Wolf.

Mein lieber Herr Stadtſchreiber, faſſen Sie Muth.
Ich kenne den König Herodes zu gut.
Sie haben ja insgeſammt geleſen,
Wie er einmal gegen mich grimmig geweſen,
Und wie er mich ganz erbärmlich traktirt!
Aber am Ende hab' ich ihn doch gerührt,
Und er hat alle ſein Unrecht bekannt
Und mich einen ehrlichen Schuſter genannt,
Auch mir das Teſtimonium gegeben,
Ich ſei ein Genie durch's ganze Leben,
Auch verſteh' ich, wenn die Noth mich drängt,
Wie man den Mantel nach dem Winde hängt!

Schmuel.

Herr Viertelsmeiſter! glauben Sie mir,
Sie ſind von Verſtand ein Wunderthier!

Wolf mit ſüßem Lächeln.

Sie ſind zu gütig, meine Herr'n!
Doch was man wünſcht, das glaubt man gern!

Hirſch.

Wollen Sie nicht unſ're Neugier ſtillen,
Und uns den großen Plan enthüllen?

Wolf ſich brüſtend.

Ein Mann wie ich, von ſolchem Gewicht,
Verräth vor der Zeit ſeine Plane nicht.

Laſſen Sie das genug ſich ſeyn,
Am Ende wird das Heulen allgemein!

Mit höchſtem Pathos.

Sterbekittel, Blumenkränze,
Kinder noch im erſten Lenze,
Vaterthränen, Mutterklagen,
Angſt, Betrübniß und Verzagen,
Beten, Singen, Jammerreden,
Sind zu meinem Zweck vonnöthen!
Sucht, o ſucht im ganzen Städtchen,
Schöne Buben, ſchöne Mädchen!
Schont die Thränen, ſchont ſie nicht,
Bis Herodes Herze bricht.

Geht triumphirend ab.

Hirſch.

Wo ſolch ein Geiſt geſprochen hat,
Wird alles andere Gerede matt!

Schmuel.

Wer hätte das gedacht! Ei! Ei!
Am Ende hilft uns eine Kinderei!

3.

Die Scene öffnet ſich. Man ſieht das ganze Lager. Im Hintergrunde das Zelt des Herodes. Von fern hört man trommeln. Ein Detaichement Soldaten iſt im Mittelgrunde aufmarſchirt. Ein Adjutant des Herodes richtet es. Läßt das Gewehr präſentiren.

Adjutant indem er vor die Front tritt.

Helden meiner Wachparade!
Zupft den Buſenſtreif gerade!
Denn der Tag des Ruhms erglänzt,
Der euch mit ewigen Lorbeern kränzt!

Zeigt nun heute,
Tapfre Leute,
Daß ihr euren König liebt,
Der aus übergroßer Gnade
Seiner treuen Wachparade
Funfzehn Pfennige täglich giebt'
Immer immer unverdroſſen,
Um ſich gehauen und um ſich geſchoſſen!
Zielt nur recht!
Trefft nicht ſchlecht!
Wird mich Einer aus Verſeh'n erſchießen,
Den will ich mit eig'nen Händen ſpießen!

Schultert's Gewehr und avancirt!
Immer vorwärts! nicht retirirt!
Um eurer Courage Raum zu geben,
Will ich mich hinter die Fronte begeben!

Das Detaſchement marſchirt in die Couliſſen.

Adjutant allein.

Da ſieh' ich nun, ich armes Lamm!
Erbarm' dich, Vater Abraham!
Die Angſt in meinem Herzen ſieh'
Und hilf mir bald zur Compagnie.

Die Wachen rufen in den Couliſſen.

Wer da?
Wer da?
Wer iſt hier?

Wolf

ſteckt den Kopf hinter der Couliſſe hervor. Aeußerſt höflich.

Es iſt ein fremder Cavalier,
Mit einer Herde Kinder.

Adjutant.

Für Kinder iſt hier kein Quartier!

Wache.

Marſch fort, Du armer Sünder!

Wolf

indem er ſich durch die Wachen durchſchleicht.

Ich bin ein Mann von Lebensart,
Und bitte meine Gegenwart
Seiner Majeſtät zu melden.

Wache.

Du biſt ein Haſenfuß, pack' Dich gleich!

Einige Kinder.

Ihr Flegel, was unterſteht ihr euch!

Wolf.

Ich muß Euch ſagen, ich bin ein großer Geiſt,
Und wenn man mich zurückweiſ't,
So werd' ich's im Hamburger Correſpondenten
Nächſtens zur Publicität einſenden!

Wache.

Mein Freund, Du biſt ein dummes Schaf,
Der König liegt im Mittagsſchlaf.

Adjutant.

Er muß anjetzt Höchſtſelbſt verdau'n!

Wache.

Aus dem Schlaf ihn zu wecken, wird ſich Niemand getrau'n.

Wolf.

Weckt ihn nur! Es wird mir gelingen,
Ihn am Ende wieder hinein zu bringen!
Kommt, ihr lieben Kinderlein,
Wir wollen ihn aus dem Schlafe ſchrei'n!

Die Kinder dringen in Maſſe herein und machen ein fürchterliches Geſchrei. Mehrere Soldaten eilen herbei und wollen ſie zurückſtoßen, ſie laufen ihnen aber zwiſchen den Beinen durch.

Adjutant.

Verdammter Schwätzer! willſt Du zurück!
Ich krieg' Dich beim Halſe und brech' Dir's Genick!

Wolf.

Herr, brecht Ihr mir's Genick entzwei,
So iſt's mit dem guten Geſchmacke vorbei!

Erſter Soldat.

Zum Teufel wäre die Heulerei!

Adjutant.

Ach welcher Spektakel! wo will das hinaus!

Zweiter Soldat.

Schlag zu, Kamerad, und wirf ihn naus!

Dritter Soldat.

Geh'! oder ich ſpieße Dich mit der Pike!

Wolf.

Das iſt ja eine verdammte Clique!

Mehrere Soldaten kommen auf ihn los.

Marſch fort! Marſch fort! Hinaus! Pack an!

Wolf ängſtlich.

Ach lieber Himmel, was fang' ich an!

Springt auf einmal mitten unter die Kinder und verkriecht ſich.

Schützt mich, ihr Kinder, vor den grimmigen Wölfen,
Meine Freimüthigkeit kann hier wenig mehr helfen!
Denn das verdammte Lumpenpack
Hat keinen Reſpekt für den guten Geſchmack!

Die Kinder

machen ein erbärmliches Geheul und bilden einen Kreis um ihn.

Ach Erbarmen!
Ach Erbarmen!
Mit dem armen
Viertelsmeiſter!

Der König Herodes

den Scepter und Reichsapfel in den Händen, tritt aus ſeinem Zelte und gähnt. Aeußerſt langſam.

Gott's Blitz! wer ſtört mich im Regieren!

Wolf guckt hinter den Kindern hervor.

O Fürſt, den alle Kronen zieren!....

Adjutant ſchnell zu Wolf.

Ich rathe Dir! willſt Du ſtille ſeyn!

König Herodes.

Wie kommen denn die Bälge hierein?

Wolf wie zuvor.

O Fürſt, ich that ſie hierher führen,
Um Deine Majeſtät zu rühren!

Adjutant

fährt ſchnell auf ihn zu. Wolf verkriecht ſich.

König Herodes.

Wer ſpricht? — wer ſprach? — wer hat geſprochen? —
Wer hat ſich dort unter die Kinder verkrochen?

Wolf tritt hervor.

Die Grenadiere mit groben Händen,
Vergriffen ſich an meinen Talenten!
Um mein Genie war's allzu Schade,
Ich nahm hier im Winkel die Retirade!

Weiter vortretend mit grazioſem Lächeln.

Doch darf Eurer Majeſtät Unterthan,
Der Viertelsmeiſter Wolf, ſich nah'n!

König Herodes.

Sprich, Wolf, ob Dich der Teufel plagt,
Du läßt Dich wieder blicken?
Ich hab' Dich ſchon einmal fortgejagt —
Jetzt ſoll Dir's nicht ſo glücken!
Nun hilft kein Winſeln, kein Gnadenſchrei'n,
Du mußt auf der Stelle des Todes ſeyn!

Wolf.

Ach drohe nicht ſo arg,
Großmächtigſter Monarch!
Ergieb Dich noch einmal
Der ſüßen Herzensqual!

König Herodes.

Ich ſchenkte Dir ja hundert Seelen!
Die magſt Du rühren, die magſt Du quälen,
Die hören Dir par Ordre zu —
Aber meine arme Seele, die laß mir in Ruh'!

Wolf.

Großer Herr mit großen Titeln!
Sieh' die Kinder in Sterbekitteln,
Sie bitten für mich und für die Stadt,
Die mein Genie vergöttert hat!

König Herodes.

Ei was vergöttern! Ei was Genie!
Auch mir juckt's unter der Krone,
Jeder König iſt ein gebor'nes Genie,
Und ſitz' ich behaglich auf meinem Throne,
So frag' ich den Teufel, ob ſie mich vergöttern
Eine jegliche Zeit druckt mit andern Lettern!

Wolf.

Deine Weisheit, Herr, iſt ſentenzenreich!
Und kommt beinahe der meinigen gleich.
Doch willſt Du nicht in Gnaden geruh'n,
Dein Ohr den Kindern aufzuthun?
Erlaube, Großmächtigſter, daß ſie ſich nah'n,
Und höre ihre empfindſamen Reden an!

König Herodes.

Sind Deine Kinder auch mit hier?

Wolf.

Ja, großer Herr, ſie ſteh'n vor Dir!

König Herodes.

Um den Jammer auf einmal zu enden,
Erwürg' ich die mit eig'nen Händen!
Will ich den Stamm bei der Wurzel faſſen,
Darf ich die Kinder nicht leben laſſen,
Zeige ſie mir.

Wolf.

Eure Majeſtät werden mich doch nicht ruiniren?
Ach, ſollt' ich die gefühlvollen Kleinen verlieren,
So müßt' ich mich hinter den Ohren kratzen,
Ich verdiente Zeitlebens keinen Batzen!

König Herodes.

Wie? Du willſt noch widerſtreben,
Wart' ich will Dir....

König Herodes geht mit dem Scepter auf ihn zu. Alle zwanzig Kinder Wolfs ſpringen aus dem Haufen heraus, umringen den Viertelsmeiſter und ſchreien kläglich.

Wolfs Kinder.

O großer König, laß ihn leben!
Ach ſchone ja, ach ſchone ja!
Unſern zärtlichen ſüßen Papa!

König Herodes tritt erſtaunt zurück.

Wie Wolf? die Kinder ſind alle Deine?

Wolf.

Ja, gnädigſter Herr, ſie ſind alle meine!

König Herodes.

O Viertelsmeiſter, deine Fruchtbarkeit
Uebertrifft alle meine Erwartung weit!

Wolf mit tiefer Empfindung.

Ein zärtlich Herz
Flieht ſüßen Scherz,
Und Amors Küſſe nie!
Da kommt geſchwind
Manch liebes Kind —
Man weiß nicht wie?

Man ſchwärmt und weint,
Der Vollmond ſcheint,
Man fühlt die Sympathie!
Das Kind iſt da,
Man wird Papa, —
Man weiß nicht wie?

Die Soldaten des Herodes drücken ihr Mitgefühl lebhaft aus.

König Herodes.

O Wolf, wenn man Dich bei der Nähe beſieht,
Biſt Du doch für den Staat ein nützliches Glied!
Denn Bevölkerung und Runkelrüben
Thu' ich am allermeiſten lieben!

Wolf.

Ja Herr! Du wirſt es noch erfahren,
Ich bin dein nützlichſter Unterthan,
Bei Mißwachs und bei trocknen Jahren,

Da ſtelle deinen Knecht nur an;
Wie Moſes in der Wüſtenei
Schaff' ich immer friſches Waſſer herbei!

König Herodes.

Gott Lob und Dank! in meinen Staaten
Iſt das Waſſer bis jetzt immer wohl gerathen;
Doch wenn's einmal daran gebricht,
So zweifl' ich an deiner Hülfe nicht.

Wolf.

O großer Herr! o edles Herz!
In deinen Augen glänzt der Schmerz!
Ich ziehe nur das Schnupftuch raus,
Ich ſehe doch, dein Zorn iſt aus!

König Herodes.

O Viertelsmeiſter, Du Böſewicht!
Mir wird ganz flau! mein Herze bricht,
Den verfluchten Jammer ertrag' ich nicht.

Wolf.

Herbei, liebe Kinderchen! alle herbei!
Erhebet ein klägliches Jammergeſchrei!
Hübſch geweint, und hübſch gepinſelt!
Hübſch geächzt und hübſch gewinſelt!
Soll's am Ende wohl gelingen,
Müßt ihr hübſch die Händchen ringen;
Wollt ihr balde Gnade finden,
Müßt ihr euch wie Würmer winden!

Die Kinder

knieen alle um den König herum, ringen die Hände und ſingen mit kläglichen Geberden.

Der Affe gar poſſierlich iſt,
   O große Majeſtät!

Zumal wenn er vom Apfel frißt,
O große Majeſtät!

König Herodes
fängt an zu weinen.

Die Kinder
mit ſteigendem Affect.

Gar grauſam iſt der wilde Bär,
O große Majeſtät!
Wenn er vom Honigbaum kommt her,
O große Majeſtät!

Herodes zerfließt beinahe in Thränen. Die Soldaten weinen heftig. Der Fahnjunker verhüllt ſein Geſicht mit der Fahne.

Kinder
mit dem höchſten Tone ſchmelzender Rührung.

Der Dachs im Loche beißt den Hund,
O große Majeſtät!
Soldaten macht der Degen kund,
O große Majeſtät!

König Herodes in Verzweiflung.

Laß ab! Laß ab! ich bin gerührt!

Wolf.

Juchhei! nun hab' ich triumphirt.

Chor der Soldaten.

Qual! Qual! Qual!
Ohne Maß und Zahl!
Alle Thränenſchleußen
Will er uns zerreißen!
Alle Kräfte,
Alle Säfte,
Will er uns abführen
Mit dem Teufels Rühren!

König Herodes ganz erſchöpft.
Bringt Aepfel, Nüſſe, Mandelkerne,
Fromme Kinder freſſen gerne!

Wolf.
Herr Du weißt Verdienſt zu ſchätzen,
Nach dem Kummer folgt Ergötzen!

Eine Menge Aepfel, Nüſſe und Zuckerdüten werden ausgetheilt. Die Kinder fallen begierig darüber her.

Chor der Kinder
indem ſie die Nüſſe knacken.
Knick und Knack!
Das iſt der wahre gute Geſchmack!
O wie herrlich, o wie ſchön,
Nach ſo vielen Thränengüſſen
Nun mit Aepfeln und mit Nüſſen
Friſch und froh nach Hauſe geh'n!
Hat man je ſo was geſeh'n!
Knick und Knack!
Das iſt der wahre gute Geſchmack!

König Herodes.
Edler! wie belohn' ich Dich?
Weide ferner meine Lämmer!
Zum Burgemeiſter mach' ich Dich
Ueber alle Bethlehemmer!
Auch das ganze Kinderreich
Ueberged' ich deiner Führung,
Ueberged' ich deiner Rührung,
Großer, mache ſie Dir gleich!

Wolf.
Ach mein Herz iſt ſehr empfindlich!
Deine Gnade macht mich ſchwindlig!

Chor der Kinder.

Victoria! Victoria!
Der hochgefeierte Tag iſt da!
Auf der Thränenleiter
Steigſt Du immer weiter,
Steigſt empor zum Götterſaal,
Großer Thränen Prinzipal!

König Herodes.

Mit Ehren laß ich Dich
Und im Triumphe gehn,
Das einz'ge bitt' ich Dich,
Laß Dich nicht wiederſehn.

Allgemeines Chor

mit Trommeln, Janitſcharenmuſik, Zinken, Poſaunen, Trompeten und Pauken.

Heil! Heil! Ehrenvoll!
Burgemeiſter! zweiter Apoll!
Alter Weiber Thräne ſo hell,
Iſt dein kaſtaliſcher Silberquell!
Kindergeſchrei und Säuglingsgewimmer
Sind deiner Thaten hellglänzender Schimmer!
Fahre Du fort alle Welt zu rühren,
Bringe die ſtockenden Säfte zum Fluß,
Denn die Kunſt zu lamentiren,
Lehrte Dich dein Genius!
Und Weiber und Kinder ſind immer da!
Triumph, Triumph, Victoria!

S. A. Mahlmann.

Sperlings Theater-Predigt.

(Parodie auf Schillers „Capuciner-Predigt".)

Die ſämmtlichen Mitglieder des National-Theaters in Krähwinkel ſind zu einer Probe der Donau-Nymphe auf der Bühne verſammelt, und treiben ſich bei einem Frühſtück durch einander. Der Bau-, Berg- und Weginſpector-Subſtitut Sperling, als der Kunſt-Mäcen der Stadt, tritt unter ſie und ſpricht:

Heiſa, juchheiſa, dudeldumdei!
Das geht ja luſtig, bin auch dabei.
Iſt das eine Geſellſchaft von Kunſtverwandten?
Sind wir nicht Künſtler, ſind wir Comödianten?
Treibt man ſo mit dem lieben Theater Spott,
Als hätte das Publikum — unſer Herre Gott —
Die Maulſperr'! Könnte nicht kritiſiren,
Iſt's jetzt Zeit zum Dejeuniren?
Zum Jubiliren und Commerſchiren?
Quid hic statis otiosi?
Was ſteht Ihr und legt die Hände in den Schooß?
Heut Abend iſt ſchon wieder die Nymph' an der Donau los.
Der Göthe und Schiller ſind ganz gefallen,
Der Schikaneder liegt in Euren Krallen.
Und die Acteurs thun hier ſich bene,
Denken weder an Act noch an Scene.
Kümmern ſich mehr um's Frühſtück als Stück,
Geh'n lieber in Pantoffeln als auf den Kothurn,
Mögen lieber die Hanne als Schillers Johanna,
Haben den Teller lieber vor ſich als den Tell!
Melpomene trauert in Sack und Aſche,
Die Direction füllt ſich nur die Taſche.

Es iſt eine Zeit der dramatiſchen Hungersnoth.
Auf der Bühne giebt's nur Spectakel und Plunder.
Und in den Zeitungen, um's liebe Brod,
Hunzt der Recenſent Alles ſchmählich herunter.
Die Feder ſteckt er unter der Mütze,
Drohend zu ſeinem Dachfenſter 'naus;
Das ganze Theater iſt ein Kaffeehaus,
Die Arche der Kunſt ſitzt in der Pfütze,
Und Thaliens Prieſter — daß Gott erbarm'! —
Sind im Kopfe wie in dem Beutel arm.
Das Schauſpiel iſt worden ein Sauſpiel,
Die Künſte ſind jetzt nur leere Dünſte,
Die Muſen ſind verwandelt in Suſen,
Euer Apollo und Shakeſpear
Sind der Abällino und Käſebier,
Und alle die großen Deutſchen Dichter
Sind verdrängt worden durch elende Wichter.
  Woher kommt das! Das will ich Euch verleſen,
Das ſchreibt ſich her von Eurem Philiſterweſen;
Von dem gemeinen proſaiſchen Leben,
Dem ſich Acteurs und Actricen ergeben;
Denn die Gemeinheit iſt der Magnetenſtein,
Der das Handwerk zieht in die Kunſt hinein.
Auf das Bier, da folget der Hefen,
Und Rauch aus durchlöcherten Oefen.
Hinter dem U kommt gleich das W,
Das iſt die Ordnung im A B C.
Ubi erit Applausus Spes,
Si offenditur Ars? Wie ſoll man klatſchen,
Wenn Ihr wie die Ausrufer auf der Meſſ'
Thut brüllen und in die Jamben batſchen?

Die Frau im Evangelium
Fand den verlor'nen Groſchen wieder,
Der Saul ſeines Vaters Eſel wieder,
Der Joſeph ſeine ſaubern Brüder.
Aber wer bei den Comödianten ſucht
Die Furcht vor der Kritik und Götheſche Zucht
Und die — Aeſthetik, der wird nicht viel finden,
Thät' er auch hundert Laternen anzünden.
Zu dem Hamlet im Schloſſe zu Helſingör,
Wie wir leſen im William Shakeſpear,
Kamen auch die Schauſpieler vaciren,
Baten um Engagement und thäten hofiren,
Fragten: „Gnädigſter Prinz! Quid faciamus nos?
Wie machen wir's, daß wir kommen in der Muſen Schooß?"
Et ait illis, und er ſagt:
„Neminem concutiatis,
Wenn Ihr den Dichter nicht ſchindet und plagt,
Neque calumniam faciatis,
Keine Kabalen macht, das Publikum nicht betrügt,
Contenti estote, Euch begnügt
Stipendiis vestris, mit Eurer Gage,
Und verflucht jede Stümperei und Blamage!"
Es iſt ein Gebot: der Acteur ſoll den Dichter
Nicht ſprechen, als plärrt' er durch einen Trichter.
Und wo hört man ſchlechter declamiren,
Als hier, wenn Ihr thut Verſe recitiren?
Wenn man für jeden falſchen Accent,
Der Euch von Eurer Zungenſpitz' rennt,
Die Glocken müßt' läuten im Lande umher,
So wär' bald kein Meßner zu finden mehr.

Und wenn Euch bei jedem Wort der Souffleur,
Wo Eure Rede geräth in's Malheur,
Ein Härlein auszög' aus Eurem Schopf,
Ueber Nacht wär' er geſchoren vom Kopf,
Und wär' er ſo dick wie Abſalons Zopf.
Der Fleck, der war doch auch ein Acteur,
Der Iffland war gar noch obendrein Directeur,
Und wo ſteht denn geſchrieben zu leſen,
Daß ſie ſolche Pfuſchmäuler geweſen?
Muß man den Mund doch, ich ſollte meinen,
Nicht aufmachen zu Schillerſchen Reimen,
Als wie der Nachtwächter zum: „Höret, ihr Herr'n!“
Aber wie's in den Köpfen iſt angefüllt,
So auch von den Lippen es ſprudelt und quillt!

Wieder ein Gebot iſt: Ihr ſollt brav agiren!
Ja, das befolgt Ihr nach dem Wort,
Denn Ihr agirt in Einem fort.
Vor Euren Grimaſſen und Contorſionen,
Vor Euren Porte-bras und Poſitionen,
Da hat der Tanzmeiſter gute Ruh,
Ihr braucht zur Kunſt nur Stiefeln und Schuh'
Und keine Mimik und Plaſtik dazu!
Was ſagt der Hamletius? Contenti estote!
Bei Euch geht aber die Kunſt nur nach Brote!

Aber, wie ſoll man die Truppe loben,
Kommt doch das Aergerniß von Oben.
Wie die Mitglieder, ſo auch der Herr Directeur,
Der noch miſerabler iſt, als ſein Regiſſeur.

Ne custodias gregem meam!
Das iſt ſo ein Theaterprincipal,
Der die Schauſpieler von den wahren Lehren
Zu Comödianten thut verkehren.

So ein Prahlhans und unnützer Broteſſer,
Will thun, als wiſſe er Alles beſſer,
Rühmt ſich mit ſeinem gottloſen Mund,
Sein Theater wäre das beſte jetzund,
Und mit dem Weſen in Weimar, da wären's nur Poſſen!
Bei ihm würde viel mehr turnirt und geſchoſſen!

So ein Teufelsmühlſpieler und Pumpernickler,
So ein Fettlümmel und Heroſtrat —
Verleugnet den Göthe, unſern Herrn,
Drum will er auch nichts von Schlegel hör'n.

So ein ſtätiſcher Gaul und Philiſter,
Bläht ſich auf wie ein neugebackner Magiſter!
So ein äſthetiſches Sünden-Regiſter
Läßt ſich nennen den Dramaturg;
Ja wohl geht er uns mit dem Drama durch!
Der Kunſt zum Scandal und Aergerniß,
Und ſo lange der Bürgermeiſter dieſer Direction
Das Handwerk nicht legt, giebt's Proſtitution!

Schüz.

Bruchſtücke aus einer Epiſtel an einen verdrießlichen jungen Mann.

Warum zieh'ſt Du, junger Mann,
Deine Stirne, wie die Alten,
So verdrießlich ſchon in Falten?
Sieh'ſt die Veilchen nicht mehr an;
Haſt, wenn Nachtigallen ſingen,
Nicht, wie ſonſt, noch Freude d'ran;
Träum'ſt, wer weiß von was für Dingen,
Wenn wir mit den Gläſern klingen;
Und ein Scherz, ein Einfall kann
Uns dein Lächeln kaum erzwingen?

Hat man um dein kleines Gut,
Um dein Alles Dich betrogen?
Oder hat den alten Muth
Dir die Schwindſucht ausgeſogen?

Nein! Du biſt noch nicht der Raub
Eines Fiebers; deine Wange
Bleicht noch nicht, wie Herbſtes Laub;
Und dein Gütchen, wie wir wiſſen,
Ward von Flammen nicht verzehrt,
Nicht durch Fluthen weggeriſſen,
Nicht durch Hagelſchlag verheert!

Wie? ſo iſt nur deine Rente,
Lieber Jüngling! Dir zu klein?
Nicht aus Habſucht — denn wie könnte
Solch ein Mann mein Freund auch ſeyn?
Dir verſagte die Natur,
Bei dem herrlichſten Talente,
Das Talent, zu ſparen, nur;
Aber, willſt Du mich nur hören,
Mich, der nicht mit Sechſen fährt,
Und wol nie auf eignem Herd
Wird die Heimchen zirpen hören —
Sonſt auch wären meine Lehren
Dieſes Blatt's Papier nicht werth —
O, gewiß! der Nachtigallen
Süße Frühlingsmelodei'n
Sollen wieder Dir gefallen,
Und dein Mund bei Scherz und Wein
Wieder lächeln, und von allen
An Geſang der reichſte ſeyn!

Ich, erzogen unter Grafen,
Hüllt' in weiche Seide mich,
Konnt' auf weichem Flaume ſchlafen,
Und mein Pferdchen, klein wie ich,
Ging bei meiner Schweſter Schafen
Auf der Weide brüderlich.
Wenn mein Lehrer einſt für mich
Mittags einen Wunſch verrieth,
Fand ich abends unter'm Teller
Die Erfüllung ſchon. Wer ſchied
Je von ſeinem letzten Heller

Lieber für ſein Kind und ſchneller,
Als mein Vater! Dank', o Lied!
Dank' ihm noch in ſeinem Grabe,
Daß er mir die Weisheit pries,
Und, was ich im Kopf' itzt habe,
Mir ſtatt meines Erbtheils ließ!
Weihrauch ſoll noch in der Erde
Meinem großen Lehrer glüh'n;
Was ich bin und was ich werde,
Ward und werd' ich halb durch ihn.
Daß ich mit gebund'nem Flügel
Ruhig ſitze hier im Thal,
Da ich ſonſt dem ſteilſten Hügel,
Wie der Aar dem Sonnenſtrahl,
Gerne zugeflogen wäre,
Zu entfliehen dem Geſchmeiß,
Das ich haſſ', iſt größ're Ehre,
Als das Alles, was ich weiß.

Und woher denn dieſe Ruhe?
O, mein Vater ließ mich ſchön,
Trotz der langen Reihe Schuhe,
Auch zuweilen barfuß geh'n;
Aus dem weichen, ſeid'nen Kleide
Ward oft ſchnell der gröbſte Fries;
Trotz dem Pferdchen auf der Weide
Mußt' ich, wenn der Nordwind blies,
Hübſch zu Fuß geh'n durch die Heide,
Und, ſtatt meines Pfühls von Flaum,
Einen harten Sack mit Kernen
Unter'm Kopfe, ohne Traum,

Ohne Wälzen ſchlafen lernen.
Alle Freuden dieſes Lebens,
Die ein reicher Mann genießt,
Und um die ein Thor vergebens
So viel Thränen oft vergießt,
Lernt' ich, weil ſie doch das Glück
Wenigen nur kann gewähren,
Nicht verachten, nur entbehren —
Eines Lehrers Meiſterſtück!

Wär' ich nicht ein armer Wurm,
Wenn ich auf dem Harz nicht Sturm,
Schnee und Reif ertragen könnte?
Wär' ich nicht ein armer Tropf,
Wenn mein Auge mir im Kopf
Ueber Kutſch' und Pferde brennte?
Ha! ſieh her! den Gemſen gleich
Kann ich unter Donnerwettern
Ruhig auf den höchſten Zweig
Der gezackten Felſen klettern.
Fern von Ueberfluß und Pracht
Wird bei meinem frohen Mahle
Mehr geſcherzt und mehr gelacht,
Als im ſtolzen Fürſtenſaale
Bei dem goldenen Pokale.

Keinen Heller bin ich ſchuldig,
Iſt denn das nicht reich genug?
Sah'ſt Du je mich ungeduldig,
Wenn das Glück mir Knippchen ſchlug?
Beſſer iſt's, die Menſchen ſagen:

Dreimal mehr verdienteſt du,
Als daß Weiſe ſpöttiſch fragen:
Sagt, wie kam der Narr dazu?
Sieh! ich zwing' im ſchlichten Kleide
Selbſt dem Wuch'rer Achtung ab;
Denn gewiß! wir fühlen Beide,
Daß mein Herz mir manche Freude,
Ihm ſein Geld nur Sorgen gab.
Sieh! vor meines Herzens Kälte
Und der Flamm' in meinem Blick
Tritt verlegen er zurück,
Weil ich für ſein Bubenſtück
Schweigend einen Schelm ihn ſchelte!

— — — —

Um, den Reichen gleich, zu praſſen,
Iſt dein Gütchen kaum das Spiel
Zweier Jahre; um dem Leben
Reiz durch frohen Muth zu geben,
Haſt Du, wahrlich! ſchon zu viel.
Lerne, ſo wie ich, entbehren,
Und genießen was Du haſt!
Alles das kannſt Du Dir geben,
Wenn die Klugheit, ohne Raſt,
Nur nach dieſem Ziel ſoll ſtreben;
Doch wie lang' wirſt Du noch leben,
Wenn Du das erlaufen haſt?

Wenn zum erſten Male wir
Beid' in einem Schauſpiel wären,
Ohne Hoffnung, jemals hier

Noch ein zweites anzuhören:
Würdeſt Du wol Zeit und Witz
Emſig nur damit verſplittern,
Einen recht bequemen Sitz
In den Logen auszuwittern?
Denn, mein Freund! verlöreſt Du
Deine Zeit mit dieſen Poſſen,
Und der Vorhang fiele zu:
Sag', was hätteſt Du genoſſen?
Spielt man etwa Dir zu Liebe
Noch einmal? Nein! aus iſt aus!
Und kaum hingeſetzt: ſo triebe
Dich der Pförtner ſchon hinaus.
Dieſes Schauſpiel iſt — das Leben,
Und der Sitz iſt — unſer Glück.
Ein Billet ward uns gegeben,
Giltig für ein einzig Stück.
Laß das unſ're uns, das binnen
Wenig Stunden ſchon vielleicht
Ein zu frühes End' erreicht,
Im Parterre mit allen Sinnen
Froh genießen; nicht, vernarrt
In den Rang, die Logen ſuchen;
Denn was hilft es, iſt er hart,
Noch ſo ſehr den Sitz verfluchen?
Iſt die Vorſtellung vorüber:
O, dann iſt es gleich, mein Lieber,
Ob wir ſanft auf Eiderdaun
Oder hart auf Holz geſeſſen.
Der auf Daunen hatte, traun!
Die fünf Acte durchgegeſſen;

Doch wie wird er nun verdau'n?
Gähnen wird er, Freund, indeſſen
Wir mit den Sokraten nun
Im Elyſium an Bächen
Sanft auf Moos und Veilchen ruh'n,
Und vom Vorſpiel uns beſprechen!

— — — —

v. Göcking.

Eile des Lebens.

Freunde! unſer lang' geprieſ'nes Leben
Iſt ein einz'ger Augenblick:
O, genießt ihn! Götterkräfte geben
Euch ihn nimmermehr zurück.

Unaufhaltſam rollt die Zeit, und führet
Vor und nach ſich keine Spur,
Und von ihrem großen Rad berühret
Uns ein einzig Pünktchen nur.

Von drei kurzen Lebensaugenblicken
Iſt der eine — Wunſch, der and're — Traum.
Und den dritten, der uns zu beglücken
Da iſt, fühlen wir oft kaum.

Darum laßt uns nichts von allem wiſſen,
Weder vor- noch rückwärts ſeh'n,
Selbſt den Augenblick noch halb genießen,
Wo wir werden einſt vergeh'n!

A. Blumauer.

Der Narr epilogirt.

Manch gutes Werk hab' ich verricht,
Ihr nehmt das Lob, das kränkt mich nicht:
Ich denke, daß ſich in der Welt
Alles bald wieder in's Gleiche ſtellt.
Lobt man mich, weil ich was Dummes gemacht,
Dann mir das Herz im Leibe lacht;
Schilt man mich, weil ich was Gutes gethan,
So nehm' ich's ganz gemächlich an.
Schlägt mich ein Mächtiger, daß es ſchmerzt,
So thu' ich als hätt' er nur geſcherzt;
Doch iſt es Einer von meines Gleichen,
Den weiß ich wacker durchzuſtreichen.
Hebt mich das Glück, ſo bin ich froh
Und ſing' in dulci jubilo!
Senkt ſich das Rad und quetſcht mich nieder,
So denk' ich: nun, es hebt ſich wieder.
Grille nicht bei Sommerſonnenſchein,
Daß es wieder werde Winter ſeyn;

Und kommen die weißen Flockenſchaaren,
Da lieb' ich mir das Schlittenfahren.
Ich mag mich ſtellen wie ich will,
Die Sonne hält mir doch nicht ſtill,
Und immer geht's den alten Gang
Das liebe lange Leben lang;
Der Knecht ſo wie der Herr vom Hauſ'
Ziehen ſich täglich an und aus,
Sie mögen ſich hoch oder niedrig meſſen,
Müſſen wachen, ſchlafen, trinken und eſſen.
Drum trag' ich über nichts ein Leid;
Macht's wie der Narr, ſo ſeid ihr geſcheidt!

v. Göthe.

Anmerkungen.

Seite 8. — Die Pſeudo-Kameraden, die falſchen oder unechten Kameraden.

„ 11. — ein Serviler, ein knechtiſch oder ſclaviſch Geſinnter.

„ 13. — Mennig (oder Mennige), rothes Bleioxyd, ein brennendrother Farbeſtoff.

„ 14. — Cupīdo, der Liebesgott, Amor.

„ 17. — Amădis, ein Romanheld, Liebhaber; eigentlich der Held eines alt-franzöſiſchen Romans: Amadis de Gaule.

„ 17. — desennuyiren, die Langeweile vertreiben.

„ 18. — Hans (Jan-) Hagel, das gemeine Volk, der Pöbel.

„ 22. — der Port, der Hafen.

„ 24. — Séladon, ein verliebter Schäfer, ſchmachtender Liebhaber.

„ 24. — ein Tutti, (in der Muſik) Alle, Allgeſang, entgegengeſetzt dem Solo, wo nur Einer ſingt.

„ 25. — Der Topăs, ein Edelſtein von meiſtentheils gelber Farbe.

„ 29. — Thetis, eine Meernymphe, in weiterer Bedeutung auch das Meer ſelbſt.

„ 30. — Fortūna, die Glücksgöttin, das Glück.

„ 33. — Jovis, der lateiniſche Genitiv von Jupiter.

„ 33. — Tokayer, ein köſtlicher Ungarwein, der bei dem Flecken Tockay in Ober-Ungarn wächſt.

Seite 33. — **Grüneberger**, ein Wein, der in der Umgegend der Stadt Grünberg in Schleſien gebaut wird, aber in keinem beſondern Rufe ſteht.

„ 34. — **Ganymēd**, (nach der Fabellehre) ein ſehr ſchöner Jüngling, Jupiters Liebling und Mundſchenk.

„ 35. — Das **Katáſter**, das Steuerbuch, Ackerverzeichniß, Grundbuch.

„ 35. — Das **Fátum**, das Schickſal, das Geſchick.

„ 37. — **Zeus**, der griechiſche Name des Jupiter.

„ 38. — Und hieb, wie Alexander,
Den Knoten von einander.

Gordius, aus dem Stande eines Landmanns auf den Thron von Phrygien erhoben, weihte nachher ſeinen Wagen dem Jupiter und befeſtigte an der Deichſel deſſelben einen ſo künſtlichen Knoten, bekannt unter dem Namen der **gordiſche Knoten**, daß das Orakel demjenigen die Herrſchaft der Welt verſprach, der ihn auflöſen würde. Als Alexander der Große nach der Stadt Gordium kam und es unmöglich fand, den Knoten aufzulöſen, zerhieb er ihn mit dem Schwerte, um der Erfüllung des Orakelſpruchs nicht zu entgehen.

„ 42. — Hic haeret aqua, eigentlich: hier ſtockt das Waſſer, dann auch ſo viel als: hier entſteht (hierin liegt) die Verlegenheit.

„ 42. — .... Purus scelĕris
Non eget Mauri jacŭlis.

Der Schuldloſe fürchtet nicht die Wurfſpieße des Mauren (fürchtet ſich vor nichts).

„ 43. — Der **Styx**, einer der Flüſſe der Unterwelt, der Höllenfluß.

„ 43. — Cur non, mi domĭne? Warum nicht, mein Herr?

„ 43. — cito, geſchwind, ſchnell, eilig.

„ 44. — Perfectum est sub sole nil! Unter der Sonne (Auf Erden) iſt nichts vollkommen!

Seite 44. — ſeine **Wolke**, ſeinen Stutz, ſeine Perrücke.

= 45. — Proh dolor! O Schmerz! O weh!

= 45. — **Cháron**, (nach der Fabellehre) der Fährmann der Unterwelt, der die abgeſchiedenen Seelen über die Höllenflüſſe führte.

= 45. — convivĭa, Gaſtmähler, Schmauſereien.

= 45. — **Sperr'** oculos! Mach' die Augen auf! Schau' her (hin)!

= 46. — salva venĭa, mit Erlaubniß zu ſagen.

= 47. — **Kannibale**, ein wilder, grauſamer Menſch; eigentlich: Bewohner der Antillen (Inſelgruppe in Weſtindien).

= 47. — **Valēt**, der Abſchied, das Lebewohl.

= 48. — Der **Famŭlus**, der Diener, Aufwärter, Gehülfe.

= 48. — Die **Agénde**, das Altar- oder Kirchenbuch.

= 48. —
Si hora mortis ruit,
Tunc is ſit Irus subĭto,
Qui modo Croesus fuit.

Wenn die Todesſtunde ſchlägt, ſo wird der ſchnell ein Bettler, der kurz vorher noch ſehr reich war.

= 51. — **Sekt**, iſt der Name, den man einigen feinen und ſüßen Weinen giebt.

= 52. — **Drap**, werden verſchiedene Arten Stoff oder Zeug genannt.

= 54. — das **Schellendaus** (**Schellen**, eine Farbe in der deutſchen Karte; das **Daus**, das Aß in eben dieſer Karte), hier etwa in dem Sinne von Narrenkappe.

= 55. — **Midas**, (nach der Fabellehre) der Name eines Königs, der vom Apollo, als er — bei einem muſikaliſchen Wettſtreite deſſelben mit dem Halbgott Pan zum Schiedsrichter gewählt — dem Letztern den Vorzug zuerkannte, mit Eſelsohren begabt wurde.

= 55. — Festīna lente, eile mit Weile.

Seite 59. — Cythère, ein Beiname der Venus, von der Inſel Cythēra (jetzt Cerigo).

„ 67. — Antibaptiſten, richtiger wol Anabaptiſten, Wiedertäufer, oder vielleicht auch: Antipapiſten, Feinde des Papſtes.

„ 67. — Das Chirägra, die Gicht in den Händen, die Handgicht.

„ 67. — Quid hic statis otiosi? Was ſteht ihr hier müßig? (So wie dieſe, werden auch die übrigen in der Capuciner-Predigt vorkommenden lateiniſchen Stellen und Ausdrücke durch das darauf folgende Deutſche, wenigſtens dem Sinne nahe kommend, erklärt.)

„ 67. — Ochſenſtirn, für Oxenſtierna, ein berühmter, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges lebender, ſchwediſcher Staatsmann.

„ 69. — blasphemiren, fluchen, Gott läſtern.

„ 76. — Weſſir (richtiger Weſir), auch Vezier genannt, Staatsrath oder Miniſter des türkiſchen Kaiſers.

„ 77. — Odalisken, diejenigen Weiber des türkiſchen Kaiſers, welche weder einen Sohn geboren, noch durch größere Begünſtigung zum Range von Sultaninnen gelangt ſind; (meiſt circaſſiſche oder georgiſche Sclavinnen).

„ 77. — Fatme, zuſammengezogen von Fatime, ein arabiſcher, bei den Türken üblicher Frauenname.

„ 81. — Morpheus, (nach der Fabellehre) der Gott des Schlafes und der Träume.

„ 83. — Der Philológ, der Sprachgelehrte, Sprachforſcher.

„ 85. — Asmus, auch der Wandsbecker Bote genannt, hieß eigentlich Matthias Claudius, und iſt der Verfaſſer des bekannten Rheinweinliedes: Bekränzt mit Laub ꝛc., (ſtarb zu Hamburg im Januar 1815).

„ 85. — Die Tuba, eine Art Trompete bei den alten Römern.

Seite 85. — Der Belt, hier: das baltiſche Meer oder die Oſtſee.

„ 86. — Genthin, eine kleine Stadt unweit Magdeburg.

„ 99. — Die Tarántel, eine giftige Spinne in Unter-Italien, beſonders bei der Stadt Taranto.

„ 109. — Wein vom Cap (vom Vorgebirge der guten Hoffnung — Cap- oder Conſtantia-Wein), von Cypern (einer zur Türkei gehörenden Inſel im ſüdöſtlichen Theile des mittelländiſchen Meeres), vom Stein (vom Steinberge bei Würzburg — Steinwein).

„ 109. — Kaiſer Rothbart, Friedrich I., mit dem Beinamen Barbaroſſa (der Rothbart), ward römiſch-deutſcher Kaiſer im Jahre 1152 und ertrank, auf einem Kreuzzuge gegen die Türken, am 10. Juni 1190 bei Seleucia in Syrien, als er mit dem Pferde durch einen Fluß ſchwimmen wollte.

„ 112. — Seydlitz, Friedrich Wilhelm von Seydlitz, königl. preuß. General der Cavallerie und einer der gefeiertſten Helden des ſiebenjährigen Krieges, zeichnete ſich beſonders auch als kühner Reiter aus. So erzählt man von ihm unter anderem, daß, als er ſich einſt als Page im Gefolge des Königs Friedrich II. eben auf einer Brücke befand und der König ihn fragte, was er wol thun würde, wenn von beiden Seiten der Brücke der Feind anrückte, der kühne Seydlitz, ſtatt aller Antwort, ſeinem Pferde die Sporen gab und über das Geländer der Brücke in den Strom ſetzte.

„ 118. — Das Buch der Bücher, die Bibel.

„ 125. — Logik, die Denklehre, Vernunft- oder Denkkunſt, Schließkunde, die Wiſſenſchaft der Denkgeſetze oder des reinen Gedankens, auch die Wiſſenſchaft der Vernunft oder des Erkenntnißvermögens überhaupt.

Seite 125. — Metaphyſik, die Wiſſenſchaft des Ueberſinnlichen, Grundlehre oder die Wiſſenſchaft von den letzten Gründen unſerer Erkenntniß der Dinge.

» 125. — Homerus (Homēr), der berühmteſte unter den Dichtern des alten Griechenlands — ſingt ſein Hochgedicht, die Iliáde oder Ilias, ein Heldengedicht, das den trojaniſchen Krieg zum Gegenſtande hat.

» 126. — Lock' (Locke), ſprich Lack, einer der ſcharfſinnigſten Denker Englands, geſtorben 1704. — Des Cartes, ſprich Däkart', häufig auch Carteſius genannt, ein berühmter franzöſiſcher Philoſoph, geſtorben 1650 zu Stockholm, wohin er ſich auf Anregung der Königin Chriſtine begeben hatte.

» 126. — Pufendorf (Freiherr von), einer der ausgezeichnetſten deutſchen Naturrechtslehrer und Geſchichtsforſcher des 17ten Jahrhunderts, geſtorben zu Berlin 1694. — Feder, ein verdienſtvoller deutſcher Schriftſteller im Gebiete der Philoſophie, geſtorben zu Hannover 1821.

» 127. — Hindoſtan, Oſtindien. — Stambul, der türkiſche Name für Conſtantinopel.

» 128. — Poſtulánt, ein Bewerber, Anſucher.

» 129. — Hekatómbe, ein Opfer von hundert Thieren, beſonders Rindern, welches die alten Griechen und Römer bei großen Feierlichkeiten den Göttern brachten.

» 130. — Die Douáne, das Mauthamt, Zollhaus, der Packhof.

» 132. — Symbola, das Symbŏlum, das Wahrzeichen, Sinnbild, Kennzeichen, Unterſcheidungszeichen.

» 133. — Die Huronen, eine vormals zahlreiche, in der Folge aber ſehr verringerte Völkerſchaft in Nord-Amerika, auf der Oſtſeite des Huronſee's.

Seite 136. — Der Weiſen Stein, der Stein der Weiſen, womit man vermeint, gewiſſe Metalle in Gold verwandeln zu können.

„ 136. — Des Cirkels Viereck, oder, wie es gewöhnlich heißt, die Quadratur des Cirkels, die Verwandlung des Cirkels oder Kreiſes in ein gleich großes Viereck oder Quadrat, eine Aufgabe, die, ungeachtet der Bemühungen ſehr vieler Mathematiker, bis jetzt noch nicht vollkommen geloſ't iſt.

„ 137. — Die Legénde, die Lebensbeſchreibung eines Heiligen, Heiligengeſchichte, Wunder-Erzählung, dann auch überhaupt: ein Mährchen, eine Erzählung, eine Sage.

„ 137. — Jurispraktikus, ein Rechtsgelehrter, Sachwalter.

„ 139. — Caſum, der Caſus, der Fall, Vorfall, die Begebenheit.

„ 143. — Furér (Furore) machen, rauſchenden Beifall erhalten oder einernten.

„ 148. — Ambróſia, Götterſpeiſe, Himmelskoſt.

„ 150. — Boulingreen, ein grüner Platz, beſonders aber ein dicht bewachſener und ſorgfältig geſchorener Raſenplatz in einem Luſtgarten.

„ 150. — Oreáden, (nach der Fabellehre) Nymphen, die ſich vorzüglich auf Bergen aufhielten und im Gefolge der Diana waren, Bergnymphen.

„ 151. — ....eh la menotte! na, gieb Pfötchen! gieb die Pfote!

„ 152 — Ternáte, Stadt auf der zu den Molucken (Gewürzinſeln) gehörenden Inſel gleiches Namens im indiſchen Meere.

„ 153. — Monadenzank, gelehrte Grübelei, ſpitzfindiger Streit. Monaden, in der Philoſophie, einfache, untheilbare Weſen oder Körper, aus denen alle Dinge zuſammengeſetzt ſind; in der Naturgeſchichte, ſehr kleine Infuſions- oder Aufgußthierchen, Punktthierchen.

Seite 154. — Aſſiſen, in Frankreich Gerichtshof zur Entſcheidung in peinlichen Sachen.

„ 156. — Weinsberg, Stadt im Königreich Würtemberg.

„ 157. — Kórydon, armer Schäfer, beklagenswerther Menſch.

„ 160. — Der Graben, einer der vornehmſten und belebteſten Plätze in Wien.

„ 169. — Eckert, ein ehemaliger, wegen ſeiner Umſicht und Thätigkeit bekannter Polizeibeamter höheren Ranges in Berlin.

„ 172. — Der Schenk, derjenige, der ſeinem Herrn das verlangte Getränk reicht; auch die adeligen Lehnsmänner, welche dem Lehnsherrn bei feierlichen Gelegenheiten das Getränk darreichen, werden Schenken genannt.

„ 173. — Die Hinde (Hindin), das Weibchen des Hirſches, die Hirſchkuh.

„ 173. — .... ohn' alle Fährde (Gefährde), hier etwa ſo viel als: arglos.

„ 181. — Der Wardein (Guardein), ein Beamter, der den Gehalt und Werth der Metalle und Münzen zu unterſuchen und abzuſchätzen hat.

„ 182. — Werther, der ſentimentale Held des bekannten Romans von Göthe: Die Leiden des jungen Werther.

„ 186. — quid juris, was Rechtens iſt.

„ 186. — Der Pänis-Brief, ein Brodbrief, Verſorgungsſchreiben, kaiſerliche Empfehlung zur Verſorgung in einem Kloſter.

„ 187. — Ciceronis Opĕra, Cicero's Werke (Schriften).

„ 187. — Phariſäer, eigentlich: ein Abgeſonderter, Sonderling (unter den ehemaligen Juden), der mehr auf den äußern als den innern Gottesdienſt hielt; in weiterer Bedeutung: ein Heuchler, Gleißner, Scheinheiliger.

Seite 190. — Der (die) Otter, ein Säugethier mit vier Schwimmfüßen, welches ſich gewöhnlich im Waſſer aufhält.

„ 192. — Der Schilling, Name einer Münze von verſchiedenem Werth.

„ 193. — Wählig, in hohem Grade wohl, üppig; auch: munter, muthwillig.

„ 195. — Getöppelte Hühner (Töppelhühner) nennt man Hühner, die einen kleinen Federbuſch, eine Kuppe oder Haube auf dem Kopfe haben.

„ 201. — Morpheus, ſ. Anmerk. zu S. 81.

„ 202. — Anakrēon, ein griechiſcher Dichter, der ſich beſonders durch ſeine Lieder, deren Inhalt Wein und Liebe ſind, berühmt gemacht hat. Er lebte ungefähr 500 Jahre vor Chriſti Geburt und ſtarb, der Sage nach, an Erſtickung durch eine Weinbeere, 85 Jahr alt.

„ 202. — Helikon, ein berühmter Berg in der vormaligen griechiſchen Landſchaft Böotien, auf den die Griechen den Sitz der Muſen verlegten.

„ 203. — Monaden, ſ. Anmerk. zu S. 153.

„ 203. — Ontologie, die Weſenlehre, Lehre vom Seyn, Grundwiſſenſchaft, Lehre von den allgemeinen Eigenſchaften der Dinge.

„ 203. — Philomēle, die Nachtigall.

„ 203. — Cythēre, ſ. Anmerk. zu S. 59.

„ 203. — Der leukadiſche Fels, unweit der Stadt Leukas auf der Inſel Leukadia (jetzt St. Maura) an der Küſte von Griechenland, ehedem berühmt wegen eines jährlich hier gefeierten Feſtes, beſonders aber auch wegen des Sprunges, den Mehrere in Folge hoffnungsloſer Liebe von der Höhe dieſes Felſens in's Meer gethan.

„ 203. — Sappho, eine von Ereſſus auf der Inſel Lesbos gebürtige Griechin, die ungefähr 200 J. vor Chr. Geb. lebte und dadurch bekannt iſt, daß ſie ſich, wie erzählt wird, weil ihre Liebe zu einem ſchönen Jüngling, Namens Phaon, unerwiedert blieb, vom leukadiſchen Felſen ins ioniſche Meer ſtürzte. (Sie iſt nicht zu verwechſeln mit der berühmten griechiſchen Dichterin Sappho, die von Mitylene, ebenfalls auf der Inſel Lesbos, gebürtig war und etwa 100 Jahr früher als jene Sappho lebte.)

Seite 204. — Philhellenen werden diejenigen genannt, die es mit der Sache der Griechen halten — Griechenfreunde.

„ 206. — Hero, eine junge Prieſterin der Venus, ſoll ſich, als ſie von einem Thurme herab den Leichnam ihres in den Fluthen des Helleſponts verunglückten Geliebten erblickte, voll Verzweiflung ins Meer geſtürzt haben.

„ 207. — Newton, ſprich Njuh't'n, einer der ſcharfſinnigſten engliſchen Philoſophen, Mathematiker und Phyſiker; er ſtarb im März 1727.

„ 207. — Das Prisma, ein länglicher Körper mit drei gleichen Seiten oder Flächen, von durchſichtigem Stoffe, gewöhnlich von Glas, womit man Verſuche über Licht und Farben anſtellt.

„ 207. — Analyſiren, zergliedern, zerlegen, erläutern.

„ 208. — Das Auditorium, der Hörſaal, Lehrſaal.

„ 208. — Encyklopädie, Inbegriff der Wiſſenſchaften; auch: ein Wörterbuch für Sachkenntniſſe.

„ 210. — Hans Sachs, einer der beſten deutſchen Dichter des 16ten Jahrhunderts, hatte in ſeiner Vaterſtadt Nürnberg das Schuſterhandwerk gelernt; geſtorben im Jahre 1576.

„ 212. — Aut... Aut..., entweder... oder...

„ 215. — Die Krone, der Kron- oder Kronenthaler, vormals eine niederländiſche Münze, ungefähr 1⅓ Thaler an Werth.

„ 216. — Harpax (oder Harpagon), ein Name, den man gewöhnlich einem Geizhals, oder ſonſt einem geldgierigen, Alles an ſich reißenden Menſchen giebt.

Seite 218. — **Monoténiſch** (monotón), eintönig, einförmig, langweilig.

„ 222. — **Gentil**, artig, höflich, fein, ſchicklich, hübſch, angenehm.

„ 228. — **Confräter**, Amtsbruder, Amtsgenoß.

„ 235. — **Vocativus**, (in der Sprachlehre) einer der ſechs Beugefälle oder Caſus (der Ruf- oder Anredefall); dann auch: ein Schalk, loſer Vogel.

„ 244. — mutatio rerum, Aenderung oder Wechſel der Dinge, der Umſtände, der Verhältniſſe ꝛc.

„ 254. — **Clique**, die Rotte, Sippſchaft, Spießgeſellſchaft.

„ 262. — Der **kaſtaliſche** Quell, am Fuße des Muſenbergs Parnaß in Griechenland; nach ihm wurden die Muſen auch **Kaſtaliden** genannt.

„ 263. — **Schikaneder**, der Verfaſſer der bekannten Oper „Die Zauberflöte“ und vieler andern ſogenannten Wiener Local- und Zauber-Opern; geſtorben zu Wien im September 1812.

„ 263. — **Kothúrn**, ein hoher Bühnenſchuh, eine Art hoher, in den griechiſchen und römiſchen Trauerſpielen gebräuchlicher Schuhe oder vielmehr handhoher Sohlen; in weiterem Sinne auch: die Sprache oder Ausdrucksweiſe des Trauerſpiels.

„ 263. — **Melpomĕne**, (nach der Fabellehre) die Muſe des Trauerſpiels und der tragiſchen Dichtkunſt überhaupt.

„ 264. — Die **Arche**, ein großer Kaſten; dann auch: ein kaſtenförmiges Schiff (z. B. die Arche Noah's).

„ 264. — **Thalia**, (nach der Fabellehre) die Muſe des Luſtſpiels.

„ 264. — **Shakeſpear** (Shakſpeare), ſpr. Schäk'ſpihr, der berühmteſte dramatiſche Dichter Englands; geſtorben im April 1616.

„ 264. — Die **Jambe** oder der **Jambus**, ein Versfuß, der aus einer kurzen und einer langen Sylbe beſteht.

Seite 265. — Die Aeſthētik, die Gefühls- oder Geſchmackslehre, Wiſſenſchaft vom Schönen und von der Kunſt.

„ 266. — Fleck, einer der vorzüglichſten deutſchen Schauſpieler; geſt. zu Berlin im Dec. 1801.

„ 266. — Iffland, ein eben ſo vollendeter Schauſpieler als geachteter dramatiſcher Schriftſteller; geſt. zu Berlin am 22. Sept. 1814 als General-Director der Königl. Schauſpiele.

„ 266. — Die Mimik, die Geberdenkunſt, das Geberdenſpiel.

„ 266. — Die Plaſtik, die Bildekunſt, Formekunſt.

„ 266. — Regiſſeur, (beim Theater) der Anordner der aufzuführenden Stücke und Austheiler der Rollen.

„ 267. — Heroſtrát (Heroſtrátus), ein Bürger zu Epheſus, der, bloß um ſich berühmt zu machen, den prächtigen Dianentempel daſelbſt in Brand ſteckte (ungefähr 400 Jahr vor Chr. Geb.).

„ 267. — Schlegel (Johann Elias), iſt als der erſte deutſche Trauerſpieldichter anzuſehen; geſt. 1749 zu Soröe auf der däniſchen Inſel Seeland.

„ 267. — Dramatúrg, ein Schauſpiellehrer, der die Regeln des Schauſpiels entwickelt und ſie anwenden lehrt.

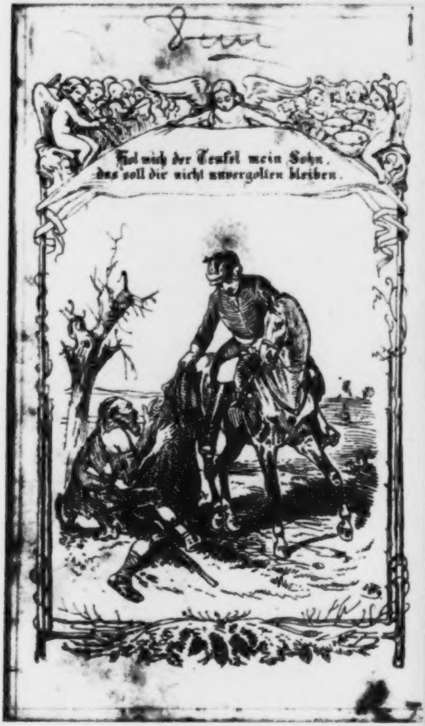
„ 267. — Proſtitution, Beſchimpfung, Entehrung.

„ 274. — Sokrátes, einer der berühmteſten griechiſchen Philoſophen und zugleich einer der ehrwürdigſten Männer des Alterthums; geſt. zu Athen (400 Jahr vor Chr. Geb.), nachdem er von ſeinen ungerechten Mitbürgern zum Giftbecher verurtheilt worden war.

„ 275. — Epilog, die Schlußrede, Nachrede. — Epilogiren, eine Schluß- oder Nachrede halten.

„ 275. — in dulci jubilo, in ſüßem Jubel, in ſüßer Freude.

Bibliothek
München



Hol mich der Teufel mein Sohn,
das soll dir nicht unvergolten bleiben.

Des

Freih. v. Münchhauſen
wunderbare
Reiſen und Abentheuer
zu
Waſſer und zu Lande,

wie er dieſelben bei der Flaſche im Zirkel ſeiner
Freunde ſelbſt zu erzählen pflegte.

Neue Originalausgabe.

Mit 16 Federzeichnungen von Hoſemann.

1840.

Göttingen. **Berlin.**
Dieterich'ſche Buchhandlung. — Th. Chr. Fr. Enslin.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Glaubt's nur ihr gravität'ſchen Herrn.
Geſcheidte Leute narriren gern.

Vorrede

zu dieſer neuen Ausgabe.

Münchhauſen's Reiſen und Abentheuer ſind weltbekannt: denn wer hätte davon nicht wenigſtens häufig erzählen gehört, und wer hätte nicht mit Vergnügen das Gehörte zum Ergötzen Anderer wieder erzählt! — Aber in der That, ſie leben mehr durch mündliche Ueberlieferung, als durch wirkliche allgemeine Verbreitung des Buches, deſſen Exiſtenz vielen Tauſenden gar nicht bekannt iſt, obgleich es mehr als irgend ein Werk einen Platz auch in der kleinſten Bücherſammlung eines Deutſchen verdient. Man kann es ohne Uebertreibung eine Perle der deutſchen Literatur nennen, denn in keinem andern, aus einer deutſchen Feder gefloſſenen, Werke, findet ſich eine ſolche Fülle von Humor, ein ſo ungeſuchter, kernhaftgeſunder Witz, der auf jeder Seite, ja faſt in jeder Zeile ſprudelt, eine ſo feine Ironie, mit einer ſo lebendigen Darſtellung vereinigt.

Eine neue, zeitgemäß ausgeſtattete, d. h. auch durch die äußere Erſcheinung anſprechende, Ausgabe, wird daher gewiß willkommen ſeyn, und der allgemeinſten Verbreitung nicht entbehren. Die beigegebenen Bilder, von dem geiſtreichen Genre-Maler Hoſemann in Berlin, werden überdies derſelben zu einer beſondern Zierde gereichen, und den Reiz des Leſens erhöhen, während der Preis zugleich ſo mäßig iſt, daß er Niemanden vom Ankauf abhalten kann.

Der beſcheidene Verfaſſer dieſes witzigen Productes hat ſich niemals genannt. Die Literaturgeſchichte bezeichnet als ſolchen gewöhnlich unſern deutſchen Volksdichter G. A. Bürger, ja ein Nachdruck von Bürgers Werken hat ohne Weiteres Münchhauſens Reiſen als einen beſondern Band in dieſelben aufgenommen, während ſie in den Originalausgaben niemals geſtanden haben.

Es darf nicht bezweifelt werden, daß Bürger einen bedeutenden, ja wohl den größten, Antheil an dem Werke habe, und als Herausgeber deſſelben angeſehen werden muß; aber alleiniger Autor deſſelben iſt er wohl nicht, denn es erſcheint als nicht minder gewiß, daß auch ſeine berühmten Zeitgenoſſen an der Göttinger Hochſchule, Käſtner und Lichtenberg, die reichen Adern ihres Witzes dazu geöffnet haben. Wahrſcheinlich — ſo iſt uns durch mündliche Tradition bekannt geworden — entſtand das Werk aus heiteren Tiſchgeſprächen dieſer drei Heroen der deutſchen Literatur, indem ſie ſich gegenſeitig an Uebertreibungen zu überbieten ſuchten, und einer davon — Bürger — ſie in diejenige Form goß, in welcher das Werk im Jahr 1788, angeblich als aus dem Engliſchen überſetzt, zum erſtenmal und zwar mit der Angabe London als Verlagsort, (jedoch im Verlag der Dieterichſchen Buchhandlung in Göttingen) gedruckt wurde. — Für Lichtenbergs Theilnahme ſpricht wenigſtens ſo Vieles, ſowohl in der ganzen Darſtellungsweiſe als in einzelnen Zügen, daß man, wollte man ſie läugnen, alle Kritik bei Seite ſetzen müßte. Auch Käſtners ironiſche Laune iſt in dem Werke unverkennbar. Der Gedanke, es als die deutſche Ueberſetzung eines Engliſchen Originals (wie bisher alle Auflagen bezeichnet waren) erſcheinen zu laſſen, deutet auf Lichtenberg mehr als auf irgend einen andern, und mag zum Theil ſeinen Grund wohl darin haben, daß durch dieſe Myſtification mancher Anſtoß als beſeitigt erſcheinen konnte, und die Amtsautorität weniger dabei auf das Spiel zu ſetzen glauben durfte. Daß aber eine Engliſche Ausgabe vor der Deutſchen nicht vorhanden geweſen, iſt unbeſtreitbar; die erſte Engliſche iſt nämlich mehrere Jahre ſpäter erſchienen als die erſte Deutſche. Aus dieſem Grunde trägt nun die gegenwärtige den bisherigen Beiſatz nicht mehr auf dem Titel, es iſt jedoch ſowohl die fingirte „Vorrede des Engliſchen Herausgebers“, als die zur angeblichen Ueberſetzung gegebene, weil ſie gleichſam zur Verſtändigung des Leſers mit dem Werke dienen, wieder mit abgedruckt worden.

Von den, durch literariſch-mercantiliſchen Speculationsgeiſt hervorgerufenen (ſogenannten) Fortſetzungen der Münchhauſenſchen Reiſen und Abentheuer *) iſt für die gegenwärtige Ori-

---

*) Unter dieſen iſt namentlich anzuführen: 2s Bdchn., Kopenhagen 1794. (2te Auflage 1795) 3s Bdchn., Bodenwerder 1794. 4s Bdchn., Ebend. 1800, — ſämmtlich aber in Stendal erſchienen. Die übrigen verdienen keiner Erwähnung.

ginalausgabe nichts benützt worden; dieſe matten Producte ſind deſſen weder würdig, noch haben ſie jemals, weder in der Literatur noch in der Nation, Wurzel geſchlagen, und ſind nur Zuguß von Waſſer zum ſchäumenden Champagnergeiſt, mit welchem man das Hauptwerk füglich vergleichen darf. — Die Darſtellung des letzteren aber iſt mit der möglichſten und gewiſſenhafteſten Treue hier wiedergegeben worden, und nur leiſe Abänderungen einer veralteten Rechtſchreibung ſind als nothwendig erſchienen und vorgenommen worden. Der Leſer erhält alſo hier den ächten alten unverfälſchten Münchhauſen, deſſen draſtiſche Wirkung durch keine Moderniſirungsſucht geſchwächt worden iſt.

Ob es jemals eine Perſon gegeben, welche durch ihre Lügenhaftigkeit zu dieſem Werke Veranlaſſung gegeben hat, und ob ſolche Münchhauſen geheißen, mag billig dahin geſtellt bleiben; der Genuß des Werkes kann durch dieſe Unſicherheit nicht geſchmälert werden.

Im December 1839.

R — e.

Vorrede

des engliſchen Herausgebers.

Der Freiherr von Münchhauſen, dem dieſe Erzählungen größtentheils ihr Daſeyn zu danken haben, gehört zu einer der erſten adeligen Familien Deutſchlands, die mehreren Provinzen dieſes Reiches die würdigſten und berühmteſten Männer geſchenkt hat. Er iſt ein Mann von außerordentlicher Ehre und von der originellſten Laune; und da er vielleicht gefunden hat, wie ſchwer es oft hält, verſchrobenen Köpfen geraden Menſchenverſtand einzuräſonniren, und wie leicht dagegen ein dreiſter Haberecht eine ganze Verſammlung zu übertäuben und aus ihren fünf Sinnen herauszuſchreien vermag; ſo läßt er ſich in ſolchen Fällen niemals auf Widerlegungen ein; ſondern wendet zuerſt geſchickt die Unterredung auf gleichgültige Gegenſtände, und dann erzählt er irgend ein Geſchichtchen von ſeinen Reiſen, Feldzügen und ſchnurrigen Abentheuern in einem ihm ganz eigenthümlichen Tone, der aber gerade der rechte iſt, die Kunſt zu lügen, oder höflicher geſagt, das lange Meſſer zu handhaben, aus ihrem ruhigen Schlupfwinkel hervor zu kitzeln und blank zu ſtellen.

Man hat vor kurzem einige von ſeinen Geſchichtchen geſammelt, und dem Publicum vorgelegt, um ein Mittel allgemeiner zu machen, deſſen ſich jeder, der etwa unter berüchtigte Prahlhänſe gerathen ſollte, bei jeder ſchicklichen Gelegenheit bedienen kann: eine Gelegenheit, die ſich allezeit findet, ſo oft Jemand unter der Maske der Wahrheit in ganzem Ernſte falſche Dinge behauptet, und auf Koſten ſeiner eigenen Ehre auch diejenigen hintergeht, die zum Unglück ſeine Zuhörer ſind.

Der ſchnelle Abgang der erſten Ausgaben dieſes Werkchens, das man vielleicht noch ſchicklicher Lügenſtrafer betitelt hätte, hat auch hinlänglich bewieſen, daß dem Publicum ſein moraliſcher Endzweck in dem rechten Lichte erſchienen iſt.

Die gegenwärtige Ausgabe enthält beträchtliche Vermehrungen, die wir bloß mit dem Wunſche begleiten, daß man ſie des Stammes nicht unwürdig finden möge, auf den ſie gepfropft ſind.

Vorrede

zur deutſchen Ueberſetzung.

Es iſt in der That eine etwas ſonderbare Erſcheinung, die folgenden Erzählungen, die auf deutſchem Grund und Boden erzeugt ſind, und in mannigfaltiger Geſtalt und Tracht ihr Vaterland durchwandert haben, endlich im Auslande geſammelt, und durch den Druck bekannt gemacht zu ſehen. Vielleicht war auch hier Deutſchland gegen eigene Verdienſte ungerecht; vielleicht weiß der Engländer beſſer was Laune heißt, wie viel ſie werth iſt, und wie ſehr ſie dem Ehre macht, der ſie beſitzt. — Genug wir befanden uns, trotz aller Speculation unſerer lauerſamen Schriftſteller in dem Falle, ein eigenes Product aus der Fremde einführen zu müſſen.

Dieſe kleine Sammlung hat übrigens in beiden Ländern ihr Glück gemacht. Während das engliſche Original fünf Auflagen erlebte, ſo fand man ſich veranlaßt auch von der deutſchen Ueberſetzung eine neue Ausgabe zu veranſtalten. Man hat bei dieſer von den Vermehrungen der neueſten engliſchen Ausgabe Gebrauch gemacht, ohne ſich eben ängſtlich an die Worte zu binden, oder Einſchaltungen, die ſich hin und wieder anboten, bloß deßwegen zurück zu weiſen, weil ſie ſich im Grundtexte nicht fanden; kurz man hat dieſes Werkchen bei ſeiner zweiten deutſchen Ausgabe, eben ſo wie bei der erſten, nicht ſowohl als anvertrautes Gut, ſondern vielmehr als Eigenthum behandelt, über das man nach eigenem Gutdünken zu ſchalten berechtigt iſt.

Es iſt wahr, ſo ein Büchlein wie dieſes iſt weder ein Systema, noch Tractatus, noch Commentarius, noch Synopsis, noch Compendium, und es hat keine einzige von allen Claſſen unſerer vornehmen Academien und Societäten der Wiſſenſchaften daran Antheil. Allein deſſen ungeachtet kann es in mancher Rückſicht ſehr heilſam und dienlich ſeyn. Einen ſehr guten Gebrauch, der von dieſen Erzählungen zu machen iſt, hat der engliſche Herausgeber, als die unverkennbare Abſicht ihres erſten Erfinders angegeben. — Ein engliſcher Rec. dieſes Büchleins hofft ſogar, daß es etwas zur Bekehrung gewiſſer Schreier im Parlamente beitragen werde. Wenn es indeſſen auch weiter nichts thut, als daß es auf eine unſchuldige Art lachen macht, ſo braucht, däucht mir, der Vorredner eben nicht gerade in pontificalibus, in Mantel, Kragen und Stutzperücke aufzutreten, um es dem geneigten Leſer ehrbarlich zu empfehlen. Denn es iſt alsdann, ſo klein und frivol es immer ſcheinen mag, leicht mehr werth, als eine große Menge dickbeleibter ehrenveſter Bücher, wobei man weder lachen noch weinen kann, und worin weiter nichts ſteht, als was in hundertmal mehr andern dickbeleibten ehrenveſten Büchern längſt geſtanden hat. Auch paßt alsdann nicht übel hierher eine Stelle aus des alten ehrlichen Rollenhagen's Vorrede zu ſeinem Froſchmäuſeler, die ein wenig moderniſirt alſo lautet:

Der Graubart, der mit dürren Knochen
Der Lehre, nichts kann, als poltern und pochen,
Und hören mag kein luſtiges Wort,
Der packe zuſammen und trolle ſich fort!
Zwar wollen wir's gänzlich nicht verſchwören,
Ihn auf ein andres Mal zu hören,

Wenn nämlich uns auch die Naſen blau
Und Haar und Bart ſich färben grau;
Auch ſonſt wohl zu gelegner Stund';
Denn Wermuth iſt nicht immer geſund.
Man trinkt ja wohl auch neuen Wein,
Und tunkt in friſchen Henig 'mal ein.
Die Natur erneut ein neuer Genuß.
Stets einerlei macht Ueberdruß,
Wie alles der alten Meiſter Trutzen.
Der Wechſel nur ſchafft Luſt und Nutzen.
Man ſchilt oft ſpöttiſch Zeitvertreib,
Was ſtärkt zur Arbeit Seel' und Leib.
Das nehmen wir uns zu Herzen und Sinnen,
Und wollen in Gottes Namen beginnen!

Inhalt.

Seite
Vorrede zu dieſer neuen Ausgabe III
— des engliſchen Herausgebers VIII
— zur deutſchen Ueberſetzung XI
Der Freiherr von Münchhauſen reiſet nach Rußland 3
— verrichtet ein Liebeswerk 4
— erhält eine kräftige Verſicherung vom Himmel 4
— bindet ſein Pferd aus Irrthum an eine Kirchthurmſpitze 5
— zerſchießt den Halfter, und bekommt es wieder 6
— wird von einem Wolfe angefallen 6
— peitſchet ihn in ſein Pferd 7
— canoniſirt einen alten General 9
— bedient ſich ſeiner Augen ſtatt des Flintenſteines und erlegt auf einen Schuß fünf Paar wilde Enten und verſchiedenes anderes Geflügel 12

Seite
Der Freiherr von Münchhauſen ſängt die wilden Enten mit Speck 13
— ſonderbare Luftfahrt 14
— ſchießt Hühner mit dem Ladeſtocke 15
— karbatſcht einen Fuchs aus ſeinem Pelze . . 16
— ſchießt zwei wilde Schweine auseinander . 16
— ſängt einen Keiler und führt ihn nach Hauſe 17
— Betrachtungen über St. Huberts Kreuzhirſch 18
— ſchießt einen Hirſch mit Kirſchkernen auf den Kopf, wovon ein Baum entſpringt . . . 19
— brennt und ſprengt einen Bär auseinander . 20
— macht einen ſinnreichen Gebrauch von Waſſer und Kälte 22
— kehrt einen Wolf um 23
Sein Ueberrock wird toll 24
Practiſche Betrachtungen 25
Glücklicher Ausgang eines unglücklichen Rittes . 26
Sein Hund ſteht vierzehn Tage 28
Achtbeiniger Haſe 29
Sein Windſpiel läuft ſich die Beine ab . . . 30
Sein Hund wirft Junge, während er einen Haſen jagt 30
Der Haſe ſetzt Junge, während ihn der Hund verfolgt 31
Der Baron ſetzt mit einem Pferde zum Fenſter hinein, und reitet auf einem Theetiſche die

Seite
Schule, ohne weder Kannen noch Taſſen zu zerbrechen 32
Practiſche Betrachtungen 34
Das Pferd wird in zwei Stücke zerſchlagen . . 36
Was mit dem einem Stücke gemacht wird, und was das andere macht 38
Die beiden Stücke werden zuſammengeflickt . . 39
Lorbeerzweige wachſen hinten aus dem Pferde, und wölben eine Laube, worunter der Baron reitet 39
Der Baron kann nach der Schlacht ſeinen noch immer hauenden Arm nicht wieder beſänftigen 39
Er reitet auf Kanonenkugeln durch die Luft . . 40
Setzt mit ſeinem Pferde durch eine Kutſche mit aufgezogenen Fenſtern 41
Reißt ſich nebſt ſeinem Pferde ſelbſt an ſeinem Haarzopfe aus einem Moraſte 42
Er geräth in türkiſche Sklaverei 42
Zwei Bären fallen eine Biene an 42
Der Baron ſteigt ſeiner Axt bis in den Mond nach und kommt zurück 44
Fällt zwei Meilen hoch aus den Wolken . . . 45
Gräbt ſich mit ſeinen Nägeln aus einem neun Klafter tiefen Loche empor 45
Fängt einen Bär auf einer Wagendeichſel . . . 45

Seite
Wird wieder nach St. Petersburg ausgeliefert und nimmt ſeinen Abſchied 46
Hilft ſich mit ſeinem Wagen in einem engen Paſſe vor einem andern auf eine nicht leicht begreifliche Weiſe vorbei 49
Närriſche Streiche eines Poſthorns 49

Des Herrn von Münchhauſen See-Abentheuer . 51
Etwas über Neigungen, ein Beitrag zur Erfahrungs-Seelenkunde 53
Der Baron reiſet nach Ceylon 55
Ein Sturm, der nicht ſeines Gleichen hat, ſchlägt einen Fürſten todt, der leider ſeines Gleichen hat 56
Löbliche Regierung eines blinden Fürſten . . . 57
Der Baron geht zu Ceylon auf die Jagd, kommt in eine fürchterliche Klemme, und wird wunderbar gerettet 58
Denkmal der Tapferkeit des Barons, aufbewahrt im Muſeum zu Amſterdam 62
Was der Baron vom Verſchönern der Geſchichte ſeiner Thaten hält 62

Seite
Zweites See-Abentheuer. Beiläufige Erwähnung eines geſchickten engliſchen Kutſchers . . . 64
Gefahr eines Schiffbruchs durch einen Wallfiſch . 65
Ein Matroſe wird wunderbarlich durch eine Rothgans gerettet 65
Des Barons Kopf geräth in eine ſeltſame Stellung 66
Der Wallfiſch wirthſchaftet gar übel mit dem Schiffe, und ſchwimmt endlich gar damit fort . 66
Es geht ein Anker und ein ziemlich Stück Tau verloren, ſo aber in einem hohlen Zahne wiedergefunden wird 67
Ein Schiff-Leck, den der Baron mit dem verſtopft, was ihm die Natur verliehen 67
Jonas der zweite im mittelländiſchen Meere . . 69
Rettet ſein Leben durch einen ſchottiſchen Triller . 70
Wiedergeburt des Barons daſelbſt 71
Er ſchießt bei Conſtantinopel einen Luftballon herunter 72
Particularitäten von der Perſon die daran hing . 73
Der Baron geht als Ambaſſadeur nach Groß-Cairo 77
Nimmt verſchiedene tüchtige Subjecte in Dienſt, nämlich
Einen Läufer 78
Horcher 79

Seite

Schützen 79

Starken 80

Windmacher 81

Kehrt nach ausgerichteter Sache von Groß-Cairo auf dem Nil zurück, der ihm mit ſeiner Barke auf einen Mandelbaum ſchwemmt 83

Kommt wieder aufs Trockene und reiſet nach Conſtantinopel zurück 84

Der Großſultan führt ihn in ſeinen Harem, und läßt ihn da auslèſen, was ihm beliebt . . 84

Der Baron läßt ſich von der Geſellſchaft bereden, noch einige Stückchen ſeiner Dienerſchaft zu erzählen 85

Bericht von der Tafel des Großſultans 86

Der Baron trinkt mit dem Großſultan bei verſchloſſenen Thüren eine Flaſche Tokaier, wovon derſelbe großes Weſen macht 87

Diſput mit dem Großſultan über die Güte des Weins, nebſt einer Wette 87

Billet des Barons an die Kaiſerin Maria Thereſia 89

Stückchen des Läufers 90

des Horchers 90

des Schützen 91

Der Großſultan läßt die Wette auszahlen . . . 91

Stückchen des Starken 92

Seite
Dem Großſultan kommt die Reue an 93
Stückchen des Windmachers 93
Der Baron langt ſchwer beladen in Italien an, wo ihn Bettler und Straßenräuber leicht machen 94
Er verläßt die Geſellſchaft und ein Partiſan von ihm ſetzt die Erzählung ſeiner Abentheuer fort 95
Neue Proben von des Barons Stärke 97
Der Großſultan will ihm den Kopf abſchlagen laſſen 98
Durch Vorſchub einer Sultanin rettet er ſein Leben, und flüchtet nach Venedig 99
Der Partiſan giebt Nachricht von ſeiner eigenen Herkunft, mit einigen Anecdoten, worüber ſich der geneigte Leſer nicht wenig wundern wird 100
Der Baron tritt nach langem Stillſchweigen wieder auf, und ſetzt ſeine Erzählung fort . . 103
Reiſet nach Gibraltar und parirt einen ſechs und dreißig Pfünder mit einem acht und vierzig Pfünder 104
Außerordentliche Wirkungen der beiden Kugeln . 105
Schreckliche Verwüſtung die der Baron im ſpaniſchen Lager anrichtet 107

Seite
Wer Gibraltar rettete 109
Der Baron ſchleudert eine Bombe zurück in das feindliche Lager, und befreit zwei Officiere vom Galgen 111
Geſchichte der gebrauchten Schleuder; beiläufige Nachrichten von dem Könige David u. ſ. w., von der Königin Eliſabeth und Shakeſpeare 113
Der Vater des Barons reitet auf einem See-Pferde von England nach Holland . . . 117
Aelteſte Spur von Philantropinen 118
Neueſter Aufſchluß über die Erzeugung der Hummer, Auſtern, Krebſe, u. ſ. w. 119
Gefährliche Folgen der Eiferſucht 122
Der Baron wird ohne ſein Wiſſen aus einer Kanone geſchoſſen, ſchläft drei Monate und ſchlägt bei ſeinem Erwachen unſchuldiger Weiſe jemanden todt, der es verdient 125
Er reiſet nach der Nordſee 126
Verrichtet glorreiche Thaten in der Geſtalt eines weißen Bären 130
Macht ſich durch ſeine freigebigen Geſchenke allgemein beliebt 132
Die Kaiſerin von Rußland will Bett und Thron mit ihm theilen 132
Ein äußerſt kitzlicher Streit, in dem der Baron aus Höflichkeit nachgiebt 134

Seite
Tray, ein vortrefflicher Hühnerhund 135
Der Baron wird für unklug gehalten 136
Gewinnt bei der größten Unwahrſcheinlichkeit eine anſehnliche Wette 138
Begleitet aus Gefälligkeit ſeinen Vetter auf einer Entdeckungsreiſe 140
Wird nach dem Monde verſchlagen 141
Beſchreibung der dortigen Art zu reiten, und Krieg zu führen 141
Einwohner des Sirius 142
Bequeme Einrichtung der Mahlzeiten im Monde 142
Art der Fortpflanzung der dortigen Geſchöpfe . 143
Fernere ſeltſame Anecdoten 145
Der Baron reiſet nach dem Aetna 149
— ſpringt in den Crater hinein 151
Angenehme Entdeckungen 152
Unangenehme Cataſtrophe 153
Der Baron rettet ſich durch Schwimmen und kommt an Bord eines holländiſchen Schiffes 155
Das Schiff wird durch Sturm in eine Milchſee und nach der Käſe-Inſel verſchlagen . . 157
Beſchreibung derſelben 158
Betrachtungen die der Baron über drei Gehenkte anſtellt 161
Ungewöhnliche Höflichkeit der Bäume 161
Eine See von Wein 161

Seite
Ein Ungeheuer verſchlingt das Schiff 162
Durch einen klugen Anſchlag des Barons ſegelt eine Flotte von fünf und dreißig Schiffen aus dem Magen des Ungeheuers ab . . . 164
Und landet an den Ufern der caspiſchen See . 165
Der Baron lehrt einen Bär Mores 166
Eine vortreffliche Jagd-Weſte 167

Des Freiherrn

von Münchhausen

Eigene

Erzählung.

Ich trat meine Reiſe nach Rußland von Haus ab mitten im Winter an, weil ich ganz richtig ſchloß, daß Froſt und Schnee die Wege durch die nördlichen Gegenden von Deutſchland, Polen, Kur- und Liefland, welche, nach der Beſchreibung aller Reiſenden, faſt noch elender ſind, als die Wege nach dem Tempel der Tugend, endlich, ohne beſondere Koſten hochpreislicher wohlfürſorgender Landes-Regierungen, ausbeſſern müßte. Ich reiſete zu Pferde, welches, wenn es ſonſt nur gut um Gaul und Reiter ſteht, die bequemſte Art zu reiſen iſt. Denn man riskirt alsdann weder mit irgend einem höflichen Poſtmeiſter eine Affaire d'honneur zu bekommen, noch von ſeinem durſtigen Poſtillion vor jede Schenke geſchleppt zu werden. Ich war nur leicht bekleidet, welches ich ziemlich übel empfand, je weiter ich gegen Nordoſt hin kam.

Nun kann man ſich einbilden, wie bei ſo ſtrengem Wetter, unter dem rauheſten Himmelsſtriche, einem armen alten Manne zu Muthe ſeyn mußte, der in Polen auf einem öden Anger, über den der Nordoſt hinſchnitt, hülflos und ſchauernd da lag, und kaum hatte, womit er ſeine Schaamblöße bedecken konnte.

Der arme Teufel dauerte mich von ganzer Seele. Ob mir gleich ſelbſt das Herz im Leibe fror, ſo warf ich dennoch meinen Reiſemantel über ihn her. Plötzlich erſcholl eine Stimme vom Himmel, die dieſes Liebeswerk ganz ausnehmend herausſtrich, und mir zurief:

Hol mich der Teufel mein Sohn,
das ſoll dir nicht unvergolten bleiben!

Ich ließ das gut ſeyn und ritt weiter, bis Nacht und Dunkelheit mich überfielen. Nirgends war ein Dorf zu hören, noch zu ſehen. Das ganze Land lag unter Schnee; und ich wußte weder Weg noch Steg.

Des Reitens müde, ſtieg ich endlich ab, und band mein Pferd an eine Art von ſpitzem Baumſtaken, der über dem Schnee hervorragte. Zur Sicherheit nahm ich meine Piſtolen unter den Arm, legte mich nicht weit davon in den Schnee

nieder, und that ein ſo geſundes Schläfchen, daß mir die Augen nicht eher wieder aufgingen, als bis es heller lichter Tag war. Wie groß war aber mein Erſtaunen, als ich fand, daß ich mitten in einem Dorfe auf dem Kirchhofe lag! Mein Pferd war anfänglich nirgends zu ſehen; doch hörte ich's bald darauf irgend wo über mir wiehern. Als ich nun empor ſah, ſo wurde ich gewahr, daß es an den Wetterhahn des Kirchthurms gebunden war, und von da herunter hing. Nun wußte ich ſogleich wie ich dran war. Das Dorf war nämlich die Nacht über ganz zugeſchneit geweſen; das Wetter hatte ſich auf einmal umgeſetzt; ich war im Schlaf nach und nach, ſo wie der Schnee zuſammen geſchmolzen war, ganz ſanft herabgeſunken; und was ich in der Dunkelheit für den Stummel eines Bäumchens, der über dem Schnee hervorragte, gehalten, und daran mein Pferd gebunden hatte, das war das Kreuz oder der Wetterhahn des Kirchthurms geweſen.

Ohne mich nun lange zu bedenken, nahm ich eine von meinen Piſtolen, ſchoß nach dem Halfter, kam glücklich auf die Art wieder zu meinem Pferde, und verfolgte meine Reiſe.

Hierauf ging alles gut, bis ich nach Rußland kam, wo es eben nicht Mode iſt, des Winters zu Pferde zu reiſen. Wie es nun immer meine Maxime iſt, mich nach dem bekannten: ländlich ſittlich zu richten, ſo nahm ich dort einen kleinen Rennſchlitten auf ein einzelnes Pferd, und fuhr wohlgemuth auf St. Petersburg los.

Nun weiß ich nicht mehr recht, ob es in Eſthland, oder in Ingermanland war, ſo viel aber beſinne ich mich noch wohl, es war mitten in einem fürchterlichen Walde, als ich einen entſetzlichen Wolf mit aller Schnelligkeit des gefräßigſten Winterhungers hinter mich anſetzen ſah. Er holte mich bald ein, und es war ſchlechterdings unmöglich, ihm zu entkommen. Mechaniſch legte ich mich platt in den Schlitten nieder, und ließ mein Pferd zu unſerm beiderſeitigen Beſten ganz allein agiren. Was ich zwar vermuthete, aber kaum zu hoffen und zu erwarten wagte, das geſchah gleich nachher. Der Wolf bekümmerte ſich nicht im mindeſten um meine Wenigkeit, ſondern ſprang über mich hinweg, fiel wüthend auf das Pferd, riß ab und verſchlang auf einmal den ganzen Hintertheil des armen Thieres, welches vor Schrecken und Schmerz nur deſto ſchneller lief. Wie ich nun auf die Art ſelbſt ſo unbemerkt und gut davon gekommen war, ſo erhob ich ganz verſtohlen mein Geſicht, und nahm mit Entſetzen wahr, daß der Wolf ſich beinahe über und über in das Pferd hineingefreſſen hatte. Kaum aber hatte er ſich ſo hübſch hineingezwängt, ſo nahm ich mein Tempo wahr, und fiel ihm tüchtig mit meiner Peitſche auf das Fell. Solch ein unerwarteter Ueberfall in dieſem Futteral verurſachte ihm keinen geringen Schreck: er ſtrebte mit aller Macht vorwärts, der Leichnam des Pferdes fiel zu Boden, und ſiehe! an ſeiner Statt ſteckte mein Wolf in dem Geſchirre. Ich meines Orts hörte nun noch weniger auf zu peitſchen, und wir langten in vollem Galopp geſund und wohlbehalten in St. Petersburg an, ganz gegen unſere beiderſeitigen reſpectiven Erwartungen, und zu nicht geringem Erſtaunen aller Zuſchauer.

Ich will Ihnen, meine Herren, mit Geſchwätz von der Verfaſſung, den Künſten, Wiſſenſchaften und andern Merkwürdigkeiten dieſer prächtigen Hauptſtadt Rußlands keine lange Weile machen; viel weniger Sie mit allen Intriguen und luſtigen Abentheuern der Geſellſchaften von Bonton, wo die

Frau vem Hauſe den Gaſt alle Zeit mit einem Schnaps und Schmatz empfängt, unterhalten. Ich halte mich vielmehr an größere und edlere Gegenſtände Ihrer Aufmerkſamkeit, nämlich an Pferde und Hunde, woven ich immer ein großer Freund geweſen bin: ferner an Füchſe, Wölfe und Bären, von welchen, ſo wie von anderm Wildpret, Rußland einen größern Ueberfluß, als irgend ein Land auf Erden hat; endlich an ſolche Luſtpartien, Ritterübungen und preisliche Thaten, welche den Edelmann beſſer kleiden, als ein Bischen muſſiges Griechiſch und Latein oder alle Riechſächelchen, Klunkern und Capriolen franzöſiſcher Schöngeiſter und Haarkräuſeler.

Da es einige Zeit dauerte, ehe ich bei der Armee angeſtellt werden konnte, ſo hatte ich ein paar Monate lang vollkommene Muße und Freiheit, meine Zeit ſowohl, als auch mein Geld auf die adeligſte Art von der Welt zu verjunkeriren. Manche Nacht wurde beim Spiele zugebracht, und viele bei dem Klange voller Gläſer. Die Kälte des Landes und die Sitten der Nation haben der Bouteille unter den geſellſchaftlichen Unterhaltungen in Rußland einen viel höhern Rang angewieſen, als in unſerm nüchternen Deutſchland; und ich habe daher dort häufig Leute gefunden, die in der edlen Kunſt zu trinken für wahre Virtuoſen gelten konnten. Alle waren aber elende Stümper gegen einen graubärtigen, kupferfarbigen General, der mit uns an dem öffentlichen Tiſche ſpeiſete. Der alte Herr, der ſeit einem Gefechte mit den Türken die obere Hälfte ſeines Hirnſchädels vermißte, und daher, ſo oft ein Fremder in die Geſellſchaft kam, ſich mit der artigſten Treuherzigkeit entſchuldigte, daß er an der Tafel ſeinen Hut aufbehalten müſſe, pflegte immer während des Eſſens einige Flaſchen Weinbranntwein zu leeren, und dann gewöhnlich mit einer Bouteille Arrack den Beſchluß, oder nach Umſtänden einige Male Da capo zu machen; und doch konnte man nicht ein einziges Mal auch nur ſo viel Betrunkenheit an ihm merken. — Die Sache überſteigt Ihren Glauben. Ich verzeihe es Ihnen, meine Herren; ſie überſtieg auch meinen Begriff. Ich wußte lange nicht, wie ich ſie mir erklären ſollte, bis ich ganz von ungefähr den Schlüſſel fand. — Der General pflegte von Zeit zu Zeit ſeinen Hut etwas aufzuheben. Dieß hatte ich oft geſehen, ohne daraus nur Arg zu haben. Daß es ihm warm vor der Stirne wurde, war natürlich, und daß er dann ſeinen Kopf lüftete, nicht minder. Endlich aber ſah ich, daß er zugleich mit ſeinem Hute eine an demſelben befeſtigte ſilberne Platte aufhob, die ihm ſtatt des Hirnſchädels diente, und daß alsdann immer aller Dunſt der geiſtigen Getränke, die er zu ſich genommen hatte, in einer leichten Wolke in die Höhe ſtieg. Nun war auf ein Mal das Räthſel gelöſt. Ich ſagte es ein Paar guten Freunden, und erbot mich, da es gerade Abend war, als ich die Bemerkung machte, die Richtigkeit derſelben ſogleich durch einen Verſuch zu beweiſen. Ich trat nämlich mit meiner Pfeife hinter den General, und zündete, gerade als er den Hut niederſetzte, mit etwas Papier die aufſteigenden Dünſte an, und nun ſahen wir ein eben ſo neues als ſchönes Schauſpiel. Ich hatte in einem Augenblicke die Wolkenſäule über dem Haupte unſers Helden in eine Feuerſäule verwandelt, und derjenige Theil der Dünſte, der ſich noch zwiſchen den Haaren des Hutes verweilte, bildete in dem ſchönſten blauen Feuer einen Nimbus, prächtiger, als irgend einer den Kopf des größten Heiligen umleuchtet hat. Mein Experiment konnte dem General nicht verborgen bleiben; er war aber ſo wenig ungehalten darüber, daß er uns vielmehr noch manchmal erlaubte, einen Verſuch zu wiederholen, der ihm ein ſo erhabenes Anſehen gab.

Ich übergehe manche luſtige Auftritte, die wir bei dergleichen Gelegenheiten hatten, weil ich Ihnen noch verſchiedene Jagdgeſchichten zu erzählen gedenke, die mir merkwürdiger und unterhaltender ſcheinen. Sie können ſich leicht vorſtellen, meine Herren, daß ich mich immer vorzüglich zu ſolchen wackern Kumpanen hielt, welche ein offenes unbeſchränktes Waldrevier gehörig zu ſchätzen wußten. Sowohl die Abwechſelung des Zeitvertreibes, welches dieſes mir darbot, als auch das außerordentliche Glück, womit mir jeder Streich gelang, gereichen mir noch immer zur angenehmſten Erinnerung.

Eines Morgens ſah ich durch das Fenſter meines Schlafgemachs, daß ein großer Teich, der nicht weit davon lag, mit wilden Enten gleichſam überdeckt war. Flugs nahm ich mein Gewehr aus dem Winkel, ſprang zur Treppe hinab, und das ſo über Hals und Kopf, daß ich unvorſichtiger Weiſe mit dem Geſicht gegen die Thürpfoſte rannte. Feuer und Funken ſtoben mir aus den Augen; aber das hielt mich keinen Augenblick zurück. Ich kam bald zum Schuß; allein wie ich anlegte, wurde ich zu meinem großen Verdruſſe gewahr, daß durch den ſo eben empfangenen heftigen Stoß ſogar der Stein von dem Flintenhahne abgeſprungen war. Was ſollte ich nun thun? Denn Zeit war hier nicht zu verlieren. Glücklicher Weiſe fiel mir ein, was ſich ſo eben mit meinen Augen zugetragen hatte. Ich riß alſo die Pfanne auf, legte mein Gewehr gegen das wilde Geflügel an, und ballte die Fauſt gegen eins von meinen Augen. Von einem derben Schlage flogen wieder Funken genug heraus, der Schuß ging los, und ich traf fünf Paar Enten, vier Rothhälſe und ein Paar Waſſerhühner. Gegenwart des Geiſtes iſt die Seele mannhafter Thaten. Wenn Soldaten und Seeleute öfters dadurch glücklich davon kommen, ſo dankt der Weidmann ihr nicht ſeltner ſein gutes Glück.

So ſchwammen einſt auf einem Landſee, an welchen ich auf einer Jagdſtreiferei gerieth, einige Dutzend wilder Enten allzu weit von einander zerſtreut umher, als daß ich mehr denn eine einzige auf einen Schuß zu erlegen hoffen konnte; und zum Unglück hatte ich meinen letzten Schuß ſchon in der Flinte. Gleichwohl hätte ich ſie gern alle gehabt, weil ich nächſtens eine ganze Menge guter Freunde und Bekannten bei mir zu bewirthen Willens war.

Da beſann ich mich auf ein Stükchen Schinkenſpeck, welches von meinem mitgenommenen Mundvorrath in meiner Jagdtaſche noch übrig geblieben war. Dieß befeſtigte ich an eine ziemlich lange Hundeleine, die ich aufdrehete, und ſo wenigſtens noch um viermal verlängerte. Nun verbarg ich mich im Schilfgeſträuch am Ufer, warf meinen Speckbrocken aus, und hatte das Vergnügen zu ſehen, wie die nächſte Ente hurtig herbeiſchwamm und ihn verſchlang. Der erſten folgten bald alle übrigen nach, und da der glatte Brocken am Faden gar bald unverdauet hinten wieder herauskam, ſo verſchlang ihn die nächſte, und ſo immer weiter. Kurz der Brocken machte die Reiſe durch alle Enten ſammt und ſonders hindurch, ohne von ſeinem Faden loszureißen. So ſaßen ſie denn alle daran, wie Perlen an der Schnur. Ich zog ſie gar allerliebſt ans Land, ſchlang mir die Schnur ein halbes Dutzendmal um Schultern und Leib, und ging meines Weges nach Hauſe zu.

Da ich noch eine ziemliche Strecke davon entfernt war, und mir die Laſt von einer ſolchen Menge Enten ziemlich beſchwerlich fiel, ſo wollte es mir faſt Leid thun, ihrer allzu viele eingefangen zu haben. Da kam mir aber ein ſeltſamer Vorfall zu Statten, der mich Anfangs in nicht geringe Verlegenheit ſetzte. Die Enten waren nämlich noch alle lebendig, fingen, als ſie von der erſten Beſtürzung ſich erholt hatten, gar mächtig an mit den Flügeln zu ſchlagen, und ſich mit mir hoch in die Luft zu erheben. Nun wäre bei manchem wohl guter Rath theuer geweſen. Allein ich benutzte dieſen Umſtand, ſo gut ich konnte, zu meinem Vortheil, und ruderte mich mit meinen Rockſchößen nach der Gegend meiner Behauſung durch die Luft. Als ich nun gerade über meiner Wohnung angelangt war, und es darauf ankam, ohne Schaden mich herunter zu laſſen, ſo drückte ich einer Ente nach der andern den Kopf ein, ſank dadurch ganz ſanft und allmählig gerade durch den Schornſtein meines Hauſes mitten auf den Küchenheerd, auf welchem zum Glück noch kein Feuer

angezündet war, zu nicht geringem Schreck und Erſtaunen meines Koches.

Einen ähnlichen Vorfall hatte ich einmal mit einer Kette Hühner. Ich war ausgegangen, um eine neue Flinte zu probiren, und hatte meinen kleinen Vorrath von Hagel ganz und gar verſchoſſen, als wider alles Vermuthen vor meinen Füßen eine Flucht Hühner aufging. Der Wunſch, einige derſelben Abends auf meinem Tiſche zu ſehen, brachte mich auf einen Einfall, von dem Sie, meine Herren, auf mein Wort, im Falle der Noth Gebrauch machen können. Sobald ich geſehen hatte, wo ſich die Hühner niederließen, lud ich hurtig mein Gewehr, und ſetzte ſtatt des Schrotes den Ladſtock auf, den ich, ſo gut ſich's in der Eile thun ließ, an dem obern Ende etwas zuſpitzte. Nun ging ich auf die Hühner zu, drückte, ſo wie ſie aufflogen, ab, und hatte das Vergnügen zu ſehen, daß mein Ladſtock mit ſieben Stück, die ſich wohl wundern mochten, ſo früh am Spieße vereinigt zu werden, in einiger Entfernung allmählig herunter ſank. — Wie geſagt, man muß ſich nur in der Welt zu helfen wiſſen.

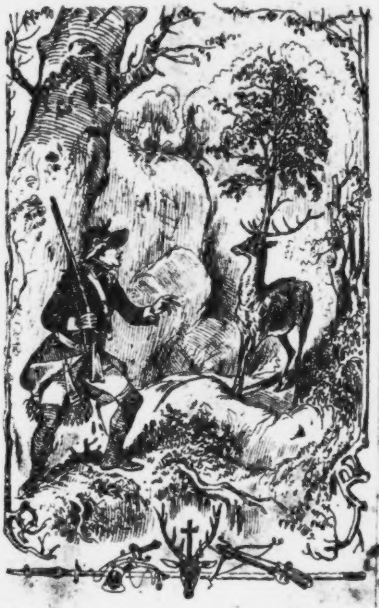
Ein anderes Mal ſtieß mir in einem anſehnlichen Walde von Rußland ein wunderſchöner ſchwarzer Fuchs auf. Es wäre Jammer Schade geweſen, ſeinen koſtbaren Pelz mit einem Kugel- oder Schrotſchuſſe zu durchlöchern. Herr Reineke ſtand dicht bei einem Baume. Augenblicklich zog ich meine Kugel aus dem Laufe, lud dafür einen tüchtigen Bretnagel in mein Gewehr, feuerte, und traf ſo künſtlich, daß ich ſeine Lunte feſt an den Baum nagelte. Nun ging ich ruhig zu ihm, nahm mein Weidmeſſer, gab ihm einen Kreuzſchnitt übers Geſicht, griff nach meiner Peitſche und karbatſchte ihn ſo artig aus ſeinem ſchönen Pelze heraus, daß es eine wahre Luſt und ein rechtes Wunder zu ſehen war.

Zufall und gutes Glück machen oft manchen Fehler wieder gut. Davon erlebte ich bald nach dieſem ein Beiſpiel, als ich mitten im tiefſten Walde einen wilden Friſchling und eine Bache dicht hinter einander hertraben ſah. Meine Kugel hatte gefehlt. Gleichwohl lief der Friſchling vorn ganz allein weg, und die Bache blieb ſtehen, ohne Bewegung, als ob ſie an den Boden feſt genagelt geweſen wäre. Wie ich das Ding näher unterſuchte, ſo fand ich, daß es eine blinde Bache war,

die ihres Friſchlings Schwänzlein im Rachen hielt, um von ihm aus kindlicher Pflicht fürbaß geleitet zu werden. Da nun meine Kugel zwiſchen beide hindurch gefahren war, ſo hatte ſie dieſen Leitzaum zerriſſen, wovon die alte Bache das eine Ende noch immer kauete. Da nun ihr Leiter ſie nicht weiter vorwärts gezogen hatte, ſo war ſie ſtehen geblieben. Ich ergriff daher das übrig gebliebene Endchen von des Friſchlings Schwanze, und leitete daran das alte hülfloſe Thier ganz ohne Mühe und Widerſtand nach Hauſe.

So fürchterlich dieſe wilden Bachen oft ſind, ſo ſind die Keiler doch weit grauſamer und gefährlicher. Ich traf einſt einen im Walde an, als ich unglücklicher Weiſe weder auf Angriff noch Vertheidigung gefaßt war. Mit genauer Noth konnte ich noch hinter einen Baum ſchlüpfen, als die wüthende Beſtie aus Leibeskräften einen Seitenhieb nach mir that. Dafür fuhren aber auch ſeine Hauer dergeſtalt in den Baum hinein, daß er weder im Stande war, ſie ſogleich wieder herauf zu ziehen, noch den Hieb zu wiederholen. — Ha ha! dachte ich, nun wollen wir dich bald kriegen! — Flugs nahm ich einen Stein, hammerte noch vollends damit darauf los, und nietete ſeine Hauer dergeſtalt um, daß er ganz und gar nicht wieder loskommen konnte. So mußte er ſich denn nun gedulden, bis ich vom nächſten Dorfe Karren und Stricke herbeigeholt hatte, um ihn lebendig und wohlbehalten nach Hauſe zu ſchaffen, welches auch ganz vortrefflich von Statten ging.

Sie haben unſtreitig, meine Herren, von dem Heiligen und Schutzpatron der Weidmänner und Schützen, St. Hubertus, nicht minder auch von dem ſtattlichen Hirſche gehört, der ihm einſt im Walde aufſtieß, und welcher das heilige Kreuz zwiſchen ſeinem Geweihe trug. Dieſem St. Hubertus habe ich noch alle Jahre mein Opfer in guter Geſellſchaft dargebracht, und den Hirſch wohl tauſendmal ſowohl in Kirchen abgemalt, als auch in die Sterne ſeiner Ritter geſtickt geſehen, ſo daß ich auf Ehre und Gewiſſen eines braven Weidmanns kaum zu ſagen weiß, ob es entweder nicht vor Zeiten ſolche Kreuzhirſche gegeben habe, oder wohl gar noch heutiges Tages gebe. Doch laſſen Sie ſich vielmehr erzählen, was ich mit meinen eigenen Augen ſah: Einſt, als ich all mein Blei verſchoſſen hatte, ſtieß mir, ganz wider mein Ver-



muthen, der ſtattlichſte Hirſch von der Welt auf. Er blickte mir ſo, mir nichts, dir nichts, ins Auge, als ob er's auswendig gewußt hätte, daß mein Beutel leer war. Augenblicklich lud ich indeſſen meine Flinte mit Pulver und darüber her eine ganze Hand voll Kirſchſteine, wovon ich, ſo hurtig ſich das thun ließ, das Fleiſch abgezogen hatte. Und ſo gab ich ihm die volle Ladung mitten auf ſeine Stirn zwiſchen das Geweihe. Der Schuß betäubte ihn zwar — er taumelte — machte ſich aber doch aus dem Staube. Ein oder zwei Jahre darnach war ich in eben demſelben Walde auf der Jagd: und ſiehe! zum Vorſchein kam ein ſtattlicher Hirſch mit einem voll ausgewachſenen Kirſchbaum, mehr denn zehn Fuß hoch, zwiſchen ſeinem Geweihe. Mir fiel gleich mein voriges Abentheuer wieder ein: ich betrachtete den Hirſch als mein längſt wohl erworbenes Eigenthum, und legte ihn mit einem Schuſſe zu Boden, wodurch ich denn auf einmal an Braten und Kirſchtunke zugleich gerieth; denn der Baum hing reichlich voll Früchte, die ich in meinem ganzen Leben ſo delicat nicht gegeſſen hatte. Wer kann nun wohl ſagen, ob nicht irgend ein paſſionirter heiliger Weidmann, ein jagdluſtiger Abt oder Biſchof, das Kreuz auf eine ähnliche Art durch einen Schuß auf St. Hubertus Hirſch zwiſchen das Gehörne gepflanzt habe? Denn dieſe Herren waren ja von je und je wegen ihres Kreuz- und Hörnerpflanzens berühmt, und ſind es zum Theil noch bis auf den heutigen Tag. Im Falle der Noth, und wenn es Aut oder Naut *) gilt, welches einem braven Weidmann nicht ſelten begegnet, greiſt er lieber wer weiß wozu, und verſucht eher alles, als daß er ſich die günſtige Gelegenheit entwiſchen läßt. Ich habe mich manches liebe Mal ſelbſt in einer ſolchen Lage der Verſuchung befunden.

Was ſagen Sie zum Exempel von folgendem Caſus? — Mir waren einmal Tageslicht und Pulver in einem polniſchen Walde ausgegangan. Als ich nach Hauſe ging, fuhr mir ein ganz entſetzlicher Bär mit offenem Rachen, bereit mich zu verſchlingen, auf den Leib. Umſonſt durchſuchte ich in der Haſt alle meine Taſchen nach Pulver und Blei. Nichts fand ich, als zwei Flintenſteine, die

---

*) Ought or nought. — Eine wenigſtens in Niederdeutſchland in dieſer Ausſprache ſehr populär gewordene Redensart.

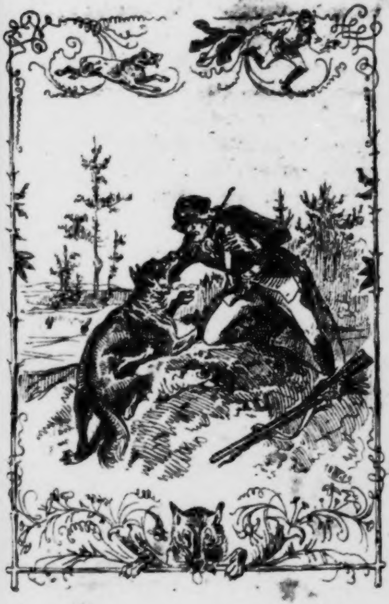
man auf einen Nothfall wohl mitzunehmen pflegt. Davon warf ich einen mit Macht in den offenen Rachen des Ungeheuers, ganz ſeinen Schlund hinab. Wie ihm dieß nun nicht allzuwohl gefallen mochte, ſo machte mein Bär links um, ſo daß ich den andern nach der Hinterpforte ſchleudern konnte. Wunderbar und herrlich ging alles von Statten. Der Stein fuhr nicht nur hinein, ſondern auch mit dem andern Stein dergeſtalt zuſammen, daß es Feuer gab, und den Bär mit einem gewaltigen Knalle aus einander ſprengte. Man ſagt, daß ſo ein wohl applicirter Stein a posteriori, beſonders wenn er mit einem a priori recht zuſammenfuhr, ſchon manchen bärbeißigen Gelehrten und Philoſophen in die Luft ſprengte. — Ob ich nun gleich dießmal mit heiler Haut davon kam, ſo möchte ich das Stückchen doch eben nicht noch einmal machen, oder mit einem Bär ohne andere Vertheidigungsmittel anbinden.

Es war aber gewiſſermaßen recht mein Schickſal, daß die wildeſten und gefährlichſten Beſtien mich gerade alsdann angriffen, wenn ich außer Stande war, ihnen die Spitze zu bieten, gleichſam als ob ihnen der Inſtinkt meine Wehrloſigkeit verrathen hätte. So hatte ich einſt gerade den Stein von meiner Flinte abgeſchraubt, um ihn etwas zu ſchärfen, als plötzlich ein ſchreckliches Ungeheuer von einem Bären gegen mich anbrummte. Alles, was ich nun konnte, war, mich eiligſt auf einen Baum zu flüchten, um dort mich zur Vertheidigung zu rüſten. Unglücklicher Weiſe aber fiel mir während des Hinaufkletterns mein Meſſer, das ich eben gebraucht hatte, herunter, und nun hatte ich nichts, um die Schraube, die ſich ohnedieß ſehr ſchwer drehen ließ, zu ſchließen. Unten am Baume ſtand der Bär, und mit jedem Augenblicke mußte ich erwarten, daß er mir nachkommen würde.

Mir Feuer aus den Augen zu ſchlagen, wie ich wohl ehemals gethan hatte, wollte ich nicht gerne verſuchen, weil mir, anderer Umſtände, die im Wege ſtanden, nicht zu gedenken, jenes Experiment heftige Augenſchmerzen zugezogen hatte, die noch nicht ganz vergangen waren. Sehnlich blickte ich nach meinem Meſſer, das unten ſenkrecht im Schnee ſteckte; aber die ſehnſuchtsvollſten Blicke machten die Sache nicht um ein Härchen beſſer. Endlich kam ich auf einen Gedanken, der ſo ſonderbar als glücklich war. Ich gab dem Strahle desjenigen Waſſers, von dem man bei großer Anſt immer großen Vorrath hat, eine ſolche Richtung, daß er gerade auf das Heft meines Meſſers traf. Die fürchterliche Kälte, die eben war, machte, daß das Waſſer ſogleich gefror, und in wenigen Augenblicken ſich über meinem Meſſer eine Verlängerung von Eis bildete, die bis an die unterſten Aeſte des Baumes reichte. Nun packte ich den aufgeſchoſſenen Stiel und zog ohne viele Mühe, aber mit deſto mehr Behutſamkeit mein Meſſer zu mir herauf. Kaum hatte ich damit den Stein feſt geſchraubt, als Herr Petz angeſtiegen kam. Wahrhaftig, dachte ich, man muß ſo weiſe als ein Bär ſeyn, um den Zeitpunkt ſo gut abzupaſſen, und empfing Meiſter Braun mit einer ſo herzlich gemeinten Beſcherung von Rollern, daß er auf ewig das Baumſteigen vergaß.

Eben ſo ſchoß mir ein anderes Mal unverſehens ein fürchterlicher Wolf ſo nahe auf den Leib, daß mir nichts weiter übrig blieb, als ihm, dem mechaniſchen Inſtinkt zufolge, meine Fauſt in den offenen Rachen zu ſtoßen. Gerade meiner Sicherheit wegen ſtieß ich immer weiter und weiter, und brachte meinen Arm beinahe bis an die Schulter hinein. Was war aber nun zu thun? — Ich kann eben nicht ſagen, daß mir dieſe unbehülfliche Situation ſonderlich anſtand. — Man denke nur, Stirn gegen Stirn mit einem Wolfe! — Wir äugelten uns eben nicht gar lieblich an. Hätte ich meinen Arm zurückgezogen, ſo wäre mir die Beſtie nur deſto wüthender zu Leibe geſprungen; ſo viel ließ ſich klar und deutlich aus ſeinen flammenden Augen herausbuchſtabiren. Kurz, ich packte ihn beim Eingeweide, kehrte ſein Aeußeres zu innerſt, wie einen Handſchuh, um, ſchleuderte ihn zu Boden, und ließ ihn da liegen.

Dieß Stückchen hätte ich nun wieder nicht an einem tollen Hunde verſuchen mögen, welcher bald darauf in einem engen Gäßchen zu St. Petersburg gegen mich anlief. Lauf, was du kannſt! dacht ich. Um deſto beſſer fortzukommen, warf ich meinen Ueberrock ab, und rettete mich geſchwind ins Haus. Den Rock ließ ich hernach durch meinen Bedienten hereinholen, und zu den anderen Kleidern in die Garderobe hängen. Tages darauf gerieth ich in ein gewaltiges Schrecken durch meines Johanns Geſchrei: „Herr Gott, Herr Baron, ihr Ueberrock iſt toll!" Ich ſprang hurtig zu ihm hin-



hinauf, und fand alle meine Kleider umher gezerret und zu Stücken zerriſſen. Der Kerl hatte es auf ein Haar getroffen, daß der Ueberrock toll ſey. Ich kam gerade noch ſelbſt dazu, wie er über ein ſchönes neues Gallakleid herfiel, und es auf eine gar unbarmherzige Weiſe zerſchüttelte und umherzauſte.

In allen dieſen Fällen, meine Herren, wo ich freilich immer glücklich, aber doch nur immer mit genauer Noth davon kam, half mir das Ohngefähr, welches ich durch Tapferkeit und Gegenwart des Geiſtes zu meinem Vortheil lenkte. Alles zuſammen genommen macht, wie Jedermann weiß, den glücklichen Jäger, Seemann und Soldaten aus. Der aber würde ein ſehr unvorſichtiger, tadelnswerther Weidmann, Admiral und General ſeyn, der ſich überall nur auf das Ohngefähr, oder ſein Geſtirn verlaſſen wollte, ohne ſich weder um die beſonders erforderlichen Kunſtfertigkeiten zu bekümmern, noch ſich mit denjenigen Werkzeugen zu verſehen, die den guten Erfolg ſichern. Ein ſolcher Tadel trifft mich keineswegs; denn ich bin immer berühmt geweſen, ſowohl wegen der Vortrefflichkeit meiner Pferde, Hunde und Gewehre, als auch wegen der beſondern Art, dies alles zu handhaben, ſo daß ich mich wohl rühmen kann, in Forſt, Wieſe und Feld meines Namens Gedächtniß hinlänglich geſtiftet zu haben. Ich will mich nun zwar nicht auf Particularitäten von meinen Pferd- und Hundeſtällen, oder meiner Gewehrkammer einlaſſen, wie Stall-, Jagd- und Hunde-Junker ſonſt wohl zu thun pflegen: aber zwei von meinen Hunden zeichneten ſich ſo ſehr in meinen Dienſten aus, daß ich ſie nie vergeſſen kann, und ihrer bei dieſer Gelegenheit mit wenigem erwähnen muß. Der eine war ein Hühnerhund, ſo unermüdet, ſo aufmerkſam, ſo vorſichtig, daß jeder, der ihn ſah, mich darum beneidete. Tag und Nacht konnte ich ihn gebrauchen: wurd es Nacht, ſo hing ich ihm eine Laterne an den Schwanz, und nun jagte ich ſo gut, oder noch beſſer mit ihm, als am hellen Tage. —

Einſt (es war kurz nach meiner Verheirathung) bezeigte meine Frau Luſt auf die Jagd zu gehen. Ich ritt voran, um etwas aufzuſuchen, und es dauerte nicht lange, ſo ſtand mein Hund vor einer Kette von einigen hundert Hühnern. Ich warte immer und immer auf meine Frau, die mit meinem Lieutenant und einem Reitknechte gleich nach mir weggeritten war; Niemand aber war zu ſehen noch zu hören. Endlich werde ich unruhig, kehre um, und ungefähr auf der Hälfte des Weges höre ich ein äußerſt klägliches Winſeln. Es ſchien mir ziemlich nahe zu ſeyn, und doch war weit und breit keine lebendige Seele zu erblicken.

Ich ſtieg ab, legte mein Ohr auf den Boden, und nun hörte ich nicht nur, daß dieß Jammern unter der Erde war, ſondern erkannte auch ganz deutlich die Stimme meiner Frau, meines Lieutenants und meines Reitknechts. Zugleich ſah ich auch, daß nicht weit von mir die Oeffnung einer Steinkohlengrube war, und es blieb mir nun leider kein Zweifel mehr, daß mein armes Weib und ihre Begleiter da hineingeſtürzt waren. Ich eilte in voller Carriere nach dem nächſten Dorfe, um die Grubenleute zu holen, die endlich, nach langer höchſt mühſeliger Arbeit, die Verunglückten aus einem neunzig Klafter tiefen Schacht zu Tage förderten.

Erſt brachten ſie den Reitknecht, dann ſein Pferd, dann den Lieutenant, dann ſein Pferd, dann meine Frau, und zuletzt ihren türkiſchen Klepper. Das Wunderbarſte bei der ganzen Sache war, daß Menſchen und Pferde bei dieſem ungeheuren Sturze, einige kleine Quetſchungen abgerechnet, faſt gar nicht beſchädigt waren; deſto mehr aber hatten ſie durch die unausſprechliche Angſt gelitten. An eine Jagd war nun, wie Sie ſich leicht vorſtellen können, nicht mehr zu denken, und da Sie, wie ich faſt vermuthe, meinen Hund während dieſer Erzählung vergeſſen haben, ſo werden Sie mir es nicht übel nehmen, daß auch ich nicht mehr an ihn dachte.

Mein Dienſt nöthigte mich, gleich den andern Morgen eine Reiſe anzutreten, von der ich erſt nach vierzehn Tagen zurückkam. Ich war kaum einige Stunden wieder zu Hauſe, als ich meine Diana vermißte. Niemand hatte ſich um ſie bekümmert; meine Leute hatten ſämmtlich geglaubt, ſie wäre mit mir gelaufen, und nun war ſie zu meinem großen Leidweſen nirgends zu finden. — Endlich kam mir der Gedanke ein: ſollte der Hund wohl gar noch bei den Hühnern ſeyn? Hoffnung und Furcht jagten mich augenblicklich nach der Gegend hin, und, ſiehe da! zu meiner unſäglichen Freude ſtand mein Hund noch auf derſelben Stelle, wo ich ihn vor vierzehn Tagen verlaſſen hatte. Piel, rief ich, und ſogleich ſprang er ein, und ich bekam auf einen Schuß fünf und zwanzig Hühner. Kaum aber konnte das arme Thier noch zu mir ankriechen, ſo ausgehungert und abgemattet war es. Um ihn mit mir nach Hauſe bringen zu können, mußte ich ihn auf mein Pferd nehmen, und Sie können leicht denken, daß ich mich mit der größten Freude dieſer Unbequemlichkeit unterzog. Nach einer guten Pflege von wenigen Tagen war er wieder ſo friſch und munter als zuvor, und einige Wochen darauf machte er mir es möglich, ein Räthſel aufzulöſen, was mir ohne ihn wahrſcheinlich ewig ungelöſt hätte bleiben müſſen.

Ich jagte nämlich zwei ganzer Tage hinter einem Haſen her. Mein Hund brachte ihn immer wieder herum, aber nie konnte ich zum Schuſſe kommen. — An Hexerei zu glauben, iſt meine Sache nie geweſen, dazu habe ich zu außerordentliche Dinge erlebt, allein hier war ich doch mit meinen fünf Sinnen am Ende. Endlich kam mir aber doch der Haſe ſo nahe, daß ich ihn mit meinem Gewehr erreichen konnte. Er ſtürzte nieder, und was meinen Sie, was ich nun fand? — Vier

Läufe hatte mein Haſe unter dem Leibe und viere auf dem Rücken. Waren die zwei untern Paar müde, ſo warf er ſich wie ein geſchickter Schwimmer, der auf Bauch und Rücken ſchwimmen kann, herum, und nun ging es mit den beiden neuen wieder mit verſtärter Geſchwindigkeit fort.

Nie habe ich nachher einen Haſen von der Art gefunden, und auch dieſen würde ich nicht bekommen haben, wenn mein Hund nicht ſo ungemeine Vollkommenheiten gehabt hätte. Dieſer aber übertraf ſein ganzes Geſchlecht ſo ſehr, daß ich kein Bedenken tragen würde, ihm den Beinamen des Einzigen beizulegen, wenn nicht ein Windſpiel, das ich hatte, ihm dieſe Ehre ſtreitig machte. Dieß Thierchen war minder wegen ſeiner Geſtalt, als wegen ſeiner außerordentlichen Schnelligkeit merkwürdig. Hätten die Herren es geſehen, ſo würden ſie es gewiß bewundert, und ſich gar nicht verwundert haben, daß ich es ſo lieb hatte, und ſo oft mit ihm jagte. Es lief ſo ſchnell, ſo oft und ſo lange in meinem Dienſte, daß es ſich die Beine ganz bis dicht unter'm Leibe weglief, und ich es in ſeiner letzten Lebenszeit nur noch als Dachsſucher gebrauchen konnte, in welcher Quali-

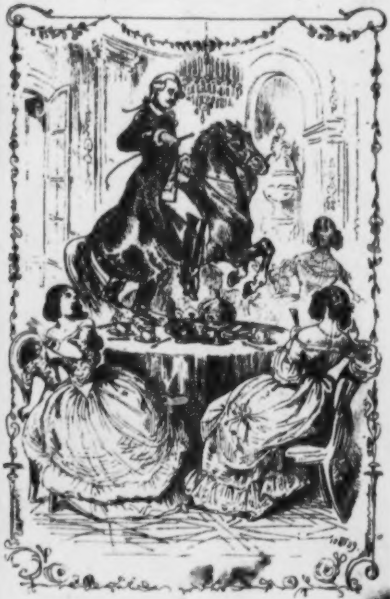
tät es mir denn ebenfalls noch manch liebes Jahr diente.

Weiland noch als Windſpiel — beiläufig zu melden, es war eine Hündinn — ſetzte ſie einſt hinter einem Haſen her, der mir ganz ungewöhnlich dick vorkam. Es that mir leid um meine arme Hündinn, denn ſie war mit Jungen trächtig, und wollte doch noch eben ſo ſchnell laufen, als ſonſt. Nur in ſehr weiter Entfernung konnte ich zu Pferde nachfolgen. Auf einmal hörte ich ein Geklaffe, wie von einer ganzen Koppel Hunde, allein ſo ſchwach und zart, daß ich nicht wußte, was ich daraus machen ſollte. Als ich näher kam, ſah ich mein himmelblaues Wunder.

Die Häſinn hatte im Laufen geſetzt, und meine Hündinn geworfen, und zwar jene gerade eben ſo viel junge Haſen, als dieſe junge Hunde. Inſtinktmäßig hatten jene die Flucht genommen, dieſe aber nicht nur gejagt, ſondern auch gefangen. Dadurch gelangte ich am Ende der Jagd auf einmal zu ſechs Haſen und Hunden, da ich doch nur mit einem einzigen angefangen hatte.

Ich gedenke dieſer wunderbaren Hündinn mit eben dem Vergnügen, als eines vortrefflichen Lithauiſchen Pferdes, welches nicht mit Gelde zu bezahlen war. Dieß bekam ich durch ein Ohngefähr, welches mir Gelegenheit gab, meine Reitkunſt zu meinem nicht geringen Ruhme zu zeigen. Ich war nämlich einſt auf dem prächtigen Landſitze des Grafen Przobofſky in Lithauen, und blieb im Staatszimmer bei den Damen zum Thee, indeſſen die Herren hinunter in den Hof gingen, um ein junges Pferd von Geblüte zu beſehen, welches ſo eben aus der Stuterei angelangt war. Plötzlich hörten wir einen Nothſchrei. —

Ich eilte die Treppe hinab, und fand das Pferd ſo wild und unbändig, daß Niemand ſich getraute, ſich ihm zu nähern, oder es zu beſteigen. Beſtürzt und verwirrt ſtanden die entſchloſſenſten Reiter da; Angſt und Beſorgniß ſchwebte auf allen Geſichtern, als ich mit einem einzigen Sprunge auf ſeinem Rücken ſaß, und das Pferd durch dieſe Ueberraſchung nicht nur in Schrecken ſetzte, ſondern es auch durch Anwendung meiner beſten Reitkünſte gänzlich zu Ruhe und Gehorſam brachte. Um dieß den Damen noch beſſer zu zeigen, und ihnen alle unnöthige Beſorgniß zu erſparen, ſo zwang ich den Gaul durch eins der offnen Fenſter des Theezim-



mers mit mir hineinzuſetzen. Hier ritt ich nun verſchiedene Male, bald Schritt, bald Trott, bald Galopp herum, ſetzte endlich ſogar auf den Theetiſch, und machte da im Kleinen überaus artig die ganze Schule durch, worüber ſich denn die Damen ganz ausnehmend ergözten. Mein Rößchen machte alles ſo bewundernswürdig geſchickt, daß es weder Kannen noch Taſſen zerbrach. Dieß ſetzte mich bei den Damen und dem Herrn Grafen ſo hoch in Gunſt, daß er mit ſeiner gewöhnlichen Höflichkeit mich bat, das junge Pferd zum Geſchenk von ihm anzunehmen, und auf ſelbigem in dem Feldzuge gegen die Türken, welcher in kurzem unter Anführung des Grafen Münnich eröffnet werden ſollte, auf Sieg und Eroberung auszureiten.

Ein angenehmeres Geſchenk hätte mir nun wohl nicht leicht gemacht werden können, beſonders da es mir ſo viel Gutes von einem Feldzuge weisſagte, in welchem ich mein erſtes Probeſtück als Soldat ablegen wollte. Ein Pferd, ſo gefügig, ſo muthvoll und feurig — Lamm und Bucephal zugleich — mußte mich allezeit an die Pflichten eines braven Soldaten, und an die erſtaunlichen

Thaten erinnern, welche der junge Alexander im Felde verrichtet hatte.

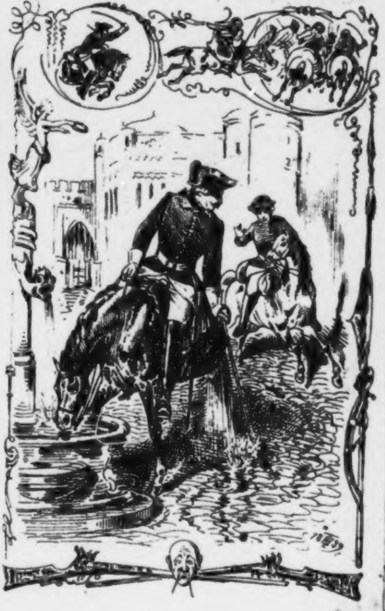
Wir zogen, wie es ſcheint, unter andern auch in der Abſicht zu Felde, um die Ehre der ruſſiſchen Waffen, welche in dem Feldzuge unter Czaar Peter am Pruth ein wenig gelitten hatte, wieder herzuſtellen. Dieſes gelang uns auch vollkommen durch verſchiedene zwar mühſelige, aber doch rühmliche Feldzüge, unter Anführung des großen Feldherrn, deſſen ich vorhin erwähnte.

Die Beſcheidenheit verbietet es Subalternen, ſich große Thaten und Siege zuzuſchreiben, wovon der Ruhm gemeiniglich den Anführern, ihrer Alltagsqualitäten ungeachtet, ja wohl gar verkehrt genug, Königen und Königinnen in Rechnung gebracht wird, welche niemals anderes, als Muſterungspulver rochen, nie außer ihren Luſtlagern ein Schlachtfeld, noch außer ihren Wachtparaden ein Heer in Schlachtordnung erblickten.

Ich mache alſo keinen beſonderen Anſpruch an die Ehre von unſern größeren Affairen mit dem Feinde. Wir thaten insgeſammt unſere Schuldigkeit, welches in der Sprache des Patrioten, des Soldaten und kurz des braven Mannes ein ſehr viel umfaſſender Ausdruck, ein Ausdruck von ſehr wichtigem Inhalt und Belang iſt, obgleich der große Haufen müßiger Kannegießer ſich nur einen ſehr geringen und ärmlichen Begriff davon machen mag. Da ich indeſſen ein Corps Huſaren unter meinem Commando hatte, ſo ging ich auf verſchiedene Expeditionen aus, wo das Verhalten meiner eigenen Klugheit und Tapferkeit überlaſſen war. Den Erfolg hiervon, denke ich denn doch, kann ich mit gutem Fug auf meine eigene und die Rechnung derjenigen braven Gefährten ſchreiben, die ich zu Sieg und Eroberung führte.

Einſt, als wir die Türken in Oczakow hineintrieben, ging's bei der Avantgarde ſehr heiß her. Mein feuriger Lithauer hätte mich beinahe in des Teufels Küche gebracht. Ich hatte einen ziemlich entfernten Vorpoſten und ſah den Feind in einer Wolke von Staub gegen mich anrücken, wodurch ich wegen ſeiner wahren Anzahl und Abſicht gänzlich in Ungewißheit blieb. Mich in eine ähnliche Wolke von Staub einzuhüllen, wäre freilich wohl ein Alltagspfiff geweſen, würde mich aber eben ſo wenig klüger gemacht, als überhaupt der Abſicht näher gebracht haben, in der ich vorausgeſchickt war. Ich ließ daher meine Flanqueurs zur Linken und Rechten auf beiden Flügeln ſich zerſtreuen, und ſo viel Staub erregen, als ſie nur immer konnten. Ich ſelbſt aber ging gerade auf den Feind los, um ihn näher in Augenſchein zu nehmen. Dieß gelang mir; denn er ſtand und focht nur ſo lange, bis die Furcht vor meinen Flanqueurs ihn in Unordnung zurücktrieb. Nun war's Zeit, tapfer über ihn herzufallen. Wir zerſtreuten ihn völlig, richteten eine gewaltige Niederlage an, und trieben ihn nicht allein in ſeine Feſtung zu Leche, ſondern auch durch und durch, ganz über und wider unſere blutgierigſten Erwartungen.

Weil nun mein Lithauer ſo außerordentlich geſchwind war, ſo war ich der Vorderſte beim Nachſetzen, und da ich ſah, daß der Feind ſo hübſch zum gegenſeitigen Thore wieder hinausfloh, ſo hielt ich's für rathſam auf dem Marktplatze anzuhalten, und da zum Rendezvous blaſen zu laſſen. Ich hielt an, aber ſtellt Euch, Ihr Herren, mein Erſtaunen vor, als ich weder Trompeter, noch irgend eine lebendige Seele von meinen Huſaren um mich ſah. — Sprengen ſie etwa durch andere Straßen? Oder was iſt aus ihnen geworden? — dachte ich.



Indeſſen konnten ſie, meiner Meinung nach, unmöglich fern ſeyn, und mußten mich bald einholen. In dieſer Erwartung ritt ich meinen athemloſen Lithauer zu einem Brunnen auf dem Marktplatze, und ließ ihn trinken. Er ſoff ganz unmäßig, mit einem Heißdurſte, der gar nicht zu löſchen war. Allein das ging ganz natürlich zu; denn als ich mich nach meinen Leuten umſah, was meint Ihr wohl, Ihr Herren, was ich da erblickte? — Der ganze Hintertheil des armen Thieres, Kreuz und Lenden waren fort, und wie rein abgeſchnitten. So lief denn hinten das Waſſer eben ſo wieder heraus, als es von vorn hineingekommen war, ohne daß es dem Gaule zu gute kam, oder ihn erfriſchte.

Wie das zugegangen ſeyn mochte, blieb mir ein völliges Räthſel, bis endlich mein Reitknecht von einer ganz entgegengeſetzten Seite angejagt kam, und, unter einem Strome von treuherzigen Glückwünſchen und kräftigen Flüchen, mir Folgendes zu vernehmen gab. Als ich pêle mêle mit dem fliehenden Feinde hineingedrungen wäre, hätte man plötzlich das Schutzgatter fallen laſſen, und dadurch wäre der Hintertheil meines Pferdes rein abgeſchlagen worden. Erſt hätte beſagter Hintertheil unter den Feinden, die ganz blind und taub gegen das Thor angeſtürzt wären, durch beſtändiges Ausſchlagen die fürchterlichſte Verheerung angerichtet, und dann wäre er ſiegreich nach einer nahe gelegenen Weide hingewandert, wo ich ihn wahrſcheinlich noch finden würde. Ich drehete ſogleich um, und in einem unbegreiflich ſchnellen Galopp brachte mich die Hälfte meines Pferdes, die mir noch übrig war, nach der Weide hin. Zu meiner großen Freude fand ich hier die andere Hälfte gegenwärtig, und zu meiner noch größeren Verwunderung ſah ich, daß ſich dieſelbe mit einer Beſchäftigung amüſirte, die ſo gut gewählt war, daß bis jetzt noch kein maitre des plaisirs mit allem Scharfſinne im Stande war eine angemeſſenere Unterhaltung eines kopfloſen Subjects ausfindig zu machen. Mit einem Worte, der Hintertheil meines Wunderpferdes hatte in den wenigen Augenblicken ſchon ſehr vertraute Bekanntſchaft mit den Stuten gemacht, die auf der Weide umherliefen, und ſchien bei den Vergnügungen ſeines Harems alles ausgeſtandene Ungemäch zu vergeſſen. Hierbei kam nun freilich der Kopf ſo wenig in

Betracht, daß ſelbſt die Fohlen, die dieſer Erholung ihr Daſeyn zu danken hatten, unbrauchbare Mißgeburten waren, denen alles das fehlte, was bei ihrem Vater, als er ſie zeugte, vermißt wurde.

Da ich ſo unwiderſprechliche Beweiſe hatte, daß in beiden Hälften meines Pferdes Leben ſey, ſo ließ ich ſogleich unſern Kurſchmidt rufen. Dieſer heftete, ohne ſich lange zu beſinnen, beide Theile mit jungen Lorber-Sprößlingen, die gerade bei der Hand waren, zuſammen. Die Wunde heilte glücklich zu, und es begab ſich etwas, das nur einem ſo ruhmvollen Pferde begegnen konnte. Nämlich die Sproſſen ſchlugen Wurzeln in ſeinem Leibe, wuchſen empor und wölbten eine Laube über mir, ſo daß ich hernach manchen ehrlichen Ritt im Schatten meiner ſowohl als meines Roſſes Lorbern thun konnte.

Einer andern kleinen Ungelegenheit von dieſer Affäre will ich nun beiläufig erwähnen. Ich hatte ſo heftig, ſo lange, ſo unermüdet auf den Feind losgehauen, daß mein Arm dadurch endlich in eine unwillkürliche Bewegung des Hauens gerathen war, als der Feind ſchon längſt über alle Berge war. Um mich nun nicht ſelbſt, oder meine Leute, die mir zu nahe kamen, für nichts und wieder nichts zu prügeln, ſah ich mich genöthigt, meinen Arm an die acht Tage lang eben ſo gut in der Binde zu tragen, als ob er mir halb abgehauen geweſen wäre.

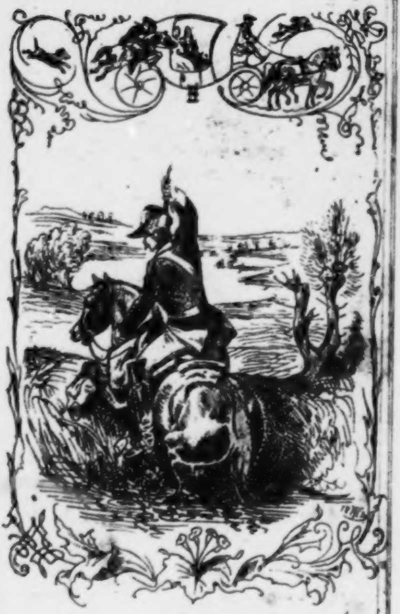
Einem Manne, meine Herren, der einen Gaul, wie mein Lithauer war, zu reiten vermochte, können Sie auch wohl noch ein anderes Voltigir- und Reiterſtückchen zutrauen, welches außerdem vielleicht ein wenig fabelhaft klingen möchte. Wir belagerten nämlich, ich weiß nicht mehr welche Stadt, und dem Feldmarſchall war ganz erſtaunlich viel an genauer Kundſchaft gelegen, wie die Sachen in der Feſtung ſtänden. Es ſchien äußerſt ſchwer, ja faſt unmöglich, durch alle Vorpoſten, Wachen und Feſtungswerke hinein zu gelangen, auch war eben kein tüchtiges Subject vorhanden, wodurch man ſo etwas glücklich auszurichten hätte hoffen können. Vor Muth und Dienſteifer faſt ein wenig allzu raſch, ſtellte ich mich neben eine der größten Kanonen, die ſo eben nach der Feſtung abgefeuert ward, und ſprang im Hui auf die Kugel, in der Abſicht, mich in die Feſtung hineintragen zu laſſen. Als ich aber halbweges durch die Luft geritten war, ſtiegen mir allerlei nicht unerhebliche Bedenklichkeiten zu Kopfe. Hm, dachte ich, hinein kommſt du nun wohl, allein wie hernach ſogleich wieder heraus? Und wie kann's dir in der Feſtung ergehen? Man wird dich ſogleich als einen Spion erkennen, und an den nächſten Galgen hängen. Ein ſolches Bette der Ehre wollte ich mir denn doch wohl verbitten.

Nach dieſen und ähnlichen Betrachtungen entſchloß ich mich kurz, nahm die glückliche Gelegenheit wahr, als eine Kanonenkugel aus der Feſtung einige Schritte weit vor mir vorüber nach unſerm Lager flog, ſprang von der meinigen auf dieſe hinüber, und kam, zwar unverrichteter Sache, jedoch wohlbehalten bei den lieben Unſrigen wieder an.

So leicht und fertig ich im Springen war, ſo war es auch mein Pferd. Weder Gräben noch Zäune hielten mich jemals ab, überall den geradeſten Weg zu reiten. Einſt ſetzte ich darauf hinter einem Haſen her, der queerfeldein über die Heerſtraße lief. Eine Kutſche mit zwei ſchönen Damen fuhr dieſen Weg gerade zwiſchen mir und dem Haſen vorbei. Mein Gaul ſetzte ſo ſchnell und ohne Anſtoß mitten durch die Kutſche hindurch, wovon die Fenſter aufgezogen waren, daß ich kaum Zeit hatte, meinen Hut abzuziehen, und die Damen wegen dieſer Freiheit unterthänigſt um Verzeihung zu bitten.

Ein anderes Mal wollte ich über einen Moraſt ſetzen, der mir anfänglich nicht ſo breit vorkam, als ich ihn fand, da ich mitten im Sprunge war. Schwebend in der Luft wendete ich daher wieder um, wo ich hergekommen war, um einen größeren Anlauf zu nehmen. Gleichwohl ſprang ich auch zum zweiten Male noch zu kurz, und fiel nicht weit vom andern Ufer bis an den Hals in den Moraſt. Hier hätte ich unfehlbar umkommen müſſen, wenn nicht die Stärke meines eigenen Armes mich an meinem eigenen Haarzopfe, ſammt dem Pferde, welches ich feſt zwiſchen meine Knie ſchloß, wieder herausgezogen hätte.

Trotz aller meiner Tapferkeit und Klugheit, trotz meiner und meines Pferdes Schnelligkeit, Gewandtheit und Stärke, ging's mir in dem Türkenkriege doch nicht immer nach Wunſche. Ich hatte ſogar das Unglück, durch die Menge übermannt und zum Kriegsgefangenen gemacht zu werden. Ja, was noch ſchlimmer war, aber doch

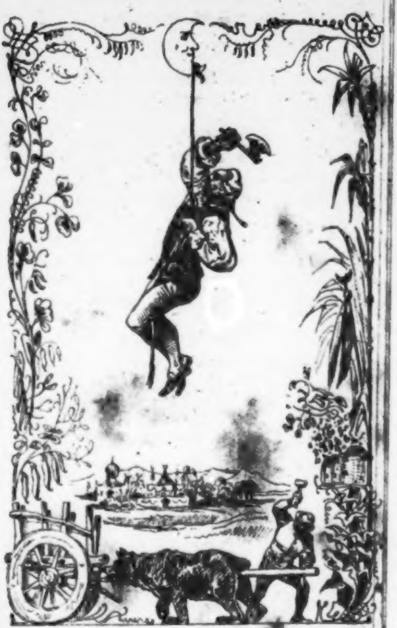


immer unter den Türken gewöhnlich iſt, ich wurde zum Sclaven verkauft.

In dieſem Stande der Demüthigung war mein Tagewerk nicht ſowohl hart und ſauer, als vielmehr ſeltſam und verdrießlich. Ich mußte nämlich des Sultans Bienen alle Morgen auf die Weide treiben, ſie daſelbſt den ganzen Tag lang hüten, und dann gegen Abend wieder zurück in ihre Stöcke treiben. Eines Abends vermißte ich eine Biene, wurde aber ſogleich gewahr, daß zwei Bären ſie angefallen hatten, und ihres Honigs wegen zerreißen wollten. Da ich nun nichts anderes waffenähnliches in Händen hatte, als die ſilberne Axt, welche das Kennzeichen der Gärtner und Landarbeiter des Sultans iſt, ſo warf ich dieſe nach den beiden Räubern, blos in der Abſicht, ſie damit wegzuſcheuchen. Die arme Biene ſetzte ich auch wirklich dadurch in Freiheit: allein durch einen unglücklichen, allzu ſtarken Schwung meines Armes flog die Axt in die Höhe, und hörte nicht auf zu ſteigen, bis ſie im Monde niederfiel. Wie ſollte ich ſie nun wieder kriegen? Mit welcher Leiter auf Erden ſie herunterholen?

Da fiel mir ein, daß die türkiſchen Bohnen ſehr geſchwind und zu einer ganz erſtaunlichen Höhe empor wüchſen. Augenblicklich pflanzte ich alſo eine ſolche Bohne, welche wirklich empor wuchs, und ſich an eins von des Mondes Hörnern von ſelbſt anrankte. Nun kletterte ich getroſt nach dem Monde empor, wo ich auch glücklich anlangte. Es war ein ziemlich mühſeliges Stückchen Arbeit, meine ſilberne Axt an einem Orte wieder zu finden, wo alle andere Dinge gleichfalls wie Silber glänzten. Endlich aber fand ich ſie doch auf einem Haufen Spreu und Häckerling.

Nun wollte ich wieder zurückkehren, aber ach! die Sonnenhitze hatte indeſſen meine Bohne aufgetrocknet, ſo daß daran ſchlechterdings nicht wieder hinabzuſteigen war. Was war nun zu thun? — Ich flocht mir einen Strick von dem Häckerling, ſo lang ich ihn nur immer machen konnte. Dieſen befeſtigte ich an eins von des Mondes Hörnern, und ließ mich daran herunter. Mit der rechten Hand hielt ich mich feſt, und in der linken führte ich meine Axt. So wie ich nun eine Strecke hinuntergegleitet war, ſo hieb ich immer das überflüſſige Stück über mir ab, und knüpfte daſſelbe unten wieder an, wodurch ich denn ziem-



lich weit herunter gelangte. Dieſes wiederholte Abhauen und Anknüpfen machte nun freilich den Strick eben ſo wenig beſſer, als es mich völlig hinab auf des Sultans Landgut brachte.

Ich mochte wohl noch ein Paar Meilen weit droben in den Wolken ſeyn, als mein Strick auf einmal zerriß, und ich mit ſolcher Heſtigkeit herab zu Gottes Erdboden fiel, daß ich ganz betäubt davon wurde. Durch die Schwere meines von einer ſolchen Höhe herabfallenden Körpers fiel ich ein Loch, wenigſtens neun Klafter tief, in die Erde hinein. Ich erholte mich zwar endlich wieder, wußte aber nun nicht, wie ich wieder herauskommen ſollte. Allein was thut nicht die Noth! Ich grub mir mit meinen Nägeln, deren Wuchs damals vierzigjährig war, eine Art von Treppe, und förderte mich dadurch glücklich zu Tage.

Durch die mühſelige Erfahrung klüger gemacht, fing ich's nachher beſſer an, der Bären, die ſo gern nach meinen Bienen und den Honigſtöcken ſtiegen, los zu werden. Ich beſtrich die Deichſel eines Ackerwagens mit Honig, und legte mich nicht weit davon des Nachts in einen Hinterhalt. Was ich vermuthete, das geſchah. Ein ungeheurer Bär, herbeigelockt durch den Duft des Honigs, kam an, und fing vorn an der Spitze der Stange ſo begierig an zu lecken, daß er ſich die ganze Stange durch Schlund, Magen und Bauch bis hinten wieder hinausleckte. Als er ſich nun ſo artig auf die Stange hinaufgeleckt hatte, lief ich hinzu, ſteckte vorn durch das Loch der Deichſel einen langen Pflock, verwehrte dadurch dem Naſcher den Rückzug, und ließ ihn ſitzen bis an den andern Morgen. Ueber dieß Stückchen wollte ſich der Großſultan, der von ungefähr vorbei ſpazierte, faſt todt lachen.

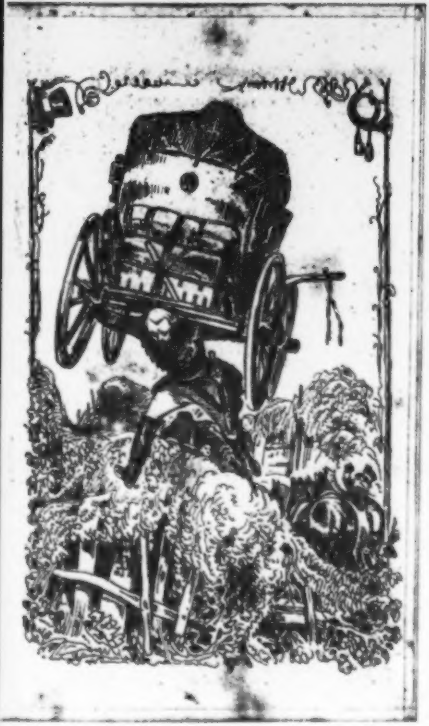
Nicht lange hierauf machten die Ruſſen mit den Türken Frieden, und ich wurde nebſt anderen Kriegsgefangenen wieder nach St. Petersburg ausgeliefert. Ich nahm aber nun meinen Abſchied, und verließ Rußland um die Zeit der großen Revolution, vor etwa vierzig Jahren, da der Kaiſer in der Wiege, nebſt ſeiner Mutter und ihrem Vater, dem Herzoge von Braunſchweig, dem Feldmarſchall von Münnich und vielen Andern nach Sibirien geſchickt wurde. Es herrſchte damals über ganz Europa ein ſo außerordentlich ſtrenger Winter, daß die Sonne eine Art von Froſtſchaden erlitten haben muß, woran ſie ſeit der ganzen Zeit her bis auf den heutigen Tag geſiecht hat. Ich empfand daher auf der Rückreiſe in mein Vaterland weit größeres Ungemach, als ich auf meiner Hinreiſe nach Rußland erfahren hatte.

Ich mußte, weil mein Lithauer in der Türkei geblieben war, mit der Poſt reiſen. Als ſich's nun fügte, daß wir an einen engen hohlen Weg zwiſchen hohen Dornhecken kamen, ſo erinnerte ich den Poſtillion, mit ſeinem Horne ein Zeichen zu geben, damit wir uns in dieſem engen Paſſe nicht etwa gegen ein anderes entgegenkommendes Fuhrwerk feſtfahren möchten. Mein Kerl ſetzte an, und blies aus Leibeskräften in das Horn, aber alle ſeine Bemühungen waren umſonſt. Nicht ein einziger Ton kam heraus, welches uns ganz unerklärlich, ja in der That für ein rechtes Unglück zu achten war, indem bald eine andere uns entgegenkommende Kutſche auf uns ſtieß, vor welcher nun ſchlechterdings nicht vorbei zu kommen war.

Nichts deſto weniger ſprang ich aus meinem Wagen und ſpannte zuförderſt die Pferde aus. Hierauf nahm ich den Wagen, nebſt den vier Rädern und allen Päckereien auf meine Schultern, und ſprang damit über Ufer und Hecke, ungefähr neun Fuß hoch, welches, in Rückſicht auf die Schwere der Kutſche eben keine Kleinigkeit war, auf das Feld hinüber. Durch einen andern Rückſprung gelangte ich, die fremde Kutſche vorüber, wieder in den Weg. Darauf eilte ich zurück zu unſern Pferden, nahm unter jeden Arm eins, und holte ſie auf die vorige Art, nämlich durch einen zweimaligen Sprung hinüber und herüber, gleichfalls herbei, ließ wieder anſpannen, und gelangte glücklich am Ende der Station zur Herberge.

Noch hätte ich anführen ſollen, daß eins von den Pferden, welches ſehr muthig und nicht über vier Jahr alt war, ziemlichen Unfug machen wollte; denn als ich meinen zweiten Sprung über die Hecke that, ſo verrieth es durch ſein Schnauben und Trampeln ein großes Mißbehagen an dieſer heftigen Bewegung. Dieß verwehrte ich ihm aber gar bald, indem ich ſeine Hinterbeine in meine Rocktaſche ſteckte. In der Herberge erholten wir uns wieder von unſerm Abentheuer. Der Poſtillon hängte ſein Horn an einen Nagel beim Küchenfeuer, und ich ſetzte mich ihm gegenüber.

Nun hört, Ihr Herren, was geſchah! Auf



einmal ging's: Tereng! Tereng! teng! teng! Wir machten große Augen, und fanden nun auf einmal die Urſache aus, warum der Poſtillion ſein Horn nicht hatte blaſen können. Die Töne waren in dem Horne feſt gefroren, und kamen nun, ſo wie ſie nach und nach aufthauten, hell und klar zu nicht geringer Ehre des Fuhrmannes heraus; denn die ehrliche Haut unterhielt uns nun eine ziemliche Zeit lang mit der herrlichſten Modulation, ohne den Mund an das Horn zu bringen. Da hörten wir den Preußiſchen Marſch — Ohne Lieb' und ohne Wein — Als ich auf meiner Bleiche — Geſtern Abend war Vetter Michel da — nebſt noch vielen anderen Stückchen, auch ſogar das Abendlied: Nun ruhen alle Wälder. — Mit dieſem letzten endigte ſich denn dieſer Thauſpaß, ſo wie ich hiermit meine Ruſſiſche Reiſe-Geſchichte.

Manche Reiſende ſind bisweilen im Stande mehr zu behaupten, als, genau genommen, wahr ſeyn mag. Daher iſt es denn kein Wunder, wenn Leſer oder Zuhörer ein wenig zum Unglauben geneigt werden. Sollten indeſſen einige von der Geſellſchaft an meiner Wahrhaftigkeit zweifeln, ſo muß ich ſie wegen ihrer Ungläubigkeit herzlich bemitleiden, und ſie bitten, ſich lieber zu entfernen, ehe ich meine Schiffs-Abentheuer beginne, die zwar faſt noch wunderbarer, aber doch eben ſo authentiſch ſind.

Des Freiherrn

von Münchhauſen

See-Abentheuer.

Erſtes See-Abentheuer.

Gleich die erſte Reiſe, die ich in meinem Leben machte, geraume Zeit vor der Ruſſiſchen, von der ich eben einige Merkwürdigkeiten erzählt habe, war eine Reiſe zur See.

Ich ſtand, wie mein Oncle, der ſchwarzbärtigſte Huſarenoberſte, den ich je geſehen habe, mir oft zuzuſchnurren pflegte, noch mit den Gänſen im Proceſſe, und man hielt es noch für unentſchieden, ob der weiße Flaum an meinem Kinne Keim von Daunen oder von einem Barte wäre, als ſchon Reiſen das einzige Dichten und Trachten meines Herzens war.

Da mein Vater theils ſelbſt ein ehrliches Theil ſeiner früheren Jahre mit Reiſen zugebracht hatte, theils manchen Winterabend durch die aufrichtige und ungeſchminkte Erzählung ſeiner Abentheuer verkürzte, von denen ich Ihnen vielleicht in der Folge noch einige zum Beſten gebe, ſo kann man jene Neigung bei mir wohl mit eben ſo gutem Grunde für angeboren, als für eingeflößt halten. Genug, ich ergriff jede Gelegenheit, die ſich anbot oder nicht anbot, meiner unüberwindlichen Begierde, die Welt zu ſehen, Befriedigung zu erbetteln oder zu ertrotzen; allein vergebens.

Gelang es mir auch einmal bei meinem Vater eine kleine Breſche zu machen, ſo thaten Mama und Tante deſto heftigern Widerſtand, und in wenigen Augenblicken war alles, was ich durch die überlegteſten Angriffe gewonnen hatte, wieder verloren. Endlich fügte ſich's, daß einer meiner mütterlichen Verwandten uns beſuchte. Ich wurde bald ſein Liebling; er ſagte mir oft, ich wäre ein hübſcher munterer Junge, und er wolle alles mögliche thun, mir zur Erfüllung meines ſehnlichſten Wunſches behülflich zu ſeyn. Seine Beredſamkeit war wirkſamer als die meinige, und nach vielen Vorſtellungen und Gegenvorſtellungen, Einwendungen und Widerlegungen wurde endlich zu meiner unausſprechlichen Freude beſchloſſen, daß ich ihn auf einer Reiſe nach Ceylon, wo ſein Oncle viele Jahre Gouverneur geweſen war, begleiten ſollte.

Wir ſegelten mit wichtigen Aufträgen Ihrer Hochmögenden, der Staaten von Holland, von Amſterdam ab. Unſere Reiſe hatte, wenn ich einen außerordentlichen Sturm abrechne, nichts beſonderes. Dieſes Sturmes aber muß ich, ſeiner wunderbaren Folgen wegen, mit ein paar Worten gedenken. Er nahm ſich auf gerade als wir bei einer Inſel vor Anker lagen, um uns mit Holz und Waſſer zu verſorgen, und tobte mit ſolcher Heftigkeit, daß er eine große Menge Bäume von ungeheurer Dicke und Höhe mit der Wurzel aus der Erde riß und durch die Luft ſchleuderte. Ungeachtet einige dieſer Bäume mehrere hundert Centner ſchwer waren, ſo ſahen ſie doch, wegen der unermeßlichen Höhe — denn ſie waren wenigſtens fünf Meilen über der Erde — nicht größer aus, als kleine Vogelfederchen, die bisweilen in der Luft umherfliegen.

Indeß ſo wie der Orcan ſich legte, fiel jeder Baum ſenkrecht in ſeine Stelle, und ſchlug ſogleich wieder Wurzel, ſo daß kaum eine Spur der Verwüſtung zu ſehen war. Nur der größte machte hiervon eine Ausnahme. Als er durch die plötzliche Gewalt des Sturmes aus der Erde ausgeriſſen wurde, ſaß gerade ein Mann mit ſeinem Weibe auf den Aeſten deſſelben, und pflückte Gurken, denn in dieſem Theile der Welt wächſt dieſe herrliche Frucht auf Bäumen. Das ehrliche Paar machte ſo geduldig als Blanchard's Hammel die Luftreiſe mit, veranlaßte aber durch ſeine Schwere, daß der Baum ſowohl von ſeiner Richtung gegen ſeinen vorigen Platz abwich, als auch in einer horizontalen Lage herunter kam. Nun hatte, ſo wie die meiſten Einwohner auf dieſer Inſel, ſo auch ihr allergnädigſter Kazike während des Sturmes ſeine Wohnung verlaſſen, aus Furcht unter den Trümmern derſelben begraben zu werden, und wollte gerade wieder durch ſeinen Garten zurückgehen, als dieſer Baum hernieder ſauſete, und ihn glücklicher Weiſe auf der Stelle todt ſchlug.

— „Glücklicher Weiſe?"

Ja, ja, glücklicher Weiſe; denn, meine Herren, der Kazike war, mit Erlaubniß zu melden, der abſcheulichſte Tyran, und die Einwohner der Inſel, ſelbſt ſeine Günſtlinge und Maitreſſen nicht ausgenommen, die elendeſten Geſchöpfe unter'm

Monde. In ſeinen Vorrathshäuſern verfaulten die Lebensmittel, während ſeine Unterthanen, denen ſie abgepreßt waren, vor Hunger verſchmachteten.

Seine Inſel hatte keine auswärtigen Feinde zu fürchten; deſſen ungeachtet nahm er jeden jungen Kerl weg, prügelte ihn höchſteigenhändig zum Helden, und verkaufte von Zeit zu Zeit ſeine Collection dem meiſtbietenden benachbarten Fürſten, um zu den Millionen Muſcheln, die er von ſeinem Vater geerbt hatte, neue Millionen zu legen. — Man ſagte uns, er habe dieſe unerhörten Grundſätze von einer Reiſe, die er nach dem Norden gemacht habe, mitgebracht; eine Behauptung, auf deren Widerlegung wir uns, alles Patriotismus ungeachtet, ſchon deswegen nicht einlaſſen konnten, weil bei dieſen Inſulanern eine Reiſe nach dem Norden eben ſowohl eine Reiſe nach den canariſchen Inſeln, als eine Spazierfahrt nach Grönland bedeutet, und eine beſtimmtere Erklärung mochten wir aus mehreren Gründen nicht verlangen.

Zur Dankbarkeit für den großen Dienſt, den das Gurken-pflückende Paar, obgleich nur zufälliger Weiſe, ſeinen Mitbürgern erwieſen hatte, wurde es von dieſen auf den erledigten Thron geſetzt. Zwar waren dieſe guten Leutchen auf ihrer Luſtfahrt dem großen Lichte der Welt ſo nahe gekommen, daß ſie das Licht ihrer Augen, und noch überdieß eine kleine Portion ihres innern Lichts dabei zugeſetzt hatten: allein nichts deſto weniger regierten ſie ſo löblich, daß, wie ich in der Folge erfuhr, Niemand Gurken aß, ohne zu ſprechen: Gott erhalte den Kaziken.

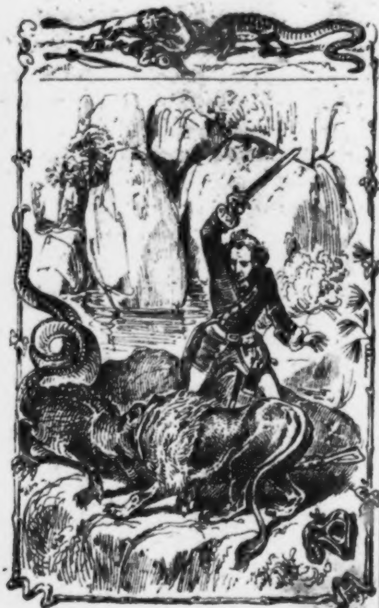
Nachdem wir unſer Schiff, das von dieſem Sturme nicht wenig beſchädigt war, wieder ausgebeſſert, und uns von dem neuen Monarchen und ſeiner Gemahlinn beurlaubt hatten, ſegelten wir mit ziemlichem Winde ab, und kamen nach ſechs Wochen glücklich zu Ceylon an.

Es mochten ungefähr vierzehn Tage ſeit unſerer Ankunft verſtrichen ſeyn, als mir der älteſte Sohn des Gouverneurs den Vorſchlag that, mit ihm auf die Jagd zu gehen, den ich auch herzlich gern annahm. Mein Freund war ein großer ſtarker Mann, und an die Hitze jenes Klimas gewöhnt; ich aber wurde in kurzer Zeit und bei ganz mäßiger Bewegung ſo matt, daß ich, als wir in den Wald gekommen waren, weit hinter ihm zurückblieb.

Ich wollte mich eben an dem Ufer eines reißenden Stromes, der ſchon einige Zeit meine Aufmerkſamkeit beſchäftigt hatte, niederſetzen, um etwas auszuruhen, als ich auf einmal auf dem Wege, den ich gekommen war, ein Geräuſch hörte. Ich ſah zurück, und wurde faſt verſteinert, als ich einen ungeheuren Löwen erblickte, der gerade auf mich zu kam, und mir nicht undeutlich merken ließ, daß er gnädigſt geruhe, meinen armen Leichnam zu ſeinem Frühſtück zu machen, ohne ſich nur meine Einwilligung auszubitten. Meine Flinte war bloß mit Haſenſchrot geladen. Langes Beſinnen erlaubte mir weder die Zeit, noch meine Verwirrung; doch entſchloß ich mich auf die Beſtie zu feuern, in der Hoffnung, ſie zu ſchrecken, vielleicht auch zu verwunden. Allein da ich in der Angſt nicht einmal wartete, bis mir der Löwe zum Schuſſe kam, ſo wurde er dadurch wüthend gemacht, und kam nun mit aller Heftigkeit auf mich los. Mehr aus Inſtinkt, als aus vernünftiger Ueberlegung, verſuchte ich eine Unmöglichkeit — zu entfliehen. Ich kehre mich um, und — mir läuft noch, ſo oft ich daran gedenke, ein kalter Schauder über den Leib — wenige Schritte vor mir ſteht ein ſcheußliches Krokodill, das ſchon fürchterlich ſeinen Rachen aufſperrte, um mich zu verſchlingen.

Stellen Sie ſich, meine Herren, das Schreckliche meiner Lage vor! Hinter mir der Löwe, vor mir das Krokodill, zu meiner Linken ein reißender Strom, zu meiner Rechten ein Abgrund, in dem, wie ich nachher hörte, die giftigen Schlangen ſich aufhielten.

Betäubt — und das war einem Hercules in dieſer Lage nicht übel zu nehmen — ſtürze ich zu Boden. Jeder Gedanke, den meine Seele noch vermochte, war die ſchreckliche Erwartung, jetzt die Zähne oder Klauen des wüthenden Raubthiers zu fühlen, oder in dem Rachen des Krokodills zu ſtecken. Doch in wenigen Sekunden hörte ich einen ſtarken, aber durchaus fremden Laut. Ich wage es endlich meinen Kopf aufzuheben, und mich umzuſchauen, und — was meinen Sie? — zu meiner unausſprechlichen Freude finde ich, daß der Löwe in der Hitze, in der er auf mich los ſchoß, in eben dem Augenblicke, in dem ich niederſtürzte, über mich weg in den Rachen des Krokodills geſprungen war. Der Kopf des einen ſteckte nun in dem Schlunde des andern, und ſie ſtrebten mit



aller Macht, ſich von einander los zu machen. Gerade noch zu rechter Zeit ſprang ich auf, zog meinen Hirſchfänger, und mit einem Streiche haute ich den Kopf des Löwen ab, ſo daß der Rumpf zu meinen Füßen zuckte. Darauf rammte ich mit dem untern Ende meiner Flinte den Kopf noch tiefer in den Rachen des Krokodills, das nun jämmerlich erſticken mußte.

Bald nachdem ich dieſen vollkommenen Sieg über zwei fürchterliche Feinde erfochten hatte, kam mein Freund, um zu ſehen, was die Urſache meines Zurückbleibens wäre.

Nach gegenſeitigem Glückwünſchen maßen wir das Krokodill, und fanden es genau vierzig Pariſer Fuß, ſieben Zoll lang.

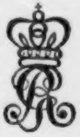
Sobald wir dem Gouverneur dieſes außerordentliche Abentheuer erzählt hatten, ſchickte er einen Wagen mit einigen Leuten aus, und ließ die beiden Thiere nach ſeinem Hauſe holen. Aus dem Felle des Löwen mußte mir ein dortiger Kürſchner Tabacksbeutel verfertigen, von denen ich einige meinen Bekannten zu Ceylon verehrte. Mit den übrigen machte ich bei unſerer Rückkunft nach Holland Geſchenke an die Bürgermeiſter, die mir dagegen ein Geſchenk von tauſend Dukaten machen wollten, das ich nur mit vieler Mühe ablehnen konnte.

Die Haut des Krokodills wurde auf die gewöhnliche Art ausgeſtopft, und macht nun eine der größten Merkwürdigkeiten in dem Muſeum zu Amſterdam aus, wo der Vorzeiger die ganze Geſchichte jedem, den er herumführt, erzählt. Dabei macht er denn freilich immer einige Zuſätze, von denen verſchiedene Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit in hohem Grade beleidigen. So pflegt er zum Exempel zu ſagen, daß der Löwe durch das Krokodill hindurch geſprungen ſey, und eben bei der Hinterthür habe entwiſchen wollen, als Monſieur, der weltberühmte Baron, wie er mich zu nennen beliebt, den Kopf, ſo wie er herauskam, und mit dem Kopfe drei Fuß von dem Schwanze des Krokodills abgehauen hätte. Das Krokodill, fährt der Kerl bisweilen fort, blieb bei dem Verluſte ſeines Schwanzes nicht gleichgültig, drehte ſich um, riß Monſieur den Hirſchfänger aus der Hand, und verſchlang ihn mit ſolcher Hitze, daß er mitten durch das Herz des Ungethüms fuhr, und es auf der Stelle ſein Leben verlor.

Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, meine Herren, wie unangenehm mir die Unverſchämtheit dieſes Schurken ſeyn muß. Leute, die mich nicht kennen, werden durch dergleichen handgreifliche Lügen in unſerm zweifelſüchtigen Zeitalter leicht veranlaßt, ſelbſt in die Wahrheit meiner wirklichen Thaten ein Mißtrauen zu ſetzen, was einen Cavalier von Ehre im höchſten Grade kränkt und beleidigt.

Zweites See-Abentheuer.

Im Jahre 1776 ſchiffte ich mich zu Portsmouth auf einem engliſchen Kriegsſchiffe erſter Ordnung mit hundert Kanonen und vierzehnhundert Mann nach Nord-Amerika ein. Ich könnte hier zwar erſt noch allerlei, was mir in England begegnet iſt, erzählen, aber ich verſpare es auf ein anderes Mal. Eins jedoch, welches mir überaus artig vorkam, will ich doch im Vorbeigehen mitnehmen. Ich hatte das Vergnügen, den König mit großem Pompe in ſeinem Staatswagen nach dem Parlamente fahren zu ſehen. Ein Kutſcher mit einem ungemein reſpektablen Barte, worin das engliſche Wappen ſehr ſauber geſchnitten war, ſaß gravitätiſch auf dem Bocke und klatſchte mit ſeiner Peitſche ein eben ſo deutliches als künſtliches *) —



---

*) Georg Rex.

Anlangend unſere Seereiſe, ſo begegnete uns nichts Merkwürdiges, bis wir ungefähr noch dreihundert Meilen von dem St. Lorenzfluſſe entfernt waren. Hier ſtieß das Schiff mit erſtaunlicher Gewalt gegen etwas an, das uns wie ein Fels vorkam. Gleichwohl konnten wir, als wir das Senkblei auswarfen, mit fünfhundert Klaftern noch keinen Grund finden. Was dieſen Vorfall noch wunderbarer und beinahe unbegreiſlich machte, war, daß wir unſere Steuerruder verloren, das Bogſpriet mitten entzwei brachen und alle unſere Maſten von oben bis unten aus zerſplitterten, wovon auch zwei über Bord ſtoben. Ein armer Teufel, welcher gerade oben das Hauptſegel beilegte, flog wenigſtens drei Meilen weit vom Schiffe weg, ehe er in's Waſſer fiel. Allein er rettete doch dadurch glücklich ſein Leben, daß er, während er in der Luft flog, den Schwanz einer Rothgans ergriff, welches nicht nur ſeinen Sturz in das Waſſer milderte, ſondern ihm auch Gelegenheit gab, auf ihrem Rücken, oder vielmehr zwiſchen Hals und Fittigen, ſo lange nach zu ſchwimmen, bis er endlich an Bord genommen werden konnte.

Ein anderer Beweis von der Gewalt des Stoßes war, daß alles Volk zwiſchen den Verdecken empor gegen die Kopfdecke geſchnellt ward. Mein Kopf war ganz dadurch in den Magen hinabgepuſt, und es dauerte wohl einige Monate, ehe er ſeine natürliche Stellung wieder bekam. Noch befanden wir uns insgeſammt in einem Zuſtande des Erſtaunens und einer allgemeinen unbeſchreiblichen Verwirrung, als ſich auf einmal alles durch Erſcheinung eines großen Wallfiſches aufklärte, welcher an der Oberflache des Waſſers, ſich ſömmernd, eingeſchlafen war. Dies Ungeheuer war ſo übel damit zufrieden, daß wir es mit unſern Schiffe geſtört hatten, daß es nicht nur mit ſeinem Schwanze die Gallerie und einen Theil des Oberlofs einſchlug, ſondern auch zu gleicher Zeit den Hauptanker, welcher, wie gewöhnlich, am Steuer aufgewunden war, zwiſchen ſeine Zähne packte, und wenigſtens ſechzig Meilen weit, ſechs Meilen auf eine Stunde gerechnet, mit unſerm Schiffe davon eilte.

Gott weiß, wohin wir gezogen worden ſeyn würden, wenn nicht noch glücklicher Weiſe das Ankerthau zerriſſen wäre, wodurch der Wallfiſch unſer Schiff, wir aber auch zugleich unſern Anker verloren. Als wir aber ſechs Monate hierauf wieder nach Europa zurückſegelten, ſo fanden wir eben denſelben Wallfiſch, in einer Entfernung weniger Meilen von eben der Stelle, todt auf dem Waſſer ſchwimmen, und er maß ungelogen der Länge nach wenigſtens eine halbe Meile. Da wir nun von einem ſo ungeheuren Thiere nur wenig an Bord nehmen konnten, ſo ſetzten wir unſre Boote aus, ſchnitten ihm mit großer Mühe den Kopf ab, und fanden zu unſerer großen Freude nicht nur unſern Anker, ſondern auch über vierzig Klafter Tau, welches auf der linken Seite ſeines Rachens in einem hohlen Zahne ſteckte. Dieß war der einzige beſondere Umſtand, der ſich auf dieſer Reiſe zutrug.

Doch halt! Eine Fatalität hätte ich beinahe vergeſſen. Als nämlich das erſte Mal der Wallfiſch mit dem Schiffe davon ſchwamm, ſo bekam das Schiff einen Leck und das Waſſer drang ſo heftig hinein, daß alle unſere Pumpen uns keine halbe Stunde vor dem Sinken hätten bewahren können. Zum guten Glücke entdeckte ich das Unheil zuerſt. Es war ein großes Loch, ungefähr einen Fuß im Durchmeſſer. Auf allerlei Weiſe verſuchte ich es, das Loch zu verſtopfen, allein umſonſt. Endlich rettete ich dieß ſchöne Schiff und alle ſeine zahlreiche Mannſchaft durch den glücklichſten Einfall von der Welt. Ob das Loch gleich ſo groß war, ſo füllte ich's dennoch mit meinem Liebwertheſten aus, ohne meine Beinkleider abzuziehen, und ich würde ausgelangt haben, wenn auch die Oeffnung noch viel größer geweſen wäre. Sie werden ſich darüber nicht wundern, meine Herren, wenn ich Ihnen ſage, daß ich auf beiden Seiten von holländiſchen, wenigſtens weſtphäliſchen Vorfahren abſtamme. Meine Situation, ſo lange ich auf der Brille ſaß, war zwar ein wenig kühl, indeſſen ward ich doch bald durch die Kunſt des Zimmermanns erlöſt.

Drittes See-Abentheuer.

Einſt war ich in großer Gefahr, im mittelländiſchen Meere umzukommen. Ich badete mich nämlich an einem Sommernachmittage unweit Marſeille in der angenehmen See, als ich einen großen Fiſch mit weit aufgeſperrtem Rachen in der größten Geſchwindigkeit auf mich daher ſchießen ſah. Zeit war hier ſchlechterdings nicht zu verlieren, auch war es durchaus unmöglich, ihm zu entkommen. Unverzüglich drückte ich mich ſo klein zuſammen, als möglich, indem ich meine Füße heraufzog, und die Arme dicht an den Leib ſchloß. In dieſer Stellung ſchlüpfte ich denn gerade zwiſchen ſeinen Kiefern hindurch bis in den Magen hinab. Hier brachte ich, wie man leicht denken kann, einige Zeit in gänzlicher Finſterniß, aber doch in einer nicht unbehaglichen Wärme zu. Da ich ihm nach und nach Magendrücken verurſachen mochte, ſo wäre er mich wohl gern wieder los geweſen. Weil es mir gar nicht an Raum fehlte, ſo ſpielte ich ihm durch Tritt und Schritt, durch Hopp und He, gar manchen Poſſen.

Nichts ſchien ihn aber mehr zu beunruhigen, als die ſchnelle Bewegung meiner Füße, da ich's verſuchte, einen ſchottiſchen Triller zu tanzen. Ganz entſetzlich ſchrie er auf, und erhob ſich faſt ſenkrecht mit ſeinem halben Leibe aus dem Waſſer. Hierdurch ward er aber von dem Volke eines vorbeiſegelnden italiäniſchen Kauffahrtei-Schiffes entdeckt, und in wenig Minuten mit Harpunen erlegt. Sobald er an Bord gebracht war, hörte ich das Volk ſich berathſchlagen, wie ſie ihn aufſchneiden wollten, um die größte Quantität Oel von ihm zu gewinnen. Da ich nun Italieniſch verſtand, ſo gerieth ich in die ſchrecklichſte Angſt, daß ihre Meſſer auch mich par compagnie mit aufſchneiden möchten. Daher ſtellte ich mich ſo viel als möglich in die Mitte des Magens, worin für mehr als ein Dutzend Mann hinlänglich Platz war, weil ich mir wohl einbilden konnte, daß ſie mit den Extremitäten den Anfang machen würden.

Meine Furcht verſchwand indeſſen bald, da ſie mit Eröffnung des Unterleibes anfingen. Sobald ich nun nur ein wenig Licht ſchimmern ſah, ſchrie ich ihnen aus voller Lunge entgegen, wie angenehm es mir wäre, die Herren zu ſehen, und durch ſie aus einer Lage erlöſt zu werden, in welcher ich beinahe erſtickt wäre.

Unmöglich läßt ſich das Erſtaunen auf allen Geſichtern lebhaft genug ſchildern, als ſie eine Menſchenſtimme aus einem Fiſche heraus vernahmen. Dieß wuchs natürlicher Weiſe noch mehr, als ſie lang und breit einen nackenden Menſchen herausſpazieren ſahen. Kurz, meine Herren, ich erzählte ihnen die ganze Begebenheit, ſo wie ich ſie Ihnen jetzt erzählt habe, worüber ſie ſich denn alle faſt zu Tode verwundern wollten.

Nachdem ich einige Erfriſchungen zu mir genommen hatte und in die See geſprungen war, um mich abzuſpülen, ſchwamm ich nach meinen Kleidern, welche ich auch am Ufer eben ſo wiederfand, als ich ſie gelaſſen hatte. So viel ich rechnen konnte, war ich ungefähr drittehalb Stunden in dem Magen dieſer Beſtie eingekerkert geweſen.

Viertes See-Abentheuer.

Als ich noch in türkiſchen Dienſten war, beluſtigte ich mich öfters in einer Luſt-Barke auf dem Mare di Marmora, von wo aus man die herrlichſte Ausſicht auf ganz Conſtantinopel, das Seraglio des Groß-Sultans mit eingeſchloſſen, genießt. Eines Morgens, als ich die Schönheit und Heiterkeit des Himmels betrachtete, bemerkte ich ein rundes Ding, ungefähr wie eine Billard-Kugel groß, in der Luft, von welchem noch etwas anderes herunterhing. Ich griff ſogleich nach meiner beſten und längſten Vogelflinte, ohne welche, wenn ich's ändern kann, ich niemals ausgehe, oder ausreiſe, lud ſie mit einer Kugel, und feuerte nach dem runden Dinge in der Luft; allein umſonſt. Ich wiederholte den Schuß mit zwei Kugeln, richtete aber noch nichts aus. Erſt der dritte Schuß, mit vier

oder

oder fünf Kugeln, machte an einer Seite ein Loch und brachte das Ding herab.

Stellen ſie ſich meine Verwunderung vor, als ein niedlich vergoldeter Wagen, hängend an einem ungeheuren Ballen, größer, als die größte Thurm-Kuppel im Umfange, ungefähr zwei Klafter weit von meiner Barke herunter ſank. In dem Wagen befand ſich ein Mann und ein halbes Schaaf, welches gebraten zu ſeyn ſchien. Sobald ſich mein erſtes Erſtaunen gelegt hatte, ſchloß ich mit meinen Leuten um dieſe ſeltſame Gruppe einen dichten Kreis.

Dem Manne, der wie ein Franzoſe ausſah, welches er denn auch war, hingen aus jeder Taſche ein paar prächtige Uhrketten mit Berlocken, worauf, wie mich dünkt, große Herren und Damen abgemalt waren. Aus jedem Knopfloche hing ihm eine goldene Medaille, wenigſtens hundert Dukaten an Werth, und an jeglichem ſeiner Finger ſteckte ein koſtbarer Ring mit Brillanten. Seine Rocktaſchen waren mit vollen Goldbörſen beſchwert, die ihn faſt zur Erde zogen. Mein Gott, dachte ich, der Mann muß dem menſchlichen Geſchlechte außerordentlich wichtige Dienſte geleiſtet haben, daß die großen Herren und Damen, ganz wider ihre heutzutage ſo allgemeine Knicker-Natur, ihn ſo mit Geſchenken, die es zu ſeyn ſchienen, beſchweren konnten.

Bei alle dem befand er ſich denn doch gegenwärtig von dem Falle ſo übel, daß er kaum im Stande war, ein Wort hervorzubringen. Nach einiger Zeit erholte er ſich wieder, und ſtattete folgenden Bericht ab: „Dieſes Luftfuhrwerk hatte ich zwar nicht Kopf und Wiſſenſchaft genug ſelbſt zu erfinden, dennoch aber mehr denn überflüſſige Luftſpringer- und Seiltänzer-Waghalſigkeit zu beſteigen, und darauf mehrmalen in die Luft empor zu fahren. Vor ungefähr ſieben oder acht Tagen — denn ich habe meine Rechnung verloren — erhob ich mich damit auf der Landſpitze von Cornwall in England, und nahm ein Schaaf mit, um von oben herab vor den Augen vieler tauſend Nachgaffer Kunſtſtücke damit zu machen. Unglücklicher Weiſe drehete ſich der Wind innerhalb zehn Minuten nach meinem Hinaufſteigen, und anſtatt mich nach Exeter zu treiben, wo ich wieder zu landen gedachte, ward ich hinaus nach der See getrieben, über welcher ich auch vermuthlich die ganze Zeit her in der unermeßlichſten Höhe geſchwebt habe.

Es war gut, daß ich zu meinem Kunſtſtückchen mit dem Schaafe nicht hatte gelangen können; denn am dritten Tage meiner Luftfahrt wurde mein Hunger ſo groß, daß ich mich genöthigt ſah, das Schaaf zu ſchlachten. Als ich nun damals unendlich hoch über dem Monde war, und nach einer ſechszehnſtündigen noch weitern Auffahrt endlich der Sonne ſo nahe kam, daß ich mir die Augenbraunen verſengte, ſo legte ich das todte Schaaf, nachdem ich es vorher abgehäutet, an denjenigen Ort im Wagen, wo die Sonne die meiſte Kraft hatte, oder mit andern Worten, wo der Ballon keinen Schatten hinwarf, auf welche Weiſe es denn in ungefähr drei Viertel Stunden völlig gar briet. Von dieſem Braten habe ich die ganze Zeit her gelebt.“ —

Hier hielt mein Mann ein, und ſchien ſich in Betrachtung der Gegenſtände um ſich her zu vertiefen. Als ich ihm ſagte, daß die Gebäude da vor uns das Seraglio des Großherrn zu Conſtantinopel wären, ſo ſchien er außerordentlich beſtürzt, indem er ſich ganz wo anders zu befinden geglaubt hatte. „Die Urſache meines langen Fluges,“ fügte er endlich hinzu, „war, daß mir ein Faden zerriß, der an einer Klappe in dem Luftballe ſaß, und dazu diente, die inflammable Luft herauszulaſſen. Wäre nun nicht auf den Ball gefeuert, und derſelbe dadurch aufgeriſſen worden, ſo möchte er wohl wie Mahomet bis an den jüngſten Tag zwiſchen Himmel und Erde geſchwebt haben.“

Den Wagen ſchenkte er hierauf großmüthig meinem Bootsmanne, der hinten am Steuer ſtand. Den Hammelbraten warf er ins Meer. Was aber den Luftball anlangte, ſo war der von dem Schaden, welchen ich ihm zugefügt hatte, im Herabfallen vollends ganz und gar in Stücken zerriſſen.

Fünftes See-Abentheuer.

Da wir noch Zeit haben, meine Herren, eine friſche Flaſche auszutrinken, ſo will ich Ihnen noch eine andere ſehr ſeltſame Begebenheit erzählen, die mir wenige Monate vor meiner letzten Rückreiſe nach Europa begegnete.

Der Großherr, welchem ich durch die römiſch- und ruſſiſch-kaiſerlichen, wie auch franzöſiſchen Botſchafter vorgeſtellt worden war, bediente ſich meiner, ein Geſchäft von großer Wichtigkeit zu Großkairo zu betreiben, welches zugleich ſo beſchaffen war, daß es immer und ewig ein Geheimniß bleiben mußte.

Ich reiſete mit großem Pompe und einem ſehr zahlreichen Gefolge zu Lande ab. Unterwegs hatte ich Gelegenheit, meine Dienerſchaft mit einigen ſehr brauchbaren Subjecten zu vermehren. Denn als ich kaum einige Meilen weit von Conſtantinopel entfernt ſeyn mochte, ſah ich einen kleinen ſchmächtigen Menſchen mit großer Schnelligkeit querfeldein daher laufen, und gleichwohl trug das Männchen an jedem Beine ein bleiernes Gewicht, an die funfzig Pfund ſchwer. Verwunderungsvoll über dieſen Anblick rief ich ihn an, und fragte: Wohin, wohin ſo ſchnell, mein Freund? und warum erſchwerſt Du Dir Deinen Lauf durch eine ſolche Laſt? — „Ich lief", verſetzte der Läufer, „ſeit einer halben Stunde aus Wien, wo ich bisher bei einer vornehmen Herrſchaft in Dienſten ſtand, und heute meinen Abſchied nahm. Ich gedenke nach Conſtantinopel, um daſelbſt wieder anzukommen. Durch die Gewichte an meinen Beinen habe ich meine Schnelligkeit, die jetzt nicht nöthig iſt, ein wenig mindern wollen; denn moderata durant, pflegte weiland mein Präceptor zu ſagen." — Dieſer Menſch gefiel mir nicht übel; ich fragte ihn, ob er bei mir in Dienſte treten wollte, und er war dazu bereit. Wir zogen hierauf weiter durch manche Stadt, durch manches Land.

Nicht fern vom Wege auf einem ſchönen Gras-Rain lag mäuschenſtill ein Kerl, als ob er ſchliefe.

Allein das that er nicht, er hielt vielmehr ſein Ohr ſo aufmerkſam zur Erde, als hätte er die Einwohner der unterſten Hölle behorchen wollen. — Was horchſt Du da, mein Freund? — „Ich horche da zum Zeitvertreibe auf das Gras, und höre, wie es wächſt.“ — Und kannſt Du das? — „O Kleinigkeit!“ — So tritt in meine Dienſte, Freund, wer weiß, was es bisweilen nicht zu horchen geben kann. — Mein Kerl ſprang auf, und folgte mir.

Nicht weit davon auf einem Hügel ſtand mit angelegtem Gewehr ein Jäger und knallte in die blaue leere Luft. — — Glück zu, Glück zu Herr Weidmann! Doch wonach ſchießeſt Du? Ich ſehe nichts als blaue leere Luft. — „O ich verſuche nur dieß neue Kuchenreuterſche Gewehr. Dort auf der Spitze des Münſters zu Straßburg ſaß ein Sperling, den ſchoß ich eben jetzt herab.“ Wer meine Paſſion für das edle Weid- und Schützenwerk kennt, den wird es nicht Wunder nehmen, daß ich dem vortrefflichen Schützen ſogleich um den Hals fiel. Daß ich nichts ſparte, auch ihn in meine Dienſte zu ziehen, verſteht ſich von ſelbſt.

Wir zogen darauf weiter durch manche Stadt, durch manches Land, und kamen endlich vor dem Berge Libanon vorbei. Daſelbſt vor einem großen Cedernwalde ſtand ein derber unterſetzter Kerl und zog an einem Stricke, der um den ganzen Wald herum geſchlungen war. Was ziehſt Du da, mein Freund? fragte ich den Kerl. — „O, ich ſoll Bauholz holen, und habe meine Axt zu Hauſe gelaſſen. Nun muß ich mir ſo gut helfen, als es angehen will.“ Mit dieſen Worten zog er in einem Ruck den ganzen Wald, bei einer Quadratmeile groß, wie einen Schilfbuſch vor meinen Augen nieder. Was ich that, das läßt ſich rathen. Ich hätte den Kerl nicht fahren laſſen, und hätte es mir mein ganzes Ambaſſadeur-Gehalt gekoſtet.

Als ich hierauf fürbaß und endlich auf egyptiſchen Grund und Boden kam, erhob ſich ein ſo ungeheurer Sturm, daß ich mit allen meinen Wagen, Pferden und Gefolge ſchier umgeriſſen und in die Luft davon geführt zu werden fürchtete. Zur linken Seite unſeres Weges ſtanden ſieben Windmühlen in einer Reihe, deren Flügel ſo ſchnell um ihre Achſen ſchwirrten, als eine Rockenſpindel der ſchnellſten Spinnerin. Nicht weit davon zur Rechten ſtand ein Kerl von Sir John Falſtaf's

Corpulenz, und hielt ſein rechtes Naſenloch mit ſeinem Zeigefinger zu. Sobald der Kerl unſere Noth und uns ſo kümmerlich in dieſem Sturme haſpeln ſah, drehte er ſich halb um, machte Front gegen uns, und zog ehrerbietig, wie ein Muſquetier vor ſeinem Oberſten, den Hut vor mir ab. Auf einmal regte ſich kein Lüftchen mehr, und alle ſieben Windmühlen ſtanden plötzlich ſtill. Erſtaunt über dieſen Vorfall, der nicht natürlich zuzugehen ſchien, ſchrie ich dem Unhold zu: Kerl was iſt das? Sitzt Dir der Teufel im Leibe, oder biſt Du der Teufel ſelbſt? „Um Vergebung, Ihro Excellenz!" antwortete mir der Menſch, „ich mache da nur meinem Herrn, dem Windmüller, ein wenig Wind; um nun die ſieben Windmühlen nicht ganz und gar umzublaſen, mußte ich mir wohl das eine Naſenloch zuhalten." — Ei, ein vortreffliches Subject! dachte ich in meinem ſtillen Sinn; der Kerl läßt ſich gebrauchen, wenn du dereinſt zu Hauſe kömmſt, und dir's an Athem fehlt, alle die Wunderdinge zu erzählen, die dir auf deinen Reiſen zu Lande und Waſſer aufgeſtoßen ſind. Wir wurden daher bald des Handels eins. Der Windmacher ließ ſeine Mühlen ſtehen, und folgte mir.

Nach gerade war's nun Zeit in Großkairo anzulangen. Sobald ich daſelbſt meinen Auftrag nach Wunſch ausgerichtet hatte, gefiel es mir, mein ganzes unnützes Geſandten-Gefolge, außer meinen neu angenommenen nützlichern Subjecten zu verabſchieden, und mit dieſen als ein bloßer Privatmann zurückzureiſen. Da nun das Wetter gar herrlich, und der berufene Nilſtrom über alle Beſchreibung reizend war, ſo gerieth ich in Verſuchung, eine Barke zu miethen, und bis Alexandrien zu Waſſer zu reiſen. Das ging nun ganz vortrefflich, bis in den dritten Tag.

Sie haben, meine Herren, vermuthlich ſchon mehrmals von den jährlichen Ueberſchwemmungen des Nils gehört. Am dritten Tage, wie geſagt, fing der Nil ganz unbändig an zu ſchwellen, und am folgenden Tage war links und rechts das ganze Land viele Meilen weit und breit überſchwemmt. Am fünften Tage nach Sonnen-Untergang verwickelte ſich meine Barke auf einmal in etwas, das ich für Ranken und Strauchwerk hielt. Sobald es aber am nächſten Morgen heller ward, fand ich mich überall von Mandeln umgeben, welche vollkommen reif und ganz vortrefflich waren. Als wir das Senkblei auswarfen, fand ſich, daß wir wenigſtens ſechszig Fuß hoch über dem Boden ſchwebten, und ſchlechterdings weder vor noch rückwärts konnten. Ungefähr gegen acht oder neun Uhr, ſo viel ich aus der Höhe der Sonne abnehmen konnte, erhob ſich ein plötzlicher Wind, der unſere Barke ganz auf eine Seite umlegte. Hierdurch ſchöpfte ſie Waſſer, ſank unter, und ich hörte und ſah in langer Zeit nichts wieder davon, wie Sie gleich vernehmen werden.

Glücklicher Weiſe retteten wir uns insgeſammt, nämlich acht Männer und zwei Knaben, indem wir uns an den Bäumen feſthielten, deren Zweige zwar für uns, allein nicht für die Laſt unſerer Barke hinreichten. In dieſer Situation verblieben wir drei Tage, und lebten ganz allein von Mandeln. Daß es am Trunke nicht fehlte, verſteht ſich von ſelbſt. Am zwei und zwanzigſten Tage unſers Unſterns fiel das Waſſer wieder eben ſo ſchnell, als es geſtiegen war, und am ſechs und zwanzigſten konnten wir wieder auf Terrafirma fußen. Unſere Barke war der erſte angenehme Gegenſtand, den wir erblickten. Sie lag ungefähr zweihundert Klafter weit von dem Orte, wo ſie geſunken war. Nachdem wir nun alles, was uns nöthig und nützlich war, an der Sonne getrocknet hatten, ſo verſahen wir uns mit den Nothwendigkeiten aus unſerm Schiffsvorrath, und machten uns auf, unſere verlorene Straße wieder zu gewinnen. Nach der genaueſten Berechnung fand ſich, daß wir an die hundert und funfzig Meilen weit über Gartenwände und mancherlei Gehege hinweggetrieben waren. In ſieben Tagen erreichten wir den Fluß, der nun wieder in ſeinem Bette ſtrömte, und erzählten unſer Abentheuer einem Bei. Liebreich half dieſer allen unſern Bedürfniſſen ab, und ſendete uns in einer von ſeinen eigenen Barken weiter. In ungefähr ſechs Tagen langten wir zu Alexandrien an, allwo wir uns nach Conſtantinopel einſchifften. Ich wurde von dem Großherrn überaus gnädig empfangen, und hatte die Ehre ſeinen Harem zu ſehen, wo ſeine Hoheit ſelbſt mich hineinzuführen, und mir ſo viele Damen, ſelbſt die Weiber nicht ausgenommen, anzubieten geruheten, als ich nur immer zu meinem Vergnügen auserleſen wollte.

Mit meinen Liebes-Abentheuern pflege ich nie groß zu thun, daher wünſche ich Ihnen, meine Herren, jetzt insgeſammt eine angenehme Ruhe.

Sechſtes See-Abentheuer.

Nach Endigung der ägyptiſchen Reiſegeſchichte wollte der Baron aufbrechen, und zu Bette gehen, gerade als die erſchlaffende Aufmerkſamkeit jedes Zuhörers bei Erwähnung des großherrlichen Harems in neue Spannung gerieth. Sie hätten gar zu gern noch etwas von dem Harem gehört. Da aber der Baron ſich durchaus nicht darauf einlaſſen, und gleichwohl der mit Bitten auf ihn losſtürmenden muntern Zuhörerſchaft nicht alles abſchlagen wollte, ſo gab er noch einige Stückchen ſeiner merkwürdigen Dienerſchaft zum Beſten, und fuhr in ſeiner Erzählung alſo fort:

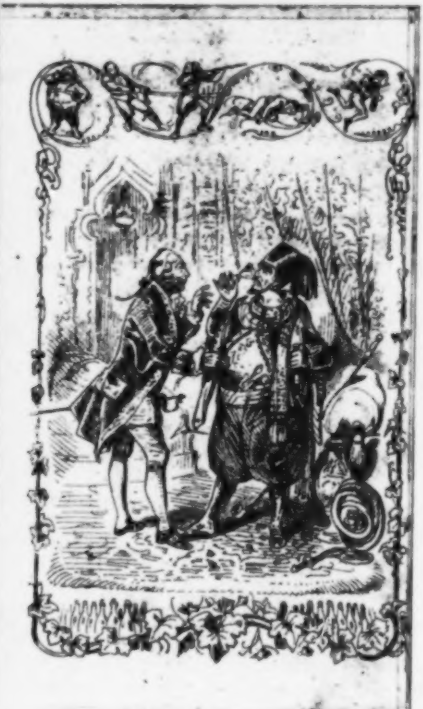
Bei dem Groß-Sultan galt ich ſeit meiner ägyptiſchen Reiſe alles in Allem. Seine Hoheit konnten gar ohne mich nicht leben, und baten mich jeden Mittag und Abend bei ſich zum Eſſen. Ich muß bekennen, meine Herren, daß der türkiſche Kaiſer unter allen Potentaten auf Erden den delikateſten Tiſch führt. Jedoch iſt dieß nur von den Speiſen, nicht aber von den Getränken zu verſtehen, da, wie Sie wiſſen werden, Mahomets Geſetz ſeinen Anhängern den Wein verbietet. Auf ein gutes Glas Wein muß man alſo an öffentlichen türkiſchen Tafeln Verzicht thun. Was indeſſen gleich nicht öffentlich geſchieht, das geſchieht doch nicht ſelten heimlich, und des Verbots ungeachtet, weiß mancher Türke ſo gut, als der beſte deutſche Prälat, wie ein gutes Glas Wein ſchmeckt. Das war nun auch der Fall mit ſeiner türkiſchen Hoheit.

Bei der öffentlichen Tafel, an welcher gewöhnlich der türkiſche General-Superintendent, nämlich der Mufti, in partem Salarii mit ſpeiſete, und vor Tiſche das: Aller Augen — nach Tiſche aber das Gratias beten mußte, wurde des Weines auch nicht mit einer einzigen Sylbe gedacht. Nach aufgehobener Tafel aber wartete auf Seine Hoheit gemeiniglich ein gutes Fläſchchen im Cabinette. Einſt gab der Groß-Sultan mir einen verſtohlenen freundlichen Wink, ihm in ſein Cabinet zu folgen. Als wir nun uns daſelbſt eingeſchloſſen hatten, holte er aus einem Schränkchen eine Flaſche hervor, und ſprach: „Münchhauſen, ich weiß, ihr Chriſten verſteht euch auf ein gutes Glas Wein. Da habe ich noch ein einziges Fläſchchen Tokaier, ſo delikat müßt ihr ihn in Eurem Leben nicht getrunken haben.“ Hierauf ſchenkten Seine Hoheit ſowohl mir als ſich eins ein, und ſtießen mit mir an. — „Nun, was ſagt Ihr? Gelt! es iſt was Extrafeines?“ — Das Weinchen iſt gut, Ihro Hoheit, erwiederte ich; allein mit Ihrem Wohlnehmen muß ich doch ſagen, daß ich ihn in Wien beim hochſeeligen Kaiſer Carl dem ſechſten weit beſſer getrunken habe. Potz Stern! den ſollten Ihro Hoheit einmal verſuchen. „Freund Münchhauſen, Euer Wort in Ehren, allein es iſt unmöglich, daß irgend ein Tokaier beſſer ſey; denn ich bekam einſt nur dieß eine Fläſchchen von einem ungariſchen Cavalier, und er that ganz verzweifelt rar damit.“ — Poſſen, Ihro Hoheit! Tokaier und Tokaier iſt ein großmächtiger Unterſchied. Die Herren Ungarn überſchenken ſich eben nicht. Was gilt die Wette? ſo ſchaffe ich Ihnen in Zeit einer Stunde gerades Weges, und unmittelbar aus dem kaiſerlichen Keller eine Flaſche Tokaier, die aus ganz andern Augen ſehen ſoll. — „Münchhauſen, ich glaube Ihr faſelt." — Ich faſele nicht. Geraden Weges aus dem kaiſerlichen Keller in Wien ſchaffe ich Ihnen in Zeit von einer Stunde eine Flaſche Tokaier von einer ganz andern Nummer, als dieſer Krätzer hier. — „Münchhauſen, Münchhauſen! Ihr wollt mich zum Beſten haben, und das verbitte ich mir. Ich kenne Euch zwar ſonſt als einen überaus wahrhaften Mann, allein — jetzt ſollte ich doch faſt denken, Ihr flunkertet." — Ei nun, Ihre Hoheit! Es kommt ja auf die Probe an. Erfülle ich nicht mein Wort — denn von allen Aufſchneidereien bin ich der abgeſagteſte Feind, — ſo laſſen Ihro Hoheit mir den Kopf abſchlagen. Allein mein Kopf iſt kein Pappenſtiel. Was ſetzen Sie mir dagegen? — „Topp! ich halte Euch beim Wort. Iſt auf den Schlag Vier nicht die Flaſche Tokaier hier, ſo koſtet's Euch ohne Barmherzigkeit den Kopf; denn foppen laſſe ich mich auch von meinen beſten Freunden nicht. Beſteht Ihr aber, wie Ihr verſprecht, ſo könnt Ihr aus meiner Schatzkammer ſo viel an Gold, Silber, Perlen und Edelgeſteinen nehmen, als der ſtärkſte Kerl davon zu ſchleppen vermag." — Das läßt ſich hören! antwortete ich, bat mir gleich Feder und Dinte aus, und ſchrieb an die Kaiſerin-Königin Maria Thereſia folgendes Billet:

> „Ihre Majeſtät haben unſtreitig als Univer-
> „ſal-Erbin auch Ihres höchſtſeeligen Herrn
> „Vaters Keller mitgeerbt. Dürfte ich mir
> „wohl durch Vorzeiger dieſes eine Flaſche von
> „dem Tokaier ausbitten, wie ich ihn bei Ih-
> „rem Herrn Vater oft getrunken habe? Allein
> „von dem Beſten! Denn es gilt eine Wette.
> „Ich diene gern dafür wieder, wo ich kann,
> „und beharre übrigens u. ſ. w."

Dieß Billet gab ich, weil es ſchon fünf Minuten über drei Uhr war, nur ſogleich offen meinem Läufer, der ſeine Gewichte abſchnallen, und ſich unverzüglich auf die Beine nach Wien machen mußte.

Hierauf tranken wir, der Groß-Sultan und ich, den Reſt von ſeiner Flaſche in Erwartung des beſſern vollends aus. Es ſchlug ein Viertel, es ſchlug Halb, es ſchlug drei Viertel auf Vier, und noch war kein Läufer zu hören und zu ſehen. Nachgerade, geſtehe ich, fing mir an ein wenig ſchwuhl zu werden: denn es kam mir vor, als blickten Seine Hoheit ſchon bisweilen nach der Glockenſchnur, um nach dem Scharfrichter zu klingeln. Noch erhielt ich zwar die Erlaubniß, einen Gang hinaus in den Garten zu thun, um friſche Luft zu ſchöpfen, allein es folgten mir auch ſchon ein Paar dienſtbare Geiſter nach, die mich nicht aus den Augen ließen. In dieſer Angſt, und als der Zeiger ſchon auf fünf und fünfzig Minuten ſtand, ſchickte ich noch geſchwind nach meinem Horcher und Schützen. Sie kamen unverzüglich an, und der Horcher mußte ſich platt auf die Erde niederlegen, um zu hören, ob nicht mein Läufer endlich ankäme. Zu meinem nicht geringen Schrecken meldete er mir, daß der Schlingel irgendwo, allein weit weg von hier, im tiefſten Schlafe läge, und aus Leibeskräften ſchnarche. Dieß hatte mein braver Schütze nicht ſobald gehört, als er auf eine etwas hohe Terraſſe lief, und, nachdem er ſich auf ſeinen Zehen noch mehr emporgeſtreckt hatte, haſtig ausrief: „Bei meiner armen Seele! Da liegt der Faullenzer unter einer Eiche bei Belgrad und die Flaſche neben ihm. Wart! Ich will dich aufkitzeln." — Und hiermit legte er unverzüglich ſeine



Kuchenreuterſche Flinte an den Kopf, und ſchoß die volle Ladung oben in den Wipfel des Baumes. Ein Hagel von Eicheln, Zweigen und Blättern fiel herab auf den Schläfer, erweckte und brachte ihn, da er ſelbſt fürchtete, die Zeit beinahe verſchlafen zu haben, dermaßen geſchwind auf die Beine, daß er mit ſeiner Flaſche und einem eigenhändigen Billet von Maria Thereſia um 59½ Minuten auf vier Uhr vor des Sultans Cabinette anlangte. Das war ein Gaudium! Ei, wie ſchlürfte das großherrliche Leckermaul! — „Münchhauſen,“ ſprach er, „Ihr müßt es mir nicht übel nehmen, wenn ich dieſe Flaſche für mich allein behalte. Ihr ſteht in Wien beſſer als ich! Ihr werdet ſchon an noch mehr zu kommen wiſſen.“ —

Hiermit ſchloß er die Flaſche in ſein Schränkchen, ſteckte den Schlüſſel in die Hoſentaſche, und klingelte nach dem Schatzmeiſter. — O welch ein angenehmer Silberton meinen Ohren! — „Ich muß Euch nun die Wette bezahlen. — Hier!“ — ſprach er zum Schatzmeiſter, der ins Zimmer trat — „laßt meinem Freunde Münchhauſen ſo viel aus der Schatzkammer verabfolgen, als der ſtärkſte Kerl wegzutragen vermag.“ Der Schatzmeiſter neigte ſich vor ſeinem Herrn mit der Naſe bis zur Erde, mir aber ſchüttelte der Groß-Sultan ganz treuherzig die Hand, und ſo ließ er uns beide gehen.

Ich ſäumte nun, wie Sie denken können, meine Herren, keinen Augenblick, die erhaltene Aſſignation geltend zu machen, ließ meinen Starken mit ſeinem langen hänfenen Stricke kommen, und verfügte mich in die Schatzkammer. Was da mein Starker, nachdem er ſein Bündel geſchnürt hatte, übrig ließ, das werden Sie wohl ſchwerlich holen wollen. Ich eilte mit meiner Beute geraden Weges nach dem Hafen, nahm dort das größte Laſtſchiff, das zu bekommen war, in Beſchlag, und ging wohlbepackt mit meiner ganzen Dienerſchaft unter Segel, um meinen Fang in Sicherheit zu bringen, ehe was Widriges dazwiſchen kam.

Was ich befürchtet hatte, das geſchah. Der Schatzmeiſter hatte Thür und Thor von der Schatzkammer offen gelaſſen — und freilich war's nicht groß mehr nöthig, ſie zu verſchließen — war über Hals und Kopf zum Groß-Sultan gelaufen, und hatte ihm Bericht abgeſtattet, wie vollkommen wohl ich ſeine Aſſignation genutzt hatte. Das war denn nun dem Groß-Sultan nicht wenig vor den Kopf gefahren. Die Reue über ſeine Uebereilung konnte nicht lange ausbleiben. Er hatte daher gleich dem Groß-Admiral befehlen, mit der ganzen Flotte hinter mir her zu eilen, und mir zu inſinuiren, daß wir ſo nicht gewettet hätten. Als ich daher noch nicht zwei Meilen weit in die See war, ſo ſah ich ſchon die ganze türkiſche Kriegsflotte mit vollen Segeln hinter mir herkommen, und ich muß geſtehen, daß mein Kopf, der kaum wieder feſt geworden war, nicht wenig von neuem anfing zu wackeln. Allein nun war mein Windmacher bei der Hand und ſprach: „Laſſen ſich Ihro Excellenz nicht bange ſeyn!“ Er trat hierauf auf das Hinterverdeck meines Schiffes, ſo daß ſein eines Naſenloch nach der türkiſchen Flotte, das andere aber auf unſere Segel gerichtet war, und blies eine ſo hinlängliche Portion Wind, daß die Flotte an Maſten, Segel- und Tauwerk gar übel zugerichtet, nicht nur bis in den Hafen zurückgetrieben, ſondern auch mein Schiff in wenigen Stunden glücklich nach Italien getrieben ward.

Von meinem Schatze kam mir jedoch wenig zu gute. Denn in Italien iſt, trotz der Ehrenrettung des Herrn Bibliothekar Jagemann in Weimar*), Armuth und Bettelei ſo groß, und die Polizei ſo ſchlecht, daß ich erſtlich, weil ich vielleicht eine allzu gutwillige Seele bin, den größten Theil an die Straßenbettler ausſpenden mußte. Der Reſt aber wurde mir auf meiner Reiſe nach Rom, auf der geheiligten Flur von Lorette, durch eine Bande Straßenräuber abgenommen. Das Gewiſſen wird dieſe Herren nicht ſehr darüber beunruhigt haben; denn ihr Fang war noch immer ſo anſehnlich, daß um den tauſendſten Theil die ganze honette Geſellſchaft ſowohl für ſich, als ihre Erben und Erbnehmer, auf alle vergangene und zukünftige Sünden vollkommenen Ablaß, ſelbſt aus der erſten und beſten Hand in Rom, dafür erkaufen konnte. —

Nun aber, meine Herren, iſt in der That mein Schlafſtündchen da. Schlafen Sie wohl!

---

*) S. deutſches Muſeum 1786.

Siebentes See-Abentheuer,

nebſt authentiſcher Lebensgeſchichte eines Partiſans, der nach der Entfernung des Barons als Sprecher auftritt.

Nach Endigung des vorigen Abentheuers ließ ſich der Baron nicht länger halten, ſondern brach wirklich auf, und verließ die Geſellſchaft in der beſten Laune. Doch verſprach er erſt die Abentheuer ſeines Vaters, auf die ſeine Zuhörer noch immer ſpannten, ihnen nebſt manchen andern merkwürdigen Anekdoten bei der erſten beſten Gelegenheit zu erzählen.

Als ſich nun Jedermann nach ſeiner Weiſe über die Unterhaltung herausließ, die er ſo eben verſchafft hatte, ſo bemerkte einer von der Geſellſchaft, ein Partiſan des Barons, der ihn auf ſeiner Reiſe in die Türkei begleitet hatte, daß unweit Conſtantinopel ein ungeheuer großes Geſchütz befindlich ſey, deſſen der Baron Tott in ſeinen neulich herausgekommenen Denkwürdigkeiten ganz beſonders erwähnt. Was er davon meldet, iſt, ſo viel ich mich erinnere, Folgendes:

„Die Türken hatten unweit der Stadt über der Citadelle auf dem Ufer des berühmten Fluſſes Simois ein ungeheures Geſchütz aufgepflanzt. Daſſelbe war ganz aus Kupfer gegoſſen, und ſchoß eine Marmorkugel wenigſtens eilfhundert Pfund an Gewicht. Ich hatte große Luſt, ſagt Tott, es abzufeuern, um erſt aus ſeiner Wirkung gehörig zu urtheilen. Alles Volk um mich her zitterte und bebte, weil es ſich verſichert hielt, daß Schloß und Stadt davon über den Haufen ſtürzen würden. Endlich ließ doch die Furcht ein wenig nach, und ich bekam Erlaubniß, das Geſchütz abzufeuern. Es wurden nicht weniger als dreihundert und dreißig Pfund Pulver dazu erfordert, und die Kugel wog, wie ich vorhin ſagte, eilfhundert Pfund. Als der Kanonier mit dem Zünder ankam, zog ſich der Haufen, der mich umgab, ſo weit zurück, als er konnte: Mit genauer Noth überredete ich den Baſſa, der aus Beſorgniß herzukam, daß keine Gefahr zu beſorgen ſey. Selbſt

dem

dem Kanonier, der es nach meiner Anweiſung abfeuern ſollte, klopfte vor Angſt das Herz. Ich nahm meinen Platz in einer Mauerſchanze hinter dem Geſchütz, gab das Zeichen und fühlte einen Stoß, wie von einem Erdbeben. In einer Entfernung von dreihundert Klaftern zerſprang die Kugel in drei Stücke; dieſe flogen über die Meerenge, prallten von dem Waſſer empor an die gegenſeitigen Berge, und ſetzten den ganzen Kanal, ſo breit er war, in einen Schaum."

Dieß, meine Herren, iſt, ſo viel ich mich erinnere, Baron Tott's Nachricht von der größten Kanone in der bekannten Welt. Als nun der Herr von Münchhauſen und ich jene Gegend beſuchten, wurde die Abfeuerung dieſes ungeheuren Geſchützes durch den Baron Tott uns als ein Beiſpiel der außerordentlichen Herzhaftigkeit dieſes Herrn erzählt.

Mein Gönner, der es durchaus nicht vertragen konnte, daß ein Franzoſe ihm etwas zuvor gethan haben ſollte, nahm eben dieſes Geſchütz auf ſeine Schulter, ſprang, als er's in ſeine eigentliche wagerechte Lage gebracht hatte, geraden Weges ins Meer, und ſchwamm damit an die gegen-

ſeitige Küſte. Von dort aus verſuchte er ungl
licher Weiſe die Kanone auf ihre vorige Stelle
rück zu werfen. Ich ſage, unglücklicher We
denn ſie glitt ihm ein wenig zu früh aus der Ha
gerade als er zum Wurf ausholte. Hierdurch
ſchah es denn, daß ſie mitten in den Kanal
wo ſie nun noch liegt, und wahrſcheinlich bis
den jüngſten Tag liegen bleiben wird.

Dieß meine Herren, war es eigentlich, wo
es der Herr Baron bei dem Groß-Sultan
und gar verdarb. Die Schatz-Hiſtorie, der
vorhin ſeine Ungnade beimaß, war längſt ver
ſen: denn der Groß-Sultan hat ja genug ei
nehmen, und konnte ſeine Schatzkammer bald
der füllen. Auch befand der Herr Baron,
eine eigenhändige Wiedereinladung des Groß-
tans, ſich erſt jetzt zum letzten Male in der Tür
und wäre vielleicht wohl noch da, wenn der
luſt dieſes berüchtigten Geſchützes den grauſa
Türken nicht ſo aufgebracht hätte, daß er nun
widerruflich den Befehl gab, dem Baron den
abzuſchlagen.

Eine gewiſſe Sultanin aber, ve welche
ein großer Liebling geworden war, gab ihm

nur unverzüglich von dieſem blutgierigen Vorhaben Nachricht, ſondern verbarg ihn auch ſo lange in ihrem eigenen Gemache, als der Officier, dem die Execution aufgetragen war, mit ſeinen Helfershelfern nach ihm ſuchte. In der nächſtfolgenden Nacht flüchteten wir an den Bord eines nach Venedig beſtimmten Schiffes, welches gerade im Begriff war, unter Segel zu gehen, und kamen glücklich davon.

Dieſer Begebenheit erwähnt der Baron nicht gern, weil ihm da ſein Verſuch mißlang, und er noch dazu um ein Haar ſein Leben oben drein verloren hätte. Da ſie gleichwohl ganz und gar nicht zu ſeiner Schande gereicht, ſo pflege ich ſie wohl bisweilen hinter ſeinem Rücken zu erzählen.

Nun, meine Herren, kennen Sie insgeſammt den Herrn Baron von Münchhauſen, und werden hoffentlich an ſeiner Wahrhaftigkeit im mindeſten nicht zweifeln. Damit Ihnen aber auch kein Zweifel gegen die meinige zu Kopfe ſteige, ein Umſtand, den ich ſo ſchlechtweg eben nicht vorausſetzen mag, ſo muß ich Ihnen doch ein wenig ſagen, wer ich bin.

Mein Vater, oder wenigſtens derjenige, welcher dafür gehalten wurde, war von Geburt ein Schweizer, aus Bern. Er führte daſelbſt eine Art von Oberaufſicht über Straßen, Alleen, Gaſſen und Brücken. Dieſe Beamten heißen dort zu Lande — hm! — Gaſſenkehrer. Meine Mutter war aus den ſavoyiſchen Gebirgen gebürtig, und trug einen überaus ſchönen großen Kropf am Halſe, der bei den Damen jener Gegend etwas ſehr Gewöhnliches iſt. Sie verließ ihre Aeltern ſehr jung, und ging ihrem Glücke in eben der Stadt nach, wo mein Vater das Licht der Welt erblickt hatte. So lange ſie noch ledig war, gewann ſie ihren Unterhalt durch allerlei Liebeswerke an unſerm Geſchlecht. Denn man weiß, daß ſie es niemals abſchlug, wenn man ſie um eine Gefälligkeit anſprach, und beſonders ihr mit gehöriger Höflichkeit in der Hand zuvorkam.

Dieſes liebenswürdige Paar begegnete einander von ungefähr auf der Straße, und da ſie beiderſeits ein wenig berauſcht waren, ſo taumelten ſie gegen einander, und taumelten ſich alle beide über den Haufen. Wie ſich nun bei dieſer Gelegenheit ein Theil immer noch unnützer machte, als der andere, und das Ding zu laut wurde, ſo wurden ſie alle beide erſt in die Schaarwache, hernach aber in das Zuchthaus geſchleppt. Hier ſahen ſie bald die Thorheit ihrer Zänkerei ein, machten alles wieder gut, verliebten ſich und heiratheten einander. Da aber meine Mutter zu ihren alten Streichen zurückkehrte, ſo trennte mein Vater, der gar hohe Begriffe von Ehre hatte, ſich ziemlich bald von ihr, und wies ihr die Revenuen von einem Tragkorbe zu ihrem künftigen Unterhalte an. Sie vereinigte ſich hierauf mit einer Geſellſchaft, die mit einem Puppenſpiel umherzog. Mit der Zeit führte ſie das Schickſal nach Rom, wo ſie eine Auſtern-Bude hielt.

Sie haben unſtreitig insgeſammt von dem Papſt Ganganelli, oder Clemens XIV., und wie gern dieſer Herr Auſtern aß, gehört. Eines Freitags, als derſelbe in großem Pompe nach der St. Peters-Kirche zur hohen Meſſe durch die Stadt zog, ſah er meiner Mutter Auſtern (welche, wie ſie mir oft erzählt hat, ausnehmend ſchön und friſch waren), und konnte unmöglich vorüberziehen, ohne ſie zu verſuchen. Nun waren zwar mehr als fünfhundert Perſonen in ſeinem Gefolge; nichts deſtoweniger aber ließ er ſogleich alles ſtill halten, und in der Kirche ſagen, er könnte vor Morgen das Hochamt nicht halten. Sodann ſprang er vom Pferde — denn die Päpſte reiten allemal bei ſolchen Gelegenheiten — ging in meiner Mutter Laden, aß erſt alles auf, was von Auſtern daſelbſt vorhanden war, und ſtieg hernach mit ihr in den Keller hinab, wo ſie noch mehr hatte. Dieſes unterirdiſche Gemach war meiner Mutter Küche, Viſitenſtube und Schlafkammer zugleich. Hier gefiel es ihm ſo wohl, daß er alle ſeine Begleiter fortſchickte. Kurz, Seine Heiligkeit brachten die ganze Nacht dort mit meiner Mutter zu. Ehe Dieſelben am andern Morgen wieder fortgingen, ertheilten Sie ihr vollkommenen Ablaß nicht allein für jede Sünde, die ſie ſchon auf ſich hatte, ſondern auch für alle diejenigen, womit ſie ſich etwa künftig noch zu befaſſen Luſt haben möchte.

Nun, meine Herren, habe ich darauf das Ehrenwort meiner Mutter — und wer könnte wohl eine ſolche Ehre bezweifeln? — daß ich die Frucht jener Auſternnacht bin.

Fortgeſetzte
Erzählung des Freiherrn.

Der Baron wurde, wie man ſich leicht vorſtellen kann, bei jeder Gelegenheit gebeten, ſeinem Verſprechen gemäß in der Erzählung ſeiner eben ſo lehrreichen als unterhaltenden Abentheuer fortzufahren; allein geraume Zeit waren alle Bitten vergebens. Er hatte die ſehr löbliche Gewohnheit, nichts gegen ſeine Laune zu thun, und die noch löblichere, durch nichts von dieſem Grundſatze ſich abbringen zu laſſen. Endlich aber erſchien der lang gewünſchte Abend, an dem ein heiteres Lächeln, mit dem er die Aufforderungen ſeiner Freunde anhörte, die ſichere Vorbedeutung gab, daß ſein Genius ihm gegenwärtig ſey, und ihre Hoffnungen erfüllen werde.

„Conticuere omnes. intentique ora tenebant“*) und Münchhauſen begann vom hochbepolſterten Sopha:

Während der letzten Belagerung von Gibraltar ſegelte ich mit einer Proviant-Flotte unter Lord Rodney's Commando nach dieſer Feſtung, um meinen alten Freund, den General Elliot, zu beſuchen, der durch die ausgezeichnete Vertheidigung dieſes Platzes ſich Lorbeeren erworben hat, die nie verwelken können. Sobald die erſte Hitze der Freude, die immer mit dem Wiederſehen alter Freunde verbunden iſt, ſich etwas abgekühlt hatte, ging ich in Begleitung des Generals in der Feſtung umher, um den Zuſtand der Beſatzung und die Anſtalten des Feindes kennen zu lernen. Ich hatte aus London ein ſehr vortreffliches Spiegelteleſcop, das ich von Dollend gekauft hatte, mitgebracht. Durch Hülfe deſſelben fand ich, daß der Feind gerade im Begriff war, einen Sechsunddreißigpfünder nach dem Fleck abzufeuern, auf dem wir ſtanden. Ich ſagte dieß dem Generale; er ſah auch durch das Perſpectiv, und fand meine Muthmaßung richtig.

---

*) Alle ſchwiegen und lauſchten mit unverwendeten Blicken.

Virgil.

Auf ſeine Erlaubniß ließ ich ſogleich einen Achtundvierzigpfünder von der nächſten Batterie bringen, und richtete ihn — denn was Artillerie betrifft, habe ich, ohne mich zu rühmen, meinen Meiſter noch nicht gefunden — ſo genau, daß ich meines Zieles vollkommen gewiß war.

Nun beobachtete ich die Feinde auf das ſchärfſte, bis ich ſah, daß ſie die Zündruthe an das Zündloch ihres Stückes legten, und in demſelben Augenblick gab ich das Zeichen, daß unſere Kanone gleichfalls abgefeuert werden ſollte. Ungefähr auf der Mitte des Weges ſchlugen die beiden Kugeln mit fürchterlicher Stärke gegen einander, und die Wirkung davon war erſtaunend. Die feindliche Kugel prallte mit ſolcher Heftigkeit zurück, daß ſie nicht nur dem Mann, der ſie abgeſchoſſen hatte, rein den Kopf wegnahm, ſondern auch noch ſechszehn andere Köpfe vom Rumpfe ſchnellte, die ihr auf ihrem Fluge nach der afrikaniſchen Küſte im Wege ſtanden. Ehe ſie aber nach der Barbarei kam, fuhr ſie durch die Hauptmaſte von drei Schiffen, die eben in einer Linie hintereinander im Hafen lagen, und dann flog ſie noch gegen zweihundert engliſche Meilen in das Land hinein, ſchlug zuletzt durch das Dach einer Bauernhütte, brachte ein altes Mütterchen, die mit offenem Munde auf dem Rücken lag und ſchlief, um die wenigen Zähne, die ihr noch übrig waren, und blieb endlich in der Kehle des armen Weibes ſtecken. Ihr Mann, der bald darauf nach Hauſe kam, verſuchte die Kugel herauszuziehen; da er dieß aber unmöglich fand, ſo entſchloß er ſich kurz, und ſtieß ſie ihr mit einem Rammer in den Magen hinunter, aus dem ſie dann auf dem natürlichen Wege unterwärts abging.

Unſere Kugel that vortreffliche Dienſte; ſie trieb nicht nur die andere auf die eben beſchriebene Weiſe zurück, ſondern ſetzte auch, meiner Abſicht gemäß, ihren Weg fort, hob dieſelbe Kanone, die gerade gegen uns gebraucht worden war, von der Laffette, und warf ſie mit ſolcher Heftigkeit in den Kielraum eines Schiffes, daß ſie ſogleich den Boden deſſelben durchſchlug. Das Schiff ſchöpfte Waſſer, und ſank mit tauſend ſpaniſchen Matroſen, und einer beträchtlichen Anzahl Soldaten, die ſich auf demſelben befanden, unter. — Dieß war gewiß eine höchſt außerordentliche That. Ich verlange indeß keines Weges ſie ganz auf die Rechnung meines Verdienſtes zu ſetzen. Meiner Klugheit kömmt freilich die Ehre der erſten Erfindung zu, aber der Zufall unterſtützte ſie einigermaßen. Ich fand nämlich nachher, daß unſer Achtundvierzigpfünder durch ein Verſehen auf eine doppelte Portion Pulver geſetzt war, wodurch allein ſeine unerwartete Wirkung, vorzüglich in Bezug auf die zurückgeworfene feindliche Kugel, begreiflich wird.

General Elliot bot mir für dieſen ausnehmenden Dienſt eine Officierſtelle an; ich lehnte aber alles ab, und begnügte mich mit ſeinem Danke, den er mir denſelben Abend an der Tafel in Gegenwart aller Officiere auf die ehrenvollſte Weiſe abſtattete.

Da ich ſehr für die Engländer eingenommen bin, weil ſie unſtreitig ein vorzüglich braves Volk ſind, ſo machte ich mir es zum Geſetz, die Feſtung nicht zu verlaſſen, bis ich ihnen noch einen Dienſt würde geleiſtet haben, und in ungefähr drei Wochen bot ſich mir eine gute Gelegenheit dazu dar. Ich kleidete mich wie ein katholiſcher Prieſter, ſchlich mich um ein Uhr des Morgens aus der

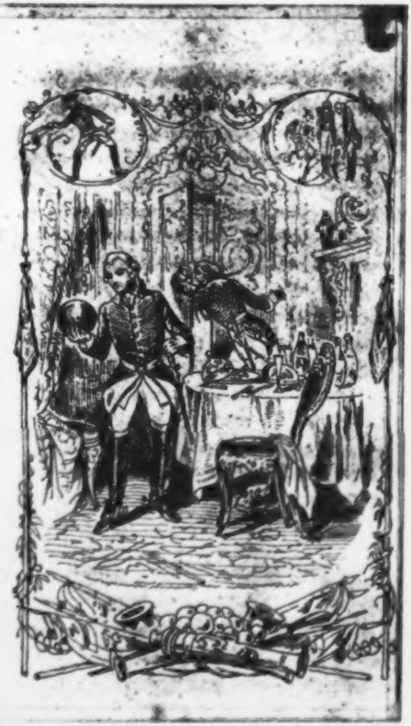
Feſtung weg, und kam glücklich durch die Linien der Feinde mitten in ihrem Lager an. Dort ging ich in das Zelt, in welchem der Graf von Artois mit dem erſten Befehlshaber und verſchiedenen anderen Officieren einen Plan entwarfen, die Feſtung den nächſten Morgen zu ſtürmen. Meine Verkleidung war mein Schutz. Niemand wies mich zurück, und ich konnte ungeſtört alles anhören, was vorging. Endlich begaben ſie ſich zu Bette, und nun fand ich das ganze Lager, ſelbſt die Schildwachen, in dem tiefſten Schlafe begraben. Sogleich fing ich meine Arbeit an, hob alle ihre Kanonen, über dreihundert Stück, von den Achtundvierzigpfündern bis zu den Vierundzwanzigpfündern herunter von den Laffetten, und warf ſie drei Meilen weit in die See hinaus. Da ich ganz und gar keine Hülfe hatte, ſo war dieß das ſchwerſte Stück Arbeit, das ich je unternommen hatte, eines etwa ausgenommen, das, wie ich höre, Ihnen neulich in meiner Abweſenheit einer meiner Bekannten zu erzählen für gut fand, da ich nämlich mit dem ungeheuren von dem Baron von Tott beſchriebenen türkiſchen Geſchütze an das gegenſeitige Ufer des Meeres ſchwamm.

Sobald ich damit fertig war, ſchleppte ich alle Laffetten und Karren in die Mitte des Lagers, und damit das Raſſeln der Räder kein Geräuſch machen möchte, ſo trug ich ſie paarweiſe unter den Armen zuſammen. — Ein herrlicher Haufen war es, wenigſtens ſo hoch, als der Felſen von Gibraltar. — Dann ſchlug ich mit dem abgebrochenen Stücke eines eiſernen Achtundvierzigpfünders an einen Kieſel, der zwanzig Fuß unter der Erde in einer noch von den Arabern gebaueten Mauer ſteckte, Feuer, zündete eine Lunte an, und ſetzte den ganzen Haufen in Brand. Ich vergaß, Ihnen zu ſagen, daß ich erſt noch obenauf alle Kriegsvorraths-Wagen geworfen hatte.

Was am brennbarſten war, hatte ich klüglich unten hingelegt, und ſo war nun in einem Augenblick alles eine lichterlohe Flamme. Um allem Verdachte zu entgehen, war ich einer der erſten, der Lärm machte. Das ganze Lager gerieth, wie Sie ſich vorſtellen können, in das ſchrecklichſte Erſtaunen, und der allgemeine Schluß war, daß die Schildwachen beſtochen, und ſieben oder acht Regimenter aus der Feſtung zu dieſer gräulichen Zerſtörung ihrer Artillerie gebraucht worden wären.

Herr Drinkwater erwähnt in ſeiner Geſchichte dieſer berühmten Belagerung eines großen Verluſtes, den die Feinde durch einen im Lager entſtandenen Brand erlitten hätten, weiß aber im geringſten nicht die Urſache deſſelben anzugeben. Und das konnte er auch nicht: denn ich entdeckte die Sache noch keinem Menſchen (obgleich ich allein durch die Arbeit dieſer Nacht Gibraltar rettete), ſelbſt dem General Elliot nicht. Der Graf von Artois lief nebſt allen ſeinen Leuten im erſten Schrecken davon, und ohne einmal ſtille zu halten, liefen ſie ungefähr vierzehn Tage in einem fort, bis ſie Paris erreichten. Auch machte die Angſt, die ſich ihrer bei dieſem fürchterlichen Brande bemächtigt hatte, daß ſie drei Monate nicht im Stande waren, die geringſte Erfriſchung zu genießen; ſondern cameleonmäßig bloß von der Luft lebten.

Etwa zwei Monate, nachdem ich den Belagerten dieſen Dienſt gethan hatte, ſaß ich eines Morgens mit dem General Elliot beim Frühſtück, als auf einmal eine Bombe (denn ich hatte nicht Zeit ihre Mörſer ihren Kanonen nachzuſchicken) in das Zimmer flog und auf den Tiſch niederfiel. Der General, wie faſt jeder gethan haben würde,



[illegible]

verließ das Zimmer augenblicklich, ich aber nahm die Bombe ehe ſie ſprang, und trug ſie auf die Spitze des Felſens. Von hieraus ſah ich auf einem Hügel der Seeküſte, unweit des feindlichen Lagers, eine ziemliche Menge Leute, konnte aber mit bloßen Augen nicht entdecken, was ſie vorhatten. Ich nahm alſo mein Teleſcop zu Hülfe, und fand nun, daß zwei von unſeren Officieren, einer ein General, und der andere ein Oberſter, die noch den vorigen Abend mit mir zugebracht, und ſich um Mitternacht als Spione in das Spaniſche Lager geſchlichen hatten, dem Feinde in die Hände gefallen waren, und eben gehängt werden ſollten.

Die Entfernung war zu groß, als daß ich die Bombe aus freier Hand hätte hinwerfen können. Glücklicher Weiſe fiel mir bei, daß ich die Schleuder in der Taſche hatte, die David weiland ſo vortheilhaft gegen den Rieſen Goliath gebrauchte. Ich legte meine Bombe hinein, und ſchleuderte ſie ſogleich mitten in den Kreis. So wie ſie niederfiel, ſprang ſie auch, und tödtete alle Umſtehenden, ausgenommen die beiden engliſchen Officiere, die zu ihrem Glücke gerade in die Höhe gezogen waren. Ein Stück der Bombe flog indeſſen gegen den Fuß des Galgens, der dadurch ſogleich umfiel. Unſere beiden Freunde fühlten kaum terra firma, als ſie ſich nach dem Grunde dieſer unerwarteten Kataſtrophe umſahen, und da ſie fanden, daß Wache, Henker und alles den Einfall gekriegt hatte, zuerſt zu ſterben, ſo machten ſie ſich einander von ihren unbehaglichen Stricken los, liefen nach dem See-Ufer, ſprangen in ein Spaniſches Boot, und nöthigten die beiden Leute, die darin waren, ſie nach einem unſerer Schiffe zu rudern.

Wenige Minuten nachher, da ich gerade dem General Elliot die Sache erzählte, kamen ſie glücklich an, und nach gegenſeitigen Erklärungen und Glückwünſchen, feierten wir dieſen merkwürdigen Tag auf die froheſte Art von der Welt.

Sie wünſchen alle, meine Herren, ich ſehe es Ihnen an den Augen an, zu hören, wie ich an einen ſo großen Schatz, als die gedachte Schleuder war, gekommen ſey. Wohl! die Sache hängt ſo zuſammen. Ich ſtamme, müſſen Sie wiſſen, von der Frau des Urias ab, mit der David bekanntlich in ſehr enger Verbindung lebte. Mit der Zeit aber, — wie dieß manchmal der Fall iſt — wurden Seine Majeſtät merklich kälter gegen die Gräfin, denn dazu wurde ſie im erſten Vierteljahre nach ihres Mannes Tode gemacht. Sie zankten ſich einmal über einen ſehr wichtigen Punkt, nämlich über den Fleck, wo Noah's Arche gebaut wurde, und wo ſie nach der Sündfluth ſtehen blieb. Mein Stammvater wollte für einen großen Alterthumskundigen gelten, und die Gräfin war Präſidentin einer hiſtoriſchen Societät. Dabei hatte er die Schwäche mehrerer großen Herren und faſt aller kleinen Leute, er konnte keinen Widerſpruch ertragen, und ſie hatte den Fehler ihres Geſchlechts, ſie wollte in allen Dingen Recht behalten; kurz es erfolgte eine Trennung.

Sie hatte ihn oft von jener Schleuder, als einem ſehr großen Schatze, ſprechen hören, und fand für gut, ſie, zum Andenken wahrſcheinlich, mitzunehmen. Ehe ſie aber noch aus ſeinen Staaten war, wurde die Schleuder vermißt, und nicht weniger als ſechs Mann von der Leibwache des Königs ſetzten ihr nach. Sie bediente ſich indeß des mitgenommenen Inſtruments ſo gut, daß ſie einen ihrer Verfolger, der ſich durch ſeinen Dienſteifer vielleicht heben wollte, und daher etwas vor den andern voraus war, gerade auf den Fleck traf, wo Goliath ſeine tödtliche Quetſchung gekriegt hatte. Als ſeine Gefährten ihn todt zur Erde ſtürzen ſahen, hielten ſie es nach langer weiſer Ueberlegung für das Beſte, dieſen neu eingetretenen Umſtand für's erſte gehörigen Orts zu melden, und die Gräfin hielt es für das Beſte, mit untergelegten Pferden ihre Reiſe nach Aegypten fortzuſetzen, wo ſie ſehr angeſehene Freunde am Hofe hatte. —

Ich hätte Ihnen vorher ſchon ſagen ſollen, daß ſie von mehreren Kindern, die Seine Majeſtät mit ihr zu zeugen geruhet hatten, bei ihrer Entfernung einen Sohn, der ihr Liebling war, mit ſich nahm. Da dieſem das fruchtbare Aegypten noch einige Geſchwiſter gab, ſo vermachte ſie ihm durch einen beſonderen Artikel ihres Teſtamentes die berühmte Schleuder, und von ihm kam ſie meiſt gerader Linie endlich auf mich.

Einer ihrer Beſitzer, mein Ur-Ur-Großvater, der vor ungefähr zweihundert und funfzig Jahren lebte, wurde bei einem Beſuche, den er in England machte, mit einem Dichter bekannt, der zwar nichts weniger als Plagiarius, aber ein deſto gröſterer Wilddieb war, und Shakeſpeare hieß. Dieſer Dichter, in deſſen Schriften jetzt, zur Wiedervergeltung vielleicht, von Engländern und Deutſchen abſcheulich gewilddiebt wird, borgte manchmal dieſe Schleuder, und tödtete damit ſo viel von Sir Thomas Lucy's Wildpret, daß er mit genauer Noth dem Schickſale meiner zwei Freunde zu Gibraltar entging. Der arme Mann wurde ins Gefängniß geworfen, und mein Aeltervater bewirkte ſeine Freiheit auf eine ganz beſondere Art.

Die Königin Eliſabeth, die damals regierte, wurde, wie Sie wiſſen, in ihren letzten Jahren ihrer ſelbſt überdrüſſig. Ankleiden, Auskleiden, Eſſen, Trinken und manches andere, was ich nicht zu nennen brauche, machten ihr das Leben zur unerträglichen Laſt. Mein Aeltervater ſetzte ſie in den Stand, alles dieß nach ihrer Willkür ohne oder durch einen Stellvertreter zu thun. Und was meinen Sie, was er für dieſes ganz unvergleichliche Meiſterſtück magiſcher Kunſt ſich ausbat? — Shakeſpeare's Freiheit. — Weiter konnte ihm die Königin nicht das Geringſte aufdringen. Die ehrliche Haut hatte dieſen großen Dichter ſo lieb gewonnen, daß er gern von der Anzahl ſeiner Tage etwas abgegeben hätte, um das Leben ſeines Freundes zu verlängern.

Uebrigens kann ich Ihnen, meine Herren, verſichern, daß die Methode der Königin Eliſabeth, gänzlich ohne Nahrung zu leben, ſo originell ſie auch war, bei ihren Unterthanen ſehr wenig Beifall gefunden hat, am wenigſten bei den beefeaters*), wie man ſie gewöhnlich noch heutiges Tages nennt. Sie überlebte aber auch ſelbſt ihre neue Sitte nicht über achtehalb Jahre.

Mein Vater, von dem ich dieſe Schleuder kurz vor meiner Reiſe nach Gibraltar geerbt habe, erzählte mir folgende merkwürdige Anekdote, die auch ſeine Freunde öfters von ihm gehört haben, und an deren Wahrheit Niemand zweifeln wird, der den ehrlichen Alten gekannt hat. „Ich hielt mich,“ ſagte er, „bei meinen Reiſen geraume Zeit in England auf, und ging einſtens an dem Ufer der See unweit Harwich ſpazieren. Plötzlich kam ein grimmiges Seepferd in äußerſter Wuth auf mich los.

---

*) Rindfleiſch-Eſſer. Ein Name, der — nicht ſelten von ſolchen, die gerne Rindfleiſch eſſen, und aus ökonomiſchen Gründen nicht dürfen — der Königlichen Garde gegeben wird.

Ich hatte nichts als die Schleuder bei mir, mit der ich dem Thiere ſo geſchickt zwei Kieſelſteine gegen den Kopf warf, daß ich mit jedem ein Auge des Ungeheuers einſchlug. Darauf ſtieg ich auf ſeinen Rücken, und trieb es in die See; denn in demſelben Augenblick, in dem es ſein Geſicht verlor, verlor es auch ſeine Wildheit, und wurde ſo zahm als möglich. Meine Schleuder legte ich ihm ſtatt des Zaumes in den Mund, und ritt es nun mit der größten Leichtigkeit durch den Ocean hin.

In weniger als drei Stunden kamen wir beide an dem entgegengeſetzten Ufer an, welches doch immer eine Strecke von ungefähr dreißig Seemeilen iſt. Zu Helvoetſluys verkaufte ich es für ſiebenhundert Ducaten an den Wirth zu den drei Kelchen, der es als ein äußerſt ſeltenes Thier ſehen ließ, und ſich ſchönes Geld damit machte." — Jetzt findet man eine Abbildung davon im Büffon. — „So ſonderbar die Art meiner Reiſe war," fuhr mein Vater fort, „ſo waren doch die Bemerkungen und Entdeckungen, die ich auf derſelben machte, noch viel außerordentlicher."

„Das Thier, auf deſſen Rücken ich ſaß, ſchwamm nicht, ſondern lief mit unglaublicher Geſchwindigkeit auf dem Grunde des Meeres weg, und trieb Millionen von Fiſchen vor ſich her, von denen viele ganz verſchieden von den gewöhnlichen waren. Einige hatten den Kopf in der Mitte des Leibes, andere an der Spitze des Schwanzes. Einige ſaßen in einem großen Zirkel beiſammen, und ſangen unausſprechlich ſchöne Chöre; andere bauten aus bloßem Waſſer die prächtigſten durchſichtigen Gebäude auf, die mit coloſſalen Säulen umgeben waren, in welchen eine Materie, die ich für nichts anders, als für das reinſte Feuer halten konnte, in den angenehmſten Farben, und in den reizendſten wellenförmigen Bewegungen hin und wieder lief. Verſchiedene Zimmer dieſer Gebäude waren auf eine ſehr ſinnreiche und bequeme Art zur Begattung der Fiſche eingerichtet; in andern wurde der zarte Laich gepflegt und gewartet, und eine Reihe weitläufiger Säle war zur Erziehung der jungen Fiſche beſtimmt. Das Aeußere der Methode, die hier beobachtet wurde — denn das Innere derſelben verſtand ich natürlicher Weiſe eben ſo wenig, als den Geſang der Vögel, oder die Dialogen der Heuſchrecken — hatte ſo auffallende Aehnlichkeit mit dem, was ich in meinem Alter in den ſo genannten Philantropinen und dergleichen Anſtalten eingeführt fand, daß ich ganz gewiß bin, einer ihrer angeblichen Erfinder hat eine der meinigen ähnliche Reiſe gemacht, und ſeine Ideen mehr aus dem Waſſer geholt, als aus der Luft gegriffen. Uebrigens ſehen Sie aus dem Wenigen, was ich Ihnen geſagt habe, daß noch manches ungenützt, noch manche Spekulation übrig iſt. — Doch ich fahre in meiner Erzählung fort.“

„Ich kam unter andern über eine ungeheure Gebirgskette hin, die wenigſtens ſo hoch war als die Alpen. An der Seite der Felſen war eine Menge großer Bäume von mannigfaltiger Art. Auf dieſen wuchſen Hummer, Krebſe, Auſtern, Kammauſtern, Muſcheln, Seeſchnecken u. ſ. w., von denen bisweilen ein einziges Stück eine Ladung für einen Frachtwagen war, und an der kleinſten hätte ein Laſtträger zu ſchleppen gehabt. — Alles, was von der Art an die Ufer geworfen, und auf unſeren Märkten verkauft wird, iſt elendes Zeug, das das Waſſer von den Aeſten abſchlägt, ungefähr ſo wie das kleine ſchlechte Obſt, das der Wind von den Bäumen herunter wehet. — Die Hummer-Bäume ſchienen am vollſten zu ſitzen: die Krebs- und Auſter-Bäume aber waren die größten. Die kleinen Seeſchnecken wachſen auf einer Art von Sträuchen, die immer an dem Fuß der Auſter-Bäume ſtehen, und ſich faſt ſo, wie der Epheu an der Eiche, an ihnen hinaufwinden.“

„Auch bemerkte ich eine ſehr ſonderbare Wirkung eines untergegangenen Schiffes. Dieß war, wie mir ſchien, gegen die Spitze eines Felſens, die nur drei Klafter unter der Oberfläche des Waſſers war, geſtoßen, und beim Sinken umgeſchlagen. Dadurch ſtürzte es auf einen großen Hummer-Baum, und ſtieß verſchiedene Hummer ab, die auf einen darunter ſtehenden Krebs-Baum fielen. Weil die Sache nun wahrſcheinlich im Frühjahr geſchah, und die Hummer noch ganz jung waren, ſo vereinigten ſie ſich mit den Krebſen, und brachten eine neue Frucht hervor, die mit beiden Aehnlichkeit hat. Ich verſuchte der Seltenheit wegen ein Stück davon mitzunehmen, aber theils war es mir zu beſchwerlich, theils wollte mein Pegaſus nicht gern ſtill halten, auch hatte ich ſchon über die Hälfte meines Weges zurückgelegt, und war gerade in einem Thale wenigſtens fünfhundert Klafter

ter unter der Meeresfläche, wo ich den Mangel der Luft allmählig etwas unbequem fand. Uebrigens war meine Lage auch in anderen Rückſichten nicht die angenehmſte. Ich begegnete von Zeit zu Zeit großen Fiſchen, die, ſo viel ich aus ihren offenen Rachen abnehmen konnte, eben nicht abgeneigt waren, uns beide zu verſchlingen. Nun war meine arme Roſinante blind, und es beruhte einzig auf meiner vorſichtigen Führung, daß ich den menſchenfeindlichen Abſichten dieſer hungrigen Herren entging. Ich galloppirte alſo weidlich zu, und ſuchte ſo bald wie möglich wieder trocknes Land zu gewinnen.

Als ich nun dem holländiſchen Ufer ziemlich nahe war, und das Waſſer über meinem Kopfe keine zwanzig Klafter mehr hoch ſeyn mochte, ſo kam es mir vor, als läge eine menſchliche Geſtalt in weiblicher Kleidung vor mir auf dem Sande. Ich glaubte einige Zeichen des Lebens an ihr zu bemerken, und als ich näher kam, ſah ich auch wirklich, daß ſie ihre Hand bewegte. Ich faßte dieſe an, und brachte die Perſon als eine anſcheinende Leiche mit mir an das Ufer. Ob man nun gleich damals in der Kunſt Todte zu erwecken noch nicht ſo weit gekommen war, daß man, ſo wie in unſern Tagen auf jeder Dorfſchenke eine Anweiſung vorfand, Ertrunkene wieder aus dem Reiche der Schatten zurück zu rufen, ſo gelang es doch den klugen und unermüdeten Bemühungen eines dortigen Apothekers, den kleinen Funken des Lebens, den er in dieſer Frau noch übrig fand, wieder anzufachen. Sie war die theure Hälfte eines Mannes, der ein nach Helvoetſluys gehöriges Schiff commandirte, und kurz vorher aus dem Hafen abgefahren war. Unglücklicher Weiſe hatte er in der Eile eine andere Perſon anſtatt ſeiner Frau mitgenommen. Dieß wurde ihr ſogleich von einer der wachſamen Schutzgöttinnen des häuslichen Friedens hinterbracht, und weil ſie feſt überzeugt war, daß die Rechte des Ehebettes zu Waſſer ſo gültig wären, als zu Lande, ſo fuhr ſie ihm wüthend von Eiferſucht in einem offenen Boote nach, und ſuchte, ſobald ſie auf das Oberlof ſeines Schiffes gekommen war, nach einer kurzen unüberſetzbaren Anrede ihre Gerechtſame auf eine ſo triftige Art zu beweiſen, daß ihr lieber Getreuer es für rathſam fand, ein Paar Schritte zurück zu thun. Die traurige Folge davon war, daß ihre knöcherne Rechte den Eindruck, der den Ohren ihres Mannes zugedacht war, auf die Wellen machte, und da dieſe noch nachgebender waren als er, ſo fand ſie erſt auf dem Grunde der See den Widerſtand, den ſie ſuchte. — Hier brachte mich nun mein Unſtern mit ihr zuſammen, um ein glückliches Paar auf Erden mehr zu machen.

Ich kann mir leicht vorſtellen, was für Segenswünſche mir ihr Herr Gemahl nachgeſchickt hat, als er bei ſeiner Rückkunft fand, daß ſein zärtliches Weibchen, durch mich gerettet, ſeiner harre. Indeß ſo ſchlimm auch immer der Streich ſeyn mag, den ich dem armen Teufel geſpielt habe, ſo war mein Herz doch außer aller Schuld. Der Beweggrund meiner Handlung war reine klare Menſchenliebe, obgleich, wie ich nicht läugnen kann, die Folgen davon für ihn ſchrecklich ſeyn mußten."

Und ſo weit, meine Herren, geht die Erzählung meines Vaters, an die ich durch die berühmte Schleuder erinnert wurde, die leider, nachdem ſie ſich ſo lange bei meiner Familie erhalten, und ihr viele wichtige Dienſte geleiſtet hatte, in dem Rachen des Seepferdes ihren Reſt gekriegt zu haben ſcheint. Wenigſtens habe ich den einzigen Gebrauch davon gemacht, den ich Ihnen erzählt habe, daß ich den Spaniern eine ihrer Bomben uneröffnet wieder zurückſchickte, und dadurch meine zwei Freunde vom Galgen rettete. Bei dieſer edlen Anwendung wurde meine Schleuder, die vorher ſchon etwas mürbe war, vollends aufgeopfert. Der größte Theil davon flog mit der Bombe weg, und das übrige kleine Stückchen, das mir in der Hand blieb, liegt jetzt in unſerem Familienarchiv, wo es nebſt mehreren wichtigen Alterthümern zum ewigen Andenken aufbewahrt wird.

Bald darauf verließ ich Gibraltar wieder, und kehrte nach England zurück. Dort begegnete mir einer der ſonderbarſten Streiche meines ganzen Lebens.

Ich mußte nach Wapping hinunter gehen, um verſchiedene Sachen einſchiffen zu ſehen, die ich einigen meiner Freunde in Hamburg ſchicken wollte, und als ich damit fertig war, nahm ich meinen Rückweg über den Tower Wharf. Es war Mittag: ich war ſchrecklich müde, und die Sonne wurde mir ſo läſtig, daß ich in eine von den Kanonen hineinkroch, um dort ein Bischen auszuruhen. Kaum war ich darin, ſo fiel ich auch ſogleich in den tiefſten Schlaf. Nun war es gerade der vierte Junius*), und um ein Uhr wurden alle Kanonen zum Andenken dieſes Tages abgefeuert. Sie waren am Morgen geladen, und da niemand mich hier vermuthen konnte, ſo wurde ich über die Häuſer an der entgegengeſetzten Seite des Fluſſes weg in den Hof eines Pächters zwiſchen Bermondſey und Deptford geſchoſſen. Hier fiel ich auf einen großen Heuhaufen nieder, und blieb — wie aus der großen Betäubung leicht begreiflich wird — ohne aufzuwachen liegen.

Ungefähr nach drei Monaten wurde das Heu ſo erſchrecklich theuer, daß der Pächter einen guten Schnitt zu machen dachte, wenn er jetzt ſeinen Vorrath losſchlüge. Der Haufen, auf dem ich lag, war der größte auf dem Hofe und hielt wenigſtens fünfhundert Fuder. Mit ihm wurde alſo bei dem Aufladen der Anfang gemacht. Durch das Lärmen der Leute, die ihre Leitern angelegt hatten, und auf den Haufen hinaufſteigen wollten, wachte ich auf. Noch halb im Schlaf, und ohne zu wiſſen, wo ich war, wollte ich weglaufen, und ſtürzte hinunter auf den Eigenthümer des Heues.

---

*) Der Geburtstag des regierenden Königs.

Ich ſelbſt litt durch dieſen Fall nicht den geringſten Schaden, der Pächter aber einen deſto größeren; er blieb todt unter mir liegen, denn ich hatte unſchuldiger Weiſe ihm das Genick gebrochen. Zu meiner großen Beruhigung hörte ich nachher, daß der Kerl ein abſcheulicher Jude war, der immer mit den Früchten ſeiner Ländereien ſo lange zurückhielt, bis erſt bittere Theurung einriß, und er mit übermäßigem Profit ſie verkaufen konnte, ſo daß alſo ſein gewaltſamer Tod für ihn gerechte Strafe, und für das Publikum wahre Wohlthat war.

Wie ſehr ich aber erſtaunte, als ich wieder völlig zu mir ſelbſt kam, und nach langem Beſinnen meine gegenwärtigen Gedanken an die anknüpfte, mit denen ich vor drei Monaten eingeſchlafen war, und wie groß die Verwunderung meiner Freunde in London war, als ich nach vielen vergeblichen Nachforſchungen auf einmal wieder erſchien, — das können Sie, meine Herren, ſich leicht vorſtellen.

Nun laſſen Sie uns erſt ein Gläschen trinken, und dann erzähle ich Ihnen noch ein Paar meiner See-Abentheuer.

Achtes See-Abentheuer.

Ohne Zweifel haben Sie von der letzten nördlichen Entdeckungsreiſe des Capitäns Phipps — gegenwärtigen Lords Mulgrave — gehört. Ich begleitete den Capitän — nicht als Officier, ſondern als Freund. — Da wir unter einen ziemlich hohen Grad nördlicher Breite gekommen waren, nahm ich mein Teleſcop, mit dem ich Sie bei der Geſchichte meiner Reiſe nach Gibraltar ſchon bekannt gemacht habe, und betrachtete die Gegenſtände, die ich nun um mich hatte. — Denn, im Vorbeigehen geſagt, ich halte es immer für gut, ſich von Zeit zu Zeit einmal umzuſehen, vorzüglich auf Reiſen.

Ungefähr eine halbe Meile von uns ſchwamm ein Eisgebirge, das weit höher als unſere Maſten war, und auf demſelben ſah ich zwei weiße Bären, die meiner Meinung nach in einem hitzigen Zweikampfe begriffen waren. Ich hing ſogleich mein Gewehr um, und machte mich zu dem Eiſe hin, fand aber als ich erſt auf den Gipfel deſſelben gekommen war, einen unausſprechlich mühſamen und gefahrvollen Weg. Oft mußte ich über ſchreckliche Abgründe ſpringen, und an andern Stellen war die Oberfläche ſo glatt wie ein Spiegel, ſo daß meine Bewegung ein beſtändiges Fallen und Aufſtehen war. Doch endlich kam ich ſo weit, daß ich die Bären erreichen konnte, und zugleich ſah ich auch, daß ſie nicht mit einander kämpften, ſondern nur ſpielten.

Ich überrechnete ſchon den Werth ihrer Felle — denn jeder war wenigſtens ſo groß als ein gut gemäſteter Ochſe; — allein indem ich eben mein Gewehr anlegen wollte, glitſchte ich mit dem rechten Fuße aus, fiel rückwärts nieder, und verlor durch die Heftigkeit des Schlages, den ich that, auf eine kleine halbe Stunde alles Bewußtſeyn. Stellen Sie ſich mein Erſtaunen vor, als ich erwachte, und fand, daß eins von den obengenannten Ungeheuern mich herum auf mein Geſicht gedreht hatte, und gerade den Bund meiner neuen ledernen Hoſe packte. Der obere Theil meines Leibes ſteckte unter ſeinem Bauche, und meine Beine ſtanden voraus. Gott weiß, wohin mich die Beſtie geſchleppt hätte; aber ich kriegte mein Taſchenmeſſer heraus — daſſelbe, was Sie hier ſehen — packte ſeinen linken Hinterfuß, und ſchnitt ihm drei von ſeinen Zehen ab. Nun ließ er mich ſogleich fallen, und brüllte fürchterlich. Ich nahm mein Gewehr auf, feuerte auf ihn, ſo wie er weglief, und plötzlich fiel er nieder. Mein Schuß hatte nun zwar eins von dieſen blutdürſtigen Thieren auf ewig eingeſchläfert, aber mehrere Tauſende, die in dem Umkreiſe von einer halben Meile auf dem Eiſe lagen und ſchliefen, aufgeweckt. Alle miteinander kamen ſpornſtreichs angelaufen.

Zeit war nicht zu verlieren; ich aber war verloren, oder ein ſchneller Einfall mußte mich retten. — Er kam. — Etwa in der Hälfte der Zeit, die ein geübter Jäger braucht, um einem Haſen den Balg abzuſtreifen, zog ich dem todten Bären ſeinen Rock aus, wickelte mich hinein, und ſteckte meinen Kopf gerade unter den ſeinigen. Kaum war ich fertig, ſo verſammelte ſich die ganze Heerde um mich herum. Mir wurde heiß und kalt unter meinem Pelze. Indeß meine Liſt gelang mir vortrefflich. Sie kamen, einer nach dem andern, berochen mich, und hielten mich augenſcheinlich für einen Bruder Petz. Es fehlte mir auch nichts als die Größe, um ihnen vollkommen gleich zu ſeyn, und verſchiedene Junge unter ihnen waren nicht viel größer als ich. Als ſie alle mich und den Leichnam ihres verſchiedenen Gefährten berochen hatten, ſchienen wir ſehr geſellig zu werden: auch konnte ich alle ihre Handlungen ſo ziemlich nachmachen, nur im Brummen, Brüllen und Balgen waren ſie meine Meiſter. So ſehr ich aber wie ein Bär ausſah, ſo war ich doch noch Menſch: — ich fing an zu überlegen, wie ich die Vertraulichkeit, die zwiſchen mir und dieſen Thieren ſich erzeugt hatte, wohl auf das Vortheilhafteſte benutzen könnte.

Ich hatte ehedem von einem alten Feldſcheer gehört, daß eine Wunde im Rückgrad augenblicklich tödtlich ſey. Hierüber beſchloß ich nun einen Verſuch anzuſtellen. Ich nahm mein Meſſer wieder zur Hand, und ſtieß es dem größten Bären nahe bei den Schultern in den Nacken. Allerdings war dieß ein ſehr gewagter Streich, und es war mir auch nicht wenig bange. Denn das war ausgemacht: überlebte die Beſtie den Stoß, ſo war ich in Stücken zerriſſen. Allein mein Verſuch gelang glücklich; der Bär fiel todt zu meinen Füßen nieder, ohne einmal zu muckſen. Nun nahm ich mir vor, allen übrigen auf eben die Art den Reſt zu geben, und dieß wurde mir auch gar nicht ſchwer; denn, ob ſie gleich ihre Brüder zur Rechten und zur Linken fallen ſahen, ſo hatten ſie doch kein Arg daraus. Sie dachten weder an die Urſache, noch an die Wirkung des Niederſinkens, und das war ein Glück für ſie und für mich. — Als ich ſie alle todt vor mir liegen ſah, kam ich mir vor wie Simſon, als er die Tauſende geſchlagen hatte.

Die Sache kurz zu machen, ich ging nach dem Schiffe zurück, und bat mir drei Theile des Volkes aus, die mir helfen mußten, die Felle abzuſtreifen, und die Schinken an Bord zu tragen. Wir waren in wenig Stunden damit fertig, und beluden das ganze Schiff damit. Was übrig blieb wurde in das Waſſer geworfen, ungeachtet ich nicht zweifle, daß es, gehörig eingeſalzen, eben ſo gut ſchmecken würde, als die Keulen.

Sobald wir zurückkamen, ſchickte ich einige

Schinken, im Namen des Capitäns, an die Lords von der Admiralität, andere an die Lords von der Schatzkammer, etliche an den Lordmajor und den Stadtrath von London, einige wenige an die Handlungs-Geſellſchaften, und die übrigen an meine beſonderen Freunde. Von allen Orten bezeugte man mir den wärmſten Dank, die City aber erwiederte mein Geſchenk auf eine ſehr nachdrückliche Art, nämlich durch eine Einladung, jährlich an dem Wahltage des Lordmajor auf dem Rathhauſe zu ſpeiſen.

Die Bärenfelle ſchickte ich an die Kaiſerin von Rußland als Winterpelze für ihre Majeſtät und ihren Hof. Sie dankte mir dafür in einem eigenhändigen Briefe, den ſie mir durch einen außerordentlichen Geſandten überſchickte, und worin ſie mir anbot, mit ihr die Ehre ihres Bettes und ihrer Krone zu theilen. Allein da mich's eben nie ſehr nach königlicher Würde gelüſtet hat, ſo lehnte ich Ihrer Majeſtät Gnade in den feinſten Ausdrücken ab. Eben derſelbe Ambaſſadeur, der mir das kaiſerliche Schreiben brachte, hatte auch den Auftrag zu warten, und Ihrer Majeſtät meine Antwort perſönlich zurück zu bringen. Ein zweiter

Brief, den ich bald nachher von der Kaiſerin erhielt, überzeugte mich von der Stärke ihrer Leidenſchaft und der Erhabenheit ihres Geiſtes. — Ihre letzte Krankheit kam, wie ſie — die zärtliche Seele! — ſich in einer Unterredung mit dem Fürſten Dolgoroucki zu erklären geruhte — allein von meiner Grauſamkeit her. Ich weiß nicht, was die Damen an mir finden; aber die Kaiſerin iſt nicht die einzige ihres Geſchlechts, die mir vom Throne ihre Hand anbot.

Einige Leute haben die Verläumdung ausgeſtreut, Capitän Phipps ſey auf ſeiner Reiſe nicht ſo weit gegangen, als er wohl hätte thun können. Allein hier iſt es meine Schuldigkeit, ihn zu vertheidigen. Unſer Schiff war auf einem recht guten Wege, bis ich es mit einer ſolchen ungeheuren Menge von Bärenfellen und Schinken belud, daß es Tollheit geweſen ſeyn würde, einen Verſuch zu machen, weiter zu gehen, da wir nun kaum im Stande waren, nur gegen einen etwas friſchen Wind zu ſegeln, geſchweige gegen jene Gebirge von Eis, die in den höheren Breiten liegen.

Der Capitän hat ſeitdem oft erklärt, wie unzufrieden er ſey, daß er keinen Antheil an dem

Ruhme dieſes Tages habe, den er ſehr emphatiſch den Bärenfell-Tag nennt. Dabei beneidet er mich nicht wenig wegen der Ehre dieſes Sieges, und ſucht auf alle Art und Weiſe dieſelbe zu ſchmälern. Wir haben uns ſchon öfter hierüber gezankt, und ſind auch jetzt noch über den Fuß geſpannt. Unter andern behauptet er geradezu, ich dürfe mir das nicht zum Verdienſt anrechnen, daß ich die Bären betrogen habe, da ich mit einem ihrer Felle bedeckt geweſen ſey, er hätte ohne Maske unter ſie gehen wollen, und ſie hätten ihn doch für einen Bären halten ſollen.

Dieß iſt nun freilich ein Punkt, den ich für allzu zart und ſpitz halte, als daß ein Mann, der auf gefällige Sitten Anſpruch macht, mit irgend jemand, am allerwenigſten mit einem edlen Pair, darüber ſtreiten darf.

Neuntes See-Abentheuer.

Eine andere Seereiſe machte ich von England aus mit dem Capitän Hamilton. Wir gingen nach Oſtindien. Ich hatte einen Hühnerhund bei mir, der, wie ich im eigentlichſten Sinne behaupten konnte, nicht mit Gold aufzuwiegen war; denn er betrog mich nie. Eines Tages, da wir nach den beſten Beobachtungen, die wir machen konnten, wenigſtens noch dreihundert Meilen vom Lande entfernt waren, markirte mein Hund. Ich ſah ihn faſt eine volle Stunde mit Erſtaunen an, und ſagte den Umſtand dem Capitän und jedem Officier am Bord, und behauptete, wir müßten dem Lande nahe ſeyn, denn mein Hund wittere Wild. Dieß verurſachte ein allgemeines Gelächter, durch das ich mich aber in der guten Meinung von meinem Hunde gar nicht irre machen ließ.

Nach vielem Streiten für und wider die Sache, erklärte ich endlich dem Capitän mit der größten Feſtigkeit, daß ich zu der Naſe meines Trap mehr Zutrauen habe, als zu den Augen aller Seeleute am Bord, und ſchlug ihm daher kühn eine Wette von hundert Guineen vor — der Summe, die ich für dieſe Reiſe accordirt hatte — wir würden in der erſten halben Stunde Wild finden.

Der Capitän — ein herzensguter Mann — fing wieder an zu lachen, und erſuchte Herrn Crawford, unſern Schiffschirurgus, mir den Puls zu fühlen. Er that es, und berichtete, ich wäre vollkommen geſund. Darauf entſtand ein Geflüſter zwiſchen beiden, wovon ich indeß das meiſte deutlich verſtand.

„Er iſt nicht recht bei Sinnen,“ ſagte der Capitän, „ich kann mit Ehre die Wette nicht annehmen.“

„Ich bin ganz der entgegengeſetzten Meinung,“ erwiederte der Chirurgus. „Es fehlt ihm nicht das mindeſte; nur verläßt er ſich mehr auf den Geruch ſeines Hundes, als auf den Verſtand jedes Officiers am Bord. — Verlieren wird er auf alle Fälle, aber er verdient es auch.“

„Solch eine Wette, fuhr der Capitän fort, kann von meiner Seite niemals ſo ganz redlich ſeyn. Indeß, es wird deſto rühmlicher für mich ſeyn, wenn ich ihm nachher das Geld wieder zurückgebe.“

Während dieſer Unterredung blieb Tray immer in derſelben Stellung, und beſtärkte mich noch mehr in meiner Meinung. Ich ſchlug die Wette zum zweiten Male vor, und ſie wurde angenommen.

Kaum war Topp und Topp auf beiden Seiten geſagt, als einige Matroſen, die in dem langen Boote, das an dem Hintertheile des Schiffes befeſtigt war, fiſchten, einen außerordentlich großen Hay erlegten, den ſie auch ſogleich an Bord brachten. Sie fingen an den Fiſch aufzuſchneiden, und — ſiehe — da fanden wir nicht weniger als ſechs Paar lebendige Rebhühner in dem Magen dieſes Thieres.

Die armen Geſchöpfe waren ſchon ſo lange in dieſer Lage geweſen, daß eine von den Hennen auf fünf Eiern ſaß, wovon eins gerade ausgebrütet war, als der Hay geöffnet wurde.

Dieſen jungen Vogel zogen wir mit einem Wurfe kleiner Katzen auf, die wenige Minuten vorher zur Welt gekommen waren. Die alte Katze hatte ihn ſo lieb als eins ihrer vierbeinigen Kinder, und that immer erſtaunend übel, wenn das Huhn etwas zu weit wegflog, und nicht gleich wieder zurückkommen wollte; — unter den übrigen Rebhühnern hatten wir vier Hennen, von denen immer eine oder mehrere ſaßen, ſo daß wir während unſerer ganzen Reiſe beſtändig einen Ueberfluß von Wildpret auf des Capitäns Tafel hatten. Dem armen Tray ließ ich, zum Danke für die hundert Guineen, die ich durch ihn gewonnen hatte, täglich die Knochen geben, und bisweilen auch einen ganzen Vogel.

Zehntes See-Abentheuer.

Eine zweite Reiſe nach dem Monde.

Ich habe Ihnen, meine Herren, ſchon ehemals von einer kleinen Reiſe erzählt, die ich nach dem Monde machte, um meine ſilberne Axt wieder zu holen. Ich kam nachher noch einmal auf eine viel angenehmere Art dahin; und blieb lange genug daſelbſt, um von verſchiedenen Dingen mich gehörig zu unterrichten, die ich Ihnen nun ſo genau, als mein Gedächtniß mir erlaubt, beſchreiben will.

Ein weitläuftiger Verwandter von mir hatte ſich die Grille in den Kopf geſetzt, es müßte nothwendig ein Volk geben, das dem an Größe gleich käme, welches Gulliver in dem Königreiche Brobdignag gefunden haben will. Dieß aufzuſuchen, ging er auf eine Entdeckungsreiſe aus, und bat mich, ihn zu begleiten. Ich meines Orts hatte nun zwar jene Erzählung nie für etwas mehr gehalten, als für ein gutes Mährchen, und glaubte ſo wenig an ein Brobdignag, als an ein Eldorado; indeß der Mann hatte mich zum Erben eingeſetzt, und ich war ihm alſo wieder Gefälligkeiten ſchuldig. Wir kamen auch glücklich nach der Südſee, ohne daß uns irgend etwas aufſtieß, das verdiente angeführt zu werden, außer einige fliegende Männer und Weiber, die in der Luft Menuet tanzten, oder Springerkünſte machten und dergleichen Kleinigkeiten.

Den achtzehnten Tag, nachdem wir bei der Inſel Otaheiti vorbei gekommen waren, führte ein Orkan unſer Schiff wenigſtens tauſend Meilen von der Oberfläche des Waſſers weg, und hielt es eine geraume Zeit in dieſer Höhe. Endlich füllte ein friſcher Wind unſere Segel, und nun ging's mit unglaublicher Geſchwindigkeit fort. Sechs Wochen waren wir über den Wolken gereiſet, als wir ein großes Land entdeckten, rund und glänzend, gleichſam eine ſchimmernde Inſel. Wir liefen in einen bequemen Hafen ein, gingen an das Ufer, und fanden das Land bewohnt. Unter uns ſahen wir eine andere Erde mit Städten, Bäumen, Bergen, Flüſſen, Seen u. ſ. w., das, wie wir vermutheten, die Welt war, die wir verlaſſen hatten.

Im Monde, — denn das war die ſchimmernde Inſel, an der wir gelandet waren, ſahen wir große Geſtalten, die auf Geiern ritten, von denen jeder drei Köpfe hatte. Um Ihnen einen Begriff von der Größe dieſer Vögel zu geben, muß ich Ihnen ſagen, daß die Entfernung von einem Ende ihres Flügels bis zum andern ſechsmal ſo lang war, als das längſte Seegeltau an unſerm Schiffe. — Anſtatt wir nun in dieſer Welt auf Pferden reiten, fliegen die Einwohner des Mondes auf dieſen Vögeln umher.

Der König hatte gerade einen Krieg mit der Sonne. Er bot mir eine Officierſtelle an; allein ich verbat mir die Ehre, die Seine Majeſtät mir zudachte.

Alles iſt in dieſer Welt außerordentlich groß, eine gewöhnliche Fliege z. B. iſt nicht viel kleiner als eins unſerer Schaafe. Die vorzüglichſten Waffen, deren ſich die Einwohner des Mondes im Kriege bedienen, ſind Rettige, die wie Wurfſpieße gebraucht werden, und den, der damit verwundet wird, augenblicklich tödten. Ihre Schilde ſind aus Pilzen gemacht, und wenn die Zeit der Rettige vorbei iſt, ſo vertreten Spargelſtengel ihre Stelle.

Ich ſah auch hier einige von den Eingeborenen des Hundsſterns, die der Handlungsgeiſt zu dergleichen Streifereien verleitet. Dieſe haben ein Geſicht wie große Bullenbeißer. Ihre Augen ſtehen zu beiden Seiten der Spitze oder vielmehr des untern Endes ihrer Naſe. Sie haben keine Augenlieder, ſondern bedecken ihre Augen, wenn ſie ſchlafen gehen, mit ihrer Zunge. Gewöhnlich ſind ſie zwanzig Fuß hoch; von den Einwohnern des Mondes aber iſt keiner unter ſechs und dreißig Fuß. Der Name, den die Letzteren führen, iſt etwas ſonderbar. Sie heißen nicht Menſchen, ſondern kochende Geſchöpfe, weil ſie eben ſo wie wir ihre Speiſen beim Feuer zurecht machen. Uebrigens nimmt ihnen das Eſſen ſehr wenig Zeit weg; denn ſie öffnen nur die linke Seite, und ſchieben die ganze Portion auf ein Mal in den Magen hinein; dann ſchließen ſie wieder zu, bis nach Verlauf eines Monats derſelbe Tag wieder kömmt. Sie haben mithin das ganze Jahr hindurch nicht mehr als zwölf Mahlzeiten — eine Einrichtung, die jeder, der kein Freſſer oder Schlemmer iſt, der unſern weit vorziehen muß.

Die Freuden der Liebe ſind im Monde gänzlich unbekannt; denn ſowohl unter den kochenden Geſchöpfen, als allen übrigen Thieren giebt es nur ein einziges Geſchlecht. Alles wächſt auf Bäumen, die aber nach ihren verſchiedenen Früchten auch an der Größe und den Blättern ſich ſehr von einander unterſcheiden. Diejenigen, auf denen die kochenden Geſchöpfe oder die Menſchen wachſen, ſind viel ſchöner als die andern, haben große gerade Aeſte und fleiſchfarbene Blätter, und ihre Frucht beſteht in Nüſſen, die ſehr harte Schalen haben, und wenigſtens ſechs Fuß lang ſind. Wenn dieſe reif ſind, welches man an der Veränderung ihrer Farbe ſehen kann, ſo werden ſie mit großer Sorgfalt gepflückt, und ſo lange als man es für gut findet aufgehoben. Will man nun den Samen dieſer Nüſſe lebendig haben, ſo wirft man ſie in einen großen Keſſel kochenden Waſſers, und in wenigen Stunden öffnen ſich die Schalen, und das Geſchöpf ſpringt heraus.

Ihr Geiſt iſt immer ſchon, ehe ſie in die Welt kommen, von der Natur zu einer beſondern Beſtimmung gebildet. Aus einer Schale kömmt ein Soldat, aus einer andern ein Philoſoph, aus einer dritten ein Gottesgelehrter, aus einer vierten ein Juriſt, aus einer fünften ein Pächter, aus einer ſechsten ein Bauer u. ſ. f., und jeder fängt ſogleich an, ſich in der Ausübung deſſen, was er vorher bloß theoretiſch wußte, vollkommen zu machen. — Der Schale mit Gewißheit anzuſehen, was in ihr ſteckt, iſt ſehr ſchwer; doch machte ein lunariſcher Theolog zu meiner Zeit mächtigen Lärmen, er ſey im Beſitze dieſes Geheimniſſes. Man achtete aber wenig auf ihn, und hielt ihn durchgängig für krank.

Wenn die Leute im Monde alt werden, ſo ſterben ſie nicht, ſondern löſen ſich in Luft auf, und verfliegen wie Rauch.

Trinken haben ſie nicht nöthig; denn es finden gar keine Ausleerungen bei ihnen Statt, ausgenommen durch das Aushauchen. Sie haben nur einen Finger an jeder Hand, mit dem ſie alles thun können, ſo gut und noch beſſer als wir, die wir außer dem Daumen viere haben.

Ihren Kopf haben ſie unter dem rechten Arm, und wenn ſie auf eine Reiſe oder an eine Arbeit gehen, bei der ſie ſich heftig bewegen müſſen, ſo laſſen

ſie

ſie ihn gemeiniglich zu Hauſe; denn um Rath fragen können ſie ihn, ſie mögen von ihm entfernt ſeyn ſo weit ſie wollen. Auch pflegen die Vornehmen unter den Mondbewohnern, wenn ſie gern wiſſen möchten, was unter dem gemeinen Volke vorgeht, nicht unter daſſelbe ſich zu begeben. Sie bleiben zu Hauſe, d. h. der Körper bleibt zu Hauſe, und ſchickt nur den Kopf aus, der incognito gegenwärtig ſeyn kann, und dann nach Gefallen ſeines Herrn mit der eingezogenen Kundſchaft zurückkehrt.

Die Traubenkerne im Monde ſind vollkommen unſerem Hagel ähnlich, und ich bin feſt überzeugt, daß, wenn ein Sturm im Monde die Trauben von ihren Stielen abſchlägt, die Kerne dann auf unſere Erde herunterfallen und den Hagel bilden. Ich glaube auch, daß dieſe meine Bemerkung manchem Weinverkäufer ſchon lange bekannt ſeyn muß, wenigſtens habe ich öfter Wein bekommen, der aus Hagelkörnern gemacht zu ſeyn ſchien, und vollkommen ſo ſchmeckte wie der Mondwein.

Einen merkwürdigen Umſtand hätte ich bald vergeſſen. — Der Bauch thut den Leuten im Monde ganz die Dienſte, die uns ein Ranzen thut; ſie ſtecken in ihn hinein, was ſie nöthig haben, und ſchließen ihn eben ſo wie ihren Magen nach Belieben auf und zu: denn mit Gedärmen, Leber, Herz und anderen Eingeweiden ſind ſie nicht beſchwert, eben ſo wenig mit Kleidern: ſie haben aber auch kein Glied an ihrem ganzen Körper, das ihnen die Schamhaftigkeit zu bedecken geböte.

Ihre Augen können ſie nach Gefallen herausnehmen und einſetzen, und eben ſo gut damit ſehen, wenn ſie in ihrem Kopfe, als wenn ſie in ihrer Hand ſind. Verlieren oder beſchädigen ſie zufälliger Weiſe eins, ſo können ſie ein anderes borgen oder kaufen, und daſſelbe ſo gut gebrauchen, als ihr eigenes. Man trifft daher allenthalben im Monde Leute an, die mit Augen handeln; und in dieſer einzigen Sache haben alle Einwohner durchaus ihre Grillen: bald ſind grüne, bald gelbe Augen Mode.

Ich geſtehe, dieſe Dinge klingen ſeltſam; aber ich ſtelle es Jedem, der den geringſten Zweifel hat, frei, ſelbſt nach dem Monde zu gehen, und ſich zu überzeugen, daß ich der Wahrheit ſo treu geblieben bin, als vielleicht nur wenig andere Reiſende.

Reiſe durch die Welt,

nebſt

andern merkwürdigen Abentheuern.

Wenn ich Ihren Augen trauen darf, ſo möchte ich wohl eher müde werden, Ihnen ſonderbare Begebenheiten meines Lebens zu erzählen, als Sie, mich anzuhören. Ihre Gefälligkeit iſt mir zu ſchmeichelhaft, als daß ich, wie ich mir vorgenommen hatte, mit meiner Reiſe nach dem Monde meine Erzählung ſchließen ſollte. Hören Sie alſo, wenn es Ihnen beliebt, noch eine Geſchichte, die an Glaubwürdigkeit der letztern gleich kömmt, an Merkwürdigkeit und Wunderbarkeit ſie vielleicht noch übertrifft.

Brydone's Reiſen nach Sicilien, die ich mit ungemeinem Vergnügen durchleſen habe, machten mir Luſt, den Berg Aetna zu beſuchen. Auf meinem Wege dahin ſtieß mir nichts Merkwürdiges auf. Ich ſage mir, denn mancher andere hätte wohl manches äuſerſt merkwürdig gefunden, und zum Erſatz der Reiſekoſten umſtändlich dem Publikum erzählt, was mir alltägliche Kleinigkeit war, womit ich keines ehrlichen Mannes Geduld ermüden mag.

Eines Morgens reiſete ich früh aus einer am Fuße des Berges entlegenen Hütte ab, feſt entſchloſſen, auch wenn es auf Koſten meines Lebens geſchehen ſollte, die innere Einrichtung dieſer berühmten Feuerpfanne zu unterſuchen und auszuforſchen. Nach einem mühſeligen Wege von drei Stunden befand ich mich auf der Spitze des Berges. Er tobte damals gerade, und hatte ſchon drei Wochen getobt. Wie er unter den Umſtänden ausſieht, das iſt ſchon ſo oft geſchildert worden, daß, wenn Schilderungen es darſtellen können, ich auf alle Fälle zu ſpät komme, und wenn ſie, wie ich aus Erfahrung ſagen darf, es nicht können, ſo wird es am beſten gethan ſeyn, wenn nicht auch ich über den Verſuch einer Unmöglichkeit die Zeit verliere, und Sie die gute Laune.

Ich ging dreimal um den Crater herum — den Sie ſich als einen ungeheuren Trichter vorſtellen können — und da ich ſah, daß ich dadurch wenig oder nichts klüger wurde, ſo faßte ich kurz und gut den Entſchluß, hineinzuſpringen. Kaum hatte ich dieß gethan, ſo befand ich mich auch in einem verzweifelt warmen Schwitzkaſten, und mein armer Leichnam wurde durch die rothglühenden Kohlen, die beſtändig heraufſchlugen, an mehreren Theilen, edeln und unedeln, jämmerlich gequetſcht und verbrannt.

So ſtark übrigens die Gewalt war, mit der die Kohlen heraufgeſchmiſſen wurden, ſo war doch die Schwere, mit der mein Körper hinunter ſank, ein Beträchtliches größer, und ich kam in kurzer Zeit glücklicher Weiſe auf den Grund. Das erſte, was ich gewahr wurde, war ein abſcheuliches Poltern, Lärmen, Schreien und Fluchen, das rings um mich zu ſeyn ſchien. — Ich ſchlug die Augen auf, und ſiehe da! — ich war in der Geſellſchaft Vulcans und ſeiner Cyclopen. Dieſe Herren, die ich in meinem weiſen Sinne längſt ins Reich der Lügen verwieſen hatte, hatten ſich ſeit drei Wochen über Ordnung und Subordination gezankt, und davon war der Unfug in der Oberwelt gekommen. Meine Erſcheinung ſtellte auf einmal unter der ganzen Geſellſchaft Friede und Eintracht her.

Vulcan hinkte ſogleich nach ſeinem Schranke hin, und holte Pflaſter und Salben, die er mir mit eigener Hand auflegte, und in wenigen Augenblicken waren meine Wunden geheilt. Auch ſetzte er mir einige Erfriſchungen vor, eine Flaſche Nektar und andere koſtbare Weine, wie nur Götter und Göttinnen zu koſten kriegen. Sobald ich mich etwas erholt hatte, ſtellte er mich ſeiner Gemahlin, der Venus vor, und befahl ihr, mir jede Bequemlichkeit zu verſchaffen, die meine Lage forderte. Die Schönheit des Zimmers, in das ſie mich führte, die Wolluſt des Sofa's, auf das ſie mich ſetzte, der göttliche Zauberreiz ihres ganzen Weſens, die Zärtlichkeit ihres weichen Herzens — alles das iſt weit über allen Ausdruck der Sprache erhaben, und ſchon der Gedanke daran macht mich ſchwindeln.

Vulcan gab mir eine ſehr genaue Beſchreibung von dem Berge Aetna. Er ſagte mir, daß derſelbe nichts als eine Aufhäufung der Aſche wäre, die aus ſeiner Eſſe ausgeworfen würde, da er häufig genöthigt wäre, ſeine Leute zu ſtrafen, daß er ihnen dann im Zorne rothglühende Kohlen auf den Leib würfe, die ſie oft mit großer Geſchicklichkeit

parirten, und in die Welt hinauf ſchmiſſen, um ſie ihm aus den Händen zu bringen. Unſere Uneinigkeiten, fuhr er fort, dauern bisweilen mehrere Monate, und die Erſcheinungen, die ſie auf der Welt veranlaſſen, ſind das, was ihr Sterbliche, wie ich finde, Ausbrüche nennet. Der Berg Veſuw iſt gleichfalls eine meiner Werkſtätten, zu der mich ein Weg führt, der wenigſtens dreihundert und funfzig Meilen unter der See hinläuft. — Aehnliche Uneinigkeiten bringen auch dort ähnliche Ausbrüche hervor.

Gefiel mir der Unterricht des Gottes, ſo gefiel mir noch mehr die Geſellſchaft ſeiner Gemahlin, und ich würde vielleicht nie dieſe unterirdiſchen Paläſte verlaſſen haben, wenn nicht einige geſchäftige ſchadenfrohe Schwätzer Vulcan einen Floh in's Ohr geſetzt, und ein heftiges Feuer der Eiferſucht in ſeinem gutmüthigen Herzen angeblaſen hätten. Ohne mir vorher nur den geringſten Wink zu geben, nahm er mich eines Morgens, als ich eben der Göttin bei ihrer Toilette aufwarten wollte, trug mich in ein Zimmer, das ich niemals noch geſehen hatte, hielt mich über einen tiefen Brunnen, wie es mir vorkam, und „undankbarer

Sterblicher," ſagte er, „kehre zurück zu der Welt, von der du kamſt." Mit dieſen Worten ließ er mich, ohne mir einen Augenblick Zeit zur Vertheidigung zu geben, mitten in den Abgrund hinunterfallen.

Ich fiel und fiel mit immer zunehmender Geſchwindigkeit, bis die Angſt meiner Seele mir endlich alle Beſinnung nahm. Plötzlich aber wurde ich aus meiner Ohnmacht aufgeweckt, indem ich auf einmal in eine ungeheure See von Waſſer kam, die durch die Strahlen der Sonne erleuchtet wurde. Ich konnte von meiner Jugend auf gut ſchwimmen und alle mögliche Waſſerkünſte machen. Daher war ich gleich wie zu Hauſe, und in Vergleichung mit der fürchterlichen Lage, aus der ich eben befreit war, kam mir meine gegenwärtige wie ein Paradies vor.

Ich ſah mich nach allen Seiten um, ſah aber leider auf allen Seiten nichts als Waſſer; auch unterſchied ſich das Klima, unter dem ich mich nun befand, ſehr unbehaglich von Meiſter Vulcans Eſſe. Endlich entdeckte ich in einiger Entfernung etwas, das wie ein erſtaunlich großer Felſen ausſah, und auf mich zuzukommen ſchien. Bald zeigte ſich's, daß es eins der ſchwimmenden Eisgebirge war. Nach langem Suchen fand ich endlich eine Stelle, an der ich auf daſſelbe hinauf und bis zur oberſten Spitze kommen konnte. Allein zu meiner größten Verzweiflung war es mir auch von hier aus noch unmöglich, Land zu entdecken. Endlich, kurz vor Dunkelwerden, ſah ich ein Schiff, das gegen mich zufuhr. Sobald ich nahe genug war, rief ich, man antwortete mir holländiſch; ich ſprang in die See, ſchwamm zu dem Schiffe hin, und wurde an Bord gezogen. Ich erkundigte mich, wo wir wären, und erhielt die Antwort: im Südmeer. Dieſe Entdeckung löſte auf einmal das ganze Räthſel. Es war nun ausgemacht, daß ich von dem Berge Aetna durch den Mittelpunkt der Erde in die Südſee gefallen war; ein Weg, der auf alle Fälle kürzer iſt, als der um die Welt. Noch hatte ihn Niemand verſucht als ich, und mache ich ihn wieder, ſo werde ich gewiß ſorgfältigere Beobachtungen anſtellen.

Ich ließ mir einige Erfriſchungen geben, und ging zu Bette. Ein grobes Volk aber iſt es um die Holländer. Ich erzählte meine Abentheuer den Officieren, eben ſo aufrichtig und ſimpel als Ihnen, meine Herren, und einige davon, vorzüglich der Capitän, machten Miene, als zweifelten ſie an meiner Wahrhaftigkeit. Indeß ſie hatten mich freundſchaftlich in ihr Schiff genommen, ich mußte durchaus von ihrer Gnade leben, und folglich, wollte ich wohl oder übel, den Schimpf in die Taſche ſtecken.

Ich erkundigte mich nun, wohin ihre Reiſe ginge. Sie antworteten mir, ſie wären auf neue Entdeckungen ausgefahren, und wenn meine Erzählung wahr wäre, ſo ſey ihre Abſicht auf alle Fälle erreicht. Wir waren nun gerade auf dem Wege, den Capitän Cook gemacht hatte, und kamen den andern Morgen nach der Betany-Bay — ein Ort, nach dem die engliſche Regierung wahrhaftig nicht Spitzbuben ſchicken ſollte, um ſie zu ſtrafen, ſondern verdiente Männer, um ſie zu belohnen, ſo reichlich hat hier die Natur ihre beſten Geſchenke ausgeſchüttet.

Wir blieben hier nur drei Tage; den vierten nach unſerer Abreiſe entſtand ein fürchterlicher Sturm, der in wenig Stunden alle unſere Seegel zerriß, unſer Bogſpriet zerſplitterte, und die große Bramſtange umlegte, die gerade auf das Behältniß fiel, in dem unſer Compas verſchloſſen war, und das Käſtchen und den Compas in Stücken ſchlug. Jedermann, der zur See geweſen iſt, weiß, von welchen traurigen Folgen ein ſolcher Verluſt iſt. Wir wußten nun weder aus noch ein. Endlich legte ſich der Sturm, und es folgte ein anhaltender munterer Wind. Drei Monate waren wir gefahren, und nothwendig mußten wir eine ungeheure Strecke Weges zurückgelegt haben, als wir auf einmal an allem, was um uns war, eine erſtaunliche Veränderung bemerkten. Wir wurden ſo leicht und froh, unſere Naſen wurden mit den angenehmſten Balſamdüften erfüllt; auch die See hatte ihre Farbe verändert, und war nicht mehr grün, ſondern weiß.

Bald nach dieſer wundervollen Veränderung ſahen wir Land, und nicht weit von uns einen Hafen, auf den wir zuſegelten, und den wir ſehr geräumig und tief fanden. Statt des Waſſers war er mit vortrefflich ſchmeckender Milch angefüllt. Wir landeten, und — die ganze Inſel beſtand aus einem großen Käſe. Wir hätten dieß vielleicht gar nicht entdeckt, wenn uns nicht ein beſonderer Umſtand auf die Spur geholfen hätte. Es war nämlich auf unſerem Schiffe ein Matroſe, der eine natürliche Antipathie gegen den Käſe hatte. Sobald dieſer ans Land trat, fiel er in Ohnmacht. Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, bat er, man möchte doch den Käſe unter ſeinen Füßen wegnehmen, und als man zuſah, fand ſich's, daß er vollkommen Recht hatte, die ganze Inſel war, wie geſagt, nichts als ein ungeheurer Käſe. Von dem lebten auch die Einwohner größtentheils, und ſo viel bei Tage verzehrt wurde, wuchs immer des Nachts wieder zu. Wir ſahen eine Menge Weinſtöcke mit ſchönen großen Trauben, die, wenn ſie gepreßt wurden, nichts als Milch gaben. Die Einwohner waren aufrecht gehende, hübſche Geſchöpfe, meiſtens neun Fuß hoch, hatten drei Beine und einen Arm, und wenn ſie erwachſen waren, auf der Stirn ein Horn, das ſie mit vieler Geſchicklichkeit brauchten. Sie hielten auf der Oberfläche der Milch Wettläufe, und ſpazierten, ohne zu ſinken, mit ſo vielem Anſtande darauf herum, als wir auf einer Wieſe.

Auch wuchs auf dieſer Inſel, oder dieſem Käſe, eine Menge Korn, mit Aehren, die wie Erdſchwämme ausſahen, in denen Brote lagen, die vollkommen gar waren, und ſogleich gegeſſen werden konnten. Auf unſeren Streifereien über dieſen Käſe entdeckten wir ſieben Flüſſe von Milch und zwei von Wein.

Nach einer ſechszehntägigen Reiſe kamen wir an das Ufer, das dem, an welchem wir gelandet hatten, gegenüber lag. Hier fanden wir eine ganze Strecke des angegangenen blauen Käſe, aus dem die wahren Käſe-Eſſer ſo viel Weſen zu machen pflegen. Anſtatt daß aber Milben darin geweſen wären, wuchſen die vortrefflichſten Obſtbäume darauf, als Pfirſichen, Aprikoſen und tauſend andere Arten, die wir gar nicht kannten. Auf dieſen Bäumen, die erſtaunlich groß ſind, waren eine Menge Vogelneſter. Unter andern fiel uns ein Eisvogelneſt in die Augen, das im Umkreiſe fünf mal ſo groß war, als das Dach der St. Paulskirche in London. Es war künſtlich aus ungeheuren Bäumen zuſammengeflochten, und es lagen wenigſtens — warten Sie — denn ich mag gern alles genau beſtimmen — wenigſtens fünfhundert Eier darin, und jedes war ungefähr ſo groß als ein Oxhoft. Die Jungen darin konnten wir nicht nur ſehen, ſondern auch pfeifen hören. Als wir mit vieler Mühe ein ſolches Ei aufgemacht hatten, kam ein junges unbefiedertes Vögelchen heraus, das ein gut Theil größer war, als zwanzig ausgewachſene Geier. Wir hatten kaum das junge Thier in Freiheit geſetzt, ſo ließ ſich der alte Eisvogel herunter, packte in eine ſeiner Klauen unſern Capitän, flog eine Meile weit mit ihm in die Höhe, ſchlug ihn heftig mit den Flügeln, und ließ ihn dann in die See fallen.

Die Holländer ſchwimmen alle wie die Ratten; er war bald wieder bei uns, und wir kehrten nach unſerem Schiffe zurück. Wir nahmen aber nicht den alten Weg, und fanden daher auch noch viele ganz neue und ſonderbare Dinge. Unter andern ſchoſſen wir zwei wilde Ochſen, die nur ein Horn haben, das ihnen zwiſchen den beiden Augen heraus wächſt. Es that uns nachher leid, daß wir ſie erlegt hatten, da wir erfuhren, daß die Einwohner ſie zahm machten, und, wie wir die Pferde, zum Reiten und Fahren gebrauchen. Ihr Fleiſch ſoll, wie man uns ſagte, vortrefflich ſchmecken, iſt aber einem Volke, das bloß von Milch und Käſe lebt, gänzlich überflüſſig.

Als wir noch zwei Tagereiſen von unſerem Schiffe entfernt waren, ſahen wir drei Leute, die an hohen Bäumen bei den Beinen aufgehängt waren. Ich erkundigte mich, was ſie begangen hätten, um eine ſo harte Strafe zu verdienen, und hörte, ſie wären in der Fremde geweſen, und hätten bei ihrer Zurückkunft nach Hauſe ihre Freunde belogen, und ihnen Plätze beſchrieben, die ſie nie geſehen, und Dinge erzählt, die ſich nie zugetragen hätten. Ich fand die Strafe ſehr gerecht, denn nichts iſt mehr eines Reiſenden Schuldigkeit, als ſtrenge der Wahrheit anzuhängen.

Sobald wir bei unſerem Schiffe angelangt waren, lichteten wir die Anker, und ſegelten von dieſem außerordentlichen Lande ab. Alle Bäume am Ufer, unter denen einige ſehr große und hohe waren, neigten ſich zweimal vor uns, genau in einem Tempo, und nahmen dann wieder ihre vorige gerade Stellung an.

Als wir drei Tage umher geſegelt waren, der Himmel weiß wo — denn wir hatten noch immer keinen Compas — kamen wir in eine See, welche ganz ſchwarz ausſah. Wir koſteten das vermeinte ſchwarze Waſſer, und ſiehe! es war der vortrefflichſte Wein. Nun hatten wir genug zu hüten, daß nicht alle Matroſen ſich darin berauſchten. Allein die Freude dauerte nicht lange. Wenige Stunden nachher fanden wir uns von Wallfiſchen und anderen unermeßlich großen Thieren umgeben, unter denen eins war, deſſen Größe wir ſelbſt mit allen Fernröhren, die wir zu Hülfe nahmen, nicht überſehen konnten. Leider wurden wir das Ungeheuer nicht eher gewahr, als bis wir ihm ziemlich nahe waren, und auf einmal zog es unſer Schiff mit ſtehenden Maſten und vollen Segeln in ſeinen Rachen zwiſchen die Zähne, gegen die der Maſt des größten Kriegsſchiffes ein kleines Stöckchen iſt.

Nachdem wir einige Zeit in ſeinem Rachen gelegen hatten, öffnete es denſelben ziemlich weit, ſchluckte eine unermeßliche Menge Waſſer ein, und ſchwemmte unſer Schiff, das, wie Sie ſich leicht denken können, kein kleiner Biſſen war, in den Magen hinunter, und hier lagen wir nun ſo ruhig, als wenn wir bei einer todten Windſtille vor Anker lägen. Die Luft war, das iſt nicht zu leugnen, etwas warm und unbehaglich. — Wir fanden Anker, Taue, Boote, Barken, und eine beträchtliche Anzahl Schiffe, theils beladene, theils unbeladene, die dieſes Geſchöpf verſchlungen hatte. Alles, was wir thaten, mußte bei Fackeln geſchehen. Für uns war keine Sonne, kein Mond und keine Planeten mehr. Gewöhnlich befanden wir uns zweimal des Tages auf hohem Waſſer, und zweimal auf dem Grunde. Wenn das Thier trank, ſo hatten wir Fluth, und wenn es ſein Waſſer ließ, ſo waren wir auf dem Grunde. Nach einer mäßigen Berechnung nahm es gemeinlich mehr Waſſer zu ſich, als der Genferſee hält, der doch einen Umfang von dreißig Meilen hat.

Am zweiten Tage unſerer Gefangenſchaft in dieſem Reiche der Nacht wagte ich es bei der Ebbe, wie wir die Zeit nannten, wenn das Schiff auf dem Grunde ſaß, nebſt dem Capitän und einigen Officieren, eine kleine Streiferei zu thun. Wir hatten uns natürlich alle mit Fackeln verſehen, und trafen nun gegen zehntauſend Menſchen aus allen Nationen an. Sie wollten gerade eine Berathſchlagung halten, wie ſie wohl ihre Freiheit wieder erlangen könnten. Einige von ihnen hatten ſchon mehrere Jahre in dem Magen des Thieres zugebracht. Eben als der Präſident uns über die Sache unterrichten wollte, wegen der wir verſammelt waren, wurde unſer verfluchter Fiſch durſtig, und fing an zu trinken; das Waſſer ſtrömte mit ſolcher Heſtigkeit herein, daß wir alle uns augenblicklich nach unſern Schiffen retiriren, oder riskiren mußten zu ertrinken. Verſchiedene von uns retteten ſich nur mit genauer Noth durch Schwimmen.

Einige Stunden nachher waren wir glücklicher. Sobald ſich das Ungeheuer ausgeleert hatte, verſammelten wir uns wieder. Ich wurde zum Präſidenten gewählt, und that den Vorſchlag, zwei der größten Maſtbäume zuſammen zu fügen, dieſe, wenn das Ungeheuer den Rachen öffnete, zwiſchen zu ſperren, und ſo das Zuſchließen ihm zu verwehren. Dieſer Vorſchlag wurde allgemein angenommen, und hundert ſtarke Männer zu der Ausführung deſſelben ausgeſucht. Kaum hatten wir unſre zwei Maſtbäume zu Rechte gemacht, ſo bot ſich auch eine Gelegenheit an, ſie zu gebrauchen. Das Ungeheuer gähnte, und ſogleich keilten wir unſere zuſammen geſetzten Maſtbäume dazwiſchen, ſo daß das eine Ende durch die Zunge durch, gegen den untern Gaumen, das andere gegen den obern ſtand; wodurch denn wirklich das Zumachen des Rachens ganz unmöglich gemacht war, ſelbſt, wenn unſere Maſten noch viel ſchwächer geweſen wären.

Sobald nun alles in dem Magen flott war, bemannten wir einige Boote, die ſich und uns in die Welt ruderten. Das Licht des Tages bekam uns nach einer, ſoviel wir beiläufig rechnen konnten, vierzehntägigen Gefangenſchaft, unausſprechlich wohl. — Als wir uns ſämmtlich aus dieſem geräumigen Fiſchmagen beurlaubt hatten, machten wir gerade eine Flotte von fünf und dreißig Schiffen aus, von allen Nationen. Unſere Maſtbäume ließen wir in dem Rachen des Ungeheuers ſtecken, um andere vor dem ſchrecklichen Unglücke zu ſichern, in dieſen fürchterlichen Abgrund von Nacht und Koth eingeſperrt zu werden.

Unſer erſter Wunſch war nun, zu erfahren, in welchem Theile der Welt wir uns befänden, und anfänglich konnten wir darüber gar nicht zur Gewißheit kommen. Endlich fand ich nach vormaligen Beobachtungen, daß wir in der caſpiſchen See wären. Da dieſe See ganz mit Land umgeben iſt, und keine Verbindung mit andern Gewäſſern hat, ſo war es uns ganz unbegreiflich, wie wir dahin gekommen wären. Doch einer von den Eingebornen der Käſe-Inſel, den ich mit mir gebracht hatte, gab uns einen ſehr vernünftigen Aufſchluß darüber. Nach ſeiner Meinung hatte uns nämlich das Ungeheuer, in deſſen Magen wir ſo lange eingeſperrt waren, durch irgend einen unterirdiſchen Weg hierher gebracht. — Genug, wir waren nun einmal da, und freueten uns, daß wir da waren, und machten, daß wir ſobald als möglich ans Ufer kamen. Ich war der erſte der landete.

Kaum hatte ich meinen Fuß auf das Trockene geſetzt, ſo kam ein dicker Bär gegen mich angeſprungen. Ha! dacht' ich, du kommſt mir eben recht. Ich packte mit jeder Hand eine ſeiner Vorderpfoten, und drückte ihn erſt zum Willkommen ſo herzlich, daß er greulich zu heulen anfing; ich aber, ohne mich dadurch rühren zu laſſen, hielt ihn ſo lange in dieſer Stellung, bis ich ihn zu Tode gehungert hatte. Dadurch ſetzte ich mich bei allen Bären in Reſpect, und keiner wagte es, mir wieder in die Queere zu kommen.

Ich reiſete von hier aus nach Petersburg, und bekam dort von einem alten Freunde ein Geſchenk, was mir außerordentlich theuer war, nämlich einen Jagdhund, der von der berühmten Hündin abſtammte, die, wie ich Ihnen ſchon einmal erzählte, während ſie einen Haſen jagte, Junge warf. Leider wurde er mir bald nachher von einem ungeſchickten Jäger erſchoſſen, der ſtatt einer Kette Hühner den Hund traf, der ſie ſtand. Ich ließ mir zum Andenken aus dem Felle des Thieres dieſe Weſte hier machen, die mich immer, wenn ich zur Jagdzeit in's Feld gehe, unwillkürlich dahin bringt, wo Wild zu finden iſt. Bin ich nun nahe genug um ſchießen zu können, ſo fliegt ein Knopf von meiner Weſte weg, und fällt auf die Stelle nieder, wo das Thier iſt, und da ich immer meinen Hahn geſpannt und Pulver auf meiner Pfanne habe, ſo entgeht mir nichts. — Ich habe nun, wie Sie ſehen, nur noch drei Knöpfe übrig, ſobald aber die Jagd wieder aufgeht, ſoll meine Weſte auch wieder mit zwei neuen Reihen beſetzt werden.

Beſuchen Sie mich alsdann, und an Unterhaltung ſoll es Ihnen gewiß nicht fehlen. Uebrigens für heute empfehle ich mich, und wünſche Ihnen angenehme Ruhe.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Gedruckt bei A. W. Schade.

La vie d'Esope.

Arrangée

pour la jeunesse

par

Charles Dielitz.

Avec 6 figures coloriées.

Berlin.
Winckelmann et fils.

Aeſop's Leben.

Für die Jugend bearbeitet

von

Dr. Karl Bielitz.

Mit 6 illuminirten Bildern.

Berlin.
Winckelmann und Söhne.

La vie d'Esope.

Aeſop's Leben.

Chapitre I.

La difformité dans l'extérieur n'empêche pas qu'on n'ait l'âme noble, l'esprit vif et souple, délié et insinuant.

Esope, un des plus grands philosophes de son siècle, le plus ancien inventeur de fables, fils d'un esclave et par-là réduit à la servitude, naquit à Amorion, ville de Phrygie, 600 ans avant la naissance de Notre Seigneur Jésus-Christ. Esope avait la tête en pointe, le nez plat, le cou gros et court, les lèvres grosses, le teint jaune. Outre cela

Erſtes Kapitel.

Bei einem mißgeſtalteten Aeußern kann man doch eine edle Seele, einen lebhaften und gelehrigen, klaren und einnehmenden Verſtand haben.

Aeſop, einer der größten Philoſophen ſeines Jahrhunderts, der älteſte Fabel-Erfinder, der Sohn eines Sclaven und deshalb zur Knechtſchaft verpflichtet, ward zu Amorion, einer Stadt in Phrygien, geboren, 600 Jahr vor unſers Herrn Jeſu Chriſti Geburt. Aeſop hatte einen ſpitzen Kopf, eine platte Naſe, einen dikken und kurzen Hals, aufgeworfne Lippen, eine

il avait le ventre prodigieusement gros, il était bossu et tortu. Il avait beaucoup de difficulté à parler, car il bégayait, et l'on ne pouvait entendre qu'avec peine sa voix enrouée. Mais quelque grande que fût la difformité de son còrps, il avait l'esprit pénétrant, plein d'inventions, et il trouvait sur le champ toutes sortes d'expédiens dans les affaires les plus délicates et les plus embrouillées. Il a donné aux hommes beaucoup de préceptes de morale, beaux et utiles, pour les engager à aimer la vertu et à fuir le vice. En les instruisant il s'est servi du secours des fables; et ce qui donna le plus grand poids à ses instructions c'est qu'il fut lui-même d'une conduite irréprochable, aussi grand philosophe par ses actions que par ses paroles.

gelbe Geſichtsfarbe. Dabei hatte er einen furchtbar dicken Leib und war bucklig und ſchief. Das Sprechen wurde ihm ſehr ſauer, denn er ſtetterte, und nur mit Mühe konnte man ſeine heiſere Stimme verſtehn. Aber ſo groß auch die Mißgeſtalt ſeines Körpers war, ſo hatte er doch einen durchdringenden, erfinderiſchen Verſtand, und auf der Stelle fand er alle Arten Auskunftsmittel in den zarteſten und verwickeltſten Angelegenheiten. Er hat den Menſchen viele moraliſche, ſchöne und nützliche Lehren gegeben, um ſie dahin zu bringen, die Tugend zu lieben und das Laſter zu fliehn. Bei dieſer Belehrung bediente er ſich der Fabeln; und was ſeinem Unterricht das größte Gewicht gab, iſt, daß er ſelbſt von einer untadelhaften Aufführung, eben ſo großer Philoſoph durch ſeine Handlungen, wie durch ſeine Worte war.

Chapitre II.

Celui qui dresse des embûches à son prochain, attire sur soi le mal qu'il veut faire aux autres.

Le maitre d'Esope, le voyant ainsi contrefait et ne croyant pas qu'il fût propre à aucun emploi domestique, l'envoya aux champs pour labourer la terre. Celui-ci s'appliqua à son travail avec beaucoup de zèle et de courage. Un jour le maitre vint à sa maison de campagne pour visiter les travaux de ses ouvriers. Son jardinier lui présenta de très-belles figues. Le maitre les accepta et les donna à garder à l'un de ses domestiques nommé Agathope, pour les lui servir quand il serait de retour du bain. Sur ces entrefaites Esope fut obligé de rentrer dans

Zweites Kapitel.

Wer ſeinem Nächſten Fallen ſtellt, zieht ſich ſelbſt das Böſe zu, welches er Andern zufügen will.

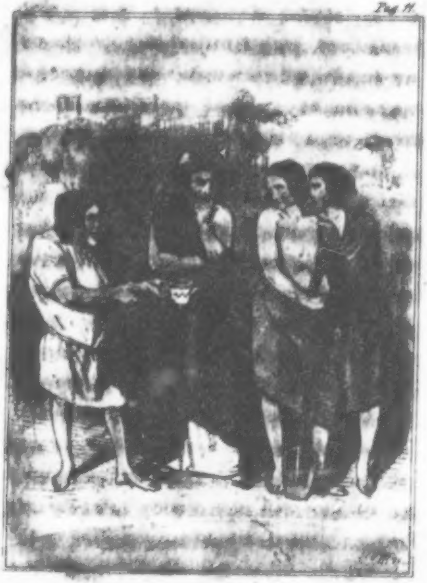
Da Aeſops Herr ihn ſo mißgeſtaltet ſah und nicht glaubte, daß dieſer Menſch zu irgend einem häuslichen Geſchäft tauglich wäre, ſo ſchickte er ihn aufs Feld, um das Land zu bebauen. Aeſop befleißigte ſich ſeiner Arbeit mit vielem Eifer und Muth. Eines Tages kam der Herr auf ſein Landgut, um die Arbeiten ſeiner Tagelöhner zu beſichtigen. Sein Gärtner reichte ihm ſehr ſchöne Feigen. Der Herr nahm ſie an und gab ſie einem ſeiner Diener, Namens Agathope, zu verwahren, um ſie ihm, ſobald er aus dem Bade zurück ſein würde, vorzuſetzen. Inzwiſchen ward Aeſop genöthigt, ins Haus zu gehen, um da einige Arbeiten zu verrichten.

la maison pour quelques travaux qu'il y devait faire. Agathope profita de cette circonstance et s'adressant à l'un de ses camarades, il lui dit: mangeons ces figues, car elles sont bien bonnes, et quand notre maître les redemandera, nous accuserons Esope, disant que c'est lui qui les a mangées. Ils se mirent à l'oeuvre et avec de grands éclats de rire ils disaient à chaque figue qu'ils avalaient: malheur à toi, misérable Esope! Le maître étant revenu du bain, demanda ses figues. On lui dit qu'Esope les avait mangées. Le maître le fait venir. Malheureux, lui dit-il, comment, tu as été assez audacieux de manger les figues que mon jardinier m'avait destinées? Le pauvre esclave lui répondit: vous avez bien raison, mon cher maître, d'entrer en colère et de me-

Dieſen Umſtand benutzte Agathope, und indem er ſich zu einem ſeiner Kameraden wendete, ſagte er zu ihm: wir wollen dieſe Feigen verzehren, denn ſie ſind ſehr gut, und wann unſer Herr ſie verlangen wird, wollen wir den Aeſop beſchuldigen, ſie aufgegeſſen zu haben. Sie machten ſich ans Werk, und mit hellem Gelächter ſagten ſie bei jeder Feige, die ſie verſchluckten: Wehe Dir, elender Aeſop! Sobald der Herr aus dem Bade zurückgekommen war, verlangte er ſeine Feigen. Man ſagte ihm, Aeſop habe ſie verzehrt. Der Herr läßt dieſen kommen. Unglückſeliger, redet er ihn an, wie, Du biſt ſo frech geweſen, die Feigen aufzueſſen, welche mein Gärtner mir beſtimmt hatte? Der arme Sclave antwortete ihm: Du haſt ganz recht, mein theurer Gebieter, wenn Du in Zorn geräthſt und Den, welcher Deine Feigen geſpeiſet hat, mit einer derben Strafe bedrohſt: aber ich berufe

nacer d'une bonne punition celui qui a mangé vos figues; mais j'en appelle à votre justice, elle ne doit frapper que sur le coupable, et si vous le permettez je vous ferai voir à l'instant que ce n'est pas moi. Il courut à la cuisine et en apporta de l'eau tiède qu'il avala, s'efforçant avec le doigt à vomir. L'eau qu'il rendit, était toute claire, parce qu'il n'avait encore rien mangé de tout le jour. Maintenant il pria son maitre de commander à ses accusateurs d'en faire autant. Celui-ci l'ordonna. A peine eurent-ils achevé de boire cette eau qu'un mal de coeur et l'envie de vomir les prit. Ils rejetèrent l'eau avec les figues qu'ils avaient mangées. Leur crime et leurs calomnies parurent donc aux yeux de tout le monde, et l'on peut bien penser que le maitre leur fit subir un double châtiment.

Pag. 11.



mich dabei auf Deine Gerechtigkeit, ſie darf doch nur den Schuldigen treffen, und wenn Du es geſtatteſt, ſo werde ich Dir augenblicklich zeigen, daß ich es nicht bin. Er lief nach der Küche und holte lauwarmes Waſſer, das er verſchluckte, indem er ſich mit dem Finger zum Erbrechen reizte. Das Waſſer, welches er ausbrach, war vollkommen klar, denn er hatte den ganzen Tag noch nichts gegeſſen. Jetzt bat er ſeinen Herrn, ſeinen Anklägern zu befehlen, es eben ſo zu machen. Dieſer gebot es. Kaum hatten ſie das Waſſer ausgetrunken, als ſie auch ſchon Uebelkeit und Neigung zum Brechen ergriff. Sie brachen nun das Waſſer mit den Feigen aus, die ſie verzehrt hatten. Ihr Vergehen und ihre Verläumdung kam alſo an das Tageslicht, und man kann wohl denken, daß der Herr ſie eine doppelte Züchtigung erleiden ließ.

Chapitre III.

Quand on rend un bon office, on peut en attendre du bien.

Le maitre d'Esope étant retourné à la ville, celui-ci s'occupait à labourer la terre, comme on le lui avait ordonné. Quelques personnes s'étant égarées et ayant rencontré Esope qui passait par la forêt, elles le prièrent de leur montrer le chemin qui conduisait à la ville. Dabord il les fit asseoir à l'ombre d'un arbre touffu et leur servit un repas frugal qu'il alla chercher dans sa demeure. Après cela il s'offrit de bonne grace à leur servir de guide pour les remettre dans le bon chemin. Les voyageurs charmés de l'honnêteté d'Esope, pleins de reconnaissance,

Drittes Kapitel.

Wenn man ſich gefällig erweiſet, kann man Gutes davon erwarten.

Als der Herr nach der Stadt zurückgekehrt war, beſchäftigte ſich Aeſop mit Landarbeiten, wie man es ihm befohlen hatte. Einige Leute, die ſich verirrt, begegneten ihm, als er durch den Wald ging, und baten ihn, den Weg, welcher zur Stadt führte, ihnen zu zeigen. Sogleich hieß er ſie im Schatten eines dickbelaubten Baumes ſich niederlaſſen und ſetzte ihnen ein mäßiges Eſſen vor, das er aus ſeiner Wohnung herbeiholte. Hierauf bot er ſich ihnen auf eine gutmüthige Weiſe zum Führer an, um ſie auf den rechten Weg zu bringen. Die Reiſenden, entzückt über Aeſops Gefälligkeit, hoben voller Dankbarkeit die Hände zum Himmel em-

levèrent les mains au Ciel et prièrent avec beaucoup de ferveur pour leur bienfaiteur. Celui-ci étant de retour à la maison, bien fatigué du chaud et du travail, s'endormit. Une heure après il s'éveilla. Quel sommeil agréable! s'écria-t-il, et il s'apperçut qu'il parlait avec une facilité merveilleuse. Oh! Dieux immortels, continua-t-il, c'est vous qui m'avez procuré un bien si estimable. Vous avez exaucé les prières que les voyageurs vous ont faites pour moi et récompensé le bon accueil que je leur ai fait. Esope plein de joie pour l'heureuse avanture qui venait de lui arriver, se remit à travailler avec plus d'ardeur que jamais.

vor und beteten mit vieler Inbrunſt für ihren Wohlthäter. Als dieſer, ſehr ermüdet von der Hitze und der Arbeit, nach Hauſe zurückgekehrt war, ſchlief er ein. Eine Stunde darauf erwachte er. Welch ein angenehmer Schlaf! rief er aus, und bemerkte, daß er mit einer wunderbaren Leichtigkeit ſprach. Unſterbliche Götter, fuhr er fort, Ihr habt mir ein ſo ſchätzenswerthes Gut verliehen! Die Gebete habt Ihr erhört, welche die Reiſenden für mich zu Euch emporſchickten, Ihr habt die gute Aufnahme, die ich ihnen zu Theil werden ließ, belohnt! Aeſop, voller Freude über das glückliche Ereigniß, machte ſich wieder an ſeine Arbeit, und zwar mit mehr Eifer, als je.

Chapitre IV.

Detestons la calomnie!

Zénas, l'intendant de la maison de campagne où travaillait Esope, étant allé voir si les domestiques et les esclaves s'acquittaient fidèlement des ouvrages qu'on leur avait ordonnés, en apperçut un qui lui paraissait un peu négligent. Il se mit à le battre rudement quoique sa faute ne fût que bien légère. Esope, vivement touché d'un si mauvais traitement, lui dit: Pourquoi frappes-tu avec une telle violence un homme qui tout au plus ne mérite qu'une légère punition! Tu accables de coups chaque jour, sans sujet, tous les domestiques de la maison: j'en avertirai le maître. Zénas ayant

Viertes Kapitel.

Laſſet uns die Verläumbung verabſcheuen!

Zenas, der Intendant des Landgutes, auf welchem Aeſop arbeitete, war auf das Feld gegangen, um zu ſehen, ob die Diener und die Sclaven treulich die ihnen aufgegebene Arbeit verrichteten, und bemerkte einen, der ihm ein wenig nachläſſig vorkam. Er ſchlug ihn alſo gewaltig, obgleich ſein Vergehen nur ſehr gering war. Aeſop, lebhaft gerührt von einer ſo ſchlechten Behandlung, ſagte zu ihm: Warum ſchlägſt Du mit ſolcher Gewalt einen Menſchen, der höchſtens nur eine leichte Strafe verdient?

entendu Esope parler de la sorte, ne s'attendait nullement à ces justes reproches et il se dit: Mes affaires iront bien mal, si le maître est informé de ma conduite; il faut que je prévienne Esope et que je me hâte de l'accuser avant que le maître soit instruit de mes emportemens, ce qui pourrait me faire chasser de mon emploi. Après avoir raisonné de la sorte, il prit le chemin de la ville, pour aller trouver son maitre. Il l'aborda et le salua plein de trouble. D'où vient cette inquiétude qui parait sur ton visage? lui demanda le maitre. Il est arrivé à votre maison de campagne, lui répliqua Zénas, une chose étonnante, c'est qu'Esope qui avait toujours été presque muet, comme vous savez, parle maintenant avec une extrême facilité; et, ima-

Jeden Tag überhäufſt Du, ohne alle Urſach, alle Diener des Hauſes mit Schlägen: ich werde es dem Herrn ſagen. Als Zenas den Aeſop ſo ſprechen hörte und keinesweges dieſe gerechten Vorwürfe erwartete, ſagte er zu ſich ſelbſt: Die Sachen werden ſehr ſchlimm für mich ſtehn, wenn der Herr mein Benehmen erfährt; ich muß alſo dem Aeſop zuvorkommen und mich beeilen, ihn anzuklagen, ehe der Herr etwas von meiner Hitze erfährt, denn das könnte mich von meinem Poſten bringen. Nachdem er ſo überlegt hatte, ſchlug er den Weg nach der Stadt ein, um ſeinen Herrn aufzuſuchen. Er näherte ſich dieſem und begrüßte ihn voller Verwirrung. Woher die Unruhe, die Dein Geſicht verräth, fragte ihn der Herr? Auf Deinem Landgute, erwiederte ihm Zenas, hat ſich etwas Wunderbares ereignet: Aeſop, der, wie Du weißt, beinah immer ſtumm war, ſpricht

ginez-vous, il vomit contre vous et contre les Dieux des blasphèmes atroces. Une telle conduite n'est plus à supporter; je suis outré d'entendre injurier un maître aussi bon et respectable! Ce récit mit le maître dans une grande colère. Je t'abandonne ce malheureux, répliqua-t-il à Zenas, traite-le comme il convient; donne-le, vends-le, fais-en tout ce que tu trouveras à propos d'en faire, je le livre à ta discrétion. Zénas se voyant le maître absolu d'Esope, lui fit savoir que sa liberté dépendait entièrement de lui. Sur ces entrefaites un marchand vint par hazard dans le village où ils étaient. pour y acheter du bétail. Il s'adressa à Zénas. Je n'ai point de bètes à vendre, lui répondit celui-ci, mais j'ai un esclave que vous pou-

jetzt mit einer außerordentlichen Leichtigkeit, und, ſtelle Dir vor, ſtößt gegen Dich und gegen die Götter furchtbare Läſterungen aus. Solches Betragen iſt nicht mehr zu dulden; ich bin außer mir, einen ſo guten und achtungswerthen Gebieter ſchmähen zu hören! Durch dieſen Bericht gerieth der Herr in großen Zorn. Ich überlaſſe Dir dieſen Unglückſeligen, erwiederte er dem Zenas, behandle ihn, wie ſich's gebührt, verſchenke ihn, verkaufe ihn, mach mit ihm, was Du willſt, ich gebe ihn ganz in Deine Willkühr. Als nun Zenas ſich als Aeſops unumſchränkten Herrn betrachtete, kündigte er ihm an, daß ſeine Freiheit ganz von ihm abhinge. Indem dies vorging, kam von ungefähr ein Kaufmann in das Dorf, welches ſie bewohnten, um dort Vieh aufzukaufen. Er wendete ſich an Zenas. Vieh habe ich nicht abzulaſſen, antwortete ihm dieſer, aber einen Sclaven, den

vez acheter. Zénas fit appeler Esope, et le marchand se mit à bien rire après avoir considéré la figure du petit bossu. Où avez-vous pris, dit-il à Zénas, ce monstre? Est-ce un homme ou un tronc d'arbre ou un vieux pot? S'il n'avait pas l'usage de la voix, je le prendrais pour une oûtre pleine de vent. Pourquoi avez-vous retardé mon voyage, pour me faire voir ce malheureux? Après avoir dit cela, il poursuivit son chemin. Esope se mit à le suivre. Arrêtez un moment, s'il vous plait, lui dit-il. Pour quel sujet êtes-vous venu dans ce village? C'est pour y acheter quelque chose de bon, répondit le marchand mais je n'ai nullement besoin d'un homme aussi laid, aussi difforme, aussi inutile que vous êtes. Achetez-moi, lui répliqua Esope, si vous

Du kaufen kannſt. Zenas ließ demnach den Aeſop rufen, und der Kaufmann fing herzlich zu lachen an, nachdem er die Geſtalt des kleinen Buckligen betrachtet hatte. Woher haſt Du, fragte er den Zenas, dies Ungeheuer? Iſt das ein Menſch, oder ein Baumſtamm, oder ein alter Topf? Könnte er nicht ſprechen, ſo würde ich ihn für einen mit Wind angefüllten Schlauch halten. Wie haſt Du meine Reiſe verzögern können, um mir dieſen Unglücksvogel zu zeigen? Nachdem er dies geſagt, ging er ſeiner Wege. Aeſop aber folgte ihm. Wart' einmal gefälligſt einen Augenblick, ſagte er zu ihm. Was wollteſt Du in dieſem Dorfe? Nun, ich wollte etwas Gutes kaufen, antwortete der Kaufmann; aber ich bedarf keineswegeſ eines ſo häßlichen, mißgeſtalteten und unnützen Menſchen, als Du biſt. Kaufe mich nur, erwiederte ihm Aeſop, verlaß Dich auf mich; es wird Dir nicht leid

m'en croyez; vous ne serez pas fâché de m'avoir, et je vous rendrai de plus grands services que vous ne pensez. Quel secours puis-je attendre de vous, lui demanda le marchand, puisque vous êtes fait d'une telle façon que vous vous attirez le mépris de tout le monde? N'avez-vous pas dans votre maison, lui repartit Esope, des enfans qui quelquefois ne sont pas sages, qui sont brouillons, incommodes et qui crient sans cesse? Prenez-moi pour leur servir de maitre; ils auront peur de moi, comme d'un homme masqué. Ces paroles firent rire le marchand qui, se tournant vers Zénas lui demanda, combien il voulait lui vendre ce malheureux? Trois oboles, lui répondit Zénas. Le marchand les lui donna et lui et Esope se mirent en

thun, mich zu beſitzen: ich werde Dir größere Dienſte leiſten, als Du denkſt. Und welche Dienſte könnte ich wohl von Dir erwarten, fragte ihn der Kaufmann, da Du ſo geſtaltet biſt, daß Du Dir Jedermanns Verachtung zuziehſt? Haſt Du in Deinem Hauſe, erwiederte ihm Aeſop, keine Kinder, die manchmal unartig, zänkiſch und beſchwerlich ſind oder unaufhörlich ſchreien und toben? Nimmt mich zu ihrem Lehrer an: ſie werden ſich vor mir eben ſo fürchten, wie vor einer Maske. Ueber dieſe Rede mußte der Kaufmann lachen, der, indem er ſich an Zenas wendete, dieſen fragte, wie theuer er ihm dieſen Unglücksvogel verkaufen wollte? Drei Obolen, antwortete Zenas. Der Kaufmann gab ſie ihm, und er und Aeſop gingen nun ihrer Wege. Man kann ſich leicht vorſtellen, wie groß das Erſtaunen der Familie und der andern Sclaven des Kaufmanns war,

chemin. On peut bién s'imaginer quel fut l'étonnement de la famille du marchand et des autres esclaves lorsqu'ils apperçurent le petit homme si laid et si difforme.

Chapitre V.

Il faut toujours réfléchir avant que d'entreprendre quelque chose.

Le nouveau maître d'Esope ordonna un jour à ses valets de faire des ballots et de se tenir prêts le lendemain pour son voyage. Ils disposèrent donc toutes choses selon l'ordre de leur maître et partagèrent entre eux les fardeaux dont ils devaient se charger. Esope demandait qu'on lui donnât le plus léger étant

als ſie den kleinen, häßlichen und mißgeſtalteten Mann erblickten.

Fünftes Kapitel.

Ehe man etwas unternimmt, muß man es vorher überlegen.

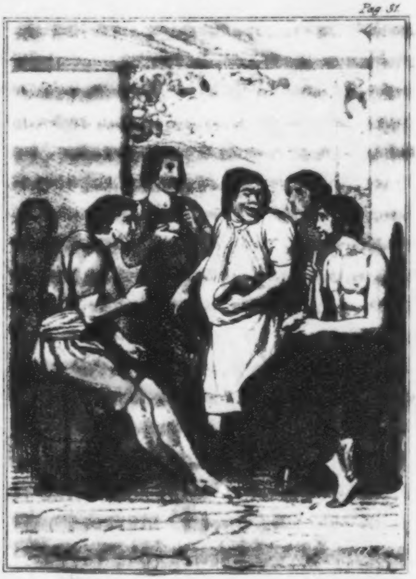
Aeſops neuer Gebieter befahl eines Tages ſeinen Dienern, Ballen zu packen und ſich am andern Morgen zu ſeiner Reiſe fertig zu halten. Sie richteten alſo nach ihres Herrn Befehl Alles vor und vertheilten unter ſich das Gepäck, mit dem ſie ſich beladen ſollten. Aeſop verlangte, daß man ihm als einem Neuling, der

nouveau venu, le dernier acheté, et peu propre à un pareil emploi. Ils lui dirent obligeamment qu'il pouvait s'en dispenser entièrement s'il le voulait. Mais Esope leur répondit qu'il n'était pas juste qu'on le ménageât de la sorte, tandis qu'ils travaillaient tous. Ses camarades lui permirent donc de choisir un fardeau et de se charger comme il le jugerait à propos. Après qu'il eut regardé de tous côtés et assemblé plusieurs paquets, sacs et paniers, il demanda qu'on lui mît sur le dos une corbeille pleine de pain que deux valets devaient porter. Tous les valets se mirent à rire en disant qu'il n'y avait rien de plus fou que ce choix et qu'Esope faisait bien paraître sa bêtise en ce qu'ayant demandé la plus légère charge, il avait cependant pris la plus

letzt erſt gekauft und zu einer ſolchen Verrichtung wenig geeignet wäre, das leichteſte Packet geben möchte. Sie ſagten ihm auf eine höfliche Weiſe, daß er, wenn er es wollte, ganz und gar mit dem Tragen verſchont bleiben könnte. Aeſop aber antwortete ihnen, daß es nicht recht ſei, ihn ſo zu ſchonen, während alle Andern arbeiteten. Seine Kameraden geſtatteten ihm alſo, ein Pack zu wählen und ſich ganz nach ſeinem Gefallen zu beladen. Nachdem er nach allen Seiten hin geſehen und mehrere Pakkete, Säcke und Körbe zuſammengeſtellt hatte, verlangte er, daß man ihm auf den Rücken einen mit Brod angefüllten Korb legte, welchen zwei Knechte tragen ſollten. Alle Diener fingen an zu lachen, indem ſie ſagten, daß es nichts Thörichteres gäbe, als dieſe Wahl, und daß Aeſop ſeine Dummheit recht an den Tag legte, da er um die leichteſte Laſt gebeten und doch die

pesante. On lui mit avec beaucoup de peine sur le dos la corbeille qu'il avait demandée. Esope pouvait à peine marcher, étant accablé de ce fardeau qui surpassait ses forces. Le marchand lui voyant sur les épaules une charge aussi pesante, en parut tout étonné, et remarquant avec quelle ardeur il travaillait, en vérité, dit-il, je suis déjà récompensé de ce qu'il m'a coûté! Quand ils furent arrivés à l'hôtellerie où ils devaient dîner, Esope eut ordre de distribuer du pain à tous les valets, de sorte qu'après le repas sa corbeille demeura à demi vuide. Ainsi son fardeau était diminué de moitié et Esope marchait bien plus à son aise. Le soir on distribua encore du pain pour le souper des valets. Le lendemain après le dîner sa corbeille fut

Pag. 31.



ſchwerſte genommen hätte. Mit vieler Mühe packte man ihm den verlangten Korb auf den Rücken. Von der Laſt niedergebeugt, die ſeine Kräfte überſtieg, konnte er kaum gehen. Als ihn der Kaufmann mit einer ſo ſchweren Laſt auf den Schultern erblickte, ſchien er darüber ganz erſtaunt; und da er bemerkte, mit welchem Eifer Aeſop arbeitete, ſprach er: wahrlich, ich bin jetzt ſchon für die Summe, die er mir gekoſtet hat, entſchädigt! Als ſie in dem Wirthshauſe, wo zu Mittag geſpeiſt werden ſollte, angekommen waren, erhielt Aeſop den Befehl, allen Dienern Brod auszutheilen, ſo, daß nach der Mahlzeit ſein Korb nur noch halb gefüllt war. Seine Laſt hatte ſich demnach um die Hälfte vermindert, und Aeſop ging ſchon weit gemächlicher einher. Am Abend wurde wiederum Brod zum Abendeſſen unter die Diener vertheilt. Nach der Mittagsmahlzeit am andern Tage war

entièrement vuidée; il la mit sur ses épaules, marcha avec tant de vîtesse et devança de si loin tous ses compagnons qu'ils ne savaient qu'en dire. Mais ils ne purent s'empêcher d'admirer l'habileté de ce petit bossu qui avait montré sa souplesse en se chargeant du pain, bien persuadé que ce fardeau ne lui resterait pas longtemps sur le dos; tandis que ses compagnons, étant chargés de différentes marchandises qui ne se consumaient pas comme les provisions de bouche, ne pouvaient point espérer de se voir soulagés durant leur long voyage.

ſein Korb ganz leer; nun nahm er ihn auf die Schultern, lief mit ſolcher Schnelligkeit und kam allen ſeinen Gefährten ſo weit vor, daß dieſe gar nicht wußten, was ſie dazu ſagen ſollten. Aber ſie konnten nicht anders, ſie mußten die Gewandtheit des kleinen Buckligen bewundern, der ſeine Schlauheit bewieſen hatte, indem er ſich mit dem Brode bepackte, wohl überzeugt, daß dieſe Laſt ihm nicht lange auf dem Rücken bleiben würde; während ſeine Kameraden, da ſie ſich mit verſchiedenen Waaren beladen hatten, welche nicht, wie der Mundvorrath, ſich verzehrten, keine Hoffnung hatten, während ihrer langen Reiſe ſich erleichtert zu ſehn.

Chapitre VI.

Il n'y a personne qui puisse se vanter de tout savoir.

Arrivé à Ephèse, le marchand vendit plusieurs esclaves et fit un grand profit sur cette vente. Il ne lui en resta que trois: un musicien, un grammairien et Esope. Un des amis du marchand lui conseilla de faire voile vers Samos pour y vendre ces trois esclaves à un prix encore plus haut. Lorsqu'il fut arrivé à Samos, il fit habiller proprement le musicien et le grammairien et les exposa au marché pour les vendre. Ne pouvant cependant pas parer Esope, ni lui donner aucun habit qui lui convînt, parce qu'il avait le corps tout contrefait,

Sechstes Kapitel.

Es giebt Keinen, der ſich rühmen könnte, Alles zu wiſſen.

Als der Kaufmann in Epheſus angekommen war, verkaufte er mehrere Sclaven, welcher Handel ihm einen großen Gewinn brachte. Es blieben ihm nur noch drei: ein Muſikus, ein Grammatiker und Aeſop. Einer der Freunde des Kaufmanns rieth ihm, nach Samos zu ſegeln, um dieſe drei Sclaven dort zu einem noch höhern Preiſe zu verkaufen. Sobald er in Samos anlangte, ließ er den Muſikus und den Grammatiker zierlich ankleiden und ſtellte ſie auf dem Markte zum Verkauf aus. Da er nun den Aeſop nicht ſchmücken oder ihm ir-

il le revêtit d'un sac, et l'ayant déguisé de la sorte, il le plaça au milieu de ses deux camarades. On peut bien penser qu'Esope dans cet équipage se vit exposé aux railleries et aux insultes des passans; lui cependant ne perdait point contenance et les regardait tous fixement. Le philosophe Xantus qui dans ce temps-là faisait son séjour à Samos, se promenant un jour au marché, et voyant les deux jeunes esclaves si bien vêtus, il s'approcha d'eux et demanda au musicien d'où il était. De Cappadoce, répondit celui-ci. Et que savez-vous faire? lui repartit Xantus. Toutes choses, dit le musicien. A cette réponse Esope éclata de rire. Les disciples de Xantus qui l'accompagnaient, ayant vu rire Esope, ne savaient point pour quel sujet il s'é-

gend ein für ihn paſſendes Kleid geben konnte, weil dieſer von einem ganz mißgeſtalteten Körperbau war, ſo ließ er ihm einen Sack umhängen, und ſo angekleidet ſtellte er ihn zwiſchen deſſen beide Kameraden. Man kann wohl denken, daß Aeſop in dieſem Aufzuge ſich den Spöttereien und Beſchimpfungen der Vorübergehenden ausgeſetzt ſah; er aber verlor die Faſſung nicht und ſah Alle ſtarr an. Der Philoſoph Xantus, welcher damals in Samos ſich aufhielt, ging einſt auf dem Markte ſpazieren, und da er die beiden ſo gut gekleideten Sclaven erblickte, ſo näherte er ſich ihnen und fragte den Muſikus, woher er wäre. Aus Cappadocien, antwortete dieſer. Und was kannſt Du? erwiederte ihm Xantus. Alles, ſagte der Muſikus. Bei dieſer Antwort brach Aeſop in ein lautes Gelächter aus. Als die den Xantus begleitenden Schüler den Aeſop ſo lachen ſa-

tait mis à rire de la sorte. Ils voulurent s'en informer, et l'un d'eux, s'approchant d'Esope, lui en demanda la cause. Mais celui-ci ne lui fit aucune réponse. Xantus demanda au marchand, à quel prix il mettait le musicien. A mille oboles, répondit-il. Le philosophe trouvant ce prix excessif, se tourna vers l'autre esclave et lui demanda de quel pays il était. Je suis Lydien, repartit celui-ci. Et que savez-vous faire? poursuivit Xantus. Toutes choses, répondit l'esclave. A cette réponse Esope de nouveau éclata de rire. Plus curieux encore, les disciples du philosophe lui en demandèrent encore une fois la raison, mais Esope garda le silence. Xantus s'adressant alors au marchand, lui demanda de quel prix était ce grammairien. De trois

hen, wußten ſie nicht, warum er ein ſolches Gelächter aufſchlug. Da ſie nun gern davon unterrichtet ſein wollten, ſo näherte ſich einer von ihnen dem Aeſop und fragte ihn um die Urſach. Dieſer aber gab ihm keine Antwort. Xantus fragte nun den Kaufmann, zu welchem Preiſe er den Muſikus laſſen wollte. Für tauſend Obolen, antwortete er. Da der Philoſoph dieſen Preis übertrieben fand, ſo wendete er ſich zu dem andern Sclaven und fragte ihn, aus welchem Lande er wäre. Ich bin ein Lydier, antwortete dieſer. Und was kannſt Du? fuhr Xantus fort. Alles, erwiederte der Sclave. Bei dieſer Antwort brach Aeſop wieder in ein lautes Gelächter aus. Des Philoſophen Schüler, welche um ſo neugieriger geworden waren, fragten ihn nochmals um die Urſach, aber Aeſop blieb beim Schweigen. Darauf wendete ſich Xantus zum Kaufmann und fragte ihn, wie

mille oboles, répondit-il. Xantus le trouvant aussi beaucoup trop cher, voulut s'en retourner; mais ses disciples lui demandant s'il n'agréait pas ces esclaves, oui, dit-il, je les trouve fort à mon gré, mais j'ai résolu de ne donner jamais une grande somme pour aucun esclave. Si cela est, lui repartit l'un de ses disciples, rien ne vous empèche d'acheter le plus difforme des trois. Ma femme, lui répondit-il, aime trop la propreté et la netteté, pour vouloir souffrir d'être servie par un homme si laid et si mal-propre. Cependant je l'aurai peut-être à fort bon prix; mais pour ne pas perdre mon argent, voyons, avant que de l'acheter, s'il sait quelque chose. Alors s'approchant d'Esope, il lui demanda ce qu'il savait faire? Rien du tout, répondit

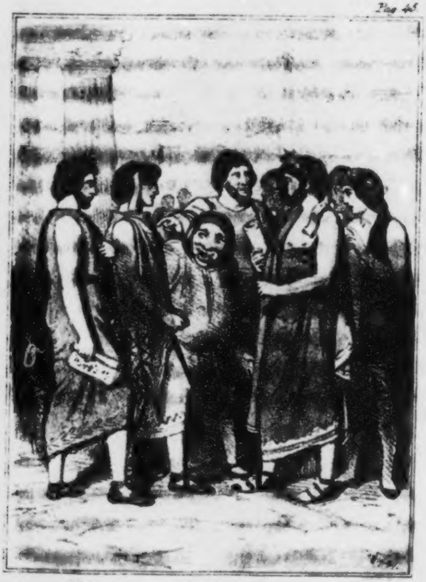
theuer der Grammatiker wäre. Drei Tauſend Obolen, antwortete Jener. Xantus, der ihn ebenfalls viel zu theuer fand, wollte umkehren; ſeine Schüler aber fragten ihn, warum ihm dieſe Sclaven nicht anſtänden. O ja, ſagte er, ſie gefallen mir ſehr; ich habe mir aber vorgenommen, niemals für einen Sclaven eine große Summe zu zahlen. Wenn das iſt, erwiederte ihm einer ſeiner Schüler, ſo hindert Dich ja nichts, den häßlichſten dieſer drei zu kaufen. Mein Weib, antwortete er ihm, liebt Reinlichkeit und Zierlichkeit zu ſehr, als daß ſie es dulden könnte, von einem ſo häßlichen und unreinlichen Menſchen bedient zu werden. Indeſſen werde ich ihn vielleicht recht wohlfeil bekommen; um aber mein Geld nicht wegzuwerfen, wollen wir, ehe ich ihn kaufe, ſehen, ob er auch etwas kann. Darauf näherte er ſich dem Aeſop und fragte ihn, was er könnte? Gar nichts, antwor-

notre petit bossu. Que voulez-vous dire par là? poursuivit Xantus. Ceux-ci, répliqua Esope, ont dit qu'ils savaient tout: il ne m'ont par conséquent rien laissé à faire. Xantus et ses disciples se rappelaient alors l'éclat de rire du Phrygien, et pleins d'admiration ils dirent: en vérité, cet homme fait paraître beaucoup d'esprit et de vivacité dans ce qu'il dit. Le philosophe alors lui demanda s'il voulait qu'il l'achetât? C'est une affaire, lui répondit Esope, où vous n'avez nullement besoin de mon conseil; achetez-moi ou ne m'achetez pas, selon que vous le jugerez plus à propos. Si vous voulez m'avoir, vous n'avez qu'à ouvrir votre bourse et compter l'argent à mon maître; si vous ne me voulez pas, cessez de vous moquer de moi. Si

tete unſer kleiner Buckliger. Was willſt Du damit ſagen? fuhr Xantus fort. Dieſe hier, erwiederte Aeſop, ſagten, ſie könnten Alles: folglich haben ſie mir nichts übrig gelaſſen. Nun erinnerten ſich Xantus und ſeine Schüler des lauten Gelächters unſers Phrygiers, und voller Bewunderung ſagten ſie: in Wahrheit, dieſer Menſch ſcheint viel Verſtand zu haben und viel Lebendigkeit in Dem, was er ſagt. Darauf fragte ihn der Philoſoph, ob er ihn kaufen ſollte? In dieſer Angelegenheit, antwortete ihm Aeſop, bedarfſt Du keinesweges meines Rathes; kaufe mich oder kaufe mich nicht, wie Du es für rathſamer hältſt. Willſt Du mich haben, ſo brauchſt Du nur Deinen Beutel zu öffnen und meinem Herrn das Geld zu zahlen; willſt Du mich nicht, nun, ſo höre auf, mich zum Beſten zu haben. Wenn ich Dich kaufe, ſagte Xantus, wirſt Du vielleicht ſuchen,

je vous achète, dit Xantus, vous tâcherez peut-être de vous dérober par la fuite? Esope se mit à rire. Si l'envie m'en prend, répliqua-t-il, je ne vous demanderai pas conseil sur cela, comme vous n'avez pas besoin du mien pour ce que vous voulez faire. Vous avez parfaitement raison, dit Xantus; mais avouez que vous êtes bien laid et difforme. Il faut, lui répliqua Esope, qu'un philosophe regarde l'esprit et non pas le visage. Alors Xantus s'adressant au marchand, combien voulez-vous me vendre cet esclave, lui demanda-t-il? Vous êtes venu ici, répliqua le marchand, pour mépriser ma marchandise; vous négligez des esclaves beaux, bien faits et habiles, et vous choisissez celuí qui est laid et qui ne sait rien. Achetez l'un des deux au-

Pag 45



durch die Flucht Dich zu entziehn? Aeſop fing an zu lachen. Wenn ich dazu Luſt bekomme, erwiederte er, werde ich Dich deshalb nicht um Rath fragen, eben ſo wenig, wie Du des meinigen bedarfſt für Das, was Du thun willſt. Du haſt vollkommen Recht, ſagte Xantus; Du mußt aber geſtehn, daß Du ſehr häßlich und mißgeſtaltet biſt. Ein Philoſoph, erwiederte ihm Aeſop, ſoll auf den Geiſt ſehen, und nicht auf das Geſicht. Da wendete ſich Xantus zum Kaufmann und fragte ihn, wie theuer er ihm dieſen Sclaven verkaufen wollte? Du biſt hiehergekommen, erwiederte der Kaufmann, um meine Waare zu verachten; Du übergehſt ſchöne, wohlgeſtaltete und geſchickte Sclaven, und wähleſt den, der häßlich iſt und nichts kann. Kaufe doch einen der beiden andern, und nimm dieſen als Zugabe. Nein, erwiederte Xantus, ich will nur dieſen letzten. Als nun der Kaufmann

tres et prenez celui-ci par-dessus le marché. Non, répliqua Xantus, je ne veux que ce dernier. Alors le marchand n'en ayant demandé que soixante oboles, les disciples du philosophe comptèrent sur le champ cette somme, et l'esclave lui fit livré.

Chapitre VII.

Préférez toujours la bonté du coeur et la beauté de l'esprit à celle du corps.

Esope se mit à la suite de **Xantus** qui s'en retournait dans sa maison. Quand ils furent arrivés au logis, le philosophe ordonna à son esclave de rester auprès de la porte, parce qu'il savait que sa femme aurait été choquée si on lui eût présenté

nur ſechzig Obolen für ihn verlangte, zahlten die Schüler des Philoſophen ſogleich dieſe Summe, und der Sclave wurde ihm übergeben.

Siebentes Kapitel.

Ziehet ſtets die Güte des Herzens und die Schönheit des Geiſtes der des Körpers vor.

Aeſop begab ſich nun in Xantus Gefolge, der nach Hauſe zurückkehrte. Als ſie dort angekommen waren, befahl der Philoſoph ſeinem Sclaven, an der Thür ſtehen zu bleiben, weil

un homme aussi laid et aussi dégoûtant qu'Esope, sans l'y préparer par quelque bon mot ou par quelques plaisanteries. Xantus entra donc dans la maison, et l'ayant abordée, ma chère épouse, lui dit-il, j'espère qu'à l'avenir vous ne me reprocherez plus les devoirs que vos servantes me rendent; car j'ai acheté un esclave pour moi d'une beauté si accomplie que vous n'avez jamais vu d'homme mieux fait et plus agréable: il s'est arrêté à l'entrée de la maison. La femme du philosophe ordonna d'introduire le nouvel esclave. Esope entra et se présenta devant la maîtresse de la maison. Quand elle l'eut envisagé, elle jeta les yeux sur son époux. Où êtes-vous allé chercher ce monstre, lui dit-elle, pour me l'amener ici? Otez-le promptement

er wußte, daß es ſeiner Frau zuwider geweſen ſein würde, wenn man ihr einen ſo häßlichen und unangenehmen Menſchen, wie Aeſop war, vorgeſtellt hätte, ohne ſie durch irgend ein witziges Wort oder irgend einen Spaß darauf vorzubereiten. Xantus begab ſich alſo in das Haus, und nachdem er zu ihr getreten, ſagte er zu ihr: Meine theure Gemahlinn, ich hoffe, daß Du mir künftig nicht mehr die Dienſte vorwerfen wirſt, welche Deine Mägde mir leiſten; denn ich habe mir einen Sclaven von einer ſo vollkommenen Schönheit gekauft, daß Du nie einen wohlgeſtaltetern und angenehmern Menſchen geſehen haſt: er ſteht am Eingange des Hauſes. Des Philoſophen Frau befahl, den neuen Sclaven einzuführen. Aeſop trat ein und ſtellte ſich der Frau des Hauſes vor. Als ſie ihn betrachtet hatte, warf ſie die Augen auf ihren Gatten. Woher haſt Du dies Ungeheuer,

de devant moi! Calmez-vous, ma femme, lui répondit Xantus, n'insultez pas mon nouveau serviteur. Ecoutez, Madame, dit le petit bossu, je crois que la femme d'un philosophe sera assez sage pour ne pas se défaire d'un valet uniquement parce qu'il est laid et difforme. Vous savez aussi bien que moi que parfois dans un corps bien beau et régulier il réside une âme que les Dieux et tous les gens de bien doivent détester, ou un esprit qui ne fait point honneur à l'humanité. L'impétuosité des flots de la mer est terrible; le débordement des rivières est à craindre; la violence du feu cause de grands ravages; la pauvreté est un grand malheur; et mille autres accidens qui rendent la vie triste et ennuyeuse, qu'est-ce que tout cela en comparaison d'un

ſagte ſie zu ihm, das Du mir herbringſt? Entzieh es ſchnell meinem Anblick! Beruhige Dich, liebe Frau, antwortete ihr Xantus, und beſchimpfe nicht meinen neuen Diener. Höre Gebieterinn, ſagte der kleine Bucklige, eines Philoſophen Frau, denke ich, wird klug genug ſein, ſich nicht einzig und allein eines Dieners darum zu entledigen, weil er häßlich und mißgeſtaltet iſt. Du weißt es eben ſo gut, als ich, daß manchmal in einem ſehr ſchönen und regelmäßigen Körper eine Seele wohnt, welche die Götter und alle rechtlichen Leute verabſcheuen müſſen, oder ein Geiſt, welcher der Menſchheit keine Ehre macht. Schrecklich iſt der Meereswellen Ungeſtüm; das Austreten der Ströme iſt zu fürchten; des Feuers Gewalt verurſacht große Verwüſtungen; Armuth iſt ein großes Unglück; und tauſend andere Unfälle, welche das Leben traurig und verdrüßlich machen —

homme stupide et méchant, quelque parfaite que soit la beauté de son corps? — Ce discours étonna la femme de Xantus, et ne sachant que répondre, elle se tourna vers son mari, pour lui demander où il avait trouvé ce bel esclave, un homme aussi raisonnable. Et s'adressant à Esope, je suis, lui dit-elle, réconciliée avec vous. Et moi, repartit le petit bossu, je suis bien heureux, car ce n'est pas une chose aisée que d'appaiser une femme.

was iſt das Alles in Vergleich mit einem dummen und böſen Menſchen, ſo vollkommen auch die Schönheit ſeines Körpers ſein mag? Dieſe Rede ſetzte die Frau des Xantus in Verwunderung, und da ſie nicht wußte, was ſie antworten ſollte, ſo wendete ſie ſich zu ihrem Manne, um ihn zu fragen, wo er dieſen ſchönen Sclaven, einen ſo vernünftigen Menſchen aufgefunden habe. Darauf drehete ſie ſich zu Aeſop und ſagte zu ihm: ich bin mit Dir ausgeſöhnt. Und ich, erwiederte der kleine Bucklige, ich bin ſehr glücklich, denn es iſt keine Kleinigkeit, ein Weib zufrieden zu ſtellen.

Chapitre VIII.

Il n'y a rien de meilleur, mais en même temps rien de plus méchant dans le monde que la langue.

Un jour **Xantus** voulut faire un festin à ses disciples. Allez, dit-il à **Esope**, acheter tout ce que vous trouverez de meilleur. Le petit bossu acheta quantité de langues de cochon et les apprêta pour régaler les conviés. Il servit devant chacun une langue grillée avec de la sauce. Les disciples furent contents de ce premier service. Pour le second mets **Esope** leur servit des langues bouillies. Quand on eut demandé le troisième service, il mit encore des

Achtes Kapitel.

Es giebt in der Welt nichts Beſſeres, aber zu gleicher Zeit auch nichts Schlechteres, als die Zunge.

Eines Tages wollte Xantus ſeinen Schülern ein Feſtmahl geben. Geh, ſagte er zu Aeſop, und kaufe, was Du Beſtes finden wirſt. Der kleine Bucklige kaufte eine Menge Schweinszungen und bereitete ſie zu, um die Gäſte zu tractiren. Jedem ſetzte er eine auf dem Roſt gebratene Zunge mit Sauce vor. Die Schüler waren mit dieſem erſten Gang zufrieden. Als zweiten Gang brachte Aeſop gekochte Zungen auf die Tafel. Als man den dritten Gang verlangte, bediente er ſie wieder mit Zungen, welche als Fricaſſée zubereitet waren. Dieſe

langues sur la table, arrangées en fricassée. Cette répétition fâcha les disciples de Xantus qui s'ennuyaient de ne voir que des langues. Eh quoi, dirent-ils à Esope, que fais-tu? Ne mangerons-nous que des langues? Le petit bossu, sans s'allarmer de leurs plaintes, leur en servit encore. Est-il possible, dit Xantus tout en colère, que vous n'ayez autre chose à nous donner? Non, répondit Esope d'un air tranquille. Comment, misérable que vous êtes, reprit le philosophe, ne vous ai-je pas ordonné de m'acheter tout ce qu'il y a de meilleur? Je vous suis bien obligé, Monsieur, répondit Esope à son maître, des reproches et des réprimandes que vous me faites en présence de tant de philosophes; car qu'y a-t-il dans le monde de meil-

Wiederholung ärgerte die Schüler des Xantus, welche es überdrüſſig waren, nichts als Zungen zu ſehn. Was giebſt Du an? ſagten ſie zum Aeſop. Sollen wir nichts als Zungen ſpeiſen? Der kleine Bucklige, ohne ſich über ihre Klagen zu beunruhigen, ſetzte ihnen noch immer welche vor. Iſt es möglich, ſagte Xantus in vollem Zorne, daß Du uns nichts anders zu geben haſt? Nein, antwortete Aeſop mit einer ruhigen Miene. Wie, Du Elender, erwiederte der Philoſoph, hab' ich Dir nicht aufgetragen, mir zu kaufen, was es Beſtes giebt? Mein Herr, ich bin Dir ſehr verbunden für dieſe Vorwürfe und Scheltreden in Gegenwart ſo vieler Philoſophen, antwortete Aeſop; denn was giebt's auf der ganzen Welt Beſſeres und Vortrefflicheres, als die Zunge? Durch ihre Hülfe lehrt man die Wiſſenſchaften; durch ihre Hülfe können wir die Gedanken der Andern wiſſen, ih-

leur et de plus excellent que la langue? C'est par son secours que l'on enseigne les sciences; c'est par son moyen que nous pouvons savoir les pensées des autres, que nous pouvons leur communiquer les nôtres, que l'on fait des harangues et des prières: je crois donc qu'il n'y a rien de meilleur, ni de plus excellent que la langue. Le philosophe et tous ses disciples approuvèrent ce raisonnement et dirent de concert qu'Esope avait parfaitement raison. Le lendemain, pour dédommager ses disciples, Xantus voulut encore une fois leur faire un festin. J'espère, leur dit-il, qu'Esope nous traitera mieux aujourd'hui, et je lui donnerai mes ordres en votre présence. Ayant fait venir le petit bossu, achetez-nous, lui dit-il, tout ce que vous

nen die unſrigen mittheilen, Reden halten und Gebete herſagen: ich glaube demnach, daß es nichts Beſſeres und Vortrefflicheres giebt, als die Zunge. Der Philoſoph und alle ſeine Schüler billigten dieſe Rede und ſagten einſtimmig, daß Aeſop vollkommen Recht habe. Am andern Tage wollte Xantus, um ſeine Schüler ſchadlos zu halten, ihnen noch einmal einen Feſtſchmaus geben. Ich hoffe, ſagte er zu ihnen, daß Aeſop uns heute beſſer tractiren wird, und in Eurer Gegenwart werde ich ihm meine Befehle ertheilen. Nachdem er den kleinen Buckligen hatte kommen laſſen, ſagte er zu ihm: Kauf' uns, was es Schlechteſtes giebt, denn ich will dieſen Herren ein Abendeſſen geben. Aeſop kaufte nun noch einmal nichts als Zungen, und, nachdem er ſie zubereitet hatte, ſetzte er ſie den Gäſten vor. Dieſe konnten ſich nun nicht des Murrens enthalten, und ſchrieen: Wie? Nichts

trouverez de plus méchant, car je veux donner à souper à ces Messieurs. Esope acheta encore une fois des langues, rien que des langues, et les ayant apprêtées, les servit aux conviés. Ceux-ci ne purent s'empêcher de murmurer, s'écriant: eh quoi! toujours des langues de cochon? Un moment après il servit encore des langues et en apporta jusqu'à la troisième fois. Ce prócédé irrita étrangement Xantus contre son esclave. Il lui fit des reproches bien amères, le menaçant de le battre comme il faut. Mais Esope lui répondit: écoutez, mon maître et vous autres Messieurs; hier Xantus m'ordonna d'acheter tout ce qu'il y a de meilleur, et j'ai acheté des langues, comme vous savez, et je vous ai prouvé que j'avais raison; aujourd'hui mon maî-

als Schweinszungen? Einen Augenblick darauf ſetzte er ihnen nochmals Zungen vor, und ſogar ein drittes Mal. Dieſes Verfahren brachte den Xantus auf eine auffallende Weiſe gegen ſeinen Sclaven in Zorn. Er machte ihm die bitterſten Vorwürfe, und drohete, ihn gehörig durchzuprügeln. Aeſop aber antwortete ihm: Höret mich an, mein Gebieter und Ihr andern Herren; geſtern befahl mir Xantus, zu kaufen, was es Beſtes gäbe, und ich habe, wie Ihr wiſſet, Zungen gekauft und Euch bewieſen, daß ich Recht hatte; heut ſagt mir mein Herr, zu kaufen, was es Schlechteſtes giebt, und ich gebe Euch wieder Zungen. Warum? Weil es in der That nichts Schlechteres giebt, als die Zunge. Iſt ſie es nicht, die alle Lügen, alle Verläumdungen, alle Meineide zu Tage fördert? Iſt ſie es nicht, die flucht und ſchimpft und läſtert? Iſt ſie nicht die Urſach einer unendlichen Menge

tre me dit d'acheter ce qu'il y a de plus méchant, et je vous donne encore des langues. Pourquoi? Parce qu'en effet il n'y a rien de plus méchant que la langue. N'est-ce pas elle qui fait tous les mensonges, toutes les médisances, tous les parjures? N'est-ce pas elle qui jure, qui insulte, qui blasphème? N'est-elle pas la cause d'une infinité de maux; ne remplit-elle pas la vie de chagrins, d'erreurs et de troubles? Xantus et ses disciples convinrent qu'Esope avait raison, et le philosophe, un peu mécontent d'avoir été confondu par son esclave, cherchait l'occasion de pouvoir le punir. L'occasion se présenta bientôt.

Uebel; erfüllt ſie nicht das Leben mit Kummer, Irrthum und Verwirrung? Xantus und ſeine Schüler mußten zugeben, daß Aesop Recht hätte, und der Philoſoph, damit ein wenig unzufrieden, durch ſeinen Sclaven beſchämt worden zu ſein, ſuchte eine Gelegenheit auf, um ihn beſtrafen zu können. Dieſe Gelegenheit bot ſich bald dar.

Chapitre IX.

Il ne faut pas se mêler des affaires d'autrui, mais non plus porter trop loin l'indolence.

Dernièrement, dit un jour Xantus à notre petit bossu, tu reprochais à un de mes amis d'être trop curieux et de se mêler des affaires d'autrui. Aujourd'hui je t'ordonne de me faire venir quelqu'un assez indolent, pour ne se soucier de rien. Esope alla le lendemain dans la place publique, et après avoir soigneusement examiné tous ceux qu'il y rencontra, il apperçut un homme qui se tenait assis depuis longtemps à la même place, et dans la même posture. Jugeant à sa figure que c'était un homme fort paresseux et bien simple, il l'aborda, en lui

Neuntes Kapitel.

Man muß ſich nicht in Anderer Angelegenheiten miſchen, aber die Gleichgültigkeit auch nicht zu weit treiben.

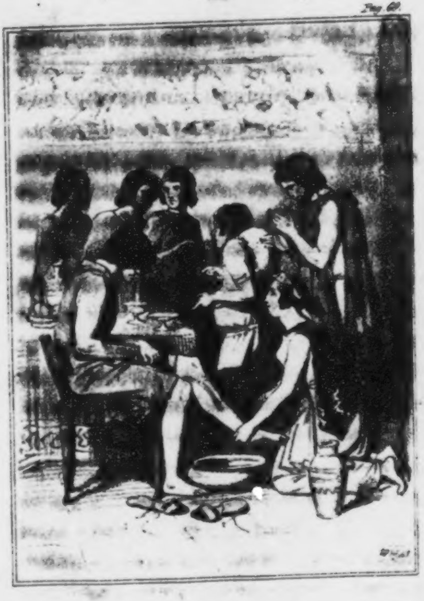
Letzt, ſagte Xantus eines Tages zu unſerm kleinen Buckligen, warfſt Du einem meiner Freunde vor, zu neugierig zu ſein und ſich in Anderer Angelegenheiten zu miſchen. Heut befehl' ich Dir, mir Jemanden zuzuführen, der ſo gleichgültig iſt, daß er ſich um nichts bekümmert. Am andern Tage ging Aeſop auf den öffentlichen Platz, und nachdem er ſorgfältig alle Diejenigen, welche er dort antraf, beobachtet hatte, bemerkte er einen Menſchen, der ſeit langer Zeit auf einer und derſelben Stelle und in derſelben Stellung ſaß. Da er nun nach deſſen Aeußerm urtheilte, daß dies ein ſehr träger und einfältiger Menſch wäre, ſo trat er zu ihm

disant que le philosophe Xantus, son maitre, le priait à diner. Cet homme rustique, sans s'informer ni qui était Esope, ni de quelle part il venait, entra dans la maison du philosophe et se mit à table sans aucune façon avec ses souliers mal-propres et crottés. Xantus demanda, qui était cet homme? C'est l'homme indolent, répondit Esope, que vous avez demandé; j'espère qu'il ne s'ingère nullement dans les affaires d'autrui. Alors Xantus dit tout bas à sa femme: ma chère, faites-moi le plaisir de faire en présence de cet homme tout ce que je vous dirai, et obéissez ponctuellement à mes ordres, afin que je trouve un sujet légitime pour châtier sévèrement Esope. Madame, dit-il maintenant tout haut, versez de l'eau dans

und ſagte ihm, der Philoſoph Xantus, ſein Herr, bäte ihn zum Mittagseſſen. Der ungeſchliffene Menſch, ohne nur danach zu fragen, wer Aeſop wäre oder wer ihn abſchickte, trat in das Haus des Philoſophen und ſetzte ſich mit ſeinen unreinen und beſchmutzten Schuhen ohne alle Umſtände zu Tiſche. Xantus fragte, wer dieſer Mann wäre? Das iſt der gleichgültige Menſch, antwortete Aeſop, den Du verlangt haſt; ich hoffe, daß der ſich keineswegs um andrer Leute Angelegenheiten kümmert. Nun ſagte Xantus ganz leiſe zu ſeiner Gattinn: Meine Liebe, thu mir den Gefallen, in Gegenwart dieſes Menſchen Alles vorzunehmen, was ich Dir ſagen werde, und gehorche pünktlich meinen Befehlen, damit ich eine rechtmäßige Urſach finde, den Aeſop ſtreng zu beſtrafen. Frauchen, ſagte er jetzt ganz laut, gieß Waſſer in ein Becken und waſche die Füße unſers Ga-

un bassin et lavez les pieds de notre convive; car il se persuadait que ce rustique ne consentirait jamais à se voir servi par cette dame, qu'il ne manquerait pas de lui faire de grands complimens, ce qui ferait voir manifestement qu'il n'était ni si bête ni si indolent qu'Esope avait voulu le faire entendre, et que ce serait alors un prétexte légitime pour châtier ce dernier. La dame ayant versé de l'eau dans un bassin, se préparait à laver les pieds à ce rustaud, lequel voyant que la maîtresse du logis se disposait à lui rendre ce service, se disait à lui-même: elle veut me faire honneur, voilà pourquoi elle se résout à me laver les pieds elle-même. Alors étendant les pieds, lavez-les toujours, lui dit-il; et après qu'elle les eut lavés,

Pag. 60.



ſtes; denn er war überzeugt, daß dieſer plumpe Menſch niemals darein willigen würde, ſich von ſolcher Dame bedient zu ſehen, daß er gewiß nicht ermangeln würde, ihr große Complimente zu machen, was dann ganz klar beweiſen würde, daß er weder ſo dumm, noch ſo gleichgültig ſei, als Aeſop es hatte wollen zu verſtehen geben, und daß dieſes dann ein rechtmäßiger Vorwand ſein würde, um dieſen Letzten zu züchtigen. Als nun die Dame Waſſer in ein Bekken gegoſſen hatte und ſich anſchickte, dem Tölpel die Füße zu waſchen, ſo ſprach dieſer, als er die Frau des Hauſes bereit ſah, ihm den Dienſt zu leiſten, zu ſich ſelbſt: ſie will mir eine Ehre erzeigen, darum entſchließt ſie ſich dazu, ſelbſt mir die Füße zu waſchen. Nun die Füße hinſtreckend, ſagte er zu ihr: Waſchet ſie nur immer zu; und nachdem ſie ſie ihm gewaſchen, ſetzte er ſich wieder zu Tiſche. Xantus be-

il se remit à table. Xantus ordonna de donner à son convié du même vin qu'il buvait et de le servir le premier. Cet homme se disait à lui-même: la bienséance demande qu'ils soient servis avant moi; mais puisqu'ils veulent que je boive le premier, que m'importe? Ce n'est pas à moi à m'inquiéter de cette cérémonie. Ainsi il se mit à boire. Pendant le diner on lui présenta un mets qu'il trouvait fort à son goût et qu'il mangeait avec plaisir et de bon appétit. Effectivement ce plat était arrangé avec beaucoup d'art et avait un goût exquis; mais le maître fit venir le cuisinier et le gronda fort d'avoir mal apprêté ce ragoût, et sur le champ il commanda qu'on le mit tout nud pour le châtier. Le convive disait en lui-même: ce ragoût me

fahl, ſeinem Gaſte von demſelben Wein einzuſchenken, von welchem er ſelbſt trank, und ihn zuerſt zu bedienen. Jetzt ſagte der Menſch wieder zu ſich ſelbſt: der Anſtand verlangt, daß ſie eher als ich bedient werden; warum aber wollen ſie, daß ich zuerſt trinke, was kümmert's mich? Es iſt nicht meine Sache, mir über ſolche Ceremonie ein graues Haar wachſen zu laſſen. Er fing alſo an zu trinken. Während der Mahlzeit reichte man ihm eine Schüſſel, die ihm trefflich ſchmeckte, und von der er nach Herzensluſt aß. Dieſe Speiſe war in der That mit vieler Kunſt zugerichtet und von einem auserleſenen Geſchmack; der Herr aber ließ den Koch kommen, ſchalt ihn tüchtig aus, dies Ragout ſchlecht zubereitet zu haben, und befahl auf der Stelle, ihn ganz nackt auszuziehen, um ihn zu züchtigen. Der Gaſt ſagte wieder zu ſich ſelbſt: das Ragout ſcheint mir köſtlich, es iſt

paraît excellent, il est très-bien apprêté, rien n'y manque; mais si le maître du logis, pour contenter son envie, veut faire battre son cuisinier sans sujet, que m'importe? Ce ne sont pas là mes affaires. Xantus était tout chagrin et supportait impatiemment le peu de curiosité et l'indolence outrée de son convié qui ne se souciait absolument de rien et ne prenait intérêt à quoi que ce fût. Quand on eut servi le gâteau, cet hôte indifférent, le tournant de tous côtés, commença d'en manger, comme si ç'eût été du pain ordinaire. Cette grossièreté aigrit de plus en plus le philosophe, lequel s'en prenant à son boulanger, ignorant que tu es, lui dit-il, pourquoi n'as-tu pas mis dans ce gâteau du miel et du poivre pour lui donner un peu de haut goût?

ganz beſonders gut zugerichtet, nichts fehlt; wenn aber der Hausherr, um ſeine Luſt zu befriedigen, ſeinen Koch ohne alle Urſach durchprügeln laſſen will, was kümmert's mich? Das geht mich nichts an. Xantus ward ganz ärgerlich und ertrug nur mit Ungeduld die wenige Neugier und die übertriebene Gleichgültigkeit ſeines Gaſtes, den ſchlechterdings nichts kümmerte, und der an nichts auf der Welt Antheil nahm. Als man den Kuchen aufgetragen hatte, drehte ihn der unempfindliche Gaſt nach allen Seiten zu, und fing an dergeſtalt davon hineinzuſchlingen, als wenn's gewöhnliches Brod geweſen wäre. Solche Ungeſchliffenheit erbitterte den Philoſophen immer mehr und mehr, und nun wendete er ſich zu ſeinem Bäcker und ſagte dieſem: Dummkopf, warum haſt Du nicht Honig und Pfeffer in den Kuchen gethan, um ihm einen etwas pikanten Geſchmack zu geben?

Monsieur, répondit le boulanger, si le gâteau est mal cuit, je consens d'être battu; mais s'il est mal assaisonné, et s'il y manque quelque chose, c'est à ma maitresse, et non pas à moi qu'il faut s'en prendre. Si ma femme en est la cause, dit Xantus, je la ferai brûler toute vive. Il fit signe à sa femme d'obéir à tout ce qu'on lui commanderait, afin d'avoir un prétexte pour châtier Esope. On fit donc apporter une grande quantité de fagots, pour faire un bucher. On y mit le feu, on en fit approcher la femme de Xantus et l'on fit semblant de l'y vouloir jeter, pour voir quelle figure ferait le convive à ce spectacle, et quel empressement il témoignerait pour empêcher cette action atroce; mais sans s'allarmer de cet appareil lu-

Mein Herr, antwortete der Bäcker, wenn der Kuchen ſchlecht gebacken iſt, ſo will ich mich gern ſchlagen laſſen; iſt er aber ſchlecht gewürzt und fehlt irgend etwas, ſo mußt Du Dich an meine Gebieterinn halten, und nicht an mich. Wenn meine Frau Schuld daran iſt, ſagte Xantus, ſo laſſe ich ſie lebendig verbrennen. Er gab ſeiner Gattinn einen Wink, in Allem, was man ihr befehlen würde, zu gehorchen, damit er nur einen Vorwand hätte, um den Aeſop zu züchtigen. Man ließ alſo eine Menge Reisbündel kommen, um einen Scheiterhaufen zu bilden. Jetzt ward er angezündet, man ließ Xantus Gattinn näher treten und that ſo, als wolle man ſie hineinwerfen, um zu ſehn, was für ein Geſicht der Gaſt zu dieſem Schauſpiel machen und welchen Eifer er zeigen würde, um dieſe grauſame Handlung zu verhüten; aber ohne über dieſe betrübende Zurüſtung nur im

gubre, il demeura dans sa tranquillité ordinaire et se disait à lui-même: Si cet homme n'a aucune raison de se fâcher contre son épouse, pourquoi se met-il de la sorte en colère? Et s'adressant à Xantus, si vous vous croyez obligé, lui dit-il, de faire ce traitement à votre femme, attendez un moment, je vous prie, et permettez-moi de sortir, pour aller quérir la mienne, afin que vous les fassiez brûler toutes deux ensemble, car je ne sais qu'en faire. — Le philosophe entendant parler cet homme de la sorte, admira sa stupidité et son indolence, et dit à Esope: en vérité, tu ne te connais pas mal en gens; voilà, sans contredit, le plus indolent de tous les hommes, et qui se soucie le moins de tout ce qui arrive. Je suis vaincu et tu recevras

Geringſten aus der Faſſung zu kommen, blieb er in ſeiner gewöhnlichen Ruhe und ſprach zu ſich ſelbſt: wenn dieſer Menſch nicht den geringſten Grund hat, auf ſeine Frau ärgerlich zu ſein, warum geräth er denn ſo in Zorn? Und nun wendete er ſich zu Xantus und ſagte ihm: Wenn Du Dich verpflichtet glaubſt, ſo Deine Frau zu behandeln, ſo bitte ich Dich, einen Augenblick zu warten und mir zu erlauben, hinauszugehn, daß ich mein Weib hole, damit Du ſie alle Beide zuſammen verbrennen laſſen kannſt, denn ich weiß nicht, was ich mit ihr angeben ſoll. — Als der Philoſoph dieſen Menſchen ſo ſprechen hörte, bewunderte er deſſen Unverſtand und Unempfindlichkeit, und ſagte zu Aeſop: In Wahrheit, Du verſtehſt Dich nicht ſchlecht auf die Leute; das iſt, ohne Widerrede, der unempfindlichſte aller Menſchen, und den Alles, was vorgeht, auch gar nichts kümmert.

une bonne récompense: tu l'as bien méritée. Me voilà content; j'oublie tous les tours que tu m'as joués: je te les pardonne et je te mettrai en liberté.

Chapitre X.

L'homme ne saurait répondre de ce qui lui arrivera.

Le lendemain Xantus commanda à Esope d'aller aux bains et de voir si la foule y était grande, parce qu'il avait envie de se baigner. Esope en chemin faisant, rencontra le président du tribunal qui, sachant qu'Esope appartenait à Xantus, lui demanda où il allait?

Ich bin beſiegt, und Du ſollſt eine gute Belohnung erhalten: Du haſt ſie wohl verdient. Ich bin zufrieden geſtellt; ich vergeſſe alle Streiche, die Du mir geſpielt haſt: ich verzeihe ſie Dir und ich werde Dir die Freiheit ſchenken.

Zehntes Kapitel.

Der Menſch kann für nichts, das ihm widerfahren wird, gutſagen.

Am folgenden Tage befahl Xantus dem Aeſop, nach den Bädern zu gehn und zu ſehen, ob dort das Gedränge groß wäre, weil er Luſt hatte, ein Bad zu nehmen. Unterweges begegnete Aeſop dem Gerichts-Präſidenten, welcher, da er wußte, daß dieſer Sclave dem Xantus angehörte, ihn fragte, wohin er ginge?

Je n'en sais rien, lui répondit le petit bossu. Le président jugeant qu'il se moquait de lui et qu'il dédaignait de lui répondre, ordonna que sur le champ on le menât en prison. Comme on l'y traînait, Esope lui dit: Vous voyez bien, Monsieur le président, que ma réponse était fort juste et que j'avais bien raison de vous dire que je ne savais où j'allais. Je ne croyais nullement aller en prison. Le président étonné de la promptitude de cette réplique, le fit mettre en liberté.

Das weiß ich nicht, antwortete ihm der kleine Bucklige. Da der Präſident glaubte, daß er ſich über ihn luſtig machte und es nicht der Mühe werth hielte, ihm zu antworten, ſo gab er den Befehl, ihn auf der Stelle ins Gefängniß zu bringen. Als man ihn nun hinführte, ſagte Aeſop zu ihm: Du ſiehſt wohl, Herr Präſident, daß meine Antwort ſehr richtig war, und daß ich einen guten Grund hatte, Dir zu ſagen, ich wiſſe nicht, wohin ich ginge. Ich hatte keine Ahnung davon, ins Gefängniß zu ſpazieren. Der über die Verſchlagenheit dieſer Antwort erſtaunte Präſident ließ ihn in Freiheit ſetzen.

Chapitre XI.

Quelquefois on est obligé de faire malgré soi ce que l'on n'a pas voulu faire de son gré.

Xantus ne se rappelait plus de la promesse qu'il avait donnée à son esclave de le mettre en liberté; il savait fort bien que ce petit homme lui rendait des services essentiels et que c'était un valet qui avait de belles connaissances, qui souvent lui donnait des lumières sur beaucoup de choses. Mais le peuple de Samos fut d'un aûtre avis sur le compte d'Esope. Bien des fois déjà on avait admiré sa sagacité, et d'ailleurs on le respectait parce qu'il était parfaitement honnête homme, qu'il détestait l'injustice et qu'il faisait tous ses efforts pour se

Eilftes Kapitel.

Zuweilen iſt man gezwungen, wider ſeinen Willen etwas zu thun, das man nicht gutwillig unternehmen wollte.

Xantus erinnerte ſich nicht mehr des ſeinem Sclaven gegebenen Verſprechens, ihm die Freiheit zu ſchenken; er wußte es ſehr wohl, daß dieſer kleine Menſch ihm weſentliche Dienſte leiſtete, und daß er ein Diener war, der ſchöne Kenntniſſe hatte, der ihm oft über viele Dinge Aufklärung gab. Aber das Volk von Samos dachte anders in Beziehung auf den Aeſop. Schon oft hatte man ſeinen Scharfſinn bewundert, und übrigens achtete man ihn, weil er ein vollkommen rechtſchaffener Mann war, Ungerechtigkeit verabſcheute und alle ſeine Kräfte aufbot, um ſich nützlich zu machen. Dieſes Volk, von Aeſops Ver-

rendre utile. Etant instruit du désir d'Esope de vivre comme affranchi, le peuple envoya un jour une députation à Xantus, le président du tribunal à la tète, qui demanda au philosophe au nom de toute la ville la faveur d'affranchir son esclave. Xantus ne répondit rien. Alors le président, prenant la parole, Xantus, lui dit-il, si vous ne cédez aux prières du peuple de Samos, et si vous ne rendez de bonne grace la liberté à Esope, je l'affranchirai sur le champ de ma pleine autorité. Le philosophe ne pouvant résister à l'ordre du président, donna la liberté à son esclave. Le trompette de la ville cria tout haut au milieu de la place publique: Le philosophe Xantus a affranchi Esope à la prière des citoyens de Samos!

langen unterrichtet, als ein Freier zu leben, ſchickte dem Xantus eines Tages Abgeordnete, den Gerichts-Präſidenten an der Spitze, welche im Namen der ganzen Stadt von dem Philoſophen die Gunſt erbaten, ſeinen Sclaven frei zu geben. Xantus antwortete nichts darauf. Nun nahm der Präſident das Wort und ſagte: Xantus, wenn Du den Bitten des Volkes von Samos nicht nachkommſt und dem Aeſop gutwillig die Freiheit giebſt, ſo werde ich ihn auf der Stelle kraft meines Amtes für frei erklären. Da nun der Philoſoph dem Befehl des Präſidenten keinen Widerſtand leiſten konnte, ſo ſchenkte er ſeinem Sclaven die Freiheit. Der Stadt-Herold rief jetzt mitten auf dem öffentlichen Platze aus: Auf die Bitte der Bürger von Samos hat Xantus den Aeſop freigegeben!

Chapitre XII.

Un coeur noble est reconnaissant.

Dans ce tems Crésus, Roi de Lydie, avait un ambassadeur à Samos qui, au nom de son monarque, exigeait que les habitans lui payassent un tribut tous les ans, leur déclarant, que s'ils y manquaient une seule fois, le Roi Crésus viendrait faire la guerre. Esope crut donc pouvoir être utile à des gens qui s'étaient aussi vivement intéressés pour lui près de Xantus, et suivant son inclination de leur témoigner sa reconnaissance, il prit la résolution de faire voile avec l'ambassadeur, et d'aller trouver le Roi de Lydie. Esope étant arrivé et ayant été présenté à Crésus,

Zwölftes Kapitel.

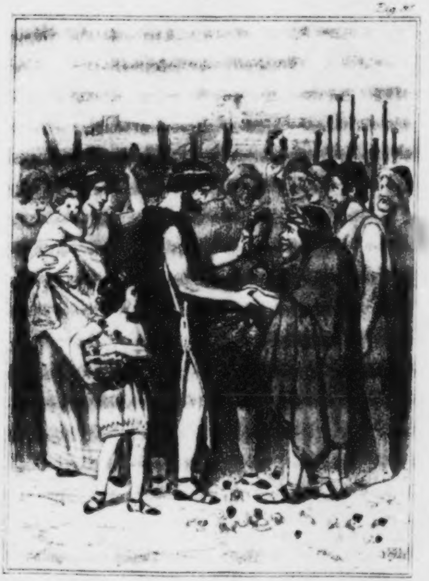
Ein edles Herz iſt dankbar.

Zu dieſer Zeit hatte Cröſus, König von Lydien, in Samos einen Geſandten, welcher im Namen ſeines Monarchen darauf hielt, daß ihm die Einwohner alle Jahre einen Tribut entrichteten, und der ihnen erklärte, daß, wenn ſie es nur ein einziges Mal unterließen, der König Cröſus ſie bekriegen würde. Aeſop glaubte demnach, Leuten, die ſich ſo lebhaft bei Xantus für ihn intereſſirt hatten, nützlich ſein zu können, und ſeiner Neigung folgend, ihnen ſeine Dankbarkeit zu bezeigen, faßte er den Entſchluß, mit dem Geſandten abzuſegeln und dem König von Lydien ſeine Aufwartung zu machen. Als nun Aeſop angekommen war und ſich dem Cröſus vorgeſtellt hatte, zeigte dieſer Fürſt an-

ce prince lui montra au commencement beaucoup d'indifférence; mais ayant entendu parler cet homme sage, auquel on ne put reprocher que de dire librement ce qu'il pensait et de ne flatter jamais qui que ce soit, le Roi, plein d'admiration, lui dit: demandez-moi tout ce que vous voudrez, et je vous l'accorderai sans restriction. Grand Prince, lui repartit Esope, je vous prie de vous réconcilier avec les habitans de Samos. Je le veux bien, répliqua Crésus, je me réconcilie avec eux à la considération d'un homme que j'aime et que j'estime. Ce fut dans ce temps que le Phrygien composa ses fables qui se sont conservées jusqu'à nos jours. Il en fit présent au Roi qui les reçut avec de grandes marques de reconnaissance et qui lui donna le titre d'am-

fänglich gegen ihn viel Gleichgultigkeit; nachdem er aber dieſen weiſen Mann ſprechen gehört hatte, dem nur der Vorwurf gemacht werden konnte, das, was er ſagte, frei heraus zu reden und niemals irgend Jemandem zu ſchmeicheln, ſagte er voller Bewunderung zu ihm: fordere von mir Alles, was Du willſt, und ich will es Dir ohne Einſchränkung bewilligen. Großer Fürſt, erwiederte ihm Aeſop, ſo bitte ich Dich denn, Dich mit den Einwohnern von Samos auszuſöhnen. Gut, ich will es, antwortete Crös ſus, ich verſöhne mich mit ihnen aus Achtung für einen Mann, den ich liebe und ſchätze. Zu jener Zeit war es, wo der Phrygier ſeine Fabeln ſchrieb, die ſich bis auf unſere Zeit erhalten haben. Er machte ſie dem König zum Geſchenk, der ſie mit großen Zeichen der Dankbarkeit aufnahm, ihm den Titel eines Geſandten ertheilte und ihm Briefe nach Samos zuſtellte,

bassadeur avec des lettres pour aller dire aux citoyens de Samos qu'il leur accordait la paix, qu'il se réconciliait de bonne foi avec eux et qu'ils ne paieraient plus de tribut. Outre cela, le Roi le combla de présens et lui fournit abondamment toutes les choses nécessaires pour son voyage. Les habitans de Samos donnèrent à son arrivée toutes les marques de joie dont ils purent s'aviser. Ils lui présentèrent des couronnes et célébrèrent des jeux publics pour lui faire plus d'honneur. Etant parti de l'île de Samos, il voyagea en plusieurs pays différens, pour chercher des philosophes et pour disputer avec eux. Il alla jusqu'en Babylone, où il donna de grandes preuves de son érudition, ce qui le mit en faveur auprès du Roi Lycérus.



[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

welche den dortigen Bürgern meldeten, daß er ihnen den Frieden bewilligte, aufrichtig mit ihnen ausgeſöhnt wäre, und daß ſie keinen Tribut mehr zu entrichten hätten. Außerdem überhäufte ihn der König mit Geſchenken und verſah ihn reichlich mit allen zur Reiſe nothwendigen Gegenſtänden. Die Einwohner von Samos veranſtalteten bei ſeiner Ankunft alle Freudenbezeigungen, die ſie nur erſinnen konnten. Sie reichten ihm Kränze dar und feierten öffentliche Spiele, um ihm noch mehr Ehre zu erweiſen. Als er nun die Inſel Samos wieder verlaſſen hatte, reiſete er in verſchiedenen Ländern umher, um Philoſophen aufzuſuchen und mit ihnen zu disputiren. Er ging bis nach Babylon, wo er große Beweiſe ſeiner Gelehrſamkeit gab, was ihn bei dem König Lycerus in Gunſt brachte. Damals lebten die Könige in gutem Einverſtändniß und genoſſen eines tiefen Frie-

Les Rois vivaient alors en bonne intelligence et jouissaient d'une paix profonde. Ils s'écrivaient souvent les uns aux autres et se proposaient réciproquement des questions à résoudre; et ceux d'entre eux qui ne le pouvaient, étaient obligés de payer aux autres un certain tribut, comme ils en étaient convenus. Esope expliquait sans peine tous les problèmes que l'on proposait au Roi Lycérus, ce qui acquit à ce prince une haute réputation; mais comme les autres Rois ne pouvaient résoudre avec la même facilité les problêmes que Lycérus leur proposait, ils étaient contraints, selon leurs conventions, de lui payer de grandes sommes.

dens. Oft ſchrieben ſie ſich einander und legten ſich wechſelſeitig aufzulöſende Fragen vor; und diejenigen unter ihnen, welche ſie zu löſen nicht vermochten, waren dann genöthigt, den andern einen gewiſſen Tribut zu zahlen, wie ſie deshalb übereingekommen waren. Aeſop löſete ohne Mühe alle Aufgaben, welche man dem König Lycerus vorlegte, was dieſem Fürſten einen hohen Ruf erwarb; da aber die andern Könige mit derſelben Leichtigkeit die Aufgaben, welche Lycerus ihnen vorlegte, nicht löſen konnten, ſo waren ſie, nach ihrem Uebereinkommen, gezwungen, demſelben große Summen zu zahlen.

Chapitre XIII.

Fuyons l'ingratitude!

Esope se voyant sans enfans, adopta un certain **Ennus** qu'il présenta et recommanda au Roi, comme s'il eût été son fils légitime. Mais **Esope** s'apperçut bientôt que ce jeune homme était mauvais sujet: il lui fit toutes les remontrances possibles pour le détourner du mal et pour le corriger; cependant ces essais n'eurent point l'effet qu'il s'en promettait, de sorte qu'à la fin **Esope** résolut de chasser **Ennus** de sa maison. Celui-ci cachant une haine secrète contre son bienfaiteur pour se venger, contrefit une lettre qu'il adressa au nom

Dreizehntes Kapitel.

Laſſet uns die Undankbarkeit fliehen!

Da Aeſop keine Kinder hatte, ſo nahm er einen gewiſſen Ennus an Kindesſtatt an, den er dem König vorſtellte und ſo empfahl, als wäre es ſein rechtmäßiger Sohn geweſen. Aeſop aber bemerkte bald, daß dieſer junge Menſch ein Taugenichts war: er machte ihm alle nur möglichen Vorſtellungen, um ihn vom Böſen abzulenken und ihn zu beſſern; allein dieſe Verſuche hatten nicht die Wirkung, welche er ſich davon verſprach, ſo daß endlich Aeſop beſchloß, den Ennus aus dem Hauſe zu jagen. Dieſer, den geheimen Haß, welchen

d'Esope aux princes qui envoyaient des problèmes à Lycérus, pour leur donner avis que désormais il serait plus dans leurs intérêts que dans ceux de Lycérus. Cette lettre cachetée du sceau d'Esope, leur fut envoyée. Ennus sut si bien jouer son tour que le Roi eut connaissance de cette lettre. Le monarque, ne doutant plus qu'Esope ne le trahit, se mit dans une grande colère et commanda sur le champ à un de ses officiers de faire mourir le perfide Esope sans autre forme de procès et sans aucune information. L'officier, nommé Hermippus, qui heureusement était l'ami particulier d'Esope, lui donna en cette occasion une grande marque de son amitié: il le cacha, sans que personne en sût rien, dans un tombeau, où il eut

er gegen ſeinen Wohlthäter hegte, verbergend, verfertigte, um ſich zu rächen, einen Brief, den er in Aeſops Namen an die Fürſten richtete, welche dem Lycerus Aufgaben ſendeten, um ſie zu benachrichtigen, daß er von nun an mehr in ihrem Intereſſe, als in dem des Lycerus handeln würde. Dieſer mit Aeſops Petſchaft beſiegelte Brief ward ihnen zugeſchickt. Ennus wußte ſeinen Streich ſo gut zu ſpielen, daß der König von dieſem Briefe Kenntniß erhielt. Der Monarch, nicht länger zweifelnd, daß Aeſop ihn verrathen, gerieth in einen heftigen Zorn und befahl auf der Stelle einem ſeiner Offiziere, den treuloſen Aeſop ohne irgend eine gerichtliche Prozedur und ohne weitere Erkundigung tödten zu laſſen. Der Offizier, Namens Hermippus, welcher glücklicherweiſe ein beſonderer Freund Aeſops war, gab ihm bei dieſer Gelegenheit einen großen Beweis

soin de le faire nourrir secrètement. Ennus, par l'ordre du Roi, eut tout le bien et toutes les charges d'Esope. Peu de temps après, Nectanébo, Roi des Egyptiens, ayant appris la mort d'Esope, écrivit à Lycérus, pour le prier de lui envoyer quelque homme d'un esprit fin et délié qui pût répondre sur le champ à toutes les questions qu'il lui proposerait, ajoutant que si cet homme avait les talens nécessaires, le Roi Lycérus recevrait un tribut considérable du Roi Nectanébo; qu'au contraire s'il ne pouvait résoudre les problêmes proposés, le Roi Lycérus serait obligé de payer la somme stipulée. Cette lettre causa une extrême inquiétude à Lycérus parce qu'il n'avait plus personne auprès de lui qui pût expli-

ſeiner Freundſchaft: er verſteckte ihn, ohne daß irgend Jemand davon etwas wußte, in einem Grabgewölbe und ſorgte dafür, daß er heimlich mit den nöthigen Nahrungsmitteln verſehen ward. Ennus erhielt, auf den Befehl des Königs, alle Güter und alle Aemter des Aeſop. Kurze Zeit darauf ſchrieb Nectanebo, der König der Aegypter, nachdem er Aeſops Tod erfahren, an Lycerus, dieſen bittend, ihm einen Mann von einem feinen und durchdringenden Verſtande zu ſchicken, der auf der Stelle alle Fragen, die er ihm vorlegen würde, beantworten könnte, und fügte hinzu, daß, wenn dieſer Menſch das hiezu nöthige Talent beſäße, der König Lycerus einen beträchtlichen Tribut vom König Nectanebo erhalten ſollte; wenn Jener aber die vorgelegten Aufgaben nicht zu löſen im Stande wäre, ſo ſollte der König Lycerus verpflichtet ſein, die feſtgeſetzte Summe zu bezahlen. Die-

quer ces problêmes. Pénétré de douleur il dit qu'en perdant Esope, il avait perdu le principal appui de ses états. Hermippus s'appercevant que la douleur du Roi était sincère et que la mort d'Esope le mettait au désespoir, vint trouver son maître et l'assura qu'Esope était encore en vie, ajoutant que le zèle qu'il avait pour la personne et pour les intérêts du Roi, l'avait empêché de faire tuer son ami, bien persuadé que le Roi lui-même se repentirait tôt ou tard de l'arrêt qu'il avait donné contre lui. Cette bonne nouvelle à laquelle le monarque ne s'attendait point, le surprit et le combla de joie Esope fut tiré de son tombeau et présenté sur le champ au Roi qui, le voyant dans un état pitoyable, ne

ſer Brief verurſachte dem Lycerus eine außerordentliche Unruhe, weil er nun Niemanden mehr bei ſich hatte, der dieſe Aufgaben löſen konnte. Von Schmerz durchdrungen ſagte er, daß, indem er den Aeſop verloren, er die Hauptſtütze ſeiner Staaten verloren habe. Als Hermippus bemerkte, daß des Königs Schmerz aufrichtig war, und daß Aeſops Tod denſelben in Verzweiflung ſetzte, ging er zu ſeinem Gebieter und verſicherte ihm, daß Aeſop noch lebe, und daß ſein Eifer für die Perſon und das Intereſſe des Königs ihn verhindert habe, ſeinen Freund umbringen zu laſſen, wohl überzeugt, der König ſelbſt würde früher oder ſpäter den über ihn erlaſſenen Urtheilsſpruch bereuen. Dieſe gute Nachricht, welche der Monarch nicht erwartete, überraſchte ihn und erfüllte ihn mit Freude. Aeſop ward aus ſeinem Grabgewölbe hervorgebracht und ſogleich dem König vorgeſtellt, der,

put s'empêcher de verser des pleurs. Il commanda de lui fournir abondamment toutes les choses nécessaires. Esope fit voir la fausseté de l'accusation et des calomnies que l'on avait inventées contre lui. Et pour pousser sa générosité à bout, il demanda la grâce d'Ennus au Roi qui voulait le faire mourir. Lycérus donna ensuite la lettre du Roi d'Egypte à Esope qui se mit à rire et dit à Lycérus qu'il pouvait écrire à Nectanébo que quand l'hiver serait passé, il lui enverrait quelque homme habile pour répondre à toutes les questions qu'il lui voudrait proposer. Alors Lycérus renvoya les ambassadeurs du Roi d'Egypte et remit Esope dans toutes les charges et toutes les dignités qu'il avait auparavant:

da er ihn in einem bemitleidenswerthen Zuſtand erblickte, ſich der Thränen nicht enthalten konnte. Er befahl, ihm reichlich alles Nothwendige zu reichen. Aeſop brachte nun die Falſchheit der Anklage und der wider ihn erſonnenen Verläumdungen ans Licht. Um aber ſeiner Großmuth die Krone aufzuſetzen, bat er für den Ennus den König um Gnade, der dieſen umbringen laſſen wollte. Hierauf gab Lycerus den vom König von Aegypten geſchriebenen Brief dem Aeſop, welcher an zu lachen fing und dem Lycerus ſagte, er könnte dem Nectanebo ſchreiben, daß, ſobald der Winter vorbei wäre, er ihm einen Menſchen ſenden würde, der fähig wäre, alle Fragen, welche er ihm vorlegen wollte, zu beantworten. Nun ſchickte Lycerus die Geſandten des Königs von Aegypten zurück, und ſetzte den Aeſop in alle Aemter und Würden ein, die er früher bekleidet hatte: er

il lui rendit aussi Ennus et tous ses biens.

Chapitre XIV.

L'âme noble sait pardonner.

Esope ayant repris Ennus, ne lui témoigna aucun chagrin de tout ce qui s'était passé. Il le reçut de nouveau dans sa maison, comme s'il eût été son propre fils, et lui donna plusieurs beaux préceptes pour la conduite de sa vie. Mon fils, lui disait-il, avant toutes choses, ayez soin d'honorer la Divinité, respectez le Roi et soyez indulgent envers

gab ihm auch den Ennus und alle ſeine Güter wieder.

Vierzehntes Kapitel.

Eine edle Seele weiß zu verzeihen.

Nachdem Aeſop den Ennus wieder angenommen hatte, ließ er auch nicht den geringſten Verdruß blicken über Alles, was vorgefallen war. Aufs Neue empfing er ihn in ſeinem Hauſe, als wäre er ſein leiblicher Sohn geweſen, und gab ihm mehrere ſchöne Lehren zur Führung ſeines Lebens. Mein Sohn, ſprach er zu ihm, vor allen Dingen beſtrebe Dich, die Gottheit zu verehren, ehre den König und ſei

vos amis, afin qu'ils s'affectionnent toujours à vous de plus en plus. Quant à vos ennemis, ne perdez jamais de vue que les hommes sont tous frères, et faites toujours à autrui ce que vous voudriez qu'on vous fit; rendez à chacun tous les services possibles et qui s'accordent avec la justice; édifiez vos concitoyens en leur inspirant le goût de la vertu, édifiez-les surtout par de bons exemples, consolez et encouragez-les dans leurs afflictions, ramenez-les avec douceur au droit chemin quand ils s'égarent; abhorrez la vengeance et ne rendez jamais le mal pour le mal; evitez la discorde et recherchez la paix; n'offensez personne et réparez le plus vite possible les fautes que vous auriez commises contre qui que ce soit; ne conservez

nachſichtsvoll gegen Deine Freunde, damit ſie Dir immer mehr und mehr zugethan werden. Was Deine Feinde anbetrifft, ſo laß es niemals aus den Augen, daß alle Menſchen Brüder ſind, und thu Andern immer, was Du wollteſt, daß man Dir thäte; leiſte Jedem alle nur möglichen Dienſte, die mit der Gerechtigkeit ſich vertragen; erbaue Deine Mitbürger, indem Du ihnen Geſchmack für die Tugend einflößeſt, erbaue ſie beſonders durch gute Beiſpiele, tröſte und ermuthige ſie in ihrer Betrübniß, führe ſie mit Sanftmuth auf den rechten Weg zurück, wann ſie irre gehn; verabſcheue die Rache, und vergilt nie Böſes mit Böſem; vermeide Zwietracht und ſuche den Frieden; beleidige Niemanden und mache ſo ſchnell als möglich das Unrecht wieder gut, das Du an irgend Jemandem begangen; trage Denen keinen Groll nach, die Dich beleidigten, und vergilt ihnen mit Gu-

jamais de rancune contre ceux qui vous ont offensé et rendez-leur le bien, pour le mal qu'ils vous ont fait; ne vous réjouissez jamais du malheur d'autrui; ne désirez jamais ce qui appartient à un autre, parce que de tels désirs sont injustes et conduisent à de mauvaises actions; supportez quelque dommage plutôt que de vous engager dans des procès; soyez toujours de bonne foi, tenez exactement votre parole, ne mentez jamais, appliquez-vous à pratiquer la franchise et la candeur; elles vous feront détester la dissimulation et la fausseté; n'attentez jamais à l'honneur de votre prochain, soit par des jugemens téméraires, soit par des soupçons injurieux, soit par des reproches aigres, soit par des moqueries ou railleries malignes, soit par

tem das Böſe, das ſie Dir zugefügt; freue Dich nie über das Unglück Anderer; habe nie Verlangen nach Dem, was einem Andern gehört, weil ein ſolches Verlangen ungerecht iſt und zu ſchlechten Handlungen führt; ertrage lieber einigen Schaden, als daß Du Dich in Prozeſſe einläſſeſt; ſei ſtets aufrichtig, halte pünktlich Wort, lüge nie, beſtrebe Dich, offen und aufrichtig zu handeln; dann wirſt Du Verſtellung und Falſchheit verabſcheuen; greif niemals Deines Nächſten Ehre an, ſei es durch verwegenes Beurtheilen, ſei es durch ſchimpflichen Verdacht, oder durch kränkende Vorwürfe, oder durch boshafte Spöttereien oder Späßchen, oder durch Schmähworte oder beleidigende Handlungen und Reden; flieh die Undankbarkeit, die Dich nur verächtlich und unglücklich machen kann; mißbrauche nie Jemandes Vertrauen; bezeige den Betrübten Dein Mitleiden und übe

des invectives et par des actions ou paroles outrageantes; fuyez l'ingratitude qui ne peut que vous avilir et vous rendre malheureux; n'abusez jamais de la confiance de qui que ce soit; témoignez votre compassion aux affligés et exercez le devoir de l'aumône envers les indigens avec autant de libéralité que vos facultés le permettent, sans aucune ostentation, avec bonne volonté et sans juger trop rigoureusement la conduite antérieure des pauvres qui ont besoin de votre secours; soyez hospitalier sans vous prévaloir des bienfaits que vous exercez. La partie la plus noble de votre être est votre âme; elle est donc le principal objet dont vous devez prendre soin. Pour cela, il faut éclairer votre entendement en fréquentant les gens de bien et en

die Pflicht des Almoſengebens an den Dürftigen mit ſo vieler Freigebigkeit, als Deine Vermögensumſtände es geſtatten, ohne alle Prahlerei, mit gutem Willen und ohne das frühere Betragen der Armen, welche Deiner Hülfe bedürfen, zu ſtrenge zu beurtheilen; ſei gaſtfreundlich, ohne Dir auf die von Dir erzeigten Wohlthaten etwas zu Gute zu thun. Deines Seins edelſter Theil iſt Deine Seele; ſie muß demnach der Hauptgegenſtand Deiner Sorgfalt ſein. Um dies zu bewerkſtelligen, mußt Du Deinen Verſtand zu erleuchten ſuchen, indem Du mit rechtſchaffenen Menſchen umgehſt, beſtändig Deine Betrachtungen auf das Gute richteſt, die Zurechtweiſungen, welche man Dir giebt, benutzeſt und Deine Anlagen und Talente auszubilden trachteſt. Regle weiſe Deinen Willen, indem Du bei Deinen guten Vorſätzen beharrſt, Deine unrechtmäßigen Neigungen überwindeſt,

dirigeant constamment vos réflexions vers le bien, en mettant à profit les remontrances qu'on vous adresse, et en développant vos talens et vos facultés. Réglez sagement votre volonté en demeurant ferme dans vos bons projets, en surmontant vos penchans illégitimes, en fuyant les tentations qui vous porteraient au mal, et surtout l'exemple des méchans; ne vous livrez jamais à aucune influence étrangère de manière à perdre de vue votre dignité; formez-vous de bonne heure de salutaires habitudes, en vous gardant avec d'autant plus de soin d'en contracter de mauvaises, qu'il devient extrêmement difficile d'y renoncer dans la suite. Apprenez toujours de plus en plus à distinguer le bien du mal; examinez-vous fréquemment vous-même

die Verſuchungen fliehest, die Dich zum Böſesthun führen würden, und besonders das Beiſpiel der Böſen; überlaß Dich nie einem fremden Einfluſſe ſo, daß Du Deine Würde aus den Augen verlierſt; nimm ſchon frühzeitig heilbringende Gewohnheiten an, indem Du Dich mit deſto mehr Sorgfalt hüteſt, ſchlechte anzunehmen, als es außerordentlich ſchwierig iſt, in der Folge darauf Verzicht zu leiſten. Lerne täglich immer mehr und mehr das Gute vom Böſen unterſcheiden; erforſche Dich Selbſt häufig mit Wachſamkeit, indem Du danach trachteſt, Dir ein reines Gewiſſen zu bewahren und es von Tag zu Tag zarter zu geſtalten; denn der Friede des Gewiſſens iſt der Güter höchſtes. Ohne Nothwendigkeit ſetze nie Dein Leben in Gefahr und wache über die Erhaltung Deiner Geſundheit; ſei nüchtern und mäßig; laß Dich nicht durch Kummer erbittern; vermeide den Zorn und die

avec vigilance, en cherchant à conserver votre conscience pure, en la rendant de jour en jour plus délicate; car la paix de la conscience est le plus grand de tous les biens. N'exposez jamais votre vie sans nécessité et veillez à la conservation de votre santé: soyez sobre et frugal; ne vous laissez pas aigrir par le chagrin; évitez la colère et la mauvaise humeur; supportez avec patience vos adversités et ne vous livrez point au découragement; ne vous abandonnez pas à la véhémence de vos passions, maîtrisez-les, et qu'aucun plaisir ne vous fasse perdre de vue les intérêts de votre âme; ne soyez pas l'esclave de vos sens; jouissez de tous vos plaisirs avec une conscience pure; contentez-vous de votre sort; soyez laborieux, intelligent et as-

böſe Laune; ertrage mit Geduld Widerwärtigkeiten und gieb Dich nicht der Muthloſigkeit Preis; überlaß Dich nicht der Gewalt Deiner Leidenſchaften, beherrſche ſie, und niemals müſſe Dich irgend ein Vergnügen die Wohlfahrt Deiner Seele aus den Augen verlieren laſſen; ſei nicht der Sclave Deiner Sinne; genieß alle Deine Vergnügungen mit einem reinen Gewiſſen; ſei mit Deinem Schickſal zufrieden; ſei thätig, verſtändig und emſig bei Deiner Arbeit; fürchte die Weichlichkeit: ſie hat das Elend in ihrem Gefolge. Trägheit iſt die Haupturſach der Armuth und der Unluſt, und Müßiggang führt zu allen Arten Laſter; halt Ordnung in Deinen Geſchäften, ſpare von Deinem Erwerb, ohne dabei geizig zu ſein, laß nichts umkommen und hüte Dich vor Ueberfluß, Pracht und Verſchwendung, von denen Verlegenheiten und Schulden die Folgen ſind; ſuche Deinen guten

sidu au travail; craignez la mollesse: elle entraîne après elle la misère. La paresse est la principale cause de la pauvreté et de l'ennui, et l'oisiveté conduit à toutes sortes de vices; maintenez l'ordre dans vos affaires, épargnez de ce que vous acquérez, sans être avare, ne laissez rien perdre et gardez-vous du luxe, du faste et des profusions dont les suites sont les embarras et les dettes; tâchez de conserver intacte votre réputation, en gagnant l'estime des gens de bien par vos vertus, en recherchant la bienveillance de vos concitoyens par vos égards, votre politesse et tout ce qui doit plaire à d'honnêtes gens; gardez-vous de toute action déshonorante, même de toute apparence de mal; fuyez les sociétés dont la fréquentation pourrait faire

Ruf zu bewahren, indem Du durch Deine Tugenden die Achtung rechtlicher Menſchen erwirbſt und Dich durch Nachgeben, Artigkeit und Alles, was braven Leuten gefallen muß, um das Wohlwollen Deiner Mitbürger bemüheſt; hüte Dich vor jeder entehrenden Handlung, ſogar vor jeglichem böſen Anſchein; flieh die Geſellſchaften, deren Beſuche ein ungünſtiges Urtheil über Dich fällen laſſen könnten; vermeide den Stolz, bilde Dir nichts auf Deine Verdienſte ein, rühme Dich ihrer nicht und demüthige nicht die Andern: im Gegentheil, ſei ſelbſt demüthig, denn Demuth und Beſcheidenheit machen uns bei Andern angenehm, indem ſie uns deren Verdienſte erkennen lehren. Sprich wenig, und ſei immer Deiner Zunge Herr. Sorge für Deine Diener und wache über ihre Aufführung, damit ſie Dich nicht allein als ihren Herrn fürchten, ſondern Dich auch

porter sur vous des jugemens défavorables; évitez l'orgueil, ne soyez pas fier de vos mérites, ne vous en vantez pas et n'humiliez point les autres: au contraire, soyez humbles vous-même, car l'humilité et la modestie nous rendent agréables aux autres en nous apprenant à reconnaitre leurs mérites. Parlez peu, et soyez toujours le maître de votre langue. Ayez soin de vos domestiques et veillez sur leur conduite, afin qu'ils ne vous craignent pas seulement comme leur maître, mais aussi qu'ils vous aiment comme leur bienfaiteur. N'ayez point honte d'apprendre toujours de meilleures choses. Recevez et saluez d'une manière honnête ceux qui vous abordent. Enfin, ne faites rien que l'on puisse vous reprocher. — Ces remontrances touchèrent si vivement Ennus qu'étant percé comme d'une flèche par les remords de sa conscience, il mourut peu de jours après.

als ihren Wohlthäter lieben. Schäme Dich nicht, immer etwas Beſſeres zu lernen. Empfange und grüße auf eine höfliche Weiſe Die, welche ſich Dir nähern. Endlich, unternimm nichts, woraus man Dir einen Vorwurf machen könnte. — Dieſe Vorſtellungen rührten den Ennus ſo lebhaft, daß ſeine Gewiſſensbiſſe ihn wie Pfeile durchbohrten, und er wenige Tage darauf ſtarb.

Chapitre XV.

Ne semez point sur les sillons d'iniquite, de peur que vous ne moisonniez sept fois autant!

Quand l'hiver fut passé, Esope prépara toutes les choses nécessaires pour son voyage en Egypte et partit. Le Roi Nectanébo, bien étonné de son arrivée, (car il croyait qu'Esope était mort depuis longtemps,) fut cependant charmé de toutes ses réponses et lui fit de grands présens. L'admiration et l'étonnement du Roi redoublant de jour en jour: il faut l'avouer, s'écria-t-il, que Lycérus est bien heureux d'avoir dans

Fünfzehntes Kapitel.

Säet nicht auf den Acker der Ungerechtigkeit,
Ihr könntet leicht ſiebenfältig ſie ernten!

Als der Winter vorüber war, bereitete Aeſop alles Nothwendige zu ſeiner Reiſe nach Aegypten vor und reiſete dann ab. Der König Nectanebo, ſehr verwundert über ſeine Ankunft, (denn er glaubte, daß Aeſop ſeit langer Zeit todt wäre,) war indeſſen über alle ſeine Antworten entzückt und machte ihm bedeutende Geſchenke. Des Königs Bewunderung und Erſtaunen vermehrten ſich von Tag zu Tag, und er rief aus: man muß geſtehen, daß Lycerus ſehr glücklich iſt, in ſeinem Königreich einen Mann zu haben von einer ſo tie-

son royaume un homme d'une érudition si profonde qui est une source inépuisable de science. Il mit donc entre les mains d'Esope l'argent du tribut, dont les deux monarques étaient convenus entre eux, et le renvoya avec de grandes démonstrations d'amitié. Esope étant retourné à Babylone raconta à Lycérus tout ce qui s'était passé dans l'Egypte et lui remit la somme que Nectanébo lui envoyait. Lycérus ordonna par reconnaissance de faire ériger à la gloire d'Esope une statue d'or. Peu de temps après Esope prit la résolution d'aller voyager dans la Grèce, avec la permission du Roi qui pourtant n'y consentit qu'après qu'Esope lui eut promis qu'il retournerait à Babylone, pour y passer le reste de sa vie. Esope

ſen Gelehrſamkeit, welcher eine unerſchöpfliche Quelle von Wiſſenſchaft iſt. Er ſtellte alſo dem Aeſop den Tribut zu, über welchen die beiden Monarchen übereingekommen waren, und ſchickte ihn mit großen Freundſchaftsbezeigungen zurück. Nachdem Aeſop nach Babylon zurückgekehrt war, erzählte er dem Lycerus Alles, was ſich in Aegypten zugetragen hatte, und übergab ihm die Summe, welche Nectanebo ihm ſendete. Aus Dankbarkeit befahl Lycerus, dem Aeſop zu Ehren eine goldene Statue zu errichten. Kurze Zeit darauf entſchloß ſich Aeſop, nach Griechenland zu reiſen, und zwar mit der Erlaubniß des Königs, der indeſſen nur dann erſt einwilligte, als Aeſop ihm verſprochen hatte, daß er nach Babylon zurückkehren würde, um dort ſeine übrigen Lebenstage zuzubringen. Nachdem Aeſop die vorzüglichſten Städte Griechenlands durchreiſet war, wo er Jeder-

ayant parcouru les principales villes de la Grèce, où il donna à tout le monde les plus grandes preuves de son éminent savoir, eut envie d'aller jusqu'à Delphis. Jusqu'alors bien éloigné de cette ville, il avait toujours pour les prêtres d'Apollon une grande admiration et il les regardait comme des hommes qui méritaient l'estime de tout le monde. Mais dès qu'il fut arrivé parmi eux, il reconnut son erreur; car ces gens étaient des hypocrites, ils trompaient le peuple, ils vivaient dans le plus grand luxe aux dépens des pauvres, en un mot, ils se livraient clandestinement à toutes sortes de vices, et toujours en faisant grand éclat de leur humilité, de leur modestie, de leur frugalité, de leur vie exemplaire. Il est bien naturel qu'Esope changea

mann die größten Beweiſe ſeines unübertrefflichen Wiſſens gab, kam ihm die Luſt an, bis nach Delphi zu gehen. Da er bis hieher von dieſer Stadt ſehr weit entfernt geweſen war, ſo hegte er immer eine große Bewunderung für die Prieſter des Apoll und betrachtete ſie als Menſchen, welche Jedermanns Hochachtung verdienten. Sobald er aber bei ihnen angelangt war, erkannte er ſeinen Irrthum; denn dieſe Leute waren Heuchler, ſie betrogen das Volk, ſie lebten mit der größten Pracht auf Koſten der Armen, mit Einem Worte, ſie überließen ſich heimlich allen nur möglichen Laſtern, und dies beſtändig, indem ſie mit ihrer Demuth, ihrer Beſcheidenheit, ihrer Mäßigkeit und ihrer exemplariſchen Lebensweiſe prahlten. So war es wohl natürlich, daß Aeſop ſeine Meinung von dieſen Prieſtern gänzlich änderte, und daß er ſie als die allerverächtlichſten Menſchen be-

tout-à-fait de sentimens et qu'il regarda ces prêtres comme les plus méprisables de tous les hommes. Un jour les ayant attrappés sur un crime détestable, il leur en fit les plus vifs reproches. Prêtres d'Apollon, leur dit-il, je pourrais vous comparer avec justice à une pièce de bois qui flotte sur la mer. Ceux qui la voient de loin poussée par les ondes, croient que c'est quelque chose d'un grand prix; mais il en jugent tout autrement quand la mer l'a portée sur le rivage. Vous aussi, vous trompez le monde par une fausse apparence; changez de conduite, ou si vous y persévérez, craignez la juste colère des Dieux! Les prêtres l'entendant parler de la sorte et ne doutant point qu'il ne les décriât dans toutes les villes où il passerait, prirent la

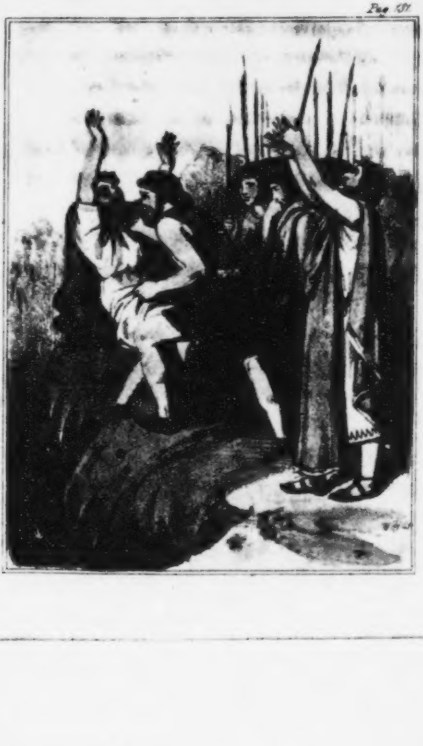
trachtete. Da er ſie eines Tages bei einem abſcheulichen Verbrechen betroffen hatte, ſo machte er ihnen deshalb die lebhafteſten Vorwürfe. Prieſter des Apoll, ſagte er zu ihnen, ich könnte Euch mit vollem Rechte einem Stück Holz vergleichen, das auf dem Meere ſchwimmt. Diejenigen, welche es von Weitem auf den Wellen treibend erblicken, glauben, es ſei etwas von großem Werth; ganz anders aber urtheilen ſie, ſobald es vom Meere ans Ufer geworfen worden iſt. Auch Ihr täuſchet die Welt durch einen falſchen Schein; ändert Euer Betragen, oder fürchtet, wenn Ihr dabei beharret, den gerechten Zorn der Götter! Als ihn die Prieſter ſo ſprechen hörten und nun nicht daran zweifeln konnten, er würde ſie in allen Städten, durch die er reiſete, in einen übeln Ruf bringen, faßten ſie den Entſchluß, ihn durch Liſt zum Tode verurtheilen zu laſſen, und zwar durch eine heim-

résolution de le faire mourir par artifice, par une calomnie concertée. Pour exécuter ce dessein, ils s'avisèrent de prendre dans le temple un vase d'or et de le cacher dans la valise d'Esope. Celui-ci, ne se doutant nullement de ce complot et de la supercherie qu'on lui avait faite, sortit de Delphis pour retourner à Babylone. Les prêtres coururent après lui, l'arrêtèrent et l'accusèrent comme un sacrilège. Esope se défendit et nia hardiment d'avoir commis une action si lâche; mais sans s'arrêter à ce qu'il leur disait, ils fouillèrent par force dans sa valise et y trouvèrent naturellement le vase d'or qu'ils y avaient mis. Ils l'emportèrent avec un grand éclat et le montrèrent à tout le peuple de Delphis. Esope connaissant leur

lich geſponnene Verläumdung. Um dieſes Vorhaben in Ausführung zu bringen, ließen ſie es ſich beikommen, aus dem Tempel ein goldenes Gefäß zu nehmen und es in Aeſops Felleiſen zu verbergen. Dieſer, von dem Komplott und dem Betruge, welchen man an ihm verübt hatte, auch nicht die entfernteſte Ahnung habend, verließ Delphi, um nach Babylon zurückzukehren. Die Prieſter ſetzten ihm nach, hielten ihn feſt und klagten ihn des Tempelraubes an. Aeſop vertheidigte ſich und läugnete ſtandhaft, eine ſo ſchändliche Handlung begangen zu haben; aber, ohne auf Das, was er ſagte, Rückſicht zu nehmen, durchſuchten ſie auf eine gewaltthätige Weiſe ſein Felleiſen und fanden natürlich das goldene Gefäß darin, welches ſie hineingelegt hatten. Unter großem Aufſehn, indem ſie es dem geſammten Volke zu Delphi zeigten, trugen ſie es zurück. Aeſop, der ihre

mauvaise foi et leur perfidie, protesta de son innocence, les priant de le mettre en liberté et de le laisser continuer son voyage. Mais ils le trainèrent en prison comme un sacrilège et le firent condamner à mort. Peu de temps après on le tira de sa prison et on le traina sur un lieu fort élevé pour le jeter du haut en bas. Vous me faites mourir injustement, s'écria Esope, vous m'opprimez par la force; mais j'aurai des vengeurs qui vous puniront! Babylone et la Grèce entière vous demanderont compte de mon sang! Ce discours ne toucha nullement les barbares avides d'un sang innocent: ils le précipitèrent du haut d'un rocher et il mourut. Peu de temps après tout le pays se vit désolé par la peste. Ce malheur était la punition de

Pag. 131

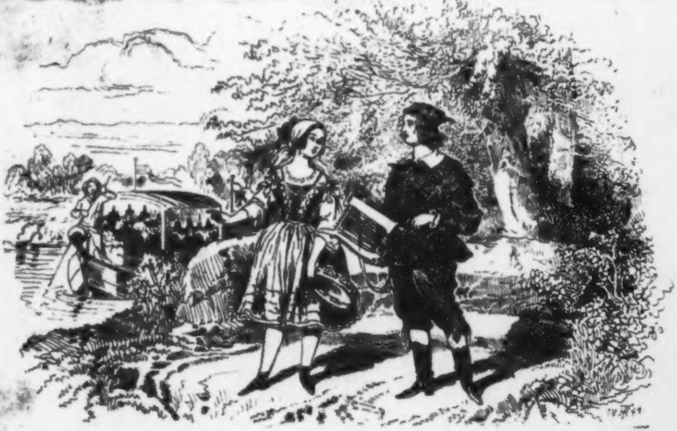


Falſchheit und Treuloſigkeit kannte, betheuerte ſeine Unſchuld und bat ſie, ihm die Freiheit zu ſchenken und ihn ſeine Reiſe fortſetzen zu laſſen. Sie aber ſchleppten ihn ins Gefängniß als einen Tempelräuber und ließen ihn zum Tode verurtheilen. Kurze Zeit darauf führte man ihn aus ſeinem Kerker auf einen ſehr hoch gelegenen Ort, um ihn von da hinabzuſtürzen. Ihr laſſet mich auf eine ungerechte Weiſe ſterben, rief Aeſop aus, durch Eure Gewalt werde ich unterdrückt; aber es werden Rächer auftreten, die Euch züchtigen werden! Babylon und ganz Griechenland werden über mein Blut Rechenſchaft von Euch fordern! Dieſe Rede rührte keineswegs die nach einem unſchuldigen Blute lechzenden Barbaren: ſie ſtürzten ihn von dem hohen Felſen hinab, und er gab ſeinen Geiſt auf. Nicht lange darauf ward das ganze Land durch die Peſt verwüſtet. Dies Unglück war

l'injustice que les prêtres avaient faite à Esope. Les plus grands hommes de la Grèce de ce temps-là, ayant appris ce traitement infame, vinrent à Delphis, et s'étant informés de ceux qui avaient été les principaux auteurs de la mort d'Esope, ils en tirèrent une cruelle vengeance.

die Strafe für die von den Prieſtern an dem Aeſop begangene Ungerechtigkeit. Als die größten Männer Griechenlands damaliger Zeit dieſes ſchändliche Verfahren vernommen hatten, gingen ſie nach Delphi, forſchten nach Denen welche die Haupturheber des Todes Aeſops geweſen waren, und übten an ihnen eine grauſame Rache.

Berlin, gedruckt bei Wilhelm Schmidt, Kur-Straße No. 9.



Th.I.S.10

Zigeuner und Edelleute.

Ein Roman

von

Aug. Th. Woeniger.

Mit Federzeichnungen von Th. Hosemann.

Erſter Band.

Verlegt
von
M. Simion in Berlin.
1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erſtes Kapitel.

Der Leſer macht eine Stromfahrt und zugleich die Bekanntſchaft unterſchiedlicher angenehmer und unangenehmer Perſonen.

◆

Auf dem Spreefluß, wo er die Grenze des Thiergartens bei Berlin bildend hinter den Zelten herausfließt, lag in dem ungewöhnlich ſchönen Sommer des Jahres 1795 eine geräumige, verdeckte Gondel.

Eine muntere, obſchon ſehr gemiſchte Geſellſchaft hatte ſich darin zuſammengefunden, ſehnſüchtig des Augenblicks harrend, wo der Gondolier ſie ſtromabwärts nach dem ländlichen Moabit zu ſtillen und lauten Freuden geleiten würde. Im

Widerſtreit mit dieſen Wünſchen ſtand der gefühlloſe Schiffer unverrückt im Vordertheil ſeines landwärts gewandten Kahns, indem er, den linken Fuß auf den Mohrenkopf verſtreckend, den rechten auf die hintere Ruderbank geſtützt, in geſchäftiger Induſtrie mit Hand und Mund „die Häupter ſeiner Lieben“ zu mehren ſuchte.

„Immer heran, meine Herren; gleich geht's los! — Herr Graf, ſteigen Sie 'rauf; ich fahre heute für zwei Silbergroſchen, ſonſt koſt's Courant. — Jungens, wollt ihr ruhig ſein auf'm Waſſer. — So, Mamſellchen, das iſt ein bequemer Sitz, nun fehlt nur noch ein Mann Ballaſt, dann fahr' ich ab.“

Es läßt ſich ſchwer beſtimmen, wie lange dieſe Ausbrüche einer gerade nicht Ciceronianiſchen Beredſamkeit vorgehalten haben würden, wenn ihnen nicht durch einen im Innern des Boots ausbrechenden Aufruhr ein Ende gemacht wäre.

„Hol' der Teufel die geſchwätzige Theerjacke,“

ſluchte ein junger Berliner Incroyable von ungewöhnlich kräftiger Geſichtsfarbe, indem er nicht ohne geſuchten Anſtand ſeine dicke goldne Uhr hervorzog, und dabei wie von ungefähr ein kleines Medaillon mit einer Haarlocke aus der Taſche riß. „Eine halbe Stunde hält er uns ſchon zum Beſten und jede Secunde verſpricht er abzufahren.“

„Herr Graf Peter, Sie laſſen da etwas fallen,“ liſpelte die Nachbarin des Dandy's, eine vermuthlich zur Theilnahme am Sonntagnachmittagsvergnügen erkohrene Kammerjungfer mit ſtrotzenden Armen, bedeutender Körperlänge und einem Paar Augen, deren ſanftes Berlinerblau bei dem unverhofften Anblick in ein eiferſüchtelndes Grün hinüberſpielte.

„Ich?“ entgegnete eher Peter, nicht ohne gelungne Zeichen affectirter Verlegenheit um ſich blickend. „Ich laſſe nie etwas fallen, es ſei denn einmal Einen unverſchämten Gläubiger.“

„Doch, doch, dort.“ — —

„Abfahren, abfahren,“ tobte der ganze Chor, dem die Bemerkung von der halben Stunde ſchwer im Kopfe lag, indem er dadurch zugleich den ſich erhebenden Liebesſtreit unterbrach.

Der Schiffer, welcher aus langer Praxis wohl erkannte, daß jetzt die Ungeduld hoch genug geſtiegen ſei, um ſich weder durch Verſprechungen genügen, noch durch Zornblicke einſchüchtern zu laſſen, daß vielmehr die ganze Einnahme zweifelhaft werde, entſchloß ſich zur Nachgiebigkeit. Brummend verließ er den Mohrenkopf, warf die Jacke ab und ſteuerte mit der langen Ruderſtange, unter fortwährendem Geſchelte auf die trägen Gehülfen, am Schloß Bellevue vorüber, dem Eden aller Berliner Köchinnen entgegen.

In der Gondel ging's jetzt luſtig her. Der weibliche, nicht gerade ſalonsfähige Theil der Geſellſchaft begann ſeine fahrende Habe aus Strickbeuteln und Körben hervorzuholen, der männliche nahm thätigen Antheil. Man ſchmauſte, plauderte und vertrieb ſich die Zeit, die zwiſchen den ſandigen Spreeufern gewöhnlich träge dahinſchleicht, wie es eben Jedem gefiel. Es war eine harmloſe Heiterkeit, eine Fröhlichkeit, wie man ſie heutzutage oft weit mehr in den untern Ständen findet, als bei den ſogenannten Gebildeten, deren wechſelnde, drängende Intereſſen kaum noch zum Genuſſe Zeit laſſen. Die Strahlen der warmen Juliusſonne ſpiegelten ſich dazu ringsum im Waſſer, und leiſe ſpielten die Wellchen gegen die Planken des fortſchießenden Fahrzeugs.

Ein ſeltſames Klingen und Brauſen unterbrach die Luft. Einzelne Töne, wie einer ſcharfen Geige entlockt, ließen ſich in der Ferne unterſcheiden, dazwiſchen rauſchte es gleich dumpfem Gewittergemurmel; klare Stimmen verriethen eine Melodie. Der Zauber löſte ſich bald. Als die Gondel um einen Vorſprung bog, entdeckte unſere Geſellſchaft einen Jüngling, der ſich unweit des Ufers auf einer Grasbank niedergelaſſen hatte und einem

Saiteninſtrument jene Klänge entlockte, während eine weibliche Figur dazu zeitweiſe das Tamburin ſchlug.

Der muſikaliſche Apparat des männlichen Tonkünſtlers hat ein ſeltſames Anſehen. Es war *eine Art Harfe, aber weit kleiner, als man ſie* heute bei den reiſenden Nymphen der Jahrmärkte erblickt. Wir vergleichen die Form am paſſendſten mit jener Leier, auf der David dem Dynaſten Saul die königliche Langeweile vertrieb, wie der Leſer ſolche, — die Leier nämlich, nicht die Langeweile — vielfältig aus der dicken Bilder-Bibel ſeiner Kinderſtube in Erinnerung haben wird. Beide ſangen eine ernſte Weiſe, deren Töne langſam auf dem Waſſerſpiegel dahin rollten, gleichſam getragen von der melodiſchen Sympathie des flüſſigen Elements. Es war eine Ballade, deren Worte ſich alſo vernehmen ließen:

7

An dem Meere ſtand das Mädchen,
Still, gedankenvoll;
Blaue Wogen leiſe rauſchten,
Sanft das Waſſer ſchwoll:
„Eile, eile holdes Mädchen,
Setze Dich zum Spinnerädchen,
Mußt fein züchtig ſein!“

Weh', es locket tief die Jungfrau
In die Fluth hinein;
Spielet mit den naſſen Händchen
Froh im Sonnenſchein.
Dumpfer rauſchen ſchon die Wogen:
„Kommt der Meergott hergezogen,
Armes Liebchen flieh!“

Schöne Maid netzt ſich im Waſſer,
Kühlt des Buſens Gluth;
Um die weißen Glieder ſpielend
Mahnet bang die Fluth.

Aus den Gründen tönt ein Klagen,
Wildes Sehnen, Liebesfragen,
Meerespoeſie.

Und die Maid taucht voll Entzücken
Tief ſich in das Meer;
Waſſer rollten ſchnell zuſammen,
Ward nicht mehr geſeh'n.
Sterbeklang ertönt ſo ſchaurig,
Schwarze Wogen murmeln traurig:
„Arme Maid, fahr' wohl!"

Es liegt etwas in dem Ausdruck des Geſanges, das nie ſeinen Eindruck verfehlt, möge dieſer ſich ſelbſt an den roheſten Naturen verſuchen. Allerdings giebt es Menſchen, denen alle Inſtrumentalmuſik widerwärtig iſt, ſie werden ſich aber dem Wohlklang einer ſchönen Stimme kaum entziehen. Vielleicht iſt es das unmittelbar Menſchliche, was hier vertraut zum Herzen ſpricht, vielleicht jener melodiſche Hauch der Kehle, den kein Metall hervorbringt, vielleicht noch etwas Anderes. Verbürgen wollen wir, daß jener muſikaliſche Zwiſchenfall die tiefſte Bewegung auf der Gondel hervorbrachte, in derem Schooß jetzt eine lautloſe Stille eintrat.

Klagend waren die Töne verhallt, welchen gegen das Ende jedes Verſes in rythmiſcher Wiederholung das wilde Brauſen des Tamburins ſich geſellte. Leiſe ſäuſelten im Nachſpiel geiſterhafte Citherklänge durch die Luft, dem wunderbaren Liſpeln der Aeolsharfe vergleichbar. Nichts ſtörte den gleichförmigen Takt der Ruder, dem ſinnend manch ſchönes Auge folgte.

Die Gondel hatte ſich bald der Stelle genähert, wo das Paar lagerte. Der ſpekulative Schiffer erkundigte ſich rufend, und gegen das Ufer zuſteuernd, ob Beide geneigt wären, zur muſikaliſchen Unterhaltung ſeiner Fahrgäſte den Mohrenkopf zu betreten. Unbefangen muſterte die Tamburinſchlägerin einige Minuten die angebotene Umgebung, ſchien dann raſch und lebhaft zu ihrem Begleiter zu ſprechen, worauf der Letztere ſich bereit erklärte.

Es mußte wohl eine eigene Bewandniß mit den Ankömmlingen haben, wenigſtens urtheilten ſo die bisherigen Innehaber der Gondel, denen die nachläſſige Weiſe, mit der ſie von fahrenden Muſikanten einen guten Verdienſt ergriffen ſahen, eben ſo unbegreiflich erſchien, als der Einfluß, welchen die Künſtlerin ſichtbar auf ihren Begleiter übte, wunderbar. Die galanten Troubadours der glücklichen Provençe ſind heute ausgeartet, wir haben uns ſchon gewöhnt, das unglückliche Liebchen des modernen Bänkelſängers kaum anders als ſeine Sclavin behandelt zu ſehen.

„Nun," meinte ein blaſſer magerer Jüngling, deſſen unabläſſig ſchaukelnde Armbewegung den Schneider, oder, eleganter geſprochen, den Kleidermodiſten verrieth, „denen ſcheinen unſere Groſchen nicht am Herzen zu liegen; 's iſt ein Jammer um die Kunſtbeſtrebung."

„Geduld nur," gegenredete ſein Nachbar, ein wohlconditionirter Bierbrauer mit einem Embonpoint, das die Ausſicht nach den Füßen erſchwerte, „Geduld, die Kleine führt außer der Trommel auch den Pantoffel, da wird's zum Kuckuk doch Muſik geben!"

„Pah!" murmelte unſer ſchon früher bemerklich gewordene Incroyable, indem er ſich verſöhnlich gegen ſeine Dame mit den Camäleonsartigen Augen wandte, „hat ſo ein Bierbrauer nicht unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Maſtvieh, das er in ſeinem Stalle nährt?" — Er verſuchte bei dieſen Worten den ehrlichen Bürger, der arglos ſeinen Zunder anſchlug, aus zwei, durch wohlgenährte Wangen etwas verengte Augen ironiſch-geringſchätzend anzublinzeln. Seinem Uebermuthe, der vor der Donna nach Selbſterhebung trachtete, folgte indeß die Züchtigung auf dem Fuß.

„Boskow, Boskow!“ lachte ihm gegenüber eine neue männliche Stimme, die einer ſchmächtigen Figur in äußerſt modiſcher Toilette entſprang, „Du vergißt Dich ſo weit, vom Maſtvieh zu ſprechen? Bekömmſt Du Heimweh, edler Junker?“

Der Angeredete mußte empfindlich getroffen ſein. Er ſchleuderte einen Giftblick auf den Sprechenden, ohne ihn indeß einer Antwort zu würdigen. — „Roſamunde,“ flüſterte er im obigen Sinn zutraulich zu ſeiner Freundin weiter, „wie freue ich mich auf heute Abend!“

„Ach Herr Graf Peter von Boskow!“ echote nicht ohne alle Anſtrengung, — die Feder des Huts erzitterte — das lange Mädchen. Sie ſchmollte eigentlich noch wegen des Medaillons, und ſah es als ein Zeichen des Unwillens an, den vollen Namen ihres Cicisbeo hervorzuſeufzen. Je kürzer ſie ſich ausdrückte, um ſo zärtlicher waren ihre Gefühle; ſie hatte irgendwo geleſen, daß der höchſte Affect ſtumm ſei.

Herr Graf Peter von Boſkow hörte und ſah leider weder Seufzer noch Kraftaufwand, denn ſeine ganze Aufmerkſamkeit richtete ſich plötzlich auf das eingeſtiegene Sängerpaar, das in ſeine Nähe vorgeſchritten war, um im Hintertheil des Fahrzeugs den herkömmlichen Platz einzunehmen.

Der Fortgang unſerer Geſchichte macht es wünſchenswerth, dem geneigten Leſer ſofort die in mancher Beziehung auffallenden Beobachtungen des Herrn Grafen mitzutheilen, der im Anſchauen ſogar ſeine neuerdings im verſöhnlichen Sinne angeknüpften Liebesverhandlungen wieder völlig verabſäumte. Wir vervollſtändigen indeß das Reſultat ſeiner Bemerkungen ſchon hier durch einzelne Wahrnehmungen, die wir freilich erſt im Laufe einer längeren Bekanntſchaft machen konnten.

Die Sängerin war jedenfalls — auch für den, der ſich nicht männlich bekannte — die intereſſanteſte Erſcheinung. Man konnte ſtreiten, ob ſie eine regelmäßige Schönheit ſei, aber durchaus nicht, daß Mutter Natur ihr alles das verliehen habe, was auf den erſten Blick die Aufmerkſamkeit des Beſchauers feſſelt.

Die Figur war klein, jedoch ebenſo üppig in allen ihren Formen, als anmuthig in den Bewegungen. Aus den lebhaften braunen Augen blitzte ein Feuer, deſſen Gluth durch einen ſanften Zug um den kleinen Mund und die blendenden Zähne kaum gemildert ward. Entſchloſſenheit und Feſtigkeit bezeichneten jede Bewegung, während die etwas vorſpringende Stirn nach Gall's Schädellehre auf Witz und Verſtand gedeutet hätte.

Ob ihr ſtets des Lebens Mai geblüht hatte? Wer wollte es entſcheiden! Das jugendliche Antlitz mit ſeinen fein geformten Wangen und dem zarten Kinngrübchen deutete kaum auf ſechzehn Sommer. Dennoch war bisweilen ein ſtiller Ernſt über die Geſichtszüge gebreitet, deren durchſichtige Farbe, ſelbſt unter dem auffallend dunklen Teint, ſchon von ſorgenvollen Stunden zeugte. So mächtig aber iſt die Hoffnung in den roſigen Jugendtagen, ſo ſchwunghaft der Gemüthswechſel, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn wir ſehen, wie Schalkhaftigkeit den Trübſinn verjagt und der Muthwille ſiegreich mit dem Kummer ringt. Scheint nicht auch durch Aprilwolken die Sonne und läßt gleichwohl den Regenmond einen langen Tag ſein, da der Himmel mehr weint denn lacht? — Das macht die Jugend des Jahres.

Alles, was wir hier mit kurzen Zügen angedeutet haben, war es indeß noch keineswegs, was ſtets unwiderſtehlich zu der Sängerin hinzog. Ihr eigentlicher Reiz mußte in etwas Geiſtigem, in einer luſtigen, faſt ſilphenartigen Keckheit geſucht werden, die ihre ganze äußere Erſcheinung umgab. Dieſe Keckheit war nicht Unverſchämtheit, wie ſonſt häufig, auch nicht Einfältigkeit, die ſich der Verhältniſſe unbewußt bleibt, ſondern ſie war friſches Blut, das ſich auf einem inſtinctmäßigen Bewußtſein der Sittlichkeit ſtützte, welcher ſelbſt die bloße Exiſtenz des Laſters fern lag. Solche Erſcheinungen ſind heute ſelten, wo ſie ſich aber finden, da liegt gerade in ihrer Unſchuld gegen jede Verlockung ein Damm, deſſen abſolute Unnahbarkeit ſein ſüßeſter Liebeszauber iſt. Hier gilt dann das oft gemißbrauchte Wort, „dem Reinen iſt alles rein.“ Unſere Heldin durfte ſich in der ſchuldloſen Unbefangenheit ihres Gewiſſens vieles erlauben, das jedem Anderen, blos um ſeines Herzens Härtigkeit Willen, ſchon zur Schuld angerechnet wäre.

Wir dürfen wohl kaum bemerken, daß ein weibliches Weſen, wie es hier auftrat, blos durch ſeine geiſtige Einwirkung die ausſchließliche Aufmerkſamkeit erregen mußte, auch wenn die äußere Erſcheinung der Perſönlichkeit weniger hervorſtechend geweſen wäre, als ſie ſich wirklich darſtellte.

Ein rothes Tuch, oder eigentlich eine Art von Binde ſchlang ſich über den Scheitel des Vorderkopfes bis in den Nacken herunter, ſo daß aus der Mitte des Hauptes ein üppiger Knauf dunklen Haars hervorquoll. Derſelbe wurde durch einen gelben Pfeil, wie ihn die Bürgertöchter an den Rhein- und Moſelgegenden noch heute tragen, zuſammengehalten. Um Hals und Bruſt ſchmiegte ſich ein eng anſchließendes Mieder von blauem Zeuge, auf welchem weiße, mit Silberfranzen verbrämte Tragbänder ſichtbar wurden. Dieſe befeſtigten ein dickfaltiges, von der Taille bis zum Knie reichendes Röckchen, das unten mit bunten Bändern umſäumt war. Die Füße bekleideten ein Paar leichte Schnürſtiefel, aus welchen die weißen, eben durch rothe Zwickelbänder gehaltenen Strümpfe mit ſauberer Nettigkeit hervorſprangen.

Es ähnelte dieſe Kleidung zum Theil jenen idealiſchen Trachten, die jenſeits des Bodenſees ſo leicht das Herz des Reiſenden entzücken und bisweilen — entflammen. Ein ledernes Täſchchen, das auf der linken Hüfte an einer kleinen Schnur herabhing und das bewußte Tamburin, welches leicht in der rechten Hand ſchwebte, vollendeten die Erſcheinung, welche der Kenner auf den erſten Blick in den ſandigen Ebenen der Mark für eine exotiſche Blume erklären mußte.

Weniger phantaſtiſch geſtaltete ſich das Aeußere des Begleiters unſerer Fremden.

Wir erblicken einen Jüngling, der ſich ſeinem blühenden Aeußern nach noch in den glücklichen Jahren befinden mußte, wo die Unbeholfenheit des Knaben geſchwunden iſt, die Täuſchungen des Mannes aber ſelten ſchon des Lebens Ideale zerſtörten. Die ſchlanke, kraftvolle Figur ward durch eine Tracht, welche halb einem Jägersmann, halb dem Bergknappen entlehnt ſchien, vortheilhaft gehoben. Der edel geformte Nacken ſtand frei auf den nervigen Schultern; die etwas aufgeworfenen Lippen zierte ein leichtes, eben ſprießendes Bärtchen, und die ſchönen blauen Augen bekamen nur dann einen finſtern Ausdruck, wenn die Stirn ſich bisweilen wie unwillkührlich in Falten legte, oder ein

Zug des Mißmuths um die feinen Brauen ſpielte. Dann flogen die langen blonden Locken wild durcheinander, und die Hände erkämpften erſt in den brauſendſten Accorden des Saitenſpiels Ruhe für den Geiſt. Dieſes Saitenſpiel hing jetzt an einem breiten Bandelier gleich einem Gewehr über den Schultern, während der um die Hüften geſchlungene Gurt nach dem fehlenden Waidmeſſer zu rufen ſchien.

Der Jüngling trug ein grünes Mützchen, einen dunklen, mit hellen Knöpfen beſetzten Ueberwurf, weite grüne Beinkleider und kleine ſchwarze Stiefel. Ueber die Schultern war ein reinlicher Hemdkragen geſchlagen, der durch ein ſchmales ſchwarzes Tuch zuſammengehalten wurde.

Wenn man das Paar länger neben einander betrachtete, konnte man auf den Gedanken kommen, daß Süd und Nord unſeres Welttheils ſich die Hände geboten, um in deutſchen Gauen ihre harmoniſche Einheit zu ſuchen. Es ſchien aber nur eine morganatiſche Ehe geworden zu ſein, welche die feurige Poeſie mit der ernſten Proſa geſchloſſen hatte.

Inzwiſchen war die Gondel wieder in die Mitte des Stroms gelenkt, die Fremden hatten auf einer Ruderbank Platz genommen und ſichtbar bald ſich und ihre Umgebung vergeſſen. Der Harfenſpieler irrte, wie in gänzlicher Gedankenabweſenheit, leiſe durch die Saiten ſeines Inſtruments, indeß die Jungfrau, auf den Bord des Mohrenkopfs gelehnt, ihre Hand nachläſſig in den Wellen ſtreichen ließ. Erſt die laute Aufforderung des mürriſchen Schiffers, ſeine Gäſte nunmehr auch zu unterhalten, ſtörte die Träumerei.

Der Jüngling fuhr ungeſtüm in die Höhe, wandte ſich jedoch gelaſſener an ſeine Begleiterin und ſchien ſie zu erſuchen, mit ihm gemeinſam der Aufforderung Folge zu leiſten. Das Mädchen kehrte langſam den ſchönen Kopf zu ihm herum, entgegnete ruhig: „Guido, ich will nicht ſingen,“

und ſetzte dann ihr Spiel im Waſſer fort. Eine leichte Röthe überflog die Wangen des Sängers, ohne indeß weiter in ſeine Begleiterin zu dringen, ſtellte er die Harfe feſter vor ſich und ſang mit klangvollem Tenor:

„In der Bruſt
Ruft die Luſt
Zum Genuſſe
Holden Glück's!
In der Welt,
Bunt beſtellt,
Treibt die Tücke
Loſes Spiel!
Wildes Toben hör' ich beben,
Lautes Fordern ſich erheben,
Hüte Dich, Du falſche Welt:
Freie Liebe nur gefällt!“

Während des Geſanges hatte ſich die vorhin theilnahmloſe Gefährtin des jungen Sängers aufmerkſam in die Höhe gerichtet. Mit blitzenden Augen folgte ſie ſeinen ausdrucksvollen Bewegungen; als die letzte Strophe ertönte, accompagnirte ſie urplötzlich in einem ſo donnernden Wirbel auf ihrem ſchellenklirrenden Tamburin, daß männiglich in die Höhe ſchreckte, und der Schiffer, der gleich den Uebrigen in tiefer Stille gelauſcht hatte, entſetzt rücklings über Bord in's Waſſer ſtürzte.

Selbſt die wohlwollendſte Natur trägt ihren ſchadenfrohen Dämon in ſich, und die kleinen, vorübergehenden Unfälle des Lebens ſind oft am geeignetſten, ihn hervor zu rufen. Der Contraſt zwiſchen den anmuthigen Bewegungen des Harfeniſten und der plumpen Schwerfälligkeit, mit welcher der neue Neptun ſich in ſeinem Wellengrab begrub, war ſo ſchneidend, daß alle Zuſchauer in ein erſchütterndes Lachen ausbrachen. Ihre Heiterkeit wurde um ſo rückhaltloſer, jemehr die Seichtigkeit des Waſſers jede Gefahr fern hielt und nur dazu diente, die Anſtrengungen des Capitains, der mit roth angeſchwollenem Geſicht vergebens in die Gondel zurück zu kriechen verſuchte, komiſcher erſcheinen zu laſſen. Indeß bildete die ſchöne Stifterin alles Unheils diesmal eine Ausnahme von obigem Axiom. Unwillig ſprang ſie unter der allgemeinen Ausgelaſſenheit in die Höhe, und eilte gewandt auf der ſcharfen Kante der Gondel um die Sitzplätze, bis zu der Stelle, wo das unfreiwillige Bad eingenommen ward. Ohne vom Bord herunter zu ſteigen, half ſie mit leichter Kraftanſtrengung dem Hülfloſen durch die dargebotene Hand in Sicherheit, auf demſelben Wege zu ihrem Platze zurückkehrend. Ein beifälliges Gemurmel ertönte, und ſelbſt der alte Murrkopf mußte ſich zum Wohlwollen bequemen, als er die lieblich kräftige Erſcheinung vor ſich ſtehen ſah. Widerſtrebend unterdrückte er die Schmeicheleien, mit denen er das unheilvolle Impromptü zu belohnen gedachte.

„Coelina,“ flüſterte der Sänger, den wir oben unter den Namen Guido kennen lernten, „ſinge jetzt etwas und mache dadurch Deinen Muthwillen wieder gut; Du biſt es am Ende der Geſellſchaft ſchuldig.“

Coelina maß den Redner ſtatt aller Antwort mit einem Gluthblick und ſchwieg. —

„Iſt das der Platz, an welchem wir landen, Papa?“ unterbrach im Vorderende jetzt die eintretende Stille ein junges Mädchen, das während der ganzen Fahrt eine außerordentliche Menge Pfeffernüſſe genaſcht hatte.

„Hier an der Wieſe?“ fragte lächelnd ein kleiner, dürrer, etwas einfältig ausſehender Herr, mit einer blonden verſchoſſenen Perücke und leberfarbenem Oberkleide; „Hm, hm!“ — Der alſo Sprechende war der ehrſame Canzelliſt und Rathsſchreiber eines wohllöblichen Magiſtrats königlicher Reſidenzien, Herr Theophil Chriſtoph Waldvogel, der ſich unzweifelhaft ſchmeichelte, Vater jenes Kindes zu ſein.

„Nein dort, weiterhin Papa, wo der Garten bis an's Waſſer reicht.“ — „Ach ja“, plauderte in der Selbſtantwort die Kleine weiter, „ich kenne die Stelle ſchon; die vorige Woche hat Mama mit mir daſelbſt geſeſſen, dort, wo die Grasbank vor der großen Puppe ſteht. Herr von Wally kam auch, und ich mußte dann gleich in die Stube gehen; Mama ſagte, ich hätte mich erkältet. Ja, ja, da fahren wir hin; aber heute bin ich ganz geſund, Papa, Du ſchickſt mich nicht in die Stube?“

Der dürre Papa lächelte nicht mehr, ſondern fuhr unwillkührlich mit dem Zeigefinger zwiſchen der Kehle und dem weißen Halstuch umher, wozu das trockene gelbe Geſicht wunderliche Falten zog: „Hm, hm! Jawohl mein Kind, Du biſt ganz geſund; iß übrigens nicht ſo viel Kuchen.“ Er nahm hier unter auffallender Verzerrung ſeiner Geruchsmuskeln eine ſtarke Priſe, die ſich theilweiſe in den Falten ſeiner Halswäſche verlor. „Iß nicht ſo viel Pfeffernüſſe, ſage ich; aber merkwürdig, daß Du immer unwohl wirſt, wenn Herr von Wally in der Nähe iſt. Hm! Ich erinnere" — —

„Du erinnerſt ſtets Sonderbarkeiten, lieber Mann," unterbrach eine ſtreng blickende, umfangreiche Dame in paſſabeln Jahren den Eheherrn, „ſuche lieber die Sachen zuſammen, wir werden gleich ausſteigen, denke ich. — Thereſe, iß nicht mehr."

„Au, Mama, Du kneifſt mich," ſchluchzte die Angeredete, und fügte mit einer in Kinderjahren nicht ſelten ſcharfſinnigen Bosheit ſchreiend hinzu, „ich werde es ja nicht wiederſagen, daß Herr von Wally Dich bei der großen Puppe gek" — —

„Schweig, oder Du ſitzeſt morgen den ganzen Tag im Camin," unterbrach Mama, durch das Gekicher der Umgebung außer ſich gebracht, mit leiſer wutherſtickter Stimme die kleine Plaudertaſche, während Papa es für zweckmäßig fand, emſig unter den Bänken nach Körben und Schachteln zu forſchen.

„Plait-il, Madame Waldvogel?“ fragte plötzlich mit gedehntem Ton aus dem mittleren Ende der Gondel ein junger, ſchmächtiger, nachläſſig hingeſtreckter Herr zu unſerer Familienſcene hinüber. Derſelbe, der vorhin dem Grafen Boskow böſes Blut gemacht hatte.

Es war der bewußte Herr von Wally ſelbſt, der ſeinen Namen durch die kleine Thereſe kreiſchen hörte, und in der Meinung, es ſei die Mama geweſen, die ſeiner begehre — Madame Waldvogel ſprach im wohlwollenden Tone ungefähr wie ein ungezogenes Kind — einen Beweis ſeiner Aufmerkſamkeit für zweckmäßig erachtete.

„O nein, nichts, gar nichts, entſchuldigen Sie, Herr von Wally, meine Thereſe ſchrie blos“ — antwortete ſehr pikirt Madame, der die ſtrengen Studien nicht entgangen waren, denen Herr von Wally durch ſeine goldne Lorgnette die fremde Sängerin unterwarf.

Freilich glauben wir verſichern zu dürfen, daß Dame Waldvogel im tiefen Bewußtſein eigener, bürgerlich garantirter Tugendüberhebung, ihrem Galan ſeine Aufmerkſamkeiten für ein verächtliches Harfenmädchen großherzig nachgeſehen hätte, ſofern nur der Anblick ſie nicht verletzte. Allein der Anbeter ſündigte vor den Augen ſeiner Herzensdame, er zweifelte damit an ihrer gegenwärtigen Unfehlbarkeit, das mußte ihm natürlich im Verſöhnungspact ſchwer angerechnet werden.

Coelina bekam von dieſem Spiel hinter den Couliſſen, in welches ſie ſogleich noch nachdrücklicher eingreifen ſollte, keine Ahndung. Sie war an Guido's Seite in dem bunten Gewirre eine müßige Zuſchauerin geblieben, und hatte gleich achtlos die hämiſchen Bemerkungen der Frauen, wie die bewaffneten oder die unbewaffneten Blicke der Männer an ſich vorüber gehen laſſen. Auch Herr von Wally hatte ſich vergebens dreimal geräuſpert, umſonſt zweimal das ſchimmernde Lockenhaar unter dem Hute geordnet, einmal ſogar gewagt, den glänzenden Stockknopf an die Naſe zu legen, ſelbſt auf die Gefahr, der Letzteren etwas überwinzige Faſſung bemerklich zu machen; Coelina beachtete ihn nicht. Als aber plötzlich der Name von Wally aus der anderen Seite der Gondel herüber gerufen ward, änderten ſich die Chancen des liebeleiſüchen Gecken. Die Sängerin lauſchte, ward nachdenkend, erröthete glühend, ſprang dann mit mehr, als ſelbſt ihrer gewohnten Lebendigkeit in die Höhe, und fragte den Angerufenen mit tiefer unverkennbarer Bewegung ihrer Stimme: Seid Ihr der Herr von Wally? Ihr wohnt ohne Zweifel in Berlin; ach, bitte, bitte Eure Adreſſe!“

Die Berliner Stutzer haben im Ganzen zu allen Zeiten eine weidliche Portion Unverſchämtheit beſeſſen und ſind es ſtets gewohnt geweſen, die Gunſt einer Dame nicht anders zu behandeln, als etwa eine Sache, die der liebe Herrgott zum Renommiren erſchaffen hätte. Herr von Wally war ſeiner Zeit keiner der geringſten Prahlhänſe, er ſtand, wenn möglich, zu gleicher Stunde unter den Linden und im Voigtlande zum Rendezvous; aber dennoch müſſen wir geſtehen, er ward frappirt. Aller Augen auf ſich gerichtet, den Zielpunkt von hundert ſehnſüchtigen Wünſchen vor ſich, mit einer Frage, deren unverkennbarer Sinn das Schönſte hoffen ließ, ja ohne noch ſelbſt ein Wort geſprochen zu haben, — das war ein Triumph, den noch kein Promenadenheld des Thiergartens errang!

Aber keine Roſe ohne Dornen. Auch Madame Waldvogel belauſchte die wonnige Scene mit wenig günſtigen Blicken, und ſelbſt Herr Waldvogel hörte auf, unter den Bänken umher zu kriechen.

Herr von Wally ward über ſein Glück dermaßen beſtürzt, daß er in aller Verlegenheit ſein Taſchentuch ſtatt einer Adreßkarte anbot. Ungeduldig wies Coelina den Moſchusduft zurück, und nun überreichte ihr der ſtets ſieggewohnte Liebesheld gar ſeine ganze Brieftaſche.

Peter von Boskow legte wegen dieſes, an ſeinem Freunde ihm ungewohnten Verſtoßes gegen alle Lebensart hör- und ſichtbare Zeichen des Erſtaunens an den Tag; die Sängerin indeſſen, welche den Sinn des Dargebotenen entweder nicht verſtand, oder anders deutete, riß ohne Verzug ein Blatt aus dem geſtickten Einbande, indem ſie es nebſt der Bleifeder dem Junker zurück reichte. Wie mechaniſch gehorchend ſchrieb dieſer ſeine Adreſſe und war vermuthlich überaus froh, durch das zufällige Landen des Kahnes der augenblicklichen Verfolgung ſeines geträumten Sieges, unter Madame Waldvogels drohenden Auſpicien, überhoben zu werden.

Die Geſellſchaft verließ jetzt ungeſäumt mit Schreien und Lachen ihre Sitze, um am Lande durch die Vorhalle einiger Kraut- und Wurzelbeete zum eigentlichen Gartenvergnügen vorzudringen.

Herr Graf Peter von Boskow und ſein noch immer unmuthiger Schatz eröffneten den Zug, in welchem die Uebrigen gleich einer Schaar vom Waſſer kommender Enten auf dem ſchmalen Steige hinterdrein trippelten. Herr von Wally warf noch einen ſchnellen vielſagenden Blick auf Coelina, und rüſtete ſich dann zum ſchweren Verſöhnungsact mit Madame Waldvogel, deren Herr und Gebieter endlich alle Schachteln und Tücher aufgefunden hatte, mit denen er keuchend und ängſtlich über das ſchmale Brett ſeiner Gattin ans Ufer nachfolgte. Thereſe, das blühende Töchterlein, knackte Kirſchenſteine. —

„Hab' Profit'chen gemacht," ſagte im Ausſteigen der Kleidermodiſt zu einem Schlackwurſtfabrikanten, der eben Hofſchlackwurſtfabrikant geworden war, und ſeitdem nur mit königlichen Hof-Beamten verkehren wollte. „Dummes Volk das, geht nicht einmal mit dem Notenblatt herum, als ob unſereins nicht ſeine Viergroſchen bezahlen könnte. Möchte nur wiſſen, was das für komiſche Leute ſind."

Bei dieſen Worten ſchob das Schneiderlein etwas in die Börſe zurück, das einem Sechſer ſehr ähnlich ſah. Der Hofſchlackwurſtfabrikant betrachtete ihn mit tiefer, aber ſtummer Verachtung.

Die Gondel war bald an einem Weidenſtamme befeſtigt. Der alte Schiffer hatte ſich nach trockener Kleidung umgethan, Coelina und Guido waren wieder einſam am Ufer des Fluſſes zurückgeblieben.

„Folgen wir dem Schwarm?" fragte das Mädchen nach einer Pauſe, indem ſie ihren finſteren Begleiter muthwillig von der Seite anſah; „iarawe Tutte!" *).

---

*) Ich fürchte Dich.

„Um Gott, nein," entgegnete Guido raſch, „me hom erio!"*) „Du begehſt heute einmal nur Tollheiten, ich denke, es iſt nachgerade genug."

„Guido, wenn ich Tollheiten begehen will, ſo folge ich meiner eigenen Laune! — Das Leben iſt ja ohnehin arm und trübſelig genug," fügte ſie nach einer Pauſe hinzu.

„Wie lange ſoll das Treiben hier noch währen," grollte der Jüngling weiter; „die Häuſer wollen mich faſt erdrücken in den Straßen der todten Stadt. Laß uns mit dem Dadjake**) hinziehen in die Berge zum Kakako; ***) Keiner hat für uns ein Herz auf dieſem öden Sande."

„Wir wollen hinziehen, Guido," erwiederte die Jungfrau, ſanft die Hand auf ſeine Schultern legend, „und dann ſollſt Du wieder ſchweifen auf den Felſen und jagen in den Wäldern;

---

*) Ich bin böſe.

**) Vater.

***) Vetter.

ich will Dir folgen, kühn wie die Retſchki[*]. Aber Du weißt ja," fügte ſie wehmüthig hinzu, „wir haben einen Auftrag, den ich noch nicht vollziehen konnte; wir müſſen ausharren."

„Weh' mir, daß ich ausharren muß," rief plötzlich, als ob von einer unheilvollen Erinnerung ergriffen, Guido mit tiefem Schmerz, „mein Leben iſt Schande, und meine Zukunft Fluch!"

„Und dann," ſprach gleichſam, wie um abzulenken, das Mädchen langſam weiter, „dann habe ich auch einen Auftrag für mich, den will ich ebenfalls ausrichten. — Vielleicht iſt es wieder umſonſt, vielleicht finde ich Etwas," flüſterte ſie leiſe weiter, „ach, dann wäre ja meines Lebens Aufgabe gelöſ't!"

„Ja, ja, ich hab' es wohl bemerkt," ſprach unmuthig Guido, der nur den erſten Theil ihrer Worte vernahm, „Du hatteſt den Einfall, einen Laffen zu beſuchen mit bordirtem Rock und lackirten Stiefeln. Wozu die Ausgelaſſenheit; was macht es Dir für

---

*) Gemſe.

Freude, ein armſeliges Geſchöpf zum Beſten zu halten?“

„Ich habe Niemanden zum Beſten gehalten.“

„Biſt Du toll! Soll er mit Dir ſeine Narrheiten treiben?“

„Durchaus nicht! Ich will den Herrn von Wally beſuchen und allein ſprechen,“ beharrte Coelina, indem ſie, äußerlich gleichmüthig, ihr Tamburin in die Luft ſchleuderte, es jedesmal ſicher wieder auffangend.

„Das wirſt Du nicht!“ brauſte jetzt Guido.

„Nicht? Haha! Du biſt mein liebes Brüderchen, aber ich bin frei! Frei wie Tſchiriklo*) in der Luft und Tzeſniakro**) im Meergrund. Guido, komm mir bald nach!“

Halb unwillig, halb wie von irgend einem tieferen, unklaren Gefühl überwältigt, ſprang das Mädchen mit wilder Lebendigkeit in einen bereit liegenden

---

*) Der Vogel.

**) Der Fiſch.

Kahn, ſich in drei Schlägen an das andere Ufer ſetzend. Ohne weiter des Fahrzeugs zu achten, verſchwand ſie bald auf dem Wieſenrain gegen das dichte Gehölz des Thiergartens. Lange noch tönte das ſeltſame Rauſchen ihres Tamburins durch die ſtille Juliusluft über die Felder.

Guido ſchien an dergleichen Ausbrüche einer ſeltſamen Laune gewöhnt. Er hing ruhig ſeine Leyer über die Schulter und ſchlenderte ſinnend auf dem Landwege am rechten Flußufer in die Stadt zurück.

Bei den Pulvermühlen ſtand eine verdächtige Geſtalt. Es war ein wild ausſehender Geſelle in eine weite, graue, über die Hüften herab reichende Friesjacke und knappe, ſchmutzige Kniebeinkleider gekleidet. Er trug an den Füßen kurze Strümpfe und platte Sandalen, welche, mit ledernen Riemen befeſtigt, die Waden völlig nackt ließen. Den Kopf bedeckte ein runder breitkrämpiger Hut, ſo daß vom Geſicht, deſſen unterer Theil ein ſtruppiger über die Bruſt herabhängender Bart beſchattete, faſt nichts ſichtbar ward. Die Erſcheinung glich äußerlich völlig den Slawaken, wie wir ſie noch heute bei uns bisweilen Mäuſefallen und andere Drathgeflechte feil bieten ſehen. Vorſichtig ſchleichend folgte er von ferne dem Sänger, ließ ihn durch das Thor am Unterbaum in die Stadt hineingehen und zog ſich dann langſam zurück.

Guido hatte nichts bemerkt.

* * *

Zweites Kapitel.

Es wird eine äußerſt ſchlechte Geſellſchaft beſchrieben, und in derſelben eine merkwürdige Geſchichte erzählt; auch begiebt ſich ein Raub.

* * *

Wenn man vor dem Halle'ſchen Thore die Chauſſee entlang geht, rechts vorüber am Stiftshauſe für unvermählte Jungfrauen — dem traurigen Aſyl eines verlorenen Lebens — links neben dem Friedhofe mit ſeinen ſtillen Gräbern, ſo kommt man zum Fuße des Kreuzberges, deſſen Spitze das Monument ſchmückt, welches bekanntlich Deutſchlands Wiedergeburt bedeuten ſoll. Die Chauſſee, welche langſam gegen die Anhöhe aufſteigt, wird hier von einem Wege durchſchnitten, der zu beiden Seiten in das flache ſandige Feld hinaus läuft, und gegenwärtig — die Polizei mag es verantworten — den Namen der Bergmanns-Straße führt. Folgt man, ohne ſich durch Schmutz und ſonſtige Unbequemlichkeiten abſchrecken zu laſſen, dem rechten Arm dieſer Straße, ſo wird man nach einiger Zeit zu einem einſam liegenden Hauſe gelangen, das ſchon in der Ferne die Aufmerkſamkeit des Beobachters, wenn auch nicht im einladenden Sinne, in Anſpruch nimmt.

Beſagtes Haus gehört unzweifelhaft ſeiner ganzen Bauart nach einem ſehr moosbewachſenen Alter an. Die äußeren Verhältniſſe ſind nichts weniger als ſchön zu nennen. Höhe, Tiefe und Breite haben ſich ziemlich feindſelig gegen einander entwickelt, und ähnliche Kunſt- und Regelwidrigkeiten bilden die Norm für alle Einrichtungen.

Das Dach gleicht in ſeiner runden, der Giebelenden ermangelnden Wölbung einem Bauernſattel. Es ſenkt ſich hart bis auf die ſchmale, unregelmäßig am rechten Ende befindliche Hausthüre herab, zu welcher man auf einer ſteilen hühnerſtiegartigen Treppe von Holz hinan zu klimmen genöthigt wird, weil das Parterre von den Souterrains bis in die Mitte des Gebäudes emporgeſchoben ward. Vorn, am Boden, ſpäht das Auge vergebens nach einem Eingang, den überdies Scherben und Gerülle mannigfaltiger Art höchſt bedenklich gemacht hätten. Nur mühſam entziffert man endlich an der Hinterſeite einen verfallenen Anbau, unter welchem der Bewohner durch eine höhlenartige Mündung zur feuchten Kellerwohnung herabkriecht. Die kleinen mit Blei eingerahmten Glasſcheiben, welche in dem zuletzt genannten Theil unmittelbar auf dem Erdboden ſtehen, verrathen allenthalben mehr Bekanntſchaft mit dem Buchbinder, als mit dem Glaſer. Der windſchiefe Schornſtein iſt ſeiner luſtigen Stelle ſichtlich überdrüſſig, und die kalkgeſtrichenen Wände, aus denen das hölzerne Sparrwerk längſt grau-nackt hervorſieht, laſſen dem Lehmgrund willige Durchſicht. Tieſe Einbrüche in den Wänden verrathen den Zahn der Zeit, der dem Ganzen ein verwittertes und darum doppelt ärmliches Gepräge verliehen hat.

Mit dieſem Bilde correſpondiren die Umgebungen. Hof und Garten, ja jede Art von Einhegung ſind für überflüßiger Luxus gehalten. Vorn dehnt ſich das flache Feld gegen die Stadtmauer; hinten ſtrebt — ein etwas zwerghaftes Bemühen — der Kreuzberg aufwärts, in der Nähe jene reichhaltigen Sandgruben eröffnend; denen vermuthlich die Bergmannsſtraße den Namen verdankt. Kahl liegt die ganze Wohnung da, hart an dem Wege, als ein kümmerlicher Reſt einer geſchiedenen Generation und gegenwärtig polizeilich mit Nr. 25. cataſtrirt. —

Zu der Zeit unſerer Erzählung wohnte oder hauſte hierſelbſt eine Victualienhändlerin, der ihre verehrlichen Gäſte, das heißt, Fuhrleute, Wegarbeiter und andere Straßenprofeſſioniſten, wegen eines blaurothen Mahls, das ſie unter dem rechten Auge trug, den Namen der violetten Hanne beigelegt hatten. Man traf in ihrem Lokale gewöhnlich nur loſes Geſindel, doch gab es auch Tage in der Woche, wo die ehrſamen Bürger Berlins es nicht verſchmähten, möglichſt ungeſehen ihre Viſite abzuſtatten, und bei einer „Stange Weißbier“ über Politika zu kannegießern. Die Patrizier genoſſen dabei das billige Vorrecht, auf der bewußten Hühnerſtiege in das hohe Parterre klettern zu dürfen, während die Plebs auf die Souterrains reduzirt blieb.

Freilich müſſen wir geſtehen, daß die Rede ging, es werde die Hühnerſtiege nicht blos von Bürgern, ſondern auch von Hähnen benutzt, welche die violette Hanne, noch für eine recht reſpectable Henne erachteten. Indeſſen, wenn wir uns für die Privatverhältniſſe unſerer Donna nicht verbürgen können, ſo iſt doch dies Thema ſeiner Zeit bereits in ſo vielfachen und jedesmal ſo erfolgloſen Gardinenpredigten erörtert worden, daß wir es um ſo lieber ganz übergehen. Die violette Hanne blieb ſtets gleich freundlich, verkaufte „Weißbier und Branntwein, kalte und warme Speiſen," und ward ihren Gäſten oben und unten gerecht, je nachdem es die Lokalitätsverhältniſſe mit ſich brachten.

An dem Abend des Tages, welchen wir im vorigen Kapitel beſchrieben haben, gewährte das beſcheidnere Kellerlokal ein, wenn auch weniger lärmendes, doch in vielfacher Hinſicht originelleres Schauſpiel, als gewöhnlich.

Eine trübe, von der gewölbten Decke vermittelſt eines Drahtfadens herabhängende Oellampe verbreitete in dem räucherigen Gewölbe ein clair obscuro, wie es in der Regel nur Spitzbuben und Liebenden erwünſcht kommt. Die längſt geſchwärzten Wände erſchienen dadurch dunkler, als ihre Farbe oder deren Surrogat es erheiſchte, und der dicke Tabaksqualm machte es dem Eintretenden gänzlich unmöglich, mehr als die Umriſſe von drei männlichen Figuren zu entdecken, welche um einen hölzernen Tiſch gelagert waren. Dieſelben ſprachen einer mächtigen Branntweinsflaſche nachdrücklich zu, indeß die Reſte einer unlängſt genoſſenen Abendmahlzeit, wie man ſie ſich bei einem frugalen Souper à la fourchette d'Adam eben denken mag, unberührt vor ihnen lagen.

Eigentliche Möbeln hätte das Auge hier vergebens geſucht, es ſei denn, daß die nothwendigſten Sitzgeräthe, eine hölzerne Bank und ein Paar dreibeinige Stühle, oder ein in der Ecke zu ungewiſſen Zwecken befindlicher Waſchkübel beſonders dahin zu rechnen geweſen. Jedoch wollen wir nicht verſchweigen, daß vor dem niedrigen und einzigen Fenſter vorſorglich eine alte bedruckte Schürze angebracht war, um das Auge der Uneingeweihten von den Myſterien der Unterwelt fern zu halten. Dies war, zugleich als Gardine dienend, der einzige Zierrath der Taverne.

Trotz ſolcher ziemlich abſchreckenden Eindrücke hätte es der Mühe verlohnt, die Sinneswerkzeuge an Licht, oder vielmehr an Dunkel und Ausdünſtungen, wie ſie den Umſtänden nach gerathen mußten, zu gewöhnen. Man brauchte nur ein ſehr beſcheidener Menſchenkenner, vielleicht blos Kleiderkenner zu ſein, um es wahrzunehmen, daß die Anweſenden nicht zur Gewöhnlichkeit der Berliner Straßenbevölkerung zu zählen ſeien.

Es waren kräftige, verwegene Geſtalten, denen man es wohl anſah, daß ſie mit Wind und Wetter viel Bekanntſchaft gemacht. In ihrer Sprache kündigte ſich ein ausländiſcher, mit Fremdworten gemiſchter Accent, wiewohl man zugeben mußte, daß ſie das Deutſch ſo fließend behandelten, wie andere Eingeborne. Dichte Bärte umhüllten die ausdrucksvollen Geſichter, deren braunes Colorit mit kleinen ſchwarzfunkelnden Augen und den gebogenen Naſen orientaliſche Gluth verrieth. Auf den Köpfen trugen ſie Bedeckungen, unter welchen das dunkele Haar lang und ſchlicht um die muskulöſen Hälſe hing.

Auffallender jedoch und ſonderbarer, als alles dies, erſchien die eigentliche Körperbekleidung.

Das große Princip alles Lebens, „Einheit,“ war in dieſen zuſammengewürfelten Toiletten zu einer bedeutungsloſen Nichtigkeit herabgeſunken. Es ſchien faſt, als wären die Ehrenmänner in Adamitiſcher Verfaſſung durch ein Trödlermagazin geſtürzt, und ſei dabei ſtets das nächſte, das beſte Kleidungsſtück mitleidig der Blöße zugeflogen, um im bunten Wechſel nur die Nothdurft zu decken. Man hätte ſie auch für entſprungene Schauſpieler halten können, denen in der Zerſtreuung verſchiedene Garderobeſtücke des Direktors gefolgt waren, oder für anachroniſtiſche Ueberbleibſel aus der alten Volksbeluſtigung eines Mummenſchanzes. Kurz, man hätte alles mögliche aus dieſem buntſcheckigen Chaos heraus conjecturiren mögen, und wäre doch vielleicht nicht zur Wahrheit gelangt.

Der älteſte von ihnen, den die etwas ſchmutzige Feder an der buntgewirkten Kappe zugleich als den Angeſeheneren bezeichnete, war in eine blaue verſchoſſene Offiziersjacke, franzöſiſchen Schnitts, gekleidet, welche zwar der Treſſen bereits ermangelte, jedoch die gebliebenen, dunkleren Tuchſtreifen noch immer aufwies. Er trug dazu ein Paar außerordentlich weite brandgelbe Beinkleider, die gewiß allen Anſtandsgefühlen noch genügen konnten, übrigens aber nur bis zum Knie reichten, da Zeit und Umſtände die fundamentalen Elemente verzehrt hatten. Seine Beine ſteckten in zwei Kanonenſtiefeln, deren äußerſter Rand nicht ſelten mit den verkürzten Inexpreſſibels, unter wechſelndem Erfolge um die Oberhand, in einen Kampf gerieth. Beſonders bemerken wir, daß man auf den erhaltenen Beſtandtheilen der Unnennbaren die ganze Magengegend mit wunderlichen Schnörkeln und Arabesken aus grünen und rothen Bändern benäht ſah: eine Erfindung, welche eben ſo ſehr als ferneres Abzeichen der Würde dienen, wie ſcharfſinnig einen Uebelſtand verbergen ſollte, der das große Kreuz der Kleiderkünſtler bildet.

Der Stegreifsritter trug an der Seite ein ledernes Beſteck, wie es noch heute die Schlächter führen, aus welchem der feine, mit Gold ausgelegte Stahlgriff eines kurzen Jagdmeſſers hervorſah. Er war eben damit beſchäftigt, unter ziemlichen Getöſe einen alten Keſſel auszubeſſern, wobei ein Hammer und das angegebene Meſſer — das wohl urſprünglich beſſere Tage geſehen hatte — die einzigen Hülfsgeräthe bildeten. Sein breites, einem Nürnberger Nußknacker abgeborgtes Antlitz ſchaute verdrießlich drein, und der Name der violetten Hanne miſchte ſich nicht ſelten auf ſeinen Lippen mit unchriſtlichen Flüchen, wenn hier und dort wieder ein Niet aus dem verbrannten Meſſing herausſprang. Dazu blies er den Tabaksrauch in dicken Wolken aus einer kurzen abgebrochenen Thonpfeife, welche er mit den Lippen feſthielt.

Unthätig ſahen ihm ſeine Gefährten zu, nur ſelten ein ſpöttiſches Lächeln über die vergeblichen Anſtrengungen des Kapitano unterdrückend.

Von ihnen repräſentirte der Kleinere unſtreitig den Würdevollſten. Auf ſeinem Kopf ruhte ein ehrenhafter Dreimaſter, freilich durch Sturm und Wetter etwas grau angelaufen, aber doch immer Loch- und Flickenfrei. Seinen Körper verhüllte ein bis zum Knöchel reichender Rokelor von ſchwarzem, abgeſchabtem Tuche, vielleicht einſt die ſonntägliche Dekoration eines würdigen Jugendbildners à la Campagne. Oeffnete ſich dieſer Vorhang, ſo entdeckte man ein Paar durchaus ungeiſtlicher ſcharlachrother Beinkleider, welche ſich unten in kurzen und ziemlich deſolaten Halbſtiefeln gegen gänzliche Zerſtörung ſicherten, oben aber vergedens einer Weſte aus geflecktem Kalbfell entgegenſtrebten, da dieſe auf der Grenze eigenſinnig einem Streif des ziemlich geſchwärzten Hemdes Durchſicht geſtattete.

Der Mann ſah eigentlich aus wie Reineke Fuchs, wenn er auf vieles Begehren fromm nach Rom wallfahrten will, um ſich vom Papſt als Jeſuit inſtalliren zu laſſen. Wäre der fiſchartig geformte Mund etwas kleiner, die ſichelförmig aufgeſtutzte Naſe etwas geſtreckter, die kleinen kugelrunden Augen etwas ovaler, die unendlich großen Ohren etwas beſcheidener geweſen — man hätte den Inhaber dieſer Utenſilien für recht hübſch halten müſſen.

Auch Herr Reineke der Zweite und Rauchende wurde einen ehrenvollen Platz im Tabakscollegium des olim Preußiſchen Königs eingenommen haben.

Endlich fallen unſere Blicke auf die Perſon des Dritten im Bunde.

Dieſer exiſtirte unten in dicken ſchwarzen Bauerſchuhen, blauen Strümpfen, nebſt einem Paar ſchmutziglederner Kniebeinkleider, ihm ſichtlich zu enge und aus dieſem Grunde hinten mit einem bösartigen Schaden behaftet. Oben dagegen war er in eine kurze zeiſiggrüne Pikeſche gekleidet, welche die unfreiwillige Hinterlaſſenſchaft eines weiland Studio, oder Kunſtreiters, ſein konnte. Leider nur hatten ihre Vorderſchöße bereits äußeren Angriff weichen müſſen, wodurch eine Art juste milieu zwiſchen Jacke, Leibrock und Oberrock entſtanden war. Eben ſo mangelte an den loſen Bruſtſchnüren einiges, was, um der Vollſtändigkeit der Toilette keinen Eintrag zu thun, durch eingeflochtenes Bindwerk mannigfacher Art erſetzt war.

Auf dem Kopfe trug dieſer Mann einen runden Hut von grauem Filze, deſſen Seitenwände ſich in ziemlich gedrückten Verhältniſſen befanden, während der Rand vorne verſchwunden war, um die verſchmitzteſte Galgenphiſiognomie deſto freier vorſpringen zu laſſen. Letztere wurde durch ein ſeidenes aſchfarbnes Halstuch, das unter dem Kinn in zwei rieſigen Schleifen auslief, nach Gebühr gehoben.

Er hielt in der Hand das Ende eines weidlich vom Tabaksſaft durchbeizten Pfeifenrohrs, woran ſeine weißen Zähne mit derſelben Vergnüglichkeit raſpelten, wie unſere ABCſchützen am Süßholz.

Die ſcharfſinnigen Leſerinnen — aus ſchuldiger Galanterie ſagen wir nicht Leſer — werden es allgemach zu ahnen beginnen, daß wir ſie nicht gerade in die faſhionabelſte Geſellſchaft gebracht haben. Wir beeilen uns daher, ihren ſehr natürlichen Widerwillen wo möglich durch ein Ingredienz von Romantik zu mindern, indem wir ehrlich geſtehen, daß es jenes räthſelhafte, einſt in allen drei Theilen der bekannten Welt zerſtreute Volk der Zigeuner iſt, welches uns hier Einige ſeiner Stammesangehörigen vor Augen ſtellt.

Bekanntlich, oder vielmehr unbekanntlich, machten die Zigeuner ſich zuerſt im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts in Deutſchland bemerkbar. Sie waren ihrer eigenen Ausſage nach ägyptiſche Chriſten, die, um der Sünde ihrer Vorfahren willen, welche dem Erlöſer mit ſeinen Eltern auf der Flucht die Aufnahme verweigerten, zu einem Wallfahrt- oder Irreleben verdammt wurden. Es gab eine Zeit, wo ſie durch dieſe Fabel, nach welcher ſie als fromme Büßende erſchienen, einen ſolchen Ruf der Heiligkeit um ſich zu verbreiten wußten, daß ſie ſelbſt vom Kaiſer Sigismund und anderen Fürſten öffentliche Schutz- und Freibriefe erhielten, welche ihnen überall Aufnahme und eine gütliche Behandlung ſicherten. In Wahrheit hatten ſie aber gar keine beſtimmte nationale Religion, ſondern bekannten ſich nach dem einſtimmigen Urtheil aller älterer wie neuerer Schriftſteller in dem Lande ihres jedesmaligen Aufenthalts zur herrſchenden Kirche. Sie waren nach Umſtänden

Türken, Juden oder Chriſten, wodurch bei den Wallachen in Siebenbürgen das derbe Sprichwort entſtand: die Kirche der Zigeuner ſei aus Speck gebaut, und von den Hunden gefreſſen worden *).

Ihre Nahrungszweige beſtanden auf den Wanderzügen in Schmiedearbeiten, Viehcuren, Wahrſagen, vorzugsweiſe aber im Rauben und Stehlen. Bei ihren Arbeiten bewieſen ſie, ungeachtet der ſchlechten Werkzeuge, außerordentlich viel Geſchicklichkeit, wie es ihnen denn überhaupt, namentlich für Muſik, nicht an natürlichen Anlagen fehlte. Ja das letztere Talent cultivirten ſie oft in einem ſolchen Grade, daß ſie in Capellen gräflicher Perſonen angeſtellt, und als Meiſter bewundert wurden. Ihr diebiſcher Characterzug erregte indeß allmäh-

---

*) Der alte Sebaſtian Münſter bemerkt ſogar in ſeiner Cosmographie. „diß ellend Volk — lebt wie die Hund, iſt kein Relijion bei jhnen, ob ſie ſchonſt jhre Künder vnder den Chriſten laſſen taufen.“ Indeß iſt dies Urtheil in ſeiner vollen Allgemeinheit ſchwer zu rechtfertigen; vielfache Ausnahmen ſind ſicher nicht ausgeſchloſſen geweſen.

lig vielfache Beſchwerden, denen nach harten aber fruchtloſen Strafen ſchon früh gänzliche Verweiſung aus den meiſten Staaten nachfolgte. Sie ſuchten ſich darauf in kleineren Haufen unter Anführern, die mit einer ſehr ſtrengen Oberherrſchaft den Titel Herzog, Woiwode oder Graf verbanden, heimlich wieder einzuſchleichen, und erhielten ſich auf dieſe Weiſe, namentlich in Deutſchland, ausgezeichnet durch Sprache, Tracht und Lebensweiſe, vereinzelt noch bis zum Ende des vorigen Säculums.

Der Verfaſſer erinnert ſich ſogar noch im dritten Jahrzehend des gegenwärtigen Jahrhunderts eine Zigeunerin gekannt zu haben, welche unter dem Namen „Tater*) Stien" in der Umgegend von

---

*) Tater, eine beſonders im nördlichen Deutſchland in der plattdeutſchen Mundart gebräuchliche Bezeichnung, iſt ohne Zweifel eine Verſtümmelung aus Tataren oder Tartaren, da man die Zigeuner einige Zeit nach einer falſchen Meinung für Tatariſche Herden hielt, die ſich von dem Heere, womit Timur um das Jahr 1401 das weſtliche Aſien beſtürmte, losgeriſſen hätten.

Lübeck, namentlich in den Herzogthümern Meklenburg und Lauenburg verkehrte. Sie zählte hundert und einige zwanzig Jahre, deren Laſt man jedoch weit weniger an dem kaum gekrümmten Rücken, als an den zahlloſen Runzeln des merklich gebräunten Geſichts erkannte. Es war eine alte freundliche Frau, die nach alter Volksſitte, ohne feſten Wohnſitz, in Landestracht mit dem nußbraunen Stecken in der Hand von Dorf zu Dorf pilgerte, und bei den Landleuten ſtets willige Aufnahme fand. Den Kindern war ſie beſonders hold. Sie erzählte ihnen wunderbare Geſchichten und prophezeihte bereitwillig aus den Linien der flachen Hand, drohte auch wohl gutmüthig mit dem Stecken, wenn die wilden Jungen hinterdrein liefen und ſie zum Dank „alter gelber Tater" ſchimpften. Ihre Wahrſagungen litten freilich an einer gewiſſen Monotonie; denn gewöhnlich beſchränkten ſie ſich auf eine ſchöne Braut oder Bräutigam, ein eigenes Haus, großen Reichthum und viele Kinder, Alles Gegenſtände echt zigeuneriſchen Verlangens. Eines Tages fand man ſie todt auf dem Felde unter einer Buche.

Thereſia und Joſeph von Oeſterreich machten die erſten Verſuche, die Zigeuner unter dem neuen Titel der Neubauern zu geſitteten und brauchbaren Mitgliedern des Staats umzuwandeln. Dies Bemühen ſtieß anfänglich auf großen Widerſtand und mußte oft von harten Gewaltsmaßregeln unterſtützt werden, fand aber doch vielfache Nachahmung und hat, neben dem vorhin gedachten Ausweiſungsſyſtem, für die Gegenwart den Erfolg gehabt, daß man in unſerem Vaterlande von dem ganzen Volk nur noch den Namen kennt. Zahlreich und weit verbreitet findet man es dagegen noch immer durch den ganzen Orient.

Zur Zeit vorliegender Erzählung waren die Tage, welche der obige Heiligenſchein verbrämte, längſt vorüber. Im Gegentheil hatte man in

Oeſterreich bereits vor mehr denn zwei Decennien die geſchärften Verordnungen des Jahres 1773 erlaſſen, wonach den Zigeunern die Kinder, welche über fünf Jahr alt waren, von der Regierung mit Gewalt genommen und bei Landleuten untergebracht wurden. Auch unſere drei Ehrenmänner mochten im Laufe der Zeit durch ſolche Wendung der Dinge nicht ganz unberührt geblieben ſein, wenigſtens berechtigte ihr zuſammengewürfeltes, und dennoch ſehr defectes Aeußere zu der Annahme, daß eine nothgedrungen fingerfertige Selbſthülfe nicht ſelten über die von den Geſetzen geſtatteten Grenzen hinausgegriffen hatte. Vielleicht war ſelbſt die Verborgenheit des Aſyls nicht ganz ohne Zuſammenhang mit den Verhältniſſen der Außenwelt. —

Es wird uns ſchwer zu beſtimmen, wie lange das würdige Trifolium bereits beiſammen gekauert, gegeſſen, getrunken und geraucht hatte. Dem Anſcheine nach mochte ſchon eine gute Weile darüber verfloſſen ſein, denn in der Unterhaltung hatte eben eine jener Pauſen Platz genommen, die wohl auch unſere modernen Geſellſchaften überfällt, wenn ſie ſich vom Kaffee bis zum Nachteſſen zuſammenfinden. Unter entfernteren Bekannten pflegt dies Schweigen ſtets etwas ſehr Peinliches zu haben, und wird gerne durch die verlegene Bemerkung vom durch's Zimmer fliegenden Engel unterbrochen; hier rief es eben keine Unbequemlichkeiten hervor. Der Keſſelſchmidt arbeitete emſig weiter, Reineke Fuchs ſah gerade gegenüber ruhig zu, beide Ellenbogen auf den Tiſch, und den Kopf auf die Hände geſtützt, während der Galgenphiſiognomiſt ſpöttiſch mit den Füßen unter der Bank läutete. Wenn auch nicht gerade Engel, ſo wirbelten doch die Dampfwolken um ſo ungeſtörter durch den engen Raum; die Lampe brannte immer dunkler und die Wände wurden noch rußiger.

Endlich ſchlug es vom fernen Kirchthurm eilf Uhr; langſam bebten die dumpfen Töne über das ſtumme Feld. Da warf die alte Garde den Keſſel dröhnend gegen die Erde, klopfte die Pfeife vor ſich auf den Tiſch aus und murrte unwillig: „O Gadze*), es wird heute verzweifelt ſpät.“

„Verzweifelt ſpät, Heinz,“ reſpondirte ſein vis-à-vis, indem das Geſicht ſich gähnend von den Händen erhob, und dabei eine Mundöffnung ſichtbar machte, deren Grenzen erſt durch die Ohren angegeben ſchienen; „wenn es nicht die Tochter unſeres Herzogs Zindelo wäre, ich hätte mich längſt davon gemacht. Bah, iſt hier verdammt graulich in dem finſteren Loch.“

„Du biſt immer ein Haſenfuß Brantel,“ fiel der Mann mit der ſogenannten grünen Pikeſche und dem Diebesgeſicht ein; „aber wiſſen möcht' ich freilich gerne, was wir hier eigentlich treiben. Da ſchickt uns der Raja **) meilenweit her, um ſein Püppchen ſicher zu geleiten, und während ſie mit ihrem

---

*) Ihr Leute.

**) Fürſt, Herzog.

Begleiter auf den Straßen herumläuft, leiden wir Noth und Hunger. Ich ſehe mir lieber die Bauernhöfe und die Hühnerſtälle an, als daß ich alltäglich die violette Hanne herumkeiſen höre."

„Ei ja," höhnte Brantel, „und läßt Dich bei Deiner Neigung zum Landleben von den Bauern erwiſchen und in's Hundeloch werfen, damit Dich der Raja bei Nacht und Nebel wieder aus der Patſche ziehen kann. Höre Marwitz, Dir will ich rathen, doch lieber Deine Ohren der violetten Hanne Preis zu geben, als Deinen Rücken dem Schulzenknittel. Ich weiß die Zeit, wo Dein Buhl *) eben ſo blau war, als Deine Strümpfe."

Marwitz fand es gerathen, auf dieſe Wendung des Geſprächs nicht einzugehen. Er ſchob ſich den grauen Hut durch einen verdrießlichen Griff an den hintern conſervirten Theil der Krempe

---

*) Hintertheil.

über die Stirn, zupfte die aſchfarbenen Halstuchſchleifen in Ordnung und ſetzte ſeine Rede fort.

„Was hat's denn gar mit dem Jungen, den wir da hergeſchleppt haben? Ich darf ihn nicht nennen, aber er iſt nicht einmal ein ordentlicher Zigeuner oder Tater, wie ſie uns ſchimpfen, und doch hält der Raja auf ihn, wie auf ſeinen Sohn. Ob wir gar nur ſeinetwegen hier ſein mögen? Dann will ich vollends nicht länger Schutzwache ſein. — Aber Geduld nur, ich bringe das ſchon noch in's Klare." Das Spitzbubengeſicht zog ſich bei dieſen Worten nachdenklich in die Länge.

Brantel legte eine Sekunde den Zeigefinger an, oder vielmehr hinter ſeiner aufgeſtutzten Naſe, etwa, wie man mit der Kneifzange einen krummen Nagel faßt. „Heinz," ſprach er plötzlich, indem er auf ſein ſcharlachrothes Beinkleid ſchlug, daß eine Staubwolke davon flog, „da mußt Du ja Auskunft geben können; Du warſt ja ſchon bei der Bande, als die Zigeunermutter noch lebte, die, wie ſie ſagen, den Pflegling eines Tages ganz klein heimgebracht und aufgezogen hat. Erzähle uns das doch."

„Freilich weiß er's," ſtimmte Blauſtrumpf Marwitz bei, „er hat ja ſelbſt Hand mit angelegt."

„Haltet Eure ungewaſchenen Mäuler," brummte ſchläferig das Oberhaupt, indem es ſich mit der Hand über das pergamentne Antlitz ſtrich, wobei dem Teint eine dunkle Erinnerung an die Keſſelarbeit wiederfuhr. „Was fragt ihr nach Dingen, die Euch nichts angehen. Lauert und ſpionirt das Volk nicht herum, wie ein Paar alte Kaffeeſchweſtern, die aus dem Bodenſatz wahrſagen wollen!"

„Höre einmal Heinz," unterbrach Marwitz mit Selbſtgefühl den Aergerlichen, „ſei nicht immer ſo grob; wir gehören eben ſo gut zum Gezelt,*) als Du oder der Raja, und was dabei zugeht, bekümmert uns Alle. Es iſt aber nur, um die Langeweile zu verjagen, wir müſſen doch nun einmal hier wach bleiben. — Sieh' her! Hier iſt noch eine volle Branntweinflaſche, die ich der violetten Hanne heute Nachmittag heimlich hinten aus dem Eckſchranke gezogen habe; erzählſt Du uns die Geſchichte, ſo theile ich mit Dir."

---

*) Gezelt bedeutet ſo viel als Hauſe, Bande, weil die einzelnen Familien eines Stammes nach den Zelten gezählt

Der Zigeunerhauptmann **Heinz** richtete den Kopf aus einem Halbſchlummer auf, zu welchem die ſchmutzige Feder wunderlich gewackelt hatte, blinzelte nach der Flaſche hinüber und ſagte ſchon um vieles milder geſtimmt: „Erſt gieb her, ob nicht Waſſer d'rinn iſt. Ich kenne Dich, und kaufe keine Matſchka *) im Sack."

Nachdem er einen wackeren Zug gethan, und ſich dadurch von der Aechtheit des Gebräu's über-

---

werden, die ſie auf den Wanderzügen zum Nachtquartier aufſchlagen. Das Reich eines Herzogs zerfällt hiernach z. B. in zwanzig, dreißig und mehr Zelte.

*) Katze.

zeugt hatte, ſtellte er die Flaſche als ein begeiſterndes point de vue vor ſich hin, und begann bereitwillig ſeine Erzählung.

„Jetzt ſtört mich aber nicht, und Du, Brantel, laß die Flaſche ſtehen, die Theilung iſt ehrlich und geht Dich nichts mit an. — Es iſt nun ſchon zweiundzwanzig Jahre her, — wir hatten damals eben Oeſterreich verlaſſen, weil ſie uns den Schave*) des Raja, den kleinen Dehla, wegnahmen, welchen ſie zu einem Bauern ſtempeln wollten; Dewla **) verdamme die Milizen dafür! — Ich ſage, es iſt zweiundzwanzig Jahre her, als wir im Sommer durch das Baierſche an den Rhein zogen, um thalwärts nach Holland zu gehen. Es begann damals eine verdammte Zucht in Deutſchland; der Oeſterreicher hatte ſie alle wild gemacht. Wo wir uns in den Städten ſehen ließen, ſollten wir tanzen, ſingen und Künſte machen, immer zur Beluſtigung der Einwohner, ohne das Nothdürſtigſte dafür zu erringen. Wir mußten nur froh ſein, wenn man uns ſelbſt ungeſchoren weiter ziehen ließ; es war gar anders, als wie Ihr es Eurer Zeit in Frankreich hattet. Ich habe es erlebt, wie der Herzog ſich einmal einen ganzen Nachmittag auf dem Marktplatz zu Augsburg mit Kopfſtehen und Radſchlagen abmühete, während die Rani[*] dazu ſang und ſpielte; hernach wurden Beide unter Geſpötte aus dem Thore gejagt. Zuletzt ſollten wir denn gar Menſchenfreſſer ſein, und Ihr wißt, daß ſie unter dieſem Vorwande einige Jahre darauf auf einmal vierzig von uns in Ungarn hinrichteten.“

---

*) Sohn.

**) Gott.

Es ſei hier bemerkt, daß der Patriotismus des guten Heinz einigermaßen gegen die Geſchichte verſtieß, wenn er nur von einem Vorwande ſprach, indem jenes Verbrechen leider ſeine vollkommene Wahrheit hatte. Ein gleichzeitiges Tagesblatt berichtet neben vielen anderen Zeitungen darüber: „Von den Mördern und Menſchenfreſſern ſind noch folgende Umſtände nachzutragen. Es haben bereits vierzig von dieſen Unholden an dreien verſchiedenen Orten ihre verdiente Todesſtrafe ausgeſtanden, und mit den Uebrigen, die noch gefangen ſind, hundert und funfzehn an der Zahl, wird nächſtens das Nämliche vorgenommen werden. Dieſe Bande hat in Zeit von einundzwanzig Jahren, denn ſo lange beſtand ſie überhaupt, vierundachtzig Perſonen ihrer Grauſamkeit aufgeopfert. Der Menſch, der noch einiges Gefühl hat, erſchrickt vor der hölliſchen Wuth dieſer Europäiſchen Kannibalen, wenn er hört, daß ſie nach ihrer eigenen Ausſage einſt zu einer Hochzeit drei Menſchen geſchlachtet und mit ihren Gäſten in Freuden und Jubel verzehrt haben.“ — Zur Ehre der Menſchheit darf indeß geſagt werden, daß die Geſchichte niemals, weder früher noch ſpäter, etwas von ähnlichen Gräuelthaten der Zigeuner berichtet; ja wir ſind überzeugt, daß mit unſerm Heinz viele ſeiner Stammesgenoſſen die Schuld der Angeklagten aus innerer wahrer Ueberzeugung in Abrede ſtellten und nur für eine Erdichtung böswilligen Haſſes hielten.

---

[*] Herzogin.

Wir müſſen unſeren ehrenwerthen Erzähler wegen dieſer Unterbrechung, die wir der hiſtoriſchen Treue ſchuldig waren, um Verzeihung bitten. Er fährt nunmehr in ſeinen Selbſtbekenntniſſen weiter fort.

„Wir nahmen's denn freilich auch, wo wir es kriegen konnten. Die Bauern wußten bald zumeiſt davon nachzuſagen; aber deſto weniger ihre Tſchokel*), die zur Nachtzeit die Höfe umkreiſen ſollten. Ha, ich habe manche Beſtie den letzten Blaff unter meinem Knittel thun hören!"

Heinz gerieth bei dieſen Worten in eine zornmüthige Erinnerung. Er ſtampfte wild mit dem einen Kanonenſtiefel, erleichterte dann ſein Herz durch einen tiefen Zug aus der Flaſche des Blauſtrumpfs, und ſprach alſo weiter.

---

*) Hunde.

„Der Spätſommer mochte ziemlich vorgerückt ſein, als wir den Mainfluß entlang bei Caſtel an den Rhein gelangten und auf das linke Ufer nach Mainz hinüber gingen. Der verdammte Krummſtab wollte uns aber hier nicht dulden, und ſo zogen wir denn bald weiter, ſtromabwärts nach der Richtung von Cöln zu. Eine Stunde oberhalb Bonn trafen wir auf das Dorf Godesberg, wo der Raja Zindelo einige Tage Halt zu machen beſchloß, weil er damals Eure Ankunft aus Frankreich erwartete, und vor der Vereinigung der Gezelte die ſicherſte Straße nach Holland allein auskundſchaften wollte. Wir waren gerade ziemlich zahlreich, ich glaube vierzig Tſchater *) und konnten nicht gut unbemerkt über die Grenze ſchleichen."

---

*) Zelte.

„Neben dem Dorfe Godesberg liegt hart am Rhein auf einem Berg eine alte, noch ziemlich erhaltene Ruine. Es iſt ein runder, hoher Thurm, welchen zerfallenes Gemäuer, Gebüſch und Steinwerk in wilder Unordnung umgeben. Die Dorfbewohner ſagten, es gehe dort um, und hüteten ſich ſorgfältig vor der Nähe, beſonders zur Abendzeit. Dies verhieß eine völlige Ungeſtörtheit, welche die Rani *) benutzte, um in dem Thurme ihre Sapunja **) zu bereiten, während ich in den tiefen Blenden, die ſich in der Mitte des Berges für Heiligenbilder eingemauert fanden, die Nahrungsmittel verbarg, welche ich aus dem Gaueſko***) zuſammenſtahl. Ueberhaupt aber brachte ich meine Zeit gerne oben auf dem Thurme zu, gaffte in den Strom hinab, oder ſchaute auf das jenſeitige Siebengebürge, unter mir die Städte und Dörfer des Rheinlandes. Ich träumte dann von der fernen Herrlichkeit unſeres Volkes und ſeines geſegneten Landes.“

---

*) Herzogin.

**) Salben.

***) Dorf.

Heinz wurde diesmal wehmüthig und griff darum abermals nach der Flaſche. **Marwitz**, dem um die Richtigkeit der Theilung bange wurde, zeigte ebenfalls eine trübſelige Miene, indem er ſeufzend ein großes Stück von ſeinem durchbeizten Pfeiſenrohr abnagte. **Brantel** behauptete allein ſeinen Gleichmuth. „Die Geſchichte wird ſehr langweilig,“ gähnte er, ſeinen Dreimaſter etwas lüſtend.

„Halt Deinen Fiſchmund,“ entſchuldigte ſich **Heinz**; „es wird gleich kommen.“

„Eines Tages befand ich mich wieder mit der Rani auf der Ruine — ich glaube, ich liebte ſie eigentlich — und ſah ihr zu, wie ſie eine papi*) verarbeitete, der ſie die Beſiederung in einem Zug mit der Haut herunterriß. Sie hatte darin eine wahrhaft herzogliche Geſchicklichkeit. Hinter uns brannte, zur Zubereitung des Bratens, ein Feuer, welches in der einbrechenden Dunkelheit luſtig aufflackerte. Plötzlich ſahen wir einen Kahn den Rhein herunter ſchwimmen, uns gegenüber ans Ufer legen, und eine dunkle Geſtalt über das flache Zwiſchenland gerade auf die Bergruine zukommen. Die Dai *), welche ſich eben in geſegneten Leibesumſtänden befand, gerieth in große Angſt. Ich beredete ſie, ſich in dem runden Thurme zu verbergen und legte mich ſelbſt hinter einen Mauervorſprung, vorſichtig vom Bergabhang herunterſpähend.“

---

*) Gans.

„Der Fremde kletterte an der ſteilſten Seite des Berges ſo gewandt zwiſchen Baumwurzeln und Feldſteinen in die Höhe, daß ich bald erkannte, es ſei ihm das eben nichts Ungewohntes. Er ging einigemal ſuchend um die Ruine, und ſtellte ſich dann kopfſchüttelnd mit verſchränkten Armen

---

*) Zigeunermutter.

vor die eben verglimmenden Kohlen. Da ich ſah, daß hier nichts zu fürchten, eher vielleicht ein Lowe *) zu verdienen ſei, ſo kam ich aus meinem Verſteck hervor und fragte, ob der Herr Etwas ſuche?“

„Der Angeredete, eine große ſtattliche Figur, in einer Kleidung, die den Rachljo **) anzudeuten ſchien, maß mich mit einem ſcharfen Blick und fragte, ohne zu antworten, ob ich zu den Zigeunern gehöre, die hier gegenwärtig ihr Weſen trieben? — Jetzt betrachtete wiederum ich den Frager etwas argwöhniſch, bejahte aber doch den Puzjum ***). Biſt Du allein hier? forſchte der Fremde weiter. — Neue Noth zu antworten, in der ich abermals der Wahrheit gemäß bekannte, daß die Zigeunermutter mit mir ſei. — Gut, herrſchte der Andere mir zu, nimm ſie mit Dir, und begleite mich ſogleich zum Boot.“

---

*) Geld, Lohn.

**) Junker.

***) Die Anfrage.

„Sein ganzes Weſen ſchien keine Widerrede zu geſtatten. Ich holte die Rani aus dem Verſteck hervor und ſo folgten wir Beide dem Führer, der, ohne uns anzuſehen, ſofort zum Paniako*) voranſchritt. In dem Boot ſaßen zwei neue Geſtalten. Die eine führte das Ruder, in der anderen erkannten wir einen Mönch, der ſich ganz mit ſeiner Kapuze verhüllt hatte. Der Letztere hielt ein Körbchen auf dem Schooß, welches unſer Begleiter hervornahm und es uns übergab.“

„In dieſem Körbchen, ſagte er zur Rani, liegt ein Knabe, welchen ich Euch unter dem Drange der Umſtände anvertrauen muß. Ich habe Euch geſucht, da ich weiß, daß Ihr mir dienen werdet, ſobald Ihr erfahrt, daß es Euer eigenes Intereſſe iſt, wenn ich Euch unbedingt vertrauen darf. Nehmt das Kind zu Euch, und bringt es über drei Tage am Abend, um dieſelbe Stunde, nach dem gegenüberliegenden Städtchen Königswinter. An der Landungsſtelle des Fluſſes werdet Ihr Jemand finden, der dreimal an Euch vorübergehen und die Worte ſprechen wird: Gelobt ſei Jeſus Chriſt! dem antwortet Ihr den Namen Guido, übergebt ihm Euren Pflegling und empfangt ſogleich eine Belohnung, wie ſie Euren kühnſten Erwartungen hoffentlich genügen wird."

---

*) Waſſer.

„Nach dieſen Worten ſprang der Sprechende in den Kahn zurück, welcher ſogleich in der Dunkelheit und dem Nebel verſchwand. Mir war, als hätte ich den Mönch leiſe ſchluchzen gehört. Ich wollte mich fragend zur Dai*) wenden, aber denkt Euch mein Erſtaunen, die ſtarke Frau war ohnmächtig neben dem Körbchen am Boden zuſammengeſunken. Sie erholte ſich zwar unter meiner Beihülfe bald wieder, aber ſie ſprach kein Wort, ſondern eilte leichenblaß mit dem Tſchawo**) in die Ruine und gebar noch in derſelben Nacht ein todtes Kind."

---

*) Zigeunermutter, eben ſo viel als Herzogin.

**) Knabe.

„Und jener Tſchawsko iſt unſer Held! Piho!*)" ergänzte Brantel, der ſich damit beſchäftigte, den ſchwarzen Rokelor ſorglich über ſeine Scharlach-Beinkleider zu breiten. „Dergleichen habe ich längſt gewittert; wenn Du nichts Näheres wußteſt, konnteſt Du Deine Lunge ſparen."

„Aber was Blitz," grellte Marwitz, „hat denn der leibhaftige Satan die Alte geritten, daß ſie den Tſchabe **) nicht abgegeben und ſich den Lohn nach ihren kühnſten Erwartungen ausgebeten hat? Ich hätte ungeheuer kühn erwartet!"

„Erwartet, ja," ſprach Heinz ſehr bedächtig; „aber auch gewartet? Als wir uns am dritten Tage an der bezeichneten Stelle einfanden, war Niemand dort, der uns das ſchreiende Pfand abgenommen hätte."

---

*) Amen, Sela!

**) Junge.

„Was meinte denn die Dai*) dazu?“ fragte Marwitz weiter.

„Ja, das iſt eben das Sonderbarſte bei der Sache, die ſchien es ganz zufrieden zu ſein und hatte nichts dagegen einzuwenden, als der Raja am nächſten Morgen wiederkehrte, und wir ſofort nach Holland aufbrachen. Ich hätte an ihrer Stelle auch lieber Geld genommen. — Nun, es iſt wahr, der Junge iſt tüchtig eingeſchlagen, er kann ſogar leſen und ſchreiben; alles von der Rani her, die ſelbſt gar gelehrt war und große Stücke auf ihn hielt. Und Courage hat er Euch, wie tauſend Teufel! Wo er auf die Schegari **) geht, da bleiben die grünröckigen Förſter gern zu Hauſe.“

„Heinz, das kennen wir eben ſo gut, als Du, ſage uns lieber, ob denn der Burſche weiß —“

Ein raſcher kurzer Trommelwirbel vor dem Fenſter ſtörte Marwitzens Frage. Heinz, um ehrlich zu theilen, leerte geſchwind den Reſt der Flaſche, ermahnte ſeine Freunde, die Geſchichte hübſch geheim zu halten und drängte ſich zu der engen Kellerthür in den finſtern Erdgang hinaus.

---

*) Zigeunermutter.

**) Wildpirſch, Jagd.

Seine Abweſenheit dauerte nicht lange. Brantel hatte kaum ſo viel Zeit, den trüben Docht der Oellampe etwas aufzulockern, als ſie ihn ſchon wieder im Gange ſtolpern hörten; er führte die braunäugige Coelina hinter ſich in das Gemach.

Unmuthig warf das ſchöne Mädchen ihre Trommel auf den Tiſch, ſchüttelte ſich den Nachtthau vom Gewande, und ſetzte ſich ſchweigſam auf einen Stuhl.

„Ihr habt ſchon wieder von Guido geſprochen,“ begann ſie nach einer Weile, „und habt dabei gelärmt, daß man es im Wege hören konnte! Wie oft ſoll ich Euch befehlen, ihn ganz aus Eurer Mitte zu laſſen. Er hat wenig Ehre von der Geſellſchaft.“

„Verzeiht uns,“ begann demüthig Marwitz, indem er die grauen Hutfragmente abnahm, „Niemand hat ihn beim Namen genannt.“

„Du biſt ſehr ſcharfſinnig lieber, Freund,“ ſprach mit zornfunkelnden Blicken die junge Zigeunerfürſtin. „Hüte Dich, daß ich meinen Dadi*) den Raja nicht darauf aufmerkſam mache. — Uebrigens, um Dir für Deine Talente eine angemeſſene Beſchäftigung zu geben, ich bemerke ſeit kurzer Zeit eine verdächtige Geſtalt, die ſich überall an mich zu drängen ſucht, ich befehle Dir, mir über dieſelbe in einigen Tagen Nachricht zu ſchaffen. Es ſcheint ein Slawake zu ſein. Eine weitere Bezeichnung der Perſon macht hoffentlich Deine Klugheit überflüſſig.“

Ehren-Marwitz begnügte ſich, das Spitzbubengeſicht in einem ſelbſtbewußten Lächeln ſpielen zu laſſen, während Brantel einen nicht undeutlichen Neid über dieſe lobende Anerkennung blicken ließ.

---

*) Vater.

„Ihr könnt jetzt Beide gehen,“ ſchloß die Prinzeſſin, „ich will mit Heinz allein ſein.“

Gehorſam entfernten ſich die Zigeuner, denen Heinz ſehnſüchtig nachſah, da er ſie theils um ihre Nachtruhe beneidete, theils wohl für ſich eine beſondere Strafpredigt erwartete. Er ſollte nicht lange ungewiß gelaſſen werden.

„Heinz,“ ſprach Coelina, „wie oft wird Deine Plauderſucht noch Unheil anrichten? Du weißt, es iſt des Herzogs Befehl und mein Wunſch — Beides aus ſehr triftigen Gründen — daß Guido in vollkommener Verborgenheit erhalten werde; dennoch kann Dein Mund ein Geheimniß nicht bewahren, zu deſſen Mitwiſſer Dich der Zufall machte. Mein Dadi und ich halten viel mehr auf Dich, als Du in Wirklichkeit verdienſt. — — Doch genug, ich will mit Dir von den Angelegenheiten unſeres Volkes reden.“

Heinz, vermuthlich ſehr zufrieden mit der Ausſicht, diesmal ſo wohlfeilen Kaufs davon zu kommen, rieb ſich den Schlaf aus den Augen und rückte aufmerkſam näher. Er lauſchte aber lange vergebens; Coelina war nach jenen Worten in ein ſinnendes Schweigen verſunken und ſchien ihre Abſicht völlig vergeſſen zu haben. Kaum hörbar ſchwebte der Name Guido's über ihre Lippen.

Es war ein wunderbarer Anblick. Hier das ſchöne Mädchen in der erſten Blüthe der Jugend, mit der reinſten Unſchuld in den klaren, roſigen Zügen; dort der graue verſtockte Sünder, auf deſſen gefurchter Stirn alle Stürme und Leidenſchaften ihre Spuren eingegraben hatten. Nächtliche Grabesſtille um Beide; über ihnen ſchwebend die trübe Lampe; das Ganze im Rahm einer geſchwärzten, armſeligen Räuberhöhle. Was ſie auch innerlich bewegte, mußte es nicht verſchieden ſein, wie ſäuſelnder Zephir und toſender Orkan?! —

„Du weißt es,“ begann nach einer Weile trüben Sinnens die Jungfrau, „daß ich bis jetzt nicht glücklich geweſen bin in der Ausrichtung der

Befehle meines Vaters. Er hat Recht; es iſt vorbei mit dem freien Wanderleben, uns bleibt nichts übrig, als nach feſten bürgerlichen Wohnſitzen zu ſtreben; aber ich verliere faſt die Hoffnung, daß man uns hier aufnehmen wird. Das iſt eine neue Noth.“

„Freilich, der Deuw *) kommt ja nie allein! — Es iſt ohnehin ſchon ſchlimm genug, fortan ſelbſt Eſel zu ſein, wenn man bisher Sacktreiber war. Wir werden wohl wieder nach Oeſterreich zurückziehen müſſen, um im Banat die Anſiedelung zu verſuchen.“

„Nimmermehr!“ erglühte Czelina. „Haben ſie nicht dort meinen Krupral**) geraubt, iſt er nicht hingeſtorben wie der Vogel des Waldes, den man durch Kerkerluft im Draht-Käfig mordet? Meine arme Daje***)! Noch in der Todesſtunde hat ſie nach ihrem Dehla geſeufzt! Wer von uns könnte froh werden unter dem Schmerzensandenken jenes Landes?“ — Die roſigen Züge des Mädchens überflog bei dieſer Erinnerung ein trüber Schatten.

---

*) Teufel.

**) Bruder

***) Mutter.

„Ja, war ein blankes Bürſch'chen. — Glaubt mir; ich habe auch wenig Luſt, dort für andere Taſchen Gold zu waſchen, und noch viel weniger, mich wie ein Ochſe an den Ackerpflug zu ſpannen. Iſt ſchon furchtbar, nur an Butin*) zu denken; aber irgendwo müſſen wir doch bleiben.“

„Das müſſen wir, Heinz; zunächſt aber thut dabei Verſchwiegenheit gegen unſere Begleiter Noth. Erführe die Bande zu früh von den Plänen des Herzogs, ſo bräche ſie in offene Widerſetzlichkeit aus. Du weißt ja, ſie hat es ſich einmal vorgenommen, entweder das Wanderleben fortzuſetzen, oder ſich am Rhein niederzulaſſen.“

„Ja, ja,“ wiegte der Andere langſam die Hahnenfeder, „das haben ihnen die Aelteren unter uns eingeredet, die träumen noch von den Kölner Zeiten, wie ſie doch kaum ihre Väter mehr gekannt haben. Indeß 's bleibt wahr, beſſer wie an der ſandigen Oſtſeeküſte würde es ſich am Ende immer noch zwiſchen der Main- und Moſelmündung leben laſſen. Warum verſucht es der Raja nicht, ob ihn etwa die Mainzer Pfaffen an die Kette nehmen wollen? Könnte es ja auf dem Wege haben, wenn ſie uns aus Holland jagen; was wohl ſchnell genug geſchehen wird.“

---

*) Arbeit.

„Das darf ich Dir nicht ſagen. Kurzum, der Raja will nicht am Rhein wohnen, und wir werden gehorchen. Wir müſſen alles aufbieten, hier unſerer Sendung bald ein Ende zu machen, denn ich habe Nachrichten von meinem Dadjake*) nach denen er in der traurigſten Lage iſt. Faſt ein Drittheil ſeiner Tſchater**) ſitzt wegen Diebſtahl's und Bettelei in den Gefängniſſen Amſterdam's; die anderen verhungern vor den Thoren."

---

*) Vater.

**) Zelte, das heißt Unterthanen. Man vergl. oben Seite 64.

„Unſere Lage iſt troſtlos;" bemerkte Heinz mit jenem ungemein ruhigen Geſicht, das ihn ſelten verließ, „was aber bleibt übrig, wenn der König von Preußen einmal Nein geſagt hat?"

„Noch hat er Selbſt nicht Nein geſagt, und ich habe Grund zu glauben, daß es nur ſeine Umgebung iſt, die uns das Anliegen ſo ſehr erſchwerte. Ich bin darum auf einen Plan bedacht geweſen, einen Letzten, der uns aber hoffentlich retten wird. Ich ſelbſt will dem Könige Friedrich Wilhelm unſere Bitten, um Aufnahme in Pommern, vortragen. Hat denn baro Pani *) nicht Raum genug?"

Heinz hatte in ſeinem bunten Leben wohl ſchon Manches geſehen und Unterſchiedliches gehört; aber vielleicht noch Nichts, was ſein Erſtaunen ſo in Anſpruch nahm, als die letzte Aeuße-

---

*) Das Meer, nämlich die Oſtſee.

rung Coelina's, deren kecker Muth ihm doch aus tauſend Lagen bekannt war.

Eine Zigeunerin, ſie, die vom Geſetz geächtete Vagabondin, die da flüchten mußte, wenn der Büttel erſchien, die vom Trommeln und Singen ihr Leben friſtete, ſie wollte zu einem der mächtigſten Könige Europa's vordringen, an einem Hofe, deſſen Pracht und Ueppigkeit damals alles überſtrahlte? Das ſchien ſelbſt dem Zigeunercapitano zu ſtark, obwohl er ſich auf ſeine Art gern den Ritter ohne Furcht und Tadel nannte! Lange betrachtete er ſprachlos ſeine Prinzeſſin, ehe er ſich zu jenem pfeifenden Ton verſtand, der bei ihm das Uebermaß des Erſtaunens andeutete, und der ähnlich von Eichhörnchen, Kaninchen und anderen Nagethieren vernommen wird, wenn ſie Angſt oder Zorn ausdrücken. „König?!“ brummte er faſt unhörbar, „König, König!“

„Ja,“ entgegnete Coelina ſpottend, „ich, die Herzogin, beſuche einmal meinen Vetter, den König. — Und nun iſt es genug. Ihr bleibt ſämmtlich vorläufig hier und erwartet meine ferneren Befehle; Du aber ſchweigſt. Vielleicht bedarf ich Deiner bald. — Es iſt ſpät, ich will jetzt heimgehen.“

Ohne eine weitere Begleitung zu verlangen, ergriff Coelina ihre Trommel und verließ das düſtere Gemach. Heinz aber kletterte auf den langen Tiſch, ſchob ohne Umſtände deſſen ganze Belaſtung auf die Erde, und ſtreckte ſeine Glieder gemächlich über die harte Fläche.

Die Lampe verglomm in der dicken Atmoſphäre. Man hörte nichts als das eine Wort: „König,“ das den ſtöhnenden Lippen noch lange entfuhr, bis es ſich endlich in der träumenden Phantaſie des Schläfers mit Fortjagen, Stockprügel und Polizei zu einem wüſten Chaos verſchmolz.

Als Coelina auf das Feld trat, war Mitternacht vorüber. Der Himmel lagerte dunkel über der Erde; kaum ein Blatt rührte ſich in den lauen Lüften. Die Natur war ſchlafen gegangen; nur das Auge der ewigen Liebe blieb wach und ſchaute mit geheimnißvollem Leuchten aus den Millionen Sternen auf das dunkle Erdengetriebe.

Coelina wandelte langſam die lautloſe Straße gegen die Stadt. Die friſche Nachluft legte ſich ſchmeichelnd um ihre erhitzten Wangen; ihre brennenden Augen kühlten ſich wohlthätig im ſtärkenden Thau. Es ward ihr ſo wohl und ſo weh in der Bruſt; ſie gedachte des fernen Vaters und ſeines harten Geſchickes; ſie dachte an Guido — —

Plötzlich ſtürzten ein Paar Männer zur Seite des Weges hervor. Ehe Coelina noch einen Laut auszuſtoßen vermochte, wurde ihr der Mund mit einem ſtarken Tuche verbunden. Gleich ſchnell waren ihre Hände gefeſſelt, und hülflos ſah ſich die Unglückliche ſeitwärts in das Blachfeld hinaus geſchleppt.

Der Gewaltthat folgte tiefes Schweigen. Die

Sterne funkelten milde wie zuvor; im Oſten zeigte ſich der erſte Lichtſtreif, der einen ſchönen Tag verkünden wollte.

◆

Drittes Kapitel.

Guido ſtellt Lebensbetrachtungen an, geräth unter die Philiſter und überraſcht Heinz in einer fabelhaften Situation.

* * *

Ueber dem armen Guido waltete in der That ein hartes Geſchick. Auf eine räthſelhafte Weiſe ſchon in der zarteſten Kindheit ſeinen Eltern entriſſen, vielleicht gar ſelbſt von ihnen verſtoßen, blieb ſeine Geburt in ein Dunkel gehüllt, das um ſo peinlicher ward, je dichter es ſich mit den Jahren zuſammenwob, und je wunderbarer die Phänomen erſchienen, welche einzeln daraus emporleuchteten.

Der Zigeunermutter, die ſich überhaupt durch übermenſchliches Wiſſen und prophetiſche Vorausſicht ausgezeichnet hatte, war allem Anſchein nach mancherlei über ſein Herkommen bekannt geweſen. Bisweilen mochte man ſogar vermuthen, daß ein engerer, wenn auch bloß geiſtiger Zuſammenhang aus früheren Erinnerungen zwiſchen ihr und dem Pflegling beſtände. Ja, einmal hatte ſie lange in ſeine Hände geſchaut und endlich ſchmerzlich ausgerufen: „noch ſehe ich die feindlichen Linien nirgends zuſammentreffen!“ Allein alle dieſe und andere Vermuthungen erhielten nie eine ausdrückliche Beſtätigung aus ihrem Munde, bis dieſe ganze Quelle weiterer Aufklärung mit ihrem plötzlichen Tode verſiegte. Sie war in Coelina's Armen in der Abweſenheit ihres Eheherrn geſtorben; ob ſie in dieſem Moment noch genaueren Nachweis gegeben, mochte Niemand ſagen.

Die Geburtsverhältniſſe konnten Guido, trotz des Gebets des Herzogs Zindelo, nicht wohl verborgen bleiben, da bei ſeiner Aufnahme zu viele davon erfuhren. Er war von Natur mit einem feurigen, ſtrebenden Geiſt begabt, es läßt ſich daher begreifen, welch' einen erſchütternden Eindruck jene Nachricht auf ihn machen mußte. Wer war er? Vielleicht von vornehmer Geburt, zu Ehre und Anſehen in der Welt berufen, und dennoch jetzt der Zögling einer Horde, die vom Geſetz verfolgt, von der öffentlichen Meinung gebrandmarkt, landflüchtig von Ort zu Ort bettelnd, kaum hatte, wo ſie zur Nachtzeit den müden Leib niederlegte. Er, jedenfalls der Sohn des Welttheils, wahrſcheinlich des Landes, in welchem er umherzog, lebte unter Fremdlingen, die vom fernen Indien herabgekommen, dort zu dem Auswurf aller Caſten, den Parias gehörten *). War er nicht auch ein Paria, ein deutſcher

---

*) Dies ſcheint wohl die einzige haltbare Anſicht über den Urſprung der Zigeuner zu ſein, welche der gelehrte Grellmann am Ende des vorigen Jahrhunderts aufgeſtellt hat, und die ſich beſonders auf Sprachvergleichung ſtützt.

Paria und Vagabond geworden? War er nicht darum heimathlos inmitten der Heimath?!

Oft hatte Guido den Gedanken gefaßt, die Zigeuner heimlich zu verlaſſen, und ſich mit ſeiner Hände Arbeit, wenn auch kümmerlich, doch ehrenvoller durch die Welt zu bringen. Allein ſtets war ihm dies als eine Undankbarkeit erſchienen, der gegenüber er ſich ſelbſt verächtlich vorkam. Hatten ihm die Fremdlinge doch das Leben erhalten, ihn aufgezogen in der eigenen Dürftigkeit und ſeine Jugend gegen alle Gefahren gewahrt. Die Herzogin Atta ließ ihn nicht von ihrer Seite, der Herzog Zindelo hielt ihn an der Stelle des verlorenen Sohnes Dehla ſtets wie ein eigenes Kind, und die nachgeborene Coelina hatte ihn wie ihren Bruder geliebt. Er wagte es nicht, ſo viel Treue mit Betrug zu vergelten, und feige in einer Zeit davon zu fliehen, wo die äußere Lage ſeiner Wohlthäter ſich immer trauriger geſtaltete. Er wollte einem Herzen, dem das Weib nicht mehr zur Seite ſtand, zum zweitenmale nicht auch einen Sohn rauben. „Dulden und ausharren,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, indem er wild in die Saiten ſeiner Lyra griff, deren meiſterhaftes Spiel er von ſeiner Pflegemutter erlernt hatte.

So iſt aber das menſchliche Herz in ſeiner Hoffährtigkeit, und ſo wenig ſind wir geneigt, uns die Motive unſerer Handlungsweiſen ſelbſt ehrlich vor Augen zu ſtellen! Guido kam ſich in ſeinem Entſchluß gewiß unbeſchreiblich edel und aufopfernd vor, und dennoch war es — ihm vielleicht unbewußt — eben ſo ſehr das eigene Intereſſe, das ihn in ſeinen bisherigen Verhälniſſen erhielt, als eine hingebende Liebe. Es iſt leider ſehr ſelten mehr als die Hälfte in aller Erkenntlichkeit wahr; wir ſind gewöhnlich nur dann über den erſten flüchtigen Gefühlsrauſch hinaus zur nachhaltigen Dankbarkeit geneigt, wenn es uns ſelbſt nützt, oder doch das Gegentheil in den Augen der Welt ſchadete. Freilich vergeſſen namentlich wir Deutſche auch eben ſo ſchnell eine uns zugefügte Schmach, und das iſt am Ende gleich ſchlimm.

Guido war aufgewachſen in Verhältniſſen, deren drückende Seiten ihm durch die Gewöhnung erleichtert wurden, deren angenehme aber, das freie unabhängige Schweifen von Ort zu Ort, er ſchwer aufgeben mochte, an die harten Laſten und die perſönliche Unterthänigkeit eines bürgerlichen Dienſtes. Dazu trat der Umſtand, daß die einzige Möglichkeit jemals zu einer Gewißheit über ſeine Herkunft zu gelangen nur dann verblieb, wenn er ſich an die Menſchen kettete, denen er einſt übergeben war. Nur hier konnte möglicherweiſe Nachfrage geſchehen, und nur hier konnte er ja die Identität ſeiner Perſon nachweiſen. Endlich aber mochte ſein Entſchluß durch einen Umſtand beſtimmt ſein, der, an ſich höchſt merkwürdig und ohne Zweifel im Zuſammenhange mit ſeiner Geburt, einerſeits das Intereſſe an derſelben außerordentlich erhöhte, andrerſeits jegliche Abſonderung für ihn mit perſönlichen Gefahren verband.

Es waren bereits zweimal Verſuche gemacht worden, ſein Leben auf eine gewaltſame Weiſe aus dem Wege zu räumen, einmal in Frankreich, und einmal in der Schweiz, welche Länder er mit ſeinen Beſchützern noch ganz klein durchzogen hatte, als Umſtände dieſelben bewogen, einige Jahre nach ſeiner Aufnahme Holland wieder zu verlaſſen. Beide Verſuche waren zwar durch die faſt wunderbare Wachſamkeit der Zigeunermutter vereitelt worden, aber ſie zeigten doch, daß ſich an Guido's Leben beſondere Verhältniſſe knüpfen mußten, daß feindliche Augen ihre Aufmerkſamkeit auf ihn gerichtet hatten, und ſeinen gegenwärtigen Aufenthalt kennen mußten.

Jene Vorfälle waren die Veranlaſſung geworden, daß ſich der Herzog mit ſeinen Unterthanen abermals nach Holland zurückgezogen hatte, weil man hier, wie die Herzogin prophezeihte, am ſicherſten ſein würde. Vielleicht begann der Herzog ſelbſt nunmehr in Guido eine bedeutende Perſönlichkeit zu wähnen, und davon dereinſtigen Vortheil für das Wohl ſeines Volkes zu verhoffen, ſo daß zur Liebe des Vaters ſich das Intereſſe des Regenten geſellte. Jedenfalls wurden alle Mittel angewandt, um Guido dem Auge ſeiner Verfolger zu entziehen. Der Herzog verbot auf das Strengſte, über ihn und ſeine urſprünglichen Verhältniſſe zu reden, ließ ihn durchaus als den künftigen Anführer betrachten, und hoffte mit der Zeit, ſeine Abſtammung bei der ganzen Bande in Vergeſſenheit bringen zu können. Der Name Guido war ihm als vermuthlicher Taufname nach der Bezeichnung ſeines Ueberbringers verliehen, und unter dieſem wurde er bei den wechſelnden Beſtandtheilen der Zigeunerbande bald wirklich von Vielen für einen Stammesgenoſſen gehalten.

Die Jahre vergingen indeß, ohne daß ſich etwas aufgeklärt, oder neue Verfolgungen gezeigt hätten. Der Herzog verließ daher nach dem Tode ſeines Weibes mit ſeiner eilfjährigen Tochter Ceclina und dem damals ſiebzehnjährigen Guido Holland zum zweitenmal, durchzog einen Theil von Frankreich, das Elſaß, verweilte mehrere Jahre in der Schweiz, näherte ſich der öſterreichiſchen Grenze, wohin die Erinnerungen des geprüften Vaterherzens ihn zogen, und ſah ſich dann, durch das Zuſammentreffen einer Reihe von Zufällen, zum drittenmal in die Umgegend von Amſterdam zurückgeworfen. Als nun die äußeren Verhältniſſe für die Zigeuner auch hier immer trüber wurden, und endlich ihre längere Exiſtenz unmöglich machten, beſchloß der Herzog, ſich dem Gange der Ereigniſſe zu fügen, und ſeine Untergebenen dem Staate zur Coloniſirung anzubieten.

Es war ihm vorzüglich wünſchenswerth, die Bande aus der Nähe des ſüdlichen und weſtlichen

Deutſchland's zu entfernen, weil er noch immer neue Nachforſchungen und daraus erwachſende Gefahren für Guido beſorgte, welcher, abgeſehen von ſelbſtſüchtigen Plänen, nunmehr ſein entſchiedener Liebling geworden war.

In Holland, welches eben von Frankreich aus republikaniſirt wurde, machten es die verwickelten Zuſtände unmöglich, irgend Etwas zu erlangen. So richtete er denn in obiger Abſicht ſein Augenmerk auf Preußen, wo er zugleich die beſten Bedingungen hoffen durfte, da dieſer Staat ſeit den menſchenfreſſenden Kriegen des großen Friedrich fortwährend die Politik befolgte, die Einwohnerzahl auf alle Weiſe zu vermehren. Er ſelbſt wagte ſeine Unterthanen in ihrer Noth nicht zu verlaſſen; deßhalb waren ſeine Prinzeſſin Tochter und Guido als Unterhändler nach Berlin geſandt, um wo möglich Aufnahme und Wohnplätze für die Zigeuner an der nördlichſten Grenze

Deutſchlands, der pommerſchen Oſtſeeküſte, vom König Friedrich Wilhelm II. zu erwirken.

Im vorigen Abſchnitt haben wir bereits die Nebelgarde kennen gelernt, welche der Herzog unter der Anführung des ſehr ehrenwerthen Commandeurs Heinz, ſeinen Abgeſandten mit gab, ſo wie es uns nun auch klar iſt, weßhalb die Regierung im Widerſpruch mit der öffentlichen Meinung ihrer revolutionsſüchtigen Unterthanen, eine Anſiedlung in den Rheingegenden verwerfen mußte.

Durch das glücklich erreichte Ziel der gedachten Unterhandlungen, glaubte der Herzog ſeiner Regentenpflicht das letzte Genüge gethan zu haben. Er wollte alsdann ſeine Unterthanen perſönlich zum Fiſchfang und Bernſteinhandel an der Oſtſeeküſte inſtalliren, hierauf aber feierlich die Zigeunerkrone niederlegen und mit ſeinen beiden Kindern, dem eigenen und dem fremden, ſich nach der freien Schweiz zurückziehen. Dort nämlich hatte es den Letzteren vorzüglich zugeſagt, außerdem aber bereits ein Vetter von ihm, einſt gleichfalls ein mächtiger und regierender Woiwode, ſich bereits zum verhaßten Betrieb der Viehzucht bequemt. Man mußte es am Ende natürlich finden, daß ein ſouveräner Regent nicht gerade pommerſcher Bauer werden wollte, obwohl der ſtandesmäßige Unterhalt in der Schweiz auch ſeine Schwierigkeiten haben mochte. —

Alle jene Verhältniſſe und Thatſachen bei ſich erwägend, ſtand der nunmehr zwei und zwanzigjährige Guido in dem engen Stübchen eines Hauſes, welches damals zwiſchen Moräſten und unfruchtbaren Ländereien lag, wo jetzt die Luiſenſtraße mit ihren hohen prunkenden Häuſern ſtolz zum neuen Thor hinunterläuft. Er hielt die Stirn gegen die kleinen Fenſterſcheiben gepreßt, faſt mechaniſch hinausſtarrend in die kahle Natur, über welche die erſten Schatten der Abenddämmerung ſich zu legen begannen.

Europa erfüllte in jenem Augenblick wildes

Kriegsgeſchrei. Die ſtürmenden Freiheitsideen der franzöſiſchen Revolution durchſtrömten wie glühende Lava das Feſtland; für ſie, oder wider ſie, griffen die Heere zu den Waffen. Preußen hatte gerade nach rühmlichen, aber erfolgloſen Thaten ſeine Truppen aus Frankreich zurückgezogen, und beabſichtigte einen Separatfrieden mit der franzöſiſchen Republik. Gewaltig erſchallten aus dem Oſten die Donner der Beſtürmung Praga's, der Welt verkündend, daß eine große und glanzvolle Nation gefallen ſei. Die Weltgeſchichte war das Geſpräch des Tages; Kampf die Loſung aller derer, welche Antheil erſtrebten an den kreiſenden Bewegungen der Zeit.

Wer wollte es unſerem Helden verargen, daß er ſehnſüchtig hinüberſchaute nach dem Weſten und dem Oſten, mitzuſchwimmen in den gewaltigen Völkerbrandungen? Hier winkte ja ein Leben, das nichts gemein hatte mit der ſchleppenden Langweiligkeit bürgerlicher Dienſte; hier war ſchnell Ruhm und Ehre zu gewinnen; es galt der Mann, nicht ſeine Abkunft. Die Schwäche ruht, ſie kann nicht anders, ſo iſt ihr Geſetz; die Kraft binden, heißt ein Schauſpiel geben, das die Dämonen der Hölle erfreut. Guido's Kraft aber war gebunden; mochte ſie es nun ſein, in Folge des moraliſchen Zwangs der Dankbarkeit, oder des mehr materiellen ſeiner perſönlichen Verhältniſſe. Stets iſt es ein furchtbarer Schlag, ſich durch den Drang unverſchuldeter Umſtände arm und verachtet zu ſehen; der Schlag wird viel furchtbarer, wenn die phyſiſche Möglichkeit, jene Umſtände aus eigenen Mitteln hinwegzuräumen, durch eine moraliſche Unmöglichkeit aufgehoben wird; wenn man nicht darf, was man kann. Dies iſt die eigentlich tragiſche Seite des Fatums.

Vielleicht war dieſer oder jener unſerer Leſer einmal in einer ſolchen Lage, und dann wird er begreifen, was die Seele Guido's bewegte. Sein Pflegevater alterte hoch, er erwartete mit Recht von dem Sohn ſeiner einſtigen Menſchenliebe Troſt und Hülfe; was konnte alſo für den jugendlichen Muth im beſten Fall aus der gegenwärtigen Sendung zu hoffen ſein? Ein thatenloſes, unbeachtetes Leben, in Helvetiens Bergen und Thalgründen! Gelang aber der Plan nicht, gewannen die Zigeuner keine Aufnahme, dann begann ja das Jammerleben von vorn, und der Arm, welcher Kraft in ſich fühlte, ein Schwert zu ſchwingen, mußte den Knittel erheben, um ſich des Angriffs der Bauernhunde zu erwehren. Troſtloſe Ironie des Schickſals!

Guido ſuchte ſich endlich ſeiner trüben Gedanken zu entſchlagen; er verließ das Haus, um durch die Stadt vor das Halle'ſche Thor zu gehen, woſelbſt er Coelina zu finden hoffen durfte. Er hatte ſie in mehreren Tagen nicht geſehen, und hielt es für nöthig, wegen der ferneren Verfolgung ihrer Pläne, mit ihr Rückſprache zu nehmen. Die längere Abweſenheit des Mädchens an ſich beunruhigte ihn weiter in keiner Weiſe. An das Wanderleben gewöhnt, ſtark und kräftig, wie ſie gebaut war, gegen alle Beſchwerden von Kindheit an abgehärtet, blieb ſie bisweilen Tagelang unſichtbar. Sie nahm ihr Nachtquartier, wo es ſich eben traf, furchtlos der eigenen Unſchuld die Schirmwache anvertrauend.

Als Guido an den gewöhnlichen Aufenthaltsort der Zigeuner in der Reſidenz der violetten Hanne gelangt war, fand er alles dunkel und verlaſſen. In der Hoffnung, die Geſuchten ſpäter zu treffen, ſtieg er auf der mehrgedachten Treppe, zum vornehmeren Lokal der Victualienhändlerin, in die Höhe, woſelbſt er ſich mit einer Flaſche vom beliebten Weißbier einſam in einer Ecke niederließ.

In der Gaſt- und Schenkſtube gab's große Geſellſchaft. Es ſchien gerade einer jener Wochentage eingetreten zu ſein, wo Ehr- und Anderesliebende Bürger hier zuſammentrafen. Die violette Hanne war ganz Geſchäftigkeit. Bald die dünnen Talglichte auf den Tiſchen putzend, bald einen Fidibus aus Tabakspapier anfertigend, dann vom Büffet die Flaſchen herabholend, blieb ihr gleichwohl Zeit zu tauſend Aufmerkſamkeit in Wort und Blick. Ihre Robe verrieth grande tenue, ihre Liebenswürdigkeit ſchien ihr ſelbſt unwiderſtehlich, und das rothblaue Maal erglänzte, wie die Sonnenſeite eines Pfirſichs. Kein Wunder, wenn über ihr die Herzen der Männer, wie Spreu im Winde zuſammenſchlugen, und daheim die redlichſte Gardinenpredigt nur für eine Schlummerarie angeſehen ward. Selbſt der düſtere Guido mußte lächeln, als er die kurze, wohlbeleibte Figur mit den ſchreienden Haubenbändern umherfliegen ſah, gleichſam ein perpetuirlich entkorkter Stöpſel ihrer eigenen Bierkrüge.

„Hanne, noch ein Butterbrod mit Ei,“ rief ein junger Herr hinter dem Tiſche unweit des Fenſters.

„Butterbrod mit Ei,“ repetirte die Angeredete unter vielſagendem Lächeln, durch das Schubſenſterchen in die Küche.

„Freilich, Butterbrod mit Ei,“ echote eine dritte Stimme, „kannſt es brauchen, Du kommſt mir bedeutend reduzirt vor. — Sage ’mal Du, die hübſche Trommelſchlägerin von neulich hat Dich wohl ſchon oft beſucht. Nicht wahr, es iſt ein recht feuriges Mädel!“

„Ha, ha, ha!“ brüllte ein taktfeſter Bierchor.

Guido, der ſich bis jetzt wenig umgeſehen hatte, glaubte bekannte Stimmen zu vernehmen. Er ſah in die Höhe, und entdeckte den Herrn von Wally, nebſt dem Grafen Boskow, welche, von der Anſicht geleitet, daß die Univerſalität der Bildung nicht ausſchließlich in höchſten, weil einſeitigen Kreiſen errungen werden könne, es ſich dann und wann, wie wir wiſſen, in niedrigeren Regionen gefallen ließen. Verſteht ſich, daß ſie, als gleichzeitige Faſhionables des Tages, von dieſer Anſicht, die noch heute vielfache Anhänger hat, in der guten Geſellſchaft um ſo weniger etwas verlauten ließen, als man es ja dem Fräulein des Salons niemals mitzutheilen pflegt, wenn man die Zofe hinter der Thür küßt.

Wir glauben annehmen zu dürfen, daß nur die Uebereinſtimmung in dieſer Weltanſchauung uns die Freunde ſtets vereint erblicken läßt, denn im Uebrigen erſchienen ſie mannigfach und weſentlich von einander verſchieden.

Graf Boskow war ſeiner Natur nach der prototypiſche Abdruck eines fauſtfeſten Krautjunkers: breitſchulterig, unterſetzt, ſäbelbeinig, mit röthlichem Teint und hochblondem Barthaar. Er war eigends in die Reſidenz gegangen, um die feinere Lebensart zu ſtudiren, und kokettirte gerne damit, zu den Lions der eleganten Welt zu gehören. Nicht ſelten fiel er dabei etwas plump aus ſeiner Rolle, indeſſen desavouirte er grundſätzlich die Dorfreminiscenzen mit allem Nebenbehängſel, und ereiferte ſich über nichts mehr, als wenn ſeine Freunde ihm vorwarfen, er rieche nach Pferden.

Herr von Wally war untadlicher. Der leichte Körperbau, das ſchmale, unmerklich gefärbte Geſicht, die feine griechiſche Naſe, die etwas geränderten Augen, gaben ihm ſchon äußerlich das Anſehen eines Roués, wie es Boskow vergebens erſehnte. Er trug ſich ſtets auf das eleganteſte und geſchmackvollſte, duftete auf zehn Schritte, und faſelte ſeine Albernheiten mit einer Zungengeläufigkeit, die einer Ballettänzerin hinter den Couliſſen Ehre gemacht hätte. Alles dies geſchah indeß mit dem bewußten Anſtande und der feinen Tournüre des Edelmannes aus alt-ariſtokratiſchem Blut.

Um es kurz zu ſagen: Herr von Wally war im Salon geboren, Graf Boskow von Außen hinein geweht.

Mit den Geſichtern dieſer Herren zugleich erkannte Guido leicht die Bezugnahmen ihres Geſprächs. Die Röthe des Zorns wurde ihm um ſo glühender in die Wangen getrieben, als ihm der Ort ſelbſt die Erwähnung Coelina's zu ſchmähen ſchien. Es mußte wohl ein recht geſundes Blut durch ſeine Adern fließen, daß er ſich daran noch nicht gewöhnt hatte. —

„Hm, hm!" ließ ſich plötzlich die krächzende Stimme eines kleinen neu angekommenen Gaſtes vernehmen, „Sie ſprechen da von der jungen Sängerin, die uns neulich auf der Fahrt nach Moabit begleitete und die Eroberung des alten Schiffers Andrews machte? Ja, ja, das iſt eine kleine verteufelte Hexe; habe da eine merkwürdige Geſchichte von ihr gehört. Hm!"

„Erzählen Sie ſelbige, ſehr verehrter Herr Waldvogel; ich fürchte nicht, daß Ihre Gattin Sie hier abermals unterbrechen wird, wenn Sie wieder etwas erinnern ſollten, wie weiland in der Gondel," bemerkte boshaft Graf Boskow.

„Bitte ſehr, der Herr Graf ſind außerordentlich gülig; aber wollen Sie nicht den Fuß dort vom Stuhl ziehen, ich möchte gerne meinen Hut darauf ſetzen. — Ja, was ich ſagen wollte, hm, hm! Ja, mein Wirth, der Schlächtermeiſter und Gewerksälteſte Bronneke, der auch mit von der Waſſerparthie war, fährt am folgenden Morgen ſchon in aller Frühe auf's Land, um einen fetten Hammel zu erſtehen, auf welchen ſein Nachbar von der Ecke, der Lichtziehermeiſter Seidelfuchs gleichfalls einen begehrlichen Blick geworfen hatte. Als er vor's Thor kommt, wird der Braune unter'm Sattel huflahm, alſo daß er ſich genöthigt ſieht, den Knecht mit dem Wagen zurückzuſchicken und vom Pferdeverleiher Linkefett einen anderen Sattelgaul borgen zu laſſen. Um indeß die Zeit nicht zu verlieren, in welcher der Seidelfuchs auch nach dem Hammel ausrücken konnte, entſchließt er ſich, zu Fuß auf's Dorf zu gehen und ſeine Equipage" —

„Sie meinen doch den Schlächterkarrn?"

fragte von Wally, der den gehörnten Eheherrn überdies gerne hänſelte.

„— Equipage, ſage ich, nachkommen zu laſſen. In die Nähe des Kreuzberges angelangt, ſieht er aus der Ferne eine weibliche Figur durch die Morgendämmerung auf ſich zukommen. Ehe dieſe ihn aber erreicht, wird ſie plötzlich ſeitwärts aus dem Buſche von zwei Männern überfallen, geknebelt und in's Feld geſchleppt. Hm, hm!“

„Durchaus nicht glaublich, verehrteſter Canzeliſte und Rathsſchreiber“ lächelte vornehm Herr Graf Peter von Boskow, „dergleichen kann hier in dem friedlichen Berlin nicht vorkommen. Sind Alle daſelbſt getreue Unterthanen und ruhige Bürger.“

„Werde mich ſogleich des Näheren rechtfertigen, ſo wie im Weiteren den Beweis meines Berichts führen, Herr Graf Peter von Boskow auf und zu Rübenhain. Hm, hm! — Mein Wirth, der Schlächtermeiſter und Gewerksälteſte Bronneke fühlt ſich bei dem Anblick von einem natürlichen

Schauder ergriffen, der ihn veranlaßt, ſich auf Diſcretion dem Graben am Wege zu übergeben. Nach einiger Zeit wagt er es hervorzublicken, und als er etwas Weißes an dem Orte der Vergewaltigung liegen ſieht, ſogar — verſteht ſich, nach einem zweiten Zwiſchenraume — darauf zuzugehen. Was er aber findet — was meinen Sie? — iſt nichts anderes, als die Trommel des kleinen Wildfangs. Mein Wirth, der Schlächtermeiſter und Gewerksälteſte Bronneke erkannte ſie ganz genau wieder, weil er ſelbſt ſehr muſikaliſch iſt — er ſchlägt, glaub' ich, die Pauken in einem Quartett — und ſich das Inſtrument im Boot genau angeſehen hatte. Hm!"

„Aber Herr Rathsſchreiber Waldvogel," unterbrach Wally den Redefluß des Geſchwätzigen, dem es wohl that, ſich hinter dem Rücken ſeiner gefürchteten Ehehälfte einmal breit machen zu können, „aber es giebt ja mehr türkiſche Trommeln" und die Geſtalt konnte doch Ihr Wirth in der Dämmerung unmöglich ſicher erkennen. Ich ſehe hier noch keinen Beweis für die Perſon der kleinen Sängerin.“ Herr von Wally ſtärkte an dieſen Zweifeln ſein eigenes Herz, weil es ihm ſtörend wurde, den verheißenen Beſuch Coelina's, von welchem er natürlich ſchon hinlänglich renommirt hatte, entbehren zu ſollen.

„Werde förderſamſt auch darauf dienen. Als mein Wirth, der Schlächtermeiſter und Gewerksälteſte Bronneke ſich der Trommel bemächtigt hat, erſteht ſeinem Gedächtniß neuerdings der Plan auf den fetten Hammel. Dies ſtört ihn natürlich für den Augenblick an einer weiteren Unterſuchung des obſervirten Vorfalles; er ſchreitet vielmehr rüſtig fürbaß, um ſich keinenfalls vom Nachbar Seidelfuchs den Rang ablaufen zu laſſen. Der Handel wird bald zweckdienlich abgeſchloſſen und der fette Hammel gebunden auf den Wagen geladen, der inzwiſchen nachgekommen iſt. Auf der Heimfahrt begiebt ſich der Bronneke, Schlächtermeiſter und Gewerksälteſte, wie es allemal bei einem glücklichen Kauf ſeine Gewohnheit iſt, in einen Krug, um eine Magenſtärkung zu ſich zu nehmen. Er hatte ſich diesmal, ohne den Umweg zu ſcheuen, den „grauen Eſel" am äußerſten Ende von Schöneberg dazu auserſehen. Hier erfährt er, daß früh am Morgen zwei Männer vorübergekommen ſind, welche ein Frauenzimmer gefeſſelt mit ſich geführt, das nach der Beſchreibung genau unſere Muſikantin ſein mußte. — Jetzt werden Ew. Wohledlen wohl nicht mehr an der Richtigkeit meiner Erzählungen zweifeln. Die gefundene Trommel, die conſtatirte gewaltſame Wegführung eines Mädchens durch zwei Männer, die ſpätere Beſchreibung der Perſonen — alles paßt zuſammen. — Dixi et salvavi würde der Kanzelredner Cicero ſagen. Hm, hm!" Herr Waldvogel blickte mit dem triumphirenden Gefühl innerer Befriedigung auf die Zuhörer, und nahm eine nicht unbedeutende Priſe.

„Unbegreiflich,“ murmelte Wally, der ſich unangenehm getäuſcht fand. „Hoffentlich,“ fügte er hinzu, „hat doch Ihr Wirth ſofortige Anzeige bei der Polizei gemacht?‘

„War durchaus nicht nöthig, ſogar überflüſſig, geehrter Herr Junker von Wally, ſintemal die Vergewaltigung an dem Mädchen keineswegs einem Verbrechen, crimini raptus, oder Jungfrauenraub gleich zu ſtellen iſt. Mein Wirth, der Schlächtermeiſter und Gewerksälteſte Bronneke erfuhr in demſelben Kruge zum grauen Eſel, daß die kleine Hexe eine Zigeunerin ſei, welche ihrem Vater, der ſie ehelich zu verbinden gedachte, davon gelaufen, um mit einem Buhlen durch die Welt zu ſtreifen. Es wird derſelbe geweſen ſein, den wir im Boot mit ihr ſahen. Die Begleiter des Mädchens waren ebenfalls Zigeuner und vom Vater ausgeſandt, um ſie wieder einzufangen. Dies hatte ihnen erſt nach vielen Seitenſprüngen des kleinen, liſtigen Kobolds gelingen wollen, und darum glaubten ſie jetzt auf der Rückreiſe nach Sachſen, wo die übrige Familie ſich befindet, beſondere Wachſamkeit nöthig zu haben. Alles dies hatte der eine Zigeuner im Wirthshauſe erzählt, während der andere, nachdem er auf der Straße einmal getrunken, langſam mit dem Mädchen, dem er die Hände gebunden, vorausgezogen war. — Unter dieſen Umſtänden rechtfertigt es ſich, daß mein Wirth, der Schlächtermeiſter und Gewerksälteſte Bronneke — ſonſt ein ſehr liberaler Mann — um eine flüchtige Zigeunerin weiter kein Aufhebens machen wollte, auch wenn bei ihrer Habhaftwerdung Einiges vorgekommen, was nicht Rechtens. Hätte am Ende doch nur Mühe und Lauferei nach der wohllöblichen Polizei davon gehabt. Er nahm lieber die Trommel mit ſich, und fuhr ruhig mit dem Hammel nach Hauſe; ich glaube, er hat an die funfzig Pfund Talg davon bekommen. Hm!“ — Herr Waldvogel holte tief Athem, knöpfte das fadenſcheinige Röcklein auf, und that einen gedankenvollen Zug aus ſeiner Pfeiſe.

Guido hatte während dieſer langen und weitſchweifigen Unterhaltung eine tödtliche Angſt ausgeſtanden. Sein Getränk verflog unberührt im Glaſe; Leichenbläſſe und Zornesgluth wechſelten auf ſeinen Wangen; alle Glieder bebten in fieberhafter Aufregung. Einigemal wollte er hinausſtürzen; die Hoffnung, mehr zu erfahren, erhielt ihn am Platz. Er wollte fragen, die Zunge verſagte ihm im Munde. Jetzt ertrug er den fürchterlichen Zuſtand nicht länger. Zitternd ſtürzte er aus ſeiner Ecke und fragte den Erzähler mit wankender Stimme nach dem ihm entgangenen Namen des Dorfs, in welchem die Fremdlinge den Krug beſucht.

Sein ſtürmiſches Vordringen, die Leidenſchaftlichkeit des Tons, und die Gewaltſamkeit in der ganzen Erſcheinung erregten allgemeine Aufmerkſamkeit. Auf die Stille, mit welcher Alle der Erzählung gelauſcht hatten, folgte ein lauter Tumult. Einige hatten Guido's raſche Frage überhört, und erkundigten ſich bei den Nachbarn nach ſeinem Verlangen; Andere interpretirten aus der drohenden Miene des Unbekannten Gefahr für den ſchätzbaren Geratter Waldvogel, und rückten dieſem zur Seite. Die violette Hanne, deren Holdſeligkeit plötzlich untergegangen war, übertönte alles mit ihrem Angſtgeſchrei für Flaſchen und Gläſer.

Niemand wußte recht eigentlich was vorgehe, und Niemand wollte es wiſſen, denn in dieſem Terrain, wo die Kämpfe mit den Vergnügungen wetteiſerten, war Verſtändigung gewöhnlich völlig überflüſſig. Die ultima ratio blieb ſtets die Fauſt, und ſie brauchte nur ihren Gegner. Dieſer aber ſtand da, unbeweglich, mit dem todtbleichen Geſicht, das tolle, grundloſe Gelärme überſchauend. Schon drängten ſich Einige an ihn heran, welche den Kampf nach Art der Homeriſchen Helden vorab mit Gebrumme und Geſchimpfe begonnen hatten, als ſich plötzlich abermals Herrn Waldvogel's, des dürren Canzliſten auch Rathsſchreibers krähendes Organ vernehmen ließ.

„Hm, hm! Das iſt ja gar der Entführer unſerer kleinen Hexe; ich denke, wir haben ihn im Boot ſingen und ſpielen gehört.“

„Freilich,“ beſtätigte Herr von Wally, vorſichtig unter dem Tiſch hervorlugend, „das iſt ja der Zigeuner. — Er ſingt gut, laßt ihn wieder ſingen,“ fügte er raſch hinzu, in der Hoffnung, dem bedenklichen und ihm aus angeborenen Abneigungen verhaßten Streit ein Ende zu machen.

„Recht! Er ſoll ſingen. — Singe, Zigeuner. — Ein luſtiges Lied. — Singe uns etwas Spaßiges! — Dein Liebchen bekommſt Du nicht wieder; ſtiehlſt Dir ein Anderes. — Alſo was Fideles!“ — So wirbelten die wüſten Trinker im bunten Chor.

Guido erkannte, daß er der wilden Menge

für den Augenblick nachgeben müſſe. Auf Mitleid und Schonung konnte er, der verachtete Zigeuner. ja nicht Anſpruch machen. Gewaltſamer Widerſtand blieb erfolglos, wo Alles um ihn her im Aufruhr war; dadurch konnte ſeine Lage ſich nur verſchlimmern. Jede Minute aber war ihm koſtbar, er durfte durch eigene Unbeſonnenheit nicht noch mehr der Zeit daran geben. So ergriff er denn ſeine Harfe, die ihn ſtets begleitete, und mit blutigen Thränen im Herzen, tief erſchüttert durch eine Nachricht, die er weder geahnt noch begriff, betäubt, bewußtlos, mußte er dem rohen Volkshaufen zur Beluſtigung dienen. — Iſt es denn aber anders im Leben, ſind wir nicht alle mehr oder minder Schauſpieler auf der großen Bühne, und redet das Luſtſpiel der Geſellſchaft wohl von den Thränen, die hinter den Couliſſen fließen?!

Guido griff mit leichten, luſtbeſchwingten Händen in die Saiten ſeines Inſtruments. Die Melodie athmete eine faſt convulſiviſche Heiterkeit;

die Töne ſprudelten ausgelaſſen aus dem ſchmerzquellenden Herzen. Er ſang unter wunderlich bizarrer Verzerrung ſeiner Geſichtsmuskeln:

Sprang ein Böcklein
Auf der Flur,
Meck, Meck, Meck;
Macht' dem Zicklein
Fein die Cour,
Meck, Meck, Meck.
Böcklein, Zicklein,
Heyſaſa,
Tralleri und Trallera,
Wünſchten Ziegenkinder.
Hat der Schneider
Das geſeh'n,
Mäh, Mäh, Mäh;
Blieb verwundert
Stille ſteh'n,
Mäh, Mäh, Mäh.

Rannte durch
Hopſaſa,
Tralleri und Trallera,
Zir zum Schneiderweibchen.

Donnernder Applaus folgte dem Geſange von allen Seiten; der Zorn hatte ſich gelegt und die tollſte Luſtigkeit kehrte in ihr lokales Recht zurück. Man ſtieß mit den Gläſern zuſammen; man jubelte und lärmte. Die Dienſte der violetten Hanne wurden von allen Seiten begehrt.

„Ein verzweifelter Kerl,“ ſtöhnte ein dicker Bäckermeiſter, mit beiden Händen die erſchütterten Seiten haltend, und einen pfiffigen Seitenblick auf ſein Gegenüber, den verdrießlichen Altſlicker werfend.

„Singt vortrefflich, dieſer nichtsnutzige Zigeuner,“ dehnte ſich Graf Boskow. — „Wally, zum Teufel, komm endlich unter dem Tiſch heraus.“ — „Höre 'mal, Menſch, ſinge noch eine Arie;

ich möchte wohl ein gefühlvolles Lied von Dir hören."

Der bleiche Guido ſtand noch immer inmitten des Zimmers, hoch aufgerichtet, ſeine Leier vor ſich; gleichſam ein Todtengeſpenſt, das erſchienen war, mit der Freude zu rechten. Ihn bewegte etwas Anderes, als das Gebrülle der Umgebung. Seine blauen Augen funkelten wild, die Ader an der ſchönen Stirn ſchwell ihm blutroth.

Plötzlich ſprang er, den unbewachten Augenblick nutzend, mit Blitzesſchnelle auf den Tiſch, der ſich am Fenſter herunterzog, ergriff den dahinter ſitzenden Wally beim Kragen, und ſchleuderte ihn wie einen Fangball gegen den ſtämmigen Grafen Boskow. Durch die raſende Heftigkeit des Stoßes wurde der Letztere dermaßen aus ſeinem Gleichgewicht bugſirt, daß er dem argloſen Rathsſchreiber Waldvogel mit dem Kopfe in die Seite fuhr, ſeine Sporen aber an den Röcken der aufwartenden Hanne verwickelte. Alle vier ſtürzten gleich einer wachſenden Lawine mit lautem Geſchrei unter den Tiſch. Die lange Tafel ward durch die Erſchütterung umgeworfen, die Lichter erloſchen, Flaſchen, Gläſer und Teller ſtürzten in tauſend Trümmer zuſammen. Ehe aber der tolle Knäuel ſich entwickelte, hatte Guido bereits das freigewordene Fenſter eingetreten und war im gewaltigen Bogenſprung von oben auf die Erde herabgeſetzt. Klirrend ſtürzten die Scheiben hinterher, im Fortiſſime accompagnirt von den lärmenden Manifeſtationen der verwirrten und geſtörten Geſellſchaft.

„Ich glaube, jetzt haſt Du ein gefühlvolles Lied gehört,“ bemerkte nach lichtgewordener Weile Herr von Wally verdrießlich zu ſeinem Freunde Boskow, indem er ſich emſig das ſtrömende Bier aus den pomadirten Locken rieb, in welchen ein gefährlicher Kleiſter Unheil drohte.

„Iſt eine ſchlechte Geſellſchaft hier,“ murrte Herr Theophil Chriſtoph Waldvogel, der vor

Schreck das gewöhnliche Hm, Hm vergaß und nur bemüht war, die Fetzen eines alten Paraplüs, ſeines ſteten Begleiters, in Trocken und Naß unter dem Tiſch hervorzuzerren. „Es thut nicht gut, ſich unter ſeinen Stand zu vergnügen; werde ſobald nicht wieder kommen. Sogar meine Perücke iſt mir abgeriſſen.“

Peter von Boskow, der Graf auf und zu Rübenhain, brummte einige gottesläſterliche, zum Glück unverſtändliche Flüche in ſeinen erklecklich langen Bart. Er vergaß ſich dabei ſogar dermaßen, daß er einige Thierbezeichnungen in den Mund nahm, die er ſonſt als Erinnerungen an das Landleben ſorgfältig vermied. Nichts deſto weniger dauerte es eine ziemliche Zeit, ehe er ſich ſo weit von der Meſalliance mit der **violetten Hanne** losgeneſtelt und unter den Tiſch hervorgethan hatte, daß man ihn in ſeiner gräflichen Selbſtſtändigkeit anerkennen konnte. Darauf entwich er, was allerdings ſelten geſchah, geräuſchlos mit ſeinem Freunde

Wally, der noch vor der Thüre über Ahnen, Adel, Blut und andere tiefſinnige Ideen philantropiſche Betrachtungen anſtellte. —

Der gerächte Guido ſuchte inzwiſchen eiligſt das Weite. Die furchtbare Anſpannung jeglicher Seelenthätigkeit, der Schrecken, der Zorn, die körperliche Kraftanſtrengung, alles dies verfehlte ſeine Nachwirkung auf des Jünglings erregbaren Sinn keinesweges. Als er ſeine Freiheit wieder gewonnen hatte, ſtürzten ihm die heißen Thränen über das Antlitz, er preßte beide Hände gegen die gemarterte Bruſt, welche tief und ſchwer athmete. Nothwendig mußte die entſetzliche Aufregung einer um ſo heſtigeren Erſchlaffung Platz machen und es bedurfte einer langen Weile, ehe er ſich ſo weit faßte und beruhigte, um über das Nächſte nachdenken zu können.

Sind wir in der That nicht immer ſelbſt die Urſachen der quälendſten Schmerzen? Die Menſchheit iſt es; die nur zu oft den Menſchen zum größten Verbrecher ſtempelt! Wer hätte es jetzt wohl dem ſchwer Mißhandelten zurechnen mögen, wenn er für die ihm zugefügte Schmach auf blutige Rache geſonnen? Nachdem die Schwere des Geſchicks ihm alles entriſſen, was die Welt an äußeren Vortheilen gewährt, erkühnten ſich Menſchen, ihn ſogar in den heiligſten Gefühlen ſeiner Bruſt beeinträchtigen zu wollen!

In der Nähe des Hauſes wagte Guido nicht zu bleiben, auch hatte ihn ein ſchneller Blick überzeugt, daß die Zigeuner noch immer nicht im Keller ſeien. Nach der fernen Stadtwohnung wollte er ohne Auskunft nicht zurückgehen, ſo ſchlug er abſichtslos die Bergmannsſtraße ein, ihre Richtung nach der Seite von Schöneberg langſamer durch das Feld verfolgend.

Das eben Vernommene erſchien ihm ſo ungeheuer, ſo unbegreiflich und unzuſammenhängend, daß er noch immer geneigt war, Alles für einen recht ſchweren Traum zu erklären. Zigeuner hatten Coelina nicht geraubt, die Erzählung im Kruge war eine abſichtliche Lüge, das ſtand feſt; aber wie nun hinter die Wahrheit kommen? War hier eine innere Verbindung mit den Angriffen anzunehmen, die früher auf ſein eigenes Leben ſtattgefunden? Sollte blos Uebermuth, freche Luſt den Raub vollführt haben, da bei dem Kriegslärm im Weſten und Oſten bereits loſes Geſindel ſich hier und dort in Deutſchland zu zeigen begann? Coelina, das lockende Mädchen, war vielerwärts bekannt!

Guido erbebte bei dem bloßen Gedanken; denn wo ſollte er die Schweſter ſuchen, wie die Unglückliche retten? Nicht einmal die Richtung ihrer Entführung, das Dorf, wo die Verbrecher eingekehrt waren, hatte er in Erfahrung gebracht. Dazu nun die unerklärliche Abweſenheit der Zigeuner, von denen er Rath und Hülfe, vielleicht weitere Aufklärung erwarten durfte. Gleichwohl blieb ſchnelle Hülfe das einzige, was frommen konnte.

Guido verfolgte in ſtillem Brüten den Feldweg durch die Nacht, ohne in dem Troſt- und Rathloſen ſeiner Lage auch nur einen Lichtpunkt entdecken zu können. Plötzlich glaubte er das wohlbekannte Pfeifen zu vernehmen, welches bei Heinz nicht blos als Zeichen des Erſtaunens, ſondern auch als Signalruf, oder aus anderen beliebigen Gründen, gebräuchlich war. Er ſtand lauſchend ſtill. — Alles war ruhig; nur aus dem fernen Dorfe ſchallte mattes Rüdengebell durch die Gegend. Langſam ging er wieder vorwärts, als er abermals denſelben Ton ganz nahe vernahm. Er bog leiſe um einen vorſpringenden Sandhügel, und erblickte plötzlich in der magiſchen Mondbeleuchtung den Zigeunerkapitano, welcher einem wunderlichen Zeitvertreibe obzuliegen ſchien.

Heinz hatte die Inſignien ſeiner Würde, das heißt, ſeine ſämmtliche Kleidung, ohne Rückſicht auf Anſtand abgelegt, einen kurzen, mit Vogelfedern beſetzten Mantel umgethan, und erging ſich, alſo geſchmückt, in koboldartigen Sprüngen, nicht unähnlich den krampfhaften Bewegungen eines Mondſüchtigen. Bald warf er ſeinen Körper gegen die Erde, das Ohr horchend an den Boden legend, dann ſprang er tanzend wieder auf, blickte ſcharf in die Nacht hinaus, und gab jenen pfeifenden Ton von ſich, welchen Guido bereits in der Entfernung vernommen hatte. Die braunen Glieder verrenkten ſich dabei zu wunderlichen Caricaturen, nun weit auseinander geſpreizt, wie das Gerippe eines Schirmes, nun feſt zuſammen geſchloſſen, gleich einer Mumie. Es lag etwas Unheimliches in dem ganzen Treiben, das durch die tiefe Stille und das unſichere Licht noch an Geſpenſterhaftigkeit gewann.

Guido ſah das ſeltſame Beginnen eine Weile unbemerkt an, welches vermuthlich zu den Myſterien der Zigeuner gehörte, und deshalb auch vor ſeinen Blicken verborgen gehalten war. Endlich drängte ihn die Ungeduld zu dem lauten Ausruf: „Heinz, was treibſt Du für Poſſen; ich habe Dir Wichtigeres mitzutheilen!“

Wie unverhofft auch der Anruf kommen, und wie erſchreckend die laute Stimme durch die ruhige Nacht tönen mochte, Heinz ließ ſich nicht im mindeſten dadurch aus der Faſſung bringen. Ungeſtört ſetzte er ſeine wilden Sprünge fort.

„Heinz,“ rief Guido noch einmal, „ſennelowieſch? *) Höre doch; Coelina iſt fort, iſt gewaltſam entführt, ſage ich Dir!“

„Me tſchana,“ **) entgegnete der alte Zigeuner ſehr ruhig, indem er plötzlich inne hielt, ſich den Schweiß von der Stirne wiſchte, und ſeine Kleidungsſtücke gelaſſen zuſammen ſuchte.

„Weiter haſt Du nichts zu erwiedern?“ fragte

---

*) Biſt Du toll?

**) Ich weiß.

Guido heftig, als er umſonſt gewartet hatte, daß Heinz ſeine Rede fortſetzen möge.

„Weiter nichts, außer, daß ich bedaure, die Geſchichte nicht früher erfahren zu haben, und daß ich ſo eben ſchon herausbrachte, wo wir die Geraubte ſuchen müſſen; ich habe gerade ein Bischen nachgeforſcht. — Kommt nur, wir werden ihrer bald habhaft ſein. Doch gebrauchen wir dazu auch den Marwitz und den Brantel. Ich hieß die Strolche bei dem Dorfe warten, wir wollen ſie gleich abholen, und uns auf den Marſch begeben.“

Unter dieſen Worten beendete der Sprechende ſeine Toilette, ſetzte ſich die bunte Kappe auf das Haupt, und ſchritt rüſtig voran, dem Dorfe zu. Zweifelnd, aber erwartungsvoll, folgte Guido ihm ſchweigend über die ſchimmernde Ebene.

Viertes Kapitel.

Coelina thut eine unfreiwillige Reiſe, läßt ſich eine Lüge erzählen und verrichtet eine Heldenthat.

* * *

Wir ſtimmen der im vorigen Abſchnitt gehörten Aeußerung des Rübenhainer Grafen, daß in Berlin alle getreue Unterthanen und ruhige Bürger ſeien, aus unſerer tiefſten Ueberzeugung bei. Berlin iſt eine durch und durch loyale Stadt. Sie votirt ihren Königen Standbilder, auch wenn ſie dieſelben nachträglich nicht immer zu errichten ſcheint; *) ſie hat ihre Pietiſtenvereine und Ballet-

---

*) Wir wollen es hier nicht mit einer bloßen Anſpielung bewenden laſſen; wir zielen auf das projectirte Monument Friedrich Wilhelm III., im Berliner Thiergarten.

tänzerinnen, einen Pater Abraham a Sancta Clara und ein Affentheater, Cenſur und Miethsabgabe. Allein dieſer löblichen Eigenſchaften ungeachtet, die überdies größtentheils erſt in einer ſpäteren Zeit an's Licht der Welt getreten ſind, müſſen wir dennoch, wie dem geneigten Leſer bekannt iſt, den ausführlichen Bericht des Canzliſten und Rathsſchreibers Waldvogel für begründet anſehen. Unſere arme Coelina befindet ſich noch immer in fremder Gewalt, durch welche ſie auf eine verdächtige Weiſe von der Landſtraße bei Berlin entführt war.

Wer möchte es indeß darum behaupten, daß ſich im Verlauſe der Erzählung, die Tugend der

---

Warum geſchieht nichts in dieſer Sache, und warum erfährt das Publikum nichts darüber? Ein Monarch, der in Wahrheit ein Freund ſeines Volkes war, verdient es wohl, daß man ſich auch des Abgeſchiedenen dankbar erinnere. Freilich, eine phantaſtiſche Blumenvaſe genügt uns nicht, ſondern wir wollen ſein eigenes Standbild, ihn ſelbſt, wie er einfach in früheren Jahren durch den Thiergarten zu wandeln pflegte, in Militairrock und Mütze!

Berliner nicht von jeglichem Vorwurf des Schuldantheils reinigen könne? Hinter den dunklen Vorhang der Muſe ſchaut vor der geweihten Stunde kein Sterblicher; am wenigſten der Dichter ſelbſt, der kaum weiß, was er auf der nächſten Seite ſchreiben wird. — Doch zu unſerer Erzählung.

Als Coelina ſich ſo urplötzlich aus ihrer Träumerei aufgeſchreckt, und mit brutaler Gewalt von zwei fremden Männern über das Feld geriſſen ſah, begegnete ihr Etwas, das jede Salondame für eine groſe Unanſtändigkeit gehalten hätte, — ſie fiel nicht in Ohnmacht. Die ſtarken Nerven des geiſtig, wie körperlich geſunden Mädchens wußten den anfänglichen Schreck bald zu überwinden, und indem ſie ungeſchwächt ihren Entführern folgte, ſuchte ſie ihre, durch Verſtand und den bunten Wechſel des Lebens geſchärfte Beobachtungsgabe näher auf die Begleitung zu richten.

Die Reſultate ihrer Bemühungen waren wenig befriedigend. Soviel die anbrechende Morgendämmerung erkennen ließ, hatte ihr Geſchick ſie in die Hände von zwei männlichen Individuen geführt, deren ganzes Benehmen Ordinairheit und Nichtsnutzigkeit verrieth. Die Kleidung deutete auf jene unbeſtimmte Abgeſchabtheit, oder ſchäbige Unbeſtimmtheit, die dem Stande der Buſchklepper eigenthümlich zu ſein pflegt; aus den gemeinen Geſichtern leuchtete nichts, als die Freude über einen gelungenen Streich.

Nachdem der Marſch eine Weile ziemlich planlos in's Feld hinein verfolgt war, machten die Männer Halt, löſten das Tuch von Coelina's Munde, und ſtellten ſich im leiſen Geflüſter zuſammen. Es war ſichtbar, daß ſie über das Weitere, und beſonders über den zu wählenden Weg in ihren Meinungen disharmonirten. Coelina dachte daran, dieſen Augenblick zur Flucht zu benutzen; allein die Blicke des wildeſten der Vagabonden richteten ſich mit einem ſo ſtechenden

Ausdruck auf ihre Bewegungen, daß ſie den Raſenſitz, auf welchen ſie ſich am Grabenufer niedergelaſſen hatte, nicht zu verlaſſen wagte.

Die Sonne trat eben im Oſten als ein blutrother Ball hervor, und übergoß die improviſirte Scene mit ihrem roſigen Licht. Coelina, welche jetzt erkannte, daß ſie ſich nicht weit von der Straße befänden, deren Lauf durch das Dorf Schöneberg führt, konnte einen ironiſchen Zug über die geographiſche Rathloſigkeit ihrer Hüter kaum verbergen. Sie begriff allerdings nicht, was ſie von dem ganzen Vorgange zu halten habe. Bei dem ruhigen, civiliſirten Berlin war ein ſolcher Jungfrauenraub, — mochte er auch in anderer Art vorkommen — ſo unerhört, daß hier jedenfalls beſondere Verhältniſſe obwalteten. Ihre Frage war mit einer mürriſchen Verweiſung zur Ruhe beantwortet, ſo daß ihr auf dem einſamen Felde nicht einmal ein anderer Ausweg blieb, als ruhig das Ende zu erwarten. Indeß, Coelina war ein muthiges Mädchen, verließ ſich für den äußerſten Fall auf ihre körperliche Gewandtheit, und fürchtete keine Gefahren, die ihr unbekannt waren.

Die Berathung dauerte ziemlich lange. Die Gefeſſelte konnte nur abgebrochene Worte verſtehen, doch ward ihre anfängliche Vermuthung bald zur Gewißheit, daß ſie es mit völlig Fremden zu thun habe. Der Eine von ihnen beſaß ſogar die Unverſchämtheit, durch ihre eigene Beihülfe, ſich in der Gegend orientiren zu wollen. Da er jedoch ein verächtliches und ſchweigendes Geſicht zur Antwort erhielt, forſchte er nicht weiter.

Endlich ſchien ein Plan gefaßt. Schweigend verharrten die Männer noch eine Weile, dann erhoben ſie ſich und richteten ihren Weg nach dem Dorfe ſelbſt.

Es war in der frühen Morgenſtunde. Die Menſchen hatten noch nirgends ihre Wohnungen verlaſſen, nur die ſingenden Herolde des Tages ſprangen allbereits in den Bäumen, ſich munter den Schlaf vom Gefieder putzend. Die klare Luft — — doch warum ſollen wir hier die Naturſchönheiten weiter ausmalen? Die ländlichen Leſer kennen das Alles weit beſſer aus der Erfahrung, die ſtädtiſchen aus hundert Romanen; überdies war keiner unſerer Wanderer in der Stimmung, elegiſche Gefühle durch das Medium der Natur auf ſich einwirken zu laſſen. Alſo diesmal keine Sentimentalitäten für weichgeſchaffne Seelen! Des Lebens eiſerner Drang wiegt unſerer Heldin Ernſteres auf der ehernen Wage.

Je näher man dem Dorfe kam, um ſo vorſichtiger wurden die Wächter. Coelina erhielt bei Lebensgefahr die Weiſung, ſich aller Demonſtrationen zu enthalten, und mußte mit gefeſſelten Händen zwiſchen den Männern einhergehen. Dieſe ſuchten den Weg ſo einzurichten, daß er ſie hinter dem Gebüſch, welches das Dorf einſchloß, an das äußerſte, der Reſidenz am Fernſten liegende Ende deſſelben führte. Da das Dorf ſehr lang geſtreckt iſt, ſo ſchien dieſes Verfahren nicht ganz zwecklos. Coelina ſchaute verſtohlen um ſich her; nirgends ließ ſich ein menſchliches Antlitz erblicken. Als der Ausgang des Dorfes erreicht war, machten die Führer abermals Halt, flüſterten wieder zuſammen und ſchauten ſpähend in das Dorf hinein. Endlich ſchritt der Eine auf das nahe liegende Wirthshaus zu und erzwang ſich durch nachdrückliches Klopfen Einlaß, während der Andere mit Coelina draußen verharrte. Der Abgeſandte kehrte bald mit einem gefüllten Glaſe zurück, blieb aber darauf eine Weile in der Schenke, indeß Coelina mit ihrem Begleiter langſam die Straße zu verfolgen genöthigt ward.

Der Leſer erräth, daß jenes Zurückbleiben keinen andern Zweck hatte, als Erkundigungen über die Gegend einzuziehen, und der Berücht wegen eben jene fingirte Geſchichte vorzutragen, deren Mittheilung wir im vorigen Abſchnitte bereits der Verbindung des Herrn Waldvogel mit ſeinem Hauswirth, dem Schlächtermeiſter und Gewerksälteſten Bronneke, verdankten. Als daher der Zurückgebliebene ſich wieder mit der Vorhut vereinigt hatte, bekamen die Operationen mehr Entſchiedenheit. Das kleine Korps verließ nunmehr den Fahrweg, und zog ſich rechts durch die Kornfelder nach der Richtung des Grunewaldes hin.

Die Sonne war bereits wieder ſtark im Sinken, als der Zug hinter dem Dorfe Dahlen, in der Nähe des königlichen Jagdſchloſſes, an den Forſt gelangte. Die Reiſe hatte nur langſam von Statten gehen können, weil die Wanderer es ſorgfältig vermieden, mit menſchlicher Geſellſchaft in Berührung zu kommen, und daher oft über unwegſame Ländereien ihren Pfad ſuchen mußten. Bisweilen wurde der Marſch auf ganze Stunden unterbrochen, wenn es nöthig ſchien, daß Einer vorangehe, um das weitere Terrain vor dem Durchgang zu recognosciren. Einmal hatte man ſich völlig verirrt, und fand nur mühſam, vermittelſt der Schöneberger Angaben, wieder auf den Weg.

Coelina war der Anſtrengungen gewohnt, aber die vorhergegangene ſchlafloſe Nacht, die fortgeſetzte Wanderung in der glühenden Sommerhitze, der gänzliche Mangel an Speiſe und Trank, und die allmählig doch dringlicher werdende Sorge über das Ende der ſeltſamen Fahrt, hatten ſchon begonnen ihre Kräfte fortzuraffen. Sie ſchleppte ſich nur noch mit äußerſter Anſtrengung hinter ihren Drängern her. Plötzlich durchzuckte ſie der Gedanke: Wie! Wenn dies Alles für Guido wäre? — Soviel hatte ſie errathen, ihre Führer gehorchten einem höheren Befehl, und auf dieſen war ſie geraubt worden. Wer konnte aber an ihr, der unbedeutenden Zigeunerin, ein Intereſſe nehmen, wer dies ſo mühſam und gefahrvoll verfolgen? Gewiß, es handelte ſich um den Bruder. Es war vielleicht möglich, eine Aufklärung über ihn zu erhalten; dieſe Gelegenheit durfte nicht ungenutzt bleiben. — — Wenn man ihm nun aber ſchaden wollte? Wenn der alte Geiſt der Verfolgung aufgewacht war, und ſie zum Werkzeug ſeiner Zwecke zu machen gedachte? Was hatte wohl die Mutter auf dem Todtenbette anzudeuten geſchienen? — Coelina lächelte ſtill in ſich hinein. Wem ſollte es denn gelingen, ihr etwas abzulocken, das ihm ſchaden könnte?! Hören wollte ſie, ſehen und forſchen, aber keine Silbe verrathen.

Neu gehoben durch die Hoffnung, welche jene Ideenverbindung erweckte, ſchritt die Jungfrau weiter. Denn das iſt die geiſtige Allgewalt der Liebe, daß ſie den Leib über ſich ſelbſt hinausträgt und, wie ihr eigenes Weſen unendlich erſcheint, gleichſam unendlicher Körperkraft gebietet. Voll ſtarken Muthes ſah Coelina den mächtigen Grunewald ſich ausdehnen, den ihr die innere Ahndung als das Ziel der Reiſe und die beginnende Erfüllung ihrer Hoffnungen bezeichnete.

Wir kennen wenig Natureindrücke, die dem feierlichen Schweigen eines mächtigen Waldes vergleichbar wären, wenn die letzten Strahlen der Sonne ihr falbes Licht durch die Zweige werfen, und das Gethier auf dem Felde allgemach heimwärts eilt. Es iſt das Gefühl der Ruhe, welches die Seele unwiderſtehlich ergreift, um ſie auszuſöhnen mit dem mühevollen Gewirre des Lebens. Ein Tag iſt ja wieder vorüber, ein ganzer Tag mit ſeinen Leiden und Freuden, und herein bricht die heilige Nacht mit ihrem Sternenmantel, der die Blöße deckt und die Thräne trocknet.

Das feierliche Helldunkel verfehlte ſogar auf die rohen Begleiter Coelina's ſeinen Eindruck nicht. Schweigend ſetzten ſie ihre Schritte unter die rieſigen Bäume, deren moosbewachſene Laubdachung ſchon einem Jahrhundert getrotzt hatte.

Ein ſchmaler Pfad, der unſern des Jagdſchloſſes über einen freien Platz zu einer kleinen Waldhütte geleitete, eröffnete ſich nach einer Weile den Blicken. Heute liegt an der Stelle ein freundliches Gaſthaus, das den Berlinern willig ſeine Thüren öffnet, wenn es ihnen in ihren todten, glühenden Straßen einmal nach Waldgrün und Frühlingsluſt verlangt. Damals ſah man nur ein niedriges Dach, das auf ärmlichen Lehmwänden ruhte, die durch Pfähle und Stützen gegen den Einſturz geſichert waren. Nach dieſer Hütte richteten ungeſäumt die Wanderer Augen und Füße.

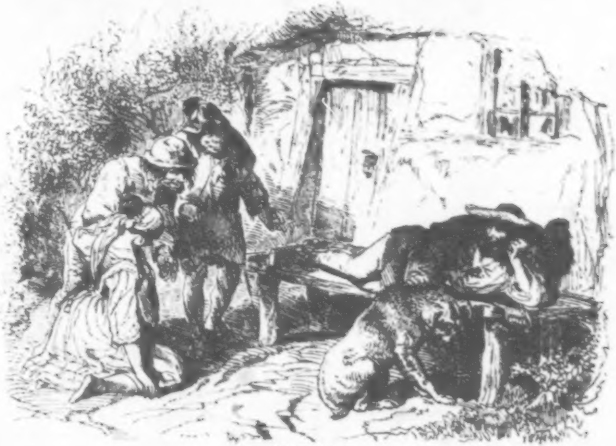
Wildes Rüdengebell ſcholl ihnen entgegen. Ein lauter Ruf gebot aus dem Inneren des Häuschens Ruhe, deren ſchräg einfallende Thür ſich knarrend öffnete und ſchnell jene abſchreckende Slawaken-Geſtalt zeigte, welche wir am Ende des erſten Kapitels dem heimkehrenden Guido nachſpähen ſahen. Ein grinſendes Lächeln lagerte ſich über die bärtigen Züge, als das Auge die Ankömmlinge erblickte. Nachläſſig ſtreckte der Geſelle ſich auf eine verwitterte Holzbank, indem er, mit der rechten Hand einem mächtigen Saupacker den Nacken krauend, des Fanges harrte.

„Da habt Ihr den Vogel,“ riefen ſchon aus der Ferne die Jungfrauenräuber mit widrigem Gelächter; „er iſt friſch in die Schlinge gegangen. Heute morgen erſt fingen wir das Täubchen.“

Der Slawake betrachtete Coelina, welche erſchöpft zu Boden geſunken war, ohne ein Wort zu entgegnen.

„Das iſt übrigens ein vermaledeiter Winkel hier. Wir haben Noth und Mühe genug ausgeſtanden, um ihn zu finden. Fragen konnten wir heute Morgen nur einmal, da ſind wir den ganzen Tag in der brennenden Irre gelaufen wie ein Paar Köter, die ihre Fährte verloren. Nur gut, daß Ihr uns das alte Jagdſchloß angabt.“

Der Angeredete ſchwieg noch immer, indeß



Th I S 148

ſeine Augen mit einem ſeltſamen Ausdruck an den üppigen Formen des Mägdleins hingen.

„Jetzt nehmt uns aber das Frauenzimmer ab und zahlt den verſprochnen Lohn. Wir haben ihn redlich verdient, ſage ich. — He! hört Ihr nicht Wir ſind beide müde und hungerig; auch möchte es für uns gut ſein, hier nicht allzu lange in der Gegend ſichtbar zu bleiben.“

Der Sitzende ſprang gereizt in die Höhe, einen zornigen Blick auf die Zudringlichen werfend. Er faßte ſich jedoch, drückte den Saupacker mit kaum merklichem Fingerzeig zur Erde und winkte den beiden Männern, ihm in die Hütte zu folgen.

Coelina war allein. Guter Gott, welches Loos harrte ihrer! Dieſem Menſchen ſollte ſie übergeben werden, deſſen trotziger Wildheit nur ſein ſchmutziges Aeußere die Wage hielt, deſſen ganze Erſcheinung ihr Furcht und Ekel einflößte? — Nimmermehr! Eine Minute nannte ſie ja noch ihre. Niemand war zugegen als der Hund, der lang niedergeſtreckt dalag, ſie mit ſchläfrigen Augen anblinzelnd; das dichte Waldgebüſch barg ſie in der beginnenden Dämmerung ſchnell vor den Verfolgern. — Coelina horchte mit klopfendem Herzen; Alles blieb ruhig. Die Gelegenheit zur Flucht konnte nicht günſtiger wiederkehren.

Raſch erhob ſich das Mädchen trotz ſeiner Todtmüdigkeit vom Boden. Zur rechten Hand war das Gebüſch am dichteſten, hierher richtete ſie mit den letzten Kräften den pfeilſchnellen Lauf. — Plötzlich fühlte ſie ſich von hinten ergriffen; eine eiskalte Hand berührte ihren Nacken; zwei andere packten ihre Schultern und warfen ſie rücklings zur Erde. Da war es zu Ende mit dem weiblichen Muthe; ein gellender Schrei entrang ſich den Lippen, tiefe Nacht umflorte das Auge der Jungfrau.

Der Ton war in der Hütte vernommen. Die würdigen Dreimänner ſtürzten erſchreckt hervor, aber ſie erblickten nichts, als die ohnmächtige Coelina, auf deren Füßen der Saupacker ſeine Schnauze gelegt hatte und den Kommenden freundlich mit dem Schwanze entgegen wedelte.

„Oho,“ jubelte der eine der Vagabonden, „hat ſich wohl ſelbſt ranzioniren wollen, das Rekrutlein und iſt in die Tatzen der vierfüßigen Polizei gerathen. Bravo Du Saupackerbeſtie!“

„Dachte es wohl, daß Vorſicht gut ſei,“ ſprach lachend der Hüttenbewohner zu ſich ſelbſt, „die Feueraugen funkeln ihr nicht umſonſt im Kopf.“ — „Recht ſo, Boncoeur, komm hierher; willſt Du kommen dummes Vieh!“ — „Ihr da, helft mir meinen Gaſt in die Klauſe tragen, und Einer rufe die Alte, die dort im Kohlgarten nach Maulwürfen gräbt. Sie mag das Mädchen wieder zu ſich bringen.“

Coelina wurde in das Innere der Hütte gebracht, in welcher man ſie auf einem Lager, das weicher war, als ſich draußen erwarten ließ, niederlegte. Die Hauseignerin, eine alte, etwas taube Frau erſchien, und rief durch ihre Bemühungen das Mädchen bald wieder in's Leben zurück. Die erſchöpfte Natur forderte indeß jetzt ihren Tribut; ein tiefer Schlaf ſenkte ſich auf die müden Augen, die geängſtigte Bruſt auf Stunden aller Qual überhebend.

Die Führer Coelina's entfernten ſich. Sie ſchienen reich belohnt zu ſein; denn ſie zogen demüthig die Hüte und entwichen ſtiller und achtungsvoller durch das kniſternde Gebüſch, als ſie gekommen waren. Der Slawake aber ſetzte ſich wieder auf die Holzbank und ſchaute ſinnend in den Wald, welchen eben der aufgehende Mond mit geiſterhaften Formen und Schattengebilden zu durchweben begann. Boncoeur ſaß vor ihm, leutſelig auf das ferne Spiel zweier Eichkätzchen achtend.

„Lumpengeſindel,“ murmelte der Fremde hochmüthig vor ſich hin, „geht nur; Ihr habt mir gedient, ich Euch gezahlt, wir ſind quitt. — Aber das Mädchen iſt ſchön, bei allen Heiligen des

Kalenders; wer hätte ſolche Perle unter Zigeunern geſucht? — Was mich nur ſo wunderbar an ihr bewegt? — Daß ſie mir in der Entfernung doch nie ſo reizend erſchien! — Freilich, ich hatte andere Dinge im Kopf; — — der Bube! Ihn wieder zu erkennen, vermochte ich nicht; ob er's denn am Ende iſt? — — Gleichviel! Sie muß mein ſein. Erſt ſoll ſie geſtehen, was ich frage, dann geben, was ich fordere. Zwei Fliegen auf einen Schlag; ſo iſt's mir recht! — — Und wenn ſie nicht will? — Bah, Weibergunſt, blauer Dunſt! — Ich will; das genügt. Zigeunerdirne und ein Edelmann! Nicht wollen? — Bah!!“

Loſe Zweifler hätten leicht auf den Einfall gerathen können, daß die Möglichkeit eines Nichtwollens dem Bewußtſein des Edelmanns weit weniger fern gelegen, als er ſich ſelbſt geſtand. Er unterbrach indeß hier ſein Selbſtgeſpräch und begab ſich, ohne genauere Auskunft zu ertheilen, in die Lehmhütte. Sein Plan war entworfen, die

Ausführung konnte beginnen. So richtet ein Wüſtling die Unſchuld, unbekümmert, ob in Fluch aufgehe, was in Thränen geſäet ward! Es iſt eine alte Geſchichte. —

Als Coelina am andern Morgen die Augen aufſchlug, verging eine geraume Zeit, ehe ſie im Stande war, die Begegniſſe des vorigen Tages in ihrer Erinnerung zu ordnen. Bunt gaukelten die Bilder vor ihrer Seele. Der Ueberfall, die Wanderung, die Ankunft im Walde, der Verſuch zur Flucht, die eiskalte Hand, von der ſie ſich gehalten glaubte, — Alles ſchwamm im verworrnen Chaos zuſammen. Es wiederfuhr ihr, was gewöhnlich einzutreten pflegt, wenn ſich die Schreckniſſe eines Tages bis in die Dunkelheit verlängert haben, dann aber die Nachtſtunden mit ihrer beſänftigenden Ruhe dazwiſchen getreten ſind. Der neue Sonnenſtrahl weiß nichts mehr vom Geſtern, er freut ſich des eigenen Daſeins.

Sie erhob ſich neugekräftigt vom Lager und ſchaute um ſich her. Das kleine, durchaus ärmliche Stübchen war ihr unbekannt. Im wunderlichen Contraſt mit demſelben erblickte ſie allerlei zerſtreute Gegenſtände, wie ſie der Luxus der höheren Stände mit ſich bringt; doch nur ſolche, die einen männlichen Beſitzer verriethen, und ſich ohne große Unbequemlichkeit fort transportiren ließen. Es ſah aus, als hätte ein vornehmer Reiſender hier ſein Abſteigequartier genommen. Noch zermarterte ſie ihr Gedächtniß, um herauszubringen, wie ihre Perſon mit dieſen Localitäten in Verbindung gerathen ſei, als die Thür ſich öffnete und die alte Frau mit einem Frühſtück hereintrat. Hierdurch wurde ihre Aufmerkſamkeit auf die Forderungen des Körpers gerichtet; ſie empfand plötzlich, daß ſie vom wüthendſten Hunger gequält werde. Ohne Umſchweif ſtürzte ſie ſich deshalb auf die Speiſe; als ſie wieder empor ſah, war die Alte bereits verſchwunden.

Mit der eingenommenen körperlichen Stärkung kehrte auch die Thatkraft in Coelina's Bruſt zurück. Durch das kleine vergitterte Fenſter erkannte ſie, daß ſie ſich noch im Walde befände; ſie wollte ſich deshalb vor allem näher orientiren. Die Thür ſchien nur angelehnt, vielleicht bekam ihr Geſchick eine weit freundlichere Wendung, als es bisher den Anſchein gewonnen. Raſch öffnete ſie den Eingang; ihr Auge erblickte den Saupacker, der, ruhig daſtehend, gleichwohl ingrimmig die Zähne fletſchte, ſobald ſie Miene machte, die Schwelle zu überſchreiten. Coelina hielt hierdurch betroffen inne und ſann einen Augenblick nach. Dieſe Erſcheinung brachte ihr plötzlich die volle Vergangenheit zum Bewußtſein. Sie befand ſich ja in dem Hauſe, vor welchem ſie geſtern ohnmächtig zuſammenſank, unter der Gewalt des wilden Mannes in der Slawakentracht; die alte Frau war ihre Kerkerwächterin.

Wir würden unwahr ſein, wenn wir es verhehlen wollten, daß dieſe neuen Wahrnehmungen auf Coelina einen tief niederſchlagenden Eindruck äußerten. Wir glauben indeß, daß ſelbſt die muthigſte unſerer Leſerinnen, in ähnlicher Lage kaum anders empfinden dürfte, und tadeln nicht als Schwäche, was ſich durch die Umſtände entſchuldigte.

Eine gewaltſame Entführung, ein einſamer Aufenthalt in der Waldöde, eine verſperrte Thür, gänzliche Unbekanntſchaft mit den Gründen ſolches Verfahrens und dazu ein Knecht Ruprecht in der Liebhaber-Perſpective — Alles dies giebt eine Situation, die ſich im ſicheren Zimmer, beim Kerzenglanz des Theetiſches vielleicht artig anſieht, aber in der Wirklichkeit ſehr bitter durchlebt.

Coelina's Standhaftigkeit war ſeit mehr denn vierundzwanzig Stunden ſo unabläſſig den härteſten Proben unterworfen geweſen, daß es kein Wunder war, wenn ſie heute nicht mehr ſo keck und ſorglos vor ſich ſah, als am geſtrigen Morgen. Sie ſchwankte in der That in dieſer Minute zwiſchen der Hoffnung, welche Jugend und angeborner Muth ihr einflößten, und der Furcht, welche die angſtvollen Umgebungen erzeugten, lange rathlos umher. Ja, es läßt ſich kaum beſtimmen, welches das Ende eines immer verzweifelteren Seelenkampfes bei einem lebhaften, feurigen Temperamente geweſen ſein würde, wenn nicht ein neuer Theilnehmer auf dem Schauplatz erſchienen wäre, und dadurch ihren Gedanken eine andere Richtung gegeben hätte.

Die Perſon, welche dem Leſer hiermit vorgeführt wird, war ein ſtark in der Mitte der reiferen Jahre ſtehender Mann. Seine Figur war groß, mit jenem leiſen Anflug von Korpulenz, wie ſie ſich in dieſem Lebensalter wohl zeigt. Der Anzug ließ ihn den höheren Ständen angehörig erſcheinen: ſchwarzer, über der Bruſt zugeknöpfter Oberrock vom feinſten Stoff, weißes, durch eine Brillantnadel gehaltenes Battiſt-Halstuch, hellfarbene Reitbeinkleider und Stulpſtiefeln mit kleinen goldenen Sporen.

Sein vornehmes bleifarbenes Geſicht erhielt durch einen gekniffenen Zug in den beiden Winkeln, welche die ſtechenden grauen Augen mit den gewölbten Brauen bildeten, einen Ausdruck von kühner Verſchmitztheit. Daneben wurden die Spuren eines früh und vielgenoſſenen Lebens auf der glänzenden, ſokratiſch emporgeſchobenen Stirn merklich ſichtbar. Dünnes, leicht gepudertes und gekräuſeltes Haar bedeckte den Scheitel, nach beiden Wangen in einen wohlgeformten Backenbart auslaufend, der unter den ausgeſchweiften Oeffnungen der kühn gebogenen Adlernaſe als Schnurrbart wieder zuſammentraf.

Stolzer Uebermuth und bewußte Selbſtgefälligkeit kündeten ſich in allen Bewegungen des Körpers, welche kalt und abgeſchliffen hervortraten.

Er ſchritt mit dem gewinnenden Lächeln, welches der Höhere ſo gern gegen den Niedern annimmt — oft nicht unähnlich dem weichen Katzenpfötchen, in welchem die Kralle lauert — in das kleine Gemach.

„Ei, ei!“ begann er ungezwungen die Unterhaltung, „das nenne ich einen Anblick; Ihr blüht ja wie die friſche Roſe. Der geſtrige Unfall iſt alſo gänzlich vergeſſen?“ — — „Ja ſo,“ unterbrach er ſich ſelbſt, als er in Coelina's befremdetes Antlitz ſah, „Ihr wißt nicht, daß wir alte Bekannte ſind; ich muß mich Euch ſchon noch einmal als Euren garſtigen Wirth von geſtern vorſtellen. Ihr braucht indeß den Mann in der Slawakentracht hier nicht zu fürchten, wenn ſeine Spaziergänge um Berlin Euch ſchon etwas läſtig fielen. Ich bin genöthigt, bisweilen in ſeltſamen Verkleidungen umherzuſtreifen.“

Coelina hatte jetzt ihre volle Beſonnenheit wieder gewonnen. Sie maß den Eindringling mit einem Blick unbeſchreiblichen Widerwillens, wobei der erwachende Zorn ihre Wangen hochroth färbte. Selbſt der Fremde ſchien erſtaunt über die imponirende Würde, welche die Natur in dies einfache Weſen gelegt hatte. Er mochte es nicht ahnden, daß der ſittliche Unwille der gekränkten Unſchuld eine gewaltigere Vertheidigungswaffe iſt, als alle Künſte der Verführung Angriffsvortheile gewähren.

„Wenn ich Euch als meinen Wirth, oder vielmehr als meinen Kerkermeiſter anzuſehen habe,“ ſprach ſie, „ſo werdet Ihr mir auch vielleicht mittheilen wollen, aus welchem Grunde und auf weſſen Befehl ich auf eine widerrechtliche und gewaltſame Weiſe fortgeſchleppt und hier eingeſperrt bin?“

„Eben deshalb komme ich zu Euch,“ antwortete der Gefragte, ohne ſcheinbar auf den beleidigten Ton der Stimme zu achten. „Eure Beruhigung liegt mir vor Allem am Herzen.“ — — „Seht,“ ſprach er nach einer kleinen Pauſe des Nachdenkens, „ich bin nicht, was ich ſcheine; weder ein Slawake, noch ein Hüttenbewohner hier im Walde. Mein Schickſal hängt mit den politiſchen Ereigniſſen Polens zuſammen, doch darf ich darüber das Nähere nicht ausſprechen. Ich bin reich, unabhängig, und lebe hier vorläufig in gezwungener Verborgenheit; mein Name iſt Jazewski."

„Ich begreiſe nicht," warf Coelina unmuthig ein, „wie alles dies eine Gewaltthat an einem armen Mädchen erklärt, oder rechtfertigt."

„Verzeih't eine Minute." — — „Auf einem meiner gewöhnlichen Spaziergänge, in der angenommenen Verkleidung, ſah ich Euch unweit Berlins auf einem Dorfe. Vorſicht zwang mich, Euch fern zu bleiben, aber Ihr machtet beim erſten Anblick einen ſo unauslöſchlichen Eindruck auf mein ganzes Weſen, daß ich fortan nichts anderes dachte und träumte denn Eure Geſtalt. Ihr müßt es ja wiſſen, wie ich unabläſſig Euren Spuren gefolgt bin; und ich darf hinzufügen, ich hätte mich noch enger an Eure Sohlen gekettet, wenn nicht mein abſchreckendes Aeußere mir ſelbſt zur Abmahnung geworden wäre.“

Der Sprechende hielt einen Augenblick inne, als ſei er von der Gewalt ſeiner Empfindungen überwältigt, in Wahrheit aber, um den Eindruck ſeiner Worte zu beobachten. Da er nichts als ruhige Züge wahrnahm, die ihm kalt zuzuhören ſchienen, ſo fuhr er mit ſteigendem Affect fort.

„Ihr begreift nicht meine Lage; Ihr kennt nicht die heiße Sehnſucht, welche mich verzehrte, wenn ich von nun an in ſchlafloſen Nächten mich auf dem einſamen Lager umher wälzte. Meine Liebe ſchien hoffnungslos, und täglich wuchs ihre Gluth. Wie ſollte ich mich Euch nähern? Von Spähern umringt, durfte ich meine Verkleidung nicht ablegen. In derſelben Euch anzureden, war fruchtlos, und ſelbſt dann ein längeres Beiſammenſein gefährlich; ein Wort Eurer Umgebung konnte mich verderben. So faßte ich nach langem Verwerfen endlich den einzigen, förderſamen Entſchluß, Euch hierher zu entführen. Ich mußte mich zur Ausführung meines Planes nothwendig roher Hände bedienen, rechnet mir darum nicht zu, was ſie Euch Leides gethan. O glaubt, daß meine unbegrenzte Liebe Euch auf Blumen betten möchte, ſchön und duftend, wie die prangende Centifolie. Ich habe viel verloren, Vaterland, Freunde, Familie, Ausſicht auf Ruhm und Ehre; einſam ſtehe ich in der Welt. Aber ich verachte jene Schätze, wenn Eure Liebe mich beglückt, wenn ſie die Waldeinſamkeit mir zum Paradies umſchaffen will, bis es uns einſt gemeinſam vergönnt iſt, in meine Heimath zurück zu kehren. O ſagt, könnt Ihr bei ruhiger Ueberlegung meinem heißen Herzen vergeben; wollt Ihr mir dereinſt mit gleicher Neigung lohnen? Mit der kleinſten Hoffnung macht Ihr mich überglücklich!"

Er ſchwieg, wie gänzlich erſchöpft. Beide Hände waren krampfhaft vor die Augen gedrückt; gleichſam, als ſcheuten ſich dieſe, eine Entſcheidung vorweg zu leſen, die ſie nicht überleben würden. Zwiſchen den Fingerſpalten aber lugte ſpähend das unheimliche Feuer einer begehrlichen Leidenſchaft, gleichwie die Schlange den ſtechenden Blick auf das Vög'lein heftet, das ſie ſich zum Frühmahl beſtimmte.

Der unbefangenen Coelina war dieſe exaltirte Sprache der Leidenſchaft unbekannt. In der tiefſten Tiefe ihres Herzens keimte, ihr ſelbſt vielleicht unbewußt, nur ein Gefühl, das gehörte dem Ziehbruder. Von ihm aber hatte ſie nie andere als einfach freundliche Worte vernommen, ſelbſt nie andere zu ihm geſprochen. Stumm ſaß ſie da, über den Sinn einer Rede nachdenkend, deren tönender Klang ihr wie unheilverkündende Drohung erſchien.

Der Ungeduld des Brautwerbers dauerte die Stille zu lange. Er hatte, wie er uns im Selbſtgeſpräch verrieth, eine doppelte Abſicht mit der armen Coelina. Während ihm der Anblick des reizenden Mädchens das Blut ſiedend zum Kopfe trieb, war er doch beſonnen und berechnend genug, um auch den andern Plan nicht aus den Augen zu verlieren. Dieſem ſuchte er jetzt näher zu kommen.

„Ihr ſchweigt?“ ſprach er ſchmerzlich. „Ach, ich ſah es wohl, Ihr habt einen Begleiter, einen blondgelockten Jüngling, dem gehört Euer Herz. Antwortet mir, iſt's nicht ſo? Wer iſt dieſer Glückliche?“

Es bleibt ein unberechenbarer Vortheil der Unſchuld im Kampf mit dem Laſter, daß die verſchmitzteſte Klugheit nicht im Stande iſt, die Wirkungen oder Ideenverbindungen zu berechnen, welche der geringfügigſte Umſtand, die einfachſte Frage, hervorrufen kann. So ſchlau auch Jazewski ſein Spiel begonnen glaubte, und welcher der Vortheil ſein mochte, den ihm in dem mitleidigen Herzen Coelina's ſeine Erkünſtelung unerwiederter Gefühle bereits erworben hatte, mit dieſer einzigen

Frage, die erſt ſehr von weitem das endliche Ziel aller Anſtrengungen herbeiführen ſollte, verlor der Heuchler unwiederbringlich das volle Terrain ſeiner bisherigen Operationen.

Wie Schuppen fiel es plötzlich von Coelina's Augen. Das eigene Bedrängniß, die Erſchöpfung, die Angſt hatten bis jetzt die Perſon des geliebten Pflegebruders in ihrer Erinnerung zurück gedrängt; Jazewski's letzte Worte erneuerten alle ihre geſtrigen Vermuthungen. Je weniger es ihr ernſtlich in den Sinn kam, daß Jemand ein Verlangen nach ihrer eigenen Perſon tragen könne, um ſo mehr hielt ſie ſich überzeugt, daß irgend Etwas gegen Guido im Werke ſei. Die beſcheidene Unſchuld half errathen, was einem berechnenden und deshalb befangenen Verſtande vielleicht entgangen wäre.

Coelina war klug genug, von ihrer inneren Aufregung nichts merken zu laſſen. Wie mächtig auch ihr Widerwille gegen den zudringlichen Anbeter durch ihre jetzt zur Gewißheit gewordene Anſicht geſteigert ward, ſie fühlte, daß nur Verſtellung das Inkognito und die Abſichten des Feindes aufdecken würde. Liſt gegen Liſt ſchien ihr eine erlaubte, ja nothwendige Waffe. Scheinbar arglos muſterte ſie daher einen Augenblick die unverkennbare Spannung, welche ſelbſt der verſchmitzte Frager über den Inhalt der demnächſtigen Antwort nicht auf dem Geſicht hatte verbergen können, dann antwortete ſie gelaſſen: „Der Glückliche iſt mein Bruder!“

Dieſe Antwort ſchien Jazewski am wenigſten erwartet zu haben. Er warf einen ſchnellen, forſchenden Blick auf die Geſichtszüge Coelina's; dieſe behaupteten eine vollkommene Ruhe, während die glänzenden Augen wie in kindiſcher Neugierde nach einem auf dem Tiſch befindlichen Gegenſtande ſtarrten.

„Wie alt iſt Euer Bruder?“ forſchte Jazewski nach einer Weile gleichmüthig weiter, gleichſam, als wollte er durch eine müßige Frage eine unangenehme Pauſe im Geſpräch unterbrechen.

„Fünf und zwanzig und ein halbes Jahr,“ entgegnete Coelina ohne Zeitverluſt mit derſelben unerſchütterlichen Ruhe.

Dieſer Nachweis ſchien Jazewski noch mehr irre zu führen; er ging zum Fenſter, ſchüttelte mit dem Kopfe und ſtarrte gedankenvoll in die Natur Seine Ideenverbindung nahm ihn ſo völlig in Anſpruch, daß er die Rolle des Liebhabers gänzlich vergaß, ja endlich unwillkührlich in die lauten Worte ausbrach: „Er iſt es nicht!“ — Erſchrocken über ſeine eigene Unvorſichtigkeit, wendete er ſich um; Coelina ſaß regungslos wie zuvor an ihrem Platze. Nachdem er einen Augenblick nachgeſonnen, trat er wieder neben die Jungfrau.

„Wundert Euch nicht,“ ſprach er, „über das Auffallende in meinem Benehmen; die Erwähnung Eures Bruders machte eine ſehr trübe Erinnerung in mir rege. Auch ich hatte einſt einen Bruder, einen einzigen und weit jüngeren als ich bin, der mir aber faſt eben ſo ſchnell entriſſen wurde, als ich ihn geſchenkt erhielt. Es war gerade geſtern vor zwei und zwanzig Jahren, als meine Mutter den Knaben am Rhein, wo wir damals lebten, zur Welt brachte. Körperliche Schwäche nöthigte ſie, die Pflege einer Amme anzuvertrauen. Einige Wochen nach der Geburt des Kindes wurde dieſelbe auf einem Spaziergange von verkappten Leuten überfallen, geknebelt und des Säuglings beraubt. Alle Nachforſchungen über den räthſelhaften Vorgang blieben vergeblich; nur ſo viel brachten wir ſpäter in Erfahrung, daß der Knabe wahrſcheinlich einer Zigeunerbande verkauft, oder übergeben ſei, welche damals im Rheingau ihr Weſen trieb. Mit dieſer iſt er ſpurlos verſchwunden.“

Dieſe, unter dem vollen Schein der Wahrheit und Ehrlichkeit, gleichſam in unwillkührlicher Schmerzens-Erinnerung vorgetragene Erzählung ſetzte **Coelina** wieder in eine tiefe Verwirrung. **Guido** war ſicherer Vermuthung nach jener Knabe; ſogar alles Auffallende in **Jazewski's** Benehmen ſchien durch die neue Nachricht erklärt und gelöſt. — Wenn es ſich nun wirklich mit dem Raube ſo verhielt, wenn eben jene Räuber aus einem noch unerklärten Grunde auch die ſpäteren Angriffe auf des Jünglings Leben verübt hatten, **Jazewski** in der That der trauernde, ſuchende Bruder war, dann ſtellte ſie ſich ja durch eine Verheimlichung dem Glücke ihres Freundes geradezu in den Weg! Ein wunderbares Geſchick ſchien dem Wüſtling, der eine Geliebte entführt hatte, dadurch den Bruder wiedergeben zu wollen; ſollte ſie ſich dieſen göttlichen Fügungen widerſetzen? That ſie dem räthſelhaften Manne in Rückſicht auf den Pflegebruder nicht vielleicht ſchnödes Unrecht, und war ſeine Handlungsweiſe auch dann noch ſo unverzeihlich, wenn er nur aus Liebe zu ihr einen Gewaltſtreich verübt hatte? — So fragte **Coelina**, freilich nur eine Zigeunerin, aber ſo hätten tauſend ihrer Mitſchweſtern gefragt, — und warum? O, über das arme Herz in ſeiner verdummenden Eitelkeit!

Das Blut ſtockte vor Erregung in den Adern des Mädchens, Röthe und Bläſſe wechſelten auf ihren Wangen; die nächſte Stunde konnte des Freundes Geſchick für immer entſcheiden. Aber noch lebte ihr Schutzgeiſt. Eine innere Stimme warnte vor aller Uebereilung; die kleinen Augen, welche Jazewski mit unheimlichem Ausdruck auf ſie richtete, verriethen eine andere Empfindung, als die eines trauernden Bruders. Coelina behielt einen faſt inſtinctmäßigen Widerwillen.

Es blieb nicht lange Zeit zur Ueberlegung; die Jungfrau hatte ihre innere Bewegung bereits verrathen; etwas mußte zur Erklärung geſagt werden.

„Vielleicht,“ bemerkte ſie vorſichtig, „könnte ich

Euch eine weitere Auskunft geben; aber ich muß vorher einige Fragen thun."

„Fragt, fragt!" rief Jazewski mit einer Lebhaftigkeit, die man allerdings der Sehnſucht nach dem geraubten Bruder zuſchreiben konnte.

„Vor zwei und zwanzig Jahren, ſagt Ihr, ward Euer Bruder am Rhein geraubt; war es nicht in der Nähe des Städtchens Königswinter?"

„Allerdings! Weiter, weiter!"

„Er war der Sohn einer Frau von Wally, und Ihr heißt dann vermuthlich auch ſo?"

Jazewski's Spannung war aufs Höchſte getrieben; die Hände blieben krampfhaft ineinander gepreßt; die Augen drohten aus ihren Höhlen zu treten. „Wahly," ſprach er bebend, „nein; — — ja doch, ich beſinne mich; — ei freilich, Frau von Wahly. — Aber, was wißt Ihr von jenen Dingen, die liegen ja über Euer Alter hinaus. Laßt das jetzt, — es thut nichts zur Sache; ſagt mir lieber, kennt Ihr meinen

Bruder? Wo weilt er? — Sag't, ich bitte; ich befehle es Euch!"

Der geübte Weltmann hatte alle Beſonnenheit verloren. Er gedachte wahrſcheinlich allein zu fragen, mit dem Uebergewicht einer vornehmen Perſönlichkeit ein armes Mädchen einzuſchüchtern; etwas Anders war ihm nicht in den hochmüthigen Sinn gekommen. Jetzt änderte ſich die Situation. Er mußte antworten, ſich an Umſtände und Perſonen erinnern laſſen, deren Kenntniß er hier durchaus nicht erwartet zu haben ſchien, und die ihn jedenfalls ſehr unangenehm berührten.

Coelina ſah dem Aufgeregten feſt in's Geſicht. „Wenn dem allen ſo iſt," ſprach ſie nachdrücklich, „ſo macht Euch auf eine traurige Nachricht gefaßt: Euer Bruder iſt todt!"

„Todt!" Schrie Jazewski außer ſich, indem er die widerſtrebende Coelina kampfhaft am

Arm ergriff, „todt! Beweiſt es mir; ich lohne es Euch fürſtlich."

„Der Beweis iſt einfach. Ein Knabe, wie Ihr ihn vermißt, ward zu der gedachten Zeit und am genannten Ort unſerer Zigeunerbande, welche damals am Rhein verweilte, übergeben. Dieſelbe nannte ihn nach einer Andeutung ſeiner Ueberbringer Guido, und behielt ihn, weil er nicht wieder gefordert ward, bei ſich. Es wurden ſpäter mehrfache Angriffe auf ſein Leben gemacht, allein er entging ihnen nur, um vor einem halben Jahre in Rotterdam bei einer Vorſtellung, die unſere Zelte auf dem Seil gaben, durch einen Sturz das Leben zu verlieren."

„Euer Beweis iſt nicht ſo einfach, als Ihr meint," ſprach Jazewski, der ſich wieder zu beherrſchen begann. „Zugegeben, daß ein, Eurem Volke am Rhein, unter allen gedachten Nebenumſtänden überliefertes Kind bei Euch aufwuchs, und ſpäter gewaltſam um's Leben kam, wie wollt

Ihr darthun, daß dies daſſelbe war, welches meinen Eltern geraubt ward?" Es lag etwas Tückiſch-Lauerndes bei dieſer Frage in Jazewſki's Geſicht. Vermuthlich wollte er ergründen, ob dem Mädchen ein Weiteres bekannt ſei.

„Ich weiß nicht," entgegnete Ecelina, „ob gerade Ihr einen ſolchen Beweis noch nöthig glaubt; für mich aber iſt der Name Wally, da Ihr ihn anerkennt, und den mir mein Vater beiläufig einmal nannte, als er mir von der Begebenheit erzählte, vollkommen ausreichend; um ſo mehr, als Zeit und Ort daneben zutreffen."

„So, Euer Vater nannte einmal beiläufig den Namen?" —— „Doch ja, Ihr habt Recht, ich fragte zum Ueberfluß," unterbrach beruhigt der Andere ſchnell die Sprechende. „Aber den Tod jenes unglücklichen Jünglings, den ich ſomit leider als meinen Bruder erkennen muß, könnt Ihr doch beweiſen?

„Gewiß! Sobald Ihr mich frei laßt, bringe ich Euch das ausführliche Zeugniß aller derer, welche mich von meinem Volk aus Holland hierher begleitet haben."

Jazewski konnte nicht wiſſen, daß er durchſchaut werde. Er mochte annehmen, daß Coelina erſt in ſpäterer Zeit auf eine zufällige Weiſe, wie dieſe in der wechſelnden Lebensart der Zigeuner liegen konnte, mit der fraglichen Bande in Berührung gekommen ſei. Er kannte weder die Natur dieſes ſeltenen Mädchens, noch ihr inniges Verhältniß zu Guido, und ihre daraus entſpringende Theilnahme an deſſen ganzer Vergangenheit, ſo wie an allen ſeine Aufnahme begleitenden Umſtänden. Am wenigſten ahnte er das Daſein von Mittheilungen, welche die Jungfrau vielleicht ihrer Mutter verdankte, und welche ſie in den Stand ſetzen mochten, hier tiefer zu rathen, als es ſonſt möglich geweſen wäre.

Der Vornehme traut überhaupt dem Geringeren gar gerne nur geringfügige Geiſtesfähigkeiten zu, beſonders da, wo ihm die Annahme des Gegentheils läſtig fallen würde. So ſetzte auch Jazewski um ſo weniger einen Zweifel in die Ausſage Coelina's, welche ihm nur mit gleicher Münze zahlte, als ihre Nachricht ihm eben erwünſcht kam. Alles, was jedem Andern in dem Geſpräch bei ruhiger Ueberlegung höchſt verdächtig, oder auffallend hätte erſcheinen müſſen, überſprang hier die raſende Begierde, ein beſtimmtes Ziel ſchnell zu erreichen, der bald eine noch blindere vermeintliche Siegesfreude folgte.

Jazewski's Aeußeres nahm nach den letzten Worten des Mädchens einen völlig andern Ausdruck an. Die krampfhafte Spannung ließ nach; der Ausdruck der Freude lagerte ſich über ſein Antlitz; ihm ſchien eine ſchwere Laſt von der Bruſt gewälzt. Langſam ging er in dem kleinen Gemach auf und nieder, die Hände auf den Rücken gelegt, während die ſchmalen zuſammengekniffenen Lippen ein boshaftes Lächeln umſpielte. Nach einer ziemlichen Pauſe machte er ſich in einzelnen Ausrufungen Luft, unter denen er wieder in eine eben ſo exaltirte Stimmung verfiel, als vorhin bei dem Verhör.

„So bekomme ich dennoch eine, und zwar erfreuliche Auskunft. — Endlich; endlich! — Erwünſchter Ausgang meiner maßloſen Pläne und Mühen! Er iſt todt! — Welche Genugthuung, wenn ich ihr dieſe Nachricht vom Herzensſöhnchen bringe! Wie haſſe ich jene Wahly! — Und ich! — — Bin ich denn nun nicht unbeſtritten regierender Graf zu Felſenberg! Ha! merkt es! Regierender Graf!“ —

Coelina hatte in athemloſer Spannung zugehorcht. „Felſenberg?!“ rief ſie plötzlich, theils fragend, theils verwundert, in unvorſichtiger Uebereilung.

Der regierende Graf, aus ſeiner Gedankenwelt aufgeſchreckt, ſah ſich überraſcht um. „Ah ſo, Du biſt noch da! — Wie? Du ſcheinſt mir mehr von meinen Angelegenheiten zu wiſſen, als gut iſt! Erſt willſt Du auf eine, bei näherer Ueberlegung unbegreifliche Weiſe durch Deinen Vater den Namen von Guido's Mutter kennen, jetzt alteriren Dich die Felſenberg's! — Das verdient genauere Unterſuchung.“

Seine Augen hefteten ſich durchbohrend auf das Mädchen; ſein Geſicht nahm allmählig den Ausdruck furchtbarer Wildheit an, ſo daß es in kurzer Zeit, von der angſtvollſten Spannung, durch das Medium ungezügelter Freude, bis zum augenblicklichen Zorn, alle Schattirungen der Leidenſchaft nüancirt hatte.

„Geſtehe, was weißt Du von mir und meinen Verhältniſſen,“ ſchrie er wild und grimmig.

„Nichts, Herr, nichts,“ kreiſchte das Mädchen, ängſtlich vor dem Wüthenden zurückweichend.

Plötzlich taumelte der Graf zur Seite. „Weh' mir," rief er, „wie konnte ich es überſehen! Du biſt der Zigeunerin Atta Tochter. O, ich kenne ihn, dieſen angſtvollen Ausdruck des Geſichts, der mich ſchon geſtern ſo wunderbar an Dir gemahnte; ſprich, habe ich Recht?!"

„Ja, Herr," antwortete Coelina, trotz der gefährlichen Situation, im äußerſt verwunderten Ton, zugleich ſpähend um ſich her blickend.

„Dann mußt Du ſterben," brüllte wie wahnwitzig der Frager; „was gilt Euch ein Eid in der Blutsfreundſchaft! Daher alſo Deine Namen! Du kannſt noch viel wiſſen, das niemals laut werden darf."

Coelina hatte ſich hinter einen Stuhl geflüchtet und achtete ſcharf auf jegliche Bewegung ihres Gegners. Die Gefahr trieb ſie zur Entſchloſſenheit; ſie ſchien alle Furcht abgelegt zu haben, muthig einen Kampf erwartend, dem ſich nicht ausweichen ließ. So ſtand ſie da mit hochgerötheten Wangen, und blitzenden Augen, eine jugendliche Amazone des Krieges.

Der Graf zauderte eine Minute. „Sie iſt ſchön,“ murmelte der Wüſtling in ſich hinein, „ſoll ich ſie ſchon jetzt zerſtören? — Er iſt ja todt; was kann ſie ſchaden? — — Aber meine gräfliche Ehre ſteht auf dem Spiele, wenn ſie plaudert; vielleicht noch mehr! Soll gar die Cathinka triumphiren?! — Keine Schonung um Sinnenkitzel; es giebt mehr der Weiber. Vorwärts!“

Mit gezücktem Dolch drang der Graf auf Coelina ein, die ſich in dieſem Moment in der höchſten Lebensgefahr befand. Allein zur Mitte des Weges flog ihm ihr Stuhl entgegen, daß er ſtrauchelnd auf's Knie ſank. Ehe er ſich völlig wieder erhob, hatte die Jungfrau mit Blitzesſchnelle eine Piſtole von der Wand geriſſen. Der Schuß donnerte, und über den blutenden Körper des Gefallenen ſtürzte die Gefangene gleich einem geſcheuchten Reh in den Forſt.

Wild heulte und tobte hinter dem Mädchen der Saupacker an ſeiner Kette.

◆

Fünftes Kapitel.

Ein Vater tritt auf, veranlaßt eine wichtige Berathung, und verlebt eine abentheuerliche Nacht, welche einen Gerichtstag herbeiführt.

◆

Es war ein trüber, regnichter Vormittag, als ein einſamer Wanderer von rieſigem Körperbau langſam durch das Dorf Dahlen dahin ſchritt. Die Laſt der Jahre hatte ſeinen Rücken gebeugt und die Sonne von mehr als ſiebenzig Sommer ſeine Haare gebleicht, welche reich und lang um die Schläfen des olivengebräunten Antlitzes floſſen. Er war in eine weite blauleinene Blouſe gekleidet, über welcher auf den Schultern neben einer großen Peitſche ein Querſack hing, der ſeine Habſeligkeiten bergen konnte. An den Füßen trug er grauleinene eng angeknöpfte Gamaſchen mit Schuhen, auf dem Haupte eine runde geſtrickte Kappe von rother Wolle. Gegen ſein Alter verrieth er Kraft und Ausdauer in den mächtigen Muskeln; aber eine weite Wanderung mochte ihn jetzt erſchöpft haben, denn oft hielt er an, ſich auf den knotigen Wanderſtab ſtützend, den er in der Rechten trug. Tiefe Seufzer entrangen ſich dann der breiten gequälten Bruſt und finſter ſtarrten die dunklen Blicke unter der ſorgendurchfurchten Stirn zur Erde.

Endlich erlahmten ſeine Schritte auf dem glatten ſchlüpfrigen Wege. Er ſetzte ſich auf einen umgefallenen Baumſtamm, ſein ermüdetes Haupt vorüber ſenkend, ſo daß es ganz eingehüllt ward von den ſchneeigen Locken des Nackens. Feiner Regen rieſelte erkältend auf ihn herab; er achtete der Näſſe nicht, im trüben Gedankenſpiel ſogar die abgenommene Kappe zwiſchen den Händen zuſammenfaltend. Der Scheitel ſeines Oberkopfes zeigte ſich dabei kahl und blank, wie eine Marmorplatte.

„Troſtloſes Schickſal,“ ſeufzte er, die buſchigen Augenbrauen ſchmerzlich verziehend, „heimathlos wandern auf der weiten Gotteserde, keine Scholle ſein nennen von der unermeßlichen Fläche, ein Fremdling, wo die Sonne aufgeht und wo ſie niedergeht! — — Mein Volk iſt zerſprengt, meine Gadſi *) todt, mein eigenes Blut, mein Tſchowo **) mir geraubt und gemordet, meine Tochter verſchwunden! — Warum lebe ich noch? — O Ihr, die Ihr uns hetzet, wie das Wild des Waldes, eine kurze Stunde Euch, wie uns lange Jahre.“

Eine große Thräne rann aus dem Auge des Greiſes in ſeinen weißen Bart, den zerreißenden Anblick gewährend, der es iſt, einen Mann, einen alten Mann weinen zu ſehen. Weit ergreifender wirkt die gebrochene Kraft, als die duldende Schwäche.

---

*) Eheweib.

**) Sohn.

Nach einer Pauſe erhob er ſich von Neuem. „So will ich denn wandern,“ ſagte er, den Stab prüfend gegen die Erde ſtemmend, „wandern, wie es der Fluch meines Stammes gebietet, und ſuchen nach dem einzigen Kinde, dem Troſt meines einſamen Alters. O Dewol *), Dein Zorn ſchlägt hart.“

Langſam ſchwankte der Reiſende des Weges. Als er das Ende des Dorfes erreicht hatte, fühlte er, daß es heute mit ſeinen Kräften am Ende ſei. Eine ohnmächtige Schwäche lähmte alle ſeine Bewegungen, Fieberfroſt durchſchüttelte ihm die Glieder; er fürchtete ernſtlich, zu erkranken. Unweit der Straße erblickte er ein vereinzelt im Felde liegendes Bauerhaus, hierher lenkte er Hülfe ſuchend die ermatteten Füße. Der Beſitzer des Hofes, ein freundlicher Bauer, befand ſich glücklicherweiſe vor

---

*) O Gott.

der Hausthür und geſtattete dem Bittenden bereitwillig den Eintritt in die Behauſung. Gutmüthig unterſtützte er ſelbſt mit ſeinen Händen den Erſchöpften, ihn über die Lehmtenne des Vorflurs in eine behäbig eingerichtete Wohnſtube geleitend.

Bei dem Geräuſch, welches die Eintretenden verurſachten, wandte eine weibliche Figur, die ſinnend am Fenſter lehnte, das Haupt gegen die Thür. Unmuthig über die Störung wollte ſie eben in die vorige Lage zurückkehren, als ſie auf den grüßenden Ton des Greiſes ſich noch einmal umwandte und, plötzlich über alle dazwiſchen liegenden Stühle und Bänke hinwegſtürzend, dem Fremden mit lautem Jubelruf um den Hals hing.

„O miro Dadi! *) o mein lieber theurer Dadi, Du biſt gekommen; nun hat alle Noth ein Ende!"

„Meine Coelina! Mein Tſchowo **); hier

---

*) O mein Vater!

**) Kind.

finde ich Dich! O, wie ſegne ich meine Schwäche. Herr, Deine Wege ſind wunderbar!"

„Aber wie Du ſo bleich biſt und angegriffen, mein armer Dadi. Komm, ich bereite Dir ein Lager, Du mußt Dich ruhen und ſtärken. Ach, die Leute ſind gut und lieb hier; mich haben ſie ja auch aufgenommen."

Es war ein ergreifender Anblick, wie das blühende Kind in der ganzen Leidenſchaftlichkeit ſeines morgenländiſchen Gemüths ſich an den greiſen Vater ſchmiegte, der mit ſeinen rieſigen Körperformen ſich daneben ausnahm, wie eine Eiche, welche die Roſe überwölbt. Bald hing ſie an ſeinem Halſe, dann zog ſie ihn nieder auf einen Seſſel, nun ihn herzend, nun fragend, und alles in einer Glut, die eben ſo gut auf einen Geliebten als einen Erzeuger hätte ſchließen laſſen. Die ganze Bauernfamilie war herbeigekommen, und betrachtete mit theilnehmenden Blicken ein Schauſpiel, das Allen zum Herzen ſprach, wie ſeltſam es auch den beſonnenen Kindern der ſandigen Mark erſcheinen mochte.

O, Ihr in Euren ſtrahlenden Salons, redet Euch nicht ein, tiefer zu empfinden, weil Ihr höher gebildet ſeid; Freude und Schmerz gehören nicht zu den Prärogativen der Geburt und der Erziehung. Je urſprünglicher die Natur iſt, je weniger ſie hineingezwängt ward in die Anempfindelei moderner Verbildung, um ſo gewaltiger wird die Seele in Luſt und Leid dahin geriſſen. Schaut her auf die lachende und weinende Coelina, erkennt in ihr den rein menſchlichen Abglanz des Göttlichen, und dann ſagt, ob Ihr Gleiches ſah't, wo Eure Orden blitzen und Eure Fächer rauſchen?!

Die körperliche Abmattung des alten Zigeunerherzogs unterbrach die rührende Scene kindlicher Hingebung, um einer anderen ſtrengerer Pflichterfüllung Platz zu machen. Mit freundlicher Geſchäftigkeit trieb Coelina die gutmüthigen Landleute zum Zimmer hinaus, ihnen ſpäter weitere

Erklärung verſprechend, und insbeſondere die Kleinen ermahnend, fein ruhig zu ſein, und keinen Lärm mit dem Hofhunde anzufangen. Emſig bereitete ſie dann dem Vater ein weiches Lager auf den zuſammengerückten Holzbänken, und kauerte ſelig in ſich hineinlächelnd daneben auf dem harten Boden, als ein geſunder Schlaf bald die müden Glieder des Greiſes umfing.

Die rüſtige Wandernatur bedurfte nicht langer Erholung. Durch Kummer, Sorge um die verlorene Tochter und übermäßige Marſchanſtrengungen nur augenblicklich erſchöpft, kehrten die Kräfte an der Seite des erſehnten Kindes nach kurzer Ruhe ungeſchmälert zurück. Als der Zigeuner im Verlauf weniger Stunden ſeine Augen aufſchlug, begegneten ſie in gewohnter Friſche den leuchtenden Blicken Coelina's, die, ein hütender Engel, unverrückt an ihrem Platze geſeſſen hatte. Kaum war noch der Genuß der einfachen Bauernkoſt erforderlich, um den gewaltigen Gliederbau wieder mit jenem Lebensmuthe zu beſelen, der ihn bis jetzt frei und frank durch die Welt regiert hatte. Ein Zigeunerherzog verſtand zu entbehren, ohne darum an den Untergang ſeiner ſouveränen Würde zu glauben.

Das ſtürmiſche Entzücken des unerwarteten Wiederſehens wich jetzt einer ruhigeren Unterhaltung zwiſchen Vater und Kind. Die Begegnung war für beide Theile gleich plötzlich gekommen; Beide hatten zu fragen und zu antworten.

„Ich habe Dir, wie gewöhnlich, nur Trübes mitzutheilen, meine arme Coelina,“ begann der Herzog, indem er den Tiſch mit dem einfachen Mahle zurückſchob und beide Hände ſeines Kindes in die eine Rieſenfauſt ſchloß. „Seit den letzten Nachrichten, die ich Dir mittelſt jenes durchreiſenden Zigeuners überſandte, wie traurig ſie auch ſchon waren, ging es uns fortwährend ſchlechter. Wir litten Noth an allen Enden. Ein Theil von uns lag in den Vorſtädten Amſterdams, ein an=

derer auf den benachbarten Dörfern, Viele, zu denen ich ſelbſt gehörte, kampirten in den Wäldern. So lange die Unruhen durch die Franzoſen im Gange erhalten wurden, konnten wir noch Mancherlei im Trüben fiſchen, obwohl ſie uns mit ihrer heilloſen Aufklärungswuth ſchon allen Verdienſt aus dem Wahrſagen entzogen hatten; je mehr aber eine gewiſſe Ordnung der Dinge eintrat, um ſo ſchwieriger ward das Leben. Die ganze Umgegend war uns am Ende aufſäßig, und wo das verdammte Landvolk einen Einzelnen betreffen konnte, war er ſeiner Seligkeit oder Unſeligkeit gewiß.“

„Unter dieſer Lage der Dinge beſchloſſen wir, vom Elend gedrängt, in einer Nacht einen großen Raubzug gegen die fette Viehtrift eines entfernteren Dorfes. Wir waren ſo ziemlich Alle beiſammen und rückten in großer Stille an. Gleichwohl mußte die Sache vorher verrathen ſein; denn als die ganze Bande auf der Weide mit dem Eingreiſen der Rinder beſchäftigt war, ſtürzten plötzlich die Bauern aus einem Hinterhalt zahlreich und wohlbewaffnet über uns her. Es erhebt ſich ein blutiges Kuroben.*) Auf beiden Seiten giebt es gleichmäßig Todte und Verwundete; unſere Parthei geräth aber doch am Ende in ein verzweifeltes Gedränge. Um Luft zu ſchaffen, laſſe ich Einen ſich davon ſchleichen und Jag**) in's Dorf werfen Die Flamme frißt ſchnell um ſich, das Landvolk eilt zum Löſchen, indeß wir Zeit behielten, uns mit unſeren Todten und einem Theil der Beute davon zu machen."

„Durch dieſe Kühnheit waren wir allerdings gerettet, aber auch die Regierung bitter gereizt worden. Dennoch hätten die Thäter verborgen, wenigſtens Alles unerwieſen bleiben können, wenn nicht, gegen meinen Befehl, am anderen Tage abermals mehrere Zelte nach den Brandſtätten hinausgezogen wären, um ihre Leckerei an dem halbverbrannten oder geſtorbenen Vieh zu ſtillen. Einige wurden wieder erkannt, ergriffen und dadurch der Ueberfall verrathen.“ —

---

*) Handgemenge.

**) Feuer.

Unſere nicht zigeuneriſchen Leſer dürften in den Neigungen ihres Gaumens eine ziemliche Divergenz von dem Geſchmack vermerken, den der Zigeunerherzog ſo eben an ſeinen Zelten erwähnte. Wenn er indeſſen daran nichts als das Unzeitige zu tadeln ſcheint, ſo bitten wir, darum keinen Widerwillen gegen ſeine erlauchte Perſon zu hegen, indem wir die hiſtoriſche Bemerkung bevorworten müſſen, daß geſtorbenes, beſonders verbranntes Vieh, nach einer alten Nationalgewohnheit, zu den Leckerbiſſen der Zigeuner gehört. Nur von Einzelnen wird es entſchieden verſchmäht, und wenn ſich zu den Letzteren der Herzog mit ſeinen Kindern immerhin rechnen mochte, ſo durfte er doch dieſe liberalen Ideen in Bezug auf das Volk, welches über ſeine Privilegien eiferſüchtig wachte, bei Gefahr einer Thronrevolution, nicht laut werden laſſen. Die Zigeuner ſtützten ſich zu ihrer Rechtfertigung auf das ſehr ſchlagende Argument, es müſſe das Fleiſch eines Thieres, das Gott ſchlachte, beſſer ſein, als das Fleiſch eines ſolchen, das von der Hand eines Menſchen ſterbe. Ländlich, ſittlich! —

„Das Weitere,“ ſchloß der Herzog, „kannſt Du Dir jetzt ſelbſt ſagen. Der Schaden des faſt ganz vernichteten Dorfes hatte ſich als höchſt bedeutend ergeben. Von allen Seiten liefen Beſchwerden ein; durchgreifende Maaßregeln wurden beſchloſſen und Kuromangri*) gegen uns ausgeſchickt. An Gegenwehr war nicht zu denken; wer ſich fangen ließ, und das iſt den Meiſten begegnet, mußte es mit dem Leben, oder der Freiheit büßen, die Andern ſuchten in ſchleuniger Flucht ihr Heil. Ich ſelbſt entkam meinen Verfolgern durch ein halbes Wunder, und nahm ungeſäumt meinen Weg nach **Berlin**, weil ich Dich mit Guido dahin vorausgeſandt hatte. Euer Auftrag, um Aufnahme für unſer Volk im Preußiſchen Staat, war jetzt überflüſſig; es lag mir nur daran, mich bald möglichſt mit Euch zu verbinden."

---

*) Fußvolk.

„Denke Dir mein Entſetzen, als ich ermattet von den Strapazen meiner Reiſe geſtern in den mir wohlbekannten Ker *) der violetten Hanne anlange, und auf meine haſtige Frage nach Euch, zum Beſcheid erhalte, daß Ihr Alle ſeit einiger Zeit nicht geſehen wäret, auch keine Kunde hinterlaſſen hättet, ob und wann Ihr wiederkehren würdet. Ich mußte es vermuthen, daß meine letzten Nachrichten Dich zur Eile getrieben. Es war möglich, daß Ihr bereits auf dem Rückweg zubrachtet; arglos eiltet Ihr vielleicht Euren

---

*) Haus.

Verfolgern geradezu in die Hände; **baro Dewel**,*) wer ſollte warnen und retten!"

„Betäubt, bewußtlos ſtürzte ich wieder davon, eilte in die Stadt, auf's Feld, in die Dörfer, fragte, ſuchte, forſchte, erhielt hier eine mitleidige, dort eine ſpöttiſche, überall eine nichtsſagende Antwort. So kam **Katti** **) heran. Ich brachte ſie in namenloſer Angſt auf dem Felde zu, und beſchloß endlich, am heutigen Tag noch in der Umgegend zu ſtreifen, dann aber ungeſäumt nach Holland zurückzukehren, um Euch wo möglich einzuholen, wenn nicht, zu retten, oder mit Euch zu leiden. Bis an dies Dorf ſchleppten mich meine wankenden Füße; hier hatte mich die Angſt erſchöpft; ich fürchtete eine ſchwere Krankheit, als ich das Haus erreichte. Der gutmüthige Bauer nimmt mich auf; ich finde Dich, meine **Schai** ***), und die

---

*) Großer Gott.

**) Die Nacht.

***) Tochter.

Freude hat das gequälte Vaterherz wieder geſund gemacht.“

Der Herzog Zindelo ſchwieg, indem er ſeine Tochter noch einmal mit väterlicher Wonne in die nervigen Arme ſchloß.

Man muß ſich hier erinnern, daß die patriarchaliſche Anſchauungsweiſe aller Völker des Orients ein weit innigeres Zuſammenſchließen der Familienbande zur Folge hat, als im Occident. Nur ſo wird man es begreifen, wie eine ſonſt rauhe und wilde Natur in der Aeußerung blutsverwandtſchaftlicher Anhänglichkeit ſanft und milde werden konnte. Ganz beſonders ſind es gerade die Zigeuner, die eine unbeſchränkte Liebe zu ihren Kindern verrathen, und ihnen ſelbſt die ausgelaſſenſten Streiche nur mit Schmeicheleien und Liebkoſungen vergelten.

Ein ſtiller Schmerz hatte ſich unter der Erzählung des Herzogs über Coelina's Antlitz gelagert, der ſich endlich in heiße Thränen, der Erinnerung ihrer Freunde geweiht, auflöſte. Sie hatte ſich zu den Füßen des Vaters auf eine Bank geſetzt, und ſchaute, den rechten Arm auf ſeine Kniee gelehnt, mit angſtvoller Spannung in ſeine ausdrucksvollen Züge. Pantomimiſch waren alle Affecte über das markige Geſicht des Greiſes dahingeflogen: der Jammer des Elends, der Kampfesmuth im Gefecht, die Angſt auf der Flucht, der Schmerz um die Tochter, die Sorge bei der Nachforſchung, — bis ſich endlich ſegnend die Freude des Wiederfindens darüber breitete, und ihren glänzenden Strahl in die Nacht der Leiden fallen ließ. Gewiß, eine anziehende Situation!

Wäre uns das Geſchick der Malerei beſchieden, wir würden hier das Thema eines Gegenſtücks zur Scheherezade und dem Sultan entnehmen. Dort erzählt das üppigſte Weib anmuthige luſtdurchwebte Mährchen von Luſt und Liebe, hier ein gebeugter Greis bittere, ſchmerzerfüllte Wahrheit von Kampf und Noth; dort horcht der mächtigſte, glanzvollſte Herrſcher des Orients, hier eine vertriebene, ärmliche Zigeunerin des Occidents; dort funkelt im Palaſt Gold und Edelgeſtein, hier iſt die Bauernhütte ſchlecht und recht. Man nennt das Gegenſätze, und dennoch weh't in ihnen ein und derſelbe Lebensodem, dennoch würden ſich gerade hier beide Partheien bevorzugter, ſogar — gebenedeieter Geburt verrühmen!

„Jetzt mein Kind," nahm Zindelo den unterbrochenen Faden des Geſprächs wieder auf, „jetzt erzähle auch Du mir vor allen Dingen, wie es kommt, daß ich Dich hier ſo unverhofft und von allen Gefährten verlaſſen, antreffe. Ac jole hi?" *)

„Mit mir hat es ein gar ſeltſames Bewandniß," begann Coelina; „ich kann Dir indeß die Hauptſachen kurz mittheilen. — Vor mehreren Tagen, ſpät in der Nacht, von einer Berathung

---

*) Wo ſind ſie?

mit Heinz heimkehrend — Deine letzten Nachrichten waren eingetroffen — ſehe ich mich plötzlich auf dem Wege von zwei rohen Gadzendar *) überfallen und gewaltſam zu einem Dritten in eine Hütte des benachbarten Waldes geſchleppt. Der Letztere, ein anſcheinend vornehmer Herr, der mich verkleidet ſchon länger verfolgte, ſperrte mich eine Nacht bei ſich ein. Er gab vor, mich aus Liebe entführt zu haben, hatte es aber — wie ich bald bemerkte — eigentlich auf unſeren Guido abgeſehen, über den er mich vorſichtig auszuforſchen ſuchte. Ich war in Erinnerung der Vergangenheit auf meiner Hut, ließ ihn errathen, daß ich Guido kenne, ſtellte ihn aber dann auf eine Probe, indem ich vorgab, derſelbe ſei todt. Hierüber gerieth der Fremde, welcher ſich Jazewski nannte, in die ausgelaſſenſte Freude, gelobte mir eine fürſtliche Belohnung, redete, wie in

---

*) Menſchen.

der Zerſtreuung, allerlei wunderliche Dinge, von einer Grafenwürde, die ihm zugefallen ſei, kurz, ſchien mich vergeſſen zu haben. Ein Name, den er nannte, entlockte mir einen unvorſichtigen Ausruf des Erſtaunens; er wandte ſich wieder zu mir, betrachtete mich ſcharf und fragte mich endlich entſetzt, ob ich die Schai *) der Zigeunerin Atta ſei? Auf meine Bejahung wollte er mich umbringen, weil ich unter dieſen Umſtänden viel verrathen könne, das ihm gefährlich ſcheine. Er drang auf mich ein, ich griff in der Noth nach einem bereit liegenden Puſchka, **) ſchoß ihn nieder und flüchtete mich in den Wald. Mit der Gegend völlig unbekannt, irrte ich den ganzen Tag unter Hunger und Durſt rathlos in der Wildniß umher. Die Dunkelheit begann einzubrechen, und ſchon überkam mich in der Einſamkeit eine Art von Schauer, obwohl ich mich ſonſt gerade nicht fürchte. In dieſer Noth führte mich der latſcho Baxt *) einem Bauer entgegen, der ſpät von der Arbeit heimkehrte. Ich klagte ihm meine Noth, als eine einſame Verirrte, und ward bereitwillig von ihm in ſeinen Joba **) genommen. Hier haſt Du mich gefunden, weil ich den Schutz aus Furcht vor meinem Feinde bis jetzt nicht zu verlaſſen wagte. Von Guido und Heinz habe ich nichts vernommen, gewiß ſind ſie meinetwegen in derſelben Angſt, die ich um ſie, und namentlich um Guido, empfinde."

---

*) Tochter.

**) Piſtole.

Coelina hatte in einem raſchen, ſtockenden Ton erzählt. Sie gab ſich ſichtbare Mühe, dem Vater vorerſt einen ruhigen, obwohl gedrängten Bericht abzuſtatten, gleichſam, als fürchte ſie durch andere Dinge geſtört, oder bewältigt zu werden, die ihr das Herz vorzugsweiſe zu bewegen ſchienen.

---

*) Glücksſtern. (Jeder Zigeuner ſteht unter einem beſonderen.)

**) Wohnſitz.

Der Herzog war in eine nachdenkende Stellung gefallen. „Wunderliches Geſchick,“ murmelte er, „wann wirſt Du endlich das dunkele Loos des armen Gadzeskero *) aufhellen? Ruh't denn ein ewiger Fluch auf ihm!“

„Darüber,“ brach Coelina jetzt lebhaft aus, „wollte ich gerade mit Dir reden; Ich habe mancherlei in Erfahrung gebracht, das von hoher Wichtigkeit iſt. Noch ſehe ich nicht alles klar, aber ich glaube, ich habe den Faden. O, Dadi gieb Acht, unſer Guido iſt ein Jammadar!“ **)

Zindelo richtete ſich aufmerkſam in die Höhe, die weißen Locken, welche den kahlen Scheitel umkränzten, langſam von den kleinen ſcharfblickenden Augen zurückſtreichend. Spähend heftete er ſie auf die glühenden Wangen ſeines Kindes.

---

*) Jüngling, Menſch.

**) Befehlshaber, überhaupt vornehmer Herr.

„Ich habe Dir ſchon oft angedeutet,“ fuhr ſie mit zitternder Stimme fort, „daß mir die Dajo,*) als ſie in Deiner Abweſenheit ſo plötzlich in meinen Armen verſchied, wahrſcheinlich noch ausführliche Mittheilungen über Guido machen wollte, aber durch den Verluſt der Sprache und die nachfolgende Beſinnungsloſigkeit daran verhindert wurde.“

„Ja, ja, ich weiß,“ bemerkte düſter der Greis; „ſie wollte nie im Leben mit einem Geheimniß hervortreten, das uns allen vielleicht wichtig geweſen wäre, und ich fürchte, ſie hat es unwiederbringlich mit in's Grab genommen. Sie hatte nun einmal einen ſtolzen, launenhaften Sinn.“

„Nein, mein Dadi, nicht ſo; ſei nicht ungerecht. Hat ſie es uns nicht mitgetheilt, daß ein ſchwerer Eid ihre Zunge bände, und haſt Du ihr Verſprechen nicht ſelbſt geehrt, indem Du nie weiter in ſie drangſt, ja ihren ſeltſamen Willen erfüllteſt, und bis zu ihrem Tode in Holland bliebſt?“

---

*) Mutter.

„Alles das habe ich, mein Kind; aber auf Koſten des armen Guido und unſerer ſelbſt; denn mit ihm gewonnen auch Wir.“

„Nun, mein Dadi, vielleicht iſt noch nicht Alles verloren, wir wollen ja ſehen, was meine Entdeckungen nützen; höre mich nur erſt an, ich muß Dir die Sachen recht genau in's Gedächtniß zurückrufen. — Alſo, mir war, als ob die Dajo auf dem Todtbette ihren Schwur gelöſt glaubte. Sie mochte nach dem Blutſturz wohl fühlen, daß es raſch zu Ende gehe, und winkte mich mehreremal an ihr Lager. Immer aber ſchob ſie mich wieder von ſich; eine unſichtbare Gewalt verſchloß ihr den Mund, ſo wie ſie den Namen Guido's nannte. Es waren bange, verzweiflungsvolle Stunden. — O me dikkaha Swa! *) Ich erkannte,

---

*) O, ich ſah die Thräne!

wie jung ich auch noch war, den inneren gewaltigen Kampf auf ihrem verzerrten Antlitz; ich hätte ihrem Leiden mit meinem Blute ein Ende machen mögen, und doch fühlte ich die unendliche Wichtigkeit, wenigſtens einen Fingerzeig über Guido zu erhalten. So harrte ich vom Morgen bis zum Abend. Die Dämmerung warf bereits lange, graue Schatten über das Krankenlager, da erhob ſie ſich plötzlich in krampfhafter Angſt. Ich eilte ſchleunig an ihr Bette, von welchem das bleiche Geſicht geſpenſtiſch zu mir herüber leuchtete; ſie fiel ermattet zurück, und zog mich zu ſich nieder. Wie in gänzlicher Geiſtesabweſenheit ſtarrte ſie einige Sekunden vor ſich hin, dann öffnete ſie den Mund, und ſagte mit haſtiger, ſchreckhaft tonloſer Stimme: „Gott helfe der armen Wally und dem jungen Blut, Guido iſt der Sohn," — — hier verſagte ihr die Stimme; der Lawe *) verhallte in

---

*) Name.

einem unverſtändlichen Röcheln. Ich lauſchte in einer athemloſen Spannung, fragte, aber ich bekam keine Antwort; die innere Angſt hatte die leidende Dajo bewußtlos gemacht. Als ſie wieder zu ſich kam, ſchien ihr Verſtand gewichen, und am folgenden Tage war ſie verſchieden.“

„Wie habe ich ſeitdem in ſchlafloſen Nächten dem Schalle jenes Namens nachgelauſcht! Ich ſah das Wort am Tage durch die Lüfte fliegen, ich hörte es in der Nacht durch meine Träume klingen, ich las es an Guido's Stirne, es war hier und überall, — dennoch vergebens, ich konnte den Inhalt nicht faſſen! Jetzt aber höre Dadi. Als ich meinem Kerkermeiſter im Grunewald mittheilte, daß Guido geſtorben ſei, da nannte er ſich jubelnd regierender Graf zu Felſenberg. — Dadi, dies iſt der Alo! *) Felſenberg hat die Dajo geſagt, ich höre ſie es noch ſprechen.

---

*) Das Wort.

O, ich laſſe mir das nicht abſtreiten, ich will es beſchwören mit tauſend Eiden; ja, ja, glaube mir, — Felſenberg!"

Coelina war in der lebhafteſten Erregtheit aufgeſprungen; ihre Augen blitzten, ſie hielt den Vater an beiden Armen, gleichſam, als wollte ſie ihn hindern, gegen die Richtigkeit ihrer Behauptung Zweifelsgründe vorzubringen.

Auf dem Geſicht des Herzogs war eine lebhafte Unruhe hervorgetreten; er ſchien die Angaben Coelina's nicht beſtreiten zu wollen, ſondern vielmehr neu angeregten Gedankenverbindungen nachzuhängen. „Sagteſt Du nicht vorhin, mein Kind," fragte er, aufmerkſam in das noch immer angſtvoll ſpähende Auge des Mädchens ſehend, „jener Fremde habe Dich als Atta's Schai erkannt, und deshalb umbringen wollen?"

„Ja doch, Dadi, ich ſollte nichts ausplaudern. Wenn Zeit geweſen wäre, würde ich mich über ſeine Bekanntſchaft mit der **Atta** groß gewundert haben.“

„Aber ich wundere mich nicht, mein Tſchowo, *) ſondern ich erkenne in dem wunderbaren Zuſammentreffen einen höheren Fingerzeig, der uns vielleicht — ich ſage vielleicht! — zum Ziele lenken will. Alte, längſt vergeſſene Erinnerungen werden in mir wach, Geſtorbenes, das jetzt ſeine Gruft verläßt, um über die Lebendigen zu Gericht zu ſitzen. Höre, was mich bewegt, und was Du bis jetzt niemals erfuhrſt.“ —

„Als Deine Dajo **) noch ein Mädchen war, lebte ſie einſam bei ihrer Mamjake, ***) welche ſich vom Wandern losgeſagt, und in einem kleinen Dorfe Weſtphalens häuslich niedergelaſſen hatte. Die Eltern waren plötzlich geſtorben, Deine Dajo mußte zufrieden ſein, hier eine geſicherte

---

*) Kind.
**) Mutter.
***) Großmutter.

Aufnahme und ein kümmerliches Auskommen zu finden. Raſch verbreitete ſich der Ruf ihrer Schönheit, und bald folgten ihr die Bauerburſche, trotz des Umſtandes, daß ſie eine Zigeunerin war, auf allen Schritten. Atta verſpottete indeß ihre tölpelhaften Schmeicheleien, um deſto achtſamer auf die Worte eines fremden Jägermannes zu horchen, dem ſie häufig im Walde beim Holzſammeln begegnete. Der Fremde war jung, ſchön, und behandelte ſie mit ſo viel Aufmerkſamkeit und Theilnahme, daß ſie ihre Schüchternheit nach und nach ablegte, ja, ihm endlich mit zärtlichſter Liebe zugethan ward, und es die ganze Woche nicht verſchmerzte, wenn er am Holztage im Walde ausblieb. Zwar wollte der Jagari, *) der nur ſeinen Vornamen Hugo nannte, ſich nie vor den Leuten ſehen laſſen, und noch weniger in die Wohnung der Atta kommen, weil er ein Wildſchütz ſei, auf den die Obrigkeit

---

*) Jäger.

Acht habe; indeß konnte das Deiner Mutter nicht auffallen, vermehrte im Gegentheil ihre Zuneigung. Deſto unangenehmer fand ſie ſich durch eine wilde, immer wachſende Zudringlichkeit des Freiers berührt, der ihr zwar die Ehe verſprach, aber auch zugleich verlangte, daß ſie heimlich ihre Mami *) verlaſſen, und mit ihm davon gehen ſollte. Wider dieſen Antrag hatte ſich die Atta, trotz ihrer Liebe, ſtets entſchieden geſträubt, dann aber war er jedesmal zornig davon gegangen, und ſie mit Thränen heimgekehrt.“

„Eines Tages hatte ſich ſolcher Auftritt wiederholt. Hugo war heftiger und ſtürmiſcher als je in die Geliebte gedrungen, und hatte ſie endlich, als er durch ihre beſtimmte Weigerung auf's Aeußerſte gereizt war, mit einem furchtbaren Schwur verlaſſen, daß ſie in acht Tagen ſein werden ſollte. Von düſteren Ahndungen verfolgt,

---

*) Großmutter.

ſchlug Deine Mutter den Heimweg ein. Am anderen Abend begab ſie ſich auf den herrſchaftlichen Gal,*) Namens Frohnſtein, um die wöchentliche Unterſtützung für ihre Mami abzufordern. Eben wollte ſie wieder heimkehren, als eine angenommene Waiſe des Hauſes, Cathinka von Wally, welcher Deine Mutter wegen ihrer freundlichen Herablaſſung ſchon lange herzlich anhing, ſie leiſe zu ſich auf's Zimmer winkte, und mit der Frage: ob ſie den im Schloßgarten wandelnden Herrn erkenne, an ein vergittertes Fenſter treten hieß. Atta ſah ſcharf hin; — es war ihr Jagari, nur in glänzenden, ungewohnten Prachtkleidern! — Danke Gott, ſagte zu ihr die Rachoji,**) der mich zu Deinem Schutz beſtellte, Du ſiehſt dort Niemand anders, als den gnädigen Grafen Hugo von Felſenberg, der hier bei ſeinem Onkel verweilt. Hüte Dich vor ihm, ich bin zufälliger Ohrenzeuge einer Unterredung zwiſchen ihm und ſeinem Bedienten geweſen, und habe erfahren, daß er unehrliche Zwecke mit Dir vorhat. Man will Dich im Walde beim Holzſammeln gewaltſam entführen. — Betäubt und zermalmt entwich die betrogene Atta aus dem glänzenden Schloß, um leiſe und ungeſehen ihren Heimweg anzutreten. Ihr war das ſchwerſte und furchtbarſte Leid der Erde begegnet, das Leid, ſich in dem Gegenſtand ihrer Liebe getäuſcht zu haben, den Mann ihres Herzens für einen Verworfenen erklären zu müſſen!“

---

*) Edelhof.

**) Edeldame.

„Laß mich hinwegeilen über dieſe Prüfungszeit einer Unglücklichen, die ja eine vertriebene Zigeunerin war und bei Niemandem auf Mitleid Anſpruch machen konnte, als etwa wieder bei einem Zigeuner, welcher ſpäter ich war. Die Sorge für ihre perſönliche Sicherheit diente ihr glücklicherweiſe zum wohlthätigen Ableiter des Kummers. In der Hütte ihrer Großmutter durfte ſie ſich nicht länger ſicher halten, auch wenn ſie den Weſch*) vermied. Sie betrachtete es daher als ein großes Glück, daß nach wenigen Tagen eine Zigeunerbande in dem Dorfe eintraf, welche nach dem Oeſterreichiſchen herunterzog. Mit Bewilligung ihrer Mamjakero**) ſchloß ſie ſich dieſer an, und entging dadurch glücklich der weiteren Gefahr. Mehrere Jahre ſpäter trafen wir Dui***) im Banat zuſammen; ſie heirathete mich nach langer Weigerung auf mein inſtändiges Werben, und trat dadurch an die Spitze unſerer Zelte. Aber wie es denn wohl immer geſchehen mag, die Jugendliebe ſaß ihr feſt im Herzen, für ſie und für mich eine ewig ſtumme Qual."

Zindelo hielt einen Augenblick inne, um der gepreßten Bruſt durch einen Seufzer Luft zu ſchaffen. Auch Coelina ſchwieg im Sturm widerſtreitender Gefühle. Das traurige Loos ihrer Mutter bewegte ſie tief, vielleicht viel tiefer und mahnender, als ſie ſich augenblicklich ſelbſt klar machte; dagegen aber entzückte es ſie, daß der Vater ihren ſtillen Hoffnungen für Guido nicht widerſtritt, vielmehr Mittheilungen gab, die ſie gern als Beſtätigung ihrer theuerſten Wünſche hinnahm.

---

*) Wald, Forſt.

**) Großmutter.

***) Beide.

„Faſt waren mir die Namen und die Erinnerungen daran unter den Ereigniſſen ſpäterer Jahre erloſchen,“ ſprach der Herzog weiter, indem er ſich mit der flachen Hand über die breite Stirn fuhr, „und nie habe ich überdies an einen nur möglichen Zuſammenhang zwiſchen dem Grafen Felſenberg und unſerem Guido gedacht. Indeſſen ſcheint jetzt, nach Deinem Begegniſſe, wohl anzunehmen, daß der Verräther am Herzen Deiner Mutter und jener vorgebliche Jazewski nur ein und dieſelbe Perſon ſein können. Da nun eben dieſer ein Wiſſen vom Daſein Guido's, und ein Intereſſe an ſeinem Schickſal verrieth, ſo wäre uns ſchon dadurch wenigſtens ein beſtimmter Anhaltspunct für unſere weiteren Nachforſchungen gegeben, auch wenn Du den Namen aus Atta's Munde falſch deuten ſollteſt."

„Nein, nein, das thue ich nicht," beharrte Coelina mit lebhafter Freude. — Schnell fügte ſie im drängenden Eifer hinzu: „laß uns jetzt nur ſogleich weiter überlegen, wie wir den flüchtigen Raja Hugo Felſenberg auffinden, da ich kaum weiß, was ihm mein Schuß angethan haben mag. Ja, wie ermitteln wir ſein Verhältniß zu Guido, ohne dieſen Preis zu geben? Der böſe Manuſch *) kann um ſo weniger ein freundliches Intereſſe an ihm nehmen, als er ſcheinbar den unbeſtrittenen Beſitz einer Grafenkrone eben auf ſeinen Tod gründete."

„So, das that er?" fragte eifrig der alte Zigeunerherzog, bei dem der Eigennutz jetzt auch eine Rolle übernehmen mochte. „Ei ja, ich habe

---

*) Menſch.

es mir immer gedacht, hinter dem Gadzoko *) müſſe etwas ſtecken, umſonſt verfolgt man ſo ein Rat **) nicht auf Leben und Tod; aber wir haben ihn gerettet, das muß er wiſſen, nicht wahr, Coelina?"

„Ach freilich, Dadi," entgegnete dieſe unangenehm berührt, „laß das nur jetzt und ſage lieber Deine Meinung, wo wir eigentlich nachforſchen ſollen, in Weſtphalen oder im Grunewald? Beides liegt weit genug von einander."

„Ja, ja" gegenredete der Greis ungewiß, „ſo ein regierender Graf reiſt wie der Balwal ***). Ich wollte, Du hätteſt ihm das verdammte Lebenslicht ausgeblaſen, da wären wir ſammt und ſonders gerächt. — Ich denke mir, Niemand anders als Er hat dem Guido die Lebensnachſtellungen bereitet. — — Könnte ich inzwiſchen nur erſt irgendwie herausbringen, welcher Zuſammenhang zwiſchen Beiden obwaltet. Ein Schave *) oder ein Krupral **) des Grafen, wenn auch aus ſpäterer Ehe, kann der Guido nicht ſein, denn dann hätte Jener als Vater, oder wenigſtens als Erſtgeborner, unmöglich am Tode des Verfolgten ein Intereſſe. Selbſt kann uns Raja ***) Hugo das Kind auch nicht übergeben haben, weil er es ſchwerlich in Atta's Hände gelegt, vielmehr zweckdienlicher dann ſogleich umgebracht hätte. Aber wiederum, woher erfuhr Er unter ſolcher Vorausſetzung vom Aufenthalt Guido's bei uns? Woher vermuthete Er, daß Du als Atta's Tochter Gefährliches ausplaudern könnteſt? Hat Er ſpäter mit ihr in Berührung geſtanden und ihr vielleicht ſelbſt den Eid abgenommen? Das iſt bei dem voraufgegangenen Liebesverhältniß unmöglich;

---

*) Jüngling.

**) Blut.

***) Sturmwind.

---

*) Sohn.
**) Bruder.
***) Graf, Fürſt.

es wäre mir auch wohl kaum verborgen geblieben. — — Hätte die **Atta** nur irgend eine Vermuthung über die Ueberbringer des Knaben geäußert! — Je mehr ich nachdenke, um ſo tiefer verwickeln mich die heilloſeſten Zweifel, und ich fürchte, daß wir, trotz unſerer Entdeckungen, noch immer ſehr mächtige Hinderniſſe zu beſiegen haben. Dennoch ſehe ich wohl, daß Vorſicht gegen den falſchen Raja die Hauptſache bleibt.“

„Wir wollen vor allem nur nicht den Muth verlieren, mein Dadi,“ ermunterte das Mädchen, „denke Dir die Seligkeit, wenn wir, die verachteten Zigeuner, eine große Schandthat enthüllten, und einem unterdrückten Unſchuldigen wieder zum Recht verhülfen. — Auch Du gewönnſt ja damit ein ſorgenfreies Alter,“ ſetzte ſie in Bezug auf den nationellen Egoismus ihres Volkes hinzu.

Der Herzog **Zindelo** nickte ſtumm mit dem Kopfe, ohne ſogleich einen weiteren Weg zum Gelingen des Verhabens angeben zu können. Tieſeres Eingehen in die Sache zeigte ihm Schwierigkeiten, welche die erſte Freude über die neuen Entdeckungen überſehen ließ, das machte ihn ſtutzig und unwirſch. Er war ein echter Zigeuner, als ſolcher hurtig zur That, aber auch bald zurückgeſchreckt, ſo wie ſich die Hemmniſſe ſteigerten. Seine anfängliche lebhafte Sicherheit ging daher eben ſo ſchnell in Kleinmuth über.

Coelina's Geiſt dagegen blieb um ſo geſchäftiger; ſie überlegte noch einmal in raſcher Folge das Gehörte und war raſtlos beſtrebt, durch neue Combinationen der Thatſachen ſich dem Ziele näher zu bringen. Die Mädchenſeele fibrirte elaſtiſcher, wurde durch gewaltigere Motive getrieben, als der ruhiger und darum weniger eindringlich ſpeculirende Verſtand des alten Vaters, wie wenig dieſem ſonſt Schlauheit und Scharſſinn abzuſprechen waren. — Plötzlich fuhr ſie von Neuem mit Lebhaftigkeit in die Höhe.

„Mein Dadi, was verſäumte ich! Du weißt, der Name **Wally** bildete bisher aus dem Munde der Dajo unſere einzige, leider an ſich unverſtandene und überdies unverfolgbare Spur. Ich vergaß aber ganz, Dir zu ſagen, daß ich in einem unwillkührlichen Antrieb dem Grafen die Erklärung entlockte, dies ſei der Name von **Guido's** Mutter, gegen welche er dann ſpäter einen glühenden Haß ausſprach. Jetzt nennſt Du die Retterin meiner Dajeskero*) **Cathinka von Wally**, und der Groll des Grafen **Hugo** gegen dieſe würde ſich aus der vorhin erzählten Liebesbegebenheit, von deren Vereitlung durch die Rachsji**) er Kunde erhalten haben konnte, erklären. Iſt demnach nicht wahrſcheinlich **Cathinka von Wally** und jene **Wally**, welche meine Dajo — ſicher mit irgend einem Bezug zum Grafen **Hugo** — auf dem Todtbette eine „arme" nannte, dieſelbe Perſon? Iſt dieſe dann nicht vermuthlich zugleich **Guido's**

---

*) Mutter.

**) Edeldame.

Mutter, und haben wir ſomit nicht den Ort, wohin wir uns vertrauensvoll wenden dürfen, ohne eine Gefahr vom feindlichen Grafen zu befürchten, ohne ihn überhaupt nur aufſuchen zu müſſen?! — — Mein Gott, wie iſt mir denn!" fügte ſie nach einer Pauſe hinzu, indem ſie die beiden kleinen Hände lebhaft in einander ſchlug, „auch den Namen Cathinka hat ja der Jazewski ausgeſprochen. Sagte ich es nicht, Dadi, ich habe Recht, ich habe Recht!"

Der Greis ſchaute nachdenkend zur Erde. „Dein Scharfſinn, meine Tochter," antwortete er, „ſetzt mich nicht zum erſtenmal in Erſtaunen, aber ich ſehe für unſere gegenwärtige Verlegenheit keinen Erfolg. Ich geſtehe freilich, an den Zuſammenhang jener beiden Namen nie gedacht zu haben, weil mir, wie bemerkt, ein Antheil des Raja Felſenberg an unſerm Guido nicht im Traume möglich erſchien, und erſt der Raja mich an das Edelfräulein Cathinka zurückerinnert. Ich gebe zu, daß beide Wally's eine Perſon ſind, und dieſe

Perſon ſogar Guido's Mutter ſein kann; allein wie uns früher niemals der Name Wally wieder auf unſeren Wanderzügen begegnete und darum auch die Ausſage der geſchiedenen Atta ſtets unverfolgbar blieb, ſo kann ich auch hier auf keine Weiſe angeben, wo jene Rachsji, Cathinka von Wally, hingekommen iſt. Eine Nachfrage nach der Familie Wally an Ort und Stelle könnte allein frommen; ſie bleibt unmöglich, weil man uns in Weſtphalen gerade gegenwärtig beſonders hartnäckig verfolgt. Man würde uns im Fall des Ergreiſens jedenfalls einkerkern, wenn nicht als Lügner noch härter beſtrafen. Zu Mittelsperſonen aber können wir am wenigſtens greiſen, indem hinter der Zigeunerausſage ſtets ein Betrug gewittert werden, alſo Niemand ihr vertrauen würde. Was wollten wir am Ende auch beweiſen, wenn Guido's Mutter bereits geſtorben wäre? Im beſten Falle bekäme die ganze Sache eine Oeffentlichkeit, der wir Guido's Sicherheit durchaus nicht anvertrauen dürfen. — Nein, nein, wir müſſen uns an den Grafen ſelbſt halten! Nur ſind dabei große Fragen: ob er nicht bereits nach Weſtphalen zurückgekehrt iſt, und wie wir ihn ohne Gefahr für Guido ausforſchen, falls er ſich hier noch auffinden läßt. — Mein Kind, vergiß es nicht, wir ſind rechtslos!“

„Dennoch gebe ich meinen Glauben nicht auf,“ gegenredete Coelina mit der äußerſten Beharrlichkeit, „denn ich ſehe auch hier noch eine mögliche Auskunft. Ich glaube und weiß nun einmal, daß gerade ich berufen bin, unſerem Guido zu ſeinem Recht zu verhelfen. — Sieh’, was uns auf allen Zügen ſeit Jahren trotz der größten Mühe nicht gelingen mochte, was uns endlich unverrichtet ebenſo nach Holland heimkehren ließ, als wir es ſeit dem Tode der Dajo verlaſſen hatten, das Beſtreben, irgendwo den Namen Wally zu erforſchen, das iſt mir zufällig in Berlin gewonnen. Es wohnt dort, wie ich erfuhr, ein Herr von Wally, den wir zunächſt um weitere Auskunft angehen müſſen; ich hoffe, ſie um ſo ſicherer zu erhalten, als wir nun auch annehmen dürfen, daß Guido's Mutter eine Racheji war und die verwandten Adelsfamilien ſich ja, wie ich einmal habe ſagen hören, ſtets von Adam her kennen. Ohne meine unfreiwillige Reiſe in den Grunewald hätte ich dies Mittel zur Erkundigung längſt benutzt."

„Das wäre allerdings ſehr wichtig," ſtimmte der Herzog, dem durch dieſe Mittheilung neuerdings der Muth wuchs, ungeſäumt bei, „und etwas, worauf man weiter fußen könnte. In dieſem Fall müſſen wir aber ſo bald als möglich nach Berlin zu kommen ſuchen, was, denke ich, morgen geſchehen kann. Ohnehin haben wir die Unſrigen aufzuſuchen, um unſere Pläne für die Zukunft neu zu ordnen."

Hiermit endete das Geſpräch zwiſchen Vater und Tochter, in welchem Beide durch gegenſeitige

Mittheilungen nicht unbedeutende Aufklärungen gewonnen hatten und zu Entſchlüſſen gelangten, die ihnen das Gelingen ihrer Wünſche in eine, wenn auch entfernte Ausſicht zu ſtellen ſchienen. Sie gelobten ſich indeß, wie vorher, ſo auch jetzt ein unverbrüchliches Schweigen gegen Guido über ſeine Verhältniſſe und Hoffnungen zu beobachten, um ſein ehrgeiziges Herz im Fall des Mißlingens nicht noch tiefer zu verletzen. —

Die gutmüthigen Landleute waren gern erbötig, ihre beiden Gäſte, von denen Coelina ſich bereits die Freundſchaft der üblicherweiſe zahlreichen Kinderwelt erworben hatte, bis zum folgenden Morgen zu beherbergen. Der Tag verſtrich daher den Wiedervereinigten ungeſtört unter mancherlei Mittheilungen, und die Nacht war ihnen bald ein willkommener Bote der Ruhe für die Erſchöpfung, welche auch die Freude in ihrem Gefolge zu haben pflegt. Konnte doch Coelina nach Tagen der Angſt und der Sorge endlich einmal entſchlummern unter den beruhigenden Gedanken der Nähe eines Vaters, eingelullt vom ewigen Hoffnungslied ungeſchwächter Jugend, und gewiegt von den ſchimmernden Träumen einer glücklicheren Zukunft! Wer unter uns möchte der Unſchuld den ſeltenen Frieden mißgönnen?! — —

Die Geiſterſtunde mochte bereits vorüber ſein, die Schwärze der Nacht begann ſich grau zu färben, als ein ungewöhnlicher Lärm die Schläfer im Bauernhauſe erweckte. Aufmerkſam richtete der Herzog ſich vom Lager in die Höhe, ſeine Tochter durch ein kurzes Zeichen zur Stille ermahnend.

Das Geräuſch erhob ſich an der öſtlichen Seite des Hauſes, in den daſelbſt für das Federvieh angebrachten Ställen, und verbreitete ſich durch die Theilnahme aller vierfüßigen und zweifüßigen Bewohner ſchnell über das ganze Gebäude. Die wachſamen Gänſe und Hühner ſchienen durch ängſtliches Schreien und Flattern zuerſt eine Gefahr anzudeuten. Dies erregte die Aufmerkſamkeit der Hunde, welche ſich aus Verſehen im Hauſe befanden, und durch ein zorniges Geheul die Kühe aus ihrer trägen Ruhe aufſchreckten. Brüllend und mit ihren Ketten klirrend ſtreckten Letztere die Köpfe über ihre Krippen, während an der entgegengeſetzten Seite der Lehmtenne die Pferde in jenes ängſtliche Geſtampfe ausbrachen, das dieſen edlen Thieren zur Nachtzeit als Zeichen der Furcht gilt. Einige Schweine und Katzen verſuchten endlich nicht ohne Erfolg die Baß- und Diskantpartieen des improviſirten Conzerts zu übernehmen.

Das Geſchnattere, Gegakſe, Gebelle, Gebrülle, Gewiehere, Gegrunze ſchallte bald in einem ſo undurchdringlichen Chaos zuſammen, daß unſere Freunde nur mit äußerſter Anſtrengung die Stimmen der Hausbewohner vernahmen, welche zitternd und ſchreiend von ihren Schlafſtätten auf dem Hausflur zuſammenſtrömten. Niemand wußte, was ſich zugetragen, noch wo man eine Gefahr zu beſeitigen habe, denn der tolle Lärm raſte bald gleich ſtark von allen Seiten. Er verwirrte dadurch die ſchlaftrunkenen Gemüther immer mehr, denen ohnehin die Geſpenſtergeſchichten der Spinnſtube nicht fern lagen. Der Großknecht hatte in der Noth den geſcheidteſten Einfall, indem er mit lauter Stimme die erinnerlichen Reſte eines Bußpſalms aus ſeiner Schulzeit intonirte, worin die ganze Familie zur Rettung ihres Seelenheils unter herzerhebendem Geſchrei einſtimmte. Sachverſtändige werden ermeſſen, daß die Vierfüßler aus dieſem Geſange eine nicht geringe Anfeuerung für ihre obligate Begleitung entnehmen mußten.

Die Verwirrung und der Spectakel hatten ſo ziemlich den höchſten Gipfel erreicht, als der Herzog mit ſeiner Tochter aus der Kammerthür den Schauplatz betrat. Kaum hatte Letztere die Scene überblickt, auf welcher die trübſeligen Sänger in ziemlich zweideutigen Aufzügen durch eine düſtere Laterne nothdürftig ein halbes Licht erhielten, als ihre muthwillige Laune in ein ſo unaufhaltſames

Gelächter ausbrach, daß ſelbſt der ernſte Greis mit hineingezogen ward. Zwei lachende Menſchen bilden in einem Augenblick, wo alle Andere den jüngſten Tag fürchten, allerdings einen ſchneidenden Contraſt; indeß, die menſchliche Seele liebt nun einmal die Gegenſätze, und die Extreme berühren ſich gern allüberall im Leben. Von einer eigentlichen Gefahr wußte Niemand; das Geſpenſtergrauen ward durch den plötzlichen Succurs überwunden; wo ein Mädchen Muth zum Lachen hernahm, konnten ihn doch auch Männer finden. Was Wunder daher, daß der Bußpſalmiſt erſt mit dem Geſange inne hielt, alle Andere ſich eine Weile ziemlich verdutzt anſtarrten und endlich ſehr nachdrücklich in die fremde Heiterkeit einſtimmten. Dies hatte die weitere Folge, daß der weibliche Theil, aus begreiflichen Urſachen, einen ungeſäumten Rückzug antrat.

Der Herzog ſchien indeß die jetzt entſtehende Anſicht, welche die Störung für einen zufälligen und grundloſen nächtlichen Aufruhr erklären wollte, nicht zu theilen. Die Thiere beruhigten ſich zwar bereits; er hatte aber den Aufruhr von einem beſtimmten Anfangspunct ausgehen ſehen und ſein geſchärftes Gehör dabei Töne vernommen, welche für ihn eine feſtere Deutung zuließen. Furcht lag dem ergrauten Sohn der Wälder fern, um daher der Sache auf den Grund zu kommen, ließ er ſich leiſe eine Hinterthür öffnen, durch welche es möglich war, nach der öſtlichen Seite des Hauſes zu den Hühnerſtällen heranzuſchleichen. Cecilina allein folgte ihm, da von den übrigen Bewohnern keiner das einſam gelegene Haus zu verlaſſen wagte.

Leiſe glitten Beide an den äußeren Lehmwänden des Gebäudes entlang, um auf der nächſten Ecke zu einem Heuſchober zu gelangen, hinter welchem der wahrſcheinliche Urſprungsort des nächtlichen Schreckens ſich unbemerkt überſchauen ließ. Der erſte Anblick überzeugte ſie von der Richtigkeit der Vermuthungen des Herzogs. Sie ſahen in der Dunkelheit eine männliche Figur ſtehen, welche mit großer Geſchäftigkeit Etwas in einen netzförmigen Sack barg, das ihr zwei Hände durch ein in die Lehmwand gebrochenes Loch aus dem Inneren des Hauſes hervorreichten. Die entwendeten Gegenſtände ließen ſich nicht genau erkennen. Nach der Lokalität konnte es nur Geflügel ſein, doch war es auffallend, daß weder die im Stalle befindlichen, noch die ergriffenen Thiere irgend einen Laut oder ſonſtiges Lebenszeichen von ſich gaben.

„Höre, meine Schai *)," ſprach Zindelo leiſe, „wenn Du weißt, daß nichts Anderes als ein Hühnerſtall an jenem Orte liegt, ſo wette ich, daß Zigeuner ihr Lüſtchen vor uns kühlen. Sie haben die Kambana **) angewandt und dadurch das Geflügel, welches vorhin beim Einbruch aufgeſtört ward, feſtgebannt. Ich würde glauben, daß es meine Gadze*) wären, wenn ich mich nicht auf Heinz verlaſſen könnte."

---

*) Tochter.

**) Glocke, hier ein Zaubermittel bedeutend.

Bei der Ungewißheit über die Anzahl der Diebe wollte ſich der Herzog eben mit ſeiner Tochter leiſe zurückziehen, als Beide in weiter Ferne einen gellenden Pfiff ertönen hörten. Geſpannt ſahen ſie ſich an und fragten faſt zu gleicher Zeit: „Iſt das nicht Heinz?"

Die Diebe ſchienen durch dies Signal beunruhigt zu werden. Der Innen Befindliche kroch hervor; ſie nahmen den Sack zwiſchen ſich und ſchickten ſich eiligſt an, den Platz zu verlaſſen. Dadurch wurde aber ihre Stärke ſichtbar. Der rieſige Zindelo mochte zwei gegen Einen nicht zuviel halten, ohne Säumniß ſtürzte er auf die Flüchtigen ein, und ließ dem Nächſten das Zeichen ſeiner herzoglichen Würde, die Tſchupni**), ſauſend um die Ohren fahren.

---

*) Leute.

**) Peitſche, Carbatſche.

Statt aller Gegenwehr, warf der Getroffene den Sack an ſeinem Theil nieder, rieb ſich mit beiden Händen die Backen und ſchrie angſtvoll umherſpringend: „Deiſchel Tſchater,*) den Schlag kenne ich, das muß der Raja ſein, jetzt wird's Lon**) zum Braten geben!"

Erſtaunt trat der Herzog näher; der Sprechende war Niemand anders, als ſein getreuer Unterthan Marwitz, der ſich eifrig beſtrebte, die Angſtphiſiognomie hinter dem Rücken ſeines frommen Collegen Brantel gegen den weiteren Genuß des gefürchteten Salzes ſicher zu ſtellen.

„Wie," herrſchte Zindelo zornig die Erſchreckten an, „hier treffe ich Euch, Ihr Taugenichtſe, während ich Euch ausſende, mein Tſchabo***) zu geleiten! Wohin mit dem Gonsko?†) Habe ich Euch nicht ſtrenge unterſagt, auf der

---

*) Zweihundert Zelte! Ein Ausruf.

**) Salz.

***) Kind.

†) Querſack.

Reiſe irgendwo fremdes Eigenthum anzurühren? Iſt das Euer Gehorſam, wenn Ihr mich ferne glaubt? Meine Schai finde ich ſchutzlos; Ihr diebt umher, und von mir ſelbſt laßt Ihr Euch gar noch ertappen! Aber wartet doch!"

Die gefürchtete Tſchupni erhob ſich von Neuem und tanzte den Ertappten unbarmherzig auf dem Rücken umher. Schallend klatſchte die Schnur auf Marwitz's ledernes Unterzeug, während Brantel in ſeinem langen Rockelor etwas mehr Troſt fand. Beide krümmten ſich ſchreiend und heulend, ohne es indeß zu wagen, durch Flucht der Exekution zu entgehen.

Plötzlich öffnete ſich der am Boden liegende Sack. Die Hühner und Enten ihres Bannfluchs, nunmehr ledig, krochen hervor, und miſchten ſich mit Gekreiſch und Geflatter unter die Schläge. Die wilde Jagd aus dem Freiſchützen ſchien durch die Luft zu ziehen; es entſtand zum zweitenmal ein wahrer Teufelslärm. Dies lockte endlich die

Bauernfamilie hervor, welche nicht ſobald die geringe Zahl ihrer Gegner erkannte, als ſie auch ſogleich ihre Hülfe mit Miſtgabeln und Dreſchflegeln bereitwillig antrug. Der Herzog glaubte Solches als einen Eingriff in ſein Strafregal entſchieden ablehnen zu müſſen, indeſſen konnte es eine ſehr zweifelhafte Frage werden, ob nicht das Recht der Hausherren entgegengeſetzte Conſequenzen fordere, wenn nicht im kritiſchen Moment Heinz und Guido als Hülfstruppen auf dem Kampfplatz erſchienen wären. Hierdurch wurden glücklicherweiſe die unparlamentariſchen Oppoſitionen des dritten Standes brevi manu zum Schweigen gebracht.

Coelina hatte bis jetzt ruhig daneben geſtanden, dem gewohnten Schauſpiel der höchſteigenhändigen Strafvollſtreckung ihres herzoglichen Vaters gelaſſen zuſehend; Guido's plötzliche Ankunft weckte ſie zu neuem Leben. Jubelnd flog ſie an ſeinen Hals, ihm unter tauſend Liebkoſungen das unerwartete Eintreffen des Vaters verkündend.

„Wie lange ſind wir getrennt geweſen,“ plauderte ſie ſchmeichelnd. „Ich glaubte gar, Du zürnteſt mir, wegen meines Ungeſtüms auf der Waſſerfahrt, und wollteſt nie wieder etwas hören von der böſen Coelina. Ach, mein Muthwille hat mir ſo weh' gethan! Sieh', man hat mich gewaltſam fortgeſchleppt; ich fürchtete, Dir würde ein Gleiches geſchehen, dann ſähen wir uns nie wieder, und die arme Tſche *) hätte Dir nicht einmal ihr Unrecht abbitten können. — Mein Guido, Du mußt mir alles erzählen, wo Du geweſen, wie Du mich hier gefunden haſt. Nicht wahr, Guido, Du biſt gut? Ach, ich bin ſo überglücklich! Nun ſind wir Alle beiſammen!“

„Sie küßt den Jungen, und der Alte prügelt uns,“ flüſterte Brantel, der Mann mit dem

---

*) Mädchen.

ſcharlachrothen Piedeſtal, unter komiſcher Gebärde in Marwitz's Ohr.

„Tſchumedele les," *) wiederholte dieſer mechaniſch, da ſeine Blicke bereits wieder in großer Theilnahme einem zahmen Haushahn folgten, der keck zu ſeinen Füßen umher ſpazierte.

Mit Innigkeit ſchloß der Jüngling das blühende Mädchen, aus deſſen dunklen Augen die Seligkeit ſtrahlte, in ſeine Arme, und reichte dann ſeine Hände dem alten Herzog Zindelo, der ſie in biederer Herzlichkeit ſchüttelte. „Ja, mein Tſchawo,**) ſagte er, „Du ſiehſt mich unerwartet genug hier, und noch ſeltſamer iſt unſer augenblickliches Zuſammentreffen. Indeß, das beſprechen wir nachher, jetzt darf ich mich nicht unterbrechen. Ich habe meine Unterthanen im Ungehorſam gegen meine Befehle betroffen, und Du weißt, ich richte ungeſäumt, damit Okam *) nicht untergehe über meinen Zorn."

---

*) Sie küßt ihn.

**) Sohn.

Guido war durch alle die ſeltſamen Vorgänge ſo überraſcht, zugleich durch das plötzliche Wiederfinden Coelina's ſo freudig bewegt, daß er gern ſchweigend zurücktrat, um der Juſtiz Sr. Zigeuneriſchen Hoheit freien Lauf zu laſſen.

Das Auge des geſtrengen Richters wandte ſich jetzt auf den ſehr ehrenwerthen Heinz, welcher — wahrſcheinlich um den Verdacht aller Colluſion mit den Schuldigen zu vermeiden, — ſich bisher in ehrerbietiger Ferne gehalten hatte. Derſelbe war nur durch ſchnelle Gebärden und vereinzelte Laute ſeinen Untergebenen bemerklich geworden, wobei wir es indeß billig dahin geſtellt ſein laſſen, ob die Letzteren daraus par distance eine beſtimmte Inſtruction entnehmen ſollten.

„Wie geſchieht es, Heinz," fragte zornig der

---

*) Die Sonne.

Herzog, „daß ich wider mein Gebot, Deine Untergebenen hier im Diebeshandwerk betreffe, und von Dir getrennt, da ich Euch doch gemeinſam die Bewachung meines Kindes anvertraute?“

Heinz trat mit dem Anſtand eines modernen Diplomaten der Metternich'ſchen Schule hervor, und ſprach, die Hahnfeder neigend: „vor allen preiſe ich mich glücklich — —“

„Schweige von Glückpreiſungen, und antworte auf meine Frage!“

„Nun denn, Raja, ſo hört mich an. Eure Schai ward uns, ohne daß wir es bemerkten, auf der Landſtraße zur Nachtzeit gewaltſam entführt. Sie hatte kurz vorher dem Marwitz befohlen, einen verdächtigen Slawaken, welcher ihr überall nachfolge, zu beobachten, und ihr über ſeine Abſichten Auskunft zu verſchaffen. Demgemäß ſpionirte derſelbe emſig umher, bald in der Stadt, bald außerhalb, ohne jedoch den Geſuchten zu finden. Nach mehreren Tagen vergeblichen Forſchens ſieht er zufällig einen Knaben auf der Straße mit dem Tombun *) der Rani **) umherſpielen. Der Anblick nimmt ihn Wunder; er erkundigt ſich bei dem Knaben, woher er das Inſtrument habe, und dieſer verweiſt auf ſeinen Vater, einen Berliner Schlächter, welcher die Gewaltthat ausführlich berichtet, den Tombun aber auf dem Felde gefunden zu haben angiebt. Marwitz eilt ſogleich mit der Trauerbotſchaft zu mir, und wir rathen ohne Bedenken auf den Slawaken."

„Es war glücklicherweiſe Vollmond. Ich begab mich ſogleich am Abend in's Feld, befragte Rikewela Schoneskero ***) nach dem Aufenthalt der Prinzeſſin, und erhielt Pen Puengero †) aus einer Hütte in der Tiefe des benachbarten Grunewaldes. Eben hatte ich meine Unterſuchungen beendet, als Guido zu mir ſtieß. Wir begaben uns daher mit Brantel und Marwitz ſofort auf den Weg, erreichten in den Morgenſtunden den Grunewald, und fanden nach längerem Suchen auch die Hütte. Allein Niemand war darin; alles leer und ausgeſtorben. Dies erſchien widerwärtig, jedoch als nichts Auffallendes, da ja Pen Puengero alle Aufenthaltsorte des Geſuchten angiebt, ohne einen in der Reihe zu überſpringen; vielleicht war die Prinzeſſin ſchon lange fort.“

---

*) Tremmel.

**) Prinzeſſin.

***) Das Gedächtniß des Mondes.

†) Die Antwort der Erde.

„Ich mußte nun auf's Neue fragen, und beſtimmte dazu ohne Säumniß den geſtrigen Balbil *). Indeß Schon **) verdunkelte ſich, und da nun nichts übrig blieb, als eine dritte Ratti ***) zu erwarten, ſo hieß ich die beiden Strolche ſchlafen gehen, und legte mich mit Guido ebenfalls nieder.

---

*) Abend.

**) Der Mond.

***) Nacht.

Etwas vor Mitternacht weckte mich der Letztere, weil Schon im ſchönſten Glanze am Himmel ſtehe. Ich zog meine Erkundigungen ein, die Antwort wies auf dies Haus und unſer Marſch konnte ſofort angetreten werden. Vergebens aber ſuchten wir unſere Begleitung; ſie war verſchwunden. Wir zogen nothgedrungen allein aus, und finden die Buben erſt hier in ihrem ſträflichen Gelüſte nach Hühnerfleiſch, wobei ſie wohl nicht vorausſetzten, daß auch wir, und gerade zur ſelben Stunde, hier eintreffen könnten."

Heinz endete ſeine Rede, welche Bericht und Vertheidigung zugleich ſein ſollte, in erſterer Beziehung auch wohl keinem ferneren Zweifel unterlag, in letzterer hingegen abermals von einem zweideutigen Augenblinzeln nach der Leibwache hin begleitet war.

Zindelo hatte ſich während der langen Rede auf das flache Dach einer Hundehütte geſetzt. In der Rechten hielt er gleich einem Zepter ſeine

Tſchupni. Das Frühroth beleuchtete ſeinen rieſigen Oberkörper mit flammendem Licht, daß er anzuſehen war, wie ein feuriger Rhadamantus der Unterwelt.

„Sind mehr dergleichen Vergehen gegen meinen Willen vorgekommen?“ fragte er, anſcheinend nicht ohne Bezugnahme, nach einer Pauſe.

Heinz ſchien die Schwäche ſeines Herrn wohl zu kennen, er beeilte ſich wenigſtens mit einem Seufzer zu antworten: „Leider ja, ſehr bedeutende! Ich habe indeß ſtets geſorgt, wenn das Verbrechen einmal begangen war, die Hälfte der Beute als Euren Antheil in Geldeswerth auf die Seite zu legen.“

Wir müſſen hier, des Verſtändniſſes wegen, aus den Volkseinrichtungen der Zigeuner bemerken, daß ein Herzog, Graf oder Woiwode, perſönlich nie ſtiehlt, wohl aber einen beſtimmten Theil von jeder durch ſeine Unterthanen entwendeten Sache erhält. Dies iſt der einzige Fall, wo ſich der Zigeuner unbedingt zum treuen und aufrichtigen Geſtändniß verbunden achtet, da er ſonſt nach Umſtänden ſo ziemlich alles in Zweifel zu ſtellen bereit iſt. Mit Bezug auf jene Nationalſitte haben die Spanier das Sprichwort: „Tan ryin es el Conte comolos Gitanos: der Graf iſt ſo ehrlich, als der Zigeuner.“

In der That ſchien die obige Antwort eine ganz ungemeine Beſänftigung auf den richterlichen Zorn des Herzogs Zindelo auszuüben. Er band ſeine Tſchupni wieder über die Schultern, erklärte die weiteren Unterſuchungen vorläufig für niedergeſchlagen und begnügte ſich gegen ähnliche Exceſſe mit nachdrücklichen Strafen zu drohen. Alles von Rechtswegen.

Nachdem ſo die Gerichtsſitzung geſchloſſen war, verlor ſich die feierliche Haltung der Anweſenden. Coelina, welche die unpartheiiſche Juſtizpflege ihres Vaters nie unterbrechen durfte, ſuchte ungeſäumt zu Marwitz zu gelangen, der anſcheinend noch immer ſeinen Rücken rieb, in Wahrheit jedoch den bewußten, ſo eben glücklich ſtrangulirten Hahn in die Rocktaſche manövrirte. Eifrig fragte ſie: „Haſt Du mein Tombun nicht gerettet?“

„Ei freilich,“ entgegnete der Zigeuner, durch die Hoffnung auf einen Lohn neu belebt, nach ſeinem Gonsko *) greifend: „vor dem Slawaken konnte ich Euch nicht mehr bewahren, der war diesmal ſchneller als ich, aber das Tombun iſt geborgen. Der Schlächter wollte es mir nicht zurückgeben, weil er mir, wie er ſagte, nicht traue, eigentlich aber, weil es ihm gefiel. Da habe ich mich kurz entſchloſſen, und es ihm am Abend geſtohlen. Hier ſeh't Ihr das Ding, und ganz unverſehrt.“

Mit verzeihlicher Haſt griff Coelina nach ihrer geliebten Trommel, in langentbehrter Luſt die zarten Finger über das ſtraffe Pergament rollend.

---

*) Reiſetaſche.

Laut jauchzte ſie, als die wohlbekannten Töne in ihr Ohr drangen und die Schellen luſtig dazu klirrten und tönten. So begrüßte vor Zeiten die apolliniſche Prieſterin mit Cymbeln und Saitenklang den aufrollenden Sonnenwagen.

Inzwiſchen war es lange heller Tag geworden. Der Herzog Zindelo gedachte ſeinen gutherzigen Wirthsleuten nicht länger beſchwerlich zu fallen und beſchloß nunmehr, ſofort die Rückwanderung nach Berlin anzutreten. Ueberdies wiſſen wir, welche Gründe ihn zur Eile beſtimmten. Dennoch litt es die märkiſche Gaſtfreiheit nicht, die Fremdlinge ungeſpeiſt zu entlaſſen; der kurze Groll wegen der zurückgewieſenen Theilnahme an dem Züchtigungsrecht war bereits vergeſſen, ſogar den Hühnerdieben verziehen. Ein ländliches Frühmahl beſchwerte bald die Tiſche, und mußte vorerſt dazu beitragen, die gehörige Wanderluſt zu erzeugen.

So zogen denn die trotzigen Naturkinder, denen keine Entbehrung zu groß, und keine Mühſeligkeit zu ſchwer ſchien, endlich wohlgemuth von dannen, das Geſtern im Heute vergeſſend und neues Glück vom Morgen erwartend. Der Wechſel des Lebens blieb ihr ſtetes Element, dieſem vertrauend, ließen ſie ihre Lieder durch den Morgen ertönen. Ein vollklingender Chor lohnte zum Abſchiede den Wirthen, dann ſangen Coelina's und Guido's melodiſche Stimmen im Fortſchreiten:

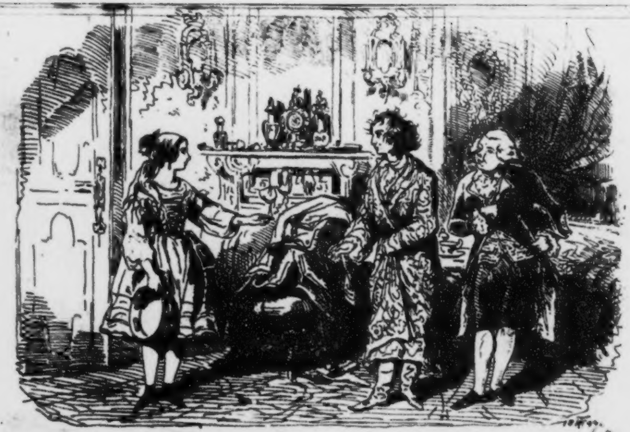
Es wehen
Die Lüfte,
Und fliegen
Die Düfte
Umher durch den thauigen Morgen.

Die Menſchen,
Sie ziehen,
Und Sonnen
Erglühen,
Sie leuchten dem Wand'rer auf Erden.

Fliegt weiter
Ihr Düfte,
Vermeldet
Ihr Lüfte
Viel' Grüße im heimiſchen Land.

„Schnackiſches Volk, dieſe Zigeuner!“ meinte der alte Vollbauer Puſtkuchen zu ſeiner Frau Annelieſe, als die Geſänge leiſe und leiſer in der Ferne verhallten.

◆



Th II. S 14

Zigeuner und Edelleute.

Ein Roman

von

Aug. Th. Woeniger.

Mit Federzeichnungen von Th. Hoſemann.

Zweiter Band.

Verlegt
von
M. Simion in Berlin.
1844.

Erſtes Kapitel.

Herr von Wally und Graf Boskow entwickeln ihre Anſichten über eheliche Verhältniſſe. Der Erſtere muß ein Verhör beſtehen und Madame Waldvogel die Regungen der Eiferſucht aushalten.

* * *

Es giebt bekanntlich Augenblicke im Männerleben, wo man dem Ennüi näher ſteht als ſonſt, und eine Frage frei hat an die Miſere der Geſellſchaft. Dieſe Augenblicke characteriſirt eine triviale Weltanſchauung mit dem Worte „Katzenjammer,“ ohne zu erwägen, daß ſie ſich bezeichnender und galanter ausdrücken würde, wenn ſie vom „Katerjammer“ geredet hätte. Wem es darum zu thun iſt, ſich über beſagten Katzenjammer theoretiſch zu belehren — inſofern die Praxis ihn verlaſſen ſollte — den verweiſen wir auf die Diatribe, in dem unſterblichen Kater Murr des ſterblichen und nächtlichen E. T. A. Hoffmann, des Kammergerichts-Raths. Uns genügt hier die Bemerkung, daß der Geiſt jenes Jammers über unſern Freund, den edlen Junker von Wally gekommen war, und ihn mit ſeinen kopfergreifenden Folgen, zur Zeit in eine unangenehme Stimmung verſetzt hatte.

Der Banquier Joel Salomon von Deficit war von ſeiner Ehehälfte, Merle, mit dem zwölften Kinde ihrer geſegneten Ehe beſchenkt worden, und hatte dies Dutzendvolle Ereigniß benutzt, um in einem ſolennen Ball den Mammon zur Schau zu tragen, durch welchen ihn der Gott Abraham's, Iſaak's und Jakob's begnadigte. Herr von Wally war mit unter den Geladenen geweſen und hatte es nicht verſchmäht, den trefflichen Weinen des anerkanntermaßen, unermeßlich reichen Iſraeliten gebührend zuzuſprechen. Sehr ſpät vom

Tanz heimgekehrt, verließ er ſo eben erſt das Lager; er befand ſich wüſt, unbehaglich, die Muſik gellte ihm in den Ohren, eine leichte Migräne machte ihn völlig unerträglich.

In ſeinem großen, ſehr elegant, aber nach dem Styl der Zeit mehr prunkend, als geſchmackvoll möblirten Zimmer, ſah es aus wie gewöhnlich nach dem Ballfeſte bei einem Garçon: bunt und unordentlich. Der breitſchooßige, goldgeſtickte Frack hing auf einer Stuhllehne inmitten des Gemachs, und diente zugleich den ſeidenen Escarpins zur Unterlage. Auf der Kommode, ſeitwärts eines großen, von breiten Goldrahmen eingefaßten Venezianiſchen Spiegels, lagen Bürſten, Kämme, Schminktöpfchen und Puderbüchschen, als Erinnerungszeichen der vorabendlichen Toilette. Offene Schubfächer präſentirten aus den Wandſchränken verſchiedentliche anprobirte, aber wieder verworfene Halstücher, Gilets und geſtickte Manſchetten. Der Hut nebſt drei Paar verbrauchten

Handſchuhen ſtand auf dem Tiſch, lange, ſeidene Strümpfe und goldbeſchnallte Schuhe, lagen an der Erde.

Der belebte Mittelpunkt dieſer chaotiſchen Ballrudera, hatte ſich in der Länge ſeines mageren Daſeins ziemlich unbelebt auf dem damaſtnen Sopha ausgeſtreckt. Ein großblumiger Schlafrock bekleidete den ſchmächtigen Körper, an den Füßen hafteten rothlederne Morgenſtiefeln und um den Kopf war ein Kinnbackentuch geknüpft, welches den revoltirenden Backenbart glatt an die Wange ſchmiegen ſollte. Die puderloſen Haare ergingen ſich in unfriſirter Freiheit um das flache, nichtsſagende, jetzt etwas aſchfarbige Antlitz.

Herr von Wally hielt eine Zigarre — damals noch eine koſtſpielige Seltenheit — in der Hand, die er ſeinerſeits eben ſo unermüdlich an dem vor ihm ſtehenden Wachsſtock anzündete, als ſie ihrerſeits erloſch; dazu trank er mit ſauertöpfigem Geſicht in kleinen Zügen eine Taſſe ſchwarzen Kaffees und ſetzte die Schaale jedesmal unter abſchmeckendem Naſenrümpfen wieder auf den Tiſch. Abwechſelnd betrachtete er die blankgeſchabten Roſennägel ſeiner kleinen milchweißen Hände, gähnte ein oder zweimal, bis er in die Lethargie zurückfiel, mit welcher er gedankenlos den Rauchwolken nachſtarrte. Verdrießlich ſchleuderte er endlich ſeine Zigarre gegen die Thür, als dieſe ſich im ſelben Moment öffnete und einen Regen von Aſche und Funken auf Peters von Boskow gräfliches Haupt fallen ließ.

„Brr," pruſtete der Eintretende in's Zimmer hinein, „Wally, biſt Du des Teufels; ich habe meinen neuen Gallarock angelegt! Was ſoll der Unſinn?"

„Bon jour, Boskow!" rief halblachend Wally, indem er, ohne ſich zu erheben, den Kopf auf die Hand ſtützte, „nimm's nicht ungut. Das Zeug's wollte nicht brennen; ich wußte nicht, daß Du gerade mein Portier ſein würdeſt."

Graf Peter von Boskow auf und zu Rübenhain trat mit verdrießlichem Geſicht vor den Spiegel, um ſich mit einigen Bürſtenſtrichen zu ſäubern; dann wandte er ſich zum Sopha und ſprach verſtimmt: „ich bitte Dich, gewöhne Dir doch dieſe ekelhafte Sitte des Rauchens nicht an; dieſe Zigarren ſind auch eine von den ſchlechten Auswüchſen unſerer Zeit. Sage mir lieber, wie mein Kleid ſitzt. — Donnerwetter! Ein penetranter Tabacksodeur hier.“

Graf Boskow war eigentlich ſelbſt ein heimlicher Verehrer des Tabacks, da er aber nach dem Schein eines Elegants ehrgeizte, ſo glaubte er, jene Angewöhnung verwerfen zu müſſen. Wally, der das Bewußtſein eines wirklichen Elegants hatte, zeigte ſich weit weniger ſcrupulös. Das beiderſeitige Verhalten dünkt uns pſychologiſch völlig richtig.

Wir ſind nicht gewillt, unſere Leſer mit der faſt zweiſtündigen Unterhaltung zu behelligen, welche nunmehr ausſchließlich der Beurtheilung des neuen Gewandes gewidmet wurde.

Graf Boskow betrachtete Herrn von Wally in allen Modeſachen als ein unerreichtes Vorbild, den er daher in ſeinen Kleiderfragen gründlich zu conſultiren eben ſo wenig unterließ, als er ihn nebenbei in ſeinen perpetuirlichen Geldverlegenheiten anzugehen pflegte. Das Reſultat der Berathung lief darauf hinaus, daß der Kragen um die Breite einer Meſſerſchneide zu hoch ſei, die Taille faſt ein Haar zu tief falle und genau unter der linken Achſelhöhle ſich ein überflüſſiges Fältchen zeige. Graf Boskow ſchwur hoch und theuer, ſich ſofort nach einem andern Schneider umzuthun, während Wally in dieſer geiſtſtärkenden Beſchäftigung einen Theil ſeiner guten Laune wieder erwarb.

„Nun, Boskow," fragte er, indem er ſich zum großen Aerger ſeines Gaſtes einer neuen Zigarre bemächtigte, „nun, wie weit biſt Du geſtern mit dem langen Fräulein von Deficit gekommen? Ich wette, Du haſt gute Geſchäfte gemacht und frohe Botſchaft zu bringen, ſonſt wär'ſt Du nicht ſo früh auf den Beinen. Erzähle.“

„I nun ja,“ verſetzte der Graf ſelbſtgefällig, „das Schickſal'chen hat eine horrible Zuneigung zu mir gefaßt, und es iſt geſtern ſogar zu einer heimlichen Erklärung zwiſchen uns gekommen; aber ich weiß nicht, ob ich mir dazu gratuliren kann. So eben war Heimann Schimmel bei mir, um ſeine Wucherzinſen abzuholen, die er natürlich nicht empfangen konnte, und vertraute mir, daß der Baron von Deficit in Folge enormer Verluſte durch Pariſer Häuſer auf ſehr ſchlechten Füßen ſtände. Er ſuche durch Geſellſchaften, wie die geſtrige, ſeinen Credit vergebens aufrecht zu erhalten, in längſtens vier Wochen müſſe er ſich inſolvent erklären.“

„O weh, o weh!“ jammerte Wally in komiſcher Betrübniß.

„Der Schimmel,“ fuhr Graf Peter fort, „iſt ein Allerwelts-Jude; er ſpionirt überall umher, weiß es, daß ich um das Schickſal'chen ambire, und will mich in der Zeit warnen. Natürlich, weil er mit mir verloren iſt, wenn ich keine reiche Frau bekomme.“

„Und meine hundert Friedrichsd'or,“ erinnerte Wally.

„Könnteſt Du eben ſo wenig genießen,“ ergänzte Boskow gelaſſen. „Aber das iſt jetzt Nebenſache; rathe lieber, wie ich mir ſchlimmſten Falls helfe. Mein Gut iſt über den Ertragswerth verſchuldet, der Geizhals von Onkel giebt nichts mehr, und ich weiß augenblicklich keine andere ſtandesmäßige Parthie für mich, auch wenn ich meinen gräflichen Stammbaum zum zweitenmale an das bärtige Volk Israel's verkaufen wollte. Der Adel iſt glücklicher oder unglücklicher Weiſe zur Stunde noch eine Seltenheit im Hauſe der Kinder Gottes.“

„Recht ſchade," ſpottete Wally, „das Fräulein war ja wohl ſchon zum Voraus getauft?"

„Freilich," beſtätigte gutmüthig Boskow, „und wie ſoll es nur gar mit der Erklärung zwiſchen uns werden, von der ſie wohl nicht ermangeln wird, Mama, Papa, und alle die eilf tugendbelobten Sproſſen der Deficitehe unter der Hand ſchleunigſt in Kenntniß zu ſetzen? Höre Wally, ich fürchte einen Eclat."

„Aber himmliſcher Krautjunker," deklamirte über dieſe neue Verlegenheit in lautes Lachen ausbrechend der Angeredete, „willſt Du denn in meiner Schule gar nichts lernen? Du konnteſt doch ruhig auf Rübenhain ſitzen bleiben, wenn Du mit ſolchen Grillen Dein Gewiſſen zu beſchweren gedachteſt! — Die Sache iſt ja höchſt einfach: beſtätigt es ſich, daß der alte Jude die ſechs Millionen Thaler verſpeculirt hat — was ich zwar nicht ohne Weiteres glauben würde — dann haſt Du Dir auf Koſten der Schickſel nichts als einen Spaß gemacht, der ſich bei einer Flaſche Champagner als galantes Abenteuer ungeheuer anſtändig erzählen läßt. Voilà tout.“

„Ja, ja, es geht, Du haſt völlig recht,“ fiel der Graf, ſeiner vorigen Schwäche ſich ſchämend, neuermuthigt ein, „hat dagegen der Wetterkerl von Heiman Schimmel gewindbeutelt — was ich ſeines eigenen Intereſſes wegen freilich auch kaum annehmen mag — dann verfolge ich meinen Vortheil und — —“

„Und betheiligſt Dich als gräflicher Schwiegerſohn mit einer halben Million Thaler bei der ſoliden Firma Joel Salomon von Deficit,“ ſchloß Wally mit ſeinem gewöhnlichen ſarkaſtiſchen Geſicht.

„So thue ich,“ ſprach der Graf achſelzuckend, „nachdem ich zuvor dem Schimmel einige Rippen zerſchlagen habe. Willſt Du mich etwa retten, wenn meine Gläubiger mich zerfleiſchen? Von meinen Ahnen kann ich nichts borgen und vom

Pergament werde ich nicht ſatt. — Was iſt's denn am Ende?" tröſtete er ſich ſelbſt. „Ich mache die Mode in Frankreich ein wenig mit, gebe meinen Adel d'ran und ſäkle dafür obendrein klingendes Gold ein."

„Nun, meinetwegen," verſetzte Wally, „wenn ich den Streich nur nicht nachmachen ſoll und endlich meine hundert Friedrichsd'or zurück erhalte."

„Nous verrons," murmelte ſein Freund und fügte dann hinzu: „alſo Vorſicht iſt einſtweilen gut. Da mußt Du mir helfen und dem Herrn von Deficit die perſönliche Anzeige machen, daß dringende Geſchäfte auf Rübenhain mich zu meinem tiefſten Bedauern ohne Abſchied zur ſchleunigen Abreiſe gezwungen hätten. Ich will mich jedenfalls einige Zeit im Hintergrunde halten und von da aus den Erfolg ruhig abwarten. Vielleicht merkſt Du ſchon bei Deiner Botſchaft, was die Uhr geſchlagen, richte es darnach ein, ob Du Fräulein Bella ein vorläufiges Roſabillet mit einer beliebigen Anzahl Treuverſprechen übergiebſt, das ich Dir noch heute ſchicken will. — — Jetzt sans adieu; ich muß eilen, die kleine Tänzerin Emmi hat bereits zweimal nach mir geſchickt. — Bei Caſſe biſt Du wohl nicht?“

Wally machte eine abwehrende Handbewegung, die zur Genüge andeutete, was der geöffnete Mund eben ausſprechen wollte, als ein raſcher Schlag an der Thüre die intereſſante Unterhaltung der Freunde ſtörte.

Graf Peter ſah Wally fragend an. Dieſer durchlief in großer Eile die Zahl ſeiner Freunde und Freundinnen, da die eigentliche Beſuchſtunde bereits vorüber war. Ohne indeß zu einem Reſultat zu kommen, flüſterte er mit einigermaßen zweifelhafter Stimme ein halblautes „Entrez!“ Statt des erwarteten Anblicks einer eintretenden Perſon ließ ſich das Geklopfe in derſelben unſalonmäßigen Weiſe noch einmal hören, und Wally verſtand ſich zu einer zweiten, nunmehr herzhafteren franzöſiſchen Einladung. Nichts deſto weniger klopfte es zum drittenmal, wobei ein leiſes Geklirr, wie von den Ketten eines Gefangenen hörbar ward.

Herr von Wally wollte eben erſtaunt nach der Thür gehen, als Graf Boskow mit den Worten: „Alle Wetter, da klopft ein Bettler oder ein Menſch, der nicht franzöſiſch verſteht,“ durch ſeine ſchnarrende Kehle ein ſehr vernehmliches „Herein!“ ertönen ließ. Er ſchien recht gerathen zu haben, die Thür flog ungeſäumt auf und Coelina, das kecke Zigeunermädchen trat unbefangen mit ihrer Trommel in's Zimmer. —

Wir gerathen, offen geſtanden, in dieſem Augenblick in ſündhafte Verſuchung wider die beiden letzten Gebote unſeres Nächſten Gut zu begehren, und zwar begehrten wir Hogarths Griffel, um, ſtatt weiterer Worte, einfach die äußere Erſcheinung unſerer Junker, wie ſie ſich bei den unerwartetſten aller Anblicke geſtaltete, zu Papier zu bringen. Leider bleibt es uns bei dem beſten Willen eine Unmöglichkeit, die gedachte Sünde auszuführen, und wir können ſomit nur auf die eigene Feder rekurriren.

Eine Art blaſirter Verwunderung über das plötzliche Eintreten einer Perſon, die nach der unzweifelhaften Mittheilung des Canzliſten Waldvogel zum fernen Lande Sachſen geführt war, bildete den Grundtypus auf beiden Geſichtern. Dieſer nahm aber bei Jedem eine ſehr verſchiedene Färbung an. Graf Peter verband Aerger, Neid und Mißmuth mit der Freude über ſein vermeintlich vortheilhafteres Aeußere, während die befriedigte Eitelkeit bei Wally eine Störung durch das Bewußtſein ſeiner Toilette erlitt, welche letztere er mit dem ſchnell heruntergeriſſenen Kinnbackentuch vergebens von einer Lächerlichkeit zu befreien ſuchte, die der Tod weiblicher Zuneigung ſein mußte. Wiederum ſtimmten beide in der Neugierde zuſammen, was das kecke Mädchen veranlaßt haben könne, ihren Vorſatz des Beſuches, allen Hinderniſſen zum Trotz, mit einer ſo entſchiedenen Beharrlichkeit auszuführen. Daß Wally's perſönlicher Reiz nicht das Motiv ſein könne, unterlag dem ſelbſtſüchtigen Boskow durchaus keinen Zweifel, und ward unter den gegenwärtigen Umſtänden ſogar von dem Helden der Intrigue ſelbſt leiſe angezweifelt. Vielleicht hätte dieſer um ſo lieber gewagt, ſich darüber durch eine offene Frage Licht zu verſchaffen, als es neben der geſchmeichelten Sinnlichkeit des Roué's, doch auch den Stolz des Edelmann's verletzte, vor den Augen eines Standesgenoſſen, eine Zigeunerin auf ſeinem parkettirten Fußboden erſcheinen zu ſehen. Allein ſeine Worte wurden diesmal von der Furcht vor einer muthwilligen Antwort, und durch den Hinblick auf ein hämiſches Lächeln in Graf Peter's Geſicht zurückgedrängt. Zum großen Verdruß des Herrn von Wally legte der Letztere ſogar vorläufig ſeinen Hut wieder aus der Hand, und ſchien im unberufenen Intereſſe an dem neuen Beſuch, die zweimaligen Wünſche der kleinen Tänzerin Emmi total vernachläſſigen zu wollen.

Der Unwille des geſtörten Liebhabers erhielt inzwiſchen an der Ungenirtheit der Zigeunerin einen unerwarteten Bundesgenoſſen. Neugierig ſah ſie eine Minute an der modiſchen Zimmergarnirung umher, und richtete alsdann mit leichtem Zucken der Mundwinkel ihren Blick auf die beiden Dioskuren, welche durch die gegenſeitigen Rückſichten in ein verlegenes Schweigen, und noch verlegnere Stellungen gehalten wurden. Ohne weiter zu ſtocken, ſprach ſie zum Herrn von Wally: „Ich habe Euch allein zu ſprechen, ſchickt Euren Freund fort, oder ſag't mir, wann ich wieder kommen darf.“

Wally warf einen triumphirenden Blick auf den Grafen, und fragte ſpottend: „Wie iſt es Dir recht? Ich denke, Deine Tänzerin wartet.“

Graf Boskow bildete ſich zuviel auf ſeinen neu erworbenen hofmänniſchen Tact ein, um anders, als mit einem verbindlichen Lächeln zu antworten, unter welchem er auf's Neue nach ſeinem Hut griff. Im Herausgehen aber erröthete er vor Aerger bis unter die Haare ſeines Vollmondsgeſichts und murmelte eiferſüchtig: „Wartet nur, hier will ich der Spielverderber werden!"

Das Paar war allein; Coelina bemächtigte ſich gelaſſen eines Stuhls, während Wally offenbar mit einer gewiſſen Unſchlüſſigkeit über ſein weiteres Verhalten kämpfte. Die Unbefangenheit des Mädchens machte ihn verlegen; er wußte recht gut, wie die coquette Prüderie zu beſeitigen ſei, aber die ſorgloſe Sicherheit der echten Unſchuld fand ihn ohne Fähigkeit zum Handeln. Dazu kam die Ueberzeugung, daß erſt ſeine Toilettenkünſte Manches ausfüllen könnten, was ſonſt lückenhaft erſcheinen mußte. Seine ſchwachſinnige Eitelkeit fürchtete um ſo tiefer die hellen Augen des Naturkindes.

Er wickelte ſich, im Intereſſe ſeiner ſchmalen Taille, feſter in den weiten Schlafrock, zwang die rebelliſche Friſur mit drei verzweifelten Griffen in noch größere Unordnung, und gewann allmälig unter einigen krebsgängigen Bewegungen das Sopha. Seine gläſernen Augen mit ſehnſüchtigem Schmachten auf die friſche, üppige Geſtalt der Jungfrau heftend, ſchien er von ihr eine Eröffnung des Geſprächs zu erwarten. Er glich einer krankhaften Romanheldin, die mit überfließenden Blicken in die Nachtwolken ſtarrt, und den Mond anphiloſophirt.

Plötzlich ſchien ihm ein Blick in den gegenüber hängenden Spiegel eine andere Taktik zu gebieten. Mit der Bitte, um augenblickliche Entſchuldigung, ſprang er in das Seitengemach. Er kehrte nach Umſtänden ſchleunig genug zurück;

dieſsmal ſo ziemlich in der untadlichen Garderobe eines Elegants ſeiner Zeit.

Das Kleid macht bekanntlich den Mann. Herr von Wally, war ſofort nicht mehr ein übernächtiger, katzenjammernder Ballgaſt, ſondern der unwiderſtehlichſte Herzenseroberer der Reſidenz. In dieſem Bewußtſein zog er einen Fauteuil an Coelina's Seite, lehnte ſich nachläſſig hinein, und fragte huldreich nach ihren Wünſchen.

Dem loſen Mädchen war die Metamorphoſe nicht entgangen. Luſtig klatſchte ſie in die kleinen Hände: „Das iſt ſchön," rief ſie, „daß Ihr den häßlichen Rock ausgezogen habt, aber das Kinntuch hättet Ihr nicht abnehmen ſollen, Ihr werdet Zahnſchmerzen bekommen."

Wally ſah verſtohlen ſeitwärts, um ſich zu überzeugen, ob die unerwartete Bemerkung Ernſt oder Spott ſei; er zeigte dabei aber eine ſo ſeltſam verlegne Miene, daß das muthwillige Mädchen in ein lautes Gelächter ausbrach. „Seid nicht böſe," rief ſie mit erſtickter Stimme; „Ihr machtet eben wieder daſſelbe Geſicht, wie vorhin, als Ihr das Kinnbackentuch ſo ſchnell vom Kopfe zog't, das war zu lächerlich!"

Herr von Wally ward dunkelroth. Er begriff jezt wohl, daß er ſich albern gezeigt habe, und das wird einem Liebhaber ſtets ſehr fatal bleiben, auch wenn es nicht im Gegenüber einer ſo urſprünglichen und kecken Natur geſchieht, als hier der Fall war. Um ſich baldigſt aus der unangenehmen Situation zu bringen, fragte er daher zum zweitenmal: „Ihr hattet mich allein zu ſprechen, darf ich um die Urſache bitten?" — Neugierig blickte er bei dieſer Frage auf das Antliz des Mädchens, und Gott Amor mag die Antworten vertreten, welche für den Gecken Alle ſchon im Voraus zum Reich der Möglichkeit gehörten.

Coelina war plözlich umgeſtimmt. Ein faſt feierlicher Ernſt lagerte ſich über die jugendlichen

Züge; es war, als mache ſie ſich Vorwürfe über ihre vorige Ausgelaſſenheit. „Nenn't mich nicht zudringlich," ſprach ſie ſanft, „wenn ich Euch ein Paar Fragen über Familienverhältniſſe vorlegen möchte; es handelt ſich dabei um die Sühne einer ſchweren Vergangenheit, um das Glück und die Zukunft eines langen noch thatkräftigen Lebens."

Der Edelmann richtete ſich ſo hoch empor, als es die geſchnürte Taille geſtattete. Das Mädchen wurde ihm immer räthſelhafter; er begann, ſich nunmehr in ſeinem ungemeſſenen Erſtaunen, als den wahrhaften Mittelpunkt eines höchſt intereſſanten Romans zu betrachten.

„Sag't mir," fragte Coelina, „ob Eure Familie eine ſehr ausgebreitete iſt?"

Herr Junker von Wally ließ nie eine Gelegenheit vorüber gehen, wo es auch ſei, den Glanz ſeines Hauſes zu verkünden. „Ausgebreitet?" wiederholte er wohlgefällig; „mein ſchönes Kind, ich ſtamme von einem der älteſten

Geſchlechter des deutſchen Reichs. Mein Urahne war, ſicherem Vermuthen nach, ein Markgraf Carls des Großen; im Mittelalter bekleideten meine Vorfahren die erſten Würden des Reiches, und trugen die rothen Fahnen auf dem Wahlfelde; im dreißigjährigen Kriege ward ein Wally die Stütze des Kaiſerthrons gegen den übermüthigen Wallenſtein; in der Schlacht bei Roßbach fielen zwei Wally's für ihren königlichen Herrn und — —"

„Daran zweifele ich überall nicht," fiel die ungeduldige Coelina mit einem leichten Spottlächeln, dem ruhmredigen Familienherold in's Wort, „ich fragte nur, ob Eure edle Familie in dieſem Augenblick noch eine ſehr ausgebreitete iſt?"

„In dieſem Augenblick?" entgegnete der Gefragte etwas weniger enthuſiaſtiſch, „nein, das nicht. — Die Hoffnungen der Zukunft aber," ſetzte er mit wachſendem Selbſtvertrauen hinzu,

„ruhen auf mir; ich bin, neben zwei jüngeren Töchtern, der einzige Sohn meines Vaters, außerdem lebt noch ein hochbejahrter Onkel."

Ueber Coelina's Antlitz flog ein trüber Schatten. „Kennt Ihr ein Fräulein von Wally, oder Cathinka von Wally?" fragte ſie unter mühſam bekämpfter Unruhe.

„Cathinka von Wally?" verſetzte mit nachdenkendem Kopfſchütteln der Junker, „nein, der Name iſt mir gänzlich unbekannt."

„Denkt einmal recht genau nach," drängte bittend die Jungfrau; „ach Gott, Ihr müßt es wiſſen, ſie hat in Weſtphalen auf Schloß Frohnſtein gelebt, es mag gegen dreißig Jahre her ſein."

„Unbeſorgt," entgegnete lächelnd Herr von Wally, „ich habe die Genealogie meines berühmten Hauſes an den Fingern. Niemals iſt der Name Cathinka bei uns üblich geweſen, und ſeit hundert Jahren, wo die Wally's ſich nach der Mark überſiedelten, hat nie eine Familie dieſes Namens in Weſtphalen zugebracht.“

„Ich glaube, das Fräulein war eine Waiſe, die dort von einem reichen Verwandten aufgenommen war,“ warf Coelina, welche immer bleicher ward, bebend ein.

„Dann liegt hier vollends ein Irrthum vor,“ ſprach Herr von Wally mit Würde. „Meine ausgezeichnete Familie hat ſich ſtets in allen Linien eines Ueberfluſſes an irdiſchen Gütern zu erfreuen gehabt, und ſelbſt, ohne weiter nachzudenken, könnte ich Euch verſichern, daß wenigſtens in dem letzten Jahrhundert nirgends ein verarmter Zweig exiſtirt hat. Aber ſag't mir doch den Grund — —“

Coelina ließ ihn nicht ausreden. Nun denn, ſagte ſie ſtockend in der angſtvollſten Spannung: „ſo kennt Ihr vielleicht einen Grafen Felſenberg, und könnt mir doch ſagen, wo dieſer lebt?“ Sie hatte ſich ſcharf vorüber gebeugt, hielt beide Hände wie im Gebet gefaltet, und ſchaute mit einem unbeſchreiblich flehenden Ausdruck auf das Antlitz des Gefragten.

„O, ganz gewiß,“ lautete die Antwort, „die Grafen Felſenberg ſind ja eine ſouveräne Familie, deren Herrſchaft am Rhein liegt; ſie reſidiren auf Schloß Felſenberg, unterhalb Mainz.“

Die Jungfrau ſchöpfte tief Athem. Eine Centnerlaſt rollte von ihrer Bruſt; die Gegend ſchien mit den früheren Vorfällen zuſammen zu treffen, — ein neuer Anknüpfungspunkt! Faſt wollte ihr Auge ſich verdunkeln in dem jähen Gemüthswechſel, es waren Freudenthränen die ſie mühſam zurückdrängte in das klopfende Herz.

„Eure Sehnſucht nach den Felſenberg's, iſt leicht zu befriedigen,“ bemerkte ihr Gegenüber ſcherzend, „gerade jetzt befindet ſich der regierende Graf ſelbſt hier; ich beſuchte ihn vor zwei Tagen. Augenblicklich fühlt er ſich etwas unwohl, aber ſobald er hergeſtellt ſein wird, erbiete ich mich, Euch eine Audienz bei ihm auszuwirken; er ſieht gern hübſche Mädchen. Verſteht ſich, daß ich nichts ohne gebührenden Lohn thue.“ — Herr von Wally machte bei den letzten Worten ein eigenthümliches, faſt poſſirliches Geſicht. Er wollte die Büſte des ſeltſamen Mädchens nicht ohne allen Minneſold angenommen haben, und wußte auch nicht, wie er ſich denſelben verſchaffen ſollte. Dies ſchien ihm eine paſſende Anſpielung.

Das Zigeunermädchen erblaßte von neuem. Jazewſki trat mit ſeinem kalten, vornehmen Geſicht vor ihre Seele. Er war alſo wirklich, wie er ſagte, der regierende Graf zu Felſenberg! Er war noch hier! Aber ihm allein unter die Augen treten? Lieber mit hundert Narren zu ſchaffen haben, wie der Wally einer war. Dieſer kannte übrigens zum guten Glück den Grafen, da ließ ſich ja vielleicht ohne Gefahr ſofort ein Weiteres erkunden.

Coelina, welche dieſen Gedanken eine Sekunde nachgehangen hatte, erhob ihr geſenktes Köpfchen von neuem und ſagte äußerlich gleichmüthig: „ich danke Euch herzlich für die Güte, welche Ihr einer armen Zigeunerin erweiſen wollt; doch könnt Ihr mir vielleicht ſchon jetzt mittheilen, ob der Graf Felſenberg Kinder hat?“

„Er iſt gar nicht vermählt,“ erwiederte Wally, „indeß ſucht er, ſo viel ich weiß, jetzt emſig nach einer Gemahlin, weil mit ihm der Name erlöſchen würde. Er folgte in der Regierung ſeinem älteren Bruder, deſſen einziges Kind, ein Sohn, bald nach der Geburt geraubt wurde und zwar, wie ich leider hinzuſetzen muß, von Euren Namensverwandten, mein ſchönes Kind — von Zigeunern.“

„Von Zigeunern?“ rief Coelina erſtaunt, durch dies Wort wie zu einem ganz natürlichen und begreiflichen Intereſſe angeregt. „Ach, erzählt mir das doch genauer.“

Wäre Herr von Wally ein eben ſo großer Pſycholog geweſen, als er ein großer Flachkopf war, ſo würde er nichts deſto weniger errathen haben, daß in dieſer Frage ein anderes als bloß nationelles Intereſſe vorherrſche. Mit ſtrahlenden Augen ſaß die Jungfrau vor ihm; ihrem innern Blick begann ſich bereits Großes zu enthüllen, der ſtarre Seelenſchmerz war aufgelöſt, ſie erwartete geſpannt die Erfüllung ihrer unabläſſigen Beſtrebungen. Nur wer die ganze Vergangenheit ſeines Lebens an ein Ziel ſetzte, dieſem mit allen Kräften ſeiner Seele wie ſeines Körpers nachrang, und nun endlich vor dem Vorhang zu ſtehen glaubt, durch deſſen Schwinden er die Siegespalme ſein nennt, oder die Ueberzeugung inhaltsloſer Täuſchung gewinnt, — nur ein Solcher mag und kann ermeſſen, was das Herz der Zigeunerin erfüllte. Dazu gehörte freilich der Junker von Wally nicht.

„Der ganze Vorfall,“ erzählte er, „iſt nicht ohne ein weiteres romantiſches Intereſſe und mir zufällig ſehr wohl bekannt. Benno von Felſenberg, der ältere Bruder des jetzt regierenden Grafen, hatte als Erbgraf eine zärtliche Neigung zu einem Fräulein — —.“ Herr von Wally hielt plötzlich inne und eilte mit dem entſetzlichen Ausruf: „ſo will ich alle meine ungefälſchten Ahnen verwetten!“ nach einem zierlichen Wandſchrank.

Er nahm ehrfurchtsvoll ein großes, in gepreßtes Pergament gebundenes, mit Metallbuckeln beſchlagenes Buch hervor, öffnete behutſam die ſchweren goldenen Klammern und rief nach einer kleinen Weile des Blätterns: „ganz richtig, dies Fräulein lebte als eine angenommene Waiſe auf Schloß Frohnſtein in Weſtphalen und hieß Cathinka, aber nicht von Wally, ſondern von Wahly. Hier ſteht es genau im Adelsrepoſitorium aller deutſchen regierenden Häuſer des gegenwärtigen Säculi.“

Fragend ſah der junge Mann auf Coelina. Dieſe erwiederte keine Sylbe, aber ſie ſchien ihm mit ihren großen glühenden Augen die Worte von den Lippen ſaugen zu wollen. Vorſichtig ſtellte er das wohlbeleibte Adelsrepoſitorium aller deutſchen regierenden Häuſer des gegenwärtigen Säculi an ſeinen Platz und kehrte zum Stuhle zurück.

„Ich ſagte,“ begann er von Neuem: „der Graf Benno von Felſenberg habe eine zärtliche Neigung zu einem Fräulein Cathinka von Wahly gefaßt, die er bei ſeinem Onkel auf Schloß Frohnſtein kennen lernte. Ob dieſe bei der ſehr leicht denkbaren Verwechslung der Familiennamen dieſelbe iſt, nach der Ihr forſchtet, muß ich dahin geſtellt ſein laſſen. Die bald gegenſeitige Liebe ſtützte ſich bei Beiden auf einen ſehr leidenſchaftlichen Character, und das innige Verhältniß trug in der ländlichen Stille ſeine Folgen. In dieſer Lage eines drohenden Scandals zwang die Noth zum entſchloſſenen Handeln. Das Fräulein mußte eine Einladung zu einer bejahrten ſehr entfernten Tante, die ſie einſt zu beerben hoffte, vorſchützen, um eine Gelegenheit zur Entfernung zu gewinnen. Durch dieſe Liſt entkam das junge Paar ohne weiteren Eclat von Schloß Frohnſtein, verließ nach einigen Meilen ſeine bisherige Route und wandte ſich ſeitwärts nach dem einſam gelegenen erbgräflichen Schloß der Felſenberg's, welches vom Stamm- und Reſidenzſchloß derſelben um zwei Tagereiſen entfernt war. Hierſelbſt wurde das Fräulein von Wahly im tiefſten Inkognito einlogirt, um die Entbindung ruhig abzuwarten. Das Glück war bis jetzt den Liebenden günſtig geweſen; Niemand ſchöpfte den mindeſten Verdacht, und die Dame genas zur gehörigen Stunde eines geſunden Knäbleins. Damit ſchloß aber die Gunſt des Geſchicks. Einige Wochen ſpäter nämlich, als die junge Mutter eben das Bette verlaſſen hatte, ließ ſich höchſt unerwartet und gegen alle ſonſtige Gewohnheit der Vater des Grafen Benno bei ſeinem Sohne anmelden. Der alte ſcharfſehende Graf Curd war nicht zu täuſchen, wie der Onkel auf Frohnſtein, entdeckte er aber das Verhältniß und mithin einen Umſtand, der ſich vielleicht ſeinen Plänen für die Zukunft hemmend entgegen ſtellen konnte, ſo durften ſich Alle von ſeinem Zorn und ſeiner bekannten Strenge des Aeußerſten verſehen. Ueberdies wäre des Fräuleins Cathinka Ruf vernichtet geweſen, und der alte Onkel in Weſtphalen hätte ſich offenbar düpirt geſehen. Die Situation geſtaltete ſich in dieſer Noth ſo verzweifelt, daß der jüngere Bruder des Grafen Benno, der Graf Hugo, in's Geheimniß gezogen werden mußte, welcher durch ſeine gewandte Vermittlung die drohende Gefahr edelmüthig abwandte. Während der alte Graf Curd von der einen Seite im Erbſchloß ſeinen Einzug hielt, brachte er von der andern Mutter und Kind auf das Schleunigſte nach dem am Rhein gelegnen Städtchen Königswinter. Hier mußten ſich, der Vorſicht wegen, Beide trennen; die Mutter blieb im Städtchen, der Knabe ward auf's

Land zu einer Bauernfamilie gethan. Dort aber raubte ihn, wie ich vorhin ſagte, eine Bande durchreiſender Zigeuner und es hat ſich, trotz der unermüdlichſten Nachforſchungen, niemals wieder eine Spur von ihm auffinden laſſen."

Coelina hatte ihren Seſſel verlaſſen; ſie ſtand hochgeröthet mit flammenden Blicken vor dem Erzähler. „Wie hieß der Knabe?" fragte ſie mit einer Stimme, gebietend, als ſei ſie eine Königin.

„Das weiß ich nicht," entgegnete Herr von Wally, faſt ſchüchtern zurücktretend.

„Wie lange iſt der angebliche Raub begangen?" fragte ſie mit unverändertem Ton.

„Auch das kann ich nicht genau angeben, — doch ja, wartet einmal; — jawohl, gerade zwei und zwanzig Jahre," erwiederte der Inquirirte immer verwunderter.

„Lebt die Mutter des Knaben noch?"

„O freilich, ſie wohnt auf Schloß Felſenberg am Rhein, unweit Mainz; es iſt eine würdige, hoch geachtete Dame.“

Evelina ſtürzte auf beide Kniee; die Decke war haltlos vor ihren Augen zerriſſen, mit leuchtenden Blicken erkannte ſie eine glückverheißende Löſung der Räthſel. Jene Namensverwechſelung, an ſich ſo unbedeutend und zufällig, hatte ſie zur rechten Quelle geleitet. **Guido's** Loos war nicht mehr ein dunkles, ſonnenklar lag alles in den Hauptzügen vor ihr!

„O Gott!“ rief ſie mit gefalteten emporgeſtreckten Händen, „der Du mächtig biſt in den Schwachen, höre das Dankgebet meiner Lippen! Ja, es wacht Dein Vaterauge dort droben, das kein Verbrechen duldet auf Erden. Seliger Geiſt meiner Mutter, ſenke Dich auf mich herab, das ich nicht müde werde im Wirken, und ihm widerſtehe, dem böſen Feind meiner Hoffnung. Du aber, Vater im Himmel, laß mich vollenden, was

Du in mir angefangen, dann will ich fröhlich ſterben!"

Herr von Wally ſtand verwirrt und ungewiß neben der Begeiſterten. Er hatte ſich die Mühe gegeben, ihr eine vergangene, ihm völlig unintereſſante Familiengeſchichte recht genau vorzutragen, um ſich dadurch in eine Gunſt zu reden, die ihm an dem ſchönen, ſeltſamen Kinde immer wünſchenswerther erſchien. Jetzt, als er ihre wunderlichen Launen befriedigt glaubte und darauf ſinnen durfte, wie er ſich den ſüßen Lohn verſchaffe, gerieth ſie in eine Verzückung, warf ſich auf die Erde und ſtammelte Worte, deren Sinn ihm wenigſtens völlig dunkel blieb. Sie behauptete überhaupt ein ſo ſeltſames Weſen, that ſo ungewöhnliche Fragen, war ſie denn auch wirklich bei voller Vernunft? Herr von Wally ſtarrte recht verblüfft auf die knieende Geſtalt, die ihm bei alledem in ihrer feurigen Begeiſterung mit den rollenden Augen und den ausgeſtreckten Armen ſtets anlockender erſchien.

Plötzlich ward die Thüre vom Flur mit Ungeſtüm aufgeriſſen, Madame Waldvogel rauſchte mit ſtürmiſchem Pathos in das Gemach und erſtarrte im ſprachloſen Grimm, als ſie die unerwartete Gruppe überſchaute. Hinter ihr ſpähte Graf Peter mit ſeiner wohlarrondirten Habichtsnaſe durch die Thürſpalte.

Coelina raffte ſich ſchnell vom Boden empor und trat erſchrocken vor der gewaltigen, in verdächtiger Violettfarbe anſchwellenden Erſcheinung zur Seite. Junker von Wally erzwang mit unſäglicher Anſtrengung ein begrüßendes Lächeln, unter welchem er der gefährlichen Macht um zwei Schritte näher rückte, dann aber höchſt verlegen mitten im Zimmer ſtehen blieb.

Seine Lage war wirklich zum Verzweifeln bedenklich. Madame Waldvogel hatte ihn ſo eben der Zigeunerin gegenüber in einer Stellung attrapirt, die zu allen möglichen Verdachtsgründen Anlaß bot, auch wenn nicht die unangenehme

Scene im Boot auf der Moabiter Fahrt vorhergegangen wäre. Was hatte es ihm aber damals ſchon für endloſe Anſtrengungen gekoſtet, die ſchwer gereizte Geliebte zu verſöhnen, von der er einmal nicht laſſen konnte, und wie war der neue Vertrag nur unter der ausdrücklichen Clauſel geſchloſſen worden, nie wieder ein Auge auf die „verworfene Zigeunerdirne“ zu richten. Jetzt ließ ſich dieſelbe „verworfene Zigeunerdirne“ im eigenen Gemach des Sünders betreffen, neben ihm, an der Erde, auf den Knieen; er anſcheinend zärtlich über ſie gebeugt. Es war eine heilloſe Verwicklung!

„Herr von Wally,“ ſprach die dicke Dame mit mühſam verhaltenem Zorn, „ich erwartete Sie ſchon ſeit einer Stunde, um die beſprochene Spazierfahrt nach Charlottenburg mit Ihnen anzutreten; Sie vergeſſen, daß wir uns dort gemeinſam zum Thee engagirt haben. Mein Mann fürchtete, daß Sie erkrankt ſeien, ich freue mich daher doppelt, Sie in ſo intereſſanter und nobler Geſellſchaft zu finden.“

„Sie meinen dort die kleine Zigeunerin?“ verſetzte der Angeredete, durch die Noth kühn gemacht; „Sie erblicken in ihr zugleich die ſtrafbare Urſache meiner unfreiwilligen Verzögerung.“

„In wiefern das, mein Herr, wenn ich fragen darf?“ rief das muthwillige Mädchen, keck hervortretend, dazwiſchen; „ich hätte ja ein andermal wiederkommen können.“

Alle edleren Gefühle der Weiblichkeit empörten ſich in Madame Waldvogel. Nicht nur mitzureden wagte die niedrige Creatur, auch wiederkommen wollte ſie, auf dem vertraulichen Fuß des ungenirten Wiederkommens ſtand ſie zu dem treuloſen Anbeter; — alle guten Geiſter loben Gott den Herrn! Madame ſchoß regenbogenfarbige Blicke, die ſo ſicher einen Orkan verkündeten, als Unkengeſchrei das Regenwetter.

Herr von Wally machte es wie ein kluger

Diplomat: er richtete ſeine Rede an die Erzürnte, während er gleichzeitig der kleinen Zigeunerin einen Wink zu ertheilen gedachte. „Das arme Kind,“ ſprach er, „befindet ſich in einer troſtloſen Lage; es war, wie Sie durch Ihren Gemahl wiſſen müſſen, wider Willen nach Sachſen geführt, um gewaltſam verheirathet zu werden, entkam aber auf dem Wege, und ſucht jetzt nach dem Geliebten umher, der uns als Harfenſpieler im Boot unterhielt. Ich war ſo glücklich, einigen Nachweis über den Verlorenen geben zu können, dafür ſprach das gerührte Mädchen mir ſeinen Dank auf den Knieen aus. Einzig dies von Ihnen ſicher gebilligte Werk der Menſchenliebe hielt mich bis jetzt zu Hauſe.“

Herr von Wally war nicht ohne ſpekulatives Talent. Er begriff bei aller augenblicklichen Reinheit ſeines Gewiſſens, daß ſeine wirkliche Unterhaltung mit der Zigeunerin zu viel Seltſames habe, um in den Augen der proſaiſchen Gebieterin Glauben zu finden. In der Verlegenheit erſann er eine Angabe, die ihm wahrſcheinlicher erſchien, und die er ſich aus ſeinen Erlebniſſen in der Gaſtſtube der violetten Hanne zuſammenſetzte, augenblicklich allerdings ſelbſt ungewiß, ob es ſich mit Coelina's Rückkehr nicht wirklich ſo verhalte. Die Hauptaufgabe war ihm, eine ausreichende Erklärung des Kniefalls zu finden, und dieſe ſchien gegeben, ſofern ſich ein Motiv unterſtellen ließ, das eine Herzensneigung zu Wally von vorne herein aufhob. — Leider vernichtete der Erfolg die kluge Berechnung.

„Das iſt eine Unwahrheit!“ rief, trotz der bittenden Blicke des Bedrängten, die muthwillige Coelina, welche mit ihrem eigenthümlichen Scharfblicke ſofort die verſchiedenen Situationen erfaßte. „Ich bin nicht nach Sachſen entführt, ich habe keinen Geliebten geſucht und mich bei dem Herrn für nichts bedankt.“

Madame Waldvogel empfand in dieſer Minute eine Art von Mitleid mit der tödtlichen Verlegenheit ihres Günſtlings. Sie beſaß Tact genug, ihn doch vor den Augen einer fahrenden Sängerin nicht demüthigen zu wollen. „So laſſen Sie vor Allem wenigſtens jetzt das kleine Geſchöpf hinausbringen,“ ſprach ſie unter mächtigem Wogen ihres formerfüllten Buſens.

„Mich hinausbringen?“ lachte das Mädchen, dem es Freude machte, das Unwetter heraufzubeſchwören. „Warum doch? Wäre ich Herr von Wally, ich ſuchte mir eine andere Geliebte, als eine alte, dicke Perſon, etwa die kleine, gewiß hübſchere Coelina!“

Liebenswürdige Leſerin, haſt Du es jemals erlebt, daß eine Dame, die auf Schönheit und Grazie ſtarken Anſpruch macht, ſich in Gegenwart ihres Liebhabers von einem verachteten Geſchöpf, das überdies als Nebenbuhlerin auftritt, Alter und Korpulenz vorwerfen läßt? — Madame

Waldvogel entkleidete ſich ungeſäumt ihrer bisher mühſam behaupteten weiblichen Würde, und fuhr mit tigerartiger Wuth auf das arme Mädchen ein. „Zu viel!“ tobte ſie, „ich, Eleonore Meloſine, rechtmäßig verehelichte Waldvogel, ich alt und dick? Warte, Du kleiner Satan, Du ſollſt Berliner Nägel kennen lernen.“

Der kleine Satan bezeigte inzwiſchen wenig Luſt zum Warten. Mit der ſchnellen Gewandtheit ihres geſchmeidigen Körpers, flog die Zigeunerin nach der entgegengeſetzten Seite des Zimmers, und ſchlug neckiſch einen muntern Wirbel auf ihrer Trommel, während Eleonore Meloſine Waldvogel athemlos hinterdrein keuchte.

Die Verfolgung trieb ſich eine Sekunde rings um den unglückſeligen Herrn von Wally, da erſah Coelina ihren Vortheil, warf der Verfolgerin gewandt eine große Tiſchdecke über das zornrothe Geſicht und flog zur Thür hinaus. Madame Waldvogel ſtürzte blindlings hinterdrein, erfaßte aber vor der Schwelle nur die Naſe des Grafen Peter von Boskow, der ſich noch lange mit einer tüchtigen Schmarre umhertrug. —

Am andern Morgen zogen die Zigeuner von der Behauſung der violetten Hanne, zum „freien deutſchen Rhein,“ der nur leider damals eben ſo wenig frei und deutſch war, als er es heute iſt.

◆

Zweites Kapitel.

Schloß Felſenberg am Rhein und ſeine gräfliche Dulderin. Der Leſer trifft mit einer bekannten Erſcheinung zuſammen.

Auf dem rechten Ufer des mächtigen Rheinſtroms, etwas unterhalb des Guttenberg berühmten Mainz, erhob ſich am Ende des vorigen Jahrhunderts in mittelalterlicher Bauart das Stammſchloß der gefürſteten Grafen Felſenberg. Die wilden Kriege der franzöſiſchen Revolution haben es längſt, wie ſo manches andere Denkmal einer Zeit, gegen welche die neuen Ideen unwiderſtehlich anſtürmten, mit barbariſcher Wuth vernichtet. Kaum erhielt die beſondere Ungunſt des Geſchicks, neben jenen prachtvollen Ruinen einen Stein, der heute dem Reiſenden als Wahrzeichen früheren Glanzes diente. Zugleich mit der ſtolzen Veſte iſt das ſtolzere Geſchlecht gefallen. Die Mediatiſirungen zur Zeit der Reichsauflöſung entzogen der Grafenkrone den ſouveränen Glanz, die Privatgüter ſind in fremde Hände gelangt, und die Nachkommen leben im fernen Amerika, als freie Bürger Penſylvaniens einen neuen Stamm begründend, der nichts mehr weiß von feudaler Hoheit.

Erhabner Urahne der Felſenberg, wie würdeſt Du entbrennen in einem reichsunmittelbaren Zorn, wenn Dein ſtahlgeharniſchter Leib Fleiſch würde, und wandelte unter den Nachkommen, und ſchaute die plebejiſche Herrlichkeit der neuen Welt! —

Am 15ten Auguſt des Jahres 1795 ruhte das altersgraue Schloß noch ſtark und unverſehrt auf der hohen Felſenſpitze, keck mit ſeinen unzähligen Thürmen und Erkern vom ſchwindelnden

Abhang ſich im Strom beſpiegelnd. Noch war die Stunde nicht gekommen, da „der Freiheit Hauch" mächtig durch die deutſchen Gauen zog, feſt ſtanden die Burgen, feſter die Ariſtokraten der alten guten, — geduldigen Zeit.

Schloß Felſenberg war eine der älteſten Veſten am Rhein. Die mannigfaltigen Veränderungen der nachfolgenden Generationen hatten den Bauſtyl verſchiedener Jahrhunderte an dem moosbewachſenen Gemäuer abgeprägt, welches mit ſeiner fundamentalen Grundlage allen bisherigen Zeitſtürmen trotzte. In rieſiger Dicke ſtiegen die äußeren Mauerwände empor, aus denen mächtige Steinpfeiler hervorquollen, als Träger einer breiten Gallerie dienend, die rund um das ganze Schloß lief. Lange gothiſche Fenſter von bunt gemaltem Glaſe unterbrachen das einförmige Grauweiß der Feldſteine, welche hier und dort mit zierlich eingehauenen Heiligenbildern geſchmückt waren. Am öſtlichen Ende befand ſich ein hoher und dicker

Wartthurm, gleichſam ſpöttiſch auf die kleineren Thürme herabſehend, von denen Einige ſich auf der Ringmauer erhoben, andere im bunten Zickzack das Dach des Schloſſes bedeckten. — Wieviel Unglückliche mochten zur Zeit des Fauſtrechts in den gewaltigen Verließen jener Warte verſchmachtet ſein?!

Im Inneren des Schloſſes herrſchte die ganze ſchwerfällige Pracht, welche den ſteifen Perückenzopf des vorigen Jahrhunderts characteriſirte.

Die hohen Säle waren mit geſchnörkelten und gemalten Deckenwölbungen geziert; an den Fenſtern rauſchten ſchwere, mit gewichtigen Goldfranzen garnirte Seidenſtoffe, breite Marmorflieſen bedeckten die Fußböden. Ueber die Wände dehnten ſich Sammettapeten, auf welchen alte Legenden bildlich dargeſtellt waren, im grellen Contraſt zu den Wolkenperücken der zahlloſen Ahnen, welche lebensgroß aus ihren ſchmalen ſchwarzen Holzrähmen herab ſtarrten. Maſſiv eichene Möbel, hier und dort mit Pariſer Goldbronze untermiſcht, wie ſie ſchon damals der Luxus der Weltſtadt in alle Länder hinausſchleuderte, bildeten den Hausrath. Darunter erblickte man dunkle Stühle mit karmeiſinrothen Stoffen überzogen, Commoden, oder rieſige Schränke mit Meſſingbeſchlägen und löwenklauartig geformten Füßen. Alles war koloſſal, kantig und von gediegenem Werth, aber geſchmacklos und ungefällig wie die ganze Zeit.

Ein eigenthümliches, mit den übrigen Einrichtungen contraſtirendes Gepräge trug der weſtliche Theil im Schloſſe, der ſich zugleich als eine für ſich abgeſchloſſene Wohnung betrachten ließ.

Ein halbrunder Vorbau drängte ſich balkonartig aus der Mitte der Ringmauer über den Felsrand hinaus, frei in der Luft auf dem Rheinfluß ſchwebend, der tief unten an den Wurzeln des Felſens dahinſchoß. Dadurch war ein geräumiger Flügel gewonnen, in deſſen Mitte ſich ein Saal befand, welcher ſein Licht von drei hohen ſchmalen, in dem Ausbau befindlichen Fenſtern empfing und zugleich nach eben ſo viel Seiten entzückende Ausſichten über die jenſeitigen Stromufer eröffnete. In dieſem ganzen Flügel herrſchte eine Einfachheit, die Denjenigen, welcher die gegenüber liegenden Prunkgemächer verließ, faſt befremden mußte, und beinahe jede ſinnliche Annehmlichkeit auf den Genuß der Naturſchönheiten beſchränkte.

Aller Luxus in Gold- und Silberſchmuck ſchien verbannt; unſcheinbar mattfarbige Papiertapeten deckten die Wände, und nirgends beſchränkte überflüſſiges Möbelwerk den Fußboden. In dem Saale ſelbſt erhob ſich zur rechten Hand ein einfacher, mit ſchwarzem Sammet bedeckter Betaltar, auf welchem ein gekreuzigter Chriſtus in feiner Arbeit von getriebenem Golde ſtand. An der gegenüber liegenden Wand hing die heilige Madonna in einem gelungenen Kupferſtich nach dem unübertrefflichen Gemälde des Großmeiſters der Kunſt, Raphael. Auf einem ſchweren Tiſch in der Mitte des Zimmers erblickte man einfache weibliche Handarbeiten, mehrere Andachtsbücher und einen zierlichen Roſenkranz. Wenig prunkende Seſſel, Bücherſchränke und ähnliche Erforderniſſe füllten die Niſchen rings umher.

Dieſer Einförmigkeit ungeachtet herrſchte in dem Raum ein wohlthuendes Etwas, ein ſtiller Friede, welcher den Eintretenden mit einer unbeſchreiblichen Beruhigung durchwehte. Es war das Walten einer immer gleichen, über alle Leidenſchaften erhabenen Seelenſtimmung, welches aus jeder Einrichtung ſprach, und dem Ermüdeten Abwehr gegen die Stürme da Draußen ſicherte. Man fühlte ſich gleichſam getragen von einem höheren Element, wenn man die ſchwere goldüberladene Pracht hinter ſich ließ und frei aufathmete in dem ſtillen Cloſet, das die feinen Blumenvaſen der Fenſter mit erquickendem Duft durchſchwängerten.

In dem beſchriebenen Saal und den kleineren anſtoßenden Nebengemächern wohnte die verwittwete Gräfin Cathinka von Felſenberg. Sie hatte ſich dieſen Flügel nach ihren eigenen Wünſchen eingerichtet und ſich ausſchließlich auf denſelben zurückgezogen, als der Tod ihres Gemahls, des regierenden Grafen Benno, ſeinen jüngeren Bruder, Hugo von Felſenberg, zur Succeſſion berief, und Letzterer von den Prachtſälen des eigentlichen Schloſſes Beſitz nahm. Theils die geräuſchloſe Stille der Umgebung, theils die herrlichen Naturanſichten, beſonders aber der Umſtand, daß ihr verſtorbener Gemahl hier ſeine früheren Jugendjahre zubrachte, hatten der verwittweten Gräfin gerade dieſe Wohnung werth gemacht. Gern blieb ſie darinnen ganz ſich ſelbſt und ihren ſtillen Betrachtungen überlaſſen, nachdem ſie ohnehin mit dem Diesſeits ihre Rechnung geſchloſſen und halbverklärten Blicks bereits in das Jenſeits hinüberſchaute.

Graf Hugo, der genießende Lebemann, dem die blaſſe ſchwarz gekleidete Frau eine ſtörende

Beimiſchung ſeiner wilden Luſtbarkeiten ward, war bereitwillig mit dieſer Trennung einverſtanden, ſo daß manche Monde vergingen, in denen die hohen Verwandten weder mit Blick noch Wort in Berührung kamen.

Die Gräfin **Cathinka von Felſenberg** war eine edle imponirende Erſcheinung. Sie mochte gegenwärtig etwas mehr als die Mitte zwiſchen vierzig und funfzig Jahren erreicht haben, doch konnte man ſie leicht weit über dies Alter hinaus glauben, wenn man die äußeren Eindrücke zum Maßſtab nahm.

Das glatt über die Schläfen geſcheitelte Haar war vor der Zeit weiß gebleicht, die einſt ſchönen Augen hatten jenen matten Schimmer angenommen, der von thränenreichen Nächten ſpricht, und die hohe Geſtalt trug ſich allbereits leicht vorüber gebeugt. Dennoch haftete das Auge des Beobachters mit wachſendem Intereſſe an den feinen ausdrucksvollen Zügen, in denen unverändert unbeſchreibliche Milde und Sanftmuth herrſchten. Man las gleichſam das Wohlwollen an der klaren Stirn, obgleich der Mund wenig ſprach und die Wangen ſelten ein Lächeln zeigten.

Es giebt einen Ausdruck weiblicher Würde, den kein Rang und keine Bildung verleiht, den die Gottheit ſelbſt ihrem Geſchöpfe aufprägt, um ſchlechthin das Weib als die Krone alles Herrlichen zu adeln; — dieſe Würde lag in jeder Bewegung der Gräfin und nur dadurch ſtellte ſie ſich über ihre Umgebung. Sie wußte es, und ſie wußte es nicht blos, ſondern ſie fühlte es in der tiefſten Tiefe ihres edlen Gemüths, daß den Großen der Erde vor Allen Güte und Huld geziemt, daß ſie durch Furcht die Länder beherrſchen, durch Liebe die Herzen erobern!

So hatten denn auch alle Schläge des Geſchicks das Gemüth der gekrönten Dulderin nicht verhärten können, ſie hatten es vielmehr weicher und nachſichtsvoller gegen fremde Schwächen geſtimmt. Gering in ihren Anſprüchen an Andere, ſtreng in ihren Forderungen an ſich ſelbſt, lebte ſie in unwandelbarer Gottergebenheit ihre geräuſchloſen Lebenstage, gleichſam der helfende Schirmengel neben ihrem wilden Schwager, der ſeinen Unterthanen manche Wunde ſchlug. Die „ſchwarze ſtille Herrin von Schloß Felſenberg,“ wie die Landbewohner der Umgegend ſie nannten, war bald in allen Hütten gekannt; aber wenige wußten um die wohl verſchleierte Wunde, die ſtets unvernarbt in ihrer Bruſt quoll und jenen ſtillen Schmerzenszug unauslöſchbar um den feingeränderten Mund grub.

Von früh auf war die Gräfin Cathinka in der Schule der Leiden erzogen; der Schmerz hatte ſich ihr als Angebinde in die Wiege gelegt, Noth ihre Windeln umſtellt. Obwohl zu allem berechtigt, was Wohlleben und Glanz auf Erden verleiht, trat ſie doch nur in die Welt, um durch Entbehrung den Verluſt ſo viel ſchmerzlicher zu fühlen.

Sie war die Tochter eines Baron's Axel von

Wahly, der, aus alter Familie ſtammend, in Franken wegen ſeiner ausgedehnten Beſitzungen als einer der reichſten Edelleute des Landes galt. Dies hatte ihn indeß nicht abgehalten, mit dem Auslande hochverrätheriſche Verbindungen anzuknüpfen, und dadurch Unterſuchungen gegen ſich hervorzurufen, deren Folgen er durch die Flucht zu entgehen genöthigt war. Er hatte ſich kurz vorher ehelich verbunden, ſeine Gemahlin war hochſchwanger, und mußte aus Rückſicht auf ihren Zuſtand in der Heimath zurückbleiben. Cathinka war das Kind, welches die unglückliche Frau unter dem Herzen trug und gleichſam vor der Geburt ſchon mit ihren Thränen in's Leben einführte.

Ob die Sterne dort oben mit ihrem ſeltſamen Geflimmer einen Einfluß auf die Bahnen der Sterblichen üben? Ob die Aſtrologie ein Hirngeſpinnſt menſchlicher Thorheit und Ueberhebung iſt? Wir vermögen weder das Eine noch das

Andere zur abſoluten Wahrheit zu erheben! Indeß, der jungen Frau von Wahly war eine böſe Conſtellation in den Geſtirnen für das keimende Leben ihres Schooßes vorher verkündigt, und diesmal log leider die Wiſſenſchaft nicht. Cathinka's Geburt raubte ihrer von Schmerz und Leiden entkräfteten Mutter das Leben, und an demſelben Tage lief die Nachricht ein, daß ſämmtliche Güter des entflohenen Baron's durch Urtheil und Recht dem Staatsſchatz verfallen ſeien.

Arm an irdiſchen Gütern, eine vater- und mutterloſe Waiſe, trat ſomit das unglückliche Geſchöpf ohne Empfang in die Welt; ihm ward nicht einmal die Liebe zu Theil, der ſich das ärmſte Bettlerkind erfreut; kein jubelndes Elternpaar herzte es mit zärtlichen Blicken. Wir dürfen nicht fragen, welche Gerechtigkeit hier den Segen, dort den Fluch ſpricht über die Wiegen, und ob wir es dürften, wir thäten es vergeblich; aber wenn bei ſolchem Anblick der Zweifel laut wird in der

Bruſt, dann regt ſich ein menſchliches Gefühl, und Ihr, die Ihr ſtark ſeid im Glauben auf das Wort, habt wenigſtens Nachſicht mit der Schwäche!

Zugleich mit dem Baron von Wahly, dem Haupt des Bundes, waren auch die übrigen Glieder ſeiner nicht ſehr zahlreichen Familie in die politiſchen Umtriebe verwickelt. Alle hatten ſich deswegen gleicherweiſe mit ihrer beweglichen Habe durch die Flucht zu retten geſucht, ihre unbeweglichen Güter aber an den Staat verloren. Unter dieſen Umſtänden wäre das unglückliche, verlaſſene Kind vielleicht einer der damaligen Armenanſtalten auf Staatskoſten, mit allen Schreckniſſen eines ſolchen Inſtituts, anheim gefallen, wenn nicht eine ſehr entfernte Seitenverwandte des Hauſes, die Gräfin Krona auf Schloß Frohnſtein in Weſtphalen ſich deſſelben erbarmt hätte. Dieſe würdige Dame vernahm von dem Unglück der Wahly's, und weniger durch die lockeren

Blutsbande, als durch eine frühere innige Freundſchaft zu Cathinka's Mutter getrieben, eilte ſie ſofort perſönlich nach Franken, um das Kind aus den Händen herzloſer Miethlinge nach ihrem Wohnſitz zu führen.

Hier genoß jetzt das Fräulein ſeine erſte Jugenderziehung unter der Leitung der trefflichen Edeldame. Selbſt kinderlos, übertrug dieſe alle ihre Liebe auf die verlaſſene Waiſe, und mit Recht nannte Cathinka ſpäterhin jene Jahre die glücklichſten ihres Lebens.

Inzwiſchen waren die ſchwarzen Mächte nicht lange unthätig. Die Gräfin Krena ſtarb eines plötzlichen Todes, ehe ſie noch die Erziehung ihres Pflegekindes völlig vollendete, und mit derſelben verlor die Verwaiſte zum zweitenmal eine Mutter im wahrſten Sinne des Worts. Zwar hatte Cathinka ihr früheres Geſchick mit ſorgſamer Schonung aus dem Munde der Pflegemutter vernommen, da die unerwartet eintreffende Nachricht von dem in Amerika erfolgten Tode des Barons Axel von Wahly ſolche Mittheilungen nöthig machte. Auch hatte die Tochter dem dunklen Looſe des nie gekannten Vaters gewiß aufrichtige Thränen kindlichen Schmerzes nachgeweint; allein der leichte Sinn der erſten Jugend war ihr zu Hülfe gekommen. Sie ermaß die Größe des Verluſtes um ſo weniger, je mehr die ſorgſame Liebe der Gräfin ihr denſelben erſetzte, ſie hatte überdies die ſegnende Hand des geſchiedenen Vaters nie auf ihrem Haupte gefühlt. Jetzt, eine faſt erblühte Jungfrau, empfand das weibliche Herz um ſo lebhafter die ganze Schwere ſeines furchtbaren Verluſtes, für den es keinen Erſatz, kein tröſtendes Wort der Liebe gab.

Cathinka ſah mit Grund in eine ſchwere, düſtere Zukunft. Der Graf Krona war ein hochbejahrter, etwas ſchwachſinniger Herr, der nach einer viel genoſſenen Jugend ſich auf ſein Schloß zurückgezogen und gegen den Niedergang ſeines

Lebens die weit jüngere, aber unvermögende Gemahlin heimgeführt hatte, um an ihr in der Einſamkeit eine Pflegerin und Geſellſchafterin zu beſitzen. Eine geiſtige Harmonie hatte zwiſchen Beiden nie beſtanden. Selten ließ ſich der Eheherr in den Zimmern der Gräfin blicken, wo die harmloſe Lebendigkeit des Kindes ihn ohnehin unangenehm berührte. Er theilte ſeine Stunden zwiſchen einſamer Lectüre alter Chroniken und der Bewirthſchaftung der Güter. So hatte ſich denn auch Cathinka ſcheu vor dem finſteren Mann zurückgezogen, und ſich ſtets inniger an das lebenswarme Gemüth der Gräfin geſchloſſen, die ihr Vater, Mutter, Lehrerin und Freundin zugleich war. Dieſe verlor ſie in einer Zeit, wo ſie der Stütze noch ſo ſehr bedurfte, um fortan ihre Jugend ſelbſt zu leiten, und mit einem mürriſchen Greiſe zu leben, den ſie nicht kannte und nicht liebte!

Stumm und thränenlos ſchlich das vereinſamte Mädchen durch die hohen Gemächer, die ihr mit den ſchwarz ausgeſchlagenen Wänden nur der Reflex des eigenen Lebens zu ſein ſchienen. Sie war betäubt und willenlos; der Schmerz trat zum erſtenmal mit ſeiner vernichtenden Gewalt vor ihre Seele, ihr dadurch die Größe des Verluſtes ſelbſt unbegreiflich machend.

Es iſt eine hohe Weisheit der Schöpfung, daß wir überhaupt nur ein gewiſſes Maaß der Leiden faſſen, darüber hinaus aber, in eine Gefühlloſigkeit verſinken, die uns geiſtig vor dem Wahnſinn bewahrt, körperlich zu neuer Stärke verhilft. Es bedarf dann nur eines geringen Anſtoßes von Außen, um im rechten Moment das harmoniſche Gleichgewicht zwiſchen den Kräften der Seele und des Körpers zu erneuern und den ganzen Menſchen zur friſchen Thätigkeit zu beſtimmen.

Als Cathinka am Tage des feierlichen Begräbniſſes alle Inſaſſen der gräflichen Güter auf dem Schloßhofe verſammelt ſah, als der ſchwarze Leichenwagen langſam zum Thore hinausſchwankte, die Trauerflöre dunkel hinterdrein wallten, die gedämpfte Trauermuſik ſich vernehmen ließ, und die Glocken des Kirchthurms ihre ernſten Klänge darein miſchten, als endlich die klagende Menge, deren Troſt die Geſchiedene geweſen war, ſich dem unabſehbaren Zuge der Ritter und Herren anſchloß und wenig Augen trocken blieben, — da ſchmolz auch die Rinde um ihr jugendliches Herz, ſie weinte lange und heiß in ihrem einſamen Kämmerlein, aber ſie trat beruhigter hervor und hatte den ernſten Entſchluß gefaßt, nur durch getreue Uebernahme ihrer neuen Pflichten das Andenken an die Pflegemutter zu ehren.

Nichts beſchleunigt die geiſtige Entwicklung im Menſchen mehr, als frühe Leiden; während ſie aber den gemeinen Sinn zur bösartigen Verhärtung treiben, führen ſie die edlere Natur ihrer Vollendung entgegen. Cathinka hatte mit dem letzten Entſchluß alles abgelegt, was noch an die Kinderjahre erinnerte; ſie war eine vollendete

Jungfrau, bewußt in ihrem Wollen, kräftig und unermüdlich in ihrem Handeln. Still und ruhig lebte ſie nun ihren Lebensweg, eine ſorgſame Pflegerin des alten Grafen, der bald den neuen Edelſtein ſchätzte und faſt wohlgefällig lächelte, wenn die reizende Erſcheinung in geräuſchloſer Stille geſchäftig um ihn waltete.

In der That konnte die Jungfrau in Kurzem als der wahre Gottesſegen des Hauſes gelten. Niemand verſtand es ſo wohl ſich in die Launen des ſtrengen Gebieters zu fügen als ſie, Niemand beſänftigte ſeinen Zorn ſchneller als ihr Lächeln, und Niemand bevorwortete eine Bitte ſo wirkſam als ihr Roſenmund.. Daher erſchien ſie auch als der Schirm und Hort aller Armen auf den gräflichen Gütern, die bald in ihr reichlich erſetzt fanden, was ſie an der geſchiedenen Gräfin verloren hatten. —

Wir überſpringen jetzt mehrere Jahre geräuſchloſen aber ſegensreichen Wirkens, um uns dem

Zeitpunkt zu nahen, wo das weibliche Gemüth mit dem Bewußtſein ſeiner eigentlichen Beſtimmung zugleich ſeine höhere Weihe empfängt, wo es dem Zauberkreis der Liebe ſein geiſtiges Selbſt erſchließt.

Graf Benno von Felſenberg, der leibliche Schweſterſohn des alten Grafen Krona, erſchien bei Gelegenheit einer Familien-Angelegenheit in dem Schloß ſeines wenig ſonſt zu den Angehörigen ſich hinneigenden Onkels, und war nicht lange ein ſtummer Bewunderer der ſeltenen Vorzüge des Fräuleins von Wahly. Auch Cathinka blieb nicht gleichgültig gegen die Huldigungen des Erbgrafen, der mit ſeiner ſchlanken, faſt mädchenhaften Figur, ſeinem feinen intereſſanten Geſicht und dem ſchwärmeriſchen poetiſchen Gemüth ſich ſchneller in das Herz der unbefangenen Jungfrau verſetzt hatte, als dieſe ſelbſt es wähnte.

Die Intrigue entwickelte ſich ſo raſch, als es bei zwei lebhaften offenen Characteren, die ohne ängſtliche und hemmende Beobachtung ganz ſich ſelbſt überlaſſen bleiben, nur immer geſchehen kann. Graf Benno mußte zwar vorläufig die Angelegenheiten ſeines ſtrengen Vaters betreiben, er fand indeß ſehr bald Gelegenheit, ſeinen Beſuch auf Schloß Frohnſtein zu wiederholen. Hier war ſeine Beſchäftigung, mit Cathinka Blumen und Tauben zu pflegen, kleine verrätheriſche Gedichte an ſie zu richten und ihr ſchließlich nach einigem wechſelſeitigen Roth- und Blaßwerden ſeine Liebe zu geſtehen. Der Bund reinſter gegenſeitiger Zuneigung ward geſchloſſen.

Das neue Paar ſchwelgte in einer Seligkeit, die durch den lockenden Reiz des Geheimniſſes, durch die eigenthümlichen Naturſchönheiten des herrlichen Weſtphalenlandes und das idylliſche Stillleben in der Zurückgezogenheit des großen Schloßparks nicht wenig geſteigert ward. Graf Benno hatte ſich mit der ganzen Geſchmeidigkeit eines Liebenden die Gunſt des verdrießlichen

Onkels zu erwerben gewußt, und lebte jetzt mehr auf Frohnſtein, als auf ſeinem eigenen Erbſchloß. Eins trübte den Himmel der Liebenden, nämlich die Ueberzeugung, daß der ſtolze Vater des Grafen Benno nie ſeine Einwilligung zu der Verbindung ſeines Sohnes mit einem Fräulein geben würde, deren Vater geächtet war, die ſelbſt völlig arm nur von fremder Gnade leben mußte, und bei dem kinderloſen Abſterben des Grafen Krona, da die Güter an einen entfernten Lehnsvetter fielen, im glücklichſten Fall nichts anderes erwarten durfte, als höchſtens eine geringe Summe baaren Geldes. Indeß, hier blieb kein anderer Troſt, als ſich vorläufig unter dem Deckmantel des Geheimniſſes zu ſichern und von der Zeit eine günſtigere Wendung der Dinge zu erwarten. Die Hinderniſſe ſchienen ja weder durchaus unerträglich, noch ganz endlos, und wo fehlte die Hoffnung wohl jemals im Bunde der Jugend und der Liebe?!

Dennoch ſollten die Dinge im ſpäteren Verlauf eine weit ernſtere Wendung nehmen, als der leichte Sinn der Liebenden erwartete.

Der alte Graf Felſenberg hatte ſich eine Schwiegertochter für ſeinen Sohn erſehen, dieſen zu ſich entboten, und ihn in ziemlich kategoriſcher Weiſe mit ſeinem Willen bekannt gemacht. Graf Benno war bei ſeiner entſchiedenen Weigerung ſehr übel angelaſſen, und flüchtete ſofort in der heftigſten Aufregung nach Schloß Frohnſtein, um ſich bei Cathinka Troſt und Rath zu holen. Er mochte der Stärke ſeines Charakters im Widerſtand gegen den gewöhnlich eiſernen Willen des Vaters mißtrauen, er ſah überall Gefahr und Untergang; außer ſich ſtürzte er nach einer ſtürmiſchen Reiſe zur ſpäten Abendſtunde in das Gemach ſeiner Geliebten. Schmerz und Leidenſchaft überwältigten die heftigen Gemüther, die Beſinnung wich vor dem überfluthenden Drange der glühenden Herzen; — — verdammt Ihr, deren ungefälſchte Tugend nie die Anfechtung eines unbewachten Augenblicks zu beſtehen hatte.

Schwerlich iſt ein Fehltritt durch eine bitterere Seelenqual gebüßt worden, als ſie Cathinka im Augenblick ihres Erwachens aus dem entfliehenden Sinnenrauſch empfand. Allein der ſchwarze Dämon ihres Lebens, der ſie unſchuldig ſo lange verfolgte, jauchzte, ſie jetzt wenigſtens an einem Haar faſſen zu können, um ihr daraus eine Kette endloſer Leiden zu flechten. Wir haben es im vorigen Capitel bereits erzählen hören, welche Umſtände das Fräulein bald darauf zwangen, Schloß Frohnſtein auf einige Zeit zu verlaſſen. Wir werden ſpäter noch genauer erfahren, welche Geſchicke ſie dabei betrafen, Geſchicke, die es mit ſich brachten, daß ſie nach einigen Monaten troſtloſer und vereinſamter zurückkehrte, als ſie gegangen war.

Ihr Kind war ihr in der räthſelhafteſten Weiſe entriſſen! Für alle die unſäglichen Schmerzen in den langen Monden, für das ſchneidende Weh in der entſcheidenden Stunde, war ihr nichts geblieben, als das furchtbare Bewußtſein, eine kinderloſe Mutter zu heißen! Wo war er hingeſchwunden, der thränengebadete Schmerzensſohn? Welchen Mißhandlungen mochte er ausgeſetzt ſein? Was konnte alles dem Liebling drohen, der Leben unter ihrem Herzen empfangen hatte, von dem empfangen hatte, welcher ihrer Tage Lichtpunkt war! Cathinka hatte früh Schmerzen ertragen gelernt, und wohl ihr, daß ſie eine geübte Dulderin hieß, ſie wäre ſonſt der Seelenpein unterlegen, welche in den Stunden der Nacht ihr Lager mit Thränen überſchwemmte, und bei Tage Lilien an die Stelle der Roſen pflanzte.

Selbſt dem mürriſchen Grafen Krona ward die Veränderung der Pflegetochter bemerkbar, und beunruhigt fragte er ſie eines Tages: ob ihr die Tante, zu der ſie verreiſt geweſen, ein Leides gethan? Ach, da überzog zum erſtenmal ſeit langer Zeit die Röthe ihre Wangen, aber es war nicht die blühende Farbe der Geſundheit, ſondern die brennende Schaam der Lüge. Sie konnte freilich den Greis um ſeiner ſelbſt willen nicht enttäuſchen, und hatte keinen anderen Ausweg, als ſchluchzend aus dem Zimmer zu flüchten. Schweigend wandelte ſie umher, eine früh geknickte Blume, hingebender, wohlthätiger denn zuvor; aber täglich ſchweigſamer und in ſich gekehrter. Der alte Graf Krona hielt ihren Zuſtand endlich für eine hektiſche Ausgeburt, und beruhigte ſich bei der Unmöglichkeit, für ein armes Fräulein einen ebenbürtigen Mann aufzufinden.

Graf Benno erſchien allerdings, ſo oft es ihm möglich war, auf Schloß Frohnſtein, und hielt treu zu dem Herzen des gequälten Mädchens; allein er ſelbſt, zarter, faſt weichlicher Gemüthsrichtung, war durch den unerwarteten Schlag ſo furchtbar darnieder gebeugt, daß er eher des Troſtes bedurfte, als ihn ertheilte. Dazu beunruhigte und beſchäftigte ihn der Geſundheitszuſtand ſeines Vaters, an dem er mit großer Liebe hing, auch wenn er ſeine Wünſche nicht erfüllen konnte, und durch den Tod deſſelben zum freien Herrn ſeiner Handlungen gemacht ward.

Das Unvermeidliche geſchah inzwiſchen, wie es, ohne Rückſicht auf die Beſorgniſſe, oder die Wünſche der Sterblichen, im Buche des Schickſals beſchloſſen wird. Der gefürſtete Graf Curd von Felſenberg ſank ein Jahr ſpäter in die Gruft ſeiner Ahnen, ohne ſeine ſtete Lieblingsidee, die Vermählung ſeines Sohnes, in Ausführung bringen zu können. Graf Benno trat die Regierung der Grafſchaft an, und nannte ſofort Cathinka von Wahly vor den Augen der Welt, als regierende Gräfin von Felſenberg, ſeine rechtmäßige Ehegattin. Bald darauf verſchied auch der alte Graf Krona an Unverdaulichkeit und hinzugetretener Langerweile.

Es kann wohl kommen, daß eine Pflanze, die an einem tiefen, ungeheilten Uebel leidet, durch einen erquickenden Regen, oder erwärmenden Sonnenſchein neu belebt, das geſenkte Haupt auf Stunden empor richtet, und den erfreuten Gärtner über ihren wahren Zuſtand täuſcht. Aber ehe es noch Abend geworden iſt, wird die Krankheit die alte ſein, die Täuſchung zerrinnt, und die Blume ſiecht langſam weiter, wenn es nicht gelingt, der eigentlichen Krankheit zu ſteuern. So auch geſchah es mit der nunmehrigen Gräfin Felſenberg.

Das neue Leben an der Seite des geliebten Gatten zauberte friſche Roſen auf ihre Wangen, ſie richtete ſich gekräftigt empor, ſie hegte vor allem Hoffnung, ihr heißgeliebtes Kind wieder in ihre Arme zu ſchließen. Allein dieſe Hoffnung ſchwand je länger je mehr. Tauſende wurden umſonſt vergeudet; wo eine Ausſicht auftauchte, da geſchah es nur, um durch ſpurloſes Verſchwinden den Dolch ſtets von Neuem in die Bruſt der unglücklichen Mutter zu drücken. Ihr Gemahl war unermüdlich, und eben ſo unglücklich in allen Nachforſchungen; ihr Schwager, der Graf Hugo, begab ſich perſönlich, aber gleich-vergeblich, auf mehrfache Reiſen; das Schickſal blieb unerbittlich. So zog ſich denn die ſchwer geprüfte Frau im Laufe der Zeit immer reſignirter in ſich ſelbſt zurück, ſie hoffte nichts mehr, wo ihr nichts mehr beſchieden ſchien. Jede Mutter iſt eine ſchmerzensreiche Maria, ſie war es im doppelten, im dreifachen Sinn; denn keine Freude wog ihr die Trauer auf, nicht einmal im Ruheport des Todes wußte ſie das Kind ihres Herzens. Tiefe Nacht, verzweiflungsvolle Ungewißheit war ihr Theil.

Das harte Schickſal der Dulderin hatte ſich indeß nicht erſchöpft. Ihre Bruſt ſollte ganz veröden, ehe ſie Ruhe auf Erden fände; — freilich, die Ruhe des Grabes. Noch lebte ihr ja der Gemahl, der die eine Hälfte ihres Herzens mit all der Liebe ausfüllte, welche in der anderen vergebens nach dem verlornen Sohn ſchmachtete.

Graf Benno war überhaupt ſchwächlicher Conſtitution, ſein Tod mußte bei häufiger Kränklichkeit lange vorhergeſehen werden. Dennoch erſchütterte das, nach zehn Jahren der ſchmerzlich-ſüßen Ehe eintretende Ereigniß das vielgeprüfte Gemüth der unglücklichen Frau auf's Neue ſo furchtbar, daß ſie ihren Entſchluß, ganz aus der Welt zurück zu treten, ungeſäumt in's Werk ſetzte. Sie hatte Gott in mancher qualvollen Stunde vergebens auf ihren Knieen um weitere Nachkommenſchaft beſchworen; wozu ſollte ſie von der, ihr auf Lebenszeit gelaſſenen Regierungsbefugniß für ſich einen Gebrauch machen? Auf ein Wiederfinden ihres Kindes zu hoffen, deſſen das Teſtament des Gemahls allerdings noch gedachte, hätte ſie für Wahnſinn, für eine Ironie auf ihren Schmerz gehalten.

Sie leiſtete zu Gunſten ihres Schwagers, des

Grafen Hugo, ſofortigen Verzicht, und zog ſich in das einſame Aſyl zurück, das wir vorhin kennen lernten. Was ſie freilich ihren Entſchluß bisweilen als voreilig bereuen ließ, war die zügelloſe Ausſchweifung des neuen Regenten, denn Anmaßungen und Bitterkeiten, zu denen er ſich als ſouveräner Herr ſogar gegen ſie ſelbſt berechtigt hielt, überſah und verzieh ſie mit dem edlen Stolz einer Natur, die zu Schweres getragen, um für die kleinliche Miſere des Lebens einen Sinn zu behalten. Sanft und klaglos verlebte ſie fortan ihre Tage, ein erhabnes Bild menſchlicher Reſignation, eine weibliche Heldin, die ſich nicht durch thatkräftiges Handeln, ſondern durch die ſchwerere Aufgabe des unermüdlichen Duldens über ihr Geſchick geſtellt. Manches Jahr war ſchon darüber verronnen, das Haar ward ſchneeiger und das Auge glanzloſer, aber geläuterter die Bruſt und feſter der Gottesfriede. —

In ſolcher Stimmung läßt uns der oben erwähnte 15te Auguſt des Jahres 1795 die gräfliche Frau an dem mittleren Erkerfenſter ihres ſtillen Gemachs erblicken. Die hohe, faſt zu einfach in eine ſchlichte Robe gekleidete Figur war in ſitzender Stellung auf den Fauteuil zurück gelehnt. Sie hatte den Kopf, welchen eine ſchwarze Trauerkappe — ihre ſtete Tracht — eng umſchloß, leicht an die geſtützte Hand gelegt, und ſchaute mit dem ausdrucksvollen Geſicht ſinnend in die üppige Natur.

Es war einer jener herrlichen Tage, wie man ſie in ihrer faſt ſüdlichen Färbung auf deutſchem Boden nur an den Geſtaden des Rheins erlebt. Dunkel erglühten die jenſeitigen Ufer mit ihren Rebenumkränzten Höhen in den heißen Sonnenſtrahlen, welche ſchimmernd an den Fenſtern und Dächern der hohen Burgen wiederſtrahlten. Maleriſch ſtreckten Schlöſſer und Paläſte ihre Thurmfähnlein auf den höchſten Bergſpitzen zum tiefblauen Himmel, indeß weiter abwärts die

Dörfer und Städte mit den weißen Häuſermauern und den rothen Ziegeldächern an den lang geſtreckten Flußrändern ſich ausbreiteten. Tief unten aber wälzte er ſelbſt, der König der Ströme, mächtig aufſchäumend unter der Laſt der bunt bewimpelten Kähne und Schiffe, ſeine breiten Wogen zum Meere hinab. Fürwahr! Ein reichbewegtes Leben, das ſich ringsum zu den Füßen des Schloſſes entwickelte und in tauſend Weiſen und Klängen durch das geöffnete Fenſter in den ſtillen Raum drang.

Ein ſüßes Verlangen beſchlich das Herz der gräflichen Dulderin; eine ſehnſüchtige, längſt verlernte Lebensluſt fächelte in den genußſtrahlenden Lüften flüchtiges Roth auf ihre bleichen Wangen. Es war wie die geiſterhafte Ahnung eines nahenden Glücks.

„O mein Gott, wie ſchön,“ flüſterte ſie leiſe, indem eine große Thräne ſich unter den langen

Wimpern hervorſtahl „und ich ſo einſam in Deiner herrlichen Welt!“

Die Gräfin fuhr faſt erſchreckt in die Höhe. Sie, die längſt mit der Erde und ihrer Luſt geſchloſſen, ſie ſah ſich noch einmal von ſinnlichem, ſündigem Verlangen ergriffen; ſie ſtrebte nach Genuß und fühlte ſich verlaſſen? Wie ſeltſam! Und doch, es war ja ſo lockend auf der großen Gottesſchöpfung, hätte doch ein vertrautes Gemüth mit ihr gefühlt, mit ihr gejauchzt und geweint! — Ihr Kind! — — Ach, der ſchmerzlich beweinte, der lange Jahre zurück erflehte Sohn, er war ja verloren, er hörte keinen Mutterruf!

„Still, ſtill Du thöricht Herz,“ ſprach die Gräfin zu ſich ſelbſt, faſt ängſtlich die weiße Hand auf die klopfende Bruſt legend. Aber es wollte nicht ſchweigen vor ſtürmiſchem Verlangen, und die gequälte Mutter warf ſich im heißen Gebet an dem ſchwarzen Betaltar auf ihre Kniee, dort von dem Gebenedeieten, der der Welt Sünde trägt, Friede und Troſt erflehend.

Leiſe öffnete ſich die große Mittelthüre und der ehrwürdige Kopf eines bejahrten Dieners ward ſichtbar, der ſich aber bei dem frommen Anblick ſogleich behutſam wieder zurückzog.

Die Gräfin hatte ſich auf das Geräuſch umgewandt. „Tritt ein, Ottfried,“ rief ſie ſich erhebend mit ſanfter Stimme, „was hat ſich zugetragen?“

„Verzeihen Ew. hochgräfliche Gnaden,“ verſetzte der alte Diener, „wenn ich ſtörte, unten im Schloßhof ſteht ein junges, wunderlich gekleidetes Mädchen, das dringend um die Vergünſtigung bittet, vorgelaſſen zu werden. Es ſcheint eine Zigeunerin zu ſein, die recht artig ſingt und ſpielt. Ich wollte ihr eine Gabe reichen, aber ſie verlangte zum Lohn die Ehre einer Audienz vor Ew. hochgräflichen Gnaden. Sie wolle durchaus die allergnädigſte Gräfin ſprechen, ſagte ſie, und werde ſich eher zur Statue ſtehen, gleich der heiligen Clotildis, -- die Heilige verzeihe ihr den vermeſſenen Gedanken — als unverrichteter Dinge fortgehen.“

„Das klingt ſeltſam, Ottfried,“ ſprach die Gräfin lächelnd; „aber um der ernſtlichen Drohung willen, bleibt uns ſchon kein anderer Ausweg, als der Forderung zu willfahren. Führe Deinen Schützling zu uns herauf.“

Der Diener ging und kehrte bald darauf wieder mit Coelina in den Saal zurück, welche, von einer tiefen Seelenbewegung erſchüttert, zitternd und ängſtlich an der Thüre ſtehen blieb.

„Tritt näher, liebes Kind,“ ſagte die Edeldame mit einem ermunternden Lächeln, „Du haſt uns zu ſprechen gewünſcht: welch' iſt Dein Begehr?“

Kaum hatte Coelina dieſe Worte vernommen, als ſie einen Blick, wie ihn nur ihr wunderbar leuchtendes Auge erzeugen konnte, auf die edlen

Züge der Fragerin richtete, zum paniſchen Schrekken des Etikettebeſeelten Dieners mit Sturmesſchnelle auf dieſelbe zueilte, und ſich ihr ohne Verzug zu Füßen warf.

„Ja, Ihr ſeid es,“ rief ſie mit ihrer metallreichen Stimme, „das ſind ſeine Züge, das iſt der Ton ſeiner Worte, o wie kenne ich den Klang!“ Sie zog heftig die beiden Hände der Gräfin an ihre Lippen, und bedeckte ſie mit Thränen und Küſſen.

Die Gräfin konnte ſich den ſeltſamen Auftritt nicht enträthſeln, aber ſie fühlte ſich mächtig zu dem ſchönen phantaſtiſchen Mädchen hingezogen. Sie begann, einen Zuſammenhang mit irgend einer der zahlreichen Wohlthaten ihres früheren Lebens zu wähnen. Da ſie hiervon nicht gerne in Gegenwart Dritter reden hörte, ſo gab ſie dem Diener, welcher in komiſcher Verlegenheit noch immer daſtand, einen Wink, das Zimmer zu verlaſſen.

„Steh' auf, Du ſeltſames Weſen," ſprach ſie gütig zu der Knieenden; „erkläre uns den dunklen Sinn Deines wunderlichen Beginnens."

Bei Coelina war, wie man zu ſagen pflegt, das Herz mit dem Kopfe davon gelaufen. Sie hatte ſich von der Leidenſchaftlichkeit ihres heftigen Temperaments zu Demonſtrationen hinreißen laſſen, die zum Glück unverſtanden geblieben waren, aber einer zarten gebeugten Dame, ohne die größte Gefahr für ihr Wohl, noch keineswegs eingangslos erläutert werden durften. Die Freude iſt in ihrem Uebermaß lebensgefährlicher als der Schmerz, und mag ihr Tod auch ein ſchöner genannt werden, ſo erſchien er darum unſerer Zigeunerin für diesmal durchaus nicht als Etwas der Edelfrau Wünſchenswerthes. Ueberdies fühlte Coelina, daß ſie innere Vermuthungen, wie ſicher und wohlbegründet dieſelben auch jetzt hervortraten, vor Allem zur Gewißheit erheben müſſe. Sie war in ihrem jungen Leben bei der unermüdlichſten, aufopferndſten Thätigkeit, über Guido's Geſchick eine Aufklärung zu erringen, zu ſchmerzlichen Täuſchungen unterworfen geweſen, um nicht mit vollem Zug noch einen Schritt vor dem Ziele allen Zweifeln zu unterliegen.

Es giebt irdiſche Seligkeiten, die zu gewaltig ſind, um eher an ſich glauben zu machen, als bis ihre Wogen ſelbſt über die Menſchenbruſt zuſammenſchlagen. Zu ſolchen Seligkeiten gehört es, wenn das in unentweiheter Liebe erglühende Herz des Weibes, welches Leben und Seelenheil an den einen Gegenſtand hingiebt, dieſen durch freie Aufopferung dorthin geſtellt ſieht, wohin ein großes Geſchick ihn im Wiederſtreit mit fremder Gewalt berief. Die römiſche Lucretia und die fränkiſche Johanna d'Arc waren hiſtoriſche Charactere, welche ſich für jene Wahrheit opferten; das Zigeunermädchen that Gleiches in untergeordneterer Sphäre.

Coelina zauderte eine Weile mit ihrer Antwert. Eine tiefe Ehrfurcht vor der ruhigen, würdevollen Erſcheinung hielt alle ihre Gedanken gefeſſelt: in jeder Falte des blaſſen Geſichts glaubte ſie den Schmerzenszug einer ſchwer geprüften Mutter zu entziffern.

„Habt Nachſicht, edle Frau,“ ſprach ſie endlich, „mit einem närriſchen Mädchen; mir war, als ob in Eurer Sprache der Ton einer Stimme läge, die mir theuer iſt, ich werde mich getäuſcht haben; — auch wollte ich von anderen Dingen reden.“

Ein ſeltſames Naturſpiel hatte ſich darin gefallen, eine Sprachähnlichkeit in die Organe der Gräfin Cathinka und ihres Schwagers, des Grafen Hugo, zu legen, welche ſchon vielfach in Ernſt und Scherz beſprochen war. Die Gräfin erinnerte ſich der Aufgeregtheit des jungen Mädchens bei ihren erſten Worten, und war eine zu feine Kennerin des menſchlichen Herzens, um nicht leicht zu errathen, daß ein tieferes Gefühl dabei betheiligt geweſen ſei. Die jetzige Rede Coelina's ſchien ihr ein näherer Fingerzeig, ſie glaubte, ein neues unglückliches Opfer der wilden Lüſte ihres Schwagers vor ſich zu ſehen, und gedachte der Armen wenigſtens das Geſtändniß zu erleichtern.

„Kennſt Du Se. Gnaden, den regierenden Grafen Hugo von Felſenberg?“ fragte ſie mit ſcharfer Betonung und einem ſchmerzlichen Blick auf das unſchuldige Antlitz des Mägdleins.

Die blühende Wange der kleinen Zigeunerin verfärbte ſich zum dunkelſten Inkarnat, welches ſich von der Stirn bis in die Bruſt hinunterzog. Sie ward ſich des Grundes ſelbſt kaum bewußt, allein es überraſchte ſie, hier, ihrer freilich irrthümlichen Meinung nach, die Kunde von der Waldſcene mit Jazewski zu finden. Sie ſelbſt hatte dieſelbe Niemandem verrathen, fühlte aber dunkel, wie ſehr das Ereigniß bei böswilliger Entſtellung geeignet war, ihre Perſon in den Augen einer ſo ſtreng ſittlichen Dame, als die Gräfin Cathinka allgemein genannt ward, zweideutig erſcheinen zu laſſen. Ihre Gefühle gingen daher bei weiterer Ideenverbindung ganz natürlich in eine derbe Entrüſtung über.

„Der abſcheuliche Graf," rief ſie ohne Rückſicht auf ihre Umgebung, „muß er ſeine Schuld noch durch die lügenhafte Anſchwärzung eines armen Zigeunermädchens häufen?!"

Die Gräfin fand ſich eigenthümlich berührt. Bei aller Demuth ihres Characters war ſie doch nicht ganz ohne Empfänglichkeit für die Vorrechte ihres hohen Standes, und hätte darum ihr Ohr lieber ſolchen Ausbrüchen einer ungezügelten Naturſtimmung verſchloſſen. Andererſeits aber fühlte ſie ſich gewiſſermaßen verpflichtet, den frevelhaften Leichtſinn ihres Schwagers, den ſie jetzt erwieſen glaubte, ohne von den wirklichen Vorgängen eine Ahndung zu haben, nach Kräften auszugleichen. Jedenfalls ward es ihr drückend, ein Weſen von ſich zu entfernen, deſſen ungefärbte Urſprünglichkeit bereits vertraut zu ihrem Herzen ſprach. Ehe ſie indeß Zeit gewann, über irgend eine Antwort nachzudenken, in welcher ſich die Forderung einer weiteren Erklärung mit der ſchuldigen Schonung für den Grafen verbände, ward ſie durch eine zweite noch größere Naivität der Zigeunerin überraſcht.

„Wollt' mir zunächſt ſagen, hohe Gräfin," ſprach das Mädchen ruhiger weiter, „weſſen Ihr Euch Selbſt zu dem Grafen Hugo von Felſenberg verſeht?" —

„Ich verſtehe Dich nicht," verſetzte kopfſchüttelnd die Gräfin nach einer Pauſe äußerſt verwundert.

„Ich meine," wiederholte Coelina völlig gelaſſen, indem ſie den klaren Blick emporſchlug, „ob Ihr überzeugt ſeid, daß der Graf Hugo ſtets offen gegen Euch geweſen iſt, und in Euren eigenen Angelegenheiten nur ehrenhaft und uneigennützig für Euch gehandelt hat?"

Die Gräfin wandte ſich mit einem unterdrückten Seufzer zur Seite. Der Graf hatte ihr zartbeſaitetes Gemüth ſeit dem Tode des Gemahls oft ſehr tief verletzt, und ſie in allen wohlerworbenen Rechten nicht ſelten ſchwer gekränkt. Allein ihr dankbares Gemüth erinnerte ſich auch, mit welcher hohen Aufmerkſamkeit er ihr in früheren Leidensjahren zur Seite geſtanden, und wie er ſich namentlich den Nachforſchungen ihres verlorenen Kindes raſtlos und unermüdlich unterzogen hatte. Sie glaubte daher dem kränkenden Verdacht, der in jener Frage ausgeſprochen ward, ſtrenge begegnen zu müſſen.

„Auf ſolche Rede," ſprach ſie ernſthaft, „gebührt uns keine Antwort; über unſere Gefühle für Se. Gnaden und deſſen hohe Handlungsweiſe bleiben wir nächſt Gott nur dem eigenen Herzen Rechenſchaft ſchuldig."

„Ihr hattet einſt einen Sohn, hohe Frau?"

fragte Coelina ſanft, ohne von dem Unwillen der Dame fernere Notiz zu nehmen.

Die Angeredete zuckte ſchmerzlich zuſammen. „Ja, ich hatte einen Sohn,“ ſagte ſie leiſe, ihre Hände faltend. „Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen, der Name des Herrn ſei hochgelobt.“

„Euer Sohn, wenn er lebte, wäre jetzt regierender Graf an der Stelle des Grafen Hugo; nicht wahr?“ forſchte das Mädchen unermüdlich auf's Neue.

„Wohl wäre er es, und vielleicht Mancher glücklicher,“ klagte wie unwillkührlich die Gräfin, von ihrem Gefühl übermannt.

„Jetzt, hohe Frau,“ ſagte die Zigeunerin, „laßt mich meine Frage wiederholen, ob Ihr die Ueberzeugung einer ſtets uneigennützigen Handlungsweiſe des Grafen Hugo gegen Euch habt?“

Athemlos ſtarrte die Gräfin in Coelina's Antlitz, das milde, wie der Friedensbote eines himmliſchen Evangeliums, zu ihr herüber lächelte. Ein furchtbarer Verdacht und eine ſelige Ahndung zogen vereint in unklarer Fieberſchnelle durch ihre Mutterbruſt. Sie begriff das Mädchen nicht, ſie wagte nicht es zu begreifen, und noch weniger zu fragen. — Plötzlich trat der greiſe Diener wiederum in den Saal und überreichte ſeiner Herrin mit ernſtem Geſicht ein ſtarkes, ſchwarz geſiegeltes Briefpaket, welches ſo eben ein Courier von Berlin überbracht hatte. Ahnend löſte ſie das große gräfliche Wappen, warf einen beſtürzten Blick auf die erſten Blätter und ſank unter dem lauten Schrei: „Gräßliche Gewißheit, mein Guido iſt todt!“ erbleichend in einen Seſſel.

Der Greis bekreuzte ſich an Stirn und Bruſt, indem er ſtill betete: „Gott ſei der armen Seele gnädig!“

Coelina aber ward von keinen Todesgedanken bewegt. Der Engel des Herrn redete zu ihr in tönenden Worten; ſie ſtürzte außer ſich an die

Bruſt der Gräfin. „Glückliche Mutter," jauchzte ſie, „hoffe auf Gott; ich ſchwöre, Dein Sohn lebt!"

Wie Seraphsklänge rauſchte es vor den Ohren der erhabenen Dulderin, ihre Augen ſchloſſen ſich im wehmüthigen Lächeln, aber die Arme rankten feſter um das niedere Vagabondenkind, und Herz an Herz ſchwebten Zigeunerin und Gräfin auf den Höhen der Menſchheit.

◆

Drittes Kapitel.

Doctor Pillenrath=Erbſengrün giebt ſein erſtes und letztes Debüt. Der Leſer erfährt den Inhalt des ſchwarzgeſiegelten Briefes und Mancherlei, was damit zuſammenhängt.

* * *

Die Nothwendigkeit, welche den zweifelsohne ungeneigten Leſer jetzt aus dem duftigen Rheinlande in die ſtaubige Auguſthitze der intelligenten Reſidenzſtadt zurückverſetzt, bleibt von ganzem Herzen zu beklagen. Allein der Gang gegenwärtiger Erzählung macht es unerläßlich, noch einmal eine letzte Reiſe nach dem fernen „Spreeathen" anzutreten. Der poetiſchen Alleinherrſchaft gegenüber verſtummt die revolutionäre Oppoſition.

In dem ariſtokratiſchen Theile Berlins, der Wilhelmſtraße, erblicken wir an einem vornehm ſchauendem Hauſe unweit der Linden, die goldene Inſchrift: „Hôtel garnis.“ Wir requiriren durch ſanften Schellenzug den gallonirten Portier, treten hinein und überſchreiten bedächtig den marmorgepflaſterten Flur, indem wir nicht ohne jene Befangenheit, welche eine breite teppichbordirte Treppe billig auch in dem Eingeweihten erzeugt, zur Belletage hinanſteigen. Zwei hohe Flügelthüren ſpringen auf und ein reichuniformirter Jäger erſucht uns, als eine ſchon bekannte Perſon, unangemeldet in den Vorſaal zu treten. Man hat in einer Stunde dreimal nach uns geſchickt, unſere Gegenwart ſcheint diesmal dringender erforderlich zu ſein als gewöhnlich, weshalb wir nicht anſtehen, der Aufforderung ungeſäumt Folge zu leiſten. Kurz, wir ſind Niemand anders, als der Herr Dr. medicinae et chirurgiae Pillenrath, genannt Erbſengrün, Wirklicher Geheimer und vortragender Medizinalrath, praktiſcher Arzt, Operateur und Accoucheur, auch — verſteht ſich — Ritter des rothen Adlerordens vierter Claſſe.

Geheimerath Erbſengrün war ſeiner Zeit einer der erſten Aerzte der Reſidenz, und in aller Beziehung ein ſehr ruhiger und umſichtiger Mann. Er ward in den hohen Häuſern viel geſucht, weil er unter Umſtänden halbe Tage antichambrirte, um am Ende die Ehre zu haben, ein Brauſepulver gegen Migräne, oder ein Sälbchen gegen Ohrenjucken zu verordnen.

Das rundliche Embonpoint oberhalb eines Paars ſehr kurzer und dicker Beine, ſo wie die etwas kupferfarbene Naſe in dem blanken, leider völlig bartloſen Geſicht hatten ihm den Ruf eines Gourmands erworben. In Wahrheit aber verdankte er jene Auszeichnungen weit mehr der glücklichen Sanftheit ſeines Temperaments und einer Leidenſchaftsloſigkeit, die ihn dem Stande der Garçons unveränderlich treu erhielt. Er wirthſchaftete mit ſeiner alten Haushälterin Sibylla bald an die dreißig Jahre, hatte ſorgfältig Acht, daß ſie ihm des Abends die Pantoffeln, ſo wie des Morgens den Caffee genau auf dieſelbe Stelle ſetzte, und blieb dabei ein wohlkonditionirter Funfziger, deſſen ſtets ſauber gebürſteter Rock eben ſo wenig ein Federchen litt, als ſein hohes Toupet ein rauhes Härchen zeigte. Wohlwollend und freundlich gegen Jedermann, war er beſonders der weiblichen Jugend mit Bonbons und Zuckerplätzchen zugethan.

In dieſem Augenblick ſieht der Leſer ihn mit einer ſehr wichtigen Amtsmiene behaftet, Dreimaſter und Doctorſtock behutſam niederlegen, das blendende Gilet vor einem großen Spiegel ſäuberlich ordnen und dann eine Verbandtaſche hervornehmen.

In der That handelte es ſich hier um mehr als Migräne und Ohrenjucken.

Im Nebengemach lag der gefürſtete Graf

Hugo von Felſenberg ſchwer verwundet darnieder. Seine durchlauchtige Gnaden waren vor längerer Zeit in einer diplomatiſchen Angelegenheit vom Rhein nach Berlin gekommen, hatten hierſelbſt die Einladung eines benachbarten Freundes zu einem großen Hirſchjagen angenommen, und ſich dabei durch eigene Unvorſichtigkeit in die Bruſt geſchoſſen. So wenigſtens lautete der Bericht des hochgräflichen Leibdieners, durch welchen der Verwundete nach Berlin zurückgeleitet und der Doctor Pillenrath-Erbſengrün ſofort zur Hülſe beſchieden war. Letzterer behandelte demzufolge bereits ſeit acht Tagen ſeinen hohen Patienten, ohne indeß der Kunſt einen Triumph zu erringen. Heftige Wundfieber hatten ſich eingeſtellt, und es ſtand nicht zu leugnen, daß das Uebel eine höchſt bedenkliche Wendung nehmen konnte; denn wurde gleich die Kugel herausgezogen, ſo war doch der Blutverluſt dabei überaus ſtark geweſen, und es blieb zu fürchten, daß edlere Theile leiden würden.

Der ganze Vorfall wurde übrigens ſo geheim gehalten, daß gegen den ausdrücklichen Wunſch des Arztes nicht einmal die hohen Anverwandten des Grafen Nachricht empfingen.

Heute ſchien ſich jedenfalls eine entſcheidende Criſis vorzubereiten. Der Doktor war bereits am Morgen vorgefahren, hatte den Patienten im heftigſten Delirium gefunden und verſprochen, zum Nachmittag wieder zu kommen. Seitdem war die Angſt und die Ungeduld des Leidenden ſo übermäßig geſtiegen, daß bereits mehrere Boten ausgeſchickt wurden, um den verheißenen Beſuch zu beſchleunigen. —

Der Wirkliche Geheime Medizinalrath und Ritter hatte ſich kaum in die nöthige Poſitur gebracht, als auch ſchon die Flügelthüren eines Seitengemaches aufgingen und der Leibdiener ihn erſuchte, durch die Zimmerreihe zum Krankenlager Folge zu leiſten.

Glänzender Lampenſchimmer leuchtete dem Eintretenden entgegen, obwohl es draußen vollkommen heller Tag war. Der Patient hatte ſich in ſeiner Fieberphantaſie vor dem Schein der Sonne entſetzt, die, — wie er ſtöhnte — alles an den Tag bringe, und die Läden dicht zu ſchließen befohlen. In der Dunkelheit aber waren ihm die Geiſter der Abgeſchiedenen erſchienen, auf der Bettdecke wunderliche Todtentänze beginnend, ſo daß Er alle Kerzen anzünden ließ, um ſeiner Angſt vor dem Spuck ein Ende zu machen.

Der Doctor hielt ſich die rechte Hand über die geblendeten Augen und nahte mit geräuſchloſen Schritten auf dem prachtvollen Fußteppich dem hohen Himmelbett, in welchem der Graf hinter den ſeidenen Gardinen eben in einen unerquicklichen Schlaf gefallen war. Leiſe nahm er die Vorhänge auseinander, indem er ſich auf einen bereitſtehenden Armſeſſel niederließ, um die bleichen verzerrten Geſichtszüge aufmerkſam zu muſtern.

Nach einer Viertelſtunde ſchlug Graf Hugo die Augen in die Höhe und richtete ſie mit mattem glanzloſen Ausdruck auf den Arzt. Als er ihn eine Weile angeſtiert, fuhr er plötzlich wild in die Höhe: „Fort, Du Geſpenſt,“ ſchrie er wie außer ſich, „ich habe dem Buben kein Leid's gethan; er brach ſich ſelbſt das vermaledeite Genick. Aber Du, — — Deine Tochter, — — Du biſt gerächt, — — wir ſind quitt! Aus meinen Augen, Atta! — Fort, fort!“ Erſchöpft ſank er zurück; kalter Angſtſchweiß zeigte ſich auf der Stirn und ein wilder Grimm krampfte um den Mund.

Der Aesculapiusdiener war an die Ausbrüche anſcheinend geheimer Schuld in ſolchen Augenblicken gewöhnt. Begütigend faßte er dem Raſenden nach dem Puls, zugleich dem Diener winkend, eine beruhigende Arzenei zu reichen. Der Kranke kam dadurch in kurzer Zeit wieder zu klarer Beſinnung. „Ha! Sie ſind es, Doctor,“

murrte er finſter, „warum kamen Sie nicht früher? Wir leiden viel Schmerzen und mußten oft nach Ihnen ſchicken.“

„Ihre durchlauchtige Gnaden wollen verzeihen,“ bemerkte der Geheimerath unterwürfig, „meine Zeit iſt vielfach in Anſpruch genommen, ich bedaure, daß keiner der hohen Befehle mich zu Hauſe traf.“

„Was da! Laſſen Sie den Pöbel warten und ſterben, wenn er Luſt hat. Wozu ſind wir denn unbeſtritten der regierende Graf zu **Felſenberg**, wenn wir nicht einmal einen Menſchen, wie einen Medikus, zur Diſpoſition haben können?“

„Halten Ihre hochgräflichen Gnaden zu Gnaden,“ erkühnte ſich **Pillenrath-Erbſengrün**, hier an ſeiner einzigen, wirklich verletzbaren Stelle ergriffen, „ich bin Wirklicher Geheimer Medizinal- und vortragender Rath, practiſcher Arzt, Operateur und Accoucheur, auch Ritter — —“

„Sein Sie meinetwegen des Teufels Großmutter," fluchte jetzt der Graf, in welchem ſich das adliche Blut zu regen begann, „aber ſchweigen Sie von Ihrer ſechsellígen Titulatur! — Man verbinde uns!"

Der gewiſſenhafte Geheimerath erinnerte ſich ſeines Doktoreides, nur zu heilen, nicht zu verletzen, und beſchloß, wenigſtens nicht bewußt und abſichtlich, durch neue Widerrede zu ſündigen. Er ſchwieg daher und breitete den Verbandapparat vor dem Bette aus, wobei er ſich jedoch der kleinen Bosheit nicht enthielt, dem Grafen verſchiedene, augenblicklich unnöthige Werkzeuge von ſcharfſchneidender Art zum beiläufigen Bewußtſein zu bringen.

Die Wunde hatte ein gefährliches, brandiges Ausſehen erhalten. Der Doktor ſondirte lange darin umher, und gewann die Ueberzeugung, daß an eine Rettung kaum mehr zu denken ſei, die höchſte Kunſt konnte ohne halbes Wunder nur eine Verlängerung des leidenden Zuſtandes herbeiführen.

Geſpannt hatte der ſtöhnende Graf an dem rothen, wohlgenährten Antlitz des Heilkünſtlers gehangen, in deſſen ewig lächelnden Zügen ſelbſt die neue Wahrnehmung nicht die mindeſte Aenderung erzeugte. „Nun, Doktor,“ fragte er ungeduldig, „wie ſteht es mit uns?“

Der rundliche Geheimerath reinigte mit großer Ruhe ſeine Sonde, legte ſie in die Verbandtaſche und entgegnete, beide Hände über das Embonpoint zuſammenfaltend, mit ſanfter Stimme: „Allerdings ſtelle ich Ew. hochgräflichen Gnaden augenblicklich noch nicht diagnosin pessimam, wie die Lateiner ſagen, oder einen nahen und unvermeidlichen Tod, doch würde es ſich mit großer Wahrſcheinlichkeit ereignen, daß Hochdieſelben bereits Morgen um dieſe Zeit Ihr Leben geendet und Sich Selbſt zu Ihren Hochgräflichen Ahnen im unerwarteten Wiederſehen verſammelt ſähen, falls es Höchſtihnen gefallen ſollte, ſich heute noch einmal in ähnlicher Alteration zu ergehen wie vorhin."

„Medicus, man faſſe ſich kurz, wir fordern keine Narrenweisheit, ſondern eine bündige Antwort auf unſere Frage."

„Wir ſtehen alle in der Hand Gottes, Dei Optimi. Maximi, wie die Lateiner ſagen," gegenredete noch einmal ausweichend der geſchmeidige Hofmann, mit einem ſalbungsvollen Blick nach der Zimmerdecke.

„Ich nicht, Doktor, ich nicht." — Der Graf ſtarrte einen Augenblick vor ſich hin, während ein unheimliches Feuer in den irren Blicken glühte. „Vergeltung," fragte er halblaut, „ſollte ſie ſich auch an die Mächtigen der Erde wagen? Auch an mich? Auch an den gefürſteten Grafen?" — Erſchreckt ſchauerte er zuſammen. „Doktor, Medicus, Geheimerath," donnerte er plötzlich mit einer furchtbaren Stimme, „keine Poſſen! Wir ſind kein

Schwächling, wir wollen Wahrheit, wir wollen es wiſſen, ob Gefahr für uns da iſt!"

„Ich glaube procul dubie, wie die Lateiner ſagen, oder einfach, ja, Ew. Gnaden," ſprach der Arzt, der die Aufregung ſeines Patienten augenblicklich mehr als Alles Andere zu fürchten begann.

„Und wir glauben nein; denn wir fühlen uns ſtark, ſehr ſtark. Verſteht man? Man iſt ein Stümper mit ſeiner ganzen Kunſt. — — Wir wollen allein ſein, und heute nicht mehr geſtört werden."

Graf Hugo lehnte ſich mit geſchloſſenen Augen in die Kiſſen des Himmelbettes zurück. Der Geheimerath Erbſengrün entfernte ſich nicht ohne drei tiefe Verneigungen aus dem Gemach, indem er dem Diener winkte, im Vorzimmer weitere Verhaltungsmaßregeln in Empfang zu nehmen.

Als der Graf das Zimmer ſchließen hörte, richtete er ſich in fieberhaſter Erregtheit wieder empor.

„Ich glaube ja, ſagt dieſe Marionette, und ich ſelbſt glaube es auch, es geht zu Ende mit mir. — Soll ich meinem Schickſal nicht fluchen? — Ich ſteh' am Ende meiner jahrelangen Mühen, ich will genießen, wofür ich ſo lange geſündigt, er iſt todt, dieſer Baſtard — und ein wahnſinniges Mädchen ſtreckt mich nieder! O, verſucht es, mit dem Geſchick zu ringen, Ihr Erdenwürmer, ſeh't das goldene Ziel Euch winken und — ſinkt in's Grab! Fluch, ja tauſend Flüche über Euch und Euer ganzes Treiben!"

Ein gellendes Hohngelächter entrang ſich der Bruſt des Gequälten, der hier, wenn auch bei glänzenden Candelabern, doch in einſamen Wänden der furchtbaren Nemeſis ſeine geheime Schuld zahlte.

Graf Hugo war eine ſogenannte ſtarke Seele; er glaubte an nichts, als ſeine eigene Unfehlbarkeit, und gerade ſie führte ihn in's Grab. Darin lag eine Demüthigung, die ſein ſtolzer, hochfahrender Sinn nicht zu ertragen vermochte. In ohnmächtiger Wuth wälzte er ſich auf dem Lager umher, deſſen weicher Flaum ihm zum glühendſten Roſt ward. Die Vergangenheit zog an ſeinem geiſtigen Auge vorüber, er bereute nichts, wenigſtens geſtand er ſich keine Reue; aber er fühlte tauſendfältig die Qual eines verlorenen, verwünſchten Daſeins und lag da, eine zerſchmetterte Natter, die noch im Tode ihr Gift ausſtrömt.

Der zurückkehrende Diener unterbrach die grauenvolle Stille, in welcher der Gemarterte ſich vor ſich ſelbſt zu ängſtigen begann. Seine Gedanken ſchienen dadurch plötzlich eine andere Wendung zu nehmen, denn ein unbeſchreiblicher Zug des fürchterlichſten Hohns lagerte ſich um die farbloſen Lippen. Mit gebietendem Ungeſtüm verlangte er nach ſeinem Reiſeneceſſair.

Eilig hob er aus demſelben das prachtvolle Schreibgeräthe hervor, ließ ſich in eine möglichſt bequeme Stellung bringen und entwarf auf ſeinem gerändertem Velinpapier folgenden Spiegel ſeines Innern.

„Graf Hugo von Felſenberg an ſeine Schwägerin, die Gräfin Cathinka von Felſenberg."

„Wenn dieſe Blätter Sie an beliebter Stelle vor dem Betpult Ihres Cloſets überraſchen, ſo will ich Ihnen Glück wünſchen, denn leichtlich möchten Sie Dinge erfahren, die Ihnen den Beiſtand aller Heiligen erwünſcht machen könnten. Sie haben ſich im Leben mancher Aufmerkſamkeiten von mir zu erfreuen gehabt; ich will Ihnen im Tode die größte erzeigen, — ich will *wahr* ſein!"

„Meine Mittheilungen betreffen nicht die Aufrechterhaltung unſeres Hauſes oder unſerer politiſchen Rechte, um derentwillen Sie mich nach Berlin gereiſt wähnen; ich nehme diesmal Ihr Herz in Anſpruch. Es wird ſich um Ihren Sohn, hören Sie wohl, um Ihren verlornen, vielgeliebten Sohn handeln, von dem ich genaue und böſe Kunde zu geben habe. — — Ha, wie Sie beben, wie Sie ſich ergriffen fühlen! — Ruhe, wenn ich bitten darf, meine hochgräfliche Schweſter, Ruhe; die Entwicklung unſeres langen Drama's nah't ſich.“

„Ja wohl, Drama, in welchem ich der Held geweſen bin, der unabläſſig mit dem Fatum gerungen, und deſſen Tod den Vorhang niedergehen heißt; in welchem auch Sie eine Rolle geſpielt haben, aber eine ſtumme und eine unbewußte, deren furchtbarer Sinn Ihnen erſt jetzt deutlich werden kann. Ahnen Sie, wie unſer Drama heißt? Das Ende der Felſenberg's! Hurrah, — das Ende, der Untergang!“

„Ein echter Felſenberg vergiebt ſeinem

Feinde nicht; als ſolchen aber betrachtet er Jeden, der irgendwie ſeinen Plänen entgegentritt. Ich war ein echter Felſenberg, Sie haben meine Pläne mehr denn einmal gehemmt, darum ſchwor ich Ihnen ewigen Haß. Ihnen zu beweiſen, wie ich meinen Schwur gehalten, will ich dort, wo das Gaukelſpiel aufhört, gegen Sie, wie ich ſagte, noch einmal wahr ſein. Alſo hören Sie die ganze Geſchichte.

„Mein Bruder Benno und ich waren, wie Sie wiſſen, die einzigen Söhne unſeres Vaters Curd von Felſenberg, der eine jüngere Tochter gleich nach der Geburt verlor. Gab es je verſchiedene Charactere, ſo fanden ſie ſich zwiſchen uns Beiden, äußerlich wie innerlich. Der blonde Benno war zarten, ſchwächlichen Körperbaues, von weibiſcher Gemüthsart, der ſeine Freude an Tauben und Blumen hatte, und weinen konnte, wenn ich ihm ſein Wamms beſchmutzte. Ich war von ſtarker, unzerſtörbarer Conſtitution, ſtolzen, hochfahrenden Sinnes, ein Freund des Waidwerks, lüſtern nach Ruhm und Gefahren. Schon unſere Knabenzeit verrieth, was da einſt in den Männern kommen würde. Während Benno ſich in den ſchwarzen Mantel der Mutter hüllte, ein Mönch werden wollte, auf ſeinen Lehnſtuhl ſtieg und Predigten hielt, hetzte ich im Wildpark die Lieblingsrehe meines Vaters zu Tode, ſchwamm wie eine Ente durch den Strom, und balgte mich mit meinen Genoſſen unermüdlich im Kriegsſpiel.“

„Aber Benno war der Erſtgeborne, ſeiner harrte die Grafenkrone und der fürſtliche Glanz, mir gebührte nach den ſtrengen Hausgeſetzen eine kümmerliche Appanage, genügend, um als biederer Krautjunker ein Pferd und einen Hund auf ödem Landſitz zu ernähren. Die Natur hatte ſich vergriffen, als ſie ihn eilf Monate vor mir auf die Welt ſchickte, und dieſer Mißgriff machte mir ſchlafloſe Nächte, ſeitdem ich anfing, über mich und meine Lage zur Beſinnung zu kommen.“

„Sollte ich mich fügen unter die blinde Willkühr einer menſchlichen Satzung? Mußte ich verdurſtend an der Quelle ſtehen, untergehen mit meinem thatkräftigen Geiſt, während Benno in zitternder Hand die Zügel der Regierung hielt? Ward ſo für den Ruhm und das Wohlergehen des alten Hauſes der Felſenberg geſorgt?“

„Der Erſtgeborne ſollte die Krone erben, weil der Geſetzgeber nach dem Naturgeſetz ihn als den Kräftigſten, Mannhafteſten der Nachkommenſchaft präſumirte. In dieſem Sinne war ich der Erſtgeborene, mein das Regiment, bis zu welchem es ja nur eilf Monde überſpringen galt. Ich beſchloß, ſie zu überſpringen, es komme und drohe, was da wolle! Ich ſelbſt nahm es auf mich, die Ungerechtigkeit der Natur auszugleichen, und das Succeſſionsrecht unſeres Hauſes nach ſeinem wahren Geiſt zu handhaben.“

„Hiermit erhalten Sie die Grundlage meiner Politik, und Sie werden erfahren, ob ich ſie ſtreng und conſequent zu verfolgen wußte, ſo ſehr ich auch äußerlich als Ihr treuer Freund erſcheinen mochte. Es wird Ihrer frommen Geſinnung freilich verwunderlich ſein, daß ich in tiefſter Bruſt verſchließen konnte, was ich innerlich hegte, und, ſtets ein gehorſamer Sohn, liebender Bruder und anhänglicher Schwager, erſt heute in Worte faſſe, was von Jugend an meine Träume belebte. Dies aber iſt die Diplomaſie des achtzehnten Jahrhunderts, als deren fleißigen Schüler ich mich betrachte.“

„Sie erinnern ſich der Gelegenheit, bei welcher das Schickſal unſere Lebenswege zuerſt zuſammen führte. Es war auf dem Landſitz meines Onkels, woſelbſt ich einige Zeit verweilte, bevor ich jene große Reiſe antrat, die mich nach der Hoffnung meines Vaters mit etwas weniger wildem Blut heimſenden ſollte. Die Mutter war ſo eben geſtorben, und an ihr, deren entſchiedener Liebling ich war, hatte ich die unermüdliche Vertreterin meiner ausgelaſſenen Laune verloren. Der Vater, dem Benno's ſanfter Wandel ohnehin mehr zuſagte, ward es bald müde, meine Schulden zu bezahlen, und die albernen Klagen der Eigenhörigen wider mich auszugleichen."

„Ihre Schönheit machte Eindruck auf mich; ich warb um Ihre Gunſt, und ſuchte zugleich aus Langerweile eine Zigeunerdirne, die ich auf meinen Jagdzügen fand, zu berücken. Der Zufall verrieth Ihnen das galante Abenteuer; Sie wußten mir das Mädchen zu entziehen, und wieſen mich ſelbſt in tugendhafter Entrüſtung von ſich. Georg, der nicht blos mein Bedienter, ſondern auch mein Vertrauter war, verrieth mir ſogleich Alles, was Sie in tiefes Dunkel gehüllt glaubten. Dies war das Erſtemal, daß Sie meine Pläne durchkreuzten; — ich vergaß es nicht."

„Meine Reiſe begann. Für meine Abſichten daheim konnte nichts geſchehen, ſo lange der ſtrenge Herr Vater den Grafenſtuhl inne hatte; ich ließ alſo die Sorgen zurück, und ſtreifte wohlgemuth durch das bunte Weltgetümmel. In Italien entzückten mich die Weiber, in Spanien der Wein, in Frankreich der Luxus, in England die Pferde, in Rußland die Knute, in Deutſchland die Dummheit. Keine Luſt blieb von mir ungenoſſen, keine Blume ungepflückt, aber die ſüßeſten Bande feſſelten mich nicht lange; ich wußte zu wohl, wie locker ſie ſich ſchlangen, und wie ſchnell auch Roſenketten welken.“

„Sechs Jahre waren auf dieſe Weiſe ſchnell genug verfloſſen; gereift an Erfahrung und Lebenspraxis, kehrte ich im Herbſt 1772 auf Schloß Felſenberg zurück. Ich bezog mein altes Erkerthürmchen, neben welchem der Rhein dahinſtrömt, und begann ernſthaft über meine Lebenspläne nachzuſinnen.“

„Der Vater war alt und grämlich geworden,

Benno hatte ſein Haus verlaſſen und als künftiger Nachfolger das entfernte erbgräfliche Schloß beziehen müſſen; wir waren faſt immer einſam. Es ward mir nicht ſchwer, bei einiger Fügſamkeit in die Launen des Greiſes, ſein ganzes Vertrauen zu gewinnen, und mir einen ungetheilten Einfluß auf die Regierungsgeſchäfte zu verſchaffen. Bald ward keine Verfügung ohne mein Zuſtimmen getroffen, und das Land betrachtete mich als den effectiven Gewalthaber.“

„**Benno** ließ ſich inzwiſchen ſelten auf **Felſenberg** ſehen; er hing daheim, wie wir glaubten, myſtiſchen Träumereien nach, und hatte es überdies durch die Weigerung, ſeine vorgeſchlagene Verbindung einzugehen, in etwas mit dem Vater verdorben. Sie begreifen, daß es in meiner Politik lag, das Feuer bei dem Letzteren geſchäftig zu ſchüren, aber auch zugleich **Benno** im Stillen beizupflichten und ihn ſtets mit der größten Aufmerkſamkeit zu behandeln. Hatte ich doch in der

Hauptſache ſchon mein Ziel erreicht: ihn aus dem väterlichen Herzen verdrängt und den früheren Unwillen gegen mich in Vorliebe verwandelt.“

„Der Winter hemmte ſo ziemlich die Verbindung; im folgenden Frühjahr beſuchte Benno uns einige Tage, war aber ſehr zerſtreut und ſchied bald wieder. Ich hörte ſeitdem mehrere Wochen nichts von ihm, ſo daß es mich nicht wenig Wunder nahm, als ich im Sommer einen in höchſter Aufregung geſchriebenen Brief erhielt, worin er mich beſchwor, ſogleich an einem bezeichneten Rendezvous mit ihm zuſammen zu treffen. Der Vater hatte ſich damals gerade angeſchickt, zum Zweck ſeiner nunmehr ernſtlicher projectirten Vermählung, das erbgräfliche Schloß, welches ohnehin baufällig war und einer Erweiterung unterliegen ſollte, perſönlich zu revidiren. Ich reiſte eiligſt ab und fand meinen tugendhaften Bruder in einer Verlegenheit, deren Inhalt Ihnen Selbſt am Beſten bekannt iſt.“

„Soviel ich damals erfuhr, war ein galantes

Abenteuer mit ſeinen naturgemäßen Folgen die ganze Noth. Was mir dabei unter anderen Verhältniſſen an Benno's Verfahren hätte auffallen müſſen, erklärte ſich durch die linkiſche und unerfahrene Handlungsweiſe, die ich an ihm gewohnt war. In troſtloſer Einfältigkeit ſtand er mit ſeinem alten Diener, dem einzigen Vertrauten, vor mir. Beide fürchteten in jeder möglichen Auskunft die Publicität, den Zorn des Vaters, der in der gegenwärtigen Lage ſicher keinen Scherz verſtanden hätte, und vor Allen den Verluſt ihres tugendhaften Heiligenſcheins. Ich, an welchem weniger zu verderben war, ſollte nun rathen und helfen.“

„Nachdem ich mich an dem Lächerlichen dieſer Rathloſigkeit genügend geweidet hatte, begann ich zu überlegen, daß meinen Hoffnungen und Plänen durch dieſe Begebenheit ein neuer Zuwachs entſtehen könne. Benno ſchien eine bürgerliche Liaiſon angeknüpft zu haben, die ihm allem Vermuthen nach ſehr am Herzen lag; es kam darauf an, ihn in derſelben zu unterhalten und dadurch eine ſtandesmäßige Ehe zu hintertreiben. Sein Geſundheitszuſtand war im Ganzen fortwährend wankender geworden, ſein Tod in wenig Jahren um ſo ſicherer vorauszuſehen, falls es gelang, einige Gemüthsbewegungen hinzuzufügen. Starb er alsdann ohne legitime Descendenz, ſo fiel mir verfaſſungsmäßig die Grafenkrone anheim. — Dieſe Gründe beſtimmten mich unverweigerlich in der Intrigue meine Hülfe zu gewähren."

„Die Geliebte meines Bruders war mit ihrem Kinde zur Nachtzeit vom Erbſchloß transportirt worden; ſie hatte ſich auf das Vorſichtigſte vermummt, und in Königswinter ſogleich ihr verſtecktes Logis eingenommen. Da mir auf dieſe Weiſe ein ſcheinbarer Zufall den Anblick der Dame entzog, ſo drängte ich mich ſpäter um ſo weniger dazu, als es mir nicht einfallen konnte, ihr meinen Beſuch abzuſtatten. Alles dies ſcheint aber nicht ganz unberechnet geweſen zu ſein, denn mein Diener, der Sie, meine gräfliche Schweſter, aus Weſtphalen kannte, kam in den nächſten Tagen mit der überraſchenden Nachricht zu mir, daß eben Sie die bewußte Geliebte meines Bruders ſeien; er habe Sie deutlich am Fenſter ſtehen ſehen.“

„Jetzt erkannte ich das ganze Gewebe. Der ſtille, tugendliche Benno hatte während meiner langen Abweſenheit Ihre Bekanntſchaft gemacht, und war ſofort auf Grund ſeiner Grafenkrone in Ihre Gunſt eingetreten. Abſichtlich hatten Sie Sich vor mir verborgen; hier handelte es ſich nicht mehr um eine bloße Amour, wie ich ſie mit einem Bürgermädchen vorausgeſetzt, ſondern, — nach meiner hinzutretenden Kenntniß von Benno's Character — entweder um eine geſchloſſene oder doch nach dem Tode meines Vaters zu ſchließende Ehe. Dann war Ihr Kind legitimirt, meine Hoffnung zerronnen. Glücklich hatte man ſich meiner eigenen Hülfe bedient, um gegen mein perſönliches Intereſſe dem alten Grafen zu entgehen. So traten Sie meinen Plänen zum zweitenmal und noch hemmender als früher in den Weg.“

„Der Faden war nicht übel geſponnen; leider aber Hugo Felſenberg der zu Beſtrickende. Mein Entſchluß war raſch gefaßt. Sie werden Sich erinnern, daß ich plötzlich in Königswinter bei Ihnen eintrat, anſcheinend von einem ganz allgemeinen Intereſſe geleitet, ohne das Daſein Ihrer Perſon überhaupt vorauszuſetzen. Sie müſſen ferner in Ihr Gedächtniß zurückrufen können, daß ich mein Erſtaunen, Sie zu treffen, wahrhaft täuſchend auszudrücken wußte, dann aber Ihrem bleichen Erſtarren mit begütigendem Hinweiſen auf die verſchmerzte Vergangenheit zu Hülfe eilte, einige tief empfundene Klagen über Ihr zu geringes Vertrauen ausſprach, und Ihnen endlich ewige Freundſchaft gelobte. Schwaches thörichtes Weib, wie wurdeſt Du hintergangen!

Sie Selbſt baten mir Ihr Mißtrauen feierlich ab, entdeckten mir ſogar, wie nur Sie, mit Hinſicht auf unſere früheren Verhältniſſe in Schloß Frohnſtein, die Urſache geweſen, daß der gutherzige Benno mir nicht ſofort Alles enthüllt, und ich — ich ſchied mit einer ſchönen Thräne im Auge!"

„Am folgenden Tage ſahen Sie mich wieder. Ich zeigte Ihnen meine Freundſchaft durch die erdichtete Nachricht von einer drohenden Entdeckung Ihres Verhältniſſes abſeitens des alten Grafen, der niemals eine Heirath mit einem vermögensloſen Fräulein zugeben würde. Ich bewies Ihnen, in welch' hartes Gedränge Benno's kindlicher Sinn, dem väterlichen Zorn gegenüber kommen werde, und überzeugte Sie von der Nothwendigkeit, Ihren Aufenthaltsort abermals wechſeln, insbeſondere aber zur Vermeidung alles Verdachts ſich auf einige Tage von Ihrem Guido trennen zu müſſen."

„Aus Liebe zu Benno fügten Sie Sich dem, was ich als nothwendig darlegte; mir aber, dem Verſchmähten, war es die erſte Wolluſt, perſönlich an Ihnen zu rächen, was Sie einſt gegen mein Herz vergangen hatten.“

„Vielleicht iſt Ihnen der Abend noch gegenwärtig, an welchem Sie in der Verhüllung eines Mönchs mit mir über den Rhein nach Godesberg fuhren, um Ihren Sohn durch mich in die Hände einer mir bekannten Bauernfamilie niederlegen zu laſſen. Sie wurden abermals getäuſcht! Nicht Landleuten, — Zigeunern, wildem, bettelhaftem Geſindel, das, wie ich wußte, Nachts in der Ruine zu finden war, übergaben wir Beide eigenhändig das Herzenskindchen. Ich trug perſönlich Sorge, daß es nicht wieder abgefordert würde, und als ich Ihnen ſpäter erzählte, daß es von Zigeunern geſtohlen ſei, ſprach ich von meiner eigenen, vorbedachten Handlung.“

„Allerdings war es nicht von vorn herein meine Abſicht, den Vagabonden das Kind zu belaſſen, über deſſen ferneres Loos ich zur Zeit unentſchieden blieb, da ich nur der Ueberlegung eine Friſt ſuchte. Allein, ein erwünſchtes Spiel des Zufalls wollte, daß ich in der Zigeunerin, die mir den Knaben abnahm, eben jene Atta erkannte, die Sie einſt vor mir auf Frohnſtein warnten. Jetzt ſchien mir der Gedanke zu lockend, Ihnen den größten Schmerz durch daſſelbe Weſen zufügen zu laſſen, dem Sie nach Ihrer Meinung die größte Wohlthat erwieſen hatten. Daß die Atta ihrerſeits das Kind nicht ausbieten würde, wußte ich ſehr wohl, denn auch ſie hatte mich wieder erkannt, und hielt es für das Meinige. Ich habe nicht vergebens das weibliche Herz ſtudirt; ich ſah' es voraus, daß die Zigeunerin ihre ganze, unerſchütterte Liebe von mir auf den Knaben übertragen, und ihn gern mit ſich fort nehmen würde. — Gewiß, Sie müſſen zugeben, ich wußte hingebend genug für Ihren Eingebornen zu ſorgen."

„Daß ich es mir nicht verſagte, Ihnen nach drei Tagen die Trauerbotſchaft von dem angeblichen Raub des Knaben perſönlich zu überbringen, werden Sie wiſſen. O, mein Herz jauchzte vor Entzücken, als ich Sie aus einer Ohnmacht in die andere fallen ſah, als Ihr Auge trocken blieb und Ihr Mund nur den einzigen Laut fand: mein Sohn, mein verlorner Sohn! Der Wahnſinn des Schmerzes kam über Sie; ich ſtand daneben und genoß mit vollen Zügen die Wonne der befriedigten Rache. — Ha, ſeltenes Göttergefühl!“

„Wem ſollten Sie vertrauen? Mir mußte es allein überlaſſen werden, dem verlornen Sohn nachzuforſchen. Ich verſprach Alles aufzubieten, und hielt Nichts. Benno, der gutmüthige Schwachkopf, ſank in meine Arme, hauchte ſeinen Schmerz in Liedern aus, und bat mich um Verzeihung, wegen ſeines früheren Mißtrauens.“

„Inzwiſchen ereignete ſich, was ich lange voraus gefürchtet, aber vergebens durch alle Künſte der Intrigue zu verhindern geſucht hatte: Benno legitimirte ſeinen Sohn durch ein Ehebündniß mit Ihnen. Die Nachforſchungen ruhten überdies nicht mehr allein in meinem Willen, ſie wurden auch von Ihrem Gemahl, auf das Eifrigſte betrieben, welcher zur Vermeidung des Eclats in der Stille zahlreiche Agenten aufbot."

„Dieſe Maßregeln riefen nach einiger Zeit einen entſcheidenden Entſchluß in mir hervor. Benno ließ ſchwerlich auf weitere Descendenz rechnen, Alles kam auf Guido an; — er mußte ſterben. Das Wort klingt der Mutter fürchterlich; Sie werden Sich indeß daran gewöhnen müſſen; ich wiederhole es — ſterben! Früher wäre das Verbrechen unnöthig geweſen, ich hatte es rückſichtsvoll beanſtandet, Ihr eigenes Ehebündniß, warf jetzt das Todesloos des Sohnes!

„Geſtatten Sie mir, Ihnen meine Reiſe in's Gedächtniß zurück zu rufen, die ich im Jahre 1776 plötzlich nach Frankreich antrat. Ich eröffnete Ihnen, daß ich Ausſicht erhalten habe, dort weitere Nachrichten über den Verlorenen einzuziehen, daß aber mein Herz mir verbiete, einer fremden Hand den wichtigen Auftrag des Nachforſchens zu überlaſſen. Ich hatte dazu meine guten Gründe, denn ich reiſte von Ihren Segenswünſchen geleitet — zum beabſichtigten Morde des Knaben!“

„In Wahrheit blieb ich fortwährend über ſeinen Aufenthalt ſehr wohl unterrichtet und verlor ihn in keiner Zeit aus den Augen. Er hatte bisher unter dem Schutz ſeiner Pflegeeltern in Holland verweilt, jetzt aber dieſen Staat mit ihnen verlaſſen und ſich auf einen Wanderzug durch Frankreich begeben. Das eben beunruhigte mich doppelt, weil Benno hier und in der Schweiz vorzugsweiſe Agenten unterhielt, während ich es klüglich übernommen hatte, Holland durch meine, angeblich auf der Reiſe gewonnenen Verbindungen ausſpähen zu laſſen. Ich beſchloß deshalb ungeſäumt in's Werk zu richten, was ohnehin längſt entſchieden war.“

„Der erſte Mordverſuch, den ich unweit Verſailles auf den Knaben machen ließ, ſcheiterte an der Ungeſchicklichkeit eines gedungenen Arms, und hatte nur zur Folge, daß die Zigeuner die Nähe von Paris ungeſäumt verließen und ſich durch das Elſaß in die Schweiz zogen. Ich folgte denſelben, wie Ihnen bekannt iſt, auch hierher, und fand ſie nach langem Suchen im Canton Zürich vor den Thoren der Hauptſtadt. Um nicht wiederum durch fremde Untüchtigkeit in meinen Plänen gehemmt zu werden, beſchloß ich, mich diesmal der kleinen Mühe, ein junges Leben auszulöſchen, ſelbſt zu unterziehen. — Huſſa! Ihre fromme Seele ſchaudert zurück vor meiner grauenerregenden Nähe? Schlagen Sie immerhin ein Kreuz! Es wird helfen!“

„Mehrere Tage hatte ich bereits in wohl gewählter Verkleidung durch die Umgegend geſtreift, ohne indeß eine Möglichkeit wahrzunehmen, wie ſich mein Vorhaben ausführen laſſe. Ich kannte den Knaben recht wohl, meine Späher hatten ihn mir bereits in Frankreich gezeigt; aber nie traf ich ihn allein, bald in dieſer, bald in jener Umgebung, ſo daß er oft ruhig an mir vorüber ſprang, während ich ihm mit ſchäumendem Blute nachſah.“

„Endlich ſchien mir mein Glücksſtern hold zu ſein. Eines Tages hatte ich mich auf der Spitze des Uetliberges befunden, um mir durch die weite Fernſicht einen Genuß in dem alltäglichen Einerlei zu bereiten. In der anbrechenden Dämmerung kehrte ich heim, als ich am Fuße des Berges nahe dem Höfler den Knaben unter einem Buſche eingeſchlafen liegen ſah. Irgend ein Umſtand mußte ſeine Hüter augenblicklich entfernt haben, denn neben ihm ruhte ein großer Querſack. Mein ganzer Ingrimm erwachte, als ich den Baſtard anſchaute, der ſo ruhig und anſpruchslos dalag, und doch ſich zwiſchen mich und eine Krone drängte. Leiſe ſchlich ich näher; Niemand war zu hören, die Gelegenheit durfte nicht vorübergehen. Ha, noch heut zuckt es krampfhaft in meinen Fingern, wenn ich des Moments gedenke! Schnell zog ich ein doppelſchneidiges Stilet hervor, beugte mich über den Schlafenden und wollte es ihm gerade in die kleine Bruſt ſtoßen, da — fühlte ich meinen Arm von hinten gehalten. Erſchreckt ſah ich mich um, Atta ſtand hinter mir, mich mit ihren ſchwarzen Augen aus dem bleichen Geſicht wahnſinnig anſtarrend. Es wird mir Vergnügen machen, Ihnen unſere Unterhaltung wörtlich mitzutheilen.“

„Halt, Verräther, ſprach ſie mit dumpfen Ton, willſt Du Dich auch mit Verwandtenmord beflecken? Ueber dies Blut wache ich, und nimmer wird Deine Hand ihm ein Leides thun. Alſo las ich in den Sternen.“

„Ich erholte mich bald von dem Entſetzen. Fort von mir, Unglücksrabe, fuhr ich grimmig auf, oder auch Du fühlſt die Schärfe meines Dolchs.“

„Sie blieb gelaſſen. Atta wird nicht durch Dich fallen, ſagte ſie; Du durfteſt ihr Herz brechen, nimmer ihre körperliche Hülle verletzen. — Aber Du wirſt mir ſchwören, nicht Hand anzulegen an dieſem Kinde da, das nicht Dein Fleiſch iſt, wie ich einſt glaubte, ſondern Deines Bruders, und berufen ward, eine Grafenkrone zu tragen. Alſo las ich wieder in den Sternen.“

„Mir wurde ſeltſam zu Muth vor der blaſſen, unerſchrockenen Geſtalt, in welcher ich die ſchüchterne Atta nicht wieder erkannte, die einſt im ſtillen Wald an dem Wink meiner Augen hing. Dennoch ermannte ich mich und redete zornig: was lügſt Du, Weib? Mir gehört der Knabe, und ich fordre ihn jetzt von Dir zurück.“

„Ihre Ruhe war unerſchütterlich. Weshalb die Unwahrheiten, antwortete ſie; er gehört jener Dame, die mich einſt vor Dir rettete, und der ich mit gleichem Liebesdienſt lohnen will. Ich weiß es, nach dem Knaben wird eifrig geforſcht und längſt hätte ich ihn zurückgegeben, wenn ich nicht Deinen blutdürſtigen Sinn gefürchtet. Aber ich ſage es Dir wiederum, Du wirſt mir ſchwören, ferner nicht Hand anzulegen an dem Kinde, oder ich werde Recht ſuchen und bei Deinem eigenen Bruder wider Dich um Rache ſchreien.“

„Mein trotziger Muth wich immer mehr, ich fühlte mich der armſeligen Zigeunerin gegenüber erblaſſen. Ihre Drohung war lächerlich, aber ich lachte nicht; ich konnte ſie mit einem Stoße niederwerfen, aber ich wagte es nicht. Schweigend ſtanden wir uns lange gegenüber, während der dreijährige Bube erwachte und ſchreiend vor dem blanken Stahl meiner Hand an die Seite der Pflegerin flüchtete. Was wirſt Du thun, fragte ich endlich, wenn ich Dir den Schwur ablege?“

„Ich werde ſchweigen, ſprach ſie, und den Knaben bei mir halten, bis Du geſtorben biſt; denn alſo habe ich zum Dritten geleſen: Du fährſt eher von dannen, als der männliche Bart ſeine Wange bekleidet.“

„Es ſchauderte mir eiskalt über den Rücken, ich wußte nicht, woher und weshalb; ſpottete ich doch im Herzen des tollen Spucks. Weiß Jemand von Euch um die Herkunft des Kindes? forſchte ich.“

„Niemand, erwiederte ſie mit feſtem Ton.“

„Wohlan, fuhr ich nach kurzem Bedenken fort, Eid um Eid; ich leiſte Dir das Gelöbniß, aber Du ſchwörſt mir mit dem theuerſten Schwur, ſogleich wieder zurück zu gehen nach Holland und es nicht eher zu verlaſſen, bis ich ſelbſt es geſtattet habe, auch keiner Seele zu verrathen, was Dir von dem Knaben bekannt iſt. Brichſt Du den Eid, ſo iſt Er verloren, und ſeine Mutter dazu.“

„Sie ſtarrte eine Sekunde gegen den dunklen Nachthimmel, dann murmelte ſie leiſe in ſich hinein: was in den Sternen geſchrieben ward, und die

Lineamente prophezeien, das geſchieht, gleichviel, ob durch mich oder einen Andern. — Wohlan, wandte ſie ſich zu mir, ich willige ein, aber in meinem Tode bin ich des Eides ledig und der Knabe iſt Herr ſeines Willens.“

„Ich nahm ihr feierlich den Schwur ab, dann trennten wir uns, und nie ſah' mein Auge ſie wieder. Ein unerklärliches Grauen trieb mich in meine Wohnung; früh am andern Morgen reiſte ich ab, und brachte Ihnen bald nach Felſenberg die Hiobspoſt, daß meine Bemühungen vergebens geblieben ſeien. Ich hätte Ihnen lieber einen Todtenſchein überreicht, wenn er mir anders erkäuflich geweſen wäre.“

„Atta hielt ihr Verſprechen. Sie ging nach Holland zurück, und ward ſofort von meinen Spähern umſtellt; aber Keiner meldete eine verdächtige Bewegung. Benno ſetzte ruhig ſeine Nachforſchungen fort, ich angeblich die meinigen, und Beides blieb begreiflicher Weiſe gleich erfolglos.“

„In dieſer nach mehreren Jahren noch unveränderten, mir um ſo überdrüſſigeren Lage, trat endlich der lang erwartete und heiß erſehnte Augenblick ein, wo mein Bruder ein Opfer ſeiner körperlichen Schwäche wurde, und ich die Regierung übernehmen durfte. Es war der äußerſte Zeitpunkt, um mir ein anderweitiges Eingreifen in ſein Geſchick zu erſparen, ſo wie auch Sie Sich Ihres freiwilligen Verzichts wegen wohl beglückwünſchen dürfen.“

„Mein Mißtrauen gegen Atta verdoppelte ſich von dieſem Moment. Benno hatte Guido noch einmal im Teſtamente anerkannt und ihn im Fall ſeines Wiederfindens ausdrücklich für den Nachfolger erklärt. Beides war bekannt geworden und konnte Grund genug ſein, noch jetzt gegen mich aufzutreten. Oft beſchloß ich, mich meines Worts zu entſchlagen, den Knaben umbringen zu laſſen, und dadurch der ganzen Sorge zu entgehen. Aber ein inneres Etwas hielt mich ſtets zurück, dem nachzugeben, ich von Neuem weibiſch genug war, ohne eigentlich zu wiſſen, ob es ein Gefühl für Atta ſei, das ich nie hatte, oder Furcht vor einem Verbrechen, die ich ſonſt verſpottete. Ich bekenne hier die einzige Schwäche, die ich mir in meinem ganzen Leben vorzuwerfen habe, und vielleicht mit dem Tode büße."

„Sechs Jahre hatte ich bereits die Zügel der Regierung gelenkt, als mich der Bericht aufſchreckte, daß die Zigeunerin Atta geſtorben ſei, die Bande aber, über welche ſie als Herzogin regierte, ſofort das Land verlaſſen und ſich wiederum nach Frankreich gewandt habe. Ich kannte die Weiſe der Zigeuner, ſich in der Todesſtunde an keinen Eid mehr gebunden zu halten; Atta konnte geplaudert haben, ja, ſchien ſich dies in ihren Schlußworten ausdrücklich vorzubehalten, Guido lebte und meine Beſorgniſſe erwachten auf's Neue. Emſiger denn zuvor ließ ich nach ihm ſuchen und ſetzte nunmehr ohne fernere Skrupel eine gräßliche Belohnung auf ſeinen Kopf. Atta war todt, die Scheu vor ihr, mit der ſie mich wie durch Zauberei umſtrickte, ſtand mir nicht mehr entgegen. Allein die eben ausgebrochene Revolution hemmte meine Nachforſchungen, die Bande war bald meinen Blicken entſchwunden, und alle Mühe zu ihrer Wiederauffindung blieb jahrelang vergebens.“

„Endlich erfuhr ich nach mancher ſorgenvollen Stunde durch raſtloſes Spähen im letzten Frühling, daß die Zigeuner abermals in Holland verweilten. Freilich, hieß es, führten ſie den von mir Geſuchten nicht mehr mit ſich, doch ſei gegründete Urſache zur Annahme, daß dieſer aus irgend einem Grunde mit einer beſonderen Abtheilung nach Berlin gewandert ſei.“

„Sie wiſſen, daß ich vor zwei Monaten plötzlich eine nothwendige Reiſe nach dieſer Hauptſtadt vorſchützte; die wahre Veranlaſſung liegt jetzt vor Ihnen. In der That traf ich hier die bezeichneten Zigeuner an. Ich ließ ein zu ihnen gehöriges Mädchen auffangen, horchte ſie an einſamer Stelle vorſichtig aus und vernahm — ermeſſen Sie meine Genugthuung — daß Guido, Ihr Sohn, der lang Geſuchte, von mir unabläſſig Gefürchtete — nicht mehr am Leben ſei! Er hatte ſich vor einem halben Jahr bei einer Vorſtellung der Zigeuner auf dem Seile den Hals gebrochen! Die Ausſage leidet in keiner Beziehung einen Zweifel, der Vorfall hat ſich bei Rotterdam zugetragen. Ich kann es Ihnen anheim geben, Ihr gräflich mütterliches Herz in weiteren Erkundigungen nach einem ungeſchickten Seiltänzer zu ſtärken.“ — — —

„Meine Bekenntniſſe nahen ſich dem Ende. Jene Berichterſtatterin verrieth durch vereinzelte Aeußerungen eine genauere Bekanntſchaft mit dem ganzen Verhältniß, als ich erwarten konnte. Ich fixirte ſie ſchärfer, und erkannte in ihr, zum größten Schrecken, eine Tochter der Atta, die meiner früheren Meinung nach keine lebenden Kinder beſaß.

Mußte ich nun ſchon vorher fürchten, daß Letztere auf dem Todtbette geplaudert haben könne, ſo wußte ich, daß die Zigeuner in dieſem Augenblick ſich ihren Kindern gegenüber vollends an keine Achtung eines Verſprechens gebunden glauben. Die allein mögliche Schranke, nämlich die Furcht vor Ihrem und des Pfleglings angedrohtem Tode, hatte der ſterbenden Atta den Mund nicht geſchloſſen, wie ich eben aus jenen einzelnen Aeußerungen entnahm. Meine Ehre ſtand auf dem Spiel, mir blieb nichts übrig, als zur Wahrung des Geheimniſſes, das Mädchen der Mutter ſchleunig nachzuſenden. Ich entſchloß mich unbedenklich dazu; die Zigeunerin aber kam mir zuvor, ſchoß mit einer bereit liegenden Piſtole auf mich und entfloh."

„An der empfangenen Wunde liege ich jetzt ſchwer darnieder und es iſt nach der Erklärung des Arztes nicht unmöglich, daß mein letztes Stündlein geſchlagen hat. In dieſem Fall melden Ihnen die gegenwärtigen Papiere meinen Tod und das Vermächtniß meines in's Jenſeits reichenden Haſſes."

„Ein Troſt bleibt mir in der wilden Verzweiflung, am Ziele meines Strebens untergehen zu müſſen, — der Troſt befriedigter Rache! — Sie ſind der Grund meines ganzen Mißgeſchicks geworden, Sie haben mich einſt Selbſt verſchmäht und ein Geſchöpf geboren, an welchem meine hochfliegenden Pläne ſcheitern konnten. Dafür wird mir die Genugthuung, daß Sie fortan arm und freudenleer daſtehen müſſen; ja, noch mehr, daß Ihr Kind, der gräfliche Kronerbe, als ſeiltanzender Vagabonde umgekommen iſt! Dank ſei es meiner und Atta's Fürſorge, die Sie Sich auf ewig verpflichtet hatten!"

„Du aber, bleiches verwittertes Geſpenſt, Dir rufe ich Fluch und Hohn über Deine Prophezeiungen. Schmachvoll wurden ſie zu Schanden und vermochten nichts, als durch erzaubertes Grauen mich eine Stunde hemmen auf der beſchloſſenen Bahn!“ —

Graf Hugo ließ kraftlos die Feder ſeinen Händen entgleiten. Er hatte die ganze Nacht geſchrieben und wie oft auch die erſchöpfte Natur ihm ermattet das Auge ſchloß, ſtets ſich wieder empor geriſſen, um mit äußerſter Anſtrengung ſein letztes Werk zu beenden.

Ein abſchreckendes Moſaik contraſtirender Affecte lag während der Beſchäftigung über ſeinem Antlitz ausgebreitet. Bald war es der Hohn, der laut in ihm aufjauchzte, wenn er einen ſeiner giftigſten Pfeile abgedrückt glaubte, bald die Seelenqual, welche über das verlorene Ziel in Selbſtironie ausbrach, bald die Angſt, die vor dem zitterte, was der Zweifler zu verſpotten glaubte, bald nur tobender Grimm. Wohl kämpfte er für Momente Alles mit der geheuchelten Seelenruhe des geübten Weltmannes zu Boden, und während er in kalter Beſonnenheit den Faden ſeiner Bekenntniſſe fortſpann, mochte ein ungeübtes Auge die geiſtige Stärke der Reſignation bewundern. Aber ſeine Ruhe enthielt nichts als die berechnete Abſicht, am Thore der Ewigkeit gleichſam eine Beichte herzuſagen, welche der unglücklichen Mutter den Giftbecher tropfenweis zumaß. Es war teufliſche Wuth und Rache in ein augenblickliches Syſtem gebracht, weil ſie darin äußerſte Befriedigung fand. Darum auch zuckte und flammte der Ingrimm ſtets wieder von neuem wie fernes drohendes Wetterleuchten durch die erkünſtelte Stille der Erzählung, und während das Lächeln des Wahnſinns um die Lippen ſpielte, zeichneten die Hände den Fluch nieder, der ſelbſt in die Geiſterwelt hinüber griff.

Der ununterbrochene Seelenaufruhr hatte das äußere Leiden befördert. Durch die geiſtige Spannung und die entſetzliche Begierde, das Aktenſtück der Rache vollendet zu ſehen, waren die letzten Körperkräfte hingerafft worden; nun ſiegte die fieberhafte Schwäche um ſo unwiderſtehlicher. Bleich und erdfahl lag der Graf auf ſeinem Lager, die ſtarren Augen waren halb geſchloſſen der geöffnete Mund ſchnappte angſtvoll nach Luft, und die Hände ſcharrten ſchon in jener krampfhaften Angſt auf dem Deckbette, welche der ſichere Vorbote des nahenden Todes zu ſein pflegt. —

Die erſten Streifen der Morgendämmerung ſtahlen ſich durch die Spalten der Fenſtervorhänge, um den Kampf mit dem Kerzenglanz zu beginnen, da richtete ſich die Leidensgeſtalt in die Höhe, griff nach der zur Seite hängenden Schnur, und ſchüttelte ſie mit einer Wuth, welche die Glocke tönend wiederhallen ließ durch die Frühſtille des Hauſes. Drei Lakaien, der Leibdiener Georg an der Spitze, ſtürzten angſtvoll in das Krankengemach, um die Befehle des Herrn zu erfüllen.

Ungewiſſen Blickes ſtarrte der Kranke die Eindringlinge an: „Hinaus, Ihr Schurken,“ ſchäumte er, „was ſtört Ihr eine Ruhe, die wir zum Sterben begehren! — — Zum Sterben; es iſt luſtig! Heißa! — Wie ſie mich anſtarren, die Dummköpfe! Hinaus, ſagen wir!“ Tobend griff er nach dem Verbande auf ſeiner Bruſt, zerfetzte die ſtarke Leinewand mit der Gewalt des Wahnſinns, und ſchleuderte die Compreſſen gegen die Köpfe der Unſchlüſſigen. Ein ſchwarzer Blutſtrom rann über die brokatne Bettdecke; er ſank ohnmächtig auf das Lager.

Der Leibdiener ſuchte das rinnende Blut zu ſtillen, zwei der Anderen eilten hinaus, um den Arzt herbeizuholen. Schauerlich rauſchte das Geröchel des Sterbenden durch das matt erleuchtete Zimmer. Nach einer Weile ſchlug er langſam das Auge empor: „Ach, Du biſt es, Georg, verlaß mich nicht, mir iſt ſo grauſig um's Herz. — — Sieh' dort, das bleiche Geſicht mit den ſchwarzen Augen, da, da, — das iſt die Atta, der hab' ich das Herz gebrochen. Hier, zur Seite des

Bettes, der Knabe mit den blonden Locken, das iſt der Guido, den hab' ich verkauft um eine Grafenkrone, darum weint er und hat ſich das Genick abgeſtoßen. — — — Und da? — Benno, was willſt Du hier beim Todtengericht; haſt Du auch eine Abrechnung? Ach ja, Du forderſt Rechenſchaft, wie ich hausgehalten mit Deinem Weib und Deinem Kind. — O, helft mir, da kommt der greiſe Curd, und alle die Ahnenväter von Schloß Felſenberg, die wollen Rache, daß ich das Geſchlecht hab' untergehen laſſen! Georg, rette mich, ſie tödten mich, — o, wie ſie mir Alle auf der Bruſt lagern, o, wie das brennt! Gott, ich ertrage es nicht mehr! — — Vater unſer, der Du biſt im Himmel — — Teufel, ſo nicht! Noch leben wir, von uns, hölliſches Gaukelſpiel, wir fluchen, wir ſpotten, ich lache, — — Ha, ha, ha!"

Die Stimme, welche anfangs in dem leiſen Ton des Wahnſinns geflüſtert, dann [illegible] geſtöhnt und ängſtlich das Gebet hervorgeſtoßen hatte, erhob ſich plötzlich zur furchtbarſten Heftigkeit, in welcher ſie mit dem heiſeren Geheul des Schakals der Wüſte endete. Der Leibdiener Georg fing an ſich zu fürchten, ſchon glaubte er ebenfalls Alle die Geſpenſter zu ſehen, deren Bedeutung er zu wohl kannte, und folgte entſetzt mit ſeinen Blicken dem ſchimmernden Zeigefinger des Grafen; da öffnete ſich die Thür und der Doktor Pillenrath-Erbſengrün, Geheimerath und Ritter, trat in das Gemach.

Der vortreffliche Mann war in einer Eile herbeigekommen, die ihm um ſo mehr zur Ehre gereichte, je mehr er ſich gezwungen ſah, ſie in ſeiner Toilette zu verrathen. Denn, wie wir bereits andeuteten, er war ſeiner Natur nach ein ſtets gebiegelter und geſchniegelter Hageſtolz, der einmal ein volles Vierteljahr an Verzweiflung litt, weil ihm auf einem Balle ein weißes Bändchen im Nacken über den Rockkragen geguckt hatte.

Es mochte ihm daher auch heute eine großartige Ueberwindung gekoſtet haben, ungepudert und unfriſirt, ſogar ohne Handſchuh und Buſennadel, im ſchlichten Oberrock, an dem gräflichen Krankenbett zu erſcheinen. Wenigſtens wiſſen wir, daß Sybillchen, des geheimeräthlichen Hauſes Haushälterin, das Factum ſofort in den Memoiren der Wirthſchaftsführung einzeichnete, und drei Ausrufungszeichen am Rande vermerkte. Dieſe Marginalien aber bedeuteten ſtets ein Prodigium, wie mitternächtiges Geheul des Mopſes, oder unzeitige Buckel des Katers.

Der Geheimerath hätte nicht Ritter des rothen Adlerordens vierter Klaſſe ſein müſſen, wenn er nicht durch den erſten Blick überzeugt worden wäre, daß er nur gekommen ſei, um das Richtige ſeines Wiſſens zu empfinden. „Comes, diem obiturus, wie die Lateiner ſagen,“ murmelte er für ſich. — Der Graf hatte in der Nacht durch ſeine Widerſpenſtigkeit gegen das ärztliche Ruhegebot ſein eigenes Todesurtheil erſchrieben, die mißhandelte Natur war bereit, es ſofort vollſtrecken zu laſſen.

Der Kranke war in die furchtbarſte Raſerei verfallen, in welcher es der Anſtrengung ſämmtlicher Diener bedurfte, um ihn auf dem Lager zurückzuhalten. Die Züge traten in gräßlicher Verzerrung hervor, die Augen ſtierten vorgedrängt aus ihren Höhlen und weißer Giſcht dampfte auf den Lippen. Die Qualen des Gewiſſens geſellten ſich noch da zu dem körperlichen Schmerz, als ſchon wilder Wahnſinn das Bewußtſein des Geiſtes dichter und dichter zu umfloren begann. O, daß wir ſolche Krankenlager nicht auf den Markt hinaustragen können, ſie würden dem verſtockteſten Sinn eine gewaltigere Mahnung ſein, als alle Exekutionen auf dem Hochgericht, bei welchen der Pöbel zecht und jubelt!

Plötzlich wurde der Leidende ruhig, die Arme ſanken erſchöpft nieder, der Athem ward ängſtlich und ſtockend; „Luft, Luft,“ wimmerte er kaum hörbar. Auf den Wink des Arztes brachten ihn die Diener in eine aufgrichtete Stellung; er ſah ſich mit gebrochenen Augen ringsum, Todesſchweigen herrſchte am Lager. Von einem jähen Schmerz ergriffen, zuckte er heftig zuſammen, wildes Gemurmel drängte ſich über ſeine Lippen, mit einem letzten Fluch ſank er auf die Seite. Atta’s Prophezeihung hatte ſich erfüllt.

Die Diener öffneten die Läden. Blendendes Licht ſtrömte herein, der erſte Sonnenſtrahl traf auf eine Leiche; — die Hölle war um einen Teufel reicher.

Pillenrath-Erbſengrün ſchritt leiſe hinaus; der Dichter aber ſenkt gern vor ſolcher Zeichnung ſeine Feder und athmet frei auf, wenn die gebietende Muſe ihn jetzt in tiefer Mitternacht ihres ſtrengen Dienſtes entläßt.

◆

Viertes Kapitel.

Ein ländliches Stillleben, in welchem ſich mancherlei entwickelt, das die Zigeuner zu überraſchenden Entſchließungen veranlaßt.

* * *

Unſere Feder iſt zu ſchwach, um die Scene des endlichen Wiederfindens zwiſchen der Gräfin Felſenberg und ihrem Sohne Guido in einer Art darzuſtellen, welche die Stärke der betäubenden Empfindungen Beider auch nur andeutungsweiſe wiedergäbe. Das Leben hat Momente, deren großartige Fülle Jahrzehende in ſich ſchließt, und die ſich weder beſchreiben noch empfinden, nur genießen laſſen. Solcher Genuß iſt dann menſchliches

Gefühl und himmliſches Gebet zugleich, eine Verklärung der Körperwelt zur Seligkeit. —

Die Gräfin hatte ſich durch den Eingang der Selbſtbekenntniſſe des Grafen Hugo verleiten laſſen, den Tod ihres Kindes als conſtatirt anzunehmen. Coelina's Betheuerung umflorte zwar ihr ſchwaches Nervenſyſtem durch den plötzlichen Gemüthswechſel mit Bewußtloſigkeit, es war dies aber zugleich der erſte Hoffnungsſtern, der in das Dunkel ihres Lebens hineinſtrahlte, um vor den Augen der Erwachenden zur ſchönſten Wirklichkeit verklärt zu werden. Ja, ſie ward eine glückliche Mutter, wie es ihr das Zigeunermädchen verheißen, und wenn fortan ihre Thränen auf den ſchwarzſammetnen Betaltar niederfloſſen, ſo waren ſie der Ausdruck einer Seligkeit, für welche die Sprache kein Wort findet.

Die Selbſtbekenntniſſe des Grafen Hugo, in Uebereinſtimmung zu den Ausſagen des Herzogs Zindelo und der Erzählung Coelina's von ihren Begegniſſen im Grunewald, räumten jeden Zweifel an der Identität Guido's mit dem vor zweiundzwanzig Jahren ſo räthſelhaft verſchwundenem Kinde des Fräuleins Cathinka von Wahly hinweg. Ergänzend geſellten ſich dazu ſpäter die Mittheilungen des heimgekehrten Leibdieners Georg über den Tod ſeines Herrn. Hätte indeß allen dieſen Beweiſen gegenüber wirklich noch irgend ein Bedenken ſtattfinden können, ſo würde es geſchwunden ſein vor dem Zuge des Herzens, welches in der Bruſt der Gräfin unwiderſtehliches Zeugniß für den verlornen Sohn ablegte. Zwei Gemüther, die ſich faſt ein halbes Menſchenleben vergebens nach einander geſehnt hatten, beſaßen außer dem Zutreffen von Namen und Thatſachen geiſtige Fühlfäden, die einem Richter wenig beweiſen mochten, ihnen aber die feſten Grundlagen der Zukunft wurden. Ohne ſolche Grundlagen konnte auch Guido's taumelndes Entzücken, der Gräfin heißes Dankgebet und

Coelinas verklärtes Lächeln nichts ſein, als tönend Geklingel und eitel Selbſttäuſchung!

In dieſer neuen Lage der Dinge ward es eine große Wohlthat, daß der Gräfin Felſenberg durch teſtamentariſche Verfügung ihres geſtorbenen Gemahls das volle Recht der gräflichen Krone auf Lebenszeit gelaſſen war. Sie hatte ſich deſſelben allerdings zu Gunſten ihres Schwagers und ſeiner Deſcendenz begeben, allein bei ſeinem unbeerbten Ableben fiel die ganze Regierungsgewalt von ſelbſt an ſie zurück. Jetzt konnte ſie ſich ihres Rechtes zur ſofortigen Abwehr der zahlloſen Schwärme von Lehnsvettern bedienen, welche auf die Nachricht vom Tode des Grafen Hugo gleich gierigen Heuſchrecken mit ihren Succeſſionsrechten vor Schloß Felſenberg rückten. Dies hatte die weiteren Vortheile, daß ſich die Angelegenheiten Guido's weit ſchneller und einfacher ordnen ließen, insbeſondere aber, daß die Hallen des Schloſſes von den rohen Eingriffen einer ſonſt unvermeidlichen, wenn auch temporären Zwiſchenregierung der Prätendenten befreit blieben.

Die Gräfin Cathinka gedachte jedoch darum nicht, in die Welt zurückzutreten. Die Anerkennung ihres Sohnes und der ſofortige Regierungsantritt deſſelben machten manche Reiſen und beſchwerliche Arbeiten nothwendig, denen ſie ſich mit der ganzen Aufopferung ihres hingebenden Charakters unterzog. Nach deren Beendigung aber kehrte ſie in ihre ſtille Wohnung zurück und blieb nur von hier aus mit ihrer reichen Lebenserfahrung eine eben ſo unermüdliche, als treue Rathgeberin in den neuen und ſchweren Laſten ihres Sohnes.

In Wirklichkeit war der ganze Wechſel der Verhältniſſe zu plötzlich entſtanden, zu mächtig umwälzend in die einförmigen Tage der Gräfin getreten, um nicht vor allem ein ruhigeres Begreifen wünſchenswerth zu machen. Sie mißtraute der Wahrheit ihres Glücks, öfter noch dem Beſtehen deſſelben, und ihr klopfendes Herz fürchtete nicht ſelten das Erwachen aus dem ſchönen Traum. Zweiundzwanzig thränenumfloſſene Jahre, laſſen ſchwer an die Möglichkeit eines Lichtmoments, geſchweige denn an den vollen ſonnigen Sommertag glauben.

Wie bebte die arme Mutter ſo oft angſtvoll zuſammen, wenn der alte Ottfried ſchneller als gewöhnlich durch's Vorgemach ſchritt; wie zitterte ſie, wenn ſie von der Gallerie des Schloſſes ihren Liebling zu Roß über die Felder ſprengen ſah! — Bald beſorgte das Ohr, bald das Auge gefahrbringende Kunde. Und durfte ſie denn in der That nicht fürchten, daß ein böſer Fluch über Guido geſprochen, daß er vom Schickſal als Opfer erkoren ſei, um die mannigfache Schuld der Wahly's und der Felſenberg's, deren gemeinſames Blut in ihm ſtrömte, auch gemeinſam zu ſühnen?

Graf Hugo's Brief, und faſt noch mehr ſein gräßlicher Tod, von welchem Georg treue Kunde gab, hatten einen furchtbaren Eindruck auf ihr Gemüth gemacht. Sie würde den Glauben an menſchliche Treue und göttliche Gerechtigkeit verloren haben, ſie würde einer tobenden Raſerei, oder einem melancholiſchen Stumpfſinn verfallen ſein, wenn nicht die gleichzeitige Ankunft Coelina's und das Wiederfinden ihres Kindes als ein mächtiger Fingerzeig göttlicher Liebe und Allmacht hervorgetreten wären. Demüthig erkannte ſie ihr Innerſtes und vergab dem bitterſten Feinde ihres Lebens mit der wahren Seelengröße einer Chriſtin; aber zugleich ſah ſie um ſo angſtvoller in die Zukunft, je mehr ſie in Hugo's Untergang die furchtbare Nemeſis erkannte, welche ihn in ſeinen eigenen Schlingen erwürgte. Die beſondere Urſache ſeines Todes ward indeß von ihr mit einem tiefen Geheimniß umſchleiert, weil dieſelbe nur dazu geeignet war, die Ruhe der jugendlichen Gemüther zu vergiften, und insbeſondere Coelina's zartfühlendes Herz unverſchuldeten Gewiſſensbiſſen anheimzugeben.

Unter ſolchen, gewiß entſchuldbaren Zweifeln, gewöhnte ſich die edle Frau begreiflicherweiſe nur allmählig daran, gegen den Abend ihrer Tage noch mit Zuverſicht an eine aufgehende Freudenſonne zu glauben. Sehr langſam erſt wich das ſtürmiſche Entzücken des Glückswechſels, der betäubende Taumel der Ueberraſchung und mit ihm die oft wiederkehrende Angſt vor finſteren Mächten einem ruhigeren Genießen. Das Gebet blieb in ſolchen angſtvollen Augenblicken, wie immer, der ſicherſte Troſt ihres frommen Gemüths. Sie flehte für das Seelenheil ihres unſeligen Schwagers, für die Zukunft ihres Sohnes und für die eigene Herzensberuhigung; ſie betete um Bewahrung vor Kleinmuth und Uebermuth. Geſtärkt erhob ſie ſich dann von ihren Knieen, alle Sorgen blieben auf den gewälzt, der die Mühſeligen und Beladenen zu ſich gerufen, ihr Theil war die Freude an der entzückenden Wahrheit eines neuen Lebens. Endlich führte der ſänftigende Charakter der Zeit ihr auch die harmoniſche Gleichmäßigkeit der Gemüthsſtimmung in voller Klarheit zurück. Es war dieſelbe jedoch nicht mehr die ergebene Ruhe der Reſignation, ſondern der Abglanz eines Gottvertrauens, das in ſtiller Seligkeit beglückt zum Himmel ſchaut. Wurde ihre Stimmung dadurch vielleicht noch erhabener, ſo geſtaltete ſie ſich nunmehr zum echten Vorbild weiblicher Vollendung für ihre ganze Umgebung.

Nächſt dem eigenen Sohne hatte die Gräfin ihr Herz vorzüglich an Coelina gehängt. Weder Guido noch ſeiner Mutter wäre es in den Sinn gekommen, jetzt diejenigen zu vernachläſſigen, die dem Verſtoßenen in ſeiner hülfloſen Kindheit Pflege und Schutz angedeihen ließen. Der Herzog Zindelo erhielt mit ſeiner Tochter im Schloß ſelbſt eine Aufnahme, während die drei übrigen Zigeuner ein Quartier am Fuße des Schloßberges bezogen, wo ſie mit allen Lebensbedürfniſſen reichlich verſehen wurden. Coelina's Wohnung befand ſich in einem Thurme, der mit dem Flügel der Gräfin in naher, unmittelbarer Verbindung ſtand, und in Kurzem war ſie faſt die tägliche Geſellſchafterin der Edeldame geworden.

Der junge Graf bildete den nächſten gemeinſamen Anziehungspunkt, der beide Gemüther aneinander kettete. Konnte und wollte die Gräfin den Sohn auch nicht ſtündlich an ihrer Seite ſehen, ſo war es ihrem liebenden Mutterherzen doch ein erhebendes Gefühl, über ihn zu ſprechen, oder von ihm zu hören. Dazu war Niemand geeigneter, als eben das Zigeunermädchen, welches die kleinſten Züge aus ſeinem Leben bewahrte und in unermüdlicher Erzählung die ganze Vergangenheit vor den Blicken ſeiner Mutter entfaltete. Stundenlang ſaßen die Frauen an dem Erkerfenſter, das auf den Rhein ſchaute, blitzenden Auges und plaudernden Mundes die jüngere, horchenden Ohres und ſinnenden Geiſtes die ältere.

Ueberhaupt ſchien es, als ob Coelina ſich allmählig dem Herzen des Pflegebruders entfremde, und dafür inniger zur neuen gemeinſamen Mutter hinneige. Ihre frühere zutrauliche Offenheit war verſchwunden, ſeitdem die Krone Guido's Haupt ſchmückte, und er ſein einfaches grünes Gewand mit den gräflichen Prachtkleidern vertauſchte. Das Mädchen ward ſtumm, ſo wie er in den Saal trat, ſcheu, faſt ehrfurchtsvoll wich ſie vor ſeiner Nähe zurück, und nur ſelten war es, als ob ein dunkler Gluthblick dem Davoneilenden nachfolge. Guido ſeinerſeits hatte daraus kein Arg, er blieb freundlich und unbefangen wie zuvor, und wenn er weniger mit ſeiner Pflegeſchweſter in Berührung kam als früher, ſo lag das nothwendig in den neuen Verhältniſſen und ihren Anforderungen. Vielleicht war es gerade das Bewußtſein ſolcher Verhältniſſe, welches in Coelina das zurückhaltende Beſorgniß erregte, irgendwie läſtig zu werden, und ſie daher nur ſelten an der Seite der Gräfin, aus deren ſtiller Wohnung hervorkommen ließ. Freilich lohnte auch die Letztere dem Mädchen mit reicher Liebe und ſchien im vollen Sinne des Worts vergelten zu wollen, was einſt die Atta dem verlaſſenen Guido gethan hatte. Ob es ihr dabei entgehen mochte, daß Coelina's roſige Wange allmählig bleicher werde, daß ein ſtiller Ernſt die Spuren jugendlichen Muthwillens täglich entſchiedener verdränge, müſſen wir dahingeſtellt ſein laſſen. Jedenfalls hielt es die lebenskundige Frau nicht für gerathen, nach der Urſache ſolcher Umwandlungen zu forſchen. Dagegen ſetzte ſie ihre Geſpräche über den jungen Grafen ſtets eifrig fort, und hatte es Coelina niemals Hehl, daß ſie ſelbſt nicht minder das Wiederfinden ihres Sohnes, wie Guido die Wendung ſeines Schickſals, nur ihrer raſtloſen Hingebung verdanke. Wirklich war dies bald die einzige Veranlaſſung, bei der noch ein heller reiner Freudenſtrahl über die Wangen des Mägdleins dahinflog. Bedenklich ſchüttelte dazu der alte **Zindelo** ſein greiſes Haupt, aber wie oft er auch beſorgt in die Tochter dringen mochte, immer hatte ſie eine ausweichende Antwort und ein erzwungenes Lächeln.

Dem ſtillen, innerlichen Leben der Frauen gegenüber nahmen die Tage des nunmehrigen Grafen **Guido von Felſenberg** eine lebhaftere Farbe an.

Erſt am Rhein, nachdem **Coelina** ſich der Richtigkeit ihrer Vermuthungen vergewiſſert hatte, war ihm eine Mittheilung von der herannahenden Cataſtrophe ſeines Lebens gemacht worden. Mit welchen Empfindungen er derſelben entgegen ſah, wird der Leſer, welcher ſein früheres Leben kennt, leichter fühlen, als der Dichter beſchreiben. Wie ſich aber in der neuen Umgebung ſeine nächſte Zukunft geſtalten mußte, darf aus dem Wunderbaren des zauberhaften Schickſalswechſels geſchloſſen werden.

Ein Zigeuner, wenigſtens ein Genoſſe des ärmlichen Wanderlebens dieſes Volks, war mit einem Schlage zum ſouveränen Grafen erhoben! Darin lag etwas Ungeheures, Sinnverwirrendes. Was bei ſeiner Mutter blos die Gemüthswelt afficirte, das veränderte für ihn zugleich die ganze äußere Stellung, und je ſchneidender ſich die Gegenſätze entwickelten, um ſo mehr bedurfte es der Macht der Gewöhnung, ehe eine, auch nur precäre Ruhe des Lebens eintreten konnte.

Guido verlebte im Anfange Stunden, wo er nicht blos, wie die Gräfin, einen ſchönen Traum beſorgte, ſondern wo er ſich ſelbſt für wahnſinnig und das Schloß für ein Narrenhaus hielt. Dann pflegte er zu ſeiner Mutter zu eilen, um dort die Zweifel in Worte zu faſſen und unter ihren zärtlichen Liebkoſungen einen neuen Glauben an die Wahrheit ſeines Glücks zu erringen. Ueberhaupt hatte die kindliche Zuneigung, mit welcher er ſich, ungeachtet ſeiner ſelbſtſtändigen, jugendkräftigen Perſönlichkeit, an die Wiedergeſundene kettete, etwas tief Rührendes. Alle unverſtandene Sehnſucht ſeines früheren Lebens concentrirte er gleichſam in ein Gefühl, mit welchem er die Gräfin zu ſeinem weiblichen Ideal erhob: ſie war ihm Mutter, Geliebte und Freundin zugleich.

Wer würde ihm aber auch das Ungewohnte der neuen Zuſtände ſo vorſorglich gemildert haben, als die treue Urheberin ſeines Daſeins? — Die Gräfin ließ ſich recht eigentlich die fehlende Bildung ſeines Geiſtes angelegen ſein. Sie belehrte ihn perſönlich aus dem reichen Schatz ihrer Erfahrungen über Alles, was ihm zu wiſſen nöthig war; ſie begleitete ihn auf verſchiedenen Reiſen durch die Güter der Herrſchaft, und während ſie anfangs faſt allein von ihrem ſtillen Cloſet die Zügel der Regierung leitete, wußte ſie dieſelben allmählig immer ausſchließlicher in ſeine Hände übergehen zu laſſen. Daneben trug ſie fortwährend Sorge, daß auch ſeine körperliche Ausbildung nicht vernachläſſigt würde und ſich in allem ergänze, was der gegenwärtige Rang fordere. Indeß hatte ſeine frühere Lebensweiſe dazu eine ſo treffliche Vorbildung gegeben, daß er in Kurzem das Verſäumte einholte und bald in allen ritterlichen Künſten ein tüchtiger Cavalier des achtzehnten Jahrhunderts genannt werden konnte.

Guido war im Allgemeinen mit den glänzendſten Anlagen des Körpers wie des Geiſtes ausgerüſtet. Er lohnte ſeiner mütterlichen Führerin raſch und hundertfältig, ja, er konnte in Jahr und Tag, den Anſprüchen ſeiner Zeit gegenüber, als ein vollendeter Mann auftreten. Dennoch hätte er es ohne ihre Weisheit ſchmerzlich empfinden ſollen, daß die Grafenkrone ſchwerer laſte, als das leichte Mützchen, mit welchem er bisher ſorglos durch die Welt gezogen war. Das aber wußte und fühlte der dankbare Sohn, und dies zog ihn wiederum nur enger an das mütterliche Herz. So entwickelte ſich nach dem Verrauſchen des erſten Entzückens zwiſchen Beiden ein feſtes und inniges Verhältniß, gegründet auf einem wahrhaften Geiſtesbunde, und getragen durch die moraliſche Kraft edler Geſinnung. Es wollte weder der Sohn ſich emancipiren, noch die Mutter ihn beherrſchen.

Eine liebe Gewohnheit aus alter Zeit, gleichſam eine Erinnerungsſtunde blieb es für Guido, dann und wann die Staatsgewänder ſeines neuen Standes abzuwerfen und in der einfachen Tracht ſeiner früheren Verhältniſſe zu den Zigeunern am Fuße des Schloßberges hinab zu ſteigen. Er betrachtete dies zugleich als einen Tribut der Dankbarkeit, welchen er ſeinen ehemaligen Beſchützern zollte, da er ſie nie bewegen konnte, zu ihm in das Schloß hinauf zu kommen. Sie fühlten ſich beängſtigt in der ſteifen Pracht der Schloßſäle, und hatten ſogar ihr freundlich und behäbig eingerichtetes Wohnhaus ſehr bald zu einer echten Zigeunerhöhle umgearbeitet. Auch Zindelo wohnte in Wahrheit nicht minder ungern im Schloſſe; er gab nur einem perſönlichen Gefühle der Eitelkeit, ſo wie den Bitten ſeiner Tochter nach, die ſich dort ausnahmsweiſe gefiel.

Es war eigenthümlich, das Benehmen der wilden Naturkinder gegen ihren ehemaligen Freund zu beobachten, den ſie jetzt ſo hoch über ſich geſtellt ſahen. Guido's ſtets gleiches Weſen, ſeine wärmſte Anhänglichkeit, hatte es nicht verhindern können, daß ſie ihm gegenüber eine ehrfurchtsvolle Scheu an den Tag legten. Nur zuweilen trat der alte Ton hervor, den der Urheber jedoch ſofort änderte, ſo wie das Schweigen ſeiner Gefährten ihn auf ſich ſelbſt hinlenkte. Ein Gefühl des Drucks und der abhängigen Sclaverei war dieſen unglücklichen Verſtoßenen ſchon ſo tief eingeprägt, daß der bloße Rock ihnen Schreck einjagte, ohne Rückſicht auf den Inſaſſen. Guido vermied es deshalb, wie bemerkt, durchaus, anders als in der

Kleidung des Harfenſpielers unter ſeinen Freunden zu erſcheinen, und nur dann konnte es ihm eine Viertelſtunde gelingen, harmlos in den Erinnerungen der Vergangenheit die Gegenwart zu begraben. Die Zigeuner liebten Guido, ſie hatten ein erkenntliches Gefühl für die Beweiſe ſeiner tiefen Dankbarkeit, aber ſie fürchteten den Grafen.

Die Neigung zum Wanderleben war indeß in dieſen ſeltſamen Menſchen keineswegs entſchlafen. Auch hier, wo es ihnen äußerlich ſo wohl ging, ſaßen ſie niemals ganz ruhig. Guido fand nicht ſelten ihre Wohnung verlaſſen, ſie ſtreiften dann Tage, ja Wochen weit und breit in der Umgegend, und kehrten erſt heim, wenn Hunger und Noth ihnen zu drückend ward. Gewöhnlich ſtellte ſich Heinz an die Spitze der Unternehmung, doch war auch der alte Herzog nicht ſelten ihr Begleiter, und nur Coelina blieb im Schloß zurück. Guido kannte ſeine Freunde, und ließ ſie ganz nach ihrem Belieben gewähren, war es ihm doch ſelbſt bisweilen, als fühlte er Neigung, ihnen mit der Leier in der Hand einmal wieder Geſellſchaft zu leiſten. Uebrigens hatten dieſe Streifereien auch eine politiſche Bedeutung, da ſie Guido in ziemlich genauer Kenntniß über die revolutionären Bewegungen des Nachbarlandes unterhielten. Dieſe aber konnten ihm, als regierenden Herrn, keineswegs gleichgültig bleiben, auch wenn ſein Staat nur jenes behende Duodezformat beſaß, welches ſich vor der Auflöſung des Reichs mehrfach im guten Vaterlande betreffen ließ. Ja, jene Bewegungen wurden im Laufe der gewaltigen Begebenheiten ſogar viel inhaltſchwerer für ihn, als er und mit ihm manches andere ſouveräne Fürſtenhäuschen damals befürchtete. —

So war bald ein Jahr mit ſeinen Leiden und Freuden über Schloß Felſenberg dahin gerollt, und die verſchiedenen Bewohner deſſelben hatten ſich nach und nach ruhiger in ihre neuen Verhältniſſe eingelebt.

Graf Guido führte allgemach mit ſtarker, aber gerechter und zugleich milder Hand das Regiment, ein geliebter Herrſcher ſeiner Unterthanen, die die neuen Segnungen gegenüber der letzten Regierung ſchnell mit jenem anerkennenden Tacte würdigten, der dem Volk ſtets eigen iſt. Er hatte mehrfache Verbindungen mit dem jungen Adel der Nachbarſchaft angeknüpft, und theilte ſeine Zeit in den Ernſt der Regierung und die Zerſtreuung fröhlicher Gelage und Luſtbarkeiten. Sein wunderbares Schickſal, das bis auf die entſetzliche Betheiligung des Grafen Hugo — welche nur ihm ſelbſt und den Zigeunern anvertraut war — niemals verheimlicht wurde, konnte das Intereſſe für ihn nicht anders als erhöhen. Manche reizende Grafentochter heftete ihre Blicke verlangend auf den kraftvollen Jüngling, deſſen gehaltener Ernſt ihn vortheilhaft vor ſeinen leichteren Standesgenoſſen auszeichnete.

Die Gräfin Cathinka blieb in der ruhigen

Klarheit ihres Gemüths die aufrichtigſte Freundin des jungen Regenten, und ſchaute mit Stolz auf einen Sohn, wie ihn ſtark an Körper und Geiſt keins der benachbarten Schlöſſer aufwies. Obwohl ſie niemals an den geräuſchvollen Vergnügungen der Nachbarſchaft Theil nahm, war ſie doch genugſam jugendlichen Geiſtes, um aus der Stille ihres Cloſets dem Wohlergehen ihrer Freunde ſtets die wärmſte Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Ihr Herz blieb auf Erden, während die Seele ſich zum Himmel hob.

Die drei Zigeuner hauſten ruhig weiter in ihrer Bergwohnung, ſeit dem Beginne des Frühlings aus der trägen Winterruhe zu verſtärkter Wanderluſt aufgetrieben, und ſtets fröhlich, weil unermüdlich mit Wohlthaten von den beiden gräflichen Perſonen überhäuft. Zindelo begleitete ſie öfter als ſonſt, und brachte nicht ſelten bedenkliche Kunde von dem neuen Meteore, welches, in Frankreich aufgegangen, ſo eben ſeine italieniſche

Siegesbahn mit der Unwiderſtehlichkeit des Kriegsgottes verfolgte. Nur Coelina lebte ſtill und in ſich verſchloſſen; ſie wurde immer ſchweigſamer und immer bleicher.

Wer — fragen wir, und nicht zum erſtenmal — ergründet die wunderbaren, an's Launenhafte ſtreifenden Tiefen einer weiblichen Bruſt? Die Jungfrau war früh und ſpät ſorgſam um die Gräfin geſchäftig, von der ſie geliebt ward wie eine Tochter; aber ſie ſang kein Lied mehr, und ihr Tamburin lag ſtaubbedeckt. Der alte Herzog ſah den ſtillen Gram ſeiner Tochter, es zerriß ihm das Vaterherz, und doch wußte er keine Hülfe. Die Gräfin Cathinka verharrte in ihrem Schweigen, nur bisweilen einen ſchmerzlichen Blick auf die jugendliche Geſtalt werfend. Es ſchien faſt wie ein Drama, eingewebt in ein Luſtſpiel, und ausgeführt von Perſonen, die wortlos dahin übereinkamen, ſich unter ihr ſchweres Geſchick zu beugen. Guido allein blieb ein unbefangener Zuſchauer, an welchem die ſtumme Bühnenſprache unverſtanden vorüberging. Er liebte ſeine Schweſter unverändert, wie ein treuer, freundlicher Bruder, er ſcherzte gern mit ihr nach alter Weiſe, aber er ſah es nicht, daß ſich das dunkele Auge mit großen Thränen füllte.

Schon hatte der Sommer ſich wiederum geneigt, und die Weinleſe erfüllte die Rheinufer mit jener jauchzenden Luſt, welche dieſe Ernte zum wahren Volksfeſt des Südens erhebt. Auf allen Bergen ertönten Freudenſchüſſe; zwiſchen dem falben Lauben der Weingärten gaukelten die muthwilligen Winzer, mit ihrem jubelnden Geſang die Lüfte erfüllend. Es war einer jener ruhigen, durchſichtigen Herbſttage, an denen man das Blatt vom Baum fallen und die Grille ihre Flügel regen hört. Das üppige Leben des Sommers war verſtummt, die Natur wollte ſchlafen gehen; ſie rüſtete ſich mit dem ſtillen Ernſt des Greiſes, der auf ſein wohlvollbrachtes Tagewerk zurückſieht, zum winterlichen Grabestod. Unwillkührlich theilt ſich dieſe feierliche Naturſtimmung dem Menſchen mit. Auch er wird ergebener und in ſich gekehrter; er begräbt ſein Wünſchen und Hoffen unter der Leichendecke des Jahres, bis der neue Wonnemond ihn aufruft zu neuen Thaten und — Täuſchungen.

Coelina ſaß hart am Ufer des Rheins. Die Wellen leckten lüſtern nach den kleinen Füßen, mit ihrem Schaum die leichten Schnürſtiefeln faſt umkräuſelnd. Aus der Ferne drang tauſendſtimmiges Gejodle durch die klare Oktoberluft; hoch über der Sitzenden ſchwebten in wilden Schwingungen Schwärme heimziehender Störche. Das Mädchen hatte keinen Sinn für die Umgebungen; ihre Augen waren ſtarr auf den Strom gerichtet, indeß die Finger leiſe über das Tamburin irrten, das ſie ſeit langer Zeit zum erſtenmal zur Hand genommen. Sie ſang in ſchwermüthigen, melancholiſchen Tönen:

Blumen blüh'ten
Bienchen naſchten,
Blume blieb ſo roſig ſteh'n.
Mädchen glüh'ten
Knaben haſchten,
Hab' die Maid vergehen ſeh'n.

Das Tamburin entfiel unwillkührlich ihrer Hand; gierig zogen es die Waſſer in ſich hinein und entführten es triumphirend auf die Mitte des Stroms. Ein Raubvogel ward durch den Glanz angelockt, heißhungrig ſtieß er auf das Pergament, daß die Schellen zuſammenklirrten, und das zerriſſene Inſtrument klagend verſank. Jetzt erſt gewahrte Coelina den Vergang; aber die einſt geliebte Trommel ſchien ihr gleichgültig, ſie dachte an etwas Anderes. Dies Andere war es, das ihr die Augen plötzlich mit heißen Thränen füllte, welche ſtrömend auf den Sand herabrollten, und doch die wogende Bruſt nicht erleichterten. Das lange Haar löſte ſich durch die Heftigkeit der Körperbewegung, dunkel rollte es zu beiden Seiten der blaſſen Wangen über die Schultern des Mägdleins. Eine ſchöne, bleiche Waſſernire klagte am Stromufer.

Nahende Tritte ſtörten die Jungfrau in ihren ſchmerzlichen Betrachtungen. Erſchreckt ſah ſie hinter ſich: es war der Vater, welcher zu ſeiner Tochter tretend, mit ernſter Miene die Spuren der vergoſſenen Thränen in ihrem Antlitz wahrnahm.

„Coelina, mein Tſchowo,“ *) redete kummervoll der Greis „baro Duk **) verzehrt Dich, und dennoch ſchweigſt Du? Habe Vertrauen zu Deinem alten Vater, offenbare ihm, was das arme Sie***) bewegt; vielleicht, daß er Dir rathen, wenn auch nicht helfen kann.“

---

*) Kind.

**) Großer Schmerz.

***) Herz.

Coelina ſchüttelte leiſe mit dem Haupte. Sie wollte ſich zu einem wehmüthigen Lächeln zwingen, um den Vater zu beruhigen; aber ihr Gefühl übermannte ſie, ſie brach in ein heftiges Schluchzen aus.

Der Herzog blickte düſter zum Himmel. „Warum keimt meinem einzigen Kinde Unheil aus ſeinem Wohlthun? Warum Fluch aus Segen?“ fragte er bitter. Er hatte ſich hoch aufgerichtet; ein friſcher Luftzug erhob die weißen Haare, daß es anzuſehen war, als wollte die rieſige Geſtalt das Schickſal ſelbſt zum Kampfe herausfordern. Scheu wich ein Wanderer aus der Nähe des Ufers.

Ueber dem Sprechenden, oben auf der Spitze des Berges, lag das Schloß Felſenberg. Finſteren Blicks maß Zindelo das graue Gemäuer. „Sie wird ſchlagen die Stunde,“ ſprach er dumpf, „wo der Menſch die Verhältniſſe durchbricht, und ein warmes Herz mehr gilt, als ein froſtiger

Titel. Dann wehe Euch, dort oben, ihr ſtolzen Mauern!“ — — Der Herzog erkannte Guido, welcher freundlich mit einem Tuche von der Gallerie des Schloſſes herabwinkte. Er hielt betroffen inne, denn er fühlte, daß er diesmal wenigſtens ungerecht ſei. Welcher auch der Grund ſeiner Klagen und Wünſche ſein mochte, Guido und ſeine Mutter hatten ihm bisher in keiner Weiſe ihre Rangverhältniſſe entgegengeſtellt. Allein die Drohung war geſprochen, und geſchäftig trugen die ſchwarzen Mächte das Wort in ihr Schuldbuch, um ſeiner zur rechten Stunde eingedenk zu ſein.

Coelina war den Blicken ihres Vaters gefolgt, ſie hatte Guido's ſchlanke Geſtalt auf der Gallerie entdeckt, er ſchien auch zu ihr harmlos herab zu nicken. Eine glühende Röthe verjagte auf eine Secunde die Bläſſe ihrer Wangen, ſie ſtreckte beide Hände wie unwillkührlich in die Höhe, dann ſtürzte ſie ihrem Vater außer ſich in die Arme. „Dadi,“ *) rief ſie, „jetzt weiß ich es, wir müſſen fort, weit weg von hier, heute, morgen, gleich, nur weit, weit weg!“

„Habe ich ſelbſt Dir das nicht ſchon oft und ſtets vergebens vorgeſchlagen, meine Tſchai?“ **) fragte der Greis mit ſanftem Vorwurf. „Wird Dir auch morgen noch recht ſein, was Du heute forderſt?“

„O gewiß, Dadi! — Ach, Gott, ich war krank, ich wußte nicht, was ich ſprach; aber nun iſt mir alles klar, wir müſſen fort. — Guido iſt mit ſeiner Mutter vereint, beide ſind glücklich, das iſt unſer Werk. Was haben wir hier noch zu thun? Wir ſind bereits viel zu lange hier, wir wollen nach der Schweiz zum Kakoko ***). Laß uns ziehen, Dadi, ich beſchwöre Dich, laß uns ziehen!“ Das Märchen bat in einer krampfhaſten Angſt, die ſchönen Haare wirrten ſich wild über die dunklen Augen, aus welchen die Thränen auf's Neue hervorbrachen.

---

*) Vater.

**) Tochter.

***) Vetter.

„Wohlan, mein Kind," ſprach der Herzog mit ſichtlich erleichtertem Herzen, „ich erfülle Deine Bitte, die auch mein Wunſch iſt; wir wollen weiter wandern.

„Aber bald, morgen," drängte Coelina in fliegender Haſt.

„Auch das, meine Tſchai," entgegnete Zindelo; „je mehr wir uns beeilen, um ſo leichter wird ohnehin die Trennung gelingen. Der junge Graf und ſeine Mutter möchten uns bei längerer Säumniß wohl noch manches wohlgemeinte Hinderniß in den Weg legen. Es ſcheint mir aus dieſem Grunde ſogar nothwendig, daß wir alle unſere kleinen Reiſeanſtalten in der Stille beenden, ehe wir uns ſelbſt zum Abſchied melden." —

Beruhigter, das endlich in's Werk gerichtet zu haben, was ihm ſchon lange als nothwendig verſchwebte, ſtieg der Herzog die wenigen Schritte am Schloßberg bis zur Wohnung der Zigeuner hinan. Er gedachte, dieſe ſogleich von dem neuen Entſchluß in Kenntniß zu ſetzen, um dadurch auch über ihre Abſichten Auskunft zu erhalten. Körperlich erſchöpft, aber in ſtiller Reſignation, folgte ihm Coelina.

Die Zigeuner thaten, was jetzt ihre gewöhnliche Beſchäftigung war, wenn ſie nicht umherſtreiften, — ſie ſchliefen. Heinz machte indeß ſeiner bevorzugten Stellung durch größere Wachſamkeit Ehre. Er fuhr bei dem Eintritt des Herzogs ſogleich in die Höhe, und rüttelte ſeine Freunde Marwitz und Brantel kräftig in die Wirklichkeit zurück.

Der Herzog eröffnete ihnen kurz die Urſache ſeines Erſcheinens. „Vielleicht,“ ſchloß er die Mittheilung, „würde ich mit meiner Abreiſe gezögert, ja dieſelbe ganz anders eingerichtet haben, wenn ich noch an der Spitze meiner Tſchater [*]) ſtände; indeß, mit meinem Regiment iſt es lange vorbei, ich habe daraus weder Rechte noch Pflichten. Für Euch drei iſt geſorgt, der Graf wird Euch nie verlaſſen, und ſo kann ich unbekümmert meiner Neigung folgen, die mich mit meinem Kinde nach der Schweiz wandern heißt."

Die drei Zigeuner ſahen ſich gegenſeitig ſchweigend an. Brantel rückte unruhig hin und her, er ſchien gern etwas ſagen, aber, nach ſeinen Blicken zu urtheilen, Heinz, als Vorgeſetztem, nicht vorgreifen zu wollen. Dieſer gab dagegen nur den bekannten pfeifenden Ton von ſich, wobei er die kleinen ſchwarzen Augen blinzelnd zuſammenkniff. Marwitz war, wie immer, der keckſte und geſchwätzigſte.

„Raja," ſagte er, „das iſt nicht recht gethan von Euch, uns allein zurückzulaſſen; wir leben hier ſehr bequem, aber auch ſehr trübſelig. Der Graf hat uns das Verſprechen abgenommen, nicht mehr zu ſtehlen, das haben wir über ein Jahr ausgehalten, länger geht es nicht. Es iſt ganz gut, alle Tage lecker eſſen und nichts thun, als ſchlafen, auch gefällt mir mein neuer Roro [*] der rothen Farbe wegen gar beſonders; dennoch will ich lieber Noth leiden, wenn ich nur wieder eine geſtohlne Goji [**] verzehren darf. Allemal juckt's mir in den Fingern, wenn ich oben in die Schloßküche komme, und nichts mitnehmen darf."

---

[*]) Zelte.

„Ja wohl," bemerkte jetzt **Brantel**, „mich juckt es auch; ich will auch lieber hungern und ſtehlen. Es hat mich längſt verdrießlich gemacht, mein Maro [***] durch Müßiggang verdienen zu müſſen; das iſt nichts für einen echten Zingaro, [†] der ſoll wandern und ſehn, wo er's nimmt."

---

[*] Rock.

[**] Wurſt.

[***] Brod.

[†] Zigeuner.

Heinz pfiff abermals. „Ich bin älter wie Ihr Dui,“ *) ſprach er, „und mache mir nicht mehr ſo viel aus dem Diebeshandwerk; auch muß ich mich über Euch ärgern, wenn Eure Schafsköpfigkeit Euch eine Naſe dreht. Ihr werdet niemals ſo brave Spitzbuben werden, wie ich einer war, obſchon Ihr aus meiner Anleitung kommt. Das iſt alles wahr; aber das Stillſitzen gefällt mir auch nicht länger, wollt Ihr für mich ſtehlen, will ich mit Euch wandern.“

Brantel und Marwitz betrachteten ſich mit einem Blick, der ungefähr ihre Erhabenheit über den vernommenen Tadel ausſprechen ſollte, und von einem mitleidigen Achſelzucken begleitet ward. Der Letztere ſetzte ſeine parlamentariſche Wirkſamkeit fort.

„Ihr ſeht, Raja,“ erklärte er, „daß es uns hier nicht länger gefällt, wir wollen Zigeuner

---

*) Beide.

bleiben, und keine Bärenhäuter werden; ich denke, Ihr laßt uns gemeinſam weiter ziehen."

„Ich denke das auch," unterſtützte Brantel, „wir können die Schloßluft nicht vertragen. Ich bin oben ein einzigesmal in ſo einem Grafenzimmer geweſen, und es dauerte nur eine Viertelſtunde; aber ich war den ganzen Tag übel, und mir graut noch heute vor den Fratzen, die an den Wänden grinſten. Die arme Rani Coelina iſt bleich und mager in ihrem Thurme geworden."

Dem Herzog erregten dieſe loyalen Geſinnungen ſeiner getreuen Unterthanen, die ihm, genau genommen, nicht einmal mehr Gehorſam ſchuldeten, ein beſonderes Wohlgefallen. Er glaubte ihnen aber noch eine Verwarnung ſchuldig zu ſein.

„Ihr ſeid Narren," lautete ſeine höchſtwillige Erklärung, „Eure guten Tage aufzugeben. Ich bin entſchloſſen, mich in der Schweiz bei dem Kakeko*) ruhig niederzulaſſen, und meinem Wanderleben zu entſagen. Dann werden wir uns ohnehin trennen, alſo laßt es hier geſchehen, und bleibt ruhig am Rhein. Ihr könnt, wie bisher, in der Umgegend wandern, und zurückkommen, wenn Ihr müde ſeid."

---

*) Vetter.

„Aber nicht ſtehlen, Raja" wiederholte **Marwitz** mit gewichtiger Miene.

„Nein, Raja" redete **Heinz**, in welchem plötzlich ein patriotiſches und nationales Bewußtſein erwachte, „es geht nicht. Ihr ſeid hochbejahrt, die Rani iſt blutjung, wir wollen Euch nicht allein ziehen laſſen. Nach der Schweiz wandern wir gemeinſam, wollt Ihr dort zurück bleiben, ſo gehen wir drei weiter. **Brantel** und **Marwitz** haben Recht, wir müſſen echte Zigeuner bleiben, und die faule ehrloſe Lebensart aufgeben; wir müſſen getſchahe, bokelle und tſchore*).

„Nun denn," willigte **Zindelo** ein, „ſo rüſtet Euch zu unſerer letzten gemeinſamen Fahrt; morgen wollen wir reiſen und Dewol *) beſchütze uns."

---

*) Wandern, hungern und ſtehlen.

„Aho, holi,"**) jauchzten die Zigeuner, „nun beginnt neues Leben, wir wandern, hungern und ſtehlen!"

Zindelo entfernte ſich mit ſeiner Tochter, die gleichmüthig am Fenſter geſtanden und, ohne der Verhandlung eine Aufmerkſamkeit zu ſchenken, in die herbſtliche Natur hinaus geblickt hatte. —

Am anderen Tage befand ſich Guido im Gemach ſeiner Mutter. Vor ihm lagen Pläne und Berechnungen über neu zu errichtende Armenanſtalten, welche in der gräflichen Herrſchaft nöthig geworden waren. Er hatte ſich gerade mit der erfahrenen Frau in ein tiefes und ernſtes Geſpräch über die Zweckmäßigkeit dieſer und jener Einrichtung verwickelt. Die Gräfin empfand eine eben ſo große Freude an ſeinen verſtändigen und praktiſchen Vorſchlägen, als Guido auch hier durch die edle, wahrhaft menſchenfreundliche Geſinnung ſeiner Mutter entzückt wurde. Beide geriethen unter ihrer ernſten Beſchäftigung in ein nicht geringes Erſtaunen, als plötzlich der alte Ottfried in's Zimmer trat und unter dem ihm eigenthümlichen Reſpect meldete, daß Zindelo mit ſämmtlichen Zigeunern reiſefertig vor der Thür ſtehe, und um eine kurze Abſchiedsaudienz bitten laſſe.

---

*) Gott.

**) Ausrufungen.

Mit dem Ausdruck höchſter Verwunderung blickte Guido auf ſeine Mutter, welche ihrerſeits einen ernſten Blick auf ſein männlich kräftiges Antlitz heftete. Sie entdeckte nichts als eine Miſchung von Erſtaunen, Unwillen und ſelbſt jugendlicher Lachluſt über den neuen ſeltſamen Einfall der Zigeuner, welchen er raſch zu zerſtören gedachte. Tief bewegt wandte ſie ſich gegen Ottfried und winkte ihm Gewährung des Geſuchs.

Die Zigeuner traten, wie Ottfried es gemeldet, Zindelo an der Spitze, vollkommen zur Abreiſe gerüſtet in den Saal. Auf den Rücken trugen ſie ihre Querſäcke, in den Händen hielten ſie Reiſeſtäbe. Coelina hatte Alles abgelegt, was ſie im Schloſſe als Geſchenke der gräflichen Freundſchaft zu tragen pflegte; ſie war gekleidet, wie wir ſie einſt am Spreeufer bei Berlin kennen lernten. Selbſt das lederne Täſchchen hing auf der linken Hüfte, und nur das Tamburin fehlte; faſt möchten wir ſagen, mit Recht, denn das feine, todtbleiche Geſicht hätte aller Erinnerung an Sang und Klang Hohn geſprochen.

Der ungeduldige Guido war zuerſt mit dem Worte bereit: „Sage mir, Zindelo,“ rief er faſt unwillig, „ob Du geſcheit biſt? Was bedeutet dieſer ſeltſame Einfall? Ihr Alle wollt uns verlaſſen, oder habe ich Ottfried falſch verſtanden? Gefällt es Euch nicht bei uns, fehlt Euch etwas? Sagt es, und Ihr ſollt haben, was Euer

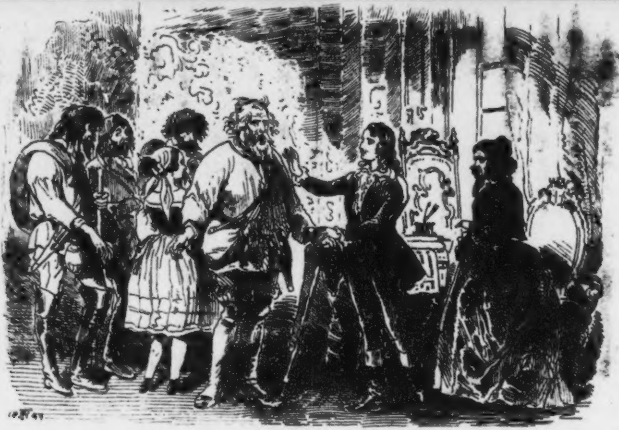
Herz wünſcht; aber mit den Reiſethorheiten bleibt zurück!“

„Verzeiht mir, mein edler Graf,“ verſetzte mit ernſter Stimme der Zigeunerherzog, „und fürchtet in unſerm Entſchluß keinen Vorwurf für Euch, weder einen lauten, noch einen ſtummen. Eure Gnade läßt es uns an nichts mangeln, aber uns fehlt Etwas, das könnt auch Ihr uns nicht geben, darum ziehen wir weiter, und es iſt gut ſo.“

Coelina zuckte bei dieſen Worten unwillkührlich mit der Hand nach dem Herzen; ſie zerdrückte ungeſehen eine Thräne im Auge.

„Richtig,“ murrte Marwitz ſtill für ſich, „uns fehlt Etwas, zum Beiſpiel verbotene Frucht, die am beſten ſchmeckt.“

Der junge Graf wurde ernſtlich unwillig. „Zindelo,“ ſprach er, „Du ſollſt mich nicht mit Förmlichkeiten behandeln, wie oft habe ich es von Dir gefordert! Ich bin Dir gegenüber, Guido, und nichts Anderes. — Aber was wäre denn das



Th.II S.191

Eine, das auch ich Euch nicht geben kann? Nenne es mir wenigſtens.“

„Guido,“ ſprach der Greis mit zitterndem Tone, „wenn ich Dich durchaus noch einmal ſo anreden ſoll, ſo will ich es thun, um Dich zu bitten, nicht in mein Geheimniß zu dringen. Es hat für Dich keinen Werth, Du würdeſt es kaum verſtehn.“

Es lag etwas ſo Feierliches, Bewegtes, faſt Imposantes in der mächtigen Geſtalt des Greiſes, daß Guido nicht weiter in ihn dringen mochte, obwohl er das wachſende Erſtaunen ſeiner Seele durch ein leiſes Kopfſchütteln an den Tag legte. Seine Blicke fielen jetzt auf Coelina, die ſich ſchüchtern hinter dem Körper ihres Vaters verbarg.

„Auch Du willſt von mir gehen?“ fragte er bittend; „willſt Deinen Bruder verlaſſen, der ſo manche Noth mit Dir getragen hat, und ohne ſeine treue Schweſter in allem Reichthum arm bleiben wird? Coelina, Du weißt es, ich ſchulde Dir unendlichen Dank, mache es mir nicht unmöglich, ihn abzutragen.“

Das Mädchen ſtand zitternd vor ihm. Der Ton ſeiner Stimme ſchien ihr in die Seele zu dringen, es war der, eines treuen bekümmerten Bruders. Sie ſchlug die ſchwarzdunklen Augen langſam in die Höhe, ein unausſprechlich tiefes Weh malte ſich in ihrem feuchten Blick. „Guido,“ ſtammelte ſie mühſam, „es muß ſo ſein. Denke bisweilen an Deine arme Schweſter; Gott weiß es, ſie darf nicht bleiben.“

Die Gräfin Cathinka hatte bisher der Scene ſchweigend zugeſehen; ſie unterlag einer Erſchütterung, die es ihr unmöglich machte, zu reden. Mühſam gefaßt, trat ſie jetzt zu dem jungen Grafen. „Hindere unſere Freunde nicht, mein Sohn,“ ſprach ſie, „ihnen iſt bekannt, wie viel wir ihnen verdanken und was ſie unſerem Herzen ſind. Wollen ſie dennoch reiſen, ſo werden ſie ihren vernünftigen Grund haben; wir müſſen ihn ehren. Sie mögen wiederkommen, wenn es ihnen anſteht und verſichert ſein, daß Schloß Felſenberg unter allen Verhältniſſen eine gaſtliche Stätte für ſie offen hält."

Der junge Graf war es gewohnt, ſeine Mutter nicht grundlos handeln zu ſehn. Ihre plötzliche Einmiſchung und ihr ernſter Ton waren daher für ihn entſcheidend. Er mochte vorausſetzen, daß hier Motive zum Grunde lägen, die, welcher auch ihr Inhalt ſei, nicht weiter erörtert werden könnten oder ſollten. Wehmüthig ſagte er: „Ich füge mich Eurem Willen, meine Wohlthäter. Seid glücklich und denkt bisweilen an Euren Guido, der in guter und böſer Stunde ſo lange mit Euch durch die Welt zog. Eure Zukunft will ich vollkommen ſicher ſtellen, aber laßt mich auch von Euch hören, und entzieht dem Grafen nicht, was Ihr einſt dem Waiſenkinde botet."

Die Gräfin hatte Coelina in ihre mütterlichen Arme geſchloſſen. Das Mädchen war vor ihr auf die Kniee geſunken, ſegnend ruhten beide Hände der Matrone auf dem lockigen Haupt. „Die ewige Gnade,“ betete ſie, „wolle Dir Kraft und Muth zum Tragen verleihen; der Herr ſei mit Dir allerwege und allerorten, Er behüte Dich nun und in Ewigkeit!“

Die Jungfrau erhob ſich. Strahlenden Blicks ſchaute ſie um ſich her, eine ſchöne Begeiſterung malte ſich auf den verklärten Zügen. Aller früheren Schüchternheit ledig, trat ſie vor Guido, ſchloß ſeine Wangen in beide Hände und ſah ihm eine Sekunde unverwandt in die klaren, blauen Augen. Es war, als wolle ſie noch einmal ſein Bildniß auf Nimmerwiederſehn in ihre Bruſt prägen. Aber je länger ſie ſchaute, deſto glühender wurden ihre Gefühle: „Guido,“ rief ſie, „Gott im Himmel, iſt es möglich?!“ — — Sie redete nicht weiter, wortlos ſchlang ſie beide Arme um ſeinen Nacken und drückte einen langen, heißen

Abſchiedskuß auf ſeine Lippen — den Letzten. Behende rang ſie ſich alsdann aus ſeiner Umarmung und ſtürzte laut weinend durch die offene Thür.

Guido ſah auf ſeine Mutter, welche im ſtummen Harm die Fliehende mit ihren Blicken verfolgte. Eine unbeſtimmte Ahndung zog durch ſeine Bruſt, er fühlte ſich in dieſer Minute unbeſchreiblich verlaſſen. Keiner Sylbe mächtig, lehnte er an der Wand, ohne ſich der Thränen zu ſchämen, die ihm über das gebräunte Antlitz herab floſſen.

Der Herzog brach das Schweigen, „Guido, mein einſtiger Sohn,“ ſprach er feſt, „lebe wohl; wir müſſen ein Ende machen. Eine letzte Bitte will ich Dir noch ausſprechen, Du wirſt dem alten Zindelo nicht den Troſt ihrer Zuſicherung verſagen; er verliert ja heute zum zweitenmal einen geliebten Sohn. — Wenn Du Verfolgten meines Stammes begegneſt, dann erinnere Dich der Vergangenheit, und ſei menſchlich, wie wir es gegen Dich waren; Du biſt hochgeſtellt, Du kannſt manches Elend mildern.“

Guido warf ſich troſtlos in die Arme des Greiſes. „Ja,“ gelobte er, „ich will ſie ausgleichen die Strenge des Geſetzes, und wo ein Zigeuner meinen Grenzen naht, da ſoll er eine Freiſtatt finden gegen jegliche Unbill. Der Graf **Felſenberg** wird raſtlos vergelten, was der verwaiſte **Guido** empfing.

„Dank, mein Sohn,“ ſprach der Alte, „**die** Verheißung wird mich tröſten für Vieles, was ich verlor, ſie ſoll mein letztes Stündlein erheitern, ſie erleichtert mir ſchon jetzt die ſchwere Trennung. Nun aber laß uns ſcheiden.“

Sanft ſchob er den jungen Grafen zurück, verneigte ſich wehmüthig vor der Gräfin und ging feſten Schrittes zum Saal hinaus.

Die Zigeuner hatten ſtumm an der Thür geſtanden und nur bisweilen ihre Rührung hinter einem ſeltſamen Geſichterſchneiden zu verbergen geſucht. Ehrfurchtsvoll nahten ſie ſich jetzt Guido, ſchüttelten ihm ſchweigend die Hände und folgten ihrem Herzog, der ſanften Gräfin ſcheu aus dem Wege gehend. Heinz wollte etwas ſagen, allein es gelang nicht; er konnte ſeinem Herzen nur durch ſeinen pfeifenden Ton Luft machen. Guido und ſeine Mutter blieben einſam zurück; Beide hatten viel verloren, aber ſich ſelbſt gewonnen in dem räthſelhaften Schickſalswechſel der Erde. —

Coelina handelte recht. Ihres Lebens Aufgabe, wie ſie es einſt genannt hatte, war gelöſt, Guido mit ſeiner Mutter vereint, er ſelbſt dahin geſtellt, wohin ſeine Geburt ihn berief. Die Zigeunerin gehörte nicht ferner in den hochgräflichen Palaſt und ſeine ariſtocratiſchen Säle. Sie mußte weiter wandern, wenn auch mit geſenktem Haupte und gebrochenem Herzen. So lautete es in der weltgeſchichtlichen Verheißung ihres Volkes.

◆

Fünftes Kapitel.

Der Dichter berichtet mit deutſcher Gründlichkeit über das endliche Geſchick ſeiner Helden.

* * *

Die Erzählung könnte eigentlich als geſchloſſen betrachtet werden. Guido ſieht das Räthſel ſeines Daſeins gelöſt, ſeine Mutter erhält am Abend ihres Lebens eine Genugthuung für die Leiden in der Mittagshöhe, über Graf Hugo iſt poetiſche Gerechtigkeit verwaltet, und Coelina hat ſich mit ihrem Vater und den Zigeunern, nachdem das Liebeswerk vollbracht war, in beſcheidenes Dunkel zurückgezogen. Die übrigen Perſonen ſind mehr oder minder Staffage, ſie erhöhen den Effect des Moments und verſchwinden, ohne das Intereſſe des Leſers weiter in Anſpruch zu nehmen.

Indeß, es wäre möglich, daß die rechtſchaffene Gründlichkeit eines deutſchen Leſers ſich bei dieſen allgemeinen Reſultaten nicht ganz beruhigte. Die Fragen: „wie es wohl wird?“ oder: „ob ſie ſich wohl kriegen?“ ſind bei uns zu nationale, um nicht jeden Schriftſteller vor allem darauf hinzuweiſen, daß er das Gefühl eines unbefriedigenden Schluſſes vermeide. Glücklicherweiſe ſind wir in der Lage, aus den Familienmemoiren, denen die gegenwärtigen Begebenheiten entnommen ſind, vollſtändigere Mittheilungen über das endliche Schickſal der darin handelnden Perſonen zu machen. Wir nehmen daher den Faden unſerer Erzählung noch einmal wieder auf, um ihn ſofort kurz und erbaulich zu Ende zu führen. Freilich aber liegt in dem kleinen Spatium, welchen der ſchlußeifrige Leſer vom Ende des vorigen Capitels bis auf die gegenwärtigen Seiten überſprungen hat, ein großer Zeitraum, faſt ein volles Vierteljahrhundert verſchloſſen. Drei und zwanzig Jahre haben inzwiſchen den Erdball umkreiſt, Jahre, in welchen der Genius der Menſchheit weinend ſein Antlitz verhüllte, während die Clio mit eiſernem Griffel in den blutigen Tafeln der Weltgeſchichte zeichnete. Die Gründe, welche uns dazu zwingen, dieſe Zwiſchenzeit kurz zu übergehen, liegen in einer großen Lücke unſerer Quellen, die unter dem Sturmesdrang der weltgeſchichtlichen Begebenheiten kaum nothdürftig zuſammengehalten wurden, erſt ſpäter ausführlicher anknüpfend und Einzelnes nachholend.

Die franzöſiſche Revolution, dieſe Bluttaufe der Ideen des neunzehnten Jahrhunderts, war hinausgequollen über ihre geographiſchen Grenzen, und hatte bald auch den ehrlichen Michel, richtiger, den deutſchen Reichsmichel, in ihre wilden Strudel geriſſen. Wir wollen uns nicht darauf einlaſſen, dieſe tauſendmal angeſungene und niemals ausgeſungene Zeit weitläuftiger zu beſchreiben: ſie bleibt ohnehin unvergeßlich, weil die Völker mit ihrem Blut die Throne der Könige hielten, die Könige aber den Völkern Großes zuſicherten! Es genüge uns hier, jener gewaltigen Epoche nur in ſo weit gedacht zu haben, als ſie einen Einfluß auf den Inhalt unſerer Erzählung übt, und zugleich die loſe Verbindung entſchuldigt, mit der wir bei dem gedachten Quellenmangel dem Schluß zueilen müſſen. —

Das Jahr **1819**, in welchem Blücher das Heldenauge ſchloß und Kotzebue einen Dolchſtoß erhielt, die Carlsbader Beſchlüſſe gefaßt und die Juden in Deutſchland verfolgt wurden, die Diplomatie ſo ſchlau und die Preſſe ſo trotzig war, — dies ominöſe Jahr wußte nichts mehr von dem alten, ehrwürdigen Schloß der Grafen von Felſenberg. Die Bellona war darüber hingezogen; ihr wildes Machtgebot hatte Mauern und Thürme geſchleift, alſo, daß nur noch eine kahle Höhe in den Strom ſchaute, welcher allein unverändert ſeine Wellen weiter trieb.

Der Anlaß dieſer Verwüſtungen lag in dem Gegenſatz des revolutionären und des legitimen Prinzips.

Wir haben den Character Guido's ſchon in ſeinem Zigeunerleben als einen feurigen und thatendurſtigen kennen gelernt. Das neue Zuſammenſtoßen Frankreichs und Deutſchlands konnte den jetzt hochgeſtellten Grafen um ſo weniger gleichgültig laſſen. Er folgte mit kriegeriſchem Muthe der Entwickelung des Kampfes, und nur die Schutzloſigkeit ſeiner Mutter vermochte ihn im Schloſſe der Ahnen zurück zu halten. Dies Hinderniß war indeß von nicht langer Dauer. Die würdige Frau hatte in ihrem ſchmerzensreichen Leben zu ſchwere Schickſale getragen, um ſich ihres gegenwärtigen Glückes ungeſtört erfreuen zu können. Ihre wankende Geſundheit ward durch die neue Mutterwonne nur ſcheinbar geſtählt, der Frühling des Lebens läßt ſich dem Herbſt nicht mehr einimpfen. Als Guido genugſam in die neuen Verhältniſſe eingeführt war, um ſeine mütterliche Freundin völlig entbehren zu können, da waren auch ihre Kräfte erſchöpft; ſie verſchied in den Armen ihres Sohnes, ſanft und leiſe, wie ſie gelebt.

Der junge Graf weihte ihr eine männliche Thräne, er hatte mehr verloren als eine Mutter! Darauf aber ordnete er die Regierungsangelegenheiten und eilte ungeſäumt unter die Fahnen der deutſchen Heere. Mit Mühe und Noth mußte er bei Nacht und Unwetter den franzöſiſchen Spionen, die ihn beaufſichtigen ſollten, zu entgehen ſuchen.

Guido brachte der Sache ſeines Vaterlandes ſchwere Opfer. Eine unmittelbare Folge ſeines Waffendienſtes war die Vernichtung ſeines Stammſchloſſes, und die ungemeſſenſte Brandſchatzung der Grafſchaft durch feindliche Heere. Dies vermehrte nur ſeinen Rachedurſt. Er kämpfte unermüdlich durch alle Kriegsjahre, er focht die guten und die böſen Schlachten mit, half Deutſchlands Unabhängigkeit von der franzöſiſchen Obermacht erringen, und hatte zur Belohnung bei der Wiederherſtellung des Friedens — ſeine Souveränität verloren. Der gefürſtete Graf Felſenberg ſtand mit auf der Liſte der Mediatiſirten: an der Stelle ſeiner mächtigen Grafſchaft waren ihm wenige Güter als Privatbeſitz verblieben.

Wir wollen es nicht verſchweigen, daß Guido ſein Mißgeſchick mit der edelſten Standhaftigkeit ertrug. Er hatte Einſicht genug gewonnen, um zu begreifen, daß die Mediatiſirungen allerdings ein Staatsſtreich ſeien, der aber dem ganzen Deutſchland zur unberechenbarſten Wohlthat gereichen müſſe, weil große Staaten ein Segen, kleine eine Plage ſind. Seine edle Mutter hatte es ihn gelehrt, daß nicht die Völker der Herrſcher wegen, wohl aber die Herrſcher der Völker wegen da ſeien. Er trat daher, ohne ſeinem perſönlichen Ehrgeiz weiter ein Recht einzuräumen, bereitwillig zurück, ſobald er erkannte, daß das Glück ſeiner Unterthanen dies Opfer fordere. Mit Narben und Kriegsruhm bedeckt ſchied er aus dem Kriegsgetümmel, zufrieden, auf ſeinen Privatgütern die Erholung eines Friedens zu genießen, welchen er ſelbſt unabläſſig durch Gut und Blut erkaufen half. Die ihm gebliebenen Beſitzungen hatte der lange Krieg hart genug verwüſtet, um ſeine ganze Thätigkeit zu ihrem Aufkommen in Anſpruch zu nehmen; an erwünſchter Wirkſamkeit konnte es ihm auch jetzt nicht fehlen. Wir werden indeß erfahren, wie ſpätere Entſchließungen dieſen Lebensplan abermals veränderten. —

Es war im Herbſt des oben genannten Jahres, alſo vier Jahr nach dem Abſchluß des zweiten Pariſer Friedens, als ein ſchwer bepackter Reiſewagen durch das Schweizerdorf Langnau im Emmenthal dahin rollte. Erſtaunt über den Beſuch in einer ſo ſpäten Jahreszeit eilten die Bewohner vor ihre Häuſer, neugierig mit den treuen Augen hinterdrein lugend, wem wohl die Einkehr der vornehmen Herrſchaft zu Theil werde, die doch nicht etwa jetzt noch die Milchkur gebrauchen wollte? Allein der Wagen fuhr ohne Aufenthalt durch das reizende Thal, an den ſaubern blanken Wohnungen vorüber, und machte erſt an der jenſeitigen Höhe vor einer einſamen Hütte Halt, in welcher Niemand anders wohnte, als der „alte braune Zigeuner,“ der nicht ſterben konnte, weil er mit dem Gottſeibeiuns im Bunde ſtand. Kopfſchüttelnd gingen die Schweizer in ihre „Stübli“ zurück; da mochte höchſtens ein ſpleenhafter Engländer eingetroffen ſein, der auf den Einfall verfiel, den Winter in der Schweiz zuzubringen, um mit einem Sonnenſchirm im Nebel ſpazieren zu gehen.

Der Schlag des angekommenen Wagens öffnete ſich. Ein bärtiger Herr in den vollen Jahren rüſtigſter Manneskraft, gefolgt von einer ſchönen noch jugendlichen Frau italieniſchen Colorit's und einem etwa dreijährigen Knaben, ſtieg zur Erde. Alle waren in Reiſekleider gehüllt, die nach Stoff und Schnitt auf Eleganz und Reichthum deuteten.

Langſam ſah der Fremde um ſich her; eine ſtille Wehmuth lag auf den ernſten Zügen, er holte tief Athem, als ſuche er eine ſchwere Laſt von der breiten, männlichen Bruſt zu wälzen. Die Dame lehnte ſich ſanft an ſeine Schulter, ſchweigend einen Blick der innigſten Zärtlichkeit auf ihren Begleiter heftend. Nur der kleine Knabe betrachtete mit ſorgloſer Neugierde einige Schweizerbuben, die ſich in ehrfurchtsvoller Ferne um ihn geſtellt hatten.

Allmälig ſchien der Fremde ſich zu ſammeln; er ging zur Hütte und klopfte an die verſchloſſene Thüre. Sie öffnete ſich nach einer ziemlichen Weile, um einen hochbejahrten Greis mit kahlem Kopf und geſchwächten Augen hervortreten zu laſſen. Die Stellung deſſelben war tief gebückt, in ſeinen ſtumpfen Zügen, die durch den zahnloſen Mund und das wackelnde Kinn faſt widerwärtig wurden, ließ ſich kaum eine Verwunderung über die unerwarteten Gäſte wahrnehmen. Mit bebender Zunge fragte er nach ihrem Begehr.

„Seid Ihr der Vetter des Zigeunerherzogs Zindelo!“ erkundigte ſich der Reiſende.

„Ich bin es, Herr,“ ſtammelte der Alte.

„So werdet Ihr uns wohl gegen eine Belohnung nach dem Kirchhofe, zu ſeinem Grabe führen können?“

Das Geſicht des Alten nahm ſo viel Bitterkeit an, als die welken, unſichern Züge noch geſtatteten. „Kirchhof, Herr!“ kreiſchte er, „ein Zigeuner gehört nicht auf den Kirchhof; ein Zigeuner iſt ein wildes Thier, das man im Leben zu Tode hetzt, und das im Grabe keine Ruhe braucht. — Aber kommt nur, Eure Bitte kann ich doch erfüllen; ich habe auch einen Kirchhof, da ſchläft ſich's gut in ungeweihter Erde, dorthin will ich Euch geleiten."

Der Alte verſchloß mißtrauiſch ſeine Thür, ergriff alsdann eine Krücke und hinkte langſam um die Hütte zu einem Gärtchen voran, welches ſich hinter der Wohnung zwiſchen lebendigen Hekken ausbreitete. In einer abgelegenen Ecke des Gartens ſtand er ſtill. Zwei Gräber mit einfachen, ſchwarzen Holzkreuzen zeigten ſich unter duftiger Geißblatt-Beſchattung, ein drittes Kreuz ſchien noch auf ſeine Beſtimmung zu warten.

„Hier, Herr," ſprach der Greis, auf das längſte der Gräber deutend, „hier liegt der Zindelo, dem ſie den Gemeinde-Kirchhof nicht gönnten, weil Gott einen Zigeuner, und nicht einen Schweizer aus ihm geſchaffen hatte."

„Und wer ruht unter dem andern Grabe, zu deſſen Kopfende die Roſe blüht?" fragte der Fremde, ſeiner inneren Bewegung kaum noch mächtig.

„Dort,“ verſetzte der Gefragte mit größerem Mitgefühl, als ſich von ſeiner Stumpfſinnigkeit erwarten ließ, „dort liegt ein wunderliches, launenhaftes Ding, aber brav, Herr, kreuzbrav, die Tochter des Zigeunerherzogs Zindelo; Coelina hieß ſie. Ich habe eine Roſe auf ihr Grab gepflanzt, weil ſie ſo jung ſterben mußte, ich hatte ſie lieb.“

Der Fremde ſank außer ſich vor Schmerz auf eine Grasbank, beide Hände vor die großen verdunkelten Augen preſſend. „Ihr begrubt eine Blume,“ ſeufzte er, „die das Leben früh entblätterte. Ich bitte Euch, erzählt mir, wie ſtarb das Mädchen.“

„Ja, Herr,“ redete der Zigeuner, ſich auf ſeine Krücke ſtemmend, „da iſt nicht viel zu erzählen. Sie hatte immer ihre eigenen Einfälle. Wenn es recht brauſte und ſtürmte, kletterte ſie auf den höchſten Bergen herum, und bei Nacht und Regen trat ſie am liebſten ihre Wanderung an; ich glaube ihr fehlte eigentlich die Ruhe. Im Jahr 1800, als der Franzoſe und der Oeſterreicher ſich in Italien ſchlugen, fiel es ihr plötzlich ein, ſich den Krieg in der Nähe anzuſehen. Sie geberdete ſich ſo ängſtlich, wie ein Zugvogel zur Wanderzeit im Käfig; der Vater mußte ihr nur den Willen thun und ſie begleiten. Im Herbſt kamen Beide wieder, da war ſie noch ſtiller als vorher. Sie hatte ſich einen kleinen Ring mitgebracht, den nannte ſie das Andenken an die Schlacht von Marengo; wenn ſie den Ring anſah, lächelte ſie wohl einmal, ſonſt war ſie immer ernſt. So verging der Winter. Im Frühjahr ſagte ſie, nun ſei Alles vollbracht, ſie brauche nicht mehr zu leben, und ſehne ſich nach Ruhe. Mir war ſchon lange bange geworden, ſo todtbleich war ſie; aber wir ſuchten ihr die Grabgedanken auszureden. Eines Tages kam ich in den Garten, da fand ich ſie in knieender Stellung zuſammengeſunken. Ich rief den Zindelo, wir richteten ſie gemeinſam in die Höhe, allein ihres freundlichen Geſichts ungeachtet, blieb ſie todt. Sie mußte wohl eben gebetet haben; den Ring hielt ſie mit der rechten Hand an die Lippen gedrückt. Weil man ihr als einer Hexe, die Nachts auf den Bergen gezaubert habe, den Kirchhof verweigerte, ſo begruben wir ſie an derſelben Stelle, wo wir ſie fanden, und den Zindelo, der ſeiner Tochter bald nachfolgte, habe ich daneben gelegt. Das dritte Kreuz wartet auf mich ſelbſt."

Die einfache Erzählung bekam in den gebrochenen Worten des Greiſes, der, mit einem Fuß im Grabe ſtehend, ſelbſt eine lebendige Erinnerung an den Tod ward, einen doppelt ergreifenden Character.

Der Fremde hatte in wehmüthiger Spannung aufgehorcht. „Könnet Ihr mir den Ring zeigen, mein guter Alter?" fragte er haſtig.

„Nein, Herr, den haben wir Ihr mit in's

Grab gelegt, ſie hatte es ausdrücklich ſo angeordnet. Sie ſagte, es ſei ihr Brautring.“

„Es war ein feiner Goldreif mit drei hellen Steinen, der mittlere grünliche, war der größte?“

„Ja, recht, Herr!“ ſprach der Zigeuner, der ſich faſt zu verwundern begann.

„Sieh'ſt Du, Amélie,“ ſprach der Fremde mit wehmüthigem Lächeln, indem er ſeine Begleiterin neben ſich auf die Grasbank zog, „wie Recht ich immer in meiner Vermuthung hatte? Das ſeltſame Mädchen, das nach der mörderiſchen Schlacht bei Marengo in die einſame Villa Deiner Eltern drang und für mich um Hülfe flehte, war Coelina. In der Bewußtloſigkeit meiner ſchweren Verwundung ward mir jener Ring abgezogen, den mir einſt meine Mutter in den erſten Stunden unſeres Wiederfindens gab. Es iſt klar, Coelina nahm ihn ſich zum Andenken. — Seltſam! Im folgenden Frühjahr hat ſie geſagt, ſie brauche nicht mehr zu leben; gerade damals kehrte ich geſund zum Heere zurück, und nie hat mich in allen den nachfolgenden heißen Schlachten jemals wieder ein Unfall betroffen. — Iſt überhaupt den Menſchen ein guter Genius zugeſellt, ſo muß er in der Verkörperung dieſes Mädchens an meiner Seite gewandelt haben!“

„O gewiß, mein Guido,“ ſagte die Dame bewegt, „es muß ein tiefes, inniges Gefühl geweſen ſein, das dies ſeltſame Mädchen an Dich kettete; denn nur ein ſolches Gefühl macht uns ahnungskräftig, und läßt uns in der Zukunft Unfälle vorausſehen, die dem geliebten Gegenſtand drohen. Wer von uns dürfte zweifeln, daß Coelina die Gefahren, wenn auch nicht gerade der Schlacht von Marengo, doch jenes Krieges für Dich voraus ſah, und daß ſie eben deshalb ſo raſtlos nach Italien drängte? Hat ſie doch ſogar mir, dem kleinen damals ſechsjährigen Mädchen, vorher geſagt, ſie bringe mir einen Bräutigam, aber er ſei krank und verwundet, ich müſſe darum recht leiſe ſein. Ich konnte das nie vergeſſen, und eigentlich habe ich auch ſtets an die Erfüllung ihrer Verheißung geglaubt. Als meine Eltern Beide ſo plötzlich ſtarben, und ich bei dem mürriſchen Vormund leben mußte, iſt mir dadurch manche böſe Stunde erleichtert worden. Es lag etwas in ihrem Weſen, das von vorn herein jeden Zweifel hinweg nahm. Je inniger ſich aber meine Liebe nach unſerem zweiten Wiederſehen entwickelte, um ſo zuverſichtlicher glaubte ich im Stillen der Prophezeiung."

Guido von Felſenberg, denn kein Anderer, wie der Leſer leicht errathen hat, war der Fremde, drückte ſeiner Gattin innig die Hand. „Ja wohl," entgegnete er, „ein tiefes, glühendes Gefühl lebte für mich in dem Herzen dieſes einfachen Naturkindes. Ihr ganzes Leben war eine Hingebung an mein Glück, und wohl darf ich es ſagen, daß ſie für mich in den Tod gegangen iſt. — Ich nannte es lange eine ſeltſame Grille," fügte er nach einem kurzen Stillſchweigen hinzu, „was **Coelina** ſo plötzlich von Schloß **Felſenberg** forttrieb; erſt nach dem Tode meiner Mutter iſt mir die eigentliche Urſache aus einem Briefe klar geworden, den ſie der Letzteren bald nach der Trennung zuſandte. Meine Mutter mochte mir aus zarter Schonung nie etwas von demſelben offenbart haben, ich fand ihn ſehr ſpät und zufällig zwiſchen nachgelaſſenen Papieren. Das Mädchen gab darin in ihrer einfachen Weiſe einen ergreifenden Aufſchluß über ihr Seelenleben. Mit mir in Verhältniſſen aufgewachſen, die uns Beide gleichſtellten, hatte ſie ſich unbewußt einer Neigung hingegeben, die ihr erſt klar ward, als ſie in meiner plötzlichen Erhebung eine unüberſteigliche Kluft zwiſchen uns geriſſen glaubte. Sie liebte mich von da an mit der ganzen Allgewalt eines kräftigen, unverdorbenen Herzens, aber ſie verſchloß ihre Leidenſchaft vor dem neuen Grafen, bei welchem ſie überdies keine andere

Erwiederung fand, als eine rein brüderliche Zuneigung. Der letztere Umſtand, in Verbindung mit dem Betäubenden meiner neuen Verhältniſſe, macht es erklärlich, daß mir von dem heißen Kampfe ihrer liebenden Bruſt nicht einmal eine Ahndung ward. Es liegt darin ein Unterſchied zwiſchen dem männlichen und weiblichen Gemüth. Euch wird es nimmer begegnen, unbewußt geliebt zu werden, Ihr habt ein feineres Gefühl für das Daſein der Liebe, als wir. Hätte ich indeß die Wahrheit errathen, ich weiß nicht, was zu thun geweſen wäre. Die innigſte, wahrſte Dankbarkeit knüpfte mich an Coelina, aber die Pflichten meiner hohen Stellung machten ein Ehebündniß mit einer Zigeunerin unausführbar, und hätte ich ſelbſt ihretwegen der Krone entſagen wollen, ſo wäre die Heirath doch nichts geweſen, als eine ſpröde Handlung der Erkenntlichkeit. Ich hätte nur mit dem Schickſal rechten können, daß es mir die Herzensliebe für Coelina verſagte.“

O, Guido ſprach ſehr wahr! Hütet Euch vor den ſogenannten Dankbarkeitsehen, die ſo leicht einen Anklang finden in der falſchverſtandenen Humanität des Herzens; ſie ſind nichts, als ein fortlaufender, geiſtiger Ehebruch, vom Ja vor dem Prieſter bis zum Amen am Sarge. Das heilige Band der Liebe iſt etwas Urſprüngliches und Ausſchließliches, es duldet kein Surrogat anderer Gefühle, es rächt jede Verfälſchung ſeiner Selbſt an dem Verfälſcher. Millionen von Thränen würden erſpart, der Unſegen von tauſend Bündniſſen genommen, wenn jene Lebensregel in das Bewußtſein der Geſellſchaft träte. Alſo hütet Euch vor Verbindungen, in welchem der Staat zwar Eure Kinder legitim heißt, die Sittlichkeit aber nur den Urſprung von Baſtarden ſieht. Unglücklich, gemein und verwerflich ſind alle Ehen, in welchen nicht der göttliche Hauch die Fortpflanzung der Geſchlechter heiligt.

„So ertrug das unglückliche Mädchen," ſprach Guido weiter, „ohne Troſt und Stütze wohl ein volles Jahr die verzweifelnde Seelenpein hoffnungsloſer Liebe. Da begann ſie zu fürchten, daß ihre Kraft ſie verlaſſen möchte, ſie fürchtete mir gegenüber ſich zu verrathen, und jungfräulicher Stolz, wie die Furcht, meine Ruhe zu ſtören, trieben ſie von Felſenberg. Am Schluß des Briefes war die Bitte ausgeſprochen, mir nie etwas von dieſen Geſtändniſſen zu eröffnen, die nur gemacht ſeien, um den Verdacht der Undankbarkeit und Launenhaftigkeit abzuwehren. Wahrlich, nur ein ſo anſpruchsloſes Gemüth, wie das ihrige, durfte von uns den Vorwurf der Undankbarkeit befürchten, die wir ihrem hingebenden Eifer Alles verſchuldeten." — —

Guido's Gattin blickte mit Thränen in den Augen auf das Grab der Jungfrau. „Möge eine beſſere Welt ihr ein verlorenes Leben vergelten," ſagte ſie leiſe, „die Erde war zu arm für ein ſo reiches Gemüth. Ich kann ihr Andenken nur durch meine Liebe zu Dir ehren, der Lebenden wäre ich eine treue Schweſter geworden."

„Deine zarte Theilnahme, meine Amélie," verſetzte der Graf, „wird den tiefen Schmerz zu würdigen wiſſen, der mich bei Leſung jenes Briefes erfüllte. Jetzt erſt wurde mir Alles deutlich, was früher dunkel und unverſtändlich in Coelina's Benehmen an mir vorüber gezogen war. Sie hatte ſich ſtark im Handeln, ſtärker im Dulden bewährt, Weib und Engel zugleich. Nun war ſie geſchieden! Der kühle Raſen deckte bereits ihre Glieder, ich konnte ihr nichts mehr weihen, als dankbare Erinnerung. Laß es mich Dir offen geſtehen, ich betrachtete Dich von da an als ihr heiligſtes Vermächtniß; denn ich wußte ja, was ſie Dir prophezeite. Und ſo iſt es eine Wahrheit, ich ſchulde ihr neben meinem Range, auch mein Weib, Beides mit ihrem Herzblut errungen."

Amélie ſchlang die Arme um ihren Gatten. „Mein theurer Guido!" rief ſie, „ja ich fühle es, ihr Segen ruht auf uns und wird uns hinüber geleiten in die neue Welt. Es iſt unſere Pflicht, wir müſſen dort glücklich werden, damit ſo viel Liebe und Entſagung wenigſtens an uns ſeine irdiſche Verheißung empfange. Wehe uns ſelbſt, hätte ſie ſich geopfert für ein Phantom, dann käme ihr Blut ſtrafend auf unſere Häupter und Segen würde Fluch."

„Ja, mein geliebtes Weib," antwortete Guido mit hohem Ernſt, „wir ſind es ihr ſchuldig, ſo viel an uns iſt, glücklich zu werden, damit keine Selbſtpein ihre Manen verfolge. Deshalb auch habe ich mich entſchloſſen, mit Dir die alte Welt zu verlaſſen und im jugendlichen Amerika das Heil zu ſuchen, das ich hier nicht mehr zu finden vermag. Ich ſehe eine dunkle, trübe Zukunft über

Europa heran ziehen: die Völker zu Unruhen und Unzufriedenheiten geneigt, die Cabinette im gegenſeitigen Mißtrauen begriffen, die Freiheitsbeſtrebungen als Freiheitsſchwindel geächtet. Es wird ein ſchwerer Kampf ſein um die edelſten Güter des Menſchen, um die Freiheit des Worts und des Gedankens, und wer ſieht ſie noch, die Früchte dieſes Kampfes? Möge darum jenſeits des Weltmeeres den Felſenberg's eine zweite Aera beginnen; nicht dem Adelsgeſchlecht, ſondern den freien Bürgern eines freien Staats. Wir erfüllen heute unſer letztes Werk in Europa, Abſchied zu nehmen von dieſen Gräbern und Segen an ihnen zu erflehen für das friſche Tagewerk. — Laß uns den Zweck unſeres Hierſeins erfüllen."

Der Graf ergriff bei dieſen Worten die Hand ſeiner Gemahlin und ſie zum Grabe Coelina's geleitend, kniete er neben ihr auf dem friſchen Raſen, der den Hügel des Zigeunermädchens deckte. Der muntere Knabe hatte während der Unterhaltung in der Nähe ſein harmloſes Spiel getrieben, als er das Beginnen ſeiner Eltern erblickte, eilte er geſchäftig auf die andere Seite des Hügels, um in kindiſcher Nachahmung ihrem Beiſpiel zu folgen. Andächtig faltete er ſeine Händchen, mit dem blonden Lockenköpfſchen, ein Bote des Lichts, auf das betende Paar hinſchauend. Der alte Zigeuner nahm ſtill ſeine Kappe vom kahlen zitternden Haupt.

Wunderliche Wechſelſpiele der Erde! Ein fahrender Harfenſpieler war regierender Graf geworden, der Graf hatte die Krone verloren, um zum ſchlichten Edelmann herab zu ſteigen und der Edelmann erflehte Kraft am Grabe einer Zigeunerin, weil er unzufrieden auszuziehen gedachte in die außereuropäiſche Welt. — Ein Mädchen war geboren im nebelvollen Holland, eine Jungfrau hatte die Länder durchzogen von Oſten nach Weſten, um einer Mutter zum Sohne, einem Lande zum Regenten zu verhelfen, und eine verachtete Zigeunerin endete einſam im Schweizerthal an ihrem ſtillen Leid. Die letzte Ruhe des chriſtlichen Friedhof's wurde der verſagt, die überreich geweſen war an chriſtlichen Tugenden! O, es geht bisweilen wunderbar zu im gebildeten, intelligenten, humanen, im — altersſchwachen Europa! Gott iſt groß und Muhamed iſt ſein Prophet!

Das gräfliche Paar erhob ſich vom Erdboden. Stumm ſchloß Guido Amélie an ſeine Bruſt, neue Vorſätze und Entſchließungen keimten in dem Herzen Beider. Der Geiſt Coelina's ſchwebte um ſie, er brachte die Verkündigung des Friedens nach den ſchweren Lebenskämpfen. „Lebt wohl, Ihr Seligen,“ rief Guido, „Du, Coelina und Atta und Zindelo, Euer Andenken geleite uns jenſeits des Meeres!“

Der kleine Knabe war unter Anſtrengung auf das Grab der Zigeunerin gekrochen; als er die Eltern zum Fortgehen bereit ſah, rief er bittend:

„Papa, Benno möchte die Roſe, ach, pflücke mir die Roſe, bitte, bitte!“

Der Vater wandte ſich zu ſeinem Kinde: „Ja, mein Sohn,“ ſprach er bewegt, „die Roſe wollen wir mit uns nehmen und aufbewahren. Wenn Du groß biſt, will ich Dir ſagen, von welch’ einer edleren Blume die vertrockneten Blätter Zeugniß geben. Möge dann auch auf Dich der Segen des herrlichen Mädchens ſich herabſenken.“

Der Graf kehrte mit Weib und Kind zum Wagen zurück, nachdem er den alten Zigeuner reichlich belohnt und ihn ermahnt hatte, ſo lange er lebe, für die Grabſtätten beſondere Sorge zu tragen.

Sein Wunſch iſt erfüllt worden, denn noch heute kann der Fremdling die Gräber beſuchen, welche eine humane Pietät auch ſpäter vor der blinden Zerſtörungswuth des Fanatismus bewahrt hat. In der Mitte ruht Coelina, zu ihren Seiten, — ſeitdem das Kreuz zur linken Hand ebenfalls einen Hügel bezeichnet, — die beiden Zigeunerfürſten. Ein einfaches Gitter umſchließt den ſtillen Raum. Die Schweizer meiden zur Nachtzeit die Umgebung, weil die Leiber der Abgeſchiedenen dort umgehen ſollen. Das geweihte Ohr vernimmt nichts als leiſes Geſäuſel des Geißblatts, das bisweilen wie von früheren Tagen zu erzählen ſcheint. Es iſt Coelina's ſtille Todtenklage.

Guido verließ ohne Aufenthalt die Schweiz und Europa. Er entſagte ſeinem Adel und vertauſchte ſeinen Namen, um in Penſylvaniens üppigen Fluren ein neues Vaterland zu erwerben. Da die Familie ſeiner Mutter bereits früher, als ſie ihrer politiſchen Vergehen wegen Europa verlaſſen mußte, dorthin ausgewandert war, ſo wurde der Ankömmling mit offenen Armen empfangen. Er legte ſein Vermögen in großen Ländereien an, und ward bald einer der einflußreichſten Grundbeſitzer des Staats. Coelina's Segen ruht auf ihm und ſeinen Nachkommen. Das Geſchlecht blüht zur Stunde im zahlreichen Enkelkindern, die den Augenblick ſegnen, wo ihr Ahnherr über den Ocean ſchiffte. Die Roſe von Coelina's Grabe gilt als ein Heiligthum; ſie iſt ſorgfältig in ein ſilbernes Käſtchen geſchloſſen und ſoll ſich ſtets in gerader Linie nach dem Rechte der Erſtgeburt vererben. Es hat ſich bereits die Tradition erzeugt, daß das Geſchlecht nicht untergehen könne, ſo lange es dies Palladium bewahre. —

Wir wollen nicht von unſeren Leſern ſcheiden, ohne auch der übrigen bedeutenderen Perſonen der Erzählung noch einmal Erwähnung gethan zu haben.

Heinz, Brantel und Marwitz, das würdige und achtbare Zigeunerkleeblatt, verfolgte ein tragiſches Schickſal Sie geleiteten ihren Herzog treulich nach der Schweiz, zogen aber darauf ihre eigene Bahn, weil, wie ſie bemerkt hatten, Wandern, Hungern und Stehlen ihre Beſtimmung ſei. Dieſe Beſtimmung ſuchten ſie einige Jahre ſpäter auch in Oeſterreich zu erfüllen, geriethen aber dabei mit der Polizei, die zwar nichts gegen die erſteren beiden Leidenſchaften, deſto mehr gegen die letztere einzuwenden hatte, in eine eigenthümliche Berührung. Das Reſultat dieſes Conflicts waren drei Freiſtellen in einer der Zigeunercolonieen, welche die öſterreichiſche Regierung damals im Banat geſtiftet hatte, um dies wanderungsluſtige Volk ſeßhaft zu machen. Heinz ſtarb bald nachher am Abſcheu vor der Arbeit; ſeine Freunde aber fügten ſich in die Umſtände, nahmen Weiber, und gedachten bald nur noch in ſehnſüchtiger Erinnerung an die liberale Regierung Sr. Hohheit des Herzogs Zindelo.

Wally und Boskow blieben noch eine ziemliche Zeit gemeinſam die Zierde der noblen Geſellſchaft, ohne jedoch wieder der violetten Hanne ihre Gegenwart zu ſchenken, bis ſich ſpäter ihre Geſchicke trennten. Graf Boskow, von ſeinen Gläubigern verfolgt, kehrte nach Räbenhain zurück und ſuchte, als ehrlicher märkiſcher Krautjunker die ſieben fetten Jahre durch vierzehn magere abzuverdienen. Bei dieſem Abverdienſt iſt es dann geblieben, da die Kriegsjahre ſich nicht dazu eigneten, geſunkene Finanzen in Flor zu bringen. Seine Abſichten auf das Fräulein Bella von Deficit, oder richtiger, auf die halbe Million ihrer Mitgiſt zerſchlugen ſich leider gänzlich, da zwar der vom Wucherjuden Schimmel vorhergeſagte Bankerot des Barons Deficit ſich nicht beſtätigte, wohl aber Fräulein Bella allerlei Nachrichten über die kleine Tänzerin Emmi einzog, die ihre Leidenſchaft für den Herrn Grafen etwas abkühlten. — Junker von Wally ergriff die diplomatiſche Carriere, weil ihm eine Hofdame geſagt hatte, daß ſeine elegante Tournüre jedem Attaché Ehre machen würde. Da inzwiſchen die großen Zeitereigniſſe damals wenigſtens von einem Diplomaten mehr verlangten, als die Kunſt, ein Cravatte zu knüpfen, ſo ſah er ſich ziemlich in den Hintergrund gedrängt, und nahm endlich ſeinen Abſchied, um nicht die Schande zu erleben, einen bürgerlichen Nebenbuhler über ſich hinaufſteigen zu ſehen. Wir finden ihn nach mehreren Jahren als Privatmann in Paris wieder, wo er eine ebenbürtige Ehe eingegangen war, ohne einmal die Hoffnungen der Zukunft zu erfüllen, welche doch — wie er ſich gegen Coelina gebrüſtet hatte — auf ihm ruhten. Ueber ſein jedenfalls höchſt anſpruchsloſes Ende vermiſſen wir alle Nachrichten.

Herr und Madame Waldvogel führten, wie ſich nicht anders erwarten ließ, eine ſehr glückliche Ehe. Madame regierte ſich und das Hausweſen, erkor nach Herrn von Wally's diplomatiſcher Abreiſe einen andern Galan, und hatte gütige Nachſicht, wenn ihr Eheherr, Canzliſte und Rathsſchreiber, Theophil Chriſtoph, dann und wann das hohe Parterre der violetten Hanne frequentirte. Sie war von ſeiner ehelichen Treue, mit billiger Rückſicht auf die hochblonde, vergilbte Perücke, und das Schnupftabak umſäumte Chemiſet, vollkommen überzeugt. Thereſe, das blühende Töchterlein, gedieh in dieſer Zucht ſo vortrefflich, daß ſie in der Zeit durch ein ziemlich unerwartetes Enkelkind für die wünſchenswerthe Aufrechterhaltung des Namens befliſſen war.

Pillenrath-Erbſengrün, der Geheimerath, rezeptirte unermüdlich weiter, opferte ſich für das Wohl der Menſchheit, und wirthſchaftete mit Sybilchen. Er brachte es bis zum rothen Adlerorden dritter Klaſſe mit der Schleife, und hätte vielleicht Anwartſchaft auf die zweite Klaſſe errungen, wenn nicht der Tod dazwiſchen getreten wäre. Als er geſtorben war, hielt aber der Prediger an ſeinem Grabe eine Strafpredigt über den unerfüllten Text: „Seid fruchtbar und mehret Euch!" Seit dieſer Zeit gehören die kinderloſen Hageſtolze in Berlin zu den Ausnahmen.

Die violette Hanne blieb im Lande und nährte ſich redlich.

◆

Epilog.

Ich habe keine Vorrede zu dieſem Roman geſchrieben, weil ich vorausſetzte, daß ſie doch nicht geleſen würde. Es beſteht ja der Unterſchied zwiſchen einem ſchönwiſſenſchaftlichen und einem fachwiſſenſchaftlichen Werke eben darin, daß man bei dieſem meiſt nur die Vorrede lieſt, ohne das Buch ſelbſt zu prüfen, dort den Eingang überſpringt, um raſch zur Hauptſache zu kommen.

In beiden Fällen thut die Leſewelt dem Schriftſteller Unrecht.

Um ſolchem Unrecht wo möglich zu entgehen, habe ich diesmal den Ausweg ergriffen, erſt nachträglich zu expectoriren, was ich noch beſonders auf dem Herzen trage. Unwillkührlich überließ ich mich der Hoffnung, daß der Leſer, der dem Dichter durch die bunten Gänge ſeiner Phantaſie beharrlich gefolgt ſei, eher geneigt ſein könne, aus Neugierde, oder Theilnahme, auch auf dieſe Zeilen ein Paar Blicke zu werfen.

Ich betrete mit meinem Roman zum erſtenmal ein Gebiet, auf welchem ich dem deutſchen Vaterlande, das mich bislang nur dort erblickte, wo der wilde Kampf politiſcher Meinungsverſchiedenheit die Geiſter gegen einander treibt, noch völlig fremd bin. Herkömmlicherweiſe müßte ich mich deshalb entſchuldigen, um freundliche Nachſicht beim Publikum, um milde Beurtheilung bei der Critik bitten gehen, endlich ein reuiges Bekenntniß der mir wohlbewußten Fehler des Werks, das nur „auf dringenden Wunſch der Freunde“ das Licht erblickt habe, hinzufügen. Ich mag mich zu dieſem Gaukelſpiel nicht verſtehen. Daß der vorliegende

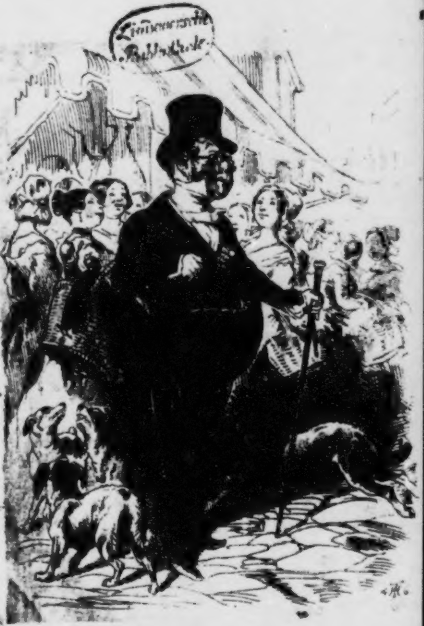
Roman ſeine Fehler hat, wie anderes Menſchenwerk, verſteht ſich von ſelbſt; wenn ich ihn aber für gar nichtsnutzig hielte, würde ich ihn nicht haben drucken laſſen. So wolle man mir verzeihen, wenn ich hier nicht mit einer falſchen Beſcheidenheit heuchle. Ich gebe dem Leſer jederzeit das Beſte, das ich habe, unbeſorgt, deshalb zu verarmen, oder ſelbſt weniger zu beſitzen, und dem entſprechend, habe ich auch hier, mit voller Hingebung, den Gebilden der Muſe Form und Ausdruck zu verleihen geſucht. Wenn ich mich daneben veranlaßt fühle, das Erzeugniß ausdrücklich als ein Erſtlingswerk zu bezeichnen, ſo geſchieht es nur deshalb, um der Critik den Gradmeſſer für ihre Beurtheilung darzubieten. Glaubt ſie mich in Gemäßheit deſſelben todtſchlagen zu müſſen, ſo bleibt es ihr eben ſo unbenommen, als mir, aus eigener Machtvollkommenheit wieder lebendig zu werden, wenn ich nämlich die Macht dazu in mir verſpüre. Hab' ich dieſe Macht nicht — nun, ſo war ihr Urtheil gerecht und es iſt nichts an mir verloren.

Indeß auch ſo dürfte ich es nicht bedauern, dies Werk geſchrieben zu haben. Ermüdet von dem Gewirre der Wirklichkeit, von manchen Täuſchungen und Widerſprüchen unſeres öffentlichen Lebens, erſchöpft von einem Kampf, der oft ein doppelter iſt, war es mir ein hoher Genuß, einzukehren in das Bereich der ſtillen Poeſie. Hier war ich König und Herr, berechtigt, zu ſchaffen und zu vernichten, Lohn und Strafe nach eigener Ueberzeugung zu vertheilen, mir ſelbſt zum Troſt und zur Beruhigung. Die friſche Kraft, die ich dabei errang, wird mir zu gut kommen in dem fortgeſetzten Beſtreben für die höchſten Güter unſerer Zeit, und ſo mag es vielleicht noch öfter geſchehen, daß ich zurückzuflüchten verſuche an den Born der ewig jungen Phantaſie.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

„Ernſt iſt das Leben, heiter iſt die Kunſt!“

Der Verfaſſer.


Bibliothek

Der verliebte Hofrath
Bummelmeier.

Wien wie es iſt.

Von

Dr. A. J. Groß-Hoffinger.

Erſtes Heft:

„Spaziergang durch Wien.“

Illuſtrirt
von
Th. Hoſemann.

Leipzig, 1847.
Verlag von Ignaz Jackowitz.

[illegible]
[illegible]

Vorwort.

Die Sitten einer Hauptſtadt repräſentiren meiſt den moraliſchen Zuſtand eines ganzen Volkes. Es erſcheinen hier gewöhnlich Tugenden und Laſter auf die Spitze geſtellt. Auch in Wien konzentrirt ſich bereits ein öſterreichiſches Volksleben, welches jedoch keineswegs erfreuliche Erſcheinungen darbietet, indem ſich hier alle fehlerhaften Neigungen und ſchlimmen Gewohnheiten der verſchiedenen Nationalitäten vereinigen, ohne daß jedoch ihren Tugenden ein gleicher Vereinigungspunkt geboten wäre. Inzwiſchen iſt die hier heimiſche Menſchengattung ſo glücklich begabt, daß doch viele Privattugenden — individuelle Tugenden, wenn man will — die Traurigkeit ihrer Gegenſätze mildern. Wir wollen verſuchen, ein Bild von dieſem Zuſammenleben der großſtädtiſchen Tugenden und Laſter zu entwerfen; wir wollen verſuchen die Wahrheit zu ſagen, ohne zu kränken, was das Schwerſte iſt; wir wollen verſuchen, überall da heiter zu bleiben, wo nicht der Ernſt eine Pflicht iſt; wir wollen endlich verſuchen, Alles zu ſchildern was zu ſchildern iſt — das iſt nun freilich über alle Maßen mühſelig und gefährlich — denn ſo ſtachelig iſt unſer Gegenſtand, daß wir nicht wiſſen, wie wir ihn anfaſſen ſollen, ohne uns ſo tief zu verwunden, daß wir — wie es uns leider ſchon öfters erging — uns der Möglichkeit, nützlich zu werden, berauben. Wir hoffen jedoch, es wird uns gelingen, die Aufmerkſamkeit höherer Macht auf unſer ehrliches, unverſtecktes, von jeder böſen Abſicht entferntes Beſtreben „den Wald zu zeigen, den man vor lauter Bäumen nicht ſieht“ — den Abgrund, in den man luſtig hineintanzt, zu lenken und ihren milden Schutz zu erringen. Ungeſchickt in allen Künſten der Heuchelei; — zu einfältig, um die große politiſche Ehrlichkeit dieſes Zeitalters zu begreifen; — zu plump, um durch das Nadelöhr der diplomatiſchen Vorſicht zu hüpfen, — hoffen wir durch unſere Harmloſigkeit Theilnahme zu erringen! Mein Himmel — alle Menſchen können eben nicht alle Talente beſitzen! Es will uns niemals recht gelingen, die Wahrheit diplomatiſch zu ſagen. Je mehr Feinheit wir gutmüthig aufbieten, deſto boshafter ſcheinen wir den Bewahrheiteten! Daher muß man uns ein wenig nachſichtig begegnen. Wir können uns drehen und wenden wie wir wollen, wir können der Wahrheit nicht entfliehen. Doch unſer Eid iſt feierlich — daß wir mit aller Welt in Frieden bleiben wollen — nur nicht mit Schlechtigkeit und Dummheit. Das ſoll beweiſen was wir erzählen werden. Die Sitten ſind immer eine Folge der herrſchenden Volkserziehung und der ſocialen Einrichtungen. Indem wir ſie ſchildern, werden wir ohne böſe Abſicht die Fehler Beider enthüllen. Es giebt eine gewiſſe Partei von Optimiſten in Wien, welche freilich alle Urſache haben Optimiſten zu ſein, da in Bezug auf ſie Alles gut iſt, welche in den engliſchen und franzöſiſchen Sitten den Gipfel der menſchlichen Depravation und die Folge der politiſchen Freiheit erkennen. Aber man vergißt, daß Paris und London nicht Nationalſtädte ſondern Weltſtädte ſind, daß in denſelben der

Herzſchlag des Zeitalters, Europas pulſirt: England ſteht aber in ſittlicher Hinſicht höher als Oeſterreich — was freilich eine ſehr überraſchende Behauptung iſt. Aber ſie iſt leicht zu beweiſen, wenn ſie auch nicht von allen Theilen der öſterreichiſchen Monarchie gilt — beſonders wenn man die Demoraliſation der privilegirten Klaſſen und Individuen in die Berechnung zieht, was freilich eine unerhörte Sache iſt. Leider werden aber der Militärrock, die Amtsuniform in Wien als feſte gefeite Schilde betrachtet, hinter welchen unantaſtbar manches Unſaubere ſich verbergen könne.

Alſo wir werden ohne Haß und Vorliebe die Sitten aller Stände ſchildern: der vornehmen und geringen; wir werden uns weder um Amtskittel noch um Uniformen bekümmern; aber wir werden es unter unſerer Würde finden, Ausfälle auf *Perſonen* zu machen, wodurch wir uns die Berechtigung ſichern, deſto freimüthiger über *Zuſtände* uns auszulaſſen. Wenn ſo Mancher ſich durch unſere Schilderung getroffen fühlt, ſo mag er denken, daß wir nicht ihn, ſondern ſeine Fehler verfolgen, und das Publikum mag niemals nach den Originalen dieſer Gemälde ſuchen, denn es wird ſie — ſo widerſprechend es ſcheinen mag — überall und *nirgends* finden. Weder Boz noch andere Sittenſchilderer haben es für nöthig gefunden, *Perſonen* in Schilderungen zu verflechten, welche einen ſittlichen Zweck haben; und der Verfaſſer liebt den Beifall der Redlichen zu ſehr, um nach jenem der Skandalſüchtigen zu ſtreben.

Der Verfaſſer.

Aufgehende Sonne — ich grüße Dich auf dem Gipfel des Kahlenberges, wo einſt Johann Sobiesky, der tapfere Polenkönig dem bedrängten Wien durch Raketen ſeine Ankunft und die Rettung Oeſterreichs verkündete — begleite mich mit Deinem Lichte auf meiner Wanderung und zeige mir diejenigen Alle, welche nicht werth ſind, daß Du ihnen ſcheinſt; ſo wie die Edlen, welche von dem Elemente des Lichts in Tugend und Weisheit wiederſtrahlen! Laß mich die Nebel durchſchauen, die auf dieſer Stadt liegen, gleichviel ob ſie vom Weihrauch der Lügner oder vom Räucherfaſſe der Heuchelei herrühren; beleuchte mir mit dem Lichte der Wahrheit Pallaſt und Hütte und die Herzen der Menſchen! Und vor Allem leuchte durch mein Brillenglas hinüber in die Wohnung der geliebten braven **Hausleute von Nummer 1**, damit ſie den wohlgemeinten Spott und den Tadel der Gerechten unterſcheiden möge von den niedrigen Feindſeligkeiten gemeiner Seelen! Hier liegt ſie vor meinen Augen in dicken Nebel gehüllt die Stadt der Cäſaren, welche ſo viele Türken-, Schweden- und Franzoſengefahren überſtanden, welche von der Civiliſation des Weſtens eben ſo verfolgt wurde, wie von der Barbarei des Oſtens — und nun mit Beiden in einer gefährlich zweideutigen Freundſchaft lebt. Links breitet ſich das Marchfeld aus, wo ſo viel Blut gefloſſen, wo Ottokar endete und Napoleon ſeine eiſernen Männer gegen öſterreichiſche Tapferkeit verlor — wo aber Oeſterreichs Kaiſer auch ſeine Krone zu verlieren in Gefahr geſtanden. In blauer Ferne tauchen die ungariſchen Grenzberge hervor, zum Wahrzeichen, daß der teutſche Horizont hier zu Ende geht und ſehr beſchränkt iſt. Die teutſche Sprache fängt hier an zu verſtummen, ohne daß eine andere für ſie ſprechen dürfte; die teutſchen Ausſichten ſind hier geſchloſſen, ohne daß andere noch geöffnet wären. Doch ſteigen wir hinab von der Höhe dieſer Berge und politiſchen Betrachtungen, welche wir nicht vollenden können, und wandern wir durch die Weinberge, wo Wiens letzter Humor wächſt, auf der weltberühmten Döblinger Straße, wo man die Feſtigkeit neuer Wagen erprobt, durch das ſchmutzige Lichtenthal, wo eine jener merkwürdigen Fabriken dampft, in welchen die Wiener Brauer, kraft ihrer heiligen Zunftrechte mit hohem Privilegium aus Fliegenholz und Seifenwurzel jenes koſtbare Wiener Bier brauen, welches den einzigen Vorzug hat, daß es etwa ein Dutzend verbündeter Braumeiſter reich macht. Dieſe Todfeinde der Gewerbfreiheit, aber begeiſterten Freunde ihrer bureaukratiſchen Gönner, dieſe gewaltigen Stützen des unbedingten Conſervatismus, wie viel hat ihnen das Vaterland, die Menſchheit zu danken! Wenn der Weinbau in Oeſterreich noch exiſtirt, wem hat man es zu danken als ihnen, welche den Hang des Volks zum Biertrinken nicht mehr um ſich greifen laſſen als nöthig iſt, um ſie zu bereichern! Ich muß hier eine

Anekdote erzählen, wie ein guter frommer Herr in einem Lande von einer Brauerzunft gemüthlich angeführt worden iſt. Es beſtand nämlich ſeit undenklichen Zeiten in dieſem Lande die Einrichtung, daß die Bierpreiſe einer gewiſſen Taxe unterworfen waren. Eines Tags trat aber ein patriotiſcher Mann, der jährlich zwei Geburtstags-, zwei Namenstags- und zwei Neujahrsgedichte an den Hof machte, vor den Monarchen und ſprach:

„Eure Majeſtät, das Wohl ihrer Unterthanen erfordert, daß die Biertaxe abgeſchafft werde.“

„Wie ſo,“ fragte der gute Herr; „dieſe Taxe bewirkt ja daß man ſie nicht übertheuern kann?“

„Fehlgeſchoſſen, Majeſtät,“ ſagte der Patriot, „das Bier iſt gar nicht mehr zu trinken. Wird aber die Taxe aufgehoben, ſo wird ein heilſamer Wetteifer unter den Brauern entſtehen, Jeder wird ſich beſtreben, beſſeres und wohlfeileres Bier zu brauen und das Bier wird alſo beſſer und wohlfeiler werden.“

„Potz Tauſend,“ ſagte der Monarch, „daran habe ich nicht gedacht; Sie ſind ein geſcheidter Mann, ich werde Ihren Rath befolgen; bitten Sie ſich eine Gnade aus.“

„Eure Majeſtät,“ erwiederte der edle Patriot mit Begeiſterung, „ich bin beglückt durch das Bewußtſein, meinem Vaterlande, meinem Monarchen nützlich geweſen zu ſein —“

„Braver Mann!“ ſagte der Fürſt, gerührt von ſo edelmüthiger Uneigennützigkeit; „hätte ich doch nur ſolche Unterthanen; aber das geht nicht ſo, Sie müſſen belohnt werden. Ich werde dafür ſorgen.“

Der Patriot verbeugte ſich bis zur Erde, küßte die Hand Sr. Majeſtät und entfernte ſich, indem er anſcheinend vor Thränen nicht ſprechen konnte.

Tags darauf wurde die Biertaxe abgeſchafft. An demſelben Tage händigten die Brauer dem Patrioten ein Portefeuille mit 6000 fl. ein und ſtellten eine koſtbare Equipage vor ſeine Thür. Am darauf folgenden Tage koſtete das Bier überall um die Hälfte mehr als bisher. In vier Wochen ſchlug es noch ein Mal auf, wurde aber dafür ſchlechter. Der Monarch aber ſchwelgte im Bewußtſein, daß ſeine Unterthanen beſſeres und wohlfeileres Bier hätten, denn niemals erfuhr er die Folgen ſeiner Anordnung. Der gute brave Herr hatte vergeſſen, mit der Biertaxe auch die Zunftrechte abzuſchaffen.

Es iſt 8 Uhr. Auf dem Glacis iſt es noch leer da, wo nicht Wege in die Vorſtädte führen. Man ſieht nur einzelne Paare von Spaziergängern. Unter dieſen erblickte man im grauen Alterthum den Baron * mit dem großen langen Griechen *, zwei grundehrliche Leute und geſchickte Financiers, welche hier das Wohl des Vaterlandes beriethen. Der Himmel ſegnete ihren edlen Willen ſo ſehr, daß beide ſteinreich wurden — in jedem andern Lande würde man für ſolche Patrioten gebührend geſorgt haben, aber hier ließ man ſie für ſich ſelber ſorgen. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob dieß löblich iſt? Die Philoſophen haben viel darüber geſtritten — übrigens geht uns dieſe Sache nichts an denn es ſind ſeit jener Zeit viele Jahrhunderte vergangen; Einige meinen, es ſei dieß zur Zeit eines römiſchen Kaiſers geſchehen.

Treten wir nun näher in das Innere der Stadt, wo ſich noch ſehr wenig Leben zeigt. Raſſelnde Fleiſcherkarren, geführt von übermüthigen Fleiſcherſöhnen, welche ſich am Sonntag für Grafen ausgeben, drohen, durch die einſamen Straßen hinbrauſend, jedem Unvorſichtigen den Tod. Die Polizei ſteht nicht ſo früh auf, ſonſt würde dieſes ſchnelle Fahren nicht geduldet werden. Alle Straßen ſind bedeckt von Straßenreinigern mit großen Beſen, womit ſie dem Vorbeigehenden ſehr gern die Beinkleider beſchmutzen, weil ſie nicht begreifen, warum er beſſere hat als ſie — Männer und Frauen, welchen man häufig anſieht, daß ſie beſſere Tage geſehen. Die frechen, verachtungsvollen Blicke, womit dieſe Leute die Vorübergehenden betrachten, wenn ſie ausruhend eine Priſe nehmen, ſcheinen zu ſagen: „Es iſt noch nicht aller Tage Abend, mein Herr! Auch ich hatte einſt gute Kleider und ging an den Gaſſenkehrern ſo vorſichtig vorbei wie Sie, um mich nicht zu beſchmutzen, auch ich dachte damals, ein Gaſſenkehrer iſt — wenn er überhaupt ein Menſch iſt — dem Viehe gleich zu achten — er muß zufrieden ſein, wenn man ihm ein altes hartes Stück Brod zuwirft; er iſt geboren, Hunger und Kälte zu leiden — auch ich hatte einſt als junger Herr einen Hofmeiſter; auch ich bin ein Hofrathsſöhnchen — nun ſieh, liebes Menſchlein, was aus mir geworden iſt und was vielleicht aus Dir einſt werden wird, wenn Papa geſtorben iſt und es ſich zeigt, daß man mit dem, was Du gelernt haſt, keinen Hund vom Ofen locken kann?!“ Ich vermuthe ſehr ſtark, daß unter dieſen Gaſſenkehrern viele Gelehrte ſind, welche ihren Cicero und Horaz, ihren Homer und Aeſchylus mit Geläufigkeit leſen, denn die Volksbildungsanſtalten ſind auf eine Weiſe in ganz Teutſchland und hauptſächlich hier ſo ſchön eingerichtet, daß ſie Männer bilden, welche im Leben zu nichts zu brauchen ſind.— Jetzt kommt ein Milchwagen, gezogen von einem Gaul mit drei Beinen — das vierte iſt in der Schlacht bei Aſpern ſehr beſchädigt worden — kutſchiert von einer jugendlichen Landfee, welche man in Wien gewöhnlich Milchpritſchlerinnen nennt. Blühend in Unſchuld und Geſundheit, die nationale Gugl über das Haupt und die Ohren gebunden. Nachdem der Gaul hinkend an einem großen Hausthor angelangt iſt, macht er ohne Kommando Halt. Der Kram wird ausgepackt, die reinlichen Eimer aufgeſtellt und manche geheimnißvolle Geſchirre noch dazu, welche an die kochenden Hexen erinnern. Treten wir näher und beobachten wir das harmloſe Negoz der ſanften Milchpritſchlerin! Ein kleines Kohlenpfännchen wird nett und ſorglich zurecht gemacht. Die Kohlen werden ange[illegible]t und in den Topf über den Kohlen werden Milch und andere unbekannte Flüſſigkeiten gemiſcht — dann wird ein Pulver in das kochende Gebräu gethan. Neben dieſer improviſirten Küche ſteht ein Polizeimann und ſieht der Arbeit des Mädchens gemüthlich zu. Mit ſichtlicher Bewunderung ſieht er alle Fortſchritte des chemiſchen Prozeſſes — zuerſt war die Milch blau — dann wurde ſie braun, endlich Lila und dann hochroth — zu allerletzt aber wunderſam milchweiß und ſubſtantiös. So wird das Frühſtück für die vornehme Welt bereitet, die Crême für die Crême — des Guldenobers (die Kanne ½ fl.)! Wir erlauben uns in das Geiſtesleben eines Polizeimannes einen forſchenden Blick zu thun unt wir finden, daß er ſich zu finden erlaubt, das Frühſtück der Wiener vornehmen Welt ſei nicht ſehr beneidenswerth.

„Ei der Tauſend!“ ſagt er zu dem jungen Mädchen, „Du biſt ſehr geſchickt.“

„Ja — man lernt 's wohl — unſere Kundſchaften ſind ſehr heickel.“

„Was koſtet denn das Obers (der Rahm), was jetzt ſo ſchön veilchenroth ausſieht?“ fragte weiter der neugierige Polizeiſoldat.

„Einen Gulden die Maß — es gehört für die Frau Exzellenzgräfin in der Kärntnerſtraße, ſie trinkt kein wohlfeileres.“

„Aber wird die Exzellenzgräfin nicht Leibſchneiden bekommen von dem Obers?“

„O nein — ſie iſt es ſchon gewohnt.“

Einige hundert Schritte weiter kommen wir [illegible]inem Fleiſcherladen. So eben geht der Marktrichter vorbei, er erſucht eine junge Frau mit einem Korb, das eben gekaufte Fleiſch von ihm wiegen zu laſſen, es wird zu wenig gefunden und der Marktrichter läßt ſofort alle Gewichte der Fleiſchbank wegnehmen. Während di[illegible]

Fleiſchersfrau ſchimpfend und weinend ihren Kram ſchließt, das Volk der Dienſtleute zuſammenläuft, kommt der Gemahl der Fleiſchersfrau in aller Eile gerannt, wechſelt mit dem Marktrichter ein Paar Worte, worauf dieſer plötzlich Alles für ein Mißverſtändniß erklärt, die Gewichte zurückſtellt und ſich tauſend Mal entſchuldigt. Um ſeinen Irrthum noch beſſer zu bereuen, ergreift er die Hand des biederen Fleiſchers — es war ein inhaltſchwerer Händedruck — und nimmt Abſchied. Kaum hat er ſich entfernt, ſo entbrennt ein grimmiger Hader zwiſchen den Eheleuten, es regnet Ohrfeigen auf die heißen Wangen der heulenden Ehefrau, welche ihren Gatten durch Reue zu beſänftigen ſucht, aber dieſer ſchreit wiederholt: „Siehſt Du, geiziges Vieh, das haſt Du von Deiner Knauſerei — warum haſt Du dem Manne nicht ſeinen gewöhnlichen Fünfguldenzettel gegeben.“ „Ach mein Gott,“ jammert die Frau, „iſt es nicht eine Schande, daß man Geſchenke machen muß, damit er einen nicht chikanirt.“ Die braven Leute verdienen unſere Theilnahme. Eine Thräne im Auge über die arme bedrückte Fleiſcherzunft, welcher man nur gegen Tribut erlaubt, ſchlechtes Gewicht zu führen, gehen wir von dannen, um uns mit einem Gabelfrühſtück in einem eben geöffneten Viktualienladen zu reſtauriren. Da prangen gebratene Hühner, prächtige Paſteten, koſtbare Sülzen, Puddings, Backereien, Confekt auf einer langen Tafel — hier iſt eine neue Auflage der berühmten Schmauswawerl. Man bekommt hier die koſtbarſten Gerichte zu verhältnißmäßig ſehr billigen Preiſen. Der geſchichtliche Urſprung dieſer ſchönen und gemeinnützigen Anſtalt, wo man unter dem Preiſe ſpeiſt, iſt folgender:

Maria Thereſia führte ein ſehr großes Hausweſen, beſonders eine Hoftafel, welche enormes Geld koſtete. Man rechnete ihr täglich Hühner, Gänſe, Paſteten ꝛc. in die Tauſende an und um den Anſchein einer luxuriöſen Tafel zu bewahren, wurde auch vielleicht der dritte Theil der aufgerechneten Speiſen wirklich in der Hofküche erzeugt. Es wurde mit weiſer Vorſorge drei Mal ſo viel gekocht, als möglicher Weiſe gegeſſen werden konnte, denn um die Abfälle von der Tafel bekümmerte ſich Niemand. Dieſe Abfälle nun beſtanden aus ganzen Gerichten, welche hinreichend geweſen wären, täglich noch zwei europäiſche Höfe zu ſpeiſen und um ſie unterzubringen, wurden von der Küchenverwaltung einige Viktualienladen errichtet, wo ſich ein Theil der Wiener Bevölkerung ſein Eſſen holte. Kaiſer Joſeph machte dem koſtſpieligen Unfug ein Ende, indem er die offene Hoftafel abſchaffte; — es iſt uns nicht möglich geweſen, für die gründliche wiſſenſchaftliche Behandlung dieſer Angelegenheit die erforderlichen ſtatiſtiſchen Daten über die Anzahl der unter Kaiſer Franz und Ferdinand wirklich gebratenen und wirklich verſpeiſten — ſo wie die verrechneten Hühner — zuverläſſige Daten zu erhalten: denn obgleich der öſterreichiſche Staat ſeine ſtatiſtiſchen Ausweiſe veröffentlicht, ſo dürfte doch noch die Zeit nicht gekommen ſein, wo man über dieſe Branche der Küchenſtaatswirthſchaft Authentiſches zu erfahren im Stande ſein wird. Ob wohl die neuen Schmauswawerin mit den alten verwandt ſind? Frage für gelehrte Genealogen! Wir begnügen uns nur einen frommen Wunſch auszuſprechen.

Man ſollte künftig nur Helden, welche in hundert Schlachten Sieger geblieben und mit Wunden bedeckt worden ſind, zu Küchenverwaltern und Köchen machen. Auch wäre es billig, beſonders verdienſtvolle Gelehrte und talentvolle Dichter, welche jetzt in Oeſterreich verhungern und ſelten auch nur der Welt bekannt werden, als Küchenjungen in der Hofküche anzuſtellen. — Ohnehin haben ſich ſchon mehrere dieſer Unglücklichen um Stellen als Hausknechte bei Hofe beworben; allein, da ſie nicht in gerader Linie von irgend einem Hofhausknechte Maximilian's des Erſten abſtammten, ſo konnten ſie gegen die Camarilla der Küche nicht durchdringen.

Alſo treten wir ein, um kaiſerlich zu frühſtücken! Eine Dame in Seide gekleidet, mit ſchön friſirtem Haar und über und über mit Schmuck beladen, die Finger voll Ringe, grüßt uns mit einem nachläſſigen Kopfnicken. Sie iſt kaum 17 Sommer alt, ſehr appetitlich — aber eine Königin kann mit ihrem Szepter nicht hochmüthiger Befehle winken, wie ſie ihrer Gehilfin mit der großen Bratengabel, welche wie ein Miniaturdreizack ausſieht. Demungeachtet lächelt ſie ein klein wenig herablaſſend gegen den Kunden, wenn er ein wohlgekleideter Mann iſt, zerlegt anmuthig den Faſan in kleine Stücke und legt dieſe Stücke — um den Gaſt beſonders auszuzeichnen — dieſelben mit den kleinen weißen Fingern auf den Teller. Woher weiß die Kleine, daß der Gaſt das ihr nicht übel nimmt, vielmehr mit lächelndem Vergnügen mit anſieht? Es wird Dir ſchmecken, ſcheint ſie zu ſagen, weil ich es berührt habe. Sie kennt keinen Unterſchied der Stände, ſie behandelt den General eben ſo herablaſſend wie den Studenten, denn ſie hat Erziehung; ſie weiß, ſo viele Titel und Würden die Menſchen erfunden haben, um ſich das Leben recht ſauer zu machen, vor einem hübſchen Kinde ſind alle Männer gleich, vom Hofrath bis zum Gymnaſialſchüler. Wenn es dem Leſer gefällig iſt, kann er dem niedlichen Kinde die Hand küſſen, ſie wird es durchaus weder übel nehmen, noch befremdlich finden. Alſo adieu Fräulein Pepi — wenn Sie etwa ein Nordteutſcher ſind, lieber Leſer, ſo beſchwören wir Sie, ja nicht etwa Jungfer zu ſagen, wenn ſie die Kleine nicht erzürnen wollen. Man hält dies Wort in Wien für eine Beſchimpfung.

Wir befinden uns nun in der ſogenannten Stadt — das iſt, der innerſten Stadt. Zuerſt betrachten Sie, lieber Leſer, mit Andacht das koſtbare Granitpflaſter — das ſchönſte in der Welt. Sollten Sie es für möglich halten, daß man es bald dahin gebracht hätte, anſtatt dieſes herrlichen Pflaſters elendes Pechpflaſter einzuführen, blos um eine Compagnie von Spekulanten zu bereichern? Es gab eine Zeit, wo alle Journale demonſtrirten, das Steinpflaſter wäre ungeſund, der Kiesſtaub zerſtöre die Lungen u. ſ. w. Man erklärte es für eine heilige Sache des Fortſchritts, daß man zuweilen mit den Schuhen im Pech ſtecken bleiben könne. Auf dem Glacis wurden bereits Verſuche gemacht, welche bewieſen, daß man auf keine Weiſe leichter ſeinem Nächſten Gruben graben könne, als durch die Pechpflaſterung.

Palläſte würde man hier vergeblich ſuchen. Jede Extravaganz des Geiſtes, gäbe ſie ſich auch in der Architektur blos kund, kommt in Wien nicht gut fort, daher denn nichts ſichtbar iſt als eine Kaiſerburg, welche einer Kaſerne gleicht, und ein Dom, welcher in den älteſten Zeiten gebaut iſt und allein noch einen erhabenen Bauſtyl darſtellt. Unter dieſem Dome befinden ſich Katakomben der merkwürdigſten Art, welche aber nicht mehr da ſind, weil ſie zu intereſſant waren. Miß Trollope — dieſes geiſtloſe Reiſetrampelthier, welche in den höchſten Cirkeln Zutritt erhielt, wie es einer Ausländerin gebührt — hat es dahin gebracht, daß man auf dieſe ſtaatsgefährlichen Katakomben aufmerkſam wurde. Dieſe Dame iſt hier ſo gut gefüttert worden, daß ſie in Folge ihrer guten Verdauung Alles im roſenfarbigen Lichte ſah. Miß Pardoe dagegen fand es comfortabler, von den ungariſchen Liberalen ſich atzen zu laſſen, weshalb ſie von den ungariſchen Parlamentsrednern und ihrem Tokaier ſehr begeiſtert iſt.

Auf dem Stephansplatze gewahren Sie den Stock im Eiſen, welcher vollkommene Gedankenfreiheit genießt. Derſelbe iſt ſehr ſtark vernagelt, was ihn zu einer ſchätzenswerthen Antiquität macht.

Merkwürdig iſt auch die Kirche zu Maria Stiegen, den P. P. Liguorianern gehörig. — Obwohl ſie ſehr alt iſt, ſo iſt ſie doch erſt in der neueſten Zeit erbaut worden.

Da es nicht zu vermuthen iſt, daß Sie von dieſem heiligen Orden gehörig unterrichtet ſind, ſo diene Ihnen zur Wiſſenſchaft, daß derſelbe die Aufklärung und Humanität befördert. Man erzählt ſich von der Menſchenliebe dieſes Ordens ſehr erbauliche Beiſpiele, beſonders wendet ſich dieſelbe den Dienſtboten zu. Die Kirche der Liguorianer iſt äußerlich ſchwarz und innerlich finſter. Von ihr herab führt eine halsbrecheriſche Treppe in den tiefen Graben. Dieſe Stiege iſt ſo ſteil wie die ämoniſche in Rom. Die Umgegend der Kirche iſt bewohnt von tugendſamen und menſchenfreundlichen Frauenzimmern. In dieſer Kirche hielt Zacharias Werner ſeine berühmte Predigt vom Stück Fleiſch, welche Jedermann zu Thränen rührte. In dieſer Kirche iſt ſeine „Weihe der Kraft“ begraben. Zacharias Werner ſoll an der Disziplin dieſes ſtrengen Ordens geſtorben ſein, denn ſeit er dem Orden angehörte, glaubte er ſteif und feſt, er könne nicht genug für ſeine Sünden ſich beſtrafen. Einige Alterthumsforſcher wollen wiſſen, es führten unterirdiſche Gänge von der Kirche der Liguorianer bis in die *gaſſe.

Hier iſt der weltberühmte Graben, auf welchem Alles beiſammen iſt, was zur noblen Welt gehört, große Herrſchaften, Kaffeehäuſer, Juweliere und Freudenmädchen. Wegen „eines längſt gefühlten Bedürfniſſes“ iſt dieſer Platz auf Anordnung des Magiſtrats erweitert werden. Die Dreieinigkeit thront hier auf ſteinernen Wolken, welche mit aufeinandergehäuften Federbetten eine außerordentliche Familienähnlichkeit haben; am Fuß der Säule ſtirbt die Peſt, aber ihre Schwiegertochter geht hier täglich ſpazieren. Dieſes Denkmal wurde von den Ueberlebenden zur Zeit der Peſt geſetzt; damals gab es noch fromme Leute, welche für ein ewiges Licht und eine ſteinerne Muttergottes große Summen ausgaben, allein in dieſer gottloſen Zeit weiß man das Geld anders anzuwenden. Auf dieſem Platz ſteht die Sparkaſſe, ein ſehr wohlthätiges Inſtitut, wo auf Koſten der Armen eine Menge Beamter und Aktionärs brillant honorirt werden, damit die Reichen den Vortheil haben, ihr Geld zu vier Prozent unterzubringen. Die Wohlthätigkeit dieſer Anſtalt für die Armen beſteht darin, daß ſie, wenn ſie ihr Geld wieder haben wollen, lange warten, den Sparkaſſedienern Trinkgelder und der Anſtalt Schreibgebühren geben müſſen, wodurch bewirkt wird, daß ſie oft lieber Hunger leiden als ihre Erſparniſſe ſo dezimiren laſſen und ſolchergeſtalt ihr Geld erhalten und aufheben. Es iſt ſehr weiſe auf dieſe Art zu bewirken, daß das Geld ſich immer mehr konzentrire und aus den Händen des Volkes, welches nicht damit umzugehen weiß, in diejenigen der Geldſpekulanten komme, welche, die Hände in der Taſche, aus vier Prozenten ſechs machen und für dieſe Gefälligkeit ſich noch ſalariren laſſen. Dieſe treffliche Anſtalt giebt die Ausweiſe ihres Reichthums in die öffentlichen

Blätter, um darzuthun, wie ſparſam und — das Volk iſt. Leute, welche hier ſehr verhaßt ſind, weil ſie Alles beſſer wiſſen wollen, unverſtändige Neuerer und boshafte Kritiker meinen nun zwar, es wäre weit zweckmäßiger, den Armen zu belehren, wie er ſeinen Wohlſtand weit gründlicher befördere, wenn er für 10 erſparte Gulden ſich Lebensmittel oder Holz im Großen kaufte, als wenn er ſie in die Sparkaſſe giebt, wodurch er 30 bis 50 Prozent an ſeinen Lebenskoſten erſparte, allein glücklicher Weiſe weiß man ſolche Neuerer zum Schweigen zu bringen. Und ſo beſteht jene ſchöne Kette von wohlthätigen Verbindungen, welche den Handel und die Induſtrie auf den Hund bringt, indem ſie der Geldſpekulation mit vollen Händen den Wohlſtand des Volks in die offenen Seckel wirft; der Arme giebt ſein Geld der Sparkaſſe zu 4 Prozent, die Sparkaſſe den Wucherern zu 6 Prozent, dieſe den Mäklern zu 12 Prozent, dieſe endlich der Induſtrie zu 24 bis 100 Prozent. Es iſt natürlich, daß dieſes Syſtem der Geldwirthſchaft die beſten Folgen für den Staat und das Volk nach ſich ziehen müſſe.

Am intereſſanteſten iſt der Graben Abends nach 7 Uhr. Huſch, huſch — da ſchlüpft ein niedlicher Nachtvogel mit glatten Schultern vorbei. Hintnach mit langen Beinen, links und rechts carambolirend, von Schimpfworten der Geſtoßenen begleitet, mit hocherhobener Lorgnette, ein liederliches Hofrathsſöhnlein, der in einem Monat verthut, was ſein Vater durch Dienſteifer in einem Jahre mühſelig aufbringt. Wenn man ſieht, wie ſolch ein Tagedieb in den eleganteſten Kleidern von Gunkel einhergeht, welche jährlich mindeſtens 400 fl. koſten, wie er mit luſtigen Dirnen, in Theatern, auf Bällen wenigſtens jährlich 1000 fl. verthut; ferner den Aufwand der Frau Mama von gleicher Summe; den Zins mit 1200 fl.; die Equipage mit 1200 fl.; den Haushalt mit 3000 fl.; die kleinen Vergnügungen des Papa hingegen mit 2 — 3000 fl., zuſammengerechnet, ſo muß man erſtaunen über die finanziellen Talente manches öſterreichiſchen Beamten, der Alles dies oft mit ſeiner Beſoldung beſtreitet.

Im Volksgarten ſuchen wir das öſterreichiſche Volk, ſind aber nicht ſo glücklich es zu finden. Theſeus erſchlägt den Minotaurus, aber vergeblich, er kommt damit niemals zu Stande. Sollte dies eine Allegorie in Bezug auf gewiſſe ungeheuerliche Uebelſtände ſein, gegen welche man immer eine drohende Miene macht, ohne jemals zuzuſchlagen? Des Abends ſetzen ſich hier die Damen in einen Kreis und laſſen ſich bewundern bei Muſik und Illumination. Alle Pflaſtertreter und eleganten Freudenmädchen geben hier Rendezvous; in den ſtillen Bosquets werden Adreſſen vertheilt. Dieſes Vergnügen iſt ganz volksthümlich.

Doch kehren wir in die Straßen zurück. Welche prachtvollen Auslagen von Waaren aller Art!

Mitten unter Juwelen finden wir eine ganz eigenthümliche Koſtbarkeit — Zähne gleich Perlen, ja ganze Kiefer und Gaumen. Man reparirt das Gebiß eines Menſchen wie ein Paar zerriſſene Stiefel. Möge der

Himmel das Bedürfniß dieſes Luxusartikels denjenigen zuwenden, welche es dahin kommen laſſen, daß dieſe Artikel täglich mehr geſucht werden!

Hier iſt der Trattnerhof — dieſes glänzende Reſultat des öſterreichiſchen Nachdrucks, wobei freilich Niemand gewonnen hat, als die Trattneriſche Familie. Gewiß, lieber Leſer, wird es Sie intereſſiren, einige dieſer brillanten Kaufläden zu beſuchen.

Ueber die Wiener Höflichkeit und Aufrichtigkeit kennen Sie hier ſchöne Studien machen. Die Wiener ſind das gehorſamſte, artigſte und wohlerzogenſte Volk der Welt, das iſt bekannt. Man findet den Reichthum dieſes Völkleins an Redensarten der Dienſtbefliſſenheit, Unterthänigkeit und Demuth im höchſten Grade erſtaunlich.

Treten Sie in ein Tabakgewölbe, um ein halb Loth Schnupftabak zu holen. Es entſpinnt ſich folgendes Geſpräch.

Tabakkrämer. Ich habe die Ehre einen guten Morgen zu wünſchen. Womit kann ich die Ehre haben Sie zu bedienen?

Leſer. Ich bitte um ein halb Loth Schnupftabak.

Tabakkr. Darf ich bitten von welcher Sorte?

Leſer. Schwarzgebeitzten.

Tabakkr. Unterthänigſt aufzuwarten.

Leſer. Was koſtet das?

Tabakkr. Einen und einen halben Kreuzer gehorſamſt zu dienen.

Leſer. Hier.

Tabakkr. Ich danke gehorſamſt.

Leſer. Adieu.

Tabakkr. Ganz gehorſamſter Knecht, ich wünſche Ihnen glückſelige gute Nacht, habe die Ehre mich zu empfehlen, befehlen Sie ein ander Mal.

Treten Sie nun in einen Gewürzladen, lieber Leſer. Sogleich ſtürzen ſechs Ladendiener auf Sie los, den Prinzipal an der Spitze und es beginnen folgende ſechsſtimmige Begrüßungen, während ſich das ganze Perſonal bis an den Erdboden verneigt.

Erſter Commis. Ich habe die Ehre beſten Morgen zu wünſchen.

Zweiter Commis. Ganz unterthäniger Diener!

Dritter Commis. Ergebenſter Knecht.

Vierter Commis. Womit kann ich Euer Gnaden aufwarten?

Fünfter Commis. Was ſchaffen Euer Gnaden?

Sechſter Commis. Was befehlen Euer Gnaden?

Der Herr Prinzipal. Ihr unterthänigſter Knecht. Was befehlen Euer Gnaden, womit kann ich die Ehre haben Sie zu bedienen?

Der Leſer. Ich bitte für einen Kreuzer Pfeffer.

Sogleich ſtürzen die ſieben Gewürzkrämer durcheinander, der eine holt mit athemloſer Haſt, als gelte es einem Sterbenden Hilfe zu bringen, den Pfeffer, der zweite macht die Tüte, der dritte reißt die Wage zur Hand, der vierte nimmt ein Geldſtück zum Wechſeln in Empfang, der fünfte bleibt als Reſerve auf der Lauer und beobachtet, ob Alles richtig und ſchnell geſchehe, der ſechſte beeifert ſich, Ihnen Tabakfeuer zu geben, der Herr Prinzipal aber kommandirt mit der Stimme eines Regimentskommandanten, indem er bald hier- bald dorthin gallopirt und ſeine Truppe aneifert:

Schnell, Eduard, Cayennepfeffer, feinſte Qualität!

Himmeltauſendelement, ſchlafen Sie noch, hurtig, hurtig.

Aber in's Teufels Namen, Karl, werden Sie an der Wage noch lange 'rumbandeln?

Nun, wie lange ſoll der gnädige Herr noch warten?

Nach Beendigung des Geſchäfts präſentirt der Gewürzkrämer noch eine Priſe Tabak, der Kreuzer wird gezahlt und nun beginnt wieder die Bekomplimentirung.

Ich küſſe die Hand Euer Gnaden.

Haben nichts ſonſt zu befehlen Euer Gnaden?

Ganz unterthänigſter Diener Euer Gnaden.

Wünſche Euer Gnaden wohlauf zu verbleiben.

Ich bitt' unterthänig ein anderes Mal wieder zu befehlen Euer Gnaden.

Der Leſer iſt wahrſcheinlich über dieſe übertriebene Demuth ganz betreten. Es iſt ihm wehmüthig um's Herz. Er zerbricht ſich vergeblich den Kopf über die Urſachen dieſer unterthänigen Höflichkeit. Er macht politiſche Betrachtungen wie ein reiſender Berliner Profeſſor. Tröſten Sie ſich, guter Leſer, es iſt nicht ſo ſchlimm mit dieſem Knechtſinn wie Sie glauben. Hören Sie was man nach Ihrem Abgang von Ihnen ſpricht.

Alle. Ha, ha, ha, ha!

Prinzipal. Das war eine Kundſchaft, die ſich gewaſchen hat.

Erſter Commis. Das iſt ein ſchundiger gnädiger Herr!

Zweiter Commis. Ein wahrer Lauſewenzel.

Prinzipal. Es war wohl ſein letzter Kupfergroſchen!

Erſter Commis. Du haſt ihm doch die geſtoßenen Brodbröſel gegeben?

Zweiter Commis (ſich prahlend). Na Natur — der Cayennepfeffer wächſt nicht für ſolche ſchlampete Prinzen.

Der Leſer iſt hoffentlich vollkommen zufrieden geſtellt. Zwar kommen ihm einige ſchwache Zweifel über die weltberühmte Gemüthlichkeit der Wiener, aber er bemerkt zu ſeiner Genugthuung dagegen, daß nicht alles Selbſtgefühl in dieſen Leuten erloſchen iſt.

Treten wir in einen dritten Laden und beſehen einen Stoff.

Iſt er *echtfärbig*?

Auf Ehre, Euer Gnaden.

Iſt der Stoff haltbar?

Er iſt nicht zu zerſtören, *auf meine Ehre*!

Aber er iſt zu theuer. — Sie müſſen etwas ablaſſen.

Nicht einen Pfennig kann ich ablaſſen, auf *Ehre*, ich verliere bei dem Stoff 50 Prozent, ſo wahr Gott im Himmel iſt.

Demungeachtet, lieber Leſer, ſind Sie geprellt — der Stoff hält die Farbe nicht, iſt nicht dauerhaft, der Kaufmann gewinnt dabei genau ſo viel, als er zu verlieren behauptet und lacht Sie weidlich aus.

Wenn man nach dieſen Erfahrungen von der Wiener Höflichkeit die Wiener Grobheit kennen lernen will, ſo begebe man ſich in eine Fleiſchbank oder auf die Hauptmauth — gröber kann man nirgends mehr behandelt werden — denn da der Fleiſchhandel ein Monopol von einigen mit einander verſchworenen Spekulanten, welche man bürgerliche Fleiſchhauer nennt, iſt, ſo muß man ſich Alles von ihnen gefallen laſſen. Wer nicht einen Viertelzentner Fleiſch täglich verzehren kann, bekommt ſchlechtes Kuhfleiſch und viele Knochen und muß es für gutes Rindfleiſch bezahlen.

Treten wir näher — hier iſt ein offener Fleiſcherladen, belagert von Köchinnen ohne Zahl, welche laut durch einander ſchnattern und ſchreien. Die ſonore Stimme des Aushackknechts übertäubt jedoch den Lärm der zarten Kunden, von welchem nur wenige Auserwählte mit zarter Rückſicht behandelt werden. Es ſind dies diejenigen Mägde, deren Herrſchaften dem Aushackknecht ein gutes Trinkgeld geben, damit er die ſchlechteſten Knochen für die armen Familien aufbewahre.

Mitten unter den holdſeligen Genien der edlen Kochkunſt ſehen wir ſchwitzend einen mit Orden gezierten Herrn Hofrath mit wohlgerundetem Bauch: —

(es iſt merkwürdig, um hier in der Parentheſe zu ſprechen, daß die meiſten Ordensritter ſehr ſtattliche Bäuche haben, eine naturhiſtoriſche Beobachtung, welche ſchon von mehreren Gelehrten gemacht worden iſt — viele von ihnen meinten, es käme daher, weil die Verdienſte dieſer Herren ſehr oft nur in ihren Gedärmen zu finden ſeien —)

alſo wir ſehen hier den fetten Hofrath Bummelmeier, von verliebten Launen geplagt, hinter einer jugendlichen ſchlanken Wiener Köchin einhertraben. Er ergreift herablaſſend den Arm des Mädchens und beginnt mit ihr, welche ſehr erluſtigt ſcheint durch den Ordensritter, ein girrendes Liebesgeſpräch, in welches der kleine Schelm eingeht. Sie ſcheint Gefallen zu finden an den Gluten des alten Seladons, ſie ſcheint nachzudenken, ob ſie ſein Flehen erhören ſoll und verſpricht endlich dem Herrn, ihn zu begleiten, ſobald ſie nur noch im vierten Stock jenes Hauſes einen Brief abgegeben. Aber ſie hat einen ſchweren Korb, ſie iſt in Verlegenheit und weiß nicht, was ſie thun ſoll, um nicht die Laſt vier Stock hoch ſchleppen zu müſſen; der Herr Hofrath erbietet ſich endlich, den Korb einſtweilen zu halten, — weit und breit ſieht man ja Niemand in der Straße, der ſich etwa luſtig machen könnte über Seine Gnaden und in zwanzig Sekunden iſt ein flinkes Mädchen wieder vom vierten Stock zurück. Allein die Schelmin bleibt eine volle Viertelſtunde aus und der Herr Ordensritter ſpielt mit dem Fleiſchkorbe auf dem Arm eine höchſt würdevolle Rolle. Geneckt und ausgelacht von den Vorübergehenden, will er den Korb auf die Erde ſtellen und ſich entfernen, allein ein Paar Hunde erwarten bereits dieſen Entſchluß, um über das Fleiſch herzufallen. Ohnehin würde dieſe Unternehmung auch den Herrn um ein Rendezvous gebracht haben, der Korb hätte geſtohlen werden können, man würde eine Anzeige auf der Polizei gemacht haben; wodurch Se. Gnaden vor der ganzen Ordensritterſchaft hätte blamirt werden müſſen. Der Herr Hofrath beſchließt daher, in Geduld abzuwarten. Endlich kommt die Spitzbübin mit ihrer Frau — nimmt ihm lachend mit einem Knix den Korb ab — die Frau bricht in ein lautes Gelächter aus — jene bedankt ſich mit vieler Höflichkeit, man überhäuſt ihn mit Lobſprüchen über ſeine Herablaſſung und Gefälligkeit — ein Dutzend Köchinnen ſtimmt in den Applaus und das Gelächter ein und Seine Gnaden traben ſehr zerknirſcht von dannen, verfolgt von beißenden Sarkasmen des Witzes der Köchinnen, um zu Hauſe an ſeinem Buche über „die nothwendige Ausweiſung aller Schriftſteller aus Europa" zu arbeiten. Wir haben Urſache zu vermuthen, daß dieſer würdige Mann ſich zum Staatspubliziſten vorbereite.

Allmählich wird es in den Straßen belebter, die Seſſelträger richten ſich zum Holzſpalten ein, was in den engen Straßen für die Vorübergehenden eine ſehr große Annehmlichkeit iſt. Der Hundeſchlag beginnt. Nach allen Seiten entfliehen die armen verfolgten Thiere bellend. Dieſes ekelhafte Schauſpiel genießen die Wiener wöchentlich ein Mal, denn es gehört zum Syſteme der Polizei, die treueſten Thiere der Schöpfung völlig auszurotten. Der Arme ſoll ſeinen letzten Freund verlieren — den einzigen, der mit ihm ohne zu murren ſein Elend theilt. Die angebliche Gefahr der Hundswuth iſt keine Entſchuldigung ſolcher planmäßigen Vertilgung einer nützlichen Thiergattung, denn gegen Hundswuth wie gegen Menſchenwuth giebt es ein probates Mittel, Sorgfalt für ihr Wohl, für die naturgemäße Befriedigung ihrer ſtärkſten Triebe. Trotz aller Strenge wird es überall da wüthende Hunde und wüthende Menſchen geben, wo Hunde und Menſchen eingeſperrt und ſchlecht beſorgt werden. Der Verein gegen Thierquälerei ſollte ſich der armen Hunde annehmen, wenn er anders die Menſchen lieb hat.

Machen wir nun eine Tour in die Vorſtädte zuerſt zu den k. k. Stallungen.

Hier ſteht eine Schildwache. Um dem armen Burſchen, der mit 6 Kreuzern täglich in Wien keinen fürſtlichen Aufwand machen kann, ſein Daſein zu verſüßen, hat der Korporal in der Kompagnieſchule ihm geſagt, daß er anſtatt des Kaiſers auf der Wache ſtehe. Er fühlt ſich daher auf ſeinem Poſten erhaben über die niedrige Menſchheit, welche an ihm vorbeiwandelt: er betrachtet mit der tiefſten Verachtung den unglücklichen Civiliſten, welcher niemals Kaiſer iſt und obwohl in der Geſchichte kein Beiſpiel vorhanden iſt, daß jemals ein Kaiſer vor einem Pferdeſtalle Schildwache geſtanden hätte, ſo prätendirt der Mann doch von dem Civile jene Honneurs, welche man einem

Kaiſer ſchuldig iſt. Es iſt bekannt, daß einige dieſer Stellvertreter der Majeſtät auf Civiliſten geſchoſſen haben, weil ſie vor ihnen nicht die Cigarren aus dem Munde nahmen. Treten wir zu dem Tirannen heran. Es iſt eine alte Erfahrung, daß das Schreckliche, in der Nähe beſehen, bei Weitem nicht ſo ſchrecklich iſt. Nur Muth! „Guter Freund, kann ich für einen Zwanziger Feuer für meine Pfeife haben?“ Seine Majeſtät ſtaunt vielleicht, ſchmunzelt, ſieht ſich ein wenig um, macht dann Gewehr beim Fuß und greift in die Patrontaſche — um das Gewehr zu laden — nein — um Feuerzeug heraus zu holen, krak, krak, der Schwamm brennt und wird ſorgfältig angeblaſen verabreicht. Se non e vero e ben trovato!

Unſer Weg führt uns nun weiter zur Alſerkaſerne. Welches Trommeln in dem verſchloſſenen Hofraum — das iſt der Wirbel beim Schlachtgetümmel, aber es giebt hier keine Schlacht, ſondern nur eine Schlachtbank. Ein armer Teufel, der ſeinem Kameraden ſechs Kreuzer geſtohlen, muß Spießruthen laufen 10 Mal auf 10 Mal ab durch 300 Mann — macht 6000 Hiebe. Eine blutige Straße bezeichnet den Weg, den er wandelt, der Rücken iſt bereits ohne Haut — der Mann iſt lebendig geſchunden. Man ſagt, dieſe barbariſchen Strafen ſeien nothwendig bei Soldaten, welche nur eine Stufe höher ſtünden als das liebe Vieh. Aber warum läßt man ſie denn auf dieſer Stufe ſtehen?

Ein Offizier ſteht am Thore und raucht ſeine Cigarre, indem er mit einem Kameraden plaudert.

„Nun, Herr Kamerad,“ ſagt der Andere, indem er ſeine Pfeiſe ausklopft, „wie finden Sie dieſe Schinderei in Folge eines Verbrechens, welches im Civile kaum mit einigen Tagen Arreſt beſtraft wird?“

„Nothwendig,“ antwortet der Kamerad, „das giebt gute Disziplin und gute Soldaten, welche blind in's Feuer gehen.“

„Ich aber glaube, lieber Freund, das giebt Soldaten, womit man Thüren einrennen, aber keine Schlachten gewinnen kann.“

Das hier liegende Militär beſteht meiſt aus Ungarn und Italienern, das Regiment Deutſchmeiſter (Wiener) im ganzen Heere berühmt wegen der guten Laune und guten Aufführung ſeiner Angehörigen, liegt immer in der Provinz. Wollen Sie aber ein Paar Urlauber kennen lernen, lieber Leſer, ſo begeben Sie ſich Abends in eine Schenke im Lerchenfeld. Hier an dieſem kleinen Tiſch mitten im Saal ſitzen ein Paar der luſtigſten Leute des Regiments.

„Du, Nazi,“ ſagt der Eine zu dem Andern, „was wirſt Du denn thun, wenn Du einem Feinde auf Leben und Tod gegenüber ſtehſt.“

„Ich werde ſagen,“ entgegnete der Andere mit komiſchem Pathos: „Geh hin — ich verzeihe Dir.“

Weiter, weiter!

Hier iſt das allgemeine Krankenhaus — dieſes großartige Denkmal der Humanität Joſephs des Zweiten.

Ein ziemlich rüſtig ausſehender wohlgekleideter Arbeiter tritt eben zum Thore herein. Seine Hand klimpert in der Taſche mit ſeinen erſparten Silberſtücken.

„Wohin, guter Freund."

„In's Spital — ich leide am Fieber."

Unter dem Thore begegnet ihm eine Jammergeſtalt in Lumpen, abgezehrt und auf zwei Krücken gehend. Er hält den Hut hin und bittet um ein Almoſen.

„Wohin, Kamerad?"

„Aus dem Spitale — ich bin geneſen."

„Aber Freund, Ihr könnt ja nicht ſtehen vor Mattigkeit. Kehrt doch lieber um und bleibt wo Ihr geweſen ſeid."

„Nein, lieber Herr — ich denke, wenn ich ſterben will, kann ich es ohne die Hilfe des Staates, ich werde mich ſchon erholen, wenn ich nur erſt etwas zu eſſen habe."

Das iſt in der That ſonderbar!

Treten wir in den inneren Hofraum. Welche ungeheuren Räume! Welche Reinlichkeit und Ordnung! Welche Säle mit Krankenbetten — welche Ausdünſtung — welche flehenden angſtvollen Blicke der Kranken, welches Geſtöhn der Leidenden und Sterbenden! Hier iſt das Klinikum. Eine Gruppe von Studenten ſteht mit dem Profeſſor am Sterbebett eines Kranken.

„Hier haben Sie einen höchſt intereſſanten Fall, meine Herren," dozirt der Profeſſor und erklärt in lateiniſcher Sprache die Symptome des Todeskampfes.

Guter Joſeph! Dein Wille war edel, aber hier iſt nichts mehr Wohlthätiges von Deiner Anſtalt vorhanden, welche einer der größten Mißgriffe Deiner glorreichen Regierung war. Es gab in Wien einige 20 kleine Krankenhäuſer mit ungeheuren Kapitalien dotirt. Mag die Wiſſenſchaft beſſer daran ſein bei dieſer koloſſal unzweckmäßigen Anſtalt — die Kranken ſind es nicht! Die Krankenpflege koſtet jetzt vielleicht verhältnißmäßig nicht den zwanzigſten Theil der damaligen Koſten. Das ſind ſehr traurige Erſparniſſe.

Auf dem Rückwege begegnen wir einer ganzen Schaar Egyptier mit Fleiſchtöpfen, deren Inhalt hinreichend ſcheint, das ganze Spital zu verköſtigen. Es ſind Verwandte und Freunde der Kranken, welche den Hungertod derſelben zu beſorgen ſcheinen.

Vom Spitale gehen wir weiter aufwärts bis vor die Linie, dann links über die Felder.

Hier ſind wir im Lerchenfeld. Dieſe ehemalige Heimath der Wiener Volksthümlichkeit iſt nun auch ſchon nobilitirt — das iſt langweilig, fad und geſchmacklos geworden. Man giebt dort Conzerte, man erſcheint auf dem Balle zuweilen anſtändig gekleidet, das heißt, mit zerriſſenem Hemd und ſchwarzem Frack, man trachtet nach guter Geſellſchaft — das iſt nämlich eine ſolche, welche weder luſtig noch traurig iſt und ſich gewöhnt hat, ihre Gedanken für ſich zu behalten. In einigen Kneipen zwar nimmt man es mit den Kleidern nicht ſo genau, dafür aber muß ſich die Natürlichkeit den Umgang mit Bettlern und Dieben gefallen laſſen. Das Lerchenfeld iſt nun eine Stadt — es hat kein eigenthümliches Gepräge mehr, es hat ſeine Salons und

Diebshöhlen, ſeine Keller und Conzertſäle, ſeine haute volée und ſeinen Pöbel, und das einzige, was hier noch von der alten Zeit übrig geblieben, iſt daß noch immer viele ſtinkende Fiſche verkauft werden. Am Lerchenfeld grenzt Ottakrin, das letzte Refugium von Armuth und Elend. Wien hat keinen luſtigen Pöbel mehr, denn ehedem war der Pöbel nur unwiſſend und roh, jetzt aber iſt er arm und meiſt ſiech dazu, zum Lachen daher nicht aufgelegt und wenn er auch zuweilen noch Poſſen treibt, ſo ſind ſie meiſtens nicht beſſer als jene, welche man in den Theatern aufführt — was ſonſt umgekehrt der Fall war. — Hier iſt das Vaterland der Affenkomödien, Seiltänzer ꝛc. Links breitet ſich die Schmelz aus mit großen Ackerfeldern, wo man am hellen Tage geplündert und erſchlagen werden kann. Man hat hier eine ganze Truppe Vagabonden aufgegriffen und nach Dalmatien geſchafft.

Den fremden Leſer wird jedoch mehr als dieſe Umgebung von Wien der berühmte Prater intereſſiren. Wir führen ihn dahin und zwar zu allererſt in die k. k. Militär-Schwimmſchule, wo wir ihn zum Zeugen folgender intereſſanten Szene machen.

(Hofrath X. erſcheint mit ſeiner Gattin und zwei Töchtern.)

Hofrath (zu ſeiner Familie). So, hier auf der Bank könnt Ihr am Beſten Alles ſehen.

Schwimmmeiſter (im Bademantel). Ich bitt' Euer Gnaden, es wird gleich anfangen — es ſind ſchon zwölf Herren da — lauter gute Schwimmer — ſie ſind ſchon ausgezogen.

Die Frau Hofräthin. Iſt denn unſer Carl auch ſchon hier, mein lieber Sommer?

Schwimmmeiſter. Zu dienen Euer Gnaden, er macht ungeheure Fortſchritte, er kann ſchon Waſſer treten und vor acht Tagen haben alle Damen Bravo gerufen, als er kopfüber mit einem doppelten Purzelbaum in's Waſſer ſprang.

Hofräthin. Das liebe Kind — er hat zu Allem Talent. Nun, Schwimmmeiſter, wir werden erkenntlich ſein. Er kann ſich bei meinem Mann um einen Civildienſt melden.

Schwimmmeiſter (küßt ihr die Hand). O Eure Gnaden ſind die Güte ſelbſt.

Fräulein Julie. Sieh, Schweſter, jetzt ſpringt Einer.

Fräulein Auguſte (leiſe). Der iſt hübſch. Weiß wie ein Oſterlamm.

Julie. Ach — das iſt prächtig — plumps — wie er ſich herausarbeitet, jetzt ſchwimmt er auf der Bruſt wie ein Froſch, (leiſe) wie gefällt Dir ſein Wuchs?

Auguſte (leiſe). Charmant.

Hofräthin. Jetzt ſchwimmt er auf dem Rücken — ſieh nur, Alter, der iſt gelenkig wie ein Aal — ſein Rücken liegt ganz hohl, (lächelnd) welche Plaſtik!

Julie. Ich bitte Dich, ſieh nicht hin.

Auguſte. Warum denn nicht — Mama ſieht mit der Lorgnette nach dem Schwimmer.

Erſter Fremder (eintretend zu ſeinem Gefährten).

Damen — Damen — nee 's iſt nicht möglich, Damen in einer Schwimmſchule!

Zweiter Fremder. Mir nichts Neues — übrigens geſchieht es nur alle Sonntage — am Tage der Braten.

Hofräthin. Julie — ſieh ein Mal dorthin, der Schwimmer mit dem ſchwarzen Bart und dem Muttermaal auf dem Rücken — iſt das nicht der Graf S.?

Julie (ſieht mit der Lorgnette nach ihm). Ja, wahrhaftig, er iſt es.

Hofräthin (winkt mit dem Taſchentuch). So — jetzt ſieht er uns, ich muß ihn doch fragen, ob er heute zum Thé dansant kommt.

Graf S. (ſpringt in der Schwimmhoſe aus dem Waſſer, klettert die Treppe herauf, ſchüttelt ſich ab und präſentirt ſich den Damen). Sehe ich recht — Herr Hofrath, Frau Hofräthin — nein, dieſe Ueberraſchung. Darf ich ſo frei ſein, Ihre Hand zu küſſen — ich habe zwar keine Handſchuhe an wie Sie ſehen, aber Sie werden entſchuldigen (küßt ihr die Hand und ſtellt ſich konverſirend zu den Damen, indem er die graziöſe Stellung eines Antinous annimmt).

Erſter Fremder (zu dem Gefährten). Ha, ha, Sie Schalk, wir ſind alſo in einem Bordellbadehauſe.

Zweiter Fremder. Pſt — ſtill — was fällt Ihnen ein, es ſind Damen aus der beſten Geſellſchaft.

Wenden wir uns nun nach dem Noble-Prater.

Auf — Ohe — trapp, trapp, trapp — da ſauſt ſie hin die Equipage, mit vier arabiſchen Rappen beſpannt, geleitet von einem eleganten Herrn, an deſſen Seite eine Dame ſitzt, mit einem Hut aus Paris, einem Shawl aus Perſien — und falſchen Zähnen aus England. Der Wagen iſt aus Wien und koſtet 2000 fl., die ganze Equipage mit ihrem Inhalt dürfte 20000 fl. Werth haben, — die Perſonen für nichts gerechnet. Zwei Lakaien ſitzen hinten am Bock und ſind prachtvoll gekleidet. Der Inhaber dieſer Herrlichkeiten iſt ein Fleiſcher. Er wird morgen vielleicht von der Polizei auf Requiſition irgend einer armen Gräfin vorgefordert werden, um ſich wegen der Vermeſſenheit, mit Vieren zu fahren, zu rechtfertigen. Obwohl kein Geſetz beſteht, welches dem Bürger dies verbietet, erlaubt ſich doch die Ariſtokratie zuweilen ſolche zweckloſe Verweiſe und wir würden dies ſehr zweckmäßig finden, wenn dergleichen gegen den unvernünftigen Luxus überhaupt, der das Geld aus dem Lande ſchwemmt, unternommen würde. Doch folgen wir unſerem Fleiſcher nach. Vor dem erſten Kaffeehauſe ſteigt er ab mit ſeiner verehrungswürdigen Gattin — Beide mit Lorgnetten bewaffnet, von Lakaien gefolgt, ſpazieren gravitätiſch durch die Allee. Monſieur, um ſeine noblen Manieren zu zeigen, hat ein Glas ins Auge gedrückt, wodurch er die ihm begegnenden Damen muſtert, die linke Hand cajolirt unter den Frackſchößen ſeine üppigen Hüften, die rechte dient dem Arm der Gattin zur Stütze. Dieſe Dame, nicht minder fleiſchig wie der Herr Gemahl, iſt das lebendig gewordene Roſtbratel — ſie trieft von Fett, aber ſie weiß ihren Pariſer

Hut mit dem großen Federbuſch ſehr nobel zu tragen, ihre Schritte ſind abgemeſſen wie die eines exerzirten Grenadiers und ihre Blicke wenden ſich verächtlich von der Bourgeoiſie ab, um überaus reizend lächelnd ſich denjenigen ſchamloſen Gecken zuzuwenden, welche dadurch, daß ſie ſich über dieſe Erſcheinung ziemlich unverhohlen luſtig machen, anzeigen, daß ſie Kavaliere ſind. Von Zeit zu Zeit wechſeln die Unvergleichlichen einige noble Worte, wie z. B.

„Wie finden Sie heute den Prater, Madame?“

„Sehr faſchanobl, mon ami!“

„Jes — comfurtable — ſehr comfurtable! Corpo di Paco — welche Aſſemblee!“

„Jes — very noble!“

„Goddum — mein Bijou — ich ſchwitze wie eine Sau!“

„An che io — auch ich ſchwitze ſo — ſi tone!“

Plötzlich aber wendet ſich der Herr um und ruft mit lauter Stimme:

„Jacques, Jacques!“

Ein als Lakai verkleideter Fleiſchergeſell ſpringt hervor.

„Was ſchaffen's, Herr Gramperl?“

„Eſel — Er Lümmel — weiß er nicht, wie er zu ſagen hat, wenn ich ihn rufe?“

„Ja richtig — Er Gnaden! Was befehlen Sie?“

„Es iſt gut.“

Einige Schritte weiter wendet ſich Madame um:

„George, George!“

„Befehlen Euer Gnaden.“

„Ach, iſt Er da — es iſt gut.“

Nach einer kleinen Weile wendet ſich die Dame abermals um:

„George, George!“

„Befehlen Euer Gnaden.“

„Trag er mir meinen Shawl.“

Gleich darauf ruft Madame wieder.

„George, George, gieb Er mir meinen Shawl.“

So geht es fort zur nicht geringen Beluſtigung des verehrlichen Publikums. Endlich ſchreit der gnädige Herr ſo laut, daß man es in der ganzen Allee hört:

Vorfahren!

Die beiden Fleiſchergeſellen ſpringen nun hinweg; ſtoßen rechts und links alle Leute auf die Seite, rufen den Jockei mit der Equipage herbei und es wird eingeſtiegen.

Da ſage nun noch ſo ein naſeweiſer Touriſt, daß der Bürger kein „Selbſtbewußtſein“ habe, oder daß es im Bürgerſtand keinen Reichthum gebe! Herr Gramperl iſt ein ſteinreicher Mann, wie faſt ein Dutzend ſeines Gewerbes, denn die Zunft ſorgt dafür, daß das Monopol dieſes Dutzends aufrecht erhalten werde, wodurch freilich viele Tauſende verderben müſſen. Die Zunft hat auch ihre Politik.

Merkwürdig iſt auch der Harfeniſt im Prater. Machen wir uns zu Zeugen ſeiner Triumphe.

Junge Mädchen, Frauen, Kinder beiderlei Geſchlechts, Kindermädchen, Ammen, Studenten, Lehrlinge ꝛc. ſtehen und ſitzen um ihn herum Folgende Stimmen begleiten ſeine Produktion.

Schuſterbub. Na, wirds bald angehn?

Harfeniſt. Gleich, gnädiger Herr! (Gelächter.)

Geſell. Aber nur was Luſtigs.

Soldat. Was von die Mädeln — und von — Sie wiſſen ſchon.

Harfeniſt. Sollen gleich bedient werden — ich hab' heute ein ganz neues Liedel mit die neueſten Sauglocken.

Berliner Handwerker. Na, läuten Sie man zu, jroßer Harfeniſte!

Polizeidiener. Was hat der Herr für ein Lied — zeig' er her.

Harfeniſt (zeigt ihm ein Blatt Papier). Da, Herr Gisperl.

Polizeidiener. Na, 's iſt gut. (geht ab.)

Harfeniſt (ſingt):

— — — —*)

(Allgemeiner Enthuſiasmus.)

Berliner (lacht). Das ſind ja janz barbariſche Sauereien! Hören Sie man, Harfeniſte, wie heeßt denn der Dichter, der Schweinigel.

Harfeniſt. No — ſein's ſo gut — ſprechen Sie deſpektirlich von dem berühmteſten Dichter des Vorſtadttheaters. Das Lied hat mich fünf Gulden koſt.

Schuſterbub. Weiter, weiter!

---

*) Cenſurſtriche des Verfaſſers.

Harfeniſt (ſingt):

— — — — *)

Alle (Weiber, Kinder, Mädchen ꝛc.). Bravo, bravo, bravo!

Schuſterbub. Außa, außa! (klatſcht in die Hände) da capo — fora — fora!

Berliner. Ja, da capo — jroßer Schweinehund von einem Lokaldichter, ich bezeige Dich meine Ehrfurcht.

Dienſtmädchen (zu einem vierjährigen Kinde). Na, Pepi, wie gefällt's Dir?

Amme. Schade — daß die klein Fratzen es nicht verſtehen.

Schuſterbub. Werden's ſchon verſtehen lernen — müſſen erſt Wurſtelprater ſtudieren.

Berliner. Verſtehſt denn Du's — klene Kröte — biſt ja noch nicht trocken hinter de Ohren?

Schuſterbub (ſtolz). Ob ich's verſteh — beſſer als Sie vielleicht — weiß Jott, Bruder.

Berliner. Jelbſchnabel — Du wirſt 'ne gute Zucht werden, wenn de noch lange Wurſtelprater ſtudierſt, denn kannſt de mal ooch Lokaldichter werden.

Schuſterbub. Ein Dichter — na ſo dumm bin ich nicht — ich will höher hinaus. —

Berliner. Nu fortgefahren — Herr Sauglockenharfeniſte.

Harfeniſt (ſingt):

— — — — **)

(Allgemeiner Taumel des Entzückens, unauslöſchl. Gelächter.)

---

*) Damnatur — als ſittengefährlich und gegen allen Anſtand.
**) Damnatur — als Gottesläſterung! Der Verf.

Junges Mädchen (zu einem älteren). Na, Reſi — das hab' ich nicht verſtanden.

Das ältere (leiſe kichernd). Siehſt Du, Kati — das iſt ſo — — — — — — — — — —*)

Bürger (zu ſeiner Frau). Hör' Kati — willſt nicht fortgehen mit die Kinder?

Frau. Zu was denn — ſchau, halt daß den armen Narren kein Unterhaltung vergunnt — iſt der etwan lad um die halbe Bier, die wir trinken.

Bürger. Na, ſei nur gut — ich hab nur ſo gemeint.

Schamroth begeben wir uns in eine jener hölzernen Tabagiebuden, wo man zu allen Stunden Zimmer für ein tête-à-tête erhalten kann. Es iſt dies eine ſehr große Bequemlichkeit für diejenigen, welche die freie Natur lieben. Hier belauſchen wir an einem der beſuchten Tiſche ein politiſches Geſpräch zwiſchen einem Wiener und einem ungariſchen Büchſenſpanner, deſſen Herr ſo eben zur Wette reitet mit einem reichen Banquiersſprößling, iſraelitiſchen Stammes. Der Lakai iſt Edelmann und Gutsbeſitzer in Ungarn. Er beſitzt eine Rente von jährlich 7 Gulden und 24 Kreuzer Wiener Währung, welche nicht völlig hinreicht für ſeine Bedürfniſſe. Was ihm jedoch am Geld abgeht, beſitzt er mehr an Rechten.

Wiener. Na laſſen Sie hören, worin beſteht die ungariſche Freiheit?

---

*) Cenſurſtrich des Verf.

Ungar. Erſtens iſt unſer Regent nur ein König und kein Kaiſer.

Wiener. Das iſt gehupft wie geſprungen, König oder Kaiſer.

Ungar. Ja wir haben aber eine Konſtitution.

Wiener. Das iſt was Rechts — wir Wiener haben auch eine Konſtitution und ich habe, wie mein Barbier ſagt, eine ſehr gute.

Ungar. Sie ſind ein Eſel — das Volk hat eine Konſtitution. Das iſt, daß der König nicht thun kann was er will.

Wiener. So — das iſt ja überall der Fall.

Ungar. Dummkopf — unſer König darf nach der Bulle des Königs Andreas die Schweine nicht in den Wäldern der Edelleute weiden laſſen.

Wiener. Treibt denn der König Schweinezucht?

Ungar. Nein, aber er könnte ſie doch treiben.

Wiener. Na — packen Sie ein mit Ihrer Konſtitution. Wenns ſonſt kein Recht haben?

Ungar. Nur Geduld. Kein Edelmann darf geprügelt werden.

Wiener. Aber die Nichtadeligen?

Ungar. Natürlich — der gemeine Kerl muß geprügelt werden.

Wiener. Na, da iſt es bei uns auch ſo. In Oeſtreich dürfen aber Leute aus gebildeten Ständen überhaupt nicht geprügelt werden — nur die Dienſtboten, Geſellen und Soldaten, wenn ſie auch gebildet ſind.

Ungar. Bei uns kann jeder Gelehrte, Künſtler ꝛc. geprügelt werden. Das gehört zu den Rechten der Edelleute. Der König darf nichts dagegen haben.

Wiener. Alſo Prügelfreiheit — na ich gratulire — um Verzeihung, ſein Sie auch ſo ein Edelmann?

Ungar (den Schnurrbart aufdrehend). Per se.

Wiener. Wenn ich Sie alſo einen Eſel heiße, ſo können Sie mich prügeln laſſen in Ungarn?

Ungar. Sehr natürlich — ich laſſe Ihnen 25 Prügel auf meinem Gute geben.

Wiener. Sie haben wohl eine große Herrſchaft.

Ungar. Eine Puſzta, zwei Schweine und zwei Pferde.

Wiener. Das hat ja bei uns mancher Lohnkutſcher.

Ungar. Er iſt aber kein Edelmann.

Wiener. Was habens denn noch für Freiheiten?

Ungar. Wir können dem König Widerſtand leiſten, wenn er gegen die Konſtitution handelt.

Wiener. Wer?

Ungar. Wir: die Edelleute! (Der gute Mann weiß nicht, daß dieſes Recht aufgehoben iſt.)

Wiener. Alſo wenn der König nicht will, daß die Bauern geprügelt werden?

Ungar. So können wir ihm Widerſtand leiſten.

Wiener. Na — das iſt ſauber. Da kann ja der gute Herr nichts Gutes thun?

Ungar. Nur mit unſerer Erlaubniß.

Wiener. Hören Sie, das gefällt mir nicht. Sagen Sie mir — habens noch mehr ſo ſchöne Freiheiten?

Ungar. Das will ich meinen. — Aber man will ſie uns nehmen.

Wiener. Iſt es wahr, daß der Kaiſer nach Peſt geht.

Ungar. Was Kaiſer — wer iſt der Kaiſer? — ich habe nicht die Ehre einen Kaiſer zu kennen.

Wiener. Na, das iſt ſtark — unſer Kaiſer meine ich.

Ungar. Weder Kaiſer noch unſer! Ich ſage Ihnen nochmals: Wir haben nur einen König und das iſt nur der Ungarkönig, aber kein unſer Kaiſer. Oeſterreicher und Ungar ſind zweierlei, Herr Wiener, merken Sie ſich das.

Wiener. Ah ſo.

Ungar. Ja ſo.

Wiener. Aber Sie zahlen doch dem Kaiſer Steuern.

Ungar (lachend). Das iſt aber der Witz, wir wollen nichts bezahlen.

Wiener. Sie ſind doch glückliche Herren — ſagen Sie mir, ſind Sie wirklich ſo frei?

Ungar. Frei wie der Vogel in der Luft. Freiheit, Aufklärung, Humanität iſt unſer Wahlſpruch.

Wiener. Was ſagen Sie denn zu dem freiſinnigen Publiziſten * — der ſchreibt auch über Aufklärung, Humanität.

Ungar. Der infame Kerl. Er iſt ein Eſel, denn er nennt uns halbe Barbaren. Der weiß den Teufel von Ungarn. Der ſollte hinkommen zu uns, den würden wir tüchtig klopfen. Den infamen Kerl.

Wien. Sie prügeln alſo diejenigen Schriftſteller, welche nicht Ihrer Meinung ſind?

Ungar. Ja und mit Recht — denn was hat ſich ſo ein Kerl mit unſern Sachen zu befaſſen.

Wiener. Ja da haben Sie recht. So ein naſeweiſer Menſch ſchreibt über Alles. Ich leſe die Fadaiſen nicht. Ein gutes Buch von Clauren oder die Zeitung von Saphir und Bäuerle ſind mir lieber.

Ungar (mitleidig). Und haben Sie denn gar keinen Sinn für Politik, Vaterland, Volksrechte?

Wiener (ſich die Zähne ſtochernd). Was Dich nicht brennt das blaſe nicht, was geht das mich an?

Ungar. Ha, ha, Sie ſind ein großer Patſch!

Wiener. Wie ſo?

Ungar. Na ſagen Sie mir, geht es Sie etwas an, wenn Sie Steuer bezahlen müſſen? Oder wenn Sie irgend ein Gewerbe beſſer verſtehen als ein Anderer und verhungern müſſen, weil Sie es nicht ausüben dürfen?

Wiener. Nein, es geht mich nichts an (beſinnt ſich) und wenn's mich was angeht, ſo geht's den Herrn nichts an. (unwirſch) Adje, Herr von Ungar!

Nach dieſem kurzen Spaziergang nehmen wir heiteren hoffnungsvollen Abſchied von Wien für dieſes Mal, indem wir einen letzten wehmüthigen Blick auf das neue Denkmal Franz I. werfen. Möge dieſes Denkmal den Wienern andeuten, daß die unglücklichen Zeiten dieſes redlichen Fürſten der Vergangenheit angehören und daß, ſo wie die blutigen Thatſachen derſelben keine Fortſetzung gefunden, auch deren Irrthümer und falſche Richtungen, deren Täuſchungen und Leidenſchaften keine Fortſetzung finden werden. Te saxa loquuntur! Kaiſer Franz als der Schlußſtein einer untergehenden Periode, mag ehrwürdig in ferne Jahrhunderte hinüberragen, aber Kaiſer Franz würde eine unglückliche Bedeutung haben als der Grundſtein eines neuen Zeitalters.

Mögen mit dieſem Denkſtein ſich gleichzeitig Marforio und Pasquino ihre Säulen erheben. Denn wo die Preſſe ſchweigen muß, wo das Amt ſouverain iſt, möge wenigſtens dem Volkswitz ein heilſamer Spielraum gelaſſen werden. Wir laſſen, um dieſe neuen Geiſter einzuführen, ſie am Fuße des Denkſteins für Vater Franz ihre Gedanken austauſchen:

Pasquino. Weißt Du, Marforio, warum die Statue des Kaiſers Franz aus Stein iſt, während jene des Kaiſers Joſeph von Erz iſt?

Marforio. Weil Joſephs Zeitalter das eherne war, das elektriſche Zeitalter der Kraft; das Zeitalter Franz I. aber das ſteinerne, das Zeitalter der Ruhe.

Pasquino. Aus eben dieſem Grund hat man wohl auch Franz ſitzend und Joſeph reitend dargeſtellt?

Marforio. Ich denke ja; aber wie erklärſt Du die verſchiedene Farbe der Denkmäler?

Pasquino. Joſeph iſt grün vor Aerger, daß er ſchon ſo lange reitet und doch nicht vorwärts kommt; Franz aber iſt ganz weiß, weil ihm ſeine Beamten ſo viel weiß gemacht haben.

Marforio. Was ſagſt Du denn zu der neuen Akademie der Wiſſenſchaften?

Pasquino. Sehr rühmlich für die Staatsweisheit, aber die Akademie wird es machen wie jede andere Zunft — wie die Bäcker und Fleiſcher. Ein kleines Stückchen Preßfreiheit wäre beſſer als zehn Gelehrtenzünfte ohne ſie. Sieh einmal, Marforio, das Kind auf dem Arm der Magd dort, wie das ſchreit!

Marforio. Das macht, weil es die Mutterbruſt vermißt. Aber ſieh, wie ſich das Mädchen hilft — ſie ſteckt dem Kind einen Zulp in den Mund.

Pasquino. Ha! Sollte das etwa die Gelehrſamkeit ſein — dieſes ſchreiende Kind ohne Muttermilch. So ſieht es wenigſtens aus für Jene, welche ſchwarz ſehen wollen.

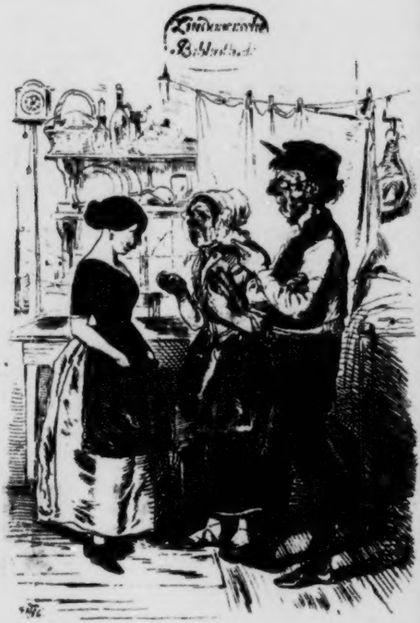
Marforio. Kennſt Du das Epitaph Arnaults auf einen armen Dichter.

Pasquino. Nein.

Marforio. Es lautete:

Il ne fut rien
même Académicien!

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.


Bibliothek

Der Hausmeister als Vater

Wien wie es iſt.

Von

Dr. A. J. Groß-Hoffinger.

Zweites Heft:

„Der Hausmeiſter.“

Illuſtrirt
von
Th. Hoſemann.

Leipzig, 1847.
Verlag von Ignaz Jackowitz.

Vorwort.

Geſpräch zwiſchen einem vornehmen betitelten Stock-Oeſterreicher, einem Schriftſteller von ſtocknoblen Grundſätzen und einem ſchlichten Menſchenfreunde.

Der Betitelte. „Wien wie es iſt" zweites Heft: „Der Hausmeiſter" von dem Doctor der Philoſophie, Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften, Hiſtoriographen und Publiziſten — welche Taktloſigkeit!

Der ſtocknoble Literat. Ha ha — der Mann richtet ſelbſt ſein Renommé zu Grunde, welche Gemeinheit! Er rangirt ſich ja ſelbſt mit unſeren Harfeniſten und dabei prätendirt er eine Bedeutung für den Staat und die Wiſſenſchaft!

Der Betitelte. Ich kann mir das nur erklären durch ſeine Sympathie mit kommuniſtiſchen Ideen. Mein Himmel, dieſe Leute wollen das Gemeine emanzipiren und vergeſſen, daß die Maſſen des Pöbels niemals emanzipirt werden können.

Der Menſchenfreund. Verzeihen Sie, meine Herren, ich kann in dieſem Beginnen nur ein rühmliches Opfer erkennen. Die Poeſie, die Wiſſenſchaft, die Intelligenz haben in unſeren betrübten Tagen keine heiligere Miſſion, als ſich der allgemeinen Menſchheit-Intereſſen anzunehmen, von der hohlen, haltloſen prahleriſchen Höhe vornehmthuender Erhabenheit über das gemeine Schickſal herabzuſteigen und gemeinverſtändlich Menſchenliebe und Vernunft zu predigen. Wir leben in einem Zeitalter, wo der Sturz des Sublimen zur unfläthigen Trivialität nur dadurch vermieden werden kann, daß das Talent der in den Sumpf eines grund- und bodenloſen Verderbens hinabſinkenden Menſchheit die Hand reicht, um ſie zu erheben. Die Zeiten der hohlen Form ſind vorbei — die poetiſchen Convenienzen hören auf, wie die ſocialen, in der Bedrängniß, in der Gefahr, in der tödtlichen Haſt eines furchtbaren Augenblicks — den man nicht abweiſen kann, um ihn ceremoniell und würdig zu empfangen. In ſolchen Zeiten ſind die Prüderie, die äſthetiſche Affektation, die wiſſenſchaftliche Etikette und gelehrte Grandezza — nicht nur bedeutungsloſe Dinge, ſondern ſogar Sünden. Wer in dieſem allgemeinen ſocialen unterirdiſchen Weltbrand, den unſere Sohlen bereits ſchmerzlich empfinden, Zeit findet zu einer ſechsſtündigen Toilette für eine Aktion von zehn Minuten, oder wer Menſchen nur intereſſant und bedeutend, poetiſcher und hiſtoriſcher Aufmerkſamkeit würdig findet, deren Bedeutung doch nur der Schneider, der Goldſchmied, der Hutmacher und Poſamentier fabrizirt, oder welche der Zufall auf Höhen geſchmiſſen, der kann — und wenn ihm Millionen Thoren Lorbeeren ſtreuten — die Majeſtät des Alles veredelnden und Alles durch einen Hauch zerſtörenden Geiſtes nie empfunden und für die Menſchenſchickſale niemals ein Herz gehabt haben.

Der Urſprung des Hausmeiſter-Charakters.

Hausmeiſter-Examen.

Der Hausherr. Alſo Sie wollen mein Hausmeiſter werden, lieber Mann? aber haben Sie auch die nöthigen Qualitäten und Kenntniſſe zu dieſer wichtigen Stellung — haben Sie Studien gemacht?

Candidat. Euer Gnaden, ſehen Sie hier auf meine Fäuſte — ich unterwerfe mich jeder Prüfung.

Hau[illegible]err. Wir wollen ſehen, wie Sie beſtehen. Sagen Sie mir, welche iſt die erſte Pflicht des Hausmeiſters?

Candidat. Dem Hausherrn zu ſeinem Zins zu verhelfen, ihn gerichtlicher Klagen zu entheben und in ſeinem Namen die häusliche Juſtiz ausüben.

Hausherr. Gut. Welche ſind aber die ſicherſten Mittel, um den Partheien den Zins zu erpreſſen?

Candidat. Inſolente Grobheit, öffentliches Skandal, im höchſten Nothfall Prügel und Pfändung der Habſeligkeiten.

Hausherr. Wie muß man aber verfahren gegen Jene, welche durchaus nicht zahlen können?

Candidat. Man muß ſolche Partheien mit Fußtritten aus dem Hauſe jagen.

Hausherr. Gut — wenn aber die Parthei krank iſt?

Candidat. In dieſem Fall muß man Fenſter und Thüren ausheben, — es wird ſich dann ſchon Jemand finden, der ſie entweder in's Spital ſchaffen läßt oder den Zins für ſie aus Mitleiden bezahlt.

Hausherr. Sehr gut, — aber welche Zeugniſſe können Sie beibringen, daß Sie nicht nur in der Theorie, ſondern auch in der Praxis ein guter Hausmeiſter ſind?

Candidat. Hier aufzuwarten, Euer Gnaden, erſtens ein Zeugniß von der Obrigkeit, daß ich zwei Monate im Polizeihaus geſeſſen, weil ich eine arme Wittwe, welche ihren Zins nicht bezahlen konnte, blutig geſchlagen; hier zweitens, Gnädiger, ein Loch im Kopf, welches ich im Kampfe mit einer Parthei um den Hauszins erhalten habe; hier Nr. 3, in dieſem Schächtelchen ein Paar Zähne, welche ich einem zahlungsunfähigen Schneider eingeſchlagen; endlich hier, Euer Gnaden, ein kleines Kopfkiſſen von den Haaren, welche ich inſolventen Partheien ausgeriſſen. — —

Hausherr (bewundernd). Goldmannl, Perle von einem Hausmeiſter, Sie ſind, oder vielmehr nun, der Herr iſt aufgenommen!

Candidat. Aber unter welchen Bedingungen, gnädiger Herr?

Hausherr. Zimmer, Kammer, Küche frei, — einen doppelten Schlüſſel zu allen Holzkellern und Bodenkammern. — Ferner Vollmacht.

Candidat. Unumſchränkt?

Hausherr. Unumſchränkt.

Candidat. Lampengeld von den Partheien ohne Beleuchtung?

Hausherr. Zugeſtanden. Sei der Herr unbeſorgt, er kann thun mit den Partheien was er will, er kann ſie ſieden und braten, kujoniren und prellen nach Belieben, ſie mit Grobheiten maltraitiren — wenn ich nur meinen Zins bekomme.

Candidat (gerührt, mit Begeiſterung). Den ſollen Sie haben, Herr, und wenn ich alle Vierteljahre eine Parthei todt ſchlagen müßte! — ach, ich wußte es ja, Sie ſind ein guter, gnädiger Herr (küßt ihm die Hand).

Hausherr. An mein Herz, ſchöne Seele — nie ſoll uns das Verhängniß trennen (umarmt ihn).

Jahrhunderte ſind verſtrichen, Monarchieen ſind geſtürzt, Revolutionen haben Statt gefunden, die Welt iſt von Oben bis Unten umgewälzt und verkehrt worden, — nur der Hausmeiſter blieb ſich gleich, — nur er ſtand wie ein Fels in Ungewittern und behielt ſeinen Charakter. Sein Ruhm hat ſich allein erhalten, während ſelbſt Napoleons Stern verblich, — er hat die Revolution, das Kaiſerreich und die Reſtauration überlebt, nur nicht ſich ſelbſt. Viele ſeiner ſchönen Charakterzüge ſind von Meiſterpinſeln geſchildert worden, ſeine Grobheit iſt welthiſtoriſch, ſein ſchmutziger Eigennutz zum Sprichwort geworden, ſeine Trunkſucht übertrifft die Inclination des Eckenſtehertemperaments zu Rinnſteinphantaſieen. — Wir wollen dieſe Züge nicht wiederholen, wir wollen vielmehr Herz und Nieren des Hausmeiſters prüfen, wir wollen ſeine Philoſophie ſtudiren, ſeine Moral unterſuchen, ſeine Gewohnheiten und ſeine Erwerbsmethoden prüfen. Auch wollen wir nicht vergeſſen die zarte Ehehälfte mit ihrem häuslichen Weſen ſtill und laut waltend auf den Treppen und Fluren, lauernd auf „Verbotenes“, lauſchend des Geflüſters der Liebenden, der üblen Nachrede und der häuslichen Debatten, um von Allem weiſe zu profitiren, um als weiſe Hausfrau jeglichen Nutzen wahrzunehmen. Dieſes Menſchenpaar ſtammt ſicher nicht aus dem Paradieſe! wohl aber ſind ſie oft wie der Engel mit dem Flammenſchwert gegen Liebende, welche irgend wohin ſich verirrt haben, ohne ihnen Tribut gezahlt zu haben, — Miethe für ihr Paradies in der Küche oder in einem Winkel der Hausflur.

Der Wiener Hausmeiſter iſt meiſt choleriſchen Temperaments, — ein reißendes Thier, doch leicht zu bändigen durch einige Kupfergroſchen, und ein Zwanziger verleiht ihm die Sanftmuth des Lammes. Seinen politiſchen Geſinnungen nach iſt er Stock-Ariſtokrat, das despotiſche Regierungsprinzip iſt ihm das allein heilſame, Terrorismus iſt ſein Steckenpferd. Er verſchmäht allen machiavelliſtiſchen Schein der Geſetzlichkeit und der Rechtsherrſchaft, ſein erſter Gruß gegenüber eines neuen Miethsmannes iſt irgend ein Fluch, eine Rohheit, der den Ankömmling belehrt, daß er ſich ſeiner unumſchränkten Herrſchaft zu unterwerfen habe, wenn er es nicht vorzieht, durch einen Tribut ſich davon zu befreien. Angekommen auf dem Gebiete der Hausmeiſterſchaft, iſt er, ſein Weib, ſein Kind, ſeine Magd, der Willkühr des Hausmeiſters preisgegeben. Ohne ſeine Bewilligung darf er nicht ſingen, nicht tanzen, nicht fröhlich ſein in ſeiner eigenen Wohnung, er darf ſich keinen Vogel und keinen Hund halten, er darf nicht ſcheuern laſſen, wenn es ihm beliebt, er darf nicht ſpät nach Hauſe kommen, nicht mit der Laterne in ſeinen Keller gehen, noch auf dem Boden Wäſche haben, er darf ſich nicht Waſſer holen laſſen, nicht Holz hauen laſſen — ohne hohe hausmeiſterliche Bewilligung.

Zu welcher Religion ſich der Hausmeiſter bekennt, iſt zur Zeit noch ein Geheimniß. Wenn er kein Trinkgeld bekommt, iſt er entſchiedener Proteſtant, gegenüber freigebiger, galanter Herren iſt er Muſelmann und wenn er von den Miethsleuten Beiträge ſammelt für das Renoviren eines Heiligenbildes im Hauſe, ſo iſt er ein ausgemachter Katholik. Als einen Juden kennt ihn Jedermann im Punkte deſſen, daß er nie etwas umſonſt thut, übrigens iſt er Philoſoph und Heide. Er weiß zwar nichts von Fichte, Kant, Schelling, Hegel, — aber Diogenes liebte nicht ſo ſehr das Faß, wie er, wenn es voll guten Weines iſt, mit Fichte ſympathiſirt er in der Lehre vom Ich, welche ihm über Alles geht, und mit den Heiden fraterniſirt er, weil für ihn die Flaſche eine „Gottheit" und das Fluchen die liebſte Beſchäftigung iſt.

Um den Charakter, die Gewohnheiten, die Sitten und die Erwerbspolitik des Hausmeiſters kennen zu lernen, wollen wir mehrere Geſpräche belauſchen.

Der Monatſchluß. Gardinenpredigt.

Der Hausmeiſter. — Die Hausmeiſterin.

(Schauplatz: ein großes Himmelbett mit zwilchenen Vorhängen.)

Der Hausmeiſter. Nun was haſt Du eingenommen?

Die Hausmeiſterin. Es geht an — alle Partheien haben ſich gut aufgeführt, nur die Mamſell Emilie nicht, — ſie hat nichts, ſie muß aus dem Hauſe.

Hausmeiſter. Aber ſie bezahlt ihren Zins pünktlich, — der Hausherr wird ſie nicht wegjagen. Kann man ihr nichts **aufbringen**?

Hausmeiſterin. Es iſt ſchwer — außer dem Schreiber kommt niemand zu ihr. Und die Briefe von jungen Herren, welche ich ihr zugeſteckt, hat ſie alle unerbrochen zurückgeſchickt und war grob gegen mich.

Hausmeiſter (barſch). Man muß ihr etwas aufbringen, — verſtanden?!

Hausmeiſterin. Die Fräulein **Carolin** hat mir 5 fl. gegeben.

Hausmeiſter. Die muß dem Hausherrn rekommandirt werden.

Hausmeiſterin. Aber alle Partheien beklagen ſich über die Lauferei der Männer, — ſie treibt es zu arg.

Hausmeiſter (philoſophiſch). Na, — was geht es uns an, — man muß es vertuſchen.

Hausmeiſterin. Aber man muß ſich ein Gewiſſen machen, — ſie zieht die jungen Leute ganz aus, da iſt z. B. der Commis vom Kaufmann drüben, den hat ſie dahin gebracht, daß er ſeinen Herrn beſtohlen hat.

Hausmeiſter. Das geht uns nichts an, — jeder Menſch ſucht ſein Fortkommen wie er kann, — leben und leben laſſen, das iſt mein Wahlſpruch.

Wie gefällt die Philoſophie dieſes Hausmeiſters, lieber Leſer?

Sie iſt, wenn auch nicht ſehr erbaulich, doch — *modern*.

Lernen wir nun aber auch die *Sittenſtrenge* des Hausmeiſters kennen. (Die Szene ſpielt 3 Monate ſpäter.)

Der Auszug.

Emilie, Putzmacherin. — Der Hausmeiſter. — Die Hausmeiſterin.

Der Hausmeiſter. Nun Mamſell, was iſt's? — in einer Stunde muß Ihr ganzes Mobilar fort ſein, ſonſt wird es hinausgeworfen.

Emilie. In einer Stunde unmöglich, — nach der Vorſchrift habe ich bis Abend Zeit.

Hausmeiſterin. In einer Stunde ſage ich, ſonſt wird Alles hinausgeworfen.

Emilie (weinend). Aber um Gottes willen — es iſt unmöglich. Ich werde mich bei der Obrigkeit beklagen.

Hausmeiſter (die Hand erhebend). Was unterſteht ſich die Mamſell — mir drohen mit der Obrigkeit! — hier bin ich Obrigkeit (majeſtätiſch) und Sie ſind meine Unterthanin.

Hausmeiſterin (ſchreiend). Ha ha ha! — ſo ein liederliches Weibsbild droht uns mit der Polizei.

Emilie (auffahrend). Was, liederliches Weibsbild? Wer unterſteht ſich das zu ſagen? Bin ich Jemandem etwas ſchuldig? Kann man mir eine ſchlechte Aufführung nachſagen?

Hausmeiſter. Wie, Du willſt noch aufbegehren, H. — haben wir Dich nicht neulich auf der Stiege erwiſcht, wie Du Deinen Kerl geküßt haſt? Und ſchuldig biſt Du uns auch 1 fl. Lampengeld, 30 Kreuzer für das Stiegenreinigen, u. ſ. w. Fünf Gulden zuſammen — heraus damit.

Hausmeiſterin. Wenn ſie nicht bezahlt, nehmen wir ihr ihre Sachen weg.

Emilie. Aber mein Himmel — ich bin Ihnen ja gar nichts ſchuldig und zu arm, Ihnen etwas zu ſchenken.

Hausmeiſter. Was, nichts ſchuldig? Nun greif zu, Kati, die Stockuhr nehmen wir als Pfand.

Hausmeiſterin. Und das Kaffeegeſchirr dazu.

Hausmeiſter. Da den Spiegel nimm auch dazu.

Emilie. Hilfe, Hilfe, Diebe — man beſtiehlt mich.

Hausmeiſter (ſchlägt ſie ins Geſicht). Was, Du Schuldenmacherin.

Hausmeiſterin (reißt ihr die Haube vom Kopf). Liederliches Weibsbild!

Die Nachbarn (herbeilaufend). Was giebt's da?

Der Hausmeiſter. Sie iſt uns fünf Gulden ſchuldig.

Die Hausmeiſterin. Sie iſt eine Gaſſendirne.

Die Nachbarn (ſich zerſtreuend). Ah ſo!

Solche Szenen der Brutalität gegen wehrloſe Geſchöpfe, welche keine Beſchützer haben, ſind keineswegs erdichtet. Die Hausmeiſterfamilien ſind der Schrecken aller armen Nätherinnen und Proletarierkinder. Nachdem man ſie geplündert, ihren guten Ruf vernichtet, wirft man ſie zum Hauſe hinaus.

Hinterdrein aber expektoriren ſich die Ehren-Hausmeiſtersleute in folgender Weiſe gegen die frommgläubigen guten Nachbarn.

Der Hausmeiſter. Die Menſchen werden doch täglich ſchlechter!

Die Hausmeiſterin. Betrug und Liederlichkeit, — nichts arbeiten wollen ſie und groß thun!

Der Hausmeiſter. Das geht nun nicht auf ehrliche Weiſe, daß man Seidenhüte trägt und Ballſchuh! —

Die Hausmeiſterin. Unſer Einer muß ſich halbtodt arbeiten und bringt nichts vor ſich!

Der Hausmeiſter. Und ſolches Geſindel bringt Einen noch um's Geld.

Die Hausmeiſterin. O Welt, o Menſchen!

Der Hausmeiſter. 's iſt nicht mehr auszuhalten. (Geht mit allen Kennzeichen tiefen Weltſchmerzes in's Weinhaus.)

Nach dem Zeugniſſe eines in der Profeſſion des Hausmeiſters erfahrenen Gelehrten kann man ungefähr für die verſchiedenen Gunſtbezeigungen, hohen Bewilligungen und Aufmerkſamkeiten des Hausmeiſters in der Stadt folgenden Tarif als allgemein gültig betrachten.

Taxe für das Aufſperren des Hausthors.

Sehr langſames unwilliges mit Brummen und Fluchen begleitetes Aufſperren im Winter nach halbſtündigem Läuten, ohne „guten Abend“ und „gute Nacht“, ohne Laterne für arme Teufel	6 kr. WW.
Für beſchleunigtes Aufſperren, ohne „guten Abend“ und „gute Nacht“, mit Laterne	9 „
Für augenblickliches Aufſperren, mit Laterne, „guten Abend-“ und „gute Nacht-Gruß“	15 „
Für Extra-Leuchten auf die Treppe von unten hinauf bis in's erſte Stockwerk, ohne daß jedoch der Hausmeiſter die Treppe beſteigt	6 „

Für Begleitung der Parthei bis zur Thüre der Wohnung, unter der Begrüßung mit „Ich küſſ' die Hand Euer Gnaden"	30 kr. WW.

Jährliche Freiheits-Taxen.

Für die Freiheit ſich einen Hund zu halten	12½ fl. WW.
Für einen gewöhnlichen Singvogel . .	5 „
Für eine Nachtigall	15 „

Wir könnten noch fünfzig ſolche Tarifrubriken machen, allein es iſt genug mit dem Vorliegenden, um zu beweiſen, daß es für einen Gelehrten in Wien weit erſprießlicher wäre, ein Hausmeiſter, als Mitglied der Akademie, zu werden.

Das Eingreifen der hausmeiſterlichen Gewalt in faſt alle Erwerbszweige der Partheien iſt eben ſo furchtbar als komiſch zugleich. — Unſere gerühmte Civiliſation iſt ein närriſches Ding, ſie befreit uns von der Willkühr der Monarchen und macht uns zu — Leibeigenen eines Hausmeiſters. Wir haben Zollfreiheit in allen teutſchen (Vereins-) Staaten, aber an der Thürſchwelle unſerer Wohnung ſteht ein unerbittlicher Cerberus, ausgerüſtet mit ſchönſter Grobheit, und legt unſerem Erwerbe einen ſchmachvollen Tribut auf. Das geſittete Europa hat die Seeräuber in Algier gezüchtigt, aber in unſerem Hauſe macht jeder Hausmeiſter von unſeren Erwerbsquellen gute Priſe; wir haben den Sklavenhandel auf der See faſt vernichtet, aber wir ſelbſt liegen an der Kette des Hausmeiſters, dem es ſelbſt nicht darauf ankommt, uns handgreiflich von unſerer Sklaverei zu überzeugen. Wie er uns knecht, zum Tribut zwingt, wie er unſere Verbindungen ausſpäht und uns die Zufuhren abſchneidet, wie er uns in Belagerungsſtand verſetzt — davon exempla odiosa:

Man denke ſich ein Haus, worin etwa fünf Partheien wohnen, — die kleinen Häuſer ſind nämlich die Hauptverſtecke der Hausmeiſterpiraten. Drei von dieſen Partheien haben ſich mit dem Hausmeiſter abgefunden und leben in Frieden mit ihm, eine Proſtituirte, eine Kupplerin und ein Charlatan, welcher mit Schuhwichſe und Tinte handelt und deſſen Firmatafel der Hausmeiſter wie ein Wappenſchild an die Thür gehängt hat. Dieſe drei Partheien machen gute Geſchäfte, der Charlatan beſonders, welcher ganz gewöhnliche Wichſe und Tinte, wie ſie in jedem Laden zu haben, zu dreifachen Preiſen verkauft; aber die zwei übrigen Partheien — ein tüchtiger Porträtmaler und ein Pferdehändler — der erſte ein ſehr ſparſamer, zur Freigebigkeit und jeder Contravention in ſtolzem Selbſtbewußtſein nicht geneigter Menſch, letzterer ein unerfahrener Ausländer, welcher mit großen Koſten Pferde der edelſten Art nach Wien gebracht und die Exiſtenz des Hausmeiſters nicht kennt — beide ſind ſeit Kurzem eingezogen, ohne — o Frevel! — den Hausmeiſter nur eines Blicks zu würdigen, ohne ihn um etwas zu bitten, ohne ihm etwas zu verſprechen. Die Frau Hausmeiſterin war außer ſich über ſolche Reſpektwidrigkeit:

der Herr Hausmeiſter, welcher beſonders bei dem Pferdehändler gut zu fahren meinte, fand es unerhört, konnte es gar nicht faſſen und ging ſinnverloren den ganzen Tag zerſtreut umher, indem er mit ſtillem Ingrimm ſtets vor ſich hinbrummte, „na wartet — ich will euch — ihr ſollt an mich denken — Kreuz Tauſend! Element —“

In dieſer Stimmung wandelt der ergrimmte Hausmeiſter in der Hausflur auf und ab, oder ſteht am Thore mit dem Naſendämpfer oder lauert an der Glasthüre ſeiner Stube. Seine Ehehälfte löſt ihn ab, wenn ihn Geſchäfte abrufen, und ſo iſt die hausmeiſterliche Gewalt in ununterbrochenem Beſitz einer ſcharfen, gründlichen Kontrole aller Vorgänge, welche den Erwerb der beiden Partheien betreffen. Gelegentlich wird auch Bekanntſchaft mit den Stallknechten und Bedienten gemacht, von ihnen die nöthige Erkundigung eingezogen und darnach — werden die Feindſeligkeiten eröffnet.

Der berühmte Porträtmaler hat große Connexionen. Das ſprechende Zeugniß ſeiner Kunſtfertigkeit iſt das einzige Mittel, durch welches er Kunden ſucht und findet — er bedarf keiner Mittelsperſonen, keiner Empfehlung, ſein Ruf iſt gegründet. Kaum iſt er eingezogen, ſo erſcheint ein Bedienter in prächtiger Livree, eine Adreſſe in der Hand — **bei dem Hausmeiſter**. Es iſt der Lakai der reichen Baroneſſe X., welcher dem Maler eine Beſtellung bringen ſoll, die ihm 100 Dukaten einbringen würde. Der Hausmeiſter weiß recht gut aus alter Erfahrung, was ſolche Nachfragen zu bedeuten haben. Er ſtellt ſich daher dem Bedienten in den Weg und wartet ſeiner Frage.

Bedienter. Wohnt hier der Porträtmaler Winter?

Hausmeiſter (ſich taub ſtellend). Wie, der Poſamentier? — Hier wohnt kein Poſamentier.

Bedienter (lauter). Porträtmaler, ſage ich.

Hausmeiſter. Porträtmaler? Nein, ich weiß nichts von einem Porträtmaler.

Bedienter. Das iſt aber doch Nummer 15 Schimmelgaſſe.

Hausmeiſter (den Zettel in die Hand nehmend). Ja richtig, Nummer 15, aber wiſſen's, es iſt noch eine Schimmelgaſſe in der Roßauvorſtadt, dort wird's ſein.

Fluchend geht der Lakai von dannen — der Hausmeiſter grinſt ſeelenvergnügt und belobnt ſich für ſeinen Staatsſtreich mit einem Seidel Wein. Natürlich findet der Lakai den Geſuchten auch nicht in der Roßau, natürlich iſt er über die vergebliche Bemühung ärgerlich und berichtet ſeiner Gebieterin, um weiteren Suchens enthoben zu ſein, Porträtmaler Winter ſei in der ganzen Stadt nicht zu finden, er ſei abgereiſt. Natürlich ſchickt die Baronin zu einem andern Künſtler, Winter verliert 100 Dukaten, das iſt vielleicht ein Viertheil ſeines jährlichen Erwerbs.

Wenige Tage ſpäter erſcheint abermals ein Unbekannter, und geht ohne den Hausmeiſter zu fragen zur Treppe. Dieſer, kraft ſeines Amtes, ſtellt ſich ihm in den Weg:

Hausmeiſter. Zu wem wollen Sie?

Fremder. Zum Maler Winter im zweiten Stock.

Hausmeiſter. Zu der Parthei im zweiten Stock — ach — die iſt ja vor 14 Tagen geſtorben.

Fremder. Ach — wie ſchade!

Hausmeiſter (aus der Pfeife dampfend). Ja, es war ein rarer Mann.

Fremder. Nun — Adieu.

Der Fremde ſtaunt, glaubt, bedauert, reiſt ab und erfährt erſt in Hamburg, daß Winter im beſten Wohlſein lebt. So ruinirt der Hausmeiſter allmählich den ganzen Erwerb des Künſtlers — und ein Glück iſt es noch für ihn, daß er ſeinen Zins nicht bezahlen kann und mit der größen Brutalität genöthigt wird, auszuziehen.

Schlimmer geht es noch dem Pferdehändler, welchem jeder Tag des Aufenthalts in Wien 10 Dukaten koſtet. Ein ungariſcher Kavalier, ächter Käufer von der beliebten Art, welcher Alles zu verſtehen ſcheint, nichts verſteht und kein Geld achtet, wenn es gilt, eine Laune zu befriedigen, erſcheint am Hausthore, mit Reitpeitſche, Sporen und 5000 fl. in der Brieftaſche.

Kavalier. Stehen hier die engliſchen Pferde?

Hausmeiſter. Pferde ſtehen da — ob die Krampen aber Engländer ſein, das kann ich nit wiſſen.

Kavalier. Krampen? Ich denke, es ſind hier koſtbare Pferde, 1000 Dukaten werth das Stück.

Hausmeiſter. 1000 Dukaten! Ach Spektakel! Iſt das Geld! Nun ich für mein Theil möchte für die böhmiſchen Vieher nicht 1000 Groſchen geben. Sind auch ſchon mehr Leute dageweſen, die das geſagt haben. Aber natürlich, es kommt auf die Liebhaberei an, — es giebt ſolche Narren, die für ein böhmiſchen Ackergaul, der nicht 100 fl. werth iſt, ſo viel Dukaten geben. Da hinten ſtehen's — ſchaun's Sie's an, — er wird ſich recht 'freuen, der Handler, wenn er ein Käufer wieder ſieht — es kommt ſo kein Menſch.

Der junge Kavalier geht mißtrauiſch an die Beſichtigung der Pferde. Man führt ihm Prachtſtücke engliſchen Vollbluts vor, aber mit affektirter Kennermiene ſetzt der Kavalier dem Händler Zweifel entgegen.

Kavalier. Engländer — pah — iſt das die Groupe eines Engländers — und der Hals — na, lieber Freund, die Pferde haben England nie geſehen.

Der Pferdehändler (etwas gereizt). Mein Herr, Sie ſcheinen ſich nicht auf Raſſen zu verſtehen.

Kavalier. Was — ich, der ich bei Pferden aufgewachſen bin, der Araber und Engländer immer in ſeinem Stalle hat, ich ſollte es nicht verſtehen, — böhmiſche Pferde ſind es — gute böhmiſche Pferde, aber nichts weiter.

Der Hausmeiſter iſt ein gründlicher Menſchenkenner, er weiß, daß Jedermann empfänglich iſt für vorgefaßte Meinungen, daß der Kenner ſelbſt ſeinen Augen mißtraut, wenn ihm ein Vorurtheil beigebracht worden iſt. Es iſt daher dem Hausmeiſter ein Leichtes, den ohnehin prekären Werth pretiöſer Pferde herabzuſetzen. Die Folge davon iſt, daß der Händler nicht verkaufen kann, daß er in ſechs Wochen ruinirt iſt, und daß ihm ſeine Pferde im öffentlichen Aufſtreich um ein Viertheil des Werthes verkauft werden. So hat denn in Zeit von wenigen Wochen der Hausmeiſter eine redliche Familie an den Bettelſtab gebracht, einen tüchtigen Künſtler aber um ſeine Erſparniſſe. Er ruht auf ſeinen Lorbeeren aus, er ſchwelgt im Bewußtſein ſeiner Geiſtesgröße, alle Hochgefühle der Schadenfreude, das einzige Glück, deſſen die Schurken fähig ſind, durchzucken ihn und ſelbſt ſeine Träume werden von heiteren Bildern der luſtigen Folgen ſeiner Schlauheit erfüllt. Die Hausmeiſterin aber blickt mit ſtaunender Bewunderung zu der Seelengröße ihres allmächtigen Gatten hinauf, ſie fühlt ſich eine Juno an der Seite des Donnergottes. Da habt ihr den *praktiſchen* Kommunismus! Die unteren Klaſſen, am redlichen Erwerbe gehindert, vornehm gering geſchätzt von den Beſitzern und *beſſeren* Ständen — ſie leſen keine Bücher über den Kommunismus — aber der Inſtinkt der Selbſtſucht führt ſie auf die rechten Wege, wo ſie mit Liſt und Gewalt ſich leicht Bahn brechen, und fremdes Glück und *fremden* Wohlſtand untergraben können. Sie wiſſen ſich die Beſitzenden dienſtbar und tributpflichtig zu machen, Dinge und Kreiſe zu beherrſchen, welche man weit über ihren Horizont erhaben glaubt.

Der Hausmeiſterſtand iſt in Wien eine der wichtigſten geſellſchaftlichen Kategorien. Es wäre intereſſant, zu erforſchen, wie viele mächtige und berühmte Perſonen, wie viele große Militärs, Staatsbeamte, Kunſtcelebritäten, Gelehrte und — Maitreſſen aus dem Hausmeiſterſtande hervorgegangen ſind. Der Großvater manches „Barons" der neueren Façon fegte mit dem Hausmeiſterbeſen die Carrière für ſeine Nachkommen rein. Der Hausmeiſterſtand führt im zweiten, dritten Gliede in der Regel zu den bedeutendſten Gewalten. Die Abkömmlinge des Hausmeiſters mit ererbter Sucht zu herrſchen, regieren mit Feder, Schwert, Pinſel, mit der Zunge der Kanzelberedtſamkeit ꝛc. in allen Kreiſen des Lebens. Das Seltſamſte aber iſt, daß die Hausmeiſterdynaſtien — groß geworden durch das Prinzip der Furcht nach Machiavelli's koſtbaren Lehren — ſpäter durch das Prinzip der Liebe allmächtig werden. Die Hausmeiſterstöchter nämlich ſind es, welche — durch einen Witz des Zufalls mit angeborener Grazie und Liebenswürdigkeit ausgerüſtet, die höchſten Stufen des Ruhmes und der Macht zu erſteigen pflegen.

Zum Belege dafür hier die Geſchichte einer dieſer Huldinnen, welche wohl ihr Fortkommen durch ſchöne natürliche Gabe der Tanzkunſt weniger als durch ihre Lebenspolitik gefunden hat.

Eine ſehr unterrichtete Perſon aus der vornehmen Welt erzählte mir einſt folgender Weiſe den intereſſanten Lebenslauf eines Hausmeiſterkindes:

In Wien 1820 lernte ich den Hofrath N. kennen. — Der Graf L. — ließ mir ſagen, daß er mich um 10 Uhr abholen werde, um mich mit einigen vornehmen Perſonen bekannt zu machen. Nachdem ich den Fürſten H. perſönlich kennen, und ich kann ſagen, beinahe lieben gelernt hatte, nachdem ich in ihm ſo ganz und gar nichts gefunden, was mich auf die in der Welt ſo verſchrieenen Grundſätze, welche ihm zugeſchrieben werden, hätte ſchließen laſſen, war ich ſehr neugierig, die Träger und Werkzeuge dieſer Prinzipien kennen zu lernen. Graf L. hielt Wort, und um ½11 Uhr ſtand ich vor — dem Hofrath in ſeiner Kanzlei. Alle Welt war bezaubert von dem Geiſte, dem tiefen, gründlichen Scharfblick dieſes Mannes — mag nun ſein, daß ich ihm als ein einfacher Privatmann nicht ebenbürtig ſchien am Geiſte, ich fand in ihm rein gar nichts, als einen ſehr gewandten, aalglatten, tiefſtudirten — Diplomaten, welcher kein anderes Glaubensbekenntniß hat, als das ſeines Herrn, keinen anderen Beruf, als jeden Wunſch deſſelben zu erſpähen — einen Weltmann, welcher recht ſehr beſtrebt war, zum „Corps“ zu gehören. Er empfing mich auf eine ſehr ſchmeichelhafte Weiſe, wir machten mehrere Landparthieen mit einander, erzählten uns galante Skandale und unterhielten uns ganz in jener nichtsſagenden Art. Ich hielt dieß anfangs für Zurückhaltung, allein ſeine ganze Lebensweiſe, Alles, was ich von ihm hörte, und beſonders ſein lächerliches Düpeverhältniß zu Dlle. Fanny bewieſen mir, daß Wohlleben und Vergnügen der eigentliche Lebenszweck dieſes großen Politikers war und daß ſeine Kenntniſſe, ſein unzweifelbares Talent, ſein brillanter Geiſt nur dienende Prieſter waren im

Tempel der Freude — der einzigen Gottheit, der er mit ganzer Hingebung und Wahrheit huldigte.

Mademoiſelle Fanny iſt die Tochter eines Hausmeiſters in Wien, eines jener Geſchöpfe, welche in Wien durch ihre Grobheit berühmt geworden ſind. Allein der Vater ließ ſeiner Tochter eine über ſeinen Stand hinausgehende Erziehung geben, ſie machte Bekanntſchaft mit einigen Choriſtinnen, erhielt durch deren Protektion Unterricht im Tanzen, und verſetzte bald durch ihre Reize weit mehr als ihre Kunſt die ganze galante Ariſtokratie in helle Flammen. Sie erhielt Anträge über Anträge, und der ſimple Hofrath überbot an Großmuth die ſplendideſten Ariſtokraten Wiens und errang über ſie den ſcheinbaren Triumph, daß er ihr Hahn im Korbe war. Dlle. Fanny, von der Natur mit ſeltenem Verſtande begabt, erkannte bald, daß dieſer einfache Hofrath, der noch dazu freigebiger war als ein Fürſt, ihr wichtigere Dienſte zu leiſten im Stande ſei, als mancher hochgeſtellte Kavalier. Sie wußte wohl, daß die Celebritäten dieſes Jahrhunderts mehr durch Gold und Protektion als durch wahre Kunſt gemacht werden, und beſchloß demzufolge eine berühmte Künſtlerin zu werden.

N. war ganz Fanny — er brachte alle Zeit, welche er von den Geſchäften erübrigen konnte, bei ihr zu, überſchüttete ſie mit Geſchenken, welche über ſein Vermögen gingen und ihn zwangen Schulden zu machen. Das Verhältniß war natürlich bald Stadtgeſpräch, und da Dlle. Fanny nun die erklärte Geliebte eines Mannes von großem Einfluß war, ſo fand ſie bald zahlreiche Freunde, welche ihre Protektion ſuchten, und dagegen ihre Dienſte in anderen Kreiſen anboten. Man muß dieſen Austauſch von Dienſtleiſtungen in der Wiener Welt kennen, um zu begreifen, daß bald die wichtigſten und einflußreichſten Perſonen der Theater- und Kunſtwelt zu den Füßen der ſchönen Fanny lagen, ihrer leiſeſten Wünſche lauernd. Direktoren, Journaliſten, Dichter, Recenſenten bemühten ſich ihr Huldigungen darzubringen, und die Journale von Wien waren ihres Lobes voll. Alles dieß koſtete der ſchönen Fanny nur ein Lächeln, ein kleines Fürwort bei dem allmächtigen Beherrſcher vieler Verhältniſſe, und guten Freund hoher Würdenträger. Aber der Herr Hofrath befand ſich dabei immer in tauſend Aengſten, ſeine Gläubiger drängten ihn, glücklicherweiſe aber hatte er einen mächtigen Protektor und einige Male ſah ſich dieſer gezwungen, ihn von ſeinen bedeutenden Schulden zu befreien. Dieſes Talent koſtete dieſem hohen Protektor mehr Geld, als alle übrigen Gelehrten zuſammengenommen dem Staate.

Der Protektor wider Willen, der niemals ein Freund von Wohldienern war und N. ſeitdem lange nicht ſehen wollte, war darüber ſehr ungehalten, er äußerte ſich nicht auf das Schmeichelhafteſte über die kleinen Vergnügungen eines untergeordneten Beamten, der die Neigungen eines Ludwigs XIV. hatte, und man kann ſich denken, welches Skandal die Sache in einer Reſidenz machte, wo im Punkte der Galanterie keineswegs dieſe Freiheit ſanktionirt war. Der Protektor ſelbſt war ein muſterhafter Eheherr, und er war in dieſem Punkte ſo ſtreng, daß er ſeine ganze Umgebung in Zucht und Frömmigkeit erhielt. Dlle. Fanny hatte ſehr wohl Alles berechnet, ſie wurde durch dieſes Verhältniß bekannt, und ſie wußte, daß ein hübſches Mädchen nur in Wien bekannt zu ſein brauche, um ihr Glück zu machen. Ihre Anbeter vermehrten ſich reißend, ihr Ruf wurde nach Frankreich, England, Italien getragen durch die Freunde N.'s, welche daran arbeiteten, ſie berühmt zu machen, und ſo geſchah es, daß der Ruf ihrer Kunſt mit dem ihrer perſönlichen Reize und ihrer liebenswürdigen Konduite gleichen Schritt hielt, das iſt, reißende Fortſchritte machte. Jedes kleine und große Skandal mehr war ein Gewinn für ſie, für welche die Publizität ein kleines Königreich war, und ſie war auch ganz das Geſchöpf dazu, die Wohlthaten des Unangenehmen ihres Rufes zu fühlen, zu ſchätzen und nach Möglichkeit davon zu profitiren. Der Protektor N.'s machte ein ſehr ſaures Geſicht zu dieſen Progreſſen der ſchönen Hausmeiſterstochter, und er hatte wohl Recht, denn bald begnügte ſich der Ruf der ſchönen Künſtlerin nicht bloß mit Hofräthen und Baronen, welche er verſchlang, ſondern ließ auch im Brillantfeuer — eines noch dazu höchſt traurigen Skandals — den Namen eines unglücklichen Verwandten figuriren. —

Uebrigens war die böſe Welt ſo verrucht, zu behaupten, die ſchöne Fanny habe dieſen Verwandten in einen Zuſtand verſetzt, der die nächſte mittelbare

Urſache ſeines Todes geweſen! Um den Namen einer Griſette in alle vier Welttheile zu tragen, mußte — ſo ſchien es, ihr ein Leben zum Opfer fallen, für deſſen Erhaltung der Protektor wohl zehn Mal größere Schätze geopfert haben würde, als Dlle. Fanny nachher erwarb. Wohl hatte er ein Recht, den Vergnügungen des Hofraths N. gram zu ſein, da ſie ihm ſo ſchreckliche Folgen bringen ſollten. So wird man heut zu Tage berühmt, ſo erlangt man die Lorbeeren des Journalruhms, ſo und nur ſo gelingt es menſchlichen Vorzügen in dieſem Jahrhundert Begeiſterung, Enthuſiasmus, Bewunderung zu erwecken! Welche furchtbare Lehre für alle Ehrgeizigen!

Bis zu welchem Grade ſich die ſträfliche Despotie und Induſtrie der Hausmeiſter entwickeln könne, beweiſe hier eine Anekdote aus dem Wiener Stadtleben, welche zugleich ein Licht wirft auf den Urſprung des Wohlſtandes ſo zahlreicher Familien. Man kann nach reichlich geſammelten Erfahrungen verſichern, daß der größere Theil wohlhabender Wiener Familien ſeinen Reichthum gleichen oder ähnlichen Quellen verdankt, wie jener der weitberühmten Vorſtädter Hausfrau, Madame Luſtig. Dieſe Dame begann ihre Laufbahn in einer Bordellwirthſchaft der Vorſtadt Spitelberg am Schluß des vorigen Jahrhunderts. Nachdem ſie bereits durch viele Hände gegangen, hatte ſie zur Zeit des

Congreſſes das Glück, einem der hohen Herren, welche hier das neue Weltgeſchick beriethen, zu gefallen. Nachdem ſie einige Zeit in dem Staatswagen des großen Mannes herumgefahren, zog ſie ſich nach Abreiſe ihres Protektors mit einem bedeutenden Vermögen in das Privatleben zurück. Endlich kaufte ſie ſich auf der Landſtraße ein großes Zinshaus, wo ſie ihr Stubenmädchen als Hausmeiſterin an der Seite eines Maurergeſellen placirte. Frau Hanni, die Mitwiſſerin aller Geheimniſſe ihrer Herrin, welche es jetzt für gut fand, ſich mit dem Himmel auszuſöhnen und die ehrbare Dame zu ſpielen, riß bald die Herrſchaft im Hauſe völlig an ſich. Wenn ſie ihr Verbot einlegte, durfte keine Parthei in's Haus aufgenommen werden. In dieſem Hauſe wohnte ein alter Penſionär mit ſeiner Haushälterin, einer ehrlichen Frau. Anhaltende Krankheit nöthigte ihn, als dieſe ſeine einzige Dienerin in's Spital gebracht worden, ihr dahin zu folgen. In einem Zuſtande halber Bewußtloſigkeit ward er von dem Hausmeiſter mit Hilfe der Spitaldiener hinweggebracht. Dort ſtarb er nach kurzem Krankenlager. Inzwiſchen war ſeine Haushälterin geneſen. Beſorgt um den Nachlaß ihres Herrn, welcher noch arme Verwandte hatte und einige bedeutende Erſparniſſe beſaß, hielt ſie Nachfrage über denſelben, wurde aber von der Hausmeiſterin zur Thüre hinausgewieſen. Bei der Obrigkeit erfuhr ſie endlich, daß ihr Gebieter kein Vermögen hinterlaſſen habe und auf öffentliche Koſten begraben worden ſei. Die Haushälterin behauptete aber, daß der alte Herr in einem gewiſſen Schubfache Obligationen liegen gehabt. Es wurde eine Unterſuchung eingeleitet, aber ohne Erfolg. Nach einiger Zeit wurde jedoch der Hausfrau der Aufwand ihrer Hausmeiſterleute auffallend — ſie übernahm, von Gewiſſensbiſſen über die übermäßige Begünſtigung ihrer ehemaligen Dienerin bedrängt, geheime Nachſuchung, und es fand ſich in den Schubkäſten der Hausmeiſterin nicht nur eine Summe von einigen hundert Gulden, ſondern auch ein wohlgeordnetes Teſtament des Verſtorbenen, welches ſeiner Haushälterin, welche mittlerweile faſt verhungert war, die Hälfte des Nachlaſſes zuſprach. Der Handel kam vor die Obrigkeit — die Schuldige warf ſich ihrer Gebieterin zu Füßen, die Sache wurde vertuſcht und ſeither — tyranniſirt die Hausmeiſterin die Miethsleute ärger als je.

Wer kann nach ſolchen Vorfällen zweifeln, daß die Hausmeiſter für die Sicherheit des Eigenthums und die Schickſale der Hilf- und Wehrloſen eine furchtbare Bedeutung haben? Wer kann zweifeln, daß eine Menge Perſonen, welche derangirt, krank, irgendwie hilflos ſind, von ihnen vollends ausgeplündert — ja vielleicht dem Tode zugeführt werden? Man denke ſich eine kranke, alte Frau, welche einige Erſparniſſe, keine Freunde und Verwandten hat, man denke ſich unmündige Waiſen, welche ſich ſelbſt überlaſſen ſind, ſieche, krüppelhafte Penſionärs, in der Hand von Menſchen, welche von der Nothwendigkeit, auf Koſten anderer Leute zu leben, allmählich alles menſchlichen Gefühls, aller Grundſätze der Moral und Religion beraubt und völlig verdorben worden ſind! Die Polizei kann dieſer Klaſſe von Menſchen nichts anhaben, denn die Hausherren — darunter gewiſſenloſe Wucherer, Harpagone, alte geizige Furien oder Pupillen mit gleichgültigen Vormündern, beſchützen ihre Hausmeiſter, wenn ſie ihnen nur nichts koſten, wenn ſie nur das Haus wohlfeil in Stand halten, wenn ſie nur den Zins von den Partheien richtig hereinbringen. Je nichtswürdiger, hartherziger, grauſamer ein Hausmeiſter iſt, je mehr er die Partheien betrügt, beſtiehlt oder beſtehlen hilft, je weniger wird er dem Hausherrn zur Laſt fallen, je mehr wird er in ſeiner Gunſt ſteigen. Und unter dieſen Hausherren ſind viele mächtige Perſonen, deren Wort und Fürſprache von den ſchwerſten Beſchuldigungen freiſpricht.

Man ſieht — der Charakter des Hausmeiſters hat nicht blos eine komiſche — er hat eine weit breitere, ſchauerliche Seite. Der Augenblick, wo eine Hausmeiſterin einer alten kranken Frau, welche von ihr allein gepflegt wird, welche in ihrem Koffer einige Koſtbarkeiten beſitzt, Arzneien verabreicht, wo ſie der Dürſtenden vielleicht unter Vorwand der Sorge für ihre Geſundheit Waſſer verweigert, wo ſie ſelbe vielleicht in Schmerzen und Krämpfen hilflos leiden ſieht, — ein ſolcher Augenblick könnte uns, von einem Michel Angelo aufgefaßt, manchen teufliſchen Zug in der menſchlichen Natur enthüllen. Unſere Volksdichter bringen uns von dem Hausmeiſter nur plumpe Späße, Faxen und Grobheiten, — ihrer Anſicht nach iſt der Hausmeiſter nur ein Trunkenbold, — eine ſtereotype lächerliche Figur im Wiener Stadtleben: — die Hausmeiſterin der Spiegel ſeines Selbſt, eine harmloſe Keiſerin höchſtens, wenn ſie nicht gar als eine ſittenſtrenge Haus-Hofmeiſterin geſchildert wird.

Allein, wenn auch die „Nation" der Hausmeiſter — man bemerke, daß die Wiener den Ausdruck Nation als Schimpfwort gebrauchen, — weder Treue noch Glauben in der Regel hat, wenn ſie auch allen Laſtern Vorſchub leiſtet, ſo dürften doch verbrecheriſche Attentate unter ihr in einer Zeit, wo die Kenntniß des Geſetzes und die Furcht vor demſelben in den niedrigſten Klaſſen herrſchen, noch ziemlich vereinzelt daſtehen. Das Verbrechen hat ſich längſt civiliſirt, es weiß die Masken der Ehrbarkeit, der Tugend und Frömmigkeit anzunehmen, es weiß ſich nicht nur gegen das Geſetz ſicher zu ſtellen, ſondern auch gegen die öffentliche Meinung und man kann ſagen, niemals hat es ſo viele Schurken gegeben, welche für ehrliche Leute gelten. Am liebſten kleidet es ſich in die Maske gemüthlich harmloſer Heiterkeit, in burleske Spaßhaftigkeit, und dieß iſt es wohl hauptſächlich, wodurch ſeichtdenkende Volksdichter verleitet wurden, in den ſchändlichſten Auswürflingen des Volks nur komiſche Figuren zu erblicken. Die boshafteſte Schmähſucht erſcheint ja meiſt nur als gemüthliche Spaßhaftigkeit, die tödtlichſte Verleumdung nur als eine blos belachenswerthe, harmloſe Klatſchſucht. Dieſe Spaßhaftigkeit und

Klatſchſucht ſind zwei der weſentlichſten Charakterzüge im Hausmeiſterſtande, denn ſie ſind die Hauptfaktoren in ihrer Erwerbspolitik und wirken auf doppeltem Wege indem ſie erheitern und vernichten zugleich. Durch dieſe Faktoren iſt ein koſtbares Gut der Familien — ja gewiß eines der koſtbarſten — der Hausfriede — mörderiſch bedroht. Wenn Du der Liebe und Treue Deines Weibes, der Liebe und Anhänglichkeit Deiner eigenen Kinder verſichert bleiben willſt, ziehe nicht in das Haus, wo eine Hausmeiſterfamilie ſchaltet. Dünke Dich nicht erhaben, vornehmer Herr, über die Wirkſamkeit der böſen Zungen der niedrigſten Familien im Hauſe, baue weder auf die Bildung, noch die in der Natur begründeten zärtlichſten Gefühle der Deinigen — Dein Seelenfriede, Dein häusliches Glück iſt im höchſten Grade gefährdet, wo Du das Unglück haſt, einem Hausmeiſter zu mißfallen, oder ſeiner machiavelliſtiſchen Erwerbspolitik im Wege zu ſtehen. Wärſt Du ſo makellos, wie die Sonne, ſo geliebt, wie — Gott es ſein ſollte, ſo gefürchtet in Deiner Stellung, wie ein Czaar, dieſe Zungen wiſſen Deine Reinheit zu beflecken, und die Herzen der Deinigen zu vergiften. Beiſpiele mögen es Dir erläutern, in welchen Gefahren Du ſchwebſt.

Braun iſt ein geſchätzter Maler. Der kleine, ſchmächtige, immer freundliche Künſtler, nur ſeiner Muſe und ſeiner Gattin lebend, iſt von Jedermann geliebt, und am Meiſten von ſeinem treuen braven Weibe. Sie hat in ihm ihr Ideal gefunden, ſie liebt und verehrt ihn göttlich, ſie bewacht mit liebender Sorgfalt jedes Haar auf ſeinem Haupte. Der Gute verdient es auch! Kein harmloſeres, geduldigeres, ſanfteres Herz unter der Sonne! Die beiden Eheleute lebten im tiefſten und ſeligſten Hausfrieden mit einem mäßigen, aber immer hinreichenden Einkommen, und alle ihre beiderſeitigen Wünſche konzentrirten ſich in dem einzigen, einer jungen, gut gearteten, von beiden Theilen gleich ſehr geliebten Pflegetochter, ein glückliches Loos bereiten zu können.

Der böſe Feind, in der Perſon einer verſchmitzten, boshaften Hausmeiſterin, ſah dieſes ſtille Glück und beſchloß es zu zerſtören. Wenn ſchon der Umſtand, daß der Maler bei ſeinem kleinen Einkommen nur ſpärliche Trinkgelder geben konnte, daß er niemals nach der Sperrzeit nach Hauſe kam und daher ein ſchlechter Kunde des Hausmeiſters war, die Mißgunſt der Hausmeiſterin erregte, ſo geſchah dieß noch weit mehr durch den Umſtand, daß der Herr des Hauſes einen Blick des Wohlgefallens auf die Pflegetochter des Malers geworfen, daß die Hausmeiſterin eine Verführung des jungen Mädchens einzuleiten verſucht hatte, von den beiden Pflegeältern aber mit gebührender Verachtung drohender und ſtrafender Zurechtweiſung abgefertigt worden war. Im Eifer gerechter Entrüſtung hatte die Frau des Malers mit der Obrigkeit gedroht und mehreren Nachbarn den ſchmählichen Affront erzählt. Die Hausmeiſtersleute ſchnaubten Rache, beſchloſſen die ganze Familie zu verderben, und ſie ſind

— glaubt man, daß es möglich ſei in unſerer guten Zeit? — ohne Zauberei, Hilfe von Räuberherden, ohne Mord und Todtſchlag — ohne Verbrechen, ja ohne irgend eine vor dem Geſetz ſtrafbare Handlung damit zu Stande gekommen!

Sehen wir zu, wie ſie ihren verderblichen Plan in's Werk ſetzt.

Eines Morgens — nachdem eben der Maler aus dem Hauſe gegangen, erſcheint die Hausmeiſterin freundlich und ehrerbietig vor der Gattin deſſelben.

Hausmeiſterin. Ich küſſe die Hand Euer Gnaden.

Die Frau (kalt). Guten Morgen — was wünſchen Sie?

Hausmeiſterin. Ich wollt' Ihnen blos den Bodenſchlüſſel bringen und dann — habe ich noch was auf dem Herzen.

Die Frau. Ich hoffe, nichts wieder von der Art, wie neulich.

Hausmeiſterin (in Thränen ausbrechend). Euer Gnaden verkennen mich, — ich bin eine ehrliche Frau. —

Die Frau. Aber eine ehrliche Frau weiß eine ehrliche Familie zu achten. —

Die Hausmeiſterin. Mein Gott, was wollen wir armen Leute machen, — der Hausherr iſt ein Tyrann — wenn man nicht ſeinen Willen thut, wird man hinausgeworfen — und dann war es nicht ſo gemeint, gewiß und wahrhaftig nicht, — ich meinte ja Alles nur zu Ihrem Beſten, gnädige Frau. —

Die Frau. Wie ſo zu meinem Beſten?

Die Hausmeiſterin. I nun mein Gott — des lieben Hausfriedens wegen. —

Die Frau. Was hat der mit den Anträgen des Hausherrn zu ſchaffen?

Die Hausmeiſterin. Mein Gott, Sie ſind nicht reich, Euer Gnaden, — das Mädel fällt Ihnen ja doch zur Laſt und — der Hausherr, habe ich mir gedacht, könnte ſie ja heirathen — da wär' ſie verſorgt und Sie hätten eine Sorge vom Hals, — und wenn man Sorgen hat, ſo giebt's leicht Unfrieden im Haus und am Ende ſind wir Alle Menſchen. —

Die Frau. Was ſoll das Alles heißen?

Die Hausmeiſterin. Je nun ſehen Euer Gnaden — unſer Eins erlebt ſo Manches. Da war drüben im dritten Stock ein Mal ein Baron, der hatte auch eine Pflegetochter und eine brave Frau, — gerade ſo gute Frau, wie Sie, — und das Mädchen aber war undankbar, und hat ſich mit dem Baron eingelaſſen, und da hat es denn ein Mordſpektakel gegeben, und — die Eheleute haben ſich dann ſcheiden laſſen. Nun, ſehen Euer Gnaden — da habe ich mir denkt, daß ſo eine Pflegetochter im Hauſe leicht Unfrieden ſtiftet, beſonders wenn ſie ſo hübſch iſt, — denn der Teufel hat manchmal ſein Spiel, — und die Männer ſind gar ſinnlich, wie ich von meinem Mann weiß; — ſehen Euer Gnaden, ſo habe ich es gemeint.

Die Frau (lächelnd). Damit hat es gute Wege, liebe Frau. —

Die Hausmeiſterin (ihr die Hand küſſend). O, ich bitt' Euer Gnaden, nehmen Sie mir's nicht übel, ich weiß ja, Ihr Herr iſt ein Muſter von einem braven Manne, und die Fräulein iſt brav, ich ſage das nur, um Ihnen zu beweiſen, wie ich's meinte, ſein's nur nicht mehr bös, und verkennen Sie nicht ein redliches Weib, die halt ſchon viel traurige Erfahrungen mit den Männern gemacht hat (ſie weint).

Die Frau. Schon gut, Frau Hausmeiſterin, ſein Sie nur künftig mehr auf Ihrer Hut, und bedenken Sie „ehrlich währt am Längſten.“

Die Hausmeiſterin. Na, nichts für ungut, Euer Gnaden — ich werde mich wohl hüten, wieder ſo eine Commiſſion auszurichten, — nein, mein ehrlicher Name geht mir über Alles, lieber — na, ich küſſ' die Hand Euer Gnaden.

Mit dieſen Worten begiebt ſich die Hausmeiſterin hinweg, und überläßt ihr Opfer den furchtbaren Qualen der *Einbildungskraft*. Sie kennt das weibliche Herz, ſie weiß, wie leicht der Saame des Böſen in ihm aufgeht. Die arme Malersfrau überredet ſich anfangs, daß ſie vollkommen ruhig ſei, — allein ſie iſt zerſtreut, ſie betrachtet nachdenklich und zum erſten Male mit einem Gefühle von Neid die aufkeimenden Reize ihrer Pflegetochter, ſie *vergleicht* ſich mit ihr und geſteht ſich, daß der Vergleich nicht zu ihrem Vortheil ausfällt. Sie iſt aufmerkſam auf die Geberden, die Worte ihres Gatten, und ſie macht bald die Entdeckung, daß derſelbe gegen die Pflegetochter zärtlicher iſt, als ſich ſchickt.

Indeß verbirgt ſie ihre Beobachtungen, wird aber einſilbig, zerſtreut. — Es vergehen Wochen, Monate, während ihres geheimen Seelenkampfes. —

Die Hausmeiſterin ruht indeſſen nicht. Die Dienſtmagd des Malers wird von ihr mit zuvorkommender Aufmerkſamkeit behandelt. Dieſe, eiferſüchtig auf den Einfluß der Pflegetochter auf die Wirthſchaftsangelegenheiten des Hauſes, beklagt ſich über die Sparſamkeit und angebliche Herrſchſucht der Kleinen. Die Hausmeiſterin ſchürt den Brand.

Wer iſt ſie auch, ſagt die Köchin, daß ſie ſich der Wirthſchaft ſo heiß annimmt, ſie iſt ja gar nicht die Tochter, — irgend ein Bankert von der Straße. —

Hm, Hm, bemerkt die Hausmeiſterin bedenklich, die kleine Grete kennt ſich aus.

Ja, ja, erwiedert die Köchin, ich habe es auch ſchon bemerkt, ſie geht dem Alten um den Bart.

Ei, ei, wer wird gleich ſo Böſes denken, ſagt die Hausmeiſterin, mein Gott, man muß chriſtlich denken, wir ſind alle Menſchen.

I was, ſagt die Köchin, ſie leckt ihm die Hände, und küßt ihn zuweilen, — das gehört ſich nicht. Und der Alte macht dazu ein Geſicht, wie ein Kater, den man ſtreichelt.

Nun 's mag ihm halt wohl thun, ſcherzt die Hausmeiſterin.

Wenn ſie noch hübſch wäre, bemerkt die Köchin.

A, da muß ich bitten, — hetzt die Hausmeiſterin — ſie hat Augen, wie Pechfackeln.

Was — ſchreit die Köchin — ſagen Sie lieber, wie ein abgeſtochenes Kalb.

Na, das iſt Neid — fährt die Hausmeiſterin zu ſtacheln fort, — was wahr iſt, muß man ſagen, ſie iſt weiß wie Alabaſter und blüht, wie eine Roſe.

Ich bitt' Sie — ſchreit die Köchin — ſie ſchminkt ſich ja, ich habe es mit eigenen Augen geſehen.

Gehen Sie weg. Pfui! — ſpaßt die Hausmeiſterin, — Sie ſind eiferſüchtig.

Ich, eiferſüchtig — proteſtirt die Köchin — ich eiferſüchtig auf den alten Schippel — na, haben Sie ſchon geblattert, Frau Kati?

Giftig und ganz blutroth geht die Köchin nach Hauſe, zerſchmeißt in der Wuth mehrere Taſſen; die Pflegetochter ſtellt ſie zur Rede, es giebt einen Wortwechſel, die Frau kommt dazu, die Köchen heult und weint, und begehrt ihren Abſchied.

„Nein, ſo ſekirt zu werden,“ jammert ſie, „es iſt nicht zum Aushalten.“

Aber wer ſekirt Dich denn? fragt die Hausfrau.

Wer anders, als die Fräulen? Na, ich weiß ſchon, woher das kommt, ſie ſchmeichelt halt dem Herrn recht und da kann ſie mit mir armen Dienſtboten umſpringen, wie ſie will. Sie will mich ſchon lange aus dem Hauſe haben.

Die Frau iſt ſo verſtändig, den Dienſtboten wirklich zu entlaſſen, — aber die Worte der Zürnenden ſind nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen. Es kommt zu Neckereien, dann zu Thränen, dann zu Erklärungen,

— mit Schrecken macht der arme Gatte die Entdeckung, daß ſeine Frau eiferſüchtig iſt. Er liebt das Kind väterlich, mehr aber ſeine Frau, er erbietet ſich, wenn ſie ein Stein des Anſtoßes werden ſollte, ſie bei Verwandten unterzubringen. — Die Frau lehnt es ab, — ſie will nicht eiferſüchtig ſcheinen, aber nach wiederholten Szenen kommt es endlich doch dazu; die Pflegetochter ſchnürt den Bündel, und geht mit zahlloſen Thränen aus dem Hauſe. Der Gatte kann ſeinen Schmerz nicht unterdrücken, er wird einſilbig, ſeine Blicke ſcheinen immer die gewohnte Pflegetochter zu ſuchen, er beſucht ſie oft heimlich!

Die Hausmeiſterin weiß es zu hinterbringen.

Plötzlich verändert ſich die ganze Natur des eiferſüchtigen Weibes, ſie wird eine Furie, ſie bewacht jeden Blick, jeden Schritt ihres Gatten, ſie findet eine Haarlocke der Pflegetochter in ſeinem Portefeuille — ſie quält ihn nun zu Tode.

Der Unglückliche, gewohnt, Alles gleichmüthig zu ertragen, Mangel, Entbehrungen, Kränkungen ſeines Künſtlerſtolzes, kann aber ſolche Seelenfoltern nicht ertragen. Er liebt ſein Weib und ſein Pflegekind, — er kann der Letzteren Abweſenheit und der Erſteren Liebe und freundliche Begegnung nicht miſſen; — nach vielen ſtürmiſchen Auftritten fängt er an zu kränkeln, — und eines Tages findet man ſeine von einem freiwilligen Sturz zerſchmetterte Leiche auf dem Pflaſter.

Solche Familientragödien, von Klatſchſucht der Hausmeiſter veranlaßt, ſind leider nicht ſelten. Es gehört viel Selbſtverleugnung, Philoſophie und Seelenſtärke dazu, in einem Hauſe, wo ein Hausmeiſter waltet, längere Zeit auszuharren. Welche Summe von Verdrießlichkeiten mit Nachbarn giebt es da auszuſtehen, — welche Schlachten werden da oft unter minder gebildeten Partheien geliefert. Da die meiſten dem Laſter der Mediſance ergeben ſind, alle mit der Hausmeiſterin klatſchen, und die Verhältniſſe und den Wandel ihrer Nachbarn auszuforſchen ſuchen, ſo geht Niemand aus dem eigenen Familienkreiſe ſiegreich hervor, als die Anſtifterin, die über den Dingen in ſtolzer Majeſtät dominirende Hausmeiſterin.

Der Hausmeiſter iſt auch Vater. Lernen wir ihn auch als ſolchen aus einer rührenden Szene kennen, welche Asmodi beobachtet hat.

Der Hausmeiſter als Vater.

Der Hausmeiſter. — Die Hausmeiſterin. — Die Hausmeiſters-Tochter.

Der Hausmeiſter. Das ſage ich Dir, Karoline, nimm Dich zuſammen, daß Du Deinen Eltern Ehre machſt.

Die Hausmeiſterin. Ich ſchlage Dir alle Knochen entzwei, wenn Du einen Fehler machſt.

Der Hausmeiſter. Bedenke, was Du uns ſchuldig biſt, — wir haben Dich gut erzogen! —

Die Hausmeiſterin. Wir haben allen unſeren redlichen Erwerb an Dich gewendet! —

Der Hausmeiſter. Du biſt unſer einziges Kind! —

Die Hausmeiſterin (eine Thräne hervorpreſſend). Die einzige Stütze unſeres Alters! —

Der Hausmeiſter. Wir haben Dir franzöſiſch lernen laſſen! —

Die Hausmeiſterin. Und ſingen und tanzen! —

Der Hausmeiſter. Und Fortepiano ſpielen.

Die Hausmeiſterin (auffahrend). Mädel, wenn Du uns Schande machſt!

Der Hausmeiſter. Ich drehe Dir den Hals um.

Die Hausmeiſterin. Es ſteht Dir ein großes Glück bevor.

Der Hausmeiſter. Der reiche Herr Baron Schmul! —

Die Hausmeiſterin. Er ſieht Dich gern.

Der Hausmeiſter. Du biſt nicht werth eines ſolchen Glücks! —

Karoline. Alſo er wird mich heirathen, Papa?

Hausmeiſter und Hausmeiſterin (ſchweigen und ſehen ſich lange verblüfft an. Nach einer Pauſe brechen beide in ein kurzes Gelächter aus).

Hausmeiſter. Na, was ſagſt Du dazu, Alte, das iſt ſpaßig.

Hausmeiſterin. Das dumme Thier das, wer ihr nur ſolche Dummheiten in den Kopf ſetzt.

Hausmeiſter (aufſtehend und mit Majeſtät). Dummkopf! — wird er Dich heirathen, — ſorgen wird er für uns — daß wir nicht mehr arbeiten dürfen.

Der Hausmeiſter iſt allmächtig. Er macht die Armen reich, wenn ſie ihn beſchenken. Manchem liederlichen Weibsbild hilft er unter die Haube, manchen armen Schlucker empfiehlt er in große Häuſer zu lukrativen Stellen. Er macht die Reichen arm. Mancher Kaufmanns-Kredit wird durch ihn ruinirt, mancher reiche Mann, der ihm ſeine Habe vertraut, wird durch ihn ruinirt. Stehen ſeine Pferde im Haus, ſo ſind ſie verloren. Liegt Wein in den Kellern — er wird verderben. Hat er koſtbare Stoffe auf dem Magazine — er läßt ſie vom Regen durchweichen. Der Hausmeiſter iſt allwiſſend. Von der Köchin, welche bei Nacht Beſuche ihres Liebhabers durch Gunſt des Hausmeiſters erhält, von dem Kutſcher, dem er den geſtohlenen Hafer verkaufen hilft, von dem Kammermädchen, welche mit Hilfe ſeiner Gattin Abfälle von dem Luxus der Hausfrau verhandelt, erkauft er alle Geheimniſſe des Hauſes. Kurz, das ganze Schickſal der Miethsleute, ihrer Dienerſchaft, ihrer Freunde und Feinde, iſt in der Hand des Hausmeiſters.

Wenn nun ſchon der Hausmeiſter ein ſo mächtiges Weſen iſt, um wie viel mächtiger muß dann die Hausmeiſterin ſein! Wer je eine Hausmeiſterin ſah, ward nicht überraſcht durch das imponirende Weſen, welches das Gefühl einer mächtigen Stellung gewährt. Mit welcher vornehmen Geringſchätzung muſtert ſie Alle, welche aus- und eingehen, — Herren und Diener, Frauen und Mädchen, — Niemand findet Gnade vor ihrem geübten kritiſchen Auge. Thu' Dir nichts zu Gute auf Deinen Rock, — ſie ſieht ihm an, daß er noch nicht bezahlt iſt. Prahle nicht mit Deinem Titel, — ſie weiß, daß Du ihn der Protektion einer Maitreſſe dankſt! Und wenn Du Cröſus ſelbſt wäreſt, — poche nicht auf die Macht Deines Geldes und unterwirf Dich, ohne zu widerſtreben.

Guter Leſer, laſſe Dir daher rathen! Sprich niemals den Namen des Hausmeiſters ohne ehrfurchtvolle Scheu aus, nenne ihn nie eitel! Wenn Du an ihm vorbeigehſt, ziehe den Hut mit der einen und zahle Tribut mit der anderen Hand! Reich ihm Deine Hand zum Gruße, wenn er Dich würdigt, ſie zu empfangen, laß ihn zu Deiner Rechten gehen und wenn er Dich beſucht, laß ihn ſitzen auf Deinem beſten Stuhl. Solches biſt Du der Majeſtät des Hausmeiſters und Deinem eigenen Wohle ſchuldig. Siehſt Du aber von Weitem die Hausmeiſterin — ſo entweiche. Rufe nicht das Schickſal gegen Dich heraus, indem Du ihr in den Weg trittſt. Wenn ſie die Augenbrauen verzieht, ſo verfinſtert ſich Dein Lebenshimmel. Zittere, wenn ſie zürnt, fliehe, wenn ſie Dich verfolgt! Erſpähe die Sekunden, wo Du Deine Wohnung verlaſſen kannſt, ohne ihr zu begegnen, — es iſt gut, wenn ſie Deiner nie gewahr wird; denn mit der Hausmeiſterin

geheimnißvollen Mächten
iſt kein ewiger Bund zu flechten. —

Das Lächeln, die Huld des Hausmeiſters kannſt Du kaufen, aber nicht jene der Hausmeiſterin. Sie haßt Dich, ohne Dich zu kennen, ſie haßt Dich wegen Deiner Großmuth und wegen Deines Geizes, wegen Deiner Laſter und wegen Deiner Tugenden, wegen Deines Leichtſinns und wegen Deiner Armuth. Unverſöhnlich iſt die Hausmeiſterin! Woher dieſe Gemüthsart, dieſe ſchadenfrohe Luſt am Böſen, — das enthülle Dir ein zweites Gardinengeſpräch zwiſchen den Hausmeiſterehelenten.

Der Hausmeiſter. Kati, ſchläfſt Du ſchon?

Die Hausmeiſterin (ſchweigt).

Der Hausmeiſter. Kati, biſt Du krantig (mürriſch)?

Die Hausmeiſterin. Laß mich in Ruh'.

Der Hausmeiſter. Eiferſt wohl wieder?!

Die Hausmeiſterin. Wäre der Mühe werth! Ich vergönne Dich gern einer Jeden.

Der Hausmeiſter. Ach, das iſt wieder wegen der Köchin aus dem erſten Stock. Na, das gehört zum Geſchäft.

Die Hausmeiſterin (auffahrend). Was für ein Geſchäft? Iſt das auch ein Geſchäft?

Der Hausmeiſter. Na, Natur — die Reſi iſt ja unſere beſte Kundſchaft; — na gute Nacht, altes Brummeiſen.

Die Sache verhält ſich ſo. Die Köchin des Generals im erſten Stock bringt dem Ehrenhausmeiſter täglich zahlreiche Rudera der offiziellen „Tafeln," welche der General geben muß, in ſicheren Gewahrſam. Der Hausmeiſter, welcher gegen die ſanfteren Regungen des Herzens noch nicht abgeſtumpft iſt, findet es der „Politik" ſeines Hauſes angemeſſen, ihr freundlicher zu begegnen, als es ſeiner Ehehälfte ſchicklich dünken will. Daher der Mißton in dem Gemüthe der Hausmeiſterin. Ihr Verſtand ſagt ihr, daß ein ſolcher Aufwand von Zärtlichkeit, wie ihn ihr Gemahl aufbietet gegen die ſchöne Reſi, keineswegs zum Geſchäfte nöthig iſt. Da ſie jedoch durch dieſe Reſi der Nothwendigkeit für ihren Gemahl die Küche zu beſtellen enthoben wird, ſo muß ſie ihren Aerger unterdrücken. Allein es iſt immer ſehr zu befürchten, daß die Leidenſchaft der gekränkten Juno ſich einſt furchtbar über dem Haupte der Semele ihres Gemahles entladen und eines jener Skandale auf der Polizei veranlaſſen wird, welche zu den häufigſten Tagesgeſchäften derſelben gehören. Die Folge dann würde ſein, daß Hausmeiſter Zeus, Madame Juno und Demoiſelle Semele ihre Sünden gleichmäßig büßen müßten.

— —

Aber ſeien wir auch gerecht und mild gegen den Hausmeiſter. Iſt der Hausmeiſter offenbar der Tyrann aller Partheien, hat er das Wohl und Weh derſelben in Händen, ſo kommt dieß nur daher, weil er ein

Sklave des Hausherrn iſt, von dieſem nicht beſſer, ja ſchlimmer bedacht als ein Kettenhund. Seine Wohnung iſt das ſchlechteſte, feuchteſte Loch im Hauſe, in der Nachbarſchaft gewiſſer Orte des Grauens von Ratten, Mäuſen und Kellerwürmern ſtündlich heimgeſucht. Ohne Beſoldung von dem Hausherrn muß er das Holz ſtehlen, um ſeine Stube zu erwärmen, um nicht zu verhungern, muß er den Dienſtboten zum Hehler aller Diebſtähle und Unterſchleife dienen. Er iſt rein darauf angewieſen, von der Grobheit und der Diebshehlerei zu leben, und muß dafür den ganzen Tag arbeiten und die Nacht wachen. Seine Wohnung iſt in der Regel daher ein perpetuirliches Hoſpital, — der Hausmeiſter ähnlich daran wie die Arbeiter in Queckſilbergruben, nie andere Luft einathmend als die Ausdünſtung der Unrathskanäle, wird ſelten alt und ſelten betritt man eine Hausmeiſterswohnung, ohne in einem Bette ein unheilbar ſieches Mitglied der Familie zu finden. Die ſogenannte „Möhrung" und die „Kalkgrube" ſind die Szylla und Charybdis, zwiſchen welchen die Geſundheit der Familie immer hin- und herſchwankt. Wenn man dieß Alles erwägt und berechnet, daß der Hausmeiſter, um ſeine Familie in der Stadt zu ernähren, jährlich wenigſtens 1000 fl. W. W. braucht — ohne an Erſparniſſe zu denken, welche er machen muß, um die Seinigen dem Hungertode nicht preis zu geben, ſo wird man begreifen, daß er in einem Kriegszuſtande gegen die Partheien lebt. So lange man nicht alle dieſe ſozialen Zuſtände wichtig aufnimmt, ſo lange man blind iſt darüber, daß die ganze Geſellſchaft unſerer Welt in ſolchem Kriegszuſtande lebt, ſo lange wird man für alle Verbrechen eine gegründete Entſchuldigung finden, ſo lange muß man — ohne ein Unmenſch und Narr zu ſein — es anerkennen, daß dieſe Selbſterhaltungstaktik und dieſe furchtbare Strategie der Nahrungsloſen gegen alle Beſitzenden, welche unſeren ganzen geſelligen Zuſtand unſicher machen, nichts anderes ſind, als ein Reſultat der Nothwehr. Was haben diejenigen zu riskiren und zu verlieren, welche jede Minute ihres Daſeins mit Lebensgefahr zu erkämpfen gezwungen ſind? Diebe und Selbſtmörder — Anderes vermag unſere ſchauderhafte ſoziale Welt in den erwerbloſen Klaſſen nicht hervorzubringen.

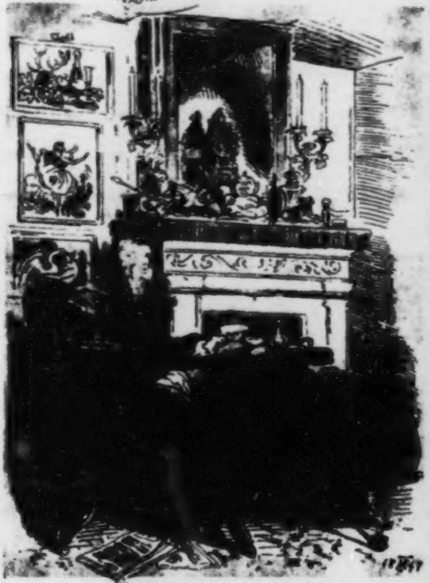
Wir kommen auf den Eingang unſerer Schilderung zurück.

Trotz aller Moralphiloſophie behaupten wir, der Menſch iſt in der Regel nur das, was die Verhältniſſe aus ihm machen. Diejenigen, welche die Gewalt und den Beſitz haben, ſind immer daher Schuld an den Verbrechen der niedrigen und armen Klaſſen. Des Hausmeiſters Charakter iſt nur eine Schöpfung des gewiſſenloſen Hausherrn. In dem, was die Armuth und Schwäche thut, ſpiegelt ſich immer nur die Moral ſeiner Beherrſcher. Als die Beſitzer — die Patriarchen tugendhaft und voll Menſchenliebe waren, war es auch die Mehrzahl ihrer Knechte. Die Verworfenheit iſt nie die Regel, nur eine Abnormität der menſchlichen Natur, wo ſie gut geleitet, von guten Grundſätzen regiert wird. Die Demoraliſation der Beſitzer macht allein ganze Maſſen unmoraliſch und gewiſſenlos. Wir werden ſeiner Zeit die Charakteriſtik der Hausherren liefern. Sie wird unſeren Satz beweiſen, deſſen Conſequenz zu großen ſtaatspolitiſchen Entdeckungen führt. Denjenigen, welche über die große Sittenloſigkeit der Völker klagen, rufen wir zu:

> **Beſſert Euch ſelbſt zuerſt, dann wird ſich das Volk gewiß Eures Beiſpiels würdig zeigen!**

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

C



Die Leiden und Freuden des Kavaliers

Wien wie es iſt.

Von

Dr. A. J. Groß-Hoffinger.

Drittes Heft:

„Der Kavalier."

Illuſtrirt
von
Th. Hoſemann.

Leipzig, 1847.
Verlag von Ignaz Jackowitz.

Vorwort.

So lange es eine menſchliche Geſellſchaft giebt, hat es auch Kaſten gegeben. So lange es Kaſten giebt, hat man die Erfahrung gemacht, daß eine jede Kaſte, welche ſich auf Koſten aller andern erhob, allmählich durch ihre eigenen Fehler, durch ihre ſittliche Ausartung, durch das Herabkommen ihrer Kräfte wieder geſunken und zu Grunde gegangen iſt. So lange es endlich Schriftſteller giebt, welche die Laſter und Thorheiten ihrer Zeiten geiſſelten, war es unmöglich, immer gerecht zu urtheilen. So gewiß es iſt, was Raupach in guter Laune ſagt: daß es nämlich vorgekommen, daß Menſchen geſtorben ſind, ſo gewiß iſt es, daß es in jeder Klaſſe der Geſellſchaft Leute giebt, welche ſchwarz ſind und wieder welche, die weiß ſind. Wozu nun diejenigen waſchen, welche weiß ſind? Wozu ſie loben und bewundern? Wir haben es zugegeben, daß es weiße giebt — das ſei Dieſen genug, und wenn wir uns der fruchtloſen Mühe unterziehen, Mohren weiß zu waſchen, ſo mag das gerechte Mitleid mit unſerer vergeblichen Arbeit Diejenigen, welche ſich dünken weiß zu ſein, beſtimmen, uns gnädigſt zu verzeihen, wenn wir ſie in unſerer Weiſe ein wenig einzuſeifen allerunterthänigſt verwagen.

Wir haben uns gut vorzunehmen, den Charakter des Wiener Kavaliers zu ſchildern! Dieſe Gattung von Mohren, welche wir meinen, weiß recht gut, daß ſie uns erſt den Gefallen erweiſen müßte, einen Charakter zu haben. Daß nicht Jeder, welcher ein Wappen führt, ein Kavalier iſt in dem Sinne, wie wir ihn nehmen, weiß Jedermann. Es giebt Adelige, welche weit entfernt ſind, à cavallo ſich vorzureiten in den erſten Rang der Geſellſchaft — Verdienſt, Talent und Tugend zurückſchiebend, — Dieſe ſind keine Kavaliere. Ein Kavalier iſt dagegen nach der Wiener Volksmeinung nur Derjenige, welcher ſein Daſein, ſeinen Reichthum, ſeine Ehre Niemandem zu verdanken hat als ſeinem Vater — oft aber Niemandem weniger als ihm. Nur mit dieſer Gattung wollen wir uns beſchäftigen, ohne den Verdienſtvollen, Tugendhaften und Begabten — weß Standes ſie auch ſeien — zu nahe zu treten. Das charakterloſe Geſchöpf, welches wir meinen, hat nichts zu ſchaffen mit irgend Einem von letzterer Klaſſe. Vielmehr iſt es nirgends mehr verachtet, als unter Denjenigen, welche es oft ſeine Kameraden nennt, obgleich ſie nur mit ihm einen leeren Titel gemein haben.

In den Zeiten des Feudalweſens hat es allein Kaſten gegeben, welche beſondere Tugenden auszeichneten. In unſeren Zeiten ſind Tugenden und Laſter, Vorzüge und Gebrechen ein Gemeingut geworden. Die Wege der ſittlichen und intellektuellen Ausbildung ſind Niemandem mehr verſchloſſen. Keine Klaſſe iſt ferner ſicher vor den moraliſchen Uebeln und der intellektuellen Verwahrloſung. Aber der Auswurf der Kaſten maßt ſich im Bewußtſein eigener Nichtswürdigkeit einen Vorzugscharakter an — und dieſer iſt es allein, den wir ſchildern wollen. Den Libertin, der unter dem Vorwand des Adels ſich zum Müſſiggang, zur Unterdrückung fremder Würde und Freiheit geboren glaubt, weil er „Kavalier“ iſt; den Narren, der, wenn ihn ein ſcharfes Wort trifft, das Recht zu haben glaubt, ſich tiefer beleidigt zu fühlen, als wir Andern, weil er ein „Kavalier“ iſt; den Schwachkopf, der vermeint, ſeinem Worte Glauben und Würde zu geben, wenn er ſagt: Auf Kavaliersparole! — dieſen Kavalier allein haben wir uns aufs Korn genommen, um ihn moraliſch zu Boden zu ſtrecken mit grobſchrötiger ſimpler Wahrheit. Sapienti sat!

Der Verfaſſer.

Der Adel in Wien.

Der in Wien lebende Adel hat keine beſtimmte Nationalität. Es giebt ungariſche, polniſche, böhmiſche, italieniſche Edelleute, welche aber gemeinſame Sitten und Unſitten angenommen haben. Im Allgemeinen zeichnet ſich der öſterreichiſche Adel durch Liebenswürdigkeit, Leutſeligkeit und Artigkeit aus. Oeſterreich zählt unter ſeinen Staatsmännern und Feldherren — freilich neben einer großen Anzahl untauglicher Kavaliere — dennoch manchen Helden, manchen großen Diplomaten — aber dieſe Sterne glänzten nicht durch ihren Adel, ſondern durch ihre Talente. Wir haben es hier nur mit dem Kavalier zu thun, der nichts iſt als Kavalier, dem ſein Name und Titel die Hauptſache, ſein Amt eine Nebenſache iſt. Die Namen Kaunitz, Metternich, Kolowrat, Lichtenſtein, Schwarzenberg und viele andere verdanken ihren Ruhm nicht ihren Titeln, ſondern den ſie verherrlichenden Vorzügen großer Männer. Nie hat man bei Männern, welche etwas Anderes waren als Kavaliere, den Adelſtolz, den Hochmuth der Ariſtokratie gefunden. Man muß es dieſer

Kategorie des Adels laſſen, daß ſie weder hochnaſig noch anmaßend iſt — daß ihre Manieren liebenswürdig, zuvorkommend und unverſtellt leutſelig ſind. Aber was vermögen ſie gegen den dummen Dünkel, der ſie täglich belagert, gegen den Hochmuth der Frauen-Crême, gegen das Herkommen und die Macht der Gewohnheit? Was vermögen ſie gegen dieſe bürgerliche Bureaukratie, welche ſich vor Niemand beugt als vor dem Adel? Gegen dieſen Kaſtengeiſt Derjenigen, welche keine Verdienſte, aber mächtige Verwandte haben, und je weniger ſie auf ihre Verdienſte pochen können, mit deſto ſteiferem Hochmuth auf ihr Geburtsvorrecht erpicht ſind? Kaiſer Joſeph hat dieſer Kaſte viele ihrer weſentlichen Vorrechte genommen, aber er hat ihnen ihren Hochmuth laſſen müſſen. Ein großer Theil des öſterreichiſchen Adels zeichnet ſich durch eine wahrhaft philoſophiſche Bildung, durch die größte Achtung vor dem Bürgerſtande, dem Talente und dem Verdienſte aus. Gelehrte und Künſtler gehen mit ihm gern um, in ſeinen Vorzimmern gilt kein Vorrang, ſeine Reichthümer werden oft großen patriotiſchen und menſchenfreundlichen Zwecken gewidmet, Künſte, Landwirthſchaft und Induſtrie werden von ihm unterſtützt — nur die Wiſſenſchaft geht leer aus, nicht weil es dieſem Adel am Willen fehlt ihr beizuſpringen, ſondern weil er keine Gelegenheit und Macht dazu hat. Aber ſeine Tugenden gehören nicht hierher, da ſie auch in anderen Ständen zu finden und daher kein charakteriſtiſches Merkmal deſſelben ſind. Es iſt ganz natürlich, daß eine Kaſte, deren Vorzug einzig und allein auf der Geburt beruht, nur durch Laſter und Unſitten einen Charakter erhalten kann, weil keinerlei Tugenden des Menſchen, wohl aber alle ſeine Laſter in einem Rapport mit ſeinem Geburtsvorrechte ſtehen. Unter dieſen nennen wir nur Hochmuth, Dünkel, Herrſchſucht, übertriebenen Ehrgeiz, Menſchenverachtung, Genußſucht, Verſchwendung, Wolluſt, Verachtung fremder Rechte, Heuchelei, Verſtellung und Falſchheit, Hinterliſt, Ränkeſucht, Wohldienerei, Achſelträgerei, Kundſchafterei — ich denke, es ſind genug der Laſter — welche recht eigentlich mit dem Geburtsvorrecht verbunden und demſelben eigenthümlich ſind, weil dieſe Laſter theils aus dieſes Vorrechts Bewußtſein entſpringen, theils zur Erhaltung dieſes Vorrechts und der damit verbundenen Annehmlichkeiten nothwendig ſind. Dagegen giebt es aber nicht eine einzige menſchliche Tugend, welche der Adel ſich aneignen könnte, ohne daß der niedrigſte Proletarier derſelben in gleich hohem Grade theilhaftig werden könnte. Es iſt daher keineswegs Mangel an Vorliebe für den Adel — welche wohl von Niemand vernünftiger Weiſe begehrt werden kann, der ſeine fünf Sinne nicht in der Wolluſt der Leibeigenſchaft verloren hat — welche mich beſtimmt, die Schattenſeite darzuſtellen, ſondern eine philoſophiſche Nothwendigkeit, weil dieſe Schattenſeite das einzige Charakteriſtiſche des Adels iſt. Es iſt nicht Haß — welcher in der That höchſt unvernünftig wäre gegen irgend eine Klaſſe von Mitmenſchen und zwar um ſo mehr, da kein Sterblicher wiſſen kann, ob nicht das Blut eines Königs in ſeinen Adern rollt — eben ſo wenig als im Gegentheil — ſondern Menſchenliebe, — welche mich beſtimmt, einer Klaſſe der Geſellſchaft, welche zum Theil noch ſo glücklich iſt, große Vortheile zu beſitzen — alle die Albernheiten und Laſter zu veranſchaulichen, wodurch ſie ſich zu einem Gegenſtande des Spottes, der Verachtung und der Verfolgung macht. Wenn z. B. unſer Kavalier mit ganz abſonderlichem Vergnügen die Reitgerte auf dem Rücken ſeiner Stallknechte und Bedienten tanzen läßt, ſo kann es ihm nur heilſam ſein zu erfahren, wie einfältig und grauſam, niedrig und ſchimpflich ſeine Laune ſei, da der Stallknecht die Fertigkeit im Prügeln wahrſcheinlich in einem weit höheren Grade beſitzt als ſein Herr, und wenn er von derſelben nicht Gebrauch macht gegen ihn, es nur aus dem Grunde geſchieht, weil er ſich am Gelde ſeines Herrn reichlich ſchadlos halten kann, oder weil ſeine Fäuſte keine ſo gnädigen Richter finden würden — was einen ſchändlichen Zuſtand der Gerechtigkeit bewieſe, von welchem zu profitiren eine doppelte Niederträchtigkeit wäre. Denn da, wo Geſetze Mißhandlungen ſcharf ahnden, iſt ein Schlag von wenig Bedeutung, da ihn der Geſchlagene zu erwiedern das gleiche Recht beſitzt, aber da, wo das Geſetz gegen einen nichtsnutzigen Tagedieb, der zufällig in dem Hauſe eines Grafen das Licht der Welt erblickt hat und der vielleicht das leibliche Kind ſeines eigenen Stallknechts iſt, den er ſchlägt, gelinder verführe gegen den Schlagenden als gegen den Wiederſchlagenden — wäre es eine ehrloſe Handlung, von einem Rechte Gebrauch zu machen, welches nur ein Barbar in den Zeiten der tiefſten Finſterniß irgend einer Klaſſe gewährt haben könnte. — Man kann daher wahrlich nichts Liebreicheres unternehmen, als eine Kaſte, welche mit unſeren ſocialen Verhältniſſen in ſolchen Konflikt gerathen — bei Zeiten aufmerkſam zu machen darauf, was ſie vermeiden muß, um nicht gerade das Anſehen völlig zu verlieren, welches ſie — gleichviel mit welchen vernünftigen Anſprüchen — behaupten wollen. Es gehört nicht hierher, zu unterſuchen, was von dem Geburtsvorrechte jenes kleinen Heeres von Menſchen zu halten ſei, deren Verfahren irgend einem guten Monarchen oder einem Theaterwütherich mit rothen Hoſen und ſchwefelgelbem Geſichte, wie man ſich Tyrannen gewöhnlich vorſtellt, den Steigbügel gehalten haben, — denn wollte man unſere ganze Menſchenwelt mit allen ihren Einrichtungen in allen ihren Epochen philoſophiſch kritiſiren, ſie würde wenig Stich halten und für abſolut unvernünftig gelten können; allein da es Menſchen unter dem Adel wie außer dem Adel giebt, welche jedes kleine Titelchen, welches ihnen Zufall und gutes Glück gegeben, vor der Vernunft als ein wohlerworbenes Recht und Verdienſt rechtfertigen wollen, ſo muß man dieſen Thoren liebreich begreiflich machen, wie wenig es paſſend ſei, einen hochtrabenden Titel zu führen und ein Heer der lächerlichſten Untugenden und verächtlichſten Laſter mit ſich zu ſchleppen, — und wie man gute Kinder und wahre Edelleute unter den Adeligen angetroffen und lieben gelernt hat — Dieſen zu ſagen:

Entäußert Euch auf die eine oder die andere Weiſe dieſer einfältigen Burſche und einfältigen Hallunken, um mit Shakeſpeare zu ſprechen, damit ſie nicht brave Leute blos deshalb einem ganzen Volke verhaßt machen — blos weil ſie — faſt könnte man ſagen, das Unglück haben, mit Namen und Titeln geboren worden zu ſein, welche von Anderen ſo ſchmählich beſudelt werden. Es giebt gar viele edle und hochherzige Männer in Wien und Oeſterreich, welche, mit ſolchen zufälligen Vorzügen geboren, den weiſeſten Gebrauch davon machen, daß man nur beklagen könnte, wenn jemals das Unglück für ſie eintreten ſollte, daß blinde Wuth des Augenblicks — wie, ach! ſo oft ſchon in der Menſchengeſchichte, Leidenſchaften ohne Vernunft, Zeitſtimmungen ohne richtige Intelligenz — ſie in irgend einem Lebensverhältniß oder einer ſocialen Kriſe zu Sündenböcken machen ſollte für die Laſter und Thorheiten, welche ſie nicht verſchuldet haben. Der deutſche Michel wie der öſterreichiſche Hanſel werden ganz mit Unrecht ſchon als wohlgezogene Jungens betrachtet, welche gewiſſe Schulen vom Zuſehen und par distance mitgemacht und durchgemacht hätten, welche andere Nationen vollendet haben, — er wird mit dem A B C anfangen und —

Gott behüte mich vor politiſchen Betrachtungen! Ich will nur ſagen, daß der öſterreichiſche Adel, vor welchem ich, ſo weit er rechtlich, tugendhaft und vernünftig iſt, ſo ehrerbietig meinen Hut ziehe, wie vor allen rechtſchaffenen und tugendhaften Bürgern, den

Kavalier, den ich ihm beſchreiben werde, ſobald als möglich zu allen T—ln jagen möge, um nie mit ihm eines Weges gehen zu müſſen. Solche Geſellſchaft taugt nicht für Klaſſen, welche nach einer Zukunft ſtreben, welche ſie in ſolchen moraliſchen Lumpen, weder gegen die Wetter der Volksleidenſchaften, noch gegen das Schneegeſtöber einer von nichts erwärmten Zeitphiloſophie geſchützt — mit ſo vielen Blößen, mit ſolchem Ausſatz und ſolchen Schwären — ſelbſt nicht vereinzelt erreichen könnten. Der Kavalier, wie wir ihn verſtehen, verhält ſich zum Adel wie der Sägefiſch zum Wallfiſch, möge ſich der Wallfiſch deſſelben zu entledigen den Muth und Verſtand beſitzen!

Der Lebens-Lauf des Kavaliers.

Geburts-Myſterien.

Gewiß, es iſt eine der größten Grauſamkeiten der Natur, daß ſie uns über die allerintereſſanteſten Dinge immer in der größten Unwiſſenheit läßt. Es giebt Fragen, welche den Menſchen faſt ſo lange er lebt beſchäftigen und welche er ſich niemals beantworten kann. Er legt ſich mit ihnen oft zu Bett und jeder Morgen bringt ihm dieſelbe Gewißheit — nämlich die Ungewißheit. Solcher Fragen nennen wir nur folgende: Wo die Welt ein Ende nimmt und was dann da iſt wo nichts iſt? Wie lang die Zeit iſt? Was in dem Bauch der Erde ſteckt? Wo wir vor unſerer Entſtehung geweſen ſind und wo wir nach unſerem Tode hinkommen werden? Was denn die armen Klaſſen anfangen werden, wenn ſie einmal nichts mehr zu eſſen haben? Was denn gewiſſe Leute mit dem Gelde machen werden, wenn ſie einſt Alles allein beſitzen werden? Was denn aus den Papieren, welche man öffentliche nennt, werden wird, wenn Niemand mehr einen Heller dafür giebt? Was denn zu erwarten wäre, wenn einmal der Landmann auf die Idee käme, für eine Kartoffel einen Dukaten zu begehren? Was denn unſere gelehrten Staatspubliziſten dazu ſagen werden, wenn ſolche Dinge eintreten ſollten, wovon ſich dieſe Philoſophen nichts träumen laſſen? Endlich aber, ob wir denn gewiß die Kinder unſerer Väter und die Väter unſerer Kinder ſind? Dieſe Fragen ſind ſelbſt den Philoſophen nicht gleichgültig. Sie ſtören unſere Verdauung, ſie machen uns Kopfſchmerzen und Hypochondrie und wir würden große Preiſe bezahlen, wenn ſie uns Jemand nach unſeren Wünſchen beantworten könnte.

Aber wenn uns auch Niemand dieſe Fragen beantworten kann, ſo iſt doch die Geſellſchaft ſo gütig, ſie als beantwortet gelten zu laſſen. Man glaubt uns auf's Wort, wenn wir ſagen, dieſes iſt unſer Kind, obwohl nichts zweifelhafter ſein kann, als eben dieſes, obwohl der Beweis hier ganz unmöglich iſt und —

Allein der Glaube macht uns hier wie in andern Dingen ſelig.

Es iſt nun höchſt merkwürdig, daß der Kavalier das einzige ſterbliche Weſen iſt, welches über ſeine Abſtammung nicht den leiſeſten Zweifel hegt. Nicht nur weiß er vollkommen, daß er der Sohn ſeines Vaters iſt, was dieſer doch ſelbſt ſchwerlich mit Sicherheit gewußt hat — ſondern er beweiſt bis auf die Zeit Carls des Großen aus Dokumenten, deren Ausſteller längſt geſtorben ſind, die ganze Genealogie ſeines Hauſes.

Warum zweifelt der Kavalier allein unter allen Sterblichen nicht an ſeiner legitimen Abkunft?

Wir glauben, es geſchieht aus folgenden Gründen:

Erſtens: Weil er, um zu zweifeln, vernünftig ſein müßte.

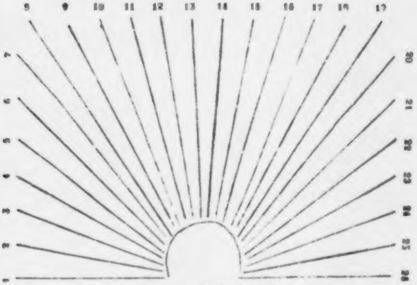
Zweitens: Weil er im Falle eines Zweifels keine Urſache hätte, hochmüthig zu ſein.

Drittens: Weil er im Falle eines Zweifels tugendhaft ſein müßte, um ſich ſelbſt zu achten.

Da aber der Kavalier nichts von alle dem ſein will oder kann, ſo zweifelt er niemals, daß er vom Wirbel bis zur Zehe — jeder Zoll — ein Kavalier iſt.

Wir aber, die wir die Geſchichte und den Lebenslauf des Kavaliers treu und gewiſſenhaft pragmatiſch, philoſophiſch und mathematiſch richtig darſtellen wollen, können nichts thun als unſere gerechten Zweifel in eine mathematiſche Formel bringen. In dem kleinen Schloſſe, wo der Kavalier geboren wurde, befanden ſich folgende triebkräftige, zu Stammvätern vollkommen geeignete Perſonen:

Mögliche Abſtammungs-Linien.



Omne animal ex ovo.

1. Ein Hausfreund. 2. Ein Bruder des Gemahls. 3. Ein Gaſt. 4. Ein Haushofmeiſter. 5. Ein Kavalleriehauptmann. 6. Der Kaſtellan. 7. Der Verwalter. 8. Der erſte Schreiber. 9. Der zweite. 10. Der dritte. 11. Der vierte. 12. Der Bediente. 13. Der Stallknecht. 14. Der Kutſcher. 15—26. Kavaleriſten.

Demzufolge verhält ſich die Wahrſcheinlichkeit ſeiner legalen Abſtammung gegenüber dieſer Möglichkeitslinien wie 1 : 26, mit welcher Ermittelung wir die Geſchichte ſeiner Geburt beſchließen.

Der Kavalier und ſein Hofmeiſter.

Der Hofmeiſter iſt der zweite Vater des Kavaliers — zuweilen auch der erſte. Ein echter Kavalier hat weder Zeit noch Kenntniſſe, um ſeinen Sohn zu erziehen. Er miethet ſich daher irgend einen armen Teufel, um ihm dieſe Mühe aufzutragen.

Meiſt arme Bettelſtudenten ſind es, welche das Kontingent der Hofmeiſter ſtellen. Dieſe Leutchen kennen die Welt durch und durch. Sie wiſſen, daß es das klügſte iſt, die jungen Herren ſich geneigt zu machen. Sie wiſſen, daß ein Kavalier nicht nöthig hat, etwas zu lernen, um gute Studienzeugniſſe zu erhalten. Sie wiſſen, daß er im Leben nichts zu wiſſen braucht, daß ſeine Lebenslaufbahn im Voraus beſtimmt iſt. Sie wiſſen, daß man es im hochgräflichen Hauſe mit den Domeſtiken nicht verderben darf! Sie wiſſen, daß die Frau Gräfin vom Hofmeiſter es ſehr gerne ſieht, wenn er den ganzen Tag auf den Beinen iſt, um ihr Romane, Kupferſtiche, Modejournale zu verſchaffen. Sie wiſſen, daß der Hofmeiſter ſo gut wie der Leibkutſcher und Portier nur ein Paradeſtück iſt, um die jungen Herren ſpazieren zu führen. Welche Erziehung ſie demnach ihren Zöglingen geben — das iſt leicht zu berechnen. Wenn die Höschen des jungen Kavaliers immer reinlich ſind, wenn er ſittſam und mit ſteifer Nobleſſe über die Straße ſchreiten lernt, damit die Leute von Weitem erkennen, daß ein junger Kavalier des Weges kommt, wenn ihm nie die Naſe läuft, wenn er ſich niemals vergißt, mit bürgerlichen Kindern zu ſpielen, — dann hat der Hofmeiſter ſeine Pflichten erfüllt — dann kann er mit Gewißheit darauf rechnen, zum neuen Jahr von der Frau Gräfin einen Hoſenträger zum Präſent zu erhalten!

Der Hofmeiſter bringt dem Kavalier nur ungefähr drei Prozent von dem Wiſſen bei, welches er ſelbſt beſitzt. Da er nun ſelbſt nur drei Prozent von alle dem weiß, was ein Kavalier, der beſtimmt iſt Güter zu verwalten, Unterthanen zu haben und Staatsämter zu bekleiden, wiſſen ſoll, ſo kann man ſich denken, wie groß die Gelehrſamkeit des Kavaliers werden kann. Wenn er dereinſt das griechiſche Typto ausgeſchwitzt und das ganze Latein vergeſſen, welches ihm der Hofmeiſter beibringt, ſo wird er ſo ziemlich ſo viel wiſſen als er eben nöthig hat, um ſeine Güter noch mehr zu verſchulden als ſie ſein Vater ſchon verſchuldet hat und im Staatsamte andere Leute für ſich arbeiten zu laſſen. Was aber die Ausbildung ſeiner Standesbegriffe betrifft, ſo dient das Beiſpiel des Hofmeiſters ſehr dazu, ihm eine Idee davon beizubringen, was man ſeinem Stande ſchuldig iſt. Der Hofmeiſter ſagt zum Herrn Papa nie anders als gnädigſter Herr, er zittert vor Ehrfurcht, wenn er vor ſeinem Anlitz erſcheint, er kriecht auf allen Vieren, wenn er Mama ſieht. Wenn aber ein bürgerlicher Menſch in den Dunſtkreis des Hofmeiſters ſich wagt, der nicht zum Hauſe gehört, wie trägt der Herr Hofmeiſter da die Naſe hoch — wie imponirt er dem Plebejer! Denn der Hofmeiſter wird ſelbſt im Dunſtkreiſe dieſer adeligen jungen Herren, ſo zu ſagen, galvaniſch mit Adel vergoldet. Er iſt zwar ein ſchlechter Kupfergroſchen, aber er nimmt den Schein des Goldes an. Wenn nun ſchon der Abglanz der Hoheit des Kavaliers einen Menſchen ſo über die Andern erhebt —

um wie viel höher muß der Kavalier ſelbſt über der Menſchheit ſtehen! Wenn ſchon dieſer Hofmeiſter, der ſich ſelbſt mit den Domeſtiken des Hauſes rangirt, gegen Jeden ein Tyrann ſein darf, der nicht von Adel und vom Hauſe iſt, welches Recht ſteht dann erſt dem Kavalier ſelber zu! Die Summe der Lebensregeln, welche der Hofmeiſter ſeinem Zögling beibringt, beſteht aus folgenden Sätzen:

Erſtens: Zu den Domeſtiken ſagt man „Du“ oder „Er“ — ebenſo zu allen fremden Domeſtiken, Kellnern, Kutſchern, gemeinen Soldaten.

Zweitens: Wenn man in einen Kaufladen tritt, behält man den Hut auf dem Kopfe, grüßt Niemand und dankt blos mit einem leichten Kopfnicken.

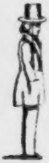
Drittens: Bürgerlichen gegenüber gebraucht man nie die Anrede „Herr“, ſondern man ſagt herablaſſend „mein lieber N.“ oder einfach „Sie“.

Sind dieſe Lebensregeln gehörig eingelernt, ſo iſt die Erziehung vollendet. Der junge Herr Graf kann in die Welt treten.

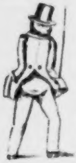
Der Kavalier zu Fuß.

Iſt der junge Kavalier ausgewachſen, dann handelt es ſich für ihn hauptſächlich darum, wie er ſich in den wichtigen Situationen zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen zu benehmen habe. Der Hofmeiſter leitet hierbei noch als dienender Freund ſeine unſicheren Bewegungen. Zu Fuß giebt es für ihn mehrere Hauptpoſituren zu beobachten.

Erſte Poſitur.

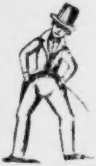


Durch dieſe Poſitur zeigt der Kavalier ſeine hohe Beſtimmung an, ſeine Gutsunterthanen mit dem Stock zu regieren, den er jedoch väterlich reſignirend in die Taſche ſteckt, um anzuzeigen, daß er zur Milde geneigt ſei. Beide Hände in den Taſchen deuten an, daß er vor Niemand den Hut zu ziehen, nichts zu thun und nur zu befehlen habe. Für zudringliche Gläubiger iſt dies zugleich ein Wink, daß der Kavalier keine offene Hand liebt.



Zweite Poſitur.

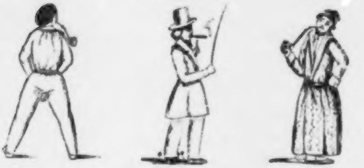
Dieſe Poſitur nimmt der Kavalier an, wenn er ſpazieren geht. Sie deutet ſeine noble Nonchalance an.



Dritte Poſitur.

Dieſe Poſitur iſt die genial kavaliermäßige. Man bedient ſich ihrer beim Anblick eines hübſchen Bürgermädchens.

Fig. 1. Vierte Poſitur.



Dieſe Poſituren nimmt der Kavalier an, wenn er mit einem Bürgerlichen ſpricht. Es iſt unerläßlich für einen wohlgeſitteten, vollkommenen Kavalier, daß er, wenn er mit einem Bürgerlichen ſpricht, ſich mit irgend etwas beſchäftigt, um anzuzeigen, daß er nur ſo nebenher ſich herablaſſe Audienz zu geben. Entweder er muß, während der Bürgerliche ſein Anliegen vorträgt, ſeine Beinkleider anziehen oder die Zeit benutzen, um ſich den Mund auszuſpülen, oder thun wie Fig. 1. — wenigſtens aber, außer Tabakrauchen, mit der Reitpeitſche ſpielen oder ſonſt etwas unternehmen, wodurch er ſeine Geringſchätzung an den Tag legt. Ein ſolches Benehmen zeigt zugleich Herablaſſung und zugleich Verachtung an. Die *Liebe* der Unterthanen kann es ſich aufs Zärtlichſte auslegen als eine intime, ehrende Vertraulichkeit, womit der Anmaßung dennoch nachdrücklich angezeigt wird, daß der Wurm ſich nicht vermeſſen ſolle, ſich einem Geſchöpfe der höchſten Rangordnung gleich zu achten!

Der Kavalier zu Fuß darf nie vergeſſen, daß er zu Fuß nur gewiſſermaßen incognito exiſtirt. Nur zum Plaiſir läßt er ſich herab, ſich unter andere Menſchen zu miſchen und an ihren Freuden mitleidig Theil zu nehmen. Der Kavalier iſt ohne Wagen oder Reitpferd nicht vollſtändig, es fehlt der wichtigere Theil ſeiner Integrität. Der Kavalier zu Fuß darf niemals kothige Stiefeln haben, denn Niemand darf es wiſſen, daß der Schmutz dieſer Erde ſie berühren kann. Er trägt daher beim beſten Wetter Ueberſchuhe und bekommt davon ſchweißige Füße, — aber beſſer krank als kein Kavalier. Der Kavalier zu Fuß muß ſehr dünne Stiefelſohlen haben, denn ſein Tritt darf auf den Parketten nicht gehört werden; der Kavalier zu Fuß darf auf der Straße außer hübſchen Mädchen Niemand eines Blickes würdigen, und wenn Jemand ihn verkennend anreden ſollte um Tabakfeuer oder um Angabe eines Straßennamens, ſo muß er ein wenig betreten zurückweichen, dann aber lächelnd über den ungeheuren Mißgriff die verlangte Gnade gewähren.

Der Kavalier zu Wagen.

Es iſt dem Kavalier nicht erlaubt, ohne Equipage zu ſein. Pferde und Wagen vervollſtändigen ſein Selbſt, ſie ſind ein Theil ſeines Weſens; ein Kavalier ohne Equipage iſt wie ein Fiſch ohne Waſſer. Die Pferde müſſen aus England oder Holſtein ſein, der Wagen aus Paris, der Kutſcher aus Ungarn. Aber ſelbſt die Equipage macht ihn nicht vollkommen, das iſt er nur:

Zu Pferd.

Reiten iſt die eigentliche Beſtimmung des Kavaliers! Er muß ſeine halbe Zeit auf dieſe Kunſt verwenden, er muß es verſtehen, wie man über die Barriere ſpringt, das Wettrennen mit Hinderniſſen iſt ſein Höchſtes, was er in dieſem Leben zu erreichen hat. Der Wiener Kavalier iſt nur geboren, um in den Prater zu reiten, um Parforce einen Hirſch zu jagen und — er überdeckt ſeinen Namen mit dem Firniß der Unſterblichkeit, wenn er dabei den Hals bricht!

Des Kavaliers Wiſſen.

Zu den Bedürfniſſen des Kavaliers gehört auch eine Bibliothek. Es iſt nicht nothwendig, daß er etwas weiß, wenn er nur eine Bibliothek hat. Aber der echte Kavalier kauft keine unnützen Bücher; ſeine Bibliothek beſteht nur aus folgenden Werken:

Wiſſenſchaftliche Werke.

Das Converſations-Lexikon.
Petris Fremdwörterbuch.
Girardin über ſyphilitiſche Krankheiten.
Complimentirbuch.

Poetiſche Werke.

Das galante Sachſen.
Werke des Chevalier Grecourt.
Claurens Romane.

Staats- und ſonſtige Berufsgeſchäfte.

Hat der Kavalier ſeine Ausbildung vollendet, ſo ergreift er zuweilen die diplomatiſche Laufbahn. Während derſelben, ſo wie auch wenn der Kavalier ein Staatsamt im Inneren bekleidet, iſt ſein wichtigſtes Berufsgeſchäft im Inneren ſeines Kabinets

das Tabakrauchen.

Dieſe Kunſt muß wiſſenſchaftlich betrieben werden. Die Pfeifenköpfe müſſen von Nolte geſchnitten ſein; die Pfeifenſammlung darf nie unter 100 Köpfe betragen. Der Tabak muß aus Amerika ſein, die Cigarren aus Havanna. Der Kavalier hat einen eignen Miniſter des Tabakrauchens, welcher die Köpfe anrauchen, die Pfeifen reichen und bei Tabakfreunden die Honneurs machen muß. Das zweite wichtige Berufsgeſchäft iſt:

das Champagnertrinken.

Ein Kavalier darf keinen Tag vorübergehen laſſen ohne Champagner getrunken und Auſtern gegeſſen, zu haben.

Der Handkuß bei Hofe.

Dieſes wichtige Geſchäft erfordert ein tiefes Studium. Es iſt keine kleine Kunſt, eine graziöſe Verbeugung zu machen, die Hand einer Hofdame zu küſſen und ſie um ihr Befinden zu fragen. Der Kavalier muß dieſe Kunſt wenigſtens fünf Jahre in Paris ſtudieren, ehe er darauf Anſpruch machen kann, ein vollkommener Staatsmann zu ſein.

Erſt nachdem der Kavalier in allen dieſen Künſten Virtuoſität, nachdem er vollkommen zu Fuße gehen, reiten, fahren, Parforce jagen, Tabak rauchen und die Hand küſſen gelernt hat, drückt ihm ſein Hofmeiſter den Weihekuß auf die Stirne und entläßt ihn mit einer Thräne im Auge als vollkommenen Kavalier!

Liebesabentheuer.

So wie der Kavalier in die Welt eintritt, empfängt er von Papa und Mama folgende Lehren.

Mama. Mein Sohn — Du wirſt einſt eine vornehme Dame heirathen — alſo vergiß niemals, daß Du Kavalier biſt.

Papa. Es giebt viele hübſche Märchen, welche man lieben kann, ohne ſie zu heirathen —

Mama. Einen Scherz verzeiht man, aber keine Herabwürdigung.

Papa. Dein Geld erlaubt Dir jedes Vergnügen, aber werde nur kein Taugenichts.

Mama. Ein Taugenichts iſt derjenige Kavalier, der mit einem bürgerlichen Mädchen einen Roman anfängt.

Papa. Man muß dieſe Perſonen mit Geld abfertigen.

Mama. Aber wirf nicht zu viel Geld hinaus um dieſe Geſchöpfe. Wirthſchafte. Mit Deinem Exterieur kannſt Du Dein Vergnügen wohlfeil beſtreiten.

Dieſe Lehren werden zwar nicht immer ſo offen gegeben, aber das Beiſpiel des Papa, die Winke des inſtruirten Hofmeiſters und die lächelnden Zurechtweiſungen der Mama, wenn der junge Kavalier mit dem Kammermädchen Kurzweil treibt, belehren ihn vollkommen über ſeine Pflichten gegen ſich ſelbſt.

Man geſtattet dem jungen Kavalier keinen andern Umgang als mit Seinesgleichen. Der Lebenslauf des Kavaliers beginnt im Theater, im Concert, auf Bällen. Er ennuyirt ſich im Schauſpiele von Shakeſpeare, aber man zeigt ihm die ſchönſten Künſtlerinnen, welche das weichſte Herz haben. Er iſt ganz entusiasmo im Ballet und die jungen Kavaliere machen ihn ganz in der Nähe bekannt mit den Göttinnen der Bühne. Er findet ſie reizend, er liebt auf einmal drei Göttinnen und ſchwimmt in olympiſchen Gefühlen. Er ſammelt ſich Adreſſen. Papa und Mama erleben Freude an ihrem Kind — es wirft ſich nicht weg! Es vergißt ſelbſt bei einer Hofſchauſpielerin, welche wöchentlich dreimal Prinzeſſin ſpielt und 1000 Fl. Gage hat, nicht — daß es ein Kavalier iſt. Es ſtürzt durch ſeine koſtſpieligen Unterhaltungen ſeinen Papa in neue Schulden, es ruinirt den Wohlſtand der Familie — aber es vergißt nie, daß es Kavalier iſt.

In einigen Jahren iſt keine zugängliche Dirne in ganz Wien, welche nicht eine gute Freundin des Kavaliers wäre. Er ſteht mit dieſen Damen auf dem vertraulichſten Fuß, er nennt ſich Du mit ihnen, er wird von ihnen geohrfeigt, mit ſogenannten Spitznamen beehrt, gehänſelt und in der Stadt als ein nichtsnutziger Menſch ausgeſchrieen, der ſchon in der Jugend ohne Gefühl und Ehre ſei, man erlaubt ſich auf der Straße hinter ſeinem Rücken die beſchämendſten Anzüglichkeiten — aber der junge Wüſtling hat niemals vergeſſen, daß er Kavalier ſei.

Wenn er endlich aller Prieſterinnen der Venus von der Straße und vom Theater überdrüſſig geworden, wenn er ſeine Luſtbarkeiten wiederholt theuer bezahlt und ſchwer gebüßt hat, wenn ſein Haupt ſchon mit 24 Jahren kahl geworden iſt, beginnt er den ordentlichen Bürgersmädchen in den Vorſtädten nachzulaufen, um nach dem Rathe ſeiner Mutter durch ſein bereits ſehr verfallenes Exterieur wohlfeiler und angenehmer ſein Ziel zu erreichen.

Aber erſt wenn das letzte Flämmchen Jugendfeuer verblaſen, wenn alle Blüthen der Jugend abgefallen, ſein Herz ganz verwelkt iſt, wenn es für ihn nichts mehr giebt was ſeine erloſchenen Augen wieder entzünden, ſein wäſſeriges Blut erwärmen kann, wenn bereits eine Perrücke ſein kahles Haupt bedeckt, dann erſt wird er eine hohe Dame von gleich adliger Abkunft zur ebenbürtigen Gattin erkieſen.

Er iſt nun ein muſterhafter Kavalier, er hat ſich niemals vergeſſen!

Die Kinder ſeiner ungeregelten Liebe aber bevölkern das Findelhaus und werden auf Koſten des Staates verſorgt.

Der Kavalier als Gatte.

Das bürgerliche Geſetzbuch enthält einige ſehr deutliche Beſtimmungen über das Weſen und die Ausübung der ehelichen Pflichten.

Es ſcheint aber, der Kavalier ſei an das bürgerliche Geſetzbuch nicht gehalten.

So viel iſt jedoch gewiß, daß der Staat ſich um die Erfüllung dieſer Pflichten beim hohen Adel wenig bekümmert. Man erinnert ſich hierbei des Sprichworts der Juriſten: cessante causa cessat effectus. Die adeligen Damen genießen gottlob eine ſolche Erziehung, daß ſie unter allen Umſtänden mit ihren Männern zufrieden ſind. Nach den Begriffen, worin ſie erzogen werden, iſt der Gemahl nichts als ein Menſch, welcher ſie zu Hofe führt, ihnen einen Namen, einen Theil ſeiner Einkünfte giebt und zu ſonſt weiter auf der Welt nichts zu brauchen iſt. Sie ſind daher geduldig, und manche eiferſüchtige Bürgersfrau könnte ſich an ihnen ſpiegeln. Warum aber ſind ſie nicht eiferſüchtig? Dieſe Frage kann man nur wieder mit einer Frage beantworten. Warum laſſen vernünftige Gläubiger jene Schuldner in Ruhe, welche nicht bezahlen können?

Der Kavalier als Gatte iſt ein Muſter für die bürgerliche Welt. Er ſchlägt ſeine Frau nicht, er beſchränkt ſie ſelten in ihren Ausgaben, er drückt beide Augen zu, wenn die Gattin eines auf ſeinen Bedienten heftet, er nennt ſie mit den zärtlichſten Namen, er reiſt mit ihr in's Bad, er hält ihr einen Hausarzt, er entbindet ſie aller häuslichen Pflichten, mit Einſchluß der bürgerlichen Ehepflichten. Seine Liebe iſt reine Gottesflamme, von keiner niedrigen Leidenſchaft befleckt! Er iſt uneigennützig und entſagend, — welch ein erhabenes Beiſpiel für die niedern Klaſſen! In ſeinem Hauſe herrſcht die ſchönſte Eintracht der Seelen, kein Wölkchen trübt den Himmel dieſer platoniſchen Ehe — die Engel des Himmels freuen ſich über dieſe reinen Seelen, welche ihr Glück nur im Glücke des andern Theiles finden! Zuweilen beſcheert der Himmel dieſen Ehen einen *reichen Kinderſegen*. Wir lernen alſo den Kavalier abermals in einer neuen Lebensſituation kennen als:

??? Vater. ???

Die Freude des Kavaliers bei der Geburt ſeines Erſtlings iſt weiſe gemäßigt, philoſophiſch ruhig. Er genießt die Glückſeligkeit des hohen Bewußtſeins, daß die Fortdauer ſeines Stammes geſichert ſei, mit ſtoiſchem Phlegma. Er ſtellt in ſeinem Innern Betrachtungen an über die Nichtigkeit aller irdiſchen Vorzüge. Er denkt über ſeine eigene Geburt nach und überzeugt ſich, daß alles menſchliche Wiſſen nur Stückwerk ſei. Seine Sorgfalt für ſeine Kinder iſt außerordentlich. Sie erhalten eine Amme, eine Bonne, einen Hofmeiſter, einen Tanzlehrer, Fechtlehrer ꝛc. Man ſchafft dem kleinen Kavalier einen Poni zum Reiter an. Sobald er das ſiebzehnte Jahr erreicht hat, unterrichtet ihn der zärtliche Vater in eigener Perſon, wie man über einen Zaun ſpringt und wie man — Tabak raucht. Um einige Zeit ſpäter begleitet der junge Kavalier ſeinen Vater auf der Jagd nach Rebhühnern, Faſanen und —.

Der Kavalier als Soldat.

Der Kriegerſtand hat für den Kavalier im Frieden beſondere Reize. Er widmet ſich ihm mit beſonderer Vorliebe, und in der Armee iſt der Kavalier, wenn er Geld hat, ſehr beliebt. Er avancirt ſehr ſchnell und ſchlägt ſich bisweilen, unter Beobachtung der nöthigen Verſichten, um ſein Leben nicht in Gefahr zu ſetzen. Denn man hat Beiſpiele von unverſchämten Kugeln, welche ſelbſt das Herz im Leibe des Kavaliers nicht ſchonen. Aber auch im Kriege hat ſich der Kavalier rühmlichſt ausgezeichnet. In der Geſchichte aller verlorenen Schlachten glänzt ſein Name. In der Regel iſt der Kavalier ein Feind von allem Blutvergießen.

Der Kavalier als Staatsmann.

— — — —   — — — —
— — — —   — — — —
— — — —   — — — —
— — — — 0. — — — —
— — — —   — — — —
— — — —   — — — —
— — — —   — — — —

Der Kavalier als Schuldner.

Das unerbittliche Schickſal will es oft, daß der Kavalier durch ſeine ſtandesmäßige Lebensweiſe ſein

Vermögen zu Grunde richtet. Das alte herrliche Vorrecht der edlen Raubritter iſt leider aufgehoben worden, unſer civiliſirtes Zeitalter hat die Anſicht aufgeſtellt, daß auch ein Kavalier ſeine Schulden bezahlen ſolle! Es haben ſich ſchon Fälle ergeben, daß Kavaliere, gute, echte Kavaliere von ihren Gläubigern ausgepfändet worden ſind. Allein mit dem Geſetz hat ſich auch der Kavalier civiliſirt. Er hat Fortſchritte gemacht in der edlen ritterlichen Kunſt Schulden zu machen. Sein Finanzſyſtem iſt folgendes: Haben die Einkünfte aufgehört, die Ausgaben zu decken, ſo werden auf den Namen des Kavaliers Schulden gemacht. Können dieſe nicht bezahlt werden, ſo wendet man ſich an die Wucherer, welche noch lange Geld borgen, wenn ehrliche Leute aufgehört haben es zu thun. Man nimmt Wein, Pferde, Stoffe, Bilder ſtatt Geldes und verkauft ſie um ein Zehntheil. Hilft der Wucherer nicht mehr, ſo tritt die Sequeſtration ein. Löſt ſich dieſe auf, ohne ihren Zweck erreicht zu haben, ſo werden Obligationen gemacht. Das ganze Beſitzthum der hohen Familie wird für dieſe Obligationen eingeſetzt — ein redlicher Banquier übernimmt es, ſie zu emittiren, rangirt den Kavalier und macht ſich für die Gefälligkeit, den Bürgersleuten ihr Geld abzunehmen, mit einem erſten Satze von etwa 50,000 fl. bezahlt. Der Kavalier hat nun auf eine Reihe von Jahren Geld, es fehlt ihm an nichts, ſelbſt nicht an neuem Kredit. Seine Obligationen gehen von Hand zu Hand, man erſtaunt über den unerhörten Reichthum des Kavaliers — ſeine Obligationen werden von den erſten Wechſlern escomptirt, aber mit weiſer Vorſorge dem Bürgerſtand wieder in die Hände geſpielt. Was kann auch dieſen guten Leuten geſchehen — ihre Forderungen ſind ja intabulirt! Die Obligationen haben ihren Cours wie Staatspapiere — es iſt gar keine Gefahr dabei!

Zum Beweiſe, wie zärtlich man beſorgt war, um die Gläubiger ſicher zu ſtellen, diene folgende Kopie einer ſolchen Obligation, welche der Verfaſſer in einer großen Sammlung von ähnlichen Dokumenten gefunden hat.

Fol. **1123**. Obligation. **50000** fl. C.-M.

Seine Excellenz Herr Graf von und zu Schelmenau, Zahlenie und Pfennigles —

(folgen zwanzig hohe Titulaturen)

Ritter des (folgen funfzehn Titel) Ordens — verpflichtet ſich hierdurch für ſich und ſeine Aſcendenten, Erben, dem Inhaber dieſer Obligation oder ſeinen Erben, Gläubigern, die Summe von

50000 fl. C.-M.

Sage Funfzigtauſend Gulden Conventions-Münze das iſt drei Stück Zwanziger auf einen Gulden zu bezahlen und iſt dieſe Schuld gerichtlich vorgemerkt und intabulirt auf folgende Güter und Herrſchaften Sr. Excellenz, nämlich:

Schelmenau
Zahlenie
Pfennigles } Stammgüter Sr. Excellenz in der Markgrafſchaft Mähren.

Szalabics
Moslovecz
Szombatrik im Königreich Ungarn.
Muzbazar
Obolono

Pelkowitz
Tianowetz im Königreiche Böhmen.
Przirrza
Krzerziwarz

Es wird bemerkt, daß dieſe Schuld zu

5 Procent

verzinſt wird.

Gegeben auf Schelmenau, den 1. December 1807.

LS Johann, Freiherr von Schelmdorf, Mandatar Sr. Excellenz ꝛc.

LS Johann Jakob Christian Alexander, Graf von und zu Schelmenau, Zahlenie, Pfennigles, Herr auf ꝛc.

Doch das Geld iſt nur Chimäre! Wenn es Dich gelüſtet, lieber Leſer, eine ſolche Obligation zu kaufen für den mäßigen Preis von 50 fl. — was wahrhaftig für ſo viele Herrſchaften Unterpfand und für die Ehre, ein Gläubiger eines ſo vornehmen Herrn zu ſein, nicht zu viel iſt, ſo wende Dich an den nächſten beſten Wiener Banquier und Du wirſt mit großer Auswahl bedient werden.

Der Kavalier als — Nichts.

Es kommt nun ein Tag, wo der Kavalier nichts hat, nichts iſt, nichts thut und nichts vermag — nicht einmal Schulden machen. Da er jedoch leben muß,

(je n'en vois pas la necessité!!!)

ſo lebt er entweder von dem Almoſen einer reichen Dame, deren Geſellſchafter er iſt, von — Spielpraktiken, von Unterhändlergeſchäften und vom Ruin ſeiner Collegen, welche es ſo machen, wie er es gemacht hat. Ein Kavalier, der Nichts iſt und Nichts hat, iſt ein ſehr gefährliches Thier. Gewohnt gut zu eſſen, liefert er für eine Mahlzeit mit Champagner, wobei er ſich ſeiner guten Tage erinnern kann, ein ihm anvertrautes Geheimniß dem aus, der ihn dafür bezahlt. Wir ſprechen nicht von jenen Unglücklichen, die ohne ihr Verſchulden durch Advokaten und Wucherer allein zu Grunde gingen, ſondern von jenen Roués, welche ehrliche Leute betrügen, den Bürgerſtand ausſaugen, ihre Unterthanen bedrücken — um endlich doch nichts zu haben. Idem quod duo faciunt non est idem! Es giebt adelige Familien, welche blos dadurch zu Grunde gehen, weil ihre Häupter eine verkehrte, obwohl nicht unmoraliſche Erziehung genoſſen haben, weil ſie ihre Beſitzungen nicht zu bewirthſchaften wußten..

Es giebt ſolche Unglückliche, welche — ſo vernünftig ſind, bürgerliche Gewerbe zu ergreifen und ihre hohe Abſtammung zu vergeſſen — es giebt welche, die Hufſchmiede ſind — andere, welche Kellner, Marqueure, Copiſten machen — aber der Schrecken aller Klaſſen der Geſellſchaft ſind jene Sprößlinge berühmter und reicher Familien, welche darauf beharren, Nichts zu bleiben oder etwas zu werden, was ihnen ehrenvoller ſcheint, als ein redliches Gewerbe — Mouchards, Theaterintriguants, Klatſcher, Verleumder, Gedankenhaſcher, Wechſelreiter, Fälſcher, Betrüger und mit einer merkwürdigen Vorliebe:

Kuppler.

Als ſolche reiſen ſie in Bäder, ſuchen ſie diejenigen jüngeren Kavaliere auf, welche denſelben Weg gehen, den ſie kommen, erregen, leiten, ſpornen ihre Leidenſchaften, belehren ſie über alle Künſte der Verführung, ſchleichen ſich in Bürgerfamilien ein, wo alberne Mütter über die ihnen widerfahrende Ehre blind und taub werden gegen alle Warnungen. Ein ſolcher Kavalier lebt meiſt als Garçon — er hat keinen Bedienten, kein Pferd, keines von allen den gewöhnlichen Attributen des echten Kavaliers, aber er hat noch alle Neigungen deſſelben, mit Ausnahme derjenigen für das weibliche Geſchlecht, das ihn übel zugerichtet hat. Dafür liebt er eine gute Tafel, gleichviel wo und mit welchen Mitteln er ſie finden kann; elegante Kleider, welche er vom

Schneider umſonſt dafür erhält, daß er ihm Kunden zuwendet, die ſich von ihm prellen laſſen, und die Pferde giebt er vor noch zu lieben, um Gelegenheit zu haben, mit Hülfe eines Roßtäuſchers einen ſeiner jungen Freunde von Zeit zu Zeit zu prellen. Er liebt es ferner, um hohes Geld Whiſt, Boſton, L'hombre und Billard zu ſpielen, er verſchmäht es nicht, auf dem Letzteren einem auf ſein Spiel ſtolzen Marqueur ſeine Erſparniſſe abzunehmen, oder einen liederlichen Studenten abzubrühen. Er bringt den ganzen Tag in Kaffeehäuſern, auf Promenaden zu, iſt artig und herablaſſend gegen Jedermann, erträgt gleichmüthig jede Beſchimpfung und thut für Geld Alles — nur nicht arbeiten. Häufig hat er das Unglück, mit den Gerichten in Colliſion zu gerathen, allein er weiß ſich in allen Lagen zu benehmen und kommt meiſt mit einem blauen Auge davon. Aber ſo wie an dem Charakter des Hausmeiſters, ſo trägt auch die Geſellſchaft Schuld an dem Charakter dieſes Kavaliers. Gäbe es keine Narren, welche ihm, ſo lange er Geld hat, huldigten, gäbe es ehrliche Bürger, welche ſich nicht ſcheuten, den herabgekommenen Kavalier in entſprechende Dienſte zu nehmen, würde er nicht in Armuth und Reichthum von der Geſellſchaft iſolirt, ſo könnte er unmöglich für ſie ſo gefährlich werden. Aber wie die Sachen ſtehen, findet er ſich jetzt in allen Kaffeehäuſern, in allen Bädern — er iſt das perſonifizirte böſe Prinzip in der Geſellſchaft, denn in ihm vereinigen und konzentriren ſich alle ihre Laſter und eingefleiſchten Thorheiten.

Wir ſchließen, um nicht zu ernſthaft zu werden, dieſe Skizze mit den

gemeinen Kennzeichen des Kavaliers.

Erſtens: Rock, Beinkleider, Weſten, Burnus ꝛc. — nach dem neueſten Schnitt, meiſt geborgt.

Zweitens: Nie ohne Havannacigarre und Lorgnette.

Drittens: Sieht den anſtändigſten Frauensperſonen unter den Hut.

Viertens: Folgt ihnen bis zu ihrer Wohnung nach, ſelbſt wenn ſie in Begleitung eines Mannes gehn.

Fünftens: Lacht und ſpricht mit ſeinen Freunden auf der Straße ſehr laut.

Sechstens: Spricht nur vom Theater, von Pferden und H—.

Siebentes: Zeichnet ſich im Theater und in Concerten durch beſonders flegelhaftes Benehmen aus.

Achtens: Geht Arm in Arm mit bekannten Freudenmädchen auf öffentlicher Straße.

Neuntens: Kauft niemals Bücher oder lieſt ſie doch nicht.

Zehntens: Bleibt vor Märchen und Pferden auf der Straße ſtehen.

Eilftens: Giebt ſich mit keinem Bürgerlichen ab, es wäre denn ein baroniſirter Banquiersſohn.

Zwölftens: Schreit im Ballet immer fuora, fuora, bravi, bravo, ſtampft mit dem Stocke, trommelt mit den Füßen und reißt Zoten.

Dreizehntens: Sagt alle Minuten: Auf Ehre!

Vierzehntens: Lieſt nur die Theaterzeitung und den Hans Jörgel.

Fünfzehntens: Trinkt häufig auf Befehl ſeines Arztes Zuckerwaſſer.

Sechszehntens: Wiegt ſelten über achtzig Pfund.

Die Perſon, in welcher alle dieſe Kennzeichen zuſammentreffen, iſt ſicher ein Kavalier.

Leiden und Freuden des Kavaliers.

Des Morgens ſteht man auf,
Da bringt in ſchnellem Lauf
Man uns gleich den Kaffee
Zum weichen Kanapee;
Die Pfeife, ſchon geſtopft,
Man in den Mund uns pfropft:
Doch, ach, es ſchmeckt nicht recht,
Weil wir zu viel gezecht.
O welche Luſt — und Pein,
Ein Kavalier zu ſein!

Man legt uns in den Arm
Ein Mägdlein, liebewarm,
Da wird d'rauf los geküßt,
Der Liebe Laſt gebüßt;
Doch morgen ſchon, o weh,
Verſchreibt der Arzt uns Thee,
Denn Amors gift'ger Pfeil
Ließ unſre Haut nicht heil.
O welche Luſt — und Pein,
Ein Kavalier zu ſein!

Wir reiten manches Pferd,
Zehntauſend Gulden werth,
Der Kenner neid'ſcher Blick
Iſt unſer höchſtes Glück;
Doch plötzlich gehet lahm
Der Araber — ſo zahm,
Dahin iſt aller Werth,
Verloren iſt das Pferd!
  O welche Luſt — und Pein,
  Ein Kavalier zu ſein!

Champagner trinken wir
Wie Waſſer zum Plaiſir,
Faſan,-Lachs, Lerchen, Aal
Sind unſer täglich Mahl;
Doch aus iſt's mit dem Schmaus,
Geht uns der Faden aus,
Oft kommt dann frühe Noth
Und geht erſt mit dem Tod.
  O welche Luſt — und Pein,
  Ein Kavalier zu ſein!

Man zieht vor uns den Hut;
Ja, vor dem jüngſten Blut
Kriecht man ſchon auf dem Bauch,
Nach ſchönem alten Brauch;
Doch wenn uns fehlt das Geld,
Verlacht uns alle Welt
Und mancher Schuſtersſohn
Spricht unſerem Adel Hohn.
  O welche Luſt — und Pein,
  Ein Kavalier zu ſein!

Mit Orden, reich geſchmückt,
Wird unſre Bruſt beglückt,
Mit Titeln reich garnirt
Oft unſer Name wird;
Doch, ach, die Ehre ſpeiſt
Nicht Leib uns noch den Geiſt,
Trotz unſrem Stolz, o Graus,
Lacht uns der Kluge aus.
O welche Luſt — und Pein,
Ein Kavalier zu ſein!

Man ſingt uns an wie toll
Und ſchreibt die Zeitung voll,
Wenn wir ein Weib gefreit,
Wenn unſer Erſtling ſchreit;
Doch wie man uns genarrt,
Zeigt ſich, ſind wir verſcharrt,
Nach dem Graf Dummrian
Kräht fürder mehr kein Hahn!
O welche Luſt — und Pein,
Ein Kavalier zu ſein!

Druck von Bernh. Tauchnitz jun

═ Für Freunde humoriſtiſcher Lectüre ═

erſchien ferner bei Ign. Jackowitz in Leipzig:

Paris wie es wirklich iſt, das heißt: wie es lebt, liebt, ißt, trinkt, ſchwelgt, darbt, handelt, ſpielt, intriguirt, cabaliſirt, wacht, ſchläft, träumt, phantaſirt, philoſophirt ꝛc. 1ſtes bis IVtes Heft. Jedes mit colorirtem Titelkupfer. 8. geh. à 10 *Ngr.*

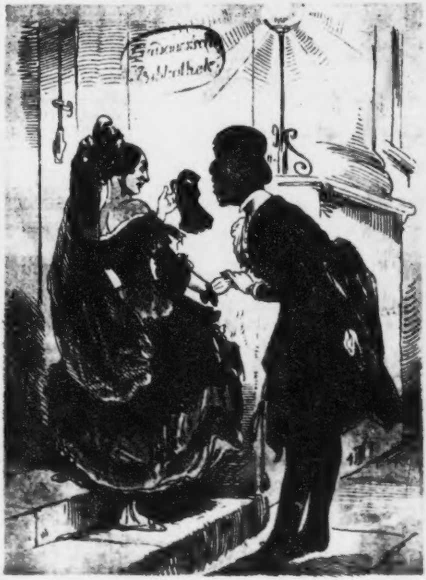
Schwaben wie es ißt und — trinkt. Von **W. Mannbach.** 1ſtes bis IVtes Heft enthaltend: „Das Schlachtfeſt zu Strümpfelbach." — „Das Cannſtatter Volksfeſt." — „Die Schaubuden auf dem Volksfeſte." — „Die Redoute zu Stuttgart." Jedes mit color. Titelkupfer. 8. geh. à 7½ *Ngr.*

Deutſchland wie es fortſchreitet und einig — iſt. Von **Held**, Redacteur der „Locomotive". 1ſtes Heft: „Die Vereine". Mit color. Titelkupfer. 8. geh. 10 *Ngr.*

Miſchko, Bolon, friſche ungariſche Paprika. Eine Sammlung volksthümlicher Charakterzüge und beluſtigender Anekdoten. Zweite Auflage, nach dem Tode ſeines Vaters in einer veränderten Geſtalt, verbeſſert und vermehrt ans Licht geſtellt von Stephan Miſchko. Mit colorirtem Titelkupfer. 8. geh. à 25 *Ngr.*

Das ſchnurrige Sextett oder Lachen erregender Wettſtreit nationaler Witzfunken, Ausfälle, Anekdoten, Naivetäten, Späße, Bonmots und allerlei das Zwerchfell erſchütternde Poſſen und Schnacken Wopuchlei's des Böhmen, Istvanfy's des Ungarn, Häseli's des Schwaben, Staberl's des Oeſtreichers, Nante's des Berliners und Isak Fleckeles des Juden. 8. geh. 22½ *Ngr.*

Häuſer, J. E., der muſikaliſche Geſellſchafter. Eine Sammlung vorzüglicher Anekdoten, Miscellen und luſtiger Geſchichten über die berühmteſten Tonkünſtler alter und neuerer Zeit, oder über Muſik im Allgemeinen. Mit 1 Titelkupfer. 8. geh. 27½ *Ngr.*



Bibliothek

Alle Teufel — meine Frau!

Wien wie es iſt.

Von

Dr. A. J. Groß-Hoffinger.

Viertes Heft:

„Der Karneval“
und
„Aſchermittwoch-Lieder.“

Illuſtrirt
von
Th. Hoſemann.

Leipzig, 1847.
Verlag von Ignaz Jackowitz.

Des Wiener's Karnevals-Lied.

Was kümmert mich der Grundſatz-Streit,
Was kümmern mich die Polen,
Der Teufel ſoll die Haderzeit
Mit allen Zänkern holen,
Ich gebe nur der Freude Zoll
Und trinke mich im Weine voll.
  Es lebe die Freude überall,
  Es lebe der frohe Karneval!

Wie in Erbitt'rung ſtreiten ſie
Ob Gott einſt Menſch geworden,
Und wollt' er's wieder werden hie,
Man würd' ihn wieder morden,
Denn nimmer iſt vor Schand und Spott
Hier ſicher ſelbſt der liebe Gott. —
  Drum lebe der Gleichmuth überall,
  Es lebe der fromme Karneval!

Sie klagen über ſchwere Zeit,
Den ſtarken Druck von Oben,
Da muß ich die Beſcheidenheit
Von unſ'rem Völklein loben,
Denn dieſes klagt und murret nicht (?)
Bevor der letzte Anker bricht;
  Drum lebe das Phlegma überall,
  Es lebe der frohe Karneval!

Sie nennen unſ're gute Stadt
Das Capua der Geiſter:
Was kümmert mich der Dichter Rath,
Ich lebe mir die Meiſter
Wie Lanner, Strauß, Morelli ſind,
Die Dichtkunſt iſt ja doch nur Wind;
D'rum lebe die Proſa überall,
Es lebe der frohe Karneval!

Wenn's heute auch an Allem fehlt,
Was ſoll ich mich d'rum ſorgen,
Chimäre iſt doch nur das Geld
Und guter Rath kommt morgen.
Was ſchuldig Staaten ſind und ich
Darüber grämt ein Thor nur ſich.
Es lebe das Nichtsthun überall,
Es lebe der frohe Karneval!

Wer das Wiener Volk gründlich kennen lernen will, muß es im Karneval ſehen. Der Wiener Volkscharakter zeigt ſich zu keiner Zeit ſo ganz in ſeiner Eigenthümlichkeit, mit allen ſeinen Fehlern und Vorzügen als im Faſching. Es iſt keine Fabel vom Nationalvorurtheil erdichtet, daß der Wiener das Vergnügen über Alles liebt — mehr als ſeinen Wohlſtand, ſein ganzes Lebensglück und die Freiheit. Aber dieſe Vergnügungsſucht, welche ſelbſt in Paris nicht in dieſem Grade angetroffen wird, hat viel, ſehr viel von ihrer ehemaligen Harmloſigkeit und gutmüthigen Heiterkeit verloren. Sie artet oft in eine Art von Tobſucht aus, welche ganz den Anſchein hat als wäre ſie mehr das Reſultat eines von Verzweiflung erfüllten leidenſchaftlichen Gemüthes, als das Ergebniß unüberwindlicher Fröhlichkeit. Die ganze Phyſiognomie der Stadt iſt verändert und noch mehr die des Volkes, welches ſchweigſam, ernſt und geſchäftig durch alle Straßen eilt. Männer und Frauen, Kinder und Dienſtleute ſind unausgeſetzt auf den Beinen, um die großen Vorbereitungen zum Karneval mit dem möglichſten Fleiß und Ernſt zu betreiben. Nie ſind die Wiener ernſthafter als an den Karnevalstagen, nie ſind die Gläubiger unerbittlicher und die Schuldner weniger geneigt zu zahlen. Niemand zahlt, es werden zahlloſe Wechſel proteſtirt, gemachte Beſtellungen rückgängig gemacht, die hartnäckigen Schuldner bis aufs Blut gepeinigt, Jedermann hält ſein Geld an ſich und treibt ſeine Forderungen ein. Es iſt ein Kampf um das Geld, in welchem oft blutige Schlachten geſchlagen werden. Die Marchandemoden, die Schneider, die Friſeure beherrſchen die ganze Stadt, ſie diktiren Geſetze, machen willkürlich Preiſe und laſſen ſich bitten, Arbeit anzunehmen. Die Fleiſchhauer ſind gröber als gewöhnlich. Die Materialiſten- und Krämer-Laden ſind von Kunden belagert, in allen Straßen etabliren ſich Maskenleihanſtalten, in den Haushaltungen hört man zankende Frauenſtimmen, Zucker ſchlagen, Meſſer ſchleifen, ſcheuern, Geſchirr waſchen. Die Theater ſind leer, die Kirchen ſtehen verwaiſt, auf den Straßen wird viel gefahren, die Eilboten des Vergnügens rennen durch alle Straßen, bekleben alle Wände mit großen gedruckten Anſchlägen, welche des Abends illuminirt werden. Wo man hinſieht, lieſt man mit armlangen Lettern die Worte: Ball, Strauß, Lanner, Dommeyer, Sperl, Eliſium ꝛc. Um 8 Uhr endlich Abends beginnt die Auffahrt zum Balle, in den Straßen drängen ſich die Wagen mit ſchreienden und fluchenden Fiakern ſo ſehr, daß berittene Polizei ausrücken muß, um Ordnung zu halten. Mit zornglühendem Geſicht ſteht der Platzlieutenant auf dem Michaelerplatz und ſchreit und prügelt in die Kutſcher hinein, welche Unordnung machen; wirft man einen Blick in die Equipagen, ſo ſieht man ſie mit geputzten Damen vollgepfropft, welche zum Theil die Gace-Kleider aufgeſchürzt auf dem Schooße ihrer Eheherrn und Geliebten ſitzen oder gebückt im Wagen ſtehen. Mancher Ungeſchickte wird niedergefahren, manches Pferd ſtürzt und bricht ein Bein, manches Wagenfenſter geht in dem raſtloſen Getümmel in Trümmer. Eben ſo wie das Ganze ſind die Einzelnen Szenen und Gruppen. Die Frauen zanken über die theuren Fiaker, die Töchter kreiſchen über zerknitterte Kleider oder weinen über eine verdorbene Friſur, die Männer ſuchen zu tröſten und zu beſchwichtigen und ſo oft ſie in die Taſchen greifen, entſchlüpft ein Seufzer ihrer Bruſt ohne Mitleid und Erbarmen zu finden. An den Treppen und Eingängen mancher Gaſthäuſer ſtehen bei leuchtenden Gaslampen bis an die Zähne bewaffnete Bürgergrenadiere mit ungeheuren Bärenmützen. Der einzige Dienſt und die Beſtimmung faſt, welche dieſe großartige Miliz hat.

Vertrauungsvoll legt der Staat in ihre Hände das Wohl des Vaterlandes. Mit ſtolzen martialiſchen Geſichtern erfüllen ſie ihre große Pflicht lebendige Eckſteine und Kariatiden zu bilden. Treppe auf Treppe nieder wandeln mit feierlichem Blick und Chapeaubas und weißen Glaceehandſchuhen, die Honneurs machend beim Empfang der Gäſte die maitres de plaisir. Wer in dieſer ſtürmiſchen Zeit ein Anliegen bei Aemtern hat, iſt ein armer Mann. Wer in dieſer Zeit Geſchäfte zu verrichten hat, iſt ein noch ärmerer Mann. Wer in dieſer Zeit kein Geld hat, iſt der ärmſte Mann.

In den Familien herrſcht ein ununterbrochener Krieg um Hüte, Hauben, Bänder, Kleider. Das ganze Haus wird umgewendet, alle Sparpfennige werden hervorgeſucht, man ißt und trinkt bei Tage faſt gar nicht — man nährt ſich von der Einbildungskraft.

Im Theater an der Wien wird täglich der „Tanzmeiſter Paurel“ gegeben. Der unverwüſtliche Carl leiſtet wunderbare Proben von ſpäter Jugendkraft. Er zeigt den Wienern wie man tanzt und wie man tanzen ſoll. Dieſer unſterbliche Staberl, der niemals altert, vergegenwärtigt den Wienern entſchwundene Tage harmloſer Spaßmacherei. Im Leopoldſtädter Theater werden Pantomimen aufgeführt. Harlekin und Columbine machen ihre ſtereotypen Späße. Die Conzerte ſind wenig beſucht oder finden gar nicht ſtatt. Die Liguorianer predigen über den Verfall von Zucht und Sitte vor leeren Bänken. Alle Journale ſind angefüllt mit Ballanzeigen, Ballrecenſionen, Ballbeſchreibungen. Die Referenten der Journale halten ihren Fiſchzug, trinken Wein mit den Ballgebern und haben alle Taſchen voll Aufſätze. Strauß und Lanner werden angeſungen und vergöttert, die Genies von Ballin, Fahrbach, Morelli der Gunſt des Publikum empfehlen. Es wird in die Wohlthätigkeitstrompete geſtoßen. Hier tanzt man für das Bürgerſpital, dort für die Kinderbewahranſtalt, an einem dritten Ort für Ueberſchwemmte und Abgebrannte. Nie iſt der Wiener wohlthätiger als im Faſching.

Der Ballagent.

Die Agenten der Wohlthätigkeit fahren in Fiakern umher, um ihre Einladungen zu machen. Nichts iſt ergötzlicher als die Betriebſamkeit dieſer edlen Menſchenfreunde. Es ſind ihnen alle Künſte der Zudringlichkeit und der Suade erlaubt, um Ballgäſte zu preſſen. Sie ſtecken ſich hinter Weiber und Töchter, ſie ſchildern die Noth der Armen mit den ergreifendſten Zügen, ſie ruhen und raſten nicht, bis ſie ihre Billets untergebracht. Nach der Buchführung der meiſten dieſer Leute bleiben bei etwa tauſend Gulden Einnahme kaum 50 fl. für die Armen!

Der Gute — er beklagt dieſen geringen Ertrag und legt noch 50 Fl. aus eigenen Mitteln dazu, obgleich er arm iſt wie eine Kirchenmaus! Daß der fromme Mann aber von allen ſeinen Ausgaben 50 Prozent genießt — und leicht bei dem Balle 500 Fl. einſtreicht, welche den Armen ganz eigentlich geſtohlen ſind, davon ahnt Niemand etwas hier. Da es ſich zuweilen ereignet, daß ein ungewöhnlicher Zuſpruch zu ſolchen Wohlthätigkeitsbällen ſtatt findet, ſo giebt es für den Ballgeber noch eine andere Induſtrie, welche ihm Geld einträgt. Er hält alle Billets zurück, verſichert ſeine beſten Freunde auf Ehre, daß kein Billet mehr vorhanden ſei und verkauft ſie dann unter der Hand; — was geſchieht nicht Alles hier unter der Hand! — zu doppelten und dreifachen Preiſen. Dieſe Menſchenfreunde werden in kurzer Zeit reich, und wenn man auch bereits anfängt ihre Induſtrie zu durchſchauen, ſo haben doch dieſe Leute ſo viele Freunde und Gönner, daß ſolchen Induſtrierittern ſchwerlich öffentliche Belohnungen, Orden, Ringe und Medaillen entgehen können.

Wiener Faſchings-Szenen.

Das Collier.

Ein Luſtſpiel in ſechs Szenen.

Perſonen:

Der Graf.
Die Gräfin.
Der Juwelier.
Der Freund.
Die Freundin.

Erſte Szene.

Die Gräfin und ihr Freund.

(Szene im Hauſe des Grafen, in der Wohnung der Gräfin.)

Die Gräfin (kalt).

Mein Freund — ich bitte Sie, verlaſſen Sie mich —

Der Freund.

Warum ſo grauſam, was habe ich verbrochen?

Die Gräfin.

Mein Gewiſſen —

Der Freund.

Was macht es ſo zärtlich?

Die Gräfin.

Der Graf entſagt ſeiner Freundin —

Der Freund.

Sind Sie deſſen gewiß?

Die Gräfin.

Der Graf verſprach mir ein koſtbares Neujahrsgeſchenk.

Der Freund.

Wird er auch Wort halten — und wollen Sie einem kleinen Cadeau unſere Freundſchaft opfern?

Die Gräfin.

Man hat ſeine Bedürfniſſe — Sie können mir nichts bieten.

Der Freund.

Iſt meine Liebe nichts?

Die Gräfin.

Ach, ein Collier von Diamanten wiegt ſie auf.

Der Freund.

Ein Collier von Diamanten — wo denken Sie hin? — der Graf müßte ſich ſehr ändern im Punkte der Oekonomie.

Die Gräfin.

Gewiß, er wird es — meine ſtille Schwermuth rührt ihn.

Der Freund.

Die Schwermuth um ein Collier!

Die Gräfin.

Und mein Gewiſſen rechnen Sie für nichts?

Der Freund.

Ach, Sie ſind heute ſehr übellaunig — alſo ſoll ich gehen?

Die Gräfin.

Ja, ich bitte Sie. Neujahr kommt nur ein Mal jährlich.

Der Freund.

Nun, ſo lebe wohl, Grauſame — ich will Dein Gattenglück nicht beläſtigen. Ich gehe.

Die Gräfin.

Ja, gehen Sie — leben Sie wohl.

Der Freund (zögernd).

Alſo wirklich?

Die Gräfin (zögernd).

Ja, wirklich.

Der Freund (ſpöttiſch, indem er geht).

Nun, tugendhafte Frau — Adieu.

Die Gräfin (nachrufend).

Mein Freund!

Der Freund (zurückkehrend).

Was beliebt?

Die Gräfin.

Kommen Sie doch nach dem neuen Jahre wieder.

Der Freund.

Warum denn?

Die Gräfin.

Ich will Ihnen mein Collier zeigen.

Zweite Szene.

Der Graf. Die Gräfin.

Der Graf.

Guten Morgen, ſchöne Frau. Wie haben Sie geſchlafen?

Die Gräfin.

Ich danke — nicht übel.

Der Graf.

Haben Sie nicht von mir geträumt?

Die Gräfin.

Nein — aber von dem Collier, welches Sie mir ſchenken werden.

Der Graf.

Collier — ich weiß noch nichts davon. (für ſich) Sollte ſie etwas wiſſen? (laut) Wie ſah es denn aus?

Die Gräfin.

Ueber und über voll Diamanten.

Der Graf (überraſcht).

Wirklich? Waren es nicht etwa blos böhmiſche Steine? Beſchreiben Sie es mir doch.

Die Gräfin.

Ich ſage Ihnen, pure Diamanten — einen großen Rubin umſchließend, mit Smaragden und Perlen an den Kanten.

Der Graf (für ſich).

Gott ſei Dank — ſie weiß von nichts (laut) Ha, ha, Sie haben koſtbare Träume — ich zweifle, daß ſie ſich verwirklichen werden.

Die Gräfin (mit Zuverſicht und zärtlich).

Gewiß!

Der Graf (lächelnd).

Ach — ſchöne Freundin — es wäre ſehr gut, wenn Sie wohlfeilere Phantaſien hätten — meine Caſſe iſt ſehr angegriffen.

Die Gräfin.

Sie werden mir doch zum Neujahr eine Freude machen?

Der Graf.

Gewiß — aber bedenken Sie, ein Collier von Diamanten wächſt nicht auf den Bäumen.

Die Gräfin.

Ach, Sie werden Ihre Spendirhoſen anziehen.

Der Graf.

Aber ſie werden mir knapp ſitzen. Nun, wir wollen uns nicht im Voraus ſtreiten — nur ſpannen Sie Ihre Erwartungen nicht zu hoch — es iſt beſſer, daß ſie übertroffen werden, als daß ſie hinter der Wirklichkeit zurückbleiben.

Die Gräfin (für ſich.)

Der Gute — er will mir die Ueberraſchung nicht verderben. (laut) Sein Sie ohne Sorgen, ich werde künftig beſcheidener träumen — ach, wie wird es mich dann entzücken, wenn Sie großmüthiger ſind, als ich gedacht!

Der Graf (gerührt).

Gewiß, meine Theure — ich will mein Möglichſtes thun. — Leben Sie wohl — ich muß ein wenig ausreiten — ich leide ſehr an Congeſtionen.

Die Gräfin (ihn zum Abſchied küſſend).

Thue das, mein Aermſter — ach, wie bin ich um Deine Geſundheit bekümmert!

Der Graf (ſie umarmend).

Sage ich es nicht immer — Du biſt trotz Allem — meine gute, liebe Frau.

Die Gräfin (auffahrend).

Wem zum Trotz — wie meinen Sie das?

Der Graf (beſchwichtigend).

Nur liebreich — meine Gute — leben Sie wohl. (ab.)

Die Gräfin (allein und vor Freude hüpfend).

Er geht zum Juwelier — gewiß — er kann es nicht erwarten, mich zu erfreuen! Ach, wie glücklich werde ich ſein mit einem Collier von Diamanten — ich werde alle Geſandtinnen verdunkeln — alle Frauen werden mich beneiden! (ſittſam) Für ſolchen Preis muß man ein Opfer zu bringen wiſſen. Mein Mann hat Recht, die Diamanten wachſen nicht auf den Bäumen und mein Freund — hat keine Diamantengruben in Braſilien.

Dritte Szene.

Die Gräfin. Der Juwelier.

(Schauplatz: Der Galanterieladen des Juweliers.)

Die Gräfin.

Guten Tag, lieber Baron!

Der Juwelier.

Ah, welch' ein Glück Sie zu ſehen!

Die Gräfin.

War mein Mann nicht bei Ihnen?

Der Juwelier.

Ja, Gnädige — er hat Schmuck beſehen und um ein Collier gefeilſcht.

Die Gräfin (raſch).

Ein Collier? Von Diamanten etwa?

Der Juwelier.

Ja, den ſchönſten — 6000 fl. werth.

Die Gräfin.

Ach, laſſen Sie doch ſehen. Bitte, bitte!

Der Juwelier.

Mit Vergnügen! — Hier iſt es.

Die Gräfin (bewundernd).

Ha, wie ſchön — ach, das ſind herrliche Steine!

Der Juwelier (ihr das Collier um den Hals legend).

Ha, und wie würde ſich das auf Ihrem ſchönen Halſe ausnehmen!

Die Gräfin (in Bewegung).

Und er hat es nicht gekauft!

Der Juwelier (achſelzuckend).

Es war ihm um 300 fl. zu theuer!

Die Gräfin.

300 fl.? (nachdenkend) Er hat Ihnen alſo ein Anbot gemacht?

Der Juwelier.

Ja, 5700 fl.

Die Gräfin (vor Freuden außer ſich).

Goldener Baron — wollen Sie mir wohl einen Gefallen erweiſen?

Der Juwelier (ſchmeichelnd).

Ach, wer wollte das nicht? (küßt ihr die Hand.)

Die Gräfin.

Sie müſſen mir das Collier verſchaffen, ehe mein Mann für mich ein anderes kauft.

Der Juwelier.

Aber wie? — Ich kann es unter 6000 fl. nicht ablaſſen.

Die Gräfin.

Ich werde Ihnen die 300 fl. erſetzen — aber ſagen Sie ja nichts meinem Mann — er will mich überraſchen — ich will ihm die Freude nicht verderben.

Der Juwelier (das Collier einpackend).

Sehr wohl — ich werde ſagen, daß ich es aus beſonderer Hochachtung für 5700 überlaſſen will.

Die Gräfin.

Ja, ſo iſt es gut — herrlich — ich werde Ihnen ein Mal für dieſen Dienſt einen Kuß geben.

Der Juwelier (den Mund ſpitzend).

Darf ich bitten, mich gleich zu bezahlen.

Die Gräfin.

Ich ſagte ein Mal.

Der Juwelier.

Wir Juweliere geben keinen Kredit. (er umarmt ſie.)

Die Gräfin (ſich losreißend).

Nun, laſſen Sie mich los — was würde der Graf dazu ſagen, wenn er ſähe, welches Aufgeld ich bezahle für die Freude, welche er mir machen will. — Adieu Baron!

Der Juwelier.

Ich gratulire zu dieſem koſtbaren Geſchenk. Sie haben aber einen herrlichen Gatten. Nicht alle ſind ſo großmüthig — Sie haben das ſchönſte Collier in Wien — es exiſtirt kein zweites von dieſer Façon — glauben Sie mir, ich kenne den Platz.

Vierte Szene.

Die Freundin. Der Graf.

(Schauplatz: die Wohnung der Freundin des Grafen.)

Die Freundin (allein).

Wo er doch nur ſo lange bleibt! Um 4 Uhr verſprach er zu kommen — ich werde den Ball verſäumen — wann ſoll ich mich denn friſiren laſſen, wenn er mich aufhält — o die Männer — aber ich will ihm den Text leſen.

Der Graf

(der in der Stille eingetreten, indem er ihr die Augen zuhält).

Wer da?

Die Freundin.

Ein unartiger, geiziger, filziger Graf, der ſeine Freunde warten läßt und gegen ſeine Geliebte ſparſam iſt.

Der Graf.

Fehlgeſchoſſen! Es iſt ein Graf da, dem das Vergnügen ſeiner Freunde mehr werth iſt als das eigene, ein Verſchwender, der für ein Lächeln ſeiner Geliebten 6000 fl. hinauswirft.

Die Freundin.

O Sie unverſchämter Lügner und Prahler!

Der Graf.

— Ein Graf, ſage ich, der ein gewiſſes Collier für eine gewiſſe Dame mit nahe an 6000 fl. bezahlt und erobert hat.

Die Freundin (aufſpringend).

Allerliebſter Herzensengel — zuckerſüßer Graf — iſt es wahr?

Der Graf (ihr auf den Knieen ein Etui reichend).

Nimm hin,
Holde Zauberin,
Mit frohem Sinn
Der Liebe Gewinn,
Und zahl' mit einem Blick
Die Freude mir zurück!

Die Freundin.

O das ſind die ſchönſten Verſe, welche je gemacht worden ſind. Graf, Sie beſchämen Homer, Horaz und alle Dichter des Alterthums — jeder Vers tauſend Gulden werth — o laß Dich küſſen, holder Anakreon!

Der Graf (neckend).

Sehen Sie doch erſt, ob es keine böhmiſchen Steine ſind!

Die Freundin (mißtrauiſch).

Wohl möglich — ſolche Schwänke ſehen Euch ähnlich, Ihr Männer des Jahrhunderts! (beſieht das Collier) Himmel — Graf — Carl — (kniet vor ihm nieder) nein, es kann nur ſo bedankt werden — Graf — göttlicher Graf, bin ich denn wirklich 6000 fl. werth?

Der Graf (indem er ſie aufhebt und auf den Schooß zieht).

Millionen — Herzblatt — Millionen — hätte ich die Diamantengruben in Oſtindien, ich würde ſie Dir ſchenken.

Die Freundin (verzückt).

O daß ſie ewig grünen bliebe
Die ſchöne Zeit der jungen Liebe!

(Der Verhang fällt.)

Fünfte Szene.

Der Graf. Die Gräfin.

(Schauplatz: Das Cabinet des Grafen. Letzterer ſteht mit dem Rücken am Ofen und raucht Tabak.)

Die Gräfin.

Ich bin in großer Verlegenheit, lieber Carl — der heutige Ball wird der brillanteſte dieſer Saiſon. Aber ich habe keinen paſſenden Schmuck.

Der Graf.

Sie haben ja noch Ihre Corallen — und die Türkiſe?

Die Gräfin.

Ach, die Façon iſt nicht modern. (für ſich) Warum zögert er nur ſo mit dem Geſchenk, da er es doch ſchon in Händen hat.

Der Graf.

Das finde ich nicht — ſie ſind ja erſt umgefaßt worden.

Die Gräfin.

Aber Sie begreifen, ich möchte doch auf eine Ihres Namens würdige Weiſe erſcheinen.

Der Graf.

Einfachheit iſt der Charakter der Würde.

Die Gräfin (ſchmeichelnd).

Ich denke, lieber Freund, Sie wollen mir eine Freude machen?

Der Graf.

Vor dem Neujahr habe ich kein Geld — man muß ſeine Ausgaben eintheilen.

Die Gräfin (ungeduldig für ſich).

Welche Caprice, mich bis zum neuen Jahr warten zu laſſen! (laut) Ich muß Ihnen aber bemerken, Sie würden mich doppelt beſchenken, wenn Sie mich heute beſchenkten.

Der Graf.

Umſonſt meine Freundin. (öffnet ſeine Taſchen und zeigt ſie) Sehen Sie — ganz ausgeſackt — ich habe keinen Heller.

Die Gräfin (theilnehmend für ſich).

Der Gute, er hat ſich für mich ganz entblößt. Ich darf ihn nicht böſe machen. (laut) Nun, ich will nicht weiter in Sie dringen. Sagen Sie mir, werden wir gute Geſellſchaft finden?

Der Graf.

Die ausgeſuchteſte — unter Anderen die Fürſtin C., D. und die Grafen L., M., N., O., endlich die Baroneſſe V.

Die Gräfin (vorwurfsvoll).

Ihre Freundin!

Der Graf.

Madame, ich hoffe, Sie werden ſich als Dame von Bildung zeigen und ihr zuvorkommend begegnen.

Die Gräfin (zerknirſcht).

Ja, ich will es.

Der Graf.

Sie werden ſie freundlich anſprechen und umarmen.

Die Gräfin.

Ich will es!

Der Graf.

Sie werden ſich mit ihr wenigſtens eine Stunde unterhalten.

Die Gräfin.

Ich will es! (für ſich) O hätte ich nur heute das Collier! (ſie umarmt den Grafen und geht ſtill und gehorſam ab.)

Sechste Szene.

Die Gräfin und die Freundin

(Letztere mit dem Collier geſchmückt).

(Schauplatz: Salon des Fürſten Dryſlen. Viele Gäſte im reichſten Putz promeniren oder ſitzen auf den Divans.)

Die Gräfin (ſie erblickend).

Ha, da iſt ſie — ich muß meinen guten Grafen erfreuen und ſie begrüßen. (ſie geht auf ſie zu, erblickt das Collier und fällt mit einem Schrei in Ohnmacht. Alle Gäſte eilen herbei.)

Die Freundin (ihr Beiſtand leiſtend).

Waſſer, Waſſer, Waſſer!

Die Gräfin (phantaſirend).

Meine dreihundert Gulden — ach, meine ſchönen dreihundert Gulden! Mein Freund — ach, wo iſt mein Freund!

Der Freund (herbeilaufend).

Um Gottes Willen — was iſt Ihnen, Gräſin?

Die Gräſin (ſich nach allen Seiten bedankend).

Es iſt vorüber, meine Damen, bemühen Sie ſich nicht. (zu dem Freund) Kommen Sie, ich erſticke!

Der Freund.

Nicht wahr, er hat Sie angeführt?

Die Gräſin.

Angeführt — und wie! denken Sie, ich gab noch dreihundert Gulden — damit ſie das Collier bekommt — ich bekomme Krämpfe nur daran zu denken.

Der Freund (heimlich lachend).

Das fordert Rache!

Die Gräſin (furchtbar).

Ich will mich rächen!

Der Freund.

Aber wie?

Die Gräſin (ihm die Hand drückend).

Wir bleiben die Alten!

Redoute-Szenen.

1.

Erſte Maske (einer Maske mit bloßen Schultern und junoniſchem Wuchs nacheilend.)

Schöne Maske, ſchöne Maske!

Zweite Maske.

Was beliebt?

Erſte Maske.

Ich kenne Dich.

Zweite Maske.

Nun, wer bin ich?

Erſte Maske.

Der Mann dort im ſchwarzen Frack darf mich nicht hören.

Zweite Maske (betreten).

Warum nicht?

Erſte Maske.

Weil er Dein Mann iſt.

Zweite Maske.

Und wer biſt denn Du?

Erſte Maske.

Wer iſt denn Dein Begleiter?

Zweite Maske.

Ein Hausfreund.

Erſte Maske (abgehend mit einem Knix).

Und ich bin Deines Mannes Hausfreundin.

2.

Erſte Szene.

Ein Kavalier.

He — ſchöne Spanierin — auf ein Wort!

Die Spanierin (ſich zierend).

Nous ne sommes pas des connaissants.

Der Kavalier.

Doch, mein ſchönes Kind — ich kenne Dich.

Die Spanierin.

Impossible! (für ſich) Sollte er eine Ahnung haben?

Der Kavalier.

Du biſt die reizende Signora Albani — die Koryphäe unſers Ballets.

Die Spanierin (für ſich).

Er kennt mich nicht (laut) und wenn ich's wäre — kenn' ich doch Dich nicht.

Der Kavalier.

Ach, ich bin ein unglücklicher Anbeter von Dir, willſt Du mich erhören?

Die Spanierin.

Laß hören — was gelobſt Du mir?

Der Kavalier (feurig).

Ewige Liebe und Treue!

Die Spanierin.

Du ſcheinſt mir aber verheirathet?

Der Kavalier.

Ja, aber — unglücklich.

Die Spanierin (für ſich).

Unverſchämter! (laut) Iſt Deine Frau ſchön?

Der Kavalier.

Eine Vogelſcheuche — auf Ehre!

Die Spanierin (für ſich).

Niederträchtig! (laut) Iſt ſie aber geiſtreich?

Der Kavalier.

Dumm wie die Nacht.

Die Spanierin (für ſich).

Nichtswürdiger! (laut) Vielleicht aber iſt ſie gut.

Der Kavalier.

Bösartig wie das gelbe Fieber!

Die Spanierin (für ſich).

Das ſoll eintreffen! (laut) Ach, Du Aermſter, wie dauerſt Du mich — ſo ein ſchöner Kavalier!

Der Kavalier.

Nun, wenn Du Mitleid haſt — ſo erhöre mich.

Die Spanierin.

Du willſt mir alſo die Cour machen?

Der Kavalier.

Ach, wenn Du es nur litteſt!

Die Spanierin.

So komm in die Seufzerallee — dort laß uns plaudern.

Zweite Szene.

(Schauplatz: Die Seufzer-Allee. Die Spanierin ſitzt faſt auf dem Schooß des Kavaliers.)

Die Spanierin.

Nimm Dich in Acht — ich könnte Beweiſe von Deiner Liebe fordern!

Der Kavalier.

Fordere kühn — fordere einen Welttheil; ich lege ihn Dir zu Füßen.

Die Spanierin.

Du mußt wiſſen, daß ich eigene Begriffe habe von dem Werth der Liebe. Ich kenne nur eine ſichere Probe.

Der Kavalier.

Nenne Sie nur — ich werde ſie ſiegreich beſtehen!

Die Spanierin.

Ich beurtheile die Liebe nur nach den Opfern, deren ſie fähig iſt.

Der Kavalier (überraſcht).

Die rückt raſch zum Ziele. (laut) Gut, ſo verlange von mir ein Opfer.

Die Spanierin.

Eines — nur!?

Der Kavalier (verwirrt).

So viel Du willſt.

Die Spanierin.

Sage mir, was ſagteſt Du Deiner Frau, als Du zu Ball gingeſt und ſie zu Hauſe ließeſt?

Der Kavalier (lachend).

Ich ſagte ihr: Mein Schatz — es koſtet zu viel — wir müſſen uns einſchränken.

Die Spanierin.

Das iſt ſo ganz in der Ordnung — wenn man nicht mehr liebt — wird man ſparſam! Nun gut — Du ſparſt gegen Deine Frau, weil Du ſie nicht liebſt — folglich mußt Du gegen Jemand, den Du liebſt, verſchwenden. Kannſt Du das?

Der Kavalier (für ſich).

Nun, das heiß' ich deutlich. Viktoria! (laut) Ganz in der Ordnung. Was begehrſt Du von mir?

Die Spanierin.

Erſtens: Ein Souper mit Auſtern und Champagner.

Der Kavalier.

Soll mir nicht darauf ankommen.

Die Spanierin.

Du meinſt wohl, das iſt Alles.

Der Kavalier.

Nun, was befiehlſt Du noch?

Die Spanierin.

Zweitens: Dieſen Brillantring.

Der Kavalier (betreten).

Teufel — Du weißt wohl nicht, daß er 1000 fl. werth iſt?

Die Spanierin (lakoniſch).

O ja — eben deßhalb will ich ihn haben.

Der Kavalier.

Wohlan — es ſei! (zieht den Ring vom Finger.)

Die Spanierin (ihn empfangend).

Drittens: Dieſe Buſennadel.

Der Kavalier (ſtutzend).

Erlaube mir erſt ein Wort — was wirſt Du mir zur Belohnung geben?

Die Spanierin.

Ach — ſieh den Egoiſten — ja, das iſt Eure Liebe!

Der Kavalier.

Aber, Kind, bedenke doch — Liebe will auch Liebe und ich beurtheile ſie auch nach Opfern. Alſo was wird mir —?

Die Spanierin.

Der Liebe höchſter Lohn!

Der Kavalier (aufſeufzend).

Hier iſt die Nadel!

Die Spanierin.

Viertens —

Der Kavalier (erſchrecken).

Halt ein — ſei barmherzig.

Die Spanierin.

Viertens: — dieſe Cylinderuhr ſammt der Kette! Vergiß nicht, daß das, was ich Dir zum Dank biete, wohl koſtbarer iſt als dieſer Tand! Willſt Du ihn zurück haben?

Der Kavalier.

Hier iſt die Uhr. Aber nun bin ich rein ausgeplündert von dem Liebesgott.

Die Spanierin.

Noch nicht — fünftens:

Der Kavalier (dreiſt).

Ich habe nichts Fünftes mehr — (leiſe) Du müßteſt denn meine Kleider wollen?

Die Spanierin (eben ſo).

Dieſe zuletzt — Fünftens: ſage ich (ihn umſchlingend) Deine Brieftaſche!

Der Kavalier (aufſpringend).

Das iſt zu arg!

Die Spanierin (beleidigt).

Wie — zu viel — für die Albani?

Der Kavalier.

Es ſind 1000 fl — und wer weiß, ob Du Wort hälſt.

Die Spanierin.

Gewiß.

Der Kavalier.

Wie lange willſt Du noch hier bleiben.

Die Spanierin.

Bis drei Uhr.

Der Kavalier.

Laß uns handeln — kürze dieſe Friſt um 3 Stunden ab und Du ſollſt die Brieftaſche haben.

Die Spanierin.

Es ſei!

Der Kavalier (ſie umſchlingend).

Hier iſt die Brieftaſche — aber nun mußt Du das Souper bezahlen, denn ich habe nichts.

Die Spanierin.

Du wirſt bei mir ſoupiren.

Der Kavalier (ſelig ſeufzend).

Wann?

Die Spanierin.

Punkt Ein Uhr.

(Sie verſchwinden in abgelegene Räume.)

Die Kataſtrophe.

(Platz vor einem Palaſte).

Die Spanierin.

Wir ſind zur Stelle.

Der Graf (betreten).

Hier iſt ja meine Wohnung.

Die Spanierin.

Auch die meinige.

Der Graf.

Wie wird mir?

Die Spanierin

(ſich demaskirend und ihn mit grimmigem Hohn anſehend).

Wie einem geprellten Schuft.

Der Graf.

Alle Teufel — meine Frau!

Eliſium.

Szene.

Der Ballgaſt.

Nun machen Sie einen Vers auf Hofrath!

Improviſator (ſtutzt).

Hofrath — ich bemerke Ihnen, daß dieß zwei lange Silben ſind, worauf ſich gar nichts reimt — ich bitte Sie das Thema zu trennen z. B. Hof allein — — —

Der Ballgaſt.

Nun meinetwegen.

Improviſator (verlegen).

Hof, Hof, o Hof (ängſtlich) ich bitte Sie noch um ein andres Thema.

Der Ballgaſt.

Pfui ſchämen Sie ſich — ich gebe kein anderes Thema.

Improviſator (im Angſtſchweiß gebadet).

O gütiger Hof — o gnädiger Hof — o edler Hof — o langmüthiger Hof — wahrhaftig ich kann nicht weiter.

Der Ballgaſt (lacht).

Sie ſind der wahre Improviſator — nun reimen Sie auf — Blumauer.

Improviſator (raſch).

Lang ſchon todt iſt der Blumauer
Und doch ſind wir noch voll Trauer,
Denn mit ihm ſchied uns dahin
Freier froher Wiener-Sinn.

Der Ballgaſt.

Bravo — nun reimen Sie auf Werner.

Improviſator.

Ha wer iſt wohl dieſer Werner
Iſt er Berliner oder Berner?
Iſt er ein preuß'ſcher Convertite
Oder ein Schweizer Jeſuite?
Traun — die Berliner und Schweizer
Taugen bei uns keinen Kreuzer.

Der Ballgaſt.

Bravo — aber jetzt will ich Ihnen ein ſchweres Thema aufgeben: Karneval:

Der Improviſator.

Es lebe der Karneval
In Zeitgewittern
Wo Staaten zittern;
Es lebe der Karneval!
Die Politik muß ſchweigen
Bei ſeinen frohen Reigen,

Die Staatskunſt tief ſtudirt
Wie man ſich amuſirt,
Es eifern die Gelehrten
Zu feiern die verehrten
Berühmten Muſikanten,
Es preiſen Sykophanten
Nicht König mehr noch Kaiſer
Und ſammeln Lorbeerreiſer
Nur für Ballin und Strauß —
— Doch nicht das ſchwäbiſche Haus —,
Der Ballgaſt.

Still — nicht impertinent — unſer Strauß iſt der König der Sträuße.

Aſchermittwoch-Lieder.

Lied der Schriftſteller.

Wo iſt die gold'ne Zeit
Der Buchverlagſamkeit,
Verleger- rothes- Gold,
Dem ſtets wir ſind ſo hold?
Ach an Verlages Statt
Herrſcht hier nur Gott — Rabatt
Und durch Cenſur dahin
Iſt für uns der Gewinn.
An Aſchen!

Wo iſt das Publikum,
Das einſtens unſ'ren Ruhm
Faſt göttlich hat verehrt
Und das wir ſtolz belehrt?
Ach nimmermehr erſteht
Ihm heute ein Prophet
Und mit dem frohen Sinn
Iſt der Reſpekt dahin.
An Aſchen!

Lied der Buchhändler.

Wo iſt das Publikum,
Einſt ſo gemüthlich dumm,
Das kaufet allen Miſt
Und andächtig genießt,
Das niemals Wechſel ſchreibt
Kein Buch uns ſchuldig bleibt?
Ach, mit dem frohen Sinn
Iſt ſeine Einfalt hin!
An Aſchen!

Wo das Autorgeſchlecht,
Dem einſt war Alles Recht,
Das nur nach Ruhm begehrt
Und ſich um's Geld nicht ſcheert,
Sieht es ſich nur gedruckt
Nicht in das Buch uns guckt?
Ach, mit dem frohen Sinn
Ihr Ehrgeiz iſt dahin!
An Aſchen!

Lied der Dichter.

Wo iſt der Dichter Glück —
Wer bringt es uns zurück,
Wo an Ideen arm
Von keinem Fühlen warm
Der Dichter durfte ſein
Um ſich des Ruhms zu freun?
  Ach, mit dem frohen Sinn
  Iſt wohl es auch dahin.
      An Aſchen!

Wo iſt die ſchöne Zeit
Wo Lorbeern man uns weiht',
Wenn trocken wir gereimt
Und Vers an Vers geleimt,
Wo's nur dem Rhythmus galt
Der künſtlichen Geſtalt?
  Ach, mit dem Kinder-Sinn
  Der Welt wohl auch dahin.
      An Aſchen!

Lied der Jungfrauen.

Wo iſt des Kranzes Werth
Den Unſchuld uns beſcheert,
Wo iſt der Schönheit Preis
Die man uns rühmt ſo heiß,

Wo iſt der brave Mann
Der uns verſorgen kann?
  Ach, mit dem frohen Sinn
  Iſt wahre Lieb' dahin.
      An Aſchen!

Lied der Weiber.

Wo iſt der Männer Treu
Die Ehe ohne Reu',
Der Mann dem nur gefällt
Das Weib die er gewählt,
Der uns als Braut nicht zart
Als Mann begegnet hart?
  Ach, falſch iſt all' ihr Sinn
  Ihr treues Herz — dahin.
      An Aſchen!

Lied der Ehemänner.

Wo iſt die Tugend hin
Der Weiber frommer Sinn,
Ihr Fleiß der uns bewahrt
Das Haus und für uns ſpart,
Der über Putz und Tand
Verliert nicht den Verſtand?
  Ach, mit beſcheidnem Sinn
  Auf immer wohl dahin.
      An Aſchen!

Lied der Theaterdirectoren.

Wo iſt das Publikum
So nachſichtsvoll wie dumm,
Das uns ſtets applaudirt
Wird nur recht ſtark agirt,
Das niemals krittelt, denkt
Und leicht ſich immer lenkt?
Ach, mit dem frohen Sinn,
Auf immer wohl dahin.
An Aſchen!

Lied der Beamten.

Wo iſt die gute Zeit
Wo uns Allmächtigkeit
Den Lebensweg gebahnt?
Wo 's Amt gab den Verſtand —
Kein Menſch darnach gefragt,
Wenn wir das Volk geplagt?
Ach, mit dem frohen Sinn
Auf immer — ſchon? — dahin!
An Aſchen!

Indeß ſich jetzt ſogar
Der Kaiſer miſcht, beim Haar!
In unſer Regiment
Und ſelber Recht erkennt —

Ja, von uns fordert ſchier,
Daß Rechnung legen wir!
  Ach, was für ein Gewinn
  Geht für uns — bald?! — dahin!
      An Aſchen!

Chor.

Wo iſt die gute Zeit,
Die alte Luſtbarkeit,
Das raſche, leichte Blut,
Der Wiener höchſtes Gut?
Wo iſt der frohe Scherz?
Das warme Wiener Herz?
  Ach, mit dem frohen Sinn
  Auf immer wohl dahin!
      An Aſchen!

Wo iſt der Wiener Spaß,
Der immer hielt ſein Maaß,
Der Niemand je verletzt
Und jedes Herz ergötzt,
Der niemals macht zum Spott
Den kleinen Liebesgott?
  Ach, mit dem frohen Sinn
  Auf immer wohl dahin!
      An Aſchen!

Wo ſind die Banco-Schein'?
Der unverfälſchte Wein,
Der jetzt, bei blankem Geld,
Im beſten Gaſthaus fehlt?
Wo iſt der Bürger Geld?
Die Börſe hat 's geholt!
Wohl mit dem frohen Sinn
Iſt Alles, ach — dahin!
An Aſchen!

Wo iſt, ach! der Erwerb,
So leicht einſt, jetzt ſo herb?
Der Arbeit guter Lohn?
Verkümmert lange ſchon:
Des Handwerkers Geſang?
Er klinget ſterbensbang,
Weil er nur ſingen kann
Das Lied —: vom armen Mann!
An Aſchen!

Wo iſt das Wiener Wort,
Das galt an jedem Ort,
Wie Wechſelſchuldpapier
Geachtet wurde hier?
Geſchändet iſt es — ach!
Zu unſ'rer tiefſten Schmach!
Man ſchwört und flucht: auf Ehr' —
Und glaubt daran nicht mehr!
An Aſchen!

Wo iſt die Biederkeit
In dieſer ſchweren Zeit?
Der Töchter ſtrenge Zucht
Statt der man Geld nur ſucht'?
Der Schamhaftigkeit Gluth,
Vor der man „zog den Hut?"
Ach, Schaam folgt heute nur
Schuldloſer Armuth Spur!
An Aſchen!

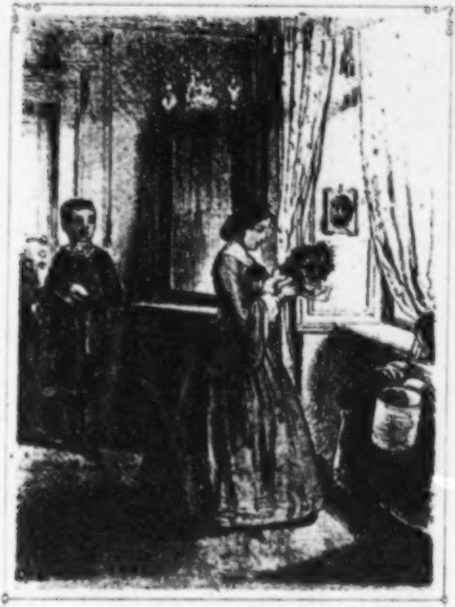
Wo iſt der Diener Treu'
Und ihre fromme Scheu
Vor jeder böſen That,
Vor jedem böſen Rath?
Die Liebe zu dem Herrn,
Die man nun miſſet gern?
Ach, mit dem frommen Sinn
Auf immer wohl dahin!
An Aſchen!

Wo iſt der Herren Dank?
Jetzt an der Selbſtſucht krank!
Der mit dem Diener litt
Und für den Diener ſtritt?
Des treuen Dieners Lohn,
Den nun bezahlt der Hohn?
Ach, mit dem Tugend-Sinn
Auf immer wohl dahin!
An Aſchen!

Wo iſt der Wahrheit Muth,
Der für das Recht ſein Blut,
Das Gut und Leben gab?
Ach, tief im kühlen Grab!
Wo iſt das freie Wort,
Des Vaterlandes Hort? —
  Ach, weit von hier verbannt
  In's fremde, kalte Land!
    An Aſchen!

Wo iſt die gute Zeit,
Wo galt Mannhaftigkeit,
Der ſtarken Seele Kraft,
Der Thatluſt Leidenſchaft?
Wo iſt des Mannes Werth,
Der jetzt von Ochs und Pferd
Wohl überboten wird,
Den Niemand mehr taxiert?
  Ach, im Phäaken-Sinn
  Verſunken und dahin!
    An Aſchen!

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.



Ein Blumenstrauſs

S

Alte Bekannte

Ein Nachtrag

zu den Tage- und Lebensbüchern

von

A. Stein. d. i. Margarete Wulff

Mit 7 illuminirten Bildern v. Th[eodor]. Hosemann.

BERLIN
Winckelmann u. Söhne.

95

BS di

Vorwort.

Wir halten es für nöthig, einige Worte über die Entſtehung des Titels des vorliegenden Buches, ſowie über deſſen Inhalt beizufügen.

Die beiden Jugendſchriften derſelben Verfaſſerin „52 Sonntage“ und „Lebensbuch“ fanden ſo großen, ungetheilten Beifall, daß fortwährend und von allen Seiten Nachfragen nach Fortſetzungen dieſer beiden Bücher eingingen. Dieſem Wunſche kam die Verfaſſerin gern nach, und ſo entſtanden: „Tagebuch dreier Kinder“, „Mariens Tagebuch“ und ein zweiter Theil des Lebensbuchs. Waren damit auch die noch immer ſich erneuernden Anfragen nach neuen Fortſetzungen noch nicht erſchöpft, ſo war doch die Verfaſſerin verhindert, durch eine neue Arbeit denſelben zu genügen. Dieſelbe iſt aber jetzt auf unſeren Vorſchlag eingegangen, die in den genannten Schriften auftretenden Perſonen ihren zahlreichen Freunden in ſpäteren Lebensabſchnitten noch einmal vorzuführen. Wir begegnen alſo überall nur den alten Bekannten aus den früher erſchienenen oben genannten Schriften, und iſt alſo das vorliegende Buch eigentlich nur für diejenigen freundlichen Leſer beſtimmt, die ſich derſelben aus früherer Zeit noch mit Liebe erinnern.

Berlin, im Oktober 1860.

Die Verleger.

Otto an Wilhelm.

Weſtwalde.

Hier bin ich, Wilhelm, aber weshalb? — wie ſoll ich es Dir erzählen, wie erklären? — Weißt du noch, wenn wir früher von Verbannten laſen, die nach Sibirien geſchickt, oder der glühenden Sonne heißer Zonen preisgegeben wurden, wie viel Mitleid flößten ſie uns ein! — Du hielteſt es ſtets für Deine Pflicht, ihr Geſchick zu beweinen, während ich, über die Urheber deſſelben tobend, gänzlich überſah, daß dieſe braven Leute es meiſtens ſelber waren.

Siehſt Du, jetzt bin ich der Verwieſene, Du kannſt über mich weinen, während ich nicht toben darf, weil Papa es iſt, der mich in dieſe Einöde geſchickt hat. Du weißt, ich ſchrieb Dir letzthin von unſerer Unzufriedenheit mit dem dritten Lehrer, von unſern Vorſätzen, uns wegen verſchiedener Unbill rächen zu wollen; Dein warnender Brief erreichte mich zu ſpät. Wären wir nur beiſammen geblieben! Du warſt ſtets wie kaltes Waſſer, wenn ich innerlich kochte, und weil ich Dich lieb habe, ließ ich mich von Dir abfühlen. Ich glaube, Papa trennte uns aus Grundſatz; ich ſollte als Schüler lernen, was ich als Student werde gebrauchen können: mich durch eigene Vernunft zu beherrſchen. Bis jetzt iſt mir das ſchlecht gelungen.

Umſtändlich kann ich Dir nicht erzählen, die Erinnerung iſt zu verdrießlich, aber Du wirſt in wenig Worten hinreichend zu hören bekommen. — An einem dunklen Abend begaben Zwölf von uns ſich in den innern Hof, wo Herrn Warowsky's Zimmer ſich in einem kleinen Anbau befinden. Dort nun brachten wir ihm eine ſo ſchauderhafte Katzenmuſik, wie vielleicht jemals gehört worden iſt. Wir hatten auf geöffnete Thüren und Fenſter gerechnet, aber nichts regte ſich; der Aerger darüber lähmte unſern Eifer, denn wir hielten unſere flinkſten Beine in Bereitſchaft, feſt entſchloſſen, uns nicht ergreifen zu laſſen. Plötzlich flog aus unſerer Mitte ein Stein in die Scheiben; Wilhelm, das war weder mein Rath, noch meine Abſicht. Beim erſten Klirren flohen wir auseinander, und Jeder erreichte ſeine Stube ungefährdet.

Man mußte ſehr gut unterrichtet ſein, denn am nächſten Morgen wurden eben wir Zwölf zum Director beſchieden, wo auch der erſte und zweite Lehrer anweſend waren. Der Director hielt uns eine kurze, ſcharfe Anrede, uns ſchließlich zum Geſtändniß auffordernd. Da er mich vorzugsweiſe dabei anblickte, trat ich vor und legte das Geſtändniß meiner

Schuld ab. Des Directors Blick traf mich durchbohrend: „Haben Sie den Stein in das Fenſter geworfen?“ „Nein.“ „Wer iſt der Thäter?“ „Ich bin es nicht; wer den Stein warf, wird ſich ſicherlich dazu bekennen.“ Das aber geſchah nicht, und nachdem der Director ſeine Frage wiederholt, ohne Antwort zu bekommen, hieß er uns in einigen harten Worten, zu gehen und unſere Stuben nicht zu verlaſſen.

Wärſt Du nur dageweſen, mich zu tröſten und zu tadeln — denn eben nach Tadel ſehnte ich mich unbeſchreiblich. Ich dachte, man werde mich augenblicklich an die Luft ſetzen, aber man ſetzte mich aus derſelben hinweg ins Schul-Carcer, wo ich Zeit zum Nachdenken hatte. Das Verhör war wunderlicher Art geweſen; man hatte vermieden, uns nach der Veranlaſſung des Scandals zu befragen; darin lag doch wohl ein leiſer Hinweis, daß die Lehrer Herrn Warowsky's Benehmen nicht völlig billigten. —

Während meiner Haft ſchrieb ich an Papa; ſehr demüthig, das kannſt Du glauben, und da meine gute Seite iſt, niemals zu lügen, ſuchte ich meine Schuld nicht zu bemänteln. Die Lehrer ſchrieben ebenfalls. Ich war ſchon wieder in Freiheit, und immer keine Antwort von Papa; endlich, endlich kam der erſehnte, gefürchtete Brief. —

Kaum konnte ich leſen, ſo heftig ſtieg das Blut mir empor. Du kannſt Dir wohl ſagen, wie der Brief war, kurz, aber ſehr inhaltreich. Papa ſchrieb: Vorwürfe mache ich Dir nicht, weil ich geſonnen bin, Dich ernſter zu beſtrafen, als die Lehrer des Gymnaſiums gethan haben. Die beiden einliegenden Briefe übergiebſt Du dem Herrn Director und dem erſten Lehrer; ich zeige ihnen darin an, daß Du die Schule binnen zwei Tagen zu verlaſſen haſt. Es iſt mir gelungen, in dem Kirchdorfe Weſtwalde in Pommern bei einem achtbaren Geiſtlichen, Herrn Weldeck, ein paſſendes Unterkommen für Dich zu ermitteln. Dort wirſt Du ein Jahr zubringen; kannſt Du nach Ablauf deſſelben gute Zeugniſſe beibringen, magſt Du dann auf ein Gymnaſium zurückkehren. In der Anlage findeſt Du Auskunft über Reiſeroute und Beförderung."

Du wirſt Alles wiſſen, was ich nach dem Leſen dieſes Briefes that. Ich ſtampfte mit den Füßen, knirſchte mit den Zähnen, raufte mir das Haar aus, kurz, trieb allen bekannten Unſinn, und dabei ſtürzten mir Thränen aus den Augen. Zum erſten Male habe ich über eine Strafe geweint.

Als ich zur Beſinnung kam, lag ich auf dem Fußboden; ich weiß ſelber nicht, wie ich dahin gekommen, aber ich blieb ſtill liegen und war ſanft, wie ein Lamm. Es ging mir aufrichtig zu Herzen, daß ich Papa gezwungen hatte, ſo ſtrenge gegen mich zu ſein; auch an Herrn Flohr dachte ich, und dunkle Röthe flog über mein Geſicht. O, der! —

Später aber dachte ich mitleidsvoll an mich ſelber. Ich armes junges Blut ſollte aus dem luſtigen Jugendkreiſe ſcheiden und in Einſamkeit zu einem Landpfarrer! — Ich ſeufzte und weinte, bis ich erſchöpft und von Müdigkeit überwältigt, einſchlief. Der Aufſicht führende Lehrer fand mich am nächſten Morgen angekleidet und ſchlafend vor meinem Bette am Boden liegend. Er mußte mich rütteln, bevor ich zur Beſinnung kam; als ich die Augen aufſchlug, ſah ich in ſein erſtauntes Geſicht. „Was fehlt Dir denn eigentlich?“ fragte er, mich emporrichtend.

So ſchnell ging das nicht, denn ich war völlig ſteif; erſt nach und nach erfuhr er Alles. Mitleidig blickte er mich an und ſagte nach einer Pauſe: „Geh' heute nicht in die Claſſe, ich will Dich ſchon entſchuldigen.“ Das aber ließ mein Ehrgefühl nicht zu; man kann wohl einen Augenblick erliegen, aber der Muth muß doch immer wieder auf dem Platze ſein.

Ich wuſch mich tüchtig, ſo, als ob Waſſer Alles wegſpülen könne, präparirte mich ernſtlicher, als ſonſt, frühſtückte in Haſt und war ſicherlich ein aufmerkſamer Schüler. Später trug ich den Brief meines Vaters zu dem Herrn Director. Während er ihn las, ſtand ich da, wie ein dummer Junge, ganz begoſſen und höchſt ungemüthlich. Nachdem der Director geleſen, faltete er den Brief langſam zuſammen, blickte mich ernſt an und ſagte: „Das haben

Sie ſich ſelber zugezogen.“ Ja, dachte ich, wenn ich Alles ſo gut wüßte, wie das! „Sie können zur beſtimmten Zeit abreiſen.“

Es koſtete mir furchtbare Ueberwindung, aber ich dachte, innerlich ringend, an Herrn Flohr, und das half. „Darf ich hoffen,“ ſagte ich, „daß Sie mir vergeben?“

„Bei mir iſt jeder Fehler vergeben, der abgebüßt iſt; ich ſage Ihnen jetzt gleich Lebewohl. Sie müſſen fühlen, daß Sie ohne Mäßigung nicht durch die Welt kommen, alſo müſſen Sie auch fühlen, was Sie zu thun haben. Leben Sie wohl.“ —

Jetzt ging es zu dem erſten Lehrer; Herr Heß iſt doch ein anderer Mann, ein ſo menſchlicher Menſch, möchte ich ſagen. Er ſah mich ſcharf an und ſagte dann halb lächelnd: „Haſt Du abermals dumme Streiche gemacht, Herr Sauſewind, und willſt ſie mir beichten?“ Schweigend gab ich ihm den Brief und beobachtete ſein Geſicht, während er las. Er wechſelte die Farbe, dann ſah er mich an mit ſeinen hellen, ſonnigen Augen, die doch ſo tief ſein können, ſtreckte einen Arm nach mir hin und ſchloß mich an ſeine Bruſt, als ob ich ein Kind ſei. An ſolchem Herzen iſt gut ruhn! — Wir ſprachen nicht viel. Herr Heß ſagte nur: „Sei gehorſam mit Freudigkeit; indem Du gehſt, erfüllſt Du den Willen Deines Vaters; gehſt Du freudig, den Willen Gottes.“ —

Wie geſegnet ſind die Menſchen, die Alles ſo treu und einfach zu ſagen wiſſen. Die paar Worte erläuterten mir mehr, als hundert Reden. „Ich will verſuchen, freudig zu gehen,“ ſagte ich feſt.

Nachdem ich einem Mitſchüler geſagt hatte, daß ich fort ſolle, verbreitete ſich die Neuigkeit, wie ein Lauffeuer. Im Ganzen that es Allen leid, Einigen ſehr, aber die Schülernatur ſiegte, ich hieß bald der Verbannte und der Einſiedler von Weſtwalde. Zum Abſchiede ward mir ein Kaffee gegeben. Einige ſtiegen auf Bänke und brachten Kaffeetoaſte aus, bei denen ich Philiſter, Philoſoph und Einſiedler genannt ward. Als es jedoch ſpäter zum Abſchiednehmen kam, ward ich mit Herzlichkeit überſchüttet.— Vor dem Abfahren ſchrieb ich an Papa und hoffe, mein Brief wird ihn mild geſtimmt haben. Um 10 Uhr Abends fuhr die Diligence ab; ſo ging es in die dunkle Nacht und in eine dunkle Zukunft hinein.

Nun weißt Du, wie Alles gekommen iſt; nächſtens ſchreibe ich Dir das Weitere. Sehr erſtaunt bin ich, keinen Brief von Marie zu haben; das gute, kleine Kätzchen iſt doch ſonſt ſo voll Mitgefühl. Leb’ wohl, Wilhelm. Dein Otto.

Wilhelm an Otto.

Dein Brief hat mich in das lebhafteſte Erſtaunen geſetzt, liebſter Otto, denn ich hatte gar keine Briefe aus dem elterlichen Hauſe. Mein Bruder, mein Otto! Wär' ich nur dort geweſen, aber doch — wenn Du einmal in der Fahrt biſt, richtet man bei Dir nicht viel aus. Das konnte nur Herr Flohr, weil Du ihn liebteſt und fürchteteſt; ja, fürchteteſt, denn das thateſt Du. In der Bibel heißt es wohl: „Furcht iſt nicht in der Liebe“ — aber in der Liebe zu Menſchen iſt es ein Anderes; da trifft uns gleich der Blick, das Wort, und wir fürchten uns, eben weil ſie Menſchen ſind. So wenigſtens denke ich es mir.

O, ein Blick was hat der für Macht und Gewalt! Papa hat mir ſelten ein ſcharfes Wort geſagt, aber wenn er mich anſah — ſo feſt und durchdringend, und ſein Ausdruck immer edler ward, in dem Maße, als ſein Zorn ſtieg, wie durchbebte es mich! — Alles Blut ſteigt mir ins Geſicht, wenn ich daran denke, aber ein ſolcher Blick — nicht Jeder kann ihn haben. —

Ich habe Deinen Brief zwei — drei Mal geleſen; ich theilte Alles mit Dir, nur das Stampfen, Knirſchen und Haarausraufen nicht, aber ich lag mit Dir am Boden und weinte. Ach, Otto! wenn Du nur jetzt das Rechte triffſt. Du willſt es wohl, aber —!

Es geht uns Beiden beſonders; Du biſt nach Weſtwalde verſetzt, weil Du ein Brauſekopf biſt, ich hierher, weil Papa fürchtete, ich würde ein Ueberſtudirter und Pedant werden. Hier habe ich erfahren, daß der Director der Lehranſtalt Papa's Freund und einſtiger Studiengenoſſe iſt und war; das erklärt Vieles, und nur aus Rückſicht bin ich aufgenommen, denn über die Confirmation hinaus finden keine Schüler Aufnahme.

Meine Stellung iſt auch nicht ganz leicht; außer mir befindet ſich nur ein einziger Zögling meines Alters in der Anſtalt; alle Uebrigen ſind Kinder, zu denen ich mich herabſtimmen muß, denn der einzig Aeltere, deſſen ich gedachte, iſt ſchwach an Geiſt und Gemüth. Man kann ihm geben, aber nicht von ihm nehmen. Ich bin Stuben-Senior und theile mein Zimmer mit zwei kleinen Burſchen, deren Arbeiten ich beaufſichtigen muß. Der Eine heißt: Süß, der Andere: Feld und wird in Senf umgewandelt. An ſolchen Witzen ſind ſie hier reich; daß ich die kleinen Burſchen nicht plage, denkſt Du wohl; wo ich kann, helfe ich ihnen, das heißt, wo ich darf. —

Am erſten Morgen, wo Reinlichkeitsrevue gehalten ward, ſchoß mir das Blut ins Geſicht bei dem Gedanken, man werde mich in der Weiſe als Jungen behandeln. Ich bin kein Tollkopf, aber das wäre mir doch zu viel geweſen. Es geſchah aber nicht, und meine ſich ſträubenden Haare gingen wieder zu Thal. Lernen kann ich hier viel und denke auch, ich werde es thun.

Anfangs dachte ich, Papa habe für ſeinen Wunſch nicht das Rechte erwählt und ich müſſe hier, wo ſich für

Herz und Verſtand nicht viel finden laſſe, erſt recht zum Bücherwurm werden. Das iſt doch anders gekommen; der ganze muntere Kreis hat mich umgarnt, und da iſt kein Abkommen, ich muß ihre Spiele und Vergnügungen theilen; dadurch habe ich tüchtige Bewegung und auch viel Scherz. Die Kleinen ſehen in mir einen Beſchützer, die etwas Aelteren einen Gefährten, die Aelteſten einen Freund, und das Alles bin ich ihnen auch in meiner Weiſe. —

Das Eſſen iſt hier ganz gut, aber Alles nach feſter Ordnung eingetheilt; man weiß, was jeder Tag bringt und das giebt ſchon oft im Vorwege viel Ach! und Wehgeſchrei. Da heißt es von allen Seiten: „O, heute kommt das Gräßliche!“ oder — „morgen kommt das Ekliche!“ begleitet von verzweiflungsvollen Geberden. Mir iſt der Tag am angenehmſten, der Bratwurſt mit Kartoffeln bringt. Wie geht es Dir in der Weiſe? Schreibe mir recht ausführlich, wir ſind ja Brüder und dürfen ſchreiben, als ob wir mit einander ſprächen. Unſere Briefe ſind das einzig ſchriftlich von uns Ausgehende, welches keine Cenſur paſſirt.

Lebe wohl, mein Otto, mein Bruder, mein beſter, liebſter Freund, den ich auf Erden habe.

Dein Wilhelm.

Marie an Wilhelm.

Lieber, guter Bruder! Du weißt das wohl von Otto, denn ſonſt würde ich es Dir erzählen, aber Du weißt es gewiß. O, Wilhelm, wie habe ich geweint! Mama und ich waren gegenwärtig, als Papa Otto's Brief bekam und die Briefe der Lehrer. So aufgebracht habe ich Papa noch niemals geſehen; ich zitterte und bebte. Papa las die Briefe vor; Mama hatte ihre Arbeit ſinken laſſen und ſaß da mit geſenkten Augen, aber eine Thräne nach der andern fiel auf ihr Kleid hinab. Ich ſchluchzte laut; da ſah Papa ſich nach mir um, und da weinte ich ſtill, aber ſo, Wilhelm, aber ſo — wie damals, als Ihr fort reiſtet, weißt Du?

Papa beachtete zu Anfang Mama's Thränen nicht; als er ſie gewahrte, ſetzte er ſich zu ihr und ſprach ſehr ruhig. Papa ſagte: „Ich ſelber habe in Otto's Alter dumme Streiche gemacht und die Erinnerung daran nicht verloren, aber Otto iſt zu weit gegangen. Wer es wagt, ſeinem Lehrer eine Katzenmuſik zu bringen und die Fenſter einzuwerfen, der hat den Weg der Ehrenhaftigkeit und des Geſetzes verlaſſen; auf ſolchen Bahnen will ich meinen Sohn nicht ſehen. Er ſoll büßen, aber auf eine Weiſe, die ihm zum Heil gereichen wird.

Papa verließ darauf das Zimmer. Als er an mir vorüberging, ſagte er lächelnd: „Da die Strafe Otto zum

Heil gereichen ſoll, darfſt Du annehmen, daß er weder gehangen, noch geſpießt werden ſoll.“

Ich mußte freilich lachen, aber als Papa fort war, lief ich zu Mama hin und warf mich neben ihr nieder, und da weinten wir erſt recht. Böſe bin ich nicht auf Otto, aber ſchämen ſollte er ſich doch. Am Abend durfte ich zu Paſtors gehen. Ich wollte eigentlich gern darüber ſprechen, wußte aber nicht recht, ob es ſich ſchicke. Weil ich aber immer daran dachte, war ich ganz bedrückt, und am Ende ward gefragt, was mir fehle. Da ſagte ich halb furchtſam: „Wißt Ihr ſchon von Otto?“ Der Paſtor nickte, und nun kam Alles zur Sprache. Die jungen Paſtoren machten große Augen, und der Paſtor ſagte: „Ja, ja — dem Otto müſſen die Flügel beſchnitten werden, denn mit den Schwingen des Uebermuths erhebt man ſich nicht zu den Wolken.“ Ach, Wilhelm — übermüthig war Otto immer. —

Die gute Paſtorin hatte Pfannkuchen für mich backen laſſen, die wir Drei ſtets ſo gern bei ihr aßen, weißt Du aber das Herz war mir zu ſchwer, ich hatte keine Freude daran. Jetzt iſt Alles abgemacht und Otto in Weſtwalde bei dem Geiſtlichen dort. Ich ſchriebe gern an Otto, aber will doch lieber zuvor einen Brief von ihm haben: wenn Du einmal Verkehrtes thäteſt, mein Willi, Dir ſchriebe ich gleich und ſagte: „O, wie leid thut es mir, daß Du einen dummen Streich gemacht haſt!" aber bei Otto wage ich das nicht.

Von Tante Suſanne hatte ich einen langen Brief voll Scherz und Ernſt, eben, wie ſie iſt. Sie ſchickt mir einen hübſchen Vers, den ich Dir herſchreibe:

„Wenn die Engel Manna ſtreu'n,
  Breite Deinen Mantel aus;
Wenn die Liebe fällt vom Himmel,
  Flüchte Dich nicht in Dein Haus.
Haſt Du Manna nicht geſammelt,
  Sprechen Dir die Menſchen Hohn,
Haſt Du Liebe liegen laſſen,
  Schämſt Du Dich vor Gottes Thron."

Darunter ſchreibt Tante: „Wäre ich in mein Haus geflüchtet, als Herr von Methuſalem kam, ſich um mich zu bewerben, ſo ſäße ich noch als verwunſchenes Fräulein auf Eurem Schloſſe, guckte in alle Kochtöpfe, ſtände überall im Wege, und wo etwas verkehrt ginge, hieße es aus allen Ecken: „Das hat Tante Suſanne gethan!" —

„Manna aber, die ich geſammelt, das iſt Eure Liebe, und ich gebe ſie nimmer heraus."

Als ich Mama dieſe Stelle aus Tantens Brief vorlas, ſagte ſie: „Ja, Suſanne bleibt ewig Suſanne und ſagt und ſchreibt, was ihr eben durch Kopf und Herz fliegt, unbekümmert, ob Jahre und Verſtändniß ihren Mittheilungen gewachſen ſind.“ — Ich weiß nicht, was Mama damit meinte.

Von hier grüßen Dich Alle, auch die Leute; ach, — und glaube nur, die Thiere würden es auch thun, wenn ſie nur könnten. — Von Otto ſprechen die Leute oft und viel; er war ſolch' ein Toll- und Trotzkopf und iſt doch ſo geliebt von uns Allen, Allen. Hat Chriſtian Dir nicht geſchrieben? Mir ſchreibt er nicht und thut gar nicht, als wenn ich ſeine Pflegemutter wäre und das bin ich eben ſo gut, als wie Ihr ſeine Pflegeväter ſeid. Mein Geldbeutel iſt oft genug darum gewahr geworden, aber Du weißt es, ich gab meinen letzten Groſchen ſtets gern für ihn her. Leb' wohl, mein Bruder, und ſchreibe mir bald einen ſo langen Brief, daß Du Dich ſelber darüber wunderſt.

Deine Marie.

N. S. Ich ſchreibe doch an Otto, vielleicht tröſtet es ihn ein wenig.

Lilli von Stern an Leonore Forſtner.

Noch einmal komme ich zu Dir, Lorchen, und Du weißt, ich ſagte es Dir, ſo kurz nur ſah ich Dich, aber ich vergeſſe Dich nimmer. In Deinen Augen, an Deinem ganzen Weſen ſah ich, daß Du mich verſtehen würdeſt; das thun Wenige. Es giebt auf der Erde verſtreut viele

Menſchen, die zu einander paſſen würden, wenn ſie ſich fänden, aber ſie finden ſich nicht, oder — ſie verlaſſen einander. —

Seit ich Dich nicht ſah, hat ſich Vieles verändert, ich mich äußerlich auch; ich bin nicht die kleine dicke Lilli mehr, ich bin größer und ſchlanker geworden. Ob das recht zu mir paßt? Das denke ich doch; kleine Leute ſind meiſtens gemüthlich; aber, Du weißt, das war ich nicht, ſondern mehr phantaſtiſch, wie die Leute es nennen, aber es war mein eigenes Weſen, ich war, wie ich bin und bleiben werde, ſo weit das möglich iſt. Meine Schweſter hat eine glänzende Heirath gemacht, aber ihr Mann zählt zweiundzwanzig Jahre mehr als ſie. Das war ihr gleichgültig, er iſt reich und vornehm, das machte ihn jung und liebenswerth in ihren Augen. Arme Charlotte! — Sie lebt in Wien, wir ſehen ſie ſelten, aber ſie ſchreibt ſehr zufrieden.

Was ſoll ich Dir von mir erzählen? So viel habe ich mitzutheilen und doch auch ſo wenig. — Innerlich bin ich dieſelbe geblieben, die ich war, als wir uns ſahen und trennten, aber ach! wie anders iſt das Leben geworden, als ich es mir damals dachte. Zu der Zeit ſah ich auf die Zukunft hin, wie auf einen lichten Frühlingsmorgen; äußere Verhältniſſe ſollten mein Glück nicht beſtimmen, nur zwei liebende genügſame Herzen ſollten es ſchaffen. Ich wollte ſo gar nichts von der Welt, von ihren Freuden und ihrem

Glanz; ich dachte, das ſei beſcheiden, aber ich glaube, es war das Gegentheil. Das Allerſchönſte habe ich gewollt, und deshalb vielleicht mußte es mir verſagt werden, denn womit hatte ich das allerbeſte Glück verdient? — Von dem Augenblicke, wo mein ſchöner Amerikatraum verrann, habe ich viel nachgedacht; zuerſt ungerecht und ſtürmiſch, dann gelaſſen. Was mich dazu gebracht hat, denkſt Du wohl nicht; die preußiſchen Kammern haben es gethan. Sobald die Stände zuſammengetreten ſind, hört man hier, in lebhafter Beſprechung, nur Erwartung, ſpäter Tadel, ſelten Lob ausſprechen. Die erſte Kammer wird ſtets beſonders angefochten, doch wohl nur, weil ihre Mitglieder vornehme, vielfältig reiche Leute ſind, von denen man annimmt, ſie hätten, eingedenk ihrer wichtigen Beſtimmung, Alles für ihre Ausbildung gethan oder wenigſtens thun ſollen. Da Eugenius einmal Standesherr ſein wird, habe ich ſtets aufmerkſam auf Alles gehört; vielfältig hat der Tadel mich verletzt und verdroſſen, aber er hat mir auch zuerſt den Gedanken gegeben, daß es ein Vaterland giebt, welches Rechte an uns hat. Nicht umſonſt wird man an den Platz hingeſtellt, wo man ſteht; entweder ſoll man ein einfach tüchtiger Menſch im oder auf dem Felde oder im Hauſe ſein, oder ein befähigter, praktiſcher Arbeiter im Gebiete des Wiſſens. Durch Nachſinnen bin ich auf das Alles gekommen, aber es iſt ſo wahr, und ſeitdem ich das weiß, will ich nichts mehr, als einſt ſtolz auf Eugenius ſein können. Es iſt ſo wunderbar, daß wir Alle durch uns ſelber ſo loſe hingeſtellt ſind; immer wollen wir haben, aber geben wollen wir nicht. Als Kind beluſtigen wir uns über den Tauſchhandel der alten Völker, aber im Grunde iſt es auch jetzt nicht viel anders; Alles im Leben iſt Tauſch um Tauſch. Der Staat verleiht uns Schutz und Bürgerrecht, wir ſollten ihm dagegen das Recht verleihen, auf ſeine achtbaren Bürger ſtolz ſein zu können; das wäre ein ſchöner Tauſch; aber wohl Wenige denken daran, daß es ſo ſein müßte.

Damals, als Eugenius, der das vierte Gebot nicht verletzen wollte, dem Willen ſeines Vaters nachgab, habe ich ſo lange in den Tag hineingelebt, denkend, zeichnend, leſend; aber Amerika war ſtets die Grundlage. Ganz genau wollte ich wiſſen, was Eugenius aufgegeben, um welche Exiſtenz er uns beide gebracht habe. Ich war ja noch ein halbes Kind, aber gründlich wiſſen wollen, wie es wirklich um eine Sache ſteht, das iſt eigentlich nicht kindiſch. Nach und nach kam ich auf andere Gedanken, auf ſtolzere; ich ſagte mir, daß ein Glück, welches man im deutſchen Vaterlande nicht zu gründen im Stande ſei, doch wohl das rechte nicht ſein könne. Der deutſche Mann gehört dem deutſchen Vaterlande. Durch Denken kommt man auf ſo Vieles. Wenn Du nur alle Anſiedlungen ſehen könnteſt, die ich gezeichnet habe! Unſer Haus ſtand ſtets allein, einſam unter großen Bäumen oder am Ufer eines Fluſſes. Nur Eines mißfiel mir dabei, und darauf hatte eine Reiſebeſchreibung mich gebracht, in der es heißt: „Ich beſuchte die Familie in ihrem Blockhauſe; es iſt zweiſtöckig und macht einen angenehmen Eindruck; da jedoch die doppelten Holzwände im Innern hohl ſind, hat man das Glück, der Ratte, welcher man im untern Raum ſeine Reverenz machte, dieſelbe im oberen Stocke wiederholen zu können.“ Das iſt doch zu grauenhaft! —

Einſam, das heißt, äußerlich einſam iſt mein Leben nicht verfloſſen; im Hauſe meiner Eltern iſt ein geſelliges Treiben und ab und an wird ein Feſt gegeben, und ich nahm und nehme Theil an Feſten außerhalb deſſelben; dies letzte aber doch ſelten. In der Muſik habe ich es weit gebracht, Du würdeſt mich gern ſpielen hören; aber eigentlich nützliche Dinge habe ich nicht getrieben. Das Verlangen darnach war mit dem Amerikaplan zu Grunde gegangen.

Das war die Einleitung, Lorchen, jetzt komme ich zu dem, was ich Dir eigentlich ſagen und klagen wollte. Ja, klagen! — Mein Vater hat eine Schweſter, die Hofräthin Scharn, welche als Beſuch mit ihren drei Töchtern hier iſt. Ob ich ihr gefalle, ob nicht, darüber habe ich nie nachgedacht, nur fiel es mir auf, daß meine Tante, oftmals mit ſehr ſpöttiſchem Ausdrucke, ſagen konnte: „Freue Dich, daß

Dein Vater reich iſt.“ Meine Couſinen ſind hübſche Mädchen, aber eben Couſinen, wie man ſie vielfältig hat, und ſich nichts daraus macht.

Vor einigen Tagen ſaß ich zeichnend in einem Zimmer neben dem Salon, in welchem meine Verwandten ſich befanden, die, wie ich ſpäter bemerkte, von meiner Anweſenheit im Nebenzimmer keine Ahnung hatten. Die Thüren ſind durch Portieren geſchloſſen, und ich hörte, daß eine nicht angenehme ältere Dame, Fräulein von Horſt, angemeldet ward. Große Lamentationen, aber ſie ward angenommen.

In meine Zeichnung vertieft, hörte ich nichts von dem Geſpräch, was jetzt geführt ward, aber das laute Abſchiednehmen beim Schluß des Beſuchs riß mich aus meinen Träumen empor. Nachdem Fräulein von Horſt gegangen, folgte ihr lautes Lachen. „Nein,“ ſagte meine Tante, „es iſt doch polizeiwidrig, daß eine Perſon von dem Stande in ſolchem diebiſchen Aufzuge in Berlin umhergehen darf; und nichts ſitzt an ſeinem Platz. Der Hut auf dem linken Ohr, die Haube ſchief, die Locken ſchief, der Mantel ſchief — es iſt ein wahrer Scandal, und dazu dies flirrige, flurrige Benehmen!“ Die Töchter lachten: „Mama, was Du ſtets für Ausdrücke gebrauchſt!“ „Ja, wir lachen nun darüber, aber es ſollte uns ernſthaft ſtimmen, denn wißt Ihr, wer einmal im Alter eben ſo ſein wird? Lilli.“

„O Mama!“ „Denkt an mich, eine zweite Horſt. Betrachtet ſie einmal genau: der Scheitel ſoll grade ſein, aber iſt dies ſelten; die Kragenklappe ſitzt entweder zu weit rechts, oder zu weit links, die Schleiſe ebenſo, Shawl oder Mantille desgleichen, und dazu dieſes anſcheinend vertiefte, gelehrte Benehmen — das iſt der Anfang zum Ende; Lilli wird ebenſo verrückt werden.“

Die Einwürfe der gutmüthigeren Couſinen wurden ſiegreich widerlegt. „Nein, ſage ich Euch; Lilli iſt durch und durch eine verdrehte Närrin. Und der einfältige Witz mit Amerika, dieſem großen Irrenhauſe für Europa, der fehlte noch! Aber das kommt vom Romanleſen. Räthſelhaft iſt es mir, wie Baron Schöndorf, dieſer ausgezeichnete, liebenswürdige Mann, ſich ſo treu und ernſtlich mit der kleinen, affigen Perſon beſchäftigen mag.“ „Affig! Den Ausdruck haſt Du wieder erfunden, Mama.“ „Wenn man eine Sache recht eindringlich darſtellen will, muß man ſich niemals um die Grammatik kümmern, das iſt Nebenſache. Ich ſage Euch, aus Lilli wird eine alte, unangenehme, verſchrobene Jungfer, während ſie eine glückliche, geachtete Frau ſein könnte; aber ſolche Närrinnen muß es ja wohl auch geben.“

Raſch mein Zeichengeräthe ergreifend, floh ich aus dem Zimmer, die Treppe hinauf, in mein kleines, wohnliches Gemach. So mag ein Verfolgter athemlos ſein Aſyl erreichen. Athemlos war ich, vor innerer Erregung. Lange ſtand ich auf einen Tiſch geſtützt, betäubt und wie eine Träumende. Man iſt außer ſich, wenn Einer dem Andern einen Meſſerſtich verſetzt, was aber iſt eine ſolche Verletzung gegen diejenige, welche die Zunge dem Herzen beibringt! Das war ich alſo? — Das war Lilli, die doch immer ein wenig ſtolz auf ihre innerſte Natur war? — Lange, lange ſtand ich ſtill und ſtumm, dann trat ich mechaniſch vor den Spiegel, der mir mein Bild getreulich wiedergab. Unwillkürlich, und das geſtehe ich Dir, Lorchen, lächelte ich dies Bild an, es war doch niedlich; aber nun ging es an ſorgfältige Muſterung der verdrehten Närrin.

Die Tante hatte ganz Recht, alles Aeußerliche war ſcharf, aber wahr geſchildert. Ich löſte mein Haar, ich änderte Alles, und die zierliche Ordnung that mir wohl. Nachdem das geſchehen war, ſetzte ich mich, todtmüde, wie zerſchlagen; ich hatte zu ſehr beim Anhören meiner Fehler gelitten. Vieles war ungerecht, niemals habe ich Romane geleſen; in dem Alter, wo man das gewiß gern thut, hatte ich vollauf Beſchäftigung durch den Roman meines Lebens. Ich armes Kind lebte und träumte ſo in den Tag hinein, und bin mehr als einmal unſanft geweckt worden. Ich wollte Lilli ſein und bleiben, aber das geht nicht; wir müſſen unſere urſprüngliche Natur, mehr oder minder, nach den Vorſchriften der Welt umwandeln. Wenn man die Kraft hat, Tadel ruhig in ſich zu verarbeiten bis zur Erkenntniß, kann man ſehr viel dadurch lernen.

Der Hinweis auf die alte Jungfer ließ mich kalt; Du weißt, es war mein Vorſatz, nicht heirathen zu wollen; aber der Name, den meine Tante genannt, klang in meiner Seele wieder. Verſpottet, herabgeſetzt, wie eben mit mir geſchehen war, that es mir wohl, von einem liebenswürdigen, geachteten Manne beſſer erkannt zu ſein. Niemals habe ich darnach geſtrebt, gefallen zu wollen, vielleicht, weil es mir leicht ward, Wohlwollen einzuflößen, und als Schöndorf mir ſo ſichtlich ergeben nahte, dachte ich, ach! das wird eine Weile anhalten und dann geht er und es iſt aus. Dawider hatte ich nichts, ich dachte, es müſſe immer ſo kommen in dieſer Welt, früher oder ſpäter; halten wollte ich ihn nicht, aber ich hätte ſo fortleben, ihn jeden Tag ſehen, und jeden Tag auch ſehen mögen, daß er mir gut ſei. Wäre er nicht in dieſe einfältige Geſchichte verflochten, mit ihm möchte ich darüber reden, ich hätte ihn fragen mögen, ob ich denn wirklich ſo ganz verkehrt ſei. Meiner Tante vergebe ich willig; ſie würde mich nicht ſo preisgegeben haben, fehlte es ihr nicht an innerer Herzensbildung. Was ſie mir bis dahin geſagt, ich habe es nie beobachtet, weil ich mich nicht zu ihr hingezogen fühlte, aber jetzt erinnere ich mich, daß ſie mir öfter geſagt: „Liebes Kind, Ahnen haſt Du nicht, aber Geld.“ Ahnen nicht, und Schöndorf hat Beides, Reichthum und einen alten Namen. O, die Welt mit ihrem Gerede! Nie habe ich früher darüber nachgedacht; weshalb auch? Jetzt fällt mir Alles ein, und auch, daß ich ihm dankbar ſein muß: denn ich weiß, daß er dem Vater ſehr ernſt den Wunſch zu erkennen gegeben hat, mich heirathen zu wollen. Mir hat er nie ein Wort geſagt, und ſo lebte ich heiter und unbefangen fort, jetzt — o, ich bin außer mir, jetzt fällt es mir ein, wenn er kommt und geht, und als ich ihn zuerſt wiederſah nach jenem dummen Gerede, fehlte mir der Athem. Das hat man von der Welt und ihrer Einmiſchung! Aber ich will dieſe Erregung bezwingen, ich will wieder ſein, wie ich war; nur auf alles Aeußere will ich achten, das Geſetz der Ordnung erfüllend. —

Ich ſage nicht, Lorchen, verzeih', daß ich immer nur von mir geredet habe; das war ja eben der Zweck dieſer Zeilen, ich wollte klagen und fragen. Sage mir aufrichtig, was Du von mir denkſt, ſage mir Deine Anſicht über Alles. Immer habe ich, bis zu der Trennung von Eugenius, nur für ihn und Amerika gelebt und mich an keine Freundin angeſchloſſen; nach jener Zeit zog mich nichts dazu hin, aber deshalb komme ich jetzt zu Dir.

Daß Du verlobt biſt, weiß ich; als ich es erfuhr, zog viel Vergangenes an mir vorüber. Ich ſtand vor dieſer Nachricht, wie man vor einem anziehenden Bilde ſteht, deſſen Motiv man nicht kennt und auf Erklärung wartet, um es richtig würdigen zu können. Während unſeres Beiſammenſeins hatte ich Augen; ich wußte, daß zwei Herzen ſich gefunden hatten, und konnte folglich überraſcht ſein. Das kann man alſo? Nach einem erſten, tiefen Herzensgefühl auf ein zweites Glück hoffen? Man muß das wohl können, weil es geſchieht, aber viel hübſcher müßte es doch ſein, wenn dem nicht ſo wäre, wenn nur ſtets auf Erden zwei Menſchen ſich einzig und allein liebten. Was dann übrig bliebe, die Unangenehmen oder zu Liebenswerthen, nun, die müßten ſehen, wie ſie fertig würden, eben wie jetzt auch; aber auf die, welche ſich gefunden hätten, könnte man doch ſtolz ſein.

Schreibe mir einen recht ausführlichen Brief, mein Lerchen, mein, denn Dich habe ich lieb. Schreibe mir, als ob ich ein Kind ſei, dem man Alles klar machen müſſe, denn es iſt viel Wahres dabei. Sage mir, was Du willſt, nur nicht, daß Du traurig oder unglücklich biſt, das würde mir zu leid thun. — Weißt Du noch, wie wir an dem Tage bei der guten Baronin glückſelig im Schnee ſpielten? Das habe ich ſeitdem nicht wieder gethan und auch eine ſo prächtige, alte Frau nicht wieder gefunden; oft wiederholt ſich doch eigentlich nichts auf Erden, als das Alltagsleben, an welchem man nichts lernt und nichts hat. Oft, wenn ſolch ein Tag vergangen iſt, denke ich Abends ganz erſchrecken, was haſt Du gethan, gelernt, gehabt? — Ja, wohl erſchrecken, denn auf ſolche Weiſe folgt ein Tag dem andern, und doch hat jeder eine und dieſelbe Beſtimmung, er ſoll uns beſſer machen.

Lebe wohl, mein liebſtes Lorchen. Sage mir viel von Dir, ob Du Muſik treibſt und alle Deine hübſchen Arbeiten nicht vernachläſſigſt. Lebe wohl!

Deine Lilli.

Otto an Wilhelm.

Ich ſagte Dir, daß ich hier bin und was mich hierher brachte, aber nicht, wie es war, als ich anlangte, nicht, wie es ferner ging. Das erzähle ich Dir heute, und ſonderbar — mit der Feder in der Hand habe ich ſtets mehr Geduld, als irgend ſonſt im Leben.

In der Nacht fuhr ich ab, und erſt am zweiten Tage wurden die Abendglocken geläutet, als ich in Weſtwalde einfuhr — die ſtillen Abendglocken möchte man ſie nennen, obgleich ſie weithin tönen. Mir waren ſie wie Heimathgruß, wie ein Zeichen der Vergebung.

Von der Reiſe ſage ich Dir nichts, denn ein Buch kann ich Dir doch am Ende nicht ſchreiben, und berichte nur, daß der letzte Theil des Weges wunderhübſch war. Schöne Kornfelder, Wald, Wieſen, kleine Bäche und Flüßchen und in nebelvoller Ferne leichte Höhen; im Dorfe hübſche Bauerhäuſer und unweit der alten Kirche das alte Pfarrhaus. Solch' wunderliches Haus ſah ich noch nie — überall Ausbaue, ein Geflicke aus allen Zeiten, möchte ich ſagen. Ueber das Ganze aber Weinreben, wie ausgegoſſen und bis über das Dach hinkletternd. Als der Wagen hielt, raffte ich mich auf, als ſei ich im Traum geweſen.

Aus der offenen Hausthür trat ein Mann von etwa 40 Jahren, etwas über Mittelgröße, ſonnenverbrannt und mit angenehmen, feſten Zügen. „Guten Abend," ſagte er ruhig und ſchickte ſich an, mir beim Abnehmen des Gepäcks zu helfen. Eine alte Frau erſchien jetzt auch in der Thür; Herr Woldeck blickte flüchtig um und ſagte: „Dabei kann Martha doch nicht helfen; faſſen ſie nur den Koffer an, ich helfe Ihnen."

Ich ſagte nicht: „O, bemühen Sie ſich doch nicht." Er half mir, und ich nahm es an; es ging Alles ganz einfach zu.

Die Sachen mußten eine enge und ſchiefe Treppe hinauf geſchafft werden; wir lachten Beide dabei. Als wir oben waren, öffnete Herr Woldeck eine Thür und ſagte: „Hier iſt Ihr Zimmer." „Nennen Sie mich doch Du," bat ich. Den Ausdruck ſeines Geſichts würde ich Dir ſchwerlich beſchreiben können, es war ein ſtolzer, ablehnender. Er nickte leichthin und ſagte im Fortgehen: „Dies iſt Dein Zimmer, komm in einer Stunde zum Abendeſſen hinab."

Da war ich nun allein in meiner Stube, die ich verwundert betrachtete. Wie allerliebſt war Alles! aber wodurch — man wußte es kaum; Alles einfach, aber ſo gründlich ſauber und praktiſch. Ich trat ans Fenſter und ſchaute lange in die Gegend hinaus, die im Abendſchein wunderlieblich war. Hier alſo war ich nun der Gefangene und dies wunderbare Haus die Strafanſtalt.

Statt auszupacken, dachte ich nach: Herrn Weldecks Blick, als ich ihn bat, mich Du zu nennen, trat vor meine Seele, und ich ging doch mit etwas Trotz hinab. Das Wohnzimmer iſt eben ſo einfach angenehm, als meine Stube; Herr Weldeck fragte: „Haſt Du ausgepackt?" „Nein," erwiederte ich kurz; er machte mir ein Zeichen, mich zu ſetzen, und bei dem Abendeſſen war ſichtlich auf mich, den Reiſenden, Rückſicht genommen. Bratwurſt aber und Kartoffeln kamen nicht vor, das kann ich Dir ſagen. Der Pfarrer betete: „Mein Herr und mein Gott, wir danken Dir für Deine Gnade." — Das war ſo einfach, aber es gab meinem Gefühl eine andere Richtung, ich ward weich und dankbar.

Nach dem Abendeſſen zündete Herr Weldeck ſeine Pfeife an und ſagte, er wolle mir ſeinen Garten zeigen. Dieſer Garten iſt ein wunderliches Fleckchen Erde; überall ſteht dem Nutzen etwas im Wege, aber am Ende iſt doch Raum genug für das Gemüſe vorhanden und für eine Fülle von Erdbeeren und Obſtbäumen. Ein kleiner Blumengarten war beſonders ſorgfältig gehalten. Ich fragte Herrn Woldeck, ob er die Blumen liebe; er nickte, aber ſeine dunklen Augen flogen mit unendlicher Trauer über dieſen Platz hin. Weshalb nur? Wie können Blumen traurig machen? —

Am nächſten Morgen trug ich nach dem Frühſtück, wie der Pfarrer es gewollt, einige meiner Ausarbeitungen und den auf der Schule befolgten Lehr-Curſus in ſein Studirzimmer. Er war noch nicht dort; über dem Schreibtiſch hängt das Bild eines blonden Mädchens, und das mußte ich lange anſehen. So ähnlich wird wohl einmal Deine Frau ausſehen — ſo mild, mit ſo tiefen Augen. — Als Herr Woldeck kam, ſah er die Ausarbeitungen blätternd durch und ſagte ruhig: „Du haſt zum Theil flüchtig gearbeitet, aber mit Geſchick; ich will für Deine fernere Ausbildung thun, was ich vermag. Du wirſt hier nicht ohne Nutzen ſein, wenn ich Dich lieb haben kann, wenn es Dir gelingt, mich zu lieben; daß Du mich fürchten ſollſt, dafür werde ich ſchon Sorge tragen.“

Einen Augenblick ſtockte das Blut in meinen Adern, dann ſchoß es übermächtig hervor: „Fürchten?“ — Der Paſtor betrachtete mich mit einem Blicke, der mich beſchämte. „Giebt es,“ ſagte er, „keine andere Furcht, als diejenige vor Strafe, nicht die tiefe, moraliſche Scheu, Gottes heilige Gebote zu übertreten, nicht die Furcht, Denen zu mißfallen, welche wir zu achten gezwungen ſind? —

Herr Woldeck ſprach noch kurz, aber herzlich mit mir über denſelben Gegenſtand, und das Ende war, daß ich an ſeinem Halſe hing und er mich entließ, als ob ich ſein Sohn ſei.

Unſer Stunden-Curſus iſt eingerichtet, der Tag eingetheilt, aber Du wirſt Dir nicht einbilden, daß ich Tag vor Tag mein Thun und Laſſen beſchreiben werde; da hätte ich viel zu thun! — Du mußt Dir ſagen, daß ich viel, aber doch nicht zu viel zu arbeiten habe und nebenbei doch auch kreuzfidel ſein will. Das bin ich auf meine Weiſe in allen Mußeſtunden, oder vielmehr in der Weiſe, wie ich es hier ſein kann. Ich arbeite, helfe mit im Garten, oder tobe mit der Schuljugend. Siehſt Du, das verſchmähe ich nicht; es ſind große Jungen darunter, die im nächſten Frühjahr eingeſegnet werden; mit denen ſchlage ich Ball oder unternehme irgend ein Spiel, wobei man ſich rühren muß. Ich befragte Herrn Woldeck deshalb; er entgegnete lächelnd: „Weshalb nicht? Schlechte Manieren wirſt Du nicht von ihnen annehmen, und übrigens ſind Knaben darunter, die es an Ehrlichkeit der Geſinnung, an natürlichem Verſtande und Gutmüthigkeit völlig mit Dir aufnehmen können. Spiele Du jugendlich luſtig mit ihnen, ich ſehe es gern; haſt Du keinen Takt, werden ſie Dich gelegentlich durchprügeln, und dann wird's mit der rechten Freude aus ſein; das ſage Dir oft.“ —

Am Sonntag wohnte ich hier dem Gottesdienſte bei; es war ein ſonnenheller Tag, und mir ward feierlich zu Sinne, als ich die Kirchgänger auf verſchiedenen Fußpfaden herbeikommen ſah und die Glocken zu läuten begannen. Es war ein ſtiller Gottesdienſt, möchte ich ſagen; kein Laut war während der Predigt vernehmbar; ich empfand zum erſten Male ganz, was Stille der Andacht iſt. In keiner Kirche habe ich das früher ſo empfunden. Der Pfarrer predigte über Johannis 16, 5 ernſt, einfach und ergreifend; meine ganze Seele war bei dem Gottesdienſt. Es flog mir durch den Kopf — ich möchte Prediger werden. Wenn der liebe, dicke Herr, unſer Freund von der Harzreiſe her, das wüßte! —

Das Kirchdorf Weſtwalde gehört zu dem Gute Kruſemark, aber der Beſitzer, Herr Forſtner, befindet ſich mit ſeiner Familie am Rhein. In dieſen Tagen will ich mir Hof und Garten anſehen.

Leb' wohl, Wilhelm, und ſei nicht traurig über mich; es geht mir beſſer, als ich verdiene. Die eigentliche Strafe beſteht für mich darin, die Meinigen betrübt, ihnen auf gewiſſe Weiſe Schande gemacht zu haben; übrigens bin ich, wie Du weißt, ein luſtiger Vogel, der überall ſein Lied ſingt; wäreſt Du hier, Herr Profeſſor, wie fröhlich wollten wir ſein! —

Herr Woldeck grüßt Dich; er kennt Dich ſchon, Dich, die Eltern und Herrn Flohr — daß ich dem ſchreiben und Alles bekennen muß, iſt eine ſchwere Aufgabe. Leb' wohl, Du mein Bruder.

Dein Otto.

Herr Flohr an Otto.

Dein Lehrer und Freund hat Deinen Brief ohne Ueberraſchung geleſen, aber doch mit dem Gefühl, mit dem man etwa einem Fluſſe nachſieht, den man abzudämmen verſucht hat und der, die Schranke durchbrechend, wieder brauſend dahin fließt. Daß es einmal ſo kommen würde, dachte ich wohl, doch ſo bald und in ſolcher Weiſe war ich nicht darauf gefaßt; Raufereien mit Deinen Genoſſen ſah ich voraus, weil Du doch einmal ein Tollkopf biſt, nicht aber einen überlegten Angriff gegen einen Deiner Lehrer. Zuerſt, ſeit ich Dich kenne, habe ich Dich darin nicht wiedergekannt. —

In einem früheren Briefe ſagte ich Dir, was es heißt — Lehrer ſein — ſagte Dir, daß es eine ſchwer zu löſende Aufgabe ſei, ſich in einer öffentlichen Schule einer

Schaar theils ungezogener, wilder, durchtriebener oder auch träger Knaben gegenüber in richtiger Weiſe zu behaupten. Für den, welchem die Natur den richtigen Takt verſagte, wird es zur Unmöglichkeit. Ihr wilden Burſche wißt nicht, was es heißt, Euch ſo beſchäftigen, daß Ihr in Wahrheit Nutzen vom Unterricht und Reſpect vor dem Lehrer habt. Wer zweckmäßig, mit innerer, warmer Theilnahme unterrichtet, dem wird es auch gegeben ſein, die nothwendige Diſciplin aufrecht zu erhalten. Schon früher ſagte ich Dir, wie mancher junge Mann, in Dürftigkeit auferzogen, nur den Wiſſenſchaften lebend, ohne Welt- und Menſchenkenntniß ſein ſchwieriges Amt antritt. Tüchtige Lehrer ſind ein großer Segen, aber es liegt in den mangelhaften Zuſtänden dieſer Erde, daß es auch in der Weiſe Abſtufungen geben muß; nicht Jeder kann gleich tüchtig ſein, und verſchieden, wie die Befähigungen der Schüler, ſind es auch diejenigen der Lehrer.

Wo ein Lehrer mit gutem Willen auftritt ohne die Gabe, ſich geltend zu machen, ſollten die tüchtigſten, aufgeweckteſten Knaben der Klaſſe ſich zu ſeinem Beſchützer aufwerfen, keine Unbill duldend. In Fällen der Art läßt ſich mit Sicherheit annehmen, daß der unbegabte Lehrer mehr weiß, als der ihn verſpottende Schüler. Deshalb, Ihr Tertianer und Secundaner, lernt ihm nur in Ruhe ab, was er weiß, und Ihr werdet klüger und beſſer werden.

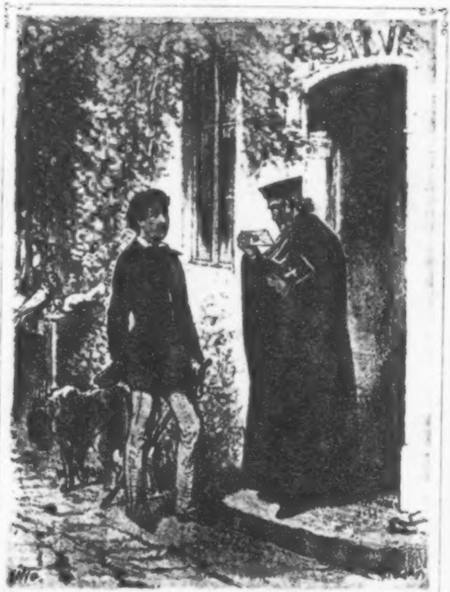
Seine Schulzeit gut anwenden heißt: ſein ganzes Leben reich ausſtatten.

Du eigneſt Dich Deiner ganzen begabten Natur nach zu einem Parteiführer; ob das ein Glück iſt, laſſe ich dahin geſtellt ſein, aber es iſt ſo. Du hätteſt Dich feſt und ehrenhaft in Deiner Klaſſe an die Spitze der Beſſeren ſtellen müſſen zu ehrerbietiger Anerkennung der begabten, zum Schutz der ſchwachen oder unbeliebten Lehrer. Dadurch allein kommt ein guter Geiſt in Schulen, ein Geiſt der Ordnung, des Fleißes und guter Sitte; eine kleine Schaar gutgeſinnter, fleißiger Schüler kann einer ganzen Schule zu Ruf und Anſehen verhelfen. Wäre der Knabe ſich ſtets deſſen bewußt, er würde ſchon etwas vom Manne in ſich fühlen und verſtändiger handeln.

Denke Dir einen Einzelnen, der 20—30 Knaben gegenüberſteht, die jedes Wort, jede Mine, vielleicht den Accent der Nationalität belauſchen und leiſe nachäffen, die Alles wollen, nur nicht lernen, was ſie lernen könnten, und frage Dich, ob es leicht iſt, der Lehrer zu ſein. O, es iſt ſehr ſchwer! — Wenn zwei Knaben einen dritten angreifen, augenblicklich treten andere hinzu, den ungleichen Kampf nicht duldend, und hier, ſo Viele gegen Einen, und die Ueberzahl ſchämt ſich des heimlichen, ungleichen Kampfes nicht.

Deine Natur habe ich ſtudirt, wie man etwa ein leichtes Buch aus fremder Sprache überſetzt; ich verſtand Dich bald und unterſchied weſentlich zwiſchen dem, was bei Dir Friſche, Jugendmuth, leicht erregte Hitze, und zwiſchen dem, was Unbändigkeit iſt. Alle Deine Fehler waren urſprünglich, Du hatteſt Keinen anzuklagen, als Dich ſelber; das hat mich oft Dir gegenüber ſo nachſichtig gemacht; Du warſt es, Du allein, kein Anderer ſteckte dahinter mit Beiſpiel und Verleitung. Deshalb ſah ich Dir ſorgenvoll, aber doch auch getroſt nach, und wenn Du mich darin ganz verſtehſt, wirſt Du jetzt mit mir traurig ſein über Dich. Der Plan zur Beleidigung des Lehrers war nicht von Dir erdacht, Du biſt nur mit vollem Jugendübermuth auf die Ausführung eingegangen. Zum erſten Male iſt für mich etwas Fremdes in Deine Natur gekommen, zum erſten Male erfahre ich, daß Beiſpiele Dich verleiten können. Otto! — da iſt der Scheideweg zwiſchen Ehre und Unehre, da kehre Dich ab und gehe die rechte Straße. Du hätteſt Dich vergeſſen, hätteſt offen beleidigen, ſcharren, toben können, ich hätte Dir vergeben, aber in einen Plan eingehen, den Andere heimlich erſonnen, den Tag, die Nacht darüber hingehen laſſen und ihn doch ausführen, das iſt unedel und ſchmerzt mich tief. Willſt Du, daß dieſe wunde Stelle in meinem Herzen vernarben ſoll, laſſe es die letzte Erfahrung der Art geweſen ſein.

Was Du mir von dem Leben im Paſtorate erzählſt,



Der Empfehlungsbrief.

hat liebe Erinnerungen aus früher Jugend in mir wachgerufen. Wie ein grünes, unverwelkliches Blatt werde ich ſie durch mein ganzes Leben hin bewahren und will Dir jetzt davon erzählen: Nach Abgang von der Schule ſtudirte ich zuerſt in Jena; ein Freund meiner verſtorbenen Eltern gab mir blutjungem Studenten einen Empfehlungsbrief an einen Geiſtlichen mit, deſſen Pfarre über eine Meile von jener Univerſität belegen war. Zuerſt begab ich mich an einem Sonntagsmorgen dorthin. Der Weg führte über Höhen und Felder; überall in der Natur war Friſche und Sabbathſtille, nirgend Arbeit und die Mühe des Lebens. Rüſtig, innerlich aufjubelnd ſchritt ich vorwärts, nach und nach ſchon Kirchgängern begegnend, die im Sonntagsputze dem Kirchdorfe zueilten. Selige, fröhliche Gedanken beſchäftigten mich, welche der Zeit voraneilten, wo auch in meine Kirche andächtige, gläubige Zuhörer eintreten würden. Ich trat in den Pfarrhof; ein ſichtlich altersmüder Hund lag im Sonnenſchein, ſtand langſam auf, mich zu betrachten, und ließ mich nach dieſer Prüfung unbehindert ins Haus eingehen. Der Pfarrer trat mir im Ornat, ruhig grüßend, entgegen, nahm den Brief und ſagte: „Jetzt muß ich in die Kirche, nach derſelben will ich leſen und hoffe, Sie bringen den Tag bei mir zu. Gehen Sie vorerſt in die Küche, laſſen Sie ſich erquicken und folgen mir dann.“

Ich kam der Anweiſung nach. In der Küche waltete eine alte, ſauber gekleidete Frau; Alles umher athmete Ordnung und Reinlichkeit. Die Frau grüßte mich lächelnd: „Sie wünſchen gewiß ein Frühſtück?“ Ohne die Antwort abzuwarten, öffnete ſie die Thür der Speiſekammer; ich mußte mich dort an einen weißgeſcheuerten Tiſch ſetzen und bekam Butter, Brod, Käſe und Kaffee, den ſie, wie ſie ſagte, Sonntags ſtets in Bereitſchaft halte. Das war ſo patriarchaliſch-gaſtfrei; mir ging das Herz friſch und frei dabei auf. — Der Gottesdienſt war wie der Mann, welcher demſelben vorſtand — aus einem Guſſe, ernſt, einfach und würdig. In jenen Stunden wußte ich, was es heißt — ein Vorbild kommender Tage vor ſich ſehen, mit dem Wunſche, ihm einſt zu gleichen.

Ich brachte den Tag in der Pfarre zu, als ſei ich ſeit Jahren dort bekannt, befreundet geweſen, und als der dunkelnde Abend mich ans Fortgehen mahnte, lud der Pfarrer mich ein, jeden Sonnabend die beiden Nächte dort zu bleiben und am Montag in aller Frühe zu meinen Studien heimzukehren. — Wie habe ich dieſe Einladung benutzt, und was iſt dies Haus des Friedens mir geweſen! — Das Wiſſen, die Erfahrung, die Heiterkeit des alten Mannes gewährten mir, was ich zum Glück bedurfte; wie ein Sohn des Hauſes ward ich gehalten und geliebt. —

Niemals habe ich mich ganz von den Gelagen der

Studenten ausgeſchloſſen, ich war fröhlich mit den Fröhlichen, ſtets jedoch Maß haltend, des Berufes eingedenk, den ich mir erwählt hatte. Mein ehrwürdiger Freund ſagte oftmals: „Sieht ſo leicht aus, Theologe ſein, iſt es aber gar nicht, denn welcher Grad äußerer und innerer Bildung, wie viel Selbſtüberwindung gehört dazu, den Anforderungen eines ſolchen Berufes tüchtig und würdig zu entſprechen. Sieht ſo leicht aus und iſt doch eine Laſt, die Vielen zu ſchwer wird."

Oefters — und das muß ich Dir erzählen, weil es auf mein Leben eingewirkt hat — gedachte der Pfarrer eines alten Ehepaares, welches ihm ſehr am Herzen lag. Der Mann war Schullehrer in einem nicht zu fern liegenden Dorfe; meine Neugier ward rege. „Darf ich Sie nicht einmal dorthin begleiten?" fragte ich. Er ſchwieg unſchlüſſig. — „Ich möchte Ihnen die Bekanntſchaft gönnen," ſagte er endlich — „es iſt nur ein Umſtand dabei — die gute Frau wird uns Kaffee vorſetzen, der iſt unvermeidlich." „Nun, den trinken wir." „Ja, wenn nun die gute Alte den Kaffee eingegoſſen hat, nimmt ſie ein Stück Candiszucker in den Mund, beißt davon ab und legt jedem Gaſte ein Stückchen neben ſeine Taſſe — ausweichen iſt da nicht." „Können Sie es?" „Ja." — „Da kann ich es auch." — „Gut, dann laſſen Sie uns heute Nachmittag gehen."

Ein anmuthiger Fußpfad führte jenem Dorfe zu; ich durchwanderte ihn voll ſeliger Jugendfreude. Das Schulhaus war ein altes, weinumranktes Gebäude, von Außen krumm und winkelich, im Innern reizend ſauber und wohnlich. Die alte Frau war allein in der Wohnſtube; bald aber trat auch der alte Lehrer ein, die Pfeiſe im Munde, das Käppchen auf dem Haupt und ſo mit gelbrothen Birnen beladen, daß er nicht am Käppchen rücken konnte, uns zu begrüßen; dennoch aber that er dies auf herzliche Weiſe mit Blick und Wort. Ich half ihm die Birnen in Reih und Glied auf einem Schranke aufſtellen, während die Frau in die Küche ging, Anſtalten zum Kaffee zu treffen.

Als die gute Alte nun zurückkam, ein ſchneeweißes Tuch über den Tiſch breitete, den Kaffee auftrug und eingoß, warf ich einen verſtohlenen Blick auf den alten Freund, der ruhig lächelnd vor ſich hinſah. Neben dem Kaffee ward Weißbrod und Honig aufgeſetzt; vielleicht hätte ich dem Zucker ausweichen können, aber ich wollte Ueberwindung zeigen und ging ſtandhaft durch die ſchwere Prüfung. Nachdem dieſe kaum beendet war, entſtand Geräuſch und Pochen an der Thür; ſechs Knaben und ſechs Mädchen traten in Sonntagskleidern zu uns ein und blieben beim Anblick der Gäſte an der Thür ſtehen. Der Schullehrer begrüßte ſie freundlich: „Hoho, ich ſehe, was die Glocke geſchlagen hat — Ihr wollt unter den Birnbaum und ſammeln, aber ſeht, ich bin Euch zuvorgekommen, ſchadet aber nicht. Bittet hier den jungen Herrn Studenten, mit Euch zu gehen und Euch zu Birnen zu verhelfen; der wird ſchon wiſſen, wie das anzufangen iſt." — Ich ſprang auf. „Ja, kommt nur, ich will ſchon Rath ſchaffen." — Die Kinder wollten gehen, da rief der Lehrer: „Was, Ihr Jungen, Ihr Nachtmützen, Ihr wollt durch die Thür, wenn das Fenſter offen ſteht?" — Die Knaben lachten und in einem Nu waren alle Sechs zum Fenſter hinaus, ich natürlich hinterdrein. Die Mädchen wollten folgen, da erhob der Alte den Finger und ſagte: „Ihr Jungfern, für Euch paßt das nicht, Ihr geht durch die Thür." — Die Mädchen wurden roth, kicherten und liefen davon.

Aber das Getümmel im Garten! — Kein größeres Halloh habe ich jemals mitgemacht. Alle überſtürzten ſich im Eifer, mir den Baum zu zeigen, ihn zuerſt zu erreichen — in der Hoffnung, daß doch wohl eine Birne am Boden liegen könne. Die Zweige des prächtigen Baumes bogen ſich unter der Fülle ſeiner Früchte, aber eine Leiter war nicht vorhanden; ich mußte alſo, eingedenk, daß ich Vorturner geweſen ſei, am Stamme hinan. Das war nicht leicht, aber ich erreichte mein Ziel unter dem Jubelgeſchrei der Kinder. Da erſchien der Schullehrer. „Was pflükken, — rief er mir zu — ſchütteln Sie, ſchütteln Sie, Herr Student!"

Ein Aufſchrei der Freude, wie aus einem Munde, antwortete auf dies Geheiß. Aber nun — ich war ein Kind mit ihnen, reichlich ſo vergnügt, ſo beluſtigt; von unten herauf wurden mir Zweige gezeigt, die beſonders voll ſäßen, hier eine rothe, dort eine große, gelbe Birne, ich ſollte überall hin Augen und Hände haben; von allen Seiten daſſelbe Geſchrei: „Hier Herr Student! Dort, dort Herr Student!“

Endlich ſtieg ich hinab mitten zwiſchen das Getümmel. Die Mädchen hatten nach ihrer freundlichen Weiſe für mich mitgeſammelt; ich nahm 2—3 Birnen, auf die übrigen verzichtend, aber nun hieß es — „o, wie ſehen Sie aus!“ Mit meiner Mütze hatte ich von oben hinab einen Knaben geworfen, der ein kleines Mädchen bei Seite drängte; mein Haar, mein ganzer Anzug waren voll Moos und Gras. Jeder war bemüht, mich zu reinigen, woraus ihnen ein neuer Spaß erwuchs. Ich ließ alle geſammelten Birnen auf einen Haufen zuſammenlegen und theilte Jedem die gleiche Zahl zu. Da gab es lange Geſichter, doch widerſetzte ſich Keiner, und wie ſtrahlten die Kleinen, die früher zu kurz gekommen waren!

Neben dem Hauſe ſtand ein mit Regenwaſſer gefüllter Kübel, und dort lehrte ich die Kinder das ſchottiſche Volksſpiel, bei welchem man auf die Oberfläche des Waſſers einen Apfel oder eine Birne legt, die man dann mit dem

Munde zu erfaſſen ſuchen muß. Das iſt ſchwer, ſehr ſchwer und ward unter nicht abbrechendem Gelächter fortgeſpielt, bis ich ſcheiden mußte.

Seit jenem Tage beſuchte ich das einfache, gaſtliche Haus oftmals mit meinem alten Freunde; hier, wie dort, war ich ſtets willkommen als ein jugendliches Element, welches einen heitern Schein auf ein zurückgezogenes, alterndes Leben warf. Aus beiden Häuſern wanderten Körbe mit Obſt, Töpfchen mit Mus und Honig in meine Studentenwirthſchaft und wurden mit fröhlichen Genoſſen fröhlich verzehrt.

Als ich Jena verließ, als ich von den alten, lieben Freunden ſcheiden mußte, fühlte ich erſt in vollem Umfange, was ich empfangen hatte an Belehrung, Wohlwollen und Liebe. Nie ſeitdem iſt mir mein alter, verehrter Freund erſetzt worden; ihm verdanke ich größtentheils, was ich bis jetzt zu leiſten im Stande war; möge ſein Segen mir ferner beiſtehen, denn ich bin zu der Pfarre in K. präſentirt, und man ſagt, ich habe Hoffnung, gewählt zu werden. Ein Jahr, nachdem ich Jena verlaſſen hatte, ſtarb der gute, alte Pfarrer und hinterließ mir ſeine Bücherſammlung und manches andere Andenken; ein Jahr ſpäter, und auch das Schullehrerhäuschen war verödet. Das alte Paar hatte weder Kinder, noch nahe Verwandte; mich hatten ſie zum Erben eines kleinen Kapitals eingeſetzt, welches mir alle Hülfsmittel bot, meine Studien ohne Sorge fortzuſetzen. Das giebt zu wunderbaren Betrachtungen Anlaß; ich war nichts geweſen, als ein fröhlicher, dankbarer Menſch, und dafür glaubten ſie mich belohnen zu müſſen, während ich es allein war, der zu danken hatte; der aber auch — das darf ich ſagen — aus vollem, bewegtem Herzen gedankt hat. —

Das iſt ein langer Brief geworden; möge er Dir zeigen, daß ich Dich lieb habe, wie ehemals. Lebe wohl, Otto, benutze das Gute, was Dir auch jetzt geworden iſt, zu Deiner Ausbildung in jeglicher Weiſe und gedenke meiner, als eines Freundes, der menſchlich fühlt und denkt und zu dem Du volles Vertrauen haben darfſt; komm zu Deinem Herrn, wenn Du mühſelig und beladen biſt, beladen durch eigene Schuld; aber ſpäter komm dann auch zu mir, der Dich zu tröſten, zu leiten verſuchen wird.

Dein Flohr.

Lorchen an Lilli.

Wie danke ich Dir für Deinen Brief, meine ſüße Lilli, und wie iſt zugleich mit demſelben Dein Bild vor meine Seele getreten! Du kleine Blume haſt ſtill und einſam blühen und verblühen wollen, aber das hat nicht ſein ſollen, vielleicht, weil es nicht das Rechte iſt. Wenn man ſo hinleben könnte, in zauberhafter Abgeſchiedenheit, ein Herz ganz zu erfüllen, ganz zu beglücken vermöchte, das wäre ein wundervolles Geſchick, aber es iſt nicht von dieſer Welt; es iſt ein liebliches Märchen, welches ſeine Löſung hier nie finden wird. Wenn die Erfüllung möglich wäre, würde das Daſein zu leicht, zu bequem ſein; ohne Kampf keine Veredlung, kein Streben nach beſſerer Erkenntniß, wir müſſen leben und leiden, um zu lernen.

Als ich Dich kennen lernte, ſo jung, ſo glückſelig, ſah die liebe Baronin gleich kein gutes Ende voraus. Sie ſagte damals: „Lilli wird ſich ſelber verſpielen und verträumen.“ Das hätte leicht zu trauriger Wahrheit werden können, Du liebſte Lilli.

Es giebt eine Pflanze, welche „Rühr mich nicht an“ heißt, die aber eben um ihres Namens und ihrer Eigenſchaft willen ſcherzend und aus Neugier berührt wird. Manches Menſchenherz möchte auch von ſich ſagen: „Rühr mich nicht an,“ aber die neugierige, unzarte Menge wird dies niemals unterlaſſen. Damit tröſte Dich, Du Kleine, es ergeht jedem Menſchenherzen einmal ſo.

Was Du mit Deinen Kinderaugen geſehen haſt, das war ein reines, wahres Gefühl, aber ohne Wunſch und Ziel. Niemals habe ich mir ein vereintes Geſchick gedacht, ich war nur glücklich und froh und begehrte nichts mehr. Ob es nothwendig war, mir die Augen zu öffnen — ich weiß es noch heute nicht, aber verehre die Abſicht, mit der es geſchah. Mit dem Glückstraum war es aus, und ich habe ſchmerzliches Weh empfunden. Der alten Erinnerung treu bleiben, nicht heirathen wollen, daran habe ich, als Vorſatz, niemals gedacht, aber es iſt ganz natürlich, daß, nachdem wir Einen ſo hoch geſtellt haben, Andere uns nicht leicht gefallen können. Das iſt ſo klar und einfach. —

Zwei Jahre ſpäter bewarb Sterneck ſich um meine Hand; Alles ſprach für ihn, ſein Charakter, ſeine Lebensſtellung, die Vorliebe meiner Eltern, ſein angenehmes Benehmen. Offen und ehrlich verſtändigten wir uns mit einander; ich ſagte ihm liebevolle, unwandelbare Freundſchaft zu, und er wußte, daß ich Wort halten werde. Unſer Verhältniß zu einander war ein ſehr gutes; heiter und zutraulich beſprachen wir Jegliches. Sterneck hatte eine wunderhübſche Beſitzung am Rhein; dort wollten wir leben, und malten uns die Zukunft mit reizenden Farben aus, wie zwei junge Menſchen, denen die Sorge des Lebens fern liegt, und die dennoch den Ernſt deſſelben vor Augen haben. Unſere religiöſe Ueberzeugung war dieſelbe, und das auch war es, was uns ſo innig an einander band; zwiſchen uns konnte Alles Wahrheit ſein.

Wenn Du mit Deiner Lebendigkeit meinen Brief bis hierher geleſen haſt, ohne zu beachten, daß ich von Allem wie von vergangenen Dingen geredet habe, dann, Du liebſte

Lilli, wirſt Du doppelt mit mir trauern, denn Alles iſt vorbei und vorüber.

Meine Mutter hatte an ihrem neunzehnten Geburtstage geheirathet, ihr Lieblingswunſch war, daß ich dies ebenfalls thun möge, und deshalb ward unſere Heirath verſchoben. Kurz vor derſelben reiſte Sterneck noch einmal an den Rhein, die letzten Vorbereitungen zu meinem Empfange zu treffen. Ich bekam einen am Abend ſeiner Ankunft geſchriebenen Brief, einen zweiten längeren noch voll Freude und Glück und dann kein Wort mehr, keinen Gruß, kein Abſchiedswort.

Sterneck ward wenige Tage nach ſeiner Ankunft von einem hitzigen, epidemiſchen Fieber ergriffen; ſchon nach einigen Stunden ſchwand ſein Bewußtſein, und er ſtarb nach drei Tagen, ohne daſſelbe wiedererlangt zu haben. O Lilli, es giebt traurige, harte Stunden im Leben! Ich habe viel getrauert und viel geweint.

Scheiden ohne Abſchied läßt eine unausſprechliche Leere zurück, eine Lücke, die niemals ausgefüllt werden kann. Das war der zweite tiefe Schmerz, der mein Leben getroffen hat, aber wie anders, als der erſte! — Damals war ich unbefangen fröhlich, glücklich wie ein Kind, und als der liebliche Traum vorüber war, hatte ich mir nichts vorzuwerfen. Jetzt — ernſte, heilige Bande knüpfen mich an Sterneck; hatte ich ihn ſo ſehr beglückt, als er dies von mir zu fordern berechtigt war? Seine Neigung zu mir war eine tiefere, innigere, als die meinige zu ihm, und das empfand ich durch ihn. Er machte niemals die kleinſte Bemerkung darüber, aber in ſeinem Weſen lag oftmals nachdenkender Ernſt, den ich wohl verſtand, aber ohne mir einen Vorwurf zu machen; ich war ganz ich ſelber, freundlich und herzlich, mit dem Bewußtſein, daß ich ihn lieber und immer lieber gewinnen werde. Hätte ich das nur einmal ausgeſprochen, hätte ich geſagt: „Laſſe mir Zeit; ich werde Dich noch einſt mehr lieb haben, als Du mich, aber laſſe mir Zeit.“ Ich ſagte das nicht, er ſollte es ja erfahren: wir legen uns ſtets die Zukunft nach äußeren Wünſchen zurecht, aber Gottes Wege ſind nicht unſere Wege. Seitdem — wie oft habe ich, zum Himmel aufblickend, leiſe geſagt: „Vergieb mir, daß ich Dich nicht mehr beglückt habe; vergieb, daß ich, Deiner Zuneigung gewiß, und ſtolz auf mein ehrliches Herz, nicht mehr Dankbarkeit und Erwiederung gezeigt habe.“ Solche Vorwürfe ſind ſehr ſchmerzlich. — Nach und nach iſt Ruhe in meine Seele zurückgekehrt. Ich bin wieder Lorchen, das Kind des Hauſes, und lebe nur für dies Haus, für die Eltern, die mich zärtlich lieb haben. Morgens ſtehe ich früh auf, beſorge meine Blumen, füttere das Federvieh, welches mir ſtets ein wahrer Scherz iſt, und gehe in den Garten bis zum Frühſtück, welches ich meinen Eltern bereite. Das iſt eine ſchöne, gemüthliche

Stunde; denn nach demſelben leſe ich aus der Bibel vor, und irgend einen Bibelſpruch noch oder einen Geſangvers.

Den Küchenzettel für den Tag habe ich Abends zuvor mit der Mutter beſprochen und gehe nun an meine Wirthſchaftsgeſchäfte; die ſind mir nicht ſchwer, ich komme gut mit den Leuten durch, weil ſie wiſſen, daß ich ſelber praktiſch Alles getrieben habe und daher verſtehe, und freundlich bin ich aus natürlicher Neigung. — Später zeichne ich, leſe und treibe Muſik. Der Nachmittag gehört der Handarbeit, Spaziergängen und Beſuchen bei einigen Familien im Dorfe. Solche Beſuche ſind mir ſehr nützlich und den Leuten auch; ich lerne dabei, was ſie haben, wie ſie dies benutzen und wo zu helfen iſt. Aus dieſer Erfahrung geht der Nutzen für ſie vorher. Auf dem Lande kann man leichter gründlich helfen, denn man hat mehr oder minder, was dazu gehört. So ſtill und thätig leben zu können, hat mein Herz geſtärkt und beruhigt, aber unſer Haus iſt ein gaſtfreies und mancher Beſuch ſpricht bei uns ein. Wir ſind nicht von der Welt geſchieden, aber wir ſuchen ſie nicht auf. —

Was Deine Klagen betrifft, Du liebe Lilli, ſo klage ich mit Dir; es iſt ſo ſchlimm, Unfreundliches über uns zu hören, weil es uns gegen die Menſchen einnimmt, welche es ausſprechen, und auf dieſe Weiſe ſind wir doppelt im Nachtheil. Bis daher konnteſt Du nur von Wenigen verſtanden werden, da Du mit Deinen Träumen und Gedanken nicht in die Hausordnung der Welt hinein paſſeſt. Eben ging es damit noch, weil Du noch ſo ſehr jung biſt. Du biſt das Bäumchen nicht, Du biſt die kleine, flatternde Schlingpflanze, welche der Stütze bedarf, um beſtehen zu können. Da Du vierzehn Jahre alt warſt, ſtand Dir Alles ſo gut, Du warſt ein liebliches Kind mit Kinderträumen; aber jetzt biſt Du drei Jahre älter, nun beginnt das ernſtere Leben ſchon; Du liebe Lilli, bleibe doch ein Kind dem Herzen nach, aber verſuche, vernünftiger zu werden, denn das muß man doch früh lernen, aber kann ſehr fröhlich dabei ſein. —

Du weißt noch nicht, welch' ein Schatz ein Tag iſt, wie ſchnell er vergeht und daß er nur Einmal da iſt. Mit jedem Tage geht eine Zeit Deines Lebens dahin, das weißt Du wohl, aber denkſt, es ſei ein kleiner Verluſt. Ein Tag aber zum andern macht das Leben aus, und das Deinige wirſt Du doch nicht einzig mit Muſik, Zeichnen und Leſen hinbringen wollen. Talente ſind etwas Reizendes, ſie verſchönern eigenes und fremdes Leben, aber ſie reichen zum Beglücken nicht aus. Annehmlichkeit und Nützlichkeit müſſen Hand in Hand gehen. Erſt ſeit ich weiß, wie man Alles in einem Hausſtande zu ordnen und anzugreifen hat, fühle ich mich wahrhaft befriedigt. — Du magſt einmal noch ſo reich ſein, Du liebe Lilli, in Deinem Hauſe wirſt Du Dich nur dann geachtet finden, wenn Du verſtehſt, es zu führen. Jede reiche Frau, die das nicht verſteht wird von ihren Dienſtboten verlacht oder bedauert werden und gegen ihren Willen oft ungerecht ſein.

In Eurem reichen Hauſe iſt es vielleicht ſchwer für Dich, aus dem bisher gewohnten Gange herauszukommen, daher, wenn Du nicht verſchmähſt, von mir zu lernen, was ich kann, komme zu uns, ich werde Dich mit offnen Armen empfangen. Meine Eltern ſind ganz mit dieſem Vorſchlage einverſtanden; ich habe Dich meiner Mutter geſchildert, und mit ihrem mütterlichen Herzen ſehnt ſie den Augenblick herbei, wo wir Dir nützlich ſein können. Ich weiß, Du kämſt gerne, aber fürchte, Deine Eltern werden Dich nicht entbehren wollen; das iſt ſo begreiflich. Willigen ſie ein, dann komm je eher je lieber, und wir wollen wieder echte Mädchentage miteinander verleben voll Heiterkeit und Jugendfriſche. Du lernſt von mir, und ich lerne Dir von Deinen anmuthigen Talenten ab, was ich vermag.

Jetzt komme ich zu dem Namen, den Du genannt haſt, liebſte Lilli. Du haſt ein Märchen wunderhübſch mit Deinem Kinderherzen durchlebt, und würdeſt es mit vollem Ernſt, ſo weit dies möglich war, zur Wirklichkeit gemacht haben, aber die Entzauberung kam, und damit iſt jedes goldene Märchen zu Ende. Was einmal war, das kann niemals als ungeſchehen betrachtet werden; wozu auch? War es eine Thorheit, dann liegt in dem Gedanken eine Strafe, die uns leicht ferner behüten mag; war es das unſchuldige Gefühl eines jugendlichen Herzens, dann darf man es gewiß heilig halten, aber es, enttäuſcht, ferner als Lebenszweck betrachten wollen, wäre eine Spielerei, der die tief innere Wahrheit fehlen würde. In ſolcher Weiſe, glaube ich, ſoll man erinnern und vergeſſen können. —

Nun lebe wohl, Du liebe Lilli, Gott ſei mit Dir. Schreibe mir wieder und ſage mir Alles, was Dich beſchäftigt und drückt; auf Alles will ich antworten, ſo gut ich verſtehe. — Glücklich wird es mich machen, wenn Du mir ſagen kannſt, daß Du zu uns kommen wirſt, aber nur dann, wenn es Deiner Eltern freier, freudiger Entſchluß iſt. Lebe wohl, meine Lilli.

Lorchen.

4 Lilli an Lorchen.

Auf der Stelle muß ich Dir wieder ſchreiben, Lorchen, denn es iſt etwas vorgefallen, was Du nicht billigen wirſt. Ausſprechen muß ich mich doch darüber, und ich habe dazu Keinen als Dich. Ich bin recht dumm geweſen, aber das iſt eben mein Unglück; wenn ich gedacht habe, ich möchte eine Sache ſagen können, dann ſage ich ſie auch, früh oder ſpät, es mag paſſen oder nicht.

Meine Tante iſt abgereiſt; Schöndorf kam an dem Morgen, Abſchied zu nehmen, und blieb noch nach ihrer Abfahrt. Es lagen allerlei Bilderwerke auf dem Tiſch, er blätterte darin, meine Mutter ging ab und zu. Die Gunſt des Augenblicks riß mich hin, und ich ſagte plötzlich: „Finden Sie auch, daß ich ganz verkehrt und verdreht und unleidlich bin?“ — Schöndorf blickte auf; ſo mag ein Stocktauber, der an der Bewegung der Lippen ſieht, daß zu ihm geſprochen wird, den anſehen, der dies thut. Er wechſelte die Farbe und ſchwieg eine Weile, dann ſagte er ſanft: „Lilli, was ſoll dieſe Frage?“ — Niemals zuvor hat er mich Lilli genannt, aber zurück konnte er nicht mehr, alſo vorwärts in die einfältige Klatſcherei hinein. Ich ſagte Alles, aber wie! Du kannſt es Dir wohl denken; ich ſprang auf und lief in der Stube umher vor innerer Erregung; erſt nachdem ich geendet hatte, ſetzte ich mich wieder. So weit das möglich war, hatte ich Schöndorf beobachtet. Er hatte den Kopf tief auf das Bild vor ihm herabgebeugt, einmal ſah ich ihn lächeln, aber ſah ihn auch die Farbe wechſeln. Als ich ſchwieg, ſagte er ernſt: „Liebſte Lilli, weshalb wollen Sie meine Meinung wiſſen?“ — Das war zu viel, das hätte ich ihm niemals zugetraut; aber wenn es recht ſchlimm ſteht, habe ich ſtets Muth, wie ein Löwe, und erwiederte ruhig: „Wen ſoll ich fragen? Meine Mutter könnte parteiiſch ſein, und übrigens habe ich mich an Keinen angeſchloſſen; Sie aber kennen mich ſeit lange, und können aufrichtig antworten, wenn Sie wollen.“

Schöndorf lächelte: „Ich kann und ich will. In dem ſorglos ausgeſprochenen Urtheil ihrer Tante iſt große Uebertreibung, aber Wahres auch. Glücklich und beglückend werden Sie nicht durch die Welt gehen, wenn Sie den eingeſchlagenen Weg verfolgen. Bereuen Sie nicht, bis daher geweſen zu ſein, wie ſie ſind; Sie haben ahnungslos dadurch Manchem, und auch mir, die Freude bereitet, in ein unſchuldiges Kinderherz zu blicken, was ſich ſelber nicht verſteht. Sie ſind ſo jung noch, zur Umkehr iſt es früh genug. Sie dürfen ſich nur als ein Mitglied der bürgerlichen Geſellſchaft betrachten, und Alles iſt gut. In dem Alter, wo der Spiegel nur Erfreuliches berichtet, wo Alles kleidet, mag es leicht ſein, ſich ein klein wenig zu vernachläſſigen, aber ich denke, das werden Sie nicht mehr thun.“ —

Ach, Lorchen, weshalb ſchmerzte mich nur der Vorwurf ſo ſehr! Ich konnte es nicht ändern, Thränen ſtürzten mir aus den Augen. Der Miſſethäter, der ſie hervorgerufen, ſtand haſtig auf: „Lilli, zürnen Sie mir? Das wäre ungerecht.“ „Nein, nein,“ rief ich, eilig davon laufend, „aber Sie dürfen mich nie mehr Lilli nennen.“

Was ſagſt Du nun? O, ſage nicht, daß ich zu einfältig war, ſage nur, daß Du mich entſchuldigſt und bedauerſt. Wenn ich wüßte, daß Du unruhig wärſt, ob ich auch Schöndorf in irgend einer Weiſe als betheiligt genannt, wenn ich das wüßte, möchte ich lieber gleich in eine Einöde fliehen, und nimmer wieder zum Vorſchein kommen; aber das denkſt Du nicht, das kannſt Du nicht denken.

Wenn man doch lernen könnte, ſtille ſein, wenn man ſich nicht ſtets beklagen und vertheidigen wollte! Was wird er nun denken, wie wird er entſetzt ſein über die Klatſcherei und das kleinliche Weſen. — Ach, und ich wollte nur ein klein wenig Troſt, nur hören, ob Schöndorf in gleicher Weiſe über mich dächte — und was iſt mir geworden? Nur Beſtätigung, von der Vorausſetzung begleitet, daß ich beſſer werde. Ich will das auch, aber ich wollte aus freier Ueberzeugung Manches ändern, nicht dazu gezwungen werden durch die Mißbilligung Anderer. Ein ſanftes Wort, und das erwartete ich, hätte mir ſo wohl gethan; aber ich ſoll wohl durch eine harte Schule gehen. Gleich Anfangs faßte Schöndorf meine Frage ganz verkehrt auf, das ſah ich in ſeinen Zügen und hörte ich an ſeiner Stimme, und ſo hatte ich zu Allem auch noch abzuwehren. Ich will mich nun gar nicht mehr darum kümmern, aber eine Andere will ich werden, nicht mehr das träumende, müßige Mädchen ſein. Zu Euch kommen, wie gerne thäte ich das! Und wie zärtlich küſſe ich die mütterliche Hand, die mich zu leiten bereit iſt! Meine Eltern würden wohl einwilligen, aber ich —

Lorchen, ich finde, jetzt muß ich hier bleiben. Ich bin eben gar nicht, was man eine Nachtmütze nennt, ich habe Energie, und will und muß mich aus eigener Kraft erheben. Wo im Leben werde ich ſtets die Stütze bereit finden, mich daran lehnen zu können; was man wirklich iſt, das muß man durch ſich ſelber ſein und werden, das glaube mir. Das einzig Schlimme dabei iſt, daß ich nun wieder der Mittelpunkt bin, um den ſich Alles dreht. Ich und ich und wieder ich, nichts Anderes darf ich jetzt denken; ich bin freilich eine ſehr gedemüthigte Hauptperſon aber immer ſtehe ich doch in dem Vordergrund. — Wenn ich mich ſo ſehr gebeſſert habe, daß Andere eine Veränderung bemerken müſſen, dann komme ich zu Euch und lerne weiter, wenn meine Eltern es geſtatten, denn ich will ausruhen in Deiner Liebe von der Noth des Lebens.

Ueber eine Stelle in Deinem Briefe habe ich ſehr nachgedacht, es war die — Du wirſt ſchon wiſſen, welche ich meine. Wenn ich mich einmal verheirathen wollte, immer würde es mir ſein, als ob ich es Eugenius zuvor ſagen müſſe, als dürfe er das nicht durch Andere erfahren. Er hat mir doch einmal geſagt, daß er mich heirathen, Alles aufgeben, und mit mir nach Amerika ziehen wolle, dadurch habe ich ihm doch angehört und weiß nicht, ob ich mich nicht wenigſtens entſchuldigen muß. Ich habe Eugenius gänzlich aufgegeben, und will nichts von ihm; es iſt richtig, daß er ſeinen Beruf erfüllt, richtig vielleicht auch, wenn ſein Vater findet, daß ich nicht an ſeine Seite gehöre. Ich bin mit Allem einverſtanden, denn ich habe Alles überwunden, aber die Welt ſoll ihm das einmal nicht mittheilen, ich will es thun, er ſoll und darf mich nicht verachten um meines ganzen Geſchlechts willen. Ich wäre treu und unwandelbar geblieben, er war es nicht, aber um des vierten Gebetes willen habe ich ihm Alles vergeben. —

Schöndorf kam wieder, als ob nichts vorgefallen ſei, nur nannte er mich wiederholt Fräulein von Stern, äußerlich mit großem Ernſt, aber der Schalk guckte aus den Augen hervor. Ich bemühte mich auch, ernſt zu bleiben, aber ein Mal ſahen wir uns unglücklicher Weiſe an und lachten Beide. Lebe wohl, mein Lorchen. Deine treue, geplagte Lilli. —

Lorchen, wieder hat ſich Etwas zugetragen, und ich muß es Dir erzählen, denn es iſt eben geſchehen, bevor ich Deinen Brief noch geſchloſſen hatte. Ich ſaß in unſerem Wohnzimmer und zeichnete in mein Album ein kleines Genre- und Phantaſiebild aus Erick Menved; Schöndorf, der zugegen war, hatte Freude daran, und als ich zu zeichnen aufgehört hatte, durchblätterte er das Album; es enthält manches Hübſche. Nach einer Weile ſagte er: Zeichnen kann ich nicht, aber darf ich nicht einen Vers einſchreiben? Ich gab ihm das Buch, er ſchrieb, ſchloß es darauf und ging. Lange hatte ich zu ſuchen, endlich fand ich, ganz in einem Eckchen und ganz, ganz klein geſchrieben:

Der einſt er ſeine junge
Sonnige Liebe gebracht,
Die hat ihn gehen heißen,
Nicht weiter ſein gedacht.

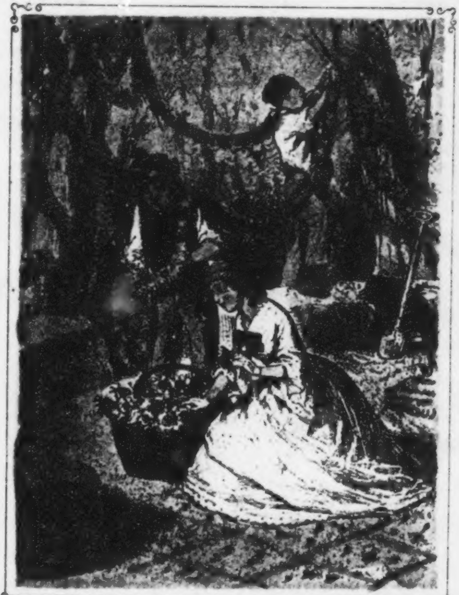
Was ſagſt Du, Lorchen? Ich ſage Nichts, als nur, daß ich, bevor ich weiter denke, eine andere Lilli werden will. Lebe wohl.

Tante Suſanne an Otto.

Lieber Otto, der Anblick meiner Schriftzüge wird Dich nicht erſchüttern, denn Du denkſt ſicherlich — Tante Suſanne hat ſo viel Verkehrtes in ihrem Leben gethan, daß es ihr ſchwerlich einfallen wird, mir Vorwürfe zu machen. Um der Richtigkeit dieſer Betrachtung willen vergebe ich Dir das Reſpectwidrige, was darin liegt. Der Wunſch nach größerer Weisheit liegt uns beiden ſehr nahe, lieber Freund, aber doch iſt ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen Deinen Fehlern und den meinigen. Dieſe veranlaſſen in ihren Folgen weder zerbrochene Fenſterſcheiben, noch blutige Köpfe und ſind daher in ihrer friedlichen Natur bei Weitem vorzuziehen. Ich will Dir das durch Beiſpiele zu erläutern ſuchen; mit Deinen Fehlern wüßte ich nichts anzufangen, und die meinigen würden nicht zu Dir paſſen; ſo iſt wohl Jedem gegeben, was er für ſich brauchen und mißbrauchen kann.

Nachdem ich Euer glückliches Haus verlaſſen, wie ſchwer ward es mir, mich in andere Verhältniſſe zu fügen! Bis dahin war ich frei geweſen wie der Vogel, der, luſtig umherflatternd, keine Beſchränkung kennt. Ich dachte und wollte nichts Schlimmes, und das Mögliche ward mir geſtattet. Da mit einem Mal ward ich eine ehrſame Frau; das veränderte Alles. Ich trat in ein kleines Haus ein, worin mein Mann und ich die Familie ausmachten, worin ſich wenig Dienſtboten befanden, wo ich die eine Hälfte des Tages gewiß allein war. Welch ein Wechſel! — keine Treppen, die ich hinauf- und hinabfliegen konnte, Keiner, der zu zerren war, kein fröhlicher Zeitvertreib, der ſich ausdenken ließ. — Aber ich, Deine Tante Suſanne, benahm mich ganz muſterhaft, und ich wollte, Du hätteſt — mit Erlaubniß zu ſagen — das auf der Schule auch gethan. — Ich blieb dieſelbe und ward doch eine Andere. Du denkſt nun ſicherlich: „Ja, das glaube ich wohl, der Onkel ſieht nicht aus, als ob er mit ſich ſpaßen ließe!“ — Du dauerſt mich, Du armer junger Tropf, wenn Du noch nicht weißt, daß man durch ſich ſelber beſſer wird, nicht durch Andere. Dein Onkel hat mich allerdings etwas gelenkt, aber nur mit den Augen, nie durch ein ermahnendes oder vorwurfsvolles Wort, und nun wirſt Du Dir dieſe großen, dunklen Augen finſter, drohend, wüthig auf mich gerichtet denken. O, nochmals ſage ich — Du armer, junger Tropf, Du dauerſt mich in Deiner jugendlichen Einfalt! Dein Onkel blickte mich an, daß ein anderer keine Spur von Mißfallen in ſeinen Augen bemerkt haben würde — ſo ruhig, ſo einfach, aber ich verſtand ihn dennoch, weil ich nicht auf den Kopf gefallen bin, wie andere Leute. —

Ich war allein in meinem Hauſe — was ſollte ich anfangen? — Etwas Beſonderes mußte es doch ſein. Da fiel mir glücklicherweiſe ein, daß ich noch niemals zu ebener Erde gewohnt hatte, daß es unnöthig ſei, die Thür ſtets zu bemühen und ich mich ebenſo gut zum Fenſter hinaus ſchwingen könne. Das geſchah und ſo geſchickt, daß es mir ſchon deshalb ein Spaß war, und damit war ich für einige Tage geborgen. Ich führte dies Experiment nur aus, wenn ich mich allein befand. Als es aber einſt in Gegenwart Deines Onkels geſchah und ich, ſobald ich ſicheren Grund unter den Füßen fühlte, zu ihm hinſah, verlor ich augenblicklich etwas von dieſem ſicheren Grunde, wenn auch auf andere Weiſe. Ich verſtand ſeinen Blick und lief eilfertig davon. Weshalb ſah ich ihn an — das war die Dummheit. Nachdem geſchah es noch einmal wieder, dann nicht mehr, und ſo leicht bin ich zu lenken, ich, Deine Tante



Der Geburtstag.

Suſanne, während Du, junger Pinſel, Wunder gedacht haſt, wie ſchwer es ſein werde, einmal mit mir auszukommen.

Jetzt will ich Dir eine andere Geſchichte erzählen, die ſich ganz kürzlich an Deines Onkels Geburtstag zugetragen. Lange zuvor hatte ich an dieſen Tag gedacht; ich wollte ihn mit dem Herzen, dem Kopfe, dem Munde, den Händen, den Füßen, kurz, mit allen Fähigkeiten, die mir zu Gebote ſtehen, ſo recht gründlich feiern. Das Rechte dafür lag ſehr einfach nahe, aber das war natürlich für mich das Richtige nicht. Dein Onkel liebte es, zu Mittag einige Gäſte bei ſich zu verſammeln; ich ſorge für einige gute Gerichte, er für den Wein, wir Beide für gute und herzliche Laune, und das iſt jedes Mal ſehr hübſch und würde ihn erfreut haben, aber das war mir viel zu einfach — es mußte etwas Beſonderes geſchehen.

Nach langem Nachſinnen fand ich endlich, was ich wollte — er iſt Forſtmann — ſein Feſt mußte im Walde begangen werden. In einer ſchönen Lichtung in demſelben ließ ich durch ein paar große Jungen, über die ich hier in der Nähe verfügen kann, unter prächtigen Bäumen einige Raſenbänke herrichten, die, beiläufig geſagt, meinem Mann ebenſo widerwärtig ſind, als mir. An jenem glorreichen Tage begab ich mich mit einem Korbe voll Blumen und den großen Jungen in den Wald. Dieſe belegten den Boden vor den Bänken mit Moos; ich ſteckte kleine Blumen dazwiſchen, daß es ausſah wie ein bunter Teppich. Die Bäume, die Gebüſche umher wurden durch Blumenkränze zu einem Halbkreiſe vereinigt; es war ganz reizend, ganz für einen jungen Schäfer gemacht, aber das eben war Dein Onkel unglücklicherweiſe nicht. —

Nachdem Alles geordnet war, flog ich nach Hauſe zurück und langte zeitig genug an, Frühſtück und Glückwunſch darbringen zu können. Bei Letzterem hätte ich lachen ſollen, aber ſtatt deſſen weinte ich. Dein Onkel nahm dieſe Thränen, glaube ich, wie ein Geſchenk auf, wie das beſte, obgleich er manche andere noch vorfand; Ihr habt ja Alle Eure gute Portion Selbſtgefühl. —

Je näher der Mittag kam, je aufmerkſamer ward Dein Onkel; jeder Hahn, jeder Hund, jedes Pferd, jeder Wagen, Alles, was ſich hören ließ, verſetzte ihn in unruhige Spannung; er blickte nach den Fenſtern hin, aber die Gäſte, welche er erwartete, erſchienen nicht. Als angerichtet war, als wir uns am kleinen Tiſche allein gegenüber ſaßen, muß ich ihm zur Ehre nachſagen, daß er ſehr freundlich war; nur um ſeine Lippen ſpielte ein Lächeln, wie dasjenige eines Menſchen, der ſich innerlich über getäuſchte Erwartungen beluſtigt. Ich fragte, ob wir den Kaffee im Walde trinken wollten. Er nickte und erwiederte: „Wenn es Dir Freude macht.“ Das Dir überhörte ich, denn das konnte ich jetzt nicht gebrauchen. Ich nannte ihm den Vereinigungsplatz und ſagte, daß ich vorangehen wolle, um das Feuer anfachen zu laſſen. Ich begab mich mit den großen Jungen auf den Weg. Dürre Reiſige waren zuſammen getragen, alles Geräthe war hingeſchafft, nach und nach langten Gäſte an; Alles war ganz ſcharmant, ich ſelber auch. Ich ſah in meinem weißen Kleide, auf dem großen Strohhut einen Kranz von Roſen und Vergißmeinnicht, ganz wunderhübſch aus, das kannſt Du mir glauben.

Die Gäſte langten zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß an, zuletzt auch der Held des Tages, und nun zwiſchen dem Geräuſch von Glückwünſchen, Lachen und Scherzen ſollte der Kaffee bereitet werden; aber das war unbequemer, als ich mir vorgeſtellt. Hätte ich nur einen Tiſch gehabt, nur einige rohe Brettchen über Baumklötze gelegt; aber daran hatte ich nicht gedacht. Ich und die mir halfen lagen um das Feuer her gleich Zigeunern, hier etwas umſtoßend, dort etwas verſchüttend; es war, wie geſagt, Alles ganz ſcharmant, aber ſehr unbequem. Die jungen Leute, dies brave, unverwüſtliche Volk aller Zeiten, waren die Einzigen, die ſich an ihrem Platze fühlten; froh, ſich zu haben, bewunderten ſie mein ländliches Zauberfeſt und unterſtützten daſſelbe, ſoweit dies überhaupt möglich war. Leider waren alle Frauen unſinnig geputzt; ich allein, mit dem einfachen Strohhut und dem weißen Kleide ohne jeglichen Firlefanz, paßte zu Ort und Feſt. Lieber Otto, Du denkſt jetzt ſicherlich, Tante

Suſanne verſteht es doch vortrefflich, ſich bei jeder Gelegenheit rühmend hervorzuheben, und ich kann dieſer geiſtreichen Bemerkung nur beiſtimmen.

Ab und zu warf ich einen verſtohlenen Blick auf die älteren Herren und Damen, einen Blick auf meinen armen Mann, der, auf einem Baumſtamme ſitzend, mit Kaffeetaſſe und Cigarre zugleich nicht recht fertig zu werden wußte. Ich hatte Augen, Hände und Füße überall und that für Alle, was ich konnte, aber das war ſehr wenig. Nach dem Kaffee wurden kleine Spiele geſpielt; ich ſetzte mich zu den älteren Leuten, that, als ob ich hundert Jahre alt wäre, und ſchielte nach dem Moos in den Garnirungen, nach den Ameiſen und Käfern, welche auf den ſchönen Kleidern umherkrochen und trabten. Bald jedoch kamen die Spiele ins Stocken, ich mußte hin, neue Vorſchläge zu machen, und ward feſtgehalten und in den Knäul verſtrickt, bis ich ſpäter ein Ende machte und zu beſſerer Unterhaltung aller Gäſte den Vortrag hübſcher Lieder veranlaßte. Einer von den jungen Männern hatte ſeine Guitarre mitgebracht; es ward wunderhübſch zweiſtimmig und vierſtimmig geſungen, auch der Chor machte ſich ſehr gut, und das war eine wirkliche Freude für Alle.

Der Abend begann ſich zu ſenken, Wagen und Pferde waren zurückgeſchickt, und ich führte die Geſellſchaft durch reizende, aber für die geputzten Damen höchſt unbequeme

Pfade an das Ufer des See's, wo zwei Kähne zu unſerer Aufnahme bereit lagen. Ich war ſo ſtolz geweſen auf dieſe Ueberraſchung, und jetzt, wo ſie vor meinen Augen lag, fühlte ich mich ſehr gedemüthigt. Dieſe rohen Fahrzeuge konnten nichts Einladendes haben; Einige fürchteten ſich, Andere waren beſorgt für ihre Kleider; es war ein Gewirre, ein Tumult und bedurfte vielen Zauderns, bevor Alle untergebracht waren. Dein Onkel benahm ſich exemplariſch; er machte gar keine Bemerkung und that, als ob er die klügſte Frau von der Welt habe. Die junge Welt war in einen Kahn gepackt worden und ſang und lachte ſo heiter zu uns hin, daß manches Geſicht ſich entwölkte. Wir ſchifften auf dem See umher, und ich mußte alle Anſpielungen auf baldiges Landen überhören, denn die ganze Bewirthung, welche ich noch zu bieten hatte, mußte auf dem Waſſer genoſſen werden.

Auf der Höhe des See's ward das zweite Boot, welches die Vorräthe enthielt, heran gerufen, und als beide Fahrzeuge dicht neben einander lagen, ward ein immenſer Korb geöffnet und ausgepackt. Dieſer enthielt Getränke, Butterbrödchen aller Art, kalte Puddings und Kuchen neben Tellern, Servietten und Silberzeug. Aber nun die Noth, bis Alles geordnet und umhergereicht war — die Bewirthung ſo gut, die Art, ſie einzunehmen, ſo unbequem. Hier ſchwankte ein Kahn, dort ward ein Glas Wein verſchüttet, hier drang etwas Waſſer durch die Ritzen der Planken und bedrohte die Kleider, dort war mehr als Einer in Gefahr, über Bord gedrängt zu werden. Am richtigen Platze genoſſen, wäre das Ganze allerliebſt geweſen, ſo aber war es ein ungemüthliches Durcheinander. Der Mond war aufgegangen; die Gegend lag in wundervoller Schönheit vor uns; Keiner genoß es recht — die jungen Leute hatten nur Augen für einander und trieben Poſſen; die älteren waren in aller Stille mürriſch; die meiſten fürchteten, glaube ich, bei den ziemlich überfüllten Böten für ihr Leben. Endlich kamen wir zum Landungsplatz; ich hatte, die Zeit nach der Uhr berechnend, Wagen und Pferde dorthin beſtellt. Die Damen ſtiegen ein, die Herren ſtiegen auf — das ging Alles vortrefflich, aber nun blieben die unglücklichen Fußgänger noch, welche vom Walde aus kurze Heimwege gehabt hätten, ſich jetzt aber in ziemlicher Entfernung von ihren Wohnorten befanden. Bevor wir uns mit dieſen beſchäftigen konnten, ſetzten die Kahnführer den Korb mit allem Geräthe ans Land und wollten mit ihren Fahrzeugen abſtoßen. Keiner war dort, der den Korb hätte nach Hauſe tragen können; Dein Onkel fragte mich ernſt, aber nicht unwillig, was daraus werden ſolle? — Es wäre mir ſehr lieb geweſen, wenn er es mir geſagt hätte, denn ich wußte es nicht. Er rief darauf die Leute zurück, aber dieſe erklärten, den Korb auf keinen Fall fortſchaffen zu können, da ihr Herr ſie zum Fiſchen erwartete. Sie erhielten darauf den Auftrag, den Korb mit in ihre Wohnung zu nehmen, die Reſte zu verzehren und Silberzeug u. ſ. w. am nächſten Morgen bei uns abzuliefern. Das verſprachen ſie und fuhren von dannen. Denke Dir meine Gefühle dabei! — und alle die guten Reſte, welche ich noch ſo gut hätte anwenden können — und dazu war ich hungrig, denn ich hatte, um beſſer für Alle ſorgen zu können, gar nichts genoſſen und freute mich im Stillen auf Pudding, auf Kuchen und ein Glas Biſchof, auf Alles, wovon ich gar nicht geſchmeckt hatte. Wie es aber war, ging es nicht anders. —

Aber jetzt die Fußgänger! — Dieſe wurden in Abtheilungen geordnet, wie ihre Wege ſie zuſammen führten; nur ein junges Mädchen und ein junger Mann blieben übrig, und da ging es denn nicht anders, wir mußten Anſtands halber mitgehen und die junge Dame bis an ihre Wohnung geleiten. Sobald wir uns allein befanden, ſagte ich: „Ach, das war doch ein recht dummer Tag und allein durch meinen guten Willen,“ aber Dein Onkel gab eine freundliche Antwort und ſprach von dem Abend, von der Gegend umher, und wir langten ermüdet, aber ganz zufrieden in unſerm Hauſe an. Dort ſagte ich mit einer Freude, als ob ich ein Königreich aufgefunden hätte: „Weißt Du was, jetzt wollen wir Thee trinken“ — und als ich nun fand, daß er ebenſoviel Hunger und Durſt hatte, als ich, bot ich Alles auf, ihm dieſen letzten Act ſeines Geburtsfeſtes ſo gemüthlich als möglich zu machen. Wie zufrieden waren wir in dieſer Stunde — und wie iſt doch ein friedliches, häusliches Leben das Beſte, was dieſe Welt zu geben vermag. — Das ſage ich Dir, Otto, damit Du dich beſtrebſt, ein friedlicher Menſch zu werden, und nicht jetzt Deiner Mama und ſpäter einmal Deiner Frau ſchweren Kummer bereiteſt.

Am Morgen nach meinem Zauberfeſte betrachtete ich meine leere Speiſekammer und meinen leeren Geldbeutel und nahm mir vor, niemals wieder eine ſo einfältige Frau ſein zu wollen. Worüber Du nachzudenken haſt, wenn Du dumme Streiche gemacht haſt, das wirſt Du wohl am beſten wiſſen. Laß uns Beide gute Vorſätze faſſen und halten, denn auf dies Letzte kommt es doch beſonders an.

Es kann ſein, daß eine Geſchäftsreiſe meines Mannes ihn in die Gegend Deines jetzigen Aufenthaltes führt; vielleicht darf ich ihn begleiten, und dann beſuche ich Dich. O, Otto, dann wollen wir wieder fröhlich mit einander ſein, und Du ſollſt mir ausſprechen, daß Du Deine Mama niemals wieder ſo betrüben willſt. Dein Onkel grüßt Dich — ſchreibe mir doch, wenn Du Zeit und Luſt haſt, und gedenke in Liebe Deiner Tante Suſanne.

Tante Suſanne an ihre Schweſter.

Hier bin ich, liebſte Adelheid, nicht in der Verbannung, aber bei dem Verbannten, und wie ich hierher gekommen, will ich Dir treulichſt berichten: Warring macht eine Reiſe nach Stralſund und Umgegend in eigenen Geſchäften, denn wären es Amtsgeſchäfte, nimmer hätte ich die Reiſe mitmachen dürfen, ſo aber machte er mir aus freier Hand den Vorſchlag, ihn zu begleiten. Denke Dir meinen ſtürmiſchen Jubel, denke Dir aber auch die würdevolle Vernunft, mit der ich in Küche und Keller, überall im Hauſe Anordnungen traf für die Dauer meiner Abweſenheit. Daß ich ein rechtes Hausmütterchen bin, verdanke ich den Belehrungen, welche ich in Deinem Hauſe empfing. Als am Morgen der Abreiſe der Wagen vorfuhr, nahm ich freundlich ernſt von den Leuten Abſchied; aber als mich Keiner mehr ſehen und hören konnte, brach der innere Jubelſturm in ſolchem Maße los, daß mein Mann erſtaunt die Cigarre aus dem Munde nahm, der Kutſcher nach mir umblickte und die Pferde erſchraken. Vergiß nur nicht, daß ich noch keine 20 Jahre alt bin. Nachdem dieſer laute Ausbruch vorüber, genoß ich die Seligkeit, ſo in die Welt hinein zu fahren, erſt recht; Du weißt, mir gefällt ſo leicht Alles; ich könnte auf der grauen Haide und auf dem ſchwarzen Moor zufrieden leben, aber nur mit Menſchen, die mich lieben und die ich lieb habe, denn davon hängt doch allein das Glück des Lebens ab.

Wie ſchön iſt die Welt — und wie lernt man das einſehen, wenn man wie zu der Altväter Zeiten langſam durch ſie hinkutſchiert und nicht mit Ziſchen, Dampf und Sauſen dahinfliegt. Nach kurzer Zeit öffnete ich das Vorrathskörbchen und nahm ein Butterbrod heraus, welches ich verzehrte; Warring lehnte die Theilnahme faſt ſchaudernd ab. „Du kannſt doch immer eſſen,“ ſagte er, den Rauch ſeiner Cigarre in die Luft blaſend. Dieſe Raucher! — er jammerte mich förmlich; mein ſchönes, friſches Butterbrod, und ſeine alte, vertrocknete Cigarre. —

In Stralſund blieben wir 2 Tage miteinander; mit großem Intereſſe für den Ort und die Umgegend; dann ging der Weg meines Mannes rechts, der meinige links. Als wir Abſchied nahmen, bemerkte ich doch, daß es Warring ganz lieb iſt, eine Hausfrau zu haben, aber als er mir die Thränen, mit denen ich ſehr freigebig war, mit ſeinem Taſchentuche von den Augen wiſchte, kam ich doch ins Lachen, und wir ſchieden in ziemlich heiterer Stimmung. — Ich hatte Poſtpferde, und ſo oft wir durch ein Dorf fuhren, erſuchte ich den Poſtillon, zu blaſen, ihm dafür ein eigenes Trinkgeld verheißend. Das Horn lockte alle Bewohner an Thür und Fenſter; das wollte ich eben, denn wie kann man ein Land beurtheilen, wenn man die Menſchen nicht ſieht. — Nickend und das Tuch ſchwenkend blickte ich in manch' lachendes Geſicht, und mancher geſchwungene Hut zeigte mir, daß es noch Verſtändniß in der Welt giebt.

Gegen mein Erwarten langte ich erſt Abends in Weſtwalde an; muthig hielt ich vor dem Pfarrhauſe, feſt vertrauend, ſein geiſtlicher Bewohner werde mich nicht abweiſen. Otto hatte den Wagen zuerſt gehört; neugierig eilte er herbei, aber als er mich erblickte, ſah man, daß zwei gleich geſtimmte Herzen ſich fanden. In den Wagen ſpringen und mich mir nichts, Dir nichts umarmen, als ob er die Erlaubniß dazu hätte, war das Werk eines Augenblicks. Der Pfarrer war in die Hausthür getreten; ich machte meine Tantenwürde geltend, hieß Otto den Wagen verlaſſen und fragte, mich ihm nennend, den Herrn des Hauſes freundlich, ob er mir geſtatten wolle, ein Stündchen unter ſeinem Dache zu verweilen. — Er bot mir mit ſo herzlicher Höflichkeit ein Nachtlager an, daß ich es unbedenklich annahm. Mein Koffer ward abgepackt; der Poſtillon, der zufrieden war, fuhr blaſend davon, und mir ward ein niedliches Stübchen angewieſen, wo ich mich vom Staube der Reiſe befreien konnte.

Wie ſchnell fühlte ich mich heimiſch unter dieſem Dache, und welche Wohlthat iſt das — wer ſie je empfunden hat, wird dankbar daran zurückdenken. — Als Otto mich zum zweiten Male umarmte, fühlte ich ſeine Thänen auf meinem Geſichte — er iſt immer derſelbe, ſo friſch, ſo wahr, aber auch ſo ungezähmt. Welch' prächtiger Mann iſt der Pfarrer — ich fühlte mich ihm gegenüber ſo frei, ſo vertrauungsvoll, als hätte ich ihn Jahre lang gekannt. Sichtlich beluſtigte er ſich über uns beiden jungen Leute mit, ich möchte ſagen, allem Wohlwollen eines älteren Bruders. Die alte Frau, welche ſein Haus beſorgt, war ihrerſeits bemüht, mich reichlich zu bewirthen, und als ich mich Abends ſchlafen legte in dieſem Hauſe des Friedens, dachte ich, es ſei eine Belohnung, keine Strafe — hierher verwieſen zu werden. —

Am nächſten Morgen ſtand ich mit den Hühnern auf, ging lange mit Otto im Garten umher und ließ mir von Vergangenheit und Gegenwart erzählen. Ich gab ihm dafür Alles, was Du gebilligt haben würdeſt — Ernſt, beſonnene Ermahnung und Mitgefühl. Der Kummer, den er Euch verurſacht, drückt ihn noch tief, und auch von Flohr ſprachen wir, von dem guten, prächtigen Flohr, vor dem Otto noch immer den größten Reſpect hat. Das begreife ich ſehr wohl, denn obgleich er mir, wenn ich es recht bedenke, nicht das Geringſte zu befehlen hatte, kam es mir doch ſtets halb und halb vor, als ob er auch mein Präceptor geweſen ſei. —

Nicht lange, ſo erſchien der Pfarrer; Otto ſagte mir, es ſei, um ihn zur Morgenandacht abzurufen. Getroſt ging ich mit; wo der Herr der Welt verehrt werden ſoll, darf Jeder hinzutreten. Im tiefſten Schatten ſtand eine Bank, dort mußten Otto und ich Platz nehmen, der Pfarrer ſtand vor uns, ein kurzes, ſchönes Gebet voll Dank, voll Bitte um Gnade und Erbarmen ſprechend. O, wie viel kann ein Menſch dem Anderen geben durch das, was er weiß und iſt!

Der Frühſtückstiſch ſtand gedeckt unweit des Hauſes unter einer Linde, dieſem Baum aller Pfarrhäuſer. Jetzt war ich in meinem Elemente, bereitete den Kaffee und die Butterbröde und wirthſchaftete recht nach Herzensluſt. Ein heiteres Lächeln flog über des Pfarrers Geſicht, dem ab und zu ein Schatten von Wehmuth folgte. Später erfuhr ich, er ſei verheirathet geweſen, habe aber ſeine junge Frau nach wenigen Jahren verloren. Das Frühſtück war durch und durch gemüthlich, meine Abreiſe kam dabei zur Sprache; ich fragte, ob ich für die Weiterreiſe Pferde im Dorfe bekommen könne? Der Pfarrer lächelte: „Sie haben mich im Haus und Garten geſehen, nicht aber an der Stelle, wo ich eigentlich hingehöre, nicht in meiner Kirche. Wollen Sie nicht bei uns bleiben und morgen dem Gottesdienſte beiwohnen?“ Ich ſchwieg beſtürzt, nicht wiſſend, was ich thun ſolle; thun dürfe, was Warring gut heißen werde. Seine Geſchäfte konnten in vier Tagen beendet ſein, dieſe Zeit ſollte ich, der Verabredung nach, in Stralſund zubringen, dort ihm befreundete Familien aufſuchen und durch dieſe mit der Umgegend noch mehr bekannt werden. Nichts zog mich dorthin, hier wäre ich gern geblieben in ländlicher Stille und Freiheit. Ich ſagte dem Pfarrer Alles und fragte, ob er glaube, daß ich bleiben dürfe? Seine ehrlichen Augen waren ernſt auf mich gerichtet: „Ich glaube, Sie dürfen.“ Damit war Alles abgethan; Otto war wie Feuer und Flamme über mich hergefallen, aber das durfte mich nicht beſtimmen, nun aber jubelten wir Beide mit einander. Nach dieſer Verabredung ging Otto an ſeine Arbeit, der Pfarrer mit mir in ſeine Kirche und durch das Dorf. Dort zeigte er mir auf meine Bitte die innere Einrichtung eines kleinen Armenhauſes. Wäre es nicht unabweisbare Pflicht, ſich mit Allem bekannt zu machen, was menſchliches Elend zu mildern vermag, ſowie auch mit dem, was zur Aufrechthaltung eines ſolchen Hauſes gehört, nimmer würde ich ähnliche Stätten betreten; mein Fuß zögerte, mein Athem ſtockte, aber alles Kanonenfieber überwindend, ging ich muthig in den Kampf. Die Einrichtung war ſehr einfach, aber ſauber gehalten, und nachdem ich Alles geſehen und mir Alles erklärt worden war, ſchenkte ich Jedem ein Stückchen Geld zu Kaffee oder Bier. So hat auch das Unerfreulichſte ſtets ſeine Lichtſeite; ich war glücklich, geben zu können, wo eine Kleinigkeit ein Schatz war.

Auf dem Wege unterhielten wir uns viel über Otto; der Pfarrer hat ihn ſehr lieb, wie das natürlich iſt, wenn man ihn kennt. Er war zweifelhaft, ob es richtig geweſen ſei, ihn aus der Schule fortzunehmen, meinte jedoch, dies Jahr werde zur Reifung ſeines Charakters Vieles beitragen.

Wie ſehr muß es Dich befriedigen, ihn hier zu wiſſen, und wie freut es mich, Dir von ihm erzählen zu können. —

Eine Stunde nach unſerer Rückkehr trat Otto bei mir ein, mich zu einem neuen Spaziergange abzuholen. „Tante, laß uns nach Kruſemark gehen; ich habe frei und will Dich reizende Wege führen.“ Ich ließ mir erklären, was Kruſemark ſei, und zwei Minuten ſpäter befanden wir uns auf dem Fußpfade dorthin. Otto erzählte mir von den Bewohnern von Kruſemark, der Familie Forſtner, daß zwei Söhne ſich auf Schulen befänden und nur die einzige Tochter, Fräulein Lorchen, anweſend ſei, mit welcher er ſchon Bekanntſchaft gemacht und die ihm ſehr gefalle.

Für einen Brief ſcheint mir dieſer lang genug, aber Fortſetzung folgt. Otto empfiehlt ſich freudvoll und leidvoll, und ich bin treu

Deine Suſanne.

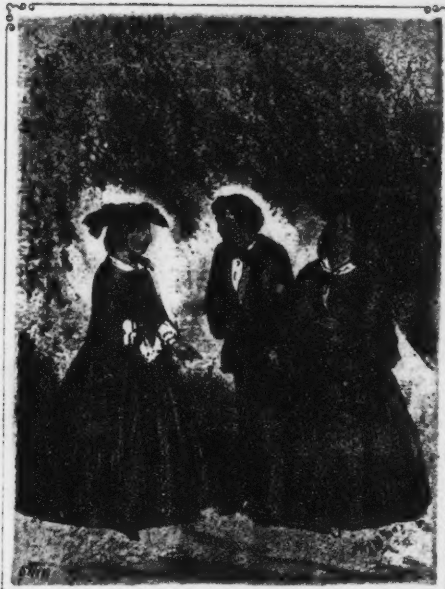
Suſanne an ihre Schweſter.

Stralſund.

Seit geſtern Abend bin ich hier, und heute gegen Mittag erwarte ich den liebſten beſten Freund. Bis zu der Zeit will ich mich ganz ruhig verhalten, Dir ſchreiben und mich darin glücklich fühlen.

Du verließeſt Otto und mich auf dem Fußpfade und denkſt nicht, welcher ſtille Friede über uns ausgegoſſen war. Wir gedachten faſt nur der Vergangenheit; o, die ſelige Zeit, wo ich bei Dir war, ein junges, fröhliches, tobendes Mädchen! Tobend — niedergeſchrieben erregt der Ausdruck Bedenken, aber Du weißt, es war ſo ſchlimm nicht, und mädchenhaft war ich immer, nicht wahr, das unterſchreibſt Du? — Es war heiß, aber das kümmerte uns wenig; im Sommer muß man wiſſen, daß Sommer iſt, und die Sonne uns würdigt, ihre prächtigen Strahlen auf uns herabzuſenken. So hypochonder bin ich noch nicht, daß ich über kleine Unbequemlichkeit jammern ſollte. Die Gebäude des Guts liegen zwiſchen hohen Bäumen verſteckt, und von dem Wege aus, den wir gingen, gelangt man zuerſt an den Garten. —

In fremde Fenſter gucken iſt mir ſtets der beſte Spaß, in fremde Gärten ſehen, die liebſte Freude geweſen. Wie ſehnſüchtig kann man dadurch werden! Man überſieht anmuthige Pfade, ſchöne Raſen, Blumen und dichtes Gebüſch, aber was dahinter noch verborgen iſt, weiß man nicht, Alles liegt wie Zukunft vor uns, von der wir Vieles ahnen und Nichts wiſſen. Das eigentliche Weltleben hat mich niemals angezogen, weder glänzende Feſte, noch Menſchengewühl, Putz und ſich zur Schau ſtellen, aber mit lieben Leuten mich in die Schönheit der Natur vertiefen, das iſt Reiz, Glück und Freude. Du wirſt bald ſehen, weshalb ich Dir das Alles ſo ausmale.



„Meine Tante.“

Ein ſchönes Eiſengitter geſtattete uns einen weiten Einblick in den Garten; Otto und ich drückten unſere Naſen dagegen wie die Straßenbuben. Er, der den Garten ſchon kannte, ſchilderte mir, recht nach Art des Verſuchers, alles Anziehende, was ich nicht ſah, und nachdem ich leicht an das Gitter gerüttelt, ging ich ſeufzend weiter. Eine dicht geſchloſſene Hecke, die man auf einen ziemlich hohen Wall gepflanzt, diente als Einfriedigung. Spähend blickte ich umher, denn ich wollte in den Garten, das war abgemacht. Endlich entdeckte ich eine Lücke in der Hecke; mit einem Satze war ich auf dem Wall, mit einem Satze von jenſeits hinab in den Garten, von Staub und Gerölle gefolgt. Alles raſch wie der Gedanke des Menſchen; Otto hatte kein Wort der Weisheit dazu ſagen können. Aus Schrecken vermuthlich folgte er mir ſchwerfälliger nach, und als wir uns Beide zu ebener Erde befanden, ſtanden wir vor einem ſehr niedlichen Mädchen, welches uns erſtaunt, aber lächelnd betrachtete. Otto faßte ſich zuerſt, aber natürlich, um etwas Dummes zu ſagen. Er riß die Mütze vom Kopfe und ſagte: „Fräulein Lorchen, das iſt meine Tante, die Forſtmeiſterin von Warring." Der Unbeſonnene! mich zu nennen, die ich, gleich der kleinſten Fürſtin, im allertiefſten Incognito hätte reiſen müſſen, und meinen armen Forſtmeiſter mit darin zu verflechten, der doch unmöglich die Dummheiten ſeiner Frau vertreten kann. Das junge Mädchen ſagte höflich, wie ſehr ſie bedaure, daß das Gitter geſchloſſen ſei, ſich nun aber freue, mir den Garten zeigen zu können.

Ich war völlig verblüfft, aber nicht lange war ich es, und nach wenigen Minuten gingen wir neben einander, als ob wir uns lange, lange gekannt hätten, denn jung bin ich denn doch, ungeachtet meiner Frauenwürde. Lorchen erzählte mir, wie ſie einmal, von zwei wilden Knaben geführt, auf gleiche Weiſe in einem Garten angelangt ſei, und lachend und ſcherzend gingen wir Drei, gleich fröhlichen Kindern, weiter. Nachdem Lorchen Alles erfahren, jubelte ſie auf: „Der gute Pfarrer und Otto werden morgen zu Mittag eingeladen, und nun Sie hier ſind, habe ich doch auch etwas Hübſches!“ — Ich erwiederte, daß ich ſehr gern kommen würde, zuvor aber doch ihrer Mama meinen Beſuch machen müſſe. „Meine Mutter iſt zu einer Kranken gegangen, aber bei uns iſt es ſo förmlich nicht, und wir ſehen uns wohl, vor oder nach der Kirche.“

Otto mahnte an Rückkehr; ich bekam noch einen wunderhübſchen Strauß, und dann ſchieden wir. Lorchen trug einen grauen Hut, ein leichtes graues Kleid, aber im Augenblicke, wo ſie das Gitter für uns öffnete, ſah ich, daß der Anzug Trauer war. „Sie trauern?“ fragte ich faſt zögernd. Zwei große, mit Thränen gefüllte Augen richteten ſich auf mich: „Jetzt nicht, morgen ſage ich Ihnen weshalb.“

Schweigend ging ich eine Weile mit Otto weiter, dann bat ich ihn, mir den Anlaß zu Lorchens Trauer nicht mitzutheilen, ich wollte ihn nur von ihr ſelber hören. Er war ganz der Otto wie ehemals, er trug meinen Strauß, ſchwang ſich wie ein Vogel über alle Stege und pfiff und jubelte, bis wir die Pfarre erreichten. Dort, einen Blick in den Spiegel, einen Kamm durch das Haar, beide Hände ins Waſchbecken, und ſchon ward an meine Thür gepocht, weil die Suppe aufgetragen war.

Der Herr des Hauſes, welcher der alten Lena die ganze häusliche Einrichtung überläßt, hob mit einiger Erwartung den Deckel der Terrine ab, und kaum war das geſchehen, als wir ſämmtlich in Lachen ausbrachen. In derſelben befand ſich, bei 22 Grad Hitze, ſchöne, rothe, ſtark gewürzte Weinſuppe! Mir fiel ein kleines Abenteuer aus meiner Kindheit ein, welches ich mittheilte, um den guten Pfarrer von Lenens Mißgriff abzulenken. Mit unſerer Mutter machte ich als Kind einen Beſuch auf Schloß Kirchſtein. Die Reiſe dauerte vom Morgen bis zum Abend; hungrig und todtmüde langte ich an. Gleich nach unſerer Ankunft ward eine rothe Weinſuppe aufgetragen, ich blieb im Jubel des Wiederſehens unbeachtet und bekam einen Teller voll davon, den ich begierig leerte. Dann hieß es: „Suſanne, geh' zu Bette.“ Ein Mädchen kam, mir mein Schlafzimmer zu zeigen; auf dem Wege dorthin fiel ich mehrmals, denn ich war zum erſten und hoffentlich zum letzten Mal im Leben völlig betrunken. Das mitleidige Mädchen, welches mich nur für ſchlaftrunken hielt, trug mich in ein weites Gemach mit vielen Ahnenbildern an den rothen Wänden. Ein großes Himmelbett nahm mich auf; Alles verwirrte ſich vor meinen Sinnen, die Suppe, das Zimmer, das Bett, Alles roth! und die Ahnenbilder ſtiegen aus den Rahmen und ſchritten gravitätiſch auf mein Bette zu. Mehrmals während der Nacht ſchrie ich laut auf und ward von der erſtaunten Mama unwillig zur Ruhe verwieſen. Niemals habe ich die rothe Weinſuppe vergeſſen; wir aßen alle Drei lachend, aber mit großer Mäßigung davon. Abends ward der Thee im ſogenannten Confirmandenzimmer aufgetragen, denn dort ſteht ein Flügel, auf dem der Pfarrer mit großer Meiſterſchaft Choräle ſpielt und mit ſchöner tiefer Stimme begleitet. Nach dem Thee ſangen wir dreiſtimmig feierliche Abendlieder, und dann zog der Hausherr ſich in ſein Studirzimmer zurück. Ich ſpielte eine Weile und machte dann mit Otto einen Gang durch das Dorf, wo noch Alles wach war. O, die armen Städter, die ſolche Gänge nicht kennen! Etwas über das Dorf hinaus, zwiſchen Gebüſch und Wieſen ſang ich Göthe's „Im Felde ſchleich ich ſtill und wild u. ſ. w.“

Otto fiel bei jeder Strophe ein und ſagte endlich: „Tante Suſanne, das Lied ſingſt Du doch einzig, weil ein

Jäger darin vorkommt.“ „Richtig lieber Schatz, und wenn Du einmal eine Frau haben wirſt, dann betrage Dich wie Dein Onkel, damit ſie Deiner gern gedenkt.“

Auf dem Heimwege ſprachen wir von Kruſemark, und halb durch Otto's, halb durch meine Schuld erfuhr ich, daß Lorchen ihren Verlobten betrauerte, einen Gutsbeſitzer am Rhein, der dort, kurz vor der ſchon feſtgeſetzten Hochzeit, am Nervenfieber geſtorben ſei. Armes Lorchen! — Jetzt, wo ich wußte, daß ſie Kummer hat, war es mir doppelt wichtig, ſie wiederzuſehen. Fröhlich kann man immer ſein, aber trauern, innig trauern mit dem Trauernden hat tieferen Werth. —

Der Gottesdienſt am nächſten Morgen nahm mich ganz hin. Viel Gutes hatte ich erwartet, aber eine ſolche Predigt nicht. Der Pfarrer ſprach „über den Tröſter,“ Joh. 15—25, ſo tief durchdacht, einfach, mild und ernſt, daß ich meine, nie Aehnliches vernommen zu haben. Wer ſo glücklich iſt, ſolche Predigten an jedem Sonntage hören zu können, der muß beſſer werden, kein Sträuben wird ihm helfen, er muß. Ich betete ſtill: „Herr der Welt, laſſe Deine armen Kinder, wenn die Verſuchung über ſie kommt, ſolche Worte des Ernſtes und des Friedens vernehmen.“ Auch für den guten Pfarrer betete ich; aber wer, wie er, den Willen des Herrn weiß und thut, der iſt wohl geborgen, mag ihm auf Erden geſchehen, was da will.

Nach dem Gottesdienſte traf ich mit Lorchen zuſammen, die mich ihren Eltern zuführte, welche mich liebreich begrüßten. Die Mutter lud mich herzlich ein, die letzten zwei Tage bei ihnen zu wohnen; ihr Mann wolle mich nach Stralſund fahren laſſen, denn es ſei ihnen zu wichtig, Lorchen eine Freude bereiten zu können. Erfreut nahm ich die Einladung an, und um Otto zu tröſten, ward er eingeladen, jede Freiſtunde in Kruſemark zuzubringen.

Einige Stunden ſpäter kam ein Wagen vom Gute, uns dorthin abzuholen. Der Pfarrer bringt faſt jeden Sonntag dort zu und Otto mit ihm. Als mein Reiſegepäck auf den Wagen gelegt ward, ſagte mein freundlicher Wirth: „Wie ſehr danke ich Ihnen die Zeit, welche Sie uns geſchenkt haben; durch Sie habe ich nach langer Zeit wieder erfahren, wie fröhlich es bei einfacher Häuslichkeit zugehen kann. Gott ſegne ihren Weg.“ Ich mußte mich abwenden, denn ich weinte und konnte ihm nur die Hand geben, nicht ſprechen. Eine Erinnerung an Flohr trat vor meine Seele; ſolch ein treuer Hirte wird er auch einmal ſein, und wenn ich bei ihm einträte, würde er auch ſagen: „Gott ſegne Ihren Weg.“

Lorchen führte mich ſogleich auf ihr allerliebſtes Zimmer. Zuerſt betrachtete ich mir Alles, denn aus Zuſammenſtellung und Anordnung tritt mehr oder minder der Menſch hervor, und dann nannten wir uns Du, und ſprachen in herzlicher Vertraulichkeit miteinander, bis der Ruf zum Mittageſſen ein Ende machte.

Bei Tiſche ging es heiter zu, und als zum Nachtiſch herrliches Obſt erſchien, fiel es mir auf, daß einzelne Sorten: „Baronin-Kirſchen“ u. ſ. w. genannt wurden. Lorchen erklärte mir, die Bäume, welche dieſe Früchte trügen, ſeien ein Geſchenk der alten Dame, deren Bild mir in ihrem Zimmer ſo auffallend geweſen wäre. Dies Bild ſtellt eine alte Frau mit ernſten, ſtrengen, aber nicht zurückſtoßenden Zügen dar, in einer Kleidung, welche an die Amtstracht der Prediger erinnert, und dazu rund verſchnittenes Haar und eine kleine, eng anſchließende Haube. Ohne die Haube könnte es eben ſo gut das Bild eines Mannes ſein. —

Nachdem der Pfarrer und Otto fort waren, ſetzten Lorchen und ich uns unter ſchöne Bäume in der Nähe des Hauſes. Nichts giebt mehr Vertrauen als gleiche Anſchauung über ernſte Dinge; daß wir dieſe haben, wußten wir bereits, und dieſe Gewißheit führte uns zuſammen, als ob wir einander lange gekannt hätten. Lorchen theilte mir die ganze Geſchichte ihrer Jugend mit; nachſinnend hörte ich ihr zu; es war mir, als habe ich Aehnliches erlebt, aber ganz bewußt nicht, mehr wie träumend. Ein leichter Nebel liegt über der Vergangenheit, ich wende mich davon ab und der Gegenwart zu, die ſo viel Glück für mich umfaßt, mehr.

als ich dankend zu erkennen vermag. O, liebſte Adelheid, ſage Du mir auch, daß ich dankbar ſein muß, ſage es mir in jedem Deiner Briefe, damit ich nicht, jugendlich übermüthig, das beſte Glück hinnehme, als müſſe es ſo ſein. Lorchen hat eine eigenthümlich klare Weiſe, Alles darzuſtellen; ich ſah die Menſchen vor mir, welche ſie ſchilderte, und theilte Freude und Leid mit ihr. —

Lorchen und ich betrachteten die ganze kurze Zeit unſeres Beiſammenſeins wie ein liebliches Geſchenk. Otto kam an jedem Tage zweimal, und ſobald er da war, wurden Poſſen getrieben. Am Montag Abend holten wir einige junge Mädchen herzu und ſpielten das Spiel, wo ein Teller im Kreiſe rollt und Derjenige ihn auffangen muß, der dazu aufgerufen wird. Otto nannte mich jedes Mal im allerletzten Augenblick, aber Tremmelhammer, denn das war mein Name, machte alle ſeine Beſtrebungen zu Schanden durch fabelhafte Geſchwindigkeit. Wie Schade, daß Marie nicht dabei war! Wir ſpielten ſpäter auch Plumpſack, und wie gerne hätte ich ſie mit dieſer Waffe verfolgt! Meine kleine gute Marie, wie lieb habe ich ſie und Euch Alle!

Am letzten Abend begleiteten Lorchen und ich Otto in das Pfarrhaus zurück. Noch einmal ging ich durch alle Räume, Abſchied nehmend für immer; wenn ich einmal eine alte Ruine bin, dann iſt dies Haus das vielleicht auch. Noch einmal hatte ich eine Unterredung über Otto, und wie beruhigt ging ich fort! O, dieſer prächtige Mann! Er empfiehlt ſich Euch ſehr und grüßt Marie, die er der Beſchreibung nach kennt. —

Sehr bewegt ſchied ich von Weſtwalde, einen Blumenſtrauß mit fortnehmend, ſehr bewegt am nächſten Tage von Kruſemark. Einfache Familienkreiſe, von angenehmen Menſchen gebildet, geben ein unbeſchreiblich gemüthliches Heimathsgefühl. Lorchen iſt die Poeſie des Hauſes, aber denke ſie Dir nicht verbildet, nicht zierlich unthätig. Ueberall greift ſie tüchtig mit an, und wir beide haben das gemeinſchaftlich gethan. Am Montag Morgen ward gebacken; ich habe mit angerührt und geknetet, und als Alles ſo prächtig aufging, ſo ſchön gelbbraun aus dem Ofen kam, tanzten und jubelten wir um den Küchentiſch herum. Die gute Hausfrau kam dazu und ſagte lächelnd: „Wie hübſch ſehen Sie auch in der Küchenſchürze aus! Ihr Mann muß doch eine rechte Freude an Ihnen haben.“ Die Neuigkeit will ich meinem Eheherrn doch mitbringen. —

Jetzt lebe wohl, Du liebſte, theure Schweſter; Dein Mann wird nun heimgekehrt ſein, ich grüße ihn herzlich und küſſe Marie. Grüße auch allen Leuten und den lieben Paſtors. Treu und dankbar für alle Zeit

Eure Suſanne.

Baronin von Elden an Lorchen.

Lange ſchrieb ich Dir nicht, theures Kind, aber uns alten Leuten geht das Briefſchreiben nicht mehr ſo von der Hand. Habe auch in meiner Jugend wenige Briefe geſchrieben, war dazumal nicht Mode. Die Wirthſchaft nimmt mich ſehr in Anſpruch und das Eintragen in die Regiſter, wobei mir Keiner hilft, ſeit Du fort biſt. Könnte mir freilich ein Menſchenkind dazu halten; wenn das mir aber nicht zuſagte, möchte ich's nicht wieder hinausſtoßen in die Welt zu neuen Mühen und Sorgen und behalten auch nicht; da bleibe ich lieber allein. Ordnung iſt noch immer bei mir, und wenn ich ſo überall nachſehe, auf dem Hühnerhofe, in den Ställen und zur Erholung im Garten, da lacht wohl mancher über die alte Frau, die Alles in Obacht nehmen will, aber das Ergebniß iſt doch, daß ſie hierhin greifen kann und dorthin, und immer findet, womit Sorge von einem armen Menſchenherzen zu nehmen iſt. — Umfangreicher ſind die Regiſter geworden, denn die alte Fauſt ſchreibt gewaltig große Buchſtaben, die Deiner kleinen Patſchhand ſchlecht anſtehen würden. Die Leute im Hauſe ſind alle wohlauf und haben Dich gern; Dörner lacht noch manchmal gutmüthig darüber, wie er Dich bei Deinem unſchuldigen Aprikoſenſammeln erſchreckt habe. Kind, wärſt Du nur hier und könnteſt ſammeln und eſſen, ſo viel Du nur wollteſt. — Gottlob, daß die Leute, die eben auch keine Kinder mehr ſind, noch Alle am Leben ſind. Habe ihnen auch geſagt, ein treuer Diener folgt ſeinem Herrn nach, aber geht ihm nicht voran. Bis dahin habe ich Alles feſtſtehend ertragen können, Freude und Leid, aber wenn ich nach dem Kirchhofe gehe, an das Grab meines lieben, lieben Sohnes, da muß ich mich nun auf den Grabhügel ſetzen. Da ſitze ich oft lange und weiß es nicht, und laſſe die Epheublätter durch die Finger gehen, jedesmal auch an Dich denkend. Dich hatte er ſo gern, Dir Freude bereiten, war ſeine letzte Freude; Kind, das vergeſſe ich nie! Er ging in Frieden ein zu ſeines Vaters Wohnungen und iſt wohl geborgen. —

Du haſt auch an einem Grabe geſtanden und ſtehſt in Gedanken noch daran. Als ich vor ſechs Monaten zuerſt die Nachricht empfing, ward mir wunderlich zu Muthe; jetzt kann ich Dir das ſagen. Bei Deiner Verlobung dachte ich: Nun iſt Die geborgen, und Keiner kann ſie mehr hin- und herzerren im Leben, nicht der, der ſie liebt und den ſie lieb hat, nicht, der ſie gern hat und den ſie nicht will, noch der, welcher nur mit ihr ſchön thun will. Das hat nun Alles ein Ende, ein braver, liebenswürdiger Mann führt ſie heim, und damit iſt's aus. — Ja, das iſt anders gekommen, Du armes Lorchen! Du hätteſt eine Stütze und einen Führer gebrauchen können: das hat nicht ſein ſollen, mußt ſehen, wie

Du durchkommſt, mit Lachen und mit Weinen. Du machſt mir manchmal Sorge, und wenn die in mir aufkommt, befehle ich Dich Gott. Ein kleines Gedenken wirſt Du finden, wenn ich todt bin, aber Geld und Gut thut es nicht. —

Der alte Herr von Roden beſucht mich manchmal, aber derſelbe hat keine rechte Freude daran. Wenn er ſo daſitzt, das Kinn auf ſeinen Stockknopf geſtützt, läßt er die Unterlippe hängen, blickt umher und ſagt meiſtens: „Als die Kleine noch da war, war Alles hübſcher; ſo was Roſiges muß überall durchſchimmern, wenn das Leben nicht zu grau erſcheinen ſoll. Habe meiner Frau ſtets den Willen gelaſſen mit ihren Gedichten und ihren Hunden, wollte nur, ſie hätte ſich in Anderes nicht gemiſcht." Ja, der alte Herr iſt mein treuer Freund. Alle Jahre fahre ich zwei-, dreimal nach Horſten um der Höflichkeit willen. Weißt Du noch, wie Du dort über die Hunde fallend Deinen Eingang hielteſt, der mit einer tiefen Reverenz beginnen ſollte? Darüber lache ich noch, ſo oft ich die Hunde wiederſehe. Die fangen jetzt an, mürriſch zu werden, und knurren biſſig, wenn ich mich blicken laſſe. Kind, mit dem Altwerden, das iſt eine beſondere Sache. Hätte ich nicht Hab und Gut, trüge ich nicht einen geachteten Namen, ich glaube, ich könnte mich mit meiner weißen Haube und meinem ſchwarzen Rock nicht weit genug von der Welt zurückziehen. In ein altes Geſicht ſieht jetzt Keiner mehr gern, ſelbſt die nicht, die ſelber alt ſind. Soll jetzt Alles jung ſein, ſoll flimmern und ſchimmern; ob das Herz an der rechten Stelle ſitzt, darauf kommt es nicht an. Du liebe Zeit! Kind, bleibe Du jung Dein Lebelang, das heißt, laſſe Geiſt und Herz friſch bleiben in rechter Weiſe, und gedenke des Spruchs: „Die richtig vor ſich gewandelt haben, die gehen ein zum Frieden und ruhen in ihren Kammern.“

Der junge Graf Selden hat mich auch beſucht; da hieß es: „Was iſt denn aus der Kleinen geworden, aus — ja, wie hieß ſie doch — Lorchen, glaube ich?“ Der junge Fant, ob er wirklich meint, ich glaube, er habe den Namen des Mädchens vergeſſen, dem er ſo unverſchämt in die Augen ſah? Antwortete auch nicht viel, ſondern ſagte kurz: „Fräulein Forſtner iſt ganz wohlauf.“

Von Horaz wollte ich Dir eigentlich nicht ſprechen, aber es nicht thun, wäre doch recht unnatürlich. Er hat ein vortreffliches Examen gemacht, und da der Vater ihm ein kleines Gut überlaſſen, wird er ſpäter an eine Landrathſtelle denken können. Nein, Kind, man muß niemals den Kopf abwenden, wenn Einer in Sicht kommt, dem man einmal gut war. Muthig hingeſchaut, und dann den Blick nach Oben gerichtet und ihn wieder geſenkt auf die Erde hin, die uns einmal Alle birgt. Ich ſagte Dir einmal: „Die Sterne, die begehrt man nicht“; Du biſt ein Sternchen, Du Kleine, aber ſeine Bahn durfteſt Du nicht durchkreuzen. Lebewohl Lorchen.

Deine alte Freundin Elden.

Nachſchrift. Deinen Eltern mußt Du meinen beſten Gruß ſagen, und Deinem Vater, daß ich jetzt eine engliſche Schweinerace habe, mit der ich wohl zufrieden bin. Sehen lang und dünn aus, fallen aber ſchwer ins Gewicht. Habe auch von den neumodigen Hühnern, garſtige Thiere, aber gefallen mir in der Wirthſchaft ganz gut, da ich auf eine Hand voll Korn nicht zu ſparen brauche. Laſſe noch in jedem Jahre neue Obſtarten pflanzen, iſt einmal meine Liebhaberei und wird meinen Kindern und Enkeln zu Gute kommen.

Habe einen Brief von meiner Schwiegertochter, dieſelbe läßt Dich grüßen mit freundlichem Wort. Von ihrer Schweſter, mit der Du dort warſt, hört man nicht viel Gutes; man ſagt ſie ſei putz- und gefallſüchtig, was auch zuſammen gehört. Thut mir leid. Annette grüßt ſchön.

Deine alte Mama.

Otto an Tante Suſanne.

Liebe Tante Suſanne. Am Tage Deiner Abreiſe war es, als ob gar keine Sonne am Himmel ſei, und doch ſchien ſie hell und klar. Mit einem ſo fröhlichen Menſchen leben, wie Du biſt, das iſt gar zu prächtig, und man wird auch beſſer dadurch, weil Du ſo gut biſt. Wie es werden ſoll, wenn Du alt wirſt — ich ſage Dir, das verſtehe ich nicht; wohl kann ich mir Vieles vorſtellen, das aber nicht; alt werden paßt für Dich nirgend hin, nicht zu Deinem Ausſehen, zu Deiner Haltung, Deinem Gange, Deinen Reden, nirgend, nirgend, Du biſt durch und durch jung, Tante. Gäbe es doch ein Bild in voller Größe von Dir, was Dich für uns Alle feſthielte; im weißen Kleide, einen Kranz auf dem Kopfe, einen Strauß in der Hand, und mit dem Blick, als ob Du auf lauter Roſen hinſäheſt. Sage doch dem Onkel, daß er Dich, aber recht bald, ſo malen läßt. Nachdem Du fortgefahren warſt, bekam ich zum Heimgange ein Päckchen von den Kuchen, die Du mit hatteſt backen helfen. So tröſtet man ein Kind; aber ich ließ mich gern ſo tröſten, weil Du damit in Beziehung ſtandeſt. Zu Hauſe angelangt, gab ich der guten alten Lene von dem Kuchen, und Abends brachte ich dem lieben Pfarrer einen blumenbekränzten Kuchenteller zu ſeinem Thee. Die kleine Aufmerkſamkeit freute ihn ſichtlich, er zog mich in ſeine Arme und küßte mich, und wir verbrachten einige Stunden ſehr heiter miteinander. Er lenkte das Geſpräch darauf, wie das ganze Leben ein Austauſch von Geben und Nehmen ſei, wie man nicht allein durch Erfüllung ſeiner Berufspflichten geben ſolle, ſondern als rechter Menſch, überall hin, wo es in rechter Weiſe nützen und erfreuen könne.

Herr Woldeck kam dann auf meine luſtigen Spiele mit der Dorfjugend, die ihm ganz recht ſind. Er fragte, ob es mir nicht lieb ſein würde, einen nützlichen Zweck damit zu verbinden, und die älteren Knaben im Turnen zu unterrichten. Die leichten Vorkehrungen dazu wolle er herrichten laſſen und bezahlen. Etwas mehr körperliche Gewandtheit und richtige Anwendung der Kraft werde dieſen Knaben, wenn ſie ſpäter ihre Dienſtjahre als Soldaten abdienen müßten, ſehr zu Statten kommen und ich könne ihnen daher wahrhaft nützen, wenn ich dazu den vollen, guten Willen, Vorſicht und Selbſtbeherrſchung habe. Denke Dir, eine Turnanſtalt, und ich der Lehrmeiſter! Ich jubelte laut; mein gütiger Freund lachte darüber, und alle Verabredungen wurden zwiſchen uns getroffen.

Am nächſten Tage wurden die älteren Knaben nach der Schulzeit ins Pfarrhaus beſchieden und erſchienen mit erwartungsvollen Geſichtern. Der Vorſchlag ward ſehr fröhlich aufgenommen, und ſollte ſchon am nächſtfolgenden Tage, einem Mittwoch, in Ausführung kommen, die Erlaubniß der Eltern vorausgeſetzt. — Der Pfarrer ſagte den Knaben, daß ſie meiner Anweiſung um ihrer eigenen Sicherheit willen unbedingt zu folgen hätten; wer ſich widerſetze, müſſe ausſcheiden; ich dagegen werde mir kein Recht anmaßen, welches mir nicht zukomme, und nur als Turnlehrer auftreten. Die kleinen guten Kerle haben mich eigentlich alle gerne, und da ſie gelegentlich im Handgemenge mit mir, ſehr gegen ihren Willen, die Härte des Erdbodens prüfen, dachten ſie vielleicht, jetzt komme die Zeit des Auswetzens. Sie gelobten, Folge leiſten zu wollen, und rannten nach Hauſe, ihre Eltern zu befragen, die ſämmtlich einwilligten. —

Die Uebungen haben Mittwochs und Sonnabends Statt. Der Pfarrer wohnt ihnen häufig bei und freut und beluſtigt ſich ſehr daran. Die vortrefflichen Burſche wollten gleich Luftſprünge machen und waren höchſt erſtaunt, daß man mit Gehen, Stehen und Laufen beginnen muß. Natürlich fielen Manche über ihre eigenen Füße, plauz! lagen ſie am Boden, ihnen ſelber zum Erſtaunen, und für die, welche kreuzweis zu gehen pflegen, iſt die im Raſen eng ausgeſchnittene Acht höchſt unbequem. Dabei bin ich in meinem Elemente, Du ſollteſt nur ſehen! Und wenn es ans Vorſpringen geht, da iſt es mir jedesmal, als ſei ich ein Vogel und aus lauter Luft gewoben. Aber wie ſchlafe ich Nachts nach ſolchen Tagen! kein Dachs kann es emſiger thun. — Mein gütiger Lehrer ſagte mir gleich anfangs: „Zeige Deinen Schülern, daß Du nicht allein Herr Deines Körpers, daß Du auch Herr über Deine Leidenſchaft biſt. Sei weder herrſchſüchtig noch hitzig, ſondern ſei ein Lehrer im rechten Sinne des Worts.“ Daran denke ich ſtets, und wenn die Flammen einmal aufſchlagen, beſinne ich mich ſogleich.

Wenn der Lehrmeiſter abgeſetzt würde, das wäre doch eine Schande; aber wieder iſt Austauſch da, ich lehre ſie ihre Kräfte gebrauchen, und ſie mir, Geduld beweiſen. Zu Forſtners kommen wir wenigſtens jeden Sonntag, doch wird noch viel von Dir geſprochen, und Lorchen möchte Dich wieder haben. Die Leute ſagen, ihr Verlobter habe die Güter ſeinem Bruder, Lorchen aber auch ein Vermögen hinterlaſſen, welches nicht ganz unbedeutend ſei. Wozu gebraucht ſie Geld? Sie iſt ſo allerliebſt, alle Welt muß ſie gern haben.

Geſtern hatte ich einen Brief von Chriſtian; es geht ihm gut bei ſeinem Lehrherrn, und er iſt mit Leib und Seele ein angehender Tiſchler. Ich hätte Dir den Brief gern gegönnt, denn er iſt in mancher Weiſe ſehr ſpaßhaft, obgleich er das nicht ſein ſoll; aber ich habe den Auftrag, ihn eine Rundreiſe machen zu laſſen, zu Wilhelm und Marie. Schade, daß er ſeine Stiefel und ſeine übrigen reſpektiven Kleidungsſtücke nicht zuſammenleimen kann, aber er macht bedeutende Anſpielungen auf Mängel in der Weiſe. Lebe wohl.

Otto.

Lilli an Lorchen.

Du haſt mir ſo freundlich angeboten, meine Lehrmeiſterin ſein und mich bei Dir aufnehmen zu wollen, Du liebes Lorchen, und mußt daher erfahren, was aus mir geworden iſt. Zuerſt Verſuche, mit Fallen und Aufſtehen, dann gelungenere und endlich ein kleiner Schritt aufwärts zu der Höhe. Früh Aufſtehen wird mir ſehr ſchwer; man kann ſich ſo einleben in Trägheit, daß man ernſtlich denkt, man ſei zu müde, man müſſe länger ſchlafen und das Gegentheil könne nur ſchaden. Damit fertig hatte ich Ungeſchick, Läſſigkeit und Zerſtreuung zu beſiegen, beſonders aber, was wir Mädchen Faſrigkeit nennen, und was, wenngleich kein legitimes Wort, ſo viel bezeichnet. Wie oft habe ich hören müſſen: „Kind, ruhig, ruhig, ſei doch nicht ſo faſrig!“ Ich wollte vorwärts, ich wollte eine Andere werden, ſonſt wäre es nimmer gegangen; ſo aber ging es.

Eines ſtörte mich ſehr, und Dir will ich es ſagen: ich konnte mich des Gedankens an den in mein Album geſchriebenen Vers nicht erwehren. Immer mußte ich leiſe ſagen oder denken:

„Die hat ihn gehen heißen,
Nicht weiter ſein gedacht.“

Stets daſſelbe; wie quälend kann das ſein! Dazu kam, daß meine liebe Mutter meiner Thätigkeit oft gedachte, wo es mir nicht lieb war und wie es mir denn überhaupt niemals hätte lieb ſein können, denn eigentlich iſt es doch eine Schande, wenn rühmend hervorgehoben wird, was das Natürlichſte ſein ſollte. Zu dem Allen fiel mir ein, daß ich das kleine Gedicht, aus welchem der Vers entlehnt iſt, einmal früher geleſen und mich ſeiner erinnere. Der zweite Vers heißt:

„Drauf hat er heim geführet
Ein Mädchen ſtill und hold,
Die hat vor allen Andern
Nur ihn allein gewollt.“

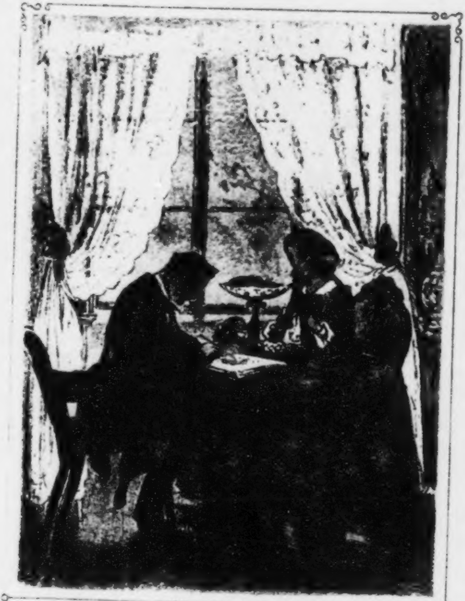
Du weißt, Lorchen, es heißt: Hilf Dir ſelber, ſo hilft Dir Gott. Das dachte ich, und mein Entſchluß ſtand feſt. Ohne viel Beſinnen rannte ich auf meines Vaters Zimmer. Er war eben unbeſchäftigt und empfing mich freundlich. Athemlos, mit pochendem Herzen brachte ich mühſam hervor: „Papa, ich will gern mit Dir reden.“ Mein Vater lachte: „Ich bin auf Alles gefaßt, denn ich ſehe, daß es keine Kleinigkeit betrifft.“ Ich ſetzte mich neben meinen Vater und fragte: „Papa, glaubſt Du, daß Baron Schöndorf noch ernſtlich an mich denkt?“ Meines Vaters Geſicht veränderte ſich, er ward ſehr ernſt, aber ſchwieg. „Glaubſt Du das, Papa?“ „Ja, ich glaube es.“ „Dann bitte ihn, von hier abzureiſen, je eher, je lieber.“ Mein Vater ſchwieg abermals ſehr ernſt, aber mir war nicht zu helfen, ich mußte vorwärts, durch den Kampf des Lebens. „Bitte ihn abzureiſen und wenigſtens ein Jahr abweſend zu ſein. Ich will die Zeit benutzen, mich in noch anderer Weiſe auszubilden, als ich bisher gethan; ich will kein Glück empfangen, ohne es zu verdienen.“ Nun war Alles geſagt; mein Vater ſchloß mich feſt in ſeine Arme und erwiederte: „Verlaſſe Dich ruhig auf mich, ich ehre Dein Vertrauen und werde, was Du mir geſagt, treulich bewahren. Du haſt nichts zu fürchten, und ich billige Dich ganz.“ „Papa, ſage es ihm übermorgen; morgen möchte ich ihn noch einmal wiederſehen, aber dann nicht mehr. Wenn er Abſchied von Mama nimmt, will ich nicht dabei ſein. Er kann mich ja vergeſſen, ich weiß, das kann man; ein Jahr iſt lang, und nichts ſoll ihn binden.“

Noch lange lag ich an meines Vaters Bruſt, ſtill weinend, wie ein Kind; wir ſprachen beide nicht. Da klopfte es, und ich enteilte durch eine Nebenthür. — Alles war geſchehen; ein Ende mußte kommen, nun war es da, und ich hatte es herbeigeführt. Reue empfand ich nicht, ein Jahr lag noch dazwiſchen.

Am nächſten Tage kam Schöndorf mit zwei Freunden meines Vaters zu Tiſche, und es machte ſich ſo, daß ich meinen Platz neben ihm bekam. Er war natürlich völlig unbefangen, dadurch war ich es auch. Als ein Salat ſehr geſchätzt ward, warf meine Mutter einen triumphirenden Blick auf mich; ich ſah ſie bittend an, ſo blieb es dabei. Wäre ich eitel geweſen, die Demüthigung lag nicht fern.

Nach dem Eſſen bereitete ich, wie jetzt ſtets, den Kaffee, aber Schöndorf hatte das noch nicht erlebt. Ein Lächeln glitt über ſein Geſicht; ob es dies Lächeln war — wahrſcheinlich hatte ich die Kanne unvorſichtig, und der Warnung meiner Mutter unerachtet, in die Röhre der Maſchine geſtellt, kurz, ſie ſtürzte herab, und die ſchneeweiße Serviette, die ſchöne Tiſchdecke, waren einem braunen Meer zu vergleichen. Eine geſchickte Hand ſtellte die noch immer ſtrömende Kanne wieder auf ihre Beine, meine Mutter war erſchreckt aufgeſprungen; Gottlob, verbrannt war Keiner; die alten Herren ſchurrten herbei, das Entſetzen mit anzuſchauen, der junge Herr — nun, dem war, glaube ich, nicht ſonderlich zu Muthe. Ich aber war bleich und ſtarr vor Schrecken, aber nicht lange; ich griff tüchtig an, und alles Störende ward bald beſeitigt. Der eine alte Freund ließ die Unterlippe tief herabhängen in übelſter Laune, der andere war galant, und das war nicht viel angenehmer; mein gütiger Vater lachte, und wie dankbar war ich für dies liebe helle Lachen, welches mir ſo wohl that, daß ich leichtſinnig mitlachte. Der Kaffee erſchien in zweiter, verbeſſerter Auflage, und damit war Alles abgethan, ſo weit vergleichen ſich abthun läßt, denn *der* Nachſatz iſt leider dabei.

Nach dem Kaffee kam das Geſpräch auf China; Henath Schwarz, einer der beiden älteren Herren, war vor Jahren dort und ſprach lange und ausführlich darüber. Am Schluß ſeiner Mittheilung fragte er Baron Schöndorf ſcherzend, „ob er wohl wiſſe, daß, nach Annahme der Chineſen, der Mann im Monde ein Chineſe ſei und zugleich



Das Album

der alleinige Eheſtifter. Durch ihn würden von früh an die Zwei, welche er für einander beſtimme, mit unſichtbaren, aber unzerreißbaren Seidenfädchen an einander geknüpft, und ſo ſei alſo auch Schöndorfs Geſchick ſchon abgemacht, und er möge nur nach dem Seidenfädchen umſchauen." Dieſer entgegnete lächelnd, er „wolle den Mann im Monde nicht bemühen und das lieber ſelber beſorgen." Mir ward ganz unheimlich bei dem Geſpräch. Iſt denn der kleine Seidenfaden wirklich um meine Hand geſchlungen? —

Die alten Herren gingen; Schöndorf zögerte noch und bat mich, ihm gelegentlich ein kleines Bild in meinem Album, welches er früher flüchtig geſehen, noch einmal zeigen zu wollen. Gelegentlich — er wußte nicht, daß es ſo bald kein Gelegentlich für ihn geben wird.

Ich ging, das Buch zu holen; er ſetzte ſich mir gegenüber an einen Tiſch am Fenſter, und während ich arbeitete, betrachtete er ruhig alle Zeichnungen und Bilderchen, an welchen mein Album ſo reich iſt. Schöndorf zeichnet wunderhübſch, und ich bat ihn, mir als Eingebung des Augenblicks irgend einen Baum, einen Strauch, was er wolle, hinein zu zeichnen. Er ging darauf ein und wir ſaßen ſicherlich eine Stunde einander gegenüber, wenig redend, jeder auf ſeine Weiſe beſchäftigt, ein Bild häuslicher Ruhe. Mir war wohl dabei, und das nahm ich für ein gutes Zeichen.

Als Schöndorf Abſchied nahm, gab ich ihm die Hand und dankte für die wirklich allerliebſte Zeichnung. Er ſah überraſcht, aber erfreut aus und ſchied heiter, während mir doch ein wunderbares Weh durchs Herz ging. Ach, es iſt Alles nicht ſo leicht in der Welt! Buch und Geräthe zuſammenraffend, ging ich auf mein Zimmer, dankbar, daß ich eines habe und allein ſein konnte. Ich wußte, daß Alles kommen würde, wie ich gewollt; das lange Jahr lag vor mir, wie in trübe Nebel verhüllt, was kann ein Jahr nicht bringen! — Traurige, ängſtliche Gedanken zogen durch meine Seele, aber mich aufraffend, ſagte ich mir, daß es für mich nur zwei entſcheidende Fragen geben könne, die, ob ich recht, ob ich unrecht gehandelt habe? Eine tief innere Stimme ſagte: recht, und ſo iſt es auch, und jetzt bin ich ruhig. Eine Hausfrau ſein iſt etwas Ernſtes, und ich will in dieſen Beruf nicht eingehen, als ob es ein Zeitvertreib ſei.

Nach dieſen Betrachtungen ging ich zu einer Eintheilung des Tages, von jetzt an, über, und hatte dabei natürlich auch die Bequemlichkeit und Annehmlichkeit meiner Eltern im Auge. — Nachdem ich lange nachgeſonnen und die Zeit eingetheilt hatte, mußte ich plötzlich, von innerer Eingebung getrieben, die Hände falten und beten: „O, mein Gott, mein Streben iſt ſo ſehr auf äußere Dinge gerichtet, auf Lernen und Schaffen, aber wozu wird es mir nützen, wenn ich Deinem Reiche nicht näher komme! Das laſſe mich feſthalten, als das Erſte und Beſte, und hilf mir dazu mit Deiner Barmherzigkeit.“

Jetzt erſt fühlte ich mich frei und wohl, jetzt erſt erſchien mir mein Streben und Wollen geſegnet. — Ich weiß es nun ganz feſt, mit Gott will ich beginnen, mit Gott weiter gehen, ohne Eitelkeit und innere Ueberhebung. Indem ich mir für meinen einſtigen Beruf aneigne, was jedes Mädchen wiſſen müßte und ſollte, erfülle ich eine ganz einfache, ſchon durch Rechtlichkeit gebotene Pflicht, und indem ich mich vor Gott demüthige, erlange ich die Hoffnung auf ſeine gnadenvolle Hülfe. So will ich weiter gehen, Lorchen. Am nächſten Tage, als mein Vater ſich einen Augenblick mit mir allein befand, gab er mir freundlich die Hand. Sein Blick, ſein Händedruck ſagten mir Alles. Ich mußte aufſeufzen vor innerer Erregung: „Vater, iſt es auch recht, daß die Mutter nichts erfährt, iſt es auch kindlich? Aber, ach, ich möchte ſo gern ſtill meinen Weg gehen und nicht darüber reden.“ Mein Vater ſchwieg einen Augenblick und ſagte ernſt: „Ich will Deiner Mutter Alles ſagen; ſie wird Dich gewähren laſſen, ein Jahr iſt eine lange Zeit. Biſt Du noch entſchloſſen, nicht Abſchied zu nehmen?“ „Ja.“ „Gut, ich glaube auch, es iſt beſſer ſo.“ Damit war Alles abgethan, aber mein Herz, mein ſchwaches Herz blutete; das ſage ich Dir.

Jetzt bin ich in vollem Gange und ganz ſtandhaft, aber nicht ganz Martha, ich kniee auch als Maria zu des Herrn Füßen. Lebe wohl, mein Lorchen; ich bleibe hier, aber liebe Dich unbeſchreiblich treu.

Deine Lilli.

Lorchen an die Baronin von Elden.

Wie danke ich Ihnen die Zeit, welche ſie mir geſchenkt haben, meine liebe gütige Mama, und den Brief, den ich ſo liebe und im Herzen trage. Nicht ſtets mag es wohl geſchehen, daß junge und ältere Menſchen ſich ganz verſtehen, aber Sie verſtehe ich immer und hänge Dem, was Sie andeuten, gedankenvoll nach. —

Oftmals erläutern kleine Begebenheiten mehr als viele Worte. Am Morgen meines Geburtstages hatte ich ſchon manche Erinnerung kämpfend an meiner Seele vorüberziehen laſſen, bevor ich zu meiner Mutter hinabging. Mein Geburtstagstiſch war zierlich und liebevoll geordnet, wie immer, aber er ſah ernſt aus, weil jede Roſenfarbe fehlte. Meine Mutter hatte viel geweint, wir hielten uns lange ſtumm umfaßt. Endlich ſagte ich: „O, weine doch nicht ſo an meinem Geburtstage.“ Da brach der lang verhaltene Schmerz übermächtig hervor. „Ich ſoll nicht weinen! o, Lorchen, Du trittſt heute in Dein zwanzigſtes Jahr, und was haſt Du von Deiner erſten, ſchönſten Jugend gehabt, was? —

Ich warf mich neben meiner Mutter nieder, wir ſchluchzten Beide, da trat mein Vater ein, und wir erhoben uns ſtill und gefaßt. Er umarmte mich, liebevoller noch als ehedem, legte einen Geldbeutel in meine Hand und flüſterte: „Für Deine Armen.“ Ich glaube, er wollte meine Mutter beruhigen, denn er hieß mich gehen, weil er mit ihr zu ſprechen habe.

Faſt ſchwankend erreichte ich mein Zimmer, ſank an einem Seſſel nieder, und wiederholte wieder und wieder: „Was, o was habe ich von meiner Jugend gehabt!“ — Meine Thränen ſtrömten, aber ich ward ſtiller und ſtiller, es war mir, als ob ein Engel ſie mir abtrockene. Ruhig, voll Reue, ſagte ich laut: „Das habe ich von meiner Jugend gehabt, daß Du, mein Herr und mein Gott, mich mit unverdienter Gnade überſchüttet haſt, daß ich mich vor Dir habe demüthigen lernen und Dich preiſen werde mein Lebelang.“

Wie ein lang erſehnter Regen plötzlich verwelkende Blüthen und Blätter überſchwemmt und ihnen Friſche und Kraft zurückgiebt, ſo überflutheten mich in überraſchender Weiſe Gedanken voll Dank und Freudigkeit. O, ich weiß es jetzt, meine Jugend war bis hieher wunderbar reich! Ich habe die Liebe, die nachſichtige Liebe der beſten Menſchen gehabt, meine Kindheit war eine glückliche, meine Erziehung ſorgfältig, ich habe ein fröhliches Herz, Sinn für die prachtvollen Wunder der Natur, und durfte einen Einblick in das geſellige Leben der Welt thun. Daß Gott mir Geſundheit gab, daß ich unverkrüppelt bin, wie habe ich auch dafür zu danken! —

Der erſte wahre Schmerz, der mein Leben traf, kam in der Weiſe über mich, wie wenn man einen Schlafenden aus lieblichen Träumen aufſchreckt. An das ernſte Ende, vor welchem gütige Herzen mich bewahren wollten, hatte ich niemals gedacht. Ich hatte ihn lieb gehabt, wie man einen Bruder lieb hat, mit ſtets wachſender Zuneigung, und begriff nicht, daß das nicht ſo fortgehen könne und dürfe für alle Zeit. Das war der Abſchnitt für mich, zwiſchen Kindheit und Jugend. Als ich Horaz zuletzt ſah, ſagte er mir, die Bekanntſchaft mit mir habe ihn gefördert; daſſelbe hätte ich ihm ſagen können, ich bin beſſer durch ihn geworden und täglich bitte ich Gott, ſein Leben zu ſegnen.

Gewiß, liebſte Mama, ich hätte eines Führers wohl bedurft, und Sterneck war mir dies bis zu ſeinem Tode, in treuſter Weiſe. Mit dankbarer Wehmuth werde ich ſeiner gedenken, ſo lange ich lebe. Einem Menſchen ſein ganzes Glück anvertrauen, heißt ihn unendlich ehren und ihm das ſchönſte Vertrauen ſchenken; ſo hatte ich meine Aufgabe aufgefaßt, die darin beſtehen mußte, es zu rechtfertigen. Wir haben viel Ernſtes mit einander verhandelt, aber ſind auch jugendlich froh und glücklich geweſen, wie man es in unſerem Alter wohl immer iſt. Wir armen thörichten Menſchen glaubten, über Alles gedacht, über Alles uns gegeneinander ausgeſprochen zu haben; wir dachten auch an Trennung, aber ſie lag uns noch fern. Auf den Schlag, der mich getroffen, war ich nicht vorbereitet, immer dachte ich, Er werde mich verlieren. So hat es nicht ſein ſollen — aber mir iſt, als trüge ich den Namen, der mir zugedacht war, als müſſe ich ihm mehr Ehre noch machen, als demjenigen, den ich in Wirklichkeit trage. O liebſte, verehrte Mama, wenn ich die Aufgabe löſen will, muß ich viel demüthiger noch werden, viel ſtolzer auch im Abwenden von allem Böſen, aber ohne Selbſtgerechtigkeit. So war Sterneck; er ging ruhig an allem Geringen vorüber, für ihn gab es überall hin Grenzen, die er nicht überſchritt, aber er hätte das Gegentheil unmöglich gefunden. Monate nach ſeinem Tode machte ich mir Vorwürfe, wenn ich heiter war, wenn ich lachte. Das thue ich nicht mehr; ich ehre ſein Andenken, ich beſtrebe mich, beſſer zu werden, aber ich gebe mich ganz einfach dem Leben der Gegenwart hin, was ja nach Außen hin ſtill und ruhig vergeht. Ich bin wieder Lorchen, die einzige Tochter des Hauſes, die ſo viel Grund hat, dankbar, thätig, liebevoll zu ſein. Aeußerlich bin ich wohl nicht ganz dieſelbe; meine Mutter behauptet, ich habe eine kleine Falte an den Augen bekommen und einen Schmerzenszug um den Mund. —

Das freut mich, ich fürchtete ſtets, nicht betrübt genug zu ſein. —

Eben jetzt ſind meine Brüder hier, Heinrich als eingereihter Cadett, Ludolph vom Gymnaſium; beide genießen das elterliche Haus in vollen Zügen, und Heinrich hat noch zwei Cadetten mitgebracht, die keine Angehörigen haben, zu denen ſie reiſen konnten. Das giebt Leben im Hauſe! Jeder drückt ein Auge zu und läßt die luſtige Jugend gewähren. Ich bin ihnen ſehr wichtig, denn wenn ſie, und das kommt ſehr oft vor, einen Hauptwunſch haben, heißt es ſtets: „Lorchen, Du mußt für uns bitten, Du mußt für uns flehen!“

Papa hat ihnen einige Bäume überwieſen, in welche ſie hineinſteigen, pflücken und ſchütteln dürfen; aber dieſe Wirthſchaft! — Was mich freut, iſt, daß ſie ſich dieſen Jubel nur geſtatten, wenn Otto, der Zögling im Paſtorat, den ich Ihnen ſchon nannte, Theil nehmen kann. Dieſer unterrichtet die Dorfjugend im Turnen, und unſere vier Jünglinge ſind alle dabei, und namentlich die Cadetten, Feuer und Flamme; Ludolph iſt ziemlich dick und bequem. Um doch etwas zu thun, verſprach ich, ihnen einen Kaffee auf dem Turnplatze geben zu wollen, und wäre faſt dafür erdrückt worden: „Lorchen, Du goldnes Lorchen, aber gieb ihn gleich, gieb ihn am Mittwoch, es könnte etwas dazwiſchen kommen, das kann man gar nicht wiſſen. Hörſt Du, Lorchen, aber gieb ihn gleich, und ungeheuer viel, hörſt

Du? Ich trinke vier Taſſen wenigſtens!" „Ich ſechs." — Herzlich lachend verſprach ich was ſie wünſchten.

Die Eltern bekamen auf der Stelle eine Einladung, denn daß dieſe mir, als Wirthin, zukam, fiel ihnen gar nicht ein. Die Zuſage erfolgte, denn meine Mutter wollte, glaube ich, nebenbei ſehen, ob ihr kleiner, dicker Liebling nicht zu ſehr angeſtrengt werde. Schieberkuchen wurden gebacken, bei dem Bäcker im Dorfe Butterſemmel beſtellt und bei dem Wirthe dort der Kaffee. Was den Erfolg anbelangt, liebſte Mama, kann ich nur ſagen, daß ich ein Zauberfeſt gegeben habe, wobei auch die Zuſchauer, auf welche ich ſehr gerechnet hatte, nicht leer ausgingen. Mein Vater war angenehm durch den guten Pfarrer unterhalten und beide angezogen durch die Fröhlichkeit und Gewandtheit der Knaben. Die Mutter fand Vieles recht halsbrechend, aber ward nach und nach ſehr heiter und ich ſo glücklich, als ich noch ſein kann, durch das Bewußtſein, Andere zu erfreuen. Otto war ſehr liebenswürdig und die Seele des Ganzen. Er iſt ſehr hübſch und voll Feuer und Leben; Gott wolle ihn behüten! Der Pfarrer liebt ihn ſehr, man ſieht deutlich, daß er oft fürchtet, zu ſehr, aber es mag wohl ſchwer ſein, ſich dagegen zu wehren, denn aus ſeinen kräftigen Augen blitzen Herz und Verſtand. —

Sehr dankbar bin ich für den gütigen Gruß Ihrer Frau Tochter; dort im Hauſe habe ich viel Gutes gelernt und manche Freude gehabt, das werde ich niemals vergeſſen. Auguſte von Roſchau iſt noch unverſagt; ſie ſchrieb mir kürzlich in ihrer herzlichen, ungeſtümen Weiſe: „Mein Bruder lebt ſo hin wie viele Menſchen, anſcheinend heiter und ſehr beſchäftigt, aber das kann ich Dir ſagen, ſein Herz iſt noch unbefriedigt, das konnteſt nur Du ausfüllen. Er konnte Dir Alles bieten, was ein junger Mann einem Mädchen nur anbieten kann, aber Dir genügte es doch nicht; was Dich von ihm und Deinem Glücke trennte, war doch nichts als einfältiges Vorurtheil. Wenn Du den Einen nicht wollteſt, hätteſt Du wenigſtens den Anderen nehmen ſollen. Ich kann auch keine Schwägerin lieben, wie ich Dich geliebt haben würde. Hätteſt Du damals nachgegeben, hätteſt Du jetzt keinen Anlaß zu trauern.“

Auguſte bedenkt nicht, daß ſie vielleicht auch von mir hätte ſagen müſſen: „Eleonore lebt ſo hin, anſcheinend heiter, aber ihr Herz iſt unbefriedigt.“

O, meine liebſte, verehrte Mama, ſäße ich nur an jedem Tage eine Stunde an Ihrem Schreibtiſche rechnend und ſchreibend, das wäre doch eine kleine Hülfe. Sähe ich einmal an jedem Tage in Ihr Antlitz voll Würde und Ernſt, welch' große Hülfe wäre das für mich! Daß der gute Herr von Roden meiner gedenkt, wie danke ich es ihm! Ein Mal, ja ein Mal noch im Leben möchte ich an ſeiner Bruſt ruhen und weinen wie damals, als ich Abſchied nahm; weinen wie ein Kind, welches keine Zeugen ſcheut und keine Auslegung, ſondern nur weint. Als ich von Horaz ſchied, beſchloß ich feſt, ihn nimmer vergeſſen zu wollen, nimmer durch mein ganzes Leben hin. Das iſt leicht zu erfüllen; was gut und edel iſt, kann aus keiner Seele getilgt werden, welche Verſtändniß dafür beſitzt. Weshalb ſollten wir nicht an einander denken? Zwiſchen uns war Alles ſo offen, rein und klar, ſo beglückend, als ob die Engel im Himmel ihren Frieden auf uns herabgeſenkt hätten. So blieb es auch in der Scheideſtunde, der Schmerz nahm den Frieden nicht.

Meine Eltern tragen mir die herzlichſten Empfehlungen auf, voll Dank und Verehrung. Mein Vater wird immer mehr Pommologe, immer eifrigerer Landwirth. Die Häuſer in den Dörfern werden hergeſtellt oder neu aufgebaut; ein Geiſt der Ordnung, und ich hätte faſt geſagt, der Anmuth, waltet überall. Gewiß macht es die Menſchen beſſer, wenn man ſo für ſie ſorgt, für innere Räumlichkeit, für beſſere Einrichtung im Allgemeinen. Wo die Menſchen in engen Räumen auf einander geſchichtet ſind, wie ſoll da Sinn für Reinlichkeit und Ordnung entſtehen. — Mit inniger Freude empfinde ich es, mein Vater iſt in rechter, praktiſcher Weiſe Wohlthäter ſeiner Untergebenen, er will ihr Wohl und ihre Zufriedenheit. Meine Mutter folgt dieſem Streben mit reger Theilnahme und unterſtützt es in ihrer Weiſe, durch Sorge für Kranke und Arme, durch

Vertheilung von Kleidungsſtücken und Lebensmittel, wo Noth vorhanden iſt. Das iſt ja eben das Segensreiche eines größeren Landbeſitzes, daß man, mit den Mitteln dazu in Händen, viel Gutes ſtiften, viel Schlimmes und Trauriges verhüten kann. Eine Bibliothek iſt hier errichtet, aus welcher im Winter den Leuten wöchentlich Bücher verabreicht werden, die größeren Kinder leſen den Eltern daraus vor, und das hält Abends Alle gemüthlich beiſammen. Auch eine Nähſchule iſt für die Dörfer geſtiftet, und ſeitdem dieſe beſteht, ſind die zerriſſenen Kleider der Schulkinder kein Gegenſtand der Rüge mehr. Alles iſt gut geflickt und geſtopft. —

In dieſer letzten Zeit habe ich eine allerliebſte Bekanntſchaft gemacht; Otto's einzige Tante, Frau von Warring, beſuchte ihn im Paſtorate und kam auch auf einige Tage zu uns. Niemals ſah ich zuvor ein ſo durch und durch fröhliches Weſen, ſie iſt noch ſehr jung, bildhübſch und ſtrahlt von Geſundheit und Friſche. Durch dieſe Heiterkeit ziehen ſich, und das iſt das Wohlthuende davon, ernſte Auffaſſung und tief religiöſer Sinn; mit ihr läßt ſich lachen und weinen. O, ein Mal noch möchte ich ſie wiederſehen!

Meine Eltern empfehlen ſich mit herzlicher Ergebenheit. Mein Vater nimmt ſich die Freiheit, einige Notizen über landwirthſchaftliche Erfahrungen einzulegen. Mit treuer Liebe und Dankbarkeit

Lorchen.

Tante Suſanne an Otto.

Lieber Otto! vor Allem will ich Dir ſagen, daß dies Schreiben ein Circular iſt, welches Du an Onkel Wilhelm ſenden ſollſt, und dieſer an Tante Marie, denn ſo müßten ſie eigentlich genannt werden, weil ſie ſo ſehr vernünftig ſein können, mehr wenigſtens als Du, denn von mir will ich aus Beſcheidenheit nicht ſprechen. Du wirſt zuerſt finden, was Dich angeht, dann kommen die zwei anderen würdigen Leute an die Reihe.

Theurer Neffe, beunruhige Dich nicht zu ſehr über das Altwerden Deiner Tante, noch über die Eile, mit der vielleicht jetzt noch, im letzten Augenblick, ein einnehmendes Bild von ihr erwiſcht werden könnte. Frage einmal nach zehn Jahren wieder vor; dann wird man vielleicht ſagen dürfen: „Die liebe Dame ſoll ſich jetzt malen laſſen, das iſt noch der rechte Moment dazu.“

Auch mir wird es ſchwer, Dich mir zu einer Zeit zu denken, wo Deine Deviſe: „Durch, edler Aar! die Wolke muß Dir weichen,“ nicht mehr paſſen wird; als alter Mann mit lebhaften Augen und ſteifen Beinen, was ſtets ſo ſchlecht paßt. Ich habe mir die Freiheit genommen, Dich ſo zu zeichnen, und Dein Onkel, der ſolche Art Zeichnerei (was ſagſt Du zu dem hübſchen Worte?) durchaus nicht liebt, konnte ſich eines kleinen Lächelns nicht erwehren. Sobald er lächelt, iſt er verloren, denn ich laſſe dann gar keinen Ernſt mehr aufkommen.

Wir kamen um die Mittagsſtunde heim; die Leute erwarteten uns und ſtrahlten vor Freude. Der Eingang des Hauſes war mit Blumen geſchmückt, und ich fand mein Lieblingsgericht, eine Gemüſeſuppe. So empfangen, fühlten wir doppelt die Gemüthlichkeit des eigenen Hauſes. O, Otto, wenn Du jemals einen eigenen Heerd haſt, ſei ein gerechter, gütiger Herr, ſieh' alle Fehler nicht zu ſcharf, ſondern bedenke, daß wir Alle „Mängel des Ruhms“ ſind. Wenn Herrſchaft und Leute im erſten halben Jahre mehr Geduld mit einander hätten, oder umgekehrt ſich nicht ſo ſehr überſchätzten, es würden mehr Dienſtboten in demſelben Hauſe ergrauen, wo ſie ihre Dienſtzeit antraten. Siehſt Du, es macht ſo viel beſſer, wenn man Zuneigung findet, denn, wohl fühlend, daß man ſie hie und da nicht völlig verdient, ſucht man abzuhelfen und Eigenheiten abzulegen.

Die große Neuigkeit des Tages iſt, daß Warring und ich einem Ernteball beim General von L. beigewohnt haben. Ich war ganz einfach im weißen Kleide, einen Roſenkranz auf dem Kopfe, ganz ſo, weißt Du, als damals, wo wir am Brunnen ſaßen und einander ſo lange mit Waſſer beſpritzten, bis Deine Mama böſe ward und uns beide nach Hauſe püſterte. Wie es kam, weiß ich nicht, aber ich war diesmal ſehr hübſch, und als ich am Arm Seiner Excellenz in den Saal ſchwebte, entſtand leiſes Beifallsgemurmel. Ich war ſehr vergnügt darüber, das ſage ich Dir aufrichtig, aber nach einigen Augenblicken jugendlichen Triumphes dachte ich, „wenn Du nun garſtig wärſt, aber eine ſehr gute, vortreffliche Frau, viel beſſer als Du biſt, wie anders würde man Dich empfangen!“ Ich ſah nach Deinem Onkel um, er ſah ernſt aus, aber nickte mir freundlich zu. Wir verſtanden einander wohl. — Die eigentlichen Ernteleute, wie der General ſie nannte, tanzten im Nebenhauſe und gaben ſich nur durch ein mit Muſik dargebrachtes Hoch kund; im Schloſſe tanzte die junge Welt der nächſten Umgegend und die Dienerſchaft, weshalb der General es ein Volksfeſt nannte. Das Ganze war ſehr zahlreich, da auch die Töchter der Pächter und Officianten geladen waren, und die ſeltſamſten Geſtalten aus den verſchiedenen Claſſen der Geſellſchaft kamen dabei zum Vorſchein. Mich beluſtigte dies Feſt ſehr, zu ſehr, wie Du bald ſehen wirſt. Ein junger Löwe, der ſtets über Kreuz ging und tanzte, wobei er nebenbei unmäßig lief, mit eingebogenem Rücken, den Kopf im Nacken, die Naſe hoch gegen die Decke gerichtet, verfolgte mich mit ſeinen troſtloſen Aufmerkſamkeiten. Ein Tanz, den ich frei hatte, ward ihm zur Beute; wir traten an und haspelten fort, von Takt war keine Rede, und nicht lange, ſo verwickelte mein Tänzer ſich in ſeinen Beinen und ſchlug jämmerlich zu Boden. Wie ich es anfing, mich ausdieſem Schiffbruch zu retten, das weiß ich ſelber nicht, als ich jedoch zur Beſinnung kam, ſaß ich auf dem Schooß einer Dame, die mich mit beiden Armen umſchlungen hielt. Mein Cavalier raffte ſich auf, aber einige Takte noch, und die Muſik ſchwieg, bevor ich noch mit mir einig war, ob ich aus Mitgefühl forttanzen müſſe.

Während ſpäter Erfriſchungen umhergereicht wurden, ſetzte man ſich an kleine Tiſche, und ich gerieth in eine ſehr heitere Geſellſchaft. Abermals ſage ich, wie es kam, ich weiß es nicht, aber nicht lange, und einer der Herren überreichte mir Papier und Bleiſtift, und einige Minuten ſpäter lag mein armer Tänzer, nur leider zu getreu, auf dem Papier. Stürmiſcher Beifall begrüßte mein Talent, und die Zeichnung machte im Geheimen die Runde in der Geſellſchaft. Halb geſchmeichelt, halb beunruhigt ſah ich zu meinem Manne hin; er ſah ruhig aus, aber mich ſah er nicht. —

Beim Wegfahren hatte Dein Onkel die größte Sorgfalt für mich beim Einpacken, aber dann zurückgelehnt im Wagen und wenigſtens gethan, als ob er ſchliefe. Am nächſten Tage ernſte Freundlichkeit, aber geringe Beachtung meiner hohen Perſon. Das war mir doch zu viel, und in einem Augenblick, wo ich am Fenſter ſtand, und Dein Onkel an der entgegengeſetzten Seite des Zimmers ruhig ſaß und las, lief ich auf ihn zu und fragte: „Iſt es wegen der Zeichnung?“ Er blickte mich mit ſeinen hellen Augen tief und durchdringend an und erwiederte: „Ich habe Dein ehrliches Herz und Dein Zartgefühl vermißt.“ Das war viel auf ein Mal! Ströme von Thränen überflutheten mein Geſicht; Dein Onkel ließ mich ruhig weinen und ſagte endlich: „Glaube mir, Suſanne, einmal tief und ernſt bereut, erſpart viel ſchwache, unfruchtbare Verſuche in ähnlicher Weiſe.“ — Lauter Weisheit, und ich armer Tropf ſtand da wie ein armer Schulbube vor ſeinem geſtrengen Lehrer. (Verzeihung wegen der Anſpielung auf die Schule; Du biſt ja jetzt ein Privatmann, wenn auch kein unabhängiger.)

Siehſt Du, Otto, die ganze lange Geſchichte habe ich Dir nur erzählt, damit Du, auf meine Unkoſten, klüger wirſt. Lerne nur mehr und mehr, alle Ausbrüche und Hinneigungen Deiner etwas übermüthigen Natur bezähmen, denn Du ziehſt doch den Kürzeren dabei. Zu Deiner ernſteren Belehrung wünſchte ich, Du hätteſt mich geſehen, ich ſage Dir, ich ſtand da wie ein Schaf, aber das macht das Gefühl der Schuld. —

Oftmals denke ich an Weſtwalde zurück. Du glücklicher Menſch, wie viel iſt Dir gegeben! Deinen vortrefflichen Freund und Lehrer grüße ich viel tauſend Mal mit dankbarem Herzen. Wenn nach einiger Zeit eine wohl verpackte Paſtete bei Euch eintreffen ſollte, weißt Du, woher ſie kommt. An Lorchen, an das liebe Lorchen, ſchrieb ich. Adieu, Otto; wenn Du das Herz auf dem rechten

Flecke haſt, wirſt Du wiſſen, daß Du jetzt noch mehr Reſpekt vor Deiner Tante haben mußt. Adieu, Du lieber Junge. —

Du lieber, ehrlicher Wilhelm, nun komme ich zu Dir, und für Dich war alles Vorhergehende nicht geſchrieben, denn Du fehlſt höchſtens aus Pedanterie oder ähnlichen kleinen, amüſanten Gründen, Du lieber, treuer Junge, ich umarme Dich herzlich, denn Dich ſah ich ſo lange nicht, und wir haben uns doch Alle untereinander ſo lieb gehabt. Sage mir nur in Deinem nächſten Briefe, für welchen Lebensberuf Du Dich entſchieden haſt. Ein Naturforſcher werde doch lieber nicht; das einzige Wahrſte, was Du dadurch lernen könnteſt, bleibt: „Für den Tod kein Kraut gewachſen iſt.“ Ernſtlich, Du lieber Freund, willſt Du es dennoch werden, o, ſo bewahre Dir die reine, tiefe Gottesverehrung, welche den Meiſtern jener Wiſſenſchaft nur zu oft abgeht; bete Du ſtumm und demüthig an, wo ſie im Triumph der Wiſſenſchaft unerforſchliche Wunder als naturgemäße Wirkungen eines aufgezogenen Uhrwerkes darſtellen. Forſche, Du lieber Freund, aber bete forſchend mit noch mehr Andacht an. Keiner, als Du, darf wiſſen, was ich Dir da empfehle, aber es iſt das Beſte, was Dir ein Menſch wünſchen kann. Haſt Du wahre Gottesverehrung, dann darfſt Du ſagen, „Tod, wo iſt Dein Stachel?“

Deine Liebhaberei erinnert mich an den alten, guten

Herrn von Groben. In den reich geſchmückten Zimmern ſeiner Frau ſtanden Blumentiſche, oft weit ab vom Licht, mit den ſchönſten Pflanzen beſetzt. Der alte Herr, mit ſeinem weißen Haar, ſeiner Brille und ſeiner gebückten Haltung, ging oftmals um dieſen Tiſch herum, vor ſich murmelnd, und ſagte mir ab und zu: „Die armen Blumen! es iſt Sünde, es iſt Sünde, ſage ich Ihnen. Da ſtehen ſie, ohne Licht und Sonne, in einer Temperatur, die ihnen nicht zuſagt, und verkommen. Und ſie fühlen das, ſage ich Ihnen, ſie fühlen das, ſie haben Empfindung, und deshalb iſt es Sünde.“ Damals war ich zu jung und deshalb zu dumm, um das ganz zu verſtehen, aber nachdem habe ich oftmals verkümmerte, vernachläſſigte Topfpflanzen nachdenklich und ernſt betrachtet. Oftmals, wenn ich zu träge war, meine Blumen recht zu pflegen, kam mir das Bild des lieben, alten Freundes vor Augen, und dann ſuchte ich wieder gut zu machen, was verſchuldet war. Wenn Männer ſo zarte Gedanken haben, macht das ſtets einen tieferen Eindruck, weil man ſie von ihnen nicht erwartet. An Deiner Stelle würde ich Rechtsgelehrter, das heißt Richter; dazu haſt Du, was Du brauchſt: einen offenen, geraden Sinn, Menſchenliebe, Mäßigung und Verſtändniß. Solche Leute kann die Welt gebrauchen und die armen Sünder auch. — Wo man Menſchen findet, da findet man auch Wohlwollen, aber doch, was willſt Du jenſeits des

Meeres, in wüſten Steppen, mit Deinem Herzen anfangen? Du gehörſt in die Heimath am eignen Heerde, denn Du biſt eine durch und durch gemüthliche Perſönlichkeit. Wie oft, wenn eines Deiner Lieblingsgerichte auf unſeren Tiſch kommt, denke ich: „Könnte ich Wilhelm davon ſchicken!“ Für Otto habe ich niemals ſolche Gedanken; dem iſt ſo leicht nicht beizukommen, weil es ihm eben gleich iſt, ob er eine Brodrinde oder ein Stück Braten hat. —

Otto ſchrieb mir, Chriſtian habe es bei ſeinem vortrefflichen Handwerk noch nicht ſo weit gebracht, ſeine Kleidungsſtücke durch Leim oder Nieten zuſammen zu halten, und ſo lege ich zur Ergänzung mangelhafter Stücke einige Thalerſcheine ein. In meinem Schreibtiſche befindet ſich ein kleines geheimes Fach, und dahin lege ich beim Empfang des Geldes für perſönliche Ausgaben ſtets eine kleine Summe, die ich vor mir ſelber verſtecke und ſie zu vergeſſen bemüht bin. Aber Du weißt, mein Gedächtniß war immer gut; will ich eine thörichte Ausgabe machen oder einen Armen unterſtützen, der es nicht verdient, dann eile ich auf den Fußſpitzen zu meiner Schatzkammer, nehme mit halb verſchloſſenen Augen heraus, was ich bedarf, und gehe langſam damit fort, langſam wie Einer, der da weiß, daß er vorläufig nichts Dummes mehr thun kann. Das Geld für Chriſtian habe ich mit einem gewiſſen Stolz hervorgeholt, aber dieſe zwei Thaler waren auch das Letzte, worüber ich zu gebieten hatte. Schafft ihm Stiefel dafür an und bittet ihn mit freundlichem Gruß von mir, ſie nicht, wie gewöhnlich, ſchief zu geben. Die Kinder aus der Gegend hier haben mir ſchon Säckchen voll Nüſſe gebracht, die ich für Euch bewahre; kommt Ihr dann zu Weihnachten in's Vaterhaus, könnt Ihr Pech und ſchwarzer Peter mit den Paſtors ſpielen. Warring ſagte letzthin: „Wenn Du recht ſparſam biſt und wir Geld zu einer Weihnachtsreiſe übrig haben —“ O, wie jubelte ich mit Thränen in den Augen! Nein, ich möchte nicht reich ſein; ſo ſich eine Freude verdienen, erwerben, das kann kein Reicher. Wer ruhig ſagen kann: Wir reiſen hier oder dort hin, und dabei die Mühe beklagt, ausſprechen zu müſſen, welche Anſtalten getroffen werden ſollen, oder vielleicht gar ſelber das Reiſegeld einlegen zu müſſen, o, der weiß nicht, was es iſt, ſo ſeelenfroh ſein, ſo mit kindlicher Dankbarkeit zu Gott aufzublicken mit der ſtillen Bitte, Er wolle die reizende Ausſicht auf ſo große Freude gelingen laſſen. Wie will ich vernünftig ſein! Gleich am ſelben Abend nahm ich mir gar keinen Zucker in den Thee — ja, lacht nur, — aber es war mir doch zu ungewohnt, und nach einem leichten Seufzer ſtahl ich ein kleines Stückchen aus der Zuckerdoſe. Die zweite Taſſe ward heroiſch ſo hinuntergeſchluckt, ganz zuckerlos, und ich ſaß nach dieſer heimlich beſtandenen Probe hoch aufgerichtet am Theetiſche. Lacht nur, ich weiß, daß dieſe Hülfe eine kindiſche zu nennen iſt, aber ich will Etwas dafür thun, ich will für die Erreichung meines liebſten Wunſches ein, wenn auch nutzloſes Opfer bringen. Jeden Tag gebrauche ich zehn Stückchen Zucker, macht in zehn Tagen hundert Stückchen. Nun, lacht Ihr noch? — Ja, ſeht Ihr, Eines zum Anderen wird aus dem Kleinen das Große. Aber ſehen muß ich mein Opfer; an jedem Tage werden die zehn Stückchen in einen Kaſten gelegt, ich muß ſehen, wie es ſich darin mehrt, und Weihnachtabend trinke ich dann die erſte ſüſſe Taſſe Thee, Weihnachtmorgen die erſte ſüße Taſſe Kaffee mit Euch! —

Seit jenem Ausſpruch kümmere ich mich in unſerem kleinen Hausſtande noch mehr um Alles und bin noch fröhlicher ſeitdem; aber denkt nicht, daß ich geizig werde. Dies Kunſtſtück, Anderen das Leben ſchwer zu machen, will ich niemals lernen. — Adieu für heute, Wilhelm, Adieu, Du guter treuer Burſche. —

Fortſetzung folgt; jetzt kommſt Du an die Reihe, kleine gute Marie; Dir will ich Alles mittheilen, was für die wilden Brüder nicht paßt. Weißt Du, kurz vor Weihnachten will ich einſchlachten und jedem von Euch eine kleine Wurſt mitbringen, wie Ihr ſie ehemals von mir empfingt aus Eurer Mama Vorräthen. Dann heißt es hier umher: „Forſtmeiſters wurſchten.“ Nein, dieſe Ausdrücke, die wir daheim nicht kennen, wie beluſtigen ſie mich! — Wenn gewurſchtet wird, fällt doch ſtets Einiges ab für ein Näpfchen oder Töpfchen, welches mit beſcheidener, oft alter, zitternder Hand dargereicht wird, oder es platzt eine Wurſt, und ich finde, daß es beſſer iſt, zwei, drei, ganz kleine daraus zu machen für die armen, kleinen Tröpfe, die doch eben ſo gern vergnügt und glücklich ſein mögen, als ich in meiner Kindheit! O, Marie, geben können iſt doch die allerbeſte Freude. Die Bäume legen ſchon ihre braunrothgoldenen Herbſtkleider an, aber dazwiſchen prangt noch dunkles, prächtiges Grün. Ich benutze dieſen Herbſtſchmuck für unſeren Nachtiſch und ordne das Obſt in zierlichen Schalen zwiſchen farbigen Blättern. Das ſieht anmuthig aus und koſtet nur einige Minuten Zeit, die ich ſchon übrig habe. Dein Onkel freut ſich ſehr über dieſe Anordnung.

Eben erhielt ich den Brief Deiner Mama und damit die Nachricht, daß Flohr zum Prediger erwählt iſt. O, die Freude! Gott ſegne ihn, den lieben, prächtigen Menſchen! Ich lief zu meinem Mann und rief ins Zimmer hinein: „Flohr iſt Paſtor geworden, da muß ich ſchnell Kuchen backen.“ Er lachte: „Natürlich! und wir trinken heute auf ſein Wohl.“ Ja, auf ſein Wohl! —

An eine blumengeſchmückte Torte mußt Du nicht denken; ich hatte Waffeln gewählt, die mein Mann gern ißt, und wir tranken dabei auf das Wohl des beſten Menſchen, der in ſeinem Beruf noch Viele hinführen wird zu ſeines

Vaters Füßen. Jetzt iſt es Abend, und ich habe noch einige Augenblicke für Dich. Flohr bedarf nun für ſein Glück noch einer Paſtorin, aber wo ſoll er eine finden, die ihn verdient? — Ich dachte an Lorchen, — aber, bevor ich mich an den Schreibtiſch ſetzte, war es dunkel im Zimmer, die Sterne funkelten auf mich herab, und mich ans Clavier ſetzend, ſang ich die Schlußworte eines kleinen Ständchen-Verſes:

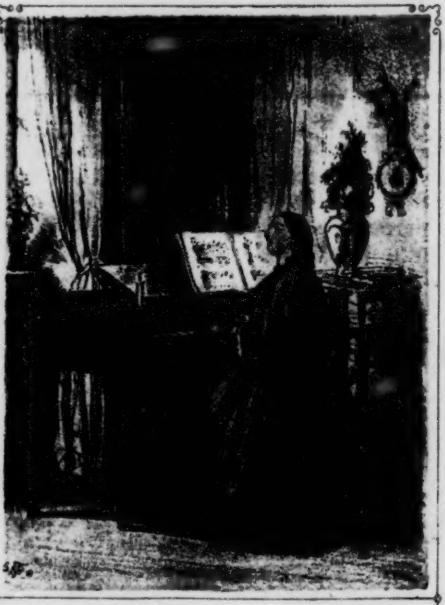
„Droben zieh'n die goldnen Sterne,
„Für uns Alle wacht der Hirt.“

Ja, für uns Alle wacht der Hirt! ich miſche mich nicht hinein. —

Es iſt noch lange bis Weihnacht, aber doch, fange nur an, Dich zu rühren, denn arme Kinder können viel gebrauchen. Weißt Du noch, wie wir früher den Schnaderhüpferl ſangen:

„Mei Käpperl,
Mei Tücherl,
Mei Röckerl,
Mei Weſterl,
Mei Strümpferl,
Mei Schuh,
Und i bin mei Vater
Sein luſtiger Bu'!“

Ja, ja, das gehört Alles dazu, und die kleinen, guten, blau gefrorenen Mädchen bedürfen eben ſo viel.



Am Clavier.

Nun noch eines von den Räthſeln, die Du ſo liebſt: Ein großer und ein kleiner Menſch ſtellen ſich neben einander und ahmen das Bellen der Hunde nach; was iſt das? — Wirf einen kleinen Seitenblick auf Dein Geographiebuch, wenn Du die Löſung finden willſt. Das iſt aber ſehr deutlich! Lebe wohl, Engelchen.

Deine Tante Suſanne.

Marie an Tante Suſanne.

Achtzehn Monate ſpäter.

Liebſte Tante Suſanne! geſtern war der Tag meiner Einſegnung, und ich weiß, Du haſt meiner gedacht, wieder und wieder, mit Deinen herzlichſten Wünſchen. O, daß Du nicht dabei warſt! — Die Brüder kamen am Morgen, kurz vor Beginnen des Gottesdienſtes; Mama hat nicht gewollt, daß ſie früher kämen, weil ſie doch ſo viel Zerſtreuung bringen, und ich ſollte ſtill in den Tag hinein gehen, der durch die Treue und Wahrheit, womit ich das abgelegte Gelübde halte, ſo viel entſcheiden wird über mein ganzes Leben. Wir hatten nur Zeit, uns die Hände zu ſchütteln, denn die Brüder mußten ſich in Eile umkleiden.

Mama hatte Abends zuvor eine lange Unterredung mit mir; es kam ſo Vieles zur Sprache, was wohl natürlich iſt, wenn man Abſchied nehmen muß von der Kindheit.

Mama bat mich eindringlich, mich nicht durch unnöthige Befangenheit um die ſchöne Feier des kommenden Tages zu bringen. „Das thun ſo Viele, ſagte ſie, und kommen faſt betäubt um Andacht und Beſinnung, und Alles geht traumartig an ihnen vorüber. Denke nicht an die Menge, welche Dich umgiebt, erhebe Dein Herz ernſt und ruhig zu Gott, dem Du Dein Gelübde darbringſt. Der Tag iſt nur einmal im Leben. Kannſt Du augenblicklich auf die an Dich gerichteten Fragen die geiſtige, beſſere Antwort nicht finden, ſo gieb die ſchlichte, einfache, denn der Sinn der Frage wird Dir, wenn Du ganz bei der Sache biſt, immer klar ſein.“ —

Liebe Tante, ich gab Mama das Verſprechen, thun zu wollen, was in meiner Macht ſei, und habe Wort gehalten. Es war ſo ſtill in meinem Herzen, und Clara und Sophie waren, ihrem Vater gegenüber, vielleicht noch unbefangener. O, das Glück, mit meinen beſten Freundinnen zugleich eingeſegnet zu ſein! Einmal wagte ich zur Mama und der Paſtorin hinzuſehen, die neben einander ſaßen; beide vergoſſen Thränen, und das zog mich feſter noch zu Gott hin, bei dem ſie um Segen für uns drei, wie für alle Confirmanden flehten. Ich weiß nicht, ob das ſonſt Sitte iſt, aber nach der Einſegnung gaben wir Confirmanden uns untereinander die Hand zum ſtillen Glückwunſch. Das geht wohl nur in einer Dorfkirche, wo die Zahl der Kinder nicht groß iſt. —

An der Kirchthür nahm ich Abſchied von Clara und Sophie, wir ſahen uns an dem Tage nicht mehr, ich blieb mit den Eltern und den Brüdern und war auch viel in meinem kleinen Zimmer, welches ganz neu für mich eingerichtet iſt, ganz einfach, aber unbeſchreiblich hell und anſprechend. Dort legte ich die Hände in den Schooß und dachte ſtill, oder eigentlich, ich träumte nur, und ich könnte Dir nicht ſagen was? denn ich weiß es nicht. Oft war′ mir, als ſchaue ich in eine weite Gegend hinaus, in leicht verhüllte Fernen; Beſtimmtes ſah ich gar nicht, nur glaube ich, mitunter Blumen, aber ich weiß es nicht gewiß. Wilhelm und Otto kamen zu mir, und beide waren ſo gut. Otto fühlt ſich glücklich in Schulpforte, und man iſt dort mit ihm zufrieden, und Wilheim, der gute, treue Wilhelm, iſt ſelig, dort jetzt mit ihm vereint zu ſein. Beide ſagten, zwei Brüder wären doch die allerbeſten Freunde, darüber hinaus ginge nichts. Otto ſagte, daß er einmal in Weſtwalde Willens geweſen ſei, Theologie zu ſtudiren, weil es ihn zu ſehr verdröſſe, daß junge Leute aus den erſten Ständen ſich dieſem Studium gänzlich entzögen, und doch einzig, weil der Stand eines Predigers keine großen irdiſchen Vortheile böte, und Entſagungen auferlege. Das ſei doch der beſte Beweis, daß der wahre Ernſt für die tiefere Bedeutung des Lebens fehle.

Wilhelm und ich ſahen einander an; Otto Paſtor! nein, dazu paßt er nicht. Mit ſeinem Herzen wohl, das iſt prächtig, aber mit ſeiner Geduld und Langmuth nicht, da würde er nicht ſagen können: „thut nach meinen Werken.“ Wir ſprachen viel von dem guten Pfarrer in Weſtwalde, Otto mit Thränen in den Augen. Von Dir ſprachen wir mit großer Liebe und von Herrn Flohr, der uns beſuchen will, bevor er ſeine Pfarre antritt. Liebſte Tante Suſanne, weshalb denkſt Du denn nicht ernſtlich an Lorchen für ihn? Das wäre ſo wunderhübſch, überlege es Dir doch, weshalb denn nicht? —

Von Chriſtian hatte ich vorgeſtern einen Glückwunſchbrief. Er kommt darin auf Alles zurück, was er früher mit uns erlebt hat; das iſt ihm das Wichtigſte, aber deshalb erfährt man wenig über ihn und ſein Leben. Gute Zeugniſſe von ſeinem Meiſter ſchickt er mir als Geſchenk zur Confirmation. Der gute Junge; die ſind mir auch ein Geſchenk, denn ich bin doch ſeine Pflegemutter. Die beiden Herren Pflegeväter lachten hin und wieder über den Brief, aber das ſchadet nicht, mir iſt er gut genug. Pachters, wie ſie hier genannt werden, haben mir einen großen Käſe- geſchenkt, der ſchon im Herbſt für mich bereitet iſt, den ſchenke ich Dir, liebe Tante, und wenn der Onkel auf die Jagd geht, ſteckſt Du ihm ein großes Stück in die Jagdtaſche. O, Tante, denkſt Du noch an die Schlittenfahrt mit Herrn Heuſer, und wie ich in dem tiefen Graben lag und Du dachteſt, ich ſei todt? — Er iſt ein ſo guter Mann, aber die Wahrheit ſagt er auch jetzt noch nicht immer. Wenn Du einmal herkommſt, Tante, wollen wir noch ein Mal mit ihm fahren, nicht? — Wie viel Hübſches haben wir mit einander erlebt, aber als es eben am Hübſcheſten war und ich doch nicht ganz Kind mehr, da holte der Onkel Dich weg. Hätte er damit doch ein paar Jahre noch gewartet! — Aber lieb habe ich ihn jetzt doch, ſage es ihm nur. —

Der Käſe kommt in eine Kiſte, die Mama Dir nächſtens ſchickt, und dieſer Brief auch, deshalb ſchreibe ich ſo ab und zu.

Geſtern war ich mit den Brüdern den ganzen Tag bei Paſtors; das war ein fröhlicher Tag! Wir thaten gar nicht, als ob wir ſchon alte, geſetzte Leute wären, und ſpielten und tollten wie ehemals, und der gute Paſtor lachte eben ſo herzlich als ehemals, wo Du ihn noch lachen ſahſt. Als die Paſtorin mit der großen Kaffekanne erſchien, und Clara mit dem Schieberkuchen, jubelten wir laut, und die Knaben brachten ein Hoch auf die Paſtorin aus, mit drei Mal Hurrah. Wir haben auch geſungen, mit Fallen und Aufſtehen, wie Du wohl denken kannſt, und das hübſche Ständchen auch, aus welchem Du mir letzthin die Strophe ſchriebſt:

„Droben zieh'n die goldnen Sterne,
„Für uns Alle wacht der Hirt.“

Die ganze Familie brachte uns im Mondenſchein nach Hauſe, das war wunderhübſch, und ſolch ein Tag kehrt wohl ſo bald nicht wieder. Clara reiſt in den nächſten Tagen zu einer Tante, bei welcher ſie den Haushalt erlernen ſoll, denn die Paſtorin ſagt: „Zwei große Mädchen in meiner kleinen Küche, da würden beide weder ſchaffen noch lernen.“ Das iſt die erſte Trennung, dann reiſen die Brüder, und ich behalte nur Sophie, aber die iſt mir doch ein Troſt.

Sobald die Brüder fort ſind, ſoll ich das Waſchen und Plätten feiner Wäſche mit beſorgen, aber ganz gründlich, und wenn ich das Alles wirklich kann, zum Haushalt übergehen. Alle alten Stickereien, die nicht mehr getragen werden ſollten, werden jetzt hervorgeſucht, damit ich mit meinen Probeſtücken nichts verderbe. Sehr viel habe ich nicht, darum ginge ich lieber gleich in die Küche, aber wie Du oft ſagteſt: Das Wörtlein muß iſt eine harte Nuß. —

Liebe, goldene Tante! eben kam Dein liebes, prächtiges Briefchen. O, wie biſt Du gut! Ich ſoll die Gevatterin Deines Töchterchens ſein, und es ſoll Marie heißen? — O, das iſt zu viel Freude, aber ich danke ſie Dir jubelnd und weinend. Wie will ich die kleine Marie lieben, wie ſehr, ſo lange ich lebe! Wenn ich ſie nur recht über die Taufe halte — aber Du brauchſt Dich nicht zu fürchten, fallen laſſe ich ſie nicht. O, dann giebt es zwei Marien, die Du lieb haben mußt! Mama ſchenkt mir ein weißes Kleid zu der Taufe, daran ſoll ich ſelber faſt Alles nähen, und in der Kiſte iſt die ganze kleine Ausſteuer, die Mama und Großmama ſenden. Alles war mir ſo überraſchend, ich konnte nicht ruhig ſein, ſondern lief im ganzen Hauſe umher und erzählte Dein und mein Glück. Die Leute freuten ſich alle ſo gutmüthig. Gleich nach dem Eſſen laufe ich zu Paſtors, gehen kann ich heute nicht; ich wollte gleich hin und das Eſſen aufgeben, aber das erlaubt Mama nicht. Was werden ſie dort ſagen! Was werden Otto und Wilhelm ſagen, die armen Jungen, die bei den Büchern ſchwitzen müſſen und nicht zur Taufe kommen können! —

Du ſchreibſt: „Als Entſchädigung dafür, daß Du nicht mit auf meiner Hochzeit ſein durfteſt.“ Alſo das haſt Du noch behalten, Du liebe Tante? — Danke doch dem Onkel herzlich, daß er ſeine Einwilligung gegeben hat; er hat mich damit ſo glücklich gemacht. Liebſte Tante Suſanne, ich umarme Dich zärtlich und küſſe mein Pathchen.

Deine dankbare Marie.

N. S. Nun bin ich ruhiger geworden und muß Dir doch von Paſtors erzählen. Mama hatte gleich ſagen laſſen, daß eine kleine Tochter bei Dir eingezogen ſei, denn der erſte Brief des Onkels muß irgendwo liegen geblieben ſein, er langte zugleich mit Deinem Briefe an mich an. Alle kamen mir glückwünſchend entgegen, und ich ward beſtändig Tante Marie genannt. Als ich nun aber Deinen Brief hervorzog und vorlas — da hätteſt Du ſehen und hören ſollen! Der gute Paſtor ſtrich mir mit der Hand über das Geſicht und wünſchte, das Kind möge Dir und mir ähnlich werden. Das war mir doch zu viel; als ich wieder ſprechen konnte, ſagte ich haſtig: „Nein, nein, ſo gut bin ich nicht.“ Alle waren bewegt und doch ſo innig froh. Jetzt bin ich in allem Ernſt Tante Marie, und Du darfſt mich nicht mehr damit necken.

Deine, Deine Marie.

Lorchen an ihre Freundin Marie.

„Endlich! wirſt Du ſagen, endlich ein Brief von Lorchen.“ Du Liebſte mein, ſo mußt Du nicht mit mir rechten. Im gewöhnlichen Gange des Lebens komme ich ſelten zu Dir, aber wenn mein Herz tief bewegt iſt, dann komme ich zu Dir, wie der müde Wanderer den Schatten aufſucht oder in trüben Tagen den Sonnenſchein. Siehſt Du, daran erkennt man Liebe und Vertrauen, und es iſt kein gewöhnliches Menſchenherz, welches man freiwillig aufſucht im Uebermaaß von Glück oder Schmerz. O, es giebt doch Herzen, an denen man ſelig vom Leben ausruht! —

Wir haben uns ſo kurze Zeit gekannt und gleich ſo lieb gehabt, und das iſt geblieben und wird immer bleiben. Als Du mit Deinen Eltern nach Süddeutſchland zogſt, fiel mir nicht ein, daß Du eine Andere werden könnteſt, und doch hat das leichtere, fröhlichere Leben dort Einfluß auf Dich geübt; wie heiter ſind Deine Briefe, wie viel leichter, aber auch ſtürmiſcher faſſeſt Du Alles jetzt auf! Gut nur, daß die Herzenstreue geblieben iſt, mit der Du mich wieder und wieder aufſuchſt, Du liebe Marie, und ich Dir recht bin, wie ich bin. In dieſer Zeit mußte ich beſonders an Dich denken. Eine junge Dame aus Naſſau, aus guter Familie, war in der Nachbarſchaft mit ihrer Mutter zum Beſuch. Meine Eltern gaben den Leuten ein Tanzfeſt, und dazu kamen ſie hierher. Das junge Mädchen zählt kaum ſechszehn Jahre und iſt in der vollen Blüthe der Schönheit und Jugend. Sie tanzte fröhlich mit und erklärte gleich zu Anfang, daß ſie mit dem Schafhirten tanzen wolle, der ziemlich alt und ein Krüppel iſt. Man hielt das für Scherz, aber in einem Augenblick, wo ich eben abweſend war, hat ſie ihn aus dem Haufen der Zuſchauer hervorgeholt und einige Mal mit ihm herumgetanzt. Als ſie es mir erzählte, ſagte ich: „Aber daß Er es that!“ — „Er? Nu’, ich faßt ’n am Kragen.“

Ob Du das auch gethan hätteſt, das ſage mir doch. Sie war fröhlich wie ein unſchuldiges, luſtiges Kind. Mein Brief wird zum Buch werden, ich hab’ Dir ſo viel zu ſagen und mir die Ruhe abgerungen, mit der ich Schritt vor Schritt in meiner Mittheilung weiter gehe. Für Dich ſchrieb ich mein Lebensbuch, Du weißt Alles, was ich erlebte bis nach meiner Verlobung mit Sterneck. Da war ich, meiner Anſicht nach, zum Abſchluß meines Märchenlebens gekommen. Später erfuhrſt Du den erſchütternden Schlag, der mich, ganz unvorbereitet, tief und ſchmerzlich traf. O, ſo legt der ſchwache Menſch ſein Leben zurecht, feſt und ſicher, ohne zu bedenken, wie wandelbar Alles iſt, wie eine Stunde eben dies geordnete Leben bis in ſeine Grundveſten zerrütten kann! Mit Allem war ich in Zukunftsgedanken fertig; ich wollte eine treue, gute, liebevolle Frau ſein und ruhig an der Seite eines geachteten, liebenswerthen Mannes mein Daſein verbringen. O, Marie, wie iſt das Alles ſo Anders gekommen! Wie ſelten iſt einem Wanderer vorbehalten, den einfach geraden Weg zu gehen, wie wird er hiehin und dorthin gezogen, um weinend oder heiter der neuen Richtung zu folgen! Wie viel habe ich an der Liebe meiner Eltern gehabt, wie haben ſie mich getröſtet und beruhigt! Meine Mutter gedachte meines Confirmationstages: „O, Lorchen, ſagte ich Dir nicht damals, daß ſelbſt ein glückliches Leben ſchwere Zeiten habe? Was ich getragen habe, für Dich ſchien es mir zu ſchwer, und ich beweinte es im vorwege." So meine weiche, gute Mutter; die Baronin würde mit ihren feſten, ernſten Lebensanſichten anders zu mir geſprochen haben. Ihrer Anſicht nach ſind die Leiden dieſer Zeit der Trübſal nicht werth. Durch ſolche Anſicht kommt man weiter, aber es iſt ſchwer, den ſchmalen Pfad und die rechte Pforte zu finden, welche zum wahren Leben führen. Wir ſind verzogene Kinder, die ihr Thun und Dulden überſchätzen und das Gute, welches uns ſtets ſo überreichlich zu Theil wird, gering anſchlagen. Wir dürfen wohl fragen: O Herr, wozu, weshalb? aber dieſe Fragen ſollen uns tief in das eigene Herz und Leben hineinführen, und wenn uns da der Grund nicht verſtändlich wird, ſollen wir in Demuth anbeten. —

Seit jener Trauerzeit habe ich hier fortgelebt wie vor meiner Verlobung, mehr der Gegenwart, meinen Eltern und der Heimath angehörend. Ich bin wieder jünger geworden, inſofern ich wieder mir ſelber angehöre. Das könnten Viele mißverſtehen, Du wirſt es richtig auffaſſen. Anfangs machte ich mir Vorwürfe, wenn ich wieder heiter ſein, wenn ich wieder lachen konnte; das thue ich nicht mehr; wenn unſere Natur uns ihrer Richtung nach nicht auf Abwege führt, ſollen wir doch ſicherlich einfach und offen handeln, wie ſie es uns eingiebt. Ich bin wieder Lorchen, obgleich Mama von einer Falte an den Augen und einem ernſteren Zug um den Mund ſpricht, aber weder Freude noch Leid gehen ſpurlos vorüber.

Otto, von dem ich Dir ſchrieb, iſt nicht mehr hier, ſondern in Schulpforte; wir ſahen ihn Alle ungern ſcheiden, der gute Paſtor Woldeck mit einem Schmerz, der augenblicklich einen Schatten auf ſein Leben warf. Otto hat dieſem treuen Freunde viel zu danken, und dies fühlend, liebte jener ihn um ſo mehr. Ich glaube, ſie werden einander nimmer vergeſſen; ſolche Erinnerungen ſind Sterne, die oft in dunkler Nacht den rechten Pfad beleuchten. —

Durch Otto's Anweſenheit ward mir die Bekanntſchaft ſeiner Tante, der Forſtmeiſterin von Warring. Sie iſt Alles, was Du Dir Anmuthiges denken kannſt, voll Jugendübermuth, voll Frohſinn, und daneben voll Gefühl und Vernunft, ſo recht zum lieb haben. Sie brachte einige Tage bei uns zu, und ihr erſchloß ſich mein Herz, was ich ſo gern thue, wo ich das rechte Verſtändniß finde, aber das geſchieht nicht oft. — Wir beſprachen unſer ganzes Leben miteinander, unſere Kindheit und Jugend. Ich bin ernſter erzogen, beſonders durch die liebe Baronin, und habe nicht ſo übermüthig fröhlich ſein dürfen, aber — „Eines ſchickt ſich nicht für Alle.“ Das iſt ein wahres Wort. Alles muß zu einander paſſen und ſich fügen, wie es eben recht iſt, und reine Eingebung ſein, nachahmen läßt ſich das nicht.

Mit Betrübniß ſah ich die liebe Suſanne ſcheiden; ſie hatte lange einſam gelebt, ich auch, und ſo klammerten wir uns aneinander und empfanden, was es heißt, wenn zwei junge Herzen ſich verſtehen und haben. — Das iſt ſo wunderhübſch! — Seitdem hat ſie mir zweimal geſchrieben; zuerſt einen Brief, ganz wie ſie iſt, liebenswürdig, aber voll Muthwillen, dann bekam ich einen ernſteren Brief voll halb verſtändlicher Hindeutungen. Sie ſchrieb von einem Freunde, den ſie, wäre ihr Mann nicht, den erſten unter den Menſchen nennen würde. Er ſei Landpfarrer geworden und deshalb ſchon dadurch ein glücklicher Menſch. Jetzt fehle ihm eine Pfarrfrau, und ſie habe gedacht, es ſei menſchenfreundlich, ihm das Suchen darnach ein wenig zu erleichtern, und habe deshalb durch ein Fernrohr ausgeſchaut in die weite Welt, über viele junge Geſtalten hinweg, in ein Winkelchen der großen Erde hinein, aus dem zwei Kornblumenaugen hervorſähen. Das Alles halb ernſt, halb ſcherzhaft durcheinander geworfen. Zuletzt folgte eine lange Betrachtung über die Frau eines Predigers. Für dieſen Beruf halte man Jede paſſend, die geſund und friſch ſei und den Haushalt verſtehe, aber das ſei lange nicht ausreichend. Ein rechter Prediger, ein rechter Apoſtel des Herrn ſein, das ſei nicht leicht, aber eben ſo ſchwer ſei die Aufgabe, in rechter Weiſe die Frau eines ſolchen Mannes zu ſein.

Einem Landgeiſtlichen läge die Verſuchung nahe, ſich geiſtig und körperlich zu vernachläſſigen. Unter Leuten lebend, die ihn geiſtig faſt nie ganz verſtänden und begriffen, unter Leuten, deren Arbeit etwas äußere Vernachläſſigung, ſelbſt etwas Schmutz begreiflich erſcheinen laſſe, könne auch er dahin kommen, Bürſte und Kamm weniger eifrig zu handhaben. So aber dürfe es nicht ſein; wenn auch Keiner ſonſt ſeinem geiſtigen Streben mit Annerkennung folge, ſeine Frau müſſe ihn verſtehen können, ihr müſſe ſein Streben die Krone des Lebens ſein, ſie müſſe wie ein ſanfter Engel ihn vor Verſinken in Trägheit, ſo wie vor anderen Abwegen bewahren. Für ſolchen Zweck könne man mit Paulus ſagen: „Die gute Geſinnung bedürfe keiner großen Gelehrſamkeit, ein frommes und ſchon dadurch reiches Herz ſei die Hauptſache. Eine Predigerfrau laſſe ſich nicht ſo herausgreifen aus der Menge; ſie müſſe allerdings wirthlich ſein, aber viel Anderes nebenher. —

Faſt glaube ich, das Alles ward mir nicht ohne Abſicht geſagt. In meiner Antwort gab ich Suſannen ganz Recht, fügte jedoch hinzu, den Schatz ſeines Lebens müſſe wohl Jeder ſelber ſuchen, wenn dies gleich für einen Prediger ſchwerer ſei, dem ſeine Stellung manches nicht geſtatte. O, Marie, wenn man nur nicht an mich denken wollte! Ich mag nichts, als Allem fern bleiben und ruhig hier fortleben. Hier bin ich meinen Eltern Troſt, Stütze und Erheiterung, das iſt ein ſo ſchönes, reiches Leben, ich wünſche mir kein anderes. Den ärmeren Leuten bin ich hier auch eine Stütze; ich habe das immer in gleichem Maße ſein können, aber Sternecks großmüthige Fürſorge hat mich ſo geſtellt, daß ich wahrhaft helfen kann. Wenn Du manchmal mit mir ſein könnteſt auf ſolchen Wegen, da könnteſt Du tröſten und rathen, beides könnte ich gebrauchen.

Beſonders ein Häuschen macht mir Sorge. Dort wohnen drei Wittwen mit eilf Kindern, Frauen in mittleren Jahren, aber kränklich und dadurch mitunter der Noth des Lebens preisgegeben. Die Commune unterſtützt ſie, aber auf eine Weiſe, die von ihrer Seite Arbeit zur Nothwendigkeit macht, und daran ſcheitert manches. In ſolcher Hinſicht kann ich wohl helfen, aber dem innern Unfrieden, dem Neide ſteuern, was ich ſo gern will, das habe ich bis dahin nicht vermocht. Auf dem Hinwege, der über liebliche Höhen führt, mit der Ausſicht auf Wald und Landſeen, bin ich ſtets muthig und heiter. Ich weiß dann ſo Vieles, was ich ſagen will, Alles iſt ſo klar und wahr, ſo ernſt durch die Schrift geboten, ſie müßten es doch annehmen und verſtehen. Wenn ich heimkehre — wie gedankenvoll gehe ich langſam daher, welche Klagen habe ich hören müſſen! Uneinigkeit an allen Ecken und dazu das Gefühl, daß an allem Geſagten etwas Wahres ſein mag. Nur die Eine dieſer Frauen iſt wahrhaft gutmüthig, aber ſehr dumm, und mir daher auch keine Stütze. Ich kann nur zum Frieden rathen und ſie auf Gottes Gebote hinweiſen, ſo ſehr auf ſie eindringen kann ich doch nicht, dazu bin ich noch zu jung.

Eines kann ich und will es auch, nicht ablaſſen, ſondern wöchentlich einmal hingehen, wozu ſchon die Kinder mir einen Vorwand bieten. Oefter mag ich nicht hin, weil das zu ſehr als Ueberwachen ausſehen würde, und das erbittert arme Leute leicht. —

Durch frühes Aufſtehen gewinne ich Zeit, Muſik und Zeichnen fortzuüben, in beiden habe ich Fortſchritte gemacht. Dazu Handarbeit, Bücher und Alles, was mir im Hausſtande obliegt. — Die Zeit vergeht wie ein ruhiger, beglückender Traum, den ich an jedem Tage länger ausſpinnen möchte. Von Allem, was wir jungen Mädchen Vergnügen nennen, Bälle, Theater, Concerte, habe ich wenig oder nichts gehabt, aber mir auch wenig davon gewünſcht, weil ich ſtets vergnügt und befriedigt war. Meine Mutter ſagt manchmal: „Du kannſt ſo jung noch ausſehen, wie ein Kind, aber das kommt, weil Du nicht Nächte durchtanzt und durchwacht, nicht tauſend aufregende Empfindungen in Dir aufgenommen haſt.“ — Mama läßt mir ſagen, daß Beſuch gekommen ſei; aber Marie, Fortſetzung folgt.

Lorchen an Marie.

Fortſetzung folgt — das ſchrieb ich ſo leicht hin, theure Marie, und doch ſind ſeitdem über acht Tage vergangen und Du haſt ſie nicht bekommen, und ich habe meinen Brief, um ihn zu vollenden, mit hierher genommen, wohin ich in ſo überraſchender Weiſe gelangt bin. Man ſagt wohl oftmals: „Ein einziger Augenblick kann Alles umgeſtalten,“ aber man ſagt es größtentheils ohne innere Ueberzeugung; der Gedanke, daß unſer Leben den einmal eingeſchlagenen Weg verfolgen werde, bleibt uns der wahrſcheinlichſte.

Nachdem meine Mutter mich hatte rufen laſſen, verſchloß ich mein Schreibgeräthe und wollte hinabgehen, als an meine Thür gepocht ward. Ein Erinnern ſchoß wie ein Blitzſtrahl durch meine Seele, dies Pochen hatte ich öfter gehört. Die Thür ward langſam geöffnet, und an der Schwelle ſtand der gute alte Herr von Roden mit ſeinem gutherzigen Geſichte und ſeinem wohlbekannten Stocke. Stumm vor Ueberraſchung und Freude flog ich ihm entgegen; er ſchloß mich in ſeine Arme und ſagte liebreich: „Ja, da bin ich — mußte Sie einmal wiederſehen — haben viel erlebt.“

Er führte mich an mein Sopha und nahm neben mir Platz; ich zitterte und war keines Wortes mächtig; als der alte, gute Herr jedoch in Klagen über ſeine ungeſchickte Ueberraſchung ausbrach, ſagte ich, und gewiß ſehr herzlich: „Vor Freude und Ueberraſchung verſtummen, iſt ſicherlich doch eine beredte Sprache.“ Er beruhigte ſich und brachte mir Grüße von der Baronin. „Dieſes Ueberbringen iſt ja eben der Zweck meiner Reiſe; die gute, alte Freundin bricht ab und wird einmal dahin ſein, bevor wir es denken. Alten Häuſern traut man viel zu und beruhigt ſich dabei, ſtürzen doch einmal ein, und ſo geht's mit alten Leuten auch. Sehen noch ganz reputirlich aus, aber die innere Stütze fehlt, und aus iſt's mit ihnen im Umſehen. Will Sie gern wiederſehen, bevor das geſchieht, hat es mir ausgeſprochen, und da bin ich, Sie abzuholen, wenn Sie mit mir reiſen wollen, allein geht das nicht." Abermals war ich ſtumm vor Ueberraſchung und ſagte endlich, tief aufſeufzend: „Wenn meine Eltern ihre Einwilligung geben—." „Natürlich, ohne dies nicht. Steht in meinem Katechismus, daß man Eltern und Vorgeſetzte zu fragen habe; wäre eine ſchöne Wirthſchaft, wo das unterbliebe, aber freilich, in der Wirthſchaft ſind wir ziemlich mitten darinnen, ich aber erkenne ſie nicht an."

Wir ſprachen lange mit einander; ich hatte ſo viel zu fragen und dachte nicht an Zeit und Stunden, da ward zum Eſſen gerufen. Herr von Roden ſtand auf, ſtreifte im Vorübergehen Sternecks Bild, welches über meinem Schreibtiſche hängt, und ſagte: „Hm — brrr — hatte es anders im Sinne — ſollte nicht ſein!" — Ach Marie, was ein armes Menſchenherz empfinden kann, in einem Augenblick ſo viel, viel Verſchiedenes, keiner hat oft eine Ahnung davon. —

Die Einwilligung zur Reiſe ward liebevoll gegeben und dieſe am nächſten Tage angetreten. Ich ging gern, es war ja meine Pflicht, und doch wäre ich eben ſo gern geblieben und fühlte mich durch hundert Bande gehalten. Der Abſchied von meinen Eltern ward mir ſehr ſchwer; habe ich doch erfahren, daß man ſich trennen kann, um ſich in dieſer Welt nicht mehr zu ſehen. —

Der gute Herr von Reden war während der Reiſe voll treuer Sorgfalt für mich, und wenn, nachdem wir die Eiſenbahn erreicht hatten, Mitreiſende mich gegen ihn als ſeine Tochter bezeichneten, murmelte er vor ſich hin: „Wollt', es wäre ſo — hätte anders ſein können.“ Jene blickten ſich dann unter einander an, während ich verlegen niederſah. Als wir uns Eldenhauſen näherten, bat ich Herrn von Reden, mich ausſteigen zu laſſen, mein Herz ſei zu erregt, ich wolle lieber auf Seitenwegen in den Garten gelangen und ohne Geräuſch in das liebe Haus, wo meiner vielleicht Trauer wartete. Er ſah mich mit ſeinen großen Augen an: „Soll ich hier etwa halten bleiben, oder mit über Mauern und Zäune klettern?“ „Mitklettern.“ Er lachte, wir ſtiegen aus, ich mit zitternden Knieen. Ich war hier ja ſo wohl bekannt; an den Wirthſchaftsgebäuden ging es vorüber, auf Umwegen bis zu einer niedrigen Steinmauer, die ein Stückchen des Gartens einfriedigte. Darüber hinweg ging es. Ich kam hinüber wie ein Vogel, und kehrte zurück, dem alten Freunde zu helfen. Glücklicherweiſe war in jenem Winkel ein Erd- und Schutthaufen aufgeſchichtet, und obgleich der alte Herr mit ſeinem Gewichte tiefer hinein verſank, als uns beiden lieb war, ging es am Ende doch ganz leidlich. Wir gingen durch die mir wohlbekannte Himbeerenhecken, ich weinte ſtill, und der liebe Freund tippte ab und zu mit ſeinem Stocke an meine Schultern, mich zur Faſſung zu ermahnen, da mußte ich denn jedesmal lächelnd zu ihm umſchauen. Leiſe gingen wir in das Haus ein; Annette ſtand auf der Vordiele, ſie flog mir entgegen, und ich ſchlang die Arme um ihren Hals und ruhte einen Augenblick an ihrem treuen Herzen. „Annette, ſagen Sie der Baronin, daß ich hier bin, ſie könnte erſchrecken, wenn ich einträte.“ „Anmelden? o Fräulein, die Frau Baronin iſt noch eben ſo ſtark als ehemals.“

Ich ging getroſt und ward mit offenen Armen empfangen! „Du biſt es, Du Kind? Und der alte, liebe, einzige Freund — jetzt weiß ich Alles; er hat Dich herbeigeholt, er verſchafft mir dieſe Freude. Annette, laſſe gleich daſſelbe Zimmer zurichten, welches Lorchen ehemals bewohnte, und der alte Freund bleibt auch zur Nacht hier.“

Wir verlebten einen glücklichen Abend. Alles war wie ehemals, ich bereitete den Thee und ſang und ſpielte ſpäter der Baronin Lieblingschoral. — Als ich mein Zimmer erreichte, als ich dort allein war, überflutheten mich die verſchiedenartigſten Gefühle. O, Marie, ich habe ſchon viel erlebt! —

Vier Wochen habe ich Urlaub und bin hier wieder eingewohnt, als wäre ich nimmer fort geweſen. Nachdem Herr von Roden uns verlaſſen, ſprach die Baronin auf das Liebevollſte mit mir: „Siehſt Du, Kind, dieſe alten Augen wollten Dich noch einmal wiederſehen, deßhalb vielleicht ſchilderte ich dem alten Freunde mein Befinden ſchwächer, als es eigentlich iſt, denn ich wußte, er werde die Aufgabe löſen, meinem Wunſche Erfüllung zu verſchaffen. Sollte mich eigentlich ſchämen, aber wir haben einander nun, und wollen leben, als wärſt Du nimmer fortgeweſen und gingſt niemals wieder. Das iſt die rechte Weiſe, der Gegenwart froh zu werden. Der brave, alte Freund! ſein Lebensgeſchäft iſt wohlzuthun, und zu erfreuen.“

Marie, wer das von ſich ſagen könnte! Jeder, er ſei noch ſo arm, ſo gering, kann wohlthun und erfreuen durch Aufopferung, durch treue Dienſtbarkeit und jene reine Menſchenliebe, welche der Herr uns ſo eindringlich empfiehlt. Wollten wir nur, wir könnten ſchon.

Gleich am erſten Tage beſuchten wir Baron Curds Grab; ich legte einen ſchönen Epheukranz darauf nieder und betete ſtill mit ſeiner lieben Mutter, deren glaubensvolle Andacht mich tief bewegte. — Jetzt, nach acht Tagen, bin ich überall umher geweſen, habe alle Regiſter fortgeführt, Briefe copirt, kurz, Alles gethan, was mir ehemals oblag.

Rodens haben uns zu morgen Mittag geladen; ich dachte, die Baronin werde ablehnen, aber ſie ſagte ſogleich zu. „Bin dem alten Herrn das ſchuldig, er ſoll Dich doch auch haben.“ Wie freundlich iſt ein ſolches Wort! antworten kann ich in ähnlichen Augenblicken nicht viel, kann nur die Hand küſſen, welche ſie mir liebreich entgegenſtreckt.

Kaum weiß ich, ob ich den Ort gern wiederſehe, wo ich glücklich war wie ein Kind und traurig wie ein junges Mädchen, welches den erſten Herzenskummer erfährt. Ich weiß es nicht? — O, man redet ſich ein, Vieles nicht zu wiſſen, aber hieße es jetzt plötzlich: „Du gehſt nicht, es wird nichts daraus,“ da würde mich doch ein Weh erfaſſen und mir würde ſein, als hätte ich einen Verluſt erlitten. — Von dieſem Tage ſchreibe ich Dir noch und ſchließe dann meinen Brief und ſchicke ihn ab. —

Der Tag iſt nun auch zur Vergangenheit geworden, theure Marie, und ich will Dir davon erzählen. Auf der Hinfahrt ſprachen wir wenig; ich war in Nachdenken und Schauen verſunken, jeden Baum, jeden Blick in die Weite, den ich ehemals beachtet, mit dem Herzen begrüßend. Als wir uns dem Schloſſe näherten, hätte ich umkehren mögen, aber ſo iſt's nicht im Leben, wir müſſen vorwärts.

Als wir vorfuhren, ſtanden die Diener unten an der Treppe bereit, die kleinen kläffenden, biſſigen Hunde auch, Herr von Roden kam die Treppe herab. Ich hörte ſeinen Gruß, fühlte ſeinen Händedruck, aber viel Beſinnung hatte ich nicht. Die Bedienten, welche mich ehedem als halbes Kind betrachteten, mußten wohl jetzt in mir die Dame anerkennen, denn ſie hielten die Hunde ab, ſich in meinem Kleide feſtzubeißen; das war mir eine große Erleichterung.

Frau von Roden empfing mich ſehr artig, bemerkend, ich ſei gewachſen und hübſcher geworden. Zu meiner Erleichterung waren wenig Gäſte anweſend und mir gänzlich unbekannte Perſonen. Bei Tiſche ſaß ich zwiſchen einem alten, dicken Herrn und ſeinem Sohne; der Vater ſprach nicht, weil das Eſſen ihm eine ſehr wichtige Angelegenheit war, der Sohn, weil er ſich ſichtlich befangen fühlte; ſo ſchwiegen wir alle Drei, und ich war dankbar dafür. Das Eßzimmer war neu und ſehr hübſch decorirt, an den Wänden hingen alle Ahnen und Familienbilder; mir gegenüber das jüngſte Portrait, Horaz, ſprechend ähnlich. Ich wagte kaum hinzuſehen, aus Furcht, eine Bemerkung hervorzurufen. Unwillkürlich fiel mir Geibels wunderhübſches Gedicht ein „Rührt nicht daran!“ O, hätte die Welt das nicht gethan, hätte man uns ruhig und unbefangen Freunde ſein laſſen, vielleicht mehr, aber das wußten wir, ich wenigſtens nicht; wir hatten keine Wünſche für die Zukunft, wir hielten uns nur an die Gegenwart und hätten wohl verſtanden zu ſcheiden, wenn es hätte ſein müſſen.

Nach dem dritten oder vierten Gericht, nachdem ein feſter Grund gelegt war, blickte mein Nachbar auf, er beſah

Herazens Portrait nachdenklich und ſagte, zu Frau von Roden gewandt: „Der arme Herr Sohn kann doch da nicht ſo allein bleiben?“ Sie lächelte: „O nein, er wird ſich ſehr bald vermählen; ich habe ihm einen Theil meines verfügbaren Vermögens überlaſſen, und die Sache iſt in Ordnung. Das zweite Bild wird allernächſtens gemalt.“

Frage nicht, was ich empfand, Marie, ich glaube, ich war gänzlich betäubt, und hörte nur wie im Traume, daß Herr von Roden, der eben getrunken hatte, ſein Glas heftig auf den Tiſch aufſtieß. Mein Nachbar war ſatt genug, um neugierig zu ſein: „Darf man den Namen der unbekannten Größe erfahren?“ Frau von Roden hob ſcherzend den Finger empor: „Rührt nicht daran! Sehr bald wird es kein Geheimniß mehr ſein.“ Es wurde Aal umhergereicht, den ich niemals eſſe, aber aus Verzweiflung nahm ich ein Stück, nur um Beſchäftigung zu haben, und dies Lieblingsgericht des alten Herrn von Roden ſchloß auch dieſem den Mund, denn bis dahin hatte er zu meinem Schrecken leiſe vor ſich hingebrummt. Nach dem Kaffee ward ein Spaziergang unternommen, und ich ſah alle Plätze wieder, welche mir lieb und unvergeßlich ſind. An der Stelle, wo die Vergißmeinnicht wachſen, dachte ich: „Wer mag es nur ſein? Auguſte?“ So lange hatte ich nichts von ihr gehört. In Gedanken fügte ich hinzu: „Wer es ſein mag, Gott ſegne ihn.“ Kein Wunſch kann mehr von Herzen kommen.

Abends, als wir fortfuhren, brachte Herr von Reden mir eine große Düte mit Confitüren; als ich ſie aus ſeiner lieben Hand nahm, zuckte ein ſchmerzliches Weh durch mein Herz: ich kam mir vor wie ein Kind, welchem man Herzeleid zu verſüßen ſucht, aber doch war ich dankbar, daß Jemand es ſo gut mit mir meinte.

Ueber Horazens Heirath ſprach die Baronin nicht mit mir, wir ſchwiegen beide darüber, wir rührten nicht daran! Jetzt lebe wohl, meine Marie, bewahre Deinen frohen Muth, Dein treues Herz und vergiß mich nimmer.

Dein Lorchen.

Marie an Tante Suſanna.

Liebſte Tante Suſanne! wie danke ich Dir, daß Du den Tag genannt haſt, an welchem wir zu Dir kommen dürfen! Bis dahin habe ich immer in der Luft gelebt, nie auf der Erde, und wenn ich Etwas verſchüttete oder zerbrach und Mama ſagte: „Aber Marie, wo haſt Du Deine Gedanken?" hätte ich ſtets antworten können: „Bei der kleinen Wiege in Tante Suſannens Haus." O, daß ich nun auch Tante bin! — Aber Du wirſt ſehen, ich werde eine gute Tante ſein. Ich habe mir ſchon Alles recht überlegt; ſo lange ich nicht mehr Geld habe als jetzt, lege ich an jedem Geburtstage und jede Weihnachten zwei Thaler in die Sparkaſſe für mein Pathchen, und wenn Papa mir einmal mehr geben ſollte, lege ich mehr ein. Das habe ich mir ausgedacht und will es treulich halten. Mama ſagte: „Und vergiß nicht, der Pathe ein gutes Vorbild zu ſein, das iſt mehr werth, als Geld.“ Bis zu der Zeit, wo ich das ſein kann, bin ich gewiß auch beſſer, als jetzt. Das weiße Kleid iſt längſt fertig, Du wirſt Dich wundern! roſa Schleifen an den Aermeln, ein roſa Gürtel, und eine Schleife im Haar. Alles, weil es eine ſo große Feſtlichkeit iſt.

Papa hat lange Briefe von Otto und Wilhelm; er war ſehr ernſt, nachdem er ſie geleſen, denn beide haben darin ihre Wünſche für ihren künftigen Beruf mitgetheilt. Mit den überſeeiſchen Reiſen, mit dem Naturforſcher iſt es nichts für Wilhelm, aber etwas Grünes hat er doch erwählt, er will Forſtmann werden, Otto Juriſt. Papa ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Umgekehrt wäre beſſer geweſen, aber ſie ſollen freie Wahl haben.“ Gewiß, Otto hätte beſſer in den grünen wilden Wald gepaßt; ſo umherſchweifen durch Wald und Thal, das hätte ſein Herz leicht gemacht und ihn abgekühlt; denkſt Du nicht auch, Tante? Wilhelm kann ſich in Alles ſchicken, der hätte auch am Schreibtiſche glücklich ſein können, aber Otto. — Wenn Du ihm doch ſchriebeſt, Tante, und ihm ſagteſt, daß er etwas ſo Dummes nicht thun ſolle. Die Eltern ſagen kein abwehrendes Wort dazu, darüber ſind ſie ganz einig. — Chriſtian iſt Geſell geworden; wir haben ihm dazu einen neuen Rock geſchenkt, und von jetzt an bekommt er nichts mehr, bis zu der Zeit, wo er Meiſter werden will. Dann müſſen wir ihm helfen und legen auch ſchon dazu zurück. Er iſt jetzt in Breslau, aber heißt Bruder Königsberger bei den Genoſſen, weil er von dort kam. Er macht uns große Freude.

Mama ſchreibt Dir, ich lege dieſe Zeilen ein. Alle Paſtors grüßen viel tauſendmal, und ich küſſe mein Pathchen und liebe Dich als

Deine treue Marie.

Lorchen an ihre Freundin Marie.

Liebe, theure Marie, ich habe weder Zeit noch Gedanken, aber doch komme ich zu Dir; Du wirſt ſchon Nachſicht haben. Geſtern morgen erſchien Herr von Roden in meinem Zimmer, und als ich, ihn grüßend, bemerkte, daß er einen großen Blumenſtrauß im Knopfloch trug und darüber lächelte, erwiederte er: „Ja, einen ſolchen Strauß trägt man, wenn man als Brautwerber kommt. Hier, ein Briefchen für Sie, liebes Kind.“

Ich war ſo beſtürzt, daß ich den Brief zur Erde fallen ließ; der alte Herr hob ihn ſehr gelaſſen auf und ſagte:

„O, zum Wegwerfen iſt der nicht.“ Er ſagte das ſo komiſch, daß ich lachen mußte, obgleich ich ſelber nicht wußte, was ich that. Mich zu einem Stuhl führend und ſich neben mich ſetzend, ſagte Herr von Roden: „Das war ſeit lange eine abgemachte Sache zwiſchen mir und meinem Sohn, hätte Sie ſonſt nimmer hierher gebracht. Meine Frau wollte mit Gewalt, daß der Sohn heirathen ſolle, und hat ihm zu dem Behuf von ihrem Vermögen überlaſſen. Jetzt hat er ihr feſt erklärt, daß er Keine heirathen werde, als nur Sie. Kann nicht ſagen, wie das hätte ablaufen können, wäre meiner Frau nicht in dem Moment ein ſchöner, ſentimentaler Vers beigefallen; mit dieſem hat ſie ihre Einwilligung gegeben, und nun iſt alles in Ordnung bis auf die Hauptſache, Ihre Einwilligung. Ich denke doch, daß ich weiß, weſſen Bild neben Horaz an der Wand ſeinen Platz finden wird? Uebrigens, wegen des Verſes — ich denke doch, Sie werden meiner Frau eine gute Tochter ſein; Schwächen haben wir Alle, wollen uns nicht davon ausnehmen.“

„Bevor wir weiter reden,“ entgegnete ich, „laſſen Sie mich Ihnen auch in einem Verſe all' mein Bedenken ausdrücken.“ Ich lehnte den Kopf an ſeinen Arm und ſagte leiſe:

„Ich bin der alte freigeborne Vogel nicht,
Ich habe ſchon Jemandem angehört.“

„Ja — Hm — iſt Horazens Sache; aber jetzt zur alten Freundin, die keine Ahnung hat. Hätten wohl nicht gedacht, daß ich ſchweigen kann?“

Wir gingen hinab; Herr von Roden machte die Mittheilung, während ich ſtumm mit Thränen kämpfte; jene ward mit ſtaunender Freude begrüßt. Die Baronin umarmte erſt den alten Freund, dann mich und pries mich glücklich. „Wo iſt denn Horaz?“ fragte ſie. „Kommt in drei Tagen, wollte hier der Kleinen Zeit laſſen, Alles in Ruhe zu überdenken. In drei Tagen werden ſich, denke ich, zwei glückliche Menſchen begrüßen.“

Ja, Marie, zwei glückſelige Menſchen! Die Baronin befahl mir, mit Herrn von Roden zu fahren, meiner künftigen Schwiegermutter zu danken, ſie wolle mich abholen laſſen.

Das geſchah; es ging beſſer, als ich hoffen durfte, und bevor ich die Schwelle des Hauſes überſchritt, gelobte ich ſtill vor Gott, niemals Ehrerbietung und Dankbarkeit aus den Augen ſetzen zu wollen. Auf dieſe Weiſe wird es immer gehen, hoffe ich. Mein gütiger, alter Freund war unendlich herzlich für mich.

Was werden meine Eltern ſagen über ihre glückliche Tochter! Uebermorgen kommt Horaz! Nimmer habe ich gedacht, daß ich den Tag des wahren Glückes werde anbrechen ſehen, und nun iſt er da, und ich bete die Gnade an, welche ihn mir gewährt.

Lebe wohl, theure Marie, bete zu Gott mit mir, daß Er mir dies Glück erhalten und mich deſſen würdig ſein laſſen wolle.

Dein Lorchen.

Eben brachte mir ein Bote von Herrn von Roden einen wundervollen Blumenſtrauß. Als ich ihn freudig auspackte, ſah ich voll Erſtaunen, daß er durch ein ſehr ſchönes Armband zuſammengehalten war. O, es giebt kein gütigeres Herz, und wie werde ich je dankbar genug ſein können! Auch eine Nachſchrift fehlt dieſem flüchtigen Briefe nicht, aber laſſe mich darin zum Schluß Wünſche für Dein Glück noch ausſprechen, theure, liebe Marie.

Baronin von Elden an Herrn von Roden.

Sehr werthgeſchätzter Freund! Die Nachricht, welche Dieſelben uns geſtern gebracht, hat mich ſehr überraſcht, weil eine ſolche Sinnesänderung mir unmöglich erſchien. Bin immer reſolut geweſen, habe ſtets gewußt, was zu thun, was zu laſſen ſei, inſoweit ein armer Menſch das vermag, aber ich bin dieſelbe nicht. Die Jahre ſind gekommen, von denen es heißt, ſie gefallen uns nicht; kann jetzt daſtehen und mich beſinnen, ohne recht zu wiſſen, ob rechts, ob links zu gehen ſei, aber am Ende, Gottlob! da weiß ich's denn doch.

Freut mich ſehr, daß Ihr Herr Sohn kommt, auch um meinetwegen; bin ihm immer gut geweſen, aber hier ins Haus darf er nicht kommen und werde auch die Kleine nicht zu Ihnen ſchicken, bis die Einwilligung von Lorchens Eltern eingetroffen iſt. Daß dieſe freudig gegeben werden wird, wiſſen wir Alle, es iſt alſo eine Form, aber Formen ſoll man achtungsvoll im Auge behalten, wo von Vater und Mutter die Rede iſt, und ihnen alle Ehre erweiſen. Mit ſolcher Geſinnung, lieber, alter Freund, ſind wir groß und alt geworden und wollen, die jetzige Sitte nicht beachtend, treulich daran feſthalten.

Sobald die Einwilligung eingetroffen, werde ich einen Boten ſchicken, und würde in meinen alten Tagen telegraphiren, wenn das von hier aus thunlich wäre. Der Herr Bräutigam, der es dann ſein darf, wird wohl herfliegen wollen; das mitzumachen, rathe ich Ihnen nicht, mein alter Freund, aber ſich in Ihren Wagen ſetzen und bequemlich nachzutrotteln, das rathe ich Ihnen zu unſer Aller Freude. Müſſen das junge Paar ſehen, welches Ihre Herzensgüte ſo glücklich gemacht hat. Sage im Ganzen mehr gegen, als für ſolche Heirathen, ſind mein Geſchmack nicht, aber Lorchen iſt ein rechtes Herzenskind, und wenn mein theurer Sohn noch lebte, der ihr ſo gut war — ich hätte nicht nein geſagt. — Sie anſchauen iſt ein rechter Herzenstroſt für alle alte Leute, durch dieſe Friſche wird man ſelber wieder jung.

Schicke der Frau Gemahlin, nebſt beſter Empfehlung, ein Körbchen mit wohlconſervirten Aepfeln; iſt recht mein Stolz. Einen Fiſch wird der Bote in der Küche abliefern. Lorchen küßt die Hand und findet, daß die alte Mama Recht hat, ſchreibt auch nicht, darf Alles nicht geſchehen, bis der heutige Brief aus Pommern da iſt. Wohlgeneigt und ergebenſt

S. Elden.

Herr von Roden an die Baronin von Elden.

Gnädigſte, verehrte Freundin! Küſſe Dero beide Hände in tiefſter Devotion, aber wage doch, mich den gefaßten Entſchlüſſen zu widerſetzen; kann nicht darauf eingehen. Daß die Einwilligung der Eltern abgewartet werden muß, darin ſtimme bei, war eine Uebereilung, darauf nicht Bedacht zu nehmen, und muß mein Herr Sohn ſich gedulden. Wenn aber dieſe Zuſage anlangt, dann geehrte, gütige Freundin, dann ſetzen Sie ſich mit der kleinen Hexe in Ihren Wagen und kommen hieher: die Braut zum Bräutigam? — So nicht, ſo nicht; die Tochter zu der künftigen Schwiegermutter, die mit ihrer Einwilligung Großes gethan hat und dafür den erſten Goldtropfen der Freude mit genießen muß. Sie wiſſen, zu Ihnen würde meine Frau nicht kommen. Wenn ein Menſch, ſich ſelber überwindend, Gutes gethan hat gegen ſeine innere Abſicht, müſſen wir ihn dafür ſchweigend auf Händen tragen. Schweigend, denn macht man viele Worte darüber, denkt der Andere gleich, ſei zu viel von ihm begehrt worden, und mit der Zufriedenheit iſt es aus. Denke meiner Frau nimmer zu vergeſſen, daß ſie uns ſo glücklich gemacht hat, aber reden werde ich nicht viel darüber.

Wie nun, verehrte Freundin, ſtimmen Sie bei? — Denke das doch, werde mich ein ander Mal vor Dero Weisheit im Staube beugen, und noch Eins, nehme es als gute Vorbedeutung, daß mein Sohn das Glück ſeines Lebens unter dem Dache empfängt, welches einſt das ſeine ſein wird. Hier bei uns ſah er Lorchen zuerſt, hier ſoll er ſie als Braut begrüßen. Sehen Sie, ſo geht das in der Welt; meine Frau macht Verſe, und ich mache lebende Bilder daraus, verwirkliche ihre Idyllen und Poeſieen, und das haben Sie Alle mir wohl nicht zugetraut?

Hoffe auf eine ſchweigende Zuſtimmung, und ſchicke der kleinen Hexe einen Blumenſtrauß und ein großes Stück Kuchen, denn da der Brief aus Pommern täglich eintreffen kann, laſſe ich täglich Kuchen backen. Eis wäre zur Verlobung wohl unpaſſend, wie? —

Ihnen, meine geehrteſte, beſte Freundin, die Hand küſſend, Dero ganz ergebenſter Diener

von Reden.

Lorchen an ihre Mutter.

Meine liebe, gute Mutter! Wie danke ich Dir und dem Vater die liebevolle Einwilligung, welche mir geworden iſt. O, liebe Mutter, Ihr nennt mich Euer liebes, gutes Kind, und fleht den Segen des Himmels auf mich herab, wie dankbar bin ich, wie tief bewegt! Schon einmal ſtand ich im Begriff, das elterliche Haus zu verlaſſen; damals gab ich meine Zuſtimmung aus freier Ueberlegung, mehr aber, um Eurer Zufriedenheit willen; jetzt iſt es mein eigenes Glück, und deshalb fühle ich wohl ſo tief, was es heißt, aus dem Vaterhauſe ſcheiden. Damals dachte ich leichter ſcheiden zu können, weil Eure Wünſche mich beſtimmt hatten, weil ich die innere Ueberzeugung hegte, die Lücke, welche durch mein Fortgehen entſtände, werde durch die Freude über mein Glück ausgeglichen werden. Dieſe Freude beſteht auch jetzt, aber es iſt allein mein Glück, ich allein habe genommen, nicht aber auch gegeben, wie ehemals. — Meine Mutter, ich weiß, Du und der Vater hättet mich mit größerer Befriedigung einem Manne meines Standes gegeben; der liebe Vater am willigſten einem Gutsbeſitzer, mit welchem er als Landmann ſeine liebſten Intereſſen hätte theilen können. O, liebe Mutter, ich habe nicht hoch hinaus gewollt; mein Herz entſchied ſich für Horaz, aber ohne Wunſch und Ziel, und als ich aufgeklärt ward und man mir ſagte, ich müſſe um ſeines Glückes willen ihm entſagen, da habe ich nichts aufzugeben gehabt und nur mit Schmerz erfahren, wie lieb er mir war. — Das Glück, welches mir jetzt ſo unerwartet, ſo vom Himmel herab geworden, ich darf es ohne Vorwurf und Zagen annehmen. Ich erſehne den Augenblick herbei, wo Horaz unſer Haus betreten wird; Ihr werdet ihn bald als Sohn betrachten und lieben, und erſt dann, wenn mein Glück auch das Eure iſt, werde ich völlig glücklich ſein.

Das war die Tochter, liebſte Mutter, jetzt kommt die ſelige, ſtrahlende Braut, denn die wirſt Du doch auch ſehen wollen. — Euer lieber Brief langte geſtern Abend an, und ich empfing ihn mit einem Gefühl, welches mir bis dahin fremd war; Freude, Wehmuth und Furcht verdoppelten die Schläge meines Herzens. Solch ein Gefühl kommt wohl nur, wenn man ſchon Trauriges erlebt hat. Während ich noch das Siegel erbrach, ſaß die liebe Baronin ſchon am Schreibtiſche, Herrn von Reden die Nachricht mitzutheilen und uns zum nächſten Morgen um zwölf Uhr anzumelden. Unwillkürlich mußte ich lächeln, daß Eure Zuſtimmung ſo unbedingt vorausgeſetzt ward. Nachdem die Baronin geſchrieben hatte, durfte ich ihr meinen Brief vorleſen; ſie hörte ihn ernſt und ruhig an, ſtreckte mir, als ich geendet, die Hand hin und ſagte: „Kind, danke Gott täglich dafür, daß er Dir ſo würdige Eltern gegeben hat: das iſt ein reicher Segen, verdiene ihn durch Liebe.“

Conrad ward nun hinein beſchieden, damit er mir Glück wünſche, nach ihm Annette. Die beiden treuen Menſchen waren rührend erfreut. Annette war nur wegen meines Anzugs beunruhigt: „Was ziehen Fräulein denn morgen an?“ Das weiß ich nicht recht, Annette, ich denke, mein ſchottiſches Seidenkleid, aber ich habe auch eins in Lilla.“ „Lilla? nein Fräulein, das iſt ja wie halbe Trauer; ein roſa Kleid hätten Sie haben müſſen und Roſen im Haar. Fräulein müſſen das verzeihen, aber Fräulein haben eigentlich nie, was Sie haben müßten. Die Baronin und ich lachten beide, und dieſe ſagte gutlaunig: „Du haſt ganz Recht, Annette, und deshalb will ich Lorchen das roſa Kleid und den Roſenkopfputz ſchenken. Schreibe nur heute Abend noch und laſſe Stoff und Blumen zur Anſicht ſchicken.“ Annette war, glaube ich, eben ſo erfreut und dankbar als ich, und rannte fort, den Auftrag zu erfüllen. Am nächſten Morgen ordnete ſie mein Haar recht hübſch, und als ich in dem ſchottiſchen Kleide erſchien, war die Baronin ſehr zufrieden. In der Hand hielt ich einen prächtigen Strauß, den der alte Gärtner mir geſchickt hatte.

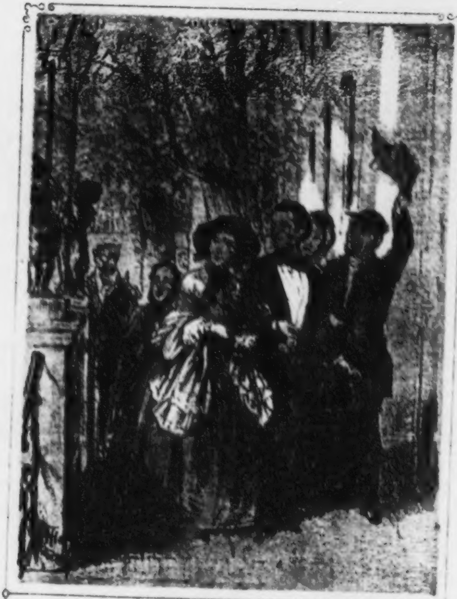
So innig hatte ich zu Gott um Muth und Ruhe gefleht, aber doch, je näher wir unſerem Ziele kamen, um ſo ungeſtümer und banger ſchlug mein Herz. Als wir in den Hofraum einfuhren, hielt ich mich unwillkürlich an der Wagenthür feſt und meine Kniee zitterten.

Die Bedienten ſtanden in Gallalivree bereit, beide Herren kamen die Treppe herab, ich ſah und hörte ſie kaum. Die Baronin ward mit galanter Umſtändlichkeit aus dem Wagen gehoben; ich war ſo ſchnell hinterdrein, daß Keiner mir helfen konnte. Einen Augenblick war mir Alles dunkel vor den Augen, da faßte eine Hand ſanft die meinige. „So, als Führer durchs Leben,“ ſagte Heraz leiſe. Ich ſagte nichts, ich konnte nur empfinden, daß darin mein Glück beſtehen werde. Wir folgten dem vorangehenden Paar, da plötzlich blieb Herr von Reden ſtehen und machte mit der Baronin Front gegen den Hof. Heraz und ich folgten dem gegebenen Beiſpiel und ſahen, wie aus allen Scheuern, Ställen, Kellern, Fenſtern, Thüren und Mäuſelöchern Köpfe und Geſtalten zum Vorſchein kamen. Der alte Herr ſah ſehr vergnügt aus. „Ihr Leute,“ rief er hinab, „hier ſeht Ihr die Braut meines Sohnes.“ So ſagend, ſchwenkte er ſein Schnupftuch luſtig über ſeinen Kopf. Ein determinirter Burſche ſchwenkte gleichfalls ſein Tuch und ſchrie: „Hurrah!“ und „Hurrah! Hurrah! Hurrah!“ tönte es aus Ecken wieder. Herr von Reden lachte ſeelenvergnügt, wir dankten grüßend; Horaz ſchwenkte ſein Tuch, ich meinen Strauß; ich glaube, wir lachten Alle aus innerer Freude. — Wie ich die innere Treppe hinauf kam, weiß ich nicht; als wir in Frau von Rodens Zimmer traten, faßte Horaz meine Hand feſter, und führte mich ſeiner Mutter zu; wir küßten ihre Hände, ich unter Thränen; ſie ſchloß uns Beide in ihre Arme, flüſternd: „Geſegnet ſei der Liebe Bund.“ Nun trat Herr von Roden hinzu und legte meine und Horazens Hand in einander; aus ſeinem ehrlichen Herzen ſtrömten Worte zum Nimmervergeſſen; ich lag lange an ſeiner Bruſt.

Dann gingen wir zur Baronin, ihren Segen erbittend, den ſie uns mit ihrem würdevollen Ernſt, aber mit Thränen im Auge ertheilte.

Horaz zog mich in eine Fenſtervertiefung und ſagte: „Lorchen, denke nicht, daß ich Deiner Eltern in dieſer Stunde vergeſſe. Ich gelobe Dir, ihnen ein guter Sohn ſein zu wollen, und was ich Gott und Dir gelobe, das halte ich zuverläſſig.“ So waren wir in dieſer ernſten, ſchönen Stunde mit Euch, geliebte, theure Eltern, ich war es mit unbeſchreiblicher Dankbarkeit.

Der Mittagstiſch war reich mit Kuchen, Blumen und Früchten beſetzt; wir waren ſehr heiter, und als Champagner gegeben ward, erhob Herr von Roden ſein Glas und rief: „Das erſte Glas der Schöpferin unſeres Glücks, auf das Wohl meiner Frau!“ Er lachte dann herzlich über mein



Das Brautpaar.

und Horazens vergebliches Dankſagungsgeſicht, wie er es nannte, und dann kam unſere Geſundheit. Alles war ſo gut und prächtig und wir beiden Brautleute ſo ſtill und ſelig. —

Nach dem Kaffee forderte Herr von Reden Horaz und mich auf, in den Garten hinab zu gehen; zu dem Vergißmeinnichtplätzchen, fügte er lachend hinzu. Als wir gingen, ſchloß er uns in ſeine Arme und flüſterte: „Ihr lieben, glücklichen Menſchen, ſeid glücklich, aber bleibt nicht zu lange, ich muß ſehen, daß Ihr es ſeid.“ — O, ſo viel reine Güte, wie werden wir ſie ganz verdienen können!

Du liebe Mutter, was wir miteinander redeten, davon könnte ich Dir kein Wort mittheilen. Alles verſchwamm vor meinen Gedanken gleich einem ſeligen Traum; wir wiſſen, daß wir ihn hatten, und wiſſen ihn doch nicht.

An dem uns bezeichneten Plätzchen kam zur Sprache, wovor ich mich gefürchtet hatte, liebe Mutter, aber eben dies Geſpräch verband unſere Herzen nur feſter. — Horaz ſagte mir mit ſeiner edlen, einfachen Weiſe, Sterneck ſolle von jetzt an unſer gemeinſchaftlicher Freund ſein. Er bat mich, ihn nicht zu vergeſſen und ſeiner dankbar zu gedenken. Ich hätte meine Lippen auf die Hand drücken mögen, die ich erfaßt hatte; o, Mutter, geſegnet der Menſch, welcher ſtets das Rechte trifft, weil es ihm das Natürlichſte iſt. Die Zeit war uns keine Zeit, und ich war doch beſchämt, aber zugleich auch beluſtigt, als der gute, alte Herr uns durch ſein Sprachrohr ins Schloß zurückbeſchied. Horaz lachte gleichfalls, er faßte meine Hand, und wir liefen wie die Kinder unſerem Ziele zu. Lachend wurden wir empfangen, und nach einer Stunde beſtellte die Baronin ihren Wagen. Horaz begleitete uns eine Stunde weit und ging dann einſam zurück. Einſam, aber nicht allein.

Horaz kommt morgen hieher und bleibt einige Tage; ſein guter Vater will täglich einige Stunden hier ſein, und nach dieſer Zeit bringt die Baronin acht Tage mit mir bei Rodens zu. Iſt dieſe Friſt verſtrichen, dann, dann — bringt ſie Euch Tochter und Sohn. Die liebe, theure Mama will es wagen, die Reiſe zu unternehmen, und fühlt ſich friſch und wohl.

Die Augen fallen mir zu; gute Nacht, liebe Mutter, lieber Vater, Euer glückliches Kind umarmt Euch herzlich.

Lorchen.

Was ſagen denn die Brüder zu der Schweſter Braut?

Baronin Schöndorf an Lorchen.

Mein liebſtes Lorchen! am Vorabend meiner Hochzeit empfing ich die Anzeige Deiner Verlobung und hatte noch Herz und Zeit genug, mich ſehr darüber zu freuen. Mein Lorchen, wir haben nun Beide unſer Glück und unſere Beſtimmung gefunden; Du das Glück, von welchem Dir beim erſten Morgenroth Deiner Jugend geträumt, ich ein anderes, aber ſicherlich beſſeres, als ich mir gewählt haben würde. Ich ſchrieb Dir, daß Schöndorf und ich während der letzten ſechs Monate unſerer Trennung einen Briefwechſel mit einander hatten. Es war ſein Wunſch, und ich gab aus Ueberzeugung nach, es war natürlicher, ach, und ich bin mehr als je davon durchdrungen, daß nur das Einfache, Ehrliche wahrhaft beglückt. Bei ehrlich fällt mir ein, ich habe nicht an Eugenius geſchrieben. Er iſt jetzt Student in Heidelberg. Schöndorf fand es nicht richtig und jetzt bin ich ihm doch Rechenſchaft ſchuldig von allen beſonderen Schritten. Was ein Mädchenherz ſich warm und einfach ausdenkt, das kann nicht ſtets für die Welt und ihre Geſetze paſſen. Lorchen, ich bin halb beſchämt und beſtürzt, daß ich ſo zufrieden, ſo glücklich bin; Du weißt, wie wenig ich ehemals an eine ſolche Möglichkeit dachte. Ich war damals ein Kind, das iſt wahr, aber ein Kind, welches treu und ergeben durch alle Verhältniſſe gefolgt ſein würde, wäre ihm ein treuer Führer voran gegangen. Meine Richtung war wohl eine emancipirte, aber ich ſelber hatte keine Ahnung davon. Meiner Tante und den Couſinen habe ich wunderſchöne Andenken geſchickt, denn ich läugne nicht, das wunderliche Geſpräch jenes Morgens, wo ich halb unfreiwillig lauſchte, hat mich meinem Glücke in die Arme geführt.

Lorchen, wenn ein Mädchen ſich verheirathet, das größte Glück iſt doch ein verſtändiger Mann. In meinem Kopfe iſt noch Vieles verworren, aber damit gehe ich zu Schöndorf und laſſe mich belehren. Oftmals ſind ihm dabei Thränen in die Augen getreten, die er mir vergeblich zu verbergen ſuchte, oftmals hat er ſchon geſagt: „Gott erhalte Dir Dein unſchuldiges Herz.“ Ich ſchweige dann und frage nicht, aber mir iſt ſtill und ſelig zu Muthe. Wer keinen verſtändigen Mann bekommt, muß freilich wohl ab und zu die Zügel ſelber in die Hand nehmen, aber das iſt ein beklagenswerthes Geſchick. Uebrigens giebt es auch in der Weiſe eine Ausgleichung; jeder Mann kann auch Manches von ſeiner Frau lernen, größere Milde, Duldſamkeit und ein tieferes Eingehen in die Noth Anderer. Wohl dagegen der Frau, die von ihrem Manne Gerechtigkeit lernen kann! — Uebrigens iſt Schöndorf auch mein Schüler, er kann gegen die Dienſtboten oft unmotivirt aufbrauſen, denn unmotivirt nenn' ich, wenn es nicht der Mühe werth iſt; dann ſehe ich ſtill vor mir nieder, unwillkürlich, weil es mich beſchämt, daß ein ſo prächtiger Menſch in der Weiſe fehlen kann, und ſchweige, bis er mich anredet. Bis daher hat Schöndorf dann jedesmal meine Hand geküßt, aber wir haben nie ein Wort darüber gewechſelt; aber meine Hand wird ſchon weit ſeltener geküßt, weil der Anlaß dazu fehlt.

Nun wirſt Du von mir als Hausfrau hören wollen. Ach Lorchen, alles Wiſſen iſt Stückwerk! — Ich kam hieher ſo ſicher, ſo wohl ausgerüſtet, und kann hier ſo wenig von meinen Errungenſchaften benutzen. Alle inneren Einrichtungen ſind hier in Schleſien, wo Schöndorfs Beſitzungen liegen, ganz anders als bei uns. Andere Gerichte, andere Verhältniſſe für die Leute, welche hier recht ſchlecht leben, wenigſtens im Vergleich zu dem, was ihnen bei uns zu Theil wird. Ich ſprach darüber mit Schöndorf, ich ſagte ihm, wir wären ja reich und könnten es den Leuten beſſer geben, ob wir es denn nicht wollten? Er entgegnete, wir würden dadurch wenig Gutes bewirken, die Leute hier kennten nichts Beſſeres; träfen wir eine Abänderung, würden die Leute der benachbarten Güter durch uns zur Unzufriedenheit gebracht werden. Wollte ich Sonntags und an Feſttagen ihnen beſſeres Eſſen geben, ſo ſei das meine Sache und ihm ganz recht. Sehr würde es ihn erfreuen, wenn ich ſyſtematiſch, in ruhiger Folge Bedacht darauf nehmen wolle, der Armuth und dem Schmutz, wo Beides ſich in den Dörfern vorfände, nach Möglichkeit abzuhelfen. Sein Beiſtand und Rath würde mir dabei ſtets gewiß ſein.

Siehſt Du, Lorchen, dieſen Lebenszweck will ich verfolgen, aber mir andere Hülfe dabei noch erbitten, als die mir zugeſagte, Gottes Leitung und Segen.

Schöndorf iſt doch ein echter Schleſier, und hat große

Vorliebe für die hieſige Küche. Ich füge mich hinein und bin für die Kuchen ſehr eingenommen. Wir leben einfach, zwei Gerichte und Obſt irgend einer Art. Ich war das Alles anders gewohnt in meines Vaters Hauſe, aber finde es ganz vernünftig, auf ſolche Dinge nicht viel Werth zu legen. Wenn aber die Eltern uns beſuchen, dann ſoll Alles geſchehen, was jetzt unterbleibt. —

Unſer Wohnort iſt ganz wunderhübſch. Das Haus iſt nicht groß, aber bequem, auf einer Höhe belegen, welche den Blick über Wald, Thal, Gebirgflüſſe und Ortſchaften geſtattet. Schleſien iſt ein romantiſches Land. Der Garten iſt ganz hübſch, aber es fehlt an Obſtbäumen und Blumen; dieſe Verbeſſerungen übergiebt mein Mann mir und ſetzt eine Summe aus, über welche ich jährlich verfügen kann, denn Ordnung waltet bei ihm überall vor. Wie will ich Alles ordnen und einrichten! Wer auf dem Lande lebt, muß ſich für Blumen, Obſt und Thiere intereſſiren, und ich habe ſchon angefangen, den Hühnerhof zu verbeſſern, und laſſe mir allerlei fremdartige Hühner kommen. Tauben habe ich auch.

Von der Nachbarſchaft ſehen wir noch wenig, aber wollen anfangen, Beſuche zu machen, ohne Neigung dazu, denn wir ſind ſo glücklich in unſerer ſtillen Zurückgezogenheit; aber Welt und Menſchen darf man doch nicht ganz von ſich abſchieben, und vielleicht könnte es ſpäter Schöndorf doch zu einſam werden. Mir gewiß nicht; ich habe in ſolcher Weiſe nie viele Wünſche gehabt, und Du weißt, wie ich mich ganz in den Gedanken an die amerikaniſche Wildniß eingelebt hatte.

Lebe wohl, mein Lorchen, ſchreibe mir, ſobald Du verheirathet biſt, und beſchreibe mir Deinen Wohnort, Dein Leben, Alles. — Schöndorf holt mich zu einem Spaziergange ab, dabei ſind wir ſtets vergnügt wie Kinder. Lebe wohl.

Deine treue Lilli.

Marie an Wilhelm.

Dieſer Brief iſt auch für Dich, mein Otto, aber ich konnte es doch nicht machen, wie Tante begehrte, und den Brief überſchreiben: An Wilhelm, Otto. Du mußt Dich mit der inwendigen Darlegung behelfen. Liebe Brüder, wir ſind hier bei Tante Suſanne, und ich würde überglücklich ſein, wenn wir beiſammen wären, denn ich habe Tantens Töchterchen über die Taufe gehalten, und es heißt Marie. Marie, nach mir! nein, ich ſage es ſtets, Tante verſteht es aus dem Grunde, Menſchen glücklich zu machen. Siehſt Du, Otto, da iſt die Verneinung, von welcher Du behaupteſt, jede Extaſe rufe ſie bei mir hervor; aber ich ſchrieb ſie nieder, ohne an meinen Bruder Kritikus zu denken. Papa und Mama ſtanden Gevatter neben mir, Mama für Großmama, aber ich war die Hauptperſon. Zu niedlich doch! Tante ſagte: „Ich übergebe mein Kind einer ganzen Familie, damit es recht geborgen ſei.“

Die arme Mama fiel hier recht eigentlich ins Haus beim Erſteigen der äußeren Treppe und konnte kaum ertragen, während der Taufe zu ſtehen. Als ich geſtern allein mit Tante war, ſagte ſie: „Das iſt doch ſeltſam, daß alte Leute ſo leicht, ohne beſonderen Anlaß fallen.“ Das war mir doch zu viel: „Alte Leute? Tante, Mama iſt ja kaum ſechsunddreißig Jahre alt. „Freilich, aber bedenke, welch' ein Abſtand zwiſchen ihr und mir.“ „Kein größerer Abſtand, Tante, als zwiſchen Dir und mir.“ Kaum hatte ich das geſagt, ſo lag Tantens Hand auf meiner Backe; eine Ohrfeige will ich es nicht nennen, aber Aehnlichkeit hatte es ſehr damit, und ich war doch erſtaunt, jetzt, wo ich kein Kind mehr bin. In dem Augenblick öffnete der Onkel die Thür; Tante Suſanne rief, aber nicht ganz unbefangen: „Gut, daß Du kommſt, Du kannſt mir helfen, denn ich prügle eben Marie ein wenig.“ „Das ſehe ich allerdings,“ war die Antwort, „aber biſt Du ganz überzeugt, daß ich Dir helfen werde?“ Tante ſprang auf, ſchlang einen Arm um mich, den andern um den Onkel und rief: „Habt mich beide lieb, denkt nicht viel nach, habt mich lieb, wie ich bin, und vergeßt nicht, daß die Mädchennatur noch immer wieder in mir hervorbricht. Weshalb haſt Du mich genommen, Herr Iſegrimm? Du haſt ſehr gut gewußt, wie ich bin.“ Der Onkel lachte: „Allerdings, aber ich habe zu viel von meiner guten Geſellſchaft gehofft.“ Das Ende könnt Ihr Euch ſchon denken; Tante ging, wie immer, geliebt und ſiegreich von dannen, und ich behielt meine Ohrfeige. Tante Suſanne iſt hier ſehr beliebt, und das kann auch nicht anders ſein; ſie erheitert, was ſie umgiebt, und hat ſtets ein Stückchen Brod für Nothleidende, ein gutes Wort für Betrübte. Tante Suſanne hat recht, was man ein goldenes Herz nennt. —

Noch viel habe ich Euch zu erzählen, Ihr werdet ſtaunen. Der Tauftag war ganz reizend, das ganze Haus war Liebe und Freude. Tante ſah ganz wunderhübſch aus, und das kleine Pathchen war gleich mir in Weiß und Roſa. Kurz vor der heiligen Handlung fuhr ein Wagen vor, es hieß: „Da kommt der Paſtor.“ Wir eilten ans Fenſter; aber zwei Prediger im Ornat ſtiegen aus, das erregte Verwunderung. Die Thüren öffneten ſich, und hinter dem hieſigen Paſtor erſchien Herr Flohr. O, Ihr lieben Brüder, den Jubel hättet Ihr ſehen und hören ſollen! und wie würdet Ihr getobt haben! — Jetzt kam Alles heraus; Papa hatte an Flohr geſchrieben und den Paſtor hier gebeten, jenen die Taufrede halten zu laſſen. Wie uns das überraſchte! Ihr wißt aber ſchon, Herr Flohr hat das eigene, feſte Benehmen, welches Alles leicht ins Gleichgewicht bringt. Er erbat die Erlaubniß der Eltern, die mit Herzlichkeit gegeben wurde; Tante Suſanne weinte vor Freude.

Die Taufrede war ſehr ſchön und ergreifend. Wie feierlich klang es mir durchs Herz, als die Namen des Täuflings genannt waren und Paſtor Flohr dann ſagte: „Marie, Adelheid, Suſanne, mit dieſen Namen wirſt Du fortan gerufen werden auf Erden und dereinſtens in dem Himmel.“ — Paſtor Flohr, nun habe ich es geſagt, und während der Taufrede habe ich es gedacht. Das kleine, niedliche Töchterchen ward zu Jedem gebracht, und Jeder hatte einen Glück- und Segenswunſch. Die beiden Prediger ſchüttelten ſich die Hände, Alle waren froh und doch bewegt.

Bei Tiſche ging es ſehr heiter zu; viele Geſundheiten wurden getrunken, und ich bekam zwei Gläſer Champagner, was ſagt Ihr dazu? Aber es ging nicht anders, ich mußte immer Beſcheid thun, und hatte gar keinen Rauſch, wie Ihr gewiß gern annehmen möchtet. Tante beklagte ſehr, nicht auf das Wohl von Herrn Flohrs Braut trinken zu können. „Ich hatte mir eine ſo hübſche Heirath für Sie ausgedacht, aber das junge Mädchen hat ſich mit einem Anderen verlobt.“ Herr Flohr lächelte: „Laſſen Sie mich getroſt annehmen, daß unter den vielen Millionen Frauen, welche die Erde trägt, Eine wird einwilligen wollen, mein Geſchick zu theilen.“ „Gut denn,“ rief Tante, ihr Glas erhebend, „auf das Wohl der Einen!“ Wir klangen Alle lebhaft an; der gute Herr Flohr, möge er glücklich werden in jeder Weiſe. —

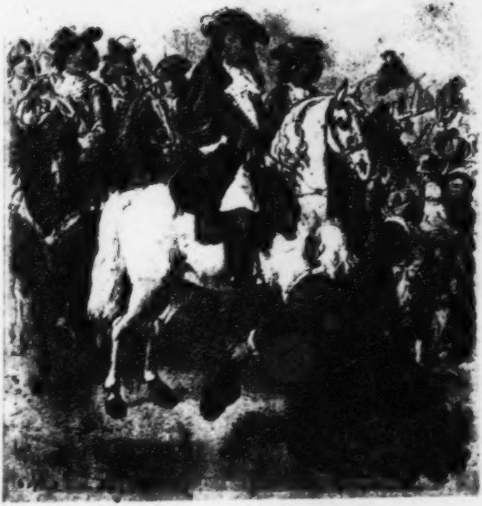
Ueber Euch, Ihr lieben Brüder, hat Herr Flohr viel mit Papa geredet und ihn ſehr beruhigt. Er ſagte: „Wilhelm und Otto ſind von jeher darauf angewieſen, ſich ihren künftigen Beruf ſelber und nach Neigung zu wählen. Ein ſolcher Hinweis fordert zum Nachdenken auf; beide ſind jetzt in dem Alter, wo man ſchon den Ernſt des Lebens erkennt und die Folgen einer Entſcheidung klar vor Augen ſieht. Ich würde beide ruhig bei ihrer Wahl laſſen.“ Mama ſtimmte Herrn Flohr bei, und o, wie viele Liebe für Euch ſprach ſich bei Allen aus, Ihr glücklichen Brüder! —

Die beiden Paſtoren fuhren Abends mit einander ab; Flohr mußte noch in der Nacht weiter, weil Amtsgeſchäfte ihn riefen. Papa umarmte ihn, als er ging, wir Anderen waren herzlich bewegt. Tante rief ihm nach: „Vergeſſen Sie die Paſtorin nicht!“ und „Nein, nein“ war die fröhliche Antwort.

Acht Tage bleiben wir noch hier; Papa will mit dem Onkel Streifereien in der Umgegend vornehmen. Ich bin ſo ſelig, hier zu ſein, aber Ihr fehlt mir ſo, Ihr lieben Herzensbrüder. Vergeßt mich nicht, ſprecht oftmals von mir, und vor allen Dingen vergeßt nicht, wie lieb ich Euch habe. Die Eltern, Tante Suſanne, der Onkel auch, Alle ſchicken Euch herzliche Grüße. Tante zog mich bei Seite und flüſterte: „Marie, Du und ich, wir ſind die Verſtändigſten, wir würden ihnen Taufkuchen ſchicken, aber die Unverſtändigen leiden das nicht.“ Lebt wohl, lebt wohl.

Eure Marie.

Berlin, Druck von W. Pormetter.



Die Zerstörung Speiers

Von Nah und Fern.

Novellen und Erzählungen

für die reiſere Jugend

von

M. ROSKOWSKA.

Mit 8 illuminirten Bildern v. Prof. Hosemann [Theodor]

BERLIN

Winckelmann & Söhne.

0 2

5145

Roskocoska

Von Nah

u. Fern

Bayerische [illegible]

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Der Wald von Jendrzeiow.

Erſtes Kapitel.

Vor der elenden Kartſchma, Wirthshaus in Jendrzeiow, einem litthauiſchen Städtchen, hielt eines Tages, im Anfang des Jahres 1655, ein großer mit drei tüchtigen Pferden beſpannter Schlitten. Eine Menge Decken und Pelze lagen darauf und die Reiſenden traten eben aus der Schenkſtube. Es war ein Mann mit ſeiner Frau, zwei Kindern, einer Dienerin und einem Diener. Dieſer trug den älteſten, etwa ſechsjährigen Knaben, während die Mutter das kleinere der Kinder, einen Säugling, in den Armen hielt.

„Der gnädicher Herr ſollten lieber hier bleiben bis morgen!“ ſagte der Krüger Itzig, welcher ſeinen vornehmen Gäſten ehrfurchtsvoll gefolgt war. „Main Haus is ä ſchlechtes Haus, aber der Gott Abrahams ſoll mer ſtrafen, wo es nich is zehntauſendmal beſſer, as de elende Kartſchma in Oklanowe, dem einzigen Dorf, wo die gnädicher Herrſchaft könnte übernachten. Nach is der Jendrzeiower Wald ä böſer Wald mit viel Wölfen und Bären drain, die der gnädicher Herrſchaft noch anfallen thun. Voriger Woch' is doch ä Bauer mit ſeinen Pferden von ſe ufgefreſſen geworden und mer hört alle Tag von naie Unglücks.“

Die Reiſenden waren mittlerweile in den Schlitten geſtiegen, ohne auf das Zureden des Wirthes zu achten. Bei ſeiner Erwähnung der Wölfe zeigte das Geſicht der Dame einen Ausdruck von Beſtürzung, als ihr Mann jedoch fragte, ob ſie im Städtchen über Nacht bleiben wollte, ſchüttelte ſie den Kopf und ſagte:

„Das wäre eine große Zeitverſäumniß, und wir haben keinen Augenblick zu verlieren.“

„Auch ſind wir unſer drei Männer und wohl bewaffnet, haben alſo nichts zu befürchten.“

Der Krüger ſah, daß die Gäſte ſich nicht zurückhalten ließen. Er ſchaute nach den heraufziehenden Wolken und ſagte, ſich die Hände reibend: „Mier bekommen Schnee und da verirrt ſich's gar leicht im Walde. Der gnädicher Herr ſollte mitnehmen zum wenigſten den alten Jaroslaw, dos is ä graußer Jäger vor dem Herrn, Nimrod kunnte nich ſein geweſen viel größer und kennen kennt er den ganzen graußmächtigen Wald in- und auswendig, un is kain Weg und Steg, wo er nich is gegangen fenfzig Mal dadrauf. Fragen der gnädicher Herr ihn ſelber — da kommt er eben.“

Während die Reiſenden ſich in die Pelze hüllten, trat ein alter Mann mit eisgrauem Haar und Bart aus dem Kruge. Er trug einen großen Schafpelz, eine Pelzmütze und hohe Pelzſtiefeln und war alſo hinlänglich ausgerüſtet gegen die grimmige Kälte eines polniſchen Winters. Eine alte Büchſe und eine ſchmutzige lederne Jagdtaſche hing über ſeinen Schultern und in dem Gurt, welcher den Pelz zuſammenhielt, ſteckte ein mächtiges Weidmeſſer. Er war nicht groß, aber von kräftiger gedrungener Geſtalt und ſein gefurchtes wettergebräuntes Antlitz ehrlich und offen. Ein großer, gelblicher Hund folgte ihm.

„Du willſt alſo auch nach Orlanowo?“ fragte ihn der Reiſende in ziemlich gutem Polniſch.

Er bejahte mit einer tiefen Verbeugung. Jaroslaw, in dieſer Gegend geboren, kannte den Wald ſo genau, wie das bei der Unwegſamkeit deſſelben möglich war. Er diente dem Grafen Haliwitſch, welchem dieſer Wald größtentheils gehörte, ſeit vielen Jahren als Wild- und Waldhüter. Das Anerbieten, mitzufahren, kam ihm ſehr gelegen; raſch ſtieg er zu dem Kutſcher auf, der die ungeſtüm ſcharrenden und ſtampfenden Pferde nur mit Mühe hielt. Itzig rief unter demüthigen

Verbeugungen: „Padam do nog, wielmozne panstwo!“ und empfahl ſein Wirthshaus den Reiſenden bei ihrer Rückkehr, während der Schlitten davonflog.

Bald war die, mit hölzernen Häuſern beſetzte Straße des Städtchens weit hinter den Fremden und pfeilſchnell ſchoß der Schlitten über die ſchneebedeckte Ebene dem nahen Walde zu.

Der Reiſende war Herr Rechberg, ein reicher Kaufmann aus Königsberg in Preußen. Die Schweſter ſeiner Frau, an einen litthauiſchen Edelmann verheirathet, lag gefährlich krank und wünſchte Frau Rechberg noch einmal zu ſehen. Die rauhe Jahreszeit machte zwar eine Reiſe durch die unwegſamen Wälder Litthauens ſehr beſchwerlich, allein die Schweſtern hatten ſich zärtlich geliebt und der Kaufmann mochte den Wunſch ſeiner Schwägerin nicht unerfüllt laſſen; hätte er es ſich doch zeitlebens zum Vorwurf gemacht, einer Sterbenden den Tod erſchwert zu haben. Schnell ordnete er ſeine Geſchäfte ſo, daß ſie ſeine zeitweilige Abweſenheit geſtatteten und begleitete ſeine Frau und Kinder, welch' letztere die zärtliche Mutter nicht zurücklaſſen mochte.

Bekannt mit den Unbequemlichkeiten einer Reiſe in Polen und des Reiſens zu damaliger Zeit überhaupt, hatte Rechberg für alles Nöthige geſorgt. Der große Schlitten enthielt einen Vorrath von Lebensmitteln; Fußſäcke, Decken und Mäntel ſchützten hinlänglich gegen die Kälte. Der kleine Guſtav wurde, ſo unlieb ihm das auch war, ſorglich unter dem großen Pelz gehalten, welcher ſeine Mutter einhüllte und Bruno, der neben Martha, dem Mädchen, rückwärts ſaß, war ſo wohl verpackt, daß kaum Augen, Naſe und Mund von ihm ſichtbar blieben. Das war indeß auch nöthig, denn ein ſcharfer, durchdringender Wind wehte und die Reiſenden nahmen oft gegenſeitig ihre Naſenſpitzen in Augenſchein, um ſich zu überzeugen, dieſelben ſeien noch nicht angefroren.

Der Kaufherr unterhielt ſich mit Jaroslaw über Mancherlei; Bruno lauſchte aufmerkſam, doch verſtand er nicht viel Polniſch und gar nichts, wurde es, wie hier, ſchnell geſprochen. Nur das einzige Wort: „wilk“ war ihm verſtändlich und er fragte lebhaft: „Es giebt hier alſo Wölfe, Mutter? Uns werden ſie aber nichts thun — der Vater wird ſie ſchon fortjagen, nicht wahr?“

Die Mutter bejahte das natürlich, konnte ſich aber eines bangen Gefühls nicht erwehren, als ſie jetzt den Saum des Waldes erreichten. Aus der Unterhaltung ihres Mannes mit dem alten Jäger hatte ſie vernommen, der Forſt ſei viele Meilen groß, an manchen Stellen durch Sümpfe ganz unzugänglich und der Aufenthaltsort einer Menge wilder Thiere. Der kurze Nachmittag ging bald zu Ende, die Nacht nahte und wer wußte, ob ihnen nicht während derſelben ein Unglück begegnete? Mit zärtlicher Sorge drückte ſie den ſchlafenden Kleinen an ihr Herz und betete leiſe um Gottes Beiſtand.

„Der Allmächtige wird uns behüten!“ dachte ſie dann. „Wir begeben uns ja nicht muthwillig in Gefahr, ſondern erfüllen eine heilige Pflicht.“

Uebrigens lag die Beſitzung ihres Schwagers nur wenige Meilen jenſeits des Forſtes.

Im Walde waren ſie vor dem Winde ziemlich geſchützt. Itzig hatte richtig prophezeit, es begann zu ſchneien.

„Wie luſtig die Flocken umherfliegen!“ rief Bruno. „Es ſieht aus, als wäre ein großes, großes Bett ausgeſchüttet.“

Der Vater machte ihn auf die zierliche Form der vieleckigen Sternchen aufmerkſam, das jede Flocke bildete; auf ihren Pelzen lagen bald ſo viele ſolcher Schneeſternchen, daß ſie darauf eine Decke bildeten, die von Minute zu Minute dichter ward.

„Stecke die Hand wieder unter den Pelz, Bruno, ſonſt frierſt Du ſie an,“ ermahnte die Mutter, da er die Rechte hervorgeſtreckt hatte, um die Schneeflocken auf der Fläche derſelben aufzufangen.

Er gehorchte und ſagte dann: „Mutter, wie geht es zu, daß die armen Kinder hier nicht erfrieren? Ich ſah aus dem Fenſter des Wirthshauſes eine Menge Knaben auf dem Eiſe und denke Dir, manche darunter waren barfuß und hatten auch keine Röcke an. Die werden ſchön den Huſten bekommen.“

„Sie ſind von Jugend auf abgehärtet“, antwortete der Vater.

„Arme Kinder ſchlafen hier nie in einem Bett, ſondern auf der bloßen Erde am Feuerheerd und gehen Sommer und Winter beinahe ganz nackt. Auch die Kinder der Wohlhabenden werden von frühester Jugend in kaltem Waſſer gewaſchen und gebadet und nicht verzärtelt.“

„Die Mutter badet ja Guſtav auch in eiskaltem Waſſer und darum iſt er gewiß ein ſo dicker, derber Junge!“ rief Bruno. „Ach, liebe Mutter, ſchlage doch ein Bischen den Mantel auseinander, daß wir uns anſehn können. Es gefällt ihm nicht in der Finſterniß; er krabbelt ſchon lange umher.“

Der Kleine war erwacht und ungeduldig geworden. Die Mutter ſchlug die eine Seite des Mantels zurück, und legte ſie ſo, daß Guſtav hervorgucken konnte, aber nicht von der rauhen Luft und dem Schnee beläſtigt wurde. Es war ein außerordentlich hübſches und freundliches Kind, bei ſeinen dreiviertel Jahren ſehr groß und kräftig und ſo klug, wie wenige Kinder in dem Alter. Dafür war er aber noch mehr der Liebling ſeines Vaters, die Freude ſeiner Mutter und der Augapfel des Bruders, als es ſonſt kleine Kinder ſind. Es gab nichts Schöneres und Lieblicheres, als ſein rundes roſiges Geſichtchen, die leuchtenden blauen Augen und den lächelnden Mund, hinter deſſen rothen friſchen Lippen ſechs kleine weiße Zähnchen hervorſchimmerten. Und wie klug und verſtändig war er. Freilich mühte er ſich noch vergeblich ab, ein Wort zu ſprechen; ſeine Redeübungen waren größtentheils ein fröhliches Lallen, aber die Mutter verſtand ihn und Bruno behauptete oft, Guſtav verſtehe Alles, was er ſage und antworte ihm darauf in der Sprache, welche die kleinen Kinder mit dem lieben Gott und den Engeln reden, ehe ſie auf die Erde kämen. Er beſtrebte ſich zuweilen ernſtlich, ſich dieſer Sprache zu entſinnen, die er auch vor wenigen Jahren geredet und jetzt ſchon ganz vergeſſen hatte. Sein Entzücken war unbeſchreiblich, wenn es dem Brüderchen gelang, einen Laut von ſich zu geben, der Aehnlichkeit mit einem Worte hatte, oder wenn der Kleine verrieth, daß er ſeine Reden verſtanden habe. Guſtav kannte übrigens ſchon längſt alle die Seinigen und fragte man ihn, wo Vater, Mutter oder Bruno ſei, ſo deutete er auf den Genannten; auch verſtand er eine

Menge Kunſtſtücke, die Bruno nie müde wurde, ſich vormachen zu laſſen und lebhaft zu bewundern.

„Wie macht die Kuh, Guſtelchen?“ fragte er jetzt und der Kleine ſchrie ohne Zögern: „Muh!“

„Wie macht aber das Schaf?“ fragte Jener weiter und Guſtav antwortete: „Mäh!“ Er ahmte alle Thierſtimmen nach und irrte ſich niemals, ſondern rief „Kickiriki!“ wenn nach dem Hahn, oder verſuchte zu bellen, wenn nach dem Hunde gefragt wurde.

Die Unterhaltung der beiden Kinder war lebhaft und oft von dem frohen Lachen Brunos unterbrochen. Die Mutter vergaß die Sorge um die geliebte ſterbende Schweſter und das ernſte Geſicht des Vaters klärte ſich auf, während ſie das zärtliche Geplauder Brunos und das muntere Lallen des Kleinen beobachteten.

Plötzlich erklang ſeitwärts im Walde ein Ton, der ſehr verſchieden war von den Thierſtimmen, die Guſtav nachahmte und der dennoch eine Thierſtimme war.

„Was iſt das?“ fragte Bruno horchend.

„Das Geheul eines Wolfes!“ verſetzte ſein Vater und griff nach den ſchweren Büchſen, welche neben ihm im Schlitten lagen.

Bald antwortete auf der andern Seite des Weges ein gleiches Geheul, ebenfalls noch fern. Der Schnee fiel dicht und hüllte die ganze Gegend in einen Schleier, den der nahende Abend noch undurchdringlicher machte. In Kurzem war es ganz dunkel und nur der Schnee verbreitete in der Nähe ein ungewiſſes Licht.

Der Hund des Jägers, welcher neben dem Schlitten herlief, war ſchon längſt unruhig geweſen, auch die Pferde witterten ihre grimmigen Feinde und ſpitzten bei dem heiſern Geheul in der Ferne ängſtlich wiehernd die Ohren. Der Weg war ganz verſchneit und gar nicht mehr zu erkennen, ſelbſt Jaroslaw, der doch faſt jeden Baum hier kannte, vermochte ſich nur mit Mühe zu überzeugen, daß ſie ſich noch nicht verirrt hatten. Die Dunkelheit täuſchte und das Schneetreiben blendete. Wären die Pferde hier bekannt geweſen, ſo hätte es nur ihrem Inſtinct überlaſſen werden dürfen, den Weg nach dem nächſten Hauſe zu finden.

Allein ſie waren in der Gegend ganz fremd und in der Unruhe, in welche die Witterung der Wölfe ſie verſetzte, war es leicht möglich, daß ſie von der Landſtraße ab und in den Wald geriethen, wo der Schlitten umwerfen, am Ende gar zerbrechen konnte. Und dann waren ſie verloren, denn von beiden Seiten, wie hinter ihnen, ließ ſich immer deutlicher und in immer größerer Nähe das heiſere, mißtönende Geheul vernehmen, welches Menſchen und Thiere ſchaudern ließ Die Pferde wollten wild davon ſagen und auf der Schnelligkeit derſelben beruhte die Sicherheit der Reiſenden, dennoch durfte der Kutſcher nicht wagen, ihnen den Zügel ſchießen zu laſſen, weil ſie in der Dunkelheit und Angſt an einen Baum angerannt wären. Jaroslaw half ſogar, ſie zurückhalten.

Herr Rechberg gab indeß dem alten Diener, der hinten auf dem Schlitten ſaß, eine Büchſe, während er die Ladung der ſeinen unterſuchte.

Bruno war verſtummt und ſchaute halb neugierig halb ängſtlich auf dieſe Vorbereitungen, oder in die Nacht hinaus. Die Mutter beſchwichtigte Guſtav, dem die ungewohnte Dunkelheit mißfiel und der nach Kräften zu verſtehen gab, man ſolle Licht herbeibringen. Faſt alle kleinen Kinder lieben ja die Helle und fürchten die Finſterniß.

Der polniſche Jägersmann hatte bisher den Reiſenden ihre Beſorgniß auszureden geſucht. Jetzt rief er aus erleichtertem Herzen: „Die Heiligen ſeien geprieſen — der Schnee fällt weniger dicht, da kann man die Beſtien doch wenigſtens ſehen und ſich ihrer leichter erwehren!“ Dieſer Ausruf bewies den Deutſchen, ihre Lage ſei viel gefährlicher, als er hatte zugeben wollen, um ſie nicht zu beunruhigen und Martha konnte ein Angſtgeſtöhn nicht unterdrücken.

In der That rieſelte der Schnee nicht mehr dicht herab. Ein ſcharfer Wind, der die Bäume krachen ließ und manchen dürren Zweig brach, trieb die ſchweren Schneewolken auseinander. Bald ſanken nur noch hier und da einzelne Flocken herab, oder der Wind wirbelte die weiße Winterdecke von den Baumzweigen und wehte ſie den Reiſenden ins Geſicht. Durch die zerriſſenen Wolken brach der beinahe volle Mond und beleuchtete die nahe Gefahr.

Auf dem blendenden Schnee deutlich erkennbar, huſchten dunkle Geſtalten zwiſchen den Bäumen hin. Der heiſere Schrei, den ſie von Zeit zu Zeit ausſtießen, verrieth ihren Hunger, doch wagten ſie noch nicht, anzugreifen. Allein die widrigen Töne verriethen nicht nur Mordluſt — ſie ſchienen zugleich eine Benachrichtigung, ein Signal für die Kameraden, denn in der Ferne erklang hier und da ein ähnlicher Laut als Antwort und die Anzahl der Wölfe vermehrte ſich faſt zuſehends.

Alle ſchauten beſorgt umher, nur Martha verhüllte ſchaudernd das Geſicht, um die furchtbaren Verfolger nicht zu ſehen. Wie Kohlen glühten überall feurige Augen aus dem Dunkel der Büſche am Rande des Weges, und hinter dem Schlitten rannte ein ganzes Rudel der hungrigen Raubthiere.

„Herrgott, Mutter, ſie werden uns noch das Kind auffreſſen!“ rief der Knabe erſchrocken. „Vater, ſchieß doch ſchnell, ehe ſie herankommen!“

Der Vater war indeß andrer Meinung und der alte Jäger beſtärkte ihn darin. „Nur ja erſt ſchießen, Herr, wenn man eine der Beſtien ſicher auf dem Korne hat!“ ſagte er. „Es wäre Verſchwendung an Kugeln und Pulver, aufs Gerathewohl loszuknallen und wir werden die Schüſſe auch ſo noch brauchen. Aber mit Gottes und der Heiligen Hülfe ſoll uns das gefräßige Raubgeſindel nichts anhaben. Zum Glück ſind wir in dem Schneetreiben nicht vom rechten Wege abgekommen, die Pferde greifen tüchtig aus und in einer guten halben Stunde ſind wir in Odlanowo.“

Wirklich liefen die edeln Thiere auch ſo, daß ihre Füße kaum den Boden zu berühren ſchienen und der Schlitten faſt mit der Schnelligkeit dahinflog, welche die damals, und lange darauf, noch unbekannten Eiſenbahnzüge haben. Trotzdem blieben die Verfolger nicht zurück und vermehrten ſich von Minute zu Minute. Es ſchien, ſämmtliche Wölfe Polens hätten ſich hier ein Rendezvous gegeben; von allen Seiten ſtürzten ſie aus dem Walde herbei. Doch wagten ſie noch nicht anzugreifen, ſondern umkreiſten den Schlitten; ſie haben ſelten den Muth, einen Feind anders, als im Rücken anzufallen.

Auf den Ruf ſeines Herrn war der Hund zu ihm auf den Schlitten geſprungen. Knurrend ſtand er zu den Füßen des Jägers und wies die Zähne.

„Sie wagen es nicht, uns anzugreifen — die Wölfe ſind ſehr feige!“ ſagte Rechberg beruhigend zu den erſchrockenen Seinen.

Wirklich hielten ſich die Verfolger noch einige Minuten in kleiner Entfernung vom Schlitten, während die Pferde ſchäumend und dampfend fortrannten. Jaroslaw ermahnte den Kutſcher, ja darauf zu achten, daß das Fuhrwerk in der Mitte des Weges bleibe und nicht etwa einem Baum zu nahe komme. Der Mann verſtand jedoch nicht Polniſch und ſein Herr mußte es ihm überſetzen.

Endlich überwand der Hunger die Scheu vor den Menſchen. Ein ungewöhnlich großer, ſchwarzer Wolf ſprang mit mächtigem Satz auf ein Pferd los. In demſelben Augenblick wollte der Hund mit geſträubtem Haar herab und auf ſeinen grimmigen Feind zuſtürzen, doch ehe er es that, krachte die Büchſe des alten Jägers, welche er längſt in Bereitſchaft gehalten hatte und mit einem kläglichen Wehlaut ſtürzte das Raubthier zuſammen. Martha, durch den Schuß erſchreckt, ſtieß einen lauten Schrei aus, über den Guſtav fröhlich jauchzte.

„Sie bleiben zurück — ſie fallen über ihren verwundeten Kameraden her und zerreißen ihn!“ ſagte der Diener. Die Uebrigen athmeten leichter auf, während Jaroslaw ſeine Büchſe ſorgſam lud. Er verſtand nicht deutſch — wußte aber, was Jener meinte und ſagte Polniſch:

„Es dauert nicht lange, dann haben wir ſie wieder dicht hinter uns.

Zweites Kapitel.

Der alte Jäger hatte Recht. In wenigen Secunden ſchon war das furchtbare Geheul wieder ganz nahe. Bei Weitem nicht alle Wölfe hatten einen Fetzen von ihrem gefallenen Genoſſen erhalten können, ſie zögerten nur einen Augenblick, den Schlitten zu verfolgen; diejenigen aber, welche Blut gekoſtet hatten, eilten, den voranſtürmenden Schwarm einzuholen.

Bruno ſchmiegte ſich furchtſam an Martha, die laut ſchrie. Er begriff die ganze Größe der Gefahr zwar nicht, aber ihm war doch ſehr unheimlich zu Muth.

„Stecke den Kopf unter die Decke und bete ein Vaterunſer, mein Kind!“ ſagte die Mutter beruhigend, obgleich ihr Herz voll lebhafter Furcht war. „Die häßlichen Thiere werden uns nichts thun, fürchte Dich nur nicht — der liebe Gott iſt ja überall und Vater und Johann und der fremde Jäger werden die Wölfe todtſchießen.“

Guſtav allein war ganz unbekümmert. Die Mutter wollte ihn unter dem Mantel bergen, er proteſtirte dagegen aber durch Geſchrei und als ſie ihm wieder die Augen frei machte, lachte und lallte er fröhlich den klaren Mond an, jauchzte laut auf bei dem Geheul der Wölfe und ſpitzte ſeinen Mund, als wolle er verſuchen, dieſen Laut nachzuahmen, der ihm nur zu ſeiner Beluſtigung hervorgebracht ſchien. Die Mutter küßte ihn zärtlich — ſein Lächeln und Jubeln zerriß ihr Herz noch mehr.

Der Bediente hatte ſich umgewandt, Herr Rechberg und der alte Jäger jeder nach der Seite gekehrt, auf welcher er ſaß.

„Wir wollen Jeder einen Wolf niederſchießen, der uns gerade am nächſten iſt!“ ſagte Jaroslaw. „Der Knall wird die Uebrigen erſchrecken, auch fällt dann das ganze Rudel über die Gefallenen her und das hält ſie auf. Wenigſtens können wir unterdeß wieder laden.“

In demſelben Augenblick bekam der Schlitten einen heftigen Stoß und hielt, das Pferd links war über eine Wurzel geſtolpert und auf die Vorderfüße geſtürzt; gleichzeitig ſprangen zwei Wölfe auf das arme Thier. Der eine packte es an der Gurgel, der andere an der Seite, ſo daß es ſich nicht wehren konnte. Wie das Pferd, ſchienen auch die Reiſenden verloren zu ſein, denn das ganze Rudel, vielleicht hundert Stück, ſtürzte heulend herzu und warf ſich, ſo weit Raum dazu war, auf den Schlitten. Jeder der Männer ſchoß ſeine Büchſe ab und ſtreckte einen Wolf nieder, aber die andern ſprangen über die Getödteten und griffen wüthend an.

Sobald der Schlitten durch den unglücklichen Fehltritt des Pferdes ſtand, hatte auch Jaroslaw geſchoſſen. Dann rief er dem Kutſcher zu, die ängſtlich fortſtrebenden andern Pferde einen Augenblick feſt zu halten und ſein Weidmeſſer hervorziehend, beugte er ſich herab und zerſchnitt die Stränge, welche das angefallene Pferd an den Schlitten feſſelten. Es war das eine gefährliche Arbeit, denn das Thier ſchlug hinten aus und die Wölfe drängten auch heran. Sein Hund vermochte die Beſtien nicht zurückzuhalten.

Der Diener hinten auf dem Schlitten erwehrte ſich nur mit Mühe der ungeſtümen, gierigen Thiere, ſo verzweifelt er auch mit dem Flintenkolben um ſich ſchlug.

Von der rechten Seite hielt der Kutſcher die reißenden Thiere gleichfalls nur mit Anſtrengung durch Säbelhiebe ab. Das Pferd zur Rechten hatte die Hinterfüße möglichſt nach außen gekehrt und ſchlug wüthend aus; die Wölfe kamen ihm nicht zu nahe, denn ſie ſcheuen die gewaltigen Fußtritte. Es war ein Glück, daß die Raubthiere die Pferde nicht von vorne angefallen hatten, doch vorauszuſehn, daß es in der nächſten Minute geſchehen würde. Uebrigens war es auch nicht möglich, ſich lange erfolgreich zu vertheidigen und das Vorhergehende war faſt ſchneller geſchehen, als erzählt.

Die Seite, auf welcher Frau Rechberg ſaß, war nur durch den Hund vertheidigt. Ein großer Wolf drängte ſich neben denjenigen ſeiner Gefährten vorbei, welche den Hund von allen Seiten angriffen und ſprang mit den Vorderfüßen auf den Schlitten, auf den Mantel Marthas und ihrer Herrin. Sein heißer, übelriechender Athem wehte ſie an und die feurigen Augen funkelten dicht an ihren Geſichtern.

Martha hatte vorhin aus vollem Halſe geſchrien, als der Wolf ihr jedoch faſt auf den Schooß kam, verſtummte ſie entſetzt und hatte nur ſo viel Geiſtesgegenwart, die Pelzdecke über ihr Geſicht zu ziehen. Sie war ein großes, ſtarkes Frauenzimmer und hätte mit der neben ihr liegenden Büchſe ihres Herrn tüchtig auf den gefährlichen Feind losſchlagen können. Allein die drohende Gefahr lähmte ihren Geiſt, wie ihren Körper und ſie hätte ſich zerreißen laſſen, ohne ſich zu rühren.

Uebrigens wandte ſich das Raubthier auch nicht gegen ſie, von der nichts zu erblicken war, ſondern gegen Frau Rechberg. Dieſe hatte ſchon vorher haſtig den Mantel über das Kind auf ihrem Schooße geſchlagen und auch über Bruno die Pelzdecke gezogen, welche auf den Fußſäcken lag.

Guſtav, ſo plötzlich in die Finſterniß verſetzt, machte mit Händen und Füßen verzweifelte Anſtrengungen, um die unbequeme Hülle fortzuſtrampeln und das helle Mondlicht wieder zu ſehen.

Die Mutter drückte ihn mit der einen Hand an die ängſtlich klopfende Bruſt, mit der andern hielt ſie krampfhaft den Pelz zuſammen. Als der Wolf heraufſprang und Martha wie verſteinert war, ſtockte auch ihr Herzſchlag faſt, doch ſich muthig zuſammenraffend, ergriff ſie die große kupferne Wärmflaſche, die ſie für den Kleinen bei ſich hatte. Guſtav ſtieß einen gellenden Schrei aus und zugleich traf die ſchwere Wärmflaſche mit ſolcher Gewalt den Kopf des Wolfes, daß er zurücktaumelte.

In demſelben Augenblick hatte Jaroslaw die Stränge des Pferdes durchgeſchnitten und rief in gebrochenem Deutſch: „Jetzt feſtſitzen Alle auf Schlitten!“ und der Kutſcher trieb die beiden ſich bäumenden Roſſe an. Das Fuhrwerk erhielt einen Stoß und flog dann vorwärts — die geängſtigten Pferde boten ihre ganze Kraft auf und waren bald eine Strecke von dem Schauplatz der eben beſchriebenen Scene entfernt.

Der Jäger pfiff ſeinem Hunde, allein er hatte ſich in die grimmigen Feinde, oder dieſe in ihn, ſo feſt verbiſſen, daß er nicht loskommen konnte. „Armes Thier!“ murmelte ſein Herr und erhob ſich, um rückwärts zu ſchauen.

Ein ſchrecklicher Schrei zerriß die Luft, der Todesſchrei des Pferdes, welches ſich tapfer gegen die Uebermacht gewehrt hatte. Auch der Hund unterlag bald. Die gefräßigen Thiere fielen über die Kadaver der beiden Thiere her, wie über die getödteten Wölfe, und zerriſſen ſie.

Mit unbeſchreiblichen Gefühlen der Freude und des Dankes gegen Gott ſchauten die Geretteten einander an. Frau Rechberg ſuchte dann den Kleinen zu beſchwichtigen, welcher noch immer heftig ſchrie. Sie glaubte, er ängſtige ſich und ſuchte ihn durch Liebkoſungen und freundlichen Zuſpruch zu beruhigen. Das kleine Weſen horchte auch auf bei dem ſanften Ton ihrer Stimme, die es ja ſchon oft zur Ruhe gebracht hatte, wenn es erſchreckt oder leidend war; nach kurzer Zeit begann es aber wieder ſo kläglich zu ſchreien, daß Bruno einſtimmte und die Mutter ſich vor Angſt kaum zu laſſen wußte. Sie ſchlug den Mantel zurück und hob den Knaben empor. Vielleicht drückte ihn etwas, oder ſeine Lage war zu unbequem. Auch der Vater beugte ſich zu dem Weinenden herüber und Bruno rief ſchluchzend:

„Aber ſei doch ſtille, Guſtelchen! Die böſen Wölfe thun uns nichts mehr — ſie ſind ja weit zurückgeblieben — habe doch keine Angſt!“

Alle ſtießen jetzt einen Ruf des Schreckens aus — ſie ſahen das linke Händchen mit Blut bedeckt.

„Barmherziger Gott, der Wolf hat ihn gebiſſen! — Mein armes, armes Kind!“ rief die Mutter mit größerem Schmerz, als wäre ſie ſelbſt verletzt worden.

Während ſie die Wärmflaſche hervorzog, hatte Guſtavs Händchen den geſuchten Ausgang gefunden, war aber grade in den Rachen des Raubthiers gerathen. Glücklicherweiſe war nicht, wie die erſchrockenen Eltern fürchteten, die ganze Hand zerquetſcht. Er mußte grade die Fingerchen auseinander geſpreizt haben und der Wolf hatte nur das kleinſte erreicht und gebiſſen.

Es war ein großes Glück, daß die Reiſenden überhaupt den furchtbaren Raubthieren entkommen waren, auch dankten ſie für ihre Rettung Gott ſehr innig, allein der Kaufherr, und noch mehr ſeine Frau, waren durch die Verletzung des Kindes ſo ſehr erſchüttert und beunruhigt, um nicht alles Uebrige ziemlich zu vergeſſen. Sogar als ſich in der Ferne wieder das Geheul der Wölfe hören ließ, achtete die Mutter nicht darauf. Sie ſuchte nur das Blut zu ſtillen und den leidenden

Liebling zu beſchwichtigen. Dabei machte ſie ſich die lebhafteſten Vorwürfe, daß ſie den Knaben nicht beſſer verwahrt hatte, und doch war es nicht ihre Schuld, daß ſich das kleine Händchen unruhig hervorſtreckte, während ſie ſich bemühte, ihre Kinder und ſich ſelbſt gegen das reißende Thier zu vertheidigen.

Uebrigens war keine Gefahr mehr. Als das Heulen der Wölfe dem Schlitten wieder näher kam, erreichte dieſer eine kleine Lichtung im Walde, auf welcher das Dorf Odlanowo lag.

Vor einem Hauſe hielten auf Jaroslaws Wink die zitternden dampfenden Pferde. Er ſtieg ſchnell ab und pochte; die Thorflügel öffneten ſich, der Schlitten wurde in einen großen Gaſtſtall hineingelenkt und das Thor wieder verſchloſſen.

Das Gebäude war mit Stroh gedeckt und beſtand aus Holz, wie das in Polen ſtets der Fall iſt. An den nur ſchlecht zuſammengefügten Wänden, die Zug und Kälte, und am Tage auch ein wenig Licht durchließen, befanden ſich große Nägel, um Kleider, Felleiſen und ſonſtige Beſitzthümer Reiſender aufzunehmen. Ein großer qualmender Kienſpan erhellte den Raum nur dürftig und die Reiſenden mußten dem Krüger Itzig Recht geben — hier war es noch viel elender und unbequemer, als bei ihm.

Die einzige kleine, an den Gaſtſtall ſtoßende Stube war niedrig und voller Dunſt. Indeß waren die Reiſenden froh, ein warmes Obdach zu haben und vor den Wölfen ſicher zu ſein. Die Mutter ließ ſich ſogleich Waſſer geben und ſteckte das verwundete Händchen des Kindes hinein, wobei ſie Guſtav durch Liebkoſungen und freundliche Worte unterhielt, damit er den Schmerz weniger fühle. Bruno und Martha, die ſich von ihrem Entſetzen erholt hatte, unterſtützten ſie dabei. Beide warfen nur einige verwunderte Blicke auf ihre ärmliche Umgebung, ſo ärmlich, wie ſie dieſelbe ſogar auf dieſer Reiſe noch nicht geſehen hatten. Sie plauderten mit dem Kinde und bedauerten es und Bruno ſagte altklug:

„Siehſt Du, mein Guſtelchen, warum gehorchteſt Du der Mutter nicht? Sie deckte Dich mit dem Pelz feſt zu, aber Du wollteſt nicht darunter bleiben und da hat Dich der liebe Gott für Deinen Ungehorſam beſtraft."

„Er iſt noch viel zu klein, verſteht ja noch nicht, was ich ſage und befehle, kann alſo auch noch nicht ungehorſam ſein!" verſetzte die Mutter. „So kleine Kinder ſtraft der liebe Gott nicht."

„Aber Mutter, wenn der liebe Gott unſern Guſtel nicht ſtrafen wollte, warum hat er denn zugelaſſen, daß der böſe Wolf ihn biß?" fragte Bruno, der, wie die meiſten Kinder, ein unermüdlicher Frager war.

„Warum der liebe Gott das zugelaſſen hat?" wiederholte die Mutter. Der Kleine hob mit klagender Miene ſeine Hand zu ihr auf, als wolle er ihr zeigen, wo es ihn ſchmerze und ſie bitten, ihm zu helfen. Es that ihr unausſprechlich weh, daß ſie es nicht konnte und heiße Thränen drängten ſich in ihr Auge, während ſie ſanft auf die Wunde hauchte, um ſie zu kühlen. Wie gern hätte ſie die Schmerzen und noch viel größere, auf ſich genommen, wäre ihr Kind dadurch ſchmerzfrei geworden! Dennoch ſagte ſie ſanft und ergebungsvoll: „Der liebe Gott weiß immer, was er thut, mein Bruno, und es iſt ſtets zu unſerm Beſten, wenn wir das auch nicht begreifen. Sieh, Deinem Brüderchen gefiel es nicht, daß ich es unterm Pelz barg; es verſtand nicht, warum das geſchah und doch war es nicht bloß gut gemeint, ſondern auch nothwendig. So wiſſen wir Menſchen auch oft nicht, warum Gott uns Schmerzen und Kummer giebt und doch iſt Beides uns gewiß ſehr heilſam und dient zu unſerm wahren Glück. Freilich wäre es mir nicht ſo ſchmerzlich, hätte der Wolf mich gebiſſen, ſtatt unſer armes, kleines Herzblättchen, aber wir wiſſen nicht, wozu das gut iſt. Auch haben wir gewiß Urſache, dankbar zu ſein, daß nur das einzige Fingerchen zerfleiſcht wurde. Ohne Gottes Schutz wäre Guſtav ganz, und wir mit ihm, zerriſſen worden."

Rechberg belohnte indeß reichlich den Jäger, der ihnen ſo wacker beigeſtanden hatte, ja, ohne welchen ſie den hungrigen Raubthieren gar nicht entgangen wären.

Der Kutſcher beſorgte die beiden Pferde, während er es beklagte, daß das dritte eine Beute der Wölfe geworden ſei. „Gott bewahre jeden ehrlichen Chriſtenmenſchen vor dieſem Polen,“ murmelte er kopfſchüttelnd. „Ich möchte ſagen: es iſt ein wahres Hundeland, aber das wäre ein viel zu guter Ausdruck für dieſe Wälder, in denen es von ſolchen verflixten Beſtien wimmelt. Es iſt nur gut, daß ich in dem Futterſack noch ein wenig Hafer hatte, ſonſt könnten die armen Creaturen nach all der Angſt und Anſtrengung hungern. Was man auch fordern mag, der Wirth hat keine andere Antwort als: „Nie ma.“

So war es wirklich — im Hauſe befand ſich nichts weiter als Branntwein, und den Reiſenden, welche ſich nicht mit allem Nöthigen verſehen hatten, ging es übel genug. Unſere Bekannten waren indeß vorſorglich geweſen; ſie hatten noch einige Speiſevorräthe und Johann packte ſie ſchleunig aus. Nachdem der Kaufherr mit Frau und Sohn ſo viel, oder richtiger, ſo wenig gegeſſen hatten, als ſie nach den eben erlebten Schreckniſſen vermochten, ſpeiſte der Jäger mit Martha, dem Kutſcher und Bedienten. Sie thaten dem Mahl mehr Ehre an, als die Herrſchaft und ließen ſich den kalten Braten und das feine Brot trefflich ſchmecken. Die Ueberbleibſel erhielten die kaum mit zerlumpten Hemden bekleideten Kinder des Kartſchmarſch, welche bisher, um den Feuerheerd hockend, die fremden Gäſte dumm angeſtiert hatten; ſie fielen mit großer Gier über die ſeltenen Leckerbiſſen her.

Johann packte inzwiſchen mit Marthas Hilfe die Betten aus den Bettſäcken, welche im Schlitten als Geſäße gedient hatten, denn in dieſer Herberge gab es kein anderes Bett, als das ſehr elende, worauf der Wirth mit ſeiner Frau ſchlief. Reiſende, die nicht ihre Betten mitbrachten, mußten mit einer Streu vorlieb nehmen. — Uebrigens kamen in dieſe Gegend auch ſehr ſelten Fremde und die Polen waren längſt bekannt mit den geringen Bequemlichkeiten der Herbergen, und zum Theil damit zufrieden — durften ſie doch keine koſtſpieligen Gaſthofsrechnungen bezahlen.

Der Krüger mit ſeiner Frau räumten bereitwillig die kleine Stube und quartirten ſich mit den beiden Dienſtleuten und Jaroslaw in dem Gaſtſtall ein, wo ein großes Strohlager bereitet ward.

Aeußerſt ermüdet, wie Bruno es von der Reiſe in der friſchen Luft und den überſtandenen Schrecken war, ſchlief er feſt und ohne Unterbrechung. Er hörte nicht das ſchauerliche Geheul, welches aus dem nahen Walde tönte, zuweilen gemiſcht mit dem Bellen der Hofhunde. Seine Eltern aber und beſonders die Mutter, wie auch Martha, hatten eine ſehr unruhige Nacht. Der Kleine fieberte und ſchrie, oder warf ſich jammernd umher.

Wie lang und endlos erſchien dabei die Winternacht. Endlich aber dämmerte doch der Morgen und ſchon vorher waren die Anſtalten zur Weiterreiſe getroffen — die Pferde gefüttert, das Frühſtück bereitet und die Betten eingepackt. Als es hell wurde, ſchieden ſie von Jaroslaw, den ſein Weg nach einer andern Richtung führte. Bei Tage hielten ſich die Raubthiere im Dickicht, es war alſo auf der Straße nichts von ihnen zu befürchten.

Drittes Kapitel.

Bald nach Mittag erblickten unſre Bekannten Grzmialtow, das Ziel ihrer Reiſe. Der verrufene Forſt lag eine Strecke hinter ihnen. Weite Felder, hoch mit Schnee bedeckt, umgaben die hölzernen Hütten des Dorfes und hinter dieſen zeigte ſich ein ſteinernes, nur einen Stock hohes Haus, doch ziemlich lang und mit den Seitengebäuden, welche den viereckigen Hof einſchloſſen, auch recht geräumig. Die Polen waren keine Freunde vom Treppenſteigen, und da hier der Grund nicht ſo knapp und theuer war, wie z. B. in den deutſchen Städten, ſo bauten ſie nicht hohe Häuſer.

Vor dem Eingange des Dorfes begegnete ihnen ein ſtattlicher Herr zu Pferde, von einer berittenen Dienerſchaar begleitet — Onkel Grzmialtowski, deſſen Bruno ſich noch dunkel erinnerte; waren doch auch erſt zwei Jahre vergangen, ſeitdem er ihn bei ſeiner Hochzeit mit Tante Bertha daheim geſehen hatte.

Micislaw Grzmialtowſki begrüßte die Schwägerin, den Schwager und die kleinen Neffen mit lebhafter Freude und theilte dann mit, ſeine Frau befinde ſich ein wenig beſſer; der Arzt ſei eben bei ihr und gäbe gute Hoffnung. Als er von dem gefährlichen Abenteuer der Reiſenden hörte, machte er ihnen Vorwürfe, daß ſie ſich mit ſo geringer Begleitung in den berüchtigten Jendrzeiewer Wald gewagt hatten.

„Wir dachten nicht, es ſei ſo gefährlich in Eueren Wäldern; bei uns daheim paſſirt das nicht!“ ſagte Rechberg und ſeine Frau fügte hinzu:

„Auch fürchteten wir, Bertha vielleicht nicht mehr lebend anzutreffen und mochten uns keinen Augenblick aufhalten.“

„Wie wird ſich meine Frau freuen und wie danke ich Euch, daß Ihr gekommen ſeid, obgleich mir das arme Kind leid thut!“ rief der Schwager.

Inzwiſchen waren ſie auf den Hof des Herrenhauſes gekommen und eine Menge Diener eilten herbei, den Fremden behülflich zu ſein. Bald umarmten dieſe die Kranke, welche, den Roſenſchimmer der Freude auf den Wangen, ganz wohl und munter ausſah, auch nicht zu Bett lag, ſondern in einem großen weichgepolſterten Lehnſtuhl ſaß. Der Hausherr bewillkommte ſeine Gäſte noch einmal und die Kranke ließ ihr kleines Töchterchen herbeibringen, das etwa einen Monat jünger war, als Guſtav.

Ehe Frau Rechberg einen Biſſen genoß, fragte ſie nach dem Arzt. Er ſchickte ſich eben zur Abreiſe nach Wilna an, denn ſo weit hatte ihn der beſorgte Grzmialtowſki kommen laſſen. Es war ein Deutſcher und ein ſehr geſcheidter und berühmter Mann — die meiſten tüchtigen Aerzte waren damals Ausländer, weil es in Polen keine ordentliche mediciniſche Bildungsanſtalt gab. Mit den Kenntniſſen der Doctoren in den kleinen Städten der Nachbarſchaft war es ſchlecht beſtellt, alſo gut, daß der Wilnaer Arzt noch gegenwärtig war. Er unterſuchte ſogleich das Fingerchen und erklärte, zwei Gelenke deſſelben müßten abgenommen werden.

So weh das auch den Eltern that und ſo ſehr es Alle bedauerten, die Operation war nothwendig und wurde ſogleich vorgenommen. Der Kleine ſchrie, wie man ſich denken kann, ganz mörderlich und wie blutete dabei das Herz ſeiner Mutter! Dennoch ließ ſie es ſich nicht nehmen, das Kind zu halten; ängſtigte Guſtav ſich doch weniger, wenn er ſie ſah.

Schnell und glücklich wurde die Operation beendet und die außerordentlich gute Natur des kräftigen Knaben zeigte ſich in ſeinem verhältnißmäßig geringen Wundfieber und in dem ziemlich guten Befinden während der Cur. Auch war er recht artig und geduldig und blickte nur ſelten klagend auf das verbundene Händchen. Es wurde alles Mögliche aufgeboten, ihn zu unterhalten und zu zerſtreuen und er ließ ſich das auch gern gefallen, lachte und lallte wieder munter und kannte bald alle Leute im Hauſe. Nicht allein ſeine Verwandten, ſondern auch die vielen Dienſtleute gewannen ihn ſchnell lieb und freuten ſich über das ſo überaus heitere, geduldige und hübſche Kindchen.

Der Zuſtand der Kranken ſchien die beſte Hoffnung auf Geneſung zu geben, wie das bei Bruſtleidenden ſo häufig der Fall iſt. Die Ankunft ihrer geliebten Schweſter ſtärkte ſie noch mehr. Sie hatte dieſe zum Theil darum ſo lebhaft zu ſehen gewünſcht, um ihr die kleine Marcianne recht ans Herz zu legen. Jetzt glaubten die Meiſten, ſie werde ihr Kind ſelber erziehen können.

Der Kaufherr durfte nicht lange bleiben — ſein weitverzweigtes Geſchäft geſtattete ihm keine lange Abweſenheit vom Hauſe. Die Seinigen in dieſer Kälte den Strapazen der Rückreiſe auszuſetzen, war nicht rathſam, beſonders, da Guſtav noch ſorgſamer Pflege bedurfte. Es ward alſo beſchloſſen, daß er mit Johann und dem Kutſcher zurückkehren und ſeine Frau mit den Kindern bis zum Frühjahr in Grzmialtow bleiben ſolle. Der Schwager wollte ſie dann ſicher heim geleiten; es war auch die Rede davon, daß deſſen Frau mit dem Töchterchen die Schweſter begleite und durch die Reiſe in der ſchönen Jahreszeit ihre Geſundheit völlig herſtelle.

Nach einem herzlichen Abſchiede reiſte Rechberg ab; der Schwager ſammt einer anſehnlichen Dienerſchaar gab ihm das Geleite durch den Forſt von Jendrzeiow, der dieſes Mal glücklich paſſirt wurde.

Bruno tummelte ſich, trotz der Kälte, bald wacker draußen umher und betrachtete mit großen Augen das viele Neue, welches es überall für ihn gab. Er war ſonſt niemals aus ſeiner Vaterſtadt hinausgekommen und hier war Manches freilich anders, als dort. Die Schuhe von Baumrinde, die das Landvolk trug und die Jeder ſich ſelbſt machte, hatte er auf der Reiſe zwar geſehen, wie auch die halbnackten Kinder, die munter auf dem Eiſe rutſchten. Auch kannte er die engen niedrigen Wohnungen, die ſelten einen Schornſtein hatten und ſtatt deſſen nur ein Loch in der Decke, aus dem der Rauch ſich nach Belieben einen Ausgang ſuchte; aber er betrachtete das Alles hier mit mehr Muße und wunderte ſich immer wieder von Neuem, daß die Leute mit ihren Schweinen, Hühnern und Gänſen zuſammen in der Stube wohnten, deren Fußboden aus feſtgetretenem Lehm beſtand. In einer Ecke der Hütte war ſtets eine Tonne mit Sauerkohl, der ſeinen durchdringenden Geruch mit den übrigen, keineswegs angenehmen Düften vereinigte, welche die Luft erfüllten.

Das Herrenhaus, oder der Hof, wie es hier hieß, war im Vergleich zu den Hütten der Leibeigenen ſehr prächtig eingerichtet. Schöne Tapeten deckten die Wände, weiche Teppiche den Fußboden; die großen Oefen von grünen, hübſch geſchnörkelten Kacheln verbreiteten eine angenehme Wärme und die Möbeln und Geräthe waren koſtbar und reich. Was dem Knaben jedoch am meiſten gefiel, war die prächtige Kleidung und namentlich die Bewaffnung der Polen. Sein Vater und die reichen Leute bei ihm daheim trugen zwar auch Kleider von köſtlichem Tuch, von Sammt und Seide und zum Staatsanzuge durfte der Degen, das Symbol des freien Mannes, nicht fehlen. Aber die Polen trugen an ihrer Kleidung viel Gold und Edelſteine; an der pelzverbrämten Czapka prangte eine werthvolle Agraffe; der Ledergürtel, welcher das Unterkleid unter dem Zupan — langer, ſchlafrockähnlicher Oberrock — zuſammenhielt, ſchimmerte von koſtbarer Stickerei, und gar die Waffen! Der Säbel mit reichverziertem Griff und prachtvoller Scheide ward nur beim Schlafengehn abgelegt und in der Hand trug Jeder, ſobald er das Haus verließ, oder in Geſellſchaft ging, eine kleine, aber ſchwere, mit Juwelen beſetzte Streitaxt, die man ſogar in Gegenwart des Königs nicht von ſich that. Außerdem hing am Gürtel, neben dem Schnupftuch, ein Meſſer in ſchöner Scheide und ein zierlich in Silber gefaßter kleiner Stein, um das Meſſer zu ſchärfen. — Auch die Kleidung der Damen war außerordentlich prächtig, doch trug die Tante, wegen ihrer Kränklichkeit, ſtets einen ſehr einfachen Anzug und fremde Gäſte kamen ſelten. Die Dienerſchaft prangte in reicher Tracht und funkelte von Silbertreſſen und reichen Stickereien. Vorzüglich beliebt war jedoch werthvolles Rauchwerk — Zobel-, Hermelin- und Tigerfelle. Dagegen ſtach der grobe graue Kittel der Bauern freilich ſehr ab. —

Einige Monate waren vergangen. Das Befinden der Kranken hatte ſich oft geändert, bald zum Schlimmern, bald zum Beſſern; jetzt war es wieder leidlich. Ihre Schweſter, wie ihr Mann, ſprachen tröſtend von dem Frühling, der ſich ſchon durch laue Lüfte ankündigte und der Leidenden Geneſung bringen würde. Sie lächelte dazu freundlich, doch wehmüthig.

Guſtavs Hand war geheilt und er verſuchte ſchon die vorgeſprochenen Worte nachzuſtammeln, was allerliebſt klang und ſelbſt das betrübteſte Herz erfreuen mußte. Zum Gehenlernen zeigte er aber noch wenig Neigung; er war dazu zu groß und ſchwer, übrigens auch wenig über ein Jahr alt. Die Dienſtleute trieben eine wahre Abgötterei mit dem freundlichen, früh entwickelten Kinde.

Eines Tages ſaß Guſtav mit ſeiner Couſine Marcianna, von verſchiedenen Spielſachen umgeben, auf einem Teppich. Bruno und Martha ſpielten mit ihnen, Frau Rechberg befand ſich mit einer Handarbeit im Zimmer, ihre Schweſter und der Schwager waren nicht anweſend.

„Herrgott, Mutter, unſer Kind iſt doch das allerſchönſte auf der ganzen Welt!“ rief Bruno entzückt. „Es iſt gar nicht möglich, daß der liebe Gott mehr als einen ſolchen Engel auf die Erde geſchickt hat, er braucht ſie ja im Himmel! Und das arme Kind hat ſo große Schmerzen leiden müſſen durch den böſen Wolf! — Wo hat Dich denn der Wolf gebiſſen, mein Guſtelchen?“

Der Kleine hob das Händchen empor und zeigte den roſigen Stumpf des kleinen Fingers.

„Mutter, er weiß es noch!“ jubelte Bruno und küßte das verſtümmelte Glied. „Seine Klugheit iſt ein wahres Wunder! Und wie vernünftig er mich anſieht! Er verſteht jedes Wort und andre Kinder ſind gewiß von drei Jahren noch nicht ſo geſcheidt, wie er. Marcianna dagegen — die kann ja kaum Kuchen backen und ich habe es ihr doch ſo oft vorgemacht! Guſtav konnte es ſchon vor einem halben Jahre und man braucht ihm überhaupt nur etwas vorzumachen, ſo begreift er es den Augenblick! Ich kann ſchon ganz gehörig mit ihm ſpielen — aber Marcianna iſt mir viel zu dumm. Mit der kann man noch gar nichts anfangen.“

Martha ſtimmte ihm lebhaft bei und nickte dem Kinde freundlich zu, während auch ſie das verſtümmelte Händchen küßte.

Die Mutter war über die Klugheit ihres Jüngſten gewiß auch ſehr erfreut, aber ſie ſagte verſtändig: „Marcianna iſt nicht dumm, nur ſtill, nicht ſo lebhaft, wie Guſtav. Auch war ſie oft kränklich und dann gab ſich mit ihr Niemand ſo unausgeſetzt ab, wie wir es mit Guſtav thaten. Seine Kunſtſtückchen kann er, weil ſie ihn gelehrt wurden, und eben weil man ſich unabläſſig mit ihm beſchäftigte, iſt er ſo aufgeweckt und begreift überraſchend leicht. Unterricht, Lehre, Beiſpiel und Uebung thut außerordentlich viel. Aus ſich ſelber kann kein Kind Etwas wiſſen.“

Bruno und auch Martha begriffen das nicht recht und blieben dabei, der Kleine ſei ein wahres Wunderkind, und in der That bildete ſeine geiſtige Gewecktheit auch einen großen Gegenſatz zu Marciannens Blödigkeit und Einfalt. —

Die Hoffnung, welche das beſſere Befinden der Frau Grzmialtowska gab, war trügeriſch geweſen. Sie erkrankte ſchon in der nächſten Nacht gefährlich und fühlte ihr nahes Ende. Still und gottergeben ſuchte ſie ihren bekümmerten Gatten zu tröſten, ließ ſich dann ihr Töchterchen aufs Bett legen und drückte es traurig an ihre Bruſt. Das Kind war nicht häßlich und auch nicht dumm, aber neben dem ſchönen und ſo außerordentlich klugen Guſtav ſah es beinahe ſo aus. Die Mutter liebte es deshalb aber nur um ſo inniger und der Gedanke, es verwaiſt zurückzulaſſen, that ihr unſäglich weh. Ihre Schweſter beugte ſich weinend zu ihr nieder. Sie verſtand, was die arme Kranke empfand und ſagte herzlich:

„Ich will Deiner Kleinen Mutter ſein, ſie ſo zärtlich lieben, wie meine eigenen Kinder. Guſtav ſoll meinem Herzen nicht näher ſtehen, als Marcianna.“

„Ich danke Dir, Liebe — ich danke Dir!“ erwiderte die Sterbende mühſam. „Sieh, auch darum wollte ich Dich ſo gerne hier haben, um Dir mein armes kleines Mädchen zu übergeben. Ich fühlte ja, daß ich bald ſterben würde und die Sorge um das Kind ängſtigte mich. Aber jetzt bin ich ruhig, ich weiß, Marcianna wird keine mutterloſe Waiſe ſein — Du wirſt Dein Verſprechen halten. Nimm es denn hin, mein einziges, geliebtes Töchterchen — fortan das Deinige!“

Sie liebkoſte Marcianna und legte ſie dann, von heißen, bittern Zähren benetzt, in den Arm der Schweſter. Dieſe gelobte noch einmal, Mutterſtelle an ihr zu vertreten und küßte ſie bewegt. Still und erſtaunt ſchaute die bleiche, ſchwächliche Kleine mit den dunkelen Augen auf. Sie hatte keine Ahnung von ihrem großen Verluſt, dem größten, den ein Kind überhaupt haben kann und eben ſo wenig wußte ſie, daß eine andere Mutter heilig gelobte, ihr die verlorene nach beſten Kräften zu erſetzen.

Ein neuer Blutſturz löſchte den letzten Lebensfunken aus. Der Lenz war gekommen, von dem Alle Beſſerung gehofft hatten, doch ſeine milden Lüfte, welche die kranke Bruſt heilen ſollten, umwehten einen Leichenzug und die Frühlingsblumen ſchmückten einen Sarg.

Die trauernden Hinterbliebenen hatten nicht Zeit, die Geſchiedene ungeſtört zu beweinen. Polen befand ſich im Kriege gegen Rußland und vor Kurzem war die Kunde von einen Einfall der Feinde gekommen. Gleich nach dem Begräbniß liefen ſehr traurige Nachrichten ein. Polen, noch unlängſt ein mächtiges, ſeinen Feinden furchtbares Reich, war ſeit Kurzem in tiefen Verfall gerathen. Die Tataren, Koſacken und Ruſſen oder Moskowiter, wie ſie damals genannt wurden, verheerten die Grenzen und unternahmen oft weite Streifzüge, ohne daß der König Johann Kaſimir es wehren konnte. Die polniſchen Truppen wurden überall geſchlagen und die Feinde kehrten ſtets mit reicher Beute beladen heim und ſchleppten unzählige Gefangene in die Sclaverei.

Noch niemals aber waren die öſtlichen Nachbarn ſo tief in das Innere Litthauens gedrungen, als jetzt. Freilich ſtand nicht zu fürchten, ſie würden auch nach Grzmialtow kommen, das von der moskowitiſchen Grenze ſehr fern lag; aber Frau Rechberg traf mit ihrem Schwager doch die nöthigen Anſtalten zur Abreiſe. Der Adel wurde zur Vertheidigung des Landes aufgeboten. — Grzmialtowski mußte in den Krieg ziehen, vorher wollte er ſeine Schwägerin ſammt den Kindern wenigſtens bis zur Grenze geleiten. Marcianna nahm ſie mit ſich und Elzbietha, deren Amme, begleitete ſie. Ihr Mann war benachrichtigt und ſie durfte annehmen, er werde ihr entweder ſelbſt entgegenkommen, oder ſie an der Grenze durch einen zuverläſſigen Begleiter erwarten laſſen.

Viertes Kapitel.

Die Sonne neigte ſich dem Untergange zu, als eine der großen, ſchwerfälligen und reichverzierten Carroſſen, wie ſie vor zweihundert Jahren in Gebrauch waren, ſich dem Dörfchen Oklanowo im Jendrzeiower Walde näherte. Drinnen ſaß Frau Rechberg mit der kleinen Marcianna auf dem Schooß, neben ihr Bruno und ihr gegenüber Martha, welche Guſtav hielt und die Amme des kleinen Mädchens, eine Leibeigene. Grzmialtowski ritt, von einem großen Trupp bewaffneter Diener umgeben, neben dem Wagen.

Aus dem Wirthshauſe ſchallte ihnen lautes Jauchzen und der Klang einer Fidel entgegen, halb übertönt von dem Stampfen ſchwer beſchuhter Füße. Es war grade Sonntag und faſt das ganze Dorf verſammelt; die jungen Leute tanzten, die Kinder ſahen zu und die Alten feierten den Sonntag dadurch, daß ſie noch mehr Branntwein tranken, als in der Woche.

Ein Aufenthalt im Kruge war unter dieſen Umſtänden ganz unmöglich. Das Schreien und Jauchzen, das Trampeln und Stampfen, die Muſik, der Staub und Dunſt war unerträglich. Grzmialtowski wollte kurzen Proceß machen und durch ſeine Diener ſämmtliche Beſucher des Wirthshauſes mit Gewalt hinaustreiben laſſen, wenn ſie nicht gutwillig gingen. Allein Frau Rechberg redete es ihm aus; ſie war nicht gewöhnt an ein ſo ſummariſches Verfahren, wie es in Polen den Leibeigenen, ſogar den Unterthanen Anderer gegenüber, das Herkommen mit ſich brachte. Uebrigens wollten ſie auch nicht über Nacht bleiben, ſondern nur die Pferde füttern laſſen und dann noch bis Jendrzeiow reiſen, wo es in der Schenke doch ein klein wenig bequemer war.

Nachdem unſre Reiſenden im Freien einen Imbiß von den mitgebrachten Vorräthen gehalten hatten, gingen ſie ein wenig in den Wald hinein, um den wüſten Lärm nicht zu hören. Grzmialtowski trug ſein Töchterchen, von welchem er nun bald ſcheiden ſollte und liebkoſte es zärtlich. Dabei ſprach er mit ſeiner Schwägerin, welche der Verwaiſten die Mutter erſetzen wollte, über Vergangenheit und Zukunft, über die ſo früh heimgegangene Bertha und über den Zeitpunkt, wann er die kleine Marcianna einmal wiederſehen werde. Als ſie in Grzmialtow in den Wagen ſtiegen, war eben die Nachricht angelangt, Wilna, die Hauptſtadt Litthauens, ſei von den Feinden erobert.

Martha folgte mit Guſtav, Bruno und der Amme des kleinen Mädchens, die offenbar lieber dem Tanze zugeſehen, oder gar an demſelben Theil genommen hätte, als daß ſie im Walde ſpazieren ging. Für die Schönheit des Abends, der ungewöhnlich mild war, hatte ſie keinen Sinn und mißvergnügt ſagte ſie zu Martha, die das Polniſche ſchon ziemlich verſtand:

„Ich wollte, die Herrſchaft ginge nicht ſo tief in den Wald. Im Kruge erzählten ſie, eine ungeheuer große Bärin ſtreiche in der Gegend umher. Man hat ihr vorgeſtern ihre Jungen aus dem Lager fortgenommen, als ſie auf Raub ausgegangen war. Darüber iſt ſie ſehr wüthend und ein Mädchen, das geſtern Reiſig ſammelte, mußte es büßen; es wurde zerriſſen."

„Daß Gott erbarm — welch ſchreckliches Land!" rief Martha. „Wären wir nur erſt mit heiler Haut hinaus. Und dieſer Wald ſcheint der Lieblingsplatz von allerlei wilden Beſtien zu ſein, ſo daß ein ehrlicher Chriſtenmenſch Bedenken tragen muß, ſich hinein zu wagen. Nun, eins weiß ich: vor dem Wiederkommen werde ich mich hüten!"

Bruno, der ſchon ein wenig Polniſch gelernt hatte, fragte neugierig nach der Größe und den Gewohnheiten der Bären. Allein was Elzbietha wußte und ihm erzählte, verſtand er nicht, denn ſo weit reichte ſeine Sprachkenntniß nicht. Die beiden Dienerinnen hielten ſich ängſtlich ſo dicht wie möglich hinter der Herrſchaft, während Guſtav ſich lebhaft über das rothe Gold freute, welches die ſinkende Sonne auf die Zweige der Bäume und auf Moos und Raſen unter denſelben malte.

„Oh, die wilden Thiere, das iſt noch gar nichts, aber die Feinde!" ſagte Elzbietha, die ein Vergnügen daran zu finden ſchien, Martha ihr Vaterland von ſeiner traurigſten Seite zu ſchildern. „Wenn die Tataren einfallen, umzingeln ſie einen Ort ringsumher, ſo daß Niemand entfliehen kann. Die Häuſer werden geplündert und in Brand geſteckt, die Männer niedergehauen und die Weiber und Kinder unter den entſetzlichſten Mißhandlungen in die Sclaverei geſchleppt. Wehe Allen, bei denen die grauſamen Feinde Reichthümer vermuthen! Das Geſtändniß, wo dieſelben verborgen ſind, wird mit den ſchauderhafteſten Martern abgepreßt. Die Gegenden, durch welche ſie ziehen, bleiben als wüſte, menſchenleere Einöden zurück und die Moskowiter ſollen auch nicht anders hauſen."

„Gott ſei geprieſen, daß wir nicht näher an ihren Grenzen ſind!" ſagte Martha ſchaudernd.

Elzbietha ſtimmte bei und erzählte, was ſie von Leuten gehört hatte, die vor den feindlichen Nachbarn bis nach Grzmialtew geflüchtet waren. Die Einnahme Wilna's verbreitete Schrecken und Entſetzen bis zu den brandenburgiſch-preußiſchen Grenzen.

In das ernſte Geſpräch vertieft, ging der polniſche Edelmann mit ſeiner Schwägerin immer weiter in den Wald. Es war wunderbar ſchön und ſtill um ſie her, das Dörſchen nicht zu ſehen und auch nichts von dem wüſten Lärm der Schenke zu hören. Plötzlich drang jedoch ein Ton zu ihnen, der einem allgemeinen Schreckensſchrei glich, und in wilder Haſt, mit allen Zeichen der Angſt, ſtürzte ein Haufe Leute herbei. —

„Die Feinde, die Moskowiter!" war die Antwort auf Grzmialtowski's erſtaunte Fragen. „Sie ſind ſchon im Dorfe und bringen Alles um, was nicht flieht. Deine Diener, gnädiger Herr, fechten wacker, aber es wird doch nichts helfen."

„Bleibe hier, meine Schweſter!" ſagte der Edelmann nach einem Augenblick der Ueberraſchung zu ſeiner erſchrockenen Schwägerin. „Ich eile zu meinen Leuten. Wir dürfen den Wagen und die Pferde nicht im Stich laſſen. Im Nothfall ſchließeſt Du Dich den Flüchtlingen an — im Walde ſeid Ihr ſicher. Wahrſcheinlich iſt's aber nur eine kleine Streifpartie, die wir bald bewältigen. Auf fröhliches Wiederſehen!"

Bei den erſten Worten hatte er ihr das Kind gereicht, bei den letzten war er ſchon eine Strecke entfernt.

Es war allerdings nur eine Streifpartie Ruſſen, allein eine ſehr ſtarke. Ihre Annäherung geſchah unbemerkt und ſie befanden ſich faſt bei der von lärmendem Jubel erfüllten Schenke, ehe man ſie wahrnahm. Grzmialtowski's Leute führten ſchnell die Pferde herbei, wollten ſie anſpannen und ſatteln, doch ſchon waren ſie umringt und nur der Rückzug vermochte ſie vor der Gefangenſchaft zu retten. Als ihr Herr aus dem Walde trat, kamen ſie ihm, von den Feinden verfolgt, entgegen. Er ſtellte ſich an ihre Spitze und drang gegen die Schenke vor, indem er rief: —

„Den Wagen müſſen wir wieder haben, Kinder!"

Alle thaten ihr Möglichſtes. Einige fielen, die Meiſten wurden verwundet, auch Grzmialtowski ſelbſt; doch entmuthigte das Niemand. Endlich war das tapfere Häuflein bis zur Schenke vorgedrungen und ein Theil derſelben bemächtigte ſich der Pferde, während der andere ſie vertheidigen ſollte. Unglücklicherweiſe langte in dieſem Augenblick eine andere Schaar Feinde an; die Polen wurden umringt, und Grzmialkowski gelang es nur durch ſeine Kraft, Kühnheit und Geiſtesgegenwart, ſich mit wenigen Leuten durchzuſchlagen. Doch konnte er ſich nicht nach der Gegend des Waldes wenden, in welcher ſich die Seinigen befanden, ſondern mußte da die Feinde durchbrechen, wo es anging und das war in der völlig entgegengeſetzten Richtung.

Die Moskowiter verfolgten ihn nicht, wohl aber drangen ſie da in den Wald, wo Grzmialkowski herausgekommen war. Die Kutſche enthielt eine Menge Koſtbarkeiten, welche er auf ſeinem Gut nicht für ſicher gehalten und ſeiner Schwägerin anvertraut hatte. Auch befanden ſich darin mehrere Gegenſtände, welche verriethen, es ſeien Damen darin gereiſt; zogen doch die Männer in Polen überdies das Reiten vor. Der feindliche Trupp brannte vor Verlangen, ſich der Reiſenden zu bemächtigen, die offenbar ſehr reich ſein mußten und darum auch ein hohes Löſegeld einbringen, oder als Geißel nützlich ſein konnten. Ihre Verfolgung ward beſchloſſen und begonnen.

Frau Rechberg war in unbeſchreiblicher Beſtürzung zurückgeblieben. Die beiden Dienerinnen vermochten nur mit Mühe, ihr Angſtgeſchrei zu unterdrücken, während Bruno nicht recht begriff, was denn vorgehe, und die beiden Kleinen natürlich ganz unbekümmert waren. Die edle Pflegemutter drückte zärtlich das kleine Mädchen an ſich. Sie hatte ſchon ſeit dem Tode der Schweſter für die Waiſe ſo viel Sorgfalt gehabt, wie für Guſtav. Jetzt, in der Gefahr, wo man nicht wußte, was der nächſte Augenblick brachte, wandte ſich ihr Auge unwillkürlich auf ihr eignes Kind, als wären ihre Arme die ſicherſte Zuflucht für daſſelbe geweſen. Doch ſollte ſie das Kind ihrer Schweſter, das heilige Vermächtniß einer geliebten Sterbenden, der Leibeignen anvertrauen? So ſehr ihr Mutterherz an dem lieblichen Knaben hing, ſie widerſtand dem Verlangen, das Pflegekind in ihren Armen gegen das eigne zu vertauſchen. Auch war ja Guſtav gern bei Martha, die ihn liebte und gut zu unterhalten verſtand.

Der Abend dunkelte herein und noch war ihr Schwager nicht zu-

zurückgekehrt. War er gefallen, oder war ſonſt ein Unglück geſchehen? Einige Leute aus dem Dorfe hatten ſich zu der immer angſtvoller harrenden kleinen Gruppe geſellt; ſie wollten abwarten, ob es dem tapfern Edelmann nicht etwa gelang, die Moskowiter zu vertreiben. Jetzt ſtürzte athemlos ein junger Burſche herbei. Am Rande des Waldes verborgen, hatte er beobachtet, was im Dorf geſchah. Er meldete, der Edelmann habe ſich nur mit Mühe in den gegenüberliegenden Theil des Forſtes geflüchtet und ein Trupp Feinde käme gerade auf dieſe Stelle zu. Mit einem Wehgeſchrei eilten die Leute tiefer in den Wald hinein. Frau Rechberg befahl Bruno, ſich feſt an ihrem Kleide zu halten und Martha, ſtets neben ihr zu bleiben.

Eine Abtheilung Feinde zu Fuß verfolgte ſie und das Geſchrei der Weiber und Kinder diente ihnen zum ſicheren Wegweiſer. Auch fanden ſie bald einen zierlichen Handſchuh, welcher Frau Rechberg entfallen war, wodurch ſie überzeugt waren, ſie hätten wirklich die reichen Inhaberinnen des Wagens vor ſich. Dies feuerte ſie zu eifriger Nachſuchung an, obgleich es ſonſt ein mißliches Unternehmen war, bei einbrechender Nacht und in Feindesland eine pfadloſe Wildniß zu betreten.

Im Dickicht und im Gedränge der Flüchtenden war es Martha nicht möglich, ſich neben ihrer Herrin zu halten. Guſtav wurde der vor Schreck und Angſt Halbgelähmten eine zu ſchwere Laſt, um ſie lange zu tragen. Da Elzbietha ſich in ihrer Nähe befand, gab ſie ihn dieſer für einige Augenblicke. Er ließ es ſich ruhig gefallen und war vor Verwunderung über das Seufzen und Jammern der Flüchtlinge, wie über die ſonderbare Umgebung, ganz verſtummt.

„Was für ein Land und was für ein Wald!“ jammerte Martha unaufhörlich. „Herr, großer Gott, ſtehe uns bei!“

Die kleine Marcianna war nicht ſo ruhig, wie ihr Pflegebrüderchen. Die Nacht, im Dickicht noch viel dunkler, als im Freien, die hohen Bäume, welche ſich in der Finſterniß drohend erhoben, wie das Weinen und Stöhnen ringsumher ängſtigte die Kleine. Sie ließ ſich nur durch Liebkoſungen und freundliche Worte der neuen Mutter beſchwichtigen.

Nachdem die Flüchtlinge eine Weile ſo ſchnell gegangen waren, wie Nacht und Wald und die Kräfte der Frauen und Kinder es geſtatteten, blieben ſie plötzlich, wie auf eine ſtille Verabredung ſtehen, theils um ein wenig auszuruhen, theils um zu lauſchen, ob die Verfolger noch hinter ihnen ſeien.

Elzbietha war zufällig eine der Hinterſten in dem traurigen Zuge, der ſich dicht beiſammen hielt. Neben ihr befand ſich ein umgeſtürzter Baum. Ihre Arme waren von dem Gewicht des Knaben ermüdet und ſie ſetzte ihn auf den Baumſtamm.

Alles war ſtill, nur aus den nahen Sümpfen erſchell das Quaken der Fröſche. Das Häuflein der Flüchtlinge horchte aufmerkſam, vernahm aber keinen andern Ton. Einige begannen leichter aufzuathmen, während Andere jetzt erſt zum Bewußtſein des Geſchehenen und ihres Unglücks kamen. Jeder von ihnen war fortgeeilt, nur darauf bedacht, das Leben zu retten und der Gefangenſchaft zu entgehen; ſie hatten dem natürlichen Antriebe der Furcht, wie dem Gebot der Nothwendigkeit gehorcht, ohne Zeit zu dem Gedanken an die Angehörigen und ihr weniges Hab und Gut. Jetzt erinnerten ſie ſich der Ihrigen, von denen ſie nicht wußten, ob ſie vielleicht nach einer andern Richtung entflohen, oder in die Hände der grauſamen Feinde gefallen ſeien, wie ihrer eingeäſcherten Hütten und der Noth, welcher ſie entgegengingen. Aber ſie hatten nicht Zeit, lange daran zu denken.

Sobald man ſich überzeugt hatte, daß von dem Feinde nichts mehr zu beſorgen ſei, fragte Frau Rechberg:

„Biſt Du da, Martha?“

„Ja, Frau!“ antwortete das Mädchen ſchnell. Es wußte wohl, daß die Frage dem ihr anvertrauten Kinde galt und wollte eben die Amme auffordern, ihr den Knaben wieder zu geben.

In dieſem Augenblicke ſtieß Elzbietha einen furchtbaren Schrei aus. Sie ſah hinter dem Baumſtamme einen dunkeln Gegenſtand ſich bewegen, glaubte zwei Augen zu ſehen und einen ſonderbaren Ton zu hören. Entſetzt ſtürzte ſie weiter und von paniſchem Schrecken ergriffen, eilte Jeder vorwärts, ſo ſchnell er konnte, — Manche laut aufſchreiend, Andre vor

Schrecken verſtummt. Keiner fragte, was es gäbe; Einige meinten, die Moskowiter ſeien ihnen auf den Ferſen; Martha hatte ihren Vorſatz durchaus vergeſſen und lief ſo ſchnell wie alle Uebrigen.

Frau Rechberg wurde von der allgemeinen Flucht fortgeriſſen und kam einige Minuten nicht zur Beſinnnng; die weinende Marcianna nahm ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch, auch mußte ſie die eine Hand ſtets vorſichtig ausſtrecken, um nicht ſich und die Kleine an einem Zweige des Unterholzes zu ſtoßen. Außerdem fürchtete ſie, Bruno, der durch die unerwarteten Gefahren und Schreckniſſe, wie durch die ſchnelle Wanderung in dem finſtern Walde ſehr beſtürzt war, könne fallen oder ihr Kleid loslaſſen und ihr abhanden kommen. Daher ermahnte ſie ihn mehrere Mal, ſich feſtzuhalten und tröſtete ihn mit baldigem Ausruhen, als er über Ermüdung klagte. Guſtav war bei Martha wohl aufgehoben, wie ſein Stillſchweigen bewies. Sie richtete daher ihre Aufmerkſamkeit hauptſächlich auf den Weg, den ſie zu nehmen hatten. Es war nicht leicht, ſchnell vorwärts zu ſchreiten, ohne über die andern, ſich verwirrt und angſtvoll durcheinander drängenden Flüchtlinge zu ſtolpern, und wer ſich von dem Haufen entfernte, konnte leicht ganz von demſelben abkommen.

„Schläft mein Guſtelchen? Er iſt ja ſo ſtill!“ fragte Frau Rechberg endlich, als ſie an einem Ausruf Marthas wahrnahm, dieſe befinde ſich in ihrer Nähe.

„Ach, ich gab ihn vorhin Elzbietha! Ich war ſchon ſo müde!“ ſagte das Mädchen verlegen und erſchrocken darüber, daß ſie vergeſſen hatte, den Knaben wieder zu nehmen und daß die Herrin es nun erfahre, ſie habe ihn überhaupt fortgegeben.

„Jeſus Maria!“ ſchrie Elzbietha auf und drängte ſich herbei. Sie waren in dieſem Augenblick auf einer kleinen Waldblöße und der eben aufgehende Mond beleuchtete die Flüchtlinge.

„Wo iſt das Kind? Wo iſt Guſtav?“ fragte Frau Rechberg beſtürzt, als ſie bemerkte, daß Elzbietha den Knaben nicht habe.

„Gnade, Erbarmen, Herrin!“ jammerte Elzbietha, ſtürzte vor ihr nieder und küßte abwechſelnd ihre Füße und den Saum ihres Gewandes.

„Rede, Unglückliche, was iſt geſchehen, wo iſt der Kleine — wo haſt Du ihn gelaſſen?" drängte die Mutter angſterfüllt.

„Dort auf dem Baumſtamm — als wir ſtillſtanden — ich vergaß im Schrecken das Kind. Große Augen und eine Stimme — ich glaube, es war der Böſe ſelbſt!" ſtotterte Elzbietha, indem ſie ſich eifrig bekreuzte. „Verzeih, Herrin, aber ich war in ſo großer Angſt."

Alles Blut in den Adern der Mutter ſchien zu ſtocken. Ihr Söhnchen zurückgelaſſen, vielleicht in den Händen der Moskowiter! Sie war ganz erſtarrt vor Schreck und Entſetzen.

„Mutter, die Elzbietha hat Guſtav verloren?" rief Bruno, der erſt allmählich den Zuſammenhang begriff. „Aber da freſſen ihn ja die Wölfe auf."

„Ach nein, es war kein Wolf, viel eher ein Bär!" rief Elzbietha ſchnell.

Die Andern waren ſtehen geblieben und drängten ſich herzu — Alle begierig, zu wiſſen, was das Weib vorhin ſo in Schrecken geſetzt hatte, aber auch Alle ſtumm vor Ehrfurcht gegen die Dame, welche ihnen ſehr vornehm erſchien, obgleich ſie in dieſem Augenblick elender war, als alle Uebrigen.

Martha überhäufte Elzbietha mit den bitterſten Vorwürfen, dann klagte ſie ſich ſelber an, daß ſie den Knaben aus ihren Armen gelaſſen, oder ſich in dem allgemeinen Schrecken ſeiner nicht erinnert habe.

Ihre Herrin befahl ihr, zu ſchweigen und Elzbietha, ordentlich zu ſagen, wo ſie das Kind verlaſſen habe.

Sie erzählte ſchluchzend, was wir ſchon wiſſen. In der Angſt vor den Augen hinter dem Baumſtamm hatte ſie in abergläubiſchem Schrecken gar nichts gedacht, ſondern laut geſchrien und die Flucht ergriffen. Die meiſten der Uebrigen waren auch ganz unwillkürlich der Eingebung ihrer Furcht gefolgt, nur einige Wenige, unter ihnen Frau Rechberg, hatten dabei einen Gedanken an die Moskowiter gehabt. Jetzt ſah dieſe ein, die Feinde würden ſich wohl ſchwerlich Nachts ſo tief in den fremden pfadloſen Wald wagen. Allein der Schrecken, der ganz unerwartete Ueberfall, die Ungewißheit um den Schwager, die Furcht, in

Gefangenſchaft zu gerathen, das Gefühl ihrer Schutzloſigkeit und die Sorge um die Kinder und ein Nachtlager für dieſelben, hatte ſie nicht zum Nachdenken kommen laſſen, wie das auch bei den Andern der Fall geweſen war. Sie machte weder Martha noch Elzbietha einen Vorwurf, hatten ſich dieſe doch auch kein abſichtliches Vergehen zu Schulden kommen laſſen, aber ſich ſelbſt klagte ſie ſchmerzlich an, obgleich ſie gewiß ſchuldlos war. Es iſt nur eine Eigenheit ſchwacher Seelen, auf Andere die Verantwortlichkeit eines Unglücks oder Unfalls zu wälzen, ſtarke nehmen gewöhnlich die Schuld auf ſich, auch wo kaum ein leiſer Vorwurf ſie trifft.

„Und ſagteſt Du nicht, es könnte ein Bär geweſen ſein?" fragte die unglückliche Mutter mit angſterſtickter Stimme.

Elzbietha bejahte und meinte: wenn es nicht der Böſe ſelber geweſen, ſo vielleicht ein Bär; ſie erinnerte ſich, eine Art Knurren gehört zu haben.

„Gewiß die Bärin, der die Jungen fortgenommen ſind!" rief Bruno, dem die Erzählung Elzbiethas vor dem Ueberfall der Moskowiter in den Sinn kam.

Seine Mutter konnte ſich nicht länger aufrecht erhalten und ſank auf die Erde. Martha nahm ihr ſanft Marcianna ab. Ihr kleiner freundlicher Guſtav, der Stolz und die Glückſeligkeit ihres Mutterherzens, der Liebling ihres Gatten von einem wilden Thiere zerriſſen — das war zu entſetzlich, ſie glaubte die Vorſtellung nicht zu überleben.

Fünftes Kapitel.

Doch nur einen Augenblick verharrte Frau Rechberg in ihrer ſchmerzlichen Erſtarrung. Bruno ſchlang weinend ſeine Arme um ihren Hals und ſie kam unter dieſer Berührung wieder zu ſich. Vielleicht war es noch möglich, ihr Kind zu retten, wenn ſie ſchnell dahin zurückkehrte, wo es verlaſſen worden. Haſtig verſprach ſie den Leuten eine reiche

Belohnung, wenn ſie den Kleinen fänden. Die Meiſten von ihnen waren bereit, ihn zu ſuchen und traten den Rückweg an. Daß ihnen die Feinde ſo tief in den Wald gefolgt ſeien, war unmöglich, daher ſteckten die Bauern dürre Fichtenzweige ſtatt Fackeln an, bei deren Schein ſie die Nachforſchung begannen.

Allen voran eilte die beklagenswerthe Mutter. Jeder Ton, der die nächtliche Stille unterbrach, ſchien ihr die Stimme ihres Kindes; jedes Krachen und Aechzen in den Zweigen ſein Todesſeufzer. Sie ſtrebte mit der qualvollſten Ungeduld dem Orte zu, wo das Kind ſich vielleicht noch befand, obwohl ſterbend oder gar ſchon todt. Allein es war nicht leicht, dahin zurückzufinden. In der Angſt und der Dunkelheit waren Alle vorwärts gelaufen, ohne auf die Richtung zu achten. Der umgeſtürzten Bäume gab es viele hier herum, das war alſo kein Merkmal. Ueberhaupt hatte ſich ſonſt ſelten Jemand ſo tief in die Wildniß gewagt, wie jetzt. Niemand kannte dieſe, denn Jeder hatte ſich geſcheut, die Wege und Pfade zu verlaſſen, welche den Forſt durchkreuzten.

Jetzt ſuchte man lange vergebens nach der Stelle, an welcher Elzbietha das Kind niedergeſetzt hatte. Einmal gerieth Frau Rechberg dabei in eine mit Waſſer angefüllte Vertiefung, deren es hier viele gab und konnte nur mit Mühe hervorgezogen werden. Die Meiſten ſtellten endlich die fruchtloſe Nachforſchung ein, weil ſie zu ermüdet waren. Sie zündeten ein Feuer an, um die wilden Thiere abzuhalten, und lagerten ſich darum.

Frau Rechberg vermochte indeß nicht, ſich der Ruhe zu überlaſſen, ſo todtmüde ſie auch war. Martha und Elzbietha folgten ihr, wie auch einige der Leute, welche die Ausſicht auf die reiche Belohnung lockte. Die beiden Dienerinnen trugen Marcianna abwechſelnd, während Bruno an der Hand ſeiner Mutter hing und um das verlorene liebe Brüderchen weinte.

Die Nacht rückte vor — Bruno konnte vor Ermüdung keinen Schritt mehr weiter. Die Mutter hätte die eigene Erſchöpfung, ſo groß ſie immerhin war, nicht beachtet, aber der arme Knabe dauerte ſie. Zurücklaſſen mochte ſie ihn nicht; auch nicht in Geſellſchaft der

Andern, denn wußte ſie, ob es möglich war, ihn in dieſem furchtbaren Walde wiederaufzufinden? Ihn zu tragen, ging auch nicht, ſowohl ſie wie die Uebrigen waren zu ermüdet und entkräftet. Und was nützte es auch, daß ſie die ganze Nacht umherirrten? Ihren herzigen Guſtav fand ſie ja doch nimmer wieder, der war längſt zerriſſen von den wilden Thieren, und wenn ſie überhaupt je etwas von ihm entdeckte, ſo waren es blutige Ueberreſte des blühenden Kindes. Sie glaubte wahnſinnig zu werden bei dem Gedanken; aber ihr älteſtes Kind bedurfte ihrer und das zog ſie einen Augenblick von ihrem furchtbaren Schmerz ab.

Sie ließ ein Feuer anzünden, bereitete für Bruno ein ſo gutes Lager, als es ſich von Moos herſtellen ließ, ſetzte ſich neben ihn, und bedeckte ihn mit ihrem Kleide. Er ſchmiegte ſich weinend an ſie und murmelte:

„Ach Gott, wie unmenſchlich klug er war und wie hübſch er auch ſchon „Uno“ rief! — Die garſtige Marcianna! Wenn ſie nicht wäre, dann hätteſt Du unſer Kind getragen, Mutter, und dann wäre es uns nicht fortgekommen; Du hätteſt es nicht hingeſetzt und vergeſſen.“

Frau Rechberg zuckte zuſammen. Der Knabe hatte Recht — ohne das Kind ihrer Schweſter beſäße ſie ihr eigenes noch. Aber ihr edles, großmüthiges Herz konnte das die kleine Waiſe nicht entgelten laſſen. Sie erinnerte ſich plötzlich daran, daß ſie verſprochen hatte, ihr in vollem Sinne des Wortes Mutter zu ſein, was ſie in ihrem verzweiflungsvollen Kummer ganz vergeſſen hatte. Sie ließ ſich behutſam das ſanft ſchlummernde Kind reichen und drückte es leiſe, aber zärtlich an ſich. Ihre trocknen brennenden Augen fanden Thränen und die Hände faltend flüſterte ſie vor ſich hin:

„Gütiger Gott, gieb mir Kraft, das zu ertragen. Ohne Dein Wiſſen wird kein Haar auf unſerm Haupte gekrümmt, es iſt alſo Dein Wille, daß ich meinen lieben, lieben Kleinen verlor. Wir ſollen uns ſtill und geduldig in Deine Schickungen ergeben — ich möchte es auch, aber ich vermag es nicht; mein Herz blutet zu ſehr, ich leide zu ſchmerzlich. Vielleicht nahmſt Du mir mein Kind, weil ich in der heißen Liebe zu ihm vergeſſen hätte, was ich meiner ſterbenden Schweſter gelobte; weil mein Mutterherz ſich doch unabläſſig, oft vielleicht unbewußt, dem eigenen Kinde inniger zugewendet hätte, als der kleinen Waiſe. Du weißt, daß ich das nicht wollte, daß ich keinen Unterſchied zwiſchen Beiden zu machen dachte, doch eine Mutter iſt ſchwach und ich vermochte dies arme ſtille Weſen nicht ſo zu lieben, wie ich meinen ſüßen, muntern Knaben liebte. War das ein Unrecht, ein Bruch des Gelübdes, das ich vor einem Sterbebette ablegte, ſo ſtrafſt Du mich doch gar zu hart. Aber ich will nicht murren, Du haſt ja für mein verlorenes Kind einen Erſatz gegeben. Ich will ihn heilig halten und mein Verſprechen erfüllen — Du ſollſt nie Deine Mutter vermiſſen, Du armes Kind; alle Liebe zu meinem Guſtav will ich auf Dich übertragen.“

Bruno war unter Thränen eingeſchlafen. Auch die Uebrigen ſchliefen, ſelbſt Martha und Elzbietha waren von ihrer Müdigkeit überwältigt worden. Nur die brennenden Augen der beraubten Mutter floh der Schlaf und die Zeit dehnte ſich ihr zu einer Ewigkeit voll Kummer und Qual. Schon eine Nacht, und zwar eine lange, bange Winternacht, hatte ſie in dieſem Walde zugebracht, aber was waren die Schreckniſſe und Leiden derſelben, gegen die der gegenwärtigen? Damals konnten die Wölfe im ſchlimmſten Fall ſie mit allen Ihrigen zerreißen, aber ſie ſtarben dann doch vereint, alle mit einander. Und die Gefahr drohte damals nur, jetzt war das Unglück geſchehen. Auch hatte ſich ihr Mann neben ihr befunden, deſſen Nähe allein ihr ſchon ein Gefühl von Schutz und Sicherheit gab; jetzt war ſie getrennt von ihm, allein und verlaſſen in Noth und Gefahr. Wie hatte ſie in jener Nacht ſchon bei den Schmerzen gelitten, die Guſtav in ſeinem verletzten Fingerchen gehabt und jetzt war ſein ganzer kleiner Körper zerriſſen, die runden roſigen Gliederchen von einem wilden Thiere zerfleiſcht worden! Und ſein Schmerzgeſchrei und Todesgewimmer war ungehört verhallt; Niemand hatte ſeine Qualen zu mildern, ſeine Angſt zu beſchwichtigen verſucht! Kein Mund hatte ihm freundlich, obgleich bebend von Weh und Mitgefühl, Troſt zugeſprochen; kein Auge zärtlich in ſein angſtvoll umherirrendes, im Tode brechendes, geſchaut — er war allein und elend umgekommen, in Nacht und Wildniß, unter den Zähnen eines grimmigen Raubthieres! Und er war ſchon ſo verſtändig, daß zu dem Schmerz auch Furcht und Angſt gekommen und er einen doppelt qualvollen Tod geſtorben war. Gewiß hatte er gleich geweint, als er allein zurückblieb und ſpäter, als der Bär ihn packte, in ſeiner kindlichen, Fremden nur halb verſtändlichen Weiſe ſie, die Mutter und Alle gerufen, die er kannte und nannte. Und Niemand war zu ſeinem Schutze herbeigekommen Niemand hatte ſein Stimmchen gehört; Niemand, nicht einmal ſie, die doch immer Nachts bei ſeinem leiſeſten Laut erwachte, um ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen und zärtlich mit ihm zu plaudern. Wie freudig hätte ſie ihr Herzblut tropfenweiſe vergoſſen, wie gern jede mögliche Pein erduldet, um ihrem Kinde ein Weh zu erſparen, es vor jedem Uebel zu bewahren. Was das Mutterherz bei der Vorſtellung ſeines furchtbaren Todes empfand, das beſchreibt keine Feder, das drücken keine Worte aus.

Und was würde der Vater ſagen, wenn ſie nun zurückkehrte ohne ſeinen Liebling; wenn er hörte, der blühende hoffnungsvolle Knabe ſei todt und nicht einmal geſtorben in ihren Armen, an ihrem Herzen, von Allem umgeben, was eine Mutter zur Erleichterung ihres leidenden und ſterbenden Kindes erdenken kann, ſondern auf eine ſo entſetzliche Weiſe! Sie ſchlug die Hände vor die Augen, als könne ſie dieſelben damit vor den ſchrecklichen Bildern verſchließen, die ſie unabläſſig ängſtigten.

Dennoch erfüllte ſie eine Art von Troſt, als jetzt Marcianna lächelnd die ſtillen dunkeln Augen zu ihr aufſchlug. Wäre ſtatt des eigenen Kindes die Kleine verloren gegangen, ſie hätte wohl nicht ſo ſchmerzlich gelitten, allein ſie hätte ſich dann Zeitlebens einen Vorwurf gemacht, hätte immer geglaubt, ihre übernommenen Mutterpflichten verſäumt zu haben. Jetzt ſchien es ihr, die verſtorbene Schweſter ſei ihr noch im Himmel dafür dankbar, daß ſie ihr Töchterchen vor dem entſetzlichen Tode bewahrt hatte. Und ihr Guſtav war nun ein Engel an Gottes Thron und betete gewiß um Troſt und Herzensfrieden für ſie und ſeinen Vater.

Das Stillſchweigen wurde ihr auf die Länge ganz unerträglich. Die Dienerinnen waren erwacht, ſie fanden auch keinen ruhigen Schlaf, wurden von Selbſtvorwürfen gepeinigt. Martha mußte die Stelle ihrer Herrin einnehmen und den ſanftſchlummernden Bruno mit ihren Kleidern zudecken; Frau Rechberg gab ihr Marcianna auf den Schooß, ergriff einen Feuerbrand und durchforſchte mit Elzbietha, die gleichfalls einen brennenden Zweig trug, die nächſte Umgebung. Der Feuerſchein, welchen man ziemlich weit wahrnahm, diente ihnen als Augenmerk, um ſich nicht zu verirren.

Plötzlich erblickten ſie auf der Erde einen Baumſtamm, Elzbietha warf einen Blick auf denſelben und ſchrie:

„Hier iſt's, ſtrafe mich Gott, hier iſt's!“

Einen Augenblick glaubte die Mutter, ihr Kind ſei da und dieſer unwillkürliche Gedanke ſprengte ihr faſt vor Freude das Herz. Allein es war nur der Stamm, auf welchen die Leibeigene den Knaben niedergeſetzt hatte. Sie erkannte denſelben an dem hervorſtehenden Aſtſtumpf, welchen ihre Hand im Finſtern berührt hatte. In der Krone deſſelben, zwiſchen den dichten Zweigen, hatte ſie die Augen geſehen, das Knurren gehört.

Die Stelle war leer und ſtill und nur ein fernes dumpfes Echo antwortete, als die Mutter den Namen ihres Kindes rief. Sie eilte zum Wipfel des geſtürzten Waldrieſen — ohne auf Elzbiethas angſtvolle Bitte zu achten. War der Bär noch da, was kümmerte das ſie — bangte ſie denn um ihr eigenes Leben, wo es galt, ſich Gewißheit über das Schickſal ihres Kindes zu verſchaffen? Sie leuchtete mit dem Brand zwiſchen die Zweige, entdeckte jedoch nichts als ein Bienenneſt, in welchem der Bär, ehe er ihr Kind mordete, Honig geſucht haben mochte.

In unſäglicher Angſt beleuchtete ſie den Boden. Sie fand die großen tiefen Fußtapfen des wilden Thieres und da — da lag Etwas, das ſie kannte. Mit einem herzzerreißenden Wehlaut ergriff ſie einen am Boden liegenden Gegenſtand und ſank ohnmächtig nieder.

Elzbiethas Haar ſträubte ſich vor Entſetzen — ſie glaubte, die bedauernswerthe Frau habe die blutigen Ueberreſte ihres Lieblings gefunden. Sie wollte fliehen, beſann ſich aber und kehrte zu der Bewußtloſen zurück. Es war nur ein Stückchen Zeug, das dieſe in der Hand hielt, aber auch die Leibeigene erkannte es auf den erſten Blick als einen Theil von dem Röckchen Guſtavs.

Ihr Geſchrei rief Martha und die Uebrigen vom Feuer herbei. Alle bemühten ſich lange vergebens, die Ohnmächtige zur Beſinnung zu bringen. Der Tag brach darüber an und von der friſchen Morgenluft ganz erſtarrt, wachte Bruno ſchaudernd auf. Er ſah anfangs verwundert um ſich; am vorigen Morgen hatte er die Augen noch in einem bequemen Zimmer auf Grzmialtow geöffnet und jetzt lag er im Walde, an einem verglimmenden Feuer. Bald jedoch kehrte die Erinnerung zurück. Er rief ſeine Mutter und da ſie nicht antwortete, eilte er zu der Gruppe von Leuten hin, die ſich am umgeſtürzten Baumſtamme befand. Die Mutter lag dort todtenbleich auf der Erde und ſein erſter Gedanke war, die Bärin habe auch ſie getödtet.

Weinend und wehklagend warf er ſich über ſie und ſeine Stimme ſchien das beſte Reizmittel, ſie aus der Betäubung zu wecken. Sie ſchlug die Augen auf und ſchaute verſtört umher. Die Sonne war aufgegangen und ihr milder Strahl drang freundlich in dieſe Wildniß, ſchien die Schreckbilder der Nacht zu verſcheuchen wie die Morgennebel, welche gleich durchſichtigen Schleiern in den Lichtungen wehten.

Frau Rechberg küßte Bruno, der über ihr Erwachen lebhaft erfreut war. Sie glaubte einen Augenblick, die Schreckniſſe der Nacht geträumt zu haben und wollte eben Guſtavs Namen nennen, da haftete ihr Blick auf dem Zeugfetzen in ihrer Hand und die ganze furchtbare Gewißheit des Unglücks fiel mit erdrückender Schwere auf ihre Bruſt. Das Stückchen Serge, welches auch Bruno erkannte, war feucht und zwar nicht allein vom Nachtthau — ſondern auch von Guſtavs Blut. Die Halme auf der Stelle, wo es gelegen hatte, waren blutig und das Gras in der Nähe zerdrückt und zertreten. Hier alſo war ihr Kind geſtorben; ſie befand ſich an dem Orte, an welchem es bittre Qualen und Todesangſt ausgeſtanden hatte und erlebte und erlitt in ihrem Herzen eine unendlich ſchmerzlichere Todesqual, als das Kind ſie empfunden haben konnte.

Elzbietha vermochte ihren Schmerz nicht anzuſehen. Sie warf ſich vor ihr nieder und rief in voller Verzweiflung: „Nimm mein Leben, Herrin, ich ertrage meine Gewiſſensqual doch nicht. Meine blinde ſinnloſe Furchtſamkeit hat das arme Kind getödtet — ich überließ es dem Raubthiere, ich bin ſeine Mörderin.“

Frau Rechberg gebot ihr, aufzuſtehen, allein ſie blieb liegen, zerraufte ihr Haar und rang jammernd die Hände.

Trompetenſchall erklang. Alle fuhren auf — ſelbſt Frau Rechberg.

Waren das die Moskowiter? Dann mußte ſie Bruno und Marcianna vor Gefangenſchaft retten. Gleichzeitig hörte man Pferdegetrappel auf dem Wege, der nahe an dieſer Stelle vorüberführte, ohne daß ihn die Flüchtlinge in der Nacht gefunden hatten. Haſtig wandten ſie ſich — da ſchimmerten die Rüſtungen der Reiter durch die Bäume und in ihrer Mitte flatterte im Morgenwinde ſtolz eine Fahne mit dem Wappen der Woywodſchaft Troki, dem litthauiſchen Schwertträger in blauem Felde. Das Aufgebot des Adels hatte ſich verſammelt, um dem Feinde die Spitze zu bieten und ein Theil deſſelben ging nach der Hauptſtadt der Woywodſchaft.

Jubelnd ſtürzten die Leute den Ankömmlingen entgegen und Bruno rief erfreut: „Ach, da iſt der Oheim!“

Wirklich befand ſich Grzmialtowski mit ſeinen wenigen Leuten bei der polniſchen Reiterei. Er war ihnen eben begegnet, da er den Wald durchſtreifte, um ſeine Schwägerin und die Kinder aufzuſuchen.

Natürlich nahm er den lebhafteſten Antheil an dem Verluſt ſeiner Schwägerin; auch er hatte den hübſchen muntern Knaben ſehr lieb gehabt. In aufloderndem Zorn über die Fahrläſſigkeit ſeiner Leibeigenen wollte er dieſe peitſchen laſſen. Allein Frau Rechberg befreite ſie durch ihre Fürbitte von dieſer Strafe; hätte ihr dieſelbe denn ihr Kind wiedergegeben? Ueberdies war Elzbietka ſehr reue- und verzweiflungsvoll, hatte alſo Strafe genug. Grzmialtowski wollte der armen Mutter wenigſtens den Troſt bereiten, die Reſte ihres Lieblings zu beſtatten und an dem kleinen Grabe zu weinen. Aber es war nicht möglich; zwar verfolgte er mit ſeinen Leuten einige Zeit die Fährte des Bären, doch ohne deſſen Lager zu erreichen. Die Moskowiter waren viel ſtärker, als man vermuthet hatte. Sie ſchlugen die Polen bald zurück, verfolgten ſie hitzig und ſchickten Streifpatrouillen durch den ganzen Forſt. Länger in demſelben verweilen hieß ſich unvermeidlicher Gefangenſchaft ausſetzen. Auch führten die Fußtapſen des Bären zu den Sümpfen und Tiefen des Waldes, welche einen Theil des Waldes, beſonders zu dieſer Jahreszeit, völlig unzugänglich machten.

Mit ſchwerem Herzen verließ Frau Rechberg den Wald von Jendrzeiow, in dem ein ſo ſchwerer, nimmer zu verſchmerzender Verluſt ſie getroffen hatte. Sie war leider nicht die Einzige. welche trauerte. Durch den Krieg hatten unzählige Familien einen oder auch mehre ihrer Angehörigen verloren. Allein es iſt kein Troſt für einen guten Menſchen, daß Andere gleich ihm leiden; es bekümmert ihn im Gegentheil noch mehr.

Das Wiederſehen der Ehegatten war ein ſehr trauriges. Mit froher Ungeduld empfing der Kaufherr die Seinen in Mariampol, bis wohin er ihnen entgegen gekommen war. Das bleiche gramerfüllte Antlitz ſeiner Frau, die bekümmerten Züge des Schwagers ſchrieb er dem Tode der Frau Grzmialtowska zu und fragte ahnungslos:

„Aber wo habt Ihr denn mein Herzblättchen, wo iſt Guſtav? Der kleine Schelm muß tüchtig gewachſen ſein. Ob er mich wohl noch erkennen wird?“

Bruno umſchlang ſeinen Vater, der ihn eben umarmte und brach in lautes Weinen aus, in welches Martha und Elzbietha mit einſtimmten. Die unglückliche Mutter aber barg ihr Geſicht in den Händen und bat Gott um Troſt für den armen Vater, der jetzt Böſes zu vermuthen begann und ſich fragend an ſeinen Schwager wandte. Dieſer theilte ihm das Geſchehene möglichſt ſchonend mit. Anfangs konnte er es nicht faſſen; der Schlag kam zu unerwartet und war zu ſchrecklich. Dieſen Augenblick hatte Frau Rechberg ſehr gefürchtet; neben ihrem eignen qualvollen Leid hatte auch noch der Gedanke an das bittere Weh ihres Gatten an ihrem Herzen genagt.

Sie erwartete einen wilden leidenſchaftlichen Schmerzensausbruch, doch Rechberg bezwang ſeinen heiß aufwallenden Schmerz, um die unglückliche Mutter zu ſchonen. Sanft und tröſtend ſchloß er ſie in ſeine Arme und ohne ſeine zärtliche Rückſicht hätte ſie ihren Kummer auch gar nicht überlebt. Nur mit Mühe hielt ſie ſich aufrecht, bis ſie ihre

Heimath erreichte, die ſie mit ihrem Knaben verlaſſen hatte und nun ohne denſelben wieder betrat, in der ſie Alles an ihn erinnerte. Eine ſchwere, gefährliche Krankheit warf ſie nieder und erſt nach langer Zeit genas ſie langſam.

Grzmialtowski kehrte ſogleich, nachdem er ſeinem Schwager die Familie übergeben hatte, nach ſeiner Heimath zurück und ſchloß ſich an die Vaterlandsvertheidiger: pospolite ruſzenie genannt, welche der polniſche Adel aus ſeiner Mitte ſtellen mußte. Die Moskowiter machten reißende Fortſchritte im Lande; ſchon hatten ſie auch Troki, die Hauptſtadt ſeiner Woywodſchaft erſtürmt, geplündert und niedergebrannt.

Sechſtes Kapitel.

„Ich glaube, wir ſind vom rechten Wege abgekommen!“ ſagte Herr Rechberg zu ſeinem Diener Johann, welcher die Stelle eines Kutſchers verſah. „Dieſe Gegend iſt mir ganz unbekannt; den kleinen Hügel links mit den drei Birken habe ich auf unſerer erſten Reiſe nicht bemerkt und doch iſt er ſo auffallend in dieſem flachen Landſtrich, daß er mir ſicherlich nicht entgangen wäre.“

„Ich weiß nicht — ich folgte nach meinem beſten Wiſſen den Anweiſungen, die ich im Städtchen erhielt,“ antwortete Johann betroffen. „Aber ein Wunder wär's freilich nicht, wenn wir uns verirrt hätten. Gott verzeihe mir die Sünde, aber ich glaube, man muß mit dem Antichriſt ſelber im Bunde ſtehen, um ſich hier zurecht zu finden; ich möchte darauf ſchwören, daß es in der ganzen Welt nicht noch einen ſolchen Unglückswald giebt, wie dieſer hier!“

Frau Rechberg ſeufzte, während Martha vor ſich hin murmelte:

„Das weiß der Allmächtige, und ich wünſchte, wir hätten dieſen Unglückswald nimmer geſehen.“

„Aber es iſt hier doch ſo wunderſchön ſtill und kühl, und wie heiß hatten wir es geſtern um dieſe Zeit auf freiem Felde!“ bemerkte ſchüchtern ein etwa ſiebenjähriges Mädchen mit ſchönen, ruhigen, dunkeln Augen.

„Du weißt nicht, was uns in dieſem Walde begegnet iſt, Marcianna!“ flüſterte ihr Bruno zu, der jetzt etwa im dreizehnten Jahre war. Dann ſagte er laut: „Aber was fangen wir denn an, wenn wir wirklich nicht auf dem rechten Wege ſind?“

„Umkehren bis dahin, wo die Wege ſich kreuzen und einen andern einſchlagen, wäre großer Zeitverluſt und wer ſagt uns übrigens, ob wir dann die rechte Straße einſchlagen?“ antwortete ſein Vater. „Alſo iſt es wohl am Beſten, wir fahren weiter. Irgendwohin muß dieſer Weg doch führen, obgleich nicht gerade nach Oblanowo.“

Johann hatte die Pferde einen Augenblick aufgehalten, jetzt trieb er ſie wieder an. Es ging nicht beſonders raſch vorwärts, denn die Thiere waren ermüdet und der Weg ziemlich ſandig.

Es war im Spätſommer 1661 und die Zeit hatte an Jedem unſrer Bekannten große Veränderungen bewirkt. Der kleine Bruno, welcher damals ſtets fragte, war ein großer, kräftiger und verſtändiger Knabe geworden, der ernſthaft über Mancherlei ſein Pflegeſchweſterchen belehrte, das aus einem Säugling zu einem ſiebenjährigen Mädchen herangewachſen war. Der Kaufherr, bei ſeiner erſten Anweſenheit in Polen ein noch junger, heiterer und lebensfroher Mann, war außerordentlich gealtert. In ſein braunes Haar miſchten ſich ſchon einzelne Silberfäden und ſein Antlitz trug den Ausdruck von Kummer und Sorge. Auch ſeine Frau war ſehr abgehärmt und viel älter geworden. Zu dem nie verſchmerzten Verluſt ihres Söhnchens war vor einiger Zeit ein anderer herber Schlag gekommen und der Wald von Jendrzeiow, welchen ſie eben paſſirten, riß die alte, nur leicht verharrſchte Wunde wieder auf. Die Erinnerung an den lieblichen, hoffnungsvollen Knaben trat mit der anſchaulichſten Lebendigkeit vor die Seele der Eltern. Sie ſahen ihn wieder vor ſich, wie er, unter dem Pelzmantel der Mutter hervor, ſich munter und herzerfreuend mit Bruno unterhielt, als ſie im Winter durch dieſen Wald kamen und faſt eine Beute der Wölfe geworden wären. Zugleich ſtand auch, beſonders vor der Seele der Mutter, mit ſchneidender Klarheit das Andenken an die furchtbare Nacht, in welcher ſie den Liebling auf ſo entſetzliche Weiſe verlor.

Auch Martha gedachte mit Schaudern dieſer Nacht. Die unglücklichen Eltern hatten ihr kaum einen Vorwurf gemacht, weil ſie geſehn, daß ſie ſelber über den Verluſt Guſtavs in Verzweiflung war und dieſe Großmuth rührte ſie unausſprechlich. Mit unermüdlichem Eifer hatte ſie geſtrebt, ihnen zu dienen, der unglücklichen Frau jeden Wunſch an den Augen abzuſehen und nichts in der Welt hätte ſie vermocht, ihre gütige Herrſchaft zu verlaſſen. Der Wechſel, welcher vor Kurzem in deren äußerer Lage eingetreten war, erſchütterte dieſe Anhänglichkeit nicht; ja, ſie überwand ſogar ihre Furcht, nach Polen zurückzukehren und den Wald wieder zu paſſiren, welcher ihrer Herrſchaft und ihr ſelber ſo verhängnißvoll geworden war. Mit Grauen und Zagen hatte ſie ſich in ſeinen Schatten begeben, doch feſt entſchloſſen, Alles zu theilen, was der Familie Rechberg etwa widerfahren würde. Bei jedem unerwartetem Geräuſch bebte ſie unwillkürlich und meinte, jetzt müſſe irgend ein neues Unglück über ſie hereinbrechen.

Allein es geſchah nichts, was dieſe Beſorgniß rechtfertigen konnte, wenn man es etwa nicht für ein Unglück anſah, daß die Reiſenden von dem Wege nach Odlanowo abgekommen waren. Daß dieſes wirklich der Fall ſei, darüber blieb ihnen bald kein Zweifel, denn Mittag war längſt vorüber, ohne daß ſie das Dörfchen erreichten, oder aus dem Walde herauskamen und die Gegend war ihnen ganz unbekannt. Endlich gelangten ſie an einen kleinen Fluß, über den eine Brücke von Knüppeln führte, die noch elender und gebrechlicher war, als die meiſten ähnlichen Brücken in dieſem Lande.

Alle ſtiegen aus und gingen hinüber, weil es gar zu gefährlich ſchien, über die Brücke zu fahren. Dieſe Vorſicht war nicht unnütz geweſen, denn die morſchen Holzſtücke krachten höchſt bedenklich unter den Vorderrädern des Wagens und als die Hinterräder hinüber wollten, brach gar ein Theil der Brücke ein und es war nur einem raſchen Ruck der Pferde zu danken, daß der Wagen glücklich hinüber kam.

Die erſchöpften Roſſe bedurften der Ruhe, auch die Reiſenden mahnte ihr Magen daran, daß es Mittagszeit ſei. Die Pferde wurden daher ausgeſpannt und weideten das üppige Gras am Ufer des Flüßchens ab. Martha packte aus einem Korbe geſchäftig Brod und Fleiſch. Das Fuhrwerk, die Kleidung und ſelbſt die Speiſevorräthe verriethen, daß es nicht mehr der *reiche* Kaufherr Paul Rechberg ſei, der mit ſeiner Familie die unwirthlichen Ebenen Polens durchreiſte.

Obgleich aber die Speiſen keine Leckerbiſſen waren und es kein anderes Getränk dazu gab, als das klare Waſſer des Waldbachs, mundete das Mahl Bruno, Marcianna und dem alten Johann doch trefflich, den Uebrigen benahmen die Erinnerungen, welche dieſer Wald erweckte, den Appetit.

Bruno hatte ſein Brüderchen keineswegs vergeſſen und erzählte der aufmerkſam lauſchenden Marcianna unaufhörlich von ihm, während der Mittagsruhe, wie auch ſpäter, als ſie die Reiſe fortſetzten. Er erinnerte ſich noch außerordentlich vieler Züge der Klugheit und Herzensgüte des kleinen Guſtav, beſchrieb es lebendig, wie er keine Leckerei, die ihm in das kleine Händchen gegeben worden, für ſich behalten, ſondern ſtets mit Allen, die er kannte, getheilt habe; mit wie kläglicher Miene er auf die Frage, wo ihn der böſe Wolf gebiſſen, ſein verſtümmeltes Händchen gezeigt habe, als es auch ſchon längſt heil geweſen ſei; wie hübſch er ihn „Uno“ und die Andern alle bei ihrem Namen gerufen habe, obgleich er doch kaum ein Jahr alt war. Kurz, er wiederholte Alles ſo genau, daß die ſtill zuhörenden Eltern den ſchönen munteren Liebling vor ſich zu ſehen glaubten, wie er leibte und lebte, lachte und lallte und liebkoſend ſeine zarten runden Aermchen um ihren Hals ſchlang. Das tiefe bittere Herzeleid um ihn wallte zwar wieder heiß und gewaltig in ihrem Innern auf, allein ſie hörten doch mit ſchmerzlichem Vergnügen auf die Schilderungen und Lobpreiſungen Brunos.

Martha ſchaltete auch hier und da eine Bemerkung ein und ergänzte, was er vergeſſen hatte. Selbſt Johann war ein aufmerkſamer Zuhörer. Erinnerte er ſich des lieben Bübchens doch noch gar genau, das ſo harmlos lachte und zum hellen Monde emporlallte, während die hungrigen Wölfe um ſie her heulten und vor Entſetzen und Todesangſt das Haar der Uebrigen ſich geſträubt, ihr Herzſchlag faſt geſtockt hatte.

Marcianna war noch immer ein ſtilles Kind, wie ſie es von jeher geweſen, aber nur diejenigen, welche ſie nicht näher kannten, mochten ſie für einfältig halten. Ihre Verwandten, und beſonders Frau Rechberg, wußten es, daß ſie ſehr verſtändig und außerordentlich tieffühlend ſei. Die raſche Auffaſſungsgabe, den heitern, neckiſchen Geiſt, die unwiderſtehlich einſchmeichelnde Liebenswürdigkeit beſaß ſie freilich nicht, welche den verlornen Guſtav ſchon in ſeiner zarteſten Kindheit ausgezeichnet hatte, daher ſchien es Allen, und beſonders Bruno und Martha, um ſo mehr, es habe nie ein Kind gegeben, welches ihm nahe käme. Die Verklärung, der Glorienſchein, womit Liebe und Erinnerung ein frühzeitig heimgegangenes Familienglied umwebt, ward dadurch noch bedeutend erhöht und der Knabe erſchien ihnen als ein wirklicher Engel, den Gott ihnen und der Erde nur auf kurze Zeit geliehen, dann aber in ſeinen Himmel zurückgenommen habe.

Auch dem Mutterherzen ſchien das natürlich ſo, aber Frau Rechberg wurde dadurch nicht ungerecht gegen Marcianna, wie Bruno und Martha. Bruno hatte ſogar eine kleine Abneigung gegen das kleine Mädchen gehabt; würde die Mutter doch ohne daſſelbe den Knaben ſelbſt auf dem Arm behalten haben. Allmählich gab ſich das zwar und er gewann Marcianna lieb, wie eine rechte Schweſter, aber er ſowohl wie Martha dachten doch bei Allem, was das Mädchen that oder ſprach: „Guſtav hätte das ganz anders und viel hübſcher gethan, viel beſſer und klüger geſagt.“ Durch dieſen beſtändigen Vergleich mit dem Verſtorbenen verlor Marcianna ſehr und obgleich der kleinen Waiſe von allen Hausgenoſſen mit großer Aufmerkſamkeit und Zärtlichkeit begegnet wurde, unterſchätzten ſie doch deren gute Eigenſchaften und beharrten bei dem Glauben, ſie reiche ihrem kleinen verlorenen Vetter nicht das Waſſer, ſei gegen ihn einfältig, häßlich und unliebenswürdig.

Frau Rechberg aber hatte auf das Kind ihrer Schweſter die volle Liebe ihres verwundeten Mutterherzens übertragen. Gewiß vergaß ſie den verlorenen Liebling nicht, aber ſie fand in der unabläſſigen, zärtlichen Sorge für das Vermächtniß der theuern Todten einen großen Troſt für ihr qualvolles Weh und die innige, ſtets wachſende Liebe, welche das ſtille Kind bald für die treue Pflegemutter zeigte, war ihr ein Erſah für den theuern Knaben. Ihr Mann hatte Anfangs nicht ohne eine Regung von Schmerz das kleine Mädchen erblickt, welches ihm das geliebte Söhnchen geraubt und es einem ſchrecklichen Tode preisgegeben hatte. Allein er beſaß ein zu edles, großmüthiges Herz, um die Waiſe das Unglück entgelten zu laſſen, zu welchem ſie ohne Schuld und Wiſſen Veranlaſſung geworden war. Der ſichtliche Troſt und die heilſame Zerſtreuung, welche ſeine Frau in Marcianna's Pflege fand, machte ihm dieſe bald wirklich lieb. War doch die Kleine auch ſo theuer erkauft worden, daß ſie ſehr geliebt werden mußte. Aber ſich ſo anhaltend und mit ſo großem Vergnügen mit ihr beſchäftigen, wie er es mit ſeinem Söhnchen gethan hatte, das konnte er nicht. Auch war Marcianna ſcheu und zurückhaltend, ſchloß ſich mehr an die Pflegemutter, als an den Oheim, ſo daß dieſer endlich auch wenig auf ſie achtete.

Jetzt vernahm ſie mit großer Theilnahme, was Bruno von dem verlornen Brüderchen erzählte, und auf ihre Frage auch, wie daſſelbe verloren gegangen ſei. Sie begriff ſonſt ziemlich ſchwer, aber das war ihr augenblicklich klar, daß ſie ſelber von den Bären zerriſſen worden wäre, hätte die Pflegemutter nicht ſie, ſondern ihr eignes Kind getragen. Dankbar und zärtlich ſchmiegte ſie ſich an Frau Rechberg, aber ſie ſagte kein Wort und nur die Thräne in den dunkeln Augen verrieth ihre tiefe Bewegung.

„Wenn er lebte, er wäre ein Ausbund von Klugheit und Liebenswürdigkeit!“ rief jetzt Bruno. „Nach ſeinen Anlagen in ſo zarter Jugend wäre er mit ſieben Jahren ein wahres Wunderkind!“

Martha wollte ihm lebhaft beiſtimmen, während die Eltern ſchmerzlich ſeufzten. Ein heftiger Stoß, den der Wagen eben erhielt, riß Alle aus der Erinnerung an den lieblichen Knaben, die ſie von der Außenwelt ganz abgezogen und ſelbſt Johann ſo eingenommen hatte, daß er auf den Weg zu achten vergeſſen. Jetzt ſahen ſie mit Erſtaunen, daß ſie ſich nicht mehr auf der Landſtraße, ſondern mitten im Walde befanden. Das Rad war über eine Baumwurzel gegangen.

Johann entſchuldigte ſich lebhaft wegen ſeiner Unachtſamkeit und ſtieg ab, um den Weg aufzuſuchen. Martha dachte, das gehe nicht mit rechten Dingen zu, hier müſſe der Gott-ſei-bei-uns ſelber ſeine Hand im Spiele haben und harrte mit Zittern der Dinge, die da kommen würden.

Freilich war es ſchlimm genug, was ſie bald vernahm. Es ergab ſich nämlich, der Weg habe ganz aufgehört. Von der Brücke ab war er ſchon ſehr ſchlecht, faſt gar nicht mehr befahren geweſen und hatte wahrſcheinlich nur dazu gedient, die Baumſtämme fortzuſchaffen, welche, wie der Augenſchein lehrte, früher hier herum gefällt worden waren.

Umkehren war nicht räthlich, denn ſie konnten nicht über die beſchädigte Brücke fahren und hätten dieſelbe erſt ausbeſſern müſſen, womit ſie vor Abend nicht zu Stande gekommen wären, da es ihnen an den nöthigen Werkzeugen fehlte. Sie fuhren alſo weiter in der Hoffnung, einen andern Weg zu finden. Allein darin wurden ſie getäuſcht. Bisher hatten die Bäume ſo entfernt von einander geſtanden, daß ſie ziemlich bequem hindurch konnten; jetzt wurde das Unterholz immer dichter, der lichte Wald verſchwand zuletzt ganz, und bald war es unmöglich, mit dem Wagen vorwärts zu kommen.

Die Tage waren zwar lang und die Sonne ſtand noch ziemlich hoch, doch mußte möglichſt ſchnell ein Weg aufgeſucht werden, denn Niemand hatte Luſt, in dieſem Walde die Nacht zuzubringen. Rechberg wollte mit Johann, Jeder in anderer Richtung, nach einem Pfade ſuchen; die Uebrigen ſollten in dem Wagen bleiben.

Allein der alte Johann war kein rüſtiger Fußgänger mehr, vorausſichtlich kam er nicht weit. Bruno erbot ſich daher, an ſeiner Stelle zu gehen. Die Eltern, und namentlich die Mutter mochten davon zwar nichts wiſſen und Marcianna klammerte ſich ängſtlich an den Pflegebruder. Das ſpornte ſeinen Muth indeß noch mehr — es war ja lichter Tag und von einem reißenden Thiere hatte bis jetzt Niemand etwas geſehen. Wahrſcheinlich kamen nur im Winter die Wölfe hieher, überdies waren ſie auch ſo feige, daß ſie ſich, beſonders am Tage, an keinen Menſchen wagten. Von Bären hatte man ebenfalls keine Spur erblickt; ſie hielten ſich vermuthlich in einem andern Theile des Waldes auf, nicht in dieſer Gegend, wo vor Kurzem ja noch Holz gefällt werden war. Uebrigens lag nach dem, was die Reiſenden heute von wilden Thieren geſehen, oder vielmehr, da ſie nichts von ſolchen geſehen hatten, der Glaube ſehr nahe, daß es überhaupt nicht ſo viele derſelben im Walde von Jendrzeiew gäbe, als das Gerücht ſagte.

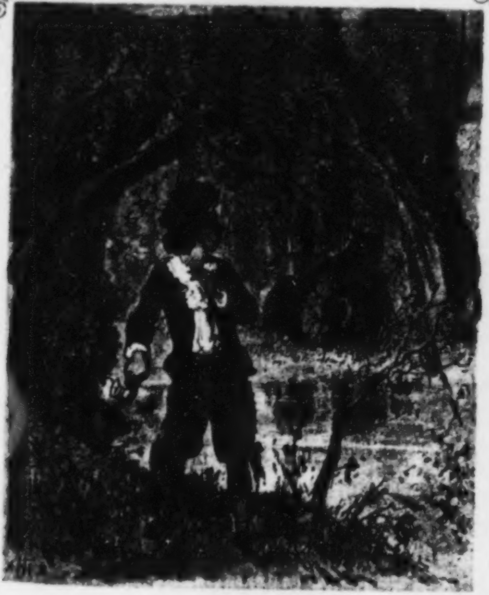
Auch verſprach Bruno, ſich nicht weit zu entfernen; da hierbei wirklich keine Gefahr ſchien und ebenein die Zeit drängte, ſtimmte ihm endlich der Vater bei, der überhaupt nicht ſo ängſtlich war, wie die Mutter. Bruno erhielt das kleine Beil, welches man bei ſich hatte, nebſt vielen Ermahnungen, ja achtſam und vorſichtig zu ſein und bald wiederzukommen. Sein Vater nahm das große Brotmeſſer und ſie entfernten ſich nach verſchiedenen Seiten, nachdem ſich Jeder noch genau den Stand der Sonne gemerkt hatte, um die Richtung beſtimmen zu können. Von Zeit zu Zeit machte Bruno mit dem Beil, ſein Vater mit dem Meſſer, eine Kerbe in einen Baum, wie das in den Urwäldern geſchieht.

Siebentes Kapitel.

Rechberg ging ſchnell eine große Strecke, doch wurde der Wald immer dichter und keine Spur eines Pfades zeigte ſich. Seine Annäherung ſchreckte einige Haſen aus ihrem Lager und pfeilgeſchwind ſprangen ſie davon. Schon wollte er umkehren, als eine Höhlung in einem großen Baum ihm ins Auge fiel. Unwillkürlich trat er näher und ſah, daß ſie die Wohnung eines wilden Thieres, wahrſcheinlich eines Bären geweſen ſein mochte; verſchiedene Knochen und Federn lagen ſowohl in der Höhle, als in der Nachbarſchaft umher. Offenbar war das Thier erlegt oder vertrieben worden, denn die Knochen waren nicht friſch. Plötzlich erblickte er unter den Reſten der Mahlzeiten des Raubthieres einen ſchwarzen Lappen. Er hob ihn auf und ein tiefer Schmerz durchzuckte ihn. Es war ſchwarze Serge von derſelben Sorte, wovon ſeine Frau einen Fetzen aufbewahrte. Ein Metallknöpfchen auf dem

Zeugſtück ließ keinen Zweifel, es ſei ein Theil von Guſtavs Röckchen. Alſo hierher hatte das wilde Thier den Knaben geſchleppt, vielleicht noch lebend, um hier erſt ſeiner Qual ein Ende zu machen! Der beklagenswerthe Vater mußte ſich an dem Baumſtamm halten; es dunkelte vor ſeinen Augen und ſein Kopf ſchwindelte. Dann durchforſchte er die Knochen, als wollte er die Reſte des kleinen, zarten Körperchens entdecken. Doch war er kein Anatom, wie konnte er alſo wiſſen, ob ſich menſchliche Gebeine und zwar die ſeines Kindes, darunter befanden? Auch erwarteten die Seinen ihn ängſtlich; zögerte er hier, dann brach der Abend herein, ehe er einen Weg entdeckt hatte. Er ſteckte das ſtaubige, fahl gewordene Zeugſtückchen zu ſich und begab ſich zum Wagen zurück, entſchloſſen, ſeiner Frau nichts von ſeinem traurigen Fund zu ſagen, damit ihr Kummer nicht noch mehr aufgefriſcht würde, als das ſchon bisher geſchehen war. —

Bruno war von dem lebhafteſten Eifer beſeelt, einen Weg aufzufinden; er ließ ſich kaum ſo viel Zeit, hier und da einen Baum zu zeichnen. Doch fand er eben ſo wenig, was er ſuchte, wie ſein Vater. Es ſchien, dieſe Wildniß ſei nie von Menſchen betreten worden, wenigſtens zeigte ſich nicht die Spur eines Pfades. Und doch, während er nach einem ſolchen umherſpähte, erblickte er plötzlich im Sande kleine Fußtapfen, die noch ganz friſch zu ſein ſchienen. Zuerſt glaubte er ſich zu irren und unterſuchte ſie genauer, aber es waren wirklich die Umriſſe und Eindrücke eines nackten Kinderfußes, und daneben, was ihn noch mehr befremdete, die Abdrücke kleiner Hände. Er ſchrie laut in den Wald hinein, doch nur das Echo antwortete ihm. Schnell ging er weiter, in der Hoffnung, auf Menſchen zu treffen. Der Wald war ganz ſtill und einſam, keines der Thiere zu erblicken, von denen er wimmeln ſollte. Doch ſah er jetzt endlich in der Ferne ein lebendes Geſchöpf in den Zweigen eines Baumes. Es war von bräunlicher Farbe und beim erſten Anblick hielt er es für einen Bären. Schon wollte er fliehen, da überzeugte ihn ein zweiter Blick, es ſei kein Bär, denn es hatte kein zottiges Fell, ſondern eine glatte Haut. Eine große Mähne umgab Kopf und Nacken des ſeltſamen Geſchöpfes und Bruno ſann vergebens nach, zu



Die Bären.

welchem Geſchlechte es wohl gehören könne. Es glich keinem der Thiere, von dem er gehört oder geleſen hatte. Die Entfernung war zu groß, um es deutlich wahrzunehmen, aber es ſchien keine Schnauze, ſondern ein menſchenähnliches Antlitz zu haben. Bruno erinnerte ſich, daß es in einigen Ländern der Erde Affen gäbe, die den Menſchen außerordentlich ähnlich ſehen, allein die wohnten doch nur in heißen Gegenden und nicht in Polen; überdies hatten Affen auch keine nackte, ſondern eine behaarte Haut.

Von ſeiner Neugierde getrieben, eilte der Knabe vorwärts, an Gefahr dachte er dabei nicht, denn das fremde Weſen war nicht groß, auch hatte er ja das Beil, um ſich im Nothfall zu vertheidigen. Allein ehe er heran kam, bemerkte ihn die ſeltſame Creatur, kletterte mit großer Geſchwindigkeit vom Baum herab und lief davon. Bruno folgte und bemerkte nun, daß der Wald ſich lichtete. Anfangs glaubte er, Odlanowo befinde ſich auf dieſer Lichtung, doch bald gewahrte er einen Teich inmitten des Dickichts. Das unbekannte Thier ſchwamm durch denſelben und ſchaute ſich oft angſtvoll nach ihm um, wobei er wieder wahrnahm, es ſehe außerordentlich menſchenähnlich aus; auch die Vorderfüße ſchienen wie menſchliche Arme geformt zu ſein. Er vermuthete nun mit Recht, die Fußtapfen rührten von dieſem räthſelhaften Geſchöpfe her.

Doch hatte er nicht Zeit, ſich ſeinen Vermuthungen zu überlaſſen. Der ungewöhnliche Waldbewohner ſtieß ein Knurren und Brummen wie das eines Bären aus, doch lauter, durchdringender und auf dieſen Ruf kam aus dem gegenüberliegenden Dickicht des nahen Ufers eine ſehr große Bärin mit zwei Jungen hervor. Bruno drehte um und lief ſo ſchnell er konnte davon. Erſt nach einiger Zeit ſtand er athemſchöpfend ſtill und dachte daran, daß er jetzt die Richtung verloren habe und den Rückweg gewiß ſehr ſchwer finden würde. Er begann eifrig nach eingekerbten Bäumen zu ſuchen, entdeckte jedoch keinen derſelben. Beſtürzt und rathlos ſtand er da. Was ſollte er nun beginnen, nach welcher Seite ſich wenden? Er bereute es lebhaft, daß er ſich von ſeiner Neugierde hatte verleiten laſſen, die nöthige Vorſicht und den Zweck ſeiner Nachforſchung aus den Augen zu laſſen — allein das half nichts.

Plötzlich hörte er einen fernen Knall; er glaubte, es ſei ein Zeichen, das ihm gelte, obgleich der Schuß aus einer ganz andern Richtung kam, als derjenigen, nach welcher ſein Vater ſich gewendet hatte. Hurtig lief er nach der Gegend hin und erblickte einen Mann und einen ſchönen großen Jagdhund, der ein kurzes Gebell ausſtieß. Es war ein alter Jäger, der eben einen Bären erlegt hatte und näherkommend erſchien Bruno dies ehrliche, wettergebräunte Geſicht mit dem eisgrauen Haar und Bart ſehr bekannt. „Jaroslaw!“ rief er mit angenehmer Ueberraſchung.

Die Geſichtszüge des Alten waren dem Knaben ſeit jenem erſten Abend im Walde von Jendrzeiow unauslöſchlich eingeprägt, überdies hatten ſeine Eltern oft von dem Jäger geſprochen.

Jaroslaw bekreuzte ſich in abergläubiſchem Schreck, als er einen fremden Knaben, der ſich allein in der Wildniß befand, ſeinen Namen ausſprechen hörte. Bruno benahm ihm jedoch bald jeden Zweifel; in möglichſt gutem Polniſch ſetzte er auseinander, wie er hier hergekommen ſei, in welcher Verlegenheit ſich die Seinen befänden und erinnerte ihn an ſein früheres Zuſammentreffen mit ihnen.

Der Alte entſann ſich des Abenteuers mit den Wölfen bald und war ſogleich bereit, den Knaben zu ſeinen Eltern und dieſe aus dem Walde zu führen. Er kannte die Stelle, wo der Weg bei dem ausgehauenen Platz aufhörte und von dort aus war es leicht, den Wagengeleiſen zu folgen. Ehe er ſich mit dem Knaben entfernte, ſchnitt er dem Bären die Tatzen ab und ſteckte ſie in ſeine Jagdtaſche. Bärenklauen mit Salz und Eſſig galten nämlich für eine Delikateſſe, während das übrige Fleiſch des Thiers wenig geachtet und nur ſein Fell und Fett geſchätzt wurde.

„Mitnehmen kann ich ihn nicht und bis morgen freſſen ihn die wilden Thiere an,“ ſagte er zu Bruno, während ſie ſich auf den Weg machten.

Bruno freute ſich ſehr, nicht allein ſicher zu ſeinen Eltern zurückzukehren, ſondern ihnen auch einen zuverläſſigen Führer mitzubringen. Er erzählte dem Alten, welch ſeltſames Geſchöpf die Urſache geweſen, daß er ſich zum Wagen nicht zurückfinden konnte.

Jaroslaw ſchüttelte auf ſeine Frage nach dem Namen des Thieres den Kopf. „Ich weiß nicht — vielleicht iſt es gar kein Thier, ſondern ein Waldgeiſt!“ ſagte er geheimnißvoll. „Ich ſelber habe ihn noch nicht geſehen, ſo oft ich auch im Dickicht umherſtreifte; vielleicht macht er ſich vor mir unſichtbar. Andre Leute, die ſich entweder verirrt hatten, oder tief im Walde nach Schwämmen ſuchten — ſahen ihn zuweilen. Jeder beſchreibt ihn dann auf andre Art. Manchem erſchien er rieſengroß, Andre bemerkten an ihm Flügel oder große feuerſpeiende Augen, noch Andre gar einen Schweif und Pferdehuf!“ Dabei bekreuzte er ſich andächtig.

Obgleich damals allerlei Aberglauben noch ſehr im Schwange war, lächelte Bruno darüber doch. Er war in einer gebildeten, aufgeklärten Familie erzogen worden und theilte alſo nicht den Glauben an die Ammenmährchen, auf die das Landvolk und namentlich die ſehr unwiſſenden und abergläubiſchen Litthauer zu ſchwören bereit waren. „Nein, nein, es war kein Waldgeiſt, auch nicht der Leibhaftige, ſondern ein merkwürdiges, ſeltſames Thier!“ ſagte er lebhaft. „Die Leute fürchteten ſich wohl und da glaubten ſie Wunderdinge zu ſehen; ich bemerkte nichts von Flügeln oder einem Schweif. Freilich war ich ziemlich entfernt, aber das hätte mir nicht entgehen können. Die Augen waren zwar etwas groß, doch nicht feuerſpeiend und hatten überhaupt, wie der ganze Kopf, etwas Menſchliches, zu dem nur die gewaltige Mähne nicht paßte. Auch die Rieſengröße iſt eine Uebertreibung der Furcht; das Thier war nicht einmal ſo groß, wie hier die Diana, als es auf allen Vieren lief. Während es ſich am Baum auf die Hinterfüße aufgerichtet hatte, war es freilich größer, als der Hund.“

Sein Zuhörer ſchüttelte den Kopf. Offenbar wollte er ſich ſeinen Wunderglauben nicht nehmen laſſen. Jedenfalls war das ſeltſame Geſchöpf einer näheren Unterſuchung werth und Bruno fragte den Jäger, ob man denn nicht eine große Jagd anſtellen und das fremde Thier einfangen könne?“

„Das iſt keine Kleinigkeit —“ ſagte er kopfſchüttelnd. „Ueberdem gehört auch der Theil des Waldes mit dem kleinen Teich nicht mehr uns, ſondern dem Herrn Grzmialtowski auf Grzmialtow.“

„Um ſo beſſer!“ rief Bruno. „Mein Oheim wird gewiß nichts gegen die Jagd haben.“

Jaroslaw bezweifelte aber, daß dieſe Jagd erfolgreich ſein würde, weil es keine ſterbliche Creatur ſei, der ſie nachſtellten. Er erzählte ihm hierauf verſchiedene Spukgeſchichten, die ſich alle in dieſem Walde zugetragen haben ſollten, auch daß Verirrte vor Jahren in einer andern, weſtlich von dem Teich liegenden Richtung das Geſchrei eines Kindes vernommen hätten. Nach ihrer, wie nach Jaroslaws Meinung war es die Seele irgend eines, von wilden Thieren zerriſſenen Kindes geweſen, die keine Ruhe gefunden habe, weil ſein Körper nicht in geweihter Erde begraben ſei. Das Merkwürdigſte für Bruno war jedoch Folgendes: Vor zwei Jahren, während des ſchwediſch-polniſchen Krieges, den der Friede von Oliva im vorigen Jahre beendet hatte, plünderte ein Haufen Marodeure eine ſchwediſche Kriegskaſſe und trieb ſich darauf in dieſem Walde umher. Das Landvolk, zur Verzweiflung gebracht durch die empörendſten Bedrückungen von Freund und Feind, und auch in der furchtbarſten Noth, erſchlug die Nachzügler ohne Erbarmen und namentlich, wenn es bei ihnen Geld geſehen hatte. Einige der Plünderer wagten alſo nicht, ihren Antheil, eine große Summe Dukaten in ledernen Beuteln, mit ſich zu nehmen, ſondern vergruben ſie im Dickicht. Da ſtieß der Eine einen lauten Schrei aus, denn er erblickte im Gebüſch ein paar funkelnde Augen und ein ſeltſames blutiges Antlitz; gleich darauf vernahm er mit den beiden Andern ein gewaltiges Knurren und zwei rieſengroße braune Bäre trollten aus dem Gebüſch hervor. Die Marodeure ergriffen die Flucht, ſpäter fielen ſie in die Hände der Landleute. Einer von ihnen geſtand vor ſeinem Tode, was ihnen bebegegnet ſei und mehre muthige Männer begaben ſich mit Hacken und Spaten an den bezeichneten Ort, um den Schatz zu heben, allein ſie fanden nur das leere Loch. Die Dukaten hatte, nach ihrer und Jaroslaws Meinung, der Teufel geholt.

Bruno wandte ein, es könne Jemand die Plünderer belauſcht und das Geld genommen haben. Allein davon mochte der Alte nichts wiſſen, ſo ſchwieg jener zuletzt. —

Brunos Eltern waren in großer Sorge um ſein Ausbleiben geweſen und jetzt natürlich ſehr erfreut, ihn wohlbehalten zu ſehen und zwar in Geſellſchaft des alten Jägers, der ihnen ſchon einmal gute Dienſte geleiſtet hatte. Mit ſeiner Hilfe wurde der Wagen ſo weit zurückgeſchoben, bis er umgewendet werden konnte und dann führte Jaroslaw die Reiſenden durch die lichteſten Stellen des Waldes, wo es möglich war, das Fuhrwerk durchzubringen, bis zu einem Wege. Sie waren ausgeſtiegen, um den Stößen zu entgehn, die ſich nicht vermeiden ließen, wenn es über Baumwurzeln ging.

Der Abend dämmerte bereits und Alle waren herzlich ermüdet, als ſie endlich einen allerdings ſchlechten, doch paſſirbaren Fahrweg erreichten. Jaroslaw gab Johann die Weiſung, ſich auf demſelben zu halten; ſie würden in Kurzem an ein Häuschen gelangen, welches dem Herrn Grzmialtowski gehöre und ihnen eine Nachtherberge bieten könne. Nach einigen Dankesworten ſchieden ſie von dem alten Jäger, nachdem ihm Bruno zugeflüſtert hatte, er werde nächſtens wegen des fremden Thiers mit dem Oheim reden und ihn bitten, eine Jagd zu veranſtalten, bei welcher er, Jaroslaw, nicht fehlen dürfe.

Die Reiſenden waren höchſt angenehm überraſcht, als ſie das kleine Haus im Walde nicht einſam, wie ſie erwartet, ſondern recht belebt und Grzmialtowski ſelbſt anweſend fanden. Er kam aus Warſchau und wollte hier übernachten, da es noch einige Meilen bis Grzmialtow war. Mit lebhafter Freude umarmte er ſeine Verwandten und vor Allem ſeine Tochter, die er noch gar nicht wiedergeſehen hatte, ſeitdem Frau Rechberg ſie damals mit ſich genommen.

„Herrlich, prächtig, daß Ihr mich ſo angenehm überraſcht!“ rief er nach den erſten Begrüßungen. „Ich wollte ſchon im vorigem Jahr, als der Frieden geſchloſſen war, Euch und mein Töchterchen beſuchen. Aber der Krieg und meine lange Abweſenheit hatte Alles verwüſtet; ich hatte angeſtrengt zu thun, um wieder ein wenig Ordnung in die Wirthſchaft zu bringen und ſo mußte ich die Reiſe aufſchieben. Aber es iſt mir lieb, daß Ihr mich heimſucht und hoffentlich bleibt Ihr recht lange auf Grzmialtow. — Seid mir denn noch einmal willkommen!“

„Für meine Frau und meinen Sohn beabſichtige ich Deine Gaſtfreundſchaft auf längere Zeit, ja, ich weiß nicht einmal, auf wie lange, in Anſpruch zu nehmen!“ verſetzte Rechberg mit einem trüben Lächeln und zog ſeinen Schwager bei Seite. „Ich will Dir die Sache in wenigen Worten auseinander ſetzen.“

„Später, Brüderchen, ſpäter!“ ſagte der polniſche Edelmann abwehrend. „Ihr ſeid da — das iſt vorläufig genug — laß mich erſt meine Pflichten als Wirth erfüllen und ein wenig für Eure Bequemlichkeit ſorgen.“

„Nein, höre mich gleich, damit Du weißt, wie es mit uns ſteht!“ verſetzte Rechberg und fügte ſchnell hinzu: „Ich habe im vorigen Jahr bedeutende Verluſte gehabt und auch in dieſem verfolgt mich das Unglück. Zwei Schiffe, die faſt mein ganzes Vermögen enthielten, ſind im Frühling im Kanal geſcheitert. Ich bin ein Bettler, ja ich kann meine Verpflichtungen gegen die Gläubiger nicht einmal erfüllen, wenn mir nicht einige Handlungshäuſer in Krakau zahlen, was ich von ihnen zu fordern habe. Das eine von ihnen ſoll ſehr unſicher geworden ſein und ich will ſelber ſehen, was ſich dort thun läßt. Meine Frau mochte ich in der Heimath nicht laſſen, da die Umſtände ſich ſo ſehr geändert haben. Steht es in Krakau ſchlecht, ſo habe ich auch keine bleibende Stätte daheim, ſondern will übers Meer, in die neue Welt, um den Meinigen aufs Neue eine ſorgloſe Exiſtenz zu ſchaffen. Vorläufig nimmſt Du ſie bei Dir auf, Grzmialtowski!“

„Mein Haus iſt das ihrige und das Deine, Brüderchen!“ erwiderte der Pole raſch und umarmte ſeinen Schwager herzlich. „Wäre für Euch dieſer Glückswechſel nicht allzu traurig, ich würde mich freuen, daß ich eine Gelegenheit erhalte, Euch meine Dankbarkeit für die meinem Kinde erwieſene Liebe zu bezeigen. Baares Geld habe ich leider nicht, aber wenn ich meine Güter verpfände, bekomme ich gewiß ſo viel, wie Du brauchſt und ich thue es gern, Bruderherz, gäbe für Dich und Deine Frau meinen letzten Acker hin. Alſo ſei nur ruhig, wir wollen Deinem Geſchäft ſchon wieder aufhelfen, ohne daß Du übers Meer zu gehen brauchſt.“

So aufrichtig dies Anerbieten auch gemeint war, Rechberg hätte es um keinen Preis angenommen. Aber es freute ihn, daß er ſich in ſeinem Schwager nicht getäuſcht hatte und die Seinen bei ihm wohl aufgehoben und auch gern geſehen waren. Uebrigens hatte Grzmialtowski große Verpflichtungen gegen ſeine Verwandten und da er außerdem, wie alle Polen, ſehr gaſtfrei war, ſo kehrte er in dem kleinen Hauſe Alles von unten zu oberſt, um den lieben Gäſten die größtmögliche Behaglichkeit zu ſchaffen.

Freilich ließ ſich nicht ſo viel dafür thun, wie er wünſchte. Das Häuschen diente nur als Abſteigequartier bei Jagdpartien und da die Polen überhaupt ziemlich abgehärtet waren, bot es wenig Bequemlichkeit. Es wurde für gewöhnlich nur von einem Ehepaar bewohnt. Die Frau war nicht an deutſche Sauberkeit und deutſchen Fleiß gewöhnt und überdies, wie die Leute ſagten, nicht recht richtig im Kopfe.

Rechbergs konnten eine ſchmerzliche Empfindung nicht unterdrücken, als ſie die Hausverwalterin ſahen und erkannten. Dieſe war auch ſehr betroffen bei ihrem Anblick und warf ſich mit noch größerem Eifer nieder, um den Rockſaum der Herrſchaft zu küſſen, als das ſonſt zu geſchehen pflegte. Es war Elzbietha, die nicht lange in Rechbergs Haus geblieben, ſondern bald nach ihrer Heimath zurückgekehrt war. Sie hatte ſich ſtets bittere Vorwürfe über ihre blinde Furcht und ſtrafwürdige Vergeßlichkeit gemacht und ſich das dadurch entſtandene Unglück ſo zu Herzen genommen, daß ſie halbverrückt geworden war. Grzmialtowski konnte ſie in ſeinem Hauſe nicht brauchen und hatte ſie alſo mit ihrem Manne hierhergeſchickt. Es that ihm leid, daß ſie ſeinen Verwandten vor Augen kam und ſie dadurch aufs Neue an ihren ſchmerzlichen Verluſt erinnerte, allein in der erſten Ueberraſchung hatte er nicht daran gedacht, ſie zu entfernen.

Achtes Kapitel.

Schon mit dem grauenden Morgen brach Rechberg nach Krakau auf; da er ſeine Familie der Obhut des Schwagers übergeben hatte, mochte er keinen Augenblick länger zögern, ſich zu überzeugen, wie es um den Reſt ſeines Vermögens ſtehe. Seine Frau und Marcianna blieben im Waldhauſe, bis der Wagen aus Grzmialtow angekommen ſein würde, nach welchem ſchon geſchickt war.

Sein Schwager und Bruno begleiteten ihn eine Strecke weit und Grzmialtowski gab ihm einen der Leute, die ihn umgaben, als Führer bis zum Städtchen Jendrzeiow mit. Dann kehrte er mit dem Knaben zurück und dieſer erzählte ihm ſein geſtriges Abenteuer und äußerte den Wunſch, das ſeltſame Thier, über welches ſolche Wundergeſchichten im Munde des Volkes waren, ordentlich zu ſehen.

Der Oheim, welcher Bruno zu ſich auf ſein Pferd genommen hatte, verſprach, nächſtens eine große Jagd zu veranſtalten. In dieſem Augenblicke ſahen ſie, in ziemlicher Entfernung vor ſich, den alten Jäger Jaroslaw mit einem Bauer über den Weg gehen, vermuthlich, um die Haut und das Fett des Bären zu holen, welchen er geſtern geſchoſſen hatte. Grzmialtowski folgte ihm auf dem Fußpfade, den er eingeſchlagen hatte und der für einen Reiter gerade breit genug war. Jaroslaw war dafür bekannt, daß er im Walde genau Beſcheid wußte, daher wollte der Edelmann mit ihm Rückſprache wegen der Jagd nehmen. Die Leute ſchritten ſehr rüſtig aus und die Pferde mußten langſam gehen, alſo holten ſie den Alten nicht früher ein, bis er ſchon nahe zu dem Bären gelangt war.

Wie zu vermuthen, hatten Füchſe und andere Raubthiere das getödtete Wild über Nacht angefallen, doch war Niemand darauf gefaßt, den Bären jetzt nicht allein zu finden. Schon von fern ſtutzte Jaroslaw und blieb, ſeinen Hund zurückhaltend, mit ſeinem Begleiter ſtehen; auch Grzmialtowski hielt das Pferd an, als er zu ihm herangekommen war und ſeine Leute folgten ſeinem Beiſpiel.

Neben dem todten Bären befand ſich das ſonderbare Geſchöpf, welches Bruno geſtern geſehen und von dem der alte Jäger ſo ſeltſame Geſchichten gehört und erzählt hatte. Es war ganz mit Blut beſudelt und bemühte ſich mit großem Eifer, den gewaltigen Körper Meiſter Brauns aufzurichten, oder ſtrich liebkoſend mit ſeinen zierlichen Vorderpfoten über die ihrer Klauen beraubten Füße des Bären. Dabei ſtieß es ein klägliches Geheul aus, das den Tönen der Bärenſtimmen verwandt, aber heller und weitſchallender war.

Doch nur einen Augenblick ſahen Alle das ſonderbare Weſen, im nächſten machte dieſes eine Bewegung und gleichzeitig rief Jaroslaw, ein Kreuz ſchlagend: „Alle gute Geiſter —“

Der Waldbewohner fuhr auf und ſprang in flüchtigen Sätzen hinter ein nahes Gebüſch. Gleich darauf wurde er auf ſeiner Flucht wieder ſichtbar und Jaroslaw legte ſchnell die Büchſe an, entſchloſſen, ſich zu überzeugen, ob es eine natürliche, lebendige Creatur ſei, oder ein böſer Kobold, wie er zu glauben ſehr geneigt war. Fehlte ſeine Kugel, ſo ging es nicht mit rechten Dingen zu; aber es war auch nicht recht glaublich, daß ein Spuk am lichten Morgen ſein Weſen treibe.

Allein Bruno dauerte das arme Geſchöpf und er rief bittend: „Ach ſchieß doch nicht — wir wollen das merkwürdige Thier lebendig fangen!“

Jaroslaw ließ die Büchſe ſinken und beſtieg das Pferd, welches ihm einer der Grzmialtowskiſchen Diener auf Befehl ſeines Herrn abtrat. Der Hund verfolgte die Fährte und die Jäger ſetzten dem Wilde eifrig nach. Bald überſchritten ſie die Grenze von dem Beſitzthum des Grafen und Grzmialtowski befand ſich auf ſeinem Eigenthum. Nun wurde das Holz für Reiter unzugänglich; ſie ſtiegen ab und drangen zu Fuß in das Dickicht. Nachdem ſie ſich faſt eine Viertelſtunde durch Büſche und verwachſene Tannen hindurchgezwängt hatten, überzeugte ſie das Geheul des Hundes, daß das Wild geſtellt ſei. Auf einem kleinen freien Raum befand ſich eine niedrige Hütte von Holz, wie ſie Bären zu erbauen pflegen, wenn ſie keinen hohlen Baum und keine Felshöhle zur Wohnung finden. Der Hund ſtand bellend vor dem Eingange und im hinterſten Winkel lag zuſammengekauert und unter dem Lager von Moos halb verſteckt, das gehetzte Wild. Da es keine Miene zum Widerſtand machte, kroch einer der Diener hinein und brachte es heraus, während es vor Furcht und Erſchöpfung ſichtlich zitterte.

Dem Munde aller Anweſenden entfuhr ein Ausruf der Ueberraſchung, als ſie den ſeltſamen Bewohner der Bärenhütte jetzt ganz nahe ſahen. Es war kein Thier, ſondern ein Menſch, ein nackter Knabe von etwa ſieben bis acht Jahren, wie man nach ſeiner Größe ſchließen konnte. Die Züge des Geſichts waren vom Blut des Bären faſt bis zur Unkenntlichkeit entſtellt, doch blitzten daraus große blaue Augen hervor, die unſtätt umher irrten und die größte Angſt verriethen. Was Bruno für eine Mähne gehalten hatte, war langes, völlig verworrenes Haar, in dem Fichtennadeln und Baumblätter hingen.

„Es iſt ein Kind — Jeſus Maria, ein wirkliches, leibhaftiges Kind!“ riefen die Umſtehenden in höchſtem Grade erſtaunt.

„Wenn es nicht etwa ein Waldgeiſt iſt, der uns neckt!“ fügte Jaroslaws Begleiter vorſichtig hinzu, indem er über den kleinen Waldmenſchen ein Kreuz ſchlug. „Mit Deiner Erlaubniß, gnädiger Herr, wollen wir bald ſehen, ob der Böſe hier ſein Spiel treibt,“ wandte er ſich ehrfurchtsvoll an Grzmialtowski. Dieſer antwortete nur durch ein Kopfnicken und der Bauer fuhr fort: „Im Namen des dreieinigen Gottes beſchwöre ich Dich, biſt Du ein ehrliches, ordentliches Menſchenkind? Sprich!“

Der Knabe antwortete nur durch ein klägliches Brummen und kauerte ſich feſt zuſammen, um die Menſchen nicht zu ſehen, welche ihm Furcht einflößten.

„Er kann nicht ſprechen!“ rief Bruno und ſein Onkel fügte hinzu: „Wie iſt es aber möglich, daß ein Kind in dieſen verwilderten Zuſtand gerathen und dabei leben konnte, oder daß es die Raubthiere nicht zerriſſen haben?“

„Dergleichen iſt ſchon öfter geſchehen, gnädiger Herr!“ ſagte Jaroslaw vortretend. „Ich dachte früher nicht daran, aber jetzt weiß ich ziemlich, wie es zuging, daß dies Kind am Leben blieb. Sein Geſchrei, die große Zuneigung für den todten Bären und die Bärenwohnung, worin wir es fanden, dies Alles beweiſt, daß Bären den Knaben aufgezogen haben. Wenn ein männlicher brauner Bär ein Kind antrifft, zerreißt er es natürlich, aber eine ſäugende Bärin ſoll ſchon öfter ein gefundenes

Kind mit ihren Jungen groß gezogen haben. Bei den Einfällen der Feinde in unſer Land ſind ja oft kleine Kinder verloren gegangen und ich hörte ſchon von mehren verwilderten jungen Menſchen und Kindern, die in unſern Wäldern aufgefunden wurden und ſich ganz wie Bären geberdeten.“

Einige Diener Grzmialtowskis erinnerten ſich auch, Dergleichen gehört zu haben und Bruno dachte ſeufzend: „Wäre unſer Guſtelchen von einer Bärin aufgezogen, ſtatt zerriſſen worden!“

Sein Oheim befahl, den Knaben mitzunehmen. Er machte zwar einen Fluchtverſuch, wurde jedoch aufgehalten und mußte folgen. Er vermochte nicht, aufrecht zu gehen, ſondern bediente ſich der Hände, wie die Thiere ihrer Vorderfüße. Alle beeilten ſich, aus dem Dickicht zu kommen, welches das Bärenlager umſchloß. Plötzlich blieb der kleine Wilde ſtehen und wollte nicht von der Stelle. Einer der Leute nahm ihn auf den Arm, wobei er wiederholt ein lautes Geheul ausſtieß. Im nächſten Augenblick knackten die Büſche und man hörte ein zorniges Brummen.

„Dacht ichs doch, daß er die Alte herbeirufen würde!“ murmelte Jaroslaw und machte ſich ſchußfertig. Zugleich brach eine große Bärin, ſo ſchnell es ihre Plumpheit erlaubte, aus dem Dickicht hervor; zwei Jungen folgten ihr, blieben aber in der Ferne. Sie ſtutzte einen Augenblick, als jedoch der verwilderte Knabe einen halb freudigen, halb kläglichen Schrei ausſtieß, wollte ſie ſich wüthend auf den Mann ſtürzen, der ihren bisherigen Pflegling gegen ſeinen Willen feſthielt.

Jaroslaw pfiff jedoch laut und überraſcht hielt das Thier an und richtete ſich auf ſeinen Hinterfüßen empor; es war nur wenige Schritte von dem Diener mit dem kleinen Flüchtling entfernt und konnte jenen im nächſten Augenblick in ſeine tödtliche Umarmung ziehen. Doch ſchon ſchleuderte Grzmialtowski ſeine Streitaxt nach dem Kopf des Thieres und zugleich feuerte Jaroslaw. In demſelben Augenblicke hatte ſich das verwilderte Kind aus den Armen ſeines beſtürzten Trägers geriſſen und ſprang, wie Schutz ſuchend, zu der Bärin, während die jungen Bären, von dem Schuß erſchreckt, eilig davon liefen.

Das gewaltige Raubthier machte eine Bewegung, als wolle es ſeinen Pflegling mit der Tatze liebkoſen, dann ſank es nieder. Der Knabe wandte ſich geſchickt ſeitwärts, daß er nicht unter den Körper kam, deſſen Schwere ihn erdrückt hätte; dann umſchlang er mit ſeinen Armen den Hals ſeiner Pflegerin und verſuchte, ſie aufzurichten. Darauf knurrte er leiſe, ging einen Schritt fort, kehrte wieder zurück, zupfte die Bärin am Ohr und wollte ſie durch Liebkoſungen bewegen, mit ihm zu fliehen. Als Alles vergebens war und ſie regungslos liegen blieb, ſchmiegte er ſich an ihre Seite und heulte kläglich, während Thränen über ſein ſchmutziges Geſicht rannen. In ſeiner umnachteten Seele ſchien die Vorſtellung aufzudämmern, die Pflegemutter befinde ſich in demſelben hilfloſen Zuſtande wie der Bär. Sicherlich hatte auch er oft todte Thiere geſehen, welche die Bärin zur Nahrung für ihn und ihre Jungen herbeigeſchleppt hatte und mochte irgend eine Vorſtellung davon mit ihrem jetzigen Zuſtande in Verbindung bringen.

Bruno war tief ergriffen und ſprach ſein Bedauern aus, daß die Bärenmutter getödtet worden. Sein Oheim verſicherte aber und Jaroslaw nickte dazu beiſtimmend, es ſei nothwendig geweſen; ſo zärtlich die Bärin allem Anſcheine nach ihren menſchlichen Pflegling geliebt habe, würde ſie doch jeden andern Menſchen durch den Schlag ihrer Tatzen getödtet oder durch ihre Umarmung erſtickt haben und beſonders Diejenigen, welche ihr das Kind nehmen wollten.

Uebrigens hatten die Männer Anfangs geglaubt, das Thier ſei nur betäubt oder ſtelle ſich todt, wie das auch häufig zu geſchehen pflegte und zum großen Schaden derer, die ſich ihm unvorſichtig näherten. Jetzt war jedoch kein Zweifel an ſeinem Tode; Grzmialtowski trat heran und maß bewundernden Blicks die Größe und Stärke des plumpen Körpers. Darauf befahl er ſeinen Leuten, den Pelz abzuziehen, welchen er zum Andenken mitnehmen wollte; Jaroslaw ſollte das Fett und die Klauen haben und bedankte ſich dafür erfreut.

Als die Leute aber den todten Körper berührten, richtete ſich der Knabe haſtig auf; er brummte und knirſchte mit den Zähnen, wie es die Bären im Zorne thun und ſchlug wüthend auf Den los, welcher ihm zunächſt ſtand, kratzte und biß um ſich, wie er konnte.

Bruno und ſein Oheim waren lebhaft erſchüttert durch den Muth und die Anhänglichkeit des Kindes, welches furchtlos die vierfüßige Pflegerin vertheidigen wollte, die es ſo lange gegen jede Gefahr geſchützt hatte. Freilich verdiente die Bärenmutter auch dieſe Liebe des Knaben; hatte ſie doch ihr Leben bei dem Verſuche eingebüßt, ihn aus den Händen derer zu befreien, welche ihr und auch ihm als tödtliche Feinde erſchienen.

Grzmialtowſki ließ den Knaben mit Gewalt, doch ohne ihm dabei weh zu thun, von der Bärin entfernen und nach ſeinem Hauſe bringen. Er folgte mit Bruno, während die andern Leute zurückblieben, um das Fell und Fett von dem Thiere zu nehmen. Der Mann, welcher ihn trug, hatte ſeine Noth mit dem Findling; er ſträubte ſich nach Kräften und heulte, bis er ganz heiſer war und vor Müdigkeit verſtummte. Bruno ſuchte ihn vergebens zu beſchwichtigen.

Sie waren zu den Pferden zurückgekehrt und ritten nach dem Hauſe, wobei der kleine Wilde, welchen ſein Wächter vor ſich hatte, zugleich Furcht und Verwunderung über dieſe Art der Fortbewegung äußerte.

Frau Rechberg erwartete ihren Sohn und Schwager mit Marcianna vor der Thür; es war ſpät geworden und ſie daher ſchon ein wenig ängſtlich.

Der Anblick des kleinen Waldmenſchen ſetzte ſie in das höchſte Erſtaunen, welches durch die Erzählung von Jaroslaws Anſicht der Sache noch erhöht, durch den Bericht von der Zärtlichkeit des Kindes für ſeine thieriſche Pflegemutter aber in Theilnahme und Rührung verwandelt wurde. Lag doch nahe genug der Gedanke an den armen kleinen Guſtav, der nicht eine ſo freundliche Aufnahme bei den wilden Waldbewohnern gefunden hatte, wie dieſer Knabe. Aber Wem mochte er angehören, wo waren ſeine Eltern, die ſeinen Verluſt gewiß ſchmerzlich betrauert hatten und konnten dieſelben wohl jemals aufgefunden werden? Woran vermochten ſie übrigens ihr Kind wiederzukennen?

Dieſe Frage beſprach Frau Rechberg lebhaft mit ihrem Schwager, während ſie, wie alle Andern, die ſich im Hauſe befanden, den kleinen Wilden betrachtete, der am Boden hockte und ſich ſcheu umſah. Marcianna blickte ihn mit großen Augen an; plötzlich erinnerte ſie ſich, daß ſie eine Birne in der Taſche habe, zog ſie hervor und bot ſie dem Bärenzögling, um ihn zutraulicher zu machen. Zugleich beugte ſich Frau Rechberg freundlich zu ihm nieder und ſtrich das verworrene Haar aus ſeinem Geſicht. Das nahm er jedoch übel und ſchlug mit der Rechten nach ihr, während er gleichzeitig mit der Linken die Birne ergriff.

Frau Rechberg ſtarrte mit einem halb erſtickten Ausruf auf die kleine Hand, dann erfaßte ſie ſeinen Arm und hob, keines Wortes mächtig, die widerſtrebende Linke empor. Der kleine Finger war nur ein Stumpf, zwei Glieder fehlten daran.

Alle Umſtehenden blickten auf dieſe verſtümmelte Hand. Martha ſtieß einen lauten Schrei aus und Bruno rief haſtig:

„Herrgott, Mutter, ſollte das unſer Guſtav ſein?“

Sein Oheim und Elzbietha drängten ſich herbei und betrachteten die Hand, den verſtümmelten Finger. Mit unausſprechlichen Gefühlen von Freude und Schmerz, Glaube und Zweifel, Entzücken und Mitleid mit dem bedauernswerthen Zuſtande des Knaben, forſchte die Mutter in ſeinen Zügen, ob es denn wirklich ihr verlorenes Kind ſei.. Das von geronnenem Blut ſtarrende Antlitz war unkenntlich, doch blaue Augen hatte ihr Guſtav auch gehabt und das Alter mochte zutreffen, die fehlenden zwei Fingerglieder ließen keinen Zweifel, daß er es ſei. Durch Zufall war dieſe Hand nicht verſtümmelt, ſondern die Glieder kunſtgemäß abgenommen.

Mit inniger Zärtlichkeit wollte die Mutter das wiedergefundene Kind in ihre Arme ſchließen; Bruno wollte das ſo ſehr vermißte Brüderchen auch umarmen und Elzbietha lag auf dem Boden und verſuchte unter lautem Jubelgeſchrei ſeine rauhen, gebräunten Füße zu küſſen. Doch der kleine Wilde nahm dieſe Liebkoſungen ſehr ungnädig auf, ſchlug mit Händen und Füßen um ſich, biß, kratzte und knirſchte wüthend mit den Zähnen, oder heulte vor Angſt. Der Oheim nahm ihn endlich auf und trug ihn in ein Zimmer, in welchem er ihn dann mit Frau Rechberg, Martha und Elzbietha allein ließ. Selbſt Bruno durfte nicht hinein kommen, er ſollte ſeinen Bruder erſt in einer etwas menſchlicheren Form wiederſehen.

Zuerſt ſtieß der Kleine ununterbrochen ſein mißtönendes Geheul aus, wobei Frau Rechberg ſich ſehr ſchmerzlich berührt fühlte. Auf dem Boden lag ein Bärenfell als Teppich, zu ihm kroch der Knabe, befühlte es aufmerkſam und legte ſich dann, ein wenig beruhigt, darauf nieder. Der Bärenzögling ſchien ſich von dieſer Haut gewiſſermaßen angeheimelt zu fühlen, wenigſtens verſtummte er mit ſeinem Geheul; aber ſeine Augen flogen unruhig umher, irrten von einem der ungewohnten Gegenſtände zum andern; er erwartete offenbar nichts Gutes.

Frau Rechberg näherte ſich ihm nicht, damit er ſich noch mehr beruhige; ſie überdachte, was zunächſt zu thun ſei, ordnete das Nothwendige an und dankte Gott von ganzem Herzen für das ſo wunderbar gerettete Kind und freute ſich über die Freude, welche ihr Mann bei dieſer glücklichen Nachricht empfinden würde. Zugleich war ſie froh über ſeine Abweſenheit. Der beklagenswerthe Zuſtand des einſt ſo viel verſprechenden Knaben hätte ihn gar zu ſehr geſchmerzt und ihm die Freude über ſeine Rettung verkümmert.

Nach einer Weile brachte ſie den Kleinen mit Marthas und Elzbiethas Hilfe in ein Bad Er ſträubte ſich Anfangs, fand es dann aber behaglich in dem warmen Waſſer; nur gegen das ſo nothwendige Waſchen proteſtirte er energiſch, obgleich ohne Erfolg. So ſehr ſein Geheul das Herz der Mutter zerriß, konnte ſie die nothwendige Reinigung doch nicht unterlaſſen. Sie und ihre Gehilfinnen mußten ſich dabei in Acht nehmen, denn er zeigte ſich durchaus nicht liebenswürdig. Einmal biß er ſogar Elzbietha tüchtig in die Hand; ſie war ganz glücklich und hätte ſich in der Freude darüber, daß er nur lebte, gern ernſtlichere Verletzungen gefallen laſſen.

Neuntes Kapitel.

Grzmialtowski beſchäftigte ſich mit ſeiner Tochter — allein ſie war blöde gegen den Vater, welchen ſie nicht perſönlich kannte und duldete ſeine Liebkoſungen mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit. Sie wurde aber ungewöhnlich lebhaft, als Bruno von ſeinem Brüderchen ſprach und Ungeduld äußerte, es wieder zu ſehen. Ihre Freude darüber, daß die gütige Pflegemutter den verlorenen Sohn wiedergefunden habe, war außerordentlich groß, ja, der fremde Vater erwarb viel ſchneller ihr Vertrauen, als es ſonſt geſchehen wäre, weil er weſentlichen Antheil an dem Einfangen des Knaben hatte. Sie legte ihre bisherige Scheu ab und umſchlang zärtlich ſeinen Hals, als er ſeine Freude über dieſes Ereigniß ausdrückte und von Guſtav mit herzlicher Theilnahme ſprach.

Jetzt rief die Mutter Bruno, den Schwager und ſein Kind herein. Guſtavs Haar, das einen abſchreckenden Anblick gewährt hatte und unmöglich zu entwirren geweſen, war abgeſchnitten; das gewaſchene Geſicht erſchien nicht häßlich, doch wurde es durch den Ausdruck von Geiſtloſigkeit und Wildheit, wie durch den furchtſam und unſtät umherſchweifenden Blick entſtellt. Da Brunos Kleidungsſtücke ihm zu groß waren, hatte Frau Rechberg ihm zu ſeinem Unbehagen vorläufig ein Röckchen Marciannas angezogen und er bemühte ſich nun anhaltend, daſſelbe wieder abzureißen.

Bruno eilte zu ihm und wollte ihn von der Bärenhaut, worauf er kauerte, aufheben; allein er ſträubte ſich, kratzte den zärtlichen Bruder empfindlich, hatte auch für ſeine Liebkoſungen nichts als das häßliche Knurren und die handgreiflichſte Ungezogenheit. Halb verwundert, halb erſchrocken betrachtete ihn Marcianna. Dieſer Guſtav, von dem ſie geſtern ſo viel Liebes und Schönes gehört hatte, war durchaus nicht liebenswürdig. „Laß ihn vorläufig ganz zufrieden, Bruno!“ ſagte die Mutter, die ziemlich fern von dem Kleinen Platz nahm. „Ich habe ihm alle möglichen Zärtlichkeitsbeweiſe gegeben, doch iſt Alles umſonſt.“

„Er muß ſich erſt an den Anblick von Menſchen gewöhnen,“ ſtimmte ihr Schwager bei. „Und ſicherlich geſchieht das früher, wenn man gar nicht auf ihn zu achten ſcheint, als wenn er mit Aufmerkſamkeiten überhäuft wird; die ängſtigen und verſchüchtern ihn nur noch mehr.“

„Er hat einige Schmarren im Geſicht, wovon mögen die nur ſein!“ rief Bruno.

„Vielleicht rühren ſie von den Liebkoſungen der Bärentatzen her," erwiderte Grzmialtowski. „Vielleicht ritzte ihn auch Geſtrüpp — das kann man ja nicht wiſſen."

„Auf der Schulter hat er eine tiefe Narbe," ſagte Frau Rechberg. „Die Bärin mag ihn da angepackt und dabei ein Stück vom Röckchen ausgeriſſen haben, denn der Flecken, den ich damals fand, war vom Obertheil des Kleides. Von dieſer Wunde rührten gewiß die Blutstropfen her, die wir an jener Stelle fanden."

Alle bedauerten das arme Kind, Niemand ſtellte ſich aber ſo lebhaft vor, was es gelitten hatte, als die Mutter. Wie mußte es ſich geängſtigt haben, ehe es an ſeine wilde Pflegerin gewöhnt war, auch ganz abgeſehen von dem Schmerz der Wunde und der rauhen Berührung der Bärenklauen. Und wie ſchauderten Alle bei dem Gedanken an die Nahrung, bei welcher es aufgezogen worden und bei der Vorſtellung des Mangels gänzlicher Pflege und Wartung, deren ein Kind in ſo zartem Alter bedarf. Die Bärin hatte ſicherlich ihren Schützling mit ihrem eigenen Körper erwärmt, allein da er, nachdem ſeine Kleidung zerriſſen war, völlig nackt allen Unbilden der Natur ausgeſetzt geweſen, ſo war die Haut auf ſeinem ganzen Leibe gebräunt, rauh und zerſprungen. Hätte Frau Rechberg gewußt; in welchem Elend ihr Kind lebte, ſie würde ſich noch viel bitterer gehärmt haben, als bei dem Glauben an ſeinen Tod! Jetzt indeß war ihr vorherrſchendes Gefühl, ſo innig ſie Guſtavs Leiden auch beklagte, doch der lebhafte Dank gegen Gott, daß er ihn erhalten und ihr wieder gegeben hatte und die Freude über ſeinen Beſitz, ſo jammervoll ſein Zuſtand immerhin war.

Ihr Schwager ſprach vom Aufbruch nach Grzmialtow. Frau Rechberg aber bat ihn, ſie hier zu laſſen. Die Kunde von dem Auffinden des Kindes und ſeiner Wildheit mußte Aufſehen machen und viele Neugierige herbeiführen, was der Mutter für ſich und den unglücklichen Knaben nur peinlich ſein konnte. In dieſer abgelegenen Gegend war ſie vor Zudringlichkeit ſicherer, durfte nicht fürchten, ihr armer Guſtav werde von Fremden, wie ein wildes Thier in einer Menagerie, begafft werden. Grzmialtowski gab ihr Recht und ſchärfte überdies, um alles läſtige Aufſehen zu vermeiden, den wenigen Perſonen, die etwas von dem Knaben wußten, Verſchwiegenheit ein. Bruno und auch Marcianna blieben bei der Mutter, überdies ließ der Herr einige Diener in dem Hauſe, als er nach Grzmialtow hinüberritt, um nach ſeinem langen Aufenthalt in Warſchau zu ſehen, wie es auf dem Gute ſtehe. Er beſorgte Alles, was ſeiner Schwägerin nützlich und angenehm ſein konnte und kam ſo oft als möglich herüber.

Martha nahm ſich mit Eifer und Geſchick der Wirthſchaft an, denn die Unordnung und Trägheit der polniſchen Leibeigenen war ihr im höchſten Grade zuwider. Frau Rechberg war von dem Gedanken an Guſtav zu ſehr eingenommen, um Zeit und Sinn für etwas Anderes zu haben. Elzbietha verlor auch bald wieder allen vor Kurzem erweckten Lebensmuth; der traurige Zuſtand des Knaben, der keine Spur von Veränderung zum Guten zeigte, drückte ſie außerordentlich nieder und ſie wurde faſt tiefſinnig vor Schmerz darüber, während ſie mit der größten Selbſtverleugnung und muſterhafter Geduld Frau Rechberg in ſeiner Wartung und Bewachung beiſtand.

Nachdem der Knabe ſich etwas an ſeine neue Umgebung gewöhnt hatte, verließ er das Bärenfell, von welchem er ſich Anfangs freiwillig nicht fortrührte. Er ging, natürlich noch immer auf allen Vieren, im Hauſe umher, beroch Alles, was ihm in die Augen fiel und zerbrach, was zerbrechlich war. Auch mußte beſtändig auf ihn Acht gegeben werden, denn der Aufenthalt im Hauſe behagte ihm gar nicht und er machte mehre Verſuche, in den Wald zurückzukehren, wobei er mit großer Schlauheit zu Werke ging und ſeine Umgebung geſchickt zu täuſchen ſuchte. Nur die unabläſſige Wachſamkeit Aller vereitelte ſein Entweichen und er ſchien darum einen tiefen Groll auf ſeine ganze Umgebung zu werfen. Ihn anzuziehen, zu waſchen und zu kämmen, erforderte eine große Geduld und Vorſicht, auch mußte ſeine Mutter dabei ſtets Martha und Elzbietha zu Hilfe nehmen, denn allein vermochte ſie ihn nicht zu bändigen. Schon im nächſten Augenblick that er Alles, was in ſeinen Kräften ſtand, die ihm ſo läſtigen Kleidungsſtücke zu entfernen; zuerſt verſuchte er, ſie abzureißen und da es nicht, oder doch nur zum Theil gelang, lernte er bald, ſich auszuziehen und es bedurfte auch hier der größten Achtſamkeit und ſehr künſtlich geſchürzter Knoten, damit er nicht wieder ganz nackt erſchien. Ihn über Nacht im Bett zu erhalten, war unmöglich, man hätte ihn grade anbinden müſſen. Er ſchlief auf dem Bärenpelz und brachte ſich dahin, als er zum erſten Mal auf den Hof gehen durfte, dürre Blätter von der Linde mit, die das Häuschen beſchattete. Warme Speiſen mochte er nicht, ſonſt verſchlang er Alles, was ihm gegeben wurde, oder was er erreichen konnte, mit häßlicher Gier. Es ſchien überhaupt unmöglich, ihn an menſchliche Sitten und anſtändige Gebräuche zu gewöhnen und die Dienerſchaft betrachtete ihn bald als einen rechten Plagegeiſt.

Selbſt Bruno bewahrte ihm die Liebe nicht, welche er ſtets für ihn gehegt hatte; freilich war der Bärenpflegling auch allzu bärenhaft und erwiderte die Aeußerungen ſeiner brüderlichen Zärtlichkeit auf gar zu unfreundliche Weiſe. Er, wie auch ſein Oheim und Martha, gaben faſt die Hoffnung auf, der verwilderte Knabe werde jemals ein geſitteter, liebenswürdiger Menſch werden, nur die Mutter verzweifelte daran nicht. Daß er faſt keine Spur von Bildungsfähigkeit zeigte, alle ihm bewieſene Güte mit der ungezogenſten Widerſpenſtigkeit vergalt und überhaupt außer ſeiner Körperbildung gar wenig Menſchliches zu beſitzen ſchien, das ſchmerzte ſie zwar, allein es raubte ihr nicht die Zuverſicht, es werde und müſſe endlich gelingen, das Licht der Vernunft und den Strahl der Liebe in ſeinem Innern zu entzünden. Ihre Geduld und Nachſicht war ſo groß, wie ihre Mutterliebe, alſo nie zu ermüden, nie zu erſchöpfen. Wo die Andern ungeduldig und ärgerlich wurden, blieb ſie immer freundlich und ſanftmüthig und die Größe ihrer Zärtlichkeit erhielt ihren Muth aufrecht, wo die Andern ihn verloren.

Wen der kleine Ungeberdige am liebſten leiden mochte, das war Marcianna. Gewiß zog ihn die Neigung und Theilnahme zu ihr, welche Kinder immer für Kinder ihres Alters empfinden. Aber das Mädchen fand auch mit dem ſichern, inſtinktartigen Gefühl, das zuweilen die Handlungsweiſe der Kinder beſſer leitet, als Ueberlegung die Erwachſenen, die rechte Art, mit ihm umzugehen. Wie ſie ihm gleich eine Birne gegeben hatte, brachte ſie auch jetzt Alles, womit ſie ihn zu erfreuen dachte. Die Andern thaten das zwar auch, ſuchten durch Speiſen, Leckereien und Spielzeug ſeine Gunſt zu erwerben, aber ſie verlangten von ihm auch Dank, wenigſtens Freundlichkeit. Marcianna dagegen legte in ſeine Nähe hin, was ſie ihm geben wollte und kümmerte ſich anſcheinend nicht weiter darum, oder um ihn. Das machte ihn dreiſter und zutraulicher, als die Aufmerkſamkeit der Andern und wenn ſie ſich mit ihrem Spielzeuge in eine Ecke des Zimmers ſetzte und ganz ruhig ſpielte, kam er bald leiſe und unvermerkt herbei und beobachtete, was ſie trieb. Unbefangen reichte ſie ihm dann, was ſie grade hatte und er griff haſtig darnach und ſteckte zuerſt Alles in den Mund. Nachdem er aber erfahren, daß ſich die hölzernen, irdenen oder blechernen Spielſachen nicht eſſen ließen, führte er ſie auch nicht mehr zum Munde, beſonders da er niemals an eßbaren Dingen Mangel hatte, und verſuchte es nun, dem Mädchen nachzuahmen, wie ſie damit zu ſpielen. Freilich zerbrach er dabei das Meiſte, doch grämte ſich Marcianna darum nicht; der Vater ließ ihr neues Spielzeug aus Wilna bringen und es machte ihr ſo große Freude, daß der kleine Wilde ſich allmählich an ſie gewöhnte.

Eines Tages befand ſich Guſtav ohne ſeine Mutter auf dem Hofe, deſſen Umhegung noch erhöht worden war, damit er nicht hinüberklettern könne. Bruno hatte von dem alten Jaroslaw, der ihn einmal beſucht, ein Paar ſchöne Tauben bekommen, an denen auch Marcianna ſich herzlich erfreute. Die Thierchen waren ſehr zahm und eins von ihnen flog auf Guſtavs Schulter. Im Nu hatte er die Taube ergriffen, biß ihr den Kopf ab und rupfte ſie, um ſie dann mit großem Appetit zu verſpeiſen. Martha ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen. Bruno war ſo entrüſtet und empört, daß er die Hand erhob, um den blutdürſtigen kleinen Mörder zu ſchlagen. Doch Marcianna hielt ſeinen Arm feſt. Sie ſchauderte zwar über die Roheit des Knaben, ſagte aber mit einer weit über ihre Jahre gehenden Einſicht: „Er verſteht es nicht beſſer — die Bären haben es ja nicht anders gemacht!“

„Pfui! das arme Thierchen todtzubeißen und rohes, blutiges Fleiſch zu eſſen!“ rief Martha ſich ſchüttelnd.

„Aber ſchlachteten denn die Bären die Thiere zu ihrer Nahrung?“ fragte Marcianna. „Und wäre er am Leben geblieben, wenn er nicht rohes, blutiges Fleiſch eſſen gelernt hätte?“

„Du haſt Recht, Marcianna und biſt ein gutes kluges Mädchen!“ ſagte Bruno; es war faſt zum erſten Mal, daß er ſo von ſeiner Pflegeſchweſter dachte.

Ein ander Mal erſchollen fürchterliche Töne aus dem Zimmer, worin ſich der Knabe befand. Alle glaubten, ein Wolf ſei eingedrungen, denn das war das heiſere, nur zu wohlbekannte Geheul dieſer Beſtien. Die Andern ſahen ſich erſt nach Waffen um, die Mutter aber eilte ohne Zögern hinein, unbekümmert um ſich ſelbſt, nur mit dem Gedanken, ihr Kind gegen das Raubthier zu ſchützen. Aber ſie fand nur Elzbietha, die ſich vergebens bemühte, den kleinen Wilden, der das ſchreckliche Wolfsgeheul ausſtieß, zum Schweigen zu bringen. Es ſchien ordentlich, er verſtehe, was ſie wolle und heule um ſo lauter und wolfsmäßiger.

Bruno hatte einen Stuhl als Waffe ergriffen und war ſeiner Mutter gefolgt. Als er ſah, daß Guſtav das ganze Haus unnütz in Alarm geſetzt hatte, wurde er ärgerlich und machte ſeinem Herzen, das ſchon längſt mit Unmuth gegen den verwilderten Bruder erfüllt war, einmal Luft. Er meinte, Guſtav müſſe in einen Käfig geſperrt werden, bis er ein wenig zahm geworden ſei. Es wäre ja gar nicht mit ihm auszuhalten, ſeine Unbändigkeit und Störrigkeit ſei eben ſo groß, wie ſeine Dummheit und Unwiſſenheit; er habe gewiß alles Mögliche gethan, aber jetzt ſei ſeine Geduld erſchöpft.

Sämmtliche Hausgenoſſen hatten ſich herbei gedrängt; ſie verſtanden zwar nicht deutſch, konnten ſich aber vorſtellen, was er ſagte und waren im Stillen ſeiner Meinung. Martha nickte ihm ſogar aufmunternd zu. Lebhaft fuhr er fort:

„Und wenn Du ihn auch nicht unſertwillen ſtrenge halten und beſtrafen willſt, Mutter, ſo thue es wegen Marcianna. Wir Andern ſind ſtärker als er, aber ſie kann ſich gegen ihn nicht wehren und klagt auch nicht einmal, wenn er ihr Spielzeug zerbricht, ihr Obſt aufißt, ſie an den Haaren zieht —“

„O, ich laſſe mir das gern gefallen!“ unterbrach ihn das kleine Mädchen ganz roth vor Eifer. „Er meint es nicht böſe, verſteht es nur nicht beſſer.“

Bruno war ärgerlich, daß ſie ihm widerſprach, während er es doch gut mit ihr meinte; gereizt ſagte er: „Ich weiß gar nicht, was Du denkſt, thörichtes Kind, daß Du über den unbändigen Jungen nicht einmal klagſt!“

„Ich denke, wenn die Mutter damals den Guſtav genommen hätte und nicht mich, dann wäre ich unter die Bären gerathen und ſo wild und unverſtändig, wie er iſt,“ antwortete Marcianna leiſe. „Oder ich wäre wohl gar umgekommen, denn ich war ja nicht ſo kräftig, wie Guſtav. Wenn ich das bedenke, kann ich ihm nie böſe ſein; es thut auch nicht einmal weh, wenn er mich an den Haaren zieht. Und immer und immer bitte ich den lieben Gott, daß er uns hilft. Ich möchte ja ſo gern die allergrößten Schmerzen haben, wenn nur die Mutter die Freude hätte, daß Guſtav wie andre Kinder wird.“

„Mein liebes, liebes Kind!“ ſagte Frau Rechberg und küßte mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit das kleine Mädchen, welches noch nie ſo viel in einem Athem geſprochen hatte und ſich verſchämt an ſie ſchmiegte. „Gott ſegne Dich für Dein gutes, dankbares Herz und erhöre Dein kindliches Gebet.“

„Das wird er, wahrhaftig, das wird er, ſie iſt ja ein leibhaftiger Engel!“ rief Martha und küßte die kleine Hand des Mädchens. Auch Bruno umarmte ſeine Pflegeſchweſter zärtlich. Er hatte ſie noch nie ſo hübſch geſehen, wie jetzt und bat ihr von ganzem Herzen ab, daß er ihr Unrecht gethan, ſie gegen Guſtav geringgeſchätzt hatte; jetzt meinte er, ſie ſei tauſendmal klüger, beſſer und ſchöner als Guſtav, der alle ſeine guten Eigenſchaften verloren hatte.

„Mache mir mein Töchterchen nicht eitel!“ ſagte die Mutter lächelnd und küßte noch einmal das kleine Mädchen, welches ſie auf den Schooß genommen hatte. Dann ſchaute ſie wehmüthig zu dem armen Knaben hin und fuhr fort: „Du mußt gegen Guſtav nicht ungerecht ſein und Geduld mit ihm haben. Wie kann er in einigen Tagen verlernen und vergeſſen, woran er ſich in länger als ſechs Jahren gewöhnte? Wie ſoll er ſich denn als Menſch benehmen können, da er immer in der Geſellſchaft von Thieren war? Glaube mir, kein anderes Kind wäre in ſeiner Lage anders geworden. Er hatte gewiß gute Anlagen, war ſehr klug und gelehrig, aber dieſe Anlagen bedürfen der Entwicklung; der Menſch braucht Erziehung, wenn er ein Menſch werden ſoll. Sich ſelbſt überlaſſen, iſt er noch elender, als das Thier, denn dieſes lernt ſeine Kräfte viel früher brauchen, iſt bei Weitem nicht ſo lange ſchwach und hülfsbedürftig, wie ein Kind. Erinnere Dich immer daran, daß es nur die Erziehung, die Sorgfalt und Liebe der Eltern iſt, welche Dich auf eine ſo unendlich höhere Stufe ſtellte, wie Deinen unglücklichen Bruder. — Wir müſſen dieſen wie ein ganz junges, neugebornes Kind betrachten, und wie viel Mühe und Qual und Aufopferung es koſtet, wie viel Liebe und Geduld nöthig iſt, ehe ein Kind reden und laufen, denken und menſchlich handeln lernt, das kann kein andres Kind beurtheilen, das wiſſen nur die, welche ſelbſt Kinder erzogen haben und vor Allem wiſſen es die Mütter! — Freilich machen ganz kleine Kinder nicht ſo viel Unruhe im Hauſe, ſind nicht ſo ungeberdig wie Guſtav, weil ſie ſchwach und hülflos ſind. Aber der arme Knabe kann ja nicht dafür, daß ſeine Körperkraft ſich entwickelte und er an Alter zunahm, ohne daß ſein Verſtand geweckt, ſein Herz und Geiſt gebildet wurde. Seine vielfachen Unarten können wir ihm nicht übel nehmen, dafür iſt er gar nicht zurechnungsfähig. So alt und groß und kräftig er immerhin iſt, dürfen wir ſeine Anlagen doch nicht höher ſchätzen, als die eines kleinen Kindes von einigen Monaten und müſſen geduldig warten, bis es allmählich Licht in ſeiner dunkeln Seele wird, bis Lehre und Beiſpiel auf ihn zu wirken vermögen und ſo die menſchliche Geſittung nach und nach die Oberhand über die thieriſche Natur behält. Sei nicht ungeduldig, Bruno; das iſt nicht allein ungerecht — Du thuſt mir damit unſäglich weh. Du weißt nicht, was eine Mutter fühlt, die ihr geliebtes und einſt ſo liebliches, hoffnungsvolles Kind in dieſem Zuſtand ſieht."

Bruno ſchmiegte ſich mit dem Verſprechen an ſie, niemals mehr ungeduldig zu werden und Marcianna ſchlang ſchmeichelnd die Arme um ihren Hals. „Du aber ſollſt nicht durch den armen Guſtav leiden, mein Kind!“ ſagte Frau Rechberg zu ihr. „Bleibe fern von ihm, bis er verſtändiger geworden iſt. Ich kann nicht dulden, daß er Dir wehe thut; Du biſt ja auch mein geliebtes Kind, eben ſo gut wie er. Dennoch möchte ich ihn nicht gern ſtrafen, da er nichts für ſeine Untugenden kann. Und ſieh, ganz fühllos iſt er nicht, er denkt gewiß eben an ſeine Pflegerin.“

Guſtav hatte die Liebkoſungen der Mutter und Kinder mit großen Augen angeſchaut. Ob ſie in ihm die Sehnſucht nach der gewohnten Zärtlichkeit der Bärin erweckten, oder ob er ſich von ungefähr ſeiner bisherigen treuen Pflegerin erinnerte, das konnte Niemand wiſſen. Aber er ſtieß ſein mißtöniges Bärengeſchrei aus und ſtreichelte liebkoſend die Bärenhaut.

Frau Rechberg empfand tiefes Weh. Wie gern hätte ſie ihn an ihre Bruſt gedrückt, ihn zärtlich geküßt und ihm auf jede Weiſe ihre Liebe zu erkennen gegeben. Sie fühlte ſogar eine Art ſchmerzlichen Neid, daß ihr geliebtes Kind den Pelz eines wilden Thieres liebkoſte und ihre Zärtlichkeit von ſich wies; allein ſie wußte wohl, daß es nicht nützte, ſondern ihn nur verſchüchterte, wenn ſie ihm liebevoll nahte.

Bruno aber konnte ſeiner Rührung und ſeinem Mitleid nicht widerſtehn; mit dem Ausruf: „Mein liebes, armes Guſtelchen!“ eilte er auf ihn zu und wollte ihn zärtlich umarmen. Guſtelchen aber knirſchte zornig mit den Zähnen und gab ihm einen Schlag ins Geſicht, der empfindlich ſchmerzte, weil die Fläche ſeiner Hand, deren er ſich ſtets als eines Vorderfußes bedient hatte, mit einer harten Haut überzogen war. Da hatte Bruno gleich Gelegenheit, ſein der Mutter gegebenes Verſprechen zu erfüllen.

Zehntes Kapitel.

Guſtav beſaß eine außerordentliche Virtuoſität im Nachahmen aller Thier- und Vogelſtimmen, die er im Walde gehört hatte und brachte noch einige Male das Haus dadurch in Aufregung. Die Mutter ſagte dann zu Bruno und Martha: „Als Guſtav noch bei uns war, freuten wir uns Alle, daß er ſo hübſch den Ruf der Kuh und anderer Hausthiere nachahmen konnte. Freilich iſt das Wolfsgeheul ſehr häßlich, aber zugleich iſt es mir auch ein Zeichen, daß die geiſtige Regſamkeit in dem Armen während ſeines Aufenthalts unter den wilden Thieren nicht ganz erloſchen iſt. Daß er ſich das Knurren, Brummen und Zähneknirſchen der Bären angewöhnte, es ihm gleichſam eine Art Mutterſprache wurde, iſt ſehr natürlich. Aber die andern Stimmen des Waldes hätte er nicht annehmen brauchen und auch nicht nachgemacht, wenn er nicht eben ein offenes Ohr für die ringsum erklingenden Laute und einen regen Nachahmungstrieb beſäße. Dieſer Nachahmungstrieb iſt zwar die niedrigſte geiſtige Fähigkeit, den Thieren eben ſo gut eigen, wie den jungen Menſchen, zugleich iſt ſie aber auch das weſentlichſte Mittel der erſten Erziehung, ja, ohne dieſe Anlage wäre gar keine Erziehung möglich.“

Schon nach kurzer Zeit kannte Guſtav ſeinen Namen und wußte, daß es ihm galt, wenn er gerufen wurde. Er gewöhnte es ſich auch allmählich ab, nach denen zu ſchlagen, welche ihm nahe kamen und ließ ſich Brunos eifrige Verſuche gefallen, ihn gehen zu lehren. Er wurde dabei aufrecht an die Thür geſtellt, wie ein junger Hund, dem das Dienen beigebracht werden ſoll und betrachtete das gewöhnlich als ein ergötzliches Spiel. Uebrigens beſaß er geſchmeidige Glieder, war es vom Klettern auch einigermaßen gewöhnt, auf den Füßen zu ſtehen und ſah, daß Alle um ihn her aufrecht gingen, was ihn veranlaßte, es gern nachzuahmen. Am liebſten faßte er dabei Marcianna an der Hand und bald ließ er es geſchehen, daß ſie ihn an beiden Händen nahm und mit ihm umhertanzte; freilich war er dabei täppiſch genug.

Das Verhältniß zwiſchen ihm und der Kleinen wurde überhaupt immer freundſchaftlicher; er forderte ſie zuweilen durch Geberden auf, mit ihm zu ſpielen, das heißt, ſich auf der Erde umher und über einander zu wälzen, wie er das von den Bären gewöhnt war, wie es auch junge Kätzchen thun. Marcianna ging bereitwillig darauf ein, doch ſchon nach einigen Augenblicken wußte ſie ihn von ſeinen bisherigen Vergnügungen abzulenken und zu den ihrigen hinüberzuführen. Mit reger Aufmerkſamkeit folgte ſein Blick jeder ihrer Bewegungen, ob ſie nun auf dem Hofe Backöfen aus Sand baute, Gärtchen anlegte oder kochte, ihre Puppe aus- und ankleidete, oder ſich mit Kugeln, Muſcheln, bunten Steinen und all den verſchiedenen Kleinigkeiten die Zeit vertrieb, womit Kinder ſich ſo köſtlich zu unterhalten wiſſen. Freilich aß er gewöhnlich auf, was ſie kochte, ehe es noch fertig war, wie dies jüngere Geſchwiſter der kleinen Köchinnen gewöhnlich thun, aber ſie wurde darüber nicht böſe, ſondern bereitete ein anderes Gericht und in Kurzem gewöhnte er ſich auch daran, zu warten, bis ſie ihm etwas anbot. Blumen machten ihm große Freude, überhaupt beroch er jeden Gegenſtand zuerſt; über die kunſtloſen Gewinde, welche ſie daraus flocht, ſtieß er ein lautes, freilich nicht wohltönendes Jubelgeſchrei aus und willig folgte er ihr zur Mutter, als ſie dieſer einſt Blumen brachte, um ſie zu einem ſchönen Kranze zu winden. Auch ahmte er bald nach, was ſie that, ſpielte mit ihr, ſteckte ſich, wie ſie, Blumen ins Haar, freute ſich, wenn ſeine Kleidung die Farbe der ihrigen hatte und kam langſam näher und näher, wenn er ſah, daß die Mutter das kleine Mädchen liebkoſte, bis er ſich ſelber Liebkoſungen gefallen ließ, obwohl anfangs nur ſchüchtern und halb widerſtrebend. Marcianna redete nicht viel in ihn hinein; ſie war ziemlich ſchweigſam bei ihren Spielen, gab ihm mehr durch Geberden zu verſtehen, was ſie wollte, als durch Worte, die er doch nicht verſtanden hätte. Außerordentlich ſchnell bildete ſich zwiſchen ihnen eine Art Zeichenſprache und ſie vermochten bald, ſich ziemlich gut zu verſtändigen. Haben doch Kinder, auch wenn ſie nicht eine Sprache reden, bald Verſtändniß für einander, werden kleine Altersgenoſſen doch in der Regel ſchnell mit einander bekannt. Daß Marcianna nicht einen glänzenden und lebhaften Geiſt und raſche Faſſungsgabe beſaß, war hier ſehr gut; es brachte ſie dem völlig unwiſſenden Knaben näher, als es ſonſt der Fall geweſen wäre und ihre Geduld und Sanftmuth ließ ſie nicht ermüden oder mit ihm unzufrieden werden. Uebrigens ſind Kinder ſtets die beſten Lehrmeiſter für andere, die ihnen nachſtehen, wie auch dieſe nie ſo ſchnell an Erwachſenen ein Beiſpiel nehmen, als an Ihresgleichen.

Das ſtille Kind gewann bald einen ſolchen Einfluß auf den kleinen Bärenpflegling, daß oft ſchon ein ernſter Blick aus den ruhigen dunkeln Augen hinreichte, ihn von einer Unart abzubringen, oder ſeine Störrigkeit zu bändigen. Mit ihm etwas anzufangen, wenn ſie ſich nicht dabei betheiligte, war ganz unmöglich. Bruno ſtellte häufig kleine Geh- und Exercierübungen mit ihm an, aber er mochte nichts davon wiſſen, wenn nicht Marcianna mit ihnen umhermarſchirte und Soldaten ſpielte; übrigens war ſie dazu auch immer gern bereit, wie zu Allem, was irgend zu ſeiner Bildung beitragen konnte. Der lebendigſte Beweis, wie gern er die Kleine hatte, war, daß er ihr bald von Allem gab, was er bekam und endlich nicht früher etwas eſſen mochte, bis auch ſie daſſelbe hatte.

Die Mutter kannte er gleichfalls bald und zeichnete ſie vor den Uebrigen aus. An ſie wandte er ſich, gleich Marcianna, wenn er etwas haben wollte und das Mädchen ſchickte ihn zuletzt ſchon mit einem Näpfchen oder Schüſſelchen ihres Spielzeuges nach Brot, Zucker oder Obſt zum Kochen, und er brachte ihr das Erhaltene nicht nur unbenaſcht, ſondern gab auch der Mutter dafür einen Kuß, wie er es von Marcianna geſehen hatte.

Allein nicht immer war er liebenswürdig und gelehrig. Oft brach auch das Unbändige in ſeiner Natur hervor, ſeine Wildheit empörte ſich gegen jeden Zwang, welchen die Natur dem Kinde, wie dem Menſchen auflegt. Es war gewöhnlich am gerathenſten, ihn auf der Bärenhaut, wohin er dann immer kroch, ſo lange liegen und heulen zu laſſen, bis der Anfall von Ungeberdigkeit vorüber war und er wieder Luſt zum Spielen hatte. Gewiß war es eine Art Heimweh, das ihn zuweilen ergriff, die Sehnſucht nach dem gewohnten Leben im Freien, nach dem

Walde und ſeinen vierfüßigen Ernährern und Geſpielen, denn er machte dann ſtets einen Verſuch, zu entfliehen und wenn derſelbe vereitelt wurde, ſtreichelte er den Bärenpelz und ſchrie jämmerlich. Frau Rechberg ließ dieſen einmal wegnehmen, damit er nicht immer an ſein Waldleben erinnert würde, allein er war ſo unruhig und niedergeſchlagen, ſuchte ſo ängſtlich in allen Winkeln umher, daß ſie es nicht lange anſehen konnte. Sie ließ ihm alſo die Haut ſeiner alten Freundin hinlegen, der Bärin, welche ihn aus den Händen ſeines Oheims befreien wollte, die wahrſcheinlich dieſelbe war, welche ihn aufgezogen hatte. Er zeigte die lebhafteſte Freude und lud auch ſogleich Marcianna ein, ſich mit ihm auf dem Pelz umher zu kugeln und mit den braunen, zottigen Haaren zu ſpielen.

Meſſer und Gabeln, wie jedes Schneidewerkzeug und alles zerbrechliche Geräth mußte vor ihm ſehr gehütet werden, nachdem er aufrecht zu gehen angefangen und ſich in ſeiner neuen Umgebung ein wenig eingewohnt hatte. Bei ſeiner Neugierde ergriff er Alles, was er erreichen konnte, beroch es zuerſt und verſuchte dann, es zu ſchmecken. Mit ſcharfen und ſpitzen Inſtrumenten hätte er ſich und Andre verletzen und an Geräthen Schaden anrichten können. Ihn vor dem Feuer in der Küche zu bewahren, war eine ſchwierige Sache; er griff ſtets hinein, doch ſeitdem er ſich einmal verbrannt hatte, kam er ihm nicht mehr zu nahe. Rohes Fleiſch blieb lange ſeine Lieblingsſpeiſe und Martha mußte ſehr auf ihn aufpaſſen, ſonſt ſtahl er ihr aus der Küche, was ſie eben zu kochen oder zu braten dachte. Anfangs wollte er mehre Male zum Fenſter hinaus, ſeine Mutter, Bruno, Martha oder Elzbietha, von denen unausgeſetzt wenigſtens eine Perſon in ſeiner Nähe ſein mußte, hielten ihn jedoch zurück. Einmal aber war er weniger beobachtet und wollte durch die Fenſterſcheiben, welche er für kein Hinderniß anſah. Dabei verwundete er ſich am Glaſe und ſeitdem verſuchte er nie mehr, auf dieſem Wege das Zimmer zu verlaſſen.

Einige Wochen waren ſchon verfloſſen ſeit dem Auffinden des Knaben. Grzmialtowski war gekommen und hatte den Kindern verſchiedenes Spielzeug gebracht. Darunter befand ſich eine ſehr hübſche Figur von

Wachs mit einem Kleide von Goldſchaum. Guſtav hätte ſie ſogleich entzwei gemacht, darum ſollte er ſie nicht ſehen und Marcianna ſtahl ſich heimlich von ihm fort, um ſich an der allerliebſten kleinen Wachspuppe zu erfreuen. Sie hatte dieſelbe auf einen Stuhl gelegt und betrachtete ſie mit einem ſo großen Entzücken, wie es ein kleines Mädchen über kein anderes Spielzeug, als grade über eine Puppe, empfindet. Plötzlich ertönte neben ihr ein freudiger Schrei. — Guſtav hatte ſich, während ſeine Mutter mit ihrem Schwager ſprach, leiſe aus dem Nebenzimmer herbeigeſchlichen.

Seine Augen funkelten vor Vergnügen über den Glanz des Goldes und verlangend ſtreckte er die Hand nach dem blinkenden Spielzeug aus. Allein ſo bereitwillig Marcianna ihm Alles gegeben hatte, dieſe Puppe war ihr zu ſehr ans Herz gewachſen, um ſie den täppiſchen Griffen ſeiner Hände zu überlaſſen. Haſtig zog ſie dieſelbe an ſich und bedeutete ihm durch Kopfſchütteln und Winke, er könne ſie nicht bekommen. Das machte ihn noch begieriger darnach und er wollte ſie ihr mit Gewalt fortnehmen. Da er viel ſtärker war, als ſie, und Marcianna überdies bei einem Ringen den Untergang der Puppe vorausſah, ſchrie ſie angſtvoll auf. Sogleich war ihr Vater und die Tante an ihrer Seite; Jener machte Guſtav mit Gewalt von ihr los und rief mit erhobener Stimme: „Was ſoll das heißen, Burſche — willſt Du wohl artig ſein?“

Einen Augenblick ſchüchterte der laute Ton, die ernſte Miene und der drohende Blick des Mannes den Knaben ein, gleich darauf aber erwachte ſein ganzer Trotz. Er ſprang wie eine Katze auf Marcianna los, entriß ihr die Puppe, warf ſie zu Boden und trampelte in unbändiger Wuth darauf umher, während er mit den Zähnen knirſchte und das Bärengeknurre ausſtieß. Es geſchah dies ſo ſchnell und unerwartet, daß ihn Keiner daran hindern konnte.

Marcianna war erſchrocken — ihr Vater ſuchte ſie mit dem Verſprechen zu beruhigen, ſie ſolle nächſtens eine größere, noch ſchönere und vor Allem, dauerhaftere Puppe haben. Frau Rechberg nahm mittlerweile ein Haſelſtöckchen. Es that ihr leid, den unglücklichen Guſtav für einen Fehler zu züchtigen, deſſen Abſcheulichkeit er nicht einſehn konnte. Aber ſie durfte ihm das auch nicht hingehen laſſen, wenn ſein Jähzorn und ſeine thieriſche Heftigkeit nicht bei ihm einwurzeln ſollte; da bei ſeinem Zuſtande keine andere Strafe ſo wirkſam war, wie Schläge, durfte ſie ihm dieſe nicht erſparen. Körperlicher Schmerz war für den kleinen Wilden der ſicherſte Denkzettel, auch mußte es ihm feſt eingeprägt werden, daß er Marcianna nicht zu nahe kommen dürfe.

Er heulte laut auf bei dem erſten Schlag, machte aber keine Miene zum Widerſtand und kauerte ſich furchtſam am Boden zuſammen.

„Ach, Mutter, liebe Mutter!“ rief Marcianna mit dem tiefſten Mitleid und ergriff die Hand der Strafenden. „Schlage ihn nicht mehr, er wird es gewiß nicht wieder thun.“

Auch ihr Vater bat für ihn und meinte, dieſer eine Schlag werde ſchon die beabſichtigte Wirkung hervorbringen. Frau Rechberg legte daher um ſo lieber das Stöckchen fort, als ſie es nur mit dem äußerſten Widerſtreben ergriffen hatte, doch unterſagte ſie Elzbietha, die mitleidig herbeikam, jeden Verſuch, den ſchreienden Knaben zu beſchwichtigen. „Er muß fühlen, daß das eine Strafe war, nicht ein Schmerz, über den wir ihn gern tröſten möchten; er iſt klug genug, daraus zu ſchließen, daß er Unrecht that,“ ſagte ſie und ſetzte mit ihrem Schwager das angefangene Geſpräch fort, welches ihren Mann betraf, von dem ſie noch keine Nachricht hatte.

Marcianna ſaß ſtill und betrübt in einer Ecke. Sie hatte ſich abgewandt, damit Vater und Pflegemutter nicht die Thränen um die Puppe ſähen, deren ſie ſich ſchämte, die ſie aber doch nicht zurückhalten konnte. Guſtav hatte ſich indeß von ſelber beruhigt und ſtieß einige Töne aus, ihre Aufmerkſamkeit zu erregen und ſie zu ſich auf das Bärenfell zu rufen. Doch Marcianna beachtete ihn nicht; er kam nun zu ihr und wollte mit ihr ſpielen.

Bruno hatte in ſeinem Herzen lebhaft für ſein Pflegeſchweſterchen Partei genommen und redete ſie jetzt auf, ſich nicht mehr mit dem garſtigen Jungen einzulaſſen, bis er artiger geworden ſei. Das ſonſt ſo geduldige, nachſichtige Mädchen war dieſes Mal auch unerbittlich und wies Guſtavs Bemühungen, ihren Antheil zu gewinnen, ſchweigend von ſich. Wehmüthig ſchaute ſie auf die Reſte der ſchönen Puppe; dieſe war in ganz kleine Stückchen zerſplittert und das prächtige Kleid von Goldſchaum in wenige unſcheinbare Klümpchen zuſammengerollt.

Mit betrübter Miene und einer Thräne im Auge deutete ſie auf dieſe, für ſie ſo traurigen Ueberbleibſel, ſchüttelte den Kopf zu ſeinen Aufforderungen zum Spiel und bedeutete ihm auf eine ſehr verſtändliche Weiſe, daß ſie ihm nicht mehr gut ſei und gar nichts von ihm wiſſen wolle. Er ſtreichelte ſie liebkoſend und ſeine Augen ſchienen ihr abzubitten, dann brachte er alles Spielzeug hervor, legte es auf ihren Schooß und wollte ſie dadurch zerſtreuen. Doch ſie wies immer wieder auf das Wenige, was von der Wachsfigur geblieben war und ſchüttelte abwehrend den Kopf.

Bruno war bei ſeiner Gutmüthigkeit bald gerührt. „Jetzt ſei dem armen Jungen auch nicht länger böſe, er thut ja alles Mögliche, Dich zu verſöhnen und wenn er nur reden könnte, würde er Dir ſicherlich auf das ſchönſte abbitten,“ ſagte er lebhaft. „Du ſollſt eine andere Puppe haben und biſt doch ſonſt ſo gutherzig.“

„Höre, Bruno, ich will Dir etwas ſagen!“ verſetzte das Mädchen altklug. „Um die Puppe allein gräme ich mich nicht, aber um Guſtavs Unart. Weißt Du noch, wie ich einmal unterweges recht eigenſinnig und garſtig war? Als ich aber ſah, daß die Mutter ſich darüber betrübte, that es mir ſo leid, ſo leid und ich wollte nie und nie wieder eigenſinnig und garſtig ſein. Darum zeige ich Guſtav jetzt auch, daß ich betrübt bin; es geht ihm zu Herzen und er wird ſich beſſern. Ich möchte ſchon gerne wieder gut mit ihm werden, aber ich denke, er hat noch gar kein rechtes Einſehn, ob etwas garſtig iſt oder nicht, darum muß ich ihm recht einprägen, daß ich ihm böſe bin. Das wird er nicht ſo bald vergeſſen und ſich künftig darnach richten.“

Die Mutter freute ſich über die Beweiſe von Gutmüthigkeit, welche ihr verwildertes Söhnchen gab und auch über die Verſtändigkeit, womit das kleine Mädchen ihn erziehen wollte.

Marcianna's Erziehungsmethode war übrigens ſehr wirkſam, denn Guſtav ſaß ſo ernſt und nachdenklich auf der Erde, wie noch niemals.

Ein Diener meldete jetzt, das Mittageſſen ſei fertig. Alle begaben ſich in das andere Zimmer; während die Uebrigen zu eſſen begannen, ſchnitt Frau Rechberg für Guſtav das Fleiſch klein und brachte es ihm in einem hölzernen Schüſſelchen. Es that ihr weh, daß ſie ihn gleichſam wie ein Hündchen abfüttern mußte, allein er konnte noch nicht mit Meſſer und Gabel umgehen, alſo auch nicht am Tiſche miteſſen. Wer beſchreibt ihren Schrecken, als ſie den Knaben weder auf dem Bärenpelz, noch ſonſt irgendwo fand.

Da Guſtav in den letzten Tagen keinen Fluchtverſuch gemacht hatte, behielt man ihn nicht mehr ſo unabläſſig im Auge. Es hatte alſo Niemand bemerkt, daß in ſeinen ſtumpfen, ausdrucksloſen Zügen ein Strahl von Verſtand aufglänzte, daß er ſich vorſichtig zur Stube hinaus- und auf den Hof ſchlich, während Alle damit beſchäftigt waren, ſich zu Tiſche zu ſetzen, oder die Mahlzeit aufzutragen. Mit der Schnelligkeit, womit die Bären einen Baum erſteigen, kletterte er an dem Bretterzaun empor, welcher den Hof umſchloß und an der andern Seite hinab. Einige Augenblicke ſah er ſich um, ſchnoberte in der Luft und ſchien unſchlüſſig, wohin er ſich wenden ſollte; dann lief er, wie er noch immer that, wenn er ſchnell vorwärts kommen wollte, auf allen Vieren davon und als ſeine Mutter ihn vermißte, war er ſchon im Walde verſchwunden.

Elftes Kapitel.

Alle Nachforſchungen im Hauſe und in der Nähe deſſelben blieben umſonſt. Die Mutter war in Verzweiflung und Marcianna ganz außer ſich, denn ſie gab ihrer Unfreundlichkeit die Schuld an dem Entweichen Guſtavs. Ohne dieſelbe wäre er ihr auch gewiß, wie er das ſeit einigen Tagen that, in's Speiſezimmer gefolgt.

Nachdem Grzmialtowski ſich davon überzeugt hatte, daß er nicht in der Nähe ſei, wollte er ihn im Walde aufſuchen. Er vermuthete, daß der Knabe nach ſeiner früheren Heimath fliehen und dieſelbe auch mit dem Inſtinkt des Thieres auffinden werde. Frau Rechberg wollte nicht unthätig daheim bleiben, wo die Angſt ſie verzehrte und Marcianna auch nicht; ſie behauptete, Guſtav kenne ihre Stimme und käme herbei, wenn ſie ihn rufe, während er vor den Andern fliehen würde. Das war nicht unwahrſcheinlich bei der großen Zuneigung, die er für das kleine Mädchen hegte, alſo wurde dieſes mitgenommen. Daß Bruno nicht zu Hauſe blieb, verſteht ſich von ſelbſt. Uebrigens blieben nur Martha und Elzbietha, obgleich ſehr ungern, daheim; die männliche Dienerſchaft mußte insgeſammt den Wald durchſuchen helfen.

So weit es anging, fuhr Frau Rechberg mit ihrem Schweſtertöchterchen, ſpäter ſtiegen ſie aus und gingen zu Fuß. Als Marcianna ermüdet war, trug ihr Vater ſie eine Strecke, dann, als man ſich dem Dickicht nahte, worin das Bärenlager ſich befand, ſetzte er ſie wieder nieder und ſtellte ſich an die Spitze des Zugs, während Frau Rechberg mit Bruno und der Kleinen in der Mitte deſſelben bleiben mußte, um nicht gefährdet zu ſein, wenn ſie etwa einem Bären begegneten.

So ſehr ſich die Mutter auch ängſtigte, einen Troſt hatte ſie doch, welcher ihr in jener entſetzlichen Nacht gefehlt hatte, da ſie den Knaben zum erſten Mal in dieſem Walde, obgleich in einer andern Gegend deſſelben, geſucht hatte. Guſtav war nicht hülflos wie damals, und die Bären hatte er nicht zu fürchten, da er ja von ſolchen erzogen war. Sie durfte alſo hoffen, ihm werde kein Leid geſchehen und der Schwager beſtärkte ſie in dieſer Meinung.

Die Hunde befanden ſich unglücklicherweiſe in Grzmialtow, ſonſt wäre es leichter geweſen, Guſtavs Spur zu finden. Jetzt war es ſchwierig, ihn in dem großen Forſt aufzuſuchen; ſchien es doch ſogar unmöglich, das Bärenlager zu entdecken, wohin er früher geflüchtet war.

Das Glück begünſtigte ſie indeß, denn als Grzmialtowski ſchon ganz rathlos war, in welcher Richtung die Hütte etwa zu ſuchen ſei, erblickte man in der Ferne durch die Büſche den Vermißten. Er kam ihnen entgegen und während er ſich ſeiner linken Hand als eines dritten Fußes bediente, ſchien er in der Rechten und dem Munde mit großer

Anſtrengung Etwas zu tragen. Aber als er ſeine Verfolger bemerkte, verſchwand er plötzlich hinter dem Gebüſch und war nicht zu entdecken, als die Seinigen es erreicht hatten. Vergebens ſpähten ſie umher, bis endlich Marcianna ihr Stimmchen erhob und ſo laut ſie konnte: „Guſtav, lieber Guſtav!“ rief.

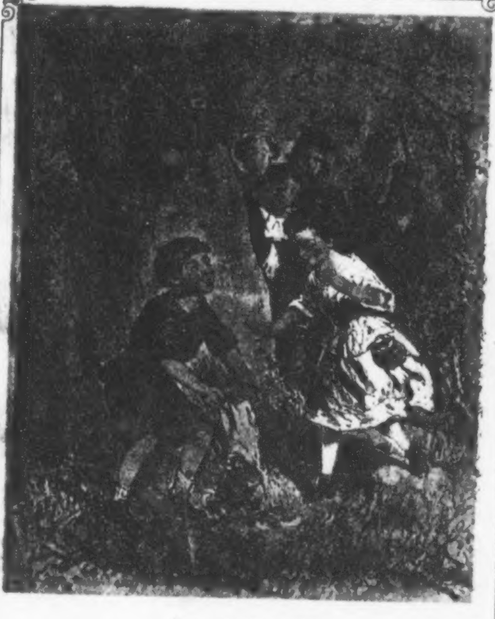
Sogleich rauſchte es in den Zweigen einer alten Birke über ihnen und Guſtav ward ſichtbar. Alle traten zurück, nur Marcianna blieb und winkte und rief ihm zu, herabzukommen. Er zögerte auch keinen Augenblick, kletterte hurtig herab und machte ſeiner lebhaften Freude über ihren Anblick in den ſeltſamſten Kapriolen und Purzelbäumen Luft. Endlich ergriff er ihre Hand und führte ſie, aufrechtgehend, zu einem Baum, unter deſſen hervorragenden Wurzeln er etwas hervorholte, das er vor ſeiner Flucht auf den Baum ſehr geſchickt dort verſteckt hatte. Es war ein lederner Beutel und der Knabe ſchüttete daraus dem erſtaunten Mädchen einen Haufen gelber Münzen auf den Schooß.

„Ach, Mutter, komm doch her — ſieh, Vater, was iſt das? Bruder, haſt Du ſo Etwas ſchon geſehen?“ rief Marcianna erfreut über das ſchöne Spielzeug.

Die Ihrigen traten hinzu und die Mutter, ganz glücklich, den Knaben wieder zu haben, herzte und küßte ihn, was er ſich auch ruhig gefallen ließ, den Blick geſpannt auf Marcianna gerichtet. Bruno und ſein Oheim beſahen indeß die glänzenden Metallſtückchen und riefen wie aus einem Munde: „Das iſt Gold — es ſind Dukaten — es iſt kein Spielzeug, ſondern Geld, viel Geld!“

„Viel Geld? das ſchenke ich gleich Vater Rechberg — dann braucht er nicht ſo weit fortzureiſen!“ rief das Mädchen, welches Mancherlei von den mißlichen Verhältniſſen des Pflegevaters aufgefangen hatte und klatſchte ſeelenvergnügt in die kleinen Hände. „Guſtav, Du biſt ein prächtiger Junge! Komm her und laß Dich tüchtig küſſen!“

Er war über ihre Freude und ihre Liebkoſungen ganz glücklich und ſchien jedes ihrer Worte von ihren Lippen zu leſen, ſo geſpannt folgten ſeine großen, blauen Augen, die ſchon viel von ihrer frühern Unſtätheit verloren hatten, den Bewegungen ihres Mundes.



Der Schatz.

„Aber wie iſt das Kind zu dem Gelde gekommen?“ fragte ſeine Mutter und ihr Schwager faſt gleichzeitig. Niemand konnte ſich das erklären.

Durch Brunos Kopf flog indeß ein Gedanke. Er erzählte, was er von Jaroslaw gehört hatte, als er ihn im Walde getroffen. Konnte es nicht Guſtav geweſen ſein, deſſen Anblick die Marodeure bei ihrem böſen Gewiſſen ſo ſehr erſchreckt, der mit Hülfe der Bären die Dukaten fortgetragen hatte, weil ihm das blinkende Spielzeug gefiel? Das war nicht unwahrſcheinlich und eine andere Erklärung gar nicht denkbar.

Frau Rechberg bemerkte jetzt erſt, daß Guſtavs Hände und Geſicht mit Honig beſudelt waren. Vermuthlich hatte er ſich aus einem der vielen Bienenneſter, deren es in den litthauiſchen Wäldern in hohlen Bäumen giebt, Honig geholt, um das Mittagseſſen zu erſetzen. Sie reinigte ihn und gab ihm einige mitgebrachte Speiſen, doch aß er nicht früher, bis Marcianna ihm dabei Geſellſchaft leiſtete.

Die Zuneigung, welche er für das kleine Mädchen gefaßt hatte, rührte Alle unbeſchreiblich. Während er über ihre Betrübniß bekümmert war, hatte ihn augenſcheinlich ein Gedanke daran durchzuckt, daß er ihr für das verdorbene Spielzeug ein anderes bringen könne, auch mochte ihn die glänzende Puppenkleidung an die gleichfarbigen und eben ſo blinkenden Goldſtücke erinnert haben, womit er einſt geſpielt. So viel ſtand feſt, daß er auf dem Rückwege war und den Schatz für ſeine kleine Freundin als Erſatz für die zerſtörte Puppe beſtimmt hatte.

Als Marcianna die Dukaten ihrem Vater zum Tragen gab, machte Guſtav ein höchſt unzufriedenes und mißtrauiſches Geſicht, daß ſich erſt aufklärte, als dieſer der Kleinen das Geld zurückſtellte und ſie ihm begreiflich zu machen ſuchte, es ſei ihr zu ſchwer. Er mochte ſich daran erinnern, mit welcher Mühe er es fortgeſchleppt hatte und beruhigte ſich nun, als ſie es dem Vater wieder übergab. Doch wollte er nicht nach dem Hauſe zurück, ſondern zupfte das Mädchen unaufhörlich und ſuchte es zu bewegen, ihm dahin zu folgen, woher er gekommen war.

„Geh mit ihm, Kind, wir Andern kommen auch,“ ſagte die Mutter. „Wir wollen doch ſehen, was er beabſichtigt.“

Guſtav führte ſie eine Strecke durch das Dickicht und plötzlich ſtanden ſie vor der kleinen, mit Moos und Gras bedeckten Hütte, worin der Knabe gefunden worden. Sie zeigte alle Spuren des Verfalls und ein lebhaftes Gefühl der Wehmuth überkam die Mutter, als ſie ſich an dem Orte ſah, an welchem ihr Kind vielleicht mehre Jahre unter herben Entbehrungen, in der Geſellſchaft und Obhut wilder Thiere zugebracht hatte, ſelbſt auf keiner höheren geiſtigen Stufe ſtehend, als dieſe Thiere.

Der Ort war ganz verlaſſen. Die jungen Bären mochten gefangen ſein, oder nach dem Tode der Mutter einen andern Zufluchtsort geſucht haben und Guſtav ſchien die Einſamkeit hier auch zu fühlen. Er knurrte und brummte, als wollte er ſeine frühern Gefährten herbeirufen. Bald beſann er ſich jedoch auf das, was ihn hergeführt hatte und wühlte das Lager von Moos und dürren Blättern auf. Darunter lagen noch eine Menge Goldſtücke, theils in ledernen Beuteln, theils auf der Erde zerſtreut, wie ſie umhergerollt ſein mochten, während die Jungen der Bärin und ihr menſchlicher Pflegling damit ſpielten.

Da Marcianna nichts dagegen hatte, ließ Guſtav es auch ruhig geſchehen, daß Bruno und die Diener die Goldſtücke aufſammelten und Grzmialtowski ſie in die Beutel ſteckte. Nachdem das Mädchen ihn herzlich geliebkoſt und gebeten hatte, folgte er ihr auf den Rückweg, obgleich er lieber hier geblieben wäre und ſie durch deutliche Winke einlud, auch hier zu bleiben.

Zu Hauſe wurde das Geld gezählt, es waren zehntauſend Dukaten, eine damals viel bedeutendere Summe, als jetzt, die vollkommen hinreichte, dem Kaufherrn wieder aufzuhelfen.

Nach einiger Zeit langte Rechberg an. Das eine Handlungshaus in Krakau hatte Bankerott gemacht, das andere konnte nicht augenblicklich zahlen. Doch er hatte die Bedrängniß faſt über der Nachricht vergeſſen, Guſtav lebe und ſei wiedergefunden. Anfangs ſchien es ihm ganz unmöglich, dann bedachte er jedoch, der Ort, an welchem er einen Lappen vom Röckchen des Kindes fand, könne das urſprüngliche Lager der Bärin geweſen ſein, aus welchem ſie durch Nachſtellungen der Jäger vertrieben werden. Auch ergab es ſich, daß einige Perſonen in jener Gegend das Kindergeſchrei gehört hatten, deſſen Jaroslaw gegen Bruno erwähnte. Ueberdies waren die zwei amputirten Gelenke am kleinen Finger der linken Hand ein unwiderleglicher Beweis, der wilde Knabe ſei wirklich der verlorene Guſtav. Jener Biß des Wolfes mußte als ein Glück betrachtet werden, da der Knabe ſonſt kein beſonderes Kennzeichen oder Muttermaal beſaß und es ſich ohne ein ſolches nie hätte feſtſtellen laſſen, er ſei wirklich Rechbergs Kind.

Von den Dukaten wußte Rechberg noch nichts. Seine Frau hatte ihm dieſen Fund gleich gemeldet, doch war die Einrichtung der Poſt, überhaupt erſt ſeit Kurzem in Polen bekannt, noch ſo mangelhaft, daß er dieſen Brief gar nicht erhielt. Er weigerte ſich zuerſt, alles Geld anzunehmen, da es doch auf dem Eigenthum ſeines Schwagers gefunden ſei, allein dieſer bemerkte, es gehöre nur Guſtav, der ja den Plünderern die ſchwediſche Kriegskaſſe abgejagt und jetzt zum Vorſchein gebracht habe. Ohne ihn hätten ſie die Dukaten nicht geſehen, was ſich freilich nicht leugnen ließ.

So lebhaft ſich jedoch Rechberg über das Wiederfinden des Knaben gefreut hatte und ſo angenehm es ihm auch war, daß er ſein Geſchäfte wieder mit Hülfe des Geldes in Flor bringen konnte, ſein Glück währte nicht lange, der Zuſtand Guſtavs betrübte ihn zu tief. Hörte er die mißtönenden thieriſchen Laute, ſah er das ausdrucksloſe Geſicht und die plumpen Bewegungen des Knaben, wenn er auf menſchliche Weiſe gehn und ſich benehmen wollte, ſo verzweifelte er faſt daran, ihn je zu einem vernünftigen Menſchen gebildet zu ſehen und wünſchte faſt, das liebliche, hoffnungsvolle Kind wäre wirklich von dem Raubthier zerriſſen worden, als daß es zu einem ſo elenden Geſchöpf herabgeſunken war. Und doch war Guſtav jetzt ſchon ein ganz anderes Weſen, als da man ihn auffand, viel verſtändiger und geſitteter und vor allem, viel gelehriger und umgänglicher. Dieſe ſichtbaren Fortſchritte, welche der Vater freilich nicht vor Augen gehabt hatte, waren der Mutter und den Uebrigen die ſicherſte Bürgſchaft, der arme Knabe ſei nicht aufzugeben, ſondern könne ſich noch eben ſo gut, obgleich viel ſpäter, entwickeln, als andre Kinder

Sein Benehmen, nachdem er Marciannens Puppe zerſtört hatte, lieferte ja den unwiderleglichen Beweis für ſein gutes Herz, wie für das Vorhandenſein von Verſtandeskräften, die zwar noch faſt immer ſchlummerten, doch gewiß durch unermüdliche Geduld, durch Beiſpiel und Lehre geweckt werden konnten. Frau Rechbergs Zuverſicht war unerſchütterlich; ſie ermuthigte und beſchwichtigte ihren Mann immer, wenn er verzagen oder ungeduldig werden wollte und ſagte oft, indem ſie ihn auf den Einfluß aufmerkſam machte, welchen Marcianna auf ihn übte: „Das Mädchen war die unſchuldige Urſache, daß ich unſer Kind verlor, aber gieb Acht, ſie iſt auch die Haupturſache, es wieder zu gewinnen und nicht allein für uns, ſondern für die Menſchheit. Sie vergilt die Liebe, welche wir ihr erwieſen, auf tauſendfältige Weiſe.“

Es gelang ihr, die beſte Hoffnung in ihm zu erwecken, ehe er abreiſte, was bald geſchah. Bruno begleitete ihn, um daheim fleißig zu ſtudiren, doch Frau Rechberg blieb mit den beiden Kindern noch den Winter hindurch im Walde von Jendrzeiow. Theils wäre die weite Reiſe mit Guſtav in ſeinem jetzigen Zuſtande zu unbequem geweſen, theils und hauptſächlich, mochten die Eltern nicht die Aufmerkſamkeit der Leute erregen und auf den unglücklichen Kleinen lenken. Erſt ſollte er ein wenig mehr ſeine bärenhaften Gewohnheiten abgelegt und menſchliche Sitten angenommen haben.

In der That ſchien es, als ruhe Gottes Segen auf Marcianna und der Allmächtige wolle durch ſie die treue Erfüllung des Verſprechens belohnen, welches Frau Rechberg ihrer ſterbenden Schweſter gab und durch ein ſo großes Opfer beſiegelte. Sie war der Kleinen nicht nur eine wahre Mutter geweſen, dieſe war ihr auch eine rechte Tochter, liebte ſie ſo innig, wie es eine ſolche nicht immer thut und fand eben in dieſer Liebe den Muth und das Geſchick, ihrer Pflegemutter das Kind wieder zu gewinnen, das dieſer um ihretwillen verloren gegangen. Sie war die beſte Gefährtin und zugleich Lehrerin für den verwilderten Knaben, brachte ihm ſpielend Unzähliges bei, und erweckte vor Allem ſein Herz durch die innige Anhänglichkeit, welche ſie ihm einzuflößen wußte. Da ſich mit ihren Bemühungen die unermüdliche Liebe, die aufopfernde Sorgfalt und der verſtändige Unterricht der Mutter vereinte, machte Guſtav reißende Fortſchritte. Er lernte überraſchend ſchnell ſprechen und mit der Sprache, dieſem unſchätzbaren Gut, dieſem Vorzug, der den Menſchen erſt recht eigentlich zum Menſchen macht, kam er allmälig, wie jedes andere Kind, zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt, wie zur Erkenntniß von Gut und Böſe, hörte er auf, ein Weſen zu ſein, das nur den Eingebungen ſeines Naturtriebes folgt, lernte denken und vernünftig handeln.

Im Frühlinge begleitete Grzmialtowski ſeine Schwägerin und die Kinder in ihre Heimath und mit lebhafter Bewegung ſchied ſie von dem Walde von Jendrzeiow. Jaroslaw wurde vorher reichlich beſchenkt und Elzbietha gleichfalls. Dieſe war ganz glücklich, daß mit Guſtav eine ſo große Veränderung vorgegangen war und fühlte ihr Herz von all den bittern Vorwürfen frei, die ſie ſich ſo lange gemacht hatte.

Rechberg war auch auf das Angenehmſte überraſcht von den Fortſchritten ſeines Sohnes, der ſchon ziemlich gut Alles zu beobachten verſtand, was von einem wohlgezogenen Kinde gefordert wird, keinen Verſtoß gegen den Anſtand beging und auch nicht mehr in den abſcheulichen Tönen der Bären ſeine Empfindungen und Wünſche kundgab, ſondern in zwar noch unzuſammenhängenden, doch verſtändlichen Worten. Und von jetzt ab ſchritt ſeine Entwickelung noch ſchneller vorwärts; ſchon nach wenigen Jahren ſtand er an Geiſt und Kenntniſſen hinter keinem Knaben ſeines Alters zurück, und ſpäter übertraf er die meiſten derſelben und erfüllte alle die Hoffnungen, welche ſeine glücklichen Eltern einſt von dem vielverſprechenden Säugling gehegt hatten. Uebrigens wußte er von Allem, was er unter den Bären erlebt hatte und den erſten Monaten nach ſeinem Auffinden, eben ſo wenig, wie andre Kinder und Leute ſich deſſen erinnern, was ihnen begegnete, als ſie noch in der Wiege lagen.

Rechbergs Geſchäft ging ſehr glücklich und in Kurzem war er wieder der reiche Kaufherr. Grzmialtowski veräußerte ſeine Güter und zog zu ihm. Er und ſeine Tochter bildete mit Rechbergs nur eine, durch die innigſte Liebe verbundene Familie und Alle lebten lange und glücklich.

Die Zerſtörung Speiers.

„Gebt Acht, Gevatterin, gebt nur Acht, auch unſer geſegnetes Speier wird von dieſen Teufelsbraten — Gott und die Heiligen mögen mir verzeihen, aber ich kann ſie doch nicht anders nennen — arg geſchädigt werden!“ ſagte Jungfrau Urſula, die Baſe und Haushälterin des alten und wohlbegüterten Bürgers und Kaufherrn Hans Goldſtein zu einer Freundin, welche ſie beſucht hatte. „Daß der Rodenſteiner mit dem wilden Heer aus dem Schnellerts nach Weſten zog, deutet auf große Drangſale und ſchwere Kriegesnoth im Reich.“

„Ach, Muhme Urſula, der Großvater ſagt, die Geſchichte vom Rodenſteiner und dem wilden Heer ſei nur ein Märlein, eine Sage, und man dürfe nicht daran glauben!“ meinte lebhaft ein kecker, krausköpfiger Knabe von etwa zehn Jahren, der ihr aufmerkſam zugehört hatte.

„Heilige Jungfrau, wie aufgeklärt heut zu Tage ſchon die Kinder ſind!“ verſetzte die Gevatterin, halb verwundert, halb verweiſend. „Dein Großvater iſt freilich ein Mann, der es verſteht und ich weiß wohl, nicht Alle wollen mehr an unſre ſchönen Spukgeſchichten glauben, oder an die Todten, welche ſich Nachts von Schiffern über den Rhein fahren laſſen und den Nachen ſo dicht anfüllen, daß er beinahe ſinkt. Aber an die Geſchichte von unſern Glocken glaubt hoffentlich noch jedes brave Speieriſche Kind.“

Sie wechſelte noch einige Worte mit ihrer Freundin und ging. Baſe Urſula begleitete ſie hinaus. Bei ihrer Rückkehr ins Zimmer fragte Bernhard:

„Was iſt das für eine Geſchichte von unſern Glocken? Die kenne ich ja noch gar nicht.“

„Du haſt doch von dem unglücklichen Kaiſer Heinrich IV. gehört, der die Thorheiten ſeiner Jugend ſo furchtbar ſchwer büßte,“ erzählte die alte freundliche Baſe bereitwillig dem Knaben, an welchem ſie Mutterſtelle vertrat. „Von ſeinen eigenen mißrathenen Söhnen vom Thron geſtoßen und all ſeiner Güter beraubt, vom Kirchenfluch verfolgt, war der arme Kaiſer übler dran, als der Bettler, der wenigſtens einen Freund oder Angehörigen hat. In einer armſeligen Hütte lag er einſam und verlaſſen; Niemand half ihm in ſeiner Noth — Niemand, als der liebe Gott, der erbarmte ſich ſein und ſchickte ihm den Tod. Als dieſer dem Verlaſſenen ans Herz trat, tönte es auf einmal wunderſam. Die Kaiſerglocke, welche nur bei dem Tode eines Kaiſers geläutet wurde, ſie erklang, ohne daß Jemand läutete, und alle Glocken, große und kleine, ſtimmten von ſelber ein. Und die Leute in Speier ſagten voll Antheil: „Heute iſt der Kaiſer geſtorben!“ — und fragten einander, wo er geſtorben ſein möge? — Nach Jahren, da lag auf ſeiner goldenen Lagerſtatt der Kaiſer Heinrich V., umgeben von ſeinen Dienern und allem Prunk und Pracht der Kaiſerwürde. Seine Bruſt hob ſich ſchwer röchelnd, ſein Auge brach. Plötzlich tönte es wunderſam durch die Luft. Die kleine Glocke, die nur bei Hinrichtungen geläutet ward, das Armeſünderglöckchen, das erklang von ſelber und ſummte fort und fort, aber keine der andern Glocken ſtimmte mit ein. Da fragte Jedermann in Speier: „Wer wird denn heut gerichtet — wer iſt der arme Sünder?“ Die Glocken hatten dem unglücklichen verlaſſenen Greiſe die kaiſerliche Ehre gegeben, die ihm gebührte, und ſeinem pflichtvergeſſenen Sohn das Gericht verkündigt, das er verdiente. Wenn die Menſchen nicht mehr zu reden wagen, dann tönen die ehernen Zungen der Glocken — es giebt eine Gerechtigkeit.“

Nachdenklich hatte der Knabe ihr zugehört, jetzt rief er feurig: „O, dann werden, dann müſſen die Franzoſen geſtraft werden! Dieſe Mordbrenner, die unſer ſchönes Vaterland ſo verwüſten! Wäre ich doch erſt groß genug, daß ich zu meinem Vater in den Krieg gehen dürfte!“

„Still, Knabe, wenn Dich ein Franzoſe hörte, brächteſt Du uns noch Alle in's Unglück!" ſagte die Baſe erſchrocken. „Es wird uns ohnedies übel genug ergehen, fürchte ich. Warum ſind ſonſt die Bürger jetzt zuſammen berufen? Etwas Gutes bedeutet das ſicherlich nicht. Verhüte Gott, daß uns nicht ein gleiches Schickſal trifft, wie Heidelberg und Mannheim und die Orte an der Bergſtraße."

„Oho, ſie werden doch Speier nicht zerſtören!" ſagte der Knabe mit der Zuverſichtlichkeit der Jugend und dem ganzen Stolz, den jeder Bewohner des uralten berühmten Speier, der „Todtenſtadt des Reiches," ſchon von Kindheit an hegte. Einſt hatte Speier, das ſchon die Römer als Hauptſtadt der Nemeter kannten, alle andern deutſchen Städte überſtrahlt; es war die Hauptſtadt der Kaiſer aus fränkiſchem Stamm — Konrad der Salier wurde auch der Speierer genannt. Er begann den Bau des prächtigen Domes, der weit und breit berühmt wurde und die Grabſtätten der ſaliſchen und andrer Kaiſer enthielt. Als die Kirche Heinrich IV. bis über dieſes Leben hinaus ſo unerbittlich verfolgte, daß ſie ſeinen irdiſchen Ueberreſten die Beſtattung verweigerte, da hatten allein die treuen Speierer den Muth gehabt, für den unglücklichen Kaiſer zu beten. Heinrich V. ertheilte ihnen dafür, nachdem er wegen des Verrathes an ſeinem Vater zur Erkenntniß und Reue gekommen war, den erſten Freibrief. Doch auch in der neuern Zeit hatte der alte, reiche und berühmte Ort eine wichtige Rolle geſpielt. Er war ſeit anderthalb Jahrhunderten der Sitz des Reichskammergerichts, der oberſten Juſtizbehörde des deutſchen Reichs, geweſen und mancher Reichstag war hier gehalten worden, auch derjenige im Jahre 1529, auf welchem zuerſt der Name Proteſtant genannt wurde. Daher hatten die Bürger Speiers wohl Urſache, auf ihre Vaterſtadt ſtolz zu ſein.

Und nicht allein auf ihre Vaterſtadt, ſondern auch auf den Gau des weiten deutſchen Reiches, in welchem dieſelbe lag, war Jeder ſtolz. Die Pfalz iſt eine der ſchönſten Gegenden Deutſchlands; der Strom, welcher ſie durchfließt, iſt der größte und herrlichſte unſers Vaterlandes. Die ſonnigen Ufer des grünen Rheins mit ihren ſtolzen Burgen und den fruchtbaren Rebenhügeln ſtehen keiner Landſchaft an Schönheit nach. Die Pfalz war indeß nicht allein eins der ſchönſten, ſondern auch der reichſten und dichtbevölkertſten Länder. War, ſo mußte man jetzt leider ſagen. Der Kaiſer und die Reichsfürſten hatten 1686 gegen Ludwig XIV. Anmaßung und Länderſucht den ſogenannten Augsburger Bund geſchloſſen. Es ſollte ein Heer am Rhein aufgeſtellt werden, damit Frankreich nicht noch mehr vom deutſchen Bunde an ſich riſſe, als ſchon geſchehen war. Der franzöſiſche Kriegsminiſter Louvois kam nun, um die Aufſtellung des Heeres zu hindern, auf den barbariſchen Gedanken, am Rhein Alles zu zerſtören und zu verwüſten. Sr. „allerchriſtlichen Majeſtät,“ welchen Titel der Herrſcher Frankreichs bekanntlich führt, gefiel der Plan und ſeine Truppen hatten zu Anfang des Jahres 1689 begonnen, ihn mit entſetzlicher Rohheit auszuführen. Gegenwärtig, im Mai deſſelben Jahres, durften auch die Bewohner Speiers, und mit ihnen Baſe Urſula, in Sorge um ihre Heimath ſein, um ſo mehr, da eben die Bürger zuſammenberufen wurden, um einen Befehl des franzöſiſchen Generals Monclar zu vernehmen. Wer nicht ſo jung und unerfahren war, wie Bernhard, der hegte auch nicht die Erwartung, Speier würde verſchont bleiben. Es gab überhaupt keine Rückſichten für die Armee des „großen“ Königs, wie ihn ſeine Schmeichler nennen.

Ehe die Baſe noch den Ausruf ihres jungen Pfleglings beantworten konnte, ward die Thür geöffnet und der Hausherr trat ein. Es war eine hohe, ſtattliche Geſtalt, ungebeugt von der Laſt der Jahre. Weiße Locken umgaben ſeinen Scheitel und ſein ſcharfgeſchnittenes, kluges und edles Antlitz. Heute hatte es jedoch nicht den gewöhnlichen freundlichen Ausdruck und die friſche, geſunde Farbe. Es war im Gegentheil todtenbleich und von Schreck und Unwillen, von Kummer und Entrüſtung entſtellt.

„Um Gottes willen, was iſt geſchehen?“ rief die Verwandte beſtürzt und erfaßte ſeine eiskalte Hand, als wolle ſie ihn aufrecht halten, wenn er zuſammenbrechen ſollte. Bernhard aber ſprang hinzu und verſuchte den ſchweren, eichenen Lehnſeſſel herbeizurücken, welchen der Großvater einzunehmen pflegte. Erſchöpft und mit einem tiefen Seufzer ließ der alte Mann ſich in den Stuhl ſinken. Er brauchte einige Zeit, bis er auf die ängſtlichen Fragen der Haushälterin und des Knaben Worte fand.

Inzwiſchen vernahm man draußen auf der Gaſſe Schreckensrufe und lautes Weinen.

„Wo brennts?“ fragte zuletzt Jungfer Urſula, welche glaubte, es ſei Feuer ausgekommen.

„Bis jetzt noch nirgends — bald aber an allen Ecken der Stadt!“ verſetzte Goldſtein, bemüht, Faſſung zu erlangen. „Wir Speierer ſollen binnen acht Tagen nach Frankreich auswandern — die Stadt wird zerſtört. General Monclar hat es uns eben verkünden laſſen. Zur Fortſchaffung unſerer Habe werden Wagen aufgebracht, dann geht es ins Innere Frankreichs, da ſollen wir uns anſiedeln.“

In ſprachloſem Entſetzen ſtarrte die Baſe ihn an; der Knabe aber ſagte raſch: „Großvater, das iſt nimmermehr Ernſt — es kann nicht ernſt gemeint ſein! Was ſollen wir denn in Frankreich? Wir ſind ja keine Franzoſen, ſondern Deutſche und wollen auch Deutſche bleiben unſer lebelang und nicht welſch werden. — Und Speier ſollten ſie zerſtören? — das alte, herrliche Speier mit ſeinen Kaiſergräbern!“

„Ich glaube ſelber, es kann gar nicht ſo arg werden!“ ſagte die Baſe hochaufathmend. „Es iſt wohl nur eine Drohung, der Bürgerſchaft das Letzte auszupreſſen, was ſie noch beſitzt. Sie müßten ſich ja vor Gott fürchten und vor ſich ſelber ſchämen.“

„Täuſcht Euch mit keiner vergeblichen Hoffnung — es iſt nur allzu ſicher, daß der Stadt und uns das Schrecklichſte bevorſteht,“ verſetzte der Kaufherr. „Dieſe Banden, und Scheu oder Scham? Was kann man von den Truppen erwarten, wenn ihre Generale ihnen verkündigen: „Der König will, daß die Pfalz eine Wüſte werde!“ Wie gewiſſenhaft ſie dieſen königlichen Willen erfüllen, davon legen Heidelberg, Mannheim und andere Orte gar furchtbares Zeugniß ab.“

In Heidelberg, der Reſidenz des Kurfürſten von der Pfalz, waren zu Anfang des laufenden Jahres alle öffentlichen Gebäude und auch das Schloß niedergebrannt und geſprengt worden. Die ganze Stadt wäre in einen Schutthaufen verwandelt, hätte nicht ein untergeordneter Offizier, menſchlicher als der dort befehligende General Melac, die Häuſer mit naſſem, ſtatt mit trocknem Stroh füllen laſſen. Das Schloß war das ſchönſte Denkmal der Baukunſt des ſechzehnten Jahrhunderts geweſen, hatte ſeines Gleichen nicht gehabt im deutſchen Reich und ward darum nach dem weltberühmten Prachtbau der Mauren in Granada die „deutſche Alhambra“ genannt; jetzt war es eine Ruine. Die unglücklichen Bewohner Heidelbergs hatten noch eine Contribution zahlen müſſen, die ſie zu Bettlern machte. Hierauf wurde Rohrbach und mehr als ein Ort der Bergſtraße bis Weinheim hin angezündet. Die beklagenswerthen Eigenthümer, welche löſchen oder ihre Habe retten wollte, ſchoß die entmenſchte Soldateska nieder oder jagte ſie, von Allem entblößt, in die Winterkälte hinaus. Die Wege waren mit Erfrornen bedeckt und Diejenigen durften von Glück ſagen, welche ruhigere Gegenden erreichten; doch war den ſonſt ſo wohlhabenden Leuten weiter nichts, als das nackte Leben geblieben. Freilich nahmen ſich Alle der unglücklichen Flüchtlinge an. Auch Hans Goldſtein hatte in ſein Haus einen ehemaligen Weinbergsbeſitzer aufgenommen, der nicht allein ſein Eigenthum, ſondern auch ſeine Familie verloren. Der Fremdling war in ſchwerer Krankheit von der Baſe Urſula wie ein Kind des Hauſes gepflegt, von dem Hausherrn, als er geneſen fortzog, reichlicher unterſtützt worden, als es ſeine Mittel in dieſer ſchweren Zeit zu geſtatten ſchienen.

Die Schilderungen all der Greuel, welche jener Arme erlebt hatte, kamen jetzt dem jungen Bernhard und ſeiner alten Muhme ſo friſch ins Gedächtniß, daß ſie nicht länger an der Hoffnung feſthalten konnten, General Menclar habe die Einwohner Speiers nur durch eine Drohung ſchrecken und zu Lieferungen von Geld und Lebensmitteln zwingen wollen.

„Aber vielleicht kommen unſre Truppen uns zu Hilfe und jagen dieſe Räuber in ihr Frankreich zurück!“ meinte Bernhard, dem es trotz alledem unmöglich ſchien, ſeine liebe ſchöne Vaterſtadt könne in einen Trümmerhaufen verwandelt werden.

„Das würde unſer Elend nur beſchleunigen und vermehren,“ verſetzte der Kaufherr mit trübem Kopfſchütteln. „Im März brannte Melac Mannheim nieder, weil die Sachſen und Baiern nahten. Alle Gärten und Weinberge wurden zerſtört, damit jene nur ein gänzlich verheertes Land vorfänden. Jetzt heißt es, der Landmann ſoll gezwungen werden, ſein Korn auf dem Felde unterzupflügen, damit die ganze Gegend eine Einöde werde.“

„Herr Gott im Himmel, und das wollen Chriſten ſein!“ ſeufzte die Baſe und faltete die Hände. „Schlimmer konnten die Türken ja nicht wirthſchaften! Da ſind die Verwüſtungen des dreißigjährigen Krieges ein Kinderſpiel und doch war dies der ſchrecklichſte von allen Kriegen: ein Religionskrieg.“

„Aber, Großvater, warum hat denn Kaiſer und Reich erſt geduldet, daß der Feind unſre ſchöne Pfalz überſchwemmt?“ fragte der Knabe heftig. „Seht, das begreife ich nicht! Konnten die Welſchen nicht gleich an der Grenze heimgeſchickt werden, daß ihnen die Luſt verging, unſere Städte, Schlöſſer und Dörfer niederzubrennen? Iſt Deutſchland denn nicht ſo mächtig, wie Frankreich? Was brauchen wir von dieſem König Ludwig ſo Unerhörtes zu dulden?“

Der alte Mann legte ſeine Hand auf den Lockenkopf des Enkels und ſchaute lange in deſſen glänzendes Auge und glühendes Antlitz. „Mögeſt Du und die, welche nach Dir kommen, es erleben, daß Deutſchland nicht ſo ohnmächtig iſt, daß ſein Kaiſer die Macht und den Willen hat, es zu ſchützen gegen jede Unbill. Jetzt iſt das leider nicht der Fall. Das deutſche Reich, einſt das mächtigſte der Erdenrunde, iſt nur noch ein Fußſchemel ſeiner Feinde und ein Gegenſtand der Thränen ſeiner Kinder. Die römiſche Kaiſerkrone war faſt immer nur ein leerer Name; unſere Herrſcher haben ſie in der That wenig getragen und ſie war die Ströme edeln deutſchen Blutes nimmer werth, welche drum vergoſſen wurden. Nun iſt aber aller Glanz der Krone dahin. Tataren und Türken, Schweden und Franzoſen betrachten längſt das Reich als einen Turnierplatz, auf dem ſich Gold und Ehre, Land und Volk gewinnen läßt. Aber die äußern Feinde ſind nicht unſere ſchlimmſten Feinde. Dies ſind die Uneinigkeit, die Herrſch- und Habſucht der Reichsfürſten, von denen jeder darnach ſtrebt, groß und mächtig zu werden. Sie vergeſſen darüber ihre Pflichten gegen das gemeinſame Vaterland und Oberhaupt und dieſes Oberhaupt iſt von dem Vorwurf auch nicht freizuſprechen, daß es mehr an den eigenen Vortheil denkt, als an die Wohlfahrt des Reiches. Ja, mancher der vielen Reichſtände ſieht es wohl mit geheimem Vergnügen, wenn die andern bedroht, bedrückt und geſchmälert werden — geht es doch nicht an den eigenen Kragen. Um ſeinen ſelbſtſüchtigen Zweck zu verfolgen, ſcheut Mancher nicht einmal ein Bündniß mit dem Reichsfeinde. Die vielen geiſtlichen und weltlichen Fürſten und Herrſchaften und all die reichsfreien Städte zu einem gemeinſamen Beſchluß zu bringen, erfordert, wenn es überhaupt gelingt, ſo lange Zeit, daß die Ausführung dieſes Beſchluſſes unnütz oder unmöglich iſt. Die Beſetzung des Rheins unterblieb ſo lange, bis die Söldlinge Ludwigs XIV. das ſchöne Land eingenommen hatten und nun müſſen wir Pfälzer es ausbaden, daß der deutſche Reichskörper morſch iſt, und langſam ſeinem Untergange entgegengeht. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürſt von Brandenburg, hat dies Unglück vorausgeſehen; es wäre abgewendet worden, hätte derſelbe Geiſt, der ihn beſeelte, in den andern Fürſten gelebt. Aber Kaiſer und Reich ließ den edeln Herrn ſchimpflich im Stich, ſo daß er mit dieſem übermüthigen König von Frankreich Frieden ſchließen mußte — jetzt büßen wir dafür. Du biſt noch zu jung, um Alles zu verſtehen, was ich ſage, mein liebes Kind. Das kannſt Du erſt, wenn Du älter biſt. Gebe Gott, daß es dann beſſer, als gegenwärtig, um unſer Vaterland beſtellt ſei. Ich werde das freilich nicht erleben. Doch vielleicht zwingt die jetzige Noth ganz Deutſchland zum gemeinſamen Handeln und die Drangſale, die wir erdulden, legen den Grund zu unſeres Vaterlandes künftiger Einheit und Größe. Damit wollen wir uns über das furchtbare Schickſal zu tröſten ſuchen, das uns unabwendbar bevorſteht."

Die Geſinnung ~~des~~ alten vielerfahrenen Mannes erhob ſich weit über den Standpunkt, welchen ſeine Mitbürger und die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen inne hatten. Was kümmerte auch dieſe Reichsbürger die künftige Größe des deutſchen Reichs, wenn ſie jetzt ihr Hab und Gut verlieren, ihre Heimath zerſtören ſehen und in die Fremde wandern ſollten? Es war damals die Zeit, in welcher jeder Bewohner jedes Reichſtädtchens wenig über das Weichbild ſeiner Vaterſtadt hinaus dachte und

Bayerische Staats-Bibliothek München

ſeine Vaterlandsliebe nicht das ganze große Deutſchland umfaßte, ſondern nur den Winkel deſſelben, wo er geboren worden; die Zeit, in welcher jeder freie Reichsritter, und deren Zahl war faſt Legion — ſich für einen unbeſchränkten Herrn hielt, der nur dem Kaiſer einigen Gehorſam zollen durfte, falls es ihm grade beliebte. Freilich iſt dieſe Zeit auch heute noch nicht völlig vorüber; noch immer giebt es Unzählige, die ſich nicht als Deutſche betrachten, ſondern als Frankfurter oder Heſſen-Homburger, als Lippe-Detmolder oder Reuß-Schleiz-Lobenſteiner u. ſ. w. Allein ſo groß, wie damals, iſt dieſe Zerſplitterung doch lange nicht mehr; hoffen wir, daß ſie endlich ganz aufhöre. —

Allerdings hätte damals auch die innigſte Hingabe an das gemeinſame Vaterland die Bewohner Speiers nicht über das furchtbare Unglück erheben können, das ihnen bevorſtand und der alte Goldſtein empfand daſſelbe nicht minder tief, als die Andern. Rath und Bürgerſchaft verſuchte, das Elend abzuwenden, wenigſtens zu mildern, beſtürmte den General Monclar mit beredten Vorſtellungen, mit dringenden Bitten und herzzerreißendem Flehen. Doch vergebens — Monclar war ein würdiger Genoſſe Melacs, der am rechten Rheinufer mit der ſchonungsloſeſten Barbarei hauſte. Das Einzige, wozu Monclar ſich endlich bewegen ließ, war das Verſprechen, den Dom zu ſchonen. In denſelben brachten daher die Bürger Vieles von ihrer Habe, das auf den Wagen nicht Platz fand, welche zur Fortſchaffung ihres beweglichen Eigenthums dem Landvolk gewaltſam fortgenommen worden. —

Vor dem ſtattlichen Hauſe des alten Goldſtein hielt ein hochbeladener Wagen. Baſe Urſula und die Dienſtleute ſuchten unter Wehklagen das Werthvollſte von dem aufzupacken, was ſich noch im Hauſe befand. Und die Wahl zwiſchen dem, was man zurücklaſſen ſollte oder mitnehmen wollte, war ſehr qualvoll. Hat doch Jeder meiſt all ſein Eigenthum ſo lieb, daß es ihn unentbehrlich dünkt, wird doch eine Trennung von einem Theil deſſelben ſchon dann ſchwer, wenn ſie unter andern Umſtänden ſtattfindet, wie es hier geſchah. Bernhard half dabei und vergaß darüber mit der glücklichen Leichtigkeit der Jugend faſt den bevorſtehenden Abſchied von der Heimath, das ungewiſſe Geſchick in der

Fremde, welchem er mit allen Bewohnern der Stadt entgegenging. Er fühlte ſich ein wenig behindert durch das Gewicht des Goldes, welches in dem unſcheinbaren Wams und Beinkleid, das er eben trug, eingenäht worden. In ſorglichem Vorbedacht für die unſichere Zukunft hatte ſein Großvater das baare Geld und die Koſtbarkeiten, welche er vor den räuberiſchen Händen der Soldaten gerettet, in drei Theile geſchieden und die Baſe hatte daſſelbe in der letztverwichenen Nacht geſchickt in die Kleidungsſtücke von Großvater und Enkel und ihre eigenen eingenäht, damit ſie, wenn ſie von ihrem Fuhrwerk oder gar von einander getrennt würden, doch nicht Alles verloren hätten und ganz entblößt ſeien.

Der Kaufherr durchſchritt indeß noch einmal die Räume ſeines Hauſes, das in einer langen Reihe ſeiner Vorfahren ſtets vom Vater auf den Sohn vererbt worden und nun nicht auf ſeine Nachkommen übergehen ſollte. Wie viele Erinnerungen — die ſchönſten ſeines langen Lebens — umſchloß dieſes Haus! Hier hatte er als Kind geſpielt, als Mann froh an der Seite ſeines Weibes gelebt; hier war ſein Daſein in nützlicher Thätigkeit für ſeine Familie und ſeine Vaterſtadt dahingefloſſen und er mit Ehren alt geworden; hier waren ihm Vater und Mutter, zwei hoffnungsvolle kleine Söhne und ſein liebes Weib geſtorben und zuletzt auch ſeine einzige Tochter, die Mutter Bernhards. Es war ſtill geworden in dieſen Gemächern, die einſt fröhlicher Lärm belebt. Niemand war dem Greiſe geblieben, als ſein Enkel. Die Liebe zu dieſem, zu ſeiner Vaterſtadt und dem Vaterlande theilte ſich fortan in ſein Herz. Die Heimath mußte er nicht allein verlaſſen, ſie wurde auch barbariſch zerſtört; das deutſche Reich ging völligem Verfall entgegen und die Sorge um die Zukunft ſeines Enkels bedrückte ihn ſchwer. Was ſollte aus dem Knaben in dem fremden, feindlichen Lande werden, wenn der Kummer den Reſt ſeiner Lebenskraft verzehrt hatte? Vielleicht gar ein Franzoſenknecht, ein Söldling jenes Königs, deſſen äußerer Prunk doch nur in den Augen ſeiner Höflinge den inneren Unwerth übertünchte? Baſe Urſula war ein ſchlechter Schutz für den Knaben, bedurfte ſie doch ſelber einer Stütze. Drüben, jenſeits des Rheines, da gehörte der Knabe hin, wenn er des heimiſchen Herdes ſeiner mütterlichen Vorfahren beraubt war, denn dort befand ſich, im Heere des Kurfürſten, ſein Vater, der nach dem frühen Tode der Gattin, um ſeinen Kummer zu zerſtreuen und ſeine Luſt nach Abenteuern zu befriedigen, Kriegsdienſte genommen hatte. Der Gedanke, ſeinen Enkel und die Baſe über den Strom zu ſchicken, war dem Alten ſchon mehr als einmal gekommen, die Ausführung indeß nicht leicht, denn in dieſer Zeit allgemeiner Noth und Verwirrung wußte er Niemand in ſeiner Nähe, dem er Beide mit Zuverſicht hätte anvertrauen mögen. Die Franzoſen hielten ziemlich eifrig Wache, damit nicht Jemand von der Bürgerſchaft entkomme. Am linken Rheinufer war auch kein Nachen aufzutreiben und von Jenſeits wagte ſich Niemand herüber, aus Furcht, von den Soldaten angehalten zu werden.

Während der Greis langſam die Gemächer durchſchritt, ward es dunkel um ihn her. Nicht, weil der Abend nahte — das Tageslicht fiel hell durch die kleinen, in Blei gefaßten Scheiben. Allein eine Thräne trübte ſeinen Blick. In demſelben Augenblick redete ihn eine Männerſtimme mit herzlichem Gruß an. Nauenheim, der Flüchtling, welcher im Winter Obdach, Pflege und Unterſtützung in ſeinem Hauſe gefunden hatte, ſtand vor ihm. Das Gerücht von dem bevorſtehenden Schickſal Speiers hatte ſich im Lande verbreitet und ihn mit Sorge um das Loos ſeines Wohlthäters erfüllt. Er war unbemerkt über den Rhein gekommen und, mit einem Bündel Stroh beladen, glücklich in die Stadt und hierher gelangt. Raſch bot er Goldſtein an, ihn und die Seinen über den Rhein zu ſchaffen. Sein Nachen befand ſich in der Nähe eines Goldſteinſchen Weinberges, wohlverſteckt im Ufergebüſch.

Erfreut ging der Alte für ſeinen Enkel und die Baſe darauf ein. Er ſelber wollte das Loos ſeiner Mitbürger theilen und das Aeußerſte abwarten. Sagte ihm doch auch eine Ahnung, der er gern Glauben ſchenkte, er werde Speier nicht verlaſſen, nicht in Feindesland ziehen dürfen.

Raſch wurde nun das Nöthige mit Nauenheim beſprochen, worauf dieſer ſich wieder allein entfernte, um ſo weniger Aufſehn zu erregen. Urſula und Bernhard wurden herbeigerufen und von dem Plane in

Kenntniß geſetzt. Jener fiel es ſchwer auf die Seele, daß ſie nun nichts von dem Hab und Gut mitnehmen konnten, welches der Wagen enthielt, doch machte ſie keine Einwendung. Der Knabe war lebhaft erfreut, daß es, anſtatt nach dem verhaßten Feindesland, zum Vater und in das Lager der deutſchen Truppen gehen ſollte.

Um den Abſchied nicht zu erſchweren, ſchwieg Goldſtein über ſeine Abſicht, nicht mit ihnen zu gehen, ſondern ſagte nur, ſie ſollten mit der Ueberfahrt nicht auf ihn warten; er habe eine andere Gelegenheit, ſich der erzwungenen Auswanderung zu entziehen und werde, ſo es Gott gefalle, ſie in Kurzem glücklich wiederſehen. Er ſchüttelte der Baſe herzlich die Rechte und ließ ſie allein zur Stadt hinausgehen. Dann legte er ſegnend die Hand auf das lockige Haupt des Knaben, küßte ihn herzlich und ließ auch ihn gehen. Er folgte ihm von Ferne und ſah, daß er glücklich zum Thore hinausgelangte. Auch die Baſe war nicht angehalten worden. Um eine alte, dürftig gekleidete Frau oder ein einzelnes Kind kümmerte ſich das Kriegsvolk nicht.

In den Straßen herrſchte große Verwirrung. Die Franzoſen häuften hier Stroh und Reiſig auf, die Einwohner irrten angſtvoll und lautklagend durcheinander. Der angeſehene Kaufherr traf viele Bekannte — das hielt ihn auf, denn er vermochte nicht, ſich von ihnen zu trennen, ohne ihnen ein Wort des Troſtes, der Beruhigung zu ſagen. Sein Weg führte am Dom vorüber — die Pforten ſtanden weit offen und er trat hinein. Drinnen ſah es wüſt und unheimlich aus. Mit bitterm Schmerz blickte der alte Mann umher und wandte ſich dann nach dem Königschor, zu den Denkmälern der hier beigeſetzten Kaiſer. Mehr denn achthundert Jahre waren entſchwunden, ſeitdem Conrad der Salier nach dem jähen Tode ſeines älteſten gleichnamigen Sohnes auf Antrieb ſeiner frommen Gemahlin den Grundſtein zu dem Gotteshauſe gelegt hatte, das eines Kaiſers würdig ſein ſollte. Er erlebte die Vollendung des herrlichen Baues nicht, doch wurde ſowohl er, wie die Kaiſerin Giſela hier in der Krypta unter dem Königschor, beigeſetzt. Neben ihnen liegt ihr Sohn Heinrich III., der in der Blüthe der Mannesjahre ſtarb und den unglücklichen Heinrich IV. als ſechsjähriges Kind hinterließ.

Dieſer Letztere hatte nach ſeiner Abſetzung vom Throne den Biſchof von Speier um eine Pfründe an dieſem Münſter gebeten, damit er in ſeinem Alter nicht Hungers ſterbe. Umſonſt — die Kirche war unerbittlich, nahm den Bannfluch, welcher den Lebenden verfolgte, nicht einmal nach dem Tode Heinrichs zurück. Der Biſchof von Lüttich hatte ihn mit kaiſerlichen Ehren beſtatten laſſen, mußte die Leiche jedoch wieder ſelbſt ausgraben. Auf einer einſamen Maasinſel ſtanden verlaſſen die Reſte des einſtigen Herrn der Chriſtenheit, bei deſſen Tode in dürftiger Hütte, wie die Sage erzählt, die Glocken Speiers von ſelbſt geläutet. Nur ein zufällig des Weges daher ziehender Mönch erbarmte ſich des Verſtorbenen und ſang Tag und Nacht Bußpſalmen und Todtengebete an dem unſcheinbaren Sarge des ehemals ſo mächtigen und auch — übermüthigen Herrſchers. Endlich bereute der verrätheriſche Sohn ſeine Handlungsweiſe und ließ des Vaters Leichnam nach Speier bringen, doch währte es fünf Jahre, bevor er die päbſtliche Losſprechung vom Bann erhielt. Während dieſer Zeit ſtand der todte Kaiſer unbeerdigt in der von ihm erbauten St. Afrakapelle am Dom, dann wurde er feierlich neben ſeiner treuen Gemahlin Bertha beigeſetzt. Dem Vaterfluch und der Vergeltung entging Heinrich V., trotz ſeiner Reue, nicht. Auch an ſeinem Sterbebette weinte kein Sohn, denn er hatte keinen und nach der Sage läutete bei ſeinem Abſcheiden das Armeſünderglöckchen. Mit ihm erloſch der Stamm der Salier. Die Bewohner Speiers hatten denſelben in gutem Andenken bewahrt und der greiſe Bürger betrachtete mit tiefem Antheil die prächtigen Sarkophage von rothem Marmor, unter denen ſie in Staub zerfallen waren. Die Hohenſtaufen hatten hier nicht ihre Erbgruft — von ihnen war nur König Philipp, den Otto von Wittelsbach ermordete, Barbaroſſas Gemahlin Beatrix und deren Tochter Agnes im Dom begraben. An denſelben knüpfte ſich jedoch eine andere Erinnerung an jenes Herrſchergeſchlecht. Hier hatte der heilige Bernhard von Clairvaux in Gegenwart des erſten Hohenſtaufen, Konrads III., den Kreuzzug gepredigt. Konrad war einem Krieg in ſo entlegenem Lande wie Paläſtina, nicht geneigt geweſen, die hinreißende Beredſamkeit des frommen Predigers ergriff ihn jedoch ſo tief, daß er ſich ſchleunig das Kreuz auf den Kriegsmantel heften ließ. Und als beim Ausgang aus dem Münſter das begeiſterte Volk den Heiligen ſo dicht umdrängte, daß er beinahe erdrückt worden wäre, da nahm ihn der Herrſcher ehrerbietig auf die Schultern und trug ihn aus dem Gewühl. —

Der Kaufherr fühlte ſich von ſeiner heftigen Gemüthsbewegung angegriffen — wußte er doch, daß er zum letzten Mal hier weilte. Er ſetzte ſich auf einen Grabſtein. Auf demſelben war eine männliche Geſtalt, auf dem Rücken liegend, erhaben ausgehauen. Das Haupt trug eine Königskrone, die Hände waren auf der Bruſt gefaltet, ein weiter Talar ging bis auf die Füße, welchen ein ruhender Löwe zur Stütze diente. Bruſt und Schultern zierten Wappenſchilder mit dem Adler und ſpringenden Löwen. Das Geſicht war alt und mager, die Stirn von tiefen Falten durchfurcht. Es war der Grabſtein Rudolphs von Habsburg, der ſterbend von ſeiner Burg Germersheim nach dem nahen Speier, der „Todtenſtadt,“ gekommen. Ein Steinmetz hatte noch bei deſſen Lebzeiten das lebensgroße Bild des Kaiſers in Stein gemeißelt und zwar ſprechend ähnlich. Nach Rudolphs Ritt zum Grabe reiſte er ihm nach, um noch die letzten Runzeln, welche das Alter und der Tod in des Heimgegangenen Antlitz geprägt, ſeinem Bilde einzugraben, das dann die irdiſche Hülle des großen Kaiſers deckte. In ſeiner Nähe ſchlummerten den Todesſchlaf dicht neben einander zwei andere Kaiſer, die einſt im Leben bittere Feinde geweſen, von denen der Eine von des Andern Hand gefallen war: Adolph von Naſſau und Albrecht von Oeſterreich. Nachdem dieſer dem Erſteren, ſeinem Gegenkönig, in der Schlacht bei Göllheim Krone und Leben genommen, hatte er ihm ungroßmüthig das Grab in der Kaiſergruft und ſomit die Anerkennung der Kaiſerwürde verweigert. Albrecht endete durch Meuchelmord unter dem Stahl ſeines eigenen Neffen, Johannes von Schwaben, und ſein Nachfolger, Heinrich VII., hatte darauf die beiden kaiſerlichen Gegner an einem Tage und dicht neben einander beſtatten laſſen. Die ſich im Leben ſo blutig befehdeten — im Tode ruhten ſie friedlich beiſammen. —

Ein Soldatentrupp drang in die Kirche und gleichzeitig vernahm man draußen ein herzzerreißendes Wehgeſchrei. So ſchnell es ſeine zitternden Kniee geſtatteten, eilte der Kaufherr hinaus. Die Einwohnerſchaft wurde eben aus der Stadt getrieben und er gerieth in dieſen lebendigen Strom, in deſſen Mitte die hochbeladenen Fuhrwerke ſchwankten. Die Verzweiflung der Unglücklichen, die ihre geliebte Heimath, das Erbe ihrer Eltern verlaſſen und in die Verbannung ziehen ſollten, war unbeſchreiblich. Das Herz des Generals blieb jedoch ungerührt von dieſem Jammer. Er gab Befehl, die Stadt anzuzünden, dann rückte er mit ſeinen Söldnern hinaus. Die Lohe ſchlug bald an mehren Orten empor. Dieſer Anblick zerriß den Unglücklichen vollends das Herz. Einige ſtürzten zurück und in die brennenden Häuſer, um mit ihren Wohnungen zugleich den Untergang zu finden. Die Meiſten aber verließen ihr Hab und Gut auf den Wagen und eilten nach dem Rhein, um auf irgend eine Weiſe hinüber zu kommen. Vergebliche Hoffnung! Im Ufergebüſch lagen Musketiere im Hinterhalt — ſie ſchoſſen die Flüchtlinge erbarmungslos nieder oder jagten ſie mit Schlägen zu ihren Leidensgefährten zurück, unbekümmert um das Flehen oder Jammergeſchrei der Beklagenswerthen, die ihre nächſten und liebſten Verwandten vor ihren Augen hatten fallen ſehen und doch keinen Augenblick verziehen durften, um zu unterſuchen, ob nicht noch Rettung möglich ſei, oder um wenigſtens den theuern Todten den letzten Liebesdienſt zu erweiſen: ihnen die gebrochnen Augen zu ſchließen. Das Kriegsvolk fiel inzwiſchen über die Fuhrwerke her und plünderte ſie. Die Bitten und das Jammern derjenigen, welche hier ihr letztes Eigenthum verloren, miſchte ſich mit den Schüſſen in der Ferne, deren jeder einem friedlichen Menſchenleben ein Ende machte und den ſchneidenden Klagelauten oder dem gellenden Angſtgeſchrei Derer, die ihre Lieben getödtet ſahen und nun nach dem Lande der Mörder derſelben getrieben wurden.

„Herr Gott im Himmel! haſt Du denn kein Erbarmen für uns und keinen Blitzſtrahl, dieſe Ruchloſen zu zerſchmettern!“ rief Hans Goldſtein und wandte ſein Auge empor. Doch im klaren wolkenloſen Blau leuchtete das Himmelsgewölbe und die Sonne ſtrahlte ſo golden hernieder, wie ſonſt, wenn ſie die duftigen Trauben und die ſchweren

Aehren dieſes geſegneten Landſtriches reifte, der jetzt eine Wüſte war. —

Flüchtigen Fußes eilten eben einige Perſonen aus der Stadt herbei.

„Sie leiten das Feuer auch nach dem Dom! — Sie plündern den Dom, ſchänden die Gräber drin! Sie entweihen die Aſche unſerer Kaiſer!“ hieß es wirr durcheinander. Es ſchien, dieſe letzte Kunde laſſe für einen Augenblick Jeden ſein perſönliches Leid, ſeine eigene Noth vergeſſen, denn ein allgemeiner Schreckensruf entrang ſich den bleichen, bebenden Lippen Aller. Doch eine Schaar Kriegsknechte trieb ſie insgeſammt, Männer, Weiber und Kinder, wie eine Heerde Schlachtvieh fort, der Grenze zu. Es wurde auf das Roheſte mißhandelt, wer ſich umwandte, um noch einen Blick, den letzten, auf die Heimath zu werfen, oder ſeinen Kindern die Vaterſtadt zu zeigen, aus welcher ſie vertrieben wurden.

Anfangs hatte der Kaufherr angſtvoll umher geſchaut, ob er nicht vielleicht ſeinen Enkel oder die Baſe Urſula erblicke. Vielleicht waren ſie auch gemordet, wie ſo viele Wehrloſe. Es gab für ihn kein Mittel, ſich davon zu überzeugen, ob ſie glücklich entkommen ſeien. Er hoffte es jedoch und täuſchte ſich darin auch nicht. Sie hatten einzeln unbeläſtigt den verwüſteten Weinberg und dann in Begleitung des dankbaren Nauenheim den Nachen erreicht. Auch das jenſeitige Ufer wurde gewonnen und ſie waren nun, glücklicher als die Meiſten ihrer Landsleute, in verhältnißmäßiger Sicherheit. Ihr Retter geleitete ſie dann ungefährdet zu Bernhards Vater.

Hans Goldſtein riß haſtig das Geld heraus, welches er bei ſich trug und gab es den Soldaten der Escorte. Sie geſtatteten ihm dafür, willig, den Zug ſeiner unglücklichen Landsleute zu verlaſſen und er eilte dahin, wo der General ſich befand. Die gewaltſame Aufregung gab ihm faſt jugendliche Kraft zurück und in Kurzem hatte er die Stelle erreicht, auf welcher Monclar hoch zu Roß, umgeben von ſeinen Offizieren, noch immer hielt. Mit erhobenen Händen warf der alte Mann ſich nieder auf die Kniee und rief mit der Demuth, welche die Brutalität der Soldateska dem friedlichen Bürger aufgenöthigt hatte:

„Denkt an Euer Wort, Herr! Laßt wenigſtens den Dom verſchonen, dieſes ehrwürdige Wahrzeichen früherer Jahrhunderte! Schaut um Euch, ſeht, wie namenlos viel Jammer und Elend uns und unſere Stadt heimgeſucht hat und habt Barmherzigkeit, wenn nicht mit den Lebenden, ſo doch mit den Todten und den Denkmälern der Vorzeit und der Kunſt.“

„Der König will, daß Alles verderbe! Ich kann nichts hindern, nichts ändern!“ ſagte Monclar achſelzuckend und mit empörender Gleichgiltigkeit.

Haſtig erhob ſich der Greis. Stolz und hochaufgerichtet ſtand er vor dem Feldherrn und ſprach raſch und furchtlos: „So wird denn Euer und Eures Königs Name ſchmachbedeckt und fluchbeladen auf die Nachwelt kommen, gleich jenem Eures würdigen Kameraden Melac. Wenn die Geſchichte den künftigen Geſchlechtern von den Verheerungen der Vandalen, Mongolen und Tataren erzählt, wird ſie auch dieſen Raub- und Mordbrennerzug als einen unauslöſchlichen Schandfleck in Euren Annalen brandmarken. Es genügt Euch nicht, das blühende Land in eine Wüſte zu verwandeln, Wehrloſe hinzumorden oder ins Elend zu ſchleppen, nachdem ſie beraubt und ausgeplündert ſind! Ihr durchwühlt auch beutegierig die Ruheſtätten der Todten, entweiht die Gräber unſerer Herrſcher, zerſtört die Denkmäler unſerer Größe. Das Andenken an ſie könnt Ihr doch nimmer vernichten und eben ſo wenig dieſes Land franzöſiſch machen! Zerſtreut immerhin die Aſche unſerer Kaiſer in alle Winde — ſie wird als die Saat der Rache in die Herzen des deutſchen Volkes fallen und es endlich aufrütteln aus ſeinem ſchweren Schlummer, daß es dieſe Schmach in Franzoſenblut abwaſche. Die unzähligen Flüche und Verwünſchungen, welche Ihr und Euer König den Bewohnern dieſes unglücklichen Landes erpreßt, ſie werden ſchwer auf Frankreich zurückfallen! Es kommt eine Zeit, in welcher nicht allein die Aſche Eurer Könige entweiht, ſondern auch das Haupt des lebenden Herrſchers dem Volke nicht mehr heilig und unverletzlich ſein wird. Greuel, die Ihr ſie verübt, ſchreien empor zum Himmel um Vergeltung — ſie wird nicht ausbleiben, denn es giebt einen Gott!“

Nur die außerordentliche Ueberraſchung ſeiner Zuhörer hatte ihn ſo lange auf dieſe Weiſe reden laſſen. Jetzt ſprangen die Nächſtſtehenden hinzu und hieben und ſchlugen auf ihn ein, während ſich die Erbitterung der Andern in den heftigſten Schmähworten Luft machte. Das weiße Haar des Greiſes röthete ſich von ſeinem Blut; er wurde zu Boden geworfen und furchtbar mißhandelt. Mit ſtolzem Schweigen duldete er es. Wie Viele ſeiner Landsleute hatten gleich ihm, und mehr, leiden müſſen, ohne daß ſie ihrem gerechten Zorn, wie er, Luft gemacht! Was war auch ſein Schmerz im Vergleich zu dem Elend, welches dieſer franzöſiſche Raubzug über das Land gebracht? Ein Tropfen im Ocean!

Der General gebot, den Unverſchämten mitzunehmen, als er jetzt aufzubrechen befahl. Der alte Mann wurde gebunden und über Stock und Stein geſchleift, als ſeine Füße ihn nicht ſchnell genug tragen wollten. Es ging den nahen Germansberg hinauf. Hier machte Menclar mit ſeinen Leuten Halt und weidete ſich, wie einſt Nero, an dem grauſig ſchönen Schauſpiel eines gewaltigen Brandes. Auf ſeinen Wink wurde der Bürger von Speier auf einen Platz geſtoßen, von welchem er auch freie Ausſicht hatte und Herberes konnten ſeine Feinde in der That nicht über ihn verhängen. Die brennende Stadt lag vor ihm ausgebreitet. Eine Menge Kriegsvolk plünderte in derſelben eifrig, was noch zu plündern war und ſchürte die Flamme. Dieſe war zum Münſter hingeleitet worden, in welchem eine wilde Rotte die Altäre ihres reichſten Schmuckes beraubt und die ſchönſten Denkmäler zertrümmert hatte. Der Gedanke, den Kaiſern ſeien Koſtbarkeiten in die Gruft mitgegeben, hatte ihre Raubluſt entflammt. Sie waren in die Grüfte geſtiegen, hatten die Särge erbrochen und gierig in den Gebeinen deutſcher Kaiſer gewühlt, bis Feuer und Qualm ſie vertrieben.

Die im Dom geborgenen hölzernen Geräthſchaften der Einwohner nährten den Brand. Bald ſtieg über dem weiten wallenden Meere von Feuer und Rauch, welches über der Stadt wogte, eine mächtige Doppelfeuerſäule empor, hoch, hoch hinein in den prachtvoll tiefblauen Frühlingshimmel.

Ein unſägliches Weh zerriß bei dieſem Anblick das Herz des Greiſes.

Seine uralte herrliche Stadt und den Kaiſerdom ganz der Verwüſtung preisgegeben zu ſehen, das brach das Herz des treuen Bürgers. „Leuchte weit hin in das deutſche Land!“ murmelte er endlich mit erſtickter Stimme. „Sei ein Feuerzeichen für das Reich — entzünde im Herzen des ganzen Volkes ein anderes Feuer, das der Rache, welches die Macht der Mordbrenner verzehrt, wie dieſes Gebäude, das für Jahrtauſende errichtet ſchien, von der Gewalt der Flammen zerſtört wird! — Ermanne Dich, mein Vaterland — fühle die Schmach, womit Du überhäuft wirſt — nimm dieſen Welſchen die ſchönen Landſtriche ab, welche ſie Dir ſchmählich entriſſen — erinnere Dich, daß Du ſtark und unüberwindlich biſt, wenn Du es nur ſein willſt und laß dieſe Brandfackel die letzte ſein, welche fremde Kriegsknechte in Deine geſegneten Gauen ſchleudern dürfen.“

Er ſchwieg. Sein Auge blieb ſtarr auf die Flammenpyramiden geheftet. — Wie die große reiche Stadt endlich in einen Trümmerhaufen zuſammen ſank, das ſah er freilich nicht — er war todt. Speier brannte zwei und ſiebzig Stunden lang.

Mit ſeinen Mitbürgern, welche den heimiſchen Boden mit ihrem Herzblut getränkt hatten, ward er ſtill und klanglos verſcharrt. Doch war es ja vaterländiſche Erde, die ihn deckte, nicht die verhaßte fremde Scholle — ſie wurde ihm alſo gewiß leicht. Sein letzter Wunſch ging leider nicht in Erfüllung. Schon wenige Tage nach Speier wurde auch das alte Worms, der Wohnſitz König Gunthers im Nibelungenliede, der Ort, an welchem einſt Luther die denkwürdigen Worte ſprach: „Hier ſtehe ich — ich kann nicht anders — Gott helfe mir!“ in Aſche verwandelt. Im Badiſchen und in der Hardt wurde eben ſo gehauſt, auch im Erzſtift Trier, als die brandenburgiſchen Truppen heranrückten und die Franzoſen einſahen, ſie könnten das weite Gebiet nicht behaupten, welches ſie beſetzt hatten. Als ſie es räumten, war dieſes reichſte der deutſchen Lande wirklich eine Wüſte, wie der König es gewollt hatte. Ludwig ließ auf dieſe Schandthat eine Denkmünze mit der Umſchrift prägen: „Rex dixit et factum est.“ — Erſt viel ſpäter züchtigte ein deutſcher Fürſt, züchtigte Friedrich der Große bei Roßbach den Uebermuth der Franzoſen.

Die Feuerſäulen der brennenden Städte und Schlöſſer, die vandaliſche Verheerung des ſchönen Rheinlandes ſtachelte das deutſche Reich ſo wenig zu energiſchem Handeln auf, daß die Franzoſen noch einen zweiten Zug in die Pfalz unternehmen konnten und dieſes Land nur mit Mühe wieder an Deutſchland zurückkam. Im ſpaniſchen Erbfolgekriege brachte zwar „Prinz Eugenius, der tapfere Ritter,“ dem Heere Ludwig XIV. manche ſchwere Niederlage bei und in dem darauf folgenden Raſtatter Frieden mußte der ſtolze König manche ſeiner Eroberungen wieder zurückgeben. Das Elſaß blieb jedoch bei Frankreich, welches auch ſpäter noch Lothringen durch Tauſch erhielt und — wurde nicht einmal 1814 zurückgenommen, als die Deutſchen die Macht dazu hatten. Noch immer dulden ſie, daß ihre Brüder von Fremden beherrſcht und genöthigt werden, von deutſcher Art und Sitte, von deutſcher Sprache zu laſſen.

Die Rheingegend erholte ſich ſehr langſam von den traurigen Folgen jenes franzöſiſchen Einfalls und Speier begann ſich erſt zehn Jahre nach ſeiner Zerſtörung allmählich aus dem Schutt zu erheben. Noch heute aber erzählen viele Ruinen von der vandaliſchen Rohheit jener Nation, die ſich ſelber gern die „große“ nennt und gleichzeitig von der Schwäche und dem Verfall Deutſchlands. Louvois, Melac und Monclar aber ſind in der Pfalz bis auf den heutigen Tag — Hundenamen.

* * *

Guſtav und Albert

oder

Saat und Ernte.

Erſtes Kapitel.

Die Freiſchüler hatten eben ihre vierteljährigen Zeugniſſe und acht Tage Ferien erhalten und die Stimmung, in welcher ſich Knaben und Mädchen aus der Klaſſe drängten, war ſo verſchieden, wie die Nummern, welche ihnen zu Theil geworden. Einige freuten ſich ſchon auf den Silbergroſchen, den ſie von ihren Vätern, Müttern, Tanten oder Pathen zu bekommen hofften; Andere fürchteten die Strafen, welche ihrer harrten; noch Andre, aber die Wenigſten, waren gleichgiltig, oder dachten höchſtens an das Vergnügen, eine Woche lang nicht in die Schule gehen zu dürfen.

Der Primus der zweiten Klaſſe, ein großer ſtämmiger Knabe von neun Jahren hatte ſchon während des Schlußgeſangs, wenn es unbemerkt geſchehen konnte, einer Schülerin der erſten Klaſſe durch Blicke und Geberden ſeine Freude und Theilnahme zu erkennen gegeben und ſeine Zeichen waren nicht unbeantwortet geblieben.

Bei dem Hinausgehen arbeitete er ſich ziemlich ungeſtüm durch ſeine Kameraden bis zu dem Mädchen und ſagte ganz glückſelig: „Ach, Pauline, wie wird die Mutter ſich freuen! Meine Zwei iſt die beſte von Allen und jetzt bin ich auch in der erſten Klaſſe. Wären die Ferien nur zu Ende — mir wird die Zeit diesmal ſehr lang werden! — Und auch Du haſt wieder, wie immer ein gutes Zeugniß."

Indeß waren ſie auf die Straße gelangt, und eilten nun nach Hauſe. Faſt athemlos betraten ſie ihr ärmliches Stübchen, das heute ſehr wüſt ausſah. Die Betten waren in Laken gebunden, und verſchiedenes Geräth und Küchengeſchirre ſtand und lag umher.

„Wo iſt die Mutter?" fragte Pauline zwei kleine Mädchen, welche ſpielend auf der Erde kauerten.

„In der neuen Wohnung!" antwortete Clara langſam und die kleinere Schweſter wiederholte jedes ihrer Worte.

„Dann will ich nur raſch hinlaufen," ſagte der Knabe und war ſchon halb die Treppe hinunter.

„Guſtav, Guſtav! warte doch!" rief ihm Pauline nach. „Ich gehe auch und wir können gleich Etwas mitnehmen."

Guſtav kam zurück und nahm zwei Stühle; Pauline folgte mit einigen Blumentöpfen, nachdem ſie den Kleinen noch eingeſchärft hatte, die Stube nicht zu verlaſſen.

Unterwegs ſprachen ſie Anfangs wieder von Schulangelegenheiten, dann aber von einem gleichfalls ſehr wichtigen Gegenſtande, von der neuen Wohnung.

Die Mutter ſcheuerte dieſelbe, mußte aber aufhören; ſie konnte nicht Geſchriebenes leſen, alſo las ihr jedes der Kinder das Zeugniß des Andern vor. Beider Geſichter glühten; Pauline ſah verſchämt nieder, Guſtav jedoch heftete ſeine freudeſtrahlenden Augen auf die Mutter. Dieſe kehrte zu ihrer Arbeit zurück und ſagte freundlich, aber anſcheinend gleichgiltig:

„Nun, das laſſe ich mir gefallen, Guſtav. Doch biſt Du alt genug und es iſt kein Wunder, daß Du einmal gelobt wirſt. Bemühe Dich nur, daß es in der erſten Klaſſe dabei bleibt und Du immer ſo gute Zeugniſſe bringſt, wie Pauline. — Ich habe ja nichts weiter für meine Sorge und will auch weiter nichts haben, als daß Ihr mir Freude macht. — Jetzt kannſt Du gehen Feuer machen und die Kartoffeln beiſetzen. Es wird Suppe gekocht, Du weißt ja — laß mir aber auch die

Emma nicht zu Schaden kommen. Und Du, Pauline, kannſt mir hier helfen."

Die Kinder gehorchten und als Frau Weiße mit Pauline die Dielen aufgetrocknet, Sand geſtreut und den Flur geſcheuert hatte und nach Hauſe kam, war das Mittageſſen beinahe fertig.

Nach dem Eſſen ward in der Nachbarſchaft ein Handwagen geliehen und nun ging es friſch an das Umziehen. Alle thaten ihr Möglichſtes, ſogar die kleinen Mädchen wollten etwas helfen und trugen leichte Sachen und ihr zerbrochenes Spielzeug. Die wenigen Habſeligkeiten waren bald hingeſchafft und untergebracht. Noch vor Abend war Alles in Ordnung und nun konnte die neue Wohnung nicht genug gelobt werden.

Sie übertraf die alte aber auch bei Weitem, war größer, heller und freundlicher und nicht unter dem Dach, mußte alſo wärmer ſein. Auch hatten ſie das Vergnügen, ein Haus ganz allein zu bewohnen, denn das kleine Hintergebäude enthielt außer der Stube und dem Flur nur noch eine Kammer. Der Kamin rauchte nicht, als zum Abendbrod Feuer angemacht wurde, und die Fenſterſcheiben waren, wenn auch nicht alle ſehr klar, doch ganz bis auf einige kleine Sprünge. Statt auf Dächern und Mauern ſchaute man jetzt auf einen geräumigen Hof und das Vorderhaus. Ja, aus dem einen Fenſter konnte man, wenn der Thorweg grade offen war, ſogar ein kleines Stückchen von der Straße ſehen. Dieſen Anblick genoſſen die Kinder nacheinander und fanden es wunderſchön, daß ihnen durch das Thor Pferde und Wagen und Leute auf einen Augenblick ſichtbar wurden. Das Kammerfenſter ging auf einen Garten mit einem kleinen Hauſe im Hintergrunde. Auf einigen Beeten blüheten verſchiedene Herbſtblumen und an vielen der Bäume, deren Laub ſchon den Boden bedeckte, hingen ſchöne Früchte. Sehnſüchtig ſchauten die Kinder in dieſen Garten, der ihnen mit ſeinen Aſtern, Aepfeln, Pflaumen und Kohlköpfen ein Paradies zu ſein ſchien, ihnen jedoch verſchloſſen war. Sie tröſteten ſich hierüber indeß und kehrten wieder in die Stube zurück.

In dem Vorderhauſe mußten ſehr vornehme Leute wohnen, denn auch die Fenſter der Hinterſtuben ſchmückten ſchöne Gardinen. Auf dem Hofe befand ſich ein kleiner Taubenſchlag, doch blieb am erſten Nachmittage nicht Zeit, ihn und ſeine Bewohner zu betrachten. Die Kleinen wagten ſich nicht allein auf den fremden Hof. Pauline mußte aufräumen helfen, Guſtav die Lampe, einiges Blechgeräth und die Gewichte der Uhr putzen. Auch gab es noch Mancherlei zu thun, ehe Alles ſo aufgeſtellt war, daß eine Verbeſſerung und Verſchönerung unmöglich ſchien.

Nun ſah es in der Stube aber auch ſehr hübſch aus. Zwiſchen den niedrigen Fenſtern hing ein fußhoher Spiegel in breitem Rahmen; auf der darunter ſtehenden Kommode, welche eine ſaubere Serviette bedeckte, prangten Taſſen und Gläſer und zwei rothlackirte Leuchter; auf den zwei Betten, worin Frau Weiße ſammt den Mädchen ſchlief, lagen reinliche kattune Decken; die alten Gardinen ſahen mit den vielen geſtopften Löchern faſt wie geſtickt aus und machten ſich, trotz ihrer ſpärlichen Falten, ſehr gut. Ein alter Nähtiſch und ein wurmſtichiges, roth angeſtrichenes Eckſpind waren gleichfalls weiß bedeckt; in einer Ecke hing die Uhr, in einer andern an Bindfaden zwei Brettchen mit einigen Büchern; daneben hing Paulinens Schulkorb und Guſtavs Schiefertafel, ein Lineal und eine polirte Elle. Die friſchgeweißten Wände ſchmückten mehrere Bilder: Martin Luther, Friedrich Wilhelm der Dritte und der alte Fritz, dann die Geſchichte Moſis in kolorirten Kupfern, und Blumentöpfe die Fenſterbretter.

Nach dem Abendbrot ließ die kleine Emma ſich endlich ausziehen; plötzlich aber ſchrie ſie ängſtlich auf. Durch das Fenſter ſah ein neugieriger Knabe. Als ſich Aller Augen nach ihm wandten, ſchnitt er Geſichter, lachte hell auf und lief davon.

Frau Weiße beeilte ſich, die vergeſſenen rothbaumwollenen Gardinen anzumachen und vorzuziehen. Guſtav hatte Luſt, den ungezogenen Jungen durchzuprügeln. Bald darauf vernahmen ſie im Garten ein Geraſchel — die Kinder liefen neugierig zum Kammerfenſter, doch die Finſterniß ließ nichts unterſcheiden. Das Geräuſch dauerte fort — es ward ein Baum geſchüttelt. Jetzt hörte man Hundegebell und gleich darauf von einer ſcheltenden Frauenſtimme die Drohung, ſie werde den

Hund loslaſſen. Ein lautes, ſpöttiſches Gelächter antwortete darauf, dennoch eilte der Knabe aus dem Garten, klopfte im Vorbeiſtreifen an die verhängten Fenſterſcheiben und lief in das Vorderhaus.

„Welch gottloſer Bube!“ eiferte Pauline. „An dem werden wir wohl eine ſchöne Nachbarſchaft haben!“

„Oho, er ſoll uns ſchon in Ruhe laſſen!“ ſagte Guſtav. „Kommt er wieder, ſo binde ich gleich mit ihm an.“

„Das will ich mir hübſch verbeten haben,“ meinte Frau Weiße. „Wenn Ihr Jedem aus dem Wege geht, wird Euch zuletzt Niemand etwas thun. Und im ſchlimmſten Fall ſind ſeine Eltern da, um ihn zu beſtrafen. — Aber wir wollen nicht mehr daran denken, ſondern den lieben Gott bitten, uns in der neuen Wohnung Gedeihen zu geben, das heißt, Geſundheit, Arbeit und ein zufriedenes Herz. Der Winter iſt vor der Thür — für arme Leute ein ſchlimmer Gaſt. Doch wenn wir thun, was wir können, wird es ſchon gut werden. — Ueber die ſchönen Zeugniſſe habe ich mich ſehr gefreut, und möchte Euch dafür gern Etwas zu Gute thun. Sonntag iſt Emma drei Jahr — ſeid Ihr bis dahin recht artig, ſo richte ich Euch einen gehörigen Geburtstag aus. Zum Frühſtück bekommt Jeder eine Schnecke, zu Mittag giebt es Pflaumenſuppe und dicken Reis, Nachmittag gehen wir ſpazieren, wenn ſchönes Wetter iſt, und Abends ſpielen wir alle Lotterie. Wer nicht folgſam iſt, hat daran keinen Theil und ſoll zuſehen, wie die Andern ſchmauſen. — Und nun zu Bett, ſonſt wollt Ihr morgen gar nicht heraus.“

Von den Aufregungen und Anſtrengungen dieſes ereignißreichen Tages erſchöpft, beeilten ſich die Kinder, dem mütterlichen Gebote Folge zu leiſten, und bald ſchwebten ihnen nur noch im Traume die verheißenen geburtstäglichen Herrlichkeiten vor.

Zweites Kapitel.

Frau Weiße war die Wittwe eines ehrſamen Schneiders, der ihr einen guten Namen, aber kein Vermögen hinterlaſſen hatte. Mit unausgeſetzter Thätigkeit und der größten Sparſamkeit gelang es ihr, ſich und die Kinder zu ernähren. Sie nähte feine Wäſche und hatte vollauf Arbeit, denn die ehemaligen Kunden ihres Mannes hielten viel auf ſie. Weibliche Handarbeiten werden zwar ſchlecht bezahlt, und Denen, welche ſich damit ernähren, geht es immer ſehr kümmerlich. Oft ſind aber Neigungen und Gewohnheiten, welche an Zeit und Geld für die geringe Einnahme zu koſtſpielig ſind, Schuld an dem Mangel der Arbeitenden. Frau Weiße beklagte ſich ſelten über den ſchlechten Verdienſt und die ſchlechten Zeiten, ſie ſchränkte ſich ein und war nicht nur ſelber fleißig, ſondern hielt auch die Kinder dazu an. Pauline ſtrickte und erwarb damit, wenn auch nicht grade viel Geld, ſo doch mehr, als ſie zu ihrer einfachen Kleidung brauchte, und Guſtav mußte thun, was er konnte — Gemüſe reinigen, Arbeit austragen und den größten Theil der Lebensbedürfniſſe einkaufen.

Am andern Vormittag waren alle emſig beſchäftigt. Frau Weiße beendigte eben ein Chemiſett, das letzte von einem Dutzend. Pauline benutzte die Ferien, um die Menge Mützchen und Kanten, welche längſt beſtellt waren, wenigſtens theilweiſe fertig zu machen. Sie war wenig über zehn Jahre alt, aber ſehr verſtändig und die Mutter konnte ſich durchaus auf ſie verlaſſen. Dabei war ſie recht hübſch, hatte eine blühende Geſichtsfarbe, blaue Augen und ſtarkes blondes Haar, das ſie mit großer Geſchicklichkeit ſelber flocht und immer ſehr glatt trug. Ihre Kleidung beſtand, wie die ihrer Schweſtern, gewöhnlich aus dauerhaftem Gingham oder Neſſel und war ſtets ſauber. In der Schule ward ſie wegen ihres Fleißes und anſtändigen Betragens oft gelobt.

Guſtav war ein Jahr jünger, aber faſt größer, als ſie. Er hatte auch blaue Augen und blondes Haar und ſein hübſches, offenes Geſicht glich dem Paulinens, doch war es mehr gebräunt. So bedächtig, wie ſeine Schweſter, war er nicht, aber wo möglich noch gutmüthiger. Von Fleiß hatte ſich bei ihm bis vor Kurzem faſt keine Spur gezeigt; er hatte lieber geſpielt als gelernt und war nicht für beſonders talentvoll gehalten worden. Endlich erwachte ſein Verſtand und auch ſein Ehrgeiz; er wollte es Paulinen gleich thun. Seitdem er die Süßigkeit des

Lobes gekoſtet hatte, war er der eifrigſte Schüler, den es geben konnte. Jetzt arbeitete er an den Ferienaufgaben mit ſolchem Eifer, daß ihm die Leinwandſacke zu warm wurde und er es vorzog, in Hemdärmeln dazuſitzen.

Die fünfjährige Clara galt für den Dummkopf der Familie, hatte aber zuweilen ſehr drollige Einfälle und machte Bemerkungen, die den Nagel auf den Kopf trafen. Sie ſprach und bewegte ſich ziemlich langſam, war indeſſen nicht träge, ſondern oft ziemlich wild und knabenhaft. Auch ſie war blond und hatte einen friſchen Teint wie Pauline, doch nicht blaue, ſondern braune, ruhige Augen, war für ihr Alter ziemlich groß und, wie ihre ältern Geſchwiſter, immer geſund.

Die Jüngſte kränkelte viel und war klein und ſchwächlich; ihre gelbliche Hautfarbe und die aufgeworfene Oberlippe verrieth eine Anlage zu den Scropheln und ſtach ſehr gegen die ihrer Geſchwiſter ab. Sie hatte bräunliches Haar und dunkle Augen, deren Schönheit Jedem auffiel, welche aber oft von einem tiefen Rand umgeben waren. Emma ward gewöhnlich: das Kind genannt und von den Geſchwiſtern, wie von der Mutter, als die Jüngſte und meiſt Kränkliche mit großer Nachſicht behandelt. Trotzdem war ſie recht artig, nur ſehr zum Weinen geneigt und auch ſehr blöde und furchtſam. Sie hatte nie eine andere Spielgefährtin gehabt, als Clara und war darum ſo ſehr an dieſe gewöhnt, daß ſie ihr Schritt vor Schritt folgte und Alles, was dieſelbe ſprach und that, mit möglichſter Genauigkeit wiederholte.

Jetzt wickelte Clara Baumwolle. Sie war zu klein, um über die beiden Stuhllehnen, auf welchen das Garn lag, hinüberzureichen, alſo ging ſie um die Stühle herum. Emma ging hinter ihr, ſo raſch oder ſo langſam wie ſie, hatte ein zuſammengelegtes Papier in der Hand und that, als wickele ſie auch emſig Baumwolle.

Frau Weiße war endlich mit dem Nähen fertig und ging aus. Auf dem Hofe kehrte ſie wieder um und rief die drei Mädchen.

„Setze Dich mit Deinem Strickzeug hier auf die Schwelle,“ ſagte ſie zu Pauline, „und Ihr, Kinder, ſpielt draußen. Emma braucht friſche Luft und muß hernach ja den ganzen Winter in der Stube bleiben.“

Alle Drei ſetzten ſich auf die Schwelle und betrachteten ihre Umgebung. Das Wetter war außerordentlich mild, klar und ſtill. Weiße und bunte Tauben ſpazierten auf dem Hofe umher, flogen auch wohl in den Schlag oder auf das Dach, kamen aber immer wieder herunter. Clara und Emma betrachteten ſie mit großem Vergnügen und wagten ſich nicht zu rühren, um ſie nicht zu verſcheuchen.

Pauline ſtrickte ein Kindermützchen und zählte dabei aufmerkſam die Maſchen, als ſie aber glatt über das Muſter ſtrickte und die Tauben genug geſehen hatte, ſang ſie, erſt leiſe, dann immer lauter und ſichrer, das Lied: „Jüngſt als ich in der Blumenzeit“, welches ſie und Guſtav neulich in der Schule gelernt hatten. Emma beſaß ein liebliches Stimmchen und ein gutes Gedächtniß und wußte eine Menge Lieder, ohne daß ſie ihr oft vorgeſungen worden. Auch das, welches Pauline jetzt ſang, kannte ſie faſt ganz auswendig, alſo ſtimmte ſie ein, doch nicht lange.

Clara war nicht blöde und heute beſonders unternehmungsluſtig; das Stillſchweigen langweilte ſie, alſo erhob ſie ſich, um auf Entdeckungen auszugehen. Emma begleitete ſie. Beide guckten um die Ecke des Häuschens und waren ſehr überraſcht, einen Staketenzaun mit einer kleinen Pforte und dahinter den Garten zu ſehen, welchen ſie auch von ihrem Kammerfenſter aus erblickten. Langſam traten ſie näher und ſchauten durch die Zwiſchenräume der Latten. Wie wunderſchön war es da drinnen! Eine Staude dunkelrother Georginen feſſelte beſonders Claras Aufmerkſamkeit und ſie hätte die prächtigen Blumen gern ganz nahe geſehen. Im Garten war Niemand und die Thür nur angelehnt; ſie öffnete nach einigem Zögern und ſchlich mit klopfendem Herzen vorwärts. Emma fürchtete ſich, indeß ſiegte die Anhänglichkeit an ihre Schweſter und die Gewohnheit, ihr Alles nachzumachen; ſie ging mit, hielt ſich aber ängſtlich an Claras Schürze feſt. Ehe ſie jedoch den Gegenſtand der Bewunderung erreicht hatten, wurden ſie unerwartet angeredet.

Ein kleines altes Frauenzimmer trat plötzlich aus einem Seitengange und fragte nicht gerade unfreundlich, aber doch auch wenig aufmunternd:

„Was wollt Ihr?“

Emma erſchrak über die fremde Stimme und noch mehr über das gelbe runzelvolle Geſicht der Redenden. Dieſe hatte das graue Haar ſorgfältig unter eine ſchwarze Tüllhaube geſtrichen und ein großer Büſchel brauner Locken hing neben jeder Wange. In einer der mit alten Lederhandſchuhen bedeckten Hände hielt ſie eine gewaltige Scheere.

„Wir — wollen — gar — nichts!“ ſagte Clara noch langſamer, als gewöhnlich und ſah ſich nach dem Rückwege um, während Emma ihre Hand ergriff und die Miene zum Weinen verzog.

„Dann fort, Kinder, und kommt mir nicht mehr wieder, ſonſt ſchneide ich Euch die Naſen ab; ich kann hier ſolche Leute nicht brauchen!“ ſprach die Gartenbeſitzerin und öffnete drohend die rieſige Scheere.

Clara faßte die Hand ihrer Schweſter feſter und Beide liefen zurück, während Emma laut zu ſchreien anfing. Die Alte lachte über dieſe Angſt ſo, daß die Enden der großen, etwas verblichenen gelben Bandſchleife auf ihrer Haube wie ein Flügelpaar aufwogten. Dann kehrte ſie in die Tiefe des Gartens zurück.

Drittes Kapitel.

Emmas Geſchrei rief nicht nur Pauline, ſondern auch Guſtav zu ihrem Beiſtande herbei.

„Was fehlt dem Kinde — was iſt Dir, Emmchen?“ fragten Beide, als ſie keine Urſache zu Thränen erblickten. Die Kleinen hatten die ungaſtliche Pforte ſchon hinter ſich.

Clara erzählte, was geſchehen war.

„Sind die Leute da ſo unfreundlich gegen kleine Kinder, dann iſt es ihnen ganz recht, daß ihre Bäume bemauſt werden!“ ſagte Guſtav, ſtieß die noch offenſtehende Thür mit dem Fuße zu und ging wieder zu ſeiner Arbeit.

Pauline hatte das Schweſterchen beruhigt und führte es wieder zur

Schwelle. „Warum gehſt Du auch dahin, Clara!“ tadelte ſie. „Du haſt im Garten nichts zu ſuchen, und biſt nur Schuld, daß das arme Kind ſich geängſtigt hat.“

„Hätte ich das gedacht,“ antwortete Clara zwiſchen Empfindlichkeit und ſcheinbarer Verachtung, „es wäre mir gar nicht eingefallen, in den Garten zu gehen, und wenn er auch noch hundert Mal ſchöner wäre. Abpflücken wollte ich ja nichts, nur die Blumen beſehn.“

Sie ſetzten ſich wieder, waren aber nicht länger allein. Schon vorhin, bei Paulinens Geſang, hatte ein Kinderkopf und dann ein zweiter aus einem Fenſter des großen Hauſes geſchaut. Emmas Geſchrei lockte eins der Kinder heraus, einen hübſchen Knaben von ungefähr vier Jahren, der ſie jetzt neugierig betrachtete. Seine Kleidung war ſehr reich, doch ging er damit nachläſſig um, wie die vielen Flecke auf dem blauen Sammetrock bewieſen, und nun ſetzte er ſich, nicht weit von den Mädchen, auf das ſtaubige Pflaſter.

„Schade um die ſchönen weißen Höschen;“ ſagte Pauline halblaut.

Der Kleine wandte ſich um und — ſtreckte die Zunge aus.

„Da könnte die alte Frau im Garten ihre Scheere gebrauchen,“ meinte Clara, während Pauline über dieſe Unart den Kopf ſchüttelte und Emma ſo erſtaunt war, daß ſie Claras Worte zu wiederholen vergaß.

„Ich gebe Euch bald Eins an die Ohren!“ rief der Knabe und ſprang auf.

Clara war ſonſt nicht händelſüchtig, in dieſem Augenblick aber noch durch die Begegnung im Garten gereizt. Ohne ihre gewöhnliche Gelaſſenheit ſtand ſie von der Schwelle auf und ſagte herausfordernd: „Ja, komm nur her, ich werde Dir zeigen, wer ſtärker iſt.“

„Ich werde Dir zeigen, wer ſtärker iſt,“ ſprach Emma nach und flüchtete hinter ihre älteſte Schweſter.

Der Kleine ſtürzte erbittert auf Clara zu, doch Pauline trat dazwiſchen und ergriff ihn. Wüthend wollte er um ſich ſchlagen, ſie hielt ihn jedoch feſt. Als er ſah, daß ſeine Anſtrengungen vergebens waren, ſtieß er ein durchdringendes Geſchrei aus, worauf Pauline ihn beſtürzt losließ. Gleichzeitig erſchien eine Dame am Fenſter und rief verweiſend:

„Was fehlt Dir denn, Erwinchen? Geh nicht zu den unartigen Kindern, ſie thun Dir Etwas. Komm lieber herein, ich gebe Dir auch ein großes Stück Zucker!“

„Ich will nicht,“ antwortete Erwinchen kurz und ſetzte ſich mitten auf dem Hofe nieder.

Pauline machte ihr Strickzeug zurecht; ihre Schweſtern hörten verwundert die Antwort des Knaben und erwarteten, er werde dafür tüchtig mit der Ruthe bekommen.

Sie irrten jedoch; als die Dame ſah, daß ihr Söhnchen ruhig in der Erde kratzte, zog ſie ſich vom Fenſter zurück und zeigte ſich vorläufig nicht wieder.

Ein etwa ſiebenjähriges Mädchen kam jetzt auf den Hof und ſagte, auf ihren Bruder deutend, mit altkluger Miene: „An Den müßt Ihr Euch gar nicht kehren. Er iſt unartig, wenn man ſich aber um ihn nicht bekümmert, geht es ziemlich mit ihm.“

Die Kleine trug einen geſtickten Thibetrock, ein ſeidenes Jäckchen, geſtickte Pantalons und Zeugſtiefelchen; ihre dunkeln Locken waren mit roſa Schleifen aufgebunden. Sie hatte ſchöne Augen und ein feines Geſichtchen, das durch ſchwarze ſtockige Zähne etwas entſtellt ward. Sie war offenbar ſehr eitel und trug das hübſche Köpfchen mit dem Bewußtſein, ſchöne Kleider zu tragen; ſie zierte ſich beim Sprechen und Gehen und redete zu den armen Mädchen, die alte Ginghamkleider und Lederſchuhe und keine Pantalons anhatten, in dem Tone vornehm freundlicher Herablaſſung.

Sie fragte nach ihren Namen und beſah dann Paulinens Arbeit.

„Alma, Du wirſt verbrennen!“ rief die Mutter vom Fenſter aus.

Gehorſam holte Alma Hut und Handſchuhe. Pauline ging nach dem Muſter hinein und Emma wäre ihr gern gefolgt; ſie fühlte ſich in der Nähe der kleinen Dame unbehaglich, blieb aber draußen, weil Clara nicht hineinging.

Dieſe war weniger ſchüchtern. Sie hatte den Namen Alma nicht behalten, und fragte daher das kleine Fräulein ganz zutraulich: „Wie heißeſt Du denn eigentlich?"

Emma war über dieſe Dreiſtigkeit ſehr betroffen und echote deshalb auch nur faſt unhörbar: „Wie heißeſt Du denn eigentlich?"

Alma antwortete und fragte dann mit einem mitleidigen Blick auf die geflickten Kleider: „Ihr ſeid wohl recht arm?"

„Ja, die Mutter ſagt immer, wir ſind arme Leute," entgegnete Clara treuherzig.

„Das dachte ich mir gleich. Aber es ſchadet nichts, Ihr müßt Euch darüber nicht grämen, denn es muß auch arme Leute in der Welt geben," verſetzte Alma mit Gönnermiene. „Wir ſind reich und wir Kinder bekommen Alles, was wir nur haben wollen. Die Mama iſt auch Von— doch der Papa nicht und das iſt ſchade."

„Was iſt denn Von?" fragte Clara neugierig.

Alma war über dieſe Unwiſſenheit ſehr erſtaunt. „Nun, das iſt von Adel," ſagte ſie; als ſie jedoch merkte, daß dieſe Belehrung nicht hinreichte, ſann ſie auf eine recht gründliche und fragte: „Wie heißt Dein Vater?"

„Er iſt ſchon todt!"

„Wie hieß er denn aber?"

„Weiße, Schneider Weiße."

„Nun, ſiehſt Du, Dein Vater hieß Weiße; wäre er von Adel geweſen, ſo hätte er von Weiße geheißen — das iſt der Unterſchied. Wenn man von Adel iſt, ſchreibt man vor ſeinen Namen das Wörtchen: „Von" und iſt gnädig. Papa heißt Linker; wenn er adelig wäre, möchte er von Linker heißen. Mama iſt eine geborne von Kalkſtein, Aurelie von Kalkſtein. Das lautet recht hübſch, nicht wahr? Und Alma von Linker möchte auch nicht übel klingen. Nun, wenn ich groß bin, heirathe ich mir einen Adligen, das hat Mama auch ſchon geſagt. Ich werde dann eine gnädige Frau ſein und viele Güter haben und Du kannſt dann zu mir in den Dienſt kommen. Es wird Dir ſchon gefallen. Bei uns haben es die Mädchen auch ſehr gut. Ich will die Mama bitten, daß ſie Euch alte Sachen ſchenkt. Meine Kleider würden

Dir wohl gerade paſſen und mir kann ſie wieder neue kaufen; wir haben ja viel Geld und bekommen auch überall geborgt."

Sie zählte nun in einer langen Rede ihre verſchiedenen Kleidungsſtücke, ihre Puppen und ihr Spielzeug auf.

Clara hörte mit ehrfurchtsvoller Verwunderung zu; ſolcher Reichthum ging über ihre Begriffe. Die ſcharfſinnige Erklärung des „Von" war ihr zwar unverſtändlich, vermehrte darum aber ihren Reſpekt bedeutend. Das Anerbieten, in ſo hohe Dienſte zu treten, erſchien ihr als eine ungeheure Ehre und intereſſirte ſie mehr, als das Verſprechen alter Kleider oder die Beſchreibung der Spielſachen, und als Alma einen Augenblick inne hielt, beantwortete ſie nur ihre Gedanken, indem ſie äußerte: „Am liebſten möchte ich dann bei dir Milchmädchen ſein."

„Auf meinen Gütern brauche ich allerlei Leute!" verſetzte die künftige gnädige Frau huldvoll. „Aber warum willſt Du nicht lieber Köchin oder Stubenmädchen werden, das iſt doch feiner."

„Ach nein, Milchmädchen — das iſt ſo hübſch, dann mache ich immer ſo und ſo!" entgegnete Clärchen und machte eifrig die Geberde des Melkens und Butterns.

Emma hatte ſie, wie immer, mit geſpannter Aufmerkſamkeit angeſehen und jedes Wort, ſobald es von ihren Lippen gekommen war, wiederholt, auch jede ihrer Bewegung treulich nachgeahmt.

Ein lautes Gelächter erſchreckte ſie; ein dreizehn- bis vierzehnjähriger Knabe, Almas Bruder, fütterte die Tauben und hatte die kleinen Mädchen belauſcht, ohne daß ſie ihn im Eifer wahrgenommen. Sein hübſches regelmäßiges Geſicht machte keinen angenehmen Eindruck; es war blaß und durch den Ausdruck von Trotz, Uebermuth und Schadenfreude entſtellt.

„Allerliebſt!" rief er noch immer ſpöttiſch lachend. „Die gnädige Frau engagirt ſich ein Milchmädchen, hahaha! Das Schönſte iſt aber dies nachſprechende und nachahmende Geſchöpfchen! Biſt Du ein Papagei oder ein Affe, kleiner Balg?"

Emma nahm das ſehr übel und fing an zu weinen.

„Das ſage ich der Mutter, Albert!" drohte Alma. „Du haſt Dich um Andre gar nicht zu bekümmern."

„Geh doch, geh — ich habe grade Angſt vor der Mutter!“ antwortete Albert, die Achſeln zuckend.

„Wart, das ſage ich ihr ganz gewiß und auch dem Vater!“

„Meinetwegen auch dem Großvater; nur raſch, Du Klatſchmäulchen!“ verſetzte Albert und ſteckte die Hände mit geringſchätziger Miene in die Hände ſeines großcarrirten Schlafrocks.

Pauline kam und verſuchte Emma zu begütigen.

„Du mußt doch nicht immer weinen,“ ſagte ſie endlich verweiſend. „Es ſchadet nicht, wenn über Dich gelacht wird — ja, es iſt ſogar ſchön und Du kannſt mitlachen. Sonntag iſt Dein Geburtstag, alſo mußt Du Dich gut aufführen. Wenn Du weinſt und unartig biſt, iſt die Mutter böſe und dann wirſt Du gar keinen Geburtstag haben.“

„Ach, Pauline, dann wird ſie ja aber auch nicht größer!“ ſagte Clara ganz erſchrocken.

Albert brach wieder in ein ſchallendes Gelächter aus, wodurch ſich Clara ſehr beleidigt fühlte.

Jetzt ſteckte Guſtav den Kopf zum Fenſter hinaus und ſagte: „Ueber meine Schweſter braucht Niemand zu lachen.“

Albert wandte ſich zu ihm, betrachtete ihn verächtlich, murmelte: „Dummer Junge“ und „Lumpengeſindel“ und ging zu ſeinem Taubenſchlag.

Pauline ermahnte Guſtav zum Schweigen und ging mit ihren Schweſtern in die Stube.

Viertes Kapitel.

In dem kleinen Gartenhauſe wohnten zwei Schweſtern, die man faſt nur unter dem Namen: die alten Mamſellchen, kannte. Sie hatten den Garten ſeit vielen Jahren gemiethet und verkauften daraus Blumen, Obſt und Gemüſe; auch waren ſie geſchickt in weiblichen Handarbeiten und beſonders die Jüngere beſchäftigte ſich damit, während die Aeltere die Wirthſchaft beſorgte und im Garten arbeitete. Beide glichen einander ſo ſehr, daß nur Wenige ſie unterſcheiden konnten. Sie lebten ganz zurückgezogen; Niemand kam zu ihnen, außer Denen, welche etwas kauften oder beſtellten, und ſie ſelber zeigten ſich außerhalb ihres Gartens nur in der Kirche. Die Lebensmittel beſorgte eine Aufwärterin, Geſellſchaft bedurften ſie nicht. Die Woche hindurch hatten ſie zu thun und Sonntag Vormittags beſuchten ſie den Gottesdienſt oder laſen in der Bibel und dem Geſangbuch; Nachmittags tranken ſie Kaffee und Eine las das Pfennigblatt vor, indeß die Andre dabei ſtrickte. Hatten Beide während der langen Winterabende nicht hinreichend zu ſtricken, ſo laſen ſie einander abwechſelnd aus den alten Pfennigblättern das ſchon am meiſten Vergeſſene vor. Eine Ziege, ein alter Kater und ein großer Hund waren ihre einzigen, doch herzlich geliebten Hausgenoſſen.

Jeder Baum und jedes Beet im Garten war ihnen ſo theuer wie ein Kind und belohnte ihre Sorgfalt beſſer, als manche Kinder die Zärtlichkeit ihrer Eltern. Viele Moden kamen auf und verſchwanden, ohne daß die beiden Schweſtern es wußten oder beachteten. Sie trugen ſeit mehr als dreißig Jahren unverändert dieſelben Hüte, Mäntel und Saloppen; die verwunderten Blicke der Leute bemerkten ſie nicht, entging ihnen doch ſogar die Verheerung, welche die Zeit allmählich in ihren, einſt nicht häßlichen Geſichtszügen angerichtet hatte.

Ihr ſtilles Glück ward getrübt, als der Rendant Linker das Vorderhaus bezog. Deſſen Sohn Albert, ein ungezogener Bube, that ihnen bald alles erdenkliche Herzeleid an. Die Jüngere, Natalie, ertrug ſeine Neckereien und Poſſen, die immer boshafter wurden, mit geduldiger Ergebung, ihre Schweſter Roſalie aber war lebhaftern Temperaments und ward dadurch auf das Höchſte erbittert.

Der Rendant war ein ältlicher Mann, etwas korpulent und ſchwerfällig. Er liebte ſeine Frau ſehr zärtlich und hatte eine ſo hohe Meinung von ihrer Einſicht, daß er ſich ihrem Willen immer mit großer Bereitwilligkeit unterwarf. Selbſt wenn er einſah, daß ſie Unrecht hatte, konnte er ihr nichts verweigern. Gutes Eſſen und vor Allem ſeine Ruhe und Bequemlichkeit galten ihm mehr, als billig.

Madame Linker hegte für ihre Kinder die Art der Zärtlichkeit, welche man Affenliebe nennt. Sie that Alles, was die Kleinen verlangten, und hielt ihre Unarten für allerliebſt, ihre kindiſchen Thorheiten für Beweiſe von Genie und ihren Trotz und Eigenſinn für Charakterſtärke. Die Folgen blieben nicht aus. Albert war von Herzen gut, aber die blinde Liebe der Mutter verdarb ihn. Je größer er ward, deſto mehr trat ſein Hang zu böſen Neigungen hervor; er war die Plage ſeiner Umgebung und gab auch ſeiner Mutter kein gutes Wort. Dieſe grämte ſich darüber oft ſehr, vertuſchte aber doch noch immer ſeine böſen Streiche bei ihrem Mann, deſſen Geduld oft zu enden drohete. Sie wußte kein gelindes Mittel, den Knaben zum Gehorſam zurückzuführen, und ſcheute ein ſtrenges. Er erhielt Privatſtunden und eine Menge Ermahnungen, fleißig zu ſein, war indeß erſt ſeit einem Jahr in Quinta und hatte die beſte Ausſicht, in dieſer Klaſſe auch drei und ein halbes Jahr zu bleiben, wie es in Sexta der Fall geweſen.

Obgleich die Frau Rendant durch das eine Beiſpiel darüber belehrt ward, daß Jeder, der ſein Kind lieb hat, es züchtigen muß, ließ ſie auch Erwin allen Willen. Sie meinte, er ſei noch zu klein und unverſtändig, um ſchon geſtraft zu werden, auch ſcheute ſie jede Aufregung. So trat der kleine Erwin denn ſchon frühzeitig in die Fußtapfen Alberts.

Alma beſaß nicht die Untugenden ihrer Brüder, aber dafür andre. Sie war eitel und putzſüchtig und bildete ſich viel darauf ein, folgſam zu ſein. Sie ſchrie und tobte nicht, wenn ſie nicht bekam, was ſie wollte, aber von Natur ſehr reizbar und nicht an Verweigerung ihrer Bitten gewöhnt, erkrankte ſie, wenn ihr einmal etwas abgeſchlagen ward. Sie phantaſierte dann ſo heftig, daß die geängſtete Mutter mit Freuden alles Mögliche, auch das Widerſinnigſte, that, um das erregbare Gemüth ihrer Tochter nur ja zu ſchonen. Albert und Erwin ärgerten ſie oft, und die Mutter wußte dann gar nicht, auf welche Weiſe ſie die Streitigkeiten vermitteln ſollte, ohne einer Partei weh zu thun.

Rendants bewohnten das ganze, ſchön möblirte Haus; oben hatte Albert ſeine Stube und in einer andern wohnte der Schreiber des Rendanten. Alma hatte auch, aber unten, ihr Zimmer, wohin die

Knaben nicht ohne ihre Erlaubniß kommen ſollten, wo ſie jedoch oft unter ihren Spielſachen Unfug anrichteten. — Zwei Dienſtmädchen beſorgten die Wirthſchaft, in der ſehr viel darauf ging. Die Leute wunderten ſich, wo das Geld zu Allem herkam, denn die Frau war arm geweſen; ihr Gatte hatte vor ſeiner Verheirathung zwar geſpart und ein ſchönes Gehalt, allein die Bedürfniſſe waren bei den vielen Anſprüchen ſehr groß. Linker bat oft ſeine Frau, ſich einzuſchränken; ſie verſprach es auch, aber ſie wußte nicht, wobei ſie anfangen ſollte. Und wenn ſie wieder Geld verlangte, konnte er es ihr nicht abſchlagen. —

Als Frau Weißе nach Hauſe kam, erzählten ihr die Kinder, was ſich während ihrer Abweſenheit begeben hatte. Sie ſchärfte ihnen ein, ſich nicht mit den Linkerſchen Knaben einzulaſſen und fortzugehen, wenn ſie ihnen zu nahe kämen. Alle verſprachen zu gehorchen, und hatten bald Gelegenheit, Proben ihres Gehorſams und ihrer Geduld abzulegen. Nicht allein das ſchöne Wetter lockte ſie auf den Hof; Guſtav zogen die Tauben ſehr an und die Mädchen ſaßen gern draußen, um Alma zu ſehen und zu hören. Dieſer gefiel es, ſich und ihre Habſeligkeiten bewundern zu laſſen; ſie brachte eine Puppe nach der andern heraus, wechſelte ihre Kleidungsſtücke ſo oft wie möglich und wußte ſehr viel zu erzählen.

Die Freude dauerte jedoch ſelten lange, denn Albert neckte ſie, ſobald er ſie ſah und redete auch Erwin dazu auf. Dieſer war ſchon ſelber unartig genug; noch angeſpornt, fand er großes Vergnügen daran, Pauline die Nadeln aus dem Strickzeug zu ziehen, die Kleinen an den Zöpfen zu reißen, mit Sand nach ihnen zu werfen, ſie zu ſchimpfen und ihnen die Zunge zu zeigen. Sie waren ganz ſtill und beruhigten die weinende Emma, denn wenn die Mutter das erfuhr, durften ſie nicht draußen bleiben. Auch laſſen ſich arme Kinder von reichen und vornehmen, oder ſolchen, die ſie dafür halten, gewöhnlich ſehr viel gefallen. Selbſt Guſtav duldete Manches von Albert; dieſer flößte ihm mit ſeinem Schlafrock, dem gehäkelten Mützchen und der Cigarre ſo viel Reſpect ein, daß er Spöttereien und grobe Worte hinnahm, ohne ſeine Entrüſtung darüber zu äußern. Wie alle großen und kleinen Tyrannen wurden

Albert und Erwin immer ärger, je geduldiger die Opfer ihres Uebermuthes ſich zeigten.

Endlich war es Sonnabend. „Jetzt noch einmal ſchlafen gehen, und dann iſt Dein Geburtstag,“ erzählte Guſtav am Morgen ſeiner kleinen Schweſter.

Vormittag ging er in die Stadt und ſeine Mutter zu den alten Mamſellchen, um Pflaumen zu kaufen. Die beiden Kleinen ſollten mit ihr gehen, Clara zog es aber vor, den Garten nicht zu betreten, aus welchem ſie vorgeſtern ſchimpflich verjagt worden, und Emma blieb bei ihr auf dem Hofe; Pauline machte ihre Ferienarbeiten.

Fünftes Kapitel.

Albert hatte den weiblichen Geſichtern in Almas neuem Bilderbuch ungeheure Schnurrbärte gemalt und ſie klagte das der Mutter.

„Du ſollſt zu Weihnachten ein neues Buch mit noch ſchöneren Kupfern haben,“ ſagte darauf Madame Linker, die mit einer Stickerei am Fenſter ſaß. „Albert iſt unartig, aber ſieh nur, wie poſſirlich die Bärte den zarten Geſichtern ſtehn. Und dann mußt Du Deinem Bruder doch die Ausübung ſeines Zeichentalents gönnen.“

„Er braucht ſeine Klexereien nicht in meine Bücher zu machen,“ verſetzte Alma. „Und als ich ihn deswegen ſchalt, wollte er mich noch ſchlagen. Ich werde es aber ſchon dem Vater erzählen!“

„Das läſſeſt Du hübſch bleiben;“ erwiderte die Mutter mit ungewöhnlicher Beſtimmtheit. „Willſt Du dem Vater Aerger bereiten? Das hätte ich von Dir gar nicht gedacht.“

„Ja, aber dann mußt Du ſelber den unnützen Knaben beſtrafen; er ſagt immer, daß er vor Dir, Mutter, und auch vor dem Vater keine Furcht hat und machen kann, was er will.“

„So? Nun, er ſcherzte nur, denn vor dem Vater ſcheut er ſich doch. Aber welche Strafe meinſt Du, daß ich ihm auferlegen ſollte? Er iſt ja ſchon zu groß. Warum ſoll ich mich mit ihm ärgern — denkſt

Du, das iſt mir geſund? Darum ſage mir ſchon lieber gar nichts von ihm und laſſe Dich ſo wenig als möglich mit ihm ein. Hoffentlich wird er mit der Zeit vernünftig werden. Jetzt iſt er in der Periode, welche man die Lümmel- oder Flegeljahre nennt, liebe Alma. Hat er die erſt hinter ſich, ſo wird der wilde Knabe ein galanter junger Herr ſein, welcher dem Fräulein Schweſter artig die Hand küßt. — Uebe jetzt ein wenig, mein Töchterchen; Du biſt doch mein Liebling.“

Alma ſetzte ſich gehorſam an das Inſtrument; ſie ſpielte ſchon ganz hübſche kleine Stücke und geläufiger als Albert, der doch viel länger Unterricht hatte. Die Mutter lobte ſie dafür und ſpornte ſie damit zum Fleiße an. Nun kam jedoch Erwin und wollte mitſpielen; er ſchlug mit beiden Händen auf die Taſten. Alma verwies es ihm, die Mutter ermahnte ihn, artig zu ſein, allein das verzogene Kind ward dadurch nur noch übermüthiger. Er zupfte Alma an den Locken, warf das Notenblatt auf die Erde und trat mit den Füßen darauf.

„Ach, Mama, das iſt gar nicht mehr auszuhalten!“ jammerte Alma. „Befreie mich doch von dem Unband; er iſt ſchon ſtärker als ich und bringt mich beinahe um.“

Die Mutter verſprach ein Stück Zucker, bat und drohte endlich, ohne daß Erwin ſich daran kehrte. Zuletzt ſagte er gar, ſie ſolle ſtill ſein, ſonſt komme er ihr hin. Sonſt pflegte die Rendantin darüber zu lachen, denn ſie fand ſolche Aeußerungen des Kleinen ſehr drollig; heute aber war ſie verſtimmt und als Erwin zu ihr heranſprang und mit dem Fuße ſtampfend, ausrief: „Willſt Du ſelber wohl gleich artig ſein!“ verſetzte ſie ihm eine Ohrfeige.

Der Knabe war einen Augenblick ganz verblüfft, dann warf er ſich auf die Erde und brüllte aus vollem Halſe. Das Mädchen kam herein, hob den ſich Sträubenden auf und ſuchte ihn mit einem großen Stück Zucker und vielen Liebkoſungen zu beruhigen. Er ſchwieg endlich, doch wollte er von ſeiner Mutter, die ihn wieder freundlich zu ſich rief, nichts wiſſen und ging trotzig auf den Hof.

Albert kam eben, mit der Botaniſirtrommel auf dem Rücken, am Fenſter vorüber; die Mutter fragte ihn, wohin er gehe.

„Warum? Bin ich ein kleines Kind, das am Gängelband gehalten werden muß?“ erwiderte er verdroſſen.

„Nun, ich kann doch wohl fragen.“

„Ich habe mit einigen Freunden verabredet, nach Gliene angeln zu gehn. Dem Vater habe ich durch den Schreiber ſagen laſſen, daß ich zu Mittag nicht hier ſein werde.“

„Haſt Du aber auch Etwas zu eſſen?“

„Ich habe Einiges aus dem Schrank eingepackt,“ verſetzte er, auf die Botaniſirtrommel deutend, „doch an Geld fehlt es mir ziemlich.“

„Du haſt doch Mittwoch Dein Taſchengeld bekommen; iſt denn das ſchon ausgegeben?“

Albert zuckte die Achſeln. „Gieb mir vorläufig wenigſtens zehn Silbergroſchen zu Bier und Cigarren!“ ſagte er dann.

„Das Rauchen ſchadet Dir aber — Du biſt noch zu jung und ruinirſt —“

„Pah, Unſinn — ich bin kein Kind!“ unterbrach er ſie unehrerbietig.

Sie ſeufzte und gab ihm das Verlangte, worauf er ſich entfernte. Mit zärtlichem Blick ihm nachſchauend, bewunderte ſie noch ſeine zierliche Geſtalt und ſeinen kecken Gang, als ihr Gatte, anſcheinend etwas ärgerlich, eintrat.

„Und der Albert iſt ſchon wieder ohne Erlaubniß fortgegangen, oder hat er Dich etwa darum erſucht?“ fragte er.

Alma, immer zum Sprechen bereit, öffnete den Mund, um es zu verneinen, die Mutter winkte ihr aber Schweigen zu und ſagte ſchnell: „Verſteht ſich, daß er mich um Erlaubniß bat. Ich machte auch keine Einwendungen — er muß die Ferien doch genießen.“

„Was der Junge wieder für eine ſchlechte Drei hat, und wie viel Arreſt — es iſt ein rechter Taugenichts!“ ſagte der Vater.

„Ach, die Lehrer wiſſen oft nicht, was ſie wollen!“ verſetzte die Mutter eifrig. „Albert ſagt immer: ſie möchten das aufſtrebende Genie, ſo gut wie die Dummköpfe, unter ihren geiſttödtenden Schulzwang beugen und dagegen empört ſich —“

Ein Zetergeſchrei unterbrach die Rendantin in der Anführung der Worte Alberts, die ſie in dem Munde eines Knaben von ſeinem Alter für einen Beweis hoher, geiſtiger Reiſe hielt.

„Erwin! Um Gotteswillen, was mag ihm geſchehen ſein!“ rief ſie und ſtürzte hinaus. Alma lief ihr voran — der Rendant begnügte ſich, vom Fenſter der Hinterſtube aus zu erfahren, was paſſirt ſei.

Sechſtes Kapitel.

Clara und Emma hatten ſich, nachdem die Mutter in den Garten gegangen war, an den Zaun geſetzt und Jene band eben einen Kranz von Gras, als Erwin herauskam. Er ward ihrer kaum anſichtig, als er auf ſie zuſprang und ihr das Gras aus den Händen riß. Sie war, in Ausſicht des morgenden Geburtstages, ſehr vergnügt, nahm ihm das alſo weiter nicht übel, ſondern pflückte ſich ruhig andere Halme — allein er bemächtigte ſich derſelben wieder.

Jetzt ſtand Clara auf, zog ihre Schweſter einige Schritte weiter und fing an, einen Garten zu machen, indem ſie Strohhalme und Spänchen in die Erde ſteckte. Erwin wollte nun mitſpielen und ſie war damit zufrieden, doch gefielen ihm die Anlagen bald nicht mehr und er zerſtörte ſie. Das Mädchen kam noch nicht aus ſeiner Ruhe, es begann gemüthlich das Werk von Neuem. Erwin ebenfalls, indeß war er weniger geſchickt; Clara's ſchöne Beete erregten ſeinen Neid und er zertrat ſie.

Emma hatte jetzt Luſt zu weinen und ihre Schweſter ſagte etwas ärgerlich: „Du unnützer Junge!“

„Ich bin kein Junge!“ antwortete er wegwerfend.

„Was biſt Du denn?“ fragte ſie erſtaunt.

„Ich bin ein Knabe!“ ſagte er ſtolz.

Clara lachte und Emma auch. Er fühlte ſich beleidigt, raffte die Späne zuſammen und warf ſie Jener ins Geſicht.

„Komm, Emmchen, wir wollen hier weggehn,“ ſprach Clara und half ihrer Schweſter auf. „Wir ſollen ganz allein ſpielen und uns mit Erwin gar nicht einlaſſen, ſagt die Mutter — ſonſt haben wir morgen keinen Geburtstag, hat ſie geſagt.“

Beide gingen zu einem Haufen Sand, der in der Ecke an ihrem Hauſe lag und machten Backöfen. Clara geriethen ſie, zu ihrer und Emmas Freude, ſehr gut.

Erwin blieb ein Weilchen allein ſitzen, dann folgte er ihnen. Er verſuchte auch einen Backofen zu formen, doch ſtürzte er immer ein. Durch mehrere vergebliche Anſtrengungen erbittert, ſtieß er den größten ein, welchen Clara erbaut und ſehr ſchön verziert hatte.

„Du ſchabernackſt uns immer und wir haben Dir doch nichts gethan,“ meinte Clara, über eine ſolche Schadenfreude noch mehr verwundert als ärgerlich. „Was willſt Du wieder? Das iſt hier unſre Seite.“

Er antwortete mit Schimpfworten. Sie drohte, es der Mutter zu ſagen und darauf ſtreute er ihr Sand auf den Kopf und riß ſie an den Zöpfen.

„Nein, länger kann ich mir das nicht gefallen laſſen!“ ſagte ſie aufſtehend. „Jetzt werde ich Dir Alles anſtreichen.“

Er warf eine Hand voll Sand nach ihr und traf damit Emma ſo heftig ans Auge, daß ihre Thränen floſſen. Nun hielt ſich Clara nicht mehr; ſie vergaß die Gebote der Mutter und gab ihm einen Schlag an den Kopf. Es entſtand ein hitziges Handgemenge, in dem beide Theile mit ſtummer Erbitterung kämpften; endlich fielen ſie auf die Erde, ließen ſich aber nicht los, obgleich ſie über einander kugelten. Bald war der Eine, dann die Andere oben und der Sieg blieb lange unentſchieden, zuletzt neigte er ſich auf Erwins Seite. Jetzt aber raffte Clara all ihre Kräfte zuſammen, machte eine raſche Bewegung und Erwin lag unten. Auf ihm knieend, ſagte ſie faſt athemlos:

„Siehſt Du, wer ſtärker iſt? Nun könnte ich Dich nach Herzensluſt durchbläuen und ich möchte es auch wohl thun, aber morgen iſt Emmchens Geburtstag, darum will ich es Dir dieſes Mal noch ſchenken — nur komm mir nicht wieder ſo!“

Als Erwin ſich überwunden fühlte, begann er ein mörderliches Geſchrei und Emma, die bis dahin vor Schreck und Verwunderung ganz ſtill geweſen war, vereinigte ihre Stimme mit der ſeinigen. Dieſe Töne waren es, welche die Frau Rendant erſchreckten, während ſie zugleich die Schritte der Frau Weiße beſchleunigten, welche von Mamſell Roſalie König begleitet, der Gartenthür ſchon ſehr nahe war. Auch Pauline kam heraus und Rendants Liſette wollte ſehn, was es gäbe.

Ehe Clara die Herbeieilenden gewahrte, hatte ſie ihre kleine Rede beendet und ſtand auf. Erwin erhob ſich gleichfalls, gab ihr, die ſich deſſen gar nicht verſah, einen tüchtigen Puff und flüchtete ſchreiend in die Arme ſeiner Mutter, welche ihn zärtlich umfingen.

Madam Linker war böſe auf die Unverſchämte, welche ihren Sohn ſo behandelte und drohete, polizeiliche Hülfe in Anſpruch zu nehmen, wenn ſie ihm noch jemals zu nahe käme.

„Meine Kinder dürfen Keinem zu nahe kommen!" ſagte Frau Weiße raſch vortretend und die Schuldige bei der Hand ergreifend. „Wenn ſie Etwas begehen, werden ſie auch dafür beſtraft, aber ich übernehme das ſelber, und die Polizei braucht ſich nicht darein zu miſchen. Kommt in die Stube!"

Nach ihrer Entfernung begab ſich auch die Frau Rendant hinein; ſie fragte Erwin ängſtlich, ob ihm Clara nicht Schaden gethan habe und das Dienſtmädchen war außer ſich über die Frechheit eines ſolchen Geſchöpfes. Erwin nahm die Beileidsbezeigungen und Näſchereien, welche er, der ſo grauſam Gemißhandelte, von allen Seiten als Schmerzenslohn empfing, wie einen ihm gebührenden Tribut an und verſicherte, er habe Clara nichts gethan und ſie ihn zuerſt geſchlagen. Seine Mutter weinte faſt und ſchickte Liſette, das Dienſtmädchen, zu der Schneiderfrau mit dem Bedeuten, ihre Tochter exemplariſch zu beſtrafen, oder ſie werde ſich ihr Recht zu verſchaffen wiſſen.

„Habe ich Euch Allen nicht jeden Streit mit den fremden Kindern verboten?" fragte Frau Weiße ernſtlich erzürnt. „Soll ich mich mit den Leuten zanken und Deinen Ungehorſam dulden? Denkſt Du, ich werde mein Wort brechen und Dich morgen traktiren? Wäre nicht gerade der Geburtstag. Du kämſt ohne einen handgreiflichen Denkzettel nicht ab, ſo aber ſollſt Du morgen den Andern zuſehn.“

Die Kleine hatte vorhin im völligen Bewußtſein ihres Rechts gehandelt, jetzt fand ſie aber keine Worte, ſich zu vertheidigen; ſie ſtand mit der Miene einer armen Sünderin da und große Thränen perlten aus ihren niedergeſchlagenen Augen.

Mamſell Roſa nahm ſich ihrer freundlich an und verwiſchte dadurch gänzlich den ungünſtigen Eindruck, welchen ſie früher auf die Kinder gemacht hatte. Sie behauptete, Erwin ſei ſo unartig, daß er wohl angefangen und ſie ſich nur vertheidigt haben werde. Dieſer Beiſtand gab Clara mit dem verlorenen Selbſtgefühl die Sprache wieder und ſie erzählte nun, wie es gekommen ſei, daß ihr die Geduld ausging.

„Muß ich mir denn Alles gefallen laſſen, weil wir arme Leute ſind? — Und ich habe ihn ja nicht einmal geſchlagen, als er ſich nicht rühren konnte!“ ſchloß ſie ihren ausführlichen Bericht, der von Emma beſtätigt ward.

Die Mutter ſah ein, daß die meiſten Kinder nicht ſo viel Mäßigung bewieſen hätten und auf die Fürſprache der Mamſell König ward die verhängte Strafe wieder aufgehoben, bei einem ähnlichen Vorfall in Zukunft aber jede Hoffnung auf Nachſicht als vergebens erklärt.

Jetzt erſchien Liſette und richtete die Beſtellung ihrer Herrin aus. Frau Weiße begleitete ſie vor die Thür, weil ſie in Gegenwart der Kinder nicht antworten mochte.

„Sagen Sie nur der Frau Rendant,“ ſprach ſie draußen, „daß ich ihren Willen nicht erfüllen werde, weil meine Tochter in ihrem Recht war. Ich begreife, daß ſie ihrem Kinde kein Leid thun laſſen mag, aber ſie kann doch auch nicht verlangen, daß ich mein Mädchen ungerecht beſtrafe. Der kleine Erwin ließ ſie nicht in Ruhe, und wenn es mir auch ſehr unlieb iſt, daß es zur Schlägerei kam, ſo kann ich meiner Kleinen nicht ganz Unrecht geben; wer angegriffen wird, vertheidigt ſich auch, das iſt natürlich. Ich habe wegen meiner Kinder mit andern Leuten niemals Streit gehabt, und will ſie künftig, wenn die Kleinen

Ihrer Frau draußen ſind, in der Stube behalten — doch diesmal kann ich, der Frau Rendant zu Gefallen, nicht ungerecht ſein.“

Madame Linker fühlte ſich ſehr beleidigt und fragte ihren Mann, ob er dulden wolle, daß ſeinem Kinde die ſchuldige Genugthuung verweigert werde. Dieſer aber verzehrte gelaſſen ſein gebratenes Täubchen zum Frühſtück und ſagte achſelzuckend:

„Ach, geh doch, liebes Kind; wenn Du erſt ruhiger biſt, wirſt Du ſelber einſehen, daß die Frau in ihrem Rechte iſt. Wer weiß, wer die Veranlaſſung zu der Prügelei gab — Erwin iſt ein guter, doch etwas lebhafter Knabe. Und jedenfalls iſt das Mädchen nicht größer als er, kann ihm alſo nicht mehr thun, als er ihr. Warum läßt er ſich überhaupt mit einem ſolchen Dinge ein? bekam er einige Püffe, ſo mögen ſie ihm zur Warnung dienen. Ich werde mich in dergleichen Sachen nicht miſchen. Auch wirſt Du nächſtens ſehen, daß er der beſte Freund ſeiner Widerſacherin iſt. Kinder ſind Kinder, ſie erzürnen und vertragen ſich, ehe man die Hand umkehrt. Laß die Liſette auf ihn Acht geben — denn lieb iſt es mir wahrhaftig auch nicht, wenn ſo Etwas paſſirt.“

Madame Linker mußte ſich dabei beruhigen, war aber ſehr erſtaunt und verletzt, zu finden, daß ihr Mann heute ſo wenig geneigt war, auf ihre Anſichten einzugehen.

Siebentes Kapitel.

Mamſell Roſalie war ſonſt nicht unfreundlich gegen Kinder geweſen, nur Alberts Streiche hatten ihr die ganze heranwachſende Generation verdächtigt, auch richtete Erwin, wenn er zufällig in den Garten kam, nichts als Unfug an. Als ſie ſah, die Weißeſchen Kinder ſeien die Zielſcheibe deſſelben Muthwillens, unter dem ſie ſelber litt, fühlte ſie für dieſelben ein lebhafteres Wohlwollen, als ihr Fremde einzuflößen pflegten. Ihre Schweſter Natalie war von Natur ſanftmüthiger und eine große Kinderfreundin; ſo beſchloſſen denn Beide, als Jene in ihre

Wohnung zurückgekehrt waren, zur Verherrlichung des morgenden Geburtstages das Ihrige beizutragen.

Gegen Abend holte Pauline für einen Silbergroſchen Blumen, Mamſell Roſalie nahm aber das Geld nicht und verehrte ihr einen gewaltigen Strauß, darin auch einige der bewunderten rothen Georginen. Pauline wand darauf, als Emma ſchlafen gegangen war, einen großen und einen kleinen Kranz, ſtellte die übrigen Blumen in ein Glas und beſteckte die Bilder und die Bücherbretter mit grünen Zweigen, wobei Guſtav und Clara mit großem Vergnügen zuſahen.

Als Emma am Morgen die Augen öffnete, wurden raſch drei dünne Wachslichtchen angebrannt, die auf einem alten, mit den Geſchenken bedeckten Präſentirteller befeſtigt und von dem großen Kranz umgeben waren. Dieſer Präſentirteller wurde ihr auf das Bett geſtellt und ſie konnte nun mit Muße alle Angebinde betrachten und bewundern. Von der Mutter bekam ſie ein Paar Schuhe, ein wattirtes Jäckchen und eine roſa Schürze. Pauline hatte ihr einen kleinen Shawl von himmelblauer Wolle geſtrickt und der alten Puppe ein neues Kleid gemacht. Guſtav einen weißen Topf zum Kaffee und eine kleine Puppenkommode gekauft und damit Clara, die kein eignes Geld beſaß, nicht mit leeren Händen erſchien, hatten ihr die ältern Geſchwiſter jeder einen Silbergroſchen geſchenkt, die zu zwei kleinen Napfkuchen verwendet wurden.

Das Kind war ganz betäubt, wußte nicht, worüber es ſich zuerſt freuen ſollte, und die Andern beeiferten ſich, Alles nach einander anzupreiſen und auf alle Einzelnheiten aufmerkſam zu machen.

Endlich löſchte Clara die Lichtchen aus, damit ſie am Abend noch einmal angeſteckt werden konnten, und nun ward gefrühſtückt, wobei Emma mit Behagen aus dem neuen Topfe trank. Hierauf flocht ihr Pauline breite Zöpfe, legte ihr ſämmtliche neue Kleidungsſtücke an und ſchmückte ſie mit dem Kranz. Als Clara auch ſonntäglich geputzt war, gingen Beide Hand in Hand auf den Hof, um ſich dem Sonnenſchein und den Tauben zu zeigen.

Erwin ſah ſie vom Fenſter aus und da er den geſtrigen Auftritt ſchon vergeſſen hatte, kam er zu ihnen und fragte ſie neugierig und freundſchaftlich, warum ſie ſich ſo fein gemacht hätten? Liſette rief ihn ſogleich; ſie hatte den Befehl, darauf zu achten, daß er mit den „ungezogenen“ Mädchen gar nicht in Berührung käme, und als er nicht gehorchte, führte ſie ihn mit Gewalt ins Haus.

Später erſchienen die beiden alten Mamſellchen, angethan mit altmodiſchen, ſchwarzatlaſſenen Mäntelchen und grauſeidenen Hüten, deren urſprüngliche Farbe faſt ganz verblichen war und deren Form anſcheinend aus dem vorigen Jahrhundert ſtammte. Sie brachten für Emma einen Korb ſchöner Birnen und Aepfel und luden die Kinder ein, Nachmittag in den Garten zu kommen; hierauf gingen ſie in die Kirche.

Der Vormittag verfloß Allen ſehr ſchnell. Pauline deckte den Tiſch mit außerordentlicher Sorgfalt, Guſtav ſtieß Zimmt, und das erſchien ihnen ſo wichtig, daß ſie damit nicht früh genug anfangen konnten. Clara und Emma hatten zwar nichts zu thun, aber ſie genoſſen in vollen Zügen die Glückſeligkeit des heutigen Tages ſammt dem Zimmtgeruch; auch ſpielten ſie mit der kleinen Kommode und der neugekleideten, alten Puppe.

Guſtav wurde von der Mutter nach Holz geſchickt und hörte dabei den Hund im Garten heftig bellen. Nachdem er das Holz hineingetragen hatte, ſah er nach, weshalb der Hund ſo unruhig ſei. Dicht hinter der Pforte begegnete ihm Albert und ſteckte ſich ein großes Loch in ſeinem Schlafrock mit Nadeln zu. Er hatte die Ziege losgebunden und dieſe ihn ſtoßen wollen, weil er ſie vorher geneckt; auf der Flucht war er an einem Aſt hängen geblieben und hatte ſich den Rock zerriſſen. Die Ziege befand ſich auf einem Kohlbeet und that ſich einmal gütlich. Guſtav hatte einige Mühe, ſie wieder zu fangen und anzubinden. Er erzählte ſeiner Mutter dieſe Heldenthat Alberts, ſie gebot ihm aber, darüber zu ſchweigen.

Das Mittageſſen ſchmeckte köſtlich, der Reis hatte eine dicke Kruſte von brauner Butter, Zucker und Zimmt.

Albert ſtand auf der Leiter zum Taubenſchlag, als die alten Schweſtern aus der Kirche kamen. Er machte ihnen eine ſehr tiefe Verbeugung und fragte mit verſtelltem Ernſt, ob die Predigt den Beifall der Königlichen Hoheiten erhalten habe. Roſalie König murmelte: „Dummer Laffe!“ er that aber, als höre er es nicht und erſuchte ſie, huldvollſt zu verziehen, bis er herabgeſtiegen ſei, damit er den gnädigen Prinzeſſinnen ſeine unterthänigſte Ehrfurcht bezeigen könne.

Natalie wollte ihre Schweſter mit ſich fortziehen, dieſe aber erhob ihre Stimme, welche in der Aufregung etwas gellend ward, und verwies dem jungen Spötter ſeine Ungezogenheit. Er lachte darüber und bat ſie mit anſcheinender Demuth, die Schale ihres Zornes nicht über ſein Haupt zu leeren, ſonſt müſſe er verzweifeln, denn Prinzeſſin Dornröschen ſei der Abgott ſeines Herzens.

Die Weißeſchen Kinder hatten eben erklärt, daß ſie ſatt ſeien, als der Lärm entſtand; ſie wollten neugierig hinauslaufen, die Mutter hielt ſie jedoch zurück. Auch die Frau Rendant ward aufmerkſam und die Ausdrücke, welche die Gereizte brauchte, empörten die zärtliche Mutter.

„Albert, Albert, was haſt Du nur wieder?“ rief ſie, das Fenſter öffnend. „Habe ich Dir nicht oft geſagt, es taugt nicht, ſich mit ſolchen Leuten einzulaſſen?“

Albert hielt es für unnöthig, darauf zu antworten, Mamſell Roſalie aber wandte ſich zu ihr und ſagte erbittert:

„Vielleicht kommt eine Zeit, in der Sie gern mit „ſolchen Leuten“ tauſchen würden. Wenn Ihnen der Taugenichts einmal graue Haare macht, dann denken Sie daran, daß ich es vorherſagte und daß Sie es durch Ihre Nachſicht ſelber verſchuldet haben.“

Darauf folgte ſie ihrer Schweſter, die ſie vergebens zu begütigen geſucht hatte, während Albert ſein ſpöttiſches Gelächter aufſchlug.

Die Rendantin rief ihn zu ſich und merkwürdiger Weiſe kam er ziemlich ſchnell. Sie machte ihm ſanfte Vorwürfe, daß er ihr immer Aerger verurſache und daß ſie ſich ſeinetwegen Beleidigungen gefallen laſſen müſſe. „Und was hätte der Vater dazu geſagt, wenn er nicht zufällig ausgegangen wäre!“ ſchloß ſie.

„Ach was, halte mir nur nicht Predigten: dazu haſt Du nicht mehr Anlage, als unſer Bock, bei deſſen weiſen Reden ich immer ſanft entſchlafe!“ verſetzte der Knabe leichtfertig. „Ich glaube gar, die Prophezeihung der alten Hexe macht Dich blind und ungerecht gegen mich, was Du ſonſt ſelten zu ſein pflegſt. Was habe ich denn ſo Großes gethan? Iſt es etwas Böſes, daß ich Roſalie König Prinzeſſin Dornröschen nenne? Wäre ſie nicht ſo total einfältig, ſo würde ſie ſich über meinen geiſtreichen Einfall freuen, wie Du es eben thuſt, und wie es der Vater hoffentlich auch gethan hätte.“

„Du biſt unverbeſſerlich!“ erwiderte Madame Linker, den Kopf ſchüttelnd, und doch fand ſie ſeinen Witz allerliebſt und ihre Miene verrieth das auch.

„Nun, ich dachte wohl, Du würdeſt einſehen, daß ich an der lächerlichen Entrüſtung der ſchönen Dame ſchuldlos bin!“ ſagte Albert nicht ohne Spott. Er machte ſich über die blinde Zärtlichkeit ſeiner Mutter luſtig, und doch war ſie zufrieden, wenn er in dieſem höhnenden und nicht im trotzigen Tone zu ihr ſprach, und wenn er dann Etwas verlangte, konnte ſie es ihm noch weniger verſagen, als wenn er gebieteriſch forderte. So gab ſie ihm auch jetzt wieder einiges Geld, nachdem er ihr vorgeſtellt hatte, er müßte ſich doch am Sonntage Etwas zu Gute thun.

Achtes Kapitel.

Roſalie König hielt nach dem Mittageſſen einen Rundgang im Garten und bemerkte bald den Schaden, welchen die Ziege angerichtet hatte, obgleich er nicht bedeutend war, da Guſtav noch zu rechter Zeit gekommen. Ihren ſcharfen Augen entgingen die Fußtapfen Alberts und Guſtavs nicht, auch war die Leine, an welche die Ziege gebunden, nicht ſo befeſtigt, wie ſie ſelber es zu thun pflegte. Sie theilte ihrer Schweſter dieſe Entdeckung mit und Beide waren darüber einig, daß es ein neuer Streich Alberts ſei, doch zerbrachen ſie ſich vergebens den Kopf darüber, wer wohl die Ziege wieder angebunden habe.

Sie holten hierauf Weißes ab und während die Kinder bewundernd im Garten umhergingen und erſt nach einiger Zeit dreiſt genug wurden, um Greifſack und Verſteckens zu ſpielen, ſaßen die drei Frauen ſtrickend auf der Bank. Weß das Herz voll iſt, deß geht der Mund über, alſo wurde von den beiden Schweſtern zuerſt erzählt, welch großer Taugenichts Albert ſei und Erwin zu werden anfange. Die Aeltere war leidenſchaftlich aufgeregt und ſagte endlich faſt verzweiflungsvoll:

„Nein, wenn das noch lange ſo fortgeht, weiß ich nicht, was ich beginne! Ich könnte verrückt werden über dieſen Jungen. Das ganze Leben iſt mir ſchon zum Ekel, denn ich habe weder Tag noch Nacht Ruhe. Jeden Morgen beim Erwachen denke ich: „Was wird er heute wohl wieder erſinnen?“ und ſelten lege ich mich ſchlafen, ohne einen neuen Grund zum Aerger. Wir haben hier viele Jahre glücklich und zufrieden gelebt, aber wenn das nicht aufhört, bleibe ich hier nicht länger und ſollte ich obdachlos werden. Ja, lieber elend umkommen, als ſich von einem ſolchen Quälgeiſt das Leben verbittern laſſen!“

„Wir haben ihn auch wohl gleich von Anfang falſch behandelt,“ ſagte die jüngere Schweſter. „Wir hätten uns an ſeine Neckereien nicht kehren ſollen, dann würde er ihrer müde geworden ſein. Weil er findet, daß wir uns ärgern, wird er immer ſchadenfroher — ſtellten wir uns gleichgiltig, ſo würden ſeine Dummheiten ihm ſelber langweilig werden.“

„Ja, das ſtellt ſich gleichgiltig, wenn man erſticken möchte!“ erwiderte Jene heftig. „Ich könnte außer mir gerathen, wenn ich bedenke, was er uns ſchon zuſetzte. Ich hätte längſt einmal den Hund auf ihn gehetzt, wenn mich meine Schweſter nicht immer davon abhielte; ſie fürchtet ein Unglück, aber meinetwegen, mich kümmert es nicht. Gott verzeihe mir die Sünde — ich habe ſonſt keiner Kreatur ein Leid gewünſcht, doch dieſe ewigen Plackereien wandeln mich ganz um.“

„Haben Sie nicht bei ſeinen Eltern geklagt?“ fragte Frau Weiße kopfſchüttelnd.

„Das hilft nicht!“ entgegnete Roſalie bitter. „Die Frau iſt vernarrt in die Kinder, doch wird ſie es ſchon büßen müſſen. Der Kleine kam im vorigen Jahre oft in den Garten und pflückte etwas ab; wir dachten, es iſt ein Kind, und begnügten uns, ihn hinauszuführen und die Pforte zuzumachen. Das wurde ſehr übel genommen, aber wir kehrten uns nicht daran, denn wir konnten doch das, was uns ſauren Schweiß gekoſtet, nicht von ihm verderben laſſen. Nun fing der Große an, uns zu necken und zu quälen. Man war daran nicht gewöhnt, Jedermann hatte uns bisher in Ruhe gelaſſen, weil wir Keinem zu nahe kamen — alſo ging ich zu ſeiner Mutter. Dieſe ließ ihn rufen, er erſchien aber nicht, weil er zu arbeiten vorgab. Sie verſprach nun, die Sache zu unterſuchen, es blieb jedoch dabei. Einmal im Frühjahr nahm er die Decken von den Gurken und ſie erfroren; ich ging wieder zu ſeiner Mutter, er leugnete aber dreiſt und behauptete, ich bürde ihm das fälſchlich auf. Die Rendantin erklärte nun beleidigt: ihre Kinder ſeien keine Lügner; wenn ſie wirklich einmal, nach lebhafter Kinder Art, eine Thorheit begingen, geſtänden ſie es ſogleich. Das ärgerte mich, denn ich hatte ihn Abends mit meinen eigenen Augen im Garten geſehen, indeſſen nicht gewußt, was er vorhabe — alſo wurde ich laut, was bis dahin gar nicht meine Manier geweſen war. Der Rendant kam dazu, Albert ſtritt, und ihm wurde mehr geglaubt, als mir. Zuletzt wollten ſie die erfrornen Pflanzen bezahlen, aber ich dankte dafür, und ſeitdem trieb er es noch toller. Unſer Obſt weiß davon zu erzählen."

„Aber die Polizei ſollte doch Jeden in ſeinem Eigenthum ſchützen," ſagte Frau Weiße.

„Da heißt es immer: das iſt nicht unſre Sache, das gehört vor das Gericht," antwortete Natalie, während ihre Schweſter achſelzuckend ſchwieg. „Wir haben keine Zeugen und dann — wir verſtehen nichts davon und haben Niemand, der ſich unſerer annähme, und Geld, den Haupthebel, können wir auch nicht anwenden. Nein, ein Prozeß lohnt nicht, man hätte dabei noch mehr Aerger."

Frau Weiße gab ihr Recht und erzählte, nachdem ihr die heutigen Streiche Alberts mitgetheilt worden, daß Guſtav die Ziege wieder feſtgebunden habe. Dies ſetzte ihn bei den alten Mamſellchen ſehr in Gunſt. Hierauf wurde der geſtrige Vorfall zwiſchen Clara und Erwin erwähnt und Frau Weiße hatte nun Gelegenheit, von dem peinlichen Gegenſtande abzukommen und einen für ſie ſehr angenehmen zu verhandeln.

Sie ſprach von ihren Kindern, pries deren gute Schulzeugniſſe, wie ihren Gehorſam und ihre Gutherzigkeit und genoß das ſüßeſte Vergnügen einer Mutter, das, ihre Kinder vor antheilnehmenden Zuhörern zu rühmen.

„Den Kindern ſelber mag ich das nicht zeigen," ſagte ſie endlich, „denn ſie bilden ſich leicht zu viel darauf ein. Auch aus den Zeugniſſen mache ich mir zum Scheine wenig. Wenn Kinder ſehen, daß ihr Lerneifer gar nicht beachtet wird, ſo werden ſie leicht muthlos, lobt man ſie ab[illegible] zu viel in ihrer Gegenwart, ſo taugt das gar nichts. Sie denken überdies bald, daß ſie Wunders was wiſſen und leiſten und es iſt doch nur ihre Schuldigkeit, fleißig und gehorſam zu ſein."

Die Schweſtern waren mit ihr ganz einverſtanden und Roſalie, welche ſich von Zeit zu Zeit umgeſehen hatte, lobte es ſehr, daß die Kinder ſo ruhig und geſittet umhergingen und auch ſpäter bei ihren Laufſpielen ſich ſorgfältig hüteten, auf ein Beet zu treten.

Erwin hatte vom Hofe aus die Kinder im Garten geſehen; er wußte ſich die Thür zu öffnen und kam, trotz aller früheren Verbote ſeiner Mutter herein. Roſalie ſah ihn und ging ihm eilig entgegen, doch würde er, ehe ſie ihn erreichte, eine ſchöne Aſter abgepflückt haben, welche zum Samen bleiben ſollte, wenn ihn Pauline nicht zurückgehalten hätte. Die alte Mamſell nahete mit ihrem böſeſten Geſicht und redete ihn ſtrenge an. Er lief davon, an der Pforte kehrte er ſich aber um und rief höhnend: „Prinzeſſin Dornröschen, Prinzeſſin Dornröschen!" wie er es Vormittags von Albert gehört hatte. Roſalie drohete ihm mit der Hand, er wartete jedoch ihr Näherkommen nicht ab, ſondern rannte ſchreiend zu ſeiner Mutter und erzählte ihr, die alten Mamſellen hätten ihn aus dem Garten gejagt und beinahe geſchlagen. Die Rendantin gab ihm Bonbons und ermahnte ihn, den häßlichen Garten gar nicht zu betreten. Sie hätte ihren Mann gern gegen die beiden alten Schweſtern in Harniſch gebracht, das wollte ihr aber nicht gelingen.

„Die armen Geſchöpfe mögen grämlich und peinlich ſein —" ſagte er begütigend, wenn die Rede auf dies Kapitel kam, „ſie ſind einmal nicht an Kinder und ihre kleinen Unarten gewöhnt, darum nehmen ſie

Alles ernſthaft auf. Du mußt durchaus darauf ſehen, daß die Knaben ihnen nicht in den Weg kommen, denn ihr Daſein iſt ohnehin elend genug und Du wirſt zugeben, daß unſre Kinder nicht die artigſten ſind und fremde Leute ſich zuweilen wohl über ſie ärgern können.“

Dieſes war es aber gerade, was ſie durchaus nicht zugab, weil ſie in blinder Liebe die Fehler und Ungezogenheiten der Kinder für Vorzüge hielt oder ſie doch, als Kindern überhaupt eigen, entſchuldigte. —

Königs unterhielten ſich viel mit den Kindern, die allmählich ganz zutraulich wurden und ließen ſich von ihnen Tante nennen. Guſtav, der ſich zuerſt ſtill verhalten hatte, wurde ganz geſprächig, als ſie ſein Zeugniß geleſen und bewundert hatten.

„Das Nächſte ſoll noch beſſer werden!“ ſagte er nicht ohne Selbſtgefühl, „denn ich will mich noch mehr anſtrengen. Auch bin ich jetzt klüger als früher und das Lernen macht mir gar keine Mühe. Gott, wenn ich doch einmal ins Gymnaſium gehen könnte, es ſollte gewiß etwas Rechtes aus mir werden! Ich würde dann ein vornehmer ſtudirter Mann und äße zum zweiten Frühſtück gebratene Tauben, wie der Herr Rendant vorne.“

Alle lachten, ſogar die Kleinen, obgleich ſie nicht wußten, warum; er ließ ſich aber nicht ſtören. „Und Sie, Mutter, Sie ſollten erſt recht zu eſſen und zu trinken haben, was Sie gerade wollten, und die ſchönſten Kleider — und die Mädchen natürlich auch. Dann wollten wir einmal Emmchens Geburtstag feiern! Und die Freude und die Ehre, Mutter! Wie ſchön, wenn die Leute alle vor mir den Hut abnähmen, und zu Ihnen nur: „Ihr werther Herr Sohn!“ von mir ſprächen.“

„Setze Dir doch ſolch dummes Zeug nicht in den Kopf,“ ſagte die Mutter verweiſend. „Werde ein Mann, wie Dein ſeliger Vater und es wird mir die größte Freude und Ehre ſein. Ein rechtſchaffener Schneider oder Schuhmacher iſt mir lieber, als ein vornehmer Herr, der ſich ſeiner Eltern und Geſchwiſter ſchämen würde. Ein Stück Brot macht eben ſo ſatt wie gebratene Tauben und ſchmeckt ſehr gut, wenn es die Arbeit und der Hunger würzen. Der liebe Gott ſieht aufs Herz, nicht auf das Aeußere und ein guter Menſch findet das Glück in ſeinem reinen Gewiſſen, nicht darin, daß die Leute den Hut vor ihm abziehen. Das thun ſie vor jedem Schelm, der reich oder vornehm iſt.“

„Sehr wahr, aber Guſtav kann deswegen doch ſtreben, ein tüchtiger Mann zu werden,“ ſagte Tante Roſalie, wie ſie die Kinder nun nannten. „Und wer weiß, ob es ihm nicht gelingt; man hat ja viele Beiſpiele, daß arme Knaben vornehme Männer wurden.“

„Ich will damit nicht ſagen, daß er nicht fleißig ſein ſoll,“ antwortete die Mutter. „Ich möchte nur, daß er niemals den Schein für die Wahrheit hält und das Echte dem falſchen Flimmer nachſetzt. Es iſt ſchön, etwas zu lernen und es im Leben recht weit zu bringen, aber wer nicht ſo geſtellt iſt, daß er Kenntniſſe erwerben kann, braucht ſich darum nicht gering zu dünken, wenn er nur ſonſt ſeine Pflicht erfüllt. Und die Leute achten und ſchätzen auch Jeden, nachdem er es verdient. Mein ſeliger Mann war überall angeſehen und wohin ich komme, wird ſein Andenken geehrt, obgleich er nicht reich oder ſtudirt war. Davon, daß es ihm gebührte, will ich nicht ſprechen, denn das klingt mir beinahe, als wenn ich mich ſelber rühmen ſollte.“

Es war indeſſen finſter geworden, alſo ward die Lampe angeſteckt und das Lotterieſpiel hervorgeholt. Alle ſpielten mit; Clara kannte die Zahlen, für Emma beſetzte Pauline ſo lange, bis die Kleine ſchlafen ging, und ſo ward dieſer genußreiche Tag auf eine würdige Weiſe beſchloſſen.

Neuntes Kapitel.

Auf den ſchönen Sonnenſchein zu Anfang des Octobers folgte trübes und naßkaltes Wetter, das lange anhielt und die Kinder zwang, in der Stube zu bleiben. Später kamen zwar noch einige warme Tage, aber es waren ihrer ſehr wenige, dann trat der Winter ein. Dieſer war für die Weißeſchen Kinder ſehr einförmig und doch verging er ihnen ſchnell genug. Die Kleinen ſpielten drinnen, Pauline und Guſtav gingen in die Schule und arbeiteten fleißig. Mit den Linkerſchen Kindern kamen ſie faſt gar nicht zuſammen, und wenn es einmal geſchah, ſo wichen ſie ihnen aus.

Die alten Mamſellchen ſprachen im Vorübergehen zuweilen bei ihnen ein und die Kinder gingen oft Sonntags, wenn es ſchönes Wetter war, nach dem Gartenhauſe, wo ſie dann gewöhnlich mit Aepfeln beſchenkt wurden. Pauline lernte von Tante Natalie Filet machen und mit Perlen ſtricken und Guſtav holte für ſie manchmal Etwas ein.

Albert betrug ſich ſehr gut, er beſuchte nur den Garten, ſo lange noch Obſt auf den Bäumen war; ſpäter ließ er ſich nicht hören oder ſehen, außer an einem Sonntage. Die beiden Schweſtern ſangen nämlich, wenn es zu ſchlechtes Wetter war, um in die Kirche zu gehen, aus dem Geſangbuch ein Lied, laſen die Epiſtel und das Evangelium und ſangen dann wieder ein Lied. Ihre Stimmen klangen gerade nicht melodiſch, doch war ihre Andacht aufrichtig und ſie erſchraken alſo nicht wenig und Roſalie war ſehr entrüſtet, als Albert draußen am Fenſter ihren Geſang näſelnd nachahmte. Dies war jedoch die einzige Veranlaſſung zur Unzufriedenheit, welche er ihnen gab.

Erwin durfte nicht hinausgehen und kehrte vor Langeweile das Haus faſt um; für Liſette war das Geſchäft, ihn zu unterhalten, kein leichtes und ſeiner Mutter machte er den Kopf warm genug. Alma ging in die Schule; ſie war ſehr fleißig, aber auch ſehr ſtolz gegen ihre kleinen Nachbarinnen und ſah ſie kaum an, wenn ſie zufällig mit ihnen zuſammentraf.

Am Chriſtfeſte freuten ſich die Kinder in dem kleinen Hintergebäude mehr, als die im Vorderhauſe, denn dieſe waren durch überreiche Gaben verwöhnt, jene beſcheiden und genügſam und von der geringſten Kleinigkeit entzückt. Albert bekam verſchiedene Spiele, Schlittſchuhe und prächtige Bücher, doch machte er ſich nichts daraus. Erwin und Alma erhielten eine Menge Spielzeug, Puppen und Bilderbücher und jeder einen Baum, der faſt bis zur Decke reichte und deſſen Zweige ſich unter der Laſt ihres Schmuckes bogen; doch hatten ſie an ihrer Beſcheerung nur kurze Zeit wirkliche Freude.

Bei ihren Nachbarn dagegen gab es nur ein kleines Bäumchen mit wenigen dünnen Lichtchen und einigen vergoldeten Aepfeln und Nüſſen, doch war das Entzücken unbeſchreiblich und die wenigen Geſchenke, meiſt nothwendige Kleidungsſtücke, wurden unaufhörlich bewundert und mit namenloſem Behagen gebraucht. Die Feiertage waren für ſie etwas ſehr Schönes und Merkwürdiges, ſchon darum, weil ihre frugale Koſt durch außerordentliche Leckerbiſſen verdrängt wurde und ſie zu denſelben den geſundeſten Appetit mitbrachten. Linkers Kinder naſchten, beſonders während des Feſtes, den ganzen Tag, ſie fühlten ſich daher faſt immer verſtimmt und unbehaglich.

Guſtav hielt ſein Verſprechen, fleißig zu ſein, er bekam zu Weihnachten wieder No. Zwei und war ſchon vorher, zu außergewöhnlicher Zeit, aus der zweiten Abtheilung in die erſte verſetzt worden. Hier blieb er nicht lange auf ſeinem Platz; faſt täglich kam er über einen oder mehrere ſeiner Mitſchüler, die länger in der Klaſſe und auch älter waren, als er, und nach kurzer Zeit ſaß er wieder der Erſte.

Sein ungewöhnlicher Fleiß, die ſeltene Faſſungskraft, welche ſich bei ihm überraſchend ſchnell entwickelte und ſeine tadelloſe Aufführung wurden rühmend anerkannt und als es zu Oſtern wieder Zeugniſſe gab, erhielt er No. Eins, was ganz unerhört war und auch über den kleinen Kreis der Schule und des Hauſes hinaus, Aufmerkſamkeit erregte.

Frau Weiße war ſtolz und glücklich; trotz ihrer oft geäußerten Meinung, daß Guſtav trachten ſolle, ein tüchtiger Handwerker zu werden, hätte ſie ihn doch herzlich gern eine glänzendere Stellung erringen ſehen. In der Freiſchule konnte er nichts mehr lernen, alſo mochte ſie ihn nicht länger dahin ſchicken, ſie wandte ſich daher an einen Stadtrath, für deſſen Frau ſie nähete und durch ſeine Vermittelung ward Guſtav für das halbe Schulgeld in die Oberklaſſe der Stadtſchule aufgenommen, wo er bald den andern Knaben als Muſter dienen konnte. —

Mit dem Frühjahr begannen Alberts Neckereien wieder. Dieſer hatte ſich den Winter hindurch ſehr, aber nicht zu ſeinem Vortheil, verändert, er war viel roher und unbändiger geworden. Seine früheren Streiche hatten mehr oder weniger das Gepräge des Leichtſinns und knabenhaften

Muthwillens gehabt, jetzt wurden ſie boshafter und gemeiner. Er hatte mit einigen nichtsnutzigen Knaben, dem Auswurf des Gymnaſiums, häufigen Umgang und der Schreiber ſeines Vaters war ſein hauptſächlichſter Verderber.

Dieſer Schreiber, ein relegirter Gymnaſiaſt, Namens Scheller, war ein leichtſinniger und tiefgeſunkener junger Menſch, doch wußte er ſich geſchickt den Anſtrich großer Sittenreinheit zu geben und bei Allen, mit denen er umging, ſehr beliebt zu machen. Die ſchwache Seite der Rendantin kannte er bald genau und erwarb ſich ihr lebhaftes Wohlwollen dadurch, daß er die Kinder allerliebſt fand, von ihren Einfällen ganz entzückt ſchien und ihren Unarten Vorſchub leiſtete. Albert war er bald unentbehrlich; er lehrte ihn verſchiedene Kartenſpiele, las mit ihm ſchlechte Romane und ließ ſich von ihm tractiren. Ihre Zimmer ſtießen an einander nnd ſie brachten die Winterabende gewöhnlich beiſammen zu; oft fanden ſich noch einige Freunde Alberts ein und immer wurde geſpielt und geraucht, zuweilen auch getrunken. Die Spuren dieſer Gelage wußte Scheller geſchickt zu beſeitigen, für das häufige Unwohlſein Alberts hatte er immer ſehr befriedigende Vorwände, auch ſorgte er dafür, daß die Geſellſchaft ſich verhältnißmäßig ruhig betrug und kein Lärm die argloſen Eltern aufmerkſam machte. Dabei kam es ihnen zu Statten, daß eine Treppe vom Hofe aus nach oben führte, es alſo nicht nöthig war, durch den Flur und die Hausthür zu gehen. Natürlich brauchte Albert mehr, als nur ſein Taſchengeld und die Mutter ward immer ungeſtümer um Zuſchüſſe angeſprochen. Sie konnte ſeine Forderungen niemals abſchlagen, denn er trotzte und bat gleich unwiderſtehlich. Vergebens machte ſie wenigſtens die Bedingung, die Kameradſchaft mit den verrufenen Schülern aufzugeben — er kehrte ſich nicht daran, lachte über ihre Bitten und Ermahnungen oder ward wohl gar heftig. Ihn zum Gehorſam zu zwingen, war ihr jetzt unmöglich — ſie hatte ihn nicht an Folgſamkeit gewöhnt und das Bäumchen muß gezogen werden, ſo lange es noch jung und biegſam iſt.

Der Rendant erfuhr davon nichts; in ſeiner harmloſen Gemüthlichkeit glaubte er ſeiner Frau, wenn ihm dieſe den Tadel der Lehrer und die ſchlechten Cenſuren als Vorurtheil und Ungerechtigkeit gegen ihren talentvollen Sohn ſchilderte. —

Als die Frühlingsſonne Clara und Emma auf den Hof hinauslockte, erſchien auch Erwin. Anfangs ſpielte er mit ihnen, lange dauerte die Einigkeit aber nicht; er fing bald an, ſie zu necken und zu ärgern. Im Bereich von Claras Armen erlaubte er ſich Dergleichen nicht, denn er hatte noch eine dunkle Erinnerung ihres einſtigen Sieges über ihn, aber aus der Ferne ſchimpfte er ſie und warf nach ihnen. Einmal traf er Clara mit einem Stein an den Kopf, daß das helle Blut herunterrieſelte und der Wurf um einen halben Zoll ſeitwärts, gefährlich geworden wäre.

Dies geſchah unter den Augen der Rendantin, welche grade mit Liſetten auf dem Hofe ſprach. Sie erſchrak ſehr und ließ dem kleinen Mädchen ſchnell ein großes Stück Kuchen herausholen. Erwin war deswegen neidiſch und mußte ein noch größeres Stück Kuchen haben, ehe er ſich beruhigte. Frau Weiße kam auf Emmas Geſchrei heraus und dazu, als Liſette die ziemlich tiefe Wunde auswuſch. Clara benahm ſich mit heldenmüthiger Standhaftigkeit. „Es iſt nichts, nur ein kleines Lochchen, liebe Mutter!“ ſagte ſie mit dem Verſuch zu lächeln, während ihr helle Thränen über die Wangen rannen.

Madame Linker ward dadurch tief gerührt; ſie war mitleidig und gutherzig, wenn ihr Gefühl nicht durch die blinde Zärtlichkeit für ihre Kinder oder durch ihre eigene Eitelkeit irre geleitet ward. Sie begriff die Empfindung, mit welcher Frau Weiße erblaſſend ausrief:

„Mein Gott, nur um einen halben Zoll weiter und ſie wäre am Schlaf getroffen!“

„Mein Kleiner that es nicht abſichtlich,“ ſagte ſie entſchuldigend zu der Beſtürzten. „Ich habe ihm das Werfen überhaupt ſchon oft verboten, doch iſt das für Knaben ja das liebſte Vergnügen. Nun, ich hoffe, Du wirſt es nicht wieder thun, Erwin, komm einmal her und ſieh, was Du gemacht haſt.“

Erwin kam, diesmal ſehr gehorſam, herbei und ſah zu, wie Claras Blut geſtillt ward. Er bereuete nun, was er gethan hatte und wollte

Clara ſeinen Kuchen aufdrängen. Die Mutter war von dieſem Beweiſe ſeiner Großmuth entzückt und ſie nahm ihm unter vielen Küſſen das Verſprechen ab, nie wieder mit Steinen zu werfen.

Frau Weiße ſchwieg dazu, traute aber dem gegebenen Worte nicht und redete mit Königs. Dieſe erlaubten gern, daß die kleinen Mädchen, ſtatt auf dem Hofe, im Garten ſpielten, denn ſie pflückten nichts ab, ja ſie rührten nicht einmal ein Blättchen an. Tante Natalie gewöhnte ſich bald ſehr an ſie und plauderte bei ihrer Handarbeit gern mit ihnen, während ihre Schweſter, minder geſprächig und nicht ſo ſehr Kinderfreundin, ſchweigend ihre Gartenarbeiten beſorgte. Hierin unterſtützte ſie Guſtav, wenn er ſeine Aufgaben für die Schule gemacht und die Mutter ihm nichts aufzutragen hatte.

Zehntes Kapitel.

Ein beſonders großes Vergnügen gewährte Guſtav das Abſuchen der Raupen und oft ſaß er bis in die ſinkende Nacht auf den Bäumen. Einſt thronte er auf einem großen Birnbaum und konnte ſich gar nicht entſchließen, herabzuſteigen, obgleich er zum Raupen längſt nicht mehr ſehen konnte. Im Garten war Niemand und oben auf ſeinem Sitz träumte es ſich herrlich. Er dachte an ſeine Schularbeiten und verglich dann die Vergangenheit mit der Gegenwart. Das Herz klopfte ihm vor Freude und Stolz, als er ſich erinnerte, wie wenig er vor einem Jahre gewußt und gekonnt und welche Fortſchritte er in dieſem Zeitraum gemacht habe.

„Wenn die Mutter doch nicht ſo arm wäre, daß ich ins Gymnaſium gehen könnte!“ dachte er ſehnſüchtig. „Wie fleißig wollte ich ſein und wie ſchnell aus einer Klaſſe in die andere verſetzt werden! Es iſt recht traurig in der Welt, daß man zu Allem Geld braucht, daß die Leute keins haben, die es gut anwenden möchten nnd daß Solche, die etwas Rechtes lernen könnten, nicht Luſt dazu haben. Wie glücklich iſt dieſer Albert und doch weiß er ſein hohes Glück gar nicht zu ſchätzen und verſchleudert die ſchöne Zeit. Ich wäre an ſeiner Stelle bald Primaner.“

Dieſe Betrachtungen wurden durch ein Geräuſch unterbrochen und Guſtav bemerkte jetzt erſt, daß es ſchon lange ganz dunkel war. Er ſtieg herab und hörte nun Mamſell Roſalie, welche Michel, den alten Kater, vergebens rief und ſuchte. Er half ihr dabei eine Weile, allein ohne Erfolg. Dann ging er nach Hauſe. Nur noch wenige Schritte von der Pforte entfernt, hörte er jenſeits derſelben Fußtritte und faſt gleichzeitig traf ein haariger Gegenſtand ſeinen Kopf; er ergriff das ſeltſame Ding und beeilte ſich, zu ſehen, wem er es verdanke. Als er die Thür hinter ſich hatte, erblickte er in dem Schein, den das Licht in der Küche verbreitete, Albert, welcher die Treppe hinaufſtieg.

Guſtav trat in die Stube, wo ſeine Mutter nähete und Pauline ſtrickte; alle Drei betrachteten mit bedauerndem Schreck ſeinen Fund. Es war ein Katzenſchwanz, der unlängſt abgehackt ſein mußte, denn das Blut war noch nicht trocken.

„Das iſt Michels Schwanz, ich erkenne ihn an der ſchwarzen Spitze!“ rief der Knabe aus.

Mutter und Schweſter beſtätigten es. „Wo das arme Thier jetzt wohl ſein mag?“ fragte dieſe mitleidig.

Darüber, daß Albert den Unfug verübt habe, war kein Zweifel und Alle darin einſtimmig, daß er nicht ungeſtraft bleiben dürfe. Dieſen Abend beſchloſſen ſie aber noch zu ſchweigen, um die Ruhe der Schweſtern nicht zu trüben.

Am andern Morgen gleich nach ſechs Uhr, fragte Natalie an, ob Michel ſich nicht vielleicht bei ihnen eingefunden habe. Guſtav erzählte ihr nun ſein Begebniß am vorigen Abend und übergab ihr den blutigen Schweif. Sie war im erſten Augenblick ganz ſprachlos vor Beſtürzung, dann eilte ſie zu ihrer Schweſter. Die natürliche Herzensgüte Beider hätte ſich gegen eine ſo grauſame Verſtümmelung auf das Lebhafteſte empört, auch wenn das Thier ihnen nicht ſeit Jahren ein treuer Hausgenoſſe und geliebter Pflegling geweſen wäre. Nun aber war ihnen ihre Ziege, ihr Hund und vorzüglich Michel theurer, als vielen Leuten ein vertrauter Freund oder naher Verwandter. Natalie fand in ihrem Schmerz erleichternde Thränen, Roſalie aber ward dadurch zum heftigen Zorne gereizt. Sie lief, ohne ſich von ihrer Schweſter zurückhalten zu laſſen, auf den Hof und ſprach ſcheltend ſo laut, daß alle Leute im Hauſe aufmerkſam wurden. Albert erſchien zuerſt lachend an ſeinem Fenſter. Liſette, die Köchin und Scheller blieben nicht ernſthaft, denn die Geberden des kleinen alten Frauenzimmers waren wirklich komiſch. Jetzt zeigte ſich auch der Kopf des Rendanten in einem offenen Fenſter und das Gelächter hörte auf, nachdem die Schweſtern, ſich gegenſeitig ergänzend und erklärend, Alberts boshaften Streich erzählt und das abgehauene Glied gezeigt hatten.

„Gott allein weiß, welchen Aerger uns ſchon Ihr Sohn gemacht hat!“ ſchloß Roſalie. „Wir ſind ſchwach und ſchutzlos und können uns gegen ihn nicht vertheidigen, alſo ließen wir ſchon über uns ergehen, was nicht zu ändern war. Aber Das dulden wir nicht, Das laſſen wir auf keinen Fall ſo hingehen, denn es ſchmerzt uns tiefer, als jede uns perſönlich zugefügte Kränkung!“

Der Rendant ließ Albert herunterrufen; er erſchien, im Begriff in die Schule zu gehen, mit den Büchern unter dem Arm auf dem Hofe und dachte die Sache ſo im Vorbeigehen abzumachen. Mit kecker Stirn leugnete er, die Katze überhaupt geſehen zu haben, und blieb auch dabei, als Guſtav erzählte, daß er ja den Schweif über den Zaun geworfen habe. Die Rendantin, welche noch geſchlafen, hatte ſich, durch Liſette von der Urſache des Lärmens unterrichtet, ſchnell in die Kleider geworfen und erſchien jetzt neben ihrem Mann, glühend vor Eifer über den Schimpf, welcher ihrem Sohne durch eine ſolche Verhandlung auf dem Hofe widerfuhr.

„Kannſt Du die Leute nicht hereinkommen laſſen, wenn ſie Verläumdungen gegen Deinen Sohn vorbringen wollen?“ ſagte ſie lebhaft zu ihrem Mann. „Uebrigens wundert es mich, daß Du die alten Jungfern überhaupt nur anhörſt. Du könnteſt ſchon längſt wiſſen, daß ſie mit der Sucht behaftet ſind, Alles, was ihnen von irgend Jemand zum

Poſſen gethan wird, dem Albert aufzubürden. Frage ihn doch ſelber, ob er es gethan hat und er wird Dir die Wahrheit ſagen.“

„Solchen Muthwillen kann man allenfalls bei einem rohen, verwahrloſten Gaſſenbuben entſchuldigen, aber nicht ungeſtraft laſſen!“ ſagte der Rendant aufgebracht. „Und wenn ich wüßte, daß Albert deſſen wirklich fähig war, ich könnte vergeſſen, daß er mein Sohn iſt und ihn wie einen vagabondirenden Betteljungen auspeitſchen laſſen. Aber er leugnet ja und wem ſoll ich glauben?“

„Doch wohl Deinem eigenen Kinde!“ rief ſeine Frau. „Du weißt wohl, daß unſre Kinder nicht lügen. Wenn ſie auch einmal eine Thorheit begehn, ſo geſtehn ſie dieſelbe gleich freimüthig ein.“

Der Rendant warf einen zweifelhaften Blick auf Guſtav, der ganz verblüfft daſtand, und dann auf ſeinen Sohn, deſſen bleiche Wangen ſich bei ſeiner Drehung vorhin mit einem dunkeln Roth überzogen hatten. Er wußte nicht, was er thun ſollte; die alten Mamſellchen jammerten ihn, doch wollte er ſie mit ihrer Klage eben abweiſen und Albert als unſchuldig entlaſſen. In dieſem Augenblick erhob Roſalie ihre durchdringende Stimme zu dem Rufe: „Michel, Michel! Mir iſt, als höre ich ihn miauen!“ und faſt gleichzeitig klirrte eine Fenſterſcheibe in Alberts Stube und Michel, der dort eingeſperrt geweſen war und die Stimme ſeiner Herrin erkannte, ſprang heraus auf das nahe Treppengeländer.

Aller Augen folgten ihm, wie er herunterkam, zu den Schweſtern ſchlich und ſich, kläglich miauend, hin und her drehete, als wolle er ſie auf ſeine Verſtümmelung aufmerkſam machen und ſie zum Mitleid wie zur Rache auffordern. Natalie nahm ihn behutſam auf den Arm, ſie empfand nichts als Mitgefühl für das leidende Thier — ihre Schweſter aber und Frau Weiße ſammt den Kindern, welche im Hintergrunde ſtanden, fühlten nebenbei eine lebhafte Genugthuung darüber, daß die Katze ſo zu rechter Zeit zum Vorſchein kam.

Madame Linker war höchſt beſchämt und erſchrocken, als die Schuld ihres Sohnes vor ihren eigenen Blicken ſo offen dalag, wie vor denen der Andern, und Albert ſelber war nicht ſo erſchüttert wie ſie. Einen

Augenblick war er zwar verwirrt, dann aber raffte er ſeinen Trotz zuſammen und warf einen Blick auf die Mutter, welcher weniger eine Bitte um Beiſtand enthielt, als eine Drohung, wenn ſie ihm denſelben verſage.

Der Rendant war in einer Aufregung, wie ſie noch Niemand an ihm wahrgenommen hatte und ſeine Augen ſchleuderten einen Blitz des Zornes auf den jungen Taugenichts. Dann ſagte er kurz: „Es iſt gleich ſieben, mach jetzt, daß Du in die Schule kommſt. Auf Mittag ſprechen wir uns wieder, und ich ſage Dir, es wird ernſthaft geſchehen.“

Mamſell Natalie hatte ſich ſchon mit Michel entfernt, Roſalie war im Begriff, ihr zu folgen. Der Rendant rief ihr die Verſicherung nach, daß dieſes der letzte Streich geweſen ſein ſolle, den ſein Sohn ihnen ſpielte.

Jetzt fand zwiſchen ihm und ſeiner Frau ein Auftritt ſtatt, wie er während ihres ganzen Eheſtandes noch nicht vorgekommen war. Er war entſchloſſen, Albert ſtrenge zu beſtrafen, ſeine Frau vertheidigte ihn mit aller ihr zu Gebote ſtehenden Beredſamkeit. Nun wandte ſich ſein Unwille gegen ſie, er gab ihr Schuld, den Knaben durch ihre Nachſicht verdorben zu haben. Das ärgerte ſie und veranlaßte ſie zu einer heftigen Antwort, wodurch er nicht beſänftigt ward. Endlich brach ſie in Thränen aus, was ihn milder ſtimmte und zuletzt kamen ſie darin überein, daß Albert beſtraft werden müſſe. Der Vater beſtimmte, daß er drei Monate kein Taſchengeld bekommen ſollte und auch nichts von den Näſchereien, welche er ſonſt mit Alma und Erwin getheilt hatte.

Die Mutter ergab ſich darein, indem ſie ſich mit blutendem Herzen eingeſtand, Albert habe es verdient. Als dieſer nach Hauſe kam, wurde ihm ſein Urtheil angekündigt. Er zeigte ſich dabei ſo gleichgiltig, daß der Vater geneigt war, ihm etwas Härteres aufzuerlegen. Doch hatte er ſich an dieſem Tage ſo viel geärgert, daß er lieber auf ſein Zimmer ging, um ſich nicht wieder aufzuregen. Die Mutter ſagte:

„Du kannſt zufrieden ſein, daß die Sache ſo abgelaufen iſt. Der Vater behauptete durchaus, nur Schläge ſeien genügende Strafe für dieſe Rohheit. Warum machſt Du ſolchen Unfug — kannſt Du die alten Mädchen mit ihrer häßlichen Katze nicht in Ruhe laſſen?“

„Du willſt mich dadurch einſchüchtern, aber ich fürchte Mißhandlungen nicht — bin nicht daran gewöhnt! Sei überzeugt, daß ich nichts, verſtehſt Du wohl, Nichts achten würde, wenn Jemand Hand an mich legte. Hätte ſich der Vater Das einfallen laſſen, ſo wäre ein Unglück geſchehen, und jedenfalls hätte ich mich an den Urhebern des ganzen Scandals empfindlich gerächt; auch jetzt ſoll das nicht vergeſſen ſein!“

Er ſprach mit ſo leidenſchaftlicher Heftigkeit, daß die ſchwache Mutter erſchrak und ihn zu beſchwichtigen ſuchte.

Das Taſchengeld ward Albert zwar entzogen, doch gab ihm ſpäter die Mutter mehr, als er ſonſt bekommen hätte. In des Vaters Gegenwart erhielt er nicht Aepfel, Kuchen, Bonbons und Dergleichen, aber Alma und Erwin bekamen doppelt ſo viel wie ſonſt und mußten auf Geheiß der Mutter mit ihm theilen. So verlor er nichts. Allein rachſüchtig, wie er war, brütete er doch auf irgend einen Streich gegen die alten Mamſellen und gegen Guſtav. Vorläufig wagte er aber nicht, Etwas zu thun, was ihn bloßſtellen konnte, weil er ſich vor ſeinem Vater fürchtete. Er begnügte ſich damit, die Weißeſchen Kinder zu necken, ſelbſt in Gegenwart ſeiner Mutter. Verwies ſie ihm das, ſo fragte er: „Was thue ich denn ſchon wieder?“ Frau Weiße begriff eine ſolche Frechheit nicht, war aber zu friedfertig, um ſich mit ihm einzulaſſen und ſeine Mutter ſcheute ſich auch vor dem Aerger. Oft, wenn er ſich unehrerbietig gegen ſie benahm oder ſeine Geſchwiſter ſchlug, beſchloß ſie, ihn bei Gelegenheit dafür zu beſtrafen; ehe es aber dazu kam, that es ihr leid, oder ſie hatte ihren Vorſatz vergeſſen.

Elftes Kapitel.

Guſtav hatte eines Sonntags ſeine Schularbeiten beendet; ſeine Mutter und Schweſtern waren im Garten und er gedachte ſpäter auch dahin zu gehen, vorläufig wollte er aber das Alleinſein noch benutzen. Er ſpielte gern Schule, weil es ihn drängte, die neuerworbenen Kenntniſſe mitzutheilen. Seine kleinen Schweſtern waren ihm im Winter aufmerkſame Schülerinnen geweſen, in dem ſchönen Wetter lief aber Clara lieber draußen umher, und Emma blieb ohne ſie nicht eine Minute ſitzen; darum hatte ſich Guſtav andere Schüler erwählt. Doch gab er ſeinen Unterricht nur, wenn er allein war, weil er ausgelacht zu werden fürchtete.

Er nahm ſämmtliche Bücher, außer der Bibel, von dem Brettchen und ſtellte ſie nach ihrer Dicke auf den Tiſch. Es war ein Geſangbuch, ein brandenburgiſcher Kinderfreund, ein Schul-Leſebuch, ein Katechismus, ein Leitfaden der Geographie und einer der deutſchen Sprache, ein Liederbuch und eine Fibel, und einige alte Volkskalender. Dieſe Bücher waren ſeine Schüler. Er gab jedem einen Namen und ſagte dann in erhobenem Tone: „Die drei Königreiche: England mit der Hauptſtadt London, Schottland mit der Hauptſtadt Edinburgh und Irland mit der Hauptſtadt Dublin heißen Großbritannien. Wie heißen ſie?“

Dieſe Frage galt dem Geſangbuch, welches jedoch nicht zu antworten wußte; er deutete auf den Kinderfreund und der Reihe nach auf die übrigen Bücher, indem er dabei jedesmal ſehr ernſthaft: „Du!“ ſagte, bis er zu der Fibel kam, für welche er laut: „Großbritannien“ antwortete.

„Schämt Euch, Ihr Großen, der Kleine weiß beſſer, als Ihr; wenn Ihr Euch nicht zuſammennehmt, werde ich ihn über Euch ſetzen!“ ſagte er und ſtellte dann wieder Fragen. Die Bücher antworteten zuweilen, manchmal auch nicht, oder verkehrt, und wechſelten darnach ihre Plätze. Für die Fibel hatte der junge Lehrer offenbar eine Vorliebe, denn ſie wußte ſehr viel, erhielt in Folge deſſen belobende Reden und rückte auch über einige andere Bücher herauf. . Guſtav war dabei ſo eifrig, daß er nur Augen für ſeine Klaſſe hatte und Albert nicht bemerkte, der zum offenen Fenſter hereinſah.

„Jetzt gebt Acht, Jungens, oder es ſetzt Etwas!“ ſagte er. „Wie heißt die Hauptſtadt von England? Du — Du —.“ Wieder wußte erſt die Fibel und eben wollte er ſie zum Primus machen, als Alberts Gelächter ihn ſtörte und vor Beſchämung ganz roth werden ließ. Haſtig ſtellte er die Bücher fort und lief dann in den Garten, doch rief ſeitdem Albert, ſobald er ſeiner anſichtig ward: „Wie heißt die Hauptſtadt von England? Du — Du — Du — London!“ und verleidete ihm dadurch das ganze Spiel, welches ihm ſo großes Vergnügen gewährt hatte.

Albert beſaß einen kleinen Spitz, den er ſehr hudelte, der aber auch faſt ſo böſartig war, wie er ſelber. Er fuhr bellend auf jeden Fremden zu und biß ſogar zuweilen. Emma fürchtete ſich vor ihm und einige Male hatte er auch ſchon ihr und Clara die Kleider zerriſſen.

Einmal kam Albert gegen Abend auf den Hof, um nach ſeinen Tauben zu ſehen und traf Clara und Emma dieſelben bewundernd. Ihre Mutter und Pauline waren ausgegangen, Guſtav holte aus einem kleinen Flüßchen, das den Garten an einer Seite begrenzte, Waſſer zum Waſchen; Alma gab ſich mit ihren Nachbarinnen gar nicht ab, ſie war drinnen und Erwin trieb ſich, wie das zuweilen geſchah, auf der Straße umher.

Albert konnte keinen Menſchen in Ruhe laſſen und beſonders konnte er kein Kind ſehen, ohne es zu necken. „Nun, ſchönes Milchmädchen, wie geht es Dir?“ ſagte er zu Clara, ſich ihrer Unterhaltung mit ſeiner Schweſter erinnernd. „Machſt Du noch immer ſo und ſo? Und wo haſt Du denn die große, friſche Narbe an der Stirn her — da hat Dich wohl Deine Kuh geſtoßen?“

Sein Ton war nicht der des harmloſen Scherzes, ſondern höhniſch und herausfordernd und das Lachen, womit er ſeine Rede begleitete, hatte etwas ſehr Verletzendes. „Nun, Du biſt ja ſo ſtumm,“ ſagte er, als das Mädchen ſchwieg, lachend, „denkſt Du vielleicht, Stillſchweigen iſt auch eine Antwort? Oder denkſt Du gar nichts — he? Antworte oder fürchteſt Du Dich vor meiner hohen Perſon?“

„Ich denke: am Lachen erkennt man den Narren!“ ſagte Clara mit ihrer treuherzigen Einfalt und Emma wiederholte ihre Worte ſo verſchmitzt lächelnd, wie ein kleiner Kobold.

„So, Du meinſt alſo, ich ſei ein Narr — und der Papagei lebt auch noch!“ ſagte Albert ärgerlich.

„Ich meine gar nichts, ich ſagte nur, was ich gerade dachte, als Du darnach fragteſt!“ antwortete ſie gelaſſen.

„Du? wer iſt Dein „Du?“ Dummes Ding, wie kannſt Du Dich unterſtehen, mich zu duzen?“ fragte er, gereizt näher tretend. „Weißt Du, mit wem Du redeſt? Ich bin Gymnaſiaſt und ein junger Herr, und für Dich, Mamſell, iſt es die größte Ehre, wenn ich nur mit Dir ſpreche!“

„Ach was — ich brauche die Ehre gar nicht!“ meinte Clara und nahm Emma bei der Hand, um fortzugehn. „Ein Gymnaſiaſt ſind Sie wohl, aber ein junger Herr? Herren machen nicht allerlei Streiche und hacken den Katzen die Schwänze ab — die ſind vernünftig.“

Albert gab ihr einen tüchtigen Schlag und ſagte: „Das iſt für Deine Naſeweisheit.“

„Es iſt doch nur die Wahrheit und darum ſchlägſt Du mich!“ ſagte ſie ruhig. „Und dann biſt Du auch übermüthig, weil ich klein bin und mich nicht wehren kann; wäre ich ſtärker als Du, dann möchteſt Du mich ſchon in Ruhe laſſen. — Schlage, wenn Du willſt, aber nur mich, nicht die kleine Emma, denn die kann nichts vertragen und weint gleich.“

Albert ließ die erhobene Hand ſinken und trat zurück. In ſeinem Herzen war doch noch manches gute Gefühl, und der Muth und die Feſtigkeit des Kindes beſchämte ihn.

Er hätte die kleinen Mädchen ruhig fortgehn laſſen, aber der Spitz bellte und wies ihnen die Zähne. Emma fürchtete ſich und das erſchien ſo poſſirlich, daß er lachend den Hund auf ſie hetzte. Clara trat ihm vor, um den Rückzug ihrer Schweſter zu decken, dieſe aber fiel in ihrer Angſt und fing an zu ſchreien; Clara, welche rückwärts ging, ſtolperte über ſie und fiel auch.

In dieſem Augenblicke erſchien Guſtav; er ſtellte die Waſſerkanne nieder und ſprang zwiſchen die Mädchen und den Hund, während er entrüſtet ausrief:

„Schämen Sie ſich nicht, den Hund auf die Kinder zu hetzen? Das iſt eine rechte Heldenthat.“

Albert antwortete nur durch den Ruf: „Faß, Haſſan, faß!“

Das Thier ſprang auf Guſtav zu, dieſer ſchleuderte es aber mit dem Fuße gegen eine nahe Wand, daß es einen Augenblick betäubt liegen blieb.

„Wie kannſt Du meinen Hund ſo behandeln!“ ſchrie Albert.

„Etwas Anderes können Sie auch nicht!“ fuhr Guſtav erbittert fort. „Nur an kleinen Mädchen und alten Frauen und allenfalls an Katzen zeigen Sie Ihre Courage!“

Albert wußte, daß ſein Vater nicht zu Hauſe war; er freute ſich über die ſchöne Gelegenheit, Guſtav ſeine Ausſage gegen ihn zu bezahlen. Dieſer dürſtete darnach, an Albert alle Kränkungen und Beleidigungen zu rächen, welche er ihm ſelber, ſeinen Schweſtern und alten Freundinnen angethan hatte; als er auf ihn losſtürzte, vertheidigte er ſich alſo tapfer. An Kraft waren ſie einander nicht ſo ungleich, wie an Jahren, denn Guſtav war groß und ſtark, Albert dagegen zierlich gebaut und im Wachsthum etwas zurückgeblieben.

Lange Zeit rangen Beide, ohne daß Einer die Oberhand erhielt. Endlich ermattete Guſtav, der ſich gleich von Anfang zu ſehr angeſtrengt hatte; Alberts Kräfte dagegen verdoppelte die Wuth über den hartnäckigen Widerſtand ſeines Gegners. Schon in ſeiner früheſten Jugend hatte er Anfälle von Zorn, die ihm eine ungewöhnliche Stärke gaben, in denen er blind und rückſichtslos um ſich ſchlug. Seine Mutter nannte das: „Alberts Berſerkerwuth“ und ſuchte ihn durch Liebkoſungen und Geſchenke zu beſchwichtigen. Eine verſtändige Bekannte hatte ihr angerathen, ſolche Wuthausbrüche mit einer recht ſchmeidigen Haſel- oder Weidengerte gründlich zu vertreiben, aber die Rendantin hatte ſich mit der wohlmeinenden Rathgeberin für immer entzweit.

Mit den Jahren wuchs dieſe Heftigkeit, welche immer ungeſtraft geblieben war und Albert kannte ſich in einem Anfall derſelben gar nicht mehr. Auch jetzt überwältigte ihn die Hitze. Er drang wüthend auf Guſtav ein, warf ihn zu Boden und wollte ihn erwürgen. Clara verſuchte, ihrem Bruder zu Hilfe zu kommen, Albert ſtieß ſie aber heftig fort und nun fing ſie auch an zu ſchreien, wie es Emma ſchon längſt that. Alma und Liſette kamen herbei und riefen dann die Rendantin, welche ihren Sohn flehentlich bat, doch vernünftig zu ſein und abzulaſſen. Er achtete nicht darauf, ſondern fuhr fort, Guſtav mit aller Kraft die Kehle zuzuſchnüren.

„Mein Gott, er erwürgt ihn — er iſt außer ſich!“ jammerte die Mutter händeringend. Liſette verſuchte, ihn fortzureißen, erhielt jedoch einen ſo heftigen Stoß, daß ſie weit forttaumelte. Die Rendantin ergriff ſeinen Arm, allein er ſah ſie mit einem ſo wilden Blick an, daß ſie ſich ſchaudernd zurückzog. Der Rendant und Scheller waren ausgegangen — kein Mann im Hauſe und die Frauenzimmer und Kinder konnten ihn nicht bewältigen, obgleich nun auch die Köchin erſchien und mit Liſette vereint, Guſtav aus ſeinen Händen befreien wollte. Er ſtieß ſie zurück und weh thun mochten ſie ihrem jungen Herrn doch nicht. —

Das Geſchrei der Kinder führte auch Roſalie König herbei; ſie ſah, daß Guſtav ſich nicht mehr wehrte und ſchon ganz blau im Geſichte war. Ihre Theilnahme für den Gemißhandelten gab ihr einen guten Gedanken ein; ſie ergriff die Waſſerkanne und leerte ſie plötzlich über Albert. Dieſer ließ Guſtav überraſcht los, ſprang, ſich ſchüttelnd, auf und ließ ſich dann ohne Widerſtand von ſeiner Mutter und Liſette fortführen, indeß Roſalie und die Köchin Guſtav aufhoben, der von dem Sturzbad auch ſo viel bekommen hatte, als nöthig war, ihm das Bewußtſein wieder zu geben.

Frau Weiße war ſehr böſe, als ſie den Vorfall erfuhr. „Meine Kinder ſind ja hier ihres Lebens gar nicht ſicher. Wenn ich ſie einen Augenblick allein laſſe, geſchieht gleich Etwas,“ ſagte ſie zu Mamſell Roſalie. Guſtav jedoch hätte Strafe erhalten, wenn er nicht ganz blaß und zerſchlagen geweſen wäre — ſo kam er mit einem tüchtigen Verweiſe, daß er mit Albert angefangen habe, davon.

„Soll ich denn zuſehen, daß er ſeinen Hund auf meine Schweſtern hetzt?“ fragte Guſtav. „Ich habe mir von ihm genug gefallen laſſen — die Galle lief mir einmal über. Er war zwar ſtärker und ich glaube, er hätte mich in ſeiner Wuth richtig umgebracht, wenn Tante Roſalie nicht dazu gekommen wäre, aber ich habe ihm vorher auch gut gegeben und denke, er wird mich künftig zufrieden laſſen."

Mamſell Roſalie rieth, Albert bei ſeinem Vater zu verklagen, Frau Weiße wollte das aber nicht. „Guſtav iſt auch ſchuld;" ſagte ſie, „warum nahm er die Kinder nicht ruhig fort, wenn ſie einmal da waren, wo ſie gar nichts zu thun hatten. Das wird ihnen Allen eine Warnung ſein, und darum ſollen ſie diesmal mit dem Schrecken davon kommen."

Die Rendantin ermahnte indeß Albert, ſeine heftige Gemüthsart zu beherrſchen, weil er ſich ſonſt zeitlebens unglücklich machen könne. „Bedenke nur, wenn Du den Knaben erwürgt hätteſt!" ſagte ſie erſchüttert. „Und Du würdeſt es gethan haben, wenn Dich das kalte Bad nicht zur Beſinnung gebracht hätte!"

Albert gab zu, daß ſie Recht habe, behauptete aber, er könne nicht anders, es läge ihm einmal in der Natur.

Seine Mutter war von dieſem Geſtändniß befriedigt; ſie entſchuldigte ihn diesmal damit, daß Guſtav ihn gereizt habe. „Wie kann der Junge auch wagen, ſich an ihm zu vergreifen," dachte ſie. „Warum ſteckte er einige Püffe nicht ruhig ein?"

Sie war nebenbei glücklich, daß der Vorfall keine ſchlimmen Folgen hatte und gab daher ihrem Sohne Geld zu einer Pfeife, die er ſich längſt gewünſcht; auch ſprach ſie nächſtens auf dem Hofe freundlich mit Frau Weiße, der ſie es ſehr hoch aufnahm, daß ſie Albert nicht bei ihrem Manne verklagt hatte. Dieſer erfuhr durch das Ausplaudern Erwins Etwas davon, ſie ſtellte ihm aber die Sache ſo vor, daß er glaubte, Albert habe ſich nur gegen die Anmaßung des Stadtſchülers vertheidigt.

Zwölftes Kapitel.

Tante Roſalie und Guſtav waren ſeit der Verſtümmelung Michels noch größere Freunde als früher, denn er hatte dabei ſo viel Mitleid für ihren Liebling gezeigt, daß ſie ihm deswegen noch herzlicher zugethan ward. Ihre hilfreiche Dazwiſchenkunft bei ſeiner Schlägerei erhöhte ihre Theilnahme und ſeine Anhänglichkeit. Tante Natalie war ihm zwar auch zugethan, zog ihn aber ſeinen Schweſtern nicht vor. Sie war ſo gutmüthig, daß ſie Niemand, ſelbſt Albert nicht, gram ſein konnte; an Roſalie hing ſie mit unbegrenzter Zärtlichkeit, ſonſt liebte ſie alle Leute mit ruhigem Wohlwollen und machte auch bei ihren kleinen Freunden keine Ausnahme. Roſaliens Empfindungen waren lebhafter, ihr ganzes Weſen entſchiedener; ſie kümmerte ſich wenig um Kinder und machte ſich nichts aus ihrem naiven Geſchwätz; gegen Albert fühlte ſie heftigen Unwillen, Guſtav flößte ihr eine eben ſo ſtarke Zuneigung ein und erwiderte ſie auch.

Ihr Vater war ein Fabrikbeſitzer geweſen, ſein Vermögen aber durch den unglücklichen Krieg von 1806 und 1807 zerrüttet worden. Die Schweſtern waren von Hauſe aus nicht ungebildet und Guſtav fand an Tante Roſaliens Unterhaltung großes Vergnügen. Sie ging auf ſeine Ideen und Pläne ein und verwies ihm nicht, wie die Mutter, ſeine hochfahrenden Träume und Wünſche. Er theilte ihr ſeine kleinen Erlebniſſe, Sorgen und Freuden mit, wie der Mutter und den Schweſtern — ſie erzählte ihm Mancherlei von den Kriegen, die ſie erlebt, oder aus ihrer Jugend, welche nicht ſo einförmig geweſen war, wie ihr Alter.

Dem fröhlichen Knaben wurde oft ganz wehmüthig zu Sinn, wenn er ſich vorſtellte, daß Tante Roſalie und Natalie, welche graue Haare und eingefallene,.runzelvolle Geſichter hatten, einſt, gleich ſeinen Schweſtern, kleine blonde Mädchen mit friſchen runden Wangen waren; daß ſie ſchöne Puppen gehabt und, wie Pauline und Clara, Verſteckens und „allerlei ſchöne Vögel" geſpielt hatten. Der Gedanke, daß alle Kinder alte Leute werden, wenn ſie nicht vorher ſterben, ergriff ihn tief; er erſchrak davor, daß ſein hübſches blühendes Clärchen ein altes, zahnloſes Mütterchen ſein werde; er erſchrak noch mehr darüber, daß er ſelber vielleicht ſo alt und ſchwach werden könne, wie der greiſe Bettler, den er, mühſam an ſeinem Stabe hinſchleichend, auf der Straße geſehen hatte. Er ſprang dann wohl geſchwinde auf und lief umher oder kletterte auf einen Baum, um ſich zu überzeugen, daß er noch jung und kräftig ſei und freute ſich dabei von ganzem Herzen ſeiner Jugend und Geſundheit. Am Morgen darauf ſteckte er gewöhnlich ſein Frühſtück in die Taſche und gab es dem alten Bettler, während er ſelbſt hungerte. Es ſchien ihm ein zu großer Vorzug, jung und ſatt zu ſein, indeß der arme Alte vielleicht nichts zu eſſen hatte.

Oft ſprach auch Tante Roſalie von einem Bruder, der nur ein Jahr älter als ſie und der liebſte Geſpiele ihrer Jugend geweſen. Er war ſpäter etwas leichtſinnig geworden, hatte ſich mit dem Vater erzürnt und war vor beinahe vierzig Jahren in die Welt gegangen, ohne je wieder etwas von ſich hören zu laſſen. „Vor beinahe vierzig Jahren!“ dachte dann Guſtav mit einem Schauer der Ehrfurcht vor dieſem Zeitraum, der ihm unendlich groß ſchien. Wie viel mußte der Verſchollene mittlerweile geſehen und erfahren haben? Ob er wohl noch lebte? Aber wie konnte er dann ſeine Schweſtern ſo ganz vergeſſen haben? Guſtav vertiefte ſich gern in Träumereien über das Schickſals dieſes Bruders ſeiner alten Freundin; es war ihm, als müſſe er einmal wiederkommen, um ſie und Natalie wiederzuſehen. Tante Roſalie wurde ihm unausſprechlich ſchön und bedeutend, wenn die Erinnerung an die Vergangenheit ſie verjüngte.

Frau Weiße ſagte oft ſcherzend, Tante Roſalie habe ihr das Herz ihres Sohnes geſtohlen, denn ſobald er ſeine Schularbeiten gemacht hatte und irgend abkommen konnte, half er ihr im Garten. Er duldete nicht, daß ſie Waſſer zum Begießen der Blumen holte, und oft rannte und ſchleppte er ſich faſt außer Athem, um für alle ihre Beete genug herbeizubringen.

An einem warmen Tage ſchöpfte er kurz vor Sonnenuntergang am Fluſſe, als er einen lauten Schrei vernahm. An der einen Seite des Gartens führte eine Gaſſe zum Waſſer hinunter und hier ſpielte Erwin, ſo oft er unbemerkt von Hauſe fortlaufen konnte, mit andern Kindern. Heute war er wieder da und beſonders übermüthig; er ſprang umher, balgte ſich mit den Andern — glitt aus und rollte in das Waſſer. Guſtav hörte das Geſchrei und ſprang ihm nach, ohne ſich viel zu beſinnen.

Er konnte nur wenig ſchwimmen, dachte ſich aber an den Pfählen zu halten, welche an verſchiedenen Stellen eingerammt waren. Glücklich erreichte er den Kleinen noch zu rechter Zeit, der umklammerte ihn aber in der Todesangſt ſo feſt, daß er, in ſeinen Bewegungen ſehr gehindert, kaum einen der Pfähle erreichen konnte und ſeine Kühnheit faſt mit dem Leben bezahlte.

Tante Roſalie hatte ſich auf das Geſchrei der Kinder genähert; ihr Hilferuf zog Leute herbei und dieſen gelang es, beide Knaben halbtodt herauszuziehen. Sie wurden nach Hauſe gebracht und Erwin erholte ſich bald, Guſtav jedoch lag einige Tage krank.

Erwin war allein durch Guſtav gerettet, denn ehe die andre Hilfe kam, wäre er längſt ertrunken. Seine Eltern ſahen das ein und konnten ihren Dank nicht lebhaft genug bezeigen. Während ſeiner Krankheit ſendete ihm die Rendantin die ausgeſuchteſten Leckereien, und nach derſelben ſtand er plötzlich unerwartet am Ziel ſeiner Wünſche. Der Rendant hatte nemlich ſeine Zeugniſſe geſehen und wollte für ihn das Schulgeld im Gymnaſium bezahlen, ihm auch die nöthigen Bücher geben. Zugleich ließ er ihm einen neuen vollſtändigen Anzug machen und von Scheller Stunden im Lateiniſchen geben.

Das Verhältniß der beiden Familien zu einander war jetzt völlig geändert. Die Rendantin hatte an den Weißeſchen Kindern nichts mehr auszuſetzen und bewunderte ſie bald ſehr. Alma ſprach wieder freundlich mit den Mädchen und lud ſie oft in ihre Stube ein. Erwin war der ſchreckliche Augenblick, in dem er ſich an Guſtav klammerte, noch ſehr gegenwärtig; er fühlte für ſeinen Retter eine lebhafte Zuneigung und ließ darum deſſen Schweſtern ziemlich in Ruhe. Selbſt Albert hörte mit ſeinen Neckereien auf, und Guſtav, der leicht verſöhnlich war, gegen Alberts Vater die lebhafteſte Dankbarkeit empfand, dachte des alten Grolls nicht mehr und half ſeinem ehemaligen Feinde die Tauben füttern und ließ ſich von ihm wegſchicken, wenn er etwas zu beſtellen hatte. Eines Tages ſchenkte ihm Albert eine Taube und freudeſtrahlend zeigte er ſie ſeiner Mutter, indem er ihr erzählte, daß er auch einen Täuberich bekommen ſolle.

„Trage Du nur die Taube wieder ab, mein Sohn!“ ſagte Frau Weiße. „In der Stube leide ich ſie nicht, und ich leide es überhaupt nicht, daß Du Dich auf dergleichen einläſſeſt. Das iſt für reicher Leute Kinder, die dazu Zeit und Geld haben. Albert mag den ganzen Tag auf dem Taubenſchlag ſitzen — Du kannſt das nicht.“

Guſtav wendete ein, er könne ja ſpäter eine Menge Tauben verkaufen und viel Geld dafür einnehmen — ſeine Mutter wollte davon aber nichts wiſſen. „Die Spielerei könnte Dir zuletzt ſo zur Leidenſchaft werden, daß Du Deine Arbeiten darüber vernachläſſigteſt,“ meinte ſie. „Auch giebt das leicht Streitigkeiten mit den Nachbarn, und dann betrachten die Knaben das Wegfangen fremder Tauben durch die ihrigen als kein Unrecht und gewöhnen ſich dadurch allmählich, es mit Anderer Eigenthum nicht ſo genau zu nehmen, wie es nöthig und recht iſt.“

Guſtav mußte die Taube abgeben; Albert nannte ihn einen dummen Jungen, daß er ſich an ſeine Mutter kehre und ſcheuchte ihn durch dieſe Worte auf lange Zeit von ſich zurück.

Tante Roſalie war es nicht ganz angenehm, daß ihr Liebling in freundſchaftliche Beziehung zu dem Knaben kam, welcher ihr wahrhaft verhaßt war, auch fürchtete ſie, Alberts Beiſpiel könne verderblich auf ihn wirken. Doch begriff ſie, daß eine Berührung Beider nicht zu vermeiden ſei und daß Guſtav nicht unfreundlich dem Sohne eines Mannes begegnen könne, welcher ihm Wohlthaten erwies, die für ſein ganzes Leben ſegensreich werden mußten. Sie begnügte ſich daher, Guſtav durch alle kleinen Mittel, welche ihr zu Gebot ſtanden, an ſich zu feſſeln und ſeufzte oft im Stillen darüber, daß ſie nicht reich war.

Als Albert die Bücher, welche er nicht mehr brauchte, Guſtav geben ſollte, geſtand er ſeiner Mutter, er habe ſie längſt verkauft. „Ich wußte nicht, daß ſie gebraucht würden, wozu ſollten ſie ſich alſo umhertreiben,“ entſchuldigte er ſich. „Ehe Erwin ſo weit kommt, ſind andere Bücher eingeführt.“

Die Mutter war darüber betroffen, daß es ohne ihr Vorwiſſen geſchehen ſei, doch war ſie ja daran gewöhnt, daß er wirthſchaftete, wie er wollte. Sie machte ihm keinen Vorwurf — waren dieſe Bücher ja doch ſein Eigenthum, womit er alſo auch nach Belieben ſchalten konnte. Sie gab ihm Geld, um andre Bücher zu beſorgen und ſagte dem Vater nichts davon.

Dieſer fragte einſt Albert, ob er denn zu Michaelis nicht verſetzt werde. Dazu war jedoch keine Ausſicht, denn er ſaß noch in der zweiten Ordnung. Der Mutter that die Verlegenheit des Knaben leid, ſie nahm ſich darum ſeiner an und ſagte zu ihrem Mann:

„Wie kannſt Du aber auch verlangen, daß Albert aus einer ſo ſchweren Klaſſe, wie Quinta, in zwei Jahren herauskomme. Erinnere Dich nur deſſen, was Du mir aus Deiner eigenen Schulzeit erzählteſt. Dein Vater brachte Dich eines ſchönen Tages nach der Stadt und bei der Prüfung ergab es ſich, daß Du für Quinta reif warſt. Seelenvergnügt reiſte er nach Hauſe und als er nach vier Jahren wiederkam, in der Hoffnung, Du habeſt bald ausſtudirt, fand er Dich auf demſelben Platz, auf welchem er Dich verlaſſen hatte, nämlich als den Ultimus von Quinta.“

Albert lachte aus vollem Halſe und ſein Vater machte gute Miene zum böſen Spiel, denn er konnte nicht leugnen, daß ſeine Frau ziemlich Recht hatte; er war nicht ſehr begabt, auch nicht ſehr fleißig geweſen.

Um nun aber zu verhüten, daß Albert auch ſo lange in der Klaſſe ſitzen blieb, ſollte Scheller ihm bei ſeinen Arbeiten nachhelfen. Er hatte nun mit Guſtav zuſammen Stunde und dieſer hörte ſie oft einige Worte ſprechen, die ſich auf ihre gemeinſamen Beluſtigungen bezogen, für ihn aber unverſtändlich waren. In ſeiner harmloſen Offenheit erzählte er Tante Roſalie davon; ſie fragte ihn ſpäter geſchickt aus und erfuhr nach und nach Einiges, was ſie auf die Vermuthung brachte, Scheller verdiene ſehr wenig das in ihn geſetzte Vertrauen der Eltern Alberts.

Dreizehntes Kapitel.

Alma hatte ein Puppenhaus, eine kleine Küche und ſehr viel Spielzeug von Kryſtall, Porcellan, Meſſing, Zinn und Blech, auch viel irdenes und hölzernes Geſchirr. Das Alles zu ſcheuern und blank zu halten, wie auch die viele Puppenwäſche zu waſchen, war ihr zu beſchwerlich, auch machte ſie ſich dabei ſchmutzig und Liſette hatte nicht Zeit. Darum kam ſie auf die Idee, ſich ein kleines Mädchen zu miethen und nach einer Verhandlung mit ihrer Mutter wurde ſie mit Pauline darüber einig, daß ſie ihr für zwei Groſchen Lohn monatlich und die abgelegten Puppenſachen die Küche und alles Uebrige in Ordnung halten ſollte. Pauline ſpielte noch gern, obgleich ſie ſich ſchämte, wenn Jemand ſie dabei traf, alſo war ihr dies Anerbieten ſehr lieb, und die Mutter willigte auch unter der Bedingung ein, daß ſie nur Sonntags dieſen wichtigen Geſchäften obliege, ſonſt aber die Arbeit nicht verſäume.

Wenn Alma Beſuch von ihren Schulfreundinnen hatte, ſah ſie Claras und Emmas Gegenwart nicht gern; war ſie aber allein, ſo lud ſie Beide oft zu ſich ein und kochte mit ihnen. Erwin ſpielte gewöhnlich auch mit, verdarb aber oft die Freude durch ſeinen Uebermuth.

So verging der Sommer und Albert ſtattete jetzt wieder zuweilen Beſuche im Garten ab. Das Obſt lockte ihn nicht mehr, wohl aber der Spaß, zu ſehen, wie die alten Mamſellchen, durch das Bellen Caros aufmerkſam gemacht, im offenen Fenſter oder in der Thür erſchienen und den Hund los zu laſſen drohten. Er ſtieg jetzt nicht mehr über die Pforte, weil er dabei von Frau Weiße ertappt zu werden fürchtete, ſondern kletterte von der Gaſſe aus über den Zaun.

Eines Abends legte Albert ein Stück Brett vor der Hausthür der Schweſtern quer über den Weg; Roſalie, welche auf des Hundes lautes Gebell herauskam, fiel darüber und zerſchlug ſich. Ein ſchadenfrohes Gelächter beantwortete ihren Aufſchrei und verrieth Albert. Dieſer ſchlechte Spaß friſchte den alten, faſt vergeſſenen Groll wieder auf. Sie verſchloß ſeitdem, ſobald es dunkelte, die Hofthür und ließ den Hund von der Kette los.

Eines Abends hatte Albert wieder einige Freunde bei ſich und machte ihnen den Vorſchlag, in den Garten zu gehen und die alten Damen zu ärgern. Scheller redete ihm davon ab, ihm ſagten ſolche knabenhafte Poſſen, wie er es nannte, nicht zu; von den andern Dreien ſtimmten Zweie ihm bei, der Dritte aber folgte Albert, welcher auf den Widerſpruch nicht achtete.

Beide Knaben verließen die Stube auf dem gewöhnlichen Wege, gingen durch den Thorweg, der immer unverſchloſſen war, und ſtiegen über den Zaun. Sie waren noch nicht weit gekommen, als der Hund bellend auf ſie zulief. Albert merkte ſogleich, daß er losgebunden ſei, verſicherte aber ſeinem Freunde Theodor das Gegentheil. Er hatte ſich kurz vorher beim Spiel heftig mit ihm geſtritten, und wollte jetzt ſein Müthchen an ihm kühlen. Auch machte es ihm Spaß, Jemand, ſei es, wer es wolle, zu ängſtigen. Er ließ Theodor auf einen Baum hinaufklettern und machte ſich davon, während Jener Birnen zu pflücken anfing. Caro kam näher und ſprang mit ſchrecklichem Gebell am Baum hinauf.

Theodor rief leiſe Albert, der aber war ſchon über dem Zaun, eilte in ſeine Stube und ſetzte ſich an den Tiſch, den Andern erzählend, Theodor ſei nach Hauſe gegangen. Dieſem ward indeß ſehr unheimlich. Es war faſt zehn Uhr, der Abend ſehr finſter und der Hund ſchien ſeinen Platz gar nicht verlaſſen zu wollen. Endlich lief er bellend nach dem Gartenhauſe und dieſen günſtigen Augenblick benutzte der Knabe, um herunterzuſpringen und davonzueilen; im Garten völlig unbekannt, konnte er ſich in der Dunkelheit nicht zurechtfinden. Der Hund kam zurück und ihm nach — er flüchtete und fiel endlich über ein Beet. Caro packte ihn; er wagte nicht, ſich zu rühren und ſchrie laut um Hülfe. Mamſell Roſalie und Natalie nahten mit einer Laterne — auch Frau Weiße, Guſtav und Pauline fragten am Fenſter, was es gäbe.

Der Hund faßte ſeine Beute feſter und Theodor ſchrie immer lauter. In dieſem Augenblick kam der Rendant aus dem Club nach Hauſe. Er hörte das ferne Geſchrei, klopfte an das Fenſter der Frau Weiße und fragte, was im Garten paſſire, indem er, das Licht in Alberts Stube gewahrend, ſich in ſeinem Herzen innig freute, daß ſein Sohn ſo fleißig ſtudire.

Guſtav rief den Schweſtern zu, der Herr Rendant ſei da und frage, was hier vorgehe. Natalie beeilte ſich, die Gartenpforte zu öffnen, während Roſalie den Hund ſeinen Gefangenen feſthalten ließ. Sie glaubte, es ſei Albert und wollte ihn in ſeines Vaters Gegenwart beſchämen, darum rief ſie Caro erſt zu, loszulaſſen, als der Rendant ſchon nahe genug war, um den Schuldigen zu erkennen. Dieſer erhob ſich nun haſtig, und die Schweſtern waren ſehr verwundert, ſtatt Albert einen Fremden zu ſehen — der Rendant war es aber nicht minder, in dem Obſtdieb einen Knaben zu erkennen, den er oft bei ſeinem Albert geſehen. „Wie kommen denn Sie, ein Freund meines Sohnes, hierher?“ fragte er erſtaunt.

Theodor ſchwieg, Mamſell Roſalie aber ſagte haſtig: „Darüber kann vielleicht Ihr Herr Sohn Auskunft geben — möglich, daß er in der Nähe iſt.“

„Ich will nicht hoffen,“ meinte er gedehnt, „Sie wollen damit ſagen, mein Sohn beſtehle Ihre Bäume und um Sie davon zu überzeugen, daß er ruhig in ſeiner Stube ſitzt und arbeitet, kommen Sie gefälligſt mit mir.“

Roſalie wollte das ablehnen, der Rendant beſtand aber darauf; nun wollte Theodor voranlaufen, um ſeine Kameraden zu warnen, der Rendant hielt ihn aber zurück und ſagte argwöhniſch: „Wohin, junger Herr? Man läuft nicht ſo davon, wenn man Aepfel gemauſt hat.“

Er ging nach Alberts Stube und die Schweſtern folgten ihm. In der Thür blieb er verdutzt ſtehen, denn ſtatt ſeines ſtudirenden Sohnes ſah er etwas ganz Anderes. Das Zimmer war von Tabaksqualm verdunkelt und auf dem Tiſch ſtand neben einer aus der Küche entwendeten Suppenterrine und einigen Gläſern, eine Flaſche Rum. Albert ſpielte mit ſeinen Schulkameraden Sechsundſechzig, Scheller wärmte im Ofen Waſſer zum Punſch.

Dieſe Ueberraſchung war, wie ſich von ſelbſt verſteht, für die meiſten Betheiligten ſehr unangenehm. Nur der Ton, in welchem Mamſell Roſalie: „Ei, ei,“ ſagte, deutete eine gewiſſe Befriedigung an, doch zog ſie ſich mit ihrer Schweſter ſogleich zurück. Theodor benutzte ſchnell die Gelegenheit, ſich zu empfehlen, auch die Andern ſchlichen davon.

Albert und Scheller aber fühlten ſich ſehr unbehaglich, und hatten auch Urſache dazu. Dem Schreiber ward von dem erzürnten Vater angekündigt, er möge ſich ein anderes Unterkommen ſuchen, und Albert erhielt nicht nur eine kräftige Strafrede, ſondern fürchtete auch, künftig immer beaufſichtigt zu werden. Er verwünſchte den Zufall, der ſeinen Vater ſo zur Unzeit heraufgeführt hatte und ſchwur Roſalie fürchterliche Rache.

Seine Mutter ſpielte auch dieſes Mal die Vermittlerin; ſie entſchuldigte Albert mit ſeiner Jugend und der Macht der Verführung, und ſchob alle Schuld auf ſeine Genoſſen, vorzüglich auf Scheller. Als dieſer jedoch, einſtimmig mit Albert, verſicherte, es ſei das erſte und einzige Mal, daß ſie eine ſolche Ausſchweifung begangen, als ſie ſich der Freundlichkeit erinnerte, welche Scheller den Kindern ſtets erwieſen hatte, milderte ſich ihr Zorn gegen ihn und als er ſie endlich demüthig um ihre Verwendung bei ihrem Mann erſuchte, beſänftigte ſie den Erzürnten und es gelang ihr auch ziemlich. Uebrigens fand der Rendant nicht ſogleich einen anderen Schreiber. Einige Tage herrſchte eine kleine Spannung, dann ſchlief die ganze Sache ein und es blieb Alles beim Alten.

Vierzehntes Kapitel.

Böſe Beiſpiele verderben gute Sitten, ſagt das Sprichwort und es beſtätigte ſich an den Weißeſchen Kindern.

Guſtav fing an, ſeine Schweſtern zu necken und aufzuziehen; er lernte zwar mit noch regerem Eifer als ſonſt, murrte aber, wenn er in der Wirthſchaft etwas thun ſollte. Pauline war mit Allem, und vornehmlich mit ihrem Anzuge, unzufrieden; ſie hätte ihr Sonntagskleid gern in der Woche getragen und zum Sonntag ein neues, ſchöneres gehabt; auch ging ſie, gegen die Verabredung, oft zu Alma, um deren Spielzeug zu ſcheuern und hatte weniger Luſt zu ihren Handarbeiten.

Clara und Emma vertrugen ſich nicht wie früher — die Erſtere beklagte ſich oft darüber, daß ſie ſich mit der Kleinen, die wie eine Klette an ihr hänge, immer umherſchleppen müſſe, und dieſe war launiſch und weinte jeden Augenblick ohne Urſache. Alle waren nicht ſo folgſam wie ſonſt, erlaubten ſich zuweilen, der Mutter zu widerſprechen und begannen, auf einander neidiſch zu werden.

Frau Weiße hatte viel Arbeit und war häufig nicht zu Hauſe; die Veränderung der Kinder entging ihr nicht, doch achtete ſie nicht ſo genau darauf, wie es ſonſt geſchehen wäre, und ließ ihnen manche kleine Unart hingehen, ſchon darum, weil ſie keine Freundin von unausgeſetztem Schelten und Tadeln war.

Einſt hatte Emma angeſchwollene Drüſen und durfte bei der kühlen Witterung nicht aus der Stube gehen. Clara mußte bei ihr bleiben, war damit aber ſehr unzufrieden; ſie langweilte ſich und wäre lieber in den Garten oder zu Alma gegangen.

„Spiele doch mit Emma etwas Schönes," rieth Pauline.

„Ach, es ſpielt ſich was Schönes mit dem Spielzeug! Ja, wenn wir ſolches hätten, wie Alma!" antwortete ſie mißmuthig.

„Dann nimm Dein Strickzeug, dabei vergeht die Zeit am Beſten!" ſagte die Mutter.

„Ach, ſoll ich denn immer arbeiten — ich bin ja noch nicht einmal ſechs Jahr!"

„Guten Kindern iſt das Arbeiten ein Vergnügen — ſie thun gern, was ſie können!" erwiderte die Mutter. „Und von Dir, Clärchen, hätte ich gar nicht gedacht, daß Du nicht lieber bei Deiner kleinen, kranken Schweſter bleibſt, als draußen umherläufſt."

„Ach, was kann ich dafür, daß ſie immer krank iſt und was hat ſie davon, daß ich bei ihr ſitze; ſie iſt recht unnütz, mir gar kein Vergnügen zu gönnen! Und wenn ſie geſund iſt, muß ich mich immer mit ihr herumſchleppen; wenn ich ein Bischen laufe, ſchreit ſie gleich hinter mir her, weil ſie nicht mitkommen kann. Ach, ich bin mit dieſer Klette recht geplagt!"

Sie hatte dieſe ungewöhnlich lange Rede ſchneller als gewöhnlich geſprochen und war ſehr ärgerlich; Emma fühlte ſich beleidigt und fing an zu weinen. Sonſt ward Clara durch ihre Thränen gerührt, jetzt kehrte ſie ſich nicht daran. Auch Pauline und Guſtav nahmen gegen die Kleine Partei und ſagten, ſie ſei unausſtehlich mit ihrem „ewigen Plärren."

„Emma iſt nicht geſund und von Euch iſt es lieblos, ſie zu ärgern, ſtatt ſie zu zerſtreuen," ſagte die Mutter. „Dafür ſoll aber auch an Claras Geburtstag in der nächſten Woche nicht das Geringſte gemacht werden und nur Emma ſoll ihn feiern. Sie bekommt Kuchen und Ihr Andern Nichts!"

Emma hörte auf zu weinen, die Andern ſchwiegen verſtimmt.

„Pauline, lege ein Stückchen Holz an, daß der Kaffee kocht!" ſagte die Mutter nach einer kleinen Weile.

„Ach, ſoll ich wieder aufſtehn und mir die Hände ſchmutzig machen!" verſetzte das Mädchen. „Laß es doch Guſtav thun."

„Das ſollte mir einfallen, Deine Trägheit zu beſtärken!" ſagte Guſtav, welcher rechnete. „Die Mutter hat es Dir befohlen, und ich habe auch meine Arbeit."

Die Mutter ſah verwundert von Einem zum Andern, ehe ſie aber Etwas ſagen konnte, legte Clara geſchickt ein Stück Holz an das Feuer. Ihre gute Laune war indeß noch nicht hergeſtellt, und als die Mutter ſpäter Brot zum Kaffee gab, ſagte ſie unzufrieden:

„Ja, ich bekomme immer ein ſo kleines Stückchen Brot — Guſtav und Pauline haben ein viel, viel größeres."

„Es wäre noch ſchöner, wenn Du kleines Ding ſo viel eſſen wollteſt, wie wir Großen," verſetzte Guſtav, „Du bekommſt ſo zu viel."

„Man muß auch immer trockenes Brot zum Kaffee eſſen," ſagte Pauline mürriſch. „Andere Leute haben Kuchen und Zwieback, oder wenigſtens Semmel und wir bekommen nicht einmal Butterbrot."

Die Mutter verſchloß ruhig Paulinens Brot. „Du haſt keinen Hunger, brauchſt alſo nicht zu eſſen," ſagte ſie.

Pauline ließ auch den Kaffee ſtehen und nahm ſchweigend ihre Arbeit. Nach einiger Zeit richtete die Mutter eine Frage an ſie, welche nur kaum beantwortet wurde. Sie hatte die Beſtrafung ihrer Unzufriedenheit ſehr übel genommen.

„Höre, Pauline, wenn ich Dich frage, ſo giebſt Du mir bereitwillig Antwort und machſt mir nicht ſolches Geſicht!“ ſagte Frau Weiße mit Nachdruck.

„Antworte ich denn nicht?“ fragte Pauline ſchmollend. „Ich begreife gar nicht, was Du immer von mir willſt. Andre Kinder haben es ganz beſſer, als wir und ich ſoll obenein nicht einmal ſo viel Freiheit haben, daß ich ärgerlich ausſehen darf, wenn ich ärgerlich bin.“

„In ſolchem Tone ſpricht man nicht zu ſeiner Mutter und das haſt Du vorläufig dafür!“ verſetzte Frau Weiße und gab ihr eine tüchtige Ohrfeige. „Wie es Andre haben oder nicht haben, iſt durchaus nicht Deine Sache und ärgerlich brauchſt Du nicht zu ſein, weil Du dazu keine Veranlaſſung haſt. Ich weiß wohl, woher Deine Unzufriedenheit ſtammt, womit Du mir auch ſchon Clara angeſteckt haſt. Aber ich will das ändern. Du gehſt mir nicht mehr zu Alma, denn dadurch wirſt Du nur verderben und möchteſt es auch ſo haben, wie ſie. Ich werde Dich aber lehren, Gott danken, daß Du geſund biſt und ſatt zu eſſen haſt, während ſo Viele krank, verkrüppelt und elend ſind, die eben ſo viel Recht auf Geſundheit und Glück haben, wie Du!“

Guſtav war mit ſeinen Arbeiten fertig, alſo befahl ihm die Mutter, einige Hauben auseinander zu trennen, welche ſie waſchen wollte. Er that es, aber ſehr widerwillig.

„Was haſt Du denn, Guſtav — was fehlt Dir?“ fragte ſie.

„Ach, das iſt Mädchenarbeit und wenn Einer der Knaben mich dabei ſähe, würde er mich ſchön auslachen!“ meinte Guſtav. „Albert verſpottet mich ſo immer deswegen, daß ich Allerlei thue, was wohl für einen Freiſchüler, aber nicht für einen Gymnaſiaſten paßt.“

„Iſt Albert ein Vorbild, nach dem Du Dich richten willſt?“ entgegnete Frau Weiße erzürnt. „Morgen des Tages hole ich mir aus dem Laden ein Rohrſtöckchen und Du ſollſt es ernſtlich zu koſten bekommen, wenn Du nicht vernünftig biſt. Du ſiehſt, daß ich mich genug quäle und willſt nicht einmal thun, was Du kannſt, um mir Zeit zu erſparen? Wenn Du Dich jetzt ſchon der Arbeit ſchämſt, was ſoll es dann ſpäter werden? Du wirſt Dich dann ſehr unglücklich fühlen und uns am Ende gar verleugnen! Nein, mein Sohn, dafür danke ich. Wenn Du nicht willig und gehorſam bleibſt, wie Du es früher warſt, ſollſt Du auf keinen Fall länger ins Gymnaſium gehen und meinetwegen Gänſe hüten, bis Du in die Lehre kommſt. — Ueberhaupt ſeid Ihr mir alle außer Rand und Band, aber ich will Euch die Köpfe zurechtſetzen, ſo lange es noch Zeit iſt und ehe es mir ergeht, wie der Rendantin, die ihren Sohn nicht mehr bändigen kann!“

Der Rohrſtock ward wirklich angeſchafft und auch in Thätigkeit geſetzt, wenn es nöthig war. Pauline mußte Alma ihren Dienſt aufkündigen und Claras Geburtstag wurde ganz mit Stillſchweigen übergangen. Der Ernſt der Mutter überzeugte die Kinder bald, daß ihnen keine Unarten durchgingen; ſie gaben dieſelben alſo auf und um ſo ſchneller, weil ſie bei ihnen noch nicht eingewurzelt waren.

Uebrigens wirkte Alberts Verkehr auch in einer andern Hinſicht auf Guſtav. Er gewöhnte ſich daran, die Spöttereien über Königs ohne Unwillen anzuhören. Ja, einmal bekam er ſogar in einer Anwandlung kindiſchen Muthwillens Luſt, ihnen auch einen kleinen Streich zu ſpielen. Sie hatten eine Menge ſchöner Blumen in Töpfen, welche die ſchöne Jahreszeit hindurch draußen ſtanden. In jeder Kleinigkeit ſehr eigen und accurat, hatten ſie die Töpfe nach einer gewiſſen Ordnung aufgeſtellt, die ſeit einer Reihe von Sommern dieſelbe war. Guſtav ſtieg eines Abends durch das Kammerfenſter und verwechſelte ſämmtliche Blumentöpfe; er verſprach ſich viel Spaß von dem Erſtaunen der Schweſtern, wenn ſie dieſe Verwirrung entdeckten. Als es nun aber dazu kam und er hörte und ſah, wie beſonders Tante Roſalie ſich ärgerte und abmühte, um die ſchweren Blumentöpfe wieder ſo zu ſtellen, wie ſie vorhin waren, fühlte er lebhafte Reue über ſeinen albernen Einfall und half ihr emſig, Alles auf die vorigen Plätze zu bringen. Sie glaubte, Albert habe ihr dieſen Poſſen geſpielt, klagte über ihn und lobte Guſtav. Dieſem gab jedes freundliche Wort einen Stich ins Herz und noch lange hernach war er tief beſchämt, wenn Tante Roſalie ihm einen Beweis von Wohlwollen gab. Etwas Aehnliches zu thun, ließ er ſich nie wieder einfallen und ſuchte ſein Unrecht dadurch gut zu machen, daß er ihr und ihrer Schweſter unermüdlich jeden in ſeinen Kräften ſtehenden Dienſt erwies. Die alte Anhänglichkeit, welche einige Zeit etwas locker geweſen, wurde jetzt wieder deſto inniger, und er zog ſich fortan ganz von Albert zurück.

Fünfzehntes Kapitel.

Albert war ſchon einige Male in der Schule hart geſtraft worden, doch beugte das nicht ſeinen trotzigen Sinn; er ſann vielmehr darauf, ſich an dem Ordinarius zu rächen. Einſt wurden dieſem die Fenſter eingeworfen, ohne daß man den Thäter ermittelte. Albert lachte ſich dabei ins Fäuſtchen, denn er und ſeine Freunde hatten ihre Vorſichtsmaßregeln gut getroffen. Es kamen jetzt in Quinta allerlei Ungezogenheiten vor. Einmal wurden Fröſche in die Klaſſe gebracht, ein ander Mal Erbſen auf das Katheder geſtreut, zuletzt ſogar mehre Blätter aus dem Klaſſenbuche geriſſen. Der Anſtifter dieſer Thorheiten, über die auch die beſſern Schüler lachten, wurde nicht entdeckt und der Ordinarius griff zu einer bis dahin unerhörten Strenge, um ſein geſunkenes Anſehen herzuſtellen. Dadurch machte er ſich aber nur verhaßt, es entſtand eine vollſtändige Verſchwörung und eines Tages wurde er aus der Klaſſe getrommelt. Albert war bei dem Pochen, Ziſchen und Rumoren einer der Aergſten und ward mit zwei Andern relegirt.

Sein Vater war ſehr böſe, die Mutter entſchuldigte und vertheidigte, wie immer, ihren Albert. Sie ſtellte ihn als das unſchuldige Opfer der Ungerechtigkeit und Tyrannei dar und wußte endlich ihren Mann zu überzeugen, daß es unnütz ſei, ſich darüber zu ärgern, weil damit doch nichts geändert werde. Albert war überdies eine zeitlang wegen der Folgen ſeiner Thorheiten bekümmert, und verſprach ernſtliche

Beſſerung — was konnte der Vater alſo thun, als den reuigen Sünder wieder zu Gnaden aufnehmen?

Albert ging auf ein anderes Gymnaſium; er nahm ſich bei der Prüfung zuſammen und kam nach Quarta. Vor ſeiner Abreiſe vergaß er jedoch nicht, die den alten Mamſellchen gelobte Rache zu üben. Er erſtieg am letzten Abend den Zaun und warf ihnen mehrere Scheiben ein. Es entſtand Lärm, doch konnte Niemand beweiſen, daß er es geweſen ſei und Roſalie ſagte zuletzt:

„Meinetwegen — ich will mich darüber ſchon zufrieden geben; kommt der Unband jetzt doch auf lange Zeit nicht nur aus dem Hauſe, ſondern auch aus der Stadt.“

Alma hatte Clara und Emma eines Sonntags zu ſich geholt und ſie ſpielten ſo lange ſehr ſchön, bis Erwin unnütz ward, die Speiſevorräthe aufaß, Sand in das Küchengeſchirr ſtreuete und die Wiege mit der Puppe umwarf.

„Mein Himmel, was fängt man doch mit dieſem Schlingel an!“ ſagte Alma ganz verzweiflungsvoll, als ſie vergebens verſucht hatte, ihn durch gute Worte und Verſprechungen artig zu erhalten. „Die Mama thut ihm doch nichts, wenn ich auch klage. Weißt Du was, Erwin,“ wandte ſie ſich an dieſen, „wir wollen uns von der Mama Chokolade geben laſſen! Geh, hole ſie!“

Er war dazu bereit, als er aber die Schwelle überſchritten hatte, verriegelte ſie hinter ihm die Thür. „So, jetzt ſind wir ihn glücklich los;“ ſagte ſie aufathmend. „Kein Menſch glaubt, was Einem das Kind zuſetzt. Und nun gar erſt der Albert! — Nein, weißt Du, Clara, ich habe es mir gehörig überlegt, und heirathe lieber gar nicht. Ich möchte zwar gern gnädige Frau werden, aber die Kinder machen Einem zu viel Plage, beſonders die Knaben. Und wenn Du meinem Rath folgen willſt, ſo bleibſt Du auch ledig, Clara!“

Dieſe hörte Almas vertrauliche Mittheilungen ſammt dem guten Rath aufmerkſam an, ohne ſich indeſſen in ihrem Kochen zu unterbrechen; nach einer ernſten Ueberlegung ſagte ſie entſchieden: „Ach nein, darum habe ich keine Sorge! Und wenn ich auch zwanzig Kinder bekomme und lauter Jungens, ich will ſie ſchon in Ordnung halten, ſie ſollen mir Alle gerathen. Ich mache es wie meine Mutter, dann wird's gewiß gut werden."

Alma war damit nicht einverſtanden, ſchüttelte aber nur ſchweigend den Kopf.

Erwin kam von der Mutter zurück und donnerte mit dem Fuße gegen die Thür, bis ihm Alma öffnete.

Nach kurzer Zeit bedauerte ſie es ſchmerzlich, ihn überhaupt ausgeſperrt zu haben, denn er bekam das Scharlachfieber, welches im Orte grade ſehr herrſchte. Er wollte nun aus Langeweile fortwährend eſſen, und die Mutter gab ihm, was er wollte, obgleich der Arzt Alles verbot, was den Magen beſchwerte. Erwin trotzte und ſchrie, wenn ihm Etwas verſagt ward; die Mutter konnte das nicht anſehen; ſie meinte, die Aufregung werde ihm mehr ſchaden, als die Wallnüſſe oder Butterkuchen. Auch ſprang er oft aus dem Bette auf den kalten Fußboden; keine Ermahnungen, keine Bitten ſeiner Mutter konnten ihn bewegen, ſich ruhig zu verhalten. So nahm die Krankheit, welche im Anfange gar nicht bösartig geweſen war, bald eine gefährliche Wendung und am vierzehnten Tage ſtarb er. Seine Mutter war in Verzweiflung. Alma, welche auch das Scharlachfieber bekommen hatte, grämte ſich ſo ſehr über Erwins Tod, daß ſie ſelber faſt geſtorben wäre, und die geängſtigte Mutter nach mehrwöchentlicher Sorge glücklich war, wenigſtens eins ihrer Kinder zu behalten.

Auch Emma war von der Krankheit befallen, und wie bitter bereueten nun die Geſchwiſter jede kleine Unfreundlichkeit, welche ſie ſich gegen das Kind hatten zu Schulden kommen laſſen. Wie ſehr ſchmerzte es Clara, daß ſie Emma eine Klette genannt, und ihre Anhänglichkeit läſtig gefunden hatte! Sie wußte gar nicht, was ſie ihr zu Liebe thun ſollte, aber die Kleine war einige Tage ſo krank, daß ſie darauf gar nicht achtete und ganz ſtille lag. Alle fürchteten, ſie werde Erwin folgen — endlich genaß ſie aber, und Tante Natalie nebſt ihrer Schweſter, welche die Angſt um ſie mitempfunden hatten, nahmen nun auch den herzlichſten Antheil an der Freude der ganzen Familie.

Guſtav hatte, von Albert angeſteckt, Emma zuweilen aufgezogen, wenn ſie Clara Alles nachſprach und nachahmte. Jetzt ließ er ſich dieſes nicht wieder einfallen, auch legte Emma allmählich ihre Gewohnheit ab, und nur noch ſelten wiederholte ſie bekräftigend die letzten Worte von Claras Reden. —

In der erſten Zeit lauteten Alberts Zeugniſſe ſehr günſtig und ſeine Mutter war darüber um ſo entzückter, weil ſie ihrem Mann nun beweiſen konnte, daß ſie Recht gehabt, Albert für das Opfer unverantwortlicher Parteilichkeit zu halten. Sie ſchickte ihm zur Belohnung mehr Geld, als einem jungen Menſchen ſeines Charakters nützlich war und bald ſammelten ſich um ihn Freunde, die ihm die Sendungen ſeiner Mutter verzehren halfen. Er fing ein flottes Leben an, rauchte, ſpielte und ſchrieb ſeiner Mutter häufig um Geld. Sie ſchickte, ſo viel ſie heimlich konnte; das reichte aber nicht weit und darum forderte er von ſeinem Vater oft Geld zu Bücher, die er nicht kaufte, machte Schulden, wo er etwas geborgt bekam und verkaufte zuletzt ſeine Uhr — Wäſche und Kleider. Natürlich vernachläſſigte er dabei ſeine Schularbeiten und ward nicht mehr gelobt. Der wohlgemeinte Tadel, die gerechte Strafe der Lehrer machte ihn widerſpenſtig und trotzig; die Bitten ſeiner Mutter verlachte er; der Vater erfuhr nicht Alles und über ſeine ſchriftlichen Ermahnungen zuckte er die Achſeln. In den Ferien kam er ſpäter gar nicht mehr nach Hauſe, ſondern machte kleine Reiſen. Seine Unluſt zum Lernen ward immer größer, er verſäumte über dem Vorgeben von Unwohlſein manche Stunde, ging in die Conditoreien und ſpielte um Geld.

Zwei Jahre hatte er das fremde Gymnaſium beſucht; er war jetzt Tertianer, im ſiebzehnten Jahr und in der letzten Zeit ſehr gewachſen, alſo dünkte er ſich noch mehr als ſonſt und wollte den Herrn ſpielen. Einſt gab ihm der Director einen Verweis, er antwortete trotzig; es kam zu einem heftigen Wortwechſel und faſt zu Thätlichkeiten und Albert wurde wieder relegirt.

Der Rendant wollte jetzt von dem Ungerathenen gar nichts wiſſen, doch mußte ein Entſchluß über ſeine künftige Laufbahn gefaßt werden.

Der Vater hatte ſonſt gewünſcht, daß er ſtudiren möchte, die Mutter hätte ihn am liebſten Offizier werden laſſen und hatte ihn im Traume ſchon als General geſehen. Aus Beidem konnte jetzt nichts werden. Albert ſelbſt hatte nie über ſeine Zukunft nachgedacht und ſich kein Ziel geſteckt; er wäre am liebſten Rentier geworden. Zum Subalternbeamten hatte er keine Luſt, das Sitzen am Schreibtiſch ſagte ihm nicht zu.

Nach vielem Hin- und Herreden ward beſchloſſen, er ſolle Landwirth werden und er kam auf das Land. Hier gefiel es ihm aber durchaus nicht und er konnte ſich mit den Inſpectoren nicht ſtellen. Eines ſchönen Tages packte er ſeine Sachen zuſammen und fuhr nach Hauſe; er wollte lieber Kaufmann werden. Der Vater war böſe, die Mutter beſänftigte ihn aber; ſie ſtellte ihm vor, daß Albert, ein ſpeculativer Kopf, als Kaufmann ſein Glück machen müſſe. So trat er denn als Lehrling in einem großen auswärtigen Geſchäft ein. Nun fühlte er ſich jedoch völlig unbehaglich; er war zu verwöhnt, um ein brauchbarer Ladenburſche zu ſein, auch gerieth er bald in ſchlechte Geſellſchaft und ſein Principal entließ ihn nach kurzer Zeit. Er erſchien wieder zu Hauſe und überließ es ſeinen Eltern, was ſie aus ihm machen wollten oder könnten.

Der Rendant hätte den Taugenichts am liebſten fortgejagt, aber er mußte doch für ihn ſorgen — es war ja ſein Sohn, überdies ſein einziger Sohn. Die Mutter weinte und machte Albert Vorwürfe, dieſer ward jedoch heftig und ſagte, ſie trage allein die Schuld ſeines Elends, denn ohne ihre übertriebene Nachſicht, die er verwünſche, hätte er jetzt andere Ausſichten für das Leben.

Der Rendantin ging dieſer Vorwurf ſehr zu Herzen; ſie fühlte, daß er gegründet war. Sie wagte ihm nun gar keine Vorſtellungen mehr zu machen, denn er kam immer wieder darauf zurück, daß ſie ſelber alle ſeine Thorheiten zu verantworten habe.

Scheller war ſchon längſt entlaſſen — der neue Schreiber erhielt jetzt gerade eine beſſere Stelle, darum wollte der Rendant Albert, weil er nun doch einmal im Hauſe war, ſo lange als Schreiber brauchen, bis eine andere Unterkunft für ihn gefunden ſei.

Sechszehntes Kapitel.

Es waren jetzt faſt vier Jahre verfloſſen, ſeitdem die Weißeſche Familie das kleine Hintergebäude bezogen hatte, in welchem ſie noch immer wohnte. Pauline war vierzehn Jahr, ſie ging ſchon lange nicht mehr in die Schule und half ihrer Mutter nähen. Guſtav war jedes Jahr verſetzt worden und hoffte zu Michaelis nach Tertia zu kommen; er hatte freie Schule und der Rendant ſorgte für die Bücher und anſtändige Kleidung. Clara und Emma waren hübſch herangewachſen und die Letztere hieß nicht mehr das Kind, kränkelte jetzt auch weniger; Guſtav unterrichtete Beide.

Die alten Mamſellchen waren noch einmal jung geworden, ſeitdem Albert ſie nicht mehr ärgerte. Sie gingen wieder jeden Sonntag Vormittag in die Kirche, wozu ſie ſich noch immer mit den ſchwarzen Saloppen und grauen Hüten ſchmückten. Auch die Vorleſung des Pfennigblattes wurde noch immer fortgeſetzt, doch hatten Pauline und Guſtav dieſelbe übernommen, weil die Augen der Schweſtern ſchwach zu werden anfingen. Tante Natalie beſchäftigte ſich viel mit den Mädchen, ihre Schweſter hegte noch immer die alte Vorliebe für Guſtav. Ihren Vorſtellungen dankte er es, daß die Mutter ihm einige Geſchäfte, welche er ſonſt beſorgt hatte, nicht mehr auftrug und ihn allmählich von den häuslichen Verrichtungen freiſprach, welche ihn dem Spott ſeiner Mitſchüler ausgeſetzt hätten.

Bei Rendants waren indeſſen verſchiedene Einſchränkungen getroffen, auch Liſette abgeſchafft worden. Sie waren früher ſchon nicht mit dem Gehalt ausgekommen und hatten die alten Erſparniſſe des Rendanten längſt zugeſetzt. Albert hatte ſo viel gekoſtet, daß bedeutende Summen geborgt worden waren. Jetzt liefen eine Menge Mahnbriefe aus der Stadt ein, in welcher Albert Kaufmannslehrling geweſen. Der Rendant nahm das Geld, womit er ſeines Sohnes Gläubiger befriedigte, aus ſeiner Kaſſe — er hoffte, von einem Bekannten einen Vorſchuß zu erhalten. Dieſe Hoffnung ſchlug indeß fehl, der Freund wollte oder konnte ihm nicht helfen, und die Kaſſenreviſion war ganz nahe. Der Rendant war in ſchrecklicher Sorge, er wandte ſich an ſeine Frau mit der Bitte, ihre Schmuckſachen und das Silberzeug zu verſetzen und ihm alles Geld zu geben, was ſie irgend entbehren könne. Sie erſchrak und geſtand ihm zögernd, daß ſie die meiſten Sachen von Werth, welche ſie nicht nothwendig brauchte, nach und nach verkauft habe, um Alberts unaufhörlichen Geldforderungen zu genügen. Was ſie noch hatte, reichte nicht hin, die Kaſſe vollſtändig zu machen.

Albert war während der kurzen Zeit ſeiner Schreiberſchaft ſehr träge und nachläſſig geweſen; er hatte ſeinem Vater vielen Aerger gemacht, und die Mutter ihre Noth gehabt, Beide in erträglich gutem Vernehmen zu erhalten. Albert hatte die alten Freunde aufgeſucht und neue Bekanntſchaften gemacht, welche ihn noch mehr verdarben. Scheller, der ſeit einiger Zeit keine Stelle hatte und von ſeinem Witz lebte, war Abends ſein unzertrennlicher Gefährte und half ihm das Geld durchbringen, welches er ſeiner Mutter abpreßte.

Die arme Frau war ſehr unglücklich; ſie hatte ſeit Erwins Tode ihre Liebe für dieſen auf Albert übertragen und weinte bittere Thränen über deſſen Leichtſinn. Sie bereute jetzt ſchmerzlich, daß ſie ihn verzogen hatte, aber das war nicht ungeſchehen zu machen und ſie klammerte ſich ängſtlich an die Hoffnung, er werde mit der Zeit vernünftig werden und ſich beſſern. Nebenbei fürchtete ſie aber auch, er könne, durch Vorwürfe gereizt oder durch Geldmangel verleitet, eine Handlung begehen, die ihn entehre und vor den Geſetzen ſtrafbar mache. Darum wagte ſie nie, ihm Geld zu verweigern, wenn er Etwas verlangte und das geſchah oft; ſie verkaufte lieber heimlich einen werthvollen Gegenſtand und darbte auch wohl ſelber, damit ſie nur für ihn Geld hatte, und darum verſchwieg ſie es auch ihrem Mann, daß er oft erſt mitten in der Nacht nach Hauſe kam.

Alma, die jetzt elf Jahr alt war, koſtete auch viel; ſie ging in die vornehmſte Schule der Stadt, erhielt theure Privat- und Muſikſtunden, und ward auffallend reich und geſchmackvoll gekleidet. Ihre Mutter hatte ſie während Alberts Abweſenheit nur allein im Hauſe und ſann faſt immer darauf, wie ſie ihre einzige Tochter herausputzen könne. Daß ſie dadurch das Mädchen verwöhnte und verdarb, bedachte ſie nicht — ſie meinte es ganz gut.

Der Rendant hatte Albert einiges Taſchengeld gegeben und geglaubt, er käme damit aus. Als er von ſeiner Frau erfahren hatte, daß er viel mehr verbraucht, kam er nicht in der beſten Stimmung in das Kaſſenzimmer, wo Albert arbeiten ſollte. Er war nicht da und der Vater, darüber noch erzürnter, ſuchte ihn in ſeiner Stube auf und fand ihn mit der Cigarre und einem Roman gemächlich auf dem Sopha. Er fragte ihn, warum er nicht ſchreibe, worauf Albert antwortete, daß er keine Luſt habe. Der Rendant wurde heftig; er war immer ſehr nachſichtig, viel zu nachſichtig geweſen, endlich ging ihm die Geduld aus. Albert ſprach unehrerbietig und ward immer trotziger. Der Vater gab ihm einen Schlag und der Sohn, von ſeiner Heftigkeit hingeriſſen, erwiderte ihn. Die Mutter, welche Unheil fürchtete, kam jetzt herbei und warf ſich zwiſchen Beide — Albert ſtieß ſie wüthend zurück.

Der Vater ſtand eine Weile ganz erſtarrt, der Zorn erſtickte ihn faſt, doch ſagte er zuletzt in beinahe kaltem Tone: „Du gehſt noch heute aus dem Hauſe — und für immer! Ich will Dir nicht fluchen, aber ich will Dich auch nie wieder vor meinen Augen ſehen.“

Er erfaßte den Arm ſeiner Frau, die in Thränen zerfließend auf einen Stuhl geſunken war und führte ſie hinaus. In der Thür wandte er ſich wieder um und ſagte: „Wenn Du vor Abend nicht fort biſt, laſſe ich Dich hinauswerfen!“

Albert packte ſeine Sachen zuſammen und ließ ſie zu Scheller bringen, worauf er ſich ſelber zu demſelben begab.

Einige Tage vergingen, ohne daß er ſich wieder ſehen ließ. Die Mutter war in Sorge, was aus ihm geworden ſei, der Vater kümmerte ſich nicht darum; er wollte ſeinen Namen nie wieder hören und machte ihr Vorwürfe, daß ſie nach dem Vorgefallenen noch an ihn denke.

„Es iſt doch immer mein Kind!“ ſagte ſie darauf leiſe.

„Meins nicht mehr!“ verſetzte er kalt. „Einen Verworfenen, der ſeine Hand gegen mich erhob, erkenne ich nicht als meinen Sohn an, und auch Du würdeſt ebenſo empfinden, wenn Du nicht noch immer in den Buben vernarrt wärſt!"

„Ich kann ihn, trotz ſeiner Geſunkenheit, nicht verdammen," ſprach ſie in tiefem Schmerz, „denn ich bin ſchuldiger, als er — ich habe ſeine Fehler mit ihm aufwachſen laſſen. O, wäre er doch, wie Erwin, als Kind geſtorben oder hätte ich mich entſchließen können, ihn zu ſtrafen! Aber ich liebte ihn ſo zärtlich, daß ich ihm nicht wehe thun konnte — und jetzt muß er meine unverſtändige Liebe büßen."

„Du haſt nicht die größte Schuld, beruhige Dich alſo;" ſagte der Rendant milder. „Ich hätte vernünftiger ſein und durchgreifen müſſen, als ich bemerkte, daß Du zu nachſichtig warſt. Jetzt iſt es zu ſpät, der Fehler nicht mehr zu verbeſſern und unſre Schwäche kann ſeine letzte Handlung nicht beſchönigen, obgleich ſie ſeinem bisherigen Leichtſinn zur Entſchuldigung dienen mag. Er iſt kein thörichtes Kind mehr — ich kann ihm nie vergeben. Mag er zuſehen, wie er in der Welt fortkommt; er iſt im achtzehnten Jahr und nicht auf den Kopf gefallen. Laß er nach Amerika gehen — Geld zur Reiſe ſoll er haben. Viel kann ich ihm nicht geben und das wäre ihm auch nicht einmal gut."

Er ging ſeufzend zu der Kaſſe, nahm hundert Thaler Papiergeld heraus und gab es ſeiner Frau. „Laß ihm das zukommen, aber erſt, wenn ich ihm einen Paß beſorgt habe," ſetzte er hinzu. „Bedeute ihm zugleich, daß ich nie wieder etwas von ihm hören will und er das Land, je eher je lieber, von ſeiner Gegenwart befreien ſoll."

Dabei blieb es und der Rendant, welcher ſonſt den Bitten und Vorſtellungen ſeiner Frau nicht widerſtehen konnte, war diesmal unerſchütterlich — er ſchrieb um einen Paß für ſeinen Sohn an die Behörde. Albert war zu der Auswanderung bereit, wenn er nur das nöthige Geld bekäme.

Der Rendant bemühte ſich indeß vergebens, eine Geldſumme zur Deckung ſeines Defects aufzutreiben. Jetzt waren nur noch zwei Tage bis zur Kaſſenreviſion und ſeine Angſt ſtieg auf das Höchſte. Er reiſte nach einer nahen Stadt, wo es ihm mit Hilfe eines Bekannten gelang, das Geld gegen hohe Zinſen zu erhalten. So ſehr er ſich auch beeilte, konnte er doch nicht früher, als am Morgen der Reviſion zurückkehren.

Am Tage vorher kam Albert zu ſeiner Mutter, um ſein Reiſegeld zu holen; ſie hatte zu den hundert Thalern noch ſo viel zugelegt, wie ihr möglich war, ihm war das aber doch nicht genug.

„Was mache ich mit der Lumperei!“ ſagte er verächtlich. — „Das iſt allenfalls Reiſegeld, was ſoll ich aber in New-York anfangen?“

Die Mutter verſicherte, der Vater könne und werde nicht mehr geben; auch ſie ſei ganz entblößt und könne für ihn weiter nichts thun. Sie wie der Vater habe ſich ſo ſchon ganz für ihn aufgeopfert und ſchlechten Dank dafür erhalten.

Albert wollte eben heftig antworten, als an die Thüre gepocht wurde. Er fühlte ſich in dieſem Hauſe, aus dem ihn der Vater gewieſen hatte, nicht mehr heimiſch; er ſchämte ſich, darin getroffen zu werden und flüchtete unwillkürlich in das Nebenzimmer.

Mamſell Roſalie trat ein und fragte nach dem Herrn Rendanten. Nach Erwins Tode hatte ihre Schweſter Blumen zum Sargſchmuck gebracht und dadurch das Herz der gebeugten Mutter gerührt. Da mit Alberts Entfernung jede Veranlaſſung zu Streitigkeiten weggefallen war, hatten ſie ſeitdem in einem freundlichern Verhältniß, als bisher, gelebt.

Die Rendantin ſagte, ihr Mann ſei verreiſt und werde erſt am andern Tage wiederkommen.

„Das thut mir leid, ich hätte ihn ſehr gern geſprochen!“ verſetzte Roſalie, welche ein Päckchen in der Hand trug. „Ich habe nämlich aus der Sparkaſſe unſer kleines Vermögen genommen, um es gegen beſſere Intereſſen auszuleihen; nun kommt der Landwirth, welcher es nimmt, erſt nach einigen Tagen in die Stadt. Wir ſind nicht daran gewöhnt, ſo viel Geld im Hauſe zu haben und obgleich es lächerlich iſt, etwas zu fürchten, behauptet meine Schweſter doch, ſie würde unruhig ſein. Darum wollte ich den Herrn Rendanten bitten, uns das Geld vorläufig aufzuheben. Nun muß ich es nur zurücknehmen.“

„Dieſe Nacht wird es Niemand ſtehlen,“ ſagte die Rendantin beklemmen. „Es weiß ja Keiner, daß Sie es haben, alſo ſeien Sie ganz unbeſorgt, morgen früh kommt mein Mann wieder.“

Mamſell Roſalie verbarg die Hand mit dem Gelde unter ihrem Tuche und empfahl ſich. Albert, der ſie faſt ganz vergeſſen hatte, ſich aber bei dem Tone ihrer Stimme mit Vergnügen ſeiner boshaften Streiche erinnerte, horchte aufmerkſam und verließ einen Augenblick, ehe ſie hinausging, das Zimmer; er eilte über die Treppe durch ſein Zimmer auf den Hof und begegnete ihr dort.

„Nun, wie geht es, holde Mamſell Roſa?“ redete er ſie mit ſeinem alten ſpöttiſchen Tone an. „Immer hübſch wohl und munter? Doch was ſehe ich, ſie erblühen ja, gleich ihrer Namensſchweſter, der Blumenkönigin, jedes Jahr friſch und lieblich! — Heute noch reiſe ich nach Amerika ab und komme ich einſt als Millionär wieder, ſo ſind Sie wahrſcheinlich ein reizendes junges Röschen geworden. Alſo auf fröhliches Wiederſehen!“

Sie würdigte ſeine Spöttereien keiner Antwort, ſagte nur: „Glückliche Reiſe!“ und ging in den Garten.

Siebzehntes Kapitel.

Als Guſtav aus der Schule kam, eilte er auch heute, wie gewöhnlich, zu ſeinen alten Freundinnen; er fand ſie mit ſehr ernſten Geſichtern am Tiſche ſitzend, und die Miene, mit welcher ihm bedeutet ward, ſich auch zu ſetzen, ließ eine beſonders wichtige Mittheilung erwarten.

„Sieh, lieber Guſtav, das iſt hier unſer ganzes Hab und Gut!“ ſagte Tante Roſalie und zog ein Tuch von dem Päckchen, das auf dem Tiſche lag. „Es ſind 300 Thaler und wir haben daran ſehr lange mühſam geſpart. Es ſollte ein Nothpfennig für unſer Alter ſein, uns ein anſtändiges Begräbniß gewähren und der Reſt den Armen der Stadt zu Theil werden. Nach reiflicher Ueberlegung haben wir es anders beſchloſſen — es ſoll einmal Dein ſein, Guſtav. Der liebe Gott wird uns helfen, daß wir bis zu unſerm Ende arbeiten und uns ernähren können; für das Begräbniß wird Rath werden und das Vermächtniß an die Armen übernimmſt Du und zahlſt es aus, wenn Du einmal kannſt. Es iſt keine große Summe, wird Dir aber doch ſehr nützlich ſein, wenn Du es gut anwendeſt — und das wirſt Du gewiß. Nach einigen Tagen wird es abgeholt und wir bekommen fünf Procent Zinſen; dieſe ſollen zum Kapital geſchlagen werden, denn vorläufig kannſt Du Dich ja noch ohne Geld behelfen. Wir werden es Dir gerichtlich verſchreiben laſſen und ſprechen jetzt nur davon, daß Du ſiehſt, wie herzlich gut wir es mit Dir meinen!“

Guſtav war anfangs überraſcht, dann tief erſchüttert. Er fühlte ſich dieſer Güte nicht werth und rieſengroß erhob ſich vor ſeinem Gewiſſen der einſt verübte, kindiſche Muthwillen. Und ſeine großmüthigen Freundinnen wollten ihm Alles zuwenden und ſeine Schweſtern, für welche Tante Natalie ſo viel Wohlwollen hegte, ſollten leer ausgehen.

„Ach, das iſt zu viel Güte!“ rief er endlich, „und warum ſoll denn grade ich das Ganze haben!“

„Ich dachte, es unter Euch Alle zu theilen!“ ſagte Tante Natalie, „aber meine Schweſter hat mich überzeugt, daß es ſo beſſer iſt. Jeder erhielte ſonſt nur eine Kleinigkeit, die Keinem viel helfen könnte, und für Dich allein iſt es doch Etwas. Und Du wirſt Deine Mutter und Schweſtern nicht vergeſſen, wenn es Dir wohl geht, das brauche ich mir von Dir nicht erſt verſprechen zu laſſen.“

„Aber Sie könnten ſich für das Geld doch pflegen — Sie dürften nicht mehr arbeiten und entbehren!“ ſagte er gerührt. „Und wenn Sie nun gar krank werden!“

„Arbeiten müſſen wir, ſo lange wir uns noch rühren können!“ erwiderte Tante Roſalie, „und gehungert haben wir noch nicht — wir werden alſo ſchon ohne das Geld fertig. Nun, und wenn wir's erleben, daß Du einmal Regierungsrath oder Dergleichen biſt, dann kommen wir zu Dir und Du pflegſt uns in unſern alten Tagen. Sterben wir vorher, ſo ſchadet das auch nicht, denn wir haben doch die Freude, zu wiſſen, daß wir in unſerm Leben etwas gethan haben, was Früchte trägt. Und Du kommſt dann wohl, um an unſerm Grabe ein Vaterunſer zu beten und wirſt die alten Mamſell Königs ſtets in freundlichem Andenken behalten, wenn ſie auch von allen Menſchen vergeſſen ſind — nicht wahr, Guſtav?“

Der Knabe war ſo ergriffen, daß er lange nicht ſprechen konnte. „Ich finde keine Worte des Dankes!“ ſagte er mit vor Thränen erſtickter Stimme. „Aber Alles, was ich thue — mein ganzes Leben — ſoll für mich ſprechen.“

Tante Natalie weinte, ihre Schweſter trocknete ſich die Augen. „So recht,“ ſagte ſie, „für den künftigen Mann reden Handlungen beſſer, als Worte — wir werden immer Urſache haben, auf Dich ſtolz zu ſein. Deiner Mutter brauchſt Du vorerſt noch gar nichts davon zu ſagen; ſie würde glauben, uns zu unendlichem Dank verpflichtet zu ſein und nicht wiſſen, was ſie uns zu Gefallen thun ſoll, und wozu das? Wir haben unſern Lohn in uns ſelber.“

Darauf verbarg ſie das Geld in ihrem Bett. —

Albert hatte, als Mamſell Roſalie ihn verließ, einen Augenblick den Taubenſchlag betrachtet, welcher ſeit ſeiner Abreiſe vor faſt drei Jahren leer war. Es tauchten in ihm allerlei Erinnerungen auf, doch gab er ſich ihnen nicht hin und ging, einen Marſch pfeifend, durch den Thorweg, dann um die Ecke und die Gaſſe nach dem Waſſer hinunter. Er beſah aufmerkſam den Gartenzaun; als er zu der Stelle kam, wo er ſonſt immer hinübergeklettert war, blieb er ſtehen, nickte mit dem Kopfe und kehrte dann zurück.

Seine Mutter war über ſein Verſchwinden aus dem Nebenzimmer betroffen, und freute ſich, als er jetzt wieder eintrat.

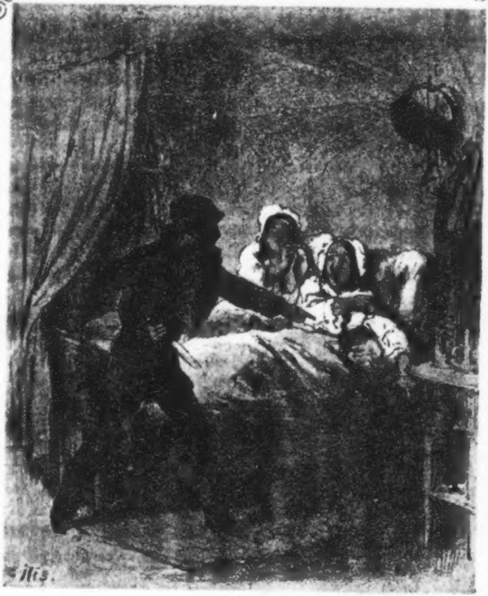
„Ich habe mir die Sache überlegt und werde ſchon morgen abreiſen,“ ſagte er zu ihr. „Der Alte rückt doch nicht mit einer anſtändigern Summe heraus — ich will alſo ſehen, wie ich mich damit durchſchlage.“

Alma kam jetzt herbei und war untröſtlich, als ſie hörte, Albert ſei zum letzten Male da. Er hatte ſie oft geärgert, als es nun aber einen

Abſchied vielleicht für das ganze Leben galt, wußte ſie ſich vor Betrübniß gar nicht zu laſſen. Albert blieb ziemlich gleichgiltig; er wog ihre goldnen Ohrringe, welche ſie ihm als ihr koſtbarſtes Eigenthum zum Andenken gab, prüfend in der Hand und fragte, ob ſie echt ſeien; darauf küßte er ſeine Schweſter und ließ ſich das Geld und die Papiere von der Mutter geben. Den Armen der Letztern, die ihn gar nicht laſſen wollte, entzog er ſich bald und ging davon. Sie und Alma umarmten einander und weinten ſtundenlang krampfhaft, worauf ſie erſchöpft zu Bett gingen.

Albert beſtellte einen Platz auf dem Poſtwagen, welcher um Mitternacht abging, ordnete ſein Gepäck und gab dann ſeinen Freunden einen Abſchiedsſchmaus. Er trank viel und erzählte lachend ſeinen Genoſſen, wie ſeine Mutter und Schweſter ihm mit ihrem Jammer das Herz ſchwer gemacht. „Hätten ſie lieber meinen Geldbeutel ein wenig beſchwert!“ ſetzte er hinzu. „Aber die Aermſten haben nichts mehr an der Seele, ſonſt hätten ſie es gewiß nicht zurückbehalten.“ Alle lachten und tranken dann auf ſein Wohl in der neuen Welt. Gegen zehn Uhr verließ er ſeine Kameraden unter dem Vorgeben, er habe noch Etwas zu beſorgen; er bat ſie, ruhig weiter zu trinken und verſprach, ſie ſpäter abzuholen, damit ſie ihn zur Poſt begleiteten.

Er ging nach ſeinem elterlichen Hauſe und über die Hoftreppe auf ſeine Stube, zu welcher er den Schlüſſel noch beſaß. Alles war ſtill, auch die Köchin ſchon ſchlafen gegangen. Leiſe holte er aus der Küche eine Laterne und ein großes Meſſer und ſchwärzte ſich darauf das Geſicht mit Ruß. — Nachdem es Elf geſchlagen hatte, begab er ſich vorſichtig durch die Gaſſe in den Garten. Er hatte lange geſchwankt, ob er nicht Scheller in ſein Vertrauen ziehen ſolle, es aber doch für ſicherer gehalten, ſeinen Vorſatz allein auszuführen. Er wollte nämlich das Geld aus dem Gartenhauſe entwenden. Nur um die alten Mamſellchen einzuſchüchtern, wenn ſie erwachen ſollten, nahm er das Meſſer mit, zu Leide thun wollte er ihnen nichts. Sein Vorhaben ſah er nicht für ein Verbrechen an, ſondern betrachtete es nur als einen kühnen Streich. Er hatte viele Räuberromane geleſen und das nächtliche Abenteuer hatte



Gustav und Albert

darum für ihn eine Art von Reiz; es fehlte ihm an Geld — er meinte, die alten Frauenzimmer brauchten ja keins. Um ſeinen Muth zu befeſtigen, hatte er viel getrunken, doch klopfte ihm das Herz gewaltig.

Zuerſt wollte er ſich überzeugen, ob Weißes ſchliefen und ſchlich an das Kammerfenſter; es war drinnen ſtill und dunkel. Dann machte er einen Umweg und näherte ſich dem kleinen Hauſe von der Hinterſeite, um von Caro nicht bemerkt zu werden. Dieſer lag ruhig in ſeiner Hütte und ſchlief. Die Vorderſtube hatte im Giebel ein Fenſter mit kleinen Scheiben, deren eine von Blech war und ein Luftloch hatte. Hierher kam Albert, ſteckte ſeine Hand durch das Luftloch, öffnete den Riegel des obern Fenſterflügels und dann den des untern und ſtieg gemächlich in die Stube, welche durch einen kleinen Alkoven von dem Gemach getrennt war, worin die Schweſtern ſchliefen.

Nun zündete er die Laterne an, ſchob die Vorhänge des Alkovens zu und fing an, nach dem Gelde zu ſuchen. Ein Schlüſſelbund lag auf dem Tiſche, er erſchloß, nachdem er die rechten Schlüſſel gefunden, die Schubladen der Kommoden und die Schränke, und durchwühlte vergebens die Wäſche und Kleidungsſtücke, welche in beſter Ordnung darin lagen. Er vermied dabei zwar jedes Geräuſch ſo viel als möglich, doch erweckte das Knarren der Schubladen und Spindthüren Mamſell Natalie. Sie glaubte im erſten Augenblick, ihre Schweſter ſei aufgeſtanden, als ſie aber deren ruhige Athemzüge hörte, dachte ſie verwundert: „Der Michel hält doch ſonſt das Haus von Mäuſen rein und jetzt läßt er ſie ſo ungeſtört ihr Weſen treiben!" Darauf drehte ſie ſich um und wollte wieder einſchlafen.

Albert hatte inzwiſchen nichts gefunden; es war über ein Viertel auf Zwölf; er entſchloß ſich kurz und trat in das Schlafzimmer. Natalie ſtieß bei ſeinem Anblick einen Schrei aus, der Roſalie erweckte.

„Kein Laut, oder Ihr ſeid des Todes!" ſagte er mit verſtellter Stimme und erhob drohend das Meſſer. „Wo iſt das Geld?"

„Was für Geld?" fragte Roſalie mit ziemlicher Geiſtesgegenwart, indeß ihre Schweſter entſetzt die Hände faltete und keines Wortes mächtig war. „Wir ſind arm und ernähren uns von unſrer Hände Arbeit, wie Jeder weiß.“

„Das Geſchwätz iſt überflüſſig,“ verſetzte Albert rauh, „ich weiß, daß Ihr eine bedeutende Summe im Hauſe habt. Und gebt Ihr ſie nicht freiwillig, ſo endet die Sache nicht gut!“

Er hatte die Laterne auf den Tiſch geſtellt und fügte mit ſteigender Heftigkeit hinzu: „Ich habe nicht Zeit und frage zum letzten Mal: wo iſt das Geld? Gebt es ſchnell, oder“ — er trat an Roſaliens Bett und ſchwang das Meſſer dicht vor ihren Augen.

Ihr Entſchluß war gefaßt, ſie fürchtete ſich zwar vor einem ſolchen Tode, aber konnte ſie einem Räuber dieſes Geld hingeben, an dem ſie und ihre Schweſter mit ſo vielen Entbehrungen eine Reihe von Jahren geſpart hatte, das die Staffel zu Guſtavs Größe werden ſollte? Lieber wäre ſie zehn Mal geſtorben und darum antwortete ſie mit leiſem, aber feſtem Tone: „Wir haben kein Geld.“

Albert ergriff ſie mit der Linken beim Arm; obgleich ſie ſich nach Kräften vertheidigte, war ihr ſchwacher Widerſtand doch bald überwunden und hatte ihn nur zur Wuth gereizt. Seine Augen funkelten und zum Aergſten entſchloſſen, ſetzte er ihr das Meſſer an die Kehle.

Ihre Schweſter, welche bis dahin vor Entſetzen ganz ſtarr geweſen war, ſprang jetzt auf und rief flehend: „Um Gotteswillen, thut ihr nur nichts zu Leide — ich will ja das Geld geben!“

„Nein, laß — ich ſterbe lieber!“ ſprach Roſalie dazwiſchen; ihre Schweſter aber, welche natürlich jeden Pfennig ihres Eigenthums gern hingegeben hätte, um ſie zu retten, deutete raſch auf das Kopfende von Roſaliens Bett.

Dieſe warf ſich Albert entgegen, doch ſchleuderte er ſie zurück und ihre Schweſter hielt ſie angſtvoll feſt.

Achtzehntes Kapitel.

Guſtav war von der Mittheilung ſeiner alten Freundinnen ſo aufgeregt, daß er den übrigen Theil des Tages wie ein Träumender umherging und Abends gar nicht einſchlafen konnte. Dreihundert Thaler erſchienen ihm bei ſeinen beſcheidenen Anſichten als ein ungeheuer großes Vermögen; er begriff kaum, wie man ſo ſchrecklich viel Geld jemals verbrauchen könne und konnte ſich, als er es recht überlegte, gar nicht genug wundern, wie es ſeinen Gönnerinnen möglich geweſen ſei, bei ihrer geringen Einnahme eine ſo bedeutende Summe zu erſparen.

Die Idee, gebratene Tauben zum zweiten Frühſtück zu eſſen, hatte ſchon längſt den früheren hohen Reiz verloren — er hatte jetzt andere Wünſche und Hoffnungen für die Zukunft. An dieſem Abend malte er es ſich mit Entzücken aus, wie er einſt ſeine Wohlthäterinnen auf den Händen tragen, ſie mit ſeiner Mutter und ſo zärtlich wie dieſe, pflegen wolle. Mit tiefer Inbrunſt bat er den lieben Gott, ſie doch ſo lange leben zu laſſen, bis er ein Mann und angeſtellt ſei, damit er ſich ihnen dankbar beweiſen könne.

Endlich konnte er es im Bett nicht länger aushalten und ſtand leiſe auf, um ſich am offnen Fenſter abzukühlen; es war ſo friſch draußen, daß ihn bald fröſtelte — er legte ſich alſo wieder nieder. Durch eine natürliche Gedankenfolge erinnerte er ſich der Nacht, in welcher er die Blumentöpfe verwechſelt hatte und empfand eine tiefe Scham über ſeinen damaligen Muthwillen. Plötzlich fiel ihm ein, daß er noch gegen Abend einen prächtigen, blühenden Myrthenbaum im Garten geſehn habe. Wenn Tante Roſalie ihn draußen vergeſſen hatte, mußte ihm die Kühle der Herbſtnacht ſchaden. Schnell und geräuſchlos, um die Mutter nicht zu wecken, zog er ſich an und begab ſich durch das Fenſter in den Garten, um nachzuſehn und die Myrthe, wenn ſie wirklich da war, in ſeine Kammer zu nehmen.

Er fand ſie jedoch nicht und wollte eben zurückgehn, als er in dem Gartenhauſe einen Lichtſchimmer bemerkte, den ihm die Bäume bis dahin verdeckt hatten. Er näherte ſich erſchrocken, weil er glaubte, daß eine der Schweſtern erkrankt ſei. Caro ſchlug an, verſtummte aber, als er ihn erkannte, doch war er ſehr unruhig, knurrte leiſe und zerrte an der Kette, zuletzt ſtieß er ein langes, jämmerliches Geheul aus.

Guſtav klinkte auf die Hausthür — ſie war verſchloſſen; er eilte um das Haus herum und ſah mit Befremden das offene Fenſter, auch hörte er undeutlich ängſtliche Stimmen. Haſtig ſchlüpfte er durch das Fenſter, durcheilte den Alkoven und erblickte eine dunkle, männliche Geſtalt, welche in Tante Roſaliens Bett wühlte, während dieſe einen gellenden Hilferuf ausſtieß, obgleich ihre Schweſter ſie beſchwor, ſtille zu ſein.

Albert fürchtete zwar nicht, daß Jemand ihr Geſchrei hören könne, doch wollte er ihr eben bedeuten, ruhig zu ſein, als Guſtav mit dem Ruf: „Hierher, Nachtwächter! Haltet den Dieb!“ auf ihn zuſprang.

Beſtürzt entriß ſich Albert den Händen, welche ihn erfaßt hatten; faſt unwillkürlich verſetzte er Guſtav einen Stoß mit dem Meſſer, verfehlte ihn jedoch glücklicherweiſe — dann ergriff er ſchleunig die Flucht. Er glaubte nicht, daß Guſtav allein ſei, ſonſt hätte er ihm Stand gehalten.

Guſtav verfolgte ihn bis an das Fenſter, kehrte dann aber um und half Roſalien, ihre Schweſter, welche ohnmächtig geworden war, in's Bewußtſein zurückrufen. Sie kam bald wieder zu ſich, und nun ſtürzte Roſalie zu ihrem Bett. „Gott ſei Dank!“ ſagte ſie dann aus tiefſter Bruſt aufathmend, und zog triumphirend das Päckchen Geld unter den zerwühlten Kiſſen hervor.

Albert rannte zur Hofthür, ſprang hinüber und ſtand dann einen Augenblick ſtill und horchte. Alles war lautlos, nur die Blätter regten ſich flüſternd. Er entdeckte keine Spur eines Verfolgers und begab ſich nun in ſeine Stube hinauf, wo er ſich haſtig das Geſicht wuſch. Er war tief ergrimmt, daß er das Geld nicht bekommen hatte, und wollte ſich nun anderes verſchaffen. „Der Alte thut mir leid, ich kann ihm aber nicht helfen — Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte! Mit den Paar lumpigen Thalern kann ich doch nicht in die weite Welt gehn!“

Es war die höchſte Zeit, ſich auf die Poſt zu begeben, alſo ſchlich er ohne Zögern die Treppe hinunter, lauſchte an dem Zimmer, in welchem ſeine Mutter und Schweſter ſchliefen und nahm die Schlüſſel aus dem Körbchen. Zu der Thür der Kaſſenſtube paßte, wie er wußte, ſein Stubenſchlüſſel, er öffnete daher dieſelbe ohne Aufenthalt. Drinnen befand ſich ein treuer Wächter, ein gewaltiger Wolfshund, bei dem Geräuſch des Aufſchließens ſpitzte er die Ohren, aber bei dem Anblick ſeines jungen Herrn wedelte er freundlich mit dem Schweif.

Albert probirte die Schlüſſel ſeiner Mutter ſo lange an dem großen, feſtgeſchraubten Geldkaſten des Vaters, bis einer paßte, dann nahm er eine Summe Geld, verſchloß den Kaſten und das Zimmer und verließ in fliegender Haſt das Haus auf demſelben Wege, auf welchem er hereingekommen war. Der Poſtillon blies ſchon zum zweiten Male, er behielt nicht Zeit, Abſchied von ſeinen Freunden zu nehmen, welche auf die Poſt gegangen waren und ſich über ſein langes Ausbleiben ſehr gewundert hatten. Schnell ſtieg er in den Wagen und ſogleich fuhr derſelbe davon.

Nachdem die erſte Aufregung vorüber war und Guſtav der ganze Vorfall erzählt worden, begab ſich Mamſell Natalie, die ſich ſehr erſchöpft fühlte, wieder zu Bett. Ihre Schweſter blieb mit dem Knaben in der Vorderſtube, bis es dämmerte. Er hatte das Meſſer am Fenſter gefunden, und es ſchien ihm, als hätte er den hölzernen Griff ſchon irgendwo geſehen. Darauf nahm er die zurückgelaſſene Laterne in Augenſchein und erkannte ſie ſogleich. Er hatte einmal, vor mehreren Jahren, Alma von einer Freundin abholen müſſen, weil die Mädchen nicht Zeit gehabt, und die Rendantin ſelbſt hatte ihm damals dieſelbe Laterne mitgegeben. Nun erinnerte er ſich auch, daß er das Meſſer geſehen, wenn Rendants Köchin auf dem Hofe Geflügel geſchlachtet hatte. Ein finſterer Verdacht ſtieg in ihm auf, doch wagte er ihn nicht zu äußern.

Tante Roſalie beobachtete ihn geſpannt, während er beide Dinge erſchrocken betrachtete und ſagte dann mit unterdrückter Stimme, um den Schlaf ihrer Schweſter nicht zu ſtören: „Die Geſichtszüge waren zwar unkenntlich, aber die Augen verriethen ihn mir; ſie hatten, als er mir das Meſſer entgegenhielt, denſelben Ausdruck, wie damals, als er Dich faſt erwürgte, einen Ausdruck, den ich nie vergeſſen werde — an dem ich ihn ſogleich erkannte. Ich nannte ſeinen Namen nicht, weil ich dachte, er würde uns ohne Bedenken umbringen, wenn er wüßte, daß ich ihn erkannt hatte."

„Aber, Tante, er konnte es nicht ſein, es wäre gar zu entſetzlich," ſagte Guſtav ſchaudernd. Er wagte gar nicht, Alberts Namen auszuſprechen; Mamſell Roſalie war gewöhnt, immer nur er zu ſagen, wenn von ihrem frühern Quälgeiſt die Rede war.

„Heute gebe ich das Geld dem Rendanten in Verwahrung, denn wir könnten nun doch keine Nacht ruhig ſchlafen, obgleich er wohl nicht wagen wird, ſich in der Nähe aufzuhalten, ſondern machen, daß er über alle Berge kommt," ſagte ſie. „Zugleich bringe ich der Rendantin Meſſer und Laterne und ſage ihr —"

„Um Gotteswillen —" fiel Guſtav ihr in die Rede — „Sie werden doch nicht —"

Sie unterbrach ihn lebhaft und beſtimmt mit den Worten: „Ich werde keine Anzeige machen, der junge Böſewicht verdient dieſe Nachſicht nicht und ich ſchweige auch wahrhaftig nicht um ſeinetwillen. Weil ſeine Eltern Dir Gutes thaten, obgleich ſie nur die Pflicht der Dankbarkeit erfüllten, will ich ihnen dieſen Scandal erſparen. Aber mehr kann ich nicht — die Rendantin muß es wiſſen. Sie hat uns durch Verachtung oft genug gekränkt; ich muß ihr die Augen über dieſes Söhnchen öffnen, daß uns das Leben verbitterte und dem zu Liebe ſie uns ſchnöde Worte gab. Das iſt keine gemeine Rache, Guſtav. Du mußt zugeben, daß ich großmüthig genug bin, wenn ich den Eltern die Schande erlaſſe und übrigens tröſtet dieſe Nachricht die zärtliche Mutter vielleicht auch über den Abſchied — ſie wird zufrieden ſein, daß er weit fort iſt."

Guſtav bedauerte die arme Frau innig, allein Tante Roſalie war von ihrem Entſchluß nicht abzubringen.

Kurz vor Mittag ging ſie nach dem Vorderhauſe; der Rendant war nicht zu ſprechen, die Kaſſenreviſion fand eben ſtatt. Die Rendantin hatte ganz rothgeweinte Augen; die Abreiſe Alberts, von welcher ſie am

Morgen Gewißheit erhalten, entlockte ihr viele Thränen. Sie empfing die ehemalige Widerſacherin ihres Albert nicht eben freundlich und fragte kurz, was ſie mit ihrem Meſſer und ihrer Laterne wolle.

Roſalie that, als habe ſie die Frage überhört und erzählte ausführlich das Abenteuer dieſer Nacht. Die Rendantin war wie vernichtet; ſie rang in ſprachloſer Qual die Hände und ſah die Erzählerin mit einem herzzerreißenden Blick an. Dieſe war tief erſchüttert. Der Augenblick war gekommen, den ſie der Rendantin einſt vorhergeſagt hatte und noch ſchrecklicher, als ſie es damals ſelbſt gedacht. Der Sohn, den die überzärtliche Mutter vergöttert hatte, war ein Verbrecher — und Roſalie an ihr gerächt. Sie fühlte ſich aber nicht glücklich bei ihrem Triumph — die Rache iſt nie ſo ſüß, wie ſie vor ihrer Befriedigung zu ſein ſcheint. Ihr gutes Herz machte ihr lebhafte Vorwürfe, als ſie den Schmerz und die Demüthigung der Mutter ſah und beruhigend ſagte ſie:

„Niemand weiß davon als ich und Guſtav und weiter ſoll es kein Menſch erfahren.“ Sie wollte mehr ſagen, doch entſtand im Hauſe Lärm — Thüren wurden zugeſchlagen und haſtig hin- und hergelaufen. Jetzt ſah die Köchin blaß und verſtört herein und ſprach:

„Erſchrecken Sie nur nicht, Frau Rendantin, es iſt ein Unglück paſſirt; der Herr iſt unwohl geworden — ihn hat der Schlag gerührt oder ſo Etwas.“

Neunzehntes Kapitel.

Der Rendant hatte, als er Morgens nach Hauſe kam, das geliehene Geld in den Kaſten gelegt und ruhig die Reviſoren erwartet. Sie kamen und fanden Alles in Ordnung, als aber der Kaſſenbeſtand gezählt ward, fehlten dreihundert Thaler. Er hatte gehört, daß Albert am vorigen Tage im Hauſe geweſen und in der Nacht abgereiſt war und es ging ihm ein furchtbares Licht auf. Seit dem Auftritt mit Albert war er ſchon nicht wohl geweſen, die Sorge um das fehlende Geld und die Anſtrengung der nächtlichen beſchleunigten Reiſe hatte ihn auch ſehr angegriffen, dieſe letzte ſchreckliche Entdeckung ihn überwältigt. Vom Schlage getroffen, war er zuſammen geſunken.

Jetzt kam Alma aus der Schule und ihr Jammern vermehrte noch die Verwirrung. Die Rendantin war keines Gedankens, keines Beiſtandes fähig — nach einem Arzte hatten die Reviſoren geſchickt. Dieſe ſtanden jetzt in der Stube neben dem Kaſſenzimmer und beſprachen den Verfall.

„Es thut mir leid, aber da iſt nichts zu ändern,“ ſagte der Kaſſenrath achſelzuckend. „Linker kommt vom Amte. Die dreihundert Thaler fehlen einmal und obgleich eine Lappalie, die ſonſt kaum der Rede werth, iſt es doch immer ein Defect. Uebrigens wundert es mich, daß die Summe ſo ſehr unbedeutend iſt; die Wirthſchaft war immer ſchlecht und der Sohn ein Taugenichts, welcher viel Geld koſtete.“

Guſtav war in's Haus gekommen, um Tante Roſalie aufzuſuchen und hörte durch die offene Thür dieſe Worte. Sie gingen ihm tief zu Herzen und er hinterbrachte ſie ſogleich ſeiner alten Freundin, welche betrübt in der Küche ſtand und ihr Geld unter der Schürze hielt.

„Nur dreihundert Thaler, grade dreihundert Thaler!“ ſagte er in bewegtem Tone.

Sie verſtand, was in ſeinem Innern vorging und ſprach nach einem kleinen Kampfe mit ſich ſelbſt, indem ſie ihm das koſtbare Päckchen reichte: „Da nimm — es iſt ja Dein Eigenthum und thue damit was Dir Dein Herz eingiebt. Es wird all dieſen Jammer doch etwas lindern.“

Guſtav küßte ihr entzückt die runzelvolle Hand und lief mit dem Gelde hinaus. „Welch dankbares, großmüthiges Herz der Junge hat!“ dachte ſie, ihm nachſehend. „Er gäbe dem Rendanten ſein Herzblut, weil er ihn in die Schule gebracht hat und doch that er es nur aus ſchuldiger Dankbarkeit für die Rettung ſeines Kindes. Warum haben wir nicht Tauſende für ihn — ſie wären gut angewendet und über Undank dürften wir uns gewiß nicht beklagen!“

Der Eintritt der Köchin unterbrach ihren Ideengang; ſie ging nun nach ihrer Wohnung, um ihrer Schweſter Alles mitzutheilen.

Guſtav war oft im Hauſe geweſen und darin wohlbekannt. Er eilte durch Almas Stube in das Kaſſenzimmer — es war noch leer, die anweſenden Herrn befanden ſich im Krankenzimmer des Rendanten, welchem eben zur Ader gelaſſen wurde. Er bemerkte nicht, daß Alma, die in ihrer Stube weinend auf den Knieen gelegen hatte, ihm überraſcht gefolgt war, und erſchrak wie ein Verbrecher, als ſie ihn fragte, was er hier wolle.

Er ſetzte ihr nun die Sache in wenig Worten auseinander und ſie begriff ihn vollkommen; haſtig öffnete ſie ihres Vaters Schreibtiſch, legte das Geld hinein und eilte dann mit Guſtav hinaus. Sie wartete, bis die Beamten in die Kaſſenſtube zurückkamen, um ein Protokoll über den Verfall aufzunehmen — dann ging ſie zu ihnen hinein und ſagte mit vor Aufregung zitternder Stimme:

„Es iſt ja wohl davon die Rede, daß Geld fehlt. Papa kann nicht ſprechen, aber er pflegt mitunter Etwas in ſeinen Schreibtiſch zu legen. Vielleicht hat er darin das Fehlende in der Zerſtreutheit liegen laſſen — möchten alſo die Herren nicht ſo freundlich ſein und darin nachſehen?“

Der Kaſſenrath hielt das zwar für überflüſſig, willfahrte ihr jedoch und war nicht wenig überraſcht, als er das Geld fand. Es ward gezählt und richtig gefunden; Alles war nun in Ordnung und dem Rendanten ward der eben gehegte Verdacht im Stillen abgebeten. —

Der Schlaganfall war nicht tödtlich, Linker blieb aber an der rechten Seite gelähmt und mußte ſich penſioniren laſſen. Von der Caution wurden die Schulden bezahlt — auch die dreihundert Thaler. Natürlich hatte Alma ihren Eltern Alles mitgetheilt, ſobald es anging. Sie hatten über den Dieb, der die Kaſſe beſtohlen, keinen Zweifel und ihr Kummer über den mißrathenen Sohn war eben ſo groß, wie die Dankbarkeit gegen Guſtav. Der lehnte dieſelbe aber beſcheiden ab, weil es nur Pflicht geweſen, ſeinem Wohlthäter einen kleinen Dienſt zu leiſten und verwies ſie mit ihrem Danke an Mamſell Roſalie. Dieſe wollte davon aber auch nichts wiſſen; ſie war zufrieden, daß ſie ſich dadurch mit ihrem Gewiſſen ausgeſöhnt hatte, welches ihr wegen ihrer Mittheilung an die bekümmerte Mutter Vorwürfe gemacht.

Albert erfreute ſich ſeines geſtohlenen Geldes nicht lange. Das Schiff, auf welchem er nach Amerika reiſte, ſcheiterte in der Nähe der Faröerinſeln. Die Mannſchaft rettete ſich auf eine Klippe und brachte hier, faſt ohne Nahrung und ſchutzlos, halbnackt dem rauhen, ſtürmiſchen Wetter preisgegeben, zwei Tage und zwei Nächte zu, dann wurde ſie von einem nach Hamburg ſegelnden Schiffe aufgenommen. Albert hatte ſein ganzes Eigenthum verloren und ſein Körper ertrug die Schreckniſſe des Schiffbruchs und die darauf folgende Kälte, Näſſe und Entbehrung nicht. Er erkrankte heftig und gelangte bewußtlos and von Allem entblößt wieder auf deutſchen Boden. Viele Wochen hindurch ſchwebte er zwiſchen Tod und Leben; fremdes Mitleid friſtete ihm dieſes, doch ward er nicht mehr geſund. Die ungeſchwächte Kraft der Jugend hätte die Krankheit wohl überwunden, aber er hatte zu rückſichtslos auf ſeinen Körper eingeſtürmt, ſeine Geſundheit von jeher zu ſehr untergraben.

Auf dem ſchmerzlichen und langweiligen Siechbette dachte er mit Reue ſeiner böſen Streiche und des Kummers, welchen er ſeinen Eltern bereitet hatte. Eine glühende und unbezwingliche Sehnſucht nach dieſen und dem Vaterhauſe ergriff ihn. Als er das Lager verlaſſen konnte, ſchleppte er ſich mühſam und mit Almoſen ſeinen Hunger ſtillend, von Dorf zu Dorf. Bleich, entſtellt und den Tod im Herzen, erſchien er vor ſeinen Eltern, die in dem zerlumpten, abgezehrten Bettler ihren Sohn faſt nicht wieder erkannten. Sie nahmen ihn freundlich auf, auch der Vater vergab ihm, aber ſeine Reue kam für dieſes Leben zu ſpät; er hatte die Heimath nur erreicht, um darin zu ſterben. In den Armen ſeiner Mntter verſchied er bald, nachdem ihm Alle, die er je gekränkt, aufrichtig vergeben hatten.

Die Mutter nahm ſich ſein Schickſal tief zu Herzen; ſie betrauerte ihr ganzes, übriges Daſein hindurch ihre thörichte Nachſicht, der ſie mit Recht einen großen Theil der Schuld an Alberts Verderben zuſchrieb, und büßte ihren Fehler ſehr hart.

Auch der Rendant büßte ſeine Schwäche und die Pflichtverletzung, deren er ſich dadurch ſchuldig gemacht, daß er fremdes, ihm anvertrautes Geld angriff. Er blieb gelähmt und wenn ſeine Frau und Tochter ihn auch mit der zärtlichſten Fürſorge umgaben, ſo fühlte er ſich doch ſehr unglücklich.

Etwas Gutes gewährten dieſe Vorfälle aber doch — Alma ward dadurch von allen ihren Fehlern, ihrer Prahlſucht, Eitelkeit, Putzſucht und ihrem Hochmuth völlig geheilt und ein ſehr beſcheidenes, liebenswürdiges Mädchen; den Gedanken, eine gnädige Frau zu werden, gab ſie ganz auf.

Der Rendant ſtarb nach wenigen Jahren und ſeine Frau, die ſich unermüdlich mit ihm beſchäftigt, ihn unabläſſig zu unterhalten geſucht hatte, folgte ihm in kurzer Zeit.

Mamſell Natalie war durch Alberts Ueberfall ſo ſehr erſchüttert, daß ſie ein bösartiges Fieber bekam, welches bei ihrem Alter gefährlich ward. Die Weiße'ſche Familie wetteiferte in Dienſtleiſtungen und Handreichungen. Die kleinen Mädchen konnten zwar nicht viel helfen, aber Frau Weiße und Pauline waren abwechſelnd faſt immer im Gartenhauſe und brachten manche Nacht am Krankenbette zu. Die arme Roſalie hätte neben der Angſt um das Leben der Schweſter die fortdauernde Anſtrengung nicht ertragen. Guſtav beſorgte, außer den Schulſtunden, die Gartenarbeit, welche ſonſt ganz liegen geblieben wäre.

Durch die Koſten der Krankheit kamen die beiden Schweſtern in ihren Vermögensumſtänden ſehr zurück, doch konnten ſie ſich, trotz Guſtavs dringenden Bitten, lange nicht entſchließen, die dreihundert Thaler anzugreifen. Rendants hätten ſie ſo gerne unterſtützt, aber ſie hatten bei der Penſion und der Abzahlung ihrer Schulden mit ſich ſelbſt zu thun.

Frau Weiße und Pauline verſäumten bei der Krankenpflege viel Zeit; ſie mußten ſich deshalb noch mehr einſchränken als ſonſt, thaten das aber gern und waren glücklich, als Tante Natalie genas. Dieſe gemeinſamen Sorgen und Entbehrungen, Leiden und Freuden, wie die gegenſeitig geleiſteten Dienſte hatten Weißes und die beiden alten

Schweſtern zu ſo aufrichtiger Liebe verbunden, als wären ſie einander nahe verwandt. Sie bildeten nur eine Familie und dabei blieb es auch, als ſich die Verhältniſſe der alten Mamſellchen überraſchend veränderten.

Ihr längſt verſchollner Bruder war nämlich nach Rußland gegangen, hatte ſich dort verheirathet, mit der Zeit ein ungeheures Vermögen erworben und war vor Kurzem geſtorben, nachdem er ſeinen Schweſtern oder deren Nachkommen ein Legat von 20,000 Thalern ausgeſetzt. Was hätten die beiden alten Frauenzimmer allein mit dieſem Reichthum anfangen ſollen? Sie genoſſen ihn gemeinſchaftlich mit ihren Lieben.

Das Grundſtück, auf welchem ſie ſo lange wohnten, ward nach einiger Zeit verkauft; ſie erſtanden es, doch konnten ſie ſich nicht entſchließen, das kleine Gartenhaus zu verlaſſen, auch blieben ſie bei ihren Lebensgewohnheiten und arbeiteten nach wie vor. Die Weißeſche Familie aber, zu welcher Alma nach dem Tode ihrer Eltern auch gehörte, bezog das Vorderhaus und die Mädchen erhielten eine gute Erziehung.

Jetzt iſt Guſtav ein tüchtiger Beamter und mit Alma verheirathet; er hat ſich vor Kurzem nach ſeiner Vaterſtadt verſetzen laſſen, um in der Nähe ſeiner Wohlthäterinnen zu ſein. Seine Schweſtern haben angeſehene Männer. Alle erziehen ihre Kinder, wenn auch nicht ganz ſo, aber doch ähnlich, wie Clara es zu thun beabſichtigte; die Befürchtungen, welche Alma einſt hegte, ſind durchaus nicht eingetroffen — ihre kleinen Knaben ſind artig und liebenswürdig. Alle, Frau Weiße mit eingeſchloſſen, beeifern ſich, den alten Tanten Beweiſe von Liebe und Dankbarkeit zu geben und dieſe ſind dafür ſehr empfänglich, doch bewahrt Tante Roſalie immer noch ihre Vorliebe für Guſtav. Beide Schweſtern ſind ſchon hoch in den Siebzigen, aber noch ziemlich rüſtig; ihr einziger Wunſch iſt, zuſammen zu ſterben und wenn die Eine hinübergeht, wird die Andre ſie auch wohl nicht lange betrauern dürfen, denn ſie ſind zu ſehr an einander gewöhnt.

Caro und Michel ſind in hohem Alter geſtorben und im Garten begraben; ihre Stelle iſt durch einen andern Hund und eine andre Katze beſetzt, doch werden dieſe Thiere ihren Beſitzerinnen niemals ſo lieb werden, wie jene es waren.

Scheller wird wegen ſeines ſchlechten Charakters von allen Beſſern gemieden und verachtet, und nährt ſich kümmerlich als Winkelſchreiber.

◆

Es giebt keine Hinderniſſe für den, der will.

„Jetzt muß unſer Väterchen bald hier ſein — Gott und die Heiligen wollen nur geben, daß wir gute Botſchaft hören,“ ſagte ein altes Mütterchen und blickte aus dem kleinen, niederen Fenſter, ob der Erwartete noch nicht zu erſchauen ſei. Sie hatte halb zu einem blinden Mädchen, das emſig Wolle ſpann, halb zu einem verkrüppelten Knaben geſprochen, der trübſelig in einer Ecke des dürftigen Stübchens hockte. Obgleich ſchon vierzehn Jahr alt, hatte der arme Iwan Petrowitſch doch kaum die Höhe eines Siebenjährigen, dafür war ſein Kopf aber ungeſchlacht groß und der Oberkörper arg verwachſen und mißgeſtaltet. Kränklich und zu jeder körperlichen Arbeit unfähig, als Kind eines armen Leibeigenen von jedem Unterricht, jeder geiſtigen Beſchäftigung ausgeſchloſſen, hatte der Aermſte ein trauriges Leben geführt und jetzt ſollte daſſelbe noch elender werden.

Seine Mutter ſchaute mit wachſender Unruhe hinaus, ging auch wohl vor die Thür, um die Dorfgaſſe entlang zu blicken. Von ihrem Mann war noch immer nichts zu ſehen. Endlich warf ſie ſich vor dem kleinen rohen Holzſchränkchen auf die Kniee, welches in der Stube neben der Thür hing und nebſt einem Cruciſix und einem geweihten Palmenzweige einige Heiligenbilder enthielt. Ein kleines Lämpchen befand ſich daran, doch war die Familie zu arm, es immer brennen zu laſſen, daher wurde es nur an den hohen Feſten und den Namenstagen der Schutzpatronin angezündet. Heiß und inbrünſtig flehte die Alte darum, daß es ihrem Mann gelungen ſein möge, das Herz des Gouverneurs zu erweichen und das Gebet der Blinden und des Zwerges miſchte ſich mit dem ihrigen.

Nahende Tritte und Stimmen unterbrachen ſie. Die Thür wurde geöffnet und ein alter Mann mit langem weißen Bart, in der zitternden Hand den ſtützenden Stab, trat ein. Mehrere theilnehmende Nachbarn folgten.

Die Miene des Greiſes verrieth, er ſei nicht der Ueberbringer einer fröhlichen und ſo ſehr erſehnten Nachricht.

Mutter Feodorowna brach in lautes Weinen und Jammern aus, rang die Hände und zerraufte ſich das graue Haar. Ihr Mann ſetzte ſich ſchweigend und erſchöpft auf einen der hölzernen Schemel — er ſchien nicht mehr die Kraft zu haben, den tiefen verzweiflungsvollen Schmerz zu äußern, welcher ſeine Bruſt zerriß.

Große Thränen rollten aus den lichtloſen Augen der Blinden, der arme Iwan aber ſeufzte, als wolle ihm die Bruſt ſpringen.

Und die Familie hatte wohl Grund zu ſo tiefem Kummer. Die alten Leute hatten außer den beiden gebrechlichen Kindern drei große ſtattliche Söhne gehabt. Der Aelteſte war ſchon vor einer Reihe von Jahren zum Soldaten ausgehoben worden und ſpäter im Kampfe gegen den Feind gefallen. Dann hatte man den Zweiten zum Militair genommen, wiewohl nach dem Geſetze nur ein Sohn aus jeder Familie militairpflichtig war. Und jetzt war ſelbſt der Dritte, die einzige und letzte Stütze, den alten Eltern und gebrechlichen Geſchwiſtern entriſſen worden, um bei den Soldaten eingekleidet zu werden. In Rußland bleibt man aber nicht kurze Zeit im Heere, ſondern die Dienſtzeit betrug damals fünf und zwanzig Jahr und wer einmal Soldat war, hatte faſt keine Hoffnung, die Seinen und die Heimath wieder zu ſehen. Was ſollte der alte Peter Simonowitſch und der traurige Reſt ſeiner Familie nun beginnen? Wer ſollte den kleinen Acker beſtellen und die Eltern, wie die beiden Geſchwiſter, ernähren? Konnten doch alle Vier nicht arbeiten. Ihre Verzweiflung galt daher nicht allein der, wahrſcheinlich lebenslänglichen Trennung von dem jungen Rekruten, ſondern auch dem Brotverſorger, ohne den ſie verhungern mußten. Vergebens hatten die

Unglücklichen das Alles den Beamten vorgeſtellt, welche bei der Aushebung beſchäftigt waren; vergebens hatte der Greis jetzt den Weg zu dem Gouverneur nach Twer unternommen, wozu ihm ein wohlhabender Nachbar ein Plätzchen auf dem Heuwagen eingeräumt, womit derſelbe nach der Hauptſtadt des Gouvernements gefahren war. Er brachte keinen Troſt heim — der Gouverneur wollte den Ernährer, die einzige arbeitsfähige Perſon der Familie, nicht freigeben und der Jammer war unbeſchreiblich.

Die mitleidigen Nachbarn verſuchten, die Unglücklichen zu tröſten; allein ſie glaubten ſelbſt nicht an ihre Worte und wußten nichts zu erwidern, als die alte Frau verzweifelt rief: „Nein, nein, für uns giebt es keine Hilfe, keine Rettung! Wir ſind ganz verlaſſen — Niemand nimmt ſich unſerer an, denn Gott iſt hoch und der Kaiſer weit!"

Und ſie hatte Recht. Bald kehrte das tiefſte Elend in ihrer Hütte ein. Die Nachbarn konnten nicht viel helfen; waren ſie doch ſelber arm genug, hatten mit ſich zu thun. Die alte Frau ertrug den Kummer und die Noth nicht lange — ſie ſtarb. Mit unſäglichem Schmerz knieten die Ihren neben der Leiche und dem kleinen Iwan wollte es faſt das Herz brechen, daß er für das todte Mütterlein nichts habe thun können und auch für den greiſen Vater und die blinde Schweſter nichts thun konnte. O wie hatte er ſeither ſein Hirn zermartert, um ein Mittel zu finden, den Seinen nützlich zu werden! Umſonſt — ſeine Schwäche machte ihn ja zur Arbeit untauglich und obgleich er mit Freuden ſein Herzblut hingegeben hätte, konnte er ſeinen Angehörigen doch nicht helfen, blieb er dennoch den ſelber Hilfloſen eine Laſt.

An dem friſchen Grabe der Mutter fiel ihm jedoch plötzlich das Sprichwort ein, welches die Verſchiedene gebraucht hatte: „Gott iſt hoch und der Kaiſer weit!" Nun, die Mutter war zum lieben Herrgott gegangen, obgleich er ſo hoch oben wohnte, um ihn anzuflehen, daß er den hilfloſen Hinterbliebenen beiſtehe — konnte er, Iwan, nicht zum Kaiſer gehen und den um Beiſtand bitten? Dann mußte ihnen ja geholfen werden. Freilich war es ein weiter, ach, ſehr, ſehr weiter Weg bis zum Kaiſer — der unglückliche Knabe wußte nicht einmal, wie weit oder wohin er ſich wenden ſollte. Allein das mußte ſich ja finden. Er fühlte in ſich den Muth, alle Gefahren zu beſtehen und alle Mühſale zu erdulden, welche ihm bei der Ausführung ſeines Vorhabens etwa begegnen mochten und dankte inbrünſtig Gott und der todten Mutter für dieſen herlichen Gedanken.

Er hatte keine großen Vorbereitungen zu machen. Der Vater antwortete ihm nicht, als er ſeine Ideen mittheilte — er blieb ſtill und wie durch alles Leid ſtumpfſinnig und geiſtesabweſend gemacht. Die Schweſter aber ſtimmte dem Bruder freudig bei. Das unerfahrene Mädchen hatte ja keinen Begriff von der Entfernung bis Petersburg und davon, wie wenig die Kräfte des mißgeſtalteten Knaben dazu ausreichend erſchienen, obgleich ſie immer gehört hatte, der arme Iwan ſei zu ſchwach zur Arbeit. Sie verſprach, täglich und ſtündlich für ihn zu beten.

Und wie ſehr bedurfte der unglückliche Kleine dieſes Gebetes! Er zog zwar muthig aus ſeinem heimathlichen Dörfchen, obwohl die einzige Zehrung auf einen faſt ſechshundert Werſte weiten Weg nur ein kleines Stückchen ſchwarzen Brotes war. Als er von der nächſten Anhöhe zurückſchaute auf die Heimath, von welcher ſich nur noch die kleine hölzerne Kirche mit den fünf Kuppeln deutlich unterſcheiden ließ, da war ſein Herz noch voll der freudigſten Hoffnung, und er nur erſt ein ganz klein wenig ermüdet. Und das in der Sonne funkelnde Kreuz der mittelſten und höchſten Kuppel der griechiſchen Kirche verſcheuchte dieſe ſeine Müdigkeit ganz, indem es ihm einen freundlichen Gruß und eine Ermuthigung zuzuwinken ſchien. Der Kaiſer war gewiß nicht unerbittlich, wie der Gouverneur von Twer. Der unwiſſende Bauernknabe kannte zwar die Herzensgüte und Leutſeligkeit des damals regierenden, noch jugendlichen Kaiſers Alexander I. nicht, allein der gemeine Ruſſe verehrte ſeinen Czaren ſtets als den Inbegriff aller Güte und Vollkommenheit — und der Name „Väterchen,“ welchen das Volk dem Herrſcher giebt, bezeugt deſſen unbegrenztes Vertrauen zu demſelben. Ja, Iwan zweifelte nicht daran, der Kaiſer werde ſeinen dritten Bruder vom Militair frei- und den Seinen wiedergeben, aber den Weg nach Petersburg hatte er ſich nicht ſo weit vorgeſtellt. Gegen ſechshundert Werſte — über achtzig deutſche Meilen — zu Fuß, ohne Geld zurücklegen, das war ein Unternehmen, vor dem ſelbſt der ſtärkſte Mann zurückgeſchreckt wäre. Und nun vollends der verkrüppelte, ſchwächliche Knabe — wie ſollte er alle dieſe Strapazen und Mühſale ertragen? Wie bald mußte er ihnen erliegen!

Und in der That — ſchon nach wenigen Meilen war ſeine Kraft erſchöpft, wollten ihn ſeine wundgeriebenen Füße nicht weiter ſchleppen. Er wäre hilflos am Wege liegen geblieben und verſchmachtet, hätte ſich nicht ein vorüberfahrender Bauer ſeiner erbarmt und ihn mit ſich in ſein Dorf genommen, wo er liebevolle Pflege fand, bis er erquickt, neugeſtärkt, ſeinen Weg fortſetzen konnte. Das, was das größte Hinderniß ſeines Vorhabens geſchienen hatte, ſeine Schwäche und Gebrechlichkeit, wurde gerade ein Mittel zu ſeinem Fortkommen. Nur ganz rohe ruchloſe Menſchen hatten kein Mitleid mit dem Unglücklichen, Verkrüppelten und wenn er den Zweck ſeiner Reiſe mittheilte, blieb ſelten ein Herz ungerührt. Willig gaben ihm die Meiſten eine Mahlzeit oder ein Nachtlager oder ein Kopekenſtück — was ſie eben hatten. Viel war das freilich nicht, denn der Arme wendet ſich mit ſeinen Mittheilungen, mit ſeinem Vertrauen lieber an Arme, an ſeines Gleichen, und wo findet auch ein zerlumpter, mißgeſtälteter Knabe bei einem Reichen williges Gehör oder freundliche Beachtung? Ja, Iwan fand auch nur bei armen Leuten Unterſtützung und die konnte nur gering ſein, allein ſie reichte aus, um ſein Leben zu friſten und ihn dem Ziele ſeiner Sehnſucht, der Hauptſtadt des Reiches, immer näher zu bringen. Zwar kam er nur ſehr langſam vorwärts — aber er kam doch vorwärts und das dünkte ihn ein unausſprechliches Glück, belebte ſeinen Muth, ſeine Hoffnung und Ausdauer immer wieder von Neuem, wenn Furcht und Zaghaftigkeit ihn beſchlich. Denn es fehlte nicht an Augenblicken völliger Erſchöpfung, trüber Entmuthigung. Wenn ſeine blutenden Füße unter ihm zuſammenbrachen; wenn es ihm unmöglich war, vor dem ſinkenden Abend ein Haus zu erreichen; wenn er in Nacht und Wald, von ſeinen Kräften verlaſſen, einſam unter freiem Himmel lag; wenn er ſich verirrt hatte, und weinend wieder die Landſtraße ſuchte, oder wenn hartherzige Menſchen, an denen es ja nirgend ganz fehlt, dem zugleich bedauerns- und bewundernswürdigen Weſen rauh und mit kränkenden Ausdrücken die ihm ſo nothwendige und auch ſo unbedeutende Gabe verweigerten, und noch bei mancher andern Gelegenheit wollte doch der ſchwache Körper die Oberhand über den ſtarken Geiſt und das muthige, von Liebe und Zuverſicht geſchwellte Herz gewinnen. Aber das geſchah nur für Augenblicke. Bald raffte er ſich wieder mit neuer Zuverſicht empor, und die Theilnahme, welche er erregte, die Liebesdienſte, welche gute Menſchen ihm erwieſen, das Alles waren ihm ja gute Zeichen, glückliche Vorbedeutungen für den Erfolg ſeines Unternehmens. Wie dankbar war aber auch der hilfloſe Knabe für die geringſte Gabe Gott und ſeinen Wohlthätern! Den größten Dienſt, den ihm Jemand erweiſen konnte, war jedoch, ihn auf einem Fuhrwerk eine Strecke weit mitzunehmen, und die gutmüthigen Muſchiks — Bauern — welche er auf der Landſtraße traf, gönnten dem unglücklichen Krüppel gern ein Plätzchen auf ihrem Wagen, wenn ſein Weg der ihrige war.

So oft Anfangs Iwan die Kuppeln einer Stadt oder eines ſtattlichen Kloſters am fernen Horizont auftauchen ſah, ſchlug ſein Herz hoch auf vor Freude, glaubte er, Petersburg erreicht zu haben. Erſt manche ſchmerzliche Enttäuſchung klärte den Unwiſſenden auf. Dieſe ſeine Unwiſſenheit und der mangelhafte Beſcheid, welchen ihm mitunter Leute gaben, die er nach dem Wege fragte, ließen ihn manchen Umweg machen, doch nur ſo lange, bis er die große Landſtraße von Moskau nach Petersburg gewonnen hatte — da konnte er ſich nicht mehr verirren.

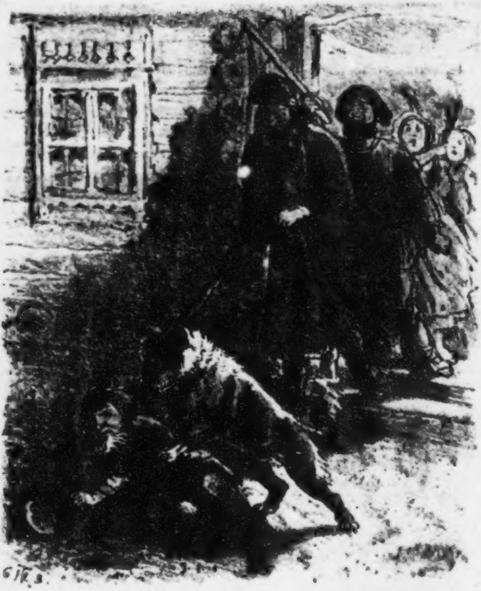
Eines Abends erreichte er erſt ſehr ſpät ein Dorf; wäre er nicht ſo hungrig geweſen, er hätte ſich nicht bis dahin geſchleppt, denn er war todtmüde. Zagend näherte er ſich einem Hauſe. Wie würden es die Leute aufnehmen, daß er ſie aus dem Schlafe pochte, um ein Obdach für die Nacht, vor Allem aber ein wenig Speiſe zu erflehn? Gewiß nicht ſehr freundlich — allein der Hunger peinigte ihn zu ſehr, trieb ihn, wenigſtens einen Verſuch zu machen, ob das Herz der Bewohner nicht von ſeinem Elend zu erweichen ſei. Er trat zum Fenſter, um anzupochen, gleichzeitig ſprang ein großer Hund um die Ecke des Hauſes und auf den tödtlich Erſchrockenen zu. Er wollte fliehen, vermochte es jedoch nicht.

Die Hunde machen es, wie manche Menſchen; ſie haben Reſpect vor ſchönen Kleidern und verachten die Lumpen der Armuth. Bellt doch ein Hund ſtets lieber einen Bettler an, als einen Wohlgekleideten.

Hier blieb es jedoch nicht beim bloßen Anbellen. Der Hund warf ſich auf Iwan, welcher, ein lautes Geſchrei ausſtoßend, zu Boden fiel und in Todesangſt ſein Ende erwartete. Es wurde lebendig im Hauſe. „Aha, haben wir den Dieb?" rief eine tiefe Männerſtimme. „Halt ihn feſt, mein gutes Thier! Schafft nur hurtig Licht, daß wir ihn beſehen können."

Die Thür öffnete ſich und ein Mann, mit einem großen Knüttel bewaffnet, erſchien unter lauten Drohungen. Ihm folgte ein Knecht, gleichfalls mit einem tüchtigen Knüttel, ein Frauenzimmer und Kinder, welche theils brennende Kienſpäne, theils Holzſtücke trugen, um im Nothfall Dreinſchlagen zu helfen. Auch in der Nachbarſchaft wurde es lebendig — ſämmtliche Hunde heulten und bellten; die Fenſter der nächſten Häuſer öffneten ſich und verſchiedene Stimmen fragten, was es gäbe.

Iwan war es ganz himmelangſt geworden, als er die bewaffnete Schaar ſah, welche gegen ihn anrückte. Indeß nur für einen Augenblick. In die Hände von Menſchen zu fallen, war doch immer beſſer, als von einem Hunde zerfleiſcht zu werden, und dieſes Schickſal drohten ihm die funkelnden Augen des Thieres, das über ihm lag und bei ſeiner geringſten Bewegung nach ihm ſchnappte. Er rief den Leuten zu, was ihn hierhergeführt habe und bat ſie, ihn von dem Hunde zu befreien. Das geſchah alsbald. Auf den Ruf ſeines Herrn ließ das kluge Thier von ihm ab, und als das Licht der Kienſpäne auf den Kleinen fiel und deſſen Geſtalt beleuchtete, klärte ſich das ganze Mißverſtändniß bald auf. Vor Kurzem war ein Schwein aus dem Stalle geſtohlen worden, und deshalb Nachts der Hund von der Kette losge-



Ivan.

laſſen, an welcher er ſonſt lag. Man glaubte, er habe jetzt den Dieb gepackt, der gekommen war, ſich noch etwas Anderes zu holen. Die Erzählung Iwans beſchwichtigte bald jeden Verdacht, der etwa noch gegen ihn übrig geblieben war — der gebrechliche und ſo überaus erſchöpfte Knabe konnte weder der Dieb ſelber, noch deſſen Helfershelfer ſein. Das Letztere widerlegte ſchon ſein zwar nicht hübſches, aber ehrliches Geſicht mit den treuen Augen. Die ganze Familie war von tiefem Mitleid ergriffen, als ſie den unausſprechlich elenden Zuſtand des armen Verwachſenen ſah, und lebhaft erfreut, daß der Hund ihn viel weniger ſchlimm zugerichtet hatte, als es zuerſt den Anſchein gehabt. Denn Iwan war im Ganzen mit dem bloßen Schrecken davon gekommen — einige Schrammen und Beulen achtete er nicht.

Um den Unglücklichen für ſeine Angſt zu entſchädigen, ließ ihn der Pope, denn der Hausherr war Niemand Geringeres, als der Geiſtliche des Ortes, nach beſten Kräften ſpeiſen und betten. Eine ſo gute Mahlzeit hatte der kleine Wanderer in ſeinem ganzen Leben noch nicht gehabt, und die Thränen der Freude über all die Güte und Aufmerkſamkeit, womit die Frau Popin und die Kinder ihn überhäuften, hätten ihn beinahe am Eſſen gehindert. Als er dann auf ungewohnt weichem Lager die vor Ermattung zitternden, fieberheißen Glieder ſtreckte, dankte er Gott von ganzem Herzen dafür, daß dieſer Unfall, der Angriff des Hundes, der ihm ſo große Beſtürzung verurſacht, ſich für ihn zum Guten gewendet hatte.

Und er ließ es ſich in dieſer Nacht nicht träumen, wie ſehr das der Fall geweſen ſei. Am andern Morgen mußte er ſeine Geſchichte ausführlich erzählen, und ſeine einfachen, doch gutmüthigen Zuhörer waren tief ergriffen von der heldenmüthigen Ausdauer, womit dieſes ſchwache, bejammernswerthe Kind ſeinen kühnen Entſchluß bis hierher ausgeführt hatte.

„Das iſt Alles recht ſchön und unſer guter Czar wird Dir Deinen Bruder gewiß freigeben,“ ſagte der Pope. „Aber wie willſt Du, armer Junge, dazu kommen, ihm Alles zu erzählen? Du brauchſt ein Schreiben, worin Euer Unglück und die ganze Sache auseinander geſetzt iſt.“

Iwan erſchrak — daran hatte er nicht gedacht! Und wo ſollte er ein ſolches Schreiben herbekommen? Der Pope erbot ſich freundlich, ihm die Bittſchrift aufzuſetzen, denn er konnte gut ſchreiben, eine Fertigkeit, deren ſich nicht jeder Pope, namentlich im Innern Rußlands, zu rühmen vermag. Schmucklos, der Wahrheit gemäß, brachte er Alles zu Papier, und die traurige Geſchichte wurde durch ihre ſchlichte, treuherzige Darſtellung um ſo ergreifender. Die Frau Popin ſuchte inzwiſchen ein Hemde von einem ihrer Kinder für den zerlumpten Iwan hervor, einige der wohlhabenden Bauern im Dorfe, die von der Sache vernahmen, ſchoſſen mehrere Silberkopeken zuſammen, und zuletzt ließ der Pope noch an ein kleines Wägelchen das Pferd ſpannen, mit welchem er ſelber ſeinen Acker zu beſtellen pflegte, und ſchickte den Knaben eine Strecke weit ab. Unter den innigſten Segenswünſchen und die Bittſchrift wie einen koſtbaren Schatz ſiebenfach eingewickelt und ſorgſam geborgen, ſetzte Iwan getroſten Muthes ſeinen Weg fort.

Er näherte ſich Petersburg immer mehr, und endlich, endlich, ach, nach welchen unnennbaren Beſchwerden, nach welchen für ſeine geringe Kraft anſcheinend ganz unerträglichen Strapazen erreichte er die Kaiſerſtadt! Jauchzend ſank er bei dem Anblick der unzähligen Thürme auf die Kniee — ſchien jetzt ſein Ziel doch erreicht.

Aber es ſchien auch nur ſo. Als der kleine Bauernſohn aus dem Innern des Landes die breiten endloſen Straßen betrat, in deren Gewirr er ſich nicht zurechtfinden konnte, als er die prächtigen Paläſte und Kirchen und das Gewühl und Gedränge um ſich her erblickte, da ſank ſein Muth viel tiefer, als unterwegs in Nacht und Einſamkeit, bei Hunger und Durſt. Er fühlte ſich ſo unſäglich verlaſſen und hilflos inmitten all dieſer Herrlichkeit und dieſes lebhaften Getreibes von fremden und wohlgekleideten Menſchen, wie nie zuvor. Seine Kniee zitterten, er wußte gar nicht, wie ihm der Kopf ſtand und wäre oft beinahe übergefahren worden, denn eine außerordentliche Menge Wagen fährt ſtets und zwar im Galopp durch die belebteren Straßen der nordiſchen Kaiſerſtadt. Doch die Kutſcher beſitzen auch eine außerordentliche Geſchicklichkeit im Lenken ihres Fuhrwerks; daher ereignen ſich verhältnißmäßig wenig Unglücksfälle. Auch Iwan kam damit fort, daß er einige Mal zu Boden geworfen, oder von den in der Nähe befindlichen Leuten zur Seite geriſſen wurde. Die Uebergänge der Straßen waren ihm beſonders ſchwer zu paſſiren; mußten doch ſelbſt Leute, die an dieſes Gewühl von Wagen, Roſſen und Menſchen gewöhnt ſind, ihre ganze Aufmerkſamkeit zuſammen nehmen, um ungefährdet und im ſchnellſten Lauf über den Straßendamm zu gelangen.

Doch bald richtete ſich der kräftige Wille in dem gebrechlichen Körper wieder auf. Iwan ſah ein, daß er jetzt, am Ziele des ſo überaus mühſamen Weges, den Muth nicht verlieren dürfe. Er fragte alſo einen bärtigen Iswoſchtſchik — Lohnkutſcher — der mit ſeinem kleinen Fuhrwerke an der Ecke eines großen Platzes hielt, wo er wohl am ſicherſten den Kaiſer treffen und ihm eine Bittſchrift überreichen könne? Der Mann ſah den erbärmlich gekleideten Zwerg Anfangs verwundert und ungläubig an, dann ſagte er ihm aber: er könne die Bittſchrift dem Kaiſer am beſten überreichen, wenn dieſer die Parade abnehme, was täglich geſchehe. Beeile er ſich, ſo ſei es heute noch früh genug. Freundlich bezeichnete er dann Iwan den Weg zum Paradeplatz, und der Knabe ſputete ſich nach Kräften, ihn zu erreichen. Allein trotz der ausführlichen Weiſungen des Lohnkutſchers mußte er doch oft nach dem Wege fragen, denn dieſelben zu behalten, war ihm nicht möglich geweſen. Er mußte oft fragen, mußte auch oft verziehen, um Wagen vorüber zu laſſen, oder ſtille ſtehen, um nach eiligem Laufe Luft zu ſchöpfen. Als er auf den Paradeplatz kam, war derſelbe leer, die Parade vorüber und der Kaiſer längſt fort.

Am nächſten Tage fand er ſich ſchon bei Zeiten ein. Doch der Anblick der glänzenden Uniformen und Ordensſterne und die Pracht und der Reichthum in der Kleidung der Zuſchauer verſchüchterte ihn völlig. Er, das arme hilfloſe Geſchöpf, ſollte es wagen, ſich ihm, dem alle dieſe wunderbare Herrlichkeit gehörte, zu nahen — er ſollte den Herrn und Gebieter dieſer glänzenden, von Goldſtickereien funkelnden, mit Orden bedeckten Generale und Oberſten anreden? Eine ſolche kecke Dreiſtigkeit dünkte ihn ganz unmöglich. Er hatte zwar oft bei dem Gedanken gebebt, vor das Auge des hohen Herrſchers zu treten, allein nie war er davon ſo ganz überwältigt, ſo durchaus vernichtet worden, wie jetzt, als der entſcheidende Moment endlich da war. Vergebens ſuchte er ſeinen Muth zuſammenzuraffen und hervorzutreten — es ging nicht. Die koſtbaren Minuten ſchwanden eine nach der andern hin — halb bewußtlos, an allen Gliedern bebend, ſtand der Knabe wie eingewurzelt auf einem Fleck und vermochte nicht, ſich zu rühren, noch weniger, ſich durch die Umſtehenden zu drängen. Die Parade ging zu Ende, der Kaiſer ritt mit ſeinem Gefolge nach dem Palaſt und Iwan hatte ſeine Bittſchrift nicht abgegeben, erwachte erſt viel ſpäter wie aus einem ſchweren Traume.

Er machte ſich nun bittere Vorwürfe über ſeine Zaghaftigkeit — verlängerte dieſelbe doch das Elend daheim. Die Nacht brachte er, wie die vorhergehende, in einem Stalle zu, wo ihm ein mitleidiger Fuhrknecht einen Platz auf dem Stroh, neben ſeinem Pferden, geſtattete. Die Mildthätigkeit der Leute friſtete ihm durch Almoſen das Leben.

Mit wachſender Aufregung, doch entſchloſſen, dieſes Mal ſeine Blödigkeit zu beſiegen, erwartete er am dritten Tage die Stunde der Parade. Sie kam heran. Die Bittſchrift in den zitternden Händen ſuchte der Kleine ſich einen Platz in der vorderſten Reihe der Zuſchauer. Sein Herz ſchien bald völlig ſtill zu ſtehen, bald klopfte es, als wolle es den gebrechlichen Bruſtkaſten zerſprengen. Er hatte viel, o unſäglich viel erduldet auf dem Wege bis zur Kaiſerſtadt, dennoch war dies der ſchwerſte Augenblick ſeines Lebens und er faſt halb todt. Es dunkelte vor ſeinen Augen, aber er faßte ſein Herz zuſammen, überwand die Scheu, welche ihn wieder an ſeinen Platz bannen wollte und trat hervor aus dem Kreiſe der Zuſchauer — dem Kaiſer näher. Nun warf er ſich auf die Kniee und hielt die Bittſchrift empor. Er war zwar unfähig, ein Wort hervorzubringen, das war indeß auch nicht nöthig. Seine Stellung und Geberde ließ ſich nicht mißverſtehen. Das blaue Auge des ſchönen jungen Kaiſers ruhte mit tiefem Mitleid auf dem unglücklichen, hilfloſen Geſchöpf, deſſen zerlumpter Anzug und welkes, eingefallenes Antlitz das tiefſte Elend verrieth. Er befahl, dem kleinen Bittſteller das Papier abzunehmen, und hieß ihn warten.

In welcher Spannung und Aufregung Iwan zurückblieb, als das ſchimmernde Gefolge des Herrſchers hinter demſelben verſchwunden war! Wußte er doch nicht, wie des Kaiſers Entſcheid ausfallen und wann der hohe Herr ſein Geſuch leſen würde. Vielleicht vergaß er dieſes gar! Eine große Angſt erfaßte wieder den armen Knaben. Alexander hatte den Zitternden zwar ſo gütig und leutſelig angeblickt, ihm ſogar, als er fortritt, mit jenem Lächeln zugenickt, das dem Beſieger Napoleons ſpäter die Herzen der halben Welt — ſelbſt der Pariſer — eroberte; allein in ſeiner namenloſen Erregtheit hatte Iwan das entweder nicht ordentlich wahrgenommen, oder er fürchtete, darauf Hoffnungen zu bauen, welche doch vielleicht nicht in Erfüllung gingen.

Er blieb nicht lange in der qualvollen Ungewißheit. Schon nach einer Stunde wurde er zum Juſtizminiſter geholt. Von dem Anblick der kleinen Jammergeſtalt bis ins tiefſte Herz ergriffen, hatte der edelmüthige Czar die Bittſchrift ſogleich geleſen und ſeine Befehle an den Juſtizminiſter Lapuchin erlaſſen.

Dieſer war ein edler menſchenfreundlicher Mann, und vollſtreckte den kaiſerlichen Willen ohne Verzug und auf die gütigſte Weiſe. Als der zitternde Knabe vor ihn geführt wurde, rief er ihm ſogleich wohlwollend entgegen:

„Deine beiden Brüder werden vom Militair entlaſſen und Du ſollſt ihnen das verkündigen. Eine Kibitke ſteht ſchon bereit, Dich zu ihnen nach Gatſchina zu bringen.“

Iwan traute ſeinen Ohren kaum. Alſo nicht nur einer, der jüngſte, nein, beide noch lebende und im Heere ſtehenden Brüder ſollten heimkehren in das Vaterhaus — den Ihren wiedergegeben ſein? Was würde der alte Vater, was die blinde Schweſter ſagen? O wenn doch die Mutter noch dieſes Glück erlebt hätte! Aber war es denn auch wirklich und wahrhaftig wahr, was er hörte, nicht etwa ein ſchöner Traum, oder ein Mißverſtändniß? Er fragte den Miniſter mehr als einmal, ob er recht gehört habe und der bejahte es lächelnd. Der Knabe ward faſt närriſch vor Freude. Er lachte und weinte in einem Athem — er ſprang jubelnd umher und fiel dann wieder dem vernehmen Herrn zu Füßen, um ihm zu danken. oder rief Gottes reichſten Segen auf den großmüthigen Kaiſer herab.

Dieſer hatte nicht nur geboten, die Brüder Iwans vom Soldatendienſt zu entlaſſen, ſondern auch die Sache zu unterſuchen, und den Gouverneur, wie die Beamten zu beſtrafen, welche das Geſetz verletzt hatten, indem ſie nicht allein mehr als einen Sohn aus einem Hauſe dem Heere einreihten, ſondern auch eine unglückliche, arbeitsunfähige Familie des einzigen Brotverſorgers beraubten und ſie dadurch in unnennbaren Jammer ſtürzten. Der kleine Menſch aber, dem die Liebe zu ſeinen Angehörigen den Muth und die Kraft gegeben hatte, ſo vielen Drangſalen zu trotzen, ſo große Schwierigkeiten zu überwinden, ihm ſollten fünfhundert Rubel ausgezahlt werden, um ihn für die ausgeſtandenen Mühſeligkeiten zu entſchädigen, für die Ausführung eines ſo ſchweren Vorhabens zu belohnen.

Als Iwan von dieſem kaiſerlichen Geſchenk hörte, kannte ſein Jubel gar keine Grenzen. Es war auf einmal faſt zu viel der Freude, des Glücks für den ſchwachen, gebrechlichen, durch den Kummer und die Noth daheim, wie durch die Beſchwerden der weiten Wanderung ſo ſehr angegriffenen Körper. Es ſchien, derſelbe müſſe dieſem Uebermaß der Glückſeligkeit erliegen, den kleinen Mißgeſtalteten, der ſo namenlos viel Elend und Mühen erduldet und überſtanden hatte, werde der volle blendende Strahl des Entzückens tödten, der ihn ſo plötzlich traf. Aber er ſank auf die Knie und betete wortlos, faſt unbewußt, doch wie inbrünſtig! Und die übergroße aufreibende und zerſtörende Aufregung des Freudentaumels fand einen lindernden und mildernden Ausfluß in dem Thränenſtrom, der jetzt ſeinen Augen entſtürzte und die zum Zerſpringen volle Bruſt des Gebrechlichen erleichterte.

In Kurzem ſaß er in der Kibitke, die ihn wie im Fluge nach Gatſchina brachte, wo ſeine Brüder ſich befanden. Wie freudetrunken fielen ſie einander in die Arme, mit welchem Jubel zogen die beiden Soldaten die Montur aus, welche in Rußland noch heute nicht beliebt und ein Ehrenkleid iſt, wie bei uns. Dann begaben ſich alle Drei im Triumphe nach dem Gouvernement Twer, nach der elterlichen Hütte.

Sie raſteten überall nur ſo lange, wie es dringend nothwendig war, machten davon auf dem ganzen Wege nur eine einzige Ausnahme. Bei dem Popen, deſſen Hund ſich auf Iwan geworfen hatte, kehrten ſie auf einige Stunden ein. Der wackere Mann hatte durch Abfaſſung des Bittſchreibens ja zu dem großen Glücke des armen Knaben und ſeiner Brüder beigetragen, ſollte alſo auch mit ſeinen Angehörigen an dieſem Glücke theilnehmen. Und das geſchah denn in der aufrichtigſten Weiſe, und noch viele Jahre ſpäter erzählte der Pope gern von dem Angriff ſeines Hundes auf den unglücklichen, zwerghaften jungen Wanderer, den des Kaiſers Gnade dann ſo überſchwänklich beglückt hatte. Natürlich vergaß er nicht, ſeiner Bittſchrift zu erwähnen, und zeigte ſchließlich mit Stolz auf die verſilberten Leuchter, welche die Dankbarkeit Iwans in ſein Kirchlein geſtiftet hatte.

Die Brüder aber eilten ohne Aufenthalt in die Hütte, in welcher der greiſe Vater, die unglückliche Schweſter im Elend faſt verkommen waren. Das wurde von Stunde an anders. Das Haus des Jammers war in eine Stätte der Glückſeligkeit verwandelt worden. Nur eins rief einen Seufzer des Bedauerns, eine Thräne der Wehmuth hervor: daß die Mutter dies Alles nicht mehr erlebt hatte. Allein ſie ſchaute jetzt gewiß mit einem ſeligen Lächeln vom hohen Himmel auf die Freude der Ihrigen herab — das tröſtete dieſe.

Aus dem Herzen der Ueberglücklichen aber ſtieg faſt mit jedem Schlage ein Gebet für den gnädigen Kaiſer empor, und da ſich das Alles im Jahre 1804 begeben hatte, vergingen noch viele Jahre — der Vater war inzwiſchen ſanft in das Jenſeits hinüber geſchlummert — ehe die dankbare Familie den Tod Kaiſer Alexanders des Erſten, des Gütigen, zu betrauern hatte. Es war derſelbe ein harter Kummer für Alle, doch ganz beſonders für Iwan. Sonſt lebte dieſer bis zu ſeinem Ende ſo glücklich, wie es ſein Heldenmuth verdient hatte.

Ja wohl Heldenmuth! Unerſchrocken einer Gefahr entgegengehen, kühn ſein Leben einſetzen, namentlich für eine gute und gerechte Sache, das iſt groß und edel und bewundernswürdig. Aber noch größer, edler und rühmenswerther und viel, viel ſchwerer iſt es, ſtill und ungebeugt die herbſte Noth, die furchtbarſten Beſchwerden zu ertragen und zu beweiſen, was bei dem ſchwächſten, gebrechlichſten Körper ein ſtarkes Herz, ein feſter Wille vermag, ſelbſt wenn der Geiſt unwiſſend und verwahrloſt blieb. Das iſt echtes Heldenthum, das höchſte und nachahmungswürdigſte. Demſelben gegenüber verliert auch das Sprüchwort: „Gott iſt hoch und der Kaiſer weit“ ſeine Bedeutung — darf man mit Recht ſagen: „Es giebt keine Hinderniſſe für den, der ernſtlich will.“

* * *

Wart' ein Weilchen.

oder

Eine Weiſſagung im Kafferlande.

Erſtes Kapitel.

„Kommſt Du mit mir nach Siebenjahrsblumen?“ fragte die neunjährige Marie Hillmer ihren fünf Jahr älteren Bruder leiſe und geheimnißvoll.

„Warum jetzt, Mieken? Die Sonne brennt ſchon ſehr,“ verſetzte er von ſeinem Buch aufſchauend.

„St — nicht ſo laut,“ flüſterte ſie und ſchaute ſich nach dem Nebenzimmer um, wo die Mutter am Wäſchſchrank ſtand. „Zu morgen — Du weißt doch! Sonſt holte Trien die Siebenjahrsblumen zu friſchen Kränzen, jetzt iſt ſie in Vierhout.“

„Gewiß komme ich!“ ſagte der Bruder nun gleichfalls leiſe und nahm ſeinen breitrandigen Hut. Die Kleine hatte den ihrigen ſchon in der Hand und Beide ſchlichen hinaus.

Der Vater, ein deutſcher Miſſionär, befand ſich im Garten, der ſchön und wohlgepflegt war, doch trotz aller darauf verwandten Sorgfalt Spuren des Regenmangels zeigte. Die Pflanzen ſtanden welk und trübſelig da — die Blumen hingen matt ihre Köpfchen und eine Menge Blätter waren verdorrt. Der Miſſionär beaufſichtigte einige Griquas, die Waſſer zum Begießen aus dem Brunnen herbeitrugen.

Moritz und ſeine Schweſter erhielten ſogleich die Erlaubniß des Vaters, Siebenjahrsblumen zu holen. Morgen war ja der Geburtstag ihrer Mutter, an welchem das Haus feſtlich mit Blumen geſchmückt ward.

Die Miſſion befand ſich nördlich von der Capkolonie in dem Gebiet der Griquas, eines Miſchlingsvolkes von Europäern und Hottentotten. Ein kleines Dorf derſelben umgab das Haus des Herrn Hillmer und eine Kapelle für die ziemlich zahlreich zum Chriſtenthum Bekehrten. In der Nähe befand ſich auch die Schule, in welcher der Miſſionär und ſeine Frau ſelbſt täglich einige Stunden Unterricht gab, den die Kinder der Eingebornen fleißig beſuchten. Die Griquas ſind ein ſtrebſames, bildungsfähiges Völkchen, das durch die Bemühungen edler Sendboten des Evangeliums in der Kultur ſchon erfreuliche Fortſchritte gemacht hat und ſich vortheilhaft von den andern, meiſt ſehr wilden Stämmen Südafrikas unterſcheidet. Sie ſind friedlicher und reinlicher, treiben fleißig Ackerbau und wurden ſchon allein dadurch geſitteter, als die Hirten- oder Jägervölker, ohne feſte Wohnſitze.

Freundlich auf die herzlichen Grüße der ihnen Begegnenden dankend, ſchritten Marie und ihr Bruder durch das Dorf und die dazu gehörenden Felder. Bald befanden ſie ſich auf der großen kahlen Ebene, die ſich bis zu dem Gebirge erſtreckt, das Griqualand von Caffraria ſcheidet. Sie bot einen überaus traurigen Anblick. Die Büſche und Mimoſenbäume, des Laubes beraubt, ſtreckten ihre dürren Zwekge troſtlos in die ſonnige Luft. Der rothe Thonboden, von der Hitze ausgetrocknet, klaffte in vielen Spalten und Sprüngen und nur einzelne dürre Stengel verriethen hier und da, daß der harte kahle Boden die Keime üppigen Pflanzenlebens berge. An manchen Stellen war er aufgewühlt; die Paviane ſteigen aus den Bergen in das Flachland und ſcharren, da ſie in dieſer Jahreszeit keine andre Nahrung finden, die Wurzeln und Zwiebeln der Gewächſe aus der dürren Erde. Dasſelbe thun die verſchiedenen Antilopenarten und die Springmäuſe graben ebenfalls, von ihrem Geruchſinn geleitet, von Zwiebel zu Zwiebel unterirdiſche Gänge. Selbſt die Menſchen verſchmähen in Ermanglung andrer Lebensmittel dieſe

Knollen nicht, namentlich wiſſen ſie die wilden und von allen übrigen Völkern gefürchteten Buſchmänner ſo leicht zu finden, als würden ſie, wie die Thiere, vom Inſtinct geleitet. Ein oft kaum wenige Zoll langer, ganz verwelkter Sprößling bezeichnet den Ort, welcher eine Menge nahrhafter Wurzeln und Bollen birgt. Doch graben die Buſchmänner nicht allein nach den unſchädlichen Zwiebeln, ſondern auch nach den giftigen, mit deren Saft ſie ihre Pfeilſpitzen zu äußerſt furchtbaren Waffen gegen Menſchen und Thiere machen. In dieſer Gegend gab es indeß glücklicher Weiſe keine Buſchmänner. Selbſt die zahlreichen wilden Thiere Afrikas hatten ſich aus der Nähe der Menſchen ſcheu in die Einöde zurückgezogen.

Bald gelangten die Geſchwiſter zu einem kleinen Bergeshang, an welchem die befruchtenden Regen abglitten, ohne tiefer einzudringen. Hier wuchſen und blühten Verwandte unſerer Immortellen, prächtig gefärbte Strohblumen, die ſo dauerhaft ſind, daß die Anſiedler ihnen den Namen: Siebenjahrsblumen, gegeben haben.

Als die mitgenommenen Körbe faſt gefüllt waren, ſchaute Marie von der Spitze des Hügels hinunter auf die Niederlaſſung in dem weiten Thale. Ein Fluß durchzog dieſes. Er war freilich jetzt faſt ganz ausgetrocknet, enthielt nicht einmal mehr genug Waſſer, um die Heerden der Griquas zu tränken. Doch waren zu dieſem Behuf einige tiefe Brunnen gegraben und die Niederung noch immer feucht genug, um einigem Graſe für die Rinder ſpärliche Nahrung zu geben. Die Schafe fanden ihr Futter an den vielen Meſembryanthemeen — Eiskrautpflanzen, — und Craſſulaceen — Dickblättern, — deren es in Südafrika hunderte von Arten gibt. In der dürren Jahreszeit bieten ihre fleiſchigen und ſaftigen Blätter den zahmen wie den wilden Thieren zugleich Speiſe und Trank und werden ſehr gern verzehrt, weil ſie ſalzhaltig ſind. Ja, aus der Aſche des gewöhnlichen Eiskrautes gewinnt man Lauge zur Bereitung der Seife.

Der Vater hatte bei jeder Gelegenheit ſeine Kinder und Hausgenoſſen darauf achten gelehrt, wie bewunderungswürdig weiſe Alles in der Natur eingerichtet ſei, und die Form der Pflanzen, wie der Thiere, ſtets den klimatiſchen und örtlichen Verhältniſſen aufs Zweckmäßigſte und Vollſtändigſte angepaßt. Gedankenvoll ſtreiften die Blicke des Kindes auch nach der entgegengeſetzten Richtung, über die rothbraune Fläche, nach den fernen Sandſteingebirgen hin. Plötzlich rief es erſchreckt:

„Sieh, Moritz — was iſt das? Etwa eine Horde Buſchmänner? Noch läßt es ſich nicht genau unterſcheiden.“

Moritz ſchaute nach der bezeichneten Richtung. Von dem trocknen Boden ſtiegen in dieſer Jahreszeit oft Staubwolken auf, welche die Luft verdunkelten, zuweilen auch ſeltſame Spiegelungen, ja, Gebilde hervorbrachten, die der Fata Morgana der Wüſte oder des Meeres gleichen. Dies war indeß keine Luftſpiegelung. Dichte Staubwirbel erhoben ſich und daraus tauchten ſchwarze Gegenſtände auf oder es ſchimmerte etwas Weißes im Sonnenlicht.

„Es ſind Gnus — wilde Ochſen!“ ſagte endlich der Knabe, als der Trupp näher herangekommen war. „Der Hunger treibt ſie aus der Wildniß in die Nähe menſchlicher Wohnungen.“

Marie kannte die Thiere nicht. Seitdem ſie denken konnte, waren ſie nicht mehr in dieſe Gegend gekommen, während ihr Bruder öfter den Vater auf kleinen Ausflügen begleitet und dabei ſchon manche der ſonderbaren Thierformen des Landes geſehen hatte. Jetzt unterſchied ſie die wilden Ochſen deutlich und erſchrak noch mehr, als vorhin. Sie ſehen auch furchtbar genug aus. Eine ſtruppige Mähne weht vom Nacken; Haarbüſchel ſtarren an Bruſt und Kinn und wildblickende Augen aus dem Büffelkopf mit drohenden Hörnern. Die hohen Vorderbeine machen das Thier, ein Mittelding zwiſchen Antilope und Rindvieh, ziemlich groß und der heftig geſchwungene weiße Schweif an dem ſchwarzen Körper vermehrt das Auffallende des Anblicks.

Das Mädchen dachte beſorgt an die Flucht. Sie erſchien kaum möglich bei der Schnelligkeit, mit welcher die Thiere ſich näherten.

Moritz beruhigte ſie jedoch mit der wiederholten Verſicherung, das Gnu ſei nicht im Mindeſten zu fürchten, ſehe nur ſchrecklich aus. Dies hatte Marie übrigens ſchon oft gehört, nur im augenblicklichem Schrecken vergeſſen. Sie erinnnerte ſich jetzt daran, daß die Gnus ja nicht zu den reizenden Thieren gehörten, ſondern zu dem ſcheuen Wild, und ſchaute mit Theilnahme und bald mit Vergnügen auf das Schauſpiel, welches ſie boten.

Ob die wilden Ochſen ſchon die Menſchen gewittert hatten, oder ſich eine Privatbeluſtigung machten — ſie rannten mit den wunderlichſten Sprüngen in Kreiſen und Verſchlingungen umher, machten Männchen wie Ziegenböcke, grunzten laut und peitſchten die Luft mit ihren langen weißen Schwänzen. Da die Heerde, wie gewöhnlich, aus zwanzig bis dreißig Stück beſtand, ſo erregten ſie dabei nicht wenig Staub, wodurch ihre tollen Sätze und ſeltſamen Geſtalten wie in einen Wolkenſchleier gehüllt und noch außerordentlicher erſchienen.

„Hätte ich nur eine Flinte!“ rief Moritz. „Ein Gnubraten iſt etwas ganz Delikates, beſonders von einem jungen Thier. Das wäre ein Leckerbiſſen zu Mutters Geburtstag! Freilich ſind die Thiere auch ſo klug und neckiſch, daß ſie den Jäger ſtets außer Schußweite umkreiſen, ihn durch ihre Sprünge und Capriolen gleichſam herausfordern und verhöhnen, aber nicht leicht zum Schuſſe kommen laſſen. Wenn ich einmal Louiſe und ihren Mann beſuche, hoffe ich, auf mehr Jagden zu kommen, als bisher. Ladendorff iſt ein tüchtiger Jäger, und Vater hat mir verſprochen, daß ich einmal nach Bierhout darf, ehe ich auf die Schule in die Capſtadt gehe.“

Marie wollte eben ſagen, ſie hoffe, dann die Schweſter und den Schwager auch zu beſuchen, als eine fremde Stimme hinter ihnen ſprach:

„Peter hat Flinte und will Gnu herbeilocken und ſchießen.“

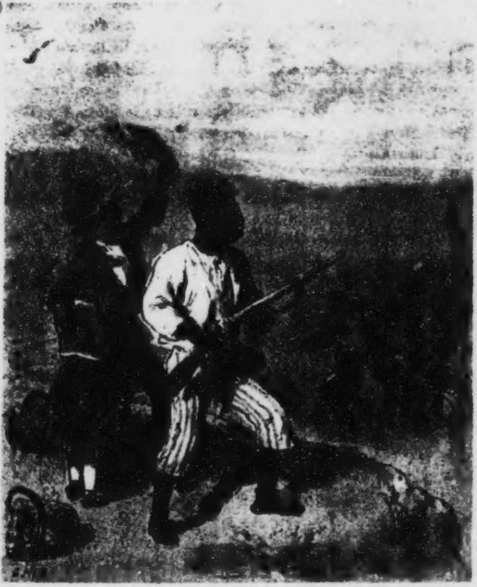
Die Geſchwiſter blickten raſch um. Während ſie ihre Aufmerkſamkeit nach einer Seite richteten, war von der andern ein Hottentott genaht — ein ziemlich kleiner, ſchwächlicher Mann von ſo ſchmutziggelber Hautfarbe, daß er die Gelbſucht im höchſten Grade zu haben ſchien. Das kurze, wollige Haar wuchs in einzelnen warzenähnlichen Büſcheln, die Stirn war niedrig, die Naſe platt und der Mund ſehr aufgeworfen. Die breiten Backenknochen und die ſchiefſtehenden Augen verleihen den Hottentotten eine gewiſſe Aehnlichkeit mit der mongoliſchen Race. So viel iſt gewiß, daß ſie außer den Buſchmännern der häßlichſte Volksſtamm Südafrikas und vielleicht der ganzen Welt ſind. Peter war indeß kein Wilder, wie Jacke und Hoſen von grobem Baumwollenzeug ſogleich verriethen, und auch den Kindern des Miſſionärs nicht fremd; ſie begrüßten ihn ſogar mit einem Freudenruf. Schon ſeit einer Reihe von Jahren lebte er in der Niederlaſſung bei der Miſſion, hatte ſich taufen laſſen und war erſt vor einem Jahre, als die älteſte Tochter des Miſſionärs einen Koloniſten in Caffraria heirathete, mit der jungen Frau gezogen. Die Geſchwiſter überhäuften ihn daher mit Fragen nach dem Ergehn der Schweſter, des Schwagers und der alten Trien, der ehemaligen Amme ihrer Mutter, welche Louiſe gleichfalls in ihre neue Heimath begleitet hatte, damit ſie ihr im Hausweſen zur Hand ſei und kein Heimweh aufkommen laſſe.

Der Hottentott grinſte vergnügt, verſicherte, ſie Alle ſeien wohl, ganz außerordentlich wohl, ließen auch tauſend Mal und aufs Allerſchönſte grüßen und die Herrſchaften alleſammt zu ſich nach Vierhout einladen. „Das Uebrige, was ſonſt noch paſſirt iſt, erzählt der Brief!“ fügte er mit einem pfiffigen Augenblinzeln hinzu und deutete auf die Bruſttaſche ſeiner Jacke. „Er kann das Alles viel ſchöner ſagen, als Peter; junger Maſſa und junge Miſſes werden ſich Mal freuen!“

Er erhob die Hand, indem er zugleich ein großes brennend rothes Tuch ſchwenkte, welches er vorher um den Hals getragen hatte.

Auf weitere Fragen antwortete er nicht, und die Aufmerkſamkeit der Geſchwiſter ward jetzt auch wieder auf die Gnus gelenkt, welche ſich auffallend näherten. Wie das Rindvieh und der Truthahn können ſie die rothe Farbe nicht leiden und ſtürzen blindlings darauf los. Haſtig nahm Moritz das Tuch aus der Hand des Hottentotten und ſchwenkte es ſelber, während dieſer ſeine Büchſe in Stand ſetzte. Als die Heerde in Schußweite kam, wählte er eins der beſten Thiere aus, ſchoß und traf glücklich. Die übrigen Gnus jagten in wilden Sätzen davon und der Jäger näherte ſich vergnügt ſeiner Beute.

Vom Dorfe her, wo man die Gnus gleichfalls wahrgenommen hatte, nahten eine Menge Leute, um ſich einen ſo leckern Braten zu



Wart' ein Weilchen!

verſchaffen, oder die in dieſer Gegend ſeltenen Geſchöpfe in größerer Nähe zu ſehen. Einige von ihnen halfen das erlegte Thier nach dem Miſſionshauſe ſchaffen, Andere eilten dem Wilde nach, um es, nachdem es ſich von dem paniſchen Schrecken über den Knall des Gewehrs erholt hätte und wieder mehr zur Ruhe gekommen ſei, ſelber zu beſchleichen oder in den Bereich der Kugel zu locken.

Auch im Hauſe des Miſſionärs hatte der Schuß Aufmerkſamkeit erregt — ſeine Bewohner kamen dem nahenden Zuge entgegen. Marie dachte noch rechtzeitig daran, daß die Mutter ihre Blumen nicht ſehen dürfe und blieb eine Strecke zurück. Als das Gnu beſchaut und bewundert, Peter begrüßt und ſein Brief abgegeben war, ſchlich ſich das Mädchen mit der bunten Laſt ins Haus. Kaum hatte ſie jedoch in ihrem Kämmerchen die Strohblumen geborgen, als ihres Bruders Jubelruf ſie ſchleunig ins Wohnzimmer lockte. Die Eltern ſaßen freudeſtrahlend da; in den hellen Augen der Mutter ſchimmerten Freudenthränen, der Vater hielt ſein Käppchen zwiſchen den gefalteten Händen und Moritz rief ihr entgegen: „Mieken, denke Dir — Luisge, unſer Luisge, hat ein Söhnchen, einen Jungen! Hurrah — und wir reiſen hin!“

Mariens Blick ſtog fragend zur Mutter. Dieſe nickte lächelnd. „Herrgott, da bin ich ja wohl Tante — und Du biſt Onkel!“ rief die Kleine in die Hände klatſchend.

„Ja und nicht zu vergeſſen, daß unſere Mutter Großmutter, der Vater Großvater iſt!“ fügte ihr Bruder hinzu.

„Wie hübſche Mützchen und Jäckchen will ich für den Kleinen ſtricken und häkeln!“ jubelte ſie. „Wenn ich ihn nur hier hätte, den lieben herzigen Jungen!“

„Wir reiſen ja hin — zur Taufe, ſagt Vater!“ verſetzte Moritz.

„Gewiß — wir Alle?“ fragte das kleine Mädchen, das gar nicht an ſo viel Glück auf einmal glauben konnte.

„Wenn die Frühlingsregen das Land erfriſcht haben, dann reiſen wir, ſo Gott will. Und Alle zuſammen, um das Söhnchen unſerer lieben Louiſe, ſie ſelbſt, ihren Mann und ihre neue Heimath zu ſehen!“ ſagte der Vater.

„Und auch die alte Trien!“ fügte die Kleine hinzu, und flog an den Hals des Vaters und der Mutter, um abwechſelnd bald den Einen, bald die Andere zu herzen und zu küſſen. „Und er wird mich immer Tante Mieken nennen, nicht wahr, Mutter? Ich will auch immer artig ſein, daß er Reſpect vor mir hat.“

„Ja, das iſt nöthig, denn wärſt Du unartig, ſo würde er nicht Tante Mieken, ſondern Muhme Mie ſagen,“ neckte Moritz. Im Blämiſchen werden die guten, artigen Marien Mieken gerufen, die böſen, ungezogenen aber Mie. Frau Hillmer ſtammte aus einer der holländiſchen Boerenfamilien, die das Capland bewohnten, ehe die Engländer es in Beſitz nahmen, worauf jene größtentheils mit ihrer beweglichen Habe weiter nach Norden zogen und die Orangefluß- und Transvaalrepublik gründeten. Die Frau des deutſchen Miſſionärs hatte die Sitte ihrer Vorfahren zum Theil beibehalten, und ihr lebhaftes jüngſtes Töchterchen ward nicht immer Mieken, ſondern zuweilen auch verdientermaßen Mie genannt. Das war eine große Schande, die härteſte Strafe, welche der ehrliebenden Kleinen zudictirt werden konnte. Jetzt ſchüttelte ſie nur ernſthaft den Kopf, zum Zeichen, daß ſie entſchloſſen ſei, das Neffchen nie zum Zeugen ſolcher Schmach zu machen, und ſeufzte dann aus Herzensgrund:

„Wenn der liebe Gott es doch nur recht bald regnen ließe.“

Die Mutter küßte ſie beſchwichtigend. Moritz öffnete die Thür, um die Hausgenoſſen und Dienſtleute und auch die Pfarrkinder ſeines Vaters einzulaſſen. Sie hatten von Peter gehört, daß Frau Ladendorff, die Tochter des allverehrten Miſſionärpaares, welche ſelbſt bei Allen noch in freundlichſtem Andenken ſtand, ein Söhnchen bekommen habe, und drängten ſich herbei, um ihre Theilnahme und Freude zu äußern.

Herr und Frau Hillmer dankten ihnen herzinnig gerührt. Dann ſagte Jener: „Jetzt aber laſſet uns Ihn loben, dem wir dieſe Freude und Alles danken, was wir haben; der die junge Mutter und das Neugeborne in ſeinem allmächtigen Schutz hält und auch Jeglichen von uns behütet, daß er nicht Schaden nehme an Leib und Seele. Ihn, dem Geber alles Guten, unſeren Vater im Himmel. Möge Er das Kind ſegnen, das noch ohne Bewußtſein an der Mutterbruſt ſchlummert, daß es zu ſeiner Ehre und zum Glück der Eltern und Großeltern heranwachſe. Möge Er mit unſern Lieben in Yſerhout und mit uns Allen ſein wie bisher — auch ferner — immerdar!"

Andächtig falteten Alle die Hände und beteten mit ihm. Mieken ſchluchzte leiſe, am tiefſten ergriffen aber war gewiß die Großmutter des neuen Erdenbürgers.

Zweites Kapitel.

Als wollte der liebe Gott wirklich gleich Miekens heißen Wunſch erfüllen, verdunkelte ſich ſchon am Nachmittag desſelben Tages der ſtrahlend blaue Himmel. Dichte ſchwarze Wolken ballten ſich zuſammen und ein furchtbares Gewitter entlud ſich. Die Blitze zuckten und der Donner krachte Schlag auf Schlag. Die Gewitter ſind in dieſer Gegend zwar nicht ſo furchtbar wie an der Oſtküſte, wo ſie die Seeleute nach der nahliegenden Inſel: „Madagascarblitze" nennen, doch immer ſtark genug. Dennoch ſah man ihnen mit Ungeduld entgegen und begrüßte ſie mit Entzücken, wie faſt überall in Afrika. In dieſem Erdtheil fällt, die Küſtenſtrecken ausgenommen, verhältnißmäßig ſehr wenig Regen, weil er trotz ſeiner gewaltigen Ausdehnung ſo wenig Einbuchtungen und Meerbuſen hat. Wegen der ſandigen Bodenbeſchaffenheit giebt es wenig Quellen und Bäche, Flüſſe ſind ſelten und trocknen mit geringen Ausnahmen in der dürren Jahreszeit aus. Künſtliche Bewäſſerung iſt noch faſt gar nicht vorhanden — der ganze Pflanzenwuchs daher auf den ſeltenen Regen angewieſen.

Derſelbe bringt denn auch eine Wirkung hervor, die an's Wunderbare grenzte, wäre ſie nicht ſo natürlich. Schon nach dem erſten Regen überzieht ſich der dunkle, rothbraune Boden mit einem grünlichen Schimmer; aus den dürren Reiſern der Akazien quillt das zarte gefiederte Laub und dazwiſchen an dünnen Stielen unzählige Blüthenknoſpen, die ſich in

Kurzem zu gelben oder roſenrothen, herrlich duftenden Blümchen entfalten. Tauſende und abertauſende von Blattſpitzchen und Knöpschen durchbrechen, von dem erquickenden Naß wie von einem Zauber berührt, den vorhin ſo harten Boden, die trockne Rinde der Aeſte, ihre zu eng gewordene Hülle und ringen ſich hinaus, empor zu Luft und Sonnenlicht. Die Triebe der Lilien und Irideen ſchwillen und ſchießen auf, als hielte ſie jetzt nicht mehr die ſtarre dürre Erde in ſtrengem Bann, ſondern habe die Gefangnen freigegeben. Und ſie nutzen dieſe Freiheit, beſonders, da täglich Regen fällt und das ſo raſch begonnene Wachsthum kräftig unterſtützt.

Nach wenigen Tagen ſchon war die düſtere wüſte Fläche in einen blühenden Garten verwandelt.

Der Miſſionär hatte ſogleich jede Anſtalt zu der großen Reiſe getroffen. Die vornehmſte, d. h. ſchwierigſte war, die nöthigen Zugochſen zu zähmen, um das wandernde Haus, wie die Eingebornen die Wagen nennen, fortzuziehen und außerdem noch einige Pack- und Reitochſen. Eine Anzahl gezähmter Thiere fand ſich freilich vor, die zu den täglichen Verrichtungen gebraucht werden waren. Da aber zur Beſpannung des Wagens allein wenigſtens zwölf Paar erforderlich ſind, ſo mußten noch mehre erſt dazu abgerichtet werden. Mit Schlingen an den Hörnern und Füßen werden die wilden Thiere aus der Heerde herausgeriſſen und zu Fall gebracht. Oft ſind ſie ſo wüthend, daß die Leute ſie nicht bändigen können und laufen laſſen müſſen. Der Menſch behauptet jedoch meiſt die Herrſchaft über die ungeberdige Creatur. Durch die Scheidewand der Naſelöcher wird ein hölzerner Pflock gezogen, an dieſen die zwei Enden eines Strickes gebunden. Iſt das geſchehen, dann läßt ſich das ſtörriſche Thier leichter lenken. Zwiſchen zwei ſchon abgerichteten Ochſen befeſtigt, muß es Gepäck tragen lernen. Zuerſt einen leeren Sack, dann ſchwerere Gegenſtände. Anfangs geräth es in Wuth, will die ungewohnte Laſt abſchütteln, allmählich fügt es ſich aber und kann nun benutzt werden zur Reiſe. Mit ſolchen Zug- und Laſtthieren als Transportmittel ſind wiſſensdurſtige Männer in das Innere des Erdtheils eingedrungen, der uns bis vor Kurzem noch unbekannt war, als das erſt.

ſpäter entdeckte und gleichfalls ſehr unwegſame Auſtralien. Es waren Miſſionäre und Gelehrte, die jene fremden Reiche, ungeheure Länderſtrecken, der erſtaunten Welt erſchloſſen und Viele fanden bei dem Unternehmen den Tod, ohne daß ſich die Anderen von den Schwierigkeiten und Gefahren abſchrecken ließen.

Endlich waren die Vorbereitungen beendet und die Reiſe ward angetreten. Der Sohn der alten Trien, welcher Schulmeiſter und Küſter war, übernahm die Obhut über die Niederlaſſung. Frau Hillmer und ihre Tochter befanden ſich nebſt dem größten Theil der Vorräthe in dem wandernden Hauſe, einem großen Leiterwagen mit Segeltuch überzogen. Um etwaige Regengüſſe abzuhalten, beſaß man eine Anzahl Felle, die über den Wagen geſpannt werden konnten. Moritz und ſein Vater ritten auf Ochſen, einige Eingeborne lenkten die Zugthiere und leiteten die Packochſen, welche die übrigen Vorräthe trugen. Peter diente als Führer. Er hatte allein den weiten pfadloſen Weg von Pierhout nach der Miſſion gemacht, ohne ſich zu verirren oder in Gefahr zu kommen. Um ſo mehr hoffte man, in größerer Geſellſchaft ungefährdet nach Caffraria zu gelangen. Mit den Gaikas und Amakoſas, den beiden mächtigen, am ſüdlichſten wohnenden Kaffernſtämmen, herrſchte jetzt Frieden, nachdem ſie ſich zwei Jahre vorher, 1855, wieder, wie ſchon oft, gegen die britiſche Regierung empört und einen blutigen Krieg geführt hatten.

Moritz war des Reitens ungewohnt. Auf einem Ochſen iſt das auch unbequemer, als auf einem Pferde. Die Haut des Ochſen liegt loſe auf dem Fleiſch, der Sattel rutſcht daher immer hin und her, mag er noch ſo feſt geſchnürt ſein. Der Reiter wird geſchaukelt, wie ein Kind in der Wiege und das iſt Anfangs unbehaglich. Später erträgt es ſich jedoch ganz gut und zuletzt wird es ſogar ſehr angenehm gefunden. Bei der Jugend des angehenden Reiters erſchien ihm dieſe wiegende Bewegung gleich von vorn herein nicht ſo läſtig, als einem Erwachſenen; er amüſirte ſich vielmehr daran und ſaß feſt und ſchwindellos im Sattel. Auch hütete er ſich, die Ermahnungen ſeines Vaters über die Lenkung des Thieres außer Acht zu laſſen. Um den Reitochſen rechts oder links zu leiten, darf nämlich nicht, wie beim Pferde, die eine Seite des Zügels angezogen werden, ſondern es muß das mit beiden Seiten zugleich geſchehen. Einem geübten Reiter pflegt es ſchwer zu werden, ſich an dieſe Handhabung des Zügels zu gewöhnen. Für Moritz ſchien es leicht. —

Er ſollte übrigens, nachdem ihn ſein Vater bisher ſelber unterrichtet hatte, nach der Capſtadt auf die Schule und ſpäter auf eine europäiſche Univerſität. Wie ſein Vater, wollte er Miſſionsprediger werden und dann weite Reiſen in das Innere Afrikas machen. Den unwiſſenden Heiden die Segnungen des Chriſtenthums bringen, rohen halbwilden Völkern Bildung und Geſittung zugänglich machen, dieſen großen edlen Beruf, den ſein Vater erfüllte, hatte auch er zu dem ſeinigen gewählt. Nebenbei ſollte ſo viel als möglich der Wiſſenſchaft genützt werden. Sein Vater, ein ſehr tüchtiger Botaniker, hatte ihn fleißig unterwieſen; die kleinen Fußwanderungen, welche er ſonſt mit demſelben zur Bereicherung ſeiner Sammlungen gemacht, waren ſtets ein großes Vergnügen für ihn geweſen. Jetzt, bei der großen Reiſe, hatte er vielfach Gelegenheit, ſeine Kenntniſſe in jeder Hinſicht zu erweitern. Dieſelbe war ihm daher auch noch unendlich willkommener, als eine ſolche ſonſt jedem lebhaften Knaben zu ſein pflegt.

Und Jedem, der ein offnes Auge, einen empfänglichen Sinn dafür hatte, mußte dieſe Reiſe als ein hoher Genuß erſcheinen, wegen der außerordentlichen Schönheit des Landes, ſeiner wunderſamen Blumenpracht. Manche Gegend ſchien ein einziges großes Blumenbeet. Weißer Krokus, goldgelbe Irideen, rothe Moraeen, purpurne Gladiolen, grell gefärbte Lechnalien und blutrothe Amaryllen bildeten ein wahres Blüthenmeer, durchweht von dem Dufte der wunderſchönen Pelargonien, die zum großen Theil als Zierpflanzen in unſere Gewächshäuſer übergegangen ſind. Alle andern Blumen überſtrahlen jedoch die verſchiedenen Arten der Liliengewächſe; man zählt deren im Caplande dreihundert und faſt ebenſo viele Formen der Schwertlilien — Irideen; ſie bildete oft große Blumenbeete. Um die Blüthen ſchwärmten unzählbare Bienen und Fliegen, flatterten prächtige Schmetterlinge und ſeltſam geſtaltete Käfer. Oder die Stellvertreter des amerikaniſchen Kolibris, die metalliſch ſchimmernden Nectarvögel, ſogen ihre ſüße Koſt aus den Blumenkelchen.

„Da iſt Melianthus, „Kräutchen rühr mich nicht an," wie die Koloniſten es nennen!" rief einſt Moritz und deutete auf einen mäßig großen Strauch, deſſen hübſche Blüthentrauben ſein ſcharfes Auge gewahrte, obwohl er ziemlich fern ſtand. Dabei wollte er ſeinen Ochſen ſeitwärts zu dem Buſch hinlenken, zog aber im Eifer nur an dem einen Ende des Zügels. Dadurch flog der Pflock aus der Naſe des Thieres. Dieſes, ſeine Freiheit merkend und ſogleich benutzend, ſprang in ſchnellen Sätzen davon und warf ſchon bei dem erſten den ſorgloſen Reiter ab.

Glücklicherweiſe fiel er weich, auf einen wahren Blumenteppich und ſprang ſchon wohlbehalten auf, ehe die beſtürzten Seinen ihn umgeben hatten. Aber das Thier war davon gelaufen und der Hottentott, ſammt den Griquas, hatten Mühe, es einzufangen und wieder mit dem ſeine Wildheit zähmenden Naſenpflock zu verſehen.

Die Mutter fragte beſorgt, ob er nicht Schaden genommen habe, Mieken ſchalt auf das garſtige Thier, der Vater aber ſagte, nachdem er ſich überzeugt hatte, es ſei Moritz weiter kein Unfall paſſirt: „Das geht einmal nicht anders, ein kleines Lehrgeld muß bei Allem gezahlt werden, was man lernen will. Gut, wenn Dich das Reiten nicht theurer zu ſtehen kommt, wenn Du Dir den Vorfall zur Warnung dienen läſſeſt, künftiger vorſichtiger zu ſein, jede Unachtſamkeit zu vermeiden.

Moritz verſprach von ganzem Herzen, ſich von ſeiner Lebhaftigkeit nicht mehr hinreißen zu laſſen.

Bis zur Rückkehr der Leute mit dem eingefangnen Thiere ging die Familie nach dem Platze hin, an welchem der Melianthus ſtand. Mieken, begierig, das Kräutchen rühr mich nicht an zu ſehen, das in der Nachbarſchaft ihrer Heimath nicht wuchs, lief raſch vorwärts und blieb dabei mit ihrem Kleide in den Dornen eines Mimoſenbuſches hängen. Es hielt ſchwer, ſie davon frei zu machen, ohne das Kleid zerreißen, denn die Dornen ſind rückwärts gebogen, wie Fiſchangeln gekrümmt.

„Da haſt auch Du eine Lehre zur Achtſamkeit, mein Kind," ſagte die Mutter. „Du weißt ja, daß die Büſche Stacheln haben und kannſt es vermeiden, ihnen zu nahe zu kommen.“

„Welch himmliſcher Geruch — er kommt von dieſem Strauch!“ rief die Kleine entzückt.

„Weil er ſo überaus ſchön iſt, nennt man die Pflanze auch „Diosma — Göttergeruch,“ ſagte Moritz, der ſeine botaniſchen Kenntniſſe gern zur Belehrung der Schweſter verwandte und pflückte ihr und der Mutter einen Strauß der herrlich duftenden Blüthen.

Jetzt ſtand man vor dem Melianthus. Mieken ſtreckte die Hand darnach aus, der Vater hielt ſie jedoch zurück. Es mußten erſt die größten Blätter der umſtehenden Pflanzen unter die Blüthendolden gehalten werden, bevor das Mädchen den Buſch berührte. Als dieſes nun geſchah, rieſelte ein wahrer Regen aus den Blüthen. Es war eine ſüße Flüſſigkeit, die, von den untergehaltenen Blättern geſchlürft, außerordentlich gut mundete.

„Herrlich — köſtlich!“ jubelte Mieken. „Das ſchmeckt anders, als das lauwarme, trübe Waſſer aus den Pfützen und Regenlöchern, woraus wir jetzt in Gemeinſchaft mit den Zugthieren unſern Durſt löſchen müſſen.“

„Und doch iſt unſer bisheriges Trinkwaſſer gar nicht zu verachten geweſen,“ meinte ihr Bruder. „Was würdeſt Du erſt zu dem in der Kalahiri ſagen und der Art des Schöpfens!“

„Weißt Du, was die Kalahiri iſt, Mieken?“ warf der Vater hin.

„O ja, die große Wüſte weſtlich von uns. Aber was iſt’s da mit dem Waſſer?“

„Dieſes iſt in der Wüſte natürlich ſehr knapp und die einzelnen Löcher, in denen es welches giebt, werden von den glücklichen Findern ſehr hoch gehalten und ſorgfältig verdeckt und zugeſchüttet, damit nicht die Feinde oder die wilden Thiere es finden, aufſcharren und austrinken. Die Bewohner der Wüſte bauen ihre Hütten eine Strecke davon, damit ihr Geheimniß beſſer bewahrt iſt. Die Weiber holen dann das Waſſer in Straußeierſchalen, deren ſie zwanzig bis dreißig in ein Netz oder einen Sack ſtecken. Nachdem ſie das Waſſerloch aufgegraben haben, befeſtigen ſie an ein Rohr ein Büſchel Gras, ſetzen dieſes auf den feuchten Grund des Tümpels, ſchütten rings umher wieder die Erde hin und ſtampfen ſie ſorgfältig feſt. Darauf nimmt jede Frau das obere hervorragende Ende des Schilfrohrs in den Mund und ſaugt das Waſſer auf, das ſich inzwiſchen in dem Grasbüſchel geſammelt hat und in dem Rohr etwas in die Höhe geſtiegen iſt. Jeder Mundvoll wird an einem, als Trichter dienendem Halme in ein Straußenei gelaſſen, bis dieſes gefüllt iſt und das folgende an die Reihe kommt. Die kleine Oeffnung in der Schale wird mit Gras verſtopft, und nachdem ſämmtliche Gefäße gefüllt ſind, ſorgfältig jede, einem fremden Auge auffallende Spur des Brunnens verwiſcht. Die Eierſchalen mit der koſtbaren Flüſſigkeit werden nach dem Dorfe getragen und bis zum Gebrauch in die Erde vergraben.“

Mieken hatte ihren Ekel und Abſchen durch die lebhafteſten Geberden ausgedrückt. Da war natürlich ihr bisheriges Trinkwaſſer unendlich appetitlicher, und mit doppeltem Vergnügen wendete ſie ſich zu dem ſüße Tropfen ſpendenden „Kräutchen rühr mich nicht an“, um ihm durch ein neues Schütteln mehr Saft zu entlocken, während die Mutter mitleidig ſagte:

„Die armen Weſen, welche in ſolchem Elend leben und auch Menſchen, unſere Brüder ſind! Wie ſchlecht muß es um ihren ſittlichen Zuſtand beſtellt ſein, wenn ihr materieller ſo erbärmlich iſt.“

„Ja, und bevor der materielle nicht verbeſſert iſt, läßt ſich an keine Veredelung des Geiſtes denken,“ verſetzte ihr Gatte. „Vor Allem wird man dort, wie in Algerien, durch Bohrung arteſiſcher Brunnen das Land bewäſſern und fruchtbar machen müſſen. Erſt dann werden die Herzen der armen, unwiſſenden Wilden für den Quell des ewigen Lebens, den Glauben an Gott und Chriſtus, empfänglich werden.“

„Was iſt das für eine herrliche Blume?“ rief Mieken und lief nach einer andern Stelle. Hier ſtanden Euphorbien, Gattungsgenoſſen unſerer Wolfsmilch. Statt aus Zweigen und Blättern, ſind ſie aus lauter dicken cylinderförmigen Stengeln zuſammengeſetzt. Es giebt deren in Südafrika ſehr viele Arten, deren manche ſich von dem Säulencactus im Südamerika nur wenig unterſcheiden. Aus den unförmlichen Maſſen brechen meiſt ſehr zierliche Blüthen, ſo hübſche, wie dieſe hier, glaubte Marie jedoch nie geſehen zu haben. Die gelben, ſammetartigen Blätter der großen Blumen waren mit dichten, violetten Flecken überſäet.

„Pfui, was iſt das?“ rief ſie jedoch und hielt ſich, bevor ſie die Blumen pflückte, die Naſe mit dem Händchen zu. Dabei ſchaute ſie ſich nach der Urſache des peſtilenzialiſchen Geruchs um, der hier die Luft erfüllte. Wahrſcheinlich lag in der Nähe ein in Verweſung übergegangenes Thier — ſie ſah es aber nicht. Als ſie ſich zu den Blumen neigte, fuhr ſie entſetzt zurück, denn der Geſtank ging von dieſen aus.

„Komm, Mieken, das ſind Aasblumen!“ rief der Vater. „Ihr Geruch iſt ſo durchdringend, daß ſelbſt Fleiſchfliegen dadurch getäuſcht werden und ihre Eier an den Blättern abſetzen, weil ſie dieſelben für Fleiſch halten.“

Das Mädchen lief nach einer andern Seite, um den gemißhandelten Geruchsſinn durch den ſüßen Duft des Diosmaſtrauches zu ergötzen. Aber auch hier fuhr ſie entſetzt zurück und flüchtete mit einem lauten Angſtſchrei zu den Eltern. Sie war ſo verſtört, daß ſie Anfangs auf die beſorgten Fragen kein Wort erwidern konnte und nur auf jene Stelle deutete. Die Andern bemerkten nun auch eine haſtig davonſchlüpfende Schlange.

„Ich glaube, es iſt eine Cobra Capella!“ ſagte der Vater, erbleichend über die Gefahr, welcher ſein Kind eben glücklich entgangen war. Er eilte mit der Büchſe nach jener Stelle, allein die Schlange war ſchon im Geſtrüpp verſchwunden, und ihr in daſſelbe zu folgen, zu gefährlich.

Auch kehrten jetzt die Leute mit dem entlaufenen Ochſen zurück, und die Reiſe ward fortgeſetzt, wobei Mieken ſowohl, wie ihr Bruder, ernſtlich ermahnt wurden, ſich nie unvorſichtig einem Dickicht zu nahen.

Drittes Kapitel.

„Seht da, ein Strauß!“ rief Moritz, der, den Uebrigen voran, zuerſt eine Anhöhe erreichte. Ueber dem Buſchwerk war der Kopf und der Schweif dieſes Vogels ſichtbar, während in einiger Entfernung von demſelben eine Heerde Gnu's ſammt einigen Zebra's, den wilden Pferden Afrika's, weidete. Schon mehre Male war der rieſige Vogel, deſſen Federn einen ſo geſuchten Luxusartikel bilden, geſehen worden. Eben ſo hatte man Antilopenheerden in der Ferne erblickt, oder über den Büſchen die Köpfe der langhalſigen Giraffen. Dieſe zierlichen Geſchöpfe erreichen zuweilen eine Höhe von achtzehn Fuß. Wäre dieſelbe nicht ſo beträchtlich, ihr Hals nicht ſo lang, dann könnten ſie freilich nicht ihre Lieblingsnahrung, die Spitzen der Mimoſen und Akazien, erreichen.

Die Thiere alle haben indeß einen ſo ſcharfen Geruch und ſind ſo ſcheu, daß ſie die Reiſenden ſtets aus beträchtlicher Entfernung witterten und blitzſchnell die Flucht ergriffen. Auch dieſes Mal führte der Wind den Gnus und Zebras die Witterung zu und dieſe galoppirten davon, während jene ihre gewöhnlichen Bockſprünge begannen und am Horizonte im Kreiſe umherrannten. Der Kopf und Schweif des Straußes blieb noch einen Augenblick ſichtbar, dann verſchwand Beides plötzlich, als ſei es hinter dem Gebüſch verſunken.

„Wo kann er nur geblieben ſein?“ fragte Moritz erſtaunt. „Entflohen iſt er nicht, wir müßten ihn ja geſehen haben, bevor er jenes erhöhte Buſchwerk dort erreicht hätte. Sollte es keine Fabel ſein, daß der Strauß, wenn er eine Gefahr merkt, den Kopf im Sande verbirgt und ſeinen Feinden unſichtbar geworden zu ſein glaubt, weil er ſelber ſie nicht mehr ſieht?“

Er war von ſeinem Reitthier geſprungen und wollte nach dem Gebüſch ſchleichen — der Hottentott hielt ihn jedoch zurück.

„Vielleicht ein Buſchmann!“ ſagte er. „Peter ſah ihn oft ſo jagen — Gnus und andre Thiere, ſelbſt den großen Vogel, den er vorſtellen will; — Boſjemen haben ſtets giftige Pfeile.“

„Aber ich habe ja geſehen, wie das Thier fortſchlüpfte, dann ſich nach allen Seiten umſchaute und zuletzt den Kopf niederſenkte, um zu freſſen,“ meinte Moritz.

„Boſjemen verſtehen das Alles auch!“ beharrte der Hottentott.

Vorſichtig näherte ſich der Miſſionär mit ſeinem Sohne und einigen Griquas dem Geſtrüpp. Ein lebendes Weſen befand ſich hinter demſelben, doch kein Strauß, ſondern ein Buſchmann, wie der Hottentott vermuthet hatte. Bei der Annäherung der Fremden ſprang er ſchnell davon und ſtand erſt in beträchtlicher Entfernung ſtill. Dann ſchaute er ſich um, ſchien aber die Rufe und Winke des Miſſionärs nicht zu verſtehen, oder nicht verſtehen zu wollen. Er hielt in einer Hand auf einem Stock den Kopf und Hals eines Straußes, in der andern die Schwanzfedern deſſelben. Seinen Körper durch Buſchwerk deckend, ſo daß nur das dem Strauße Angehörige über demſelben zu ſehen iſt und die Bewegungen des Rieſenvogels auf das Genaueſte nachahmend, ſchleicht ſich der Wilde in die Nähe der weidenden Heerden. Der Strauß hält ſich ſtets zu den vierfüßigen Bewohnern der Wildniſſe, dieſe ahnen alſo nichts Uebles, wenn ſie einen ſolchen nahen ſehen. Nur muß ſich der Jäger hüten, ihnen nicht von der Windſeite beikommen zu wollen, weil ſie ihn ſonſt wittern würden. So gelangt er nahe genug an die ſcheuen Thiere, um ihnen ſeine vergifteten Pfeile zuſenden zu können.

Der wilde Jägersmann war ganz nackt, nur mit einigen Schmuckſachen behängt, die ſich nicht unterſcheiden ließen. Als Herr Hillmer einen neuen Verſuch machte, ſich ihm zu nähern, lief er wieder ſpernſtreichs davon und kam auch nicht mehr zum Vorſchein.

Die Reiſenden ſetzten ihren Weg fort, trafen aber dieſen Abend, als ſie ſich für die Nacht lagerten, größere Vorſichtsmaßregeln, als ſonſt. Der Miſſionär bedauerte, nicht einige Hunde mitgenommen zu haben, welche ihm und ſeinen Begleitern das Geſchäft des Wachens erleichtert hätten. Die Buſchmänner ſind außerordentlich diebiſch und dabei höchſt boshaft. Wenn ſie den Caffern oder europäiſchen Anſiedlern Vieh geraubt haben, was bei jeder günſtigen Gelegenheit geſchieht, und ſie ſo ſcharf verfolgt werden, daß ſie die Beute im Stiche laſſen müſſen, ſo verſtümmeln ſie vorher die armen Thiere auf das Grauſamſte. Daher betrachten ſie die Weißen ſowohl wie die verſchiedenen Stämme der Eingebornen, als ihre Todfeinde und wie ihre Hand gegen Jedermann, ſo iſt auch Jedermanns Hand gegen ſie. In ihrer Nähe darf Vorſicht nie vernachläſſigt werden.

Frau Hillmer ſchlief mit Mieken in dem „wandernden Hauſe" — ihr Gatte und Moritz daneben in einem kleinen Zelt. Die Andern lagen, in ihre Decken gehüllt, an den im Kreiſe angezündeten Feuern. Einer mußte ſtets wachen und die Flamme mit Reiſig ſchüren, wovon ein großer Haufen vor Nacht zuſammengetragen worden. Die Nähe eines Fluſſes, der jetzt, nach dem Frühlingsregen, ziemlich viel Waſſer führte, erhöhte die Gefahr, von den Thieren der Wildniß einen unwillkommenen Beſuch zu erhalten.

Mieken fuhr plötzlich auf. Sie träumte, ihr kleines Neffchen, mit dem ſie ſich natürlich wachend und ſchlafend viel beſchäftigte, ſei aus der Wiege gefallen. Der Schrecken darüber erweckte ſie aus dem Schlafe. Aber was war das? Sie vernahm noch jetzt das Wimmern des Kleinen, obgleich er nicht ſo laut ſchrie, wie in ihrem Traume. Aengſtlich weckte ſie die Mutter. Dieſe hörte den ſeltſam klagenden Ton auch, beruhigte jedoch die Tochter damit, daß es ein Schakal ſei, deſſen melancholiſches Geheul in der Ferne ſie für das Wimmern eines Kindes gehalten. Der Schakal pflegt ſich gewöhnlich in der Nähe des Löwen aufzuhalten, für ihn die Beute zu erſpähen und ſich an den Ueberreſten derſelben gütlich zu thun. Wenn ihnen nun der Löwe hier einen Beſuch abſtattete? Beklommen ſtreckte Mieken ihr Köpfchen unter der Bedeckung des Wagens hervor. Es war eine kühle dunkle Nacht, der Mond von dichten Wolken bedeckt. Fröſtelnd wollte ſie ſich unter die Decke zurückziehen, da raſchelte es in den Büſchen. Von den mattbrennenden Feuern unheimlich beleuchtet, erſchien ein ungeheurer, häßlicher, plumper Kopf, dem ein rieſengroßer, ungeſchlachter Körper folgte. Als ſei es verwundert über die merkwürdigen Dinge hier und zugleich neugierig, ſie näher zu beſchauen, ſtreckte das Thier faſt ſeine Naſe unter die Bedachung des Wagens. Ein graues Vögelchen, von der Größe einer Droſſel, ſaß auf dem breiten

Genick des mißgeſtalteten Dickhäuters, flog aber, von der Flamme erſchreckt, einige Fuß empor und umflatterte mit ängſtlichem Gezwitſcher den Kopf ſeines unförmlichen Freundes.

Es war ein Hippopotamus mit ſeinem unzertrennlichen Begleiter, dem Buphago. Der Vogel lebt von den Zecken und anderm Ungeziefer auf der Haut des plumpen Vierfüßlers.

In das gellende Geſchrei Miekens miſchte ſich das des wachehaltenden Griquas, den der Schlummer ein wenig überwältigt hatte. Er ergriff in der Eile die Kochkeſſel und ſchlug ſie ſtark gegen einander. Beſtürzt fuhren die Schläfer auf. Ein Kampf mit einem Flußpferde war keine Kleinigkeit — namentlich ſo ohne alle Vorbereitung, überdies in der Nähe einer Frau und eines Kindes. Allein das Thier, welches ſich auf dem Wege zur Tränke befand, war nur durch den ungewohnten Schein herbeigelockt worden, hatte keine feindlichen Abſichten. Es erſchrak über das Getöſe nicht weniger, als die Reiſenden über ſeinen Anblick, wandte ſich ſchwerfällig um und trabte davon, mit ſeinen gewaltigen Füßen das Gebüſch niederſtampfend.

Daß dieſe unzeitige Störung einen andern Beſuch abgehalten habe, erfuhren die Reiſenden erſt am andern Morgen bei Entdeckung der Fußſpuren mehrer Buſchmänner dicht am Lagerplatz. Die Aufgeſchreckten waren nun beſſer auf der Hut, der Miſſionär wachte ſelber, da die Griquas dieſe Pflicht nicht ordentlich erfüllt hatten.

Es kam überhaupt nicht mehr zum Schlafe. Ehe ſich die Aufregung über den Beſuch des Flußpferdes legte, vernahm man in der Ferne einen fürchterlichen Ton, das dumpfe Brüllen eines hungrigen Löwen. Einſt ſagte man ſprüchwörtlich: der Löwe des Caps. Jetzt iſt der König der Thiere, eben ſo wie der Elephant, längſt verſchwunden aus der Capkolonie, zurückgedrängt von der immer größeren Ausbreitung europäiſcher Civiliſation. Mehr im Innern Afrikas findet er ſich jedoch noch, meiſt begleitet vom Schakal. Das helle Gebrüll des geſättigten Wüſtenkönigs läßt ſich ſehr leicht unterſcheiden von dem tiefen, gleichſam grollenden des hungrigen. Ertönt dieſes, namentlich in dunkeln Nächten ein wahrhaft entmuthigender, haarſträubender Laut, dann flüchtet alles Gethier von den Tränkplätzen oder aus ſeinem Lager im Buſch und ſelbſt den Menſchen befällt ein Grauen, obwohl der Löwe gewöhnlich den Herrn der Schöpfung ſcheut und flieht, wenn er nicht gereizt, oder um ſeine Jungen beſorgt gemacht wird.

Hier ſchien dieſes jedoch nicht der Fall. Auf ein lautes zorniges Brüllen folgte ein durchdringender Schrei, offenbar aus einer Menſchenbruſt. Herr Hillmer griff nach ſeiner Büchſe, riß einen Brand aus dem Feuer, befahl zwei Leuten, ihm zu folgen, Moritz und den Andern aber, auf dem Lagerplatz zu bleiben und wohl auf Alles Acht zu geben. Der Hottentott hielt ihn jedoch zurück.

„Das ſein ein Zebra, nicht Menſchenſtimme,“ ſagte er. „Peter kennt ſie — lebte lange genug in der Einöde.“

Das ſchien dem Miſſionär und den Seinen unglaublich. Er wollte dem Unglücklichen zu Hülfe eilen, gleichzeitig erhob ſich aber vielſtimmiges Geſchrei aus Menſchenkehlen. Der Verunglückte war alſo nicht allein, hatte ſeine Angehörigen zum Beiſtande.

„Bosjemen ſind ſchlau — brauchen oft den Löwen als Jäger,“ ſagte der Hottentott. „Peter ſah's auf dem Wege von Yſerhout aus ſeinem Verſteck. Ein Löwe packte einen Büffel und beſiegte ihn, da kam ein Haufe Buſchmänner mit großem Geſchrei, ſchimpfte auf den Löwen, ſeinen Großvater und Vater ſo lange, bis er ſich ſchämte und fortging. Dann fielen ſie über den Büffel her und verzehrten ihn. Jetzt jagten ſie ihm das Zebra ab.“

Am Morgen überzeugten ſich Alle davon, daß er Recht gehabt. Sie fanden in der Gegend, aus welcher der Lärm gekommen, die Fährte des Zebras und Löwen ſowohl, wie eine Menge Fußtritte um die Stelle herum, an welcher das wilde Pferd von dem König der Thiere überfallen und niedergeriſſen und dann nothgedrungen im Stiche gelaſſen worden war. Mit großer Vorſicht zogen ſie weiter.

Der Charakter der Gegend änderte ſich. Statt der wellenförmigen Anhöhen erhoben ſich ſeitwärts hohe Sandſteinfelſen, ſtatt des fruchtbaren Humus füllte Sand die Thäler. Die Vegetation hörte darum nicht auf. Die vielfachen Arten der Haidekräuter deckten den Boden.

Ihre kleinen Büſche ſchimmerten entweder von zolllangen, gelben Blumen mit heraushängenden, brauen Staubbeuteln, oder ſie waren buchſtäblich bedeckt mit kleinen zierlichen Blüthen in allen Schattirungen, vom dunkelſten Roth bis zum hellſten Weiß. Eine Pflanze, die unſerm deutſchen Gagel gleicht, der Wachsſtrauch — Myrica cordifolia — nahm nebſt der Sauerfeige, einer Eiskrautart, große Strecken ein; beide hielten den ſonſt ſo läſtigen Flugſand auf. Dieſe trägt rothe, ſaftige, angenehm ſäuerliche Beeren; aus den Früchten des Wachsſtrauches gewinnt man Wachs, der, von den Coloniſten mit Talg gemiſcht, zu Lichtern verwendet wird. Meſembryanthemeen überzogen nicht nur die Sandflächen, ſondern auch die Hochebenen der Berge und die vielfach zerwaſchenen, wunderlich zerklüfteten Felſenkegel. Als die Sonne höher ſtieg, verſchwand der graue Farbenton, den dieſe Pflanzen der ganzen Landſchaft verliehen. Ihre zahlreichen Blüthen öffneten ſich und bildeten einen überaus prächtigen Purpurteppich. Von den hohen kahlen Steinblöcken nickten die wundervollen Blüthentrauben der Aloes, purpurn, ſcharlach, bunt, eine ſo ſchön, wie die andere, obgleich die Pflanzen ſelbſt ſehr verſchieden, manche krautartig niedrig waren, andere baumähnliche Büſche bildeten.

Wiewohl es keinen gebahnten Weg gab, war man bisher doch ohne große Beſchwerde vorwärts gekommen, ſelbſt mit dem Wagen. Jetzt verſperrte dichtes Geſtrüpp von Mimoſen und Akazien das weitere Vordringen. Namentlich ein Buſch aus dieſer Familie war ſehr ſtark vertreten, der mit den hakenförmigen Dornen, das ominöſe „Wart ein Weilchen.“ Mit dem Beil mußte mühſam ein Weg durchgehauen werden.

In einer Vertiefung war Regenwaſſer ſtehen geblieben und die Ochſen ſchnoberten begierig darnach hin. Es hatte jedoch eine eigenthümlich trübe Färbung, ſo daß es den erfahrenen Griquas bedenklich erſchien, die Thiere davon trinken zu laſſen. Die wilden Bewohner des Landes vergiften oft die Tümpel mit dem milchigen Safte der Euphorbien, um die Thiere zu tödten, welche dahin zur Tränke kommen. Eine Gattung dieſer Pflanzen wird von ihrem Gebrauch Hiänengift genannt.

Während die Andern eifrig die ſtachlichten Reiſer weghieben, trat der Miſſionär zu den Seinen im Wagen.

„Ich möchte nur wiſſen, warum der liebe Gott eigentlich ſolche unnütze Dornen wachſen ließ,“ ſagte Mieken ungeduldig über die Verzögerung; „wie kann es nur eine ſolche Menge Stacheln geben!“

„Damit Du hübſch lernſt: „Wart ein Weilchen“ und nicht gleich ſo ungeduldig biſt!“ ſagte Moritz mit gutmüthiger Neckerei, auf ihre erſte Frage. Der Vater beantwortete die zweite mit den Worten:

„Die hier oft lange anhaltende Dürre ließ eine Menge Blattſpitzen verkümmern und zu Dornen erſtarren. Aus demſelben Grunde giebt es ſo viele Pflanzen, deren Laub Nadelform hat, wie die verſchiedenen Eriken und die in Südafrika eigenthümlichen Proteen. Oder die Gewächſe haben gar kein Laub, ſtatt deſſelben nur fleiſchige Stengel, wie —“

Ein leiſes, ſchwirrendes Geräuſch unterbrach ihn, und ein Schauer von Pfeilen fiel nieder, oder blieb in der Decke des Wagens und den nächſten Büſchen ſitzen. Beſtürzt eilten die Griquas herbei und trieben die Thiere in die Gaſſe, welche ſie in das Geſtrüpp gehauen — die Packochſen voran, hinterher das Wagengeſpann. Sie ſelber flüchteten dann hinter den Wagen.

Peter hatte laut aufgeſchrieen. Moritz begriff nicht, daß der kleine Pfeil aus Schilfrohr, deſſen knöcherne Spitze ihm in den Fuß gedrungen war, ſo großen Schmerz verurſachen könne. Er ward erſt darüber aufgeklärt, als Jener in der größten Angſt verſicherte, die Pfeilſpitze ſei gewiß vergiftet, wie gewöhnlich bei den heimtückiſchen Buſchmännern.

Frau Hillmer machte, nachdem der Pfeil herausgezogen worden, auf die verletzte Stelle Umſchläge von Salmiak und Alaun, wie ihr Gatte es anordnete. Dies galt für ein ſicheres Mittel gegen dergleichen Vergiftungen — der Getroffene fühlte ſich daher einigermaßen beruhigt, hatte auch vor dem Miſſionär einen ſo hohen Reſpect und ſo viel Vertrauen zu ihm, daß er ſich unter ſeinem Schutz für geſichert hielt gegen den Tod. Eilig ergriff er ſeine Flinte, was auch die Uebrigen gethan hatten. Selbſt ein Sendbote des Evangeliums, der in dieſem Lande reiſt, muß vertraut ſein mit dem Mordgewehr, ſei es auch nur, um in Ermangelung anderer Nahrungsmittel durch die Jagd ſein und ſeiner Begleitung Leben zu friſten. Das undurchdringliche Dornengeſtrüpp, in welches nur eine kleine Gaſſe gehauen worden, ſchützte ſie gegen drei Seiten hin vollkommen, machte einen Angriff der Buſchmänner unmöglich. Nach der vierten Seite waren ſie durch das „wandernde Haus" gedeckt. Daſſelbe fing, wie eine Bruſtwehr, den Pfeilhagel auf, womit die Feinde ſie jetzt zu überſchütten gedachten.

Um in die Lücke der ſtachlichten Umwallung zu ſchießen, hatten die Buſchmänner ſich in den Bereich der Flinten gewagt. Hinter dem ſchützenden Wagen hervor gaben die Reiſenden Feuer, doch auf Befehl des Geiſtlichen über die Köpfe des wilden Haufens hinweg. Die Salve wirkte, ohne Jemand getroffen zu haben. Mit lautem Geheul eilten die Buſchmänner davon. Sie hatten die Fremden zu überfallen gedacht, während ſie zerſtreut waren — einen Durchgang durch das Geſtrüpp ſuchend. Auch hatten ſie die Fremden nicht im Beſitz ſo vieler Feuergewehre vermuthet, die ſie ſehr fürchteten, weil ſie gegen dieſelben mit ihren kleinen, faſt einem Kinderſpielzeug gleichenden Bogen nichts ausrichten konnten, wo die Gegend ſo frei und offen war, wie hier. Mit Ausnahme einiger ſeitwärts liegenden Felsblöcke, hinter denen ſie ſich verſteckt gehalten hatten, fand ſich weit und breit keine Deckung für ſie; denn in das Dornengeſtrüpp konnten ſie unmöglich eindringen. Ueberdies befand man ſich auch in nicht beträchtlicher Entfernung von einem Kraal der Kaffern. Es ſchien ihnen alſo gerathener, die Flucht zu ergreifen, da die Reiſenden von ihnen nicht zu überwältigen waren.

Viertes Kapitel.

Auf der abgeplatteten Spitze eines ſanft anſteigenden Hügels lagen im Kreiſe herum die Hütten eines Cafferndorfes. Sie glichen emſigen Bienenkörben und waren über einem Gerüſte aus Holz von Lehm erbaut, dem durch die Beimiſchung von Kuhdünger eine größere Feſtigkeit gegeben worden. Zwiſchen den Hütten befanden ſich Hecken von dornigen Büſchen, ſo daß der freie Platz in der Mitte gleichſam umzäunt war. Er diente nicht allein zum Verſammlungsort für die Dorfbewohner, ſondern auch zur Nachtherberge für das Vieh, welches am Tage auf den fruchtbaren Weidetriften ringsumher ſeine Nahrung ſuchte. Die Caffern ſind große Liebhaber ſchöner Rinder und ſchlachten dieſelben nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, weshalb ſie meiſt ſehr zahlreiche Heerden beſitzen. Daher war es auffallend, daß in der Nähe dieſes Kraals nur eine verhältnißmäßig ſehr kleine Zahl Thiere weideten. Ebenſo waren die meiſten der Gärten und Felder hinter den Hütten am Abhang unbeſtellt geblieben. Nur in wenigen grünte das Moor- und Caffernkorn, ſchlangen ſich zwiſchen den Halmen deſſelben die Ranken von Melonen und Kürbiſſen hin. Die Schalen der letzteren dienen als kleine Geſchirre, ſie werden daher eifrig gezogen. Auch bauen die Frauen fleißig Korn, das gedörrt und zwiſchen zwei Steinen gerieben, oder in hölzernen Mörſern geſtampft wird. Das Mehl mit Milch zu einem Brei gerührt, oder auch ſauere Milch allein, iſt eine Lieblingsſpeiſe der Caffern. Daher war die Vernachläſſigung des Feldbaues eben ſo auffallend, wie die geringe Anzahl der Viehheerden. Kommt ein Fremder in einen Kraal, ſo findet er die Weiber auf den Feldern beſchäftigt, oder ſie nähen mit Thierſehnen aus den Fellen des erlegten Wildes hübſche Mäntel, die Carroſſe, welche weit und breit geſucht ſind, wenn ſie nicht etwa aus Gras ſo dichte Körbe flechten, daß die Milch darin aufbewahrt werden kann. Die Männer flechten auch Matten, fertigen Thongeſchirr, ſchmieden Schmuckſachen, oder ſehen nach dem Vieh, wenn ſie nicht auf der Jagd oder zu einem Kriegszuge auswärts ſind.

Die Bewohner des Ortes lagen keiner der angegebenen Beſchäftigungen ob. Männer, Frauen und Kinder ſtanden dicht gedrängt und in höchſter Aufregung auf einer Stelle. Selbſt die leidenſchaftlichſten Raucher kauerten nicht, wie ſie pflegten, um das Waſſerloch, in welches ſie Schilfrohr geſteckt, während in einer kleinen Vertiefung daneben etwas Taback angezündet worden. So beliebt der Genuß dieſer einfachen Nargileh — Waſſerpfeife — auch iſt, heute war er aufgegeben, weil Wichtigeres Aller Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm.

Die Caffern ſind ein ſchöner Menſchenſchlag, von heller Broncefarbe bis zum dunkeln Mahagonybraun. Sie haben zwar auch das wollige Haar und den aufgeworfenen Mund der Negerrace, doch ſchöne, hohe Stirnen und die Naſe nicht aufgeſtülpt, ſondern lang und ſchmal, von faſt klaſſiſchem Schnitt. Ihre Geſtalten ſind hoch und wohlgebaut, und ihre Haltung und Bewegung ſo voller Würde und Anſtand, daß ein engliſcher Reiſender ſie die „Nation der Gentlemen“ nannte. Die Kleidung verhüllt den Wuchs und die kräftigen Muskeln nicht. Sie beſteht nur aus einem ſchmalen Gürtel von Antilopenhaut, an welchem vorn und hinten die eigenthümliche Schürze hängt, die etwa zwei Fuß lang, aber nur wenige Zoll breit und aus geflochtenen, franſenartigen Riemchen gebildet iſt, und dem Karroß, einem Mantel aus Thierfellen, der vorn am Halſe durch die verſchlungenen Vorderklauen befeſtigt wird. Sandalen oder Mocaſſins mit Glasperlen und dergleichen verziert, vervollſtändigen den Anzug. Den Kopf deckt nur das wollige, verfilzte Haar, das eine Art Mütze oder Helm bildet und vollkommen gegen den Sonnenbrand ſchützt. Ohrringe, Hals- und Armbänder von Gold, Perlen, Kupfer oder Tiegerzähnen dienen als Schmuck.

Der Grund der Aufregung im Kraal war die gefährliche Krankheit der Frau des Häuptlings. Wie immer, wenn eine Perſon, oder auch nur ein Stück Vieh, erkrankt oder ſtirbt, wurde das nicht einer natürlichen Urſache, ſondern einem Umtakati — Giftmiſcher — zugeſchrieben. Nach altem Brauch war der Tſanuſe — Prieſter — beauftragt, den Miſſethäter zu entdecken. Der Tſanuſe war ein alter Caffer von ungewöhnlich tückiſchem Ausſehen. Daß er ſich mit allerlei Farben Geſicht und Körper bemalt hatte, erhöhte das Widerwärtige ſeiner Erſcheinung. In dem wulſtigen Haar ſteckten Federn von Geiern und anderen Raubvögeln; am Gürtel hingen einige kleine Spieße, Schlangenhäute, Schweife und Klauen von wilden Thieen — auch getrocknete Eidechſen. Dieſer ſeltſame Schmuck raſſelte laut und ſchlug klappernd gegen einander bei den Sprüngen des Zaubertanzes. Der Alte hüpfte wie närriſch umher und murmelte dabei unverſtändliche Worte, bis ſein Athem keuchend und ſein Blick ſtarr wurde. Dann rief er laut und unaufhörlich: „Moſcheſch — Moſcheſch!"

Schon bei dem erſten Ruf dieſes Namens — Moſes — ſchauten ſich die Umſtehenden bedeutungsvoll oder triumphirend an. Dann ſtürzten Viele fort und auf einen alten Mann zu, der ſich nicht im Kreiſe der aufmerkſamen Zuſchauer befand, ſondern im Schatten einer Strohmatte ſaß und aus den geſpaltenen, weiß und ſchwarz geringelten Stacheln des Stachelſchweins ein außerordentlich zierliches Körbchen flocht. Sie packten ihn und ſchleppten ihn nach der Mitte des Platzes, damit er die Strafe für die Vergiftung des Weibes leide. Eine Frau und ein halberwachſenes Mädchen, ſeine Tochter, warfen ſich zwiſchen ihn und die Andern, umklammerten ihn ſchreiend und betheuerten mit ihm ſeine Unſchuld, während ſein Sohn, ein Jüngling, trotzig dabei ſtand. Dieſer war unſchlüſſig, was er thun ſollte. An erfolgreichen Widerſtand war nicht zu denken, weil die Bewohner des Kraals, ohnehin ſchon zum großen Theil dieſer Familie feindlich geſinnt, der Beſchuldigung des Tjanuſe unbedingten Glauben ſchenkten. Sich widerſtandlos dem furchtbaren Schickſal zu unterwerfen, das nicht allein dem Vater, ſondern auch der ganzen Familie bevorſtand, ſagte dem jungen Caffernkrieger nicht zu. Vorſichtig ſtahl er ſich aus der lärmenden Menge und eilte den Hügel hinab nach der Stelle, wo ſein Bruder und Oheim ſich bei den Viehherden befanden.

Nach dem barbariſchen Brauch der Caffern wird der, welcher als Umtakati bezeichnet worden, ſammt ſeinen Angehörigen getödtet, ſeine Hütte vom Erdboden vertilgt, ſein Garten und Feld zerſtört, das Vieh verzehrt. „Er wird aufgegeſſen", ſagen die Leute. Die völligſte Unſchuld, und natürlich waren dieſe unglücklichen Opfer des Aberglaubens und der Feindſchaft des Tjanuſe immer unſchuldig, ſchützten nicht vor dem fürchterlichen Geſchick. Ja, die Betheuerung der Unſchuld zieht dem Aermſten nur entſetzliche Martern zu. Um denſelben zu entgehen, bekennt ſich Jeder lieber ſchuldig; darf er ſo doch nur ſterben.

Moſcheſch leugnete indeß ſtandhaft, der Umtakati zu ſein. Der Häuptling Iharros — Steinfels — ſo genannt wegen ſeines unerſchütterlichen Muthes, erſchien. Er hatte in ſeiner Hütte bei dem kranken Weibe geweilt, und war jetzt herbeigerufen und davon benachrichtigt worden, wer die Kranke vergiftet habe. Es war ein noch junger, ſehr großer und kräftiger Mann, mit auffallend ſchönen und ſtolzen Zügen. Jetzt wurden dieſelben entſtellt durch die Verzweiflung um die Gefahr ſeines geliebten Weibes. Straußen- und Adlerfedern ſchmückten ſein Haar, doch waren ſie augenſcheinlich eben erſt loſe und nachläſſig eingeſteckt. Das Fell eines gewaltigen, von ihm ſelbſt erlegten Löwen hing um ſeinen breiten Nacken, ſo daß der ausgeſtopfte Kopf des Thierkönigs auf ſeiner rechten Schulter ruhte und die Mähne von dort herabwehte, während der Schweif auf dem Boden ſchleppte. Ein kurzes Schwert mit Elfenbeingriff ſteckte in ſeinem Gürtel; die Riemen der Sandalen waren zierlich mit Muſcheln benäht. Auf Hals und Bruſt, wie an Arm- und Fußgelenken fehlten jedoch die zahlreichen Ketten, Perlen und Ringe, die den mächtigen Häuptling ſonſt ſchmückten. Ja, in ſeinem Haar ſteckte nicht einmal, wie in dem jedes ſeiner Unterthanen, der niedliche kleine Elfenbeinlöffel, deſſen man ſich allgemein bedient, um die Naſe mit Schnupftaback zu füllen, und am Gürtel fehlte der unumgänglich nothwendige Tabacksbehälter, ein kleiner Kürbis mit zierlich geſchnittenen Bildwerken. Das waren Zeichen des tiefſten Schmerzes, der allergrößten Verwirrung des ſonſt ſo beſonnenen, unerſchütterlichen Mannes.

Das große dunkle Auge des Häuptlings ſchleuderte einen Blitz des Zornes auf den gebundenen Giftmiſcher. Er betrachtete ihn als Feind, eben ſo gut wie die Inglishmen, gegen die er ſchon in manchem heißen Treffen gekämpft hatte. Dennoch imponirte ihm die Ruhe und Feſtigkeit, womit der Gefeſſelte ſeinem flammenden Blick begegnete.

„Unmenſch, was that Dir Suta, mein Weib, daß Du ſie zu Deinem Opfer wählteſt?“ rief er mehr ſchmerzlich, als zornig. „Gieb ihr ein Gegengift, das beſſer wirkt, als das des Tſanuſe, das ihre Geſundheit wieder herſtellt, und ich gelobe Dir bei Utika, dem Schönen — Gott —, Niemand ſoll Hand an Dich legen.“

„Ich bin unſchuldig!“ erwiderte Moſcheſch feſt und ſtolz. „Der Häuptling glaubt ſelber nicht, daß ich irgend wem einen Gifttrank miſchen könnte und noch weniger ſeinem Weibe. Was that Suta mir zu Leide? Sie iſt ſchön und gut; — frage ſie ſelber, ob ſie glaubt, Moſcheſch, der alte Freund ihres Vaters, wäre im Stande, ihr Krankheit oder den Tod zu bereiten? Ein Krieger kämpft nicht gegen Weiber und kämpft mit andern Waffen, überläßt das Gift den Buſchmännern oder Solchen.“ Er deutete verächtlich auf den Tſanuſe, der ihm mit einem gehäſſigen Blick antwortete, während er ſeinen Zaubertanz noch immer fortſetzte. „Das weißt Du ſelber wohl, Iharreo, weißt, ich ſoll dem Haſſe des Tſanuſe geopfert werden. Auch Du hältſt mich für Deinen Gegner, weil ich jener Prophezeihung nicht glaube und geberde, die unſer Volk ins Verderben ſtürzen wird. Aber Du biſt ein tapferer Mann, der ſeinem Feinde im ehrlichen Streit vor die Augen tritt, kein heimtückiſcher Feigling, der ihn aus dem Hinterhalte anfällt und eines Verbrechens zeiht, an dem er ihn unſchuldig weiß. — Ich bin kein Umtakati.“

Der Häuptling war unſchlüſſig. Das ganze Weſen des Angeſchuldigten trug das Gepräge der Wahrheit und ſein ruhiger Stolz im Angeſichte der furchtbaren Folter erinnerte ihn daran, daß ſie früher oft, trotz der Verſchiedenheit ihrer Jahre, Seite an Seite gegen den gemeinſamen Feind gekämpft hatten und der Vater ſeines jungen Weibes der liebſte Freund und Waffenbruder deſſen geweſen, der jetzt angeklagt worden, ihr Gift beigebracht zu haben.

Allein dieſer ſelbe Mann hatte ihm und ſeinen Freunden vor Kurzem in einer wichtigen, das ganze Volk betreffenden Angelegenheit widerſprochen und eine Gegenpartei gebildet, da er zu den angeſehenen Amapakatis — den Aelteſten des Volkes und Berathern der Häuptlinge und Fürſten — gehörte. War es nicht möglich, daß er, um ihn, Iharreo — für die von der ſeinigen abweichende Meinung zu ſtrafen, ſein Weib vergiftet habe? Der Tſanuſe behauptete das und die übrigen Bewehner des Kraals, oder doch faſt Alle, glaubten es. Vielleicht war das Volk auch nur vom Prieſter aufgehetzt und von eigner Habſucht geſtachelt. Moſcheſch war reich, beſaß ſchöne Heerden und Kornvorräthe — hatte ſich geweigert, dieſelben zu verzehren, wie die Andern es thaten oder ſchon gethan hatten.

Ein junges Mädchen ſtürzte aus des Häuptlings Hütte, die ſich nur durch ihren größeren Umfang und einen weißen Anſtrich von den übrigen Wohnungen unterſchied. Sie brachte ihrem Herrn die Nachricht, ſein Weib ſei kränker geworden.

„Tödtet den Umtakati — tödtet Moſcheſch, ſonſt ſtirbt Suta!“ ſchrie der Tſanuſe, wie ein Wahnſinniger umherſpringend. Die Menge heulte es ihm nach. „Er leugnet noch — foltert ihn!“ fuhr Jener fort und abermals brüllte es der Chor nach.

Jharroo eilte in ſeine Hütte; er hatte nicht widerſprochen, war mithin einverſtanden mit dem Urtheil. Die eifrigſten Anhänger des Tſanuſe fielen über den angeblichen Umtakati her, beſtrichen ihn mit Honig und ſchleppten ihn den Hügel hinab nach einer Stelle am Fluß, wo es eine ungeheure Anzahl geflügelter Plagegeiſter gab. Seine Frau und Tochter wurden gewaltſam zurückgehalten. Ein Haufe Bewaffneter blieb in der Nähe des Unglücklichen, um ſeine Freunde an ſeiner Rettung zu verhindern und dem Tſanuſe Botſchaft zu bringen, wenn der Giftmiſcher, nicht länger fähig, die unerträgliche Plage auszuhalten, ſich ſchuldig bekenne. —

Der Miſſionär zog indeß mit den Seinigen durch ein reizendes Thälchen, welches ſich gegen einen Fluß hin öffnete. Die Familie ging zu Fuß, oder Frau Hillmer und Mieken wurden auf die Ochſen geſetzt, denn im Wagen hatte der Hottentott gebettet werden müſſen, deſſen vorgeſtern erhaltene Wunde ſchon in Fäulniß übergegangen war, der ſich heute in dem traurigſten Zuſtande befand. Der ganze Körper war ſtarr und ſteif; er kannte Niemand und vermochte kein Wort zu ſprechen. Herr Hillmer beſaß zwar in der Medicin mehr als gewöhnliche Kenntniſſe, da er auf ſeiner einſamen Niederlaſſung darauf hingewieſen war, nicht allein Arzt für die Seelen, ſondern auch für den Körper zu ſein.

Doch wußte er keine Hülfe für den Unglücklichen, der ſchon im Todeskampf zu liegen ſchien. Die Frau und Tochter konnten daher nicht in dem wandernden Hauſe bleiben. Die Hottentotten haben überdies, gleich den Negern, eine ſo abſcheuliche Ausdünſtung, daß es in der That Ueberwindung koſtet, längere Zeit in der unmittelbaren Nähe eines ſolchen zuzubringen.

Dies hielt freilich den Miſſionär und die Seinigen nicht ab, dem Bedauernswerthen alle möglichen Liebesdienſte zu erweiſen.

Im Vorübergehen blieb Miekens Kleid wieder am Geſtrüpp hängen und konnte nur mit Mühe losgemacht werden. Aber ſie wiederholte ihre vorgeſtrige Frage nicht, wozu die häßlichen Dornen wohl vorhanden ſeien. Nachdem er Gott herzlich für die Rettung vor den Pfeilen der Buſchmänner gedankt, hatte der Vater ſanft verweiſend zu ihr geſagt:

„Nichts, auch nicht das Allerkleinſte, iſt unnütz. Alles Vorhandene fügt ſich als nützlich und nothwendig in die Harmonie des großen Ganzen und auch das Unbedeutendſte kann Gott ſeinen Menſchenkindern zu einem Mittel der Rettung aus Noth und Gefahr dienen laſſen. Darum ſollen wir niemals murren und ſelbſt Trübſal und anſcheinende Uebel im Vertrauen auf ihn ruhig hinnehmen. Es giebt Nichts, was nicht zu unſerm Beſten dienen könnte, ſo wenig wir das auch in unſerer menſchlichen Kurzſichtigkeit im erſten Augenblick zu begreifen vermögen. Ohne dieſe undurchdringliche Dornenwand wären gewiß mehrere von uns, vielleicht wir Alle, von den vergifteten Pfeilen getroffen worden. Und oft ſchon mag ſie, wenn nicht Menſchen, ſo kleinen Thieren, die darunter hindurch ſchlüpfen können, Schutz verliehen haben gegen die Nachſtellungen der Raubthiere. Darum, meine Kinder, erinnert Euch ſtets, wenn Euch etwas Widerwärtiges begegnet, dieſes Buſches, den die Koloniſten ſo treffend genannt haben! Werdet nicht ungeduldig und verzagt, ſondern rufet Euch in Eurem Innern ſelber zu: „Wart' ein Weilchen.“ Und nach einem Weilchen ſtillen geduldigen Wartens wird das Ungemach ſich zum Guten wenden. Beherzigten das alle Menſchen ſtets, es flöſſen in der Welt viele Thränen weniger.“

Heute zeigte der Geiſtliche den Seinen das ſonderbar geſtaltete, mit einem Vorzimmer verſehene Neſt des Pinkpink, das an den Dornen der Mimoſen befeſtigt iſt. An einer andern Stelle belauſchten ſie im Gebüſch einen andern beſiederten Luftbewohner, den Gouverneurvogel, wie er an der ſcharfen Spitze eines Dornes eine gefangene Heuſchrecke aufſpießte, um ſie bequemer verzehren zu können.

„Dieſen Thierchen ſind die Stacheln der Mimoſen nicht ſo unbequem, wie uns und unſern Kleidern,“ ſagte der Miſſionär. „Sie wiſſen ſie vielmehr ganz artig für ihren Bedarf zu verwerthen.“

Jetzt erblickten ſie, wie ſchon öfter während der Reiſe, große regenſchirmähnliche Strohdächer an Baumzweigen. Der Unkundige mochte glauben, ſie rührten von Menſchenhand her, zum Schutz gegen Sonnenſtrahlen und Regen. Doch waren ſie von den geſelligen Webervögeln erbaut, die unter denſelben ihre flaſchenförmigen Neſter hängen, bis ihrer ſo viele ſind, daß der Baumaſt bricht, an welchem das Dach befeſtigt iſt, oder bis es ein Sturmwind herabweht. Dann wird flugs ein neuer Bau begonnen. Das Material liefert das ſogenannte Buſchmannsgras, das einer intereſſanten Pflanzengruppe, den Reſtiaceen, angehört, welche faſt ausſchließlich dem Caplande eigen iſt. Herr Hillmer wollte eben ſeinem Sohn die Eigenthümlichkeiten derſelben, den Unterſchied zwiſchen den Reſtiaceen und Riedgräſern, ſowie den echten Gräſern, erklären, als er von drei herbeieilenden Caffern unterbrochen ward.

Da Peter, der Einzige, welcher jemals in dieſer Gegend geweſen war, ſprach- und bewußtlos dalag, hatte Herr Hillmer die zu nehmende Richtung allein mit Hilfe des Compaſſes beſtimmen können und wußte nicht, wie weit entfernt der Caffernkraal ſei, oder in welcher Gegend er eigentlich liege. Jetzt, als die Reiſenden um die gegen den Fluß bebuſchte Höhe bogen, welche das kleine Thal abſchloß, erblickten ſie plötzlich das Dorf. Schon vorher aber war die Karavane von den Verwandten des unglücklichen Moſcheſch wahrgenommen worden. Sie eilten herbei und flehten den weißen Mann an, ihren Vater und Bruder und ſie ſelber zu retten. Halb engliſch, halb in ſeiner Sprache, erzählte Thlathla, der Bruder des angeblichen Umtakati, die heutigen Ereigniſſe.

„Iharroo iſt Euer Häuptling? — Den kenne ich! Seid ruhig, Eurem armen Vater und Bruder ſoll geholfen werden!“ ſagte der Miſſionär lebhaft. Sie ſchritten Alle verwärts und als ſie hinter einem Gebüſch hervortraten, ſahen ſie dicht vor ſich den Gefolterten, deſſen ganzer Körper von Inſecten bedeckt war, während große Schaaren derſelben noch herbeikamen.

Der Miſſionär ließ ihn von Zweien der Griquas ſeiner Feſſeln entledigen und nach dem Waſſer führen, damit der Honig abgewaſchen würde und das Bad ihn erquicke und die Schmerzen der Stiche lindere.

Fünftes Kapitel.

„Nun, hat er ſich zum Umtakati bekannt?“ rief der Tjanuſe fragend den Leuten entgegen, die eilig in den Kraal ſtürmten. Von demſelben aus konnte man die Stelle am Fluſſe nicht überſehen. Daher war er nicht wenig überraſcht, zu vernehmen, daß ein „Medicinmann im ſchwarzen Rocke,“ wie die Caffern die chriſtlichen Prieſter zu nennen pflegen, den Giftmiſcher befreit habe. Im erſten Augenblick ſeien die Wächter zu überraſcht geweſen, dann habe der Fremde verlangt, zum Häuptling geführt zu werden. Da er und ſeine Begleiter mit Flinten wohlbewaffnet waren, ſo habe es am räthlichſten geſchienen, ſeiner Aufforderung zu entſprechen.

Der Weiße kam auch ſchon, ſammt ſeinem Gefolge, Moſcheſch und deſſen Angehörigen, den Hügel hinan. Der Gefolterte war ſehr angegriffen. Bei ſeinem Zuſtande konnte an Flucht nicht gedacht werden — er wäre doch bald eingeholt worden. Unter den Augen des weißen Mannes, der ſich ſeiner ſo menſchenfreundlich annahm, war mehr Sicherheit. Der Tjanuſe befahl erbittert, den Umtakati wieder zu ergreifen und ihn einer andern Marter zu unterwerfen, ihn mit aufgeſperrtem Munde rücklings auf einen Ameiſenhaufen zu legen oder ihm beißendes

Ungeziefer in die Ohren zu ſtecken und dieſe zu verkleben. Der Miſſionär trat jedoch vor Moſcheſch und ſagte in der Sprache der Caffern, obwohl gebrochen: Keiner ſolle den Mann berühren, bis er mit dem Häuptling geſprochen habe, zu dem geführt zu werden, er gleichzeitig verlangte.

Der Ernſt und die Würde des Geiſtlichen, mehr aber noch ſeine Berufung auf den Häuptling, ließ Alle zurücktreten. Der Tſanuſe eilte in die Wohnung Iharroos, um ihm zu erzählen, was ſich begeben habe, ihn aufzufordern, den Umtakati der gerechten Strafe zu übergeben und den Weißen für ſeine Anmaßung zu beſtrafen. „Sind wir denn ihre Knechte, denen ſie gebieten können, wo ſie ſich nur zeigen?“ fügte er hinzu, um Iharroo zu reizen.

„Wir werden ſie ausrotten — wenigſtens aus unſerm Lande vertreiben, aber nicht eher, bis die Zeit dazu erſchienen iſt!“ verſetzte Iharroo mit mehr Kaltblütigkeit, als zu erwarten geweſen. Er hatte übrigens ſchon durch die Weiber von der Ankunft des Fremdlings gehört und beeilte ſich, all ſeinen Schmuck anzulegen, um vor demſelben ſtandesgemäß zu erſcheinen. Eine Hoffnung dämmerte in ſeiner Seele auf. Die Weißen waren ja geſchickte Aerzte und heilten Krankheiten, von denen die Weiſen ſeines Volkes nichts wußten, wie er in der Capſtadt erfahren hatte. Haſtiger als ſonſt gab er Befehl, den Fremden vor ihn zu führen.

Hillmer ließ die Seinen ruhig draußen. Er wußte, daß ihnen nichts geſchehen würde. Die Caffern hatten mit den Engländern oft blutige Kriege geführt, konnten auch ſehr wild und grauſam ſein, doch treulos und hinterliſtig waren ſie nicht.

„Die Meinen ſtehen unter dem Schutze Eures Inkoſi Inculu“ — großer Häuptling — „deſſen Freund ich bin!“ ſagte er zu den Umſtehenden. „Ich weiß, die tapfern Griquas ehren das Gaſtrecht, ſind nicht verrätheriſche Buſchmänner.“

Die Umſtehenden nickten ihm beifällig zu, dennoch ſahen ſeine Frau und Tochter ihn nicht ohne Bangen in der Hütte des Häuptlings verſchwinden, d. h. durch den Eingang kriechen, der ſo niedrig iſt, daß Niemand aufrecht hindurchgehen kann.

Das Gebäude war in zwei Gemächer getheilt, in deren vorderem der Häuptling den Fremden empfing. Zierliche Matten deckten den Fußboden. Die Wände waren nicht ohne natürlichen Geſchmack mit verſchiedenen Waffen decorirt, welche Iharroo im Kriege erbeutet hatte. In den Ecken ſtanden einige der einfachen Geſchirre, deren ſich die Caffern bedienen: Kürbis- und Straußeneierſchalen, weiße, aus Gras geflochtene Eimer und Körbe, und Thongefäße mit Milch und Früchten. Das Fell eines Leoparden ſtellte Teppich, Polſter oder Canape vor, je nachdem man es eben nimmt. Iharroo ſaß darauf. Das Gemach war Wohn- und Speiſezimmer, Salon und Kinderſtube, denn ein kaum zweijähriger Knabe hatte, in einer Ecke kauernd, mit bunten Glaskugeln und Straußenfeder geſpielt, kam jetzt aber zu ſeinem Vater, um ſich harmlos mit den Federn in deſſen Haarputz und dem Löwenkopf zu unterhalten. Das zweite kleinere Gemach diente als Schlaf- und jetzt auch als Krankenzimmer, denn daraus ertönte von Zeit zu Zeit Geſchluchze und ein leiſes Aechzen, das jedes Mal den großen ſtattlichen Mann erbeben ließ. Als Küche galt hier, wie überall, ein Feuer draußen auf dem Erdboden in der Nähe des Einganges.

Der Miſſionär brauchte einige Zeit, um ſich an die tiefe Dämmerung im Gemach zu gewöhnen, das ſein Licht nur durch den Eingang empfing. Iharroo, nicht vom Sonnenlicht geblendet, konnte früher ſeine Züge unterſcheiden, ſprang auf und begrüßte ihn außerordentlich herzlich. Vor vielen Jahren war er, noch mehr Knabe als Jüngling, mit ſeinem Vater, der damals einen Vertrag mit England ſchloß, in der Capſtadt geweſen. Der junge deutſche Prediger nahm ſich freundlich und zuvorkommend der braunen Fremdlinge an und Iharroo hatte ihn ſehr lieb gewonnen, erkannte ihn jetzt mit ſeinem ſcharfen Auge und gutem Gedächtniß auch ſogleich, obwohl vierzehn Jahre nicht ſpurlos an dem Geiſtlichen vorübergegangen ſein konnten.

Das Stöhnen der Kranken mahnte ſchon im nächſten Augenblick den Häuptling an deren Gefahr; er beſchwor den Prediger, ſie zu retten und dafür zu fordern, was er habe. Hillmer folgte ihm in das anſtoßende Gemach, wo ſich einige weinende Weiber bei der Kranken befanden. Dieſe ruhte auf einem weichen Lager von Fellen und ſah ſehr elend und abgezehrt aus, war aber dennoch von ſeltener, regelmäßiger Schönheit.

Sie phantaſirte und der Miſſionär erkannte bald die Symptome eines Nervenfiebers. Er gebot den Frauen, hinauszugehen oder ganz ruhig zu ſein und kehrte dann mit dem beſorgten Gatten in das erſte Zimmer zurück, wo das Kind zu ſchreien begonnen hatte. Nachdem es beſchwichtigt worden, ſagte er:

„Ich will für die Kranke thun, was ich vermag und Gott anflehen, daß er mir ſeinen Segen dazu gebe. Vorher muß aber der arme Mann, den Dein Tſanuſe, mein tapferer Freund, einen Umtakati genannt und ſo ſchwer mißhandelt hat, in Frieden in ſeine Hütte zurückgekehrt ſein. Und Du mußt mir verſprechen, daß er auch dann nicht von Neuem verfolgt wird, wenn Deine Gattin, was Gott verhüte, der Krankheit unterliegt. Der Mann iſt unſchuldig — die Kranke hat weder Gift erhalten, noch iſt ſie bezaubert. Es quält ſie ein böſes Fieber, das bei Euch zwar ſelten iſt, in meiner Heimath aber überaus häufig, obgleich man dort nichts von einem Umtakati weiß und noch weniger einen Menſchen ſo martert. Ich hätte übrigens nicht geglaubt,“ fügte er tadelnd hinzu, „daß mein junger Freund, der Sohn eines weiſen Mannes und ſelber ein helles Licht unter ſeinem Volke, einen Menſchen und vollends einen Unſchuldigen, ſo quälen laſſen und dem Aberglauben des unwiſſenden Volkes ſo viel nachgeben könnte. Wie vermag der Tſanuſe mit ſeinen thörichten Gaukeleien eine Vergiftung zu entdecken? Mein Freund hatte ja ſonſt, ſchon als Knabe, einen ſo klaren Verſtand. Gott, der Herr des Himmels und der Erden, den das Volk der Caffern Utika den Schönen nennt, ſendet den Menſchen Geſundheit und Krankheit oder auch den Tod; hierzu bedarf es boshafter Menſchen nicht, wie die Leute bei Euch wähnen.

Jbarreo ſchwieg, einigermaßen beſchämt. Dann geleitete er ſeinen Gaſt hinaus, befahl, ihm und den Seinen Hütten einzuräumen und ihm zu geben, was er brauche und verlange. Darauf ſagte er in ſtrengem Tone zum Tſanuſe; es habe ſich herausgeſtellt, daß ſein Weib nicht vergiftet ſei — Meſcheſch dürfe daher nicht ferner beläſtigt werden. Er trat ſogar zu dieſem und ſprach zu ihm einige freundliche Worte, die beinahe wie eine Entſchuldigung und Abbitte und im Munde des ſtolzen Häuptlings faſt befremdlich klangen. Doch hoffte derſelbe, durch dieſe Nachgiebigkeit und Demüthigung den Chriſtengott und deſſen Diener um ſo eher zu bewegen, ſein geliebtes Weib geneſen zu laſſen.

Jetzt wandte ſich Jbarroo zu der Frau und den Kindern des Miſſionärs und begrüßte ſie mit einem Anſtande und einer Artigkeit, welche jenem Engländer ein doppeltes Recht gegeben hätte, von der „Nation der Gentlemen“ zu ſprechen. Als er bei einem Blick in den Wagen den verwundeten Hottentotten gewahrte und von dem Unglück hörte, das denſelben betroffen hatte, ſandte er einen Boten nach einem in der Nähe, d. h. etwa eine Tagereiſe entfernt wohnenden ſchwarzen Giftdoctor.

„Utika der Schöne hat den Abalungo“ — Weißen — „ſeinen Lieblingen, ſo hohe Weisheit gegeben, daß ſie alle Völker der Erde weit überragen!“ ſagte er verbindlich zu dem Geiſtlichen. „Aber die Kunſt, das Gift der Schlangenbiſſe oder Pfeilſpitzen unſchädlich zu machen, die verlieh er nur dunkelfarbigen Leuten, weil es im Lande der großen Mutter“ — der Königin von England — „und der Dütchmen“ — ſo nennen die Caffern alle Europäer außer den Engländern — „weder giftige Schlangen giebt, noch vergiftete Pfeile.“ —

Bald waren die Reiſenden möglichſt behaglich eingerichtet, denn obgleich man ſich nur noch drei Tagereiſen von Vierhout befand, ſollten einige Ruhetage gehalten werden. Das Zugvieh bedurfte der Erholung; auf dem ſteinigen Boden waren die Hufe der Ochſen angegriffen worden, ſo daß bei ihnen nach unausgeſetzter Anſtrengung die Klauenzinkte eintreten mußte. Auch machte ſowohl die Krankheit der Frau Jbarroos, wie der Zuſtand Peters, ein längeres Verweilen nöthig. Mieken bedauerte das zwar, äußerte es aber nicht und ihr Vater ſagte dankerfüllt:

„Bei dem Beſuch des Hippopotamus und dem Angriff der Buſchmänner, wie der Verwundung des armen Peter bereute ich ſchon, daß wir nicht lieber über die Griquaſtadt Klaarwater nach der Capſtadt und von dort auf der Kunſtſtraße am Meeresgeſtade nach Caffraria gereiſt ſeien. Es wäre ein ungeheuerer Umweg geweſen, doch hätte ich Euch dann keiner Gefahr ausgeſetzt. Jetzt freut es mich aber, daß wir dieſen Weg zogen. Der angebliche Umtakati wäre ſonſt ſicherlich noch länger gemartert und zuletzt ſammt den Seinen getödtet worden."

Moritz ſprach lebhaft ſeine Entrüſtung über die Grauſamkeit der Caffern und darüber aus, daß der Häuptling ſie geduldet habe. Der Vater aber ſchüttelte mißbilligend den Kopf und verſetzte:

„Die Caffern ſtehen zwar auf einer höhern Kulturſtufe, als manches andere afrikaniſche Volk, ſind auch ſehr bildungsfähig. Allein Du mußt nicht vergeſſen, daß ſie eben nicht gebildet ſind und nicht verantwortlich für die Bräuche und Ideen, in denen ſie aufwuchſen und ihre Vorfahren lebten und ſtarben. Die Grauſamkeit iſt gewöhnlich mehr das Ergebniß des Mangels geiſtiger Bildung und Erziehung, als Beweis eines böſen Herzens. Wenn Du das nicht ſchon frühzeitig beherzigen und unermüdliche Geduld und Nachſicht üben lernſt, wirſt Du Dich ſchlecht eignen zum Sendboten unter dieſen unwiſſenden, abergläubiſchen Völkern." —

Frau Hillmer übernahm ſelbſt die Pflege der Kranken und achtete ſorgſam darauf, daß die Anordnungen ihres Gatten befolgt und namentlich Störungen von der Fiebernden fern gehalten wurden. Da ihre Krankheit ſchon längere Zeit gewährt hatte, trat jetzt die entſcheidende Kriſe ein. Durch Vermittelung der verſtändigen Pflegerin ging dieſelbe glücklich vorüber und die Beſſerung trat ein. Bei der ſonſt überaus kräftigen Natur ihres Volksſtammes erholte ſich die Reconvalescentin überraſchend ſchnell.

Der Häuptling war außer ſich vor Freude und Dankbarkeit, dennoch ſchien er einen geheimen Hintergedanken zu haben, der ihn beunruhigte und quälte. Welchen, das konnte der Miſſionär freilich nicht begreifen. Doch fiel ihm Manches auf im Kraal; namentlich, daß von dem wenigen vorhandenen Vieh ſo viel geſchlachtet und ſo wacker geſchmauſt ward, wie es bei den haushälteriſchen Caffern ſonſt nur der Fall zu ſein pflegte, wenn es auf anderer Leute Koſten geſchah. Auch daß man die

Beſtellung der Felder faſt allgemein unterlaſſen hatte, mußte Etwas bedeuten.

Während er eben daran dachte, trat Moſcheſch in ſein Zelt. Lebhaft und würdig ſprach er ſeinen Dank für die Rettung aus. Hillmer unterbrach ihn, die Dankesäußerungen und Lobeserhebungen beſcheiden ablehnend. Er leitete dann das Geſpräch auf das, was ihm befremdlich erſchienen war und erhielt zur Antwort:

„Ein weitberühmter, in hohem Anſehen ſtehender Tſanuſe hat unſerm Volk geboten, ſeine Heerden, die ſonſt ſo werth gehalten, ſo ſorgſam geſchont werden, zu ſchlachten und zu verzehren. Gleichzeitig unterſagte er die Beſtellung der Aecker und Gärten. An einem gewiſſen Tage dieſes Jahres, fügte er hinzu, werde die Sonne zwar, wie immer, im Oſten aufgehen, doch nicht ihre gewöhnliche Bahn wandeln, ſondern blutroth, gleich einer gewaltigen Flamme, am Himmel umherirren. Ein brauſender Sturmwind werde dann über Meer und Land daherfahren, daß die Wellen die Schiffe verſchlingen und auf dem Lande die Wohnungen der Weißen, wie der Caffern, fortgefegt würden. Voller Angſt und Schrecken werden die Weißen auf ihre Schiffe flüchten, um auf immer in ihre Länder jenſeits der großen See zurückkehren. Die Caffern, ſo dieſer Weiſſagung nicht geglaubt, werden ſammt und ſonders vertilgt, die Gläubigen aber neue und viel ſchönere Heerden und fruchtbarere Aecker erhalten, die Alten ihre Kraft und Jugend wieder erlangen, die Jungen ſie behalten und Alle viele Zeitalter hindurch in Geſundheit und Ueberfluß unendlich glücklicher leben, als bisher. — Vergebens ſprach ich und mancher Andere gegen den Unſinn; die bei Weitem größere Hälfte meines Volkes glaubt der wahnſinnigen Rede und hat ſich beeilt, ſie zu befolgen. Ich glaube, der Tſanuſe iſt ein Verräther, von unſern Feinden erkauft, denn was fängt das Caffernvolk an, nachdem ſeine Heerden verzehrt ſind? Es muß elend zu Grunde gehen. Allein unſere größeſten Häuptlinge und Iharreo auch, ſind auf der Seite des Tſanuſe und das Volk jauchzt ihm zu. Da können wir Andern nichts thun, als abwarten. Mein Widerſtreben gegen das Prieſterwort hat mir jetzt die

Beſchuldigung zugezogen, ein Umtakati zu ſein. Gelobt ſei Utika, daß der edle Prieſter der Weißen zu meinem Beiſtand kam.“

Der Miſſionair war durch dieſe Eröffnung lebhaft überraſcht. Unmöglich konnten die klügern Häuptlinge an die Prophezeihung glauben, wie das unwiſſende Volk; ſie mußten alſo irgend einen Zweck dabei haben. Er ſprach bei nächſter Gelegenheit davon mit Ibarroo, fragte ihn ohne Umſchweife, welche Abſichten denn die Häuptlinge hätten, um ſo das Volk in das bitterſte Elend zu ſtürzen?

„Es wird daraus auf das Glänzendſte wieder hervorgehen,“ verſetzte Ibarroo raſch und mit einem zugleich ſtolzen und finſtern Lächeln. „Aber frage mein weißer Vater nicht weiter — Ibarroo darf keine Antwort für ihn haben. Doch möge mein Vater überzeugt ſein,“ fügte er herzlich hinzu, „daß er und die Seinen nie Etwas zu fürchten haben von den Griquas oder den Kindern Koſas; daß Ibarroo, was auch geſchehe, nimmer den alten Freund und Arzt vergeſſen wird, der ſeines Weibes Leben erhielt und obenein kein Inglishman iſt.“

„Ich denke, Ihr lebt in Freundſchaft und Frieden mit den Engländern?“ bemerkte der Miſſionär.

Der Caffernhäuptling zuckte verächtlich die Achſeln. „Friede — Freundſchaft?“ wiederholte er bitter. „Wohl — wir lebten auch in Frieden und Freundſchaft und doch geboten die Inglishmen den Kindern meines Volkes, die von den Quellen des Nicokamma bis zu dem großen Salzſee gen Mittag wohnten, das Land ihrer Väter zu verlaſſen, bevor Atalma“ — der Vollmond — „zwei Mal ſein ſtrahlendes Antlitz der Erde zuwendet. Und als ſie ſich nicht trennen konnten von den Gräbern der Ihren, von dem Boden, den ihre Vorfahren unbeſtritten beſeſſen, ehe der Abalungo kam an unſere Küſte, da wurden ſie niedergeſchoſſen wie die Raubthiere der Wüſte; Alle — Männer, Weiber und Kinder. Die Boſjemen ſind nicht grauſamer, als die Söhne der großen Mutter.“

„Es iſt ſchon lange her, als der britiſche Gouverneur dieſen unſeligen Befehl gab, den kein guter Menſch billigt, ſei er weiß oder dunkelfarbig,“ ſagte Hillmer beſchwichtigend.

„Ja, lange — lange,“ nickte der Caffer. „Es war zur Zeit, als der große Inkoſi Inculu der Franken, der ſpäter auf der kleinen Inſel im großen Salzſee einſam ſtarb, mit ſeinen Kriegern in das ferne Land zog, wo die Sonne kalt ſcheint und Hunger und Kälte ſeiner Tapferen mehr tödtete, als die Geſchoſſe und Aſſagaien ſeiner Feinde. Aber vergeſſen iſt's darum nicht!" fuhr er mit kaum verhaltenem Grimm fort. „Unſere Väter haben es in unſere Ohren geflüſtert, wie wir es in die Herzen unſerer Kinder graben. Und haben wir etwa ſeitdem keine Urſache zur Klage, das heißt zum Haß? Friede und Freundſchaft — o wohl! Doch laß uns davon ſchweigen, mein Vater."

Dadurch ward der Miſſionär nicht aufgeklärt, ſondern zu einer Reihe von Vermuthungen und Befürchtungen veranlaßt. Aus Iharroo war aber nichts herauszubringen; er glich in der That einem Felsſtein.

Der Tſanuſe zeigte gleichfalls die lebhafteſte Freude über die Geneſung Sutas und ſchien jeglichen Groll gegen Moſcheſch vergeſſen zu haben. Den Fremdlingen begegnete er, zur Ueberraſchung des Miſſionärs, mit größeſter Zuvorkommenheit, äußerte keine Spur jener ſtolzen oder mißtrauiſchen Zurückhaltung, welche die Meiſten ſeines Volkes gegen die wenig beliebten Abalungos hegten. Namentlich unterhielt er ſich viel mit Moritz. Das Engliſche war ihm nicht ganz fremd und andrerſeits hatte der Knabe von ſeinem Vater ſo viel von der Sprache der Caffern gelernt, als dieſer ſelbſt verſtand. Es machte ihm Vergnügen, ſich in den weichen Lauten zu üben. Arglos und voll überfließenden Vertrauens, wie die Jugend ja ſtets iſt, erzählte er dem aufhorchenden Prieſter, daß er nach ſeiner Ankunft auf Yſerhout eine große Jagd mitzumachen hoffe, von welcher ſein Schwager geſchrieben hatte.

Zwei Tage nach der Ankunft im Kraal erſchien der Giftdoctor bei dem Miſſionär. Es war ein alter Neger, deſſen dunkle Farbe ſchon ins Graue überging. Ein ehemals rothes, von Schweiß und Schmutz ſtarrendes Tuch war um ſeinen Kopf geſchlungen, Geſicht und Arme waren blau bemalt, der ganze Körper, ſo weit er ſichtbar, mit kleinen Narben beſäet. Ein kurzes Beinkleid und ein alter Karroß bildete ſeinen ganzen Anzug. Ein widerlicher Geruch ging von ihm aus, ſo daß es ſich kaum eine Minute zu ſeinem Dunſtkreiſe aushalten ließ. Mieken rümpfte die Naſe, hielt ſie zu und lief hinaus, während ſie „Pfui — abſcheulich!“ rief.

Der Miſſionär führte ihn ſelbſt zu dem Verwundeten, der noch immer ſtarr und regungslos dalag. Er war begierig, zu ſehen, was der Schwarze anwenden werde, deſſen Heilmethode ihm alle Caffern einſtimmig gerühmt hatten. Moritz folgte ihm, ſeinen Widerwillen aus Wißbegierde gleichfalls beſchwichtigend.

Der Giftdoctor band zuerſt ſein ſchmutziges Kopftuch ab und auf die in Fäulniß übergegangene Wunde. Dann legte er ſeine Hände eine Weile in ſeine eignen Achſelhöhlen, hielt ſie darauf dem Bewußtloſen unter die Naſe und machte endlich über deſſen Geſicht Striche, die denen eines Magnetiſeurs glichen. Das Verfahren wirkte überraſchend. Der vorher völlig Erſtarrte zuckte einige Mal heftig, erwachte dann aus ſeiner Lethargie und hatte die Sprache wieder erlangt. Er klagte über heftige Schmerzen in der Wunde. Der Doctor machte ihm in der häßlich klingenden ſchnalzenden Hottentottenſprache einen Vorſchlag, den Jener aber heftig ablehnte. Später ließ er ſich jedoch bereden, das Mittel des Giftdoctors zu nehmen. Moritz hatte die Worte nicht verſtanden und wartete neugierig auf die Rückkehr des Negers, der hinaus ging und nach kurzer Zeit in einer Schale eine Flüſſigkeit brachte, welche der junge Wiſſensdurſtige aufmerkſam beſah. Endlich glaubte er darüber ins Klare gekommen zu ſein, und ſah nun mit Schaudern, daß Peter ſich geduldig einige Schlucke einflößen ließ. Er eilte aus der Hütte und dachte von Herzensgrund: „Herrgott, bewahre mich nur vor der Wunde eines vergifteten Pfeils. Wenn mein Leben davon abhängt, würde ich mich nicht entſchließen, das zu trinken. Pfui, ich bin nicht eklich — aber das iſt zu arg!“ Er ſpuckte aus, ſich ſchüttelnd. Was der Hottentott eingenommen, das läßt ſich nicht nennen; die Arzenei Ovambos, des ſchwarzen Giftdoctors, half aber außerordentlich ſchnell, und Frau Hillmer ſchenkte ihm außer der Belohnung, welche ihr Mann gab, noch eine lange Schnur großer Glasperlen, was ihn ſo entzückte, wie ein kleines Kind die Weihnachtsbeſcheerung.

Sechſtes Kapitel.

In einer zierlichen, von Weinreben umſponnenen Laube ſaß der Miſſionär mit einem jungen Mann, deſſen Schnurbart und ſtraffe Haltung den ehemaligen Militair verrieth. Ladendorff war Offizier der Fremdenlegion geweſen und hatte ſich erſt vor einigen Jahren an den äußerſten Grenzen Caffrarias angeſiedelt. Daß er hier in beſtändiger Gefahr lebte, focht den kecken Soldaten nicht an. Er vertraute ſeinem Muth, ſeiner Tapferkeit und dem Glücke, das ja dem Beherzten ſtets günſtiger zu ſein pflegt, als dem Verzagten. Wirklich war die ihm von der Regierung verliehene Farm in dem blutigen Kriege vor zwei Jahren zwar oft von Caffernhaufen bedroht worden, doch ſtets verſchont geblieben, da ein in der Nähe befindliches Detachement Soldaten, mit Hülfe der benachbarten Coloniſten, den Feind zurückſchlug. Seitdem war der junge Grenzbewohner freilich etwas vorſichtiger geworden, hatte auch mehr zu verlieren. Auf einer Reiſe in das Griqualand, die dem Jagdvergnügen und dem Verlangen galt, Abenteuer zu erleben, war er nach der Miſſionsanſtalt ſeines Landsmannes Hillmer gekommen, hatte deſſen liebliche Tochter kennen gelernt und ſie bald als Gattin nach ſeiner Beſitzung geführt. Raſtloſe Thätigkeit hatte ſein Eigenthum ſeit jenem Kriege zu einem wahren Paradieſe gemacht und die Sorge für Weib und Kind ließ ihn jetzt an einen Kampf nicht mehr mit kriegeriſcher Luſt und brauſendem Jugendmuth denken. Nachſinnend vernahm er die Erzählung ſeines Schwiegervaters von der unter den Caffern verbreiteten Prophezeihung.

„Ich hörte davon auch ſchon, glaubte aber nicht, daß die Mehrzahl der Caffern dem Gebote ihres fanatiſchen Prieſters gehorchen würde," ſagte er. „Sie haben Recht, ohne Zweifel ſteckt dahinter Etwas, und ſicherlich eine recht arge Teufelei. Ohne ſeine Heerden iſt das ganze Volk verloren. Die Häuptlinge wiſſen das ſo gut, wie wir, beabſichtigen alſo, ihre Untergebenen zu einem Krieg auf Leben und Tod, zu einem wahren Verzweiflungskampf zu ſtacheln. Wer nichts mehr zu verlieren hat, darf nichts fürchten. Bisher waren die Gaikas und Amakoſas ſtets genöthigt, Frieden zu ſchließen, ſobald unſere Soldaten in ihr Land drangen. Ja, ſelbſt nach einem ſiegreichen Einfall in die Colonie vermochten die Häuptlinge ihre Untergebenen nicht lange beiſammen zu erhalten, weil dieſe nicht allein ihre Beute in Sicherheit bringen wollten, ſondern auch nach ihrem Vieh ſehen mußten, deſſen Beſorgung ſie den Frauen bekanntlich nicht überlaſſen. Gott Gnade uns, wenn dieſe beſitzloſen, zum Aeußerſten getriebenen Menſchen, über uns herfallen! Nicht, als vermöchten ſie auf die Dauer gegen die britiſche Herrſchaft ſiegreich zu ſtreiten. Aber wir haben hier ihren erſten Anprall auszuhalten und können ihm unmöglich widerſtehen."

Er warf durch den Eingang der Laube einen Blick auf ſeine Wohnung und ſtützte dann den Kopf ſorgenvoll in die Hand. Der Geiſtliche folgte der Richtung ſeines Auges und ſeufzte. Unter der Veranda, welche das einſtöckige, doch geräumige Haus umgab, ſaß ſeine Tochter Louiſe mit ihrem kleinen Söhnchen, während Mieken auf dem Fußbänkchen vor ihr kniete, und, vor Entzücken über den allerliebſten Neffen ganz außer ſich, jedes Grübchen in den kleinen quabblichen Fingerchen küßte. Ihr lautes Jauchzen und das helle Lachen der jungen Mutter klang luſtig zu den Männern herüber, während die Großmutter, der reizenden Gruppe gegenüberſitzend, ihr rundes, friſches, von Heiterkeit ſtrahlendes Antlitz zu ihrer ehemaligen Amme erhob, die in der grünumrankten Hausthür ſtand. Das runzelvolle dunkle Geſicht der alten Trien bildete einen grellen Gegenſatz zu dem zarten Teint und der blühenden Jugendfriſche und Geſundheit der Andern, denn auch Frau Hillmer erſchien, trotz ihrer vierzig Jahre, noch jung, hatte ſich bei ihrem ſtillen ruhigen Temperament ſehr gut conſervirt. An Heiterkeit wetteiferte die alte Trien freilich mit den Uebrigen. Es ſchien, ſie könne ſich gar nicht ſatt ſehen an den Blondköpfen und Roſenwangen der in ſo verſchiedenem Alter ſtehenden Perſonen. Welchen Contraſt bildete dieſe fröhliche Gruppe zu dem, was die beiden Männer eben beſchäftigte!

„Ich fürchte auch, die Caffernfürſten beabſichtigen, ihr Volk zu einem allgemeinen und dann ſehr blutigen Aufſtande zu treiben,“ ſagte der Miſſionär. „Sie ſahen längſt mit Murren, daß die Weißen ſich immer weiter ausbreiteten, und beſorgen, zuletzt ganz aus den fruchtbaren Landſtrichen gedrängt zu werden. Dennoch wollen wir das Beſte hoffen, und vor Allem nicht vergeſſen, daß wir in Gottes Hand ſtehen.“

„Sie haben Recht, mein Vater — auch iſt der gefürchtete Zeitpunkt ja noch nicht da,“ ſagte der junge Mann und erhob den Kopf, als werfe er jegliche Sorge wie eine unnütze Laſt von ſich. „Wer wird ſich das ſchöne Leben mit Befürchtungen für die Zukunft verkümmern? Der Gouverneur iſt, denke ich, ſchon aufmerkſam auf dieſe ſonderbare Weiſſagung, die denen vom tauſendjährigen Reiche gleicht, wie ſie einſt in Europa auftauchten und geglaubt wurden. Er muß auch von uns über Ihre Beobachtungen einen Wink erhalten. Thun wir dann das Unſrige, wenn die Noth an den Mann kommt, ſo wäre es ja ſchlimm, würden wir mit dieſen dunkelfarbigen Naturkindern nicht fertig.“

Er ging eiligen Schrittes nach der Veranda, als wolle er es nachholen, daß er ſo lange von den Seinigen fern geweſen ſei. Der Miſſionar folgte ihm. Moritz kam eben mit ſeinem Schmetterlingsnetz herbei und ſagte:

„Sollten wir wohl ein Gewitter bekommen, Vater? Die Luft iſt ja gar nicht ſchwül, — dennoch erhebt ſich in Nordweſten eine dichte ſchwarze Wolke.“

Der alten Trien war dieſelbe auch ſchon aufgefallen. Sie hielt ſie jedoch nicht für eine Gewitterwolke, ſondern rief beſtürzt: „Gott ſteh' uns bei — ein Heuſchreckenzug!“

Die hellen Geſichter der Frauen verdüſterten ſich; haſtig folgten ſie den Männern zu einer kleinen Anhöhe zwiſchen Feld und Garten, wo man eine freie Umſchau hatte. Ladendorff leitete Frau und Schwiegermutter zu der Moosbank und Aller Augen hafteten an dem dunkeln Streifen, der ſich ſcharf von dem tiefblauen ſonnigen Himmel abhob. Nur Mieken hatte Wichtigeres zu thun.

„Ach, gieb ihn mir, ein klein Bischen — herzlichſtes Luisge!“ ſchmeichelte ſie und nahm, da Louiſe nicht widerſtrebte, den Knaben auf ihren Schooß. In ſeinem Steckbettchen verſtand ſie ihn ſchon ganz geſchickt und ſicher zu halten.

Der Heuſchreckenſchwarm kam immer näher und gewann eine immer größere Ausdehnung. Die Inſecten bildeten eine feſte Maſſe und das Aneinanderſchlagen ihrer Flügeldecken erregte ein eigenthümlich ſchwirrendes, weithin vernehmbares Geräuſch. Es fiel eine Menge einzelner Thiere aus der Höhe herab, was ausſah, als rieſelten dürre Blätter zur Erde hernieder, oder als ſende die ſchwarze Wolke droben Schneeflocken herab, die zufällig nicht weiß wären. Das Gros des furchtbaren Heeres zog immer weiter. Bald ſtand es über den Häuptern der beſorgt Aufſchauenden und verdunkelte das Tageslicht.

Der junge Beſitzer des Gutes wandte ſein Auge von den Heuſchrecken ab und ließ es umherſchweifen. Seine zahlreichen Heerden weideten auf ſo üppigen Triften, daß nur eben die Köpfe der Rinder aus dem hohen Graſe emporragten; die jungen grünen Halme der Getreidefelder ſtanden dicht und üppig. Je nach der Beſchaffenheit des wellenförmigen Bodens waren Tabak und Baumwolle, Wein- und Obſtpflanzungen angelegt. Alle edlen Südfrüchte Europas blühten und reiften hier neben den einheimiſchen Gewächſen. Der Garten bot eine Fülle der ſchönſten Blumen aller Welttheile und doch war er kaum ſchöner, als hinter den wohlgepflegten Beeten die ſchwellendenden Erhöhungen und Vertiefungen, mit Gebüſch und Raſengründen, die ganz in ihrem natürlichen Zuſtande geblieben waren. Hier glühten die ſcharlachnen Blüthen der Zwerg-Erythrina wie Feuer im Sonnenlicht; weiße Lilien glänzten zwiſchen ganzen Strecken blauer Lobelien und purpurfarbiger Cinerarien; der weiße, faſt betäubenden Duft ausſtrömende Jasmin miſchte ſich mit den duftenden Granatblüthen. Ueber die Pfade hin ſtreckten ſich Taue von gelbem Meſembryanthemum und dunkelkarmoſinfarbener, ungewöhnlich großer Ipomoea; die dornigen Mimoſenbüſche waren durchflechten mit den orangegelben Büſcheln der Teconia Capenſis. Das von all dem Farbenglanz geblendete Auge ruhte ordentlich mit Behagen auf einer Proteenart, dem Silberbaum. Die Blätter deſſelben ſind zweifarbig — auf der einen Seite grün, auf der andern ſilbergrau. Vom Winde bewegt, gewähren ſie einen ſehr ſchönen wechſelnden Anblick und hüllen hier und da die Büſche in eine Art Halbtrauer. Auf einer Seite war ein ſchönes Wäldchen, eine Seltenheit in dem buſchreichen, aber baumreichen Südafrika. Daran ſchloß ſich auf ſehr unebenem, zerklüftetem Boden und ſich nach den Bergen im Hintergrunde hin erſtreckend, ein Hain von jenen Oelbäumen, die dort Vierhout, wiſſenſchaftlich Olea exasperata genannt werden. Es iſt der größeſte Baum der Colonie, obgleich er nicht über dreißig Fuß hoch wird. Von ihm hatte die Beſitzung ihren Namen erhalten und dieſer ſeltene Baumreichthum war nicht minder der Stolz des Beſitzers, als der blühende Zuſtand ſeines Gutes.

Ließen ſich die Heuſchrecken hier nieder, dann war in wenigen Stunden keine Spur mehr von all den Blättern, Blüthen und reifenden Früchten; ſie fraßen Alles mit Stumpf und Stiel ab und erhoben ſich nicht früher, bis das lachende Eden zur troſtloſeſten Wüſte geworden. Und aus ihren zurückgelaſſenen Eiern entwickelten ſich Larven und Inſecten, die den Landſtrich noch auf künftige Jahre hinaus verödeten. Sie ſind daher eine noch viel mehr gefürchtete Landplage, als Dürre und Regenmangel, wodurch doch nicht alle Ernteausſichten vereitelt werden, oder doch nicht für länger, als das laufende Jahr.

Während nicht allein die Bewohner von Vierhout, ſondern die aller benachbarten Anſiedlungen, den Flug dieſer gefräßigen Verderber mit klopfendem Herzen und angſtfeuchter Stirn verfolgten, gab es auch menſchliche Weſen, die ihn mit Freude beobachteten. Die Eingeborenen des Landes, beſonders die kein Feld bebaut, alſo nicht den Verluſt aller Erntehoffnungen zu fürchten hatten, freuten ſich auf den beliebten Leckerbiſſen. Ein Trupp Caffern, der auf der Rückkehr vom nächſten Fort, wo er Vieh verkauft hatte, in der Nähe von Vierhout raſtete, ſprang voll Entzücken umher und haſchte nach den herabfallenden Heuſchrecken. Dieſe werden entweder gleich geröſtet verſpeiſt, oder gedörrt als Vorrath aufbewahrt. Auch dem Vieh erſcheinen ſie als ein ſehr wohlſchmeckendes Futter.

Die Hoffnungen der Caffern, ihren Appetit auf dieſes Geflügel vollkommen zu befriedigen, wurden indeß getäuſcht. Ein ziemlich heftiger Nordweſtwind ſprang auf und von ihm getrieben zog der ungeheuere Schwarm glücklich vorüber. Als er ſich zwiſchen der Sonne und den noch immer darnach Aufſchauenden befand, verdunkelte er die ſtrahlende Scheibe, wie der Mond bei Sonnenfinſterniſſen. Es trat Dunkelheit ein und erſt nach mehren Stunden war in Südoſten die gefahrdrohende Wolke ganz verſchwunden.

Erleichtert, dankerfüllt, athmeten Alle erſt völlig auf, als ſie überzeugt ſein durften, daß auch die Nachbarn nichts zu fürchten hatten.

„Ein ſolcher Heuſchreckenſchwarm erſcheint mir noch fürchterlicher, als ein Ueberfall der wilden Buſchmänner!“ ſagte ſpäter Ladendorff. „Dieſe ſind freilich eben ſo habſüchtig und tückiſch, als jene gefräßig, aber man braucht doch nicht die Hände müßig in den Schooß zu legen, kann ſich vertheidigen und zwar mit Erfolg. Gegen dieſe Inſecten giebt es keine Waffe. Erſchlägt man ſie mit Stöcken und Steinen, ſo lange man ſeine Arme bewegen kann, dann treten an die Stelle der Getödteten hunderttauſend Lebende. Ich ſah einmal, noch ehe mir das Gouvernement dies Stück Land überwies, einen Einfall der Heuſchrecken und habe daran für mein ganzes Leben genug.“

„Beſuche von Buſchmännern bekommt Ihr hier doch nicht?“ fragte Frau Hillmer, nicht ohne Schaudern an die Verwundung des armen Peter denkend. Dieſer befand ſich übrigens ſchon längſt wieder ganz munter und hütete die Schafe an den Abhängen der Berge. Aber trotz ihrer Heilſamkeit war die Cur des Giftdoctors doch nicht geeignet, um mit leichtem Herzen die Möglichkeit einer Wiederholung derſelben zu erwägen.

„Im vorigen Jahre, gleich nachdem ich Louiſe hergeholt hatte, trieb ein Haufe Buſchmänner die Rinder meines Nachbarn Crawton fort,“ ſagte Ladendorff. „Er ſchickte zu mir und den andern Coloniſten und wir verfolgten die Bande ſchleunig, erreichten ſie auch bald. Als die Hallunken ſahen, ihre Beute ſei ihnen verloren, ſchnitten ſie den armen Thieren die Flechſen der Ferſen durch, riſſen ihnen ganze Stücke Fleiſch aus dem lebendigen Leibe und ſpickten ſie ordentlich mit vergifteten Pfeilen, ſo daß das arme Vieh auf das elendeſte umkam. — Crawton und wir Alle,“ fügte er nach den Ausrufen des Schreckens, Bedauerns und Unwillens ſeiner Gäſte bei, „waren ſo erbittert über dieſe nutzloſe, alſo doppelt niederträchtige Grauſamkeit, daß wir die elenden Creaturen wie ein Wild verfolgten und ſo Viele wie möglich niederſchoſſen. Ich glaube, es entkamen ihrer nur Wenige. — Das iſt zwar hart — unmenſchlich, lieber Vater, beſte Mutter, aber es geht einmal nicht anders. Rückſichten der Humanität dürfen bei dieſen boshaften Wilden nicht gelten; nur Furcht vermag ſie einigermaßen zu zähmen — Güte, Menſchlichkeit, würden ſie für Schwäche halten und mit neuen frechen Räubereien, mit Brand, Mord und Plünderung erwidern. So ſind wir ſie für immer, oder wenigſtens für lange Zeit, los. Der Denkzettel, den ſie hier bekamen, dient ihnen auf viele Jahre hinaus zur Warnung. Es hat ſich ſeitdem kein Buſchmann mehr in der Gegend ſehen laſſen, während ſonſt viele in der Nähe umherſchweiften und man vor den Dieben nicht genug auf der Hut ſein konnte.“

„Und wann reiten wir denn auf die Jagd?“ fragte Moritz, von einem ſo düſtern Gegenſtand auf einen angenehmern ablenkend.

„Morgen, wenn nichts dazwiſchen kommt!“ antwortete ſein Schwager. „Ich habe meine Nachbarn Smidt und Crawton ſchon bei dem Taufmahl dazu aufgefordert und dann einen Fingoe hinausgeſchickt, damit er auf einer Strecke das Gras abbrenne. Es iſt jetzt ſchon ſo hoch, daß es die Pferde am Vorwärtsſchreiten hindert und man leicht das Wild verfehlen und ebenſo unvermuthet mit einem reißenden Thier in gefährlicher Nähe zuſammentreffen kann. Wo die üppig emporgeſchoſſenen Pflanzen abgebrannt ſind, hält ſich überdies das Wild am liebſten auf, weil es einen freien Umblick hat und von keinem Raubthier beſchlichen werden kann. Ich hoffe, wir werden eine gute Jagd haben!“

Er ſprach davon mit eben ſo großer Lebhaftigkeit, wie Moritz eifrig zuhörte. Schon ſeit längerer Zeit hatte der leidenſchaftliche Jäger keine weite Jagd unternommen und hier in der Nähe der Anſiedlungen gab es faſt gar kein Wild mehr, wenigſtens kein gutes. Jetzt, während ſeine junge Frau an ihren Eltern und der kleinen Schweſter eine ſo liebe Geſellſchaft hatte, wollte er das langentbehrte Vergnügen einmal in vollen Zügen genießen und wenigſtens acht Tage vom Hauſe fortbleiben. Das hatte er ſchon, wie erwähnt, durch Peter geſchrieben und Moritz ſich die Zeit her täglich einige Stunden im Reiten auf einem ſtattlichen Pferde geübt. Sein Vater wollte inzwiſchen die nächſten Anſiedlungen und einen Kraal von Caffern beſuchen, die ſich auf dem neutralen, zwiſchen Caffraria und den Wohnſitzen der freien Stämme liegenden Landſtrich angeſiedelt hatten und den Coloniſten zuweilen um Tagelohn arbeiteten, was ihre reichern und ſtolzern Stammgenoſſen um keinen Preis gethan hätten, ſo lieb es auch den Anſiedlern geweſen wäre, denen Arbeiter ſehr fehlten.

Die Taufe des Kleinen war gleich nach der Ankunft des Miſſionärs in Yſerhout vollzogen worden.

Siebentes Kapitel.

Die Sonne erhob ſich eben über den Horizont und ließ den breiten, ſeeähnlichen Waſſerſpiegel hell aufblitzen. Weiße Morgennebel wallten noch, wie Dunſtſchleier, über dem Strombett, die ſiegende Macht des Tagesgeſtirn begann ſie jedoch zu zerſtreuen. Reges Leben herrſchte rings. Die Vögel verließen zwitſchernd ihre Neſter an wehenden Weiden, Farren oder Büſchen. Eine Schaar Affen ſtieg lärmend zum Waſſer herab, die Kleinen reitend auf dem Rücken der Mutter; der Brüllaffe ließ ſein Geſchrei hören, das ſo mächtig ſchallt, als hätte das Thier ein mächtiges Sprachrohr in der Kehle. Die hübſch gefleckte Zibethkatze nahte auf ſammtnen Pfötchen; ſcheue Rehe und Antilopen ſchlichen geräuſchlos herbei, nach allen Seiten umherſpähend, ob kein Raubthier drohe. Aus dem ſtachlichten Gebüſch, umkränzt mit unzähligen Blumen, unter denen die weißen Glocken der Calla weithin ſchimmerten, erklang der ſchrille Laut des Perlhuhns oder des rothen Rebhuhnes. Durch die Reiſer des koloſſalen Ginſters glänzte das prächtige Gefieder der Goldfaſane. Aus den blühenden duftenden Büſchen tönte das melancholiſche Lied des Spottvogels.

Im Waſſer ſelbſt war es nicht weniger lebendig. In der Ferne ſchwamm ein Biber mit einem Aſt nach ſeinem Damm; wilde Enten und Beccaſſinen furchten die ſpiegelnde Fläche; auf ſeichten Stellen ſchritt der purpurne Flamingo neben dem ſchimmernden Abinga gravitätiſch einher, oder eine Schildkröte kroch ſchwerfällig fort, oder der graue Kranich ſchaute aufmerkſam in die klare Fluth, welche die ſchönen Blüthen der blauen Nymphaea capensis ſchmückten. Eine Schnepfenfamilie flog jäh aus einem Rohrdickicht empor und ſchoß zum andern hinüber. Alligatoren ſtreckten ihre häßlichen Köpfe aus dem Schilfe, oder ſchlugen mit dem Schwanze auf das Waſſer, daß das trinkende Wild erſchreckt davoneilte. Ein Ausläufer des Gebirges ſchob ſeine ſchroffen, wildzerklüfteten Felsmaſſen bis dicht zu dem breiten Flußbett hinan, und die ſeltſamen Formen der Cacteen und Eiskrautpflanzen erhöhten noch die Mannigfaltigkeit der Vegetation, welche das befruchtende Naß im Thale hervorgerufen hatte. Gräſer und Kräuter erreichten Mannshöhe — oft vermochte ein Reiter kaum über die Blüthenbüſchel hinweg zu ſehen. Jenſeits des Stromes bildete das ziemlich flache Land einen grellen Gegenſatz zu dem dieſſeitigen Ufer. Der Pflanzenwuchs war dort vor einigen Tagen auf einer unabſehbaren Strecke niedergebrannt. Die üppige Fruchtbarkeit des Bodens trieb zwar ſchon wieder friſche Schößlinge hervor, allein die Ebene war doch noch kahl und gewährte mit den verſengten oder halb verkohlten Reiſern des Buſchwerks den traurigſten Anblick. Dennoch waren gerade dergleichen abgebrannte Stellen, wie erwähnt, der Lieblingsaufenthalt des Wildes.

Ladendorff wollte ſich dahin begeben — wartete aber jetzt, mit Moritz und ſeinen beiden Nachbarn in den Büſchen des Ufers verborgen, auf eine größere Jagdbeute.

Plötzlich krachten die Reiſer — ein ſchweres Stampfen und lautes Grunzen ward vernehmbar. Aus dem ſtachlichten Geſtrüpp, das ſeiner dicken Haut indeß nichts anhaben konnte, brach ein weißes Rhinoceros;

es wich keine Linie vom graden Wege ab, zertrat die entgegenſtehenden Sträucher, entwurzelte mit ſeinem gewaltigen Horn die Bäume, welche es im Vorwärtsſchreiten hinderten und ſchnaubte dabei ungeduldig. Das weiße Nashorn iſt indeß ſehr zahm im Vergleich zu ſeinem kleineren Vetter, dem ſchwarzen. Dieſes beluſtigt ſich oft damit, unter ſchrecklichem Lärmen Alles zu zerſtampfen und auszureißen, was in den Bereich ſeiner kleinen Augen kommt. Die Jagd auf daſſelbe iſt wegen der Wildheit des Thieres ſehr gefährlich und ſein Fleiſch obenein zäh und übel ſchmeckend, das des weißen dagegen ſehr zart.

Die Schützen feuerten einer nach dem andern, als das Thier zum Waſſer hinabſtieg. Sie hatten nicht weiche Bleikugeln geladen, die ſich an dem harten Fell wirkungslos abplatten, ſondern harte, eiſerne. Dennoch ward das gewaltige Geſchöpf davon nicht gefällt. Es kehrte um und drang wüthend gegen den Buſch vor, in welchem Ladendorff verborgen war. Das Rhinoceros hat kleine, ſehr tiefliegende Augen, und überſieht deshalb nur einen kleinen Kreis, iſt auch beim Umdrehen ſehr ſchwerfällig, daher gelingt es einem behenden Jäger leicht, ſich durch einen Seitenſprung dem Bereich des Blickes ſeines Gegners und der Gefahr überhaupt zu entziehen. Auch Ladendorff ſprang zur Seite und feuerte dann in unmittelbarſter Nähe. Die Kugel drang neben dem Auge ins Hirn, und der Koloß ſtürzte nach wenigen Augenblicken zuſammen, daß die Erde dröhnte.

Wahrhaft rührend war es, wie verſtört der kleine Buphago umherflatterte, als ſein großer Freund ſich nicht mehr regte. Dicht an ſeinem Ohre ſchrill und ängſtlich zwitſchernd, ſchien er ihn auf die nahen Feinde aufmerkſam zu machen, wollte er ihn warnend aus dieſer Unbeweglichkeit aufſchrecken, die er für den Schlaf hielt. Manch liebes Mal mochte er ſeinen Gefährten bei einer drohenden Gefahr aufgeweckt haben, jetzt gelang es nicht mehr, und kläglich zirpend flog endlich das Vögelchen davon, doch nur auf den nächſten Baum.

Moritz hatte verſprechen müſſen, ſich vorſichtig zurückzuhalten, wo eine Gefahr drohe, überdies hatte ihn ſein Schwager ſo poſtirt, daß er dem erſten Anprall des Thieres auf keinen Fall ausgeſetzt ſein konnte.

Jetzt ſammelten ſich Alle jubelnd um das rieſige Geſchöpf. Es ward zerlegt — zuerſt aber das Horn, welches ſehr ſchön polirt werden kann und woraus mancherlei kleinere Geräthſchäften gefertigt werden, ſorgfältig ausgehoben und die Haut abgezogen. Dieſe iſt wegen ihrer Unverwüſtlichkeit ſehr werthvoll. Sie wird unter andern auch zu Peitſchen verarbeitet, zu den Schamboks, die gegen Thiere und — Menſchen Anwendung finden.

Nur das Beſte des Fleiſches wollte man benutzen, das übrige den Thieren der Wildniß und den Geiern überlaſſen. Crawton grub am nächſten Hügelhang eine kleine Grube und zündete in derſelben ein gewaltiges Feuer an. Nachdem es niedergebrannt war, wurde ein in Blätter gehülltes Stück Fleiſch auf die Kohlen gelegt, mit einigen Steinen bedeckt und ein neues Feuer darüber angezündet. Während der Braten auf dieſe einfache, aber großen Wohlgeſchmack verleihende Weiſe zubereitet ward, beendete man die Zerlegung des Nashorns und band dann einige am Ufer liegende Baumſtämme und Bambusrohre mit zähen Ranken zuſammen. Auf ſolchen Flößen bewerkſtelligt man den Uebergang über die Flüſſe, welche zum Durchwaten zu tief ſind. Die Stämme bleiben zum beliebigen Gebrauch am Ufer liegen, ſind aber von den Wellen meiſt über eine beträchtliche Strecke zerſtreut und müſſen zuſammengeſucht werden.

Dies geſchah auch hier. Moritz entfernte ſich von den Andern und ging am Fluſſe entlang, dahin, wo er einen hübſchen Stamm bemerkt hatte. Sein Blick haftete dabei an einem Gebüſch auf der hohen Uferböſchung, aus welchem eine wunderſchöne Kronleuchterlilie hervorſchaute. Im Garten ſeines Vaters, wie ſeines Schwagers, gab es eine Menge dieſer ſchönen Blumen, aber es waren roſenfarbene, oder kleine weiße; von dieſer Größe und Pracht glaubte er noch nie eine geſehen zu haben. Schnell eilte er den Hang hinauf, bog vorſichtig die Zweige des Geſträuchs auseinander, um nicht von den Dornen verletzt zu werden, zog ſein Taſchenmeſſer hervor und kniete nieder, um einige Zwiebeln der Candelaberlilie auszugraben.

Faſt war er damit fertig, als es leiſe in den Zweigen raſchelte, ein dunkles Antlitz ſichtbar ward und eine dunkle Hand ſich auf ſeinen Mund legte, während eine zweite Hand die mit dem Meſſer bewehrte Rechte packte. Moritz wollte aufſpringen, ward aber niedergehalten, ein Schrei durch die Fauſt des Wilden zu einem halblauten Ton erſtickt. Gleichzeitig tauchte ein zweiter Buſchmann auf und auch ein dritter. Sie bedeuteten Moritz durch Zeichen, die ſich nicht mißverſtehen ließen, daß er bei dem geringſten Laut augenblicklich getödtet würde. Auch ließen ſie ihm nicht Zeit zu einem Hülferuf, ſondern verſtopften ihm den Mund mit einem Büſchel Gras und ſchlangen ihm einige Ranken um Geſicht, Kopf und Hals, damit er ſich nicht von dieſem abſcheulichen Knebel befreien könne. Seine Hände und Füße waren eben ſo raſch gebunden, und dann ſchleppten ihn zwei wie einen Waarenballen und ohne Rückſicht darauf, daß das Geſtrüpp ſeine Kleider, wie ſeine Haut zerriß, ſchleunig den Abhang hinab, nach den Bergen zu. Der Dritte vertilgte die Fußſpuren; der Hügel verbarg ſie den Blicken der Jäger.

Auf einem ſteinigen Fleck entledigten ſie Moritz der Bande an ſeinen Füßen. Er mußte gehen, ſo ſchnell er konnte, und der Marſch führte ins Gebirge. Die Buſchmänner banden ihre plumpen Sandalen verkehrt unter die Sohlen, ſo daß die Spitzen herwärts gerichtet ſchienen, wo der weichere Boden die Fußtapfen aufnahm. Während Zwei Moritz zwiſchen ſich führten, trat der Dritte ſorgfältig auf die Abdrücke von den Stiefeln des Knaben und verwiſchte ſie dadurch gänzlich.

Der Fortgeſchleppte hatte kaum Zeit, ſich das Schreckliche ſeiner Lage klar zu machen. Er ward unaufhaltſam vorwärtsgetrieben; ein Mal widerſetzte er ſich, wollte nicht von der Stelle. Aber die wilden Eingebornen ſchwangen über ſeinem Haupte mit ſo drohender Miene den Kerrie, eine kurze, ſchwere Keule von hartem Holz, daß er nicht im Zweifel ſein konnte, ſie würden ihn augenblicklich tödten, wenn er länger Widerſtand leiſte. Obgleich es ſeinem Schwager und deſſen Freunden durch die Vertilgung der Spuren ſchwer gemacht ward, ihm zu folgen, und ihn aus den Händen ſeiner eben ſo grauſamen als ſchmutzigen Räuber zu befreien, durfte er nicht daran zweifeln, daß es dennoch geſchehen, daß Ladendorff vor ſeiner Rettung nicht ruhen würde. Auch konnte ihm ja irgend ein Zufall zu Hülfe kommen. Ueberdies beabſichtigten die Buſchmänner wohl nichts gegen ſein Leben, wenn er ihnen nur gutwillig folgte, ſonſt hätten ſie ihn auf der Stelle tödten können, ohne ſich erſt mit ihm zu ſchleppen. Da an wirkſamen Widerſtand nicht zu denken und nutzloſer thöricht war, folgte Moritz geduldig, während er lebhaft bereute, daß er ſich in jenes verhängnißvolle Gebüſch gewagt hätte. Wie ernſtlich hatten ihn ſeine Eltern beim Abſchiede ermahnt, ſtets genau den Weiſungen und Anordnungen ſeines Schwagers zu folgen! Wie dringlich hatte ihm dieſer eingeſchärft, ſich allein nie in einen Buſch zu begeben, weil ſich eine Schlange oder ein Raubthier in demſelben befinden könnte.

Aber die Reue kam jetzt zu ſpät. Er ſann lieber darüber nach, ob es nicht möglich ſei, irgend welche Zeichen zu hinterlaſſen, die den Schwager auf ſeine Spur leiten konnten? Doch umſonſt — ſeine Hände waren gefeſſelt und wenn er einen Schritt ſeitwärts that, ſo trat der Buſchmann hinter ihm unfehlbar in ſeine Fußtapfen, und nicht ein einziger Abdruck ſeines Stiefels blieb von dem ſcharfen Auge des Wilden unbemerkt und von ſeinen Sandalen unzerſtört.

Fort ging es, immer weiter, über Berg und Thal — länger als eine Stunde. Dann erblickte Moritz einen beträchtlichen Haufen Buſchmänner, unter ihnen auch mehrere Fingoes, Miſchlinge von Hottentotten und Caffern, und ſelbſt von dem letztern Volksſtamme ſchienen ſich einige, wahrſcheinlich von ihrem Volke ausgeſtoßen, bei der wilden Horde zu befinden.

Mit einem Freudenſchrei empfingen ſie die Ankömmlinge. Moritz ward ſogleich vor den Häuptling geführt, einen grimmig blickenden Mann, deſſen linker Arm verſtümmelt und gelähmt herabhing. Er unterſchied ſich von ſeinen Gefährten nur durch eine Schnur blanker Knöpfe, die von ſeinem linken Ohr auf die Schulter baumelte und durch ein Halsband von Thierzähnen. Sonſt war er eben ſo ſchmutzig und eben ſo nackt, wie die Andern; Weiber und Kinder, welche die Männer ſonſt begleiten, waren nicht dabei, obgleich jene ſelbſt auf den Raubzügen ihren Gatten und Brüdern, oft aus unglaublichen Entfernungen, Waſſer zuzuſchleppen pflegten, wenn der Weg mit dem geſtohlenen Vieh durch dürre Wüſten geht. Auch vergraben die ſchlauen Räuber in trockenen Einöden Waſſer in Schläuchen oder Straußeneiern und wiſſen die Stellen unfehlbar wieder zu finden, ſo daß es ihnen häufig gelingt, ihre Beute in Sicherheit zu bringen, da die Pferde der Verfolger kein Waſſer finden, matt werden und endlich verſchmachten müßten. würde nicht rechtzeitig umgekehrt. Hier im Gebirge war indeß kein Waſſermangel — die Weiber hatten alſo nichts zu thun und waren daheim geblieben. —

Crawton nahm inzwiſchen den mürben, köſtlich duftenden Braten aus der Grube und die Jäger ließen ſich zum Frühſtück nieder. „Wo iſt Moritz?“ fragte Ladendorff betroffen.

Man erinnerte ſich, ihn am Ufer geſehen zu haben, um noch mehrere Stämme zuſammen zu ſuchen; im Eifer der Arbeit hatte Keiner darauf geachtet, daß er nicht zurückgekommen war. Sein Name ward laut gerufen und ein Schuß als Signal für ihn abgefeuert. Dann ſuchte ihn ſein Schwager, folgte ſeinen Fußtapfen auf dem weichen Boden und gelangte zu dem Hügel und der verhängnißvollen Candelaberlilie, deren Blüthen von den heftigen Bewegungen der Buſchmänner zur Bewältigung des Knaben zum Theil zerknickt und umhergeſtreut worden. Einige ſchon ausgegrabene Zwiebeln lagen dabei, aber kein Moritz war zu erblicken. Stundenlang rief und ſuchte Ladendorff und ſeine Gefährten in wachſender Angſt. War Moritz vielleicht ins Waſſer gefallen und ertrunken? Aber er konnte ja ſchwimmen.

Endlich trat ihnen ein alter, wunderlich bemalter Neger aus dem Buſchwerk entgegen.

„Mögen die Abalungos auf ihrer Hut ſein, Boſjemen ſtreifen in der Nähe,“ ſagte der Alte demüthig. „Owambo ſuchte Schlangen und ſah ſie von Ferne. Eine weiße Frau war gütig gegen ihn, ſchenkte ihm dieſe ſchönen Perlen. — Owambo will nicht, daß von den Hunden, den Boſjemen, Abalungos durch giftige Pfeile verwundet werden, oder will ſie doch gleich heilen.“

„Du biſt Owambo, der Giftdocter, der im Kraal des Inkoſi Inculu Iharreo einen Hottentotten von einer Pfeilwunde heilte?“ fragte

Ladendorff. Als Jener bejahend nickte und dabei mit Stolz auf die Glasperlen von Frau Hillmer ſchaute, fuhr er beſorgt fort: „Und Buſchmänner ſtreifen umher? Großer Gott, wenn Moritz von ihnen entführt wäre?“

Als dieſer alles Rufens und Suchens ungeachtet nicht zum Vorſchein kam, mußte man das wohl fürchten. Aufmerkſam wurde der Boden rings umher unterſucht, da er aber mit Moos bewachſen war und die Weißen nicht den ſcharfen Geſichts- oder vielmehr Spürſinn der Wilden haben, ſo entdeckten ſie lange nichts, als die Fußtapfen des Knaben, die zu dieſer Anhöhe führten. Die Angſt Ladendorffs ſtieg von Minute zu Minute. Wenn es nicht gelang, den Verſchwundenen aufzufinden, wenn er ohne ihn zu den Eltern deſſelben, zu ſeiner Frau zurückkehren mußte, die ihren einzigen Bruder ſo ſehr liebte!? Er machte ſich die bitterſten Vorwürfe, ſeinen jungen Schwager einen Moment aus den Augen gelaſſen zu haben.

Als der Hügel in weitem Umkreiſe durchforſcht war, fanden ſich allerdings die Abdrücke der Sandalen, deren Spitze jedoch herwärts gerichtet war. Da ſich dabei nicht die geringſte Spur von Moritz entdecken ließ, mußte Ladendorff mit ſeinen Freunden glauben, daß zwar Buſchmänner Moritz entführt, ſich aber nach dem Fluſſe hin entfernt, dieſen vielleicht bei einer Krümmung überſchritten hatten, welche ſie den Blicken der Jäger entzog. Mit der größten Aufmerkſamkeit ward das ganze Stromufer entlang geſucht, ob nicht irgend wo Spuren von einer Einſchiffung vorhanden ſeien. Auch das andre Ufer durchſpähten die drei Männer eben ſo vergebens. Die Menſchenräuber konnten zwar auf dem Strome fortgerudert ſein, doch fand ſich kein Zeichen davon, an welcher Stelle die Einſchiffung geſchehen ſein mochte.

Achtes Kapitel.

Nachdem der Buſchmannschef den Bericht der Leute gehört hatte und Moritz der Knebel abgenommen war, fragte ihn ein Fingoe halb

Engliſch, halb Cafferiſch, woher er gekommen ſei und wie Viele ſich auf der Jagd befänden?

Die erſte Frage beantwortete Moritz offen, doch ſtutzte er, als bei Nennung des Namens Yſerhout ein grimmiger Freudenſchimmer über die Züge des wilden Häuptlings flog und er ſeinen verſtümmelten Arm wie drohend oder racheſchwörend emporhob. Die Zahl der Jäger wollte er nicht nennen, denn er fürchtete, daß die Buſchmänner, wenn ſie hörten, es ſeien ihrer nur drei, ſie verfolgen und gelegentlich überfallen möchten. Daher verweigerte er die Auskunft und verſetzte auf die wiederholte Frage nur:

„Zählen mögt Ihr ſie ſelber, wenn es Euch beliebt. Es ſind ihrer genug, um mit Euch und noch einmal ſo vielen Buſchmännern fertig zu werden, denn ihre Doppelgewehre treffen gut.“

Die drei Mann, welche ihn fortſchleppten, waren beim Umherſchweifen durch den Knall der Schüſſe herangelockt worden, hatten auch geſehen, wie viele Perſonen bei dem erlegten Rhinoceros beſchäftigt waren. Dennoch konnte noch immer eine größere Jagdgeſellſchaft in der Nähe ſein. Gar zu gern hätten ſie ein tüchtiges Stück des Nashorn gehabt, aber zu nähern wagten ſie ſich nicht, aus Furcht vor den Feuergewehren. Ein guter Braten wäre ihnen viel lieber geweſen, als Moritz, indeß nahmen ſie dieſen mit, da er zufällig grade nach ihrem Verſteck kam und es ohne Gefahr, obgleich nicht ohne Beſchwerde, geſchehen konnte.

Der Chef der Bande ward zornig, als der Gefangene jegliche weitere Auskunft verweigerte und ſich von ihm nichts herausbringen ließ, was ihm zum Vortheil gereicht hätte. Unter heftigen Schimpfworten und Drohungen, von denen Moritz freilich nichts verſtand, riß er ihm das weiße Tuch ab, das er um den Hals trug. Dieſes gab den Andern das Signal, über ihn herzufallen und ihm unſanft ſämmtliche Kleidungsſtücke auszuziehen. Jeder eignete ſich zu, was er erlangen konnte, wobei Moritz viel Stöße erhielt und ſein Zeug auch nicht eben glimpflich behandelt wurde. Manches ward ganz zerfetzt. Vergebens ſträubte ſich der Knabe gegen dieſe Beraubung — er vermochte nichts gegen die gierige Habſucht der Diebe und bald war er eben ſo nackt, wie ſie ſelber.

Einer derjenigen, welcher ihn gefangen hatte, erbeutete ſeine ſandfarbenen Beinkleider. Großmüthig warf er dem Geplünderten ein altes abgeſchabtes Stück Mantel zu, das von Schmutz ſtarrte und von Ungeziefer wimmelte. Er ſelber ſchlang das Kleidungsſtück des Gefangenen ſhawlartig um ſeine Schultern, was ihm, wenigſtens nach der Meinung ſeiner Landsleute, ſo außerordentlich gut ſtand, daß allgemeiner Neid und die Habſucht des Hauptmanns ſich regte. Der Letztere ſtreckte die Rechte nach den zum Shawl avancirten Hoſen aus und wollte ſich dieſelben ohne Umſtände zu Gemüthe ziehen. Der jetzige Eigenthümer meinte aber, er ſei auf rechtmäßige Weiſe in deren wohlverdienten Beſitz gekommen und hatte die Frechheit, dem Oberhaupt der Bande zu widerſtreben. Blitzſchnell griff deſſen Rechte zum Kerrie und ſchmetterte ihn wiederholt mit ſolcher Gewalt auf das Haupt ſeines widerſpenſtigen Unterthanen, daß derſelbe, lautlos zuſammenbrechend, zu Boden ſank.

Furcht und Schrecken malte ſich auf den häßlichen, ſtumpfſinnigen Zügen der Uebrigen. Schweigend wichen ſie zurück und wagten nicht, nach ihrem unglücklichen Gefährten hinzuſehen. Der Häuptling riß dem Gefallenen das ſtreitige Kleidungsſtück ab und ſtieß ihn verächtlich mit dem Fuß weiter. Die ſtarren, gebrochnen Augen, die Regungsloſigkeit des Körpers und der Umſtand, daß derſelbe dem rohen Fußtritte ohne Zucken nachgab, überzeugte Moritz davon, der Schlag ſei tödtlich geweſen. Er ſchauderte und empfand unwillkürlich Mitleid mit dem Unglücklichen, ſo wenig der es um ihn verdient hatte. Zugleich ſchauderte er aber auch, wenn er bedachte, welches Schickſal ihm ſelber bevorſtehe. Ob ein ähnliches, wie dieſem Menſchen? — Jedenfalls kein gutes.

Augenblicklicher Tod ſollte es jedoch nicht ſein. Der Häuptling gab das Zeichen zum Aufbruch und in wenigen Minuten hatten Alle den Platz verlaſſen. Um ihren todten Kameraden kümmerte ſich die Horde nicht; aus Furcht vor dem Zorne des Chefs, oder aus natürlicher Fühlloſigkeit, ließen ſie ſeinen Körper den Geiern und Schakalen zur Beute. Moritz ward bedeutet, mitzukommen und ſich ruhig zu verhalten, ſonſt werde es ihm ergehen, wie dem widerſpenſtigen Buſchmann.

Dieſe Drohung war nöthig, um die erſchöpften Kräfte des Knaben aufzurütteln. Er hatte heute noch nichts gegeſſen, denn der delicate Rhinocerosbraten, den es zum Frühſtück geben ſollte, war ja noch nicht fertig geweſen, als er den Seinigen entführt ward. Die Sonne ſtand überdies ſchon hoch und brannte heiß hernieder auf das Felſenlabyrinth, in das die Buſchmänner ſich vertieften. Glücklicherweiſe hatte die Bande, welche ſich ſeiner Kleidungsſtücke bemächtigte, ihm wenigſtens ſeinen Hut und ſeine Stiefeln gelaſſen., Die letztern waren den diebiſchen Buſchmännern zu klein, auf dem Haupte trugen ſie nur ihr verfilztes Haar. Stundenlang ging es raſtlos fort — erſt als die Sonne längſt den Zenith überſchritten hatte, ward Halt gemacht und zwar in einem mit dichtem Gebüſche überſtandenen Thalkeſſel. Einige Streifpartieen, die ſich vom Haupttrupp abgeſondert hatten, ſchloſſen ſich dieſem wieder an und brachten mehrere Stücke Wild herbei, die ſie inzwiſchen erlegt — Antilopen und Gnus. Bald flackerten luſtig mehre Feuer, an denen das Fleiſch briet. Moritz verging aller Appetit, als er ſah, wie überflüſſig der ſchmutzigen Horde auch bei ihren Speiſen jegliche Reinlichkeit erſchien. Ihm hatte man abermals die Füße gebunden — die Hände waren, ihm noch gar nicht freigemacht worden — und kümmerte ſich nicht weiter um ihn. Er wälzte ſich in ein Gebüſch, das ihn vor den noch immer heißen Sonnenſtrahlen ſchützte und überließ ſich ſeinen verzweiflungsvollen Gedanken.

Zu ſolchen hatte er in der That Urſache. Ihn quälte nicht allein ſeine eigne, wahrhaft troſtloſe Lage, ſondern auch die Angſt um die Seinigen. Während des Marſches hatte er, nachdem der Name Yſerhout ihn aufmerkſam gemacht, ein Geſpräch zwiſchen einem Fingoe und einem Buſchmann gehört, das halb in der Sprache des Letzteren, halb im Caffern-Dialect geführt worden. Alles verſtand er zwar nicht, doch genug, um zu begreifen, daß der wilde Stamm, unter dem er ſich eben unfreiwillig befand, ſich auf die reiche Beute freute, die es in Yſerhout geben würde. Man beabſichtigte alſo einen Ueberfall der Beſitzung ſeines Schwagers! Denn eine andre Niederlaſſung deſſelben Namens gab es nicht und die Richtung, welche man verfolgte, war auch, ſo viel Moritz nach dem Stande der Sonne berechnen oder vielmehr vermuthen konnte, dieſelbe, aus welcher er mit ſeinem Schwager und deſſen Nachbarn gekommen war. Und ſeine Eltern und Schweſtern hatten keine Ahnung der drohenden Gefahr; eben ſo wenig wie ſein Schwager, der ihn jetzt gewiß eifrig ſuchte. Wenn er ihnen doch nur ein Zeichen, eine Warnung, hätte geben können! Aber nichts — nichts — mit gebundenen Händen mußte er vielleicht den Tod derſelben mit anſehen! Er zermarterte ſeinen Kopf mit Plänen zur Flucht, mit Ideen zur Rettung ſeiner Familie, konnte ſich aber nicht verhehlen, daß dieſelben unmöglich, unausführbar ſeien. Ein Unheil kennen, das nicht allein über dem eignen, ſondern auch über dem Haupte unſerer Lieben hängt und es nicht abzuwenden vermögen, ja, nicht das Mindeſte dagegen thun, nicht einmal einen Verſuch machen können, um es zu verhüten, das iſt das Furchtbarſte, was es überhaupt giebt. Wie beneidenswerth iſt die Blindheit, welche das Kommende nicht weiß, nichts von Allem ahnt, was den fernen Lieben paſſiren mag! Moritz wünſchte ſich den Tod, bedauerte, daß die Buſchmänner ihn nicht ſogleich getödtet hatten, oder daß dieſes Gebüſch, worin er ſich eben befand, gar keine Schlange, kein Raubthier barg und er darin ſo völlig ungefährdet ſei, wie im Garten ſeines Vaters oder Schwagers. In einem wilden Schmerzensausbruch verſuchte er, mit Gewalt die Bande zu zerreißen, welche ſeine Hände auf dem Rücken feſſelten. Er ſchnitt ſich die ſtrickartigen Ranken nur tief ins Fleiſch und ſchrie vor Schmerz laut auf.

Was er erduldete und empfand, erſchien ihm als eine zu harte Strafe für die Unachtſamkeit auf ſeines Schwagers Ermahnungen. Er murrte gegen Gott, jammerte über ſein unverdientes, ſo ſchreckliches Geſchick. Dabei ritzte er ſich bei einer ſeiner ungeſtümen Bewegungen an einem gekrümmten Dorn. „Wart ein Weilchen!“ dachte er und erinnerte ſich dabei der Worte ſeines Vaters nach dem Ueberfall der Buſchmänner. Er ſeufzte. Was konnte ihm das geduldigſte Warten helfen, oder wozu ſollte die abſcheuliche Lage gut ſein, in welcher er ſich eben befand? Das begriff er nicht.

Gleichzeitig drang ein appetitlicher Bratengeruch vom Feuer her und eine lebhafte Bewegung entſtand unter den Buſchmännern. Das unabweisliche natürliche Bedürfniß machte ſich geltend — Moritz fühlte einen gewaltigen Hunger. Er ſchwankte, ob er ſich aus dem Gebüſch hervor wagen ſolle und etwas zu eſſen verlangen, oder ruhig abwarten, bis man ihm vielleicht etwas gebe? — Vielleicht vergaß man ihn auch, oder hatte nichts für ihn übrig. Der Speiſevorrath ſchien dem Appetit der Buſchmänner bei Weitem nicht entſprechend, denn ſie fielen wie hungrige Wölfe über das halbrohe Fleiſch her und geriethen über die Theilung deſſelben in Streit mit einander.

In dieſem Augenblick richtete ſich eine dunkle Geſtalt neben Moritz empor und ein kupferfarbenes, ziemlich regelmäßiges Geſicht neigte ſich über den Liegenden. Dieſer ſtieß einen Ruf freudiger Ueberraſchung aus. „Kona — Du?" rief er leiſe, indem er den Sohn des Mannes erkannte, welchen ſein Vater vor dem ſchrecklichen Schickſal eines Umtakati bewahrt hatte. Dann wollte er einen Vorwurf hinzufügen, daß der junge Caffer ſich in ſolcher Geſellſchaft befinde, aber er ſah ſogleich ein, derſelbe ſtehe in keiner Verbindung mit den Buſchmännern.

Kona legte den Finger auf den Mund und ſpähte durch das Gezweig, ob der Ausruf des Gefangenen keine Aufmerkſamkeit erregt habe. Die Buſchmänner balgten ſich jedoch um ein möglichſt großes Stück Fleiſch, während ihr Chef den Löwenantheil der Mahlzeit, den er ſich natürlich zuerſt geſichert hatte, mit großer Gier verſchlang. Keiner dachte jetzt an Moritz — Kona konnte alſo ungeſtört deſſen Hände und Füße entfeſſeln. Dann winkte er ihm zu folgen und kroch auf allen Vieren durch den Buſch und über den dahinter liegenden freien Platz, bis zum nächſten Geſtrüpp. Wo er ſicher ſein durfte, von den Buſchmännern nicht geſehen zu werden, richtete er ſich auf und ſchritt haſtig weiter; auf freiern Stellen legte er ſich auf den Bauch und bewegte ſich wie eine Schlange fort.

Moritz machte ihm treulich Alles nach. Hunger und Ermüdung war vergeſſen — die unerwartete Rettung hatte ihn neu belebt. Am ſchwierigſten war es, die Höhe zu paſſiren, welche das kleine Thal umſchloß. Kona wählte die Stelle, wo ſie am niedrigſten und überdies mit ſtachlichten Cacteen und Dornbüſchen bewachſen war. Die Hände wurden förmlich zerriſſen, der ganze unbedeckte Körper des Knaben nicht minder. In der Aufregung der Flucht, in der Furcht, entdeckt und eingeholt zu werden, wie in der Freude über die mögliche Rettung beachtete er das nicht. Kona hatte es jedoch kaum geſehen, als er ihm großmüthig ſeinen Karroß umhing. Moritz wollte einwenden, dann würden die Dornen ja ſeinen, Konas, nackten Oberkörper zerfleiſchen, allein es war hier keine Zeit zu einem Streit des Edelmuths — Kona eilte haſtig vorwärts.

Ohne bemerkt zu ſein, hatten ſie die Höhe erreicht. Ein weites Thal lag vor ihnen, von drei Seiten von hohen Bergen begrenzt, während die vierte offen war. Nach dieſer Seite ſchaute Kona aufmerkſam und nickte zufrieden, als er viele kleine Punkte ſich heran bewegen ſah. Dann forderte er Moritz zur Eile auf und lief ſelber ſchnell den Abhang hinab und quer über das Thal hin. Moritz zweifelte einen Augenblick, ob dieſe Richtung gut gewählt ſei, denn vor ihnen erhob ſich ein ſteiler Felsrücken, der die ganze Breite des Thals abſchloß. Wie ſollten ſie, ohne Flügel zu haben, über dieſen Felſengrath hinwegkommen? Er äußerte ſeinem Gefährten dieſe Beſorgniß, fragte, ob es nicht beſſer wäre, ſich nach der andern Seite zu wenden? Kona ſchüttelte aber mit dem Kopfe und deutete, ohne im Laufe inne zu halten, nach einem Punkte des Bergrückens. Jetzt erſt gewahrte Moritz, daß eine ſchmale Kluft die Steinmaſſen durchbrach und ſo einen natürlichen Paß bildete.

Nach dieſem Paſſe hin bewegten ſich auch die Punkte, welche Moritz ſchon von oben herab wahrgenommen hatte. Sie waren jetzt größer geworden, weil näher herangekommen und er erkannte eine eben ſo ſcheue, als ſchöne, mit den Gazellen Nordafrikas verwandte Antilopenart: Springböcke genannt, von welcher er ſchon ſehr viel gehört hatte. Athemlos vom ſchnellen Lauf und für den Augenblick zu weiterer Flucht unfähig, vergaß er ſeine Gefahr und alles Uebrige und ſchaute auf die reizenden Thierchen, die in immer größeren Haufen herankamen. Die erſten, einzelnen, hatten die Felſenſchlucht ſchon erreicht und verſchwanden in derſelben. Die andern alle folgten in mächtigen Sätzen. An einer

Stelle, über welche ein menſchlicher Fuß, vielleicht der Konas, geſchritten ſein mochte, ſchnellten ſie ſich ordentlich fort, wie Gummibälle. Mit gekrümmtem Rücken ſchienen ſie einen Augenblick in der Luft zu hängen, bis ſie dann mit allen Vieren zugleich den Boden berührten. Das lange ſchneeweiße Haar am Rücken und an den Seiten flatterte gleich Flügeln und gab den reizenden Geſchöpfen ein faſt feenartiges Ausſehen. Immer größere und dichtere Haufen ſtrömten herbei, ſie alle aber ſprangen in zwölf Fuß hohen, funfzehn Fuß weiten Sätzen und einige hundert Schritte ununterbrochen ſo fort, über die Stelle, an welcher ſie menſchliche Fußtritte gewittert — ein wunderbar phantaſtiſcher und unbeſchreiblich reizender Anblick.

Kona, der gleichfalls ſtehen geblieben war, zeigte ſich davon nicht ſo entzückt und hingeriſſen, wie der wiſſensdurſtige und für alle Schönheiten der Natur ſchwärmende junge Weiße. Das Schauſpiel war ihm kein neues und die Pracht und Seltſamkeit deſſelben nahm ihn viel weniger in Anſpruch, als die nahe Gefahr. Er ſchaute nach der Gegend um, woher ſie kamen und ſagte:

„Die Bosjemen haben ſchon geſehen," daß junger Abalungo ihren Händen entrann — da kommen ſie."

Erſchrecken blickte auch Moritz zurück. Auf ſeiner und Konas Spur erſchien der wilde Haufe und er glaubte deſſen Geſchrei zu vernehmen, obgleich dazu die Entfernung zu groß war.

Flucht dünkte ihn unmöglich; er war zu erſchöpft, mußte bald eingeholt ſein. „Rette Dich ſelber, Kona, überlaß mich meinem unglücklichen Schickſal. Wenn Du aber tauſendfach lohnen willſt, was mein Vater dem Deinigen that, ſo eile nach Bierhout, der erſten Niederlaſſung in Caffraria und warne die Meinen vor —"

„Kona verläßt nicht den Sohn des Medicinmannes im ſchwarzen Rocke, der ſeinen Vater rettete vor ſchrecklichem Tode!" unterbrach ihn der junge Caffer ernſt.

„So ſchieße wenigſtens auf dieſe Ungeheuer!" rief Moritz verzweifelnd. „Gieb mir die Büchſe und bediene Dich Deines Bogens, Deiner Aſſagaien!"

Kona war nämlich vollſtändig bewaffnet mit dem Kerrie, welchen auch die Buſchmänner führten, mit einer langen Lanze und einem Bündel kleiner Wurfſpeere, wie mit Bogen und Pfeilen. Daneben beſaß er jedoch auch eine ziemlich gute Flinte und an ſeinem Gurt hing ein Ochſenhorn mit Pulver und ein Kugelbeutel vom Fell des Klippdas, eines kleinen, dem Murmelthier unſerer Alpen ähnlichen Thieres, das in den Klüften der Gebirge lebt. Außerdem ſteckte ein Beil und ein Meſſer in ſeinem Gürtel.

Die Aufforderung ſeines Gefährten beantwortete Kona mit einem Kopfſchütteln, obgleich er ſeine Büchſe ſchußfertig machte. „Mögen die Elenden leben!“ ſagte er dann. „Wir müſſen an Anderes denken — an unſere Rettung. — Verzage der junge Abalunge nicht. Kona löſte nicht ſeine Bande, ohne zu wiſſen, daß die Rettung näher iſt, als die Gefahr. Er ſah die Vorläufer der Springböcke und kennt den Pfad, welchen ſie gehen. Es iſt, als hätte Utika ſie geſandt. Schau hin.“

Moritz ſah nach der Thalöffnung — meilenweit, unabſehbar, war der Boden mit Antilopen bedeckt — weiterhin ſo dicht, daß man vom Erdreich nichts erblickte.

„Jetzt ſchnell fort — es iſt die höchſte Zeit!“ rief der Caffer und lief nach dem Eingange des Paſſes, in welchem die Springböcke ſich ſchon in hellen Haufen drängten. Moritz folgte mit friſcher Kraft. In wenigen Minuten hatten ſie die Schlucht erreicht. Aber es ſchien keine Möglichkeit vorhanden, dieſelbe zu paſſiren. Die Springböcke erfüllten ſie und den Raum vor derſelben in ſolchen Maſſen, daß nicht einmal die Annäherung der ſonſt ſo gefürchteten Menſchen die ſcheuen Thiere vermochte, zurückzuweichen und Raum zu geben.

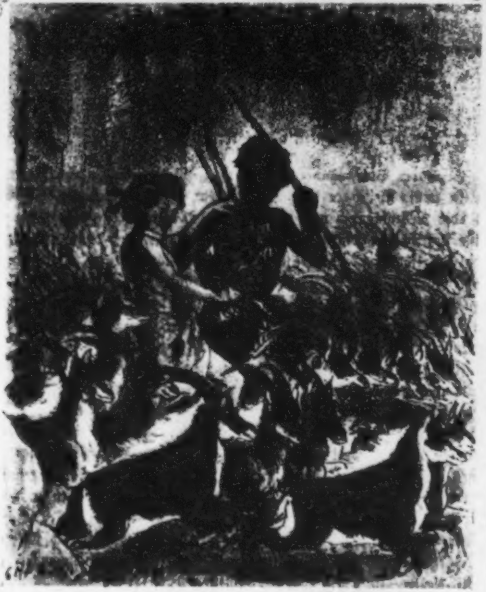
Kona ſchoß ſeine Büchſe ab. Der Knall ließ die Springböcke, ſo dicht gedrängt ſie immerhin waren, doch etwas zurückprallen. Es entſtand ein wenig Luft, obſchon nur für einen Augenblick. Kona benutzte denſelben raſch, indem er Moritz mit einem Arm umſchlang und ſich mit ihm in die Lücke ſchob, welche ſich zwiſchen den Antilopen geöffnet hatte. Im nächſten Moment ſchloß ſich dieſelbe ſchon wieder und rings von Springböcken umgeben, von den nachdrängenden Thieren gewaltſam mit fortgeſchoben und fortgeriſſen, befand ſich der junge Caffer mit dem Sohn des Miſſionärs in dem Hohlwege.

„Mein weißer Bruder hat nichts mehr zu fürchten von den wilden Boſjemen — ſie mögen kommen!“ rief Kona triumphirend.

Neuntes Kapitel.

Einer der Buſchmänner dachte daran, Moritz einen großen Knochen mit ein wenig Fleiſch zu bringen. Er war großmüthiger, als die Uebrigen, oder vielleicht auch nur ſpeculativer. Möglicherweiſe ward der junge Weiße künftig von ſeinen Angehörigen freigekauft, und dann fiel natürlich ein Extrageſchenk für denjenigen ab, der ſich ſeiner freundlich angenommen hatte. Wie erſtaunte der Schlaukopf, als er ſtatt des Gefangenen nur die Bande deſſelben fand. Sein Ruf brachte ſchnell die Andern herbei. Kaum hatten die ſcharfen Augen der Wilden die fremden Fußtapfen und damit entdeckt, dieſes ihnen zuerſt unerklärliche Verſchwinden ſei auf ſehr natürliche Weiſe zugegangen, als ſie ſogleich die Verfolgung begannen. Des Flüchtlings habhaft werden konnten ſie indeß nicht. Ehe ſie bei dem Eingange des Hohlweges anlangten, war an demſelben der Zug der Springböcke ſchon ſo dicht, daß nicht einmal ein Kanonenſchuß hingereicht hätte, um Raum für einige Perſonen zu ſchaffen. Die vordern Thiere wurden unaufhaltſam vorwärts gedrückt von den nachfolgenden, die ſich ſo nahe Leib an Leib befanden, daß zwiſchen ihnen keine Stecknadel zur Erde fallen konnte. Die Buſchmänner dachten indeß auch nicht mehr an die Verfolgung des Weißen. Sie würgten ſchon unter den Antilopen, die ihnen ſo, ohne die geringſte Mühe, zu Theil wurden, ſich ihnen gleichſam ſelbſt darboten, und vergaßen die ganze übrige Welt bei dem Gedanken an den ihnen bevorſtehenden köſtlichen Schmaus. —

Moritz und ſein Retter wurden indeß faſt länger als eine halbe Stunde von dem Gedränge der Thiere geſchoben, faſt getragen. Sie



Wart' ein Weilchen!

hielten ſich aneinander feſt und hüteten ſich, zu ſtolpern, oder langſamer vorſchreiten zu wollen, als die Thiere, welche ſich in kurzem Trapp bewegten. Ein Straucheln, ein Fehltritt, mußte ihnen den Tod bringen, denn wenn ſie einmal fielen, konnte an kein Aufſtehen gedacht werden. Sie wären zerquetſcht, zerſtampft, jämmerlich zu Tode getreten worden von dieſen tauſend und abertauſend Geſchöpfen, die ſich auf einer ihrer gewöhnlichen Wanderungen befanden. Die Urſachen derſelben kennt man noch nicht genau, aber häufig kommen aus dem noch unerforſchten Innern Afrikas ungeheure Schwärme dieſer Springböcke, die durch die Päſſe der Gebirge ſich drängen und wie ein Alles verheerender Strom, wie die verderblichen Heere der Heuſchrecken, über die Grenzen der Colonie ergießen. Iſt es natürlicher Wandertrieb oder Mangel an Nahrung, der dieſe unabſehbare Heerden vorwärts treibt? Das letztere wahrſcheinlich nicht, denn dieſe Züge erſcheinen gewöhnlich in der Jahreszeit, in welcher der Pflanzenwuchs auch in waſſerarmen Gegenden am üppigſten ſteht. Vielleicht treibt ſie gerade die Höhe der Gewächſe, die den ſcheuen Thieren jede Umſchau verwehrt und ihnen nicht einmal die Flucht vor ihren Feinden, den Raubthieren, geſtattet, zu dieſen Wanderungen. Denn ſie wählen zu ihrem Wege vorzugsweiſe gern Landſtriche, die keinen zu üppigen Pflanzenwuchs haben. Den Springböcken geſellen ſich auch andere Antilopenarten zu: die ſchönen Bläßböcke — Kudus, die ſogenannten Gemsböcke, Kuh- und Elennantilopen. Eben ſo auch Gnus, Zebras und Quaggas. Und wie eine Schneelawine auf ihrem Lauf vom Bergesgipfel, ſo wachſen und ſchwellen dieſe lebendigen Ströme an. Wo der Zug durchkommt, ſchließen ſich von nah und fern Trupps und Heerden der genannten Thiere dem Hauptcorps an. Eine Wolke von Geiern und anderen räuberiſchen Bewohnern der Lüfte folgt dem Zuge; Löwen, Panther, Hyänen und Schakale umſchwärmen ihn hinten und ſeitwärts, und dieſen Würgern fällt manches Antilopenleben zum Opfer. Noch unerbittlicher wüthen die Eingebornen unter dem wohlſchmeckenden Wild, ſtellen förmliche Schlächtereien an, und die Grenzcoloniſten friſten oft monatelang ihr Leben von dem getrockneten Fleiſche deſſelben. Aber an die Stelle der gefallenen Tauſende treten andere und erſt wenn der Strom längſt die Grenzen der bewohnten Gegenden überſchritten hat, und nicht mehr durch friſche Zuzüge ergänzt wird, beginnt er ſich zu vermindern. Die Landbauer und Gartenbeſitzer fürchten dieſe Züge nicht weniger, als die gleichfalls aus dem Innern kommenden Heuſchreckenſchwärme, denn wie dieſe laſſen ſie kein Hälmchen und kein grünes Blatt übrig in den Gegenden, welche ſie durchziehen. Doch bietet das Fleiſch der erlegten Thiere allerdings einen beſſern Schadenerſatz, als die Körper der gefräßigen Inſecten, die nebſt Honig ein Leckerbiſſen der Wüſtenbewohner bilden, wie beides vor Jahrtauſenden Johannes den Täufer in der Wüſte ernährte.

Als ſich endlich die Schlucht erweiterte, bekam Moritz und ſein Gefährte mehr Luft und ſchon nach kurzer Zeit gelang es ihnen, ſich aus dem Gedränge ſeitwärts zu flüchten. Aus dem engen Paß ins Freie kommend, nahmen die Thiere auch wieder etwas von ihrer ſcheuen Natur an, oder vielmehr, ſie hatten jetzt Raum dazu, da ſie nicht mehr gequetſcht und von dem nachrückenden Haufen vorwärts geſtoßen wurden. Sie wichen ſcheu von der Seite neben dem Ausgange des Hohlweges zurück, an welcher ſich Moritz, völlig erſchöpft, keuchend und mit Schweiß bedeckt, auf den Boden geworfen hatte. Noch einige Minuten länger und der Knabe würde nach den Strapazen und Entbehrungen des Tages dieſe Hetzjagd nicht mehr ausgehalten haben.

Kona war auch ſchweißbedeckt und ſeine Hand zitterte ein wenig von der Anſtrengung, mit welcher er Moritz umfaßt gehalten hatte, um in dieſem Gewoge nicht von ihm abgedrängt zu werden. Dennoch griff er nach der Büchſe und ſeine Kugel traf ein am äußerſten Rande des Zuges befindliches Thier. Ein Fehlſchuß wäre hier, wo die Antilopen aus dem Riß durch den Felſen in ein freieres Thal drängten, nicht wohl möglich geweſen.

Seine Beute war ein Bläßbock, ein allerliebſtes Thierchen, der Oberkörper purpurn, violet und braun, Bauch und Hintertheil blendend weiß, ein breiter weißer Längsſtreifen lief über Geſicht und Bruſt. Kona machte ſich ſogleich daran, ihn auszuweiden, zu zerlegen und zu braten. Dabei beruhigte er Moritz über eine etwaige Verfolgung, indem er verſicherte, der Zug der Springböcke nehme eine meilenweite Strecke ein, und Stunden müßten vergehen, ehe er eine Lücke biete, die es möglich mache, durch den Felſenpaß zu gelangen. Dann aber würden die Buſchmänner nicht an eine Verfolgung denken, ſondern ſo viel Antilopenbraten gegeſſen haben, daß ſie ſich vor morgen nicht rühren könnten. Inzwiſchen würden ſie den Flüchtling zu weit entfernt glauben, um ihm noch nachzuſetzen.

Moritz theilte ſeinem Befreier mit, auf welche Weiſe er in die Gefangenſchaft gerathen ſei, und fragte ihn, welcher glückliche Zufall ihn gerade zur rechten Zeit herbei geführt habe? Kona erzählte, daß ſein Vater und Oheim nicht an die Freundſchaftsverſicherungen des Tſanuſe glaubten und einen heimtückiſchen Streich von demſelben erwarteten. Sie hatten wahrgenommen, daß er mit einem gefürchteten Buſchmannschef heimlich verkehre, denn öffentlich mochte er mit dem bei ſeinem Volke in großer Verachtung ſtehenden Wilden nichts zu thun haben. Moſcheſch vermuthete, es gelte einen Anſchlag gegen ihn; denſelben auszukundſchaften wenn es irgend möglich, hatte Kona in der Nähe der Wohnung des Tſanuſe, welche ſich nicht im Kraal befand, beſtändig auf der Lauer gelegen. Als der Prieſter ſich aus derſelben entfernte, war er ihm unbemerkt gefolgt und hatte erſpäht, daß er mit den Buſchmännern eine Zuſammenkunft habe. Nach der Entfernung des Tſanuſe war Kona auf der Fährte dieſer rohen Bundesgenoſſen des Feindes ſeiner Familie geblieben, obgleich dieſelben keinen Streich gegen ſeine Heerden oder Angehörigen vorhaben konnten, da ſie ſich immer weiter vom Kraal fort und nach den Grenzen der engliſchen Colonie wandten. So ſah er, daß die Wilden einen jungen weißen Gefangenen einbrachten, erkannte denſelben auch mit ſeinem Adlerauge. Die Wahrnehmung der erſten Vorläufer des großen Zuges der Springböcke und das günſtige Terrain hatten ſeinen Plan zu deſſen Befreiung ſogleich gereift, ſonſt würde er wenigſtens bis zur Nacht haben warten müſſen.

Moritz erinnerte ſich, dem Tſanuſe von der Jagdpartie erzählt zu haben, welche ſein Schwager beabſichtigte. Gewiß hatte der Heimtückiſche es an die Buſchmänner verrathen, daß der Beſitzer der nächſten Niederlaſſung der Inglishmen abweſend, ein Raubzug alſo leichter, als ſonſt, auszuführen ſei. Die Aufregung des Häuptlings bei dem Namen Yſerhout veranlaßte ihn zu der Vermuthung, derſelbe habe jenen Raubzug ausgeführt, von welchem ſein Schwager geſprochen, und wolle ſich jetzt für die damalige Niederlage rächen. Das erſte beſtätigte Kona; war doch damals im ganzen Lande und, mit Ausnahme der Betheiligten, mit großem Vergnügen von dieſem mißglückten Unternehmen des grauſamen und ebenſo verhaßten als gefürchteten Anführers des wilden Stammes geſprochen worden. Daß derſelbe Rachegelüſte hegte und der Tſanuſe ihm einen Wink gegeben hatte, wie leicht dieſelben zu befriedigen ſeien, war nur allzu wahrſcheinlich.

Moritz wollte aufſpringen, um zu den Seinigen zu eilen, ſank aber erſchöpft zurück. Er bedurfte der Erholung. Kona beruhigte ihn damit, die Bosjemen würden durch den überreichlichen Schmaus, welchen die Springböcke ihnen bereitet. ſicherlich ſo lange aufgehalten, daß ſie ihnen, auch wenn ſie ſich Zeit ließen, doch lange zuvorkämen. Zu ſeinem Schwager zurückzukehren war unmöglich, denn wie ſollte er denſelben auffinden? Er hätte den Buſchmännern wieder in die Hände fallen können, auch ging dabei zu viel Zeit verloren. Kona verſprach, ihn nach Yſerhout zu führen.

Der Bläßbock war inzwiſchen halb gar geworden und duftete nicht minder einladend, als der Rhinocerosbraten, der Ladendorff und deſſen Nachbarn durch das Verſchwinden des Knaben ſo abſcheulich verſalzen worden, den Moritz nicht gekoſtet hatte. Der jetzige Braten ſchmeckte ihm um ſo beſſer, und er verſpeiſte davon auch ein recht anſehnliches Stück. Im Vergleich zu der Portion, die ſein Geſellſchafter zu ſich nahm, war es freilich gar nichts. Der aß für ſieben Mann, und Moritz war ſchon längſt, von ſeiner Ermüdung überwältigt, ſanft eingeſchlafen, während er noch kaute. Als er ſich endlich geſättigt fühlte, zog er den kleinen Elfenbeinlöffel aus ſeiner helmartigen Haartour, öffnete die Kürbisflaſche am Gürtel und fütterte ſeine Naſe ſo lange mit den pulveriſirten Blättern der Tabackspflanze, bis ihm die hellen Thränen über die dunkeln Wangen rannen. Das iſt der Gipfel des Vergnügens für jeden echten Caffern, ſei er jung oder alt. —

„Möge mein weißer Bruder erwachen — das Antlitz Atalmas ſchaut vom hohen Himmel herab!“ ſagte Kona, den Schlafenden tüchtig rüttelnd. Moritz ſprang haſtig auf und ſchüttelte ſich vor Froſt, obgleich er mit dem Karroß feſt zugedeckt geweſen, während der Caffer, deſſen nackten Körper der Thau genetzt hatte, nicht fror.

„Atalma,“ der Mond, ſtand ſchon hoch am Himmel, und von den Springböcken war nichts mehr zu ſehen, als einige Gerippe, an denen Raubthiere nagten. Beide begannen eilig ihre Wanderung durch die Klüfte und über die Höhen des Gebirges. Noch ehe die Sonne aufging, befanden ſie ſich auf einer dürren Ebene, denn der Ausläufer des Gebirges hatte hier nur eine geringe Breite. Ohne Raſt marſchirten ſie ſo lange fort, wie Moritz vermochte. Die Sonne brannte heiß auf den Sandboden und der Hunger ſtellte ſich auch wieder ein. Kona hatte ſo lange gegeſſen, wie etwas vorhanden war, und nicht daran gedacht, ein zweites Thier als Vorrath zu ſchießen. Solchen mitzuſchleppen, wäre ja auch zu beſchwerlich geweſen, überdies vermochte der Caffer, beſonders nach einer ſo tüchtigen Mahlzeit, ganz wohl einen Tag ohne Nahrung auszuhalten. Moritz war weder an ſo große Portionen, noch an ſo langes Faſten gewöhnt.

Dieſes war aber auch nicht nöthig. Kona erblickte die Fußtapfen eines Straußes und folgte denſelben bis zu der Vertiefung im Sande, welche deſſen Neſt bildete. Das Straußenpaar war nicht daheim, wohl aber eine große Anzahl Eier, von denen Kona zweie und Moritz eins nahm, ſo viel, als Jeder verzehren wollte. In einiger Entfernung von dem Orte zündete der Caffer Feuer an; die Eier wurden tüchtig geſchüttelt, in die heiße Aſche geſteckt, und in Kurzem war das Rührei fertig. Es fehlte nur etwas Pfeffer und Salz, welches man vor dem Umſchütteln durch eine kleine Oeffnung in der Schale hineinzuthun pflegt, was auch ſehr nöthig iſt, um den herben Geſchmack des Eies etwas zu verbeſſern. Ein Straußenei enthält ungefähr ſo viel Dotter und Eiweiß, wie vierundzwanzig Hühnereier, doch iſt es für einen Mann keine zu große Portion, weil die trockene Luft den Appetit außerordentlich ſchärft. Kona verſpeiſte zweie ohne Beſchwerde, Moritz jedoch nur einen kleinen Theil des ſeinigen, weil ihm der ſtrenge Geſchmack ohne jede Würze und Zuthat zu ſehr widerſtand. Er pflückte ſich lieber einige Hände voll der köſtlichen, in der Nähe wachſenden Beeren der Sauerfeige, die zugleich ſeinen Durſt löſchten.

Auf ihrer weiteren Wanderung umzwitſcherte ſie ein graues Vögelchen, das ſie durchaus mit ſich fortlocken wollte. Kona hatte große Luſt, dem Honigvogel zu folgen, der zu einem vollen Bienenbau leitet und zur Belohnung ſtets eine der beſten Honigſcheiben erhält. Moritz proteſtirte aber dagegen, weil es ſie zu lange aufgehalten hätte.

Gegen Mittag gelangten ſie zu dem Fluſſe, an welchem Yſerhout liegt, doch weit oberhalb der Niederlaſſung. Kona fällte einige Stämmchen, verband ſie durch Ranken und ſchichtete mehrere Lagen Schilf darüber. Hiermit war das Fahrzeug fertig. Beide beſtiegen es, indem ſie noch einen großen Haufen Schilf mitnahmen, um immer wieder eine friſche Lage auszubreiten, ſobald die unterſte Waſſer gezogen hatte. Einige junge Baumſtämmchen dienten dazu, den Nachen vom Ufer abzuhalten. Des Ruderns bedurfte es nicht, ſie glitten ohne dies ſehr ſchnell hinab, denn über dem Gebirge, aus welchem der Strom kam, ſtand eine dunkle Gewitterwolke; ihre Ergüſſe begannen den Waſſerſtand ſchon zu erhöhen. Trotz des ſchwanken, anſcheinend ſo gebrechlichen Fahrzeuges ging die Reiſe doch ſicher und ſchnell von ſtatten. —

Kehren wir inzwiſchen zu denen zurück, welche Moritz ängſtlich ſuchten. Der Abend brach an, nachdem der Erdboden, wie jedes Gebüſch, aufs ſorgfältigſte, doch fruchtlos durchſucht worden. Der Giftdoctor war mittlerweile den herwärts führenden Fußtritten der Buſchmänner gefolgt, hatte ſie auf dem ſteinigen Erdreich zwar verloren, doch immer wieder aufgeſpürt. Als er den Lagerplatz des Stammes erreichte, war es gleichfalls Abend geworden. Er kehrte zu den Jägern zurück, da ſich aber in der Nacht nicht wohl die Fährte verfolgen ließ, ſo wartete man mit dem Aufbruch bis eine Stunde vor dem Morgengrauen, Ladendorff lebhaft bedauernd, daß er nicht gleich dieſen verkehrten Fußtapfen gefolgt ſei.

Ein heller Streif dämmerte eben im Oſten, als die drei Reiter und der Neger den Lagerplatz erreichten. Ladendorff überzeugte ſich nun durch den Augenſchein, daß Moritz von den Buſchmännern fortgeſchleppt worden und noch lebend an dieſer Stelle geweſen war. Schleunig wurden die weiteren Spuren aufgeſucht und dabei wieder Stiefelabdrücke unterſchieden. Ein Stöhnen im Buſch hielt die weitere Verfolgung jedoch auf. Haſtig ward dem Laut nachgeforſcht und der Buſchmann gefunden, welchen die Streiche ſeines Häuptlings zwar verletzt und völlig betäubt, doch nicht gleich getödtet hatten. Am vorigen Tage zu ſich kommend, war er ins Geſtrüpp gekrochen, um ſich zu verbergen und von einer neuen Ohnmacht übermannt worden. Die Kühle der Nacht hatte ihn wieder zum Bewußſein gebracht. Obgleich vor Froſt bebend, verlangte er Waſſer.

Während die beiden andern Jäger welches ſuchten, gab ihm Ladendorff eine zum Schutz gegen die Nachtkühle mitgenommene Decke und bediente ſich des Negers als Dollmetſcher, um ſich mit dem Verletzten zu verſtändigen. Er erfuhr nicht allein, daß ſich Moritz wirklich in den Händen der Buſchmänner befand, und wie der Verwundete in dieſen Zuſtand verſetzt worden, ſondern auch, daß man einen Raubzug gegen Yſerhout beabſichtigt habe. Der ſo ſchwer Gemißhandelte wollte ſich dadurch an ſeinem grauſamen Oberhaupte rächen.

Ladendorff hatte es kaum vernommen, als er ſich auf ſein Pferd warf und den Zügel deſſen ergriff, welches Moritz getragen hatte. Einer ſeiner Nachbarn ſollte den Buſchmännern folgen, der Zweite in gradeſter Richtung nach dem nächſten engliſchen Fort eilen, während er ſelber nach Hauſe jagte und vielleicht noch zeitig genug kam, um die Seinigen zu retten und Moritz aus den Händen der Räuber zu befreien.

An Owambo dachte er nicht. Derſelbe verband den Kopf des Buſchmannes, ſo gut es ging und ſchlug dann gleichfalls den Weg nach Yſerhout ein. Wo die Buſchmänner einen Ueberfall machten, da gab es gewöhnlich auch Wunden von vergifteten Pfeilen, konnte man ihn alſo brauchen.

Ladendorff jagte in raſender Eile den ganzen Tag hindurch —

wechſelte auch von Zeit zu Zeit das Pferd, welches er ritt, mit dem Handpferde. — Er hatte in dieſer Gegend öfter gejagt, kannte ſie alſo ziemlich genau. Eins ſeiner Roſſe brach endlich zuſammen — er ließ es liegen und ſpornte das andere weiter. Ein ſchweres Gewitter ſtand über den zackigen Gipfeln des Gebirges — er achtete nicht darauf. Als die Sonne hinter einer ſchwarzen Wolkenwand untergegangen war, kam er an eine Furth des Fluſſes, etwa eine engliſche Meile oberhalb ſeines Gutes. Hier mußte der Uebergang bewerkſtelligt werden, denn weiter hin war das Waſſer zu tief. Sein Thier war aber zu erhitzt und zu ermüdet, als daß er es gleich in den ungewöhnlich tiefen Strom hätte treiben können. Er mußte warten, bis der Mond über dem Horizont ſtand, und warf ſich inzwiſchen ins Gras, an allen Gliedern bebend vor Aufregung, Ermüdung und Seelenangſt. Das Gewitter ſchien näher zu ziehen — ein Sauſen und Ziſchen kam daher, wie das Heranbrauſen einer mächtigen Windsbraut — er beachtete es noch immer nicht. Sein Auge ſtarrte hinüber nach der Stelle, auf welcher ſein Haus lag — es wurde plötzlich hell dort. „Barmherziger Gott — Feuer!“ ſchrie er, und ſprang entſetzt empor. Durch die Dunkelheit leuchtete es auf, ſein Haus brannte — von den Wilden angezündet. Gleichzeitig zerriß ein dumpfer donnerartiger Laut die Luft — die Erde bebte.

Ladendorff hatte nur Sinn für das, was in ſeinem Hauſe vorgehen mochte. Er ſaß zu Pferde und ſpornte es die Uferböſchung hinab, in das angeſchwollene Waſſer. Das Roß zitterte an allen Gliedern und ſcheute. Keine Anſtrengung des Reiters vermochte es in die Fluth zu bringen.

In dieſem Augenblick tauchte der Mond am Rande des Geſichtskreiſes empor. Er beſchien eine weiße, gegen dreißig Fuß hohe Mauer, die ſich mit Donnergebrüll und der Schnelligkeit des Blitzes im tiefen Flußbette dahinwälzte. Schäumend und brodelnd ſpritzte der Giſcht umher; der gewaltige Anprall des Waſſers erſchütterte den Erdboden. Solche plötzliche Hochwaſſer ſind nichts Seltenes, wenn in den Bergen heftiger Gewitterregen fällt, machen aber einen Flußübergang unmöglich.

Ladendorff ſprengte am Ufer hinab und hielt erſt ſeinem Gute gegenüber. Die Bäume und Büſche zwiſchen dem Fluß und den Gebäuden hinderten ihn, mehr zu ſehen, als den Feuerſchein. Das Gewitter war indeß heraufgekommen; Blitze zuckten, Donnerſchläge krachten mit der ganzen Heftigkeit ſolcher Naturerſcheinungen in ſüdlichen Gegenden. Der Regen goß in Strömen herab, der reißende Fluß ſchlug brauſend und ziſchend an die Ufer. Von drüben ſchienen Thier- und Menſchenſtimmen herüber zu ſchallen, doch täuſchte ihn wohl das Toſen der Elemente. Es war eine entſetzliche Nacht, aber der Waſſerſtrom aus den Wolken dämpfte das Feuer in Yſerhout beſſer, als Spritzen es vermocht hätten -- wenigſtens ſah der verzweifelnde Beſitzer nicht mehr den hellen Schein der Feuersbrunſt.

Er kehrte dahin zurück, wo die Furt ſich befinden mußte. Wahrzunehmen war nichts von derſelben. Das widerſtrebende Pferd zwang er in die Fluth hinein. Allein es war keine Möglichkeit, den breiten Fluß zu paſſiren. Die Strömung riß ihn fort und er mußte auf Tod und Leben mit den Wellen kämpfen, um nur die diesſeitige Böſchung wieder zu gewinnen.

Das Gewitter zog ſo ſchnell vorüber, wie es gekommen war und der Mond ſchien wieder hell. Ruhelos auf- und abſchreitend, brachte der junge Mann die furchtbarſte Nacht ſeines Lebens zu. Er war in der vorigen ſchon beſtürzt und kummervoll genug geweſen, aber was war die Sorge um das Verſchwinden ſeines Schwagers gegen die verzweiflungsvolle Angſt um das Schickſal ſeines Weibes und Kindes! Die entſetzlichſten Schreckbilder gaukelten vor ſeinen Augen — er ſah Louiſe, die Kleinen und ihre ſämmtlichen Angehörigen, auf das grauſamſte gemartert und verſtümmelt — ſterbend — todt. Wie hatte er bei dem Vorüberzug des Heuſchreckenſchwarmes um ſein ſchönes Beſitzthum, um alle darauf verwendete Mühe gebangt! Und jetzt war nicht allein ſein Hab und Gut verwüſtet, geplündert und zerſtört, er hatte auch ſeine höchſten Güter, den koſtbarſten Schatz, den es hienieden giebt, ſeine Lieben verloren! Noch einige Male verſuchte er vergebens, über den Fluß zu dringen. Dann erwartete er mit unſäglicher Ungeduld die Morgenröthe.

Wenn jede Minute auch lang erſcheint — es verrinnt doch eine nach der andern, Stunde auf Stunde. Der Oſten ſäumte ſich golden und bei dem zunehmenden Tageslicht, obgleich nicht ohne Lebensgefahr, da das Waſſer noch immer ſtieg und mit Aufbietung all ſeiner Kraft, all ſeines Muthes, gelang es dem Verzweifelnden, neben dem Pferde das Waſſer zu durchſchwimmen. Als er ſeine Beſitzung betrat, erblickte er überall Graus und Verwüſtung, doch keine Menſchenſeele.

Zehntes Kapitel.

Durch eine Lichtung des Gebüſches an dem auf dieſer Stelle flachen linken Ufer erblickte Moritz in der Ferne einen Reiter. Er machte Kona auf denſelben aufmerkſam und dieſer, deſſen Auge die Schärfe des Adlerblickes hatte, beſtätigte, daß es der Medicinmann im ſchwarzen Rock, der Vater ſeines Gefährten ſei. Er trieb ſogleich das leichte Fahrzeug an's Ufer und ſtieß, nachdem Beide gelandet waren, wiederholt in die Pfeife, die er im Gürtel trug. Dadurch ward die Aufmerkſamkeit des Miſſionärs erregt. Er kam aus dem nächſten Fort, in welchem er dem Commandanten ſeine Beobachtungen unter den Eingebornen mitgetheilt hatte. Der ſchrille Laut der Caffernpfeife, ein in den Caffernkriegen ſehr gefürchteter Ton, ließ ihn ſtutzen. Doch fürchtete er keine Feindſeligkeiten, denn noch lebte man in Frieden mit den dunkelfarbigen Nachbarn. Aber er hielt es auch nicht für räthlich, dem Pfiff nachzugehen, ſondern zügelte nur ſein Pferd.

Wie erſtaunte er, als er neben einem jungen Caffern und dicht in den Karroß gehüllt, ſeinen Sohn Moritz erkannte! In fliegender Haſt wurde ihm das Weſentlichſte mitgetheilt. Daß die Buſchmänner die ſchönen Braten ſogleich im Stich ließen, war zwar nicht wahrſcheinlich, doch immerhin räthlich, an Beiſtand zu denken. Kona erbot ſich, nach dem Fort zu eilen und die Soldaten aufzubieten. Der Miſſionär hielt das für das Geeignetſte, ſchrieb einige Zeilen auf ein Blatt ſeines Taſchenbuches und gab es dem jungen Caffern nebſt ſeinem Pferde, welch letzteres er nicht ſchonen ſollte. Kona jagte davon. Die Gegend war ihm nicht unbekannt; wie die meiſten ſeiner Landsleute hatte auch er weite Streifereien gemacht und ergriff gern die Gelegenheit, in ein Fort der Inglishmen einzudringen. Der Freund derſelben war er eben ſo wenig, wie Iharroo oder ſeine Stammgenoſſen.

Während Vater und Sohn nach dem nicht mehr weit entfernten Pierbeut gingen, erzählte der letztere ausführlich ſeine Abenteuer, wobei er erſt jetzt recht Zeit und Stimmung fand, Gott für ſeine Rettung zu danken. Peter, der hier die Schafe weidete, unterbrach ihn durch einen Ausruf der Ueberraſchung bei ſeinem Anblick. Natürlich erfuhr er: der junge Herr ſei eben den Buſchmännern entflohen und habe in der Gefangenſchaft ihren Anſchlag auf die Pflanzung entdeckt.

Die Ueberraſchung und Beſtürzung ſeiner Mutter, ſeiner Schweſtern und der alten Trien war unbeſchreiblich. Trien und Frau Hillmer beeilten ſich, ihm Speiſe, Trank und Wäſche zu geben, während die junge Frau in lebhafter Beſorgniß um ihren Gatten war. Als er ſich angekleidet und erquickt hatte, war die Sonne hinter den Wetterwolken untergegangen und es Nacht geworden. Verſtört ſtürzte Peter ins Haus. Seit ſeiner Verwundung fürchtete er die Buſchmänner außerordentlich, war alſo auch nicht der Meinung, welche ſelbſt der Geiſtliche theilte, daß vorläufig von der Horde nichts zu fürchten ſei. An allen Gliedern zitternd und ſeine Heerde ganz vergeſſend, verſteckte er ſich auf einem Hügel, von welchem er eine weite Ausſicht hatte. Bei dem letzten Strahl des Tageslichtes ſah er wirklich die Buſchmänner durch die Furt ſchwimmen, an welcher etwas ſpäter Ladendorff den Uebergang unmöglich fand. Seine erſte Bewegung war, nach dem Walde zu fliehen, den Uebrigen die Sorge für ihre Sicherheit und Rettung überlaſſend. Dann erinnerte er ſich jedoch daran, daß der Miſſionär und die Seinigen ihm ſeit vielen Jahren für die leichte Arbeit des Viehhütens Speiſe, Trank und Kleidung gegeben, daß ſie ihn überdies ſtets freundlich behandelt und bei ſeiner Verwundung durch den vergifteten Pfeil ſo liebevoll gepflegt hatten. Er eilte nach dem Hauſe, ſie von der Annäherung der grauſamen Feinde in Kenntniß zu ſetzen.

Der Miſſionär wollte die Frau und Kinder nach dem Walde ſchicken, ſelbſt aber bleiben, um der Verwüſtung möglichſt zu ſteuern und zu retten, was ſich retten ließ. Der Hottentott umklammerte entſetzt ſeine Knie und flehte ihn an, ſich nicht muthwillig in den Tod zu ſtürzen. Moritz kannte die Buſchmänner aus eigner Erfahrung genug, um zu wiſſen, das Verweilen hier ſei eine nutzloſe Selbſtaufopferung. Er erklärte, daß er ſich auf keinen Fall von ſeinem Vater trennen und bei ihm bleiben werde, wenn er bliebe. Die Mutter ſtimmte bei; auch ſie wollte das Schickſal ihres Gatten theilen. So war dieſer denn gezwungen, mit ihnen zu gehen. In der Eile rafften ſie Geld und Geldeswerth, wie einige Bettſtücke und Decken zuſammen und entfernten ſich eilig nach dem Oelbaumhaine hin.

Es war die höchſte Zeit. Ohne die Dunkelheit des Abends wären ſie den Blicken der Buſchmänner nicht entgangen, die gleich darauf das Haus umzingelten. Der Tſanuſe war umgekehrt, als er von einer Anhöhe die Springböcke entdeckte; er wußte, daß ſeine neuen Verbündeten jetzt ihren und ſeinen gemeinſchaftlichen Racheplan aufſchieben würden. Wirklich fand er ſie im beſten Schmauſen. Seine Vorſtellungen und Verſprechungen blieben fruchtlos — warum ſollten ſie ſich damit bemühen, ferne Heerden zu rauben, wenn ihnen hier das delicateſte Fleiſch ohne jegliche Anſtrengung zufiel? Zuletzt drohte ihnen der Tſanuſe mit ſeinem Zorne. Sie waren ſehr abergläubiſch — fürchteten ſeine Zauberkünſte und entſchloſſen ſich daher, ſchleunig aufzubrechen. Er begleitete ſie ſo weit, daß er ſicher ſein konnte, ſie würden nicht mehr umkehren zu den Springböcken. Uebrigens begriff der Häuptling, daß durch den jungen Gefangnen, der ſo glücklich entkommen war, der ganze Grenzdiſtrict allarmirt werden und ein Ueberfall unmöglich ſein würde, wenn er ihn nicht auf der Stelle ausführte. Er trieb ſeine Leute alſo zur größeſten Eile. Faſt gleichzeitig mit Moritz konnte er darum in Iſerhout ankommen, weil dieſer bei ſeiner Flucht den weiten Umweg durch das Gebirge nehmen mußte. Daher hatte dieſer, trotz der ſchnellen Waſſerfahrt, nur einen ſo geringen Vorſprung gewonnen.

Die Wilden trieben das Vieh zuſammen und fort, eigneten ſich an, was ſie mitſchleppen konnten, verwüſteten den Garten und ſteckten ſchließlich die Gebäude an. In geringer Entfernung überraſchte ſie das Gewitter. Die Thiere ſcheuten und wollten ſich zerſtreuen; ſie hatten zu thun, um dieſelben zuſammen zu halten. Da es unmöglich war, den Fluß zu paſſiren, trieben ſie ihre Beute am diesſeitigen Ufer vorwärts. Das war zwar gefährlich, ließ ſich jedoch nicht ändern. Sie mußten mit dem Uebergang warten, bis die Gebirgswaſſer ſich verlaufen hatten. Das geſchah erſt morgen, weil die Fluth bei Gewittern im Vollmond zwölf Stunden zu wachſen pflegt.

Die Geflüchteten hatten in einer Höhle im Walde Zuflucht vor dem Gewitter gefunden und dieſelbe zu einem möglichſt behaglichen Aufenthalt für die Frauen und Kinder eingerichtet. Nach dem Vorüberziehen des Unwetters wurden die Diener um Hilfe nach den nächſten Anſiedlungen geſchickt. Die Familie aber dankte Gott innig, daß ſie Zeit zur Flucht gehabt hatte. Moritz bedauerte jetzt nicht mehr die Leiden ſeiner Gefangenſchaft. Ohne dieſe hätte er den Plan der Buſchmänner ja nicht erfahren und die auf Bierhout Befindlichen wären ungewarnt geblieben, umzingelt und überfallen worden. Er nahm ſich vor, künftig nicht mehr zu murren, ſelbſt bei dem härteſten Ungemach nicht, ſondern ſtill das Ende abzuwarten. Zu Etwas mußte ja auch das Allerſchlimmſte gut ſein und wenn auch nur zur Uebung in der Geduld und Standhaftigkeit.

Die Geflüchteten waren nur in Sorge um Ladendorff, daß er vielleicht den Wilden in die Hände gefallen ſei. Während der Nacht ließen die Frauen den Miſſionär und Moritz nicht hinaus. Erſt nach Tagesanbruch durften ſie vorſichtig nach dem Gute ſchleichen.

Sie trafen mit Ladendorff zuſammen, deſſen Freude grenzenlos war, als er ſeinen Schwiegervater und Schwager erblickte, und von ihnen hörte, die Frauen und Kinder ſeien auch wohlbehalten. Das war ja doch die Hauptſache. Und der Schaden erwies ſich bei näherer Unterſuchung auch nicht ſo groß, wie er auf den erſten Blick ſchien. Der Regenguß hatte das Feuer bald gelöſcht, die Finſterniß und ihre Eile die wilde Bande gehindert, ſo viel Unfug anzuſtiften, als es ſonſt ſicherlich geſchehen wäre. Sie hatte nur einiges Hausgeräth zertrümmert, im Garten ein paar Blumenbeete zertreten, Sträuche und Bäume, oder Pfoſten der Umzäunung, umgehauen. Das ließ ſich leicht wieder erſetzen und in Ordnung bringen, wenn nur das Vieh ihnen abgejagt werden konnte.

Von den benachbarten Niederlaſſungen traf indeß Hilfe ein. So ſehr es den jungen Mann drängte, ſeine Frau und ſein Söhnchen auf einen Augenblick zu ſehen, er mußte ſich an die Spitze der Leute ſtellen, um ſeinem geraubten Eigenthum nachzueilen. Moritz ward zurückgeſchickt, um ſeiner Mutter und Schweſter zu verkünden, daß Alles ſicher ſei, ſie zurückkehren könnten, und daß auch Ladendorff angelangt und zur Verfolgung der Räuber aufgebrochen. Sein Vater bemühte ſich indeß, die ärgſten Spuren der Verwüſtung wegzuſchaffen, um ſeinen Lieben einen gar zu betrübenden Eindruck zu erſparen.

Die Frauen erwarteten Moritz angſtvoll und eilten jetzt froh zwiſchen den Oelbäumen hin, die der Pflanzung den Namen gegeben. Faſt hatten ſie den Saum des Gehölzes erreicht, als ſie betroffen ſtehen blieben. Ungewöhnliches Getön, ein lautes Rufen und Schreien erſchallte in der Ferne. Bedeutete das Gutes oder Böſes? Alle lauſchten geſpannt und rührten ſich nicht, um keinen Laut zu verlieren. Moritz führte ſeine jüngſte Schweſter ſorglich an der Hand, während die Mutter und Louiſe mit dem Kinde voran gingen. Trien und der Hottentott folgten. Sie hatten ſich gleich mit den mitgenommenen Decken und Kiſſen beladen.

Die Augen des Kleinen waren über der Schulter der jungen Mutter ſichtbar. Mieken trug das niedliche Körbchen aus den Borſten des Stachelſchweins, an dem Moſcheſch gearbeitet, als der Tianuſe ihn der Giftmiſcherei beſchuldigte, das er dem kleinen Mädchen beim Abſchiede geſchenkt hatte. Trotz ihrer Neugier und Beſorgniß überwog in ihr doch die Luſt, mit ihrem Neffchen zu ſpielen. Sie ſchwenkte das Körbchen neckend vor dem Kleinen hin und her und wollte laut aufjubeln, als ſeine Augäpfel ihren Bewegungen folgten.

Moritz drückte jedoch, Stillſchweigen gebietend, ſo heftig ihre Hand, daß ſie erſchrocken das Körbchen fallen ließ. Seinem offenen Ohr war ein ſeltſames Geräuſch hier ganz in der Nähe nicht entgangen. Geſpannt ſchweiften ſeine Augen umher und blieben an einem Baum hangen, der ſeiner älteren Schweſter zunächſt, einige Ellen von derſelben entfernt ſtand. Mieken zurückſtoßen und neben Louiſe ſpringen, war ſchneller gethan, als gedacht. In demſelben Augenblick hatte ſich aber auch eine Schlange vom Baume rücklings auf ihn geſchnellt.

Es war eine Puffadder — Cerastes caudalis. Er wollte ſie zurückſchleudern — ſie packte jedoch ſeinen Arm mit ihren Zähnen. Andere Schlangen fliehen ſcheu, dieſe beißt ſich hartnäckig feſt.

Der Schrei: „Eine Puffadder!“ klang von den Lippen des Hottentotten und der alten Trien. Mieken brach in ein Jammergeſchrei aus. Louiſe ſprang einige Schritte zurück, um ihr Kind aus dem Bereich der furchtbaren Gefahr zu bringen. Frau Hillmer aber ſtürzte auf Moritz zu, ihm zu helfen. Sie wußte wohl, daß der Tod nach dem Biß dieſer Schlange in kurzer Zeit erfolgte. Allein ſie ſetzte ihr Leben ebenſo, ohne zu zaudern, an das ihres Kindes, wie der unerſchrockene Knabe das ſeine für Louiſe und ihren Kleinen gewagt hatte. Die Schlange ließ jetzt jedoch ihr Opfer los und ſchnellte ſich mit einem mehrere Ellen weiten Satz in's nächſte Gebüſch.

Todtenbleich, mit ſtarrem Blick, ſchaute die Mutter auf die zwei Riſſe am Arm ihres einzigen Sohnes. Sie waren anſcheinend ſo unbedeutend, nur ein kleiner Blutstropfen quoll aus jeder der winzig kleinen Wunden hervor. Unmöglich konnten ſie eine ſo fürchterliche, eine tödtliche Wirkung üben. Haſtig band ſie ihr Taſchentuch oberhalb der Verletzung feſt um den Arm; ihre Töchter beeilten ſich, ihre Tücher herzugeben, damit das auch an der Hand geſchehen könne. Man hoffte, damit das Anſchwellen des Armes zu verhindern und eilte dann, ſo ſchnell es anging, nach dem Hauſe.

Moritz war nicht im Stande, daſſelbe zu erreichen, ihn ſchwindelte, das Athmen ward beſchwerlich, die Sprache lallend und unverſtändlich, ſein Körper ſteif und kalt. Ladendorff kam ihnen entgegen und half ihn hineintragen. Vergebens wendete der Vater an, was er wußte. Der Arm ſchwoll bis zur Achſelhöhle, dunkle Flecken und Streifen zeigten ſich darauf. Die Gefahr ſtieg mit jedem Augenblick. Mit bleifarbenem Antlitz, kurzem raſſelndem Athem und offenem ſtarrem Auge lag Moritz regungslos da. Der Schmerz und die Beſtürzung der Seinen war unſäglich. So ſollte er denn den Gefahren, die ihn durch die Buſchmänner bedroht hatten und das Mittel zur Rettung ſeiner Angehörigen geworden waren, glücklich entgangen ſein, um jetzt eines ſo fürchterlichen Todes zu ſterben!

Ladendorff war mit ſeinen jubelnden Begleitern ſo ſchnell zurückgekehrt, weil er unweit von Yſerhout ſchon die Soldaten und Kona getroffen, welche den Wilden ihre Beute bereits in der Nacht entriſſen hatten und ſie jetzt im Triumph zurück brachten. Der Buſchmannschef war wüthend geweſen, daß ſeine Leute ſich ſo lange bei den Springböcken aufgehalten. Sonſt wären ſie ſchon vor dem Steigen des Waſſers am andern Ufer und dieſes ihnen ein ſicherer Schutz gegen jegliche Verfolgung geweſen. Freilich hatte er ſelber auch an dem Schmauſe theilgenommen, doch machte er es natürlich nicht ſich, ſondern den Andern zum Vorwurf. Er ſchimpfte und ſchlug um ſich, wie ein Raſender, hielt dadurch aber nur die Flucht auf und brachte den Zug in Unordnung, dem überdies nach dem Gewitter, wegen des ſchlüpferigen Bodens und der Scheu und Wildheit des verſchüchterten Viehes, ein raſches Fortkommen unmöglich war. Das Gebrüll der Rinder, der Böcke und Schafe ſchallte ſo weit durch die ſtille Nacht, daß Kona, der die ſchnell herbeieilenden Soldaten begleitete, es vernahm, und dieſelben ſtatt nach Yſerhout, gleich zur Verfolgung der Räuber führte. Sie waren noch nicht weit an der Stelle vorüber, an welcher er vorhin mit Moritz deſſen Vater getroffen. Die Wilden hatten nicht gedacht, daß die Verfolger ſchon ſo nahe ſeien; in der Verwirrung war es leicht, ihnen die Beute unverſehrt abzunehmen und ſie ſelber theils zu tödten, theils in den reißenden Strom zu treiben. Nur Wenigen gelang die Flucht, ſie zerſtreuten und verſteckten ſich in den Büſchen. Der Häuptling warf ſich in den Fluß, hoffte, ihn zu durchſchwimmen, ertrank jedoch und ſeine

Leiche ſpülten die Wellen fort. — Die Sieger lagerten auf dem Platz bis gegen Morgen, wo ſie mit dem geraubten Gut nach der Niederlaſſung zogen. Ladendorff begegnete ihnen — wie erwähnt. Seine Freude über den glücklichen Ausgang der gefährlichen Sache ward nun in die tiefſte Bekümmerniß wegen Moritz verwandelt, ohne deſſen muthige Aufopferung ſein Weib und Kind verloren geweſen wären. —

Der Miſſionär kniete an dem Lager, auf welches ſein Sohn in der Eile gebettet worden, und rang im Gebet nach Faſſung und Troſt. Die Seinigen umgaben ihn ſchluchzend. Plötzlich ward die Thür haſtig geöffnet — Peter erſchien und ein abſcheulicher Geruch verbreitete ſich im Zimmer. „Owambo, der Giftdoctor iſt da!“ ſagte er, ſeinen breiten Mund zu einem freudigen Grinſen bis an die Ohren öffnend, während noch Thränen des Kummers um den jungen Herrn in ſeinen kleinen ſchiefſtehenden Augen perlten.

Alle begrüßten Owambo mit Freude; wußten ſie doch, daß man ſich Wunderdinge von den Curen eines ſolchen Giftdoctors erzählte. Sie hätten vielleicht daran gezweifelt, wären ſie nicht durch die ſchnelle Herſtellung des Hottentotten eines Beſſeren belehrt worden. Jetzt hielt ſich Mieken nicht mehr ihr hübſches, verächtlich gerümpftes Näschen zu — ſie bat nur Gott im Stillen, er möchte dem Arzte doch in die Seele geben, daß er ihren Bruder durch ein anderes Mittel curire, als Peter.

Der Miſſionär ergriff die kalte klebrige Hand ſeines Sohnes und fühlte deſſen fadenförmigen Puls. Er erwartete, daß Owambo den Kranken unterſuchen und dann kopfſchüttelnd erklären würde: hier ſei Hülfe unmöglich. Allein der Giftdoctor warf nur einen Blick auf den Patienten, rieb ſeine Hand unter ſeiner eignen Achſelhöhle und ſtrich mit den feuchten Fingern unter der Naſe des Kranken umher. Das wirkte augenblicklich. Moritz fuhr zuſammen, wie von einem elektriſchen Schlage berührt, ſank aber ſogleich in ſeine Betäubung zurück.

Owambo nickte zufrieden und goß dadurch neue Hoffnung in die Herzen der Zagenden. Dann ließ er ſich eine Schüſſel mit Waſſer geben und knetete darin einen Zipfel ſeines rothen Kopftuches ſo lange, bis die Schweiß- und Schmutzkruſte deſſelben im Waſſer aufgelöſt und dieſes ganz ſchmutzig war. Dann hielt er wieder ſeine ſchweißige Hand unter die Naſe des Bewußtloſen. Das Aufſchrecken wiederholte ſich, heftiger, andauernder, ſteigerte ſich ſogar zu Zuckungen und leichten Krämpfen. Dann raffte ſich Moritz empor, ſchaute wild umher und wollte ſprechen. Owambo goß etwas von dem ſchmutzigen Waſſer in eine Taſſe und wollte es ihm zu trinken geben. Mieken ſprang aber, ſich vor Ekel ſchüttelnd, dazwiſchen und wehrte ihm.

„Soll er ſterben?“ fragte der Giftdoctor in gebrochenem Engliſch. Während Ladendorff das Kind mit ſanfter Gewalt hinaus und zu der Wiege des kleinen Neffen führte, nahm der Miſſionär die Taſſe aus der Hand des Schwarzen und führte ſie ſelbſt an die Lippen ſeines Sohnes. Das Schlucken verurſachte ihm Beſchwerde, doch trank Moritz folgſam; die allen Menſchen innewohnende natürliche Scheu vor dem Tode und Liebe zum Leben war ſtärker, als der Ekel. Darauf ſank er matt zurück und ſchloß die Augen. Seine Aeltern glaubten erſchreckt, es gehe mit ihm zu Ende, allein der Puls hob ſich, die Haut wurde wärmer, die Lebensfarbe kehrte zurück. Nach einer Viertelſtunde rüttelte Owambo ihn durch ſeine Handbewegungen wieder empor. Der Geruch vom Schweiße des Negers erwies ſich wirkſamer, als ein Flacon mit belebenden Salzen. Jetzt erhielt er eine zweite Doſis des ſchmutzigen Waſſers, das als Arzenei fungirte, und verſchluckte ſie mechaniſch und ſchon mit weniger Beſchwerde, als die erſte. Nach Verlauf einer halben Stunde war er bei Bewußtſein, ſprach zuſammenhängend, ſchwitzte ſtark und klagte nur über Uebelkeit und Wüſtheit im Kopfe, verfiel dann aber in ſanften Schlummer.

Alle fühlten ſich wie neugeboren und dankten Gott aus tiefſtem Herzensgrunde. Der Giftdoctor hatte ſich entfernt und ſtreifte in der Nähe des Bierhoutgehölzes umher. Der Geiſtliche folgte ihm und ſah mit Erſtaunen, daß der Schwarze, am Boden hockend, zwiſchen ſeinen Beinen den ſich windenden Körper einer Ceraſtes, wahrſcheinlich derſelben, welche Moritz geſtochen, und zwar mit der einen Hand ihren Kopf hielt, während er ihr mit einer kleinen Zange die Zähne ausbrach, wobei ſie ihn biß.

„Owambo ſchadet ihr Gift nicht, er hat es in ſeinem Blut!“ antwortete er auf einen entſetzten Ausruf Hillmers. Dabei führte er den ausgebrochenen Giftzahn an ſeine Lippen und ſog den zähen, grünlichen Gifttropfen ein, der daran hing. Doch begnügt ſich ein Giftdoctor nicht damit, um ſich gegen den Schlangenbiß feſt zu machen. Er läßt ſich auch das Gift der gelben Schlange auf Stirn, Bruſt, Rücken, Schultern und Armen einimpfen. Die Ausdünſtungen eines ſolchen Mannes ſind wahrhaft verpeſtet, dennoch dienen ſie als ein wirkſames Mittel gegen Vergiftungen ſowohl, wie gegen Schlangenbiſſe und der Doctor iſt zugleich Apotheke. —

Moritz befand ſich am nämlichen Abend ſchon ziemlich wohl und war am folgenden Tage geſund. Selbſt die zwei Punkturen durch die Giftzähne waren geneſen und erſchienen nur als kleine, röthliche, etwas vertiefte Flecken.

Reichlich beſchenkt kehrte Owambo, der ſo zur rechten Zeit erſchienen war, in ſeine Hütte zurück.

Auch Kona begab ſich zu ſeinem Kraal und zwar überglücklich durch das Geſchenk zweier ſchönen, jungen „muſikaliſchen“ Kühe. Die Caffern ſchwärmen für ſchönes Rindvieh und lieben namentlich — wohllautende Stimmen an denſelben. Kona hatte ſich ſelber zwei der Thiere auswählen dürfen und natürlich ſolche genommen, welche ihr „Muh“ auf recht melodiſche Weiſe riefen.

Schluß.

Die mannigfaltigen Gefahren und Schreckniſſe, welche ſämmtliche Bewohner von Vierheut, der Eine mehr, der Andre weniger, durchgemacht, hatten doch merkliche Spuren zurückgelaſſen. Es bedurfte mehrer Wochen, ehe Alle ſich wieder völlig erholten und ſo friſch und munter waren, wie früher. Ebenſo lange währte es auch, bis jedes Zeichen der von den Buſchmännern angerichteten Zerſtörung beſeitigt und

Alles wieder vollkommen hergeſtellt war. Jetzt aber war die Zeit des Aufenthaltes der Eltern faſt vorüber. Die Schilderungen und Erzählungen deſſen, was man erlebt und erlitten, gedacht und empfunden, die innige Dankbarkeit gegen den allgütigen Gott, der Alles zum Beſten geleitet hatte, die Freude des Beiſammenſeins und ſpäter eine leiſe Wehmuth, der Vorläufer der Trennung, der Begleiter des Gedankens an den nahenden Abſchied — das Alles und nebenbei die nothwendige Arbeit hatte ſelbſt Hillmer die unter den Caffern umgehende Prophezeihung ganz vergeſſen laſſen. Er ward daran erinnert, als ein ſogenannter Tochtgänger, ein Händler, der den Eingebornen verſchiedene Waaren zuführt, aus dem Caffernlande zurückkehrend, in Vierhout erzählte, die Gläubigen erneuerten oder befeſtigten ſchon die Dächer ihrer Hütten, damit ſie von dem bevorſtehenden großen Sturm nicht herabgeweht würden.

Ladendorff ward beſorgt und ſeine Schwiegermutter erſchrak lebhaft bei dem Gedanken, ihre Tochter und ihr Enkelchen hier an der von ſo vielen Gefahren bedrohten Grenze zurückzulaſſen. Wenn vom Hunger zum Aeußerſten getrieben, die Caffern einen Verzweiflungskrieg begannen, ſo galt es, wie die Häuptlinge ohne Zweifel beabſichtigten, die Vernichtung der Weißen und Vierhout war dicht an der Grenze.

Der Miſſionär wies darauf hin, daß ſie und die Ihrigen ferner eben ſowohl unter dem Schutze Gottes ſtänden als bisher, und es am Beſten ſei, in Geduld ein Weilchen zu warten; was böſe geſchienen, wende ſich zuletzt doch zum Guten. Dennoch hielt er es damit, daß man einer nahenden Gefahr ausweiche, ſobald man ſie erkannt habe und ſchlug vor, Louiſe mit dem Kinde nach der Capſtadt mitzunehmen, nach welcher er längs des Seeſtrandes reiſen wollte.

Allein die muthige junge Frau mochte ſich von ihrem Gatten nicht trennen, da er bedroht war, verſicherte, daß ſie fern von ihm durch die ſchrecklichſten Vorſtellungen und Befürchtungen gemartert, ſicherlich krank werden würde. Als man noch darüber ſprach, ſtieg in der Ferne, jenſeits des Fluſſes, eine Staubwolke auf.

Peter eilte mit der Nachricht herbei, ein ungeheuerer feindlicher Haufe rücke heran und verſetzte dadurch die ganze Familie in Schrecken.

Die Männer rathſchlagten über die Flucht der Frauen und Kinder und griffen ſelbſt zu den Waffen. Es war indeß zwar ein Caffernhaufe, doch kein feindlicher, und die große Staubwolke, welche ihn umhüllte, ward von den Hufen ihrer Heerden aufgewirbelt. Moſcheſch kam mit ſeinen Angehörigen und der ganzen beweglichen Habe. Da ſeine Stammgenoſſen jetzt alles Verzehrbare verzehrt hatten, befürchtete er einen Aufſtand derſelben gegen diejenigen, welche ihre Heerden nicht geſchlachtet und ihre Felder bebaut hatten. Daher kam er auf britiſches Gebiet — fragend, ob er in der Nachbarſchaft von Vierhout bleiben könne, bis die Zuſtände in ſeiner Heimath ſich entſchieden hätten und wieder geordnet ſeien.

Dieſe Erlaubniß ward gern gewährt. Boten er und die Seinen, im Fall es zum Kriege kam, doch einigen Beiſtand gegen den gemeinſchaftlichen Feind.

Inzwiſchen erſchien der von dem großen Tſanuſe beſtimmte Tag des großen Sturmes, der für die Gläubigen die Morgenröthe eines neuen glücklichen Lebens heraufführen ſollte. Statt blutroth aufzugehen und am Himmel umherzuſchweifen, wie verkündigt worden, erſchien die Sonne wie immer und wandelte unverrückt denſelben Pfad wie vor und ſeit Jahrtauſenden. Dennoch harrten die Gläubigen ſtill in ihren Hütten und lauſchten auf den gewaltigen Sturm, der ihren Feinden Untergang, ihnen ſelbſt aber Reichthum und alle möglichen Lebensgüter bringen ſollte. Doch kaum ein Lüftchen regte ſich und Stunde auf Stunde verrann.

Als endlich das Tagesgeſtirn ſeinen Scheitelpunkt längſt überſchritten hatte und ſich dem Weſten zuneigte, da traten die Getäuſchten aus ihren Wohnungen. Bisher hatten ſie noch keinen Hunger gelitten, weil die Reichern ihr Vieh gaſtlich getheilt mit den Aermern, die daran nicht ſo lange zu zehren gehabt. In der letzten Zeit war jede Klaue verſpeiſt, die früher verſchont worden, damit am Tage des großen Gerichts, wie verordnet, nichts übrig ſei. Heute hatte noch Niemand etwas gegeſſen und beſaß auch nichts mehr. Als die Unglücklichen erkannten, daß der ewige Kreislauf des Tages und der Dinge um ihretwillen keine Veränderung erleide, daß ſie ſchmählich getäuſcht, betrogen ſeien, gerieth ein Theil in die lebhafteſte Wuth, während der andre ſich widerſtandslos der Verzweiflung, dem Hunger, dem Tode preisgab. Da zwei Drittel der Bevölkerung der Prophezeihung geglaubt und nur ein Drittel ihr Vieh behalten, ihre Aecker beſtellt hatten, fielen die Verarmten über die Reichen her und beraubten ſie. Dieſe ſetzten ſich natürlich zur Wehre und ein gräßliches Blutbad entſtand. In ſolchen Gegenden, wo es keine Ungläubigen, alſo auch keine Lebensmittel gab, ſuchten die Hungernden, nachdem ſie ihre Pferde aufgegeſſen hatten, ihr Leben mit wilden Wurzeln oder erjagten Thieren zu friſten. Allein das reichte bei Weitem nicht hin für Alle. Unzählige verſchmachteten — die Ueberlebenden wurden von Tag zu Tage kraftloſer. Vergebens verſuchten die Häuptlinge, das Volk zu dem Unternehmen zu bewegen, um deſſentwillen das ganze Unheil angeſtiftet worden — zu einem Kriege gegen die Inglishmen. Sie hatten ihren Einfluß verloren, die Hungernden waren gänzlich entmuthigt und es kam zu keiner Vereinigung der verſchiedenen Stämme. Dieſelben zogen vielmehr einzeln über die Grenze des britiſchen Caffraria, baten um Nahrung und verſprachen, dafür zu arbeiten. Viele traten in die Dienſte der Coloniſten. Andern gab die Regierung etwas Vieh, Saatkorn und Lebensmittel bis zur nächſten Ernte — ſie, die bisher Freien, unterwarfen ſich dafür der engliſchen Oberherrſchaft. — So war der Plan zur Vernichtung der Fremden in ſein Gegentheil umgeſchlagen und die Unabhängigkeit der ſtolzen kriegeriſchen Caffern erhielt dadurch den Todesſtoß. Die Hälfte der ganzen Bevölkerung, über fünfzigtauſend Menſchen, ſollen dabei durch Hunger, Elend und Kampf gegen einander aufgerieben werden ſein. Manche Häuptlinge tödteten ſich aus Verzweiflung — andre nahmen, um ihr Leben zu friſten, das Gnadengehalt an, welches die engliſche Regierung ihnen bot und ſind aus ſouveränen Fürſten beſoldete Beamte der verhaßten Fremdlinge geworden.

In dem Kraal Iharroos gab es keine Klaue und kein Hirſekorn, da Alle, welche nicht an die verhängnißvolle Weiſſagung geglaubt hatten, mit Moſcheſch fortgezogen waren. Der Zorn der Darbenden richtete ſich gegen den Tſanuſe, der von einem wüthenden Haufen den Martern ausgeſetzt wurde, die er ſonſt den angeblichen Umtakati auferlegt hatte — Martern, unter denen er ſeinen Geiſt aushauchte. Vergebens ſuchte Ibarreo ihn zu retten. Der ehedem ſo gefürchtete Häuptling mußte froh ſein, daß er ſelber nicht der Volksrache zum Opfer fiel.

In düſterm Brüten kauerte der Häuptling in ſeiner Hütte — nicht achtend des grimmigen Hungers, der in ſeinen Eingeweiden wühlte. Als aber ſein kleines Söhnchen ſchreiend zu eſſen verlangte und ſeine geliebte Gattin Suta, ſelber bleich und hohläugig und einer Ohnmacht nahe aus Mangel an Nahrung, ihm nichts geben konnte, ſprang er auf und ſtreifte nach einer Jagdbeute umher. Vergebens — der ſonſt ſo gewandte Jäger vermochte kein Wild zu erlegen; er ſah nicht einmal eins auf meilenweitem Umherſchweifen. Seine Leute waren ihm zuvorgekommen und hatten getödtet und verſchlungen, was ſich von ihren Pfeilen, Kugeln und Aſſagaien erreichen ließ. Troſtlos kehrte er nach langer Zeit zurück — fürchtend, ſeine Liebſten vom Mangel hingerafft zu finden. Aber ſie lebten noch — Owambe, der Giftdoctor, hatte ihnen heimlich etwas von ſeinen wohlverwahrten Vorräthen gebracht, weil Suta ſtets gütig gegen ihn geweſen war. Das unabweisliche Bedürfniß hatte in ihr den Ekel vor den unappetitlichen Händen überwunden, aus welchen die rettende Nahrung kam, doch hatte ſie ſelber ſich nicht völlig geſättigt, um auch ihrem Gatten etwas aufzuſparen.

Der Stolz und Trotz des Letztern war gebrochen. Sein einziges Kind und ſein theures Weib konnte er nicht Hungers ſterben laſſen, obgleich er für ſeine Perſon das einer Unterwerfung unter die Fremden vorgezogen hätte. Auch er wandte ſich um Hülfe an die Regierung und erhielt ſie. Bevor dieſelbe jedoch ankam, langte ſchon das „wandernde Haus" des Miſſionärs voll Lebensmittel von Bierheut an, begleitet von einer bewaffneten Eskorte zum Schutz gegen die Buſchmänner. Moſcheich mit den Seinen kehrte gleichfalls in ſeine Heimath zurück und half ſeinen darbenden Landsleuten neben der Unterſtützung der Regierung bis zur nächſten Ernte freundlich aus.

Den Coloniſten fehlte es nun nicht an Arbeitern, Hirten und Knechten, und von einem feindlichen Einfall iſt nichts mehr zu fürchten.

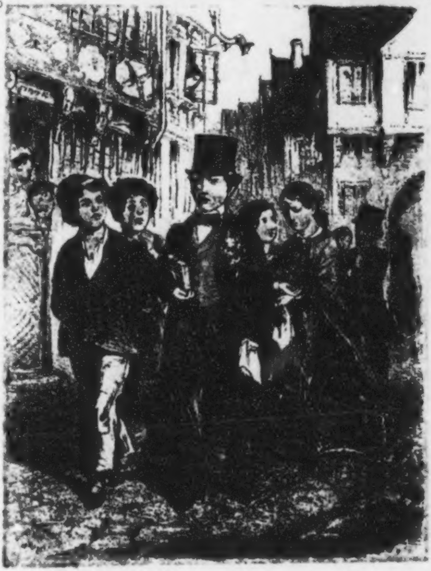
Die Bewohner von Yſerhout beklagten zwar tief das entſetzliche Elend, welches dieſe wahnſinnige Weiſſagung über die unglücklichen Caffern gebracht hatte, und ſuchten es nach Kräften zu lindern. Aber ſie durften nun doch nicht mehr in Sorge ſein, und die Eltern konnten Louiſe und ihr Söhnchen unbekümmert zurücklaſſen. Das erleichterte ihnen den Schmerz des Scheidens.

Moritz ſtudirt in der Capſtadt und will nächſtens eine europäiſche Univerſität beſuchen. Seine Eltern und Mieken, die niemals Mie genannt zu werden braucht, kehrten nach der Miſſion zurück — Alle ſind wohl und geſund.

* * *

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Berlin, Druck von W. Pormetter, Neue Grünſtraße 30.



Zur Einsegnung

c

Liesbeth

Erinnerungen an eine kleine Pension für erwachsene Mädchen

von

A. STEIN

[d. i. Margarete Wulff
[eodor]

Mit 7 colorirt: Bildern vom Prof: Th: Hosemann.

BERLIN
Winckelmann & Söhne.
[1864]

Liesbeth.

Meine liebe, theure Schweſter; meine beſte, treuſte Freundin auf dieſer weiten Erde, der feierliche Tag meines Lebens iſt vorüber und Du warſt nicht zugegen. Das werde ich wohl niemals ganz verſchmerzen können, denn mir iſt damit ein Segen verloren gegangen, den ich allein nicht auf mich herabflehen konnte, Du hätteſt dabei helfen müſſen. Mir fehlte der Segen jener inneren tiefen Ruhe, mit der man das Feierliche in ſich aufnimmt zum nimmer Vergeſſen. Deine Augen hätten dieſen Segen auf mich herab geweint, Dein Herz ihn für mich erbetet.

Unbeſchreiblich hatte ich mich auf die Einſegnung zu einem jugendlichen, dem Beſſeren gewidmeten Leben gefreut; wie erlebte ich den Augenblick im Voraus mit Dank gegen Gott; aber in der Wirklichkeit erleben wir wohl Alles anders, als unſere Phantaſie es uns ausmalt.

Morgens beim Erwachen in meinem Stübchen, da war es wieder hübſch; wie klar, wie freudig und inbrünſtig konnte ich beten für mich, für Alle, die ich lieb habe. Das Gefühl des Verlaſſenſeins kam nicht über mich, weil ich, das darf ich wohl ſagen, Gott ſo nahe war. Noch betete ich, als die Tante zum Frühſtück rufen ließ; alles war anmuthig geordnet, der Tiſch ſtand zwiſchen ſchönen Blumen und Bäumchen am Fenſter; ich ſah das im Ruff, wie Du zu ſagen pflegteſt, denn ich hatte nur Augen für die Tante. Ich dachte, ſie werde mir die Arme entgegenſtrecken, ich hätte ſo gern an ihrem Herzen geweint, aber das geſchah nicht.

Das Fußleiden der Tante, welches ihr auch die Kirche zur Unmöglichkeit machte, nahm ſie ganz in Anſpruch; Du weißt, ſie hat immer nur ein Gefühl zur Zeit, und geht langſam zu einem andern über. Freilich war ich in dies Leid mit eingeflochten, aber ich durfte das nur vorausſetzen, bemerkbar ward es mir nicht. Gar zu gern hätte ich nicht gefrühſtückt, aber mir fehlte der Muth, es zu unterlaſſen. Wie gewöhnlich las ich den Morgenſegen und mußte dann gehen mich anzukleiden; die Tante rief mir nach, ich möge erſt im letzten Augenblicke wieder zu ihr kommen.

Raſch kleidete ich mich an, nur um damit fertig zu werden; das ſchwarze Tafftkleid war das Kleid unſerer lieben, verklärten Mutter; auf meine Bitte hat Tante Sophie es für mich zurecht machen laſſen.

Ich wollte gern noch beten, aber konnte nicht recht und war wie betäubt, ach, und Du liebe Schweſter, das Schlimmſte war, ich mußte immer denken: „Welche Frage wird Paſtor Holberg wohl an Dich richten? und wenn Du nur die rechte Antwort giebſt und keine Schande daraus wird.“ Das war ſchlimm, aber eine Prüfung vor der Einſegnung ſtört gewiß ſtets und läßt die rechte Freudigkeit nicht aufkommen; mich brachte ſie um die Ruhe, welche doch der allerbeſte Segen iſt.

Auf der Straße ward es lauter, ich trat an's Fenſter, und vorüber gingen ſchon Confirmanden-Kinder armer und, wie man hier ſagt, kleiner Leute, die ſich in das Haus des Predigers begeben wollten. Wie gingen ſie ſo beneidenswerth gepaart! Die Schweſter mit der Schweſter, oder Bruder und Schweſter, oder Freund mit Freund. Neben manchem Confirmanden lief ein kleiner ſchäbiger Geſelle her, reſpectvoll ſich von dem geputzten Freunde fern haltend, und ihn doch nicht laſſen könnend. O, alles was Liebe iſt, iſt doch wunderhübſch. —

Endlich kam auch meine Zeit; als ich zur Tante einging, ſtürzten mir plötzlich Thränen aus den Augen. Ein Roſenbuſch ſtand vor ihr auf dem Tiſche, ſie ſchnitt die ſchönſte, halb erblühte Knoſpe ab und hielt ſie mir entgegen. „Da, Liesbeth, und nun geh' mit Gott, der Dich ſegnen wolle. Laſſe jetzt das Weinen und bedenke, daß in der Kirche viele Hunderte auf Dich ſehen werden. Binde dies ſchwarze Spitzentuch um den Kopf, damit Dein Hut Dir das Haar nicht verdirbt und nun, Adieu, mein Kind.“

Ich küßte Tante Sophiens Hand, ich blickte ſie, glaube ich, flehend an, aber ging auf ein Zeichen von ihr.

Ich wollte Abſchied von Martha nehmen, ſie wartete ſchon an der Treppe auf mich. „O je, Fräulein, wie ſehen Sie ſchön aus; wie die Engelein auf den Kirchenbildern, und Alles ſo ſchmuck, was Sie an ſich tragen. Der liebe Gott ſegne Sie.“ Ich dankte eigentlich nur mit Thränen und dann raffte ich mich zuſammen und ging gefaßt auf die Straße hinaus.

Vor allen Fenſtern Neugierige und die Gaſſe belebt. Ab und zu ward gefragt: „Wer iſt das?" „Fräulein Farbes." Einmal hieß es: „Wer iſt die?" „Das iſt die Liesbeth aus der Gertrudenſtraße." „Die Liesbeth? Wer iſt das?" „Die Mutter iſt geſtorben, der Vater in Amerika, und da iſt ſie bei einer reichen Frau Tante, aber da hat ſie es nicht gut." Das Blut ſchoß mir in's Geſicht über dieſe Ungerechtigkeit; laut hätte ich ſagen mögen: „Ich habe es ſehr gut."

Das ging aber nicht und ich verdoppelte meine Schritte, um nichts mehr zu hören. Ein Wagen rollte die Straße hinab und hielt plötzlich; ein freundliches Frauengeſicht bog ſich aus dem Fenſter deſſelben und rief mir zu: „Fräulein Farbes, wollen Sie nicht einſteigen?" Ein Diener öffnete den Schlag und ich ſaß, halb unbewußt, wie Alles geſchehen ſei, neben Frau von Friedenberg, eine von den wenigen Damen aus der Tante Bekanntſchaft, welche dieſe gern hat.

Eine junge Dame hatte ſich rückwärts geſetzt, um mir Platz zu machen. „Meine Nichte Charlotte," ſagte Frau von Friedenberg, „die erſt ſeit einigen Wochen bei mir iſt, und heute auch eingeſegnet wird." Wir Mädchen, die wir einen ſo ſchönen, ernſten Weg miteinander zu gehen hatten, ſahen uns an und gaben uns die Hand, als ob wir uns ſeit Jahren gekannt hätten. Gleiche Wege, gleiche Zwecke, wie vertraut macht das! — Frau von Friedenberg meinte, wir würden wohl vom Pfarrhauſe aus paarweiſe in die Kirche gehen, und könnten uns zu einander halten. O Du allerbarmende Gnade Gottes, nun hatte ich doch eine Gefährtin gefunden! —

Als der Wagen am Pfarrhauſe hielt, küßte Frau von Friedenberg ihre Nichte und dann auch mich, ihre Augen ſtanden voll Thränen. Aus dem Wagen rief ſie mir nach: „Mein Wagen kommt für Charlotte, laſſen Sie ſich von ihr nach Hauſe bringen.“

Nur nicken konnte ich, kein Wort wollte über meine Lippen. Auf dem Hausflur ſtanden die Kinder der armen und kleinen Leute, wir wurden in einen großen Saal geführt. Charlotte flüſterte mir zu: „Die da draußen hätte ich Alle mit hinein gelaſſen; heute ſind wir doch mehr noch als ſonſt eines Vaters Kinder.“ Die jungen Leute, denn die Knaben mag ich nicht ſagen, ſtanden an einer Seite des Saals, wir Mädchen an der anderen. Anſcheinend herrſchte tiefe Stille, aber doch vernahm man leiſes Flüſtern, doch herrſchte unruhige Bewegung. Ich habe ſo ſtill und einhäuſig gelebt und kannte nur Wenige, die mir in den Unterrichtsſtunden nahe geſtanden hatten, und mit denen ich mich ſchweigend begrüßte. Je näher die Stunde kam, um ſo ängſtlicher ward mir um's Herz und ich ſagte dies Charlotten leiſe: „O, ich ängſtige mich ſo wegen der Fragen, die wir beantworten ſollen; mir ſchlägt das Herz, daß ich kaum athmen kann.“ „Ich glaube, ich fürchte mich noch mehr und wie ſchlimm iſt das, denn das iſt doch Menſchenfurcht und die ſollen wir heute nicht haben.“ Dieſe Worte richteten mich auf. „Ja, es iſt Menſchenfurcht, und wenn wir heute nicht glauben, daß Gott uns helfen wird, wann werden wir es dann jemals glauben.“

Bei dem erſten Glockengeläute ward die Thür nach dem Hausflur geöffnet, alle Confirmanden traten ein, mit ihnen Paſtor Holberg, welcher, in der Mitte des Saales ſtehend, eine kurze, ergreifende Anrede hielt. Er ſagte, daß er ſich ſogleich an die Spitze unſeres Zuges ſtellen werde, um unſer Führer zur Kirche zu ſein, dies ſei eine zwar tief ergreifende, doch aber leichte Aufgabe, welche ſein Herz erſchütternd bewege, da er ſich wohl bewußt ſei, wie inbrünſtig er zu Gott gebetet habe, ihn treu als Führer ſein zu laſſen, durch die ſchönen, ernſten Wege der heiligen Schrift, treu als Ausleger derſelben, treu als Führer durch die Labyrinthe menſchlicher Fehler und Sünden, mit Hinweis auf den einzigen Weg, wo Hülfe, Beſſerung und Rettung zu finden ſei. Er gehe uns jetzt voran, und bitte herzlich, wir möchten in ernſten, bedenklichen Stunden des Führers eingedenk ſein, der uns ſo gern auf den ſchmalen Pfad habe leiten wollen, aber in tiefer Demuth vor Gott bekenne, daß er nicht Alles habe leiſten können, was ſein Herz ſo warm gewollt. Er könne nur ſagen: „Herr, vollende Du, befeſtige Du, ſegne Du.“

Der Sitte gemäß ward darauf den jungen Mädchen aus den vornehmſten Familien angedeutet, ſich an die Spitze zu ſtellen, und die übrigen drängten nach oder hielten ſich zurück, je nach ihrer Neigung. Charlotte und ich hielten uns zu den Letzteren, wir wünſchten ſehr, der Zug möge ſich mehr durcheinander miſchen, aber daran war nicht zu denken; ſollte keine Stockung entſtehen, dann mußten wir auch vorwärts. Bei weltlichen Feſten verſtehe ich eine ſolche Rangordnung der Geburt oder der Lebensſtellung wohl, in der Kirche nicht; wer aber dort obenan zu ſtehen verdient, weiß allein der allwiſſende Gott.

Als wir in die Kirche traten, erhoben ſich alle Anweſenden von ihren Sitzen. Ich ſah das nicht, ich hörte es nur an dem dadurch verurſachten Geräuſch; wir gingen, das Haupt tief geſenkt; das aber war in dem Augenblicke mehr eine Art gefühlloſer Demuth, möchte ich ſagen, mehr der Druck des weltlichen Eindruckes. Der herrliche Geſang, der von der Orgel herab durch Sängerchöre geleitet ward, und das wundervolle, einfache Gebet beruhigten mich; als aber ſpäter die Prüfung begann und Paſtor Holberg mir immer näher kam, bebte ich wie Espenlaub. Sein beſorgter Blick ſtreifte mich flüchtig, bevor er eine kurze Frage an mich richtete; was er fragte, was ich geantwortet habe, ich weiß es nicht; die Engel im Himmel werden es verſtanden haben, Menſchen gewiß nicht. O, Helene, überall fallen wir mit unſerer Schwachheit der Welt als Opfer; wie ſelig ruhig hätte ich ſein können, wäre es mir gegeben geweſen, die Menge zu vergeſſen und mit feſtem Ernſt zu denken, ich ſtehe, wo ich ſtand, vor Gott, allein vor Gott und meinem Lehrer. Wir aber machen uns ſelber arm, wo wir unendlich reich hätten ſein können, und durch klägliche Schwachheit.

Charlotte brachte mich nach Hauſe; als wir im Wagen ſaßen, umarmten wir uns weinend. „O, welch' ein ernſtes, ernſtes Gelübde!“ ſagte ſie, „o Liesbeth, laſſe uns Gott täglich bitten: Er wolle es uns nimmer vergeſſen laſſen. Ohne

Stütze bei unſerer Schwachheit halten wir es nimmer.“ — Antworten konnte ich nicht, ich drückte nur feſt ihre Hand und die Thränen, welche wir vergoſſen, galten auch den vorangegangenen Lieben, welche heute auf uns herabſahen.

An der Thür empfing mich Martha. „Herrje, Liesbethchen, ſo fahren Sie großmächtig in das neue Leben ein! Gratulire Sie, liebes Fräulein, gratulire Sie.“ Ich blickte nach Charlotte um, ſie lächelte mit ihren Augen voll Thränen. Martha fügte eifrig hinzu: „Sie auch, liebe junge Dame.“ Ein freundlicher Dank von Charlottens Lippen, ein Blick noch aus ihren guten Augen, dann trat ich wie taumelnd in unſer Haus ein. Auf dem Flure ſchloß ich Martha feſt in meine Arme: „Fräulein, Fräulein, wie gut Sie ſind! — ſachte, ſachte! — weinen Sie nicht ſo, oben liegt ein Brief von Helenchen, aber ich ſollte es nicht ſagen. So — ſo — Sie bekommen heute ſo viel Schönes zu eſſen und ich muß fort.“ Die Tante empfing mich freundlich und erlaubte mir, ſie zu lieben; Du weißt, das äußerliche Lieben iſt ſonſt ihre Sache nicht und die meinige ſo ſehr; das paßt oft ſchlecht zu einander.

Auf dem Tiſche lagen, unter Blumen verborgen, Dein Brief und Dein Bild; wie glücklich machte mich Beides, meine Schweſter, meine mir von Gott gegebene Freundin. Beſuche kamen nicht, die Tante hatte mit ihrer entſchloſſenen Weiſe allen Freunden und Bekannten geſagt, ſie möchten nicht kommen, an ſolchen ernſten Tagen bedürfe man Stille und Sammlung. Ich gab meinem Canarienvogel eine Kartoffel, was ihn ſtets entzückt, und der kleinen Hauskatze ein

Stückchen Kuchen, das war Alles, was ich thun konnte. Aber nun höre ich auf und ſchreibe nächſtens weiter. —

Liebſte Helene! dies iſt immer noch ein Brief; ja, dies Packet iſt ein Brief und Doctor Heß, der Rath für alle Vorkommniſſe hat, ſagt, ich ſolle nur immer fort ſchreiben, er wolle den Brief ſchon an Dich gelangen laſſen ohne Gefährdung und ohne Koſten. Wie er das anfangen will, iſt ſeine Sache, ich ſchreibe ganz ſelig fort, und was habe ich Dir mitzutheilen! — o Helene, Du weißt, Du denkſt es nicht. Vor Allem aber Dank, Herzensdank für Deinen Brief, für Dein liebes Bild mit den großen Augen, die mich ſo ernſt vertraut anſehen. Ja, Du biſt es, Du, Du; in dem Bilde habe ich Dich. Beim Leſen Deines Briefes habe ich recht das Glück empfunden, daß Du ſechs Jahre älter biſt als ich; ſechs Jahre älter und doch noch jung! — Du kennſt das Leben ſchon beſſer, Du kannſt mir rathen und überdies warſt Du immer ernſt und nachdenklich, denn in Deine früheſte Jugend fiel der Tod unſerer lieben Mutter und Du mußteſt Hausmütterchen ſein bis zu der Zeit, wo der Vater nach Amerika zurückging und wir getrennt wurden. Seitdem — wie viele Pflichten haſt Du ſchon treu erfüllt, wie ſorglich den alten Juſtizrath gepflegt und ihm aus ſeinem öden, wirren Hausſtande ein angenehmes Heim geſchaffen. Sehr habe ich über die Stelle Deines Briefes gelacht, wo Du ſagſt, daß Du in Deinem Avancement eigentlich rückwärts gingeſt, und der alte gütige Herr Dich, ſeit er ganz mit Dir zufrieden ſei, nicht mehr Helene, ſondern im allerbreiteſten Stimmtone Lene rufe und nenne. Lene kannſt Du eigentlich gar nicht heißen, Du ſchlanke Tanne, wie Deine Mitſchülerinnen Dich nannten; aber doch, ich verſtehe es ganz gut. Was wir ſehr gern haben, muß uns vertraut ſein, wie die Luft, die wir athmen, und der alte Herr war wohl niemals poetiſch, Lene denkt ſich für ihn bequemer als das fremdere Helene. Wie Du auch heißen möchteſt, Du würdeſt immer lieb ſein. Siehſt Du, Eines habe ich gut behalten, weil es ſo allerliebſt für mich war; einmal in der Nähſtunde ward darüber gewitzelt, daß ich Liesbeth heiße; Frau Dahle ſchwieg Anfangs dazu, endlich aber ſagte ſie mit ihrem ruhigen Blick und ihrer klangreichen Stimme: „Darauf kann ich Euch mit Worten aus Romeo und Julia antworten:

„Was liegt am Namen. —
Was man Roſe nennt,
Hieß es auch anders,
Duftet dennoch ſüß."

Das rufe ich Dir jetzt zu, damals — das geſtehe ich Dir — damals pochte mein Herz vor Freude, daß ich ſo ſiegreich aus dem Felde ging.

Aber nun, o was habe ich Dir mitzutheilen! Ueber zwei Tage nach meiner Einſegnung gehe ich hinweg, ich kann nicht Alles erzählen, nur das Wichtige. Am dritten Tage in der Dämmerungsſtunde, die ihm ſtets ſo bequem iſt, kam Doctor Heß und fand die Tante und mich allein, wie er das wohl auch gehofft hatte. Nachdem der Tante Geſundheitszuſtand beſeitigt war, ſagte er plötzlich: „Was ſoll denn jetzt aus Liesbeth werden?“ Lange Pauſe; ich glaube, der Tante maßloſes Erſtaunen über dieſe Frage verhinderte die Antwort. Endlich folgte Frage auf Frage. „Was aus Liesbeth werden ſoll?“

„Ja, das iſt eine ſehr vernünftige Frage. Liesbeth iſt jetzt aufgenommen in den Kreis der Erwachſenen, ein Leben mit anderen Anſprüchen liegt vor ihr, mit anderen Aufgaben auch. Ihre Erziehung iſt ſcheinbar vollendet, ſehr ſcheinbar, kann ich nur ſagen. In den meiſten Fächern iſt das Fundament des Wiſſens gelegt, viel mehr wohl nicht, Sprachen vielleicht ausgenommen oder Muſik. Wo ein Fundament liegt, ſoll man fortbauen, wo aber Alles in Schutt und Verworrenheit liegen bleibt, tadelt man den unverſtändigen Bauherrn, der den Grund mit Anſtrengung und Koſten ebnete, die Grundlage legen ließ, dann aber unentſchieden und rathlos den eigentlichen Aufbau unterließ. Nach der Confirmation hört der Unterricht auf; dann aber ſollte er wenigſtens ein Jahr lang ruhig fortgeſetzt werden, um nach der Blüthe auch die Frucht zu gewinnen.“

„Doctor, Sie ſind immer auf dem Platze, wenn es darauf ausgeht, ſich über Frauen luſtig zu machen, welche ihr Wiſſen zur Schau tragen, und jetzt reden Sie dem Viellernen das Wort?“

„Liebe Freundin, eine Frau muß viel lernen und kann viel lernen, um den Beruf ihres Lebens liebenswürdig ausfüllen zu können, aber vor einem ſolchen Wiſſen nimmt kein Mann, es als Wiſſen betrachtend, den Hut ab. Die Frau lernt, der Mann weiß, das iſt der Unterſchied, und iſt ganz vernünftig, wie es iſt. Bei einem Mädchen wird zuerſt die Lebensſtellung betrachtet; iſt oder wird ſie wohlhabend oder reich, ſo heißt es, ſie wird wohl heirathen, und wenn nicht, ſie hat zu leben und das eigentliche Lernen braucht ihr keine Plage zu ſein. Muß ein Mädchen dagegen auf den Erwerb bedacht ſein, ſoll ſie als Lehrerin ihren Weg gehen, da iſt es doch vor Allem wichtig, daß ſie kennt und verſteht, was ſie lehren ſoll. Es giebt nichts Troſtloſeres für den Lernenden, als einen Unterrichtenden, der ſelber auf ſchwachen Füßen ſteht. Wieviel traurige Scenen, die mit oft ungerechten Strafen endigen, würden weniger vorkommen, würden zum Theil ganz wegfallen, wenn der, welcher lehren ſoll, auch zu lehren verſtände. In einem ſolchen Falle liegt die Wichtigkeit des Wiſſens klar zu Tage, aber eben ſo wichtig iſt es für jedes Mädchen, welchem der Beruf einer Hausmutter zu Theil wird, gut unterrichtet zu ſein. Sie wird dann einmal ein richtigeres Urtheil bei der Wahl eines Lehrers oder einer Lehrerin haben, wird das Fortarbeiten ihrer Kinder beurtheilen und demſelben mit Theilnahme folgen können, und die Kleinen brauchen die Naſe nicht höher zu tragen in dem Gedanken: Wir lernen, was Mama gar nicht einmal weiß. Ein vernünftiger Mann wird dieſe Bildung ſeiner Frau ſchätzen, denn ſie erweitert den Geſichtskreis und ermöglicht es ihm, über alle Welt- und Lebensverhältniſſe mit ihr zu reden und das iſt viel werth. Deshalb nun iſt es gar nicht unpractiſch, wenn ich frage, was ſoll aus Liesbeth werden?“

Die Tante ſagte zögernd: „Liesbeth wird volle Zeit haben, ſich hier in Allem nachzuüben. Sie wird Zeit haben, wenn ſie dieſelbe zu benutzen verſteht, und kann, wenn ſie das will, ſich in Allem vervollkommnen."

„Dergleichen ſchöne Vorſätze kenne ich, werden kläglich ausgeführt! Nein, nein, ich habe einen ganz anderen Plan für Liesbeth im Sinn."

Ich ſah die Tante fragend an, ob ich gehen ſolle. Sie nickte und ich ging eilig fort in mein Stübchen und ſtarrte beim letzten Abendſchein in die Gegend hinaus, aber ohne eigentliche Gedanken; mir war, als tappe ich in dichtem Nebel, des Lichtſtrahls harrend, der mir den Weg bezeichnen werde. So ſaß ich lange, lange, und als die Glocke der Tante mich rief, war dunkle Nacht um mich her und ich erreichte die Thür nicht ohne Schwierigkeit.

Im Wohnzimmer brannte die Lampe, auf dem Tiſche ſauſte der Theekeſſel, Alles war ſo gemüthlich. Die Tante ſtreckte mir die Hand entgegen, aber, ſo erſchien es mir, als ob ſie Mitleid mit mir und mit ſich ſelber habe. „Komm, Kleine, jetzt wollen wir in Ruhe Thee trinken und die Doctorgeſchäfte ruhen laſſen. Hole die beſte Doſe, ich muß mich recht erquicken nach Allem, was vorgegangen iſt, aber ſprechen kann ich kein Wort mehr darüber, das iſt zu angreifend. Man ſagt wohl, Einfälle haben wie ein altes Haus, welches im Sonnenſchein umfällt; gerade ſo iſt der Doctor, aber ganz kann ich ihm leider nicht Unrecht geben. Morgen erzähle ich Dir Alles. Hole auch von dem endloſen Kuchen und Martha ſoll einige Schnittchen Braten bringen; ich muß förmlich wieder zu Kräften kommen."

Den endloſen Kuchen kennſt Du nicht; eine Freundin der Tante ſchickte ihr das Recept dazu und empfahl den Kuchen als ſehr angenehm zum Thee, und weil er die gute Eigenſchaft beſitzt, lange ohne Nachtheil aufbewahrt werden zu können, hatte ſie ſcherzend unter das Recept geſchrieben: „Er nimmt nie ein Ende.“ Die Theeſtunde verging ſehr angenehm, ich hatte auch Hunger, vom Träumen denke ich, und als abgeräumt war, mußte ich die Zeitung vorleſen und hatte keine Zeit zum Nachdenken. Mit der Zeitung iſt ſtets eine Art hiſtoriſch-geographiſches Examen verbunden und ich habe daher alle Sinne beiſammen. Nachdem las ich wie immer einen Spruch, ein Stück aus der Bibel und ein paar Geſangbuchverſe. Darauf hieß es: „So, Kind, jetzt gehe zu Bette, ich bin ſo müde, als ob ich zehn Meilen gegangen wäre, aber das kommt Alles von des Doctors verrückten Einfällen. Morgen nach dem Frühſtück ſage ich Dir Alles.“

Denke nicht, daß ich mich um den Doctor, um ſeine Anſichten und um morgen quälte, ich war ſo müde, als ob ich die Tante auf ihrem langen Spaziergange geführt hätte; haſtig zog ich mich aus und kaum im Bette, ſchlief ich ſchon während des Betens ein.

Am nächſten Tage erfuhr ich des Doctors Pläne. — Zwanzig Meilen von hier in einem anmuthig belegenen Städtchen wohnt die Wittwe eines ſeiner Collegen, welche früher Vorſteherin eines Inſtituts war und ſich nachträglich als Hausfrau vortrefflich bewährt hat. — Nach dem Tode ihres Mannes hat ſie eine Penſion errichtet, in welcher nur junge Mädchen nach ihrer Confirmation aufgenommen werden, welche ſich in allem Erlernten befeſtigen und vervollkommnen wollen, aber nie mehr als vier junge Damen zu gleicher Zeit. Dort ſind eben zwei Plätze vacant, auf welche der Doctor Beſchlag gelegt hat; auf den einen Platz für eine Verwandte, auf den anderen in Hoffnung für mich. Die Doctorin unterrichtet in der deutſchen Sprache, Geographie, Geſchichte, im Rechnen u. ſ. w., eine Verwandte, welche bei ihr lebt und Alles in Vollendung treibt, in Sprachen, Muſik, Zeichnen und Malen. Die jungen Mädchen ſind, wenn das Gegentheil nicht ausdrücklich begehrt wird, im Hausſtande behülflich, lernen, wie Wäſche behandelt werden muß und — das iſt dem Doctor ſehr wichtig geweſen — wie man mit Kindern umgeht. Die einzige Tochter der Doctorin hat ihren kränklichen Mann nach Madeira begleitet, und ihre drei Kinder der Großmutter übergeben. Da können die jungen Mädchen lernen, wie man geduldig und vernünftig, zu Zeiten auch aufopfernd ſein müſſe, und dann auch wiederum ſeinen herzlichen Spaß an den Kindern haben könne. Für dieſe werde eine wohl erzogene Bonne gehalten, eine Engländerin, mit welcher nur engliſch geſprochen werden dürfe. — Die Tante hat geäußert, wie ſie gegen Penſionen eingenommen ſei, weil dieſe oft nachträglich für längere Zeit die Zufriedenheit im Elternhauſe untergrüben. Der größere beliebte Kreis in ſolchen Inſtituten, die Freundſchaften, welche geſchloſſen werden, ließen bei der Rückkehr die jungen Mädchen ihr Heim als eine Einöde betrachten, in welcher die Poeſie des Lebens nicht zur Geltung komme, und die armen Mütter hätten die Aufgabe, ihre Töchter, gleich unglücklich Liebenden, im Hauſe umher ſeufzen zu ſehen, bis es ihrer Vernunft und der Zeit gelänge, ein beſſeres Verhältniß wieder herzuſtellen. Der Doctor hat lachend gemeint, ſo tragiſche Folgen erlebe man nur, wenn die Grunderziehung ſchlecht oder doch ziemlich miſerabel geweſen ſei; bei mir werde es damit keine Noth haben. Die Tante ſolle ſich einmal Alles recht überlegen; in ihrem Hauſe würde ich beim Selbſtunterricht ſelber blind, einen Blinden leiten wollen, bei der Handarbeit im Fenſter ſitzen, mit einem Auge auf die Arbeit, mit dem anderen auf die Straße, in der Küche, von Martha verzogen, nichts Rechtes anfaſſen. Da werde es heißen: „Ach, Fräulein, Sie doch nicht! laſſen Sie mich, laſſen Sie mich.“ Solchergeſtalt werde ich einmal aus Allem als ein kleines dummes Mädchen hervorgehen und mich einſt in der Welt auf Nichts zu ſtützen haben. Bei der Doctorin Kraus dagegen — und nun folgte eine lange Lobrede auf die Verhältniſſe dort, welche mit dem Vorſchlage endigte, die Tante ſolle mich auf ein Jahr hinſchicken und während dieſer Zeit ſeine zweite Tochter Roſa zu ſich in's Haus zu nehmen, zu ihrer Pflege und Erheiterung. Schließlich hatte er die Einwilligung der Tante erlangt und, beide Großmächte waren darüber einig geworden, ich ſolle nach Verlauf von acht Tagen mit der Verwandten des Doctors die Reiſe antreten, welche in einem Tage auf der Eiſenbahn vollendet werden könne. Der Doctor werde uns bis zur letzten Station begleiten und dort ein Wagen bereit ſein, welcher uns nach P. bringen ſolle.

Als die Tante am Schluß ihres Vortrags war, zerfloß ich in Thränen und zum erſtenmal, ſeit ich ſie kenne, war ſie äußerlich zärtlich gegen mich, ſchloß mich in ihre Arme und ſagte liebkoſend: „Sieh', es iſt meine Pflicht, für Dich zu ſorgen, ſo gut es mir möglich iſt. Der Doctor hat ganz Recht, Du kannſt dort mehr lernen als hier bei mir und mußt mehr lernen, um einſt Deinen Platz im Leben ſegensreich ausfüllen zu können. Thätige, geſchickte Hände müſſen dem Herzen und dem Kopfe einer Frau zu Hülfe kommen, denn das Leben erfordert mehr als den guten Willen, das Leben will die That. Deshalb geh' Du nur und kehre geförderter in mancher Weiſe, aber mit Deinem reinen Herzen wieder zu mir zurück."

Augenblicklich ward nun eine Reviſion meiner ganzen Garderobe vorgenommen und das gab manchen ſchönen Augenblick. Vieles ward zu eng, zu kurz, zu dürftig befunden und durfte verſchenkt werden. Martha und ich hielten lange Berathungen, denn ſie weiß beſſer als ich, wo die größte Bedürftigkeit iſt, und ſpäter machten wir miteinander ganz reizende Päckchen zum Weggeben. Die Tante beſtimmte, ich ſolle ſieben Kleider mitnehmen, zwei Morgenröcke, zwei Alltagskleider, ein Sonntagskleid, eines für größere Gelegenheiten und mein Confirmationskleid. Auf Martha's dringende Bitten ward auch mein weißes Kleid noch beigelegt. Die ganze Dir genannte Ausſteuer, mit einer vollſtändigen an Wäſche jeder Art lag bereits fertig da für meinen Eintritt in ein neues Leben und kam mir jetzt prächtig zu ſtatten. Kein altes Stück ſollte mit auf die Reiſe und das that mir doch leid; kein Stück alſo, zu dem ſich „Du" ſagen ließ, kein Tröſter, wie wir zu ſagen pflegten, zu dem ſich bei Regen, Sturm und Wetter zutraulich greifen ließ. Das iſt ein größerer Mangel als man denkt; endlich, endlich erreichte ich die Erlaubniß, in meinem braunen Kleide von Poil de chèvre reiſen zu dürfen. Schulhüte, Mäntelchen, Jacke, Alles ward revidirt und bei Seite geworfen, dann aber von mir demüthig wieder hervorgeſucht und zum Mitnehmen eingebettelt. — So in der Fremde ganz ohne alte Gewohnheitsfreunde, wie kann das angehen?

Von Abſchiednehmen war nicht viel die Rede; während der vier Jahre, welche ich bei der Tante zugebracht habe, hat mein Leben eigentlich keinen Wechſel gekannt. Morgens in die Penſion, Mittags zum Eſſen nach Hauſe, Nachmittags in die Penſion, Abends zurück zum Lernen für den folgenden Tag. Sonntags: Kirchenbeſuch, Reviſion meiner Kleidungsſtücke, Ausſtäuben der Schiebladen, ab und zu ein Brief an Dich, Umherjagen auf dem Hofe mit Katze und Hund, Ballſpiel auf eigene Hand und eine Spazierfahrt mit der Tante im geſchloſſenen Wagen, von der ich doch immer viel hatte. Ich ſah andere Stadtbezirke und die nächſte anmuthige Umgegend; die Schaufenſter blendeten mich, ohne Wünſche in mir zu wecken, ich fand Alles zu ſchön für mich. An Geburtstagen der Penſionairinnen, Chocoladenfeſte in der Penſion; ich war Stammgaſt bei denſelben und ſtellte mich freudig ein. O wie jubelten wir, wenn wir in die Küche gucken durften, um auf dem Herde den ungeheuren Keſſel mit Chocolade anzuſtaunen. Einige flüſterten freilich: „Wird auch gehörig dünn ſein!“ Aber das ſchadete gar nicht; wenn die hohen Kannen gefüllt erſchienen, und die Schieberkuchen auf ihren Platten hereingetragen wurden, zwitſcherte aus allen Winkeln Jubel und Freude und Alle ſchaarten ſich um den Tiſch. Die Kuchen waren ſchon zerſchnitten, die erſte Lehrerin ſchenkte ein, und nun der Wettlauf nach einem Stuhl! die fehlenden waren leicht aus dem Nebenzimmer zu bekommen, aber es war Ehrenſache, ſich geſchickt und raſch einen zu erobern und ihn nicht aus der Fremde zu holen. Dabei ging es natürlich nicht lautlos zu, aber an ſolchen Feſttagen hatten wir viel Freiheit.

Alles das ſchrieb ich Dir ſchon, aber ſo ausführlich nicht und ich mußte es beim Scheiden noch einmal mit Dir durchleben, mit meiner — Lene, hätte ich beinahe geſagt, aber der alte Herr hat ganz Recht, es klingt ſo zutraulich. Die Tante ſagt, ich dürfe Dir von jetzt an nur alle Vierteljahre ſchreiben, aber ich ſolle ein Tagebuch führen für Dich und mich; für mich als Sache des Nutzens, denn da ich zur Aufrichtigkeit erzogen und von Natur wahr ſei, würde ich meine Gedanken und Gefühle treu darlegen und daraus nachträglich viel lernen können, denn Nichts ſei wandelbarer als das Urtheil der Jugend. Ja, das Tagebuch will ich ſchreiben, um mich mit Dir zu beſchäftigen, das ſoll meine Freude ſein. Denke Dir, ich ſehe Charlotte nicht wieder, ſie iſt unerwartet abgereiſt am Tage nach ihrer Einſegnung wegen Erkrankung ihrer Schweſter. Sie ſchrieb mir die folgenden Zeilen:

„Lebewohl, Liesbeth! ich ſehe Dich nicht wieder; meine Schweſter iſt krank, ich reiſe ſogleich. Ein Segen hat uns Beide geweiht, das laſſe uns nicht vergeſſen.

Trage das kleine Gedenken jener Stunde und mir zur Erinnerung und wolle Gott Dich und mich gnadenvoll bewahren vor wiſſentlicher Untreue.

Charlotte.“

O Helene, welch' ein reiches Herz! und ich habe es kennen gelernt im Fluge zum Nimmervergeſſen. Ein kleines goldenes Kreuz begleitete die lieben Worte; ich trage es an einem ſchwarzen Sammetbändchen, und es ſoll mir ein Talisman ſein.

Martha hätte ich ſo gern recht beſchenkt aus herzinniger Dankbarkeit, aber ich habe Nichts, was ich ihr geben könnte. Die Tante hat mir fünf Thaler für ſie gegeben, die mußte ſie annehmen, den einzigen Dukaten aber, den ich beſitze, wollte ſie durchaus nicht nehmen, ſo ſehr ich ſie auch bat. Zuletzt gab ich ihr einen kleinen Pappkaſten, den ich einmal ſelber verfertigt habe, und darinnen das kleine Bild, welches Du einmal vor ſechs Jahren von mir gezeichnet, und darüber war ſie wahrhaft entzückt, die liebe treue Martha.

Morgen reiſe ich mit dem Doctor ab; ſeine Nichte trifft auf der zweiten Station mit uns zuſammen. Mein Herz iſt wie zuſammengepreßt, ich bin ganz betäubt. Lebewohl, mein Liebſtes! Du darfſt ſchreiben, thue es doch.

Deine Liesbeth.

Tagebuch
für
Helene.

P........

Veilchen ſah ich, halb beſchneit,
Zwiſchen Gras und Mooſe;
„Veilchen, thuſt mir wahrlich leid,
„Denk' ich an die Sommerzeit
„Und an manche Roſe!“
Veilchen aber ſang mir zu:
„Hoffe Du, hoffe Du,
„Veilchen im tiefen Thal
„Findet der Sonnenſtrahl!“

Das Verschen ſchicke ich Dir, weil ich hier, zwanzig Meilen nördlicher, einen zweiten Frühling erlebe. So früh wir Oſtern hatten, dennoch hatten in M. die Veilchen abgeblüht, als ich abreiſte, hier habe ich ſie wiedergefunden, größer, duftiger, von dunklerem Blau, als ich ſie ſonſt jemals geſehen. Hier blühen die Pfirſich- und Aprikoſenbäume an den Spalieren ſo reizend roſig und weiß, bei uns war das ſchon vorübergezogen gleich einem Morgenwölkchen. Als ich der Doctorin Kraus meine Freude darüber ausſprach, ſagte ſie lächelnd: „Nehmen Sie ſich eine Nutzanwendung davon für Ihr eigenes Leben. Suchen Sie zwei Frühlinge zu erleben.“ Ich ſah ſie erſtaunt an: „Kann man das?“ „Gewiß, aber das können nur Menſchen mit einem Kinderherzen, welche den Jugendfrühling nicht vollſtändig genießen, weil ſie ſich zu reich fühlen, weil ihr Herz zu ſehr voll Seligkeit iſt über Gegenwart und Zukunft. Aus dieſen Träumen weckt ſie das Leben, ſie gehen durch Freude und Leid, bis der Frühling abgeblüht iſt; das iſt ein fühlbarer Abſchnitt, aber der rechte Menſch erlebt ihn nicht allein, er überdenkt ihn auch und gewahrt erſt jetzt mit ruhiger Beſonnenheit, was das Leben iſt und was es ſein ſoll und kann. Der Frühling iſt dahin; die Blumen, welche jetzt noch blühen, müſſen mit größerer Liebe und Anerkennung gewartet und aufgenommen werden, aber es giebt noch Blumen — das iſt die Freude; und wo das Herz auf dem rechten Fleck iſt, wird von da an jede Blume mit tiefer Dankbarkeit, mit Frühlingsfreude aufgenommen werden, und ohne jene vorwärts treibende Unruhe, welche einem Ziele zueilt, welches häufig in einer Märchenwelt liegt und auf dieſer Erde nicht gefunden wird.“

Du ſiehſt, ich bin ſchon hier in P. — aber für Dich bin ich es noch lange nicht; Du mußt noch wieder mit mir zurück nach M. — Der Abſchied von der Tante, von Paſtor Holberg, Martha und den Penſionairinnen ward mir ſehr ſchwer. Die Letzten waren ſehr freundlich und wollten faſt Alle, ich ſollte ihnen ſchreiben, aber die Tante hatte mir entſchieden befohlen, das abzulehnen. „Du haſt in P.— Beſſeres zu thun, als dumme Briefe zu beantworten.“ Das „dumme“ war mir ein großer Anſtoß, aber Gegenreden werden nicht ſtatuirt und ich ſchwieg, weil ich mußte, aus Geſchmack nicht. Was ſind wir aber doch für wunderbare Menſchen; ich hing weinend an Martha's Halſe, denn ich habe ſie ſo lieb und bin ihr ſo viel Dank ſchuldig; als ſie jedoch in ihrer breiten Mundart tröſtend ſagte: „Harze, Harze, weinen Sie doch nicht!“ mußte ich den Mund auf den reinlichen Aermel ihrer Jacke drücken, um nicht aufzulachen; und doch bin ich hundertmal ihr Harze geweſen und habe es nicht lächerlich gefunden. —

Doctor Heß holte mich in ſeinem Wagen nach dem Bahnhofe ab, und ſtürmte die Treppe zu uns herauf: „Da bin ich; jetzt nur raſch, jetzt hole ich Sie für das Rauhe-Haus ab.“ Ein Schwenken ſeines Huts gegen die Tante, ein Ergreifen meiner Hand und vorwärts ging es, unbeachtend an Martha vorüber, welche nur ihr guter Stern davor bewahrte, umgerannt zu werden. In den Wagen hinein und: „Vorwärts, es iſt die höchſte Zeit!“ Ich ſagte kein Wort, aber bebte wie im Fieberfroſt; der Doctor bemerkte es, brummte vor ſich hin: „Wird ſich geben,“ und nahm weiter keine Notiz von mir.

Zu des Doctors Freude war ein Rauchcoupé leer, da hinein ſtiegen wir, um zu rauchen, wie er ſagte. Nachdem er mit großem Behagen ſeine Cigarre angezündet hatte, überreichte er mir ein Päckchen Chocoladetäfelchen und ſagte mit großem Ernſt: „Jeder hat hier ſeine Pflicht zu erfüllen.“ Ich hatte mich vergebens nach ſeiner Nichte umgeſehen und wagte nach ihr zu fragen: „Trifft auf der dritten Station mit uns zuſammen. Sie werden in ihr eine Art Barfüßle finden, glaube ich, obgleich das eigentlich mehr Vorausſetzung iſt, denn ich habe den Roman, ſelbſtverſtändlich nicht geleſen. Bewahre! Uebrigens, was das Barfüßle betrifft, ohne mich würde ſie ſo ziemlich ohne Strümpfe und Schuhe einhergehen. Ihr Herr Vater war ein Luſtikus, vom reinſten Waſſer, daß meine arme Schweſter den geheirathet, iſt das Einzige, was ihr jemals vorzuwerfen war. Jetzt ſitzt ſie da als Wittwe mit vier Kindern und ich habe zwei Familien durchzubringen.“

Der Zug hielt; die zweite Station war erreicht. Vier junge Leute mit fröhlichen Geſichtern traten an das Coupé heran: „O, ho! meine Herren, wollen Sie hier hinein?“ „Wir haben die Abſicht.“ „Wollen Sie das nicht lieber bleiben laſſen, die Kleine hier, könnte erſticken, denn Sie werden, ohne Zweifel rauchen wollen.“ „Sobald die junge Dame dem Erſticken nahe iſt, werden die Cigarren über Bord geworfen.“ Der Doctor mußte wider Willen lachen, nahm eine würdevolle Miene an und ſagte, ſich bequem aufraffend: „Kommen Sie, Fräulein Liesbeth.“ In dem Moment ward gepfiffen, die jungen Leute ſprangen in’s Coupé, ſchoben dadurch den Doctor auf ſeinen Platz zurück, und bevor er andere Maßregeln ergreifen konnte, dampften wir davon.

Der Doctor hatte jetzt einen ſchweren Kampf zu beſtehen; um den jungen Leuten ein gutes Beiſpiel zu geben, wollte er ſeine Cigarre aufgeben, ſie ſchwebte ſchon über den Rand des Fenſters, ward aber noch im letzten Moment zurückgezogen und mit furchtbarem Ernſt wieder zu Gnaden angenommen. Die jungen Leute uns gegenüber hatten, glaube ich, die beſten Abſichten, aber Natur ging über Erziehung, ſie brachen plötzlich in ein echt jugendliches Lachen aus, und ich, Helene, ich lachte mit. Doctor Heß that als ob ihn das gar nichts anginge und ſagte ruhig: „Nun, meine Herren, da wir doch einmal miteinander fahren und — rauchen, möchte ich gern erfahren, wer von Ihnen mein College werden wird. Wer von Ihnen ſtudirt Medicin?“ „Das thun wir alle vier.“ Der Doctor ſchlug die Hände zuſammen: „Herr, erbarme Dich Deiner Menſchen! Alle vier?“ „Ja, Herr Doctor, das iſt ja eben unſer Erbarmen über die Menſchheit, daß wir ſie curiren wollen.“ Der Doctor pfiff ein paar Takte und ſagte dann lachend einen lateiniſchen Satz und unter Geſprächen über Univerſitäten und Lehrer, ward die Station erreicht.

„Jetzt Liesbeth!“ rief Doctor Heß und war mit einem Satz aus dem Coupé, eben ſo raſch folgten die jungen Herren; hülfreiche Hände ſtreckten ſich mir entgegen und wie ein Vogel durch die Luft, flog ich aus dem Wagen auf den Boden. Der Doctor ſtürmte vorwärts, Barfüßle ausfindig zu machen, ich hinter darein, umgeben von den jungen Leuten, welche ſich prächtig über den Doctor amüſirten, der, den Hut im Nacken, ſein Stöckchen hoch emporhaltend, alle Damen durch die Lorgnette betrachtete, während er die Rechte zum Händeſchütteln etwas vorſteckte. Endlich war der große Moment da und in demſelben Augenblick hatte ich das Paar erreicht. Meine Begleiter umſtanden uns in einiger Entfernung mit dem ſeligſten Vergnügen auf den Geſichtern. Ein nicht großes, junges, blondes Mädchen ſtand vor mir, mit Roſen auf den Wangen, ſchneeweiß, wie das zu blondem Haar ſo gut läßt, mit freundlichen Augen und ſchönen Zähnen, die zwiſchen den lächelnden Lippen hervorglänzten. Ob ich das Alles gleich ſah? Ich bilde es mir ein, aber jedenfalls iſt es da. Der Doctor ſchrie: „Vorwärts! Aber jetzt in ein Damencoupé, wohin ich natürlich nicht gehöre.“ — Wir ſetzten uns, ſieben Mann hoch, in Bewegung und kaum hatte der Doctor einen billigenden Blick auf ein Coupé geworfen, als auch zu jeder Seite deſſelben, zwei dienſtbare Geiſter ſtanden. Doctor Heß rückte ſeinen Hut noch weiter zurück und ſchüttelte lachend den Kopf, aber ließ geſchehen, was er nicht ändern konnte. „Eine glückliche Reiſe meine Damen,“ ward uns nachgerufen und da es hohe Zeit war, ſtürmte der Doctor mit ſeinen künftigen Collegen fort.

Barfüßle und ich ſaßen nebeneinander, unwillkürlich Hand in Hand, aber ſprachen nicht miteinander, umgeben wie wir waren. Dazu waren unſere Herzen zu belaſtet. Unſere Reiſegeſellſchaft ſprach abwechſelnd engliſch und franzöſiſch; engliſch, wenn wir nicht verſtehen ſollten was ſie ſagten, daß wir es thaten, konnten wir nicht ändern.

Ein alter Herr, der zu ihnen gehörte und uns, auf nicht ſehr beſcheidene Weiſe, durch ſeine Brille betrachtete, welche er zu dem Behuf aufſetzte, fragte: „Ob wir Beide eine gemeinſchaftliche Reiſe um die Welt vorhätten?“ Barfüßle ſchwieg und ich erwiederte, meine Verlegenheit überwindend: „Nein, nur bis zum nächſten ſicheren Hafen.“ „Und der iſt?“ „Eine Penſion.“ Der Fragende lächelte, lüftete ſein Käppchen mit einer leichten Verbeugung und fragte nicht weiter. Die Damen ſprachen wieder engliſch und auf hübſche Weiſe, über unſere große Jugend und was uns noch wohl im Leben vorbehalten ſein werde. Der alte Herr erwiederte in derſelben Sprache: „Ich hoffe ein Gemahl.“ Eine ältere Dame entgegnete, „ein Glück ſei das nicht immer zu nennen,“ und ſchloß mit den Worten aus Hearts ease:

„A woman is a tender tree,
That Hand must gentle be, that rears,
Through storm and sunshine patiently,
That Plant of grace, of smiles and tears.“

Jetzt richteten die Damen in deutſcher Sprache Fragen an uns, und ich drückte Barfüßle's Hand ſo lange, bis auch ſie antwortete. Das Vernehmen war bald ein ſehr gutes, wir wurden mit Cakes und Chocolade gefüttert und auf der Station, wo man eine Stunde verweilen muß, ward auch die Bekanntſchaft des Doctors gemacht und gemeinſam gefrühſtückt. Auf dieſer Station fielen die jungen Leute ab, die mit einem ſogleich weitereilenden Zuge fort mußten, nicht aber ohne an uns vorüber zu eilen, wobei vier Hüte in die Luft flogen. Ich dachte: „Möchte es ihnen gut ergehen in der Welt,“ und das war doch ein kleiner Segenswunſch, den ſie mit in's Leben hineinnahmen, aber wenn es ihnen gut ergeht, werden ſie gar nicht wiſſen, woher es kommt. —

Noch einige Haltepunkte und wir waren am Ziel. — Der Abſchied vom Doctor war kurz aber herzlich, er übergab ſeiner Nichte einen Brief für Frau Kraus, ein Päckchen Scheine für ſie, und rief uns als wir weiterfuhren zu: „semper luſtig, niemals traurig.“

Dankbar für freundliche Güte, trennten wir uns von unſerer Reiſegeſellſchaft, an der Station, wo der Wagen unſerer harrte. Cakes wurden aus einer Reiſetaſche hervorgelangt und uns ſammt der niedlichen Schachtel geſchenkt, in welcher ſie ſich befanden. O, Helene, welch' ein Segen iſt freundliche Güte; wie erweicht ſie das Herz, wie läutert ſie daſſelbe. Was in ſolcher Weiſe geſchieht, geht, glaube ich, nie ganz verloren, und iſt mit dem Dank der darauf folgt, nicht abgethan.

Unſer Wagen war bald aufgefunden, unſer Gepäck nicht ohne Schwierigkeit untergebracht, und dann fuhren wir ab, und in die lieblichſte Gegend hinein. Durch eine Gegend voll ſchöner Thäler und leichter Höhenzüge, voll Seen und Waldungen, und mit einem Fluſſe, der bald ſichtbar, bald verloren, überall wieder hervortrat. Jetzt ſprachen meine Gefährtin und ich miteinander; ſie heißt Paula Serr, und was wir uns mittheilten, paßte weniger für Menſchen, als für die Engel im Himmel, denn es war ſehr traurig. Paula war tief erſchüttert über den Abſchied von ihrer Mutter und ihren Geſchwiſtern; tief bewegt, daß in letzter Zeit von dieſen ſo große Opfer gebracht wären, um ihre Ausſtattung zu vervollſtändigen. Ihre beiden Schweſtern hatten von allen ſoliden Kleidungsſtücken das Beſte hergegeben und umgezeichnet, die Mutter immer mehr Erſparungen im Hausſtande eintreten laſſen, ihr Bruder in den Ferien auf eine kleine Fußreiſe verzichtet, damit ſie einen neuen Strohhut bekäme. Welch' ein Schatz von Liebe lag in dem Allen. O, wir hatten uns viel zu ſagen und viel zu betrauern, aber darüber vergaßen wir die nächſte Zukunft, bis ſie plötzlich vor uns lag.

Das kleine Städtchen iſt ſehr anmuthig belegen; das Schloß des regierenden Grafen, der ſelten anweſend iſt, verſchönert, auf einem Hügel erbaut, die weite, mehr flache Umgegend und iſt von hübſchen Anlagen umgeben. Dort in der Nähe hielt der Wagen. Frau Kraus und ihre Nichte, Marianne Hellwig empfingen uns an der Thür und für heute weißt Du jetzt genug. —

„Es ſoll in meinem Eigenthume,
Vom erſten bis zum letzten Stein,
Jedwede Frucht und jede Blume
Dem höchſten Gott ein Loblied ſein.

Und denke Du auf Deinen Wegen,
Wenn Dich ein armes Unkraut härmt,
Daß es ſich labt an ſeinem Regen
Und ſich an ſeiner Sonne wärmt.'

So oft ich mehr als ein Paar Zeilen zu ſchreiben gedenke, will ich einen Vers, einen Spruch oder irgend Etwas voranſchicken was Dich freuen kann; dann gehſt Du doch nicht zu leer aus. — Was ich Dir ſo mittheile, ſchreibe ich aus meinem Album oder aus der Erinnerung nieder; aber die Verfaſſer kenne ich nicht immer, ſollte mir jedoch einmal ein Verschen gelingen, werde ich das „Liesbeth fecit“ nicht vergeſſen. Denke nicht, daß ich den Vers aus „Heartsease“ nur vom Anhören behalten, wir haben im letzten Vierteljahr dies Buch in der Penſion dictirt, geleſen, überſetzt, Alles durcheinander und die reizenden Worte ſchrieb ich mir ſogleich ab, in das kleine Notizbuch, welches ich, nicht ohne großen Gewinn, ſtets in der Taſche trage. Ich war verliebt darin und murmelte tagelang vor mir hin: „A woman is a tender tree.“ Das ſagte für mich ſo viel, ſo viel Wahres, und ich hatte daran vollſtändig genug. —

Aber Paula und ich ſtehen noch immer auf dem Wagentritt und die Doctorin und Marianne vor der Thür. Zuerſt beſchreibe ich Dir den äußerlichen Menſchen; Frau Kraus iſt groß, ſchwarzes Haar, ſchwarze Augen, bleiches etwas dunkles Colorit, feine Züge und einen Ausdruck, der zwiſchen Ernſt und Milde die Mitte hält. Ueber dunkle Augen habe ich nicht ſogleich ein Urtheil, ſie ſind mir, wie unſer alter Cantor zu ſagen pflegte, zu klug, oder, füge ich bei, zu ſtarr und leer. Frau Kraus macht einen hübſchen Eindruck und iſt ihrem Ausſehen nach eine ſehr junge Großmama. Marianne, die arme Marianne — nein, zu häßlich! Groß, hager, alle Glieder wie zuſammen geworfen, nichts fugt, nichts paßt, rothes Haar, aber doch nicht von der unangenehmſten Färbung, bleiche Geſichtsfarbe voll Sommerſproſſen, blaue, fade, gute Augen — aber nun iſt's genug; Alles häßlich, beſonders der ſehr lange vorgebogene

Hals. Wenn man ſagt grundgarſtig, iſt das nicht zu viel geſagt, und doch kehrt das Auge zu ihr zurück, zu dem Zuge voll anmuthiger Milde, der den großen Mund anziehend macht, zu dem Ausdruck reiner Güte in ihren hellen Augen. Man ſieht und fühlt, ſie ſei kein gewöhnliches Weſen.

Wie wir in's Haus gelangten, weiß ich nicht recht; vermuthlich ſtolpernd, denn wir waren Beide ſehr befangen. Im Wohnzimmer ſtanden zwei junge Mädchen, die Eine groß, die Andre klein, denen wir vorgeſtellt wurden. Die große ward uns als Fräulein Mathilde von Lehrfeld, die kleine als Fanny von Wellſtedt, genannt. Beide hübſch, daran laſſe Dir vorläufig genügen, ich und Du werden ſie ſchon noch kennen lernen. Das Wohnzimmer iſt groß und ſehr anſprechend, vor den Fenſtern und in Vaſen überall Blumen, und folglich für mich überall Anmuth. — Der Theekeſſel dampfte auf dem Tiſche, der ſehr reich beſetzt war um der ausgehungerten Reiſenden willen, und nachdem wir uns abgeſtäubt und Hüte und Mäntelchen abgelegt hatten, fühlten wir uns ſehr bald ſo gemüthlich als dies möglich war. Die jüngſten Enkelkinder lagen in ihren Betten und wir ſahen ſie nicht; das älteſte kleine Mädchen, Gertrud, ward ſehr bald in's Zimmer geſchoben. Sie hatte bereits ihr reinliches Nachtkleidchen an, war augenſcheinlich blitzblank gewaſchen, und ihr Haar in einem Zöpfchen feſt zuſammengeflochten, geringelt aber unbefeſtigt gelaſſen, ſo daß es in der Luſt ſchwebte, wie ein Ferkelſchwänzchen, aber ſie war allerliebſt. Paula und ich wurden gar nicht beachtet, das Kind ging zu Frau Kraus, überſah die Lebensmittel und ſagte: „Liebe Großmama, will gern noch was eſſen.“ „Gertrud, da ſind zwei Damen, denen Du guten Abend ſagen mußt.“ Das Kind ging auf uns zu und gab ſchweigend die kleine Hand, dann kehrte ſie zu ihrem Platz zurück. „Großmama, Gertrud kann noch was eſſen.“ „Großmama ſtellt jeden Abend hin, was die Kinder eſſen ſollen und können; was übrig bleibt, iſt für die großen Leute. Ich will Dir aber was Hübſches erzählen, Großmama hat eine Taube und davon bekommen die Kinder morgen einen Braten, ganz für ſie allein.“ Gertrud's große Augen, von Schläfrigkeit geſenkt, öffneten ſich jetzt weit und ſie fragte kläglich: „Liebe Großmama, haſt Du die kleinen Tauben todt gemacht, die ich immer füttere?“ „Nein, Kind, ich habe die Taube von einem Knaben gekauft, der ſie gern verkaufen wollte. Meine Gertrud iſt ſchon ein großes Mädchen, da ſie aber heute Abend ſo ſehr, ſehr müde iſt, will ich ſie in ihr Bettchen tragen.“ Frau Kraus neigte das Kind in ihren Armen gegen uns: „Gertrudchen, ſagt gute Nacht.“ Marianne öffnete die Thür und folgte der Doctorin. Paula und ich äußerten unſer Vergnügen über das liebliche Kind, Mathilde lachte ſpöttiſch. „Wenn Sie Kinder lieben, daran iſt hier kein Mangel; man kann jeden Tag Arme und Beine über ſie brechen. Chriſtian kriecht den ganzen Tag auf dem Fußboden umher, Ellie fliegt wie ein Kobold aus jedem Winkel und Buſch hervor, und Gertrud läuft einem immer vor die Füße. Ich lobe mir ein Haus, wo man doch wenigſtens nicht von Kindern beläſtigt wird.“ Fanny lachte beluſtigt: „Ich für meine Perſon habe nichts gegen Kinder einzuwenden; ſie machen ein Haus viel luſtiger, und wenn man nichts zu ſprechen weiß, ſpricht man über die Kinder. Sind ſie mir im Wege, puffe ich ſie bei Seite; mich ſtören ſie gar nicht.“

Frau Kraus und Marianne kehrten zurück, und eine kleine Weile, nachdem unſer Thee beendet war, ward zur Abendandacht geſchritten, damit Paula und ich nach der angreifenden Reiſe frühzeitig zur Ruhe kämen. Marianne ſpielte und ſang einen Choral in erhebender Weiſe; bei jeder Endſtrophe fielen wir ſämmtlich ein, ich mit, obgleich ich eigentlich nicht ſingen kann. Die Doctorin, welche das ſogleich bemerkte, gab mit leiſer Handbewegung den rechten Tact an, denn ohnedies wäre ich ſtets zurück oder ſtets voran geweſen.

Oft habe ich ſchon darüber nachgedacht, ob mein Mangel an Gehör wohl auch weiter eingreifend ſein kann, ob er mir auch vielleicht den richtigen Lebenstact wird rauben können. Das wäre doch zu ſchlimm, aber ich habe ſchon ſo viel Verkehrtes gethan, daß ich Alles für möglich halte.

Nachdem die Doctorin einen Abendſegen geleſen, gingen Paula und ich auf unſere Zimmer, die neben einander belegen ſind, und auch eine Verbindungsthür haben, was uns ſehr erfreut. Beide Räume ſind hell, freundlich und einfach aber gemüthlich eingerichtet. In einem Augenblicke wußten wir Beide, was wir wollten; wir wollen bitten, ob beide Betten nicht in einer Stube ſtehen dürfen, denn dann haben wir einen Salon, den wir ſehr zierlich halten wollen. Das Aus- und Einräumen wollen wir ſchon ſelber beſchaffen.

So viel ſprachen wir miteinander, dann aber ausgekleidet, nothdürftiges Abwaſchen und ſchon halb ſchlafend in's Bette.

Beim erſten Erwachen ſprang ich aus dem Bette, denn ich wollte Vieles für Dich niederſchreiben und Du ſiehſt, was ich geleiſtet habe. Jetzt iſt es gleich ſechs Uhr und ich will Paula wecken, die von der Heimat träumth, denn ſie ſagte eben: „Ach, weint doch nicht, ich komme ja wieder." Und zwiſchen ihren geſchloſſenen Augenlidern perlen Thränen hervor. So traurig bin ich nicht, ich habe mich von keiner Schweſter verabſchiedet, aber wehmüthig bin ich, mit Freude im Herzen, denn in jedem Gebüſch ſchlagen Nachtigallen, die Welt liegt im Sonnenſchein und ich beuge meine Knie vor Gottes Gnade und Allmacht.

Wer nicht am Morgen betet,
Iſt arm den ganzen Tag.
Sein Engel bleibt zurücke
Und ruft ihm traurig nach:
„Nun muß ich Dich verlaſſen,
„Kann gar nicht bei Dir ſein;
„Dir drohen viel Gefahren
„Und nichts wird Dich erfreu'n.
„Ich darf Dich nicht beſchützen,
„Du wankſt, wo Du nur ſtehſt.
„O komm', o komm' zurücke,
„Und bete, eh' Du gehſt."

Tage ſind vergangen ſeit ich ſchrieb, meine Helene, und ich ſehe wohl, ein echtes, rechtes Tagebuch wird nicht entſtehen oder vielleicht ſpäter erſt, aber in flüchtig ſkizzenhaften Umriſſen ſollſt Du doch Alles erfahren. Ich beginne wieder, wo ich ſchloß. Nachdem Paula angekleidet war, beſchloſſen wir die Erlaubniß zum Umräumen unſerer Zimmer ſogleich einzuholen, und Alles noch vor dem Frühſtück zu beſorgen, welches um acht Uhr aufgetragen wird; um neun Uhr beginnen die Unterrichtsſtunden. Die Stunden vom Aufſtehen bis zu dieſem Zeitpunkte werden ausgefüllt, wie die Verhältniſſe es mit ſich bringen; mit Bewegung im Freien, Vorbereitung auf den nachfolgenden Unterricht, oder dieſen ſelber in der Muſik, mit Briefſchreiben, Zeichnen u. ſ. w.

Ich eilte in die Küche hinab, wo ich Marianne fand, die mir freundlich ſagte, wir möchten auf ihre Verantwortung Alles aus- und einräumen nach unſerem Gefallen, und mir ihre Hülfe dabei anbot. Paula hatte mir jedoch nachgerufen: „Nimm keine Hülfe an; wir großen Mädchen werden uns doch ſchämen und damit doch allein fertig werden können.“ Die Hülfe ward alſo großartig abgelehnt, die Treppe hinaufgeſtürmt und dann an's Werk. Die Kiſſen, Decken, Pfühle u. ſ. w. flogen nur ſo umher, mehr als nöthig war, denkſt Du wohl, dann ward ein Platz für das Bett leer geräumt in Paula's Zimmer, der Schreibtiſch mußte Platz machen, und nun kam die Spazierfahrt mit der Bettſtelle und ſchade, daß der Weg ſo kurz war! Glücklicherweiſe hatte ſie Rollen, denn wenn das nicht war, hätte ich nicht recht gewußt, wie wir großen Mädchen mit dem Transport hätten fertig werden ſollen. Bei dem Auflegen der Betttücher zog ich mich etwas zurück, aber dabei war Paula an ihrem Platz. „Haſt Du das nie gethan?“ fragte ſie und fügte auf mein Kopfſchütteln hinzu: „Komm, Liesbeth und ſieh' es Dir an, denn wir wollen jeden Morgen unſere Betten ſelber machen, nicht?“

Der Salon iſt mit Luxus möblirt, ein Fortepiano, zwei Schreibtiſche, ein Schrank mit Borden, ein anderer zu Büchern, ſehr klein aber unſchätzbar für uns, unter dem Spiegel eine Commode, ein Sophatiſch, ein Rohrſopha und ſechs Rohrſtühle, von denen einige, aus Mangel an Raum, um den Tiſch ſtehen müſſen, was ſehr impoſant ausſieht. Die Fenſtergardinen ſind von weißem Mouſſelin. Sobald wir ausgepackt haben, ſtellen Paula und ich unſere ſchönſten Nähkaſten auf die Commode, und dorthin kommt auch ein Kelchglas zu Blumen, welches Paula mitgebracht hat. Siehſt Du, ich habe das Alles ſo lebendig noch einmal durchlebt, daß ich Dir ſchreibe, als ſolle es erſt geſchehen, während es längſt vollbracht, der Vergangenheit angehört. —

Mit dem Schlage acht trafen wir zum Frühſtück zuſammen, und ſahen jetzt auch Ellie und Chriſtian, den ſeine Großmama auf dem Arme trug. Er ſtreckte Jedem ſeine kleine Patſchhand freundlich entgegen, und als er dies erfolglos bei Mathilden that, mußte ich die kleine Hand noch einmal nehmen und ſie küſſen, ſo leid that er mir. Kinder gewahren es doch gleich, wenn man ſie wirklich von Herzen gern hat; wie freundlich fragend ſah er mich an mit ſeinen blauen Augen, und ſein kleines Herz ſchien höher zu ſchlagen. Ellie iſt ſehr niedlich; als wir eintraten, ſprang ſie hinter dem Lehnſtuhl ihrer Großmama hervor, ſtreckte den rechten

Zeigefinger gegen uns aus, und rief: „puff! puff!“ Aber Paula, Fanny und ich, gaben uns augenblicklich zuſammen und nun regnete es ſo puff! puff! puff! über ſie, daß ſie ihr kleines Geſicht mit dem Arm bedeckte und eilfertig unter den Tiſch kroch. Das war alſo gleich ein Spaß, und Doctor Heß hat ganz Recht. — Wir bekamen, je nach unſeren Wünſchen, Kaffee oder Milch. Paula bat gleich um Milch und ich habe das gleich wie ein Affe nachgemacht, obgleich ich viel lieber Kaffee trinke. Das iſt doch zu dumm; ich ſchämte mich vor Paula, Kaffee zu ſagen, und ich glaube, ich werde noch Alles nachmachen, was ſie thut. Menſchen, die bei feiner Bildung einfach in ihrem Benehmen ſind, üben eine große Gewalt; man betrachtet ſie mit Verwunderung und möchte ihnen auf der Stelle gleichen.

Ich kann mich ſo in ſeligen Räuſchen befinden, das heißt, ſo von einem Rauſch zu dem anderen übergehen, und voll Entzücken und voll Begeiſterung, alles Aeußerliche, mitunter auch Innerliche, in mich aufnehmen. Aber die Ernüchterung bleibt nicht aus und ich ſehe und überdenke dann Alles ſtaunend, durchaus nicht begreifend, weshalb ich ſo entzückt war. Am Abend hatte ich das Wohnzimmer idealiſch gefunden, jetzt am Morgen erſchien es mir gewöhnlich hübſch und gemüthlich eingerichtet, aber auch daran hatte ich Freude. Lucie, die engliſche Bonne, nahm am Frühſtück Theil; die Kinder bekommen Morgens und Abends verſchiedene Sorten Brod, durch einander in Würfel geſchnitten, und darauf wird kochende Milch gegoſſen. Von Butterbrod iſt keine Rede. Lucie iſt noch in den Zwanzigen und ſieht ernſt und angenehm aus; ebenſo iſt ihr Benehmen. Gertrud plauderte allerliebſt engliſch mit ihr, während Ellie, die Alles verſtand, ſich begnügte, durch Zeichen zu antworten; nur als Lucie fragte: Ob ſie nicht auch lernen wolle? erwiederte ſie eifrig: »Never!« —

Nach dem Frühſtücke las Frau Kraus einen Abſchnitt aus der Bibel und einen Pſalm und dann ging Jedes ſeinen Geſchäften nach. Paula und ich wurden von der Doctorin zurückgehalten, um von ihr die Beſtimmung über den Tag zu empfangen. Wir erhielten die Anweiſung auszupacken und unſere Sachen zu ordnen, hätten wir zu plätten, werde man uns in der Plättſtube das Erforderliche liefern und wüßten wir nicht damit fertig zu werden, würden Lucie oder Marianne behülflich ſein. Paula war gleich mit Ablehnen jeder Hülfe bei der Hand und ich verhielt mich, aus guten Gründen, paſſiv. Zum Nachmittag um fünf Uhr wurden wir zu einem kleinen Examen beſtellt. Nachdem Alles verabredet war, ſagte Paula ruhig: „Darf ich Sie nicht bitten, mich Du nennen zu wollen, ich würde mich dadurch heimiſcher fühlen.“ Auf der Stelle kam ich mit derſelben Bitte nach, und Beide fanden wir die freundlichſte Gewährung. Eigentlich war ich ärgerlich über dieſe Ueberſtürzung, denn mir ſchien, mit dem Anliegen hätte es noch Zeit gehabt.

Beim Auspacken kam ich mit dieſer Betrachtung zum Vorſchein, Paula blickte mich voll Erſtaunen an: „Du billigteſt nicht, was ich that und gingſt doch ſogleich darauf ein?“ „Gemißbilligt habe ich es nicht geradezu, aber ich fand es ganz überflüſſig. Wir kennen die Doctorin gar nicht und können nicht wiſſen, ob eine ſolche Vertraulichkeit uns ſpäter nicht unangenehm ſein kann.“ Paula's Wangen färbten ſich: „Das iſt eine eigenthümliche Auffaſſung! Wir ſind von Perſonen, die wir achten und lieben und von denen wir abhängen, in dieſe Stellung verſetzt, und dürfen feſt annehmen, daß wir in der Doctorin eine ſehr achtungswerthe Perſönlichkeit zu ſchätzen haben. Wir ſollen ihr Vieles verdanken, die Gemüthlichkeit des häuslichen Lebens, die Mittheilung alles deſſen, was das Leben veredeln, verſchönern und nützlich machen kann, und das iſt nicht wenig. Wenn ich überlege, daß ich, ein fremdes Mädchen, gegen eine beſcheidene Vergütung, ſo viel Gutes einſt aus dieſem Hauſe herausnehmen werde, dann fühle ich mich Frau Kraus gegenüber dankbar, demüthig und von dem Wunſche beſeelt, ihr die ſchwere Aufgabe zu erleichtern, und das können wir Alle, wenn wir uns ihr zutraulich unterordnen. Ich habe dieſe feſte Abſicht, haſt Du ſie nicht, weshalb folgteſt Du meinem Beiſpiele?“

„Das hätte doch wunderlich erſcheinen müſſen, wenn ich mich ausgeſchloſſen hätte.“ „Weshalb? Jeder hat ſeine Lebensanſichten, und ich werde mich Dir nie anſchließen, wo ich die Deinigen nicht theile. War Dein Nachgeben von der Vorſtellung geleitet, ich könne durch meine Bitte mehr in Gunſt kommen, dann bedaure ich Dich, denn dann war es kleinlicher Neid.“

Jetzt kannſt Du mich bewundern, Helene, denn ich ſchwieg und dadurch war der Friede hergeſtellt. Während einiger Minuten unternahm Paula Alles mit einer Haſt, die nicht eben nothwendig war, und dann legten ſich die hochgetriebenen Wogen und wir beredeten unſere Garderoben-Angelegenheiten heiter und einig. In der Plättſtube war ich eine vollſtändige Null; Paula rief mir zu: „Wenn Du nicht plätten kannſt, will ich Alles thun, aber gieb Acht und lerne. Hier dürfen wir uns nicht bedienen laſſen; kannſt Du das zu Hauſe, dann iſt es ein Anderes, ich kann es nie und deshalb verſtehe ich Manches.“ Der Unterricht ward practiſch und theoretiſch ertheilt und ich nahm mich natürlich ſehr zuſammen.

Um ein Uhr wird gegeſſen und erſt, als wir uns dazu verſammelten, ſahen Paula und ich unſere jungen Gefährtinnen wieder. — Sie hatten einen Spaziergang gemacht, Unterricht gehabt und Ausarbeitungen gemacht. Fanny hörte ſogleich heraus, daß wir mit Du angeredet wurden: „O, ich muß auch Du heißen, ich auch, ich kann doch kein Stiefkind ſein ſollen?“ Frau Kraus erwiederte freundlich: im Herzen nenne ſie alle jungen Perſonen Du, welche ſich ihrer Leitung anvertrauten und mit wahrhaft mütterlicher Geſinnung; daher mache im Weſentlichen die eine oder die andere Benennung gar keinen Unterſchied.

Ich bewunderte den guten Tact dieſer Antwort, denn Mathilde regte ſich nicht zu einem gleichen Anliegen, und die Doctorin hatte das wahrſcheinlich vorausgeſehen, und ging vermittelnd darüber hinweg. —

Als wir gegeſſen hatten, räumte Marianne ab, und Paula trat ſogleich zum Helfen herbei, ich natürlich hinterdrein. „Nein, nein,“ rief die Doctorin, „zwei ſind mehr als ausreichend; wollen Sie Beide helfen, dann vereinigen Sie ſich mit Paula, Liesbeth, und wechſeln entweder Woche um Woche, oder Tag um Tag.“ Fanny meldete ſich nicht zum Helfen; von Mathilden hatte ich es gar nicht erwartet. Woche um Woche ward als Verabredung feſtgeſtellt.

Nach dem Abräumen ward der Kaffeetiſch zierlich geordnet und wir bekamen Jede eine Taſſe Kaffee; ſehr kleine Taſſen, in der Art, wie ſie die Engländer vorzugsweiſe cup, und die Leute aus den unteren Ständen hier im Lande Köppen nennen. Auf meinem Köppen waren reizende Vergißmeinnichtſträußchen gemalt, und ich bekam, als Lohn für mein Entzücken, die Zuſage, daß es meine Taſſe ſein ſolle.

Nach dem Eſſen machten wir Vier einen Gang durch den Garten und ich ſagte: „O, und daß wir Kaffee bekommen!“

Mathilde lachte ſpöttiſch: „Sie vergeſſen gänzlich, daß wir ſämmtlich keine Kinder mehr ſind und —“

„Und —“ ſetzte Fanny lachend hinzu, „das Kaffeebürgerrecht haben.“

„Ich kenne junge Damen,“ erwiederte Mathilde, „welche nach ihrer Einſegnung dies Recht nicht erlangt haben, aber das ſind ja alberne Despotien, wodurch der Verſuch gemacht wird, die Abhängigkeit des Kindes noch aufrecht zu erhalten.“

Das Examen war mehr ein Vorfühlen, wo wir am Schluß unſeres Unterrichts ſtehen geblieben wären und ward ohne jede weitere Bemerkung geſchloſſen. Am Abend machten wir in Mariannens Begleitung einen ſehr hübſchen Spaziergang, wobei das ganze Städtchen durchſtreift ward. Bei der Gelegenheit ſah ich ein zweites Schloß mit weitem Vorhofe, aus deſſem Pflaſter eine grüne Wieſe geworden war. Vormals diente es den verwittweten Gräfinnen zum Wittwenſitz, jetzt nimmt es in ſeinen Räumlichkeiten die Juſtizkanzlei des regierenden Grafen auf. Mathilde ſagte zu Paula und mir gewendet: „Sehen Sie ſich das Schloß nur recht an, dort reſidiren die einzigen Löwen der Stadt und des Tages; zwei junge Räthe, zwei Auditore und einige Secretaire, die aber nur ſehr gelegentlich als Tänzer gezählt werden. Außerdem wohnen die Oberbeamten dort, alte Philiſter, die man lieber nicht anſieht, es aber doch thut, weil ſie ab und zu einen Ball geben, wozu Militair aus der Umgegend requirirt wird. Die Heeresmacht des Grafen beſteht aus zwölf Mann, zwei Unteroffizieren und einem Lieutenant, deſſen Namen kein Menſch kennt, denn er wird, als einzig in ſeiner Art, nur der Lieutenant genannt.“

Wir lachten und Fanny ſagte: „Ja, das iſt ganz wahr, aber jetzt geht das dumpfe Gerücht, daß er ſich verheirathen werde, und dann muß doch ſeine Frau einen Namen haben, und auf die Weiſe kommt er zur Kunde.“

Jetzt beſchreibe ich Dir noch den erſten Sonntag, den wir hier verlebten, und dann hat es mit ſolcher Tagebuchſchreiberei ein Ende. Dann folgen kleine abgeriſſene, intereſſante Fragmente, als: „Heute bei dem ſchlechten Wetter nicht aus dem Hauſe. Alle übler Laune. Mittags bekamen wir Pudding, was unſere Stimmung etwas hob. So ging der Tag zu Ende." Oder: „Heute bei dem ſchönſten Wetter eine Ausfahrt, wir amüſirten uns ſehr gut, aber ich verlor mein Schnupftuch. Du kennſt dieſe ganze Gegend nicht, daher kann Dich der Name des Dorf's, wohin wir fuhren, nicht intereſſiren. Auch die Gegend beſchreibe ich Dir nicht, das führt zu weit und Du ſiehſt ſie damit doch nicht."

Bis es dahin kommt, alſo der erſte Sonntag und, der zweite Tag unſeres Hierſeins, denn wir langten am Freitag Abend an.

Als Paula und ich am Morgen angekleidet waren, ſo rein, Alles ſo geglättet und ordentlich, umarmten wir uns voll Vergnügen, und als wir in's Wohnzimmer hinabkamen, bot ſich uns von allen Seiten derſelbe Anblick. Die Kinder ſahen allerliebſt aus; Chriſtian kroch auf dem Boden umher und ich mußte lachen, als er eine ſchneeweiße Hand erhob, denn im Innern ſah ſie aus, wie diejenige eines kleinen Schornſteinfegers. Lucia bemerkte halb beleidigt: „Chriſtian werde ſo oft gewaſchen, aber bei dem ſteten Umherkriechen ſei das nicht anders möglich." Wie oft nehmen Menſchen es übel auf, wenn man ſich, ganz ohne Arg, von Herzen beluſtigt. Das iſt doch eine Verkümmerung, die unnöthig wäre.

Das Zimmer war mit friſchen, ſchönen Blumen geſchmückt und auf dem Frühſtückstiſche ſtand ein großer Fladen, den ſie hier Schieberkuchen nennen, der, wie Frau Kraus bemerkte, Paula und mich willkommen heißen wolle. Wir waren ſämmtlich ſehr vergnügt und nachdem Mathilde den Kuchen verſucht hatte, ſagte ſie: „Er iſt recht gut, aber ein ähnlicher Kuchen, den wir bei uns haben, iſt doch viel ſchöner und o, wie oft habe ich den gebacken!“ „Den Scherz können Sie hier auch haben,“ entgegnete Frau Kraus freundlich, „und ſchon am nächſten Sonntag, wenn Sie wollen. Nennen Sie mir nur die Beſtandtheile.“ Mathilde ſchien ein wenig befangen: „Nun, Mehl, Eier, Zucker, Citronat und Canehl. Das wird zuſammen gerührt, ausgerollt und gebacken.“ Marianne blickte erſtaunt auf: „Keine Butter, keine Milch und kein Hefen, keine Corinthen und Roſinen?“ „Das verſteht ſich ja von ſelbſt.“ Wir wagten nicht zu lachen, weil die Doctorin ganz ernſt blieb und ruhig bemerkte: „So weit wären wir: wenn Sie die Quantitäten angeben, wollen wir ſchon damit fertig werden. Wie viel Mehl nimmt man?“ Mathilden's Hochmuth kämpfte ihre Verlegenheit nieder: „Wie viel Mehl? Man nimmt ſo viel, daß man genug hat.“ Ein kleiner Quikslaut entrang ſich Fanny's Bruſt, wir Anderen blieben aus Reſpect vor Frau Kraus völlig ernſt: dieſe bat, Mathilde möge das Recept kommen laſſen und der neue Kuchen werde mit Applaus empfangen werden.

Nachdem Frühſtück und Vorleſung beendet waren, kletterte Gertrud auf meinen Stuhl, ſtellte ſich hinter meinen Rücken, ſchlang die Arme um meinen Hals und puſtete mir in's Ohr: „Will heute Nachmittag gern mit ſpazieren gehen, Liesbeth: nimm Du mich mit, Liesbeth.“ „Darfſt Du denn nicht?“ „Mathilde ſagt immer: Laßt das Kind zu Haus, das kann doch nicht mit.“ Aber ich kann wohl, kann ſo trappeln! und Lucie und ich kehren immer bald wieder um. Wenn Mathilde nein ſagt, dann ſage Du ja, willſt Du das? Wenn ſie ganz böſe wird, will ich Dir beiſtehen, ich hole einen kleinen Stock — Du ſollſt mal ſehen!“ Das früher verhaltene Lachen brach jetzt unaufhaltſam hervor, ich zog das Kind in meine Arme und ſagte: „Sei Du nur ſtill, ich will für Dich bitten, aber mit einem Stocke wehre ich mich niemals; das thun nur die Knaben, das mußt Du auch nicht thun.“ Gertrud ſah mich zärtlich an: „Wenn ſie Dir was zu Leide thut, will ich ſie beißen.“ Dieſer neue Feldzug gefiel mir noch weniger. „Bewahre, Gertrud, die Hunde beißen, und wenn Hunde und Kinder beißen, bekommen beide Schläge. Das wollen wir gar nicht thun, wir wollen bitten.“ Gertrud ſchüttelte den kleinen Lockenkopf: „Mathilde nicht.“ „Wenn meine Gertrud nicht bitten mag, freuen die Engel im Himmel ſich nicht über ſie, und ich kann ſie auch nicht lieb haben.“ „Ich will bitten, liebe Liesbeth, aber ſo.“ Und nun heuchelte ſie einige Worte her, die kein irdiſches Ohr verſtanden haben würde. Ich mußte wider Willen lachen und ſagte, wir wollten Beide ſchon ſo bitten, daß Mathilde es verſtehen könnte, und dann werde ſie ſicherlich einwilligen. „Weshalb kommſt Du zu mir?“ fragte ich. „Weil Du die Kleinſte biſt, die Anderen ſind ſo groß!“ „Fanny doch nicht; die iſt kleiner als ich.“ „Ja, aber Du haſt ſo kleine freundliche Augen.“ Ich ſchielte neben dem Kinde weg in den Spiegel, der Kinder und Narren eingedenk, welche die Wahrheit ſagen, aber da hatte Gertrud ſehr fehlgeſchoſſen. Nichts davon klein, eher zu groß; aber ich ſetzte Gertrud doch auf den Boden herab. —

Wir gingen ſämmtlich in die Kirche, auch Frau Kraus und Marianne, die Sonntag um Sonntag mit Lucie wechſelt. — Wir hörten in der alterthümlichen und doch freundlichen Kirche ſehr guten Geſang, das heißt, ich würde das immer finden, aber Marianne beſtätigte es, und eine ſchöne ernſte Predigt, voll Kraft und Wahrheit, die mir das Herz tief, tief bewegte. O, wie hat man auf den Knien zu danken für eine ſolche Predigt, kurz nachdem man eingeſegnet ward; mir erſcheint ſie als ein Siegel der Vollendung, welches noch fehlte, mir iſt ſie eine Mahnung an Alles was man gelobt hat, ach, und davor zittert, es nicht halten zu können, in ſeinem vollen Umfange. O, geſegnet der Geiſtliche, dem es gegeben ward, ſo klar und feſt die Lehren des Heils verkündigen zu können. Paula drückte ab und zu meine Hand und das beglückte mich, weil ich daraus abnahm, daß ſie meine Empfindungen theile. Wo Zwei das Gute ſchätzen und wollen, die können einander doch ſtützen und helfen.

Bei Tiſche ging es ſehr heiter zu; Mathilde fragte: „Ob wir am Nachmittag in's Paſtorat nach Glooken dürften?“ Ein leiſer Anſtrich von Ernſt überflog die Züge der Frau Kraus, aber ſie gab ihre Einwilligung. Paula und ich waren gar nicht gefragt und ſahen uns ſehr erſtaunt an. Nach einer Pauſe ſagte Paula: „Wir ſind erſt ſo kurz hier, und Sie bleiben ſo ganz allein; ſollen Liesbeth und ich auch zu Hauſe bleiben? Wir thun es gern.“ Frau Kraus lehnte das ſehr freundlich auf wohlthuende Weiſe ab, und jetzt fragte Marianne, ob ſie mitgehen könne, was gleichfalls genehmigt ward. Mariannen's Bitte erſchien mir mehr als

Aufgabe, denn als Eingebung, und Mathilde verbreitete ein helleres Licht darüber. „Wenn es Ihnen keine Freude iſt mit uns zu gehen, können wir jetzt, wo wir vier junge Damen ſind, uns auch ſehr gut ohne Begleitung hinauswagen."

„Was das können betrifft," entgegnete Frau Kraus, „ſo könnte, hoffe ich, jede von Ihnen ſich ganz allein hinauswagen, denn das ſicherſte Geleit jeder jungen Dame iſt ihr eigenes Zartgefühl und das richtige Erkennen deſſen, was ſich ziemt. Man muß aber in der Welt nicht allein ſein, man muß auch ſcheinen, und die Form verlangt ihr Recht. Deshalb iſt es richtiger, wenn junge Damen ſo begleitet ſind, daß das Haus, aus welchem ſie zur Zeit hervorgehen. durch dieſelbe vertreten wird.

Mathilde lächelte ſpöttiſch: „Früher hat man gewiß ganz ſo gedacht und gehandelt, aber jetzt ſollten Sie einmal hören, wie die jungen Leute ſich über ſolche Vormundſchaft luſtig machen und über das Mißtrauen, was daraus hervorleuchtet und doch auch wirklich auf junge Mädchen kein günſtiges Licht wirft."

„Gewiß iſt die Welt anders geworden als ſie ehemals war, aber es giebt Regeln, welche ewig feſtſtehen werden und dazu gehört diejenige, daß ein ſehr junges Mädchen einer Stütze und einer faſt unmerklichen Leitung bedarf, um ſich in ihrer Stellung als junges Mädchen behaupten zu können."

„Jeder muß doch durch die Welt auf ſeine Weiſe, und die jungen Leute ſagen, wer ſo in Abhängigkeit erhalten wird, lernt niemals Selbſtvertrauen und wird ſeinen Platz im Leben niemals ausfüllen.“

„Die Emancipation der jungen Mädchen iſt den jungen Leuten oft ſehr bequem; vielleicht wird es ihnen aber, wenn ſie älter geworden ſind, nicht ganz leicht werden, ſich mit einer Frau gut zu ſtellen, welche in voller Unbeſchränktheit herangewachſen iſt, und ſehr jung noch, ſchon gedacht hat, ganz auf eigenen Füßen ſtehen zu können. Wenn Marianne aus eigener Neigung und aus Gefälligkeit gegen mich ihre Begleiterin iſt, vertritt ſie mein Haus, aber hat nicht die Abſicht, ihnen eine Führerin zu ſein.“

Marianne ſah bedrückt aus und ſenkte die Augenlider, wie um Thränen zurückzuhalten. „Marianne,“ rief Fanny lebhaft, „wenn Sie nicht mitgingen, wäre meine Freude nicht halb ſo groß. Wenn ich Ihr Geſicht ſehe, kommt es mir vor, als wäre ich zu Haus, hier nämlich und da bin ich doch immer am liebſten, obgleich ich mich gern beluſtige.“

Marianne, die ſich ſogleich gefaßt hatte, dankte mit einer freundlichen Bewegung, und Frau Kraus erinnerte Fanny ſehr heiter, daß ſie zum Kaffee eine ſelbſt fabricirte Charade verheißen habe. Dieſe Charade erſchien auch in folgender Geſtalt:

„Mein Erſtes iſt kalt,
Mein Zweites wiegt ſchwer,
Mein Ganzes zu ſein,
Wünſcht mancher ſich ſehr.“

Das Errathen überlaſſe ich Dir, wir haben unſere Pflicht gethan, thue Du die Deinige.

Wie lange habe ich ſchon geſchrieben über den einen Sonntag und bin noch nicht fertig, aber damit haſt Du ein Bild, ein Umriß würde Dir nicht genügen, denn Du bedarfſt Klarheit. — Gertrud durfte ein Stückchen mit uns gehen und war niedlich vergnügt.

Während Marianne einen Augenblick mit Lucie voranging, bemerkte Mathilde: „Wenn Marianne das Haus repräſentiren ſoll, aus welchem wir hervorgehen (und dies letzte ſagte ſie mit großer Ironie) ſo kann dies in Wahrheit nur dadurch lächerlich gemacht werden, und ob das ein Schutz ſein wird, weiß ich nicht. — Sie ſieht doch vollſtändig aus wie eine Närrin.“

Die arme Marianne, es war etwas Wahres daran. Sie trug ein ſehr grelles roſa Mouſſelinkleid, ein höchſt bunt beſetztes Mäntelchen und einen Strohhut mit hellblauen Bändern. Bei ſo wenig gefallſamem Aeußeren überbot es das Erlaubte, das mußte man innerlich einräumen. Fanny ſagte: „Ach, ich ſehe ihre Kleidung nie mehr an, die iſt immer abgeſchmackt, ich ſehe nur in ihr Geſicht voll Treue und Gutherzigkeit. Was wären wir Alle hier, ohne Marianne, wie ſorgt ſie für uns und welche Schätze an Wiſſen und Talenten können wir uns von ihr aneignen:

„Ob Blau, ob Grau,
Das iſt mich janz ejal:
Ich liebe ihr, ich liebe ihr,
Und treffe keine Wahl.“

Wir hatten faſt das Ende einer ſchönen Allee von Eichen erreicht, und hier mußte Gertrud ſich zur Rückkehr bequemen. Während wir Abſchied von ihr nahmen, war Mathilde raſch vorangeeilt und erwartete uns am Ende der Allee. Sie ſah heiter aus und redete Marianne freundlich an: „Ach, Marianne, ich habe plötzlich ſo unbeſchreibliche Luſt bekommen in's Forſthaus zu gehen, denken Sie nicht, daß wir das dürfen? Der Beſuch bei beiden Familien iſt uns ja geſtattet und wenn wir hier abbiegen, iſt der Weg wenig weiter. Wollen wir nicht?“ „Für mich gern, und Frau Kraus würde ihre Einwilligung nicht verſagen; es kommt nur darauf an, wie Ihre Gefährtinnen darüber denken.“

Wir gaben unſere Zuſtimmung und der ſehr hübſche Weg wurde freudig zurückgelegt. Das Forſthaus iſt belegen, wie man ſich einen ſolchen Wohnſitz ſo gern ausmalt; am Saum eines ſchönen Geheges von einzelnen mächtigen Bäumen, von friſchen Wieſengründen umgeben, durch die ſich ein Waldbach im raſcheſten Lauf ergießt. Es iſt eine einfache, einſame und doch majeſtätiſche Natur. Paula und ich ſtanden da, ſtumm betrachtend und bewundernd, da vernahmen wir den freudigen Aufſchrei jugendlicher Stimmen, und erblickten eine ganze Schaar junger Menſchen, welche ſich eilig gegen uns heranbewegte. Mathilde und Fanny liefen ihnen entgegen, wir übrigen drei folgten langſamer.

Jetzt begann das Vorſtellen; Fanny wußte damit bald fertig zu werden. Sie faßte zwei junge Mädchen bei den Händen und ſagte: „Dieſe beiden ſind die Töchter des Hauſes, die Dianen des Waldes, die Nymphen deſſelben, auf dieſer proſaiſchen Erde, Fräulein Erloff genannt. Alle jungen Herren in grün gekleidet ſind Söhne des Hauſes oder gehören dem Forſthauſe an, das werden Sie ſchon herausfinden; die beiden Damen mit ſchwarzem Haar ſind die Paſtorentöchter, die drei mit hellem Haar, Töchter des Doctors, der im Kirchdorfe wohnt. Die drei Herren in ſchwarz ſind Auditor Nr. 1, Auditor Nr. 2 und Rath Nr. 3, ſo bezeichnen wir ſie untereinander, das werden Sie bald begreifen. Zwei blonde Paſtorenſöhne werden noch erſcheinen. Paſtors heißen Werder, Doctors, Bergfeldt. So, das iſt vorläufig genug.“ —

Paula faßte meine Hand und flüſterte: „Laſſe uns nur feſt zueinander halten, wir wollen nichts Unpaſſendes thun, laß die Anderen thun was ſie wollen.“ Ich drückte ihre Hand voll Einverſtändniß; wir wollten uns der Frau vom Hauſe vorſtellen laſſen, aber das habe lange Zeit, das fände ſich früh genug, wenn wir uns ſpäter im Hauſe einbürgern würden. Marianne erbot ſich zu dieſem Dienſt und brachte uns zu der alten, prächtigen Frau Erloff, die uns mütterlich willkommen hieß.

Der Abend, denn zu meinem Erſtaunen blieben wir den ganzen Abend dort, verging ſehr angenehm. Die fremden jungen Mädchen gefielen Paula und mir ſehr gut, viel beſſer als Mathilde und mitunter auch als Fanny, und das beklagten wir Beide ſehr; wir hätten tauſchen mögen. Der Ton war fröhlich und belebt, aber ſo taktvoll gehalten, wie ich das immer gewohnt geweſen bin, wenn ich einmal unter Menſchen kam. Man konnte mit ſo viel Sicherheit heiter ſein. Die jungen Herren benahmen ſich, wie man ſich gegen ſie benahm, aber ſtets rückſichtsvoll.

Am Schluß des kleinen Feſtes ward ganz wundervoll geſungen; Marianne leitete den Geſang und manche hübſche Stimme ſiel ein. Bei einem ſchönen Liede: „Das Echo“, verirrte meine Seele ſich, o, ich weiß nicht wohin, aber auf dieſer Erde war ſie nicht, weit, weit ab, in jenen ſeligen Räumen, wo ich einſt meine Mutter wiederfinden werde. — O, ich weiß noch als Kind, wenn ich auf der Martinshöhe ſaß und wir das Echo anredeten, welches im Walde uns gegenüber ſteckte, wie oft, wenn es dämmerig ward, hat meine Seele gebebt vor dieſen menſchlichen Lauten, die erſt hell und klar, dann immer verklingender, leiſer antworteten. Wenn wir zuletzt noch: gute Nacht, riefen, wie hat es mich oft mit, ich möchte ſagen, ſeligem Grauen erfaßt, wenn aus dem dunklen Walde ſo feierlich verſchwebend, gute Nacht — Nacht — Nacht — Nacht — Nacht widerklang. — Das ſind ſtille Erinnerungen die keine Zeit verlöſcht. —

Als es zum Aufbruch kam, flüſterte Paula mir zu: „Was wird nun daraus werden? Wir können doch nicht mit Auditor Nr. 1. und 2. und mit Rath Nr. 3. zur Stadt heimkehren.“ „Dafür muß Marianne die Verantwortung übernehmen.“ Es machte ſich Alles ſehr gut, die ganze nicht zum Hauſe gehörige Geſellſchaft machte heimkehrend einen Umweg, um uns bis an die Eichenallee zu begleiten. Dort nahmen die Kirchdorfer Abſchied und die gelehrten jungen Herren gingen, nachdem ſie ihre Hüte gegen uns geſchwenkt, raſch den Weg zur Stadt voran. Mathilde bemerkte, es ſei ſehr ritterlich, daß ſie uns verließen, jetzt, wo die Dunkelheit recht beginne, worauf Marianne ſcherzend entgegnete, „ſie wären ja eben die éclaireurs, die den Weg ſicher machten. —“

Die Doctorin empfing uns ſehr freundlich; ſie habe, ſagte ſie, zuerſt große Freude an den Kindern, und dann ſpäter an einem Spaziergange mit Lucie gehabt, deren ſanftes, verſtändiges Benehmen ihr ſo in jeder Weiſe zuſage. Als Paula und ich unſer Zimmer erreicht hatten, beſchloſſen wir uns auszukleiden, und dann noch im Nachtjäckchen und Röckchen miteinander zu plaudern. Dieſe Stunde hat uns einander viel näher gebracht, denn wir lernten uns kennen.

Als wir nebeneinander ſaßen, ſagte Paula: „O, Liesbeth, was haben wir Alles erlebt in den zwei Tagen unſeres Hierſeins! Mir iſt als wären zwei Wochen vergangen. Ich war heute ſehr vergnügt und doch wollte ich, wir hätten den Tag in geräuſchloſer Stille hingebracht, das wäre gemüthlicher und natürlicher geweſen, denn wir ſollen uns hier im Hauſe doch erſt an Alles gewöhnen und die Doctorin mehr kennen lernen. Die Umgegend hätte noch Zeit gehabt. Haben Paſtors Dich auch eingeladen? Mich haben ſie dringend gebeten, ja am nächſten Sonntag in's Paſtorat zu kommen, und dann wollten wir nach dem Clavier und einer Mundharmonika tanzen.“

„Ach!“ rief ich in freudiger Erregung. „Ja, aber Liesbeth, wir können doch nicht nächſten Sonntag wieder fort.“ „Frau Kraus hat uns ja die ganze Woche; ich will ſo gern einmal tanzen.“ Paula lachte und meinte, wir wollten die Zeit kommen laſſen.

Nun wurden alle Menſchen, die wir kennen gelernt haben, wie wir es nannten, beurtheilt und bekamen den erſten, zweiten oder dritten Charakter, mit einfacher oder glänzender Auszeichnung, oder nur mit dem Grade. Mathilde bekam erſt nach langem Beſinnen den dritten Charakter. „Ich kann ihr Benehmen gegen Herren nicht leiden,“ ſagte Paula, „während ſie in ihrem Hochmuth über alle dieſe Bürgerſöhne weit hinweg ſah, und nur der Auditor Nr. 1 einigermaßen ebenbürtig erſchien, wollte ſie doch die Huldigung Aller. Wozu? Das iſt doch kläglich; ich weiß gar nicht, wie man nur daran denken kann. Dies Beobachten, dieſe Unruhe, dieſe endloſe Ziererei, um Aufſehen zu erregen, o, ich würde tief, tief beſchämt ſein, ich würde mir erniedrigt erſcheinen, wenn ich mir jemals Aehnliches vorzuwerfen hätte. Ich will gar nicht gefallen, das iſt ja ganz unnöthig. Gern aber werde ich ſtets wollen, daß man mein Benehmen höflich und paſſend findet. Wenn man einmal Jemand lieb gewinnt — das mag wohl anders ſein; da handelt man vielleicht auch verkehrt, aber das iſt dann für Einen und nicht für Alle. Mit ſolchem Liebhaben, was auf verkehrte Weiſe an den Tag gelegt wird, und unbewußt vielleicht, könnte ich viel Mitleid haben, das glaube nur.“

Ich erwiederte, Manches ſei ſo eigenthümlich, ich habe gewiß nicht gefallen wollen, aber auf dem einzigen Ball, auf welchem ich bisher geweſen, einem Kinderball, an dem auch Erwachſene Theil genommen, ſei ich ſeekrank geworden, und nur durch das ängſtliche Gefühl, ob ich wohl aufgefordert werden würde? Gefallen wollte ich nicht, ich wollte tanzen; „Du ſollſt ſehen,“ fügte ich hinzu, „ſo wie ich wieder auf einen Ball komme, werde ich ſeekrank, denn ich werde mich zu ſehr fürchten. Natürlich bleibt es bei den Vorboten eines ſolchen Unwohlſeins, aber Du kannſt doch ſehen, wie ich es mir zu Herzen nehme."

Paula lachte bis zu Thränen. „Aber, Liesbeth, was iſt denn für großes Unglück dabei, ob man tanzt oder nicht?"

„Ich kann nicht an den Wänden umherſitzen, mich betrachten laſſen und doch nicht aufgefordert werden. Das kann ich nicht ertragen."

„Weshalb denkſt Du ſo darüber. Wenn ich einmal einen Ball beſuche, wird es mir gar nicht einfallen, daß ich, eine junge flinke Tänzerin nicht tanzen ſollte, geſchieht das aber dennoch nicht, weil ich zu fremd in der Geſellſchaft bin, die Zahl der Tänzer zu klein iſt, oder aus irgend ähnlichen Gründen, dann tröſte ich mich. Denke doch nicht ſo viel über Dich und ſolche möglichen Vorkommniſſe nach, damit verkümmerſt Du Dein Leben. Was das Betrachten anbelangt, ſo ſehen die Herren zu den Damen hinüber und dieſe erwiedern das in umgekehrter Weiſe, ſo weit es ſich ſchickt. Wäre es der Sitte nach an den Damen, aufzufordern, dieſe würden viel ſchärfer hinſehen, das glaube nur, es iſt nichts Beſonderes dabei und ganz natürlich. Wer unbefangen fröhlich in eine Freude eingeht, der wird ſie auch haben. Denke Du nur an die Sache und nicht an Dich, und vor Allem nicht grübelnd und zagend."

Nach dieſer ſchönen Sentenz legten wir uns noch nicht ſchlafen, aber ich will thun, als ob das geſchehen wäre, denn nun iſt der Tag genug beſprochen. In die erſten Unterrichtsſtunden werde ich Dich aber doch einführen müſſen, aber wenn ich einen feſten Grund erſt habe, dann baue ich luſtig fort.

Nie genug.

„Jahrhundert mal dieſelbe Straße,
Du machſt doch immer neue Gleiſe,
Und ob Du hundert Jahre lernſt,
Zum Lernen wirſt Du nie zu weiſe."

Am nächſten Morgen um ſieben Uhr ging Paula zu einer Muſikſtunde bei Marianne. Sie küßte mich als ſie fortging; es ſchmerzt ſie, daß mir neben dem tiefen Gefühl für Muſik, das Talent dafür ganz verſagt iſt.

Als ich um acht Uhr in's Wohnzimmer trat, lief die kleine Gertrud mir entgegen, ſchlang die Arme um meine Knie, und ſagte mit ihrer ſüßen Kinderſtimme: „Meine, meine Liesbeth!" O, das hat ſeit lange Keiner mehr geſagt und es drang tief in mein Herz. Meine Mutter ſagte ſo; Du ſagteſt einfach, Liesbeth, und fandeſt das ſei genug und das war es auch, denn Du haſt mich lieb. Ich hob das Kind empor und wir hätten uns ſo viel zu ſagen gehabt, aber das Frühſtück und alle dabei Betheiligten ſtörten uns. Chriſtian kroch eilfertig umher, verlor bei dem Anblick des Frühſtücks das Gleichgewicht, ſchlug platt nieder und ſtieß ſeine Stirn. Auf einen Wink ſeiner Großmama hielten wir uns Alle ruhig, obgleich er ein jämmerliches Geſchrei erhob. Nach einer Weile verminderte ſich dies Geſchrei, er guckte, ſo gut er vermochte, nach allen Seiten hin, ob Keiner ihm helfen wolle, und als dies nicht geſchah, raffte er ſich mit einiger Anſtrengung ſelber empor und befand ſich wieder auf allen Vieren. Jetzt rief Frau Kraus ſehr freundlich: „Komm, Chriſtian, Großmama hat Frühſtück für Dich.“ Von dem Fall war keine Rede, als er aber auf ſeinem Stuhl am Tiſche ſaß, wiſchte er noch ein paar mal mit der Hand über die kleine Stirn, war jedoch darauf eben ſo vergnügt als zuvor.

Der Doctor hat ganz Recht, man kann hier an der kleinen Kinderwirthſchaft lernen. Wo ich bisher ein Kind ſo hinſchlagen ſah, ſprang raſch Jemand und oft mit einem Schrei herzu, es aufzuheben, und durch dies gewaltſame Verfahren ward jenes noch mehr erſchreckt und erſchüttert und gewiß auch verzärtelt. Das Benehmen der Doctorin, deren Blicke mit der mütterlichſten Liebe das Kind beobachteten, gefiel mir ſo gut, es war Selbſtüberwindung aus rechter Liebe.

Nachdem das Frühſtück beendet, abgetragen und darauf geleſen war, zeigte Frau Kraus uns an, daß ſie uns um neun Uhr in ihrem Cabinet erwarten werde. Wir Schülerinnen blieben allein im Wohnzimmer zurück und jetzt begann ein Gewimmer. Frau Kraus hatte ſchon beim Frühſtück bemerkt, daß wir unſere Aufgabe mit einer Wanderung durch Amerika beginnen würden. Sie dürfe wohl annehmen, daß wir in Europa feſteren Fuß gefaßt hätten als in dieſem fernen Lande, welches zuerſt durch die großartigen Auswanderungen dorthin, jetzt durch ſeinen traurigen Bürgerkrieg die Augen der übrigen Welt auf ſich gezogen habe, und daher gewiß auch für uns nicht ohne Intereſſe ſei. Unſere Verſtimmung entſprang aus dem Gefühl unſerer Unwiſſenheit und war deshalb eine ſehr gründliche. „Amerika? Was ſollen wir mit Amerika? ich will nicht auswandern.“ — „Ich auch nicht und ich weiß nichts mehr von dem ganzen Unterricht; höchſtens, allerhöchſtens acht oder zwölf Städtenamen noch.“ „So viele? ich weiß keine ſechs; der brave Columbus hätte mir einen großen Gefallen erzeigt, wenn er es unentdeckt gelaſſen hätte.“ „Das kommt ja Alles von der modernen Verrücktheit, daß man mehr lernen ſoll, als nothwendig iſt. Was würden denn die jungen Mädchen von ihrer Confirmation haben, wenn ſie ſich nach derſelben noch behandeln laſſen müſſen wie Kinder. Man freut ſich doch darauf, um Ruhe zu haben, und wenn mein Vater nicht geweſen wäre, kein Menſch hätte mich hierher gebracht.“

Wer das Letztere ſagte, errräthſt Du wohl; jetzt ſchlug es neun und wir traten den Schulweg an. Hätten wir doch mehr Vertrauen, mehr Glauben an die Klugheit der Doctorin gehabt. Sie ſaß an einem mit Karten bedeckten Tiſche und als wir um denſelben Platz genommen, ſagte ſie ruhig, es würde zu großen Aufenthalt veranlaſſen, wenn ſie ihren Vortrag durch Fragen unterbrechen wollte, um zu forſchen, was wir von dem Unterricht früherer Zeit uns erinnerten oder nicht, und deshalb werde ſie, die Entdeckungsgeſchichte Amerika's abgerechnet, verfahren, als ob wir nie zuvor in dieſem Lande umhergewandert wären.

Wir ſchwiegen ſämmtlich, aber ich glaube, vier dankbare

Herzen erkannten dieſe Schonung, die doch auch zugleich fördernd war. Die Doctorin führte den Unterricht mit einer Sicherheit, welche unſere Aufmerkſamkeit ſehr wach erhielt, und ich glaube, uns drei beſcheidenen Menſchenkindern verlief die Stunde viel zu ſchnell. Als dieſe geſchloſſen war, überreichte die Doctorin einer Jeden von uns ein geheftetes Buch mit dem Erſuchen, darin auf der Stelle die Hauptpunkte des Gehörten aufzuzeichnen. Sie ſelber behielt dabei ihren Platz am Tiſche, und ſchien eine Karte von Braſilien eifrig zu durchforſchen. Als wir fertig waren, mit Fallen und Aufſtehen, denn Mathilde namentlich bedurfte langer Zeit dazu, nahm Frau Kraus die Bücher in Empfang und jetzt begann die Rechnenſtunde.

Bei dieſer Stunde, die ſich auf Kopfrechnen beſchränkte und Gewicht und Ellenmaß begriff, ward ſehr gelacht; Mathilde zeigte ſich, man kann nur ſagen, hochdumm; wenn ſie z. B. erfahren, was 1 Pfund Butter gekoſtet und darauf den Preis von 7 Pfund zu berechnen hatte, konnte man ſich ſehr freuen, wenn ihre Ausgaben ſich unter 10 Thaler hielten, darüber, kam oftmals vor in ähnlicher Weiſe. Wir konnten uns des Lachens nicht erwehren, Frau Kraus ließ ſich davon anſtecken und forderte Mathilde auf, daſſelbe zu thun. „Das ſchadet ja nicht," ſagte ſie gutmüthig, „aber ich will Ihnen doch wünſchen, daß Sie mehr Geld haben mögen als ich."

Darauf mußten wir franzöſiſch vorleſen und Frau Kraus gab dabei die richtige Betonung und das Tempo an, wie dies ſonſt bei der Muſik zu geſchehen pflegt. Wenn man ſich erſt daran gewöhnt, war es ſehr fordernd, ſtörend gar nicht, da man, die Augen auf das Buch gerichtet, dennoch ihre Bewegungen beobachten konnte. Cinna von Racine war zum Vorleſen erwählt; das iſt ſehr ernſt, aber der Wohlklang der Verſe, die ſich leicht leſen, erfreute uns ſehr und ich glaube, auch Mathilden, wenigſtens gab ſie das Buch nie gern weiter.

Nach der Vorleſung kleideten wir uns an und kamen, um 1 Uhr fröhlich und mit dem beſten Appetit zum Mittageſſen. — Vor dem Kaffee ſpielten wir vier Parthien Tivoli und nach demſelben ſaßen wir mit unſerer Handarbeit bei Frau Kraus. Mathilde und Fanny hatten nacheinander Muſikunterricht bei Marianne und in deren Zimmer. — Das Geſpräch fiel auf Amerika und ich ſagte der Frau Kraus, wie ſehr ich die Sicherheit ihres Vortrags bewundert und mir ſolche Meiſterſchaft gewünſcht habe. Sie lächelte und entgegnete: „Göthe muß für mich antworten, er ſagt:

„Wer ſoll Lehrling ſein?
Jedermann!
„Wer ſoll Geſell ſein?
Wer was kann!
„Wer ſoll Meiſter ſein?
Wer was erſann!'

Sie ſehen, daß nach dieſem Ausſpruch zur Meiſterſchaft noch etwas mehr gehört als einfaches Wiſſen, oder vielmehr als das Behalten deſſen, was uns gelehrt ward. Wer in ſolcher Weiſe erringen will, muß die Zeit und deren Werth hoch anſchlagen. Ich las einmal, „jede Minute ſei ein Engel, der uns ſeine Dienſte anbiete." Wie hübſch iſt das ausgedrückt, um uns zu zeigen, welchen Schatz wir an der Zeit haben und wie wichtig es iſt, dies im vollſten Umfange zu erkennen.“

O, Helene, und wenn wir jede Stunde einen ſolchen Engel nennen wollten, wie oft würde er abgewieſen werden, wie oft ohne Erfolg uns mahnen? Einen ſolchen Ernſt kann ich noch nicht ganz in mich aufnehmen, ich glaube, dazu bin ich noch zu jung, aber ich will dahin ſtreben, ihn mir mehr und mehr anzueignen.

Die Doctorin ſagte ferner: „Ich habe wohl Grund der Minute zu gedenken, denn ich habe eben in letzter Zeit meinen guten Engel abgewieſen. — Vor einiger Zeit ſprach man mir von einer armen, beklagenswerthen Wittwe, in derem Hauſe Armuth und Krankheit das tiefſte Elend bereiteten. Ich gab, was ich meinte, an Geld geben zu können, und da ich dieſe Leute gar nicht kannte und ſie weit ab von mir wohnen, beruhigte ich mich vorläufig dabei. Später fiel mir ein, daß die älteſte Tochter, wie mir geſagt worden, an einem unheilbaren Uebel leide, und man das Ende ihrer ſchweren Leiden herbeiwünſchen müſſe. Mit dieſer Erinnerung kam mir der Gedanke, Fruchtſaft könne ihr vielleicht eine Erquickung ſein und ich beſchloß, ihr davon aus meinem Vorrathe mitzutheilen. Wäre ich augenblicklich aufgeſtanden und hätte eine Kruke mit Saft aus dem Schranke geholt, ſo würde ſich auch ſchon ein Bote zum Ueberbringen gefunden haben; aber dazu war ich zu fahrläſſig, vielleicht zu bequem. Wieder einmal dachte ich daran, natürlich ſollte es geſchehen, aber es hatte ja Zeit. Vor einigen Tagen fragte ich nach der Leidenden, denn nun ſollte es zur That kommen; die

Antwort lautete: „vor acht Tagen begraben." O, wie weh that mir das, denn was hatte ich verſäumt! Mehr, mehr, als man im erſten Ueberblick denkt. Einen Kranken erquicken, heißt ſeinen Glauben an Gott und Menſchen kräftigen. Er weiß, daß Gott der eigentliche Helfer iſt, wir Menſchen ſind nur die Werkzeuge, welche Er führt und leitet; aber ich hatte mich nicht leiten laſſen wollen. Wer einen armen Kranken in rechter Liebe und Barmherzigkeit erquickt, der giebt nicht, der nimmt, denn das ſchwache Lächeln des Kranken, das Gefühl des Wohlſeins, welches momentan über ihn kommt, wird für uns zum Segen und bringt uns Schätze des ewigen Lebens, und o, wie leicht erkauft! — Wer in tiefer Dürftigkeit, krank auf ſeinem Lager darniederliegt, nur von den Gedanken ſeines Elends umgeben, für den iſt auch das kleinſte Gedenken eine Blume, die vom Himmel auf ihn herabfällt. Nein, er iſt nicht ganz verlaſſen, er iſt ſeinem Gotte noch werth, denn Er gedenkt ſeiner. Ich habe den Segen nicht bekommen, der mir hätte zu Theil werden können, denn ich habe nicht gewollt und den Dienſt des Engels zurückgewieſen. Das werde ich lange nicht verſchmerzen."

Die einfache Offenheit bei dieſer Mittheilung hatte etwas Ergreifendes. Wer uns mittheilt, was er hörte, was er las, kann uns damit ſehr viel geben; wer uns aber ſagt, was er erlebte, giebt uns Wahrheit. — Dieſe Betrachtung kommt aber nicht von mir, Marianne ſprach ſie aus, als wir uns ſpäter über die Mittheilung der Doctorin unterredeten. — Dabei kam ſo viel Tiefes und Ernſtes noch zur Sprache, o, und ich glaube, das iſt oft mehr werth für unſere innere Ausbildung als alle Bücher und alles Wiſſen der Welt. Marianne ſagte: „Was der lebendige Menſch, der Menſch, der ſchon gelebt, erfahren und gelitten hat, dem Menſchen ausſpricht, das dringt tief in's Herz und kann zuweilen ein ganzes Geſchick umgeſtalten."

Marianne iſt ſo prächtig, aber Eines weiß ſie nicht; ſie weiß nicht, wie wenig gut ſie ausſieht, denn ſonſt könnte ſie ſich ſo bunt nicht kleiden. Das thut mir leid, denn es könnte ſie lächerlich machen und das verdient ſie nicht. Sie würfelt die Farben durcheinander, wie ſie ihr unter die Hände kommen; alle ſind ja zum Tragen da, und daß man eine Wahl zu treffen hat, fällt ihr nicht ein. Daneben aber ſieht ſie höchſt ſauber aus, und ihr gutes Geſicht ſchaut aus alle dem verkehrten Putz ſo treuherzig unbefangen heraus.

Morgen beginnt ein Curſus über römiſche Geſchichte und Frau Kraus ſagt, wir würden Schritt vor Schritt weiter gehen, ſo weit, als es im Zeitraum eines Jahres zu gelangen möglich ſein werde. An Ueberſtürzung werde dabei nicht gedacht werden, wir würden eben, wie bei der Geographie, aufzuzeichnen haben, was unſerer Erinnerung gegenwärtig geblieben ſei, und ſollte Eine oder die Andere dabei gegen die Uebrigen zurückbleiben, ſo werde ſie mit dieſer noch beſonders wiederholen. Du ſiehſt folglich, wir ſollen und müſſen lernen.

„Wie auf dem Felde die Waizenhalme,
So wachſen und wogen im Menſchengeiſt die Gedanken.
Aber die zarten Gedanken der Liebe
Sind wie luſtig dazwiſchen blühende
Roth und blaue Blumen.“

Da haſt Du wieder eine Ueberſchrift, aber nie vorher überdacht, nur wie ſie mir eben in den Sinn oder vor Augen kommt, denn ich leſe oft aus dem kleinen rothen Buch aus der Verlaſſenſchaft meiner Mutter, worin ſoviel Hübſches verzeichnet ſteht. Fällt mir nicht ein, was ich ſchreiben könnte, dann ſchlage ich es auf, und wohin mein Auge zuerſt fällt, das bekommſt Du. Heute las ich daraus: „Glück erweint man nicht.“ Das fiel mir ſo wunderbar auf und ich mußte viel darüber nachdenken. Möge mir der Ausſpruch gegenwärtig bleiben, wenn ich einmal Grund zum Weinen bekomme.

Heute fiel eine kleine Scene mit Ellen vor, und da wir hier ſind, nach Ausſpruch des ehrenwerthen Doctors, auch um an der Kinderwirthſchaft zu lernen, war ich natürlich Auge und Ohr. Ellen ſpielte mit Bauſteinen im Wohnzimmer, als ihr plötzlich einfiel, es müſſe noch hübſcher ſein, draußen mit Gertrud auf dem Raſen zu tanzen. Großmama hatte nichts dawider einzuwenden, bemerkte aber, bevor Ellen gehe, müſſe ſie ihre Steinchen wieder in den Kaſten packen. Dazu aber hatte Miezchen nicht die geringſte Luſt. „Großmama, Ellen geht aber gleich.“ „Ja, ſobald die Steine eingeſammelt ſind. Großmama legt den erſten Stein in den Kaſten, und Ellen die übrigen, bis auf den allerallerletzten, den legt wieder Großmama. Nun ſieh!“ Der erſte Stein ward mit Heiterkeit eingelegt, aber ohne Erfolg; das Kind ſtand mitten im Zimmer, einen kleinen Fuß gegen die Thür vorgeſetzt. „Großmama, Ellen geht jetzt weg.“ „Wenn Ellen die Steine durchaus nicht einlegen mag, will ich es thun, aber dann darf ſie auch nicht wieder hier im Zimmer ſpielen. Ich trage dann ſogleich den Kaſten in die Kinderſtube und dort bleibt er, denn Großmama duldet keine unordentlichen Kinder in ihrem Zimmer. Komm jetzt raſch, oder Großmama ſammelt ein.“ Raſch kam Ellen nicht herbei, aber ſie kam und legte, leiſe vor ſich hinweinend, die Steine ein, den letzten die Großmama, die nichts weiter darüber ſagte als nur: „Da iſt Dein Hut, jetzt kannſt Du gehen.“

Frau Kraus bemerkte, als das Kind gegangen war, wie wichtig es ſei, ſchon kleine Kinder an eine Art Pflichterfüllung zu gewöhnen, ſowie an Achtung vor dem Eigenthum Anderer. „Kinder, welche man daran gewöhnt, rückſichtslos Alles unordentlich durcheinander werfen und ſtets auf die Mühwaltung Anderer rechnen zu dürfen, werden, wenn nicht eigene Vernunft oder eine harte Lebensſchule ſie davon zurückführt, ſehr muthmaßlich bis in’s ſpäteſte Alter das bleiben, was man hier zu Lande lodderig nennt, eine Eigenſchaft, an der ſchon manches häusliche Glück zu Grunde gegangen iſt.“ Wie dankbar bin ich, Helene, daß Du und ich zu guter Ordnung angehalten ſind. Sehr tüchtig bin ich freilich noch nicht, aber das kann ich ja werden. Paula iſt Beides, ordentlich und tüchtig, ſie iſt durch die Schule des Lebens gegangen, ſo jung ſie iſt.

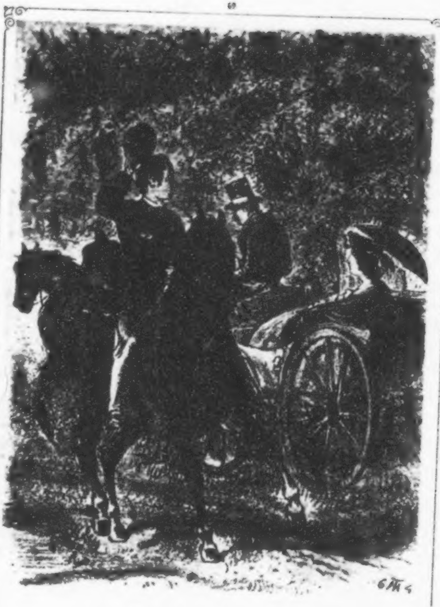
Während des Mittageſſens ſagte Mathilde: „Frau Kraus, heute dürfen wir ja wohl, wie bisher an jedem Mittwoch, einen längeren Spaziergang unternehmen, wenn Marianne uns begleitet?“ „Sehr gern, aber ich werde es gern ſehen, wenn Sie Ihre Vorarbeiten für morgen vor dem Fortgehen beenden, denn heimkehrend werden Sie ermüdet ſein.“ Wir waren ſämmtlich vergnügt über eine ſo hübſche Ausſicht, und Paula und ich ſehr damit beſchäftigt, welchen ſchönen und neuen Weg wir kennen lernen würden. „Laßt mich die Führerin ſein, wollt Ihr?“ fragte Mathilde und wir willigten fröhlich ein. Zu unſerem Erſtaunen befanden wir uns ſehr bald in der wohlbekannten Allee. „Aber, Mathilde, das iſt ja nichts Neues.“ „Wer ſich führen laſſen will, muß folgen, wohin es auch geht. Seid nur getroſt!“ Fanny und Mathilde flogen, möchte ich ſagen, voran, um einander zu haſchen, flüchtig, geſchickt um die Baumſtämme herum oder quer über den Weg; ſehr bald waren ſie in weiter Ferne, Paula und ich gingen ruhig mit Marianne weiter, welche einen ſolchen Lauf nicht ertragen haben würde. Wir fragten dieſe, ob die Doctorin niemals an den Spaziergängen Theil zu nehmen pflege. Niemals, ſie gehe nur in ihrem Garten umher und in den allernächſten Anlagen; je ſtiller und einſamer es dort ſei, um ſo lieber ſei es ihr, und in ſolcher Weiſe könne man das thätige Leben der Frau Kraus ein mehr contemplatives nennen. In der Natur habe ſie das Bedürfniß der Mittheilung nicht; ihren Anſchauungen hingegeben, werde dort ihre Seele ſtille, wunſchloſer, freudiger in glaubensvoller Hingebung. Sie ſei ſtets bereit, ſich für Andere aufzuopfern, aber die ſtillen, ſo zugebrachten Stunden opfere ſie nicht, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß jeder Menſch der ruhigen Einkehr in ſich bedürfe, um vertrauensvoller und feſter glauben zu lernen, um Heerſchau zu halten über alle Uebertretungen und Sünden, welche, nur tief durchdacht, auch tief bereut werden könnten. Die Doctorin ſei eine prächtige und ſehr reiche Frau, denn ſie werde nie müde zu geben, und habe immer vollauf Wort, Blick, Troſt, Kleidungsſtücke, Lebensmittel, denn es ſei, als ob der reiche Segen des Himmels ihre Hand nie leer werden laſſe. Dazu ihre Kenntniſſe, ihre Lebenserfahrung, ihre tiefe Menſchenkenntniß, gewiß, man dürfe wohl ſagen, daß ſie viel zu geben habe.

Paula und ich horchten ſtill mit, ich möchte ſagen, ehrerbietigem Vergnügen.

Nach dieſer Mittheilung erreichten wir Mathilde und Fanny, die abermals voran flatterten, aber auf dem Wege nach der Förſterei. Wir folgten ſtaunend. Kurz vor dem Wohnhauſe ward ein Seitenweg eingeſchlagen, ein ſchmaler Steig, der ziemlich ſteil bergan führte; in nicht gar weiter Ferne ließen ſich Stimmen vernehmen. Wir riefen Mathilden zu, daß wir nicht weiter folgen würden, denn oben auf dem Plateau ſei ſicherlich eine Geſellſchaft vereinigt, in die wir nicht eindringen wollten. Mathilde kletterte lachend weiter. „Folgt nur muthig! es wird ſich Alles hiſtoriſch aufklären.“ Dieſe geſchichtliche Entwicklung war die von uns erwartete; oben auf der Höhe waren die jungen Leute aus dem Paſtoren- und aus dem Forſtrathshauſe in fröhlicher Niederlaſſung bei einander. Lauter Jubel empfing uns. „Da ſind ſie! da ſind ſie!“ erſcholl es von allen Seiten und „Mathilde, haſt Du den Zettel gefunden? Albert hat ihn im Baum verſteckt.“ Mathilde ſchien die Frage zu überhören, ſie ging in der allgemeinen Freude unter. Sogenannte Naturbänke von Birken- und Eichenäſten nahmen uns auf, und nun ein Fragen, ein Necken, ein ſeliges Lachen über Nichts und wieder Nichts, wiewohl nur die Jugend es herſtellig machen kann. Zwei Paſtoren und zwei Forſtrathsſöhne waren dabei, drei Töchter aus der Pfarre und zwei aus dem Hauſe im Thal. Es ward hübſch geſungen, denn das muß immer hübſch ſein, wo die Marianne dabei iſt; Grashalme wurden über Kreuz geknotet und o, der Jubel, wenn ein Kranz daraus hervor ging! —

Hermann, der älteſte Paſtorſohn, bereitet ſich im Elternhauſe auf ſein Examen vor; er wird beſonders geſchätzt und ward aufgefordert, doch aus ſeiner Studienzeit Einiges mitzutheilen, und namentlich, wo es ihm auf der ſchönen Gotteswelt in der Fremde am Beſten gefallen habe.

Er blickte auf und entgegnete: „Auf der Heerſtraße in einem Walde.“ „Weshalb aber?“ „Weshalb? O, das wußte ich wohl: Man ſagt, ich ſei ein guter Reiter und das bewog einen reichen Bekannten, mir ſein ſchönes Pferd zu einem Spazierritt in der Morgenfriſche anzubieten. Ich ſchlug eine Heerſtraße ein, die durch einen Wald führt, und ich weiß nicht, wer ſich befriedigter fühlte, mein muthiges Pferd, welches mit meiner Führung zufrieden ſchien, die Notabilitäten unter den Vögeln, welche ihre Adagio's aus den



Die Begegnung

prächtigen Bäumen erſchallen ließen, das kleine Vogelgeſindel, welches durcheinander ſchrie und lärmte, und dem es erſichtlich nur um Jubel und Spectakel zu thun war, oder ich, der kampfgeübte, freudeberauſchte Menſch. Da ließ ſich das Rollen eines Wagens vernehmen, ich ſpähte ihm entgegen, es war eine offene Chaiſe und in demſelben ſaß ein weibliches Weſen. — Ich lenkte mein Pferd nach der Seite hin, wo die liebliche Mädchengeſtalt ihren Platz hatte, und lenkte es dicht an den Wagen heran. Sie hatte mich nicht geſehen, und ſah, anſcheinend ſinnend, vor ſich hin. Ihr ganz nahe, zog ich den Hut und rief: „Guten Morgen!“ „Guten Morgen“ hallte es wie unwillkürlich zurück und dabei raſches Aufblicken zu mir hin. Dieſe Stimme, dieſe Augen werde ich nimmer vergeſſen; ich habe daran genug für mein Leben, und iſt das nicht wunderhübſch, daß die vorüberfliehende Minute uns einen Eindruck geben kann, wie Jahre das nicht vermögen. Ein einziges wohltönendes Wort, ein Aufblicken, denn einen Blick konnte man es nicht nennen, und ich fühlte, daß ich Holderes auf dieſer Erde niemals hören, niemals ſehen werde. Der meiner Seele tief eingeprägte Laut, die meinem Herzen wohlerinnerliche Augen ſind mir überall gefolgt, haben mich zurück gehalten, wo es bedenklich geweſen wäre, weiter zu gehen, angetrieben, wo Raſten verderblich geweſen wäre.“

Zuerſt folgte Schweigen dieſer Mittheilung, wir Mädchen konnten doch nichts darauf erwiedern, obgleich der Eindruck derſelben nicht ausblieb und der war ſicherlich ein ſehr gewinnender. Die jungen Leute blickten vor ſich hin und lächelten, glaube ich; endlich ſagte Julius, der jüngſte Erloff: „Das kann ich Dir ſagen, daß wir ganz Anderes erwarteten, Du kommſt mit einer Idylle und wir erwarteten irgend eine luſtige Epiſode aus der nächſten Vergangenheit.“ „Ich ward gefragt, wo es mir in der Fremde am Beſten gefallen, und das braucht doch nicht eben da zu ſein, wo man luſtig war, — Heiterkeit, läßt, glaube ich, nur dann einen unauslöſchlichen Eindruck zurück, wenn etwas vom Himmel Gegebenes mit dabei war. Eine ſchöne Gegend etwa, ein friſcher Wald, etwas, welches der Erde angehört und doch an den Himmel erinnert.“ —

Später, als ich beim Heimgehen mit Marianne zurück blieb, ſprach ich mit ihr darüber; ſie hat etwas ſo Mildes, man vertraut ihr gern. Ich fragte, ob es nicht wunderhübſch ſei, daß Werner geſagt: „Daran habe ich für mein ganzes Leben genug.“ „Ja,“ entgegnete ſie, „es klingt hübſch für ein Mädchenherz, welches ſich ſolche Möglichkeiten denkt.“ „O, Marianne, glauben Sie nicht daran?“ „Ich glaube daran und thue es auch nicht; junge, etwas praktiſche Menſchen, und die Jugend ſollte billig immer praktiſch ſein, empfangen momentan ſehr tiefe, lebendige Eindrücke. — Ob aber der Wohllaut jener Stimme, ob jene Augen nach Jahren noch zurück halten, oder vorwärts drängen werden, iſt mir mehr als zweifelhaft. Eines aber,“ fuhr ſie lächelnd fort, indem ſie ihre Hand auf meinen Arm legte, „Eines weiß ich zuverläſſig, es iſt für ein Mädchenherz gefährlich, dem Zauber ſolcher Worte viel nachzuhängen.“ Für ein ganzes Leben! das klingt ja wunderhübſch, ein Mädchen kann ſich eine ſolche Möglichkeit denken, und iſt dem Manne dankbar, welcher ausſpricht, er könne und thue das auch. Freuen Sie ſich, es gehört zu haben, liebſte Liesbeth, wie man ſich an einem Verſe, über ein Gedicht freut, aber verwechſeln Sie Phantaſie und Realität nicht. Das ſind zwei verſchiedene Gebiete, die ſelten durch eine Verbindungsbrücke verbunden werden.“ „O, Marianne, Sie hätten mir Hübſcheres antworten können.“ „Hübſcheres ganz gewiß, Wahreres vielleicht nicht. Werner iſt ein ſehr gefallſamer junger Mann, laſſen Sie es an dem Eindruck genug ſein und überſchütten ihn nicht, wie das ſo leicht geſchieht, mit idealen Eigenſchaften, welche er nicht beſitzt.“

Dieſer Schluß unſeres Geſprächs beleidigte mich halb, weil er wie Warnung klang, und als ob ich ſo gar leicht zu gewinnen ſein werde, aber ich kann es nicht ändern, Helene, ich denke noch oft an ſeine Worte zurück. Das Ideelle hat doch einen eigenthümlichen Reiz und beurkundet wohl am Beſten, daß unſere Seele nicht von dieſer Welt iſt.

Wir wurden zum Abendmahl eingeladen; einfache Vorräthe waren mitgenommen, es ward Theewaſſer gekocht und Butterbröde bereitet. „Wir haben für Euch hinreichend mitgenommen,“ ſagten die jungen Mädchen, „wir waren überzeugt, daß Ihr kommen würdet.“

„Ueberzeugt?“ fragte Paula, „weshalb aber?“ Ein flüchtiger Blick auf Mathilde und ſcheinbares Ueberhören der Frage, war die Antwort auf dieſelbe. Paula und ich befragten Marianne, ob wir ohne Weiteres zum Thee bleiben dürften, und ob Frau Kraus das nicht übel empfinden werde.

— Sie erwiederte, es ſei ihr gänzlich übergeben über ſolche Fälle, die oft vorkämen, zu entſcheiden, wie ſie es gut befände, und wir möchten den Abend ruhig und fröhlich genießen.

Das thaten wir in Wahrheit, es war wunderhübſch, und beſonders doch durch unſere Jugend, wir lachten und jubelten, und eigentlich über nichts und abermals nichts. Der Theekeſſel ſchlug um, als er eben kochte, alles mühſam herbeigeſchleppte Waſſer floß aus, das Feuer war ausgelöſcht, aber das Alles, was zwanzig Jahre ſpäter vielleicht Verdruß erregt, war ein Hauptſpaß. Jedem ward die Schuld beigemeſſen und Keiner wollte ſie tragen. Ein neuer Feuerherd ward eingerichtet, Waſſer und dürres Holz herbei geholt, aber jetzt geſchah Alles mit einiger Vorſicht; der Abend war kühl und wir begannen uns nach einer Taſſe Thee zu ſehnen. Wem wäre es niemals lang erſchienen, wenn Waſſer zu unerwarteter Zeit zum Kochen gebracht werden ſoll, aber wir verſtanden, uns die Zeit durch allerlei Ratheſpiele zu verkürzen.

Es war ſpät geworden und als der Thee getrunken war, begaben wir uns eilig auf den Rückweg, der heiter angetreten und heiter vollendet ward. Frau Kraus empfing uns gütig, und fragte nach dem Verlauf unſerer Zeit. Paula beantwortete dieſe Frage und fügte ruhig hinzu, „daß wir zuſammentrafen, ſchien kein Zufall zu ſein, aber von Liesbeth und mir iſt keine Verabredung ausgegangen.“ Frau Kraus ſenkte den Blick und ſchwieg einige Augenblicke, dann richtete ſie ihre Augen auf Fanny und fragte: „Wußten Sie darum?“

Fanny blickte unſchlüſſig zu Mathilden hin, welche ſehr übellaunig ſagte, ſie hätten an einem der letzten Bäume der Allee einen Zettel von Werner befeſtigt gefunden, der ihnen den Punkt angegeben, wohin ſie ſich zu begeben gedächten. Frau Kraus entgegnete ruhig, wenn die Töchter der beiden Familien uns ſolche Notizen zukommen ließen, fände ſie das nur jugendlich natürlich, ſie habe nicht das Mindeſte dawider, da aber ſolche Anzeigen wahrſcheinlich ſchon öfter vorgekommen wären, würde mehr Offenheit ihr angenehm geweſen ſein. Von jetzt an könnten ſolche Vorſchläge ganz offenkundig betrieben werden.

Mathilde hätte ſo gut ein entſchuldigendes oder reuevolles Wort ſagen können, aber ſie verharrte in übler Laune und bot Paula keine gute Nacht, was dieſe unbeachtet ließ. Als wir Beide uns allein befanden, ſagte ich: „Mathilde iſt ſehr erzürnt auf Dich.“ „Das iſt mir ſehr gleichgültig. Nie im Leben werde ich Theil nehmen, wo das, was geſchieht, geheim gehalten werden muß. Wiſſentlich nie. — Mathilde hat gefürchtet, Frau Kraus werde dieſe Zuſammenkünfte nicht wollen, weil die jungen Leute aus beiden Familien mit dabei ſind, und dieſe ſind es eben, welche ihr dieſelben anziehend machen. Sie kann ſich nicht glücklich fühlen ohne dargebrachte Huldigung, und wie betrübt iſt dieſe eitle Schwachheit, die den unſchuldigſten Freuden den allerbeſten Reiz nimmt. Vor mir mag ſie ſich hüten, denn ich lüge und täuſche nicht.“

„Sei nicht ſcharf gegen Mathilde,“ bat ich, „ſei lieber gut. Wenn wir ſie zurückſtoßen, wird ſie ſchwerlich beſſer werden, laß uns doch verſuchen, ihre Zuneigung zu gewinnen.“

„Das wird uns nie gelingen, ihr hochmüthiger Sinn wird uns ſtets gering achten. Perſonen, welche höher ſtehen im Leben durch Rang und Stand, ſuche ich niemals auf und begehre weder ihre Liebe noch ihre Geſellſchaft. Ich danke für eine Freundſchaft, welche von Verhältniſſen abhängig iſt und ſich nicht zu jeder Zeit frei und liebevoll zu der meinigen bekennt.“

„Warte doch ab, ob das geſchieht. Ich denke nie an ſolche Dinge, und bin freundlich, wenn man es gegen mich iſt, und denke nichts Arges. Wenn Menſchen mich um meines Standes willen verleugnen können und wollen, iſt das doch für mich keine Schande. — Ich verhalte mich in ſolchen Augenblicken ganz ruhig und bin noch nie dabei zu kurz gekommen. Ich will nichts, alſo kann mir auch nicht viel genommen werden.“

Paula küßte mich und ſagte: „Wir ſind ſehr verſchieden und doch ſehr eins. Wo Du anders biſt als ich, kann ich Dich immer noch dafür lieben, daß Du anders biſt. Weil Du es gern willſt, wollen wir Beide verſuchen, ob wir Mathilden nützen können. Was ich nicht glaube, halte ich deshalb nicht für unmöglich.“

Das ſchreibe ich Alles für Dich nieder, Helene, damit Du meine Umgebung kennen lernſt. An Paula kann ich viel haben, ein Beiſpiel von Feſtigkeit, Tüchtigkeit und einfach rechtlichem Sinn. Sie kann ſchroff ſein, aber ſie iſt im-

mer achtungswerth, und wo ſie das ſelber, glaube ich, nicht will, dringt doch überall ein Hauch wärmerer Empfindung durch.

Wir erſcheinen eigentlich, wie wir ſein müſſen, nicht ſo wie wir ſind.

Jetzt ſind wir mit unſerem Unterricht im vollſten Fahrwaſſer und es geht uns inſofern ſehr gut, als wir wohl nicht leicht beſſeren Unterricht würden haben können. Man ſagt, der Lehrer macht den Schüler, und das iſt ſicherlich ein wahres Wort, denn wie ſteigert es die Luſt am Lernen, den Ehrgeiz und den Fleiß, wenn man fühlt, der Lehrer verſtehe aus dem Grunde, was er mittheilt, und einzuprägen und verſtändlich zu machen bemüht iſt; — Frau Kraus gab uns die Einleitung über Amerika in freier Rede, ſeitdem hat ſie bei ihrer Unterweiſung Hülfsbücher mitbenutzt, und wir ſind ſtets mit Antheil bei der Sache und leſen manchmal Abends einzelne Briefe von Friederike Bremer, über „die neue Heimath“. Bei dem Geſchichtunterricht kommen doch einzelne Bruchſtücke unſeres Wiſſens und Erinnerns zum Vorſchein, die „ſtets mit beifälligem Lächeln aufgenommen wurden. Im Franzöſiſchen und Engliſchen machen wir wohl die bemerkbarſten Fortſchritte und Paula und ich wollen ſpäter bei Marianne auch Unterricht im Italieniſchen nehmen. Paula ſagt mir: „Laſſe uns in der Weiſe wahrnehmen, was nur möglich iſt, für mich, die ich Barfüßle bin, iſt das ja auch gebotene Nothwendigkeit.“

Ich hatte ihr einmal geſagt, daß ihr Onkel, Doctor

Heß, ſie Barfüßle genannt. Sie hörte das ſchweigend an und ſah lange ſo gedankenvoll vor ſich hin, daß mir bange ward. Endlich erhob ſie die Hand wie abwehrend und ſagte vor ſich hin: „Vorbei, vorbei, Du Bild voll bitteren Schmerzes.“ Ich wollte auf ſie zueilen, ſie flog mir entgegen und ſagte voll Herzlichkeit: „Mag es auch unüberlegt ſein, ſag' mir Alles, was Du weißt, fühlſt und denkſt. Das iſt doch das Rechte und weshalb will ich denn nicht Barfüßle heißen? ich bin's ja doch und daß ich das öfter höre, iſt mir ſehr heilſam, beſonders hier, wo mir jede Noth des äußeren Lebens ſo fern liegt, und ich es viel zu gut habe. Nenne mich nur oft Barfüßle.“ Ich weinte an ihrem Halſe und ſie tröſtete mich liebreich und gab mir zärtliche Namen. Der arme kleine Chriſtian war und iſt in dieſen Tagen ſehr weinerlich, das liebe Kind bekommt Zähne und kann ſo erbärmlich ausſehen. Paula, Fanny und ich haben ihn viel im Zimmer umhergetragen und eintönige Melodien dazu geſummt, das hat er am liebſten. Zuerſt ſchweigt er dann, bis ein lauter Ausbruch des Weinens ſeine Schmerzen kund giebt. Geſtern Nachmittag, wo er eben lange weinte, ſprang Mathilde ſtürmiſch auf, raffte ihre Arbeit zuſammen und verließ das Zimmer. Frau Kraus that nicht als ob ſie es bemerke, als aber Fanny unruhig ward und nach der Thür umblickte, ſagte ſie ſanft: „Fanny, wenn Sie Mathilden gern folgen wollen, thun Sie es doch.“ Fanny erröthete: „Aber nicht, weil Chriſtian weint,“ entgegnete ſie zögernd. „Das weiß ich; Sie ſind ſehr freundlich gegen Chriſtian und ich danke es Ihnen, aber Sie fürchten jetzt, Mathilde werde Sie vermiſſen.“ Fanny ſtand auf. „Ich will gehen, wenn Sie mich Du nennen wollen, wie Sie es mir zugeſagt hatten.“ Frau Kraus nickte freundlich: „Das will ich, ich vergeſſe es nur ſtets. So geh' jetzt Fanny.“

Frau Kraus ſah lange vor ſich hin und ſagte endlich: „Beide Freundinnen werden noch ſchwer zu ringen haben. Mathilde hat Dämonen der Leidenſchaft zu bekämpfen, Fanny, einen ſchwachen Charakter; ich weiß kaum, was ich für leichter halte. Der Sturm läßt Spuren der Verwüſtung zurück, man erinnert ſich ſeiner, aufgefordert dadurch zu größerer Vorſicht, die Ergebniſſe eines ſchwachen Charakters ziehen meiſtens leiſe Furchen; die Oberfläche ſchließt ſich wieder glatt und man gedenkt der kleinen Störung kaum, die dennoch verderblicher fortwirken kann, wie das Ungewitter, welches über uns hinbrauſte. Alles Stille iſt zu beachten; was ſich kund giebt, läßt ſich beurtheilen. Wer Menſchengemüther, Menſchenglück und Unglück, ernſter Betrachtung unterwirft, der lieſ't aus den Büchern des Lebens und es läßt ſich viel daraus lernen. Wer gelernt hat, hat auch ſchon mit viel Täuſchung abgerechnet, nicht aber mit Glauben und Liebe. Werden nach ernſtem Erfahren beide ſchwächer in ihm, dann kann er annehmen, daß er nicht der Rechte iſt vor Gottes Augen, und vielleicht denen weit nachſteht, welche er ſtolz verdammt; der Menſch ſollte ſtets vergeben können im Bewußtſein eigener Schwäche. O, es giebt ſo viel zu bedenken und für mich, die ich vorzugsweiſe mit jungen Menſchen zu thun habe, ganz beſonders. Man kann, das habe ich mit Schmerz erfahren, verſchlechtern wo man beſſern möchte. Es giebt Charaktere die keinen Vorwurf ertragen, die eher ihre Seligkeit auf's Spiel ſetzen, als ſich zu einer Schuld bekennen würden. Mit ſolchen Perſonen muß man ſehr vorſichtig umgehen, denn man hat den Schaden zu bedenken, den man ihrer Seele zufügt. Kann man ein trotziges und durch Trotz und Sünde unwahres Herz nicht durch Nachſicht und Milde gewinnen, ſo muß man es ſchonen. Die beſte Belehrung, auch für ſolche Leute, iſt das Beiſpiel ſtrenger Rechtlichkeit, ohne Prunk und Ueberhebung und o, wo könnte auch beides ſtatthaben für den, der ſich ſelber erkennt.“ —

Dies Geſpräch ward länger fortgeſetzt und Frau Kraus bemerkte, das heuchleriſche Ableugnen der Jugend ſei meiſtens jung, das heißt, es trage noch das Gepräge der Unſicherheit und das Bewußtſein von gut und böſe; anders ſei es mit dem berechneten Verleugnen anderer Menſchen und es ſei furchtbar zu gewahren, wie dieſe, in dem Beſtreben ihre Unſchuld in das hellſte Licht zu ſetzen, dunkle ſchwarze Schatten auf ſich herabriefen. Wer das erlebt, werde es nimmer vergeſſen. Bei nichts habe man — bei der Erziehung oder auch in dem Verkehr mit Menſchen — vielleicht nachdenklicher zu verfahren, als bei der Rüge von Fehlern oder gröberen Vergehen. Man ſolle und müſſe tadeln oder zur Rede ſtellen, aber bei beiden nie zu tief herabwürdigen. Der ſündige Menſch muß noch fühlen, daß man die Sünde verabſcheue, aber ihn darum beklage, daß er ſo unglücklich war ſie zu begehen. Rauhes Anfahren und kaltes Verachten hätten wohl ſelten noch einen Menſchen beſſer gemacht. Man höre zuweilen von einem Einzelnen ſagen, daß er über dem Gewöhnlichen ſtehe, daß er ein ſo menſchlicher Menſch ſei, und damit ſoll meiſtens ein Charakter bezeichnet werden, welcher im Bewußtſein eigener Stärke und Schwachheit ein feſtes Urtheil über die Schlechtigkeit Anderer hat, damit aber das Erbarmen des Menſchenkenners verbindet, der nicht an der Oberfläche ſtehen bleibt, ſondern in der Tiefe dem Urſprunge des Uebels nachforſcht, um zu helfen oder zu mildern, wo beides möglich ſei.

Paula und ich hörten aufmerkſam zu; wie war uns Alles ſo einleuchtend im Gedenken an unſere Kindheit, wo wir auch dageſtanden hatten als kleine Verbrecher und noch mit Dankbarkeit der Fälle gedachten, wo wir gerecht aber mild behandelt wurden, das heißt, wo man uns Bedauern darüber ausſprach, daß wir ſo hätten handeln können und zugleich die feſte Zuverſicht, ſolches werde nicht mehr vorkommen. Wer ſich ſchuldig fühlt iſt leicht dankbar.

Noch muß ich Dir erzählen, daß wir am Sonntage bei Paſtors nach dem Clavier getanzt haben. Wir hatten alle vier roſa Mouſſelinkleider an und eine weiße Roſe im Haar; das ſah ſehr niedlich aus, Werner's trugen lila Mouſſelin und eine rothe Roſe, Erloff's blauen Mouſſelin und blaue Schleifen. Es war ganz ballmäßig, ſiehſt Du, und Hermann Werner bemerkte lächelnd: „Den jungen Damen ſtände doch alles anders zu Gebote als den Männern, anmuthig wie ſie wären ſei es ihnen gegeben, ſich durch ihren Putz noch zu verſchönern, während jene weder Federn, noch Blumen, noch Schleifen anwenden könnten und es ihnen höchſtens geſtattet ſei, ſich das Haar zu brennen und zu kräuſeln; aber was ſei das dagegen!“

Wir lachten herzlich und das kleine Feſt war ein ſehr fröhliches. Fröhlich gewiß, aber — keine Roſe ohne Dornen; es verdroß mich doch, daß Mathilde ſich ſo viel mit dem älteſten Werner beſchäftigte, und er deshalb, glaube ich, weniger mit mir tanzte als wohl ſonſt geſchehen wäre. Es verdroß mich, weil ſie ihn doch im Herzen um ſeines Standes willen gering achtet, dazu iſt er viel zu gut, aber doch ſchien er ſich geſchmeichelt zu fühlen. Es iſt ſo einfältig, daß man nicht laſſen kann auf ſolche Dinge zu achten. Bei ſolchen kleinen Feſten beachtet man doch, wer ſich zueinander hingezogen fühlt. Mathilde ſtellt ſich ſelber ſo hoch, daß ſie ſchon deshalb die Königin aller Feſte ſein muß, alle jungen Männer huldigen ihr, jeder auf ſeine Weiſe. Der älteſte Erloff und ein Herr Weller, der Forſtwiſſenſchaft ſtudirt, bemühen ſich ſehr um Fanny, die für Alle ein freundliches Lächeln hat und wie die flüchtige Libelle durch den Sonnenſchein des Lebens flattert. Sie will gern gefallen, aber ſie müht ſich deshalb nicht ab, es muß ihr kommen wie die Luft, die ſie athmet, als etwas ganz Natürliches, ſich von Selbſtverſtehendes. Den meiſten Eindruck macht, glaube ich, Paula, aber von der kann man in Wahrheit ſagen, daß ſie es nicht beachtet und keinen Werth darauf legt. Ich — ja, mich haben die jungen Leute, denke ich, auch ganz gern, aber ich — Du mußt nicht über mich lachen, Helene, ich kann mich nicht freuen über ſolch' allgemeines Gefallen. Mein

Charakter iſt mehr, mich über Eines zu freuen und daran feſtzuhalten.

Gleich nach zehn Uhr waren wir daheim; auf dem Rückwege ward viel über das Erlebte geredet, Mathilde äußerte ſich mit ſchlechtverborgener Ueberhebung; durch leicht hingeworfene Mittheilungen erfuhren wir jede Huldigung, welche ihr zu Theil geworden und dazwiſchen hieß es gelegentlich: „Dieſe Leute und: ſolche Leute.“ Das ärgerte mich, denn wenn, „ſolche Leute“ ihr nicht gut genug ſind, weshalb müht ſie ſich ab ihnen zu gefallen. — Einmal ward es mir zu viel und ich wagte eine Betrachtung, welche darauf hinwies, aber Mathilde ſchlägt man nicht ſo leicht aus dem Felde. „Sie werden doch wiſſen,“ entgegnete ſie ſtolz, „daß man ſagt: Bewunderung ernten; wer aber erntet, bekommt neben den hohen prächtigen Aehren auch das kleine Wegekraut im willkommnen oder unwillkommnen Kauf. Das geht miteinander und wird genommen wie es iſt.“ So jung noch und ſolche Anſichten, die an Unverſchämtheit grenzen. —

Frau Kraus hatte heiße Milch für uns in Bereitſchaft, und nachdem wir davon getrunken, eilten Mathilde und Fanny davon und auch Lucie ging zu Bette. Paula und ich blieben noch, um Frau Kraus von dem Abend zu erzählen. Wenn mir Etwas auf dem Herzen liegt, ich muß es davon abwälzen, auch wenn das recht dumm ſein mag; ich mußte Mathilden's Aeußerungen mittheilen. Frau Kraus blickte mich ſehr aufmerkſam an: „Liebſte Liesbeth, Deine Empfindung iſt eine ſehr natürliche, aber auch eine ſehr gewöhnliche und wenn ich das ändern kann, ſoll meine Liesbeth nicht ſo denken. Unter den Dämonen, mit denen wir zu kämpfen haben, iſt der Hochmuth mit am ſchwerſten zu bewältigen und nenne mir eine Schichte der Geſellſchaft, wo er nicht eindringt. „Dieſe Leute“ und: „ſolche Leute“ das klingt allerdings verletzend und iſt es auch: aber doch, was ſagt es eigentlich anderes, als: Menſchen, welche mir an feiner Weltbildung nachſtehen, welchen ein elegantes Benehmen und der Luxus der höheren Kreiſe fernliegen. Das iſt nicht gar ſchlimm, aber wie die Franzoſen ſagen: „C'est le ton qui fait la musique.“ Es kommt in Wahrheit dabei auf Miene und Betonung an. Verſetze Du Dich aber Deinem Stande nach auch eine oder zwei Stufen tiefer, in ein Haus, wo eben auch ein kleines Feſt gegeben wird und frage Dich, ob Du nicht auch ſagen könnteſt: „ſolche Leute.“ Wie oft ſagen wir von dem kleinen Bürgerſtande: „Das kennen ſolche Leute nicht anders“ oder Aehnliches. Wir ſtehen bei ſolchen Aeußerungen auf den Höhen des Lebens und ſehen auf ſie herab. Der Hochmuth des Adels kann verletzen, der des kleinen Bürgerſtandes mitunter des Höheren auch, muß abſtoßen, weil er ohne weitere Berechtigung ſich unfein kundgiebt. Ohne Berechtigung, denn vor Gott ſind wir zwar Alle gleich, aber vor Menſchen nicht, ſo weit hat unſer Chriſtenthum ſich noch nicht Bahn gebrochen, und wer ſich gewaltſam Allen in ſeinen Anſprüchen gleichſtellt, wird ſehr bald in ſolchen Kreiſen als der Geringſte erſcheinen. Es kann geſchehen, daß man in Kreiſen, in welchen man verkehrt, plötzlich durch irgend welche Verletzung geſelliger

Form, überraſchend eine Zurückſetzung erfährt. Wer in ſolchen Augenblicken Herzens- und Geiſtestakt entfaltet, wird durch Beides getragen, eine höhere Stellung erlangen denn zuvor. Es giebt eine Grenze, welche der Hochmuth nicht überſchreiten darf, denn die Sitte ſteht dazwiſchen; aber man lehrt dieſe nicht durch kleinliche Empfindlichkeit oder offenkundiges Zürnen.“

Als Frau Kraus geendet hatte, ſchloß ſie mich in ihre Arme und ſagte ſcherzend: „Siehſt Du, Kleine, das war eine lange Rede, aber ich ſoll ja lehren zu jeder Zeit. Geh’ jetzt zu Bette und kümmere Dich nicht um den Unterſchied der Stände, ſondern darum, daß Du den Platz, den Gott Dir anweiſen wird im Leben wohl ausfülleſt, führe er in die Höhe oder in die Tiefe hinab.“

Das war ein lehrreicher Tag und ein redereicher, denn als ich beim Auskleiden einige unſchuldige Betrachtungen über Mathilde und Hermann (ſo nenne ich ihn, denn wer kann ſonſt zwiſchen dieſem Wirrwarr von Söhnen und jungen Leuten durchfinden) laut werden ließ, bekam ich einen Sermon von Paula anzuhören. Sie begreiſe nicht, was es mich kümmere; ich habe viel getanzt und ob mit Hermann oder einem Anderen, das bleibe ſich gleich. Sie tanze um des Tanzes willen, und ob ihr Tänzer Peter oder Paul, oder Hermann heiße, verſchlage gar nichts, wenn er nur vom Flecke könne, wie die Muſik es vorſchreibe. Ich ſolle doch nicht ſo thöricht ſein, mir ſelber einen Roman aufzunöthigen, was gänzlich überflüſſig wäre. Wenn ich ſo erſichtliche Freude daran fände, werde Werner gewiß bereit ſein mich auszuzeichnen, aber ſie für ihre Perſon würde ſich für eine ſolche Epiſode in ihrem Leben viel zu gut halten. Sie wolle einmal, wenn ſich das ſo füge, Einen von ganzem Herzen lieb haben, aber es damit auch ſein Bewenden haben laſſen für ihr ganzes Leben. „Wenn Du ſo lieben willſt, mußt Du doch einen Anfang damit machen, wie alle Andern auch.“ „Freilich, aber es wird mir nicht einfallen, mich noch zwei, dreimal, ohne zu ſehen und zu hören, gefangen nehmen zu laſſen, und namentlich werde ich mich vor den ſehr liebenswürdigen Männern hüten, denn es kann mir doch nicht in den Sinn kommen, daß ein ſolcher mich werde wählen wollen. Der Stern geht ſeine Bahn und die werde ich nicht zu durchkreuzen verſuchen. Sei doch vernünftig, genieße die ſchöne Zeit hier, die harmloſe Fröhlichkeit, die nichts will und nichts begehrt, als was ſie ſelig und fröhlich ohne Herzeleid nehmen kann. Es iſt doch zu verkehrt, wenn Du, ſo jung wie Du biſt, Dich ſchon danach umſehen willſt, wer am meiſten beachtet und betrachtet wird. Nimm nur ohne Weiteres an, daß Du das nicht biſt; das wird wohl das Beſte ſein.“

Das ward mir doch zu viel; ich ſprang eilfertig in mein Bette und zog die Decke über den Kopf. Paula lachte: „Ja, verſtecke Dich nur! Aber wenn Du wieder zum Vorſchein kommſt, dann freue Dich, daß es ein Menſchenherz giebt, welches Dir zur rechten Zeit Rath ertheilt. Den bekommt man meiſtens zu ſpät und folglich nutzlos.“ Sie trat an mein Bett und ich ſtreckte ihr die Arme entgegen, dann aber ſchlief ich nach dem Gebete ſo raſch ein, als ob Schlafen und Ausſchlafen das Wichtigſte in dieſer Welt ſei.

„Du Rath in Bedrängniß,
Du treuer Freund!
Wie tief iſt Dein Schlummer!
Wie Thau auf den Bergen,
Wie Schaum auf dem Bache,
Wie Blaſ' auf der Quelle —
Biſt ewig geſchieden!“

Ein Zettelchen mit dieſem Inhalt lag heute Morgen auf meinem Tiſche; darunter ſtand: „Schätze ihn, ſo lange Du ihn haſt.“ Das war Paula! Als ich ſie aufgefunden hatte, ſagte ich: „Ja, ich ſchätze den Freund, aber er iſt nicht jung, er iſt alt geboren.“ Sie ſchüttelte den Kopf. „Er iſt arm geboren, das macht früh ernſt.“ Wie weh that mir das! „Sei fröhlich, ſei jung,“ ſagte ich eifrig, „und ich will vernünftig ſein; wir wollen einander aushelfen im Leben.“

Heute ſaßen wir vier junge Mädchen lange mit unſerer Arbeit im Garten und natürlich waren wir und unſere Angelegenheiten Gegenſtand unſerer Unterhaltung. Vom verfloſſenen Sonntag, ſeinem Tanz und ſeinen Freuden, war noch viel die Rede. Dann kam der Unterricht an die Reihe, und darauf unſere demnächſtige Betheiligung an den Wirthſchaftsſorgen. Mathilde äußerte ſich über Jegliches in ihrer Weiſe. „Ganz hübſch war es dort und man muß Rückſicht darauf nehmen, daß ſolche Leute nicht viel haben, nicht viel können und Nichts von Weltformen verſtehen, denn ſonſt würde es unbegreiflich ſein, daß ſie, nachdem ſie Mädchen aus guten Familien eingeladen, nicht auch für vornehmere Herren Sorge tragen, z. B. die Auditoren und Räthe nicht einladen. Deshalb bin ich lieber bei Erloffs; die verſtehen ſich überhaupt beſſer auf Formen.“ Paula äußerte, wie feine äußerliche Formen gewiß ſtets einen angenehmen Eindruck machen müßten, und ſchon deshalb, weil man den Begriff von Zartgefühl damit verbände; ſie aber habe ſchon öfter zu der Betrachtung Gelegenheit gehabt, wie namentlich Männer, welche in ſolcher Weiſe viel leiſteten und viel begehrten, bei gegebenem Anlaß oft die brutalſten Geſinnungen kund geben könnten. Nach dieſer Erfahrung habe ſie mehr Vertrauen und fühle ſich ſicherer mit Leuten von einfacher, aber guter Sitte. Mathilde lächelte mitleidig über dieſen Einwurf und Fanny und ich fühlten uns nicht berufen, das Geſpräch fortzuſetzen.

Gegen den Unterricht und deſſen Begründung konnte Mathilde nichts einwenden, ſie beklagte nur, hier deſſen theilhaftig werden zu müſſen. Für Geld könne man überall erlangen, was man bedürfe, und für ſie würde eine großartige Penſion paſſender geweſen ſein, welche hochgeſtellte Anſprüche befriedigen könne. Das Kleinbürgerliche hier im Städtchen ſei ihr oft von Herzen lächerlich, und es laſſe ſich nicht leugnen, daß Frau Kraus ſich Manches davon angeeignet habe. Die Vorſteherin einer eleganteren Penſion werde, um nur ein Beiſpiel anzuführen, ſicherlich ſich nicht ſo oft in den Vorgrund ſtellen, nicht ſo oft bemerken: „Ich finde das ſo — ich bin ſo, ich wäre das (wenn es Schlimmes betrifft) gar nicht im Stande, nach meinem Urtheil" u. ſ. w. Das wären ganz überflüſſige Kundgebungen, die in einem größeren Kreiſe von jungen Damen nur belacht werden würden; hier aber gehe Alles ſo hin und werde daher auch ſo betrieben. — Jetzt entſpann ſich ein lebhafter Kampf, ziemlich nutzlos jedoch, denn Mathilde läßt nie von einmal gefaßten Anſichten. Jeder hat dabei nur die Befriedigung, ſeine Anſicht auszuſprechen.

An der Hauswirthſchaft war Mathilde feſt entſchloſſen gar nicht theilnehmen zu wollen. Ihre Mama habe ihr nach den Mittheilungen, welche ſie derſelben darüber gemacht, völlig freie Hand gelaſſen, und das werde ſie nach ihrem Geſchmack benutzen. „Was ſich," fügte ſie hinzu, „in einer ſo einfachen Haushaltung lernen läßt, iſt eben für mich zu einfach, ich werde keinen Gebrauch davon machen können." Paula meinte dagegen, wie Mathilde auch einſt zu leben gedenke, Suppe, Fiſch, Gemüſe, Braten und Mehlſpeiſen werde ſie doch nicht von ihrer Tafel ausſchließen können und daher ſei es doch wichtig, zu erfahren, wie ſo gute Dinge bereitet werden müßten. Mathilde erwiederte: Einfache Dinge einfach zu bereiten, werde jede Köchin verſtehen, wozu hielte man ſie ſonſt? und ſie brauche deshalb ihre Zeit nicht zu verlieren. Paula trat jetzt mit Einwürfen über Erfahrung und Sparſamkeit hervor und wies darauf hin, wie viel mehr eine durch Beide geführte Haushaltung zu leiſten im Stande ſei, im Gegenſatz zu einer, wo dem guten Willen und dem Verſtändniß der Dienſtboten Alles überlaſſen ſei. Vernunftige Sparſamkeit ſei ſelbſt dem Reichen durch Vernunft und Menſchenliebe geboten, denn dieſe werde ihn noch reicher machen und mehr noch befähigen, wohlzuthun und zu erfreuen. Sie ſei ſo kurze Zeit erſt hier und doch lange genug, um zu wiſſen, wie viel Gutes, Stärkendes und Erfreuendes aus dem Hauſe der Frau Kraus den Armen und Kranken zufließe; das geſchehe ſo in Ruhe und Stille, daß man es mehr zufällig gewahre, aber ſich ſagen müſſe, daß wohl nur Erfahrung, große Ordnung und Achtſamkeit die Möglichkeit gewähren könnten, ſo viele liebreiche Hülfe zu leiſten. Große Freude ſei es ihr, eben in dieſem Haushalt zu lernen, wo Jeder es gut habe, wogegen in manchen ſogenannten chriſtlichen Häuſern die Dienſtboten darben müßten, damit mehr weggegeben werden könne. Mathilde ſchlug dieſe Betrachtung dadurch nieder, daß ſie, als ſei von nichts Anderem die Rede geweſen, plötzlich von einer Sendung Putzſachen ſprach, welche ſie aus Berlin verſchrieben habe und deren Ankunft ſie täglich erwarte. Es ſei freilich ganz überflüſſig, in dieſem Neſt an dergleichen zu denken, aber zum Pfingſtfeſt gehörten neue Hüte und neuer Putz, und ſie könne ja wenigſtens ſich ſelber damit erfreuen. Einmal in dieſe Bahn gelenkt, kam das Geſpräch auf nichts Ernſteres zurück.

„Sei huldig, wenn Du einen Gaſt haſt,
Geduldig, wenn Du eine Laſt haſt,
Sei raſtig nie, auch wo Du Raſt haſt,
Und haſtig nie, auch wo Du Haſt haſt,
Denn ſeine Ruhe liebt, wer Haſt haßt.“

Heute Nachmittag ſehr unerwartet große Geſellſchaft. Sieben Perſonen! Die jungen Mädchen Erloffs, Werders und Bergfeldts kamen, um, wie ſie ſagten, Paula und mir einen Gegenbeſuch zu machen, und wurden von Frau Kraus auf's Freundlichſte eingeladen, den Abend hier zubringen zu wollen, und ſchienen auch ziemlich auf ſo ſüße Gewalt vorbereitet zu ſein. Nun aber hieß es bald: „Was wollen wir beginnen?“ — Es ward ein Comitee von drei Perſonen erwählt, welches ſich auch bereit erklärte, ein Programm entwerfen zu wollen, aber demſelben müſſe unweigerlich Folge geleiſtet werden. — Das Programm lautete:

„Feuerwerk bei Sonnenlicht von farbigen Seifenblaſen.“
„Mit der Arbeit im Garten ſitzen, wo Jeder unweigerlich eine Geſchichte erzählen muß.“
„Thee trinken.“
„Eine Stunde nach dem Clavierſpiel tanzen.“
„Gute Nacht ſagen, danken und davongehen.“

Das Programm ward mit Jubel begrüßt, nur gegen das Geſchichtenerzählen Proteſt eingelegt, der kalt abgelehnt ward. O, dieſer Scherz bei den Seifenkugeln, dies Getümmel und Gewimmel, dies Lachen, Rufen und Jubeln. Lucie, Gertrud und Ellie waren auch mit dabei, und die lieben Kinderchen rannten raſtlos hin und her, hie und da zu helfen und die Lichtkugeln durch Blaſen in der Luft zu erhalten und fanden ſich gänzlich unentbehrlich. Es war der niedlichſte Spaß, den man ſehen konnte. Paula und ich boten Marianne an, ihr bei den Vorbereitungen zum Thee helfen zu wollen, aber ſie lehnte freundlich ab; das ſei gar nicht der Rede werth, und ſie könne leicht damit zu Stande kommen, es ſei nur eine Freude für ſie. Wie von einander abweichend ſind doch die Menſchen bei Allem, was ſie vornehmen; Marianne, ſo lieblich freundlich, ſo ruhig thätig, während Andere in ſolchen Augenblicken umherwirthſchaften, als ob ſie der guten Sache zum Opfer fallen müßten, aber auch bereit dazu wären. Solchen Perſonen fühlt man ſich ungern verpflichtet, und wenn der äußere Dank ihnen wird, mit dem innerlichen wird es nicht weit her ſein, denn Jeder empfindet ein Mißbehagen, dem man es bemerkbar macht, daß man Alles gern für ihn thun wolle, daß es aber entſetzlich viel Mühe verurſache. — Als ich am Abend mit Paula darüber ſprach, erwiederte ſie: je mehr man nachdenke, um ſo ſchwieriger müſſe es erſcheinen, ſich im Benehmen zu Anderen ſtets liebenswürdig zu verhalten. Was Kunſt und Ueberlegung in ſolcher Weiſe über uns vermöchten, werde nie den lieblich anſpruchsloſen Eindruck hervorbringen, als was an reiner Güte aus unſerer innerſten Natur hervorträte.

Erſt nachdem wir uns völlig erſchöpft fühlten, und die armen Kinderchen unzähligemal umgerannt, oder im Eifer zu Boden gepurzelt waren, ward das Lichtfeuerwerk aufgegeben und eine freundliche Niederlaſſung im Garten vorgenommen.

Kaum aber waren wir dort zur Ruhe gekommen, als das Comité auf das Programm verwies und Geſchichtenerzählen begehrte. Allgemeiner Aufſtand! Die Eine wollte ihre Geſchichte ganz zuletzt erzählen, wahrſcheinlich in der Hoffnung, daß dann nichts daraus werden würde; die Andere, wenn Einige bereits erzählt hätten; die Dritte wollte gar nicht, weil ſie Nichts wiſſe. Dieſe Debatten würden wohl noch lange fortgeſetzt worden ſein, wenn nicht Mathilde jeden Einwand durch die Betrachtung niedergeſchlagen hätte, daß es doch zu kläglich ſein würde, einer ſolchen Aufforderung nicht nachkommen zu wollen, und welche Figur ein junges Mädchen von guter Erziehung in einer Geſellſchaft zu ſpielen gedenke, wo ſie erkläre, nicht einmal ein Geſchichtchen erzählen zu können. Für ſie habe das gar keine Schwierigkeit und ſie ſei bereit, den Anfang zu machen. Nach dieſer niederſchmetternden Einleitung verſtummte aller Widerſtand und Mathilde begann ihre Erzählung:

„Eine junge, ſehr hübſche Dame machte vor einigen Jahren mit zwei älteren Tanten eine Vergnügungsreiſe, von welcher ſie befriedigt und ſtrahlend heimkehrte. Der liebliche Nachklang der Reiſe ward jedoch ſehr bald durch einen Zeitungsartikel getrübt, der ihr zufällig vor Augen kam. Dieſer lautete: „Der Herr, welcher vor wenigen Wochen die Reiſe von L... nach D... in demſelben Coupee mit drei Damen machte, erſucht die Dame in ſchwarzer Kleidung um Angabe ihrer Adreſſe. Die Expedition des Blattes beſorgt die Antwort unter der Chiffre: B. v. N.“

Das junge Mädchen war nach dem Leſen dieſer Zeilen wie verſteinert, und dieſe Erſtarrung wich dem allertiefſten Wehe. Dieſe Aufforderung galt ihr, darüber konnte kein Zweifel ſein; ſie fühlte ſich beſchimpft, herabgewürdigt; ſagte ſich jedoch, daß ſie Nichts gethan habe, was Beides, verdient, auf ſie habe herabrufen können. Ihr erſter feſter Entſchluß war, Keiner ſolle jemals durch ſie das Entſetzliche erfahren, was über ſie gekommen ſei, und ſie hatte das beſondere Glück, daß ihre Bekannten dieſen Zeitungsartikel nicht beachtet hatten, oder wenigſtens in ihrer Gegenwart deſſelben nicht gedachten.

Sie bedurfte Zeit zur Bekämpfung ihres Schmerzes, und als ihr dieſe endlich gelungen war, bekam ſie die erheiternde Nachricht, daß ihr Bruder, Officier in einem Huſarenregiment, zum Beſuch bei den Tanten eintreffen werde.

Beide Geſchwiſter, ſeit lange elternlos, hingen mit inniger Liebe aneinander; ſie machten lange Spaziergänge, laſen und tauſchten ihre Gedanken aus, Alles in jener beglückenden Harmonie, welche auf Uebereinſtimmung in den ernſteſten Ueberzeugungen beruht. Eines Tages trat der junge Mann mit einer Zeitung, welche er noch nicht geleſen, bei ſeiner Schweſter ein und las dieſelbe ſtill für ſich, bis er plötzlich lachend ausrief: „Nun, das muß ich ſagen!“ Darauf las er ſeiner Schweſter zu ihrem Schrecken die abermalige Aufforderung vor, welche ihr ſo vielen Kummer bereitet hatte. Der Huſar lachte fort: „Ob das ſchwarze Kleid ſich wohl melden wird?“ Das war zu viel für das weiche Mädchenherz; ſie ſprang auf und rief: „Du lachſt über Deine eigene Schweſter!“ Jetzt war die Reihe des

Erſtarrens an dem Huſaren; tiefe Röthe und Leichenbläſſe wechſelten auf ſeinem Geſichte. Er ging zu ſeiner Schweſter, umfaßte dieſelbe und bat herzlich, ſie möge ſich den unbeſonnenen Streich eines leichtſinnigen Menſchen nicht ſo zu Herzen nehmen. Keiner werde jemals ahnen, daß dieſe Aufforderung ihr habe gelten ſollen, und es ſei daher Thorheit, ſich über eine nicht hervorgerufene Roheit zu grämen. Sie weinte lange an ſeinem Halſe; es ruhte ſich ſo ſanft in dem Arme, der, das wußte ſie, ſtets bereit ſein werde, ſie zu ſtützen und zu ſchützen.

Beide machten einen weiten, weiten Spaziergang miteinander. Der junge Mann führte die Schweſter durch dunkle Waldesſchatten und über lichte Höhen, ernſt darauf hinweiſend, wie dieſer Spaziergang ein Bild des ganzen Lebens ſei. Durch Dunkel zum lichten Ausgange; dieſen aber finde nur, wer ihn glaubensvoll ſuche und dunkle Schatten als Naturnothwendigkeit betrachte. Die Schweſter entgegnete, ſie wolle vergeben, ſich bekämpfen und beruhigen, aber, fügte ſie hinzu, „der Dorn bleibt im Herzen, nie laſſe uns deſſen mehr gedenken.“

Der junge Mann verlebte die kurze Zeit ſeines Urlaubs anſcheinend ſehr heiter und brach zwei Tage vor Ablauf deſſelben auf, um auf dem Rückwege zur Garniſon noch ein nothwendiges Geſchäft zu beſorgen. Er reiſte in fliegender Eile, bis die Stadt erreicht war, wo die Expedition der Zeitung ſich befand, welche die Beſorgung der Antwort übernommen hatte. Dort gelang es ihm, den vollſtändigen Namen deſſen zu erfahren, welcher ihn ſo tief beleidigt hatte.

Mit gleicher Haſt erreichte er ſeine Garniſon, kam dort um kurze Verlängerung des Urlaubs ein, ſchrieb ſeiner Schweſter einen ſehr liebreichen Brief, und begab ſich auf den Weg, ſeinen Gegner aufzuſuchen, was ihm auch ohne Schwierigkeit gelang.

Die Unterredung beider jungen Männer endete mit einem Piſtolenduell, wobei der Huſar einen Schuß durch den linken Arm erhielt. Er lag wochenlang gefährlich erkrankt darnieder; nach Behauptung der Aerzte hatte die furchtbare Leidenſchaft, welche ihn während des Duells erfüllte, in gefahrdrohender Weiſe auf ſeine Wunde zurückgewirkt. Als er von ſeinem Lager erſtand, war der linke Arm vollſtändig gelähmt. Mit dem Beruf, den er aus Vorliebe dafür erwählt, war es aus; aus Rückſicht auf ſeinen Namen, ſeine tadelloſe Aufführung und Beliebtheit im Regimente, bekam er eine Civilbedienung, welche er dankbar, aber ohne Neigung dafür, annahm. Man ſagt, ſeine Schweſter ahne bis jetzt den wahren Zuſammenhang nicht; wie es geſchehen konnte, daß dies Geheimniß doch verlautete, darüber könnte wohl Herr von R. als einziger Mitwiſſer deſſelben, Auskunft ertheilen.“

Nachdem Mathilde ihre Geſchichte beendet hatte, folgten Epitheten in Menge: Rührend, traurig, romanhaft, pathetiſch, und ich weiß nicht, was Alles. Sophie Erloff machte als Mitglied des Comité ein Ende und rief: „Bewundert oder tadelt ſpäter, jetzt muß die zweite Geſchichte folgen. Alice Werder, Du kommſt jetzt an die Reihe, aber kurz, nicht viele Umſchweife, kein ſchöner Styl, dazu iſt keine Zeit, friſch vorwärts!“ Jene lachte: „Ja, Du haſt gut befehlen; ich ſage aber ebenfalls, friſch vorwärts! und bringe ein kleines dummes Geſchichtchen.“

„Jeder weiß,“ „oho!“ riefen Einige, „da kommt das Buch.“ Sophie gebot Stille und Alice fuhr fort: „Jeder weiß, daß kein Stand leicht mehr durch kleine dumme Geſchichtchen und Anſchuldigungen angefochten wird, als derjenige der Paſtoren, nach ihnen kommen die Doctoren an die Reihe. Mein Vater meint, dies rühre daher, daß man im Allgemeinen von den Mitgliedern beider Stände begehre, ſie müßten mehr als Menſchen ſein, eine Anforderung, welcher ſie unglücklicherweiſe nicht entſprechen könnten. Er ſelber kennt eine Menge von denen über ſeine Amtsbrüder in Umlauf befindlichen Anecdoten und hat uns folgende erzählt: „Ein alter Landprediger hielt einſam Haus mit einem älteren Mädchen, welchem er an einem Sonntagmorgen ihren unregelmäßigen Kirchenbeſuch vorhielt, und zugleich ernſt begehrte, ſie ſolle an dem Morgen unweigerlich in der Kirche erſcheinen. Jene erwiederte: „Der Herr Paſtor wiſſe ſehr wohl, daß ſie für den Mittagstiſch eine Ente zu braten habe, dieſe könne ſie unmöglich verlaſſen und der Gefahr des Anbrennens ausſetzen.“ Der alte Herr war ſo leicht nicht aus dem Felde geſchlagen und entgegnete, „ſie müſſe und ſolle in der Kirche erſcheinen; nachdem ſie jedoch den erſten Theil ſeiner Predigt angehört, welcher zu ihrer Erweckung vollkommen ausreichen werde, könne ſie die Kirche geräuſchlos verlaſſen und für ihre Ente Sorge tragen.“ „Dazu ſei ſie außer Stande, denn wenn ſie den Herrn Paſtor predigen höre, vergeſſe ſie Zeit und Stunde, und werde der Ente nicht eingedenk ſein." Jener jedoch blieb Sieger in dieſem Kampfe, denn er verhieß gelaſſen, ſie erinnern zu wollen. „Aber Herr Paſtor, von der Kanzel!" „Das iſt meine Sache."

Herr und Dienerin befanden ſich in der Kirche; nachdem der Redner den erſten Theil ſeiner Predigt gehalten hatte, ſagte er am Schluſſe deſſelben mit feierlichem Pathos: »Matente, de Ente!« Die Zuhörer, welche keine Sylbe dieſes Schluſſes verſtanden, und den Satz für einen lateiniſchen oder hebräiſchen hielten, ſtaunten ihren gelehrten Pfarrer befriedigt an. Er dagegen empfand den lebhafteſten Aerger, denn diejenige, welcher jene Worte galten, war ſanft eingeſchlafen, und hatte ſie nicht gehört. Nachdem der Redner zu einer ſchlagenden Wahrheit im zweiten Theil ſeiner Predigt gelangt war, rief er mit donnernder Stimme: »Matente, de Ente verbrennte!« Das half, die Schläferin richtete ſich ſehr erſchreckt auf, und ſchlich ſo leiſe als möglich aus der Kirche."

Wir lachten Alle; Paula machte dabei die ſehr treffende Bemerkung, „man lache wohl über ſolche Geſchichtchen, aber eigentlich halb zaghaft, denn ſie enthielten meiſtens Herabwürdigung der heiligen Stätte oder des ernſteſten Berufs."

Fanny rief ſich ſelber auf: „So, jetzt komme ich, aber ich will ſchon fertig werden. Im verfloſſenen Jahr machte ich eine kleine Reiſe mit meiner Mutter, und ſchon auf der erſten Station war der Zudrang von Reiſenden ſo groß, daß es an Platz zu fehlen begann. Wir waren froh, ein Coupé erreicht zu haben, welches ſehr bald beſetzt war; da kam noch ganz zuletzt und in großer Eile ein Herr an, welcher einen kleinen reizenden Knaben an der Hand hielt, der dadurch auffiel, daß er einen Paletot trug, was bei ſeiner Kleinheit ſcherzhaft ausſah, aber ihn ſehr gut kleidete. Der Fremde ſetzte den Knaben haſtig in's Coupé, und wollte ebenſo haſtig nachſpringen, als einige Herren Proteſt dagegen erhoben; die geſetzmäßige Perſonenzahl ſei vorhanden, und mehr würden ſie nicht geſtatten. Der Fremde hatte etwas mehr Terrain gewonnen und ſtand halb innerhalb, halb außerhalb des Coupé's; einer der Herren war im Eifer aufgeſprungen und es entſpann ſich eine ſo hitzige Debatte, daß die Damen ſich zu fürchten begannen. Der Knabe hatte den Streitenden verwundert zugeſehen, ſetzte ſich jetzt ruhig auf den frei gewordenen Platz, nahm ſein Hütchen ab, legte es neben ſich, ſchlug die Arme gelaſſen über einander, und nahm die Stellung eines Menſchen an, den die Sache um ihn her durchaus nichts angeht, der aber doch, um der Curioſität willen abwarten will, wie ſie abläuft. Dieſer unbeſchreiblich ſcherzhafte Anblick, machte jedem Zwiſte ein Ende, Alle brachen in herzliches Lachen aus, der Herr, welcher aufgeſprungen war, faßte den Knaben in ſeine Arme, nahm ſeinen früheren Platz wieder ein, machte dieſem Raum neben ſich und rief: „Kommen Sie, kommen Sie, mein Herr, Ihr kleiner Sohn hat Ihnen den Sieg erfochten.“ Jener folgte der Aufforderung in ſehr guter Manier; der Knabe ward reichlich aus allen Reiſetaſchen mit vielem Guten verſorgt, und das Geſpräch hielt in heiterer und belebter Weiſe an, bis wir das

Ziel unſerer Reiſe erreichten. Fecit Fanny. Das heißt, ſelbſt erlebt, ſelbſt erzählt, aber nicht ſelber recenſirt.“

„Bravo, wegen der Kürze!“ rief Sophie. „Ah ſo! wenn kurz gut heißt,“ rief Magda Werder, „dann ſchieße ich den Vogel ab. Hört und urtheilt:

„Es war einmal ein Mann,
Der hatte keinen Kamm,
Da ging er hin und kaufte einen,
Da hatt' er einen.“

Von allen Seiten ward gepfiffen und Proteſt eingelegt. „Das gilt nicht, das gilt nicht! Wie darfſt Du mit einer Schnurre aus dem erſten Jahrtauſend kommen. Jede Kinderfrau iſt jetzt zu gebildet, um ſie nachzuerzählen; damit kommſt Du nicht durch.“

„Laßt nur Euer Pfeifen,“ rief Magda dazwiſchen, „denn das iſt jedenfalls ſchlechter als meine Geſchichte. Ich gehe an Eurer Einſeitigkeit zu Grunde, denn was ließe ſich aus dem Grundtexte machen, den ich geliefert. Euch fehlt nur Verſtändniß dafür. Zuerſt wird der Mann beſchrieben, natürlich ſcharmant, dann eine kleine Reiſe unternommen, auf welcher er einen Theil ſeiner Reiſeeffecten und darunter ſeinen Kamm verliert. Viel werthvollere Dinge nicht beachtend, ſcheint dieſer Verluſt ihn am tiefſten zu ſchmerzen, was Allen, denen er ihn klagt, um ſo auffallender erſcheint, als Haare den geringſten Theil ſeiner Beſitzthümer auszumachen ſcheinen. Gerührt oder gelangweilt über ſeine Klagen ruft eine junge Dame ihm zu: „Aber, mein Herr, an Ihrer Stelle würde ich mir einen neuen Kamm kaufen.“ Ein Lichtſtrahl führt durch ſeinen Kopf, ein Lichtſtrahl durch ſein Herz, o, dieſer Rath im paſſenden Moment, wer ihn immer haben könnte! — Der Kamm ward gekauft, und vor Abſchluß des Jahres ſtand die Rathgebende dem Rathloſen zur Seite, und er fühlte ſich für ſein ganzes Leben geborgen.“

Lachen und Pfeifen durcheinander, Magda ſchlug ein Schnippchen und rief lachend: „Ich mache mir gar nichts daraus, ich bin jetzt frei wie der Vogel in der Luft. Jetzt iſt die Reihe an Liesbeth.“

Jetzt halte nur beide Augen zu, Du liebſte Helene, denn ich benahm mich ſehr einfältig; unkundig, könnte ich nur ſchonender ſagen, denn ich hatte noch niemals eine ſolche Unterhaltung erlebt. Fanny rief mir zu: „Nur vorwärts, Liesbeth! Durch! mache es wie ich, erzähle, was Du weißt und laſſe Dich auslachen, der Kopf iſt dabei geborgen.“ „Ich weiß aber gar nichts.“ „Deſto beſſer, ſo erfahren wir bei der Gelegenheit, was gar nichts heißt.“

Seufzend begann ich: „Im verfloſſenen Sommer verlebte ich einige Wochen bei meiner Tante Neumann in F. Dort iſt es wunderlieblich und eigentlich Alles vereint, was eine Gegend reizend macht. Reiche Bebauung, ein breiter Fluß, Höhen, Thäler, Waldungen und prächtige Wieſen und Kornfelder. Das Beſitzthum der Tante iſt am Fluſſe belegen, und dies bot mir eine Abwechſelung, welche mir bis dahin fremd geweſen war. Zahlreiche Fiſcherhütten liegen am Ufer deſſelben, und der Fiſchfang wird von den Bewohnern deſſelben gemeinſchaftlich mit großem Eifer und nach beſtimmten Geſetzen betrieben. Wie oft habe ich eine ganze kleine Flotille von Kähnen und Böten den Fluß hinabfahren oder auch heimkehren ſehen. Zu der Zeit ward der Aalfang beſonders eifrig betrieben, und es war ein wunderhübſcher Anblick, wenn die Fiſcher Abends und unerachtet des Mondſcheins mit ihren Aallichtern an Bord (denn ſo werden kleine Laternen mit brennenden Lichtern darin, benannt), und bei nächtlicher Weile den Fluß hinauffuhren, um die beſten Plätze für den Fang aufzuſuchen. Die Lichter ſchienen auf dem Waſſer zu ſchweben, hier hielt ein Kahn an, dort einer und die Geſtalten der Fiſcher waren in dunkelen Umriſſen ſichtbar; o, ich ſtand und ſtaunte das allerliebſte Bild an, und dachte, es könne nichts Hübſcheres geben. Am nächſten Morgen kam aber die Schattenſeite; es wurden Aale gekauft und eine Suppe daraus gekocht, an die ich noch mit Grauen denke. Mühſam quälte ich mir einige Löffel voll ein, bis die Tante, von meiner Ueberwindung gerührt, mir lächelnd zurief: „Liesbeth, jetzt iſt's genug.“

„Eines Morgens habe ich dort einen Anblick gehabt, dem kein Schatten folgte, und wie ich ihn wohl nie im Leben wieder haben werde. Ich ſaß unter der Veranda am Hauſe und beobachtete den dichten feinen Nebel, welcher die Gegend einhüllte, beſonders das Flußgebiet. An der vermehrten Helle ſah man, daß die Sonne ſich Bahn brechen werde; einzelne Streiflichter fielen auf den Fluß; da plötzlich ſchoß ein Dampfſchiff hervor, ein langer Zug majeſtätiſcher Rauchwolken, grau wie der Nebel, aber in weißlicherer Färbung, und dieſem wie erhaben aufgeprägt, folgte demſelben; hinter dem Schiffe zog ein Silberſtreif her; das mit Menſchen angefüllte Fahrzeug ward durch den Flornebel ſichtbar, und am jenſeitigen Ufer bezeichneten dunkle Linien die dort liegengen Gebäude. Meine Tante ſtand neben mir, wie ich in dem Anblick verſunken und rief lebhaft: „O, Liesbeth, gäbe es einen Maler, der das malen könnte und das Bild wäre mein, ich würde mich für eine ſehr reiche Frau halten.“ —

Ob ich ganz ſo gebildet geſprochen als geſchrieben habe — darüber ſchweigt die Geſchichte. Als ich ſchwieg, erfolgte eine Pauſe und dann leiſes Pfeifen und die Frage: „Iſt das eine Geſchichte?“ Eine zweite Stimme erwiederte: „Es iſt ein nebelvolles Ereigniß.“ Sophie lachte: „Macht ſie nicht irre, es iſt ein Erlebniß und hat ſchon dadurch ſeinen Werth.“ „Ja, aber es muß einen Namen haben, wir taufen es: das Nebelſchiff, als Gegenſtück zum Geiſterſchiffe. Oder: Mondſcheinlandſchaft und Aalſuppe.“ Paula ſah mich aufmunternd an, als ob ſie ſagen wolle: „Lache doch mit.“ Das half; ich that es und jede Empfindlichkeit war überwunden.

„Jetzt iſt meine Reihe,“ rief Paula, „und ich will mein Geſchichtchen nicht allein erzählen, ſondern ihm auch einen Titel geben, es heißt: „Eine kleine Aufmerkſamkeit und ein großer Erfolg.“ In meiner Vaterſtadt lebt eine Frau Warlow, welche erſt vor zehn Jahren als Wittwe dorthin gezogen iſt. Sie beſitzt ein allerliebſtes Haus, einen hübſchen Garten, und lebt auf eine Weiſe, die großen Wohlſtand verräth, aber dennoch ſehr von der Welt zurückgezogen. Wer ſie kennt und mit ihr verkehrt, rühmt ihren feinen Herzenstact und die einfache Herzensgüte, mit der ſie Anderen Gutes wie Angenehmes erweiſt, ohne den Namen und den Dank dafür für ſich zu begehren. Es geſchieht ſo anſpruchslos, daß Menſchen weit und breit umher ihr Dank ſchulden, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß ſie ihr verdanken, was nützte oder erfreute.

„Nach der erſten engliſchen Weltausſtellung hatte Frau Warlow auf der Rückkehr von derſelben den Beſuch eines Neffen, dem ſie die Reiſemittel dazu geſchenkt hatte. Der junge Mann kam von Glück und Freude berauſcht, heim. Mit dieſer Reiſe war Vieles erreicht, er hatte das Ziel ſeiner Sehnſucht, die Rieſenſtadt London, geſehen und kleine Ausflüge über dieſelbe hinaus unternehmen können, er hatte die Ausſtellung geſehen und wieder geſehen und bewundert, aber das Land, welches ſolche Unternehmungen geſtattete, war ihm die Hauptſache. Er war Vorſteher einer großen Eiſenfabrik, welche er für den abweſenden Beſitzer verwaltete, und hatte eben für ſein Fach in England die beſte Gelegenheit, Neues und Nutzbringendes kennen zu lernen. Dies war ihm begreiflich ſehr wichtig, und er brannte vor Begier, manches Geſehene in Anwendung bringen zu können. Seine Stellung war eine ſehr angenehme, er durfte unumſchränkt ſchalten und walten, und auch an einer Häuslichkeit fehlte es ihm nicht. Zwei ältere, weitläuftige Verwandte des Beſitzers, denen dadurch ein Aſyl ward, hielten das Haus deſſelben auf, und führten die Wirthſchaft für den jungen Mann, den ſie nach Möglichkeit in kranken Tagen pflegten, und in geſunden verwöhnten.

„Der Neffe hatte ſeiner Tante kleine, ſehr hübſche Dinge von der Reiſe mitgebracht, über welche ſie große Freude bezeigte. Auch für ſich hatte er Manches zur Erinnerung an eine Zeit gekauft, von welcher er ſich ſagen konnte, daß ſie für ihn nicht wiederkehren werde.

„Auf die Frage der Frau Warlow: „was er ſeinen alten Damen mitbringe?“ erwiderte er, nicht ohne Verſtimmung: „Nichts! Wie hätte ich ſo weit gehen können.“ Frau Warlow ſchwieg, aber wenige Stunden vor der Abreiſe des Neffen überreichte ſie demſelben zwei ſehr hübſche Ladycompanions mit dem Bemerken, er möge dieſelben den alten Damen, als für ſie von ihm in England gekauft, übergeben. „Das biſt Du,“ fügte ſie hinzu, „ihnen mehr als ſchuldig, die Sache iſt es nicht, es iſt der Gedanken, und es wird Deinen Pflegerinnen in guten wie in ſchlimmen Tagen wohlthün, daß Du ihrer Güte dankbar gedacht haſt.“ Erfreut reiſte der junge Mann, und mit leichterem Gewiſſen, heim.

„Dieſe Geſchenke und unter ſolchen Umſtänden gekauft, waren von unglaublicher Wirkung. — Als der Beſitzer der Fabrik, Herr N., nach einiger Zeit dieſelbe beſichtigte, gab es nach dem Urtheil der beiden Verwandten keinen tadelloſeren jungen Mann als den Vorſteher; er ſei ein wahres Muſter, und der Vetter glücklich zu preiſen, daß er ihn vorläufig habe. Dieſer, welcher im Betrieb des Geſchäfts nur Anlaß zur Zufriedenheit fand, fühlte ſich dadurch und durch das reich geſpendete Lob bewogen, das Gehalt des jungen Mannes bedeutend zu erhöhen. Er ſtieg von da an immer höher in Gunſt und iſt jetzt, ſeit wenigen Monaten, Theilnehmer am Geſchäft und Herrn N.'s Schwiegerſohn.“

Bevor das kritiſche Publikum Zeit bekam, ein Urtheil abzugeben, hörten wir den Ruf erſchallen: „Der Thee iſt da! der Thee iſt da!“ Gertrud und Ellie erſchienen jubelnd: „Wir ſollen Euch holen, Großmama ſagt: „„Geſchwind, wie der Wind!““ Wir packten eilfertig zuſammen, als das abgethan war, legte Gertrud ein Zipfelchen ihres Schnupftuchs in meine Hand, während Ellie es eben ſo mit der anderen machen mußte. „So, Liesbeth, Du wirſt gefahren, Ellie und ich fahren Dich; die Anderen können gehen. Hopp!“ Nun ging es im Saus vorwärts, aber ich wage nicht zu ſagen, daß ich bei dieſer Fahrt den Vorzug der Bequemlichkeit gehabt hätte. Denn die beiden kleinen Pferde waren ſtets im ungleichen Schritt und ich ward bald hier-, bald dorthin gezerrt, aber es ging ſehr luſtig dabei zu, und das war die Hauptſache. —

Der Thee ward mit großer Anerkennung genoſſen, Alles war ſo gut und ſo zierlich geordnet, daß man wohl Vergnügen empfinden mußte. Als wir dies äußerten, bemerkte Frau Kraus lächelnd: „Das iſt Mariannen's Verdienſt, und ohne daſſelbe ſchmälern zu wollen, muß ich doch bemerken, daß es in der Weiſe angeborene Talente giebt, die ſich wohl nachahmen, aber nie ganz erreichen laſſen. Marianne iſt in der Weiſe ein vollſtändiges Original, ſie ahmt nicht nach, ſie erfindet. Nicht zu ſagen iſt es, wie es in manchen kleinen Wirthſchaften beim Auftragen des Thee's zugeht. Zuerſt wird der Tiſch, aber mit einer Gewalt abgewiſcht, als ob man natürlich annehmen könne, daß er ſehr ſtaubig ſein müſſe, dann erſcheint das Theebrett mit dem Geräthe in einem rührenden Durcheinander von Ungemüthlichkeit und

Unüberlegtheit. Einiges wird aus einem Schranke herzugeholt, und zuletzt erſcheint meiſtens die Hausfrau, mit dem Theetopf in der Hand, aber in einer Weiſe, als ob ſie dies Hauptrequiſit als etwas eigentlich Ueberflüſſiges im Vorübergehen doch habe mitnehmen wollen; der ganzen Anordnung wird der Thee gleichen und was dazu geboten wird. Dagegen wie anmuthig friſch und anſprechend kann oft Alles in einem Bauernhauſe ſein, wo das Geräthe funkelt und blitzt, jegliches auf dem rechten Platz ſteht, und man das einfach Vorgeſetzte mit wahrem Vergnügen genießt und ſchätzt. Nicht genug iſt es in der Welt, daß man zu geben hat, man muß auch zu geben verſtehen.“

Nach dem Thee entſtand kein Tanz-, ſondern ein kleines Muſikfeſt, welches ſchließlich Alle, die lieber hätten tanzen wollen, ſehr befriedigte. —

Das war kein leerer Tag geweſen, er hatte ſo viel gegeben und wir ſchieden in großer Heiterkeit von einander. —

„Die Roſe ſtand im Thau.
„Es waren Perlen grau.
„Als Sonne ſie beſchienen,
„Wurden ſie zu Rubinen.“

Jetzt haben unſere wirthſchaftlichen Mühen, Sorgen und Freuden begonnen, und es hat ein wahres Studium erfordert, Alles ſo einzurichten, daß der wiſſenſchaftliche Unterricht anderer Art nicht zu ſehr darunter leidet. Die Stunden, welche wir früher gemeinſam nahmen, beſtehen in derſelben Weiſe fort, wo aber beim Vorleſen in fremden Sprachen z. B. Eine ausreicht, lieſt dieſe ſo weit als ihr beſtimmt wird, und löſt eine Gefährtin in der Küche ab, welche dann ſpäter für die Dritte wieder eintritt. Was wir auf dieſe Weiſe von dem Geleſenen nicht hörten, muß Jede für ſich nachleſen. — Zu den Küchenregeln, welche wir bekommen, gehört vorerſt, ſorglich mit der Küchenſchürze umzugehen, theils um unnöthige Wäſche zu ſparen, theils aber auch deshalb, weil, wer in der Weiſe nicht achtſam ſei, in der erſten Stunde ebenſo ſudelig ausſehen werde, als ſei die Schürze bereits Tagelang getragen. Frau Kraus empfahl uns bei den Beſchäftigungen am Herde und am Küchentiſch eine etwas vorgebogene Haltung des Körpers und widerrieth, mit den Knien oder dem Oberkörper, wie ſo Viele thäten, uns zu ſtützen oder anzulehnen, denn die Schürze werde Beides bald verrathen. —

Fanny bemerkte ſpäter gegen Marianne, wie langweilig ihr bei Eröffnung unſeres Feldzuges die Verleſung der Kriegsartikel geweſen wäre. — Jene entgegnete lächelnd, jede Theorie pflege aſchgrau zu ſein, aber die friſche, lebendige Wirkſamkeit pflege darüber hinweg in ein nutzenſtiftendes Leben hineinzuführen. Jedes Erlernen beginne mit Mühe und Noth, oftmals mit innerem Widerwillen und Widerſtreben. Sobald jedoch ein Erfolg der Arbeit fühlbar und ſichtbar hervorträte, würden jene hemmenden Feſſeln von uns abfallen, und wir uns des Glückes bewußt werden, wieder einen Schritt vorwärts gekommen zu ſein im Leben.

Etwas zu können, iſt ein Glück. Wie manche Verlobte kann ſich ſagen: „wenn ich heirathe und mein Mann verliert durch den Wechſel der Verhältniſſe ſein Vermögen, nimmer wird er im Stande ſein, ſeine Familie durch irgend welche Arbeit zu ernähren. Wir werden in dieſem Falle in Noth umkommen, wenn ich nicht Rath zu ſchaffen verſtehe!“ — Wie mancher Mann kann ſich ſagen: „Wird meine Frau, falls wir unſer Vermögen einbüßen ſollten, im Stande ſein, ihre Wünſche einzuſchränken? wird ſie ein ganz einfaches Leben führen können? wird ſie befähigt ſein, ihren kleinen Hausſtand mit nachdenklicher Umſicht fleißig und tüchtig zu führen?“ — Das ſind bedenkliche Fragen und o, wie wenig Mädchen bedenken ganz den Umfang des Gelübdes, treu ſein zu wollen in Noth und Tod, in Glück und Leid. Das heißt, viel verſprechen, denn treu ſein bedeute nicht allein, keinen Anderen lieben zu wollen, es bedeutet das Erfüllen jeder Pflicht, ſoweit ein ſchwaches Menſchenkind dies vermag. Deshalb iſt es gut und nothwendig, auch in der Küche Beſcheid zu wiſſen; denn nachläſſige, unſichere Führung des Hausſtandes hat ſchon manches eheliche Glück zerſtört.“

„Wenn ich aber gar nicht heirathe,“ ſagte Fanny, „weshalb habe ich mich denn abgemüht?“

Paula lachte: „Dann kannſt Du als Tante Fanny den Hausſtand führen, wenn irgend eine Schwägerin krank iſt, kannſt Krankeneſſen beſorgen oder zu Feſtlichkeiten Kuchen backen und andere gute Dinge herrichten. Ganz wirſt Du nur mit Deiner Kunſt untergehen, wenn Du eine Pfuſcherin bleibſt. Wir wollen Frau Kraus bitten, daß ſie uns nach vollendetem Curſus einen Lehrbrief ausſtellen wolle mit Unterſchrift und Siegel, aber doch mehr in der Form, wie Studenten beim Examen beglückt oder vernichtet werden. Zum Beiſpiel: Suppen — ausreichende Kenntniſſe; Gemüſe — ausgezeichnet; Fiſche — gut; Puddings — beſonders ausgezeichnet und ſo fort. Mit dem Lehrbriefe kommen wir dann heim; wer nicht heirathet, behält ihn in ſeiner Truhe, wer heirathet, legt ihn zur Ausſteuer und er wird wenigſtens zum Belauf von tauſend Thalern angeſchlagen. Was ſagt Ihr dazu?“

Wir lachten und Fanny tanzte mit mir im Zimmer umher: „O ſo! das iſt ein guter Einfall! Aber ich bekomme den erſten Charakter und lerne tapferer als Ihr Alle. In der Truhe will ich den Brief lieber nicht behalten, ich bin nicht ſehr ordentlich und könnte ihn verlieren; ſicherer iſt es, wenn ich heirathe.“

„Ach,“ meinte Marianne, „ordentlich werden Sie hier auch noch werden müſſen, darauf verſteht Frau Kraus keinen Scherz; aber nach und nach baut der Vogel ſein Neſt.“

„Ja, wenn ich das nur baue! es iſt gegen meine geniale Natur.“

„Wenn Sie nicht ordentlich ſind, werden Sie auch nicht gut kochen lernen.“

„Das wird ſich finden. Es giebt Regeln, aber auch Ausnahmen.“

Mit wahrem Feuereifer ſtürmten wir jetzt nach unſerem künftigen Arbeitslokal. Wie freundlich und ſauber Alles, wie funkelnd und glänzend! „Catharina, was eſſen wir heute?“ „Fräulein, das iſt nicht wichtig; Kalbfleiſchſuppe und gebratenen Fiſch mit Gemüſen und Salat.“ „Nicht wichtig! Himmel, wenn wir das ohne Beihülfe bereiten ſollten, das würde eine ſchöne Geſchichte werden. Nein, man muß kochen lernen, es iſt ganz nothwendig.“

Als wir wieder fortgingen, erzählte ich, daß ich eine Bekannte habe, eine ganz junge Frau, die nur eine kleine Wirthſchaft habe, nur der Mann, ſie und ein Mädchen, aber in fortwährendem Allarm ſei, weil ſie das Eſſen nicht ſo zubereitet erhalten konnte, als ſie dies bei ihrer Mutter gewohnt geweſen. Ein beſonderer Gegenſtand des Zerwürfniſſes waren die Klöße. Einmal fand ich ſie ſehr erhitzt und in der übelſten Laune. Ganz verdutzt dachte ich, ſie habe Verdruß mit ihrem Manne gehabt, aber wagte keine Frage. Endlich brach ſie das Schweigen: „Ich habe mich ſo furchtbar geärgert, Liesbeth, aber ich ſchäme mich, Dir den Grund zu ſagen.“ „O, ſage doch.“ „Du weißt, ich habe von Anbeginn Streit mit Marie wegen des Eſſens gehabt. Es iſt Alles ſchlecht, gar nicht wie bei Mama, aber die Klöße, die ſie uns auftiſcht, ſind gar nicht zu genießen; ſo hart, daß wir uns gegenſeitig ein Loch damit in den Kopf werfen könnten, oder ein Mehlbrei, oder ohne Salz und Butter, oder zähe, kurz, es iſt nicht zum Aushalten. Ich tadle immer, ja, wenn ich Alles ſo hinnähme; aber das thue ich nicht, ich ſage immer, daß es abſcheulich iſt, ſie könnte doch lernen. Heute hatten wir mein Lieblingsgericht, Klöße mit Pflaumen, aber nicht zu genießen; die Klöße wie von Mehl und Waſſer angerührt. Als ich Marie kommen ließ, und es ihr vorhielt, ſagte das impertinente Geſchöpf: „Ich weiß wirklich nicht, wie die Klöße ſein ſollen, ich gebe mir alle mögliche Mühe. Wenn gnädige Frau ſie nur einmal ſelber anrühren wollten, damit ich ſähe, wie ſie ſein ſollen.“ Das war doch wohl zu arg! ſolche Unverſchämtheit, denn wozu halte ich ein Mädchen, wenn ich ſelber kochen ſoll, aber ich behalte ſie auch auf keinen Fall.“

Ich war ſehr verlegen: „Meinſt Du nicht, daß es beſſer gehen würde, wenn Du es ihr ein Mal zeigteſt?“ „Ich? Ich kann gar nicht kochen; ich will auch nicht kochen, dazu halte ich ein Mädchen.“

„Glücklicherweiſe konnte ich gleich aufſagen; in einem Vierteljahr kommt ſie aus dem Hauſe. Mein Mann wollte es nicht gern, aber das muß er entſchuldigen, das iſt meine Sache, ich ſoll den Hausſtand führen.“

Ich kenne die Haushälterin der Mama, die eine ſehr verſtändige Frau iſt, und bat unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, um die Recepte des Hauſes; dieſe ſteckte ich Marie heimlich zu; ſie dankte, aber ſchüttelte den Kopf: „Fräulein, der Menſch, der gar nichts von einer Sache verſteht, wird doch immer glauben, Alles müſſe beſſer werden, als dies überhaupt möglich iſt, und ſparſam muß ich auch ſein, beſonders mit Butter, denn wir haben nicht viel Geld.“ Dies wir beluſtigte mich ſehr; aber es lag eine Treuherzigkeit darin, die mich anzog. Später fragte ich ein Mal nach, wegen der Klöße: „Sie macht ſie jetzt beſſer, ſie mußte doch auch am Ende durch meinen Tadel lernen.“ „Dann behältſt Du ſie wohl?“ „Gewiß nicht, Jemand, die ſo impertinent gegen mich war, behalte ich keine Stunde länger, als ich muß.“ Marie mußte fort, zwei andere Mädchen folgten noch in demſelben Jahre nach. Da endlich kam die Mama, um nach Feuer und Licht zu ſehen und blieb auf dringendes Bitten ihres Schwiegerſohns über ein Vierteljahr; ſeitdem ſoll es etwas beſſer gehen.“

„Oh! da kommt Liesbeth noch mit ihrer Weisheit uns zum Guten zu ermuthigen, das muß doch Früchte tragen.“

Während des Mittageſſens hörte Frau Kraus ſehr beluſtigt den Antrag wegen des Lehrbriefes an, und verſprach, er ſolle ſeiner Zeit ausgefertigt werden, mit Unterſchrift und Siegel.

Gertrud fragte: „Großmama, kann Gertrud nicht was helfen?“ „Freilich, Gertrud ſoll Alles mit aufeſſen, was die jungen Mädchen kochen.“

Wenn Einer noch ſo hoch ſich ſtellt,
Die Sterne kann er nicht erreichen.

Mathilde bekam geſtern die verſchriebenen Putzſachen, zwei Kiſtchen, welche Hüte, Bänder, Kragen, Handſchuhe, Mäntelchen und leichte Tücher enthielten. Sie ließ die Sachen auf ihr Zimmer bringen, ohne ein Wort über dieſelben zu äußern, und Fanny vertraute uns an, daß während des ganzen Tages Mathildens Thür verſchloſſen geweſen ſei und auch ſie nicht hineingedurft.

Am nächſten Morgen ſagte Mathilde nachläſſig, die verſchiedenen Modeſachen wären angelangt, und wenn Frau Kraus geſtatte, daß die Kiſtchen in's Wohnzimmer getragen würden, könne Jede ſehen, was ſie gewählt und nach Gefallen von dem Uebriggebliebenen kaufen. Frau Kraus ertheilte ruhig ihre Zuſtimmung, es ſcheint ſtets, als ob ſie weder Auge noch Ohr für Mathildens Uebermuth habe, und doch iſt Niemand zart beſaiteter und faßt raſcher auf.

Als die Kiſten erſchienen, verließ uns unſer bis dahin beobachteter Stolz und wir traten eilfertig an dieſelben heran. Das eine Kiſtchen war mit den Dingen angefüllt, welche Mathilde für ſich gewählt und wir ſtaunten vor der Menge ſichtlich koſtbarer Gegenſtände, und konnten nicht umhin, dieſelben ſehr zu bewundern.

„Ich habe nur ganz Einfaches beſtellt; natürlich, was wirklich Putz iſt, kennt man hier ja gar nicht, und würde mich für lächerlich geſchmückt halten, während ich nur gut gekleidet ſein würde.“

Nachdem das Gewählte hinlänglich betrachtet worden, kam die zweite Kiſte an die Reihe, und die reizenden Dinge, welche aus derſelben hervorgingen, wurden weit ungezwungener und lebhafter belobt, denn es liegt leider in der menſchlichen Natur, dem, welcher ſich, wie man zu ſagen pflegt, zu ſehr fühlt, jede Eitelkeitsfreude zu ſchmälern. Ganz konnte ich das nicht durchführen, aber ſo oft ich Mathildens Sachen bewunderte, verſetzte Paula mir einen kleinen Stoß mit dem Fuße. Unſer Lob machte Mathilde höchſt unruhig: „Das gefällt ſo ſehr? Ich meine doch ganz gewiß, das Hübſcheſte gewählt zu haben, aber behalte mir das Umtauſchen vor, falls ich anderen Sinnes werden ſollte.“

Fanny lobte einen Hut mit Veilchenſträußchen in der übertriebenſten Weiſe, weil ſie, glaube ich, einen mit Roſen, den Mathilde genommen, lieber gehabt hätte. Frau Kraus, welche die Abſicht bemerkte, und gewiß die Art und Weiſe zum Ziel zu kommen mißbilligte, bemerkte ruhig:

„Wenn Ihnen der Hut ſo beſonders gefällt, trifft es ſich ſehr erwünſcht, daß Sie ihn bekommen können. Hübſch ſind beide Hüte, aber ich gebe dem mit Roſen den Vorzug.“

Mathilde richtete ſich förmlich getröſtet auf:

„Finden Sie das auch, Sie liebe, gute Frau Kraus? Ich meine doch auch wirklich, daß ich einen guten Geſchmack habe. Fanny kann den Hut mit Veilchen nehmen, er iſt ganz hübſch. Es thut mir leid, daß keine weiter zur Auswahl da ſind, aber Liesbeth und Paula können vielleicht auch ſolche Hüte nicht tragen.“

Paula's Geſicht flammte: „Weshalb nicht?“

Ich fuhr erſchrocken dazwiſchen: „Was mich betrifft, haben Sie Recht, mir wäre ein ſolcher Hut viel zu theuer, und will ich gern auf dem meinigen einen Kranz oder auch Sträußchen; dann nehme ich friſche Blumen dazu, und kann damit jeden Tag in anderen Farben erſcheinen; das iſt auch ein Vorzug.“

Fanny erklärte mit einiger Verſtimmung, daß ſie den Veilchenhut nehmen werde, und kramte noch zwiſchen den Sachen umher; Paula hatte ſich vollſtändig in ein allerliebſtes, aber ziemlich theures Mäntelchen vergafft, und erklärte, daß ſie es zu behalten wünſche. Frau Kraus ſagte kein Wort dazu, aber legte mit einem ſanften Blick ihre Hand auf Paula's Arm. Dieſe verſtand die ſtille Warnung ſogleich und legte den Mantel in die Kiſte zurück.

„Ich will ihn doch nicht.“ Es war ein Kampf, aber ein ſehr kurzer; nach wenigen Secunden hatte ihr Blick die frühere, ruhige Klarheit wieder.

„Bevor weiter ausgewählt wird,“ ſagte Frau Kraus, „muß ich bemerken, daß es eine feſtgeſtellte, von allen Eltern und Vormündern befürwortete Regel im Penſionat iſt, daß keine junge Dame anders kaufen darf, als gegen baare Bezahlung. Auch Fräulein Mathilde wird ihre Geldmittel zu Rathe ziehen müſſen, bevor ſie den Handel abſchließt. Zuſammennehmen läßt der Betrag ſich leicht, und mit den zurückgeſandten Sachen muß der Betrag für die gewählten folgen.“

Fanny lachte, und legte eine Menge Kleinigkeiten in die Kiſte zurück:

„Wenn das iſt,“ ſagte ſie, „wenn man hier keine Schulden machen darf, kann ich höchſtens den Hut und die Handſchuhe behalten. Aber weshalb darf man denn das nicht?“

Frau Kraus lächelte: „Eigentlich wohl, weil man hier heilſame Lebenspractiken treiben ſoll und zu ſolchen gehört, glaube ich, Schuldenmachen nicht.“

Mathilde war höchſt entrüſtet: „Wenn ſolche Geſetze beſtehen, müßte man damit bekannt gemacht werden; bisher hat mir meine Familie den freien Gebrauch meines Geldes nicht verwehrt.“ „Den werde ich niemals ſtreitig machen,“

erwiederte Frau Kraus, „in ſo weit der Kaſſenbehalt ausreicht; da aber iſt die Grenze.“ Fanny betrachtete ihre Freundin mit großer Aengſtlichkeit: „Ich will für Dich zuſammenrechnen, Mathilde, Du haſt ſicherlich ausreichend.“

Mathilde ſtieß den Kaſten mit dem Fuße von ſich: „Ich will den ganzen Bettel nicht, wenn ich mich ſolcher Willkür unterwerfen ſoll.“ Sie war aufgeſprungen und verließ das Zimmer. Wir jungen Mädchen waren ſehr beſtürzt; Paula und ich wählten jede eine Kleinigkeit aus, ſie ein Paar Handſchuh, ich ein Band, aber eigentlich nur aus Verlegenheit, glaube ich.

Fanny fragte, ob ſie den Kaſten zu Mathilden hinauftragen dürfe, ſie wolle mit ihr rechnen, und es werde gewiß ſchon gehen. Mathilde ſei ſo ſehr verzogen und wiſſe gar nicht, wie man ſich benehmen müſſe. Paula und ich lachten: „O, dann unterweiſe Du ſie doch darin.“ Sie drohte uns mit ihrer kleinen Fauſt, und Paula half ihr den Kaſten die Treppe hinaufzutragen.

Jetzt war ich mit Frau Kraus allein, und hätte ſo gern einige weiſe Betrachtungen über Mathilde angeſtellt oder ſie gebeten ſich nicht zu ärgern, aber ein innerer Takt ſagte mir, daß ich mich auf einem Eiſe befände, welches dünne Stellen habe. Frau Kraus kam mir zuvor, ſie blickte mich hell und freundlich an: „Ei, wie ſteht denn meine Liesbeth da, als ob Zeit nicht Zeit wäre, ſondern reiner Ueberfluß, den man gelegentlich aus den Fenſtern werfen kann.“

Sie ſtand auf und ließ mich die folgenden Zeilen aus einem Buche leſen:

„Glaube nur, Du haſt viel gethan,
Wenn Dir Geduld gewöhneſt an.“

Wie tief trafen mich dieſe Worte, wir bedürfen alle vier, lernend und nicht lernend, begreifend und nicht begreifend, ſo viel Geduld, und der Lebensberuf dieſer ernſten, milden Frau iſt, unſere Unvollkommenheit zu tragen und zu verbeſſern, wenn ſie kann. Viele gute Vorſätze tauchten in mir auf und ich rang noch mit mir, ob ich ſchweigen oder reden ſolle, als Paula wieder eintrat mit der Frage, ob ſie die zweite Kiſte auch forttragen dürfe? Fanny und ich müſſen Alles für Mathilde beſorgen, denn ſie iſt wie ein eigenſinniges Kind. Fanny zählt jetzt ihr Geld und ich glaube, ſie wird alle Sachen behalten können. „Komm, Liesbeth, rühre Dich, tummle Dich, faſſe mit an.“ Leider reichte Mathilden's Geld nicht ganz, einige Kleinigkeiten mußten in die Kiſte zurückwandern, und ſie war darüber in einer Laune, die gar nicht zu beſchreiben iſt. Ich ergriff die Flucht; Paula und Fanny ſchrieben ein Verzeichniß der gekauften Dinge, und packten den Reſt mit großer Sorgfalt wieder ein. Paula hätte große Urſache gehabt ebenfalls davonzulaufen, denn ſie ward ſehr wegwerfend behandelt, aber ihr ſtarker Charakter ließ ſie darüber hinwegſehen und thun was richtig war, denn ohne ihre Hülfe würde wohl aller Putz zu Grunde gegangen ſein.

Mathilde ließ ſich mit Kopfſchmerz entſchuldigen, und nahm am Unterricht nicht Theil, ebenſowenig am Mittageſſen, aber ihr ward ſorglich und freundlich von allem geſchickt. Frau Kraus hatte die Ueberſendung des Geldes und der Quittungen übernommen; als Paula und ich unſere kleine Schuld einlieferten, fragte ſie freundlich: „Das iſt doch nicht der letzte Schilling den Sie beſitzen?“ Wir verneinten dies lächelnd. „Ich fragte, um Sie darauf aufmerkſam machen zu können, wie unüberlegt es iſt, eben wie Mathilde jetzt gethan, Alles auszugeben was ſie beſitzt, denn das Leben bringt ſtets kleine Anforderungen, denen man zu genügen hat. Mathilde iſt jetzt außer Stande einem Armen eine kleine Gabe geben zu können, nicht Stecknadeln, nicht Nähutenſilien kann ſie kaufen, nichts, gar nichts. Ihre Mutter ſchrieb mir, ſie habe ihre Tochter für den Verlauf eines halben Jahrs reichlich mit Geld verſehen und ihr eingeprägt, daß ſie damit ausreichen müſſe. Im Nothfall trete ich natürlich zu, aber auch nur dann, denn ich weiß ſehr gut, wie allgemein die Klage iſt, daß ſich nie berechnen laſſe, was Töchter in Penſionen koſteten; den feſten Jahresbetrag kenne man und habe ſeine Berechnung darnach gemacht, aber nun käme außerdem eine Menge großer und kleiner Rechnungen für Bücher, für Geſchenke, für dies, für das, aber ſtets wären es Summen, über die man ſich denn nachträglich zu ärgern habe. Solche Klagen möchte ich nicht gern hören, und beſonders deshalb nicht, weil ich ſie mehr oder minder begründet finde. In einer Penſion werden meiſtens alle jungen Mädchen behandelt, als ob ihr demnächſtiges Leben Wohlſtand ſein werde, und wie ſelten trifft das zu. Wie ſehr hat man doch ſeine Aufmerkſamkeit darauf zu richten, daß denen keine überflüſſigen Ausgaben aufgebürdet, oder, wenn ich ſagen darf, geſtattet werden, deren

Eltern mit Mühe und Noth das Koſtgeld zuſammenbringen, und nur, damit ihre Töchter einſt befähigt ſein mögen, ſich, wenn das ſein muß, ihren Unterhalt ſelber erwerben zu können. Das ſind oft ſchwere, ſorgenvolle Opfer. Weshalb iſt es deshalb nothwendig, daß ſolche Töchter den Luxus und die vielen ſorgloſen Ausgaben reicher oder wohlhabender Mädchen nachahmen. Ein Anzug, der einfach aber mit Ordnung und Sorgfalt gehalten iſt, wird immer gefallen; die Tugend iſt der Schmuck der Jugend, ſie bedarf keines anderen Reizes. Vollſtändige Gleichheit, in welcher Weiſe es ſei, findet ſich nirgend in der Welt, überall ſind Grenzen und feine Linien gezogen; wer ſie niederreißt oder verletzt, wird ſie ſelber wieder herſtellen müſſen; es iſt Naturgeſetz, daß eine Scheidung ſtattfinden ſoll, und der Menſch, der ſchwache, von Leidenſchaften fortgeriſſene Menſch, wird es beſtehen laſſen müſſen gegen ſeinen Wunſch und Willen. Es giebt ſo viel Herz und Leben vergiftenden Schein im Verkehr der Menſchen untereinander; weshalb ihn lehren, weshalb begünſtigen, was unwahr iſt? Eine wiſſenſchaftliche Ausbildung hat ihren Werth, ſie iſt oft gebotene Nothwendigkeit; aber ſicheren Werth hat in allen Lebenslagen die Ausbildung des Herzens und der Vernunft. O, Ihr lieben Mädchen, es heißt:

„Wie der Hauch
Kalt weht,
Wie der Strauch
Alt ſteht,
Der ſo jung geweſen iſt vorher?“

Das bedenkt; aller Schein vergeht und nur was recht, wahr und edel iſt, beſteht in Ewigkeit.“ Abends als Paula und ich allein waren, ſprachen wir viel über das Erlebte. Paula ſagte: „Welch’ ein Mißton war dieſer Tag. Das iſt der erſte unerquickliche, den wir hier erlebt haben, und doch Alles nur durch Mathilden’s Unerzogenheit. Wer ſich ſo hoch über Andere ſtellt, ſollte ſich wenigſtens beſſer betragen.“ Ich meinte, Paula ſchiebe Alles zu ſehr auf einen Beweggrund, nur auf Hochmuth, während man doch auch zugeben müſſe, daß die Charaktere verſchieden wären, und der eine ungezähmter wie der andere, ſich freier den Ausbrüchen des Eigenſinns, des Unwillens und Anſpruches überlaſſe. Wir vier hätten noch eine lange Zeit miteinander zu durchleben, und eigentlich werde es nach Ablauf dieſer Friſt eine Schande für uns drei ſein, wenn Mathilde aus dieſem Hauſe ganz als dieſelbe fortgehe, die ſie jetzt ſei. Wenn wir uns in rechter Weiſe betragen würden, könne der Einfluß doch nicht ganz ſpurlos in den Sand verlaufen. Paula lachte: „Ja wenn! Aber jede von uns hat ihre Fehler und dieſe wird Mathilde eben ſo gut bemerken, als wir die ihrigen, beachten und ſich ſehr befriedigt fühlen, wenn ſie ſich von unſeren Schwächen frei glaubt. Aber ſtreben wollen wir immer vorwärts, denn Stillſtand iſt Rückſchritt.“

„Hörſt Du? Frühluft, Frühroth, Frühlicht ruft;
Steh’ früh im Frühling auf.“

Helene, wie iſt die Welt jetzt ſchön, wie ſchön! Wir ſind ſo glücklich darüber, jede in ihrer Weiſe, Paula und ich wohl in einer und derſelben. Wir ſind glücklich, und das heißt Gott preiſen. Fanny gaukelt im Sonnenſchein und Mathilde freut ſich, Frühlingskleider tragen zu können und auf Spaziergänge, die zu Menſchen führen. Das thun wir auch, aber die Hauptſache iſt es uns nicht; o, wer nie empfand was es heißt, wenn das Herz ſo voll innerer Seligkeit im Sonnenlicht zwiſchen Frühblumen und unter grünen Bäumen ſich hebt, der hat keinen rechten, echten Frühling erlebt, der wird ihn vielleicht nimmer erleben. Zum Glück gehören Flügel der Seele.

Jetzt ſtehen wir früh auf, denn ſonſt fänden wir nicht Zeit zu Allem was uns obliegt. Der Unterricht, das Repetiren, die einzelnen Aufzeichnungen, Wirthſchaft und Handarbeit, wo fänden wir Zeit zu dem Allem, wenn wir nicht haushälteriſch damit umgingen, wenn wir nicht früh aufſtänden und nicht Alles in feſter Ordnung geregelt wäre. Eine ſolche Zeiteintheilung iſt keine leichte Aufgabe, aber auch in der Weiſe kann man von Frau Kraus lernen. Was wir müſſen, wir können es auch, aber können es nur deshalb, weil ſtets auf das Schwere und Angreifende das Leichtere und Leichte folgt, und wir uns ſelten müde oder abgeſpannt fühlen. Die Wirthſchaft macht uns großen Spaß, aber müßig umher ſtehen wir nie in der Küche, giebt es keine Beſchäftigung für uns, werden wir fortgeſchickt und durch eine kleine Glocke zurückgerufen ſobald wir in irgend einer Weiſe lernen können. — Alle Proceduren bei der Wäſche ſollen wir nächſtens auch beginnen kennen zu lernen; Paula und ich wollen dieſen Curſus gern gründlich mit durchmachen, und Alles nicht nur mit anſehen, ſondern durch ſelber Durchmachen lernen. Wir wollen Beide nicht gern in eine ſo beſchränkte Lebenslage, daß Waſchen auch mit zu unſeren Aufgaben gehört, aber erlernen was zu einer guten Wäſche gehört und was ſie erfordert, kann doch einmal den Frieden in dem Hauſe wo wir einſt ſchalten und walten, oder demüthig Alles überwachen, mehr fördern. Wer mit Sachkenntniß unterweiſen kann, wird in höherer Achtung ſtehen und ſich mehr Zuneigung erwerben, als wer ſtets nur bemerkt, die Wäſche ſei ſehr ſchlecht, nachläſſig zuſammengelegt, gerollt und geplättet, zu gelb, zu grau und blau. Manche Dienſtboten würden, glaube ich, Alles gern beſſer machen, wenn ſie es verſtänden, aber ſie verſtehen es in Wahrheit nicht, und werden durch den ſteten an und für ſich verdienten Tadel immer troſtloſer und zuletzt ſtörriger. Tante Sophie hat mir das Alles recht eindringlich gepredigt, aber ich hörte damals nicht viel darauf, weil mein Leben ein mehr rein theoretiſches war. Jetzt kommt die Praxis und nimmt mich zum Theil ſchon in Anſpruch, und nun begreife ich beſſer und will auch gern lernen. Eine neue Ordnung iſt jetzt eingeführt und zuerſt zu unſerem Schrecken; am Sonntag wird während des Mittageſſens deutſch geſprochen, Montags engliſch, Dienstags franzöſiſch, am Mittwoch wieder deutſch und ſo in derſelben Reihenfolge fort. Am Sonnabend können nach Belieben alle drei Sprachen durcheinander geredet werden. — Die erſte Ankündigung war niederſchlagend und jede nahm ſich, glaube ich, im Stillen vor, recht wenig ſprechen zu wollen. —

Jetzt ſind wir ſchon im vollen Gange und ſprechen eigentlich mehr als zuvor; es geht mit Fallen und Aufſtehen, und wird viel dabei gelacht; daß es an Grund dazu nicht fehlt, kann ein Beiſpiel erläutern. Fanny gedachte eines Balls, welchem ſie beigewohnt, Marianne fragte nach ihrem Ballputz, und die Antwort lautete: „une robe blanche et des fleurs dans les cheveux.“ Fanny darf man auslachen, ſie lacht getroſt mit und macht ſich wenig Sorge darum, ob ſie richtig ſpricht oder nicht, wenn ſie nur ſprechen kann, das iſt ihr die Hauptſache. Mathilde iſt uns Allen im Franzöſiſchen überlegen, dagegen iſt ſie im Engliſchen zurück und hat, denke ich, aus dieſem Grunde eine wahre Abneigung gegen dieſe Sprache, und leiſtet gegen die richtige Ausſprache denſelben paſſiven Widerſtand, von welchem ſich nicht abſehen läßt, wie er zu überwinden ſein wird. Eigenſinn und Selbſtüberſchätzung ſind Barrièren, welche den Weg zum Ziel beharrlich verſchloſſen halten. — Während des Unterrichts in Handarbeiten und dem Betreiben derſelben müſſen wir gleichfalls Franzöſiſch oder Engliſch ſprechen; Frau Kraus bat uns auf ihre gewinnende Weiſe darin doch recht treu zu ſein aus eigenem Antriebe; das allein könne vorwärts bringen. — Paula und ich wollen lernen und ſo wird es uns auch wohl gelingen; Fanny will wohl, aber ſie ſcheut die Anſtrengung, und Mathilde, als ob ſie ſchon Alles wüßte, hört mit überlegenem Lächeln zu, wie wir uns abquälen und vermeidet ſelber zu ſprechen. — O, Helene, dies Lächeln, Du denkſt nicht wie es uns ärgern kann, oder vielmehr konnte, denn wir haben uns feſt vorgenommen es mit dem Kreuze zu überwinden. Je mehr wahre Demuth, je mehr Glauben, ohne dieſe kein Glaube. Wie unnatürlich doch, wenn man jung und immer beiſammen iſt, ſo mit einander zu leben. Wie hundertmal möchte ich ſagen: „Mathilde ſei doch gut, hab' uns doch lieb, laſſe doch alle Verkehrtheiten;“ aber — ich fürchte mich ſo vor der Antwort, vor dem Schweigen, vor Allem was abweiſt.

„Und dieſem Leben — ruhig ſtill und heiter,
Zieht man die Stürme vor?“ —

Heute waren wir im Forſthauſe oder vielmehr größtentheils im Forſtrevier. Die jungen Männer waren als wir kamen noch nicht daheim oder beſchäftigt, und ſo ſaßen wir allein im reizenden Waldesſchatten und das war eigentlich allerliebſt. Wir lernen uns beſſer kennen und tauſchen unſere Anſichten ungezwungener aus, wenn wir Mädchen untereinander ſind. Wie ſeltſam iſt es doch, daß die jungen Mädchen, die Alles ſo wunderhübſch hier haben, deren ganzes Leben wie eine Idylle erſcheint, ſich ſo lebhaft hinausſehnen können in die Welt. Bald wird ihnen dieſer Wunſch erfüllt werden; die älteſte Erloff und beide Werder haben ſich als Erzieherinnen verſagt; die Erloff geht nach Schottland, Werders nach Preußen. Mir that es ſo leid als ſie es ankündigten, wir verlieren ſie und von wie Vielem müſſen ſie hier ſcheiden. Als ich das äußerte, ſagten ſie: „Ach, ja, aber man kann doch nicht immer zu Haus bleiben, man muß doch auch wiſſen, wie es in der Welt ausſieht.“ Das mochte ich eigentlich nicht hören, es kam mir zu gewöhnlich vor. Ihr Haus im Waldesgrün iſt ja eine Welt; welche Andere wöllen ſie. Als ich das äußerte, lächelte Sophie: „Freilich iſt es hübſch hier, aber ſehr einförmig iſt es auch. Wenn Eure Brüder immer hier wären, Alice, das wäre ein Anderes, da wäre doch Abwechſelung; ich muß Leben um mich herſehen und nicht täglich Eins und Daſſelbe. Die Regierungsherren kommen ſelten hieher und wer iſt denn ſonſt im Städtchen. Wenn das Penſionat der Frau Kraus nicht wäre, könnte man vor Langeweile ſterben, denn die Damen im Städtchen ſind ganz unhaushaltbar. Meine Schweſter theilt übrigens meine Anſicht gar nicht, ihr iſt das Thal hier die Welt, ſie will nichts Anderes, aber Alice und Martha Werder theilen meine Anſicht. Uns ſind Flügel gewachſen und wir wollen ſie benutzen.“

„Lieben Sie Kinder?“ fragte ich.

„O ja, aber wir haben ſie nur zu unterrichten, es hängt von uns ab, ob wir uns außerdem mit ihnen abgeben wollen oder nicht. Wir werden das wohl thun, denke ich, aber doch nur, wenn es uns ganz gelegen iſt.“

Ich ward ganz ſtumm, denn wie kann man Kinder unterrichten, wenn man ſie nicht liebt? Der todte Buchſtabe thut es doch nicht, die Seele muß dabei ſein und ihm Leben einhauchen, wenn er Frucht bringen ſoll. Wie ſchlimm, daß die meiſten Menſchen ihren Beruf nur allein im eigenen Intereſſe wählen, ohne weitere gemeinnützige Abſicht, deshalb geht auch ſo Vieles nicht.

Lottchen Erloff und die drei Bergfeldt’s äußerten Anſichten, die mit den meinigen übereinſtimmten, und das that mir wahrhaft wohl. Bertha, die älteſte Tochter des Doctors, zieht, wenn die Töchter abreiſen, im Paſtorat ein, um zu helfen und um dort auch etwas von der Milchwirthſchaft zu erlernen. Unſer Kreis wird aber doch ſehr eingeengt, was ſich indeſſen im Winter, wo man ſich ſeltner ſieht, leichter ertragen läßt. —

Bald ſchweifte das Geſpräch in anderen Regionen umher; Anſichten, Urtheile, Wünſche, folgten ſich im raſchen Fluge, und als die jungen Leute durch den Wald ſingend oder pfeifend uns näher kamen, hätten die Meiſten unter uns noch gern ſo fortgeplaudert.

So ungezwungen war es doch nun nicht mehr. Die Herren, welchen unſere Anweſenheit ganz unerwartet war, ſchienen angenehm überraſcht, und nachdem Alle ſich gelagert hatten, ward überlegt, was nun vorzunehmen ſei. Immer ſoll Etwas vorgenommen werden, wozu nur? Was bedarf man mehr als Beiſammenſein am Frühlingsabend, in Waldesgrün, darin liegt ja eine ganze Welt voll Seligkeit. Franz ſchlug das Spiel vor, wo Einer die Geſellſchaft verläßt und zurückgerufen wird, ſobald Jemand ſeinen Namen genannt hat, und die Aufgabe iſt jetzt, dieſe Perſon zu errathen. Der Rathende ſucht jetzt auf gut Glück, aus Inſpiration oder ſeinem heimlichen Wunſche nach dieſe heraus zu finden, was dadurch bezeichnet wird, daß er ſich mit tiefer Verbeugung vor dieſelbe hinſtellt; wird die Verbeugung erwiedert, hat er recht gerathen, widrigenfalls klatſchen alle

Anweſende in die Hände, und er muß weiter ſuchen. Je öftere Täuſchung, je mehr Jubel.

Fanny erbot ſich, der fortgehende Jemand ſein zu wollen, und bereitete dadurch ſehr viel Scherz, daß ſie zuerſt ſich vor jedem Herrn verneigte, ohne Erwiederung zu finden, dann ebenſo vor allen Damen, bis zu allerletzt Marianne die Verbeugung erwiederte.

Mathilde ſagte in ihrer wegwerfenden Weiſe: „Ich kann doch nicht begreifen, weshalb Fanny immer zu den Herren ging.“

Hermann entgegnete lächelnd: „Sie iſt unbekümmert unbefangen und das iſt ſehr liebenswürdig, denn Fräulein Fanny konnte unbedenklich annehmen, daß wir Alle ihrer gedenken würden.“

Die arme Marianne ging umgekehrt, zuerſt zu allen jungen Mädchen und ganz zuletzt zu dem, der ſie genannt hatte, Hermann Werder. Während ſie umher ſuchte, ward flau geklatſcht und wenig gelacht, man ſah, der Gegenſtand intereſſirte nicht, und dazu verwunderte ſie ſich ſo oft und zog es dadurch noch mehr in die Länge.

Als Werder gerufen wieder erſchien, überflog ſein Blick die Verſammlung, dann machte er Mathilden eine tiefe Verbeugung, die ſie eben ſo tief erwiederte; mir ſchien, als ob Beide von leichter Röthe überflogen wurden. Wie er ſie nur ſo gern haben kann — ich denke viel darüber nach, denn ſie iſt ſo anders wie er. Weil ſie ſo hübſch iſt? — Das wäre ein ſchwacher Grund, zumal für einen Theologen. Weil ſie vornehm iſt? — Der Grund wäre noch ſchwächer. —

Weil ſie ihm gefallen will? — Das möchten mehr Leute, aber ſie zeigen es nicht ſo, wenigſtens abſichtlich nicht. Kann mich etwas von dem Intereſſe für ihn abbringen, ſo iſt es Mathildens Befliſſenheit. Nein, er ſoll nicht denken, daß alle Mädchen ſo ſind, und ich will niemals um die Zuneigung eines Mannes mit einer Anderen kämpfen, niemals; wer mir nicht aus freien Stücken angehört, den will ich nicht. So denke ich, Helene, das iſt ganz gewiß; daß mich dies oder jenes ſchmerzt, das kann ich nicht ändern, aber ich verſchließe es ſtill und tief in meinem Herzen. Die Gewalt, welche ein Menſch über den andern hat, iſt doch erſchreckend, und man hat großen Grund, ſich ſelber zu überwachen.

Ich glaube, Mathilde wußte nicht recht, wie ſie ſich zu benehmen habe; daß Hermann ſie nicht nennen werde, ſetzte ſie wohl voraus und ihr Stolz bäumte ſich gegen den Gedanken, ſich, ſei es auch nur im Scherz, auslachen zu laſſen. Deshalb wohl ſchlug ſie vor, in anderer Weiſe rathen zu wollen; wir möchten eine Charade erſinnen und ſie wolle fragend verſuchen dieſe aus unſeren Antworten zu löſen. Der Vorſchlag ward angenommen und war ja auch ſehr hübſch.

Nach längerer Debatte ward das Wort Buchfink gewählt, die zweite Sylbe in Beziehung auf den Roman: „Soll und Haben“, und Paula und mir, die wir dieſen nicht kannten, einige Erläuterungen darüber gegeben. Nachdem Jeder eine Frage über die erſte Sylbe beantwortet hatte, ging es zur zweiten Sylbe über; ob der Held des Romans die Sache erſchwerte weiß ich nicht, denn Buch mußte Mathilde doch längſt errathen haben, aber ſie rieth es erſt am Ganzen, als Hermann ſagte:

„Das Ganze läßt ſich hören,
Sobald die Veilchen blüh'n."

War das Abſicht, war es Zufall, war es Sympathie? — Ich will gar nicht mehr darüber nachdenken, Helene, und es iſt doch auch gering, ſo zu ſpioniren. — Ein Gefühl, durch welches man nicht beſſer wird, iſt gewiß niemals das rechte, und ich will auch — ich will mir Mühe geben, heißt das. Alles iſt doch daher gekommen, daß Werder zu Anfang Keine anſah und Keine beobachtete als mich, ſonſt wäre es mir niemals eingefallen, auf ihn zu achten. Als ich es ſpäter gegen Paula äußerte, tobte ſie förmlich. Wir hätten uns überhaupt erſt vier- oder fünfmal geſehen, und was ich daher mit „zu Anfang" ſagen wolle, denn das ſei doch wohl für eine Bekanntſchaft der allererſte Anfang, den es geben könne. Sie ſchäme ſich förmlich, für ſolchen Anlaß das Wort Ernſt nur zu nennen, ſei jedoch überzeugt, daß Werder ſich weder mit Mathilden noch mit mir, mit einem ernſtlichen Gedanken beſchäftige, und weshalb ich mich denn ihm gegenüber ſo wegwerfen wolle, ohne jegliches dazu auffordernde Motiv.

Das Alles kam förmlich wie ein Hagelwetter über mich, und ich war herzlich froh, als ich mich in mein Kiſſen vergraben und einſchlafen konnte. Es war Wahrheit, aber ganz dürre Wahrheit, keine einzige kleine Blume war mit hinein geflochten, und das machte ſie ſo ſchwer ertragbar. —

Frau Kraus billigt es, daß die drei jungen Mädchen das elterliche Haus verlaſſen; in ihren Augen iſt das nicht, wie in den meinigen, Zerſtörung einer Idylle. „Eine Idylle," bemerkte ſie, „kann man nur da erblicken, wo Alles in harmoniſcher Einigung zu einander ſteht. So z. B. Familienleben und die Einkünfte des Amtes, des Grundeigenthums oder des Vermögens, um daſſelbe erhalten zu können. Damit aber ſieht es bei Werders bedenklich aus, und ohne die überlegte ſparſame Hausführung der Paſtorin würden wohl längſt Verlegenheiten eingetreten ſein. — Sie geht ihren einfachen Weg mit Feſtigkeit fort, erhält das Haus, bedenkt die Armen und bewirthet den Gaſt freundlich und ausreichend, aber ohne Ueberfluß. Von ihrer ſtillen häuslichen Tugend läßt ſich viel lernen, aber wie viel muß man auch lernen, bevor man im Stande iſt, in rechter Weiſe am rechten Platz zu ſtehen. Beide Werder'ſche Töchter werden das können, wenn ſie erſt mehr mit dem Egoismus der Jugend fertig geworden ſind, der ſcheinbar oft mehr noch verflacht, als es dem eigentlichen Weſen nach der Fall iſt. Ein ſo anmuthig heiteres Leben, als ſie bis jetzt hier gelebt, wird ihnen ſchwerlich in dem, was ſie Welt nennen, jemals wieder zu Theil werden. Es iſt in Wahrheit, wie es war, eine Idylle, aber Alles nimmt ein Ende, und man kann es nur richtig nennen, wenn die jungen Mädchen jetzt in andere Familien eintreten und, indem ſie nützen und ſchaffen, ſich eine Exiſtenz erwerben, welche den Eltern die Beruhigung gewährt, daß ſie, ausgerüſtet wie ſie ſind, die Noth des Lebens nicht werden kennen lernen wenn Gottes Gnade mit ihnen iſt. — Sophie Erloff iſt das einzige unruhige Element in dieſem Kreiſe; ihr iſt der Kreis ihres Daſeins zu beengt, ſie will ſich mehr zur Geltung bringen und ſchwerlich wird das Leben der Außenwelt ihr gewähren, was ſie davon erwartet. Sie iſt es allein, welche den Anderen, die ſich ſehr glücklich fühlen, ab und zu den Gedanken giebt, als würden die Pforten des Paradieſes ſich erſt für ſie aufthun, während ſie in Wahrheit ſich inmitten deſſelben befinden. So ſorglos fröhlich, wie ſie es hier ſind, in lieblicher Gegend, im Hauſe ihrer Eltern, mit Schweſtern, Freundinnen, Brüdern und Freunden der Brüder werden ſie wohl nie wieder ſein, gleiche Verhältniſſe giebt es nicht häufig im Leben. Ein Theil davon fällt auch Euch zu, verkennt das nicht.“

Der Satz, den ich heute las: „Was Deine Hand zu thun vorfindet, thue es,“ beſchäftigt mich ſo, er iſt anſcheinend ſo unbedeutend und umfaßt ſo Vieles. Vielleicht könnte man eben ſo gut ſagen: „Was Dein Herz zu thun vorfindet, thue es.“ Dieſe Hinweiſung liegt uns jetzt nahe. Die kleine Ellie iſt ſeit einigen Tagen erkrankt an einem Erkältungsfieber, und ihr Zuſtand verſchlimmert ſich mehr und mehr, Frau Kraus, Marianne, Lucie, Alle haben bei dem lieben Kinde gewacht und für die heutige Nacht haben Paula und ich uns dazu angeboten. Frau Kraus ſtutzte ſichtlich bei dieſem Erbieten und nahm es erſt nach ſtillem Beſinnen an; ich glaube, ſie brachte uns ein Opfer mit der Annahme, aber brachte es aus Grundſatz, denn ihrer Ueberzeugung nach muß die weibliche Jugend von früh an lernen überall einzutreten, wo Noth und Hülfsbedürftigkeit iſt, in welcher Weiſe dies ſein mag. Wir wurden befragt, ob wir im Stande ſein würden, uns ganz ſchweigſam zu verhalten, nicht einzuſchlafen, das Kind ruhig zu beobachten, und falls eine Veränderung eintreten ſollte, Frau Kraus geräuſchlos zu wecken? Als wir das Alles verſichert und gelobt hatten, bekamen wir die Einwilligung, wir waren ſehr froh darüber, und erſchienen uns ſehr wichtig.

Als Fanny hörte, was bevorſtand, wollte ſie mit uns wachen. Frau Kraus lehnte dies freundlich lächelnd ab, bemerkte jedoch, daß, wenn Wachen ferner nöthig ſein ſollte, ſie es gern annehmen werde, wenn Fanny einmal zugleich mit ihr wachen wolle. Fanny wird ſich hüten! mit uns war es ihr ein Scherz, mit Frau Kraus vereint, würde es ihr als Pflicht erſcheinen, und dafür hat ſie keine große Liebhaberei.

„Wer ſeine Zeit gedankenlos verträumt,
Hat nichts daran,
Wer ſie gedankenvoll verbringt,
Kann viel daraus erkämpfen."

Nachdem wir alle Verhaltungsregeln bekommen, durften wir uns um zehn Uhr im Krankenzimmer einrichten. Dort brannte nur eine Nachtlampe, Bücher konnten wir nicht mitnehmen; wir hatten nichts als unſere Gedanken und den Hinblick auf ein Kännchen mit ganz zubereitetem Kaffee, unter welchem wir, ſobald wir wollten, eine Spiritusflamme anzünden konnten. — „Sobald Ihr müde werdet“, ſagte Frau Kraus.

Der Anblick des Kindes machte uns ſehr beſtürzt; es lag da mit den verwilderten Locken, mit hochrothen Wangen und kurzem Athem, ſichtlich weder recht ſchlafend, noch auch recht wachend, die kleinen Hände lagen auf der Decke, aber ab und zu erhob ſie eine derſelben mit leiſem Wimmern. Als Paula und ich dies zuerſt vernahmen, weinten wir Beide. Um elf Uhr ſollte Ellie einnehmen, wenn es möglich ſein ſollte, ſie leicht zu ermuntern. Als es geſchlagen hatte, bog ich mich über ſie und fragte leiſe: „Will meine Ellie jetzt einnehmen?“ Leiſes Aechzen war die Antwort; ich wiederholte die Frage, ſie ſchlug die Augen auf und blickte uns verwildert an und als ob ſie weinen wolle. O, wie zagte mein Herz davor, daß ſie es thun werde, aber glücklicherweiſe ſchien ſie mich zu erkennen. Ihre kleine Hand ſank wie müde auf mein Geſicht; Paula durfte ſie aufrichten und ſie nahm die Arzenei, dieſe langſam, wie tropfenweiſe verſchluckend. Ihre Hand fiel von meinem Geſichte ab und ſie ſank ſchwach ächzend auf ihr Kiſſen zurück und ſchlief ſanft ein. Wie wohlthuend war der Schlaf des lieben Kindes für uns Wachende. Als es zwölf ſchlug, erwachte ich, mich erſchrocken aufrichtend; wie hatte ich einſchlafen können, wie war es möglich! Paula ſaß mir gegenüber ganz aufgerichtet und mich mit hellen Augen betrachtend. Sie legte den Finger auf den Mund und machte mir ein Zeichen, den Kopf vor und zu ihr hin zu beugen, dann flüſterte ſie mir leiſe zu: „Denke an das, was wir morgen wiſſen ſollen, denke an das, was Du erlebt haſt, vielleicht noch erleben wirſt, und Du wirſt nicht einſchlafen. Denke auch an das arme liebe Kind.“

Das Kind — mir traten Thränen in die Augen, wie hatte ich das kranke Kind vergeſſen können? aber gewiß, der Schlaf war über mich gekommen, ich weiß nicht wie. Ellie ſchlief noch, aber nicht den Schlaf der Geſundheit. Die Athemzüge waren ſo kurz und ſchwer, und wenn ſie die kleinen Hände emporhob, wie ein bittendes Kind und ſie ſchwer wieder herabſinken ließ, wie traurig ſah es aus. — Der Gedanke, daß ſie ſterben werde, erſchütterte mich tief, ich empfand jetzt erſt ganz, wie lieb ich ſie hatte, und es ſchmerzte mich, daß ich oft nicht ſehr freundlich und gefällig gegen ſie geweſen war. Wie oft hatte ich die Kinderſtimme unbeachtet gelaſſen, die bittend hinter mir her rief: „Liesbeth, liebe Liesbeth, ſpiele doch mit — Liesbeth, kriege mich mal — Liesbeth, geh' nicht fort!“ O, wenn ſie jetzt nur ein einziges mal „Liesbeth“ rufen wollte, wie dankbar würde ich ſein, wie würde es mein Herz erquicken. Das dachte ich wieder und wieder, ich weinte leiſe und hatte für nichts Anderes Sinn. So oft ich zu Paula hinüberſah, ſaß ſie unabänderlich da wie ein Bild; aufgerichtet, auf das Kind oder vor ſich hinſchauend, die gefalteten Hände im Schooße ruhen laſſend. Sie hatte viel von dieſer Nacht, das ſah man; Gedanke auf Gedanke ging durch ihre Seele, während ich nutzlos traurig war. Nutzlos und doch auch wieder nicht, wenn ich die Lehre benutzen wollte, welche Schmerz und Reue mir gaben.

Der Zuſtand des Kindes blieb unverändert. Um vier Uhr ward die angelehnte Thür leiſe zurückgeſchoben; es war Frau Kraus, die uns durch einen Wink zu ſich beſchied. Wir mußten ihr auf den Gang folgen und dort Auskunft ertheilen; zweimal in der Nacht war ſie an der Thür des Krankenzimmers geweſen, aber die darinnen waltende Stille hatte ſie beruhigt. Thräne auf Thräne ſtürzte bei unſerem Bericht aus ihren Augen, dann umarmte ſie uns, freundlich dankend, und hieß uns zu Bette gehen. Auf unſerem Zimmer fanden wir heiße Milch und Brodſchnittchen, was uns ſehr willkommen war.

„Wann ſtehen wir auf?“ fragte ich Paula. „Wann? Späteſtens doch um ſieben Uhr; in keiner Weiſe darf man uns anmerken, daß wir gewacht haben, wir ſind ja jung und müſſen doch das können. In zwei Stunden läßt ſich viel ausſchlafen.“ Das war ſehr gegen mein Erwarten; zehn Uhr war das Mindeſte, worauf ich gerechnet hatte, aber Paula imponirte mir ſo mit ihrer ruhigen Beſtimmtheit, daß ich demüthig zu Bette ging und nur ſeufzend dachte: „Nur drittehalb Stunden!“ Feſte Menſchen beherrſchen die ſchwächeren, aber das iſt ganz in der Ordnung. Mit dem Schlage Sieben ſprang Paula aus dem Bette mit einer Eilfertigkeit, als ob das zwei Minuten ſpäter nicht mehr möglich ſein werde. „Raſch, Lisbeth, nimm Dir's über den Kopf!“ Ich folgte herauspolternd ihrem Beiſpiel und ihre friſche Ruhe gab mir den Muth, ganz zu thun, als ob ich während der Nacht prächtig geſchlafen habe. Ein friſcher und ruhiger Menſch iſt viel, viel werth. —

Als wir in das Frühſtückszimmer traten, lief Gertrud mir entgegen: „Liesbeth, iſt meine Ellie noch krank?“ Ich nahm ſie in meine Arme: „Ja, Gertrud, aber wir wollen den lieben Gott bitten, ſie wieder geſund zu machen.“ „Das thut der Doctor, Liesbeth.“ „Der Doctor giebt die Mittel, aber Gott giebt, daß ſie helfen. Denke nur oft recht bittend: Lieber Gott, gieb Du, daß meine Schweſter geſund wird.“ Sie faltete ihre Händchen und ſagte es mir nach in rührender Weiſe.

Fanny hatte eine Menge Fragen, ob wir geſchlafen hätten, oder ſtets wach geblieben wären, ob wir auch Grauen empfunden, und Aehnliches mehr. Mathilde verhielt ſich ſchweigend, als aber Frau Kraus eintrat, ging ſie ihr entgegen und umarmte ſie, das hat ſie noch nie gethan und es ſchien Jene tief zu ergreifen. Der erſte Beweis von Gefühl, den man wahrnimmt, hat wohl immer etwas Erregendes. Für mich iſt Mathilde ſeitdem ein ganz anderes Weſen, denn ich habe feſt geglaubt, ſie könne nur Gefühl für ſich ſelber haben, nicht für Andere. Urtheilen muß man immer, und wenn das Urtheil zu voreilig und hart war, bereut man im Verhältniß zu dem Unrecht nicht tief genug.

Als Frau Kraus und ſpäter auch Mathilde das Zimmer verlaſſen hatten, ſagte Fanny lebhaft: „O, ich weiß, was Mathilde ſo weich macht, ich weiß es, aber ſage es nicht.“ Paula und ich ſchwiegen Beide; wenn Jemand mir ſagt, ich weiß dies oder jenes, dann fällt es mir nie ein, eine Frage zu thun: Vertrauen oder Schwatzhaftigkeit muß freiwillig zum Vorſchein kommen, auf Beides mag ich nicht einwirken. Fanny ſchien Nachfragen zu erwarten; als dieſe nicht kamen, verließ ſie trällernd das Zimmer. Paula ſah mich mit ihren ausdrucksvollen Augen an: „Wenn Fanny Recht hat, dann bedaure ich Mathilde, denn ſie wird den Gewinn theuer erkaufen.“ Die Andeutung wohl verſtehend, hütete ich mich, darauf zu antworten; wenn Jemand durch Einwirkung beſſer ward, mußte ſie es ſein?

* * *

„Sein Herz ſcheint kalt
Und unverwundbar feſt. Zwar froher Muth
Durchweht es nicht, doch lauſcht auch Schmerzensgluth
Nicht darinnen.“

Mit Ellie ſteht es ſo hin, doch hat ihr Zuſtand ſich nicht verſchlimmert, und das iſt doch Gnade. — Wir gingen heute Morgen in die Kirche, und trafen beim Fortgehen Werders, die Brüder wie die Schweſtern, welche, wie ſie ſagten, im Städtchen zur Kirche gekommen wären, um uns zum Abend bei ſich einladen zu können. Die Einwirkung dieſer Einladung war eine ſehr verſchiedene. Mathilde leuchtete auf, Fanny ging ſorglos fröhlich darauf ein, während Paula und ich die Unmöglichkeit des Annehmens empfanden. Alice fragte nach Ellie, und als Paula und ich Auskunft ertheilten, bemerkte Hermann ruhig: „Wenn es ſo ſteht, dürfen wir Sie natürlich nicht erwarten; wer würde gern das Haus verlaſſen, wenn es darinnen traurig und ſorgenvoll ſteht.“ Fanny erwiederte nicht ohne Verſtimmung, Paula und ich ſähen Alles im ſchwarzen Lichte; wir würden, wenn wir ausgingen, gar nicht vermißt werden, denn die Doctorin, Lucie und Marianne theilten ſich in die Pflege, und wenn Marianne nicht wolle, werde Lucie doch immer für einige Stunden mitgehen können. Der junge Werder ſchwieg, Mathilde ſah beleidigt aus, und es entſtand eine allgemeine, ziemlich verlegene Pauſe, welche Hermann mit der Bemerkung unterbrach, wie er in jeder Beziehung die beſten Wünſche für Ellie habe, aber leid würde es ihm auch ſein, wenn wir durch die Verzögerung ihrer Geneſung um den Ball kommen ſollten, den der Regierungspräſident am nächſten Sonntage zu geben gedenke. Mathilde drehte den Kopf wieder etwas zu Hermann hin und wir Alle geriethen in einige Bewegung. Das Wort Ball berührt ſtets elektriſch. — Die jungen Mädchen tadelten den Bruder, daß er ſo plötzlich mit einer Nachricht hervorträte, auf deren Ankündigung ſie ſich ſehr gefreut. „Ja, denkt nur, der brave Präſident giebt uns einen Ball!“ „Euch?“ „Uns bedeutet die ganze hieſige Mädchenwelt; es iſt ein ganz prächtiger Einfall, und wir müſſen ihn ſo oft im Wahlwalzer auffordern, als ob er der beſte Tänzer und der jüngſte Mann wäre. Er iſt eigentlich ſehr eitel und das wird ihn freuen.“ Die Herren lachten: „Es wird wohl ſchwer zu entſcheiden ſein, wo die größere Eitelkeit zu finden iſt, bei dem Gefeierten oder bei den Feiernden. Jedenfalls iſt der Präſident ein glücklicher Mann, da es ihm gegeben iſt, ſo viele Damenherzen erfreuen zu können.“

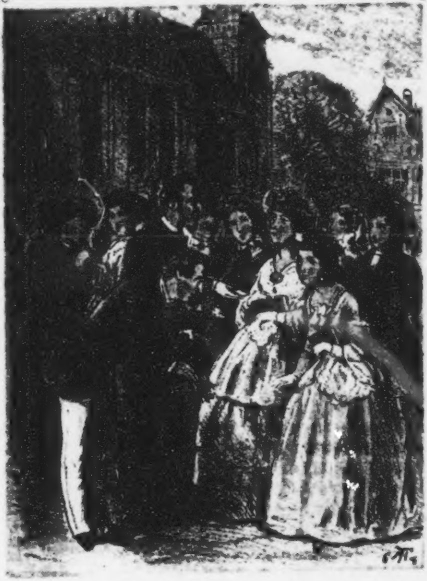
„Weshalb nennen Sie die Männerherzen nicht mit?“

Der zweite Werder, Julius, der von den Geſchwiſtern ſtets Julius Cäſar genannt wird, erwiederte, das ſei unnöthig, denn die Trabanten gehörten zum Gefolge der Geſtirne und wären von dieſen unzertrennlich.

In dem Augenblicke erſchien Auditor Nr. 1 und geſellte ſich uns zu. „Wiſſen Sie bereits?“ fragte er wohlgefällig. „Iſt das nicht ein ganz charmanter Einfall von dem Herrn Präſidenten? Wir werden Alles für dies Feſt thun, was einen Ball angenehm machen kann, und ich hoffe, die Damen werden zufrieden ſein.“ Er zog eine Karte aus der Taſche und ſagte, gegen Mathilde gewendet, mit großer Wichtigkeit: „Es kann ſein, mein gnädiges Fräulein, daß mir die Ehre zu Theil wird, den Ball zu eröffnen; in dieſer Vorausſetzung darf ich vielleicht ſo dreiſt ſein, Sie um den erſten Tanz zu erſuchen?“

Julius Cäſar zog eilfertig ſeine Handſchuhe an, welche er in der Hand gehalten, verbeugte ſich bis auf die Erde vor Fanny und ſagte: „Was, hier wird ſchon engagirt? Darf ich denn in gar keiner Vorausſetzung um den erſten Tanz bitten, und wo möglich noch um zwei, drei Tänze mehr?“ Alle lachten, Mathilde hatte durch ein herablaſſendes Kopfnicken angenommen, äußerte aber jetzt, wie ungewiß es ſei, ob wir auf dem Balle würden erſcheinen können, und gab den Grund dafür an. „Sie nicht erſcheinen, ein Ball ohne dieſe vier Damen! Das wäre ein Frühling ohne Sonnenlicht. Ich werde den Herrn Präſidenten vorbereiten; verlaſſen Sie ſich darauf, kein Ball ohne Sie.“

Der älteſte Werder hatte ſich mir genähert und that einige Fragen an mich, aber ich bemerkte ſehr wohl, daß



Aufforderung zum Tanz.

ſeine Augen ſo verſtohlen, als dies möglich war, auf Mathilden ruhten. „Das iſt ein eigenthümlicher Uebergang," ſagte ich, „aus der Kirche auf den Ball." „Sie haben Recht," entgegnete er ernſt, „und eben ich habe Anlaß zu dem Geſpräche gegeben, was nur geſchah, um einen Mißton zu verwiſchen. Dem Einen erſcheint ganz natürlich und unerläßlich, was für den Anderen nur als Uebertreibung erſcheint, und man kommt darüber erſt in's Klare, wenn man die Auffaſſung gewahrt. Es iſt, glaube ich, ſchwer zu ſagen, wer im Leben mehr beglückt, der, welcher Alles, was vorgeht, ernſt und tief auffaßt, oder der, welcher, Alles mehr leicht nehmend, einen guten Ausfall vorausſetzt und an den ſchlimmen erſt glaubt, wenn er unabänderlich eingetreten iſt."

„Ich würde mich für den entſcheiden, der mit dem Herzen auffaßt."

Er lächelte: „Ja, und doch kann tiefes Gefühl ſehr läſtig werden, aber das iſt eine Erfahrung, welche man Ihnen noch nicht zumuthen darf, und vielleicht wird in Ihrer Seele niemals ein Gefühl aufkommen, welches dem entſpricht. Dürfen wir denn hoffen, Sie heute Abend zu ſehen?"

„Paula und ich werden nicht kommen, aber wir ſind ſehr dankbar für die Einladung."

Mathilde, welche mit No. 1, Herrn von Thalitz, geſcherzt hatte, mahnte jetzt mit Geräuſch zum Aufbruch. „Liesbeth, Paula, wir werden gewiß ſchon zu Hauſe vermißt." Was ich dabei dachte — o Helene, frage nicht —

der Gedanke an Aufbruch kommt Mathilde ſonſt nie, woher jetzt eben? — Wenn man doch Alles aus der Seele verſcheuchen könnte, was herabwürdigt; denn Argwohn und Ueberwachen auf Grund deſſelben ſind gleich gering. — Julius Cäſar erſuchte Paula und mich im Allgemeinen um einige Tänze, hinzufügend, er werde für den muthmaßlichen Ball Herz, Kopf und Beine ganz zur Verfügung der Penſion ſtellen. Paula meinte, das ſei zwei Drittel über die Nothwendigkeit hinaus.

Der Impuls zum Gehen war gegeben und wir trennten uns, nachdem die Einladung für den Abend definitiv abgelehnt war. Fanny meinte auf dem Heimwege, eine Penſion ohne Kinder ſei bei Weitem vorzuziehen; man habe ſo Plage genug am Lernen und an dem Bewußtſein, ſtets beobachtet zu werden, Kinderkrankheiten brauchten nicht noch hinzu zu kommen, um kleine Ergötzlichkeiten zu hintertreiben. Mathilde ſprach gar nicht, ſah aber verſtimmt und nachdenkend aus. Paula ſchlug vor, der Einladung gar nicht zu gedenken, damit Frau Kraus nicht erfahre, daß wir durch Ellie's Krankheit eines Vergnügens beraubt würden. Mathilde ſchwieg. Fanny verſicherte, ſie verſpreche nichts; käme es heraus, ſo ſei das ganz heilſam und könne dazu antreiben, die Kinder künftig beſſer zu beachten, denn Ellie's Krankheit werde ja als Erkältungsfieber bezeichnet.

„Stell' eine Blume vor das Fenſter dein,
So läßt ſie Dir keine böſen Gedanken herein.
Steck' vor Deine Bruſt einen Blumenſtrauß,
So gehſt Du allweg' mit einem Englein aus."

Du denkſt nicht, Helene, wie prächtig es hier iſt; ganz ein Frühling, wie man ihn ſonſt nur auf dem Lande erlebt. Still, friſch, nicht ohne Leben, aber ohne Zwang. Stundenlang können wir uns, von prächtig grünem Raſen, von Blumen umgeben, froh und frei fühlen, wie der Vogel in der Luft, aber Jeder hat ſeine Sorge. Wenn der Vogel in Buſch und Baum geſungen hat, in der Luft umhergeſchifft iſt, fliegt er aus, ſein Haus zu beſorgen, Futter für die Jungen zuſammenzuholen, oder auch für ſich allein. Zu Zeiten iſt das eine Arbeit, wie oftmals fliegt er hin und wieder, bis alle verſorgt ſind, wie emſig iſt er als Hausvater; ſorgt er aber nur für ſich, wie ſorglos fliegt und pickt er umher, wie leicht nimmt er die Sorge für das tägliche Brod, ſo lange die Sonne wärmt und die Tage lang ſind. — Wie der Vogel flattern wir Mädchen am frühen Morgen aus, das Herz voll Seligkeit über die Schönheit der Welt, aber lange ſind wir nicht ſorglos; unſer Tiſch zwar iſt gedeckt, aber doch haben wir einzuſammeln für Gegenwart und Zukunft, und mit dem Gedanken vergeht Vieles von der Luſt des Lebens. Nichts hat Beſtand in der Welt, das Kleinſte weiſt darauf hin, unſer fröhlicher Morgengruß gilt den Blumen in ihrer thauigen Friſche, nach kurzer Zeit iſt die Sonne damit fertig geworden, es iſt dieſelbe Blume noch, aber der Zauber iſt ihr genommen, ſie iſt noch Blume, aber ſie iſt es in gewöhnlicher Weiſe.

Damit kannſt Du uns vergleichen: in Morgenfriſche flattern wir aus, aber die ſengende Sonne des Ueberlegens und Ermahnens macht uns raſch wieder zu ganz gewöhnlichen Menſchenkindern mit gelähmten Flügeln. Wir lernen tüchtig mit und gegen unſeren Willen; wir müſſen mit einander fort, ſo gut es gehen will; wer nicht fleißig iſt, hat momentan mehr Ruhe in Wirklichkeit aber mehr Laſt; wer ſchwer begreift, muß nacharbeiten; wer ſchnell faßt und ſchnell vergißt, gleichfalls. Stillſtand giebt es nicht und man lernt am Lernen. Liebſte Schweſter, als ich die Penſion verließ, wußte ich von Allem etwas, aber nirgend war ich ganz ſicher; das werde ich wohl auch nicht ſein, wenn wir von hier fortgehen, aber es iſt ein ganz Anderes; ein Grund, auf welchem ſich durch Sehen und Hören fortbauen läßt. Alles wird fortan mehr Intereſſe für mich haben, ich werde nicht mehr ſo dumm und ſtumm hören, ohne zu hören und zu denken. Die Welt wird mir hier aufgethan und ich bekomme den Sinn dafür, der mir fehlte. Mit dem gedankenloſen Lernen, welches ſich nur am Buchſtaben hält, iſt es aus, ich lerne wirklich.

Von Tante Sophie habe ich erſt einen einzigen Brief; ſie bleibt ſich immer gleich, erfüllt jede Pflicht, aber nur als Pflicht; was ſie giebt, iſt ein grüner, in vollſter Ordnung gebundener Strauß, nur die Blume fehlt, und damit Anmuth und Liebreiz. Man will doch nicht allein die That, man ſehnt ſich auch nach einem milden Motiv für dieſelbe, nach Zuneigung.

Martha ſchrieb mir drei Mal; recht ſchlecht geſchriebene Briefe aus der alten Zeit, wo die Schulen nicht viel leiſteten aber für mein Herz ſind es Muſterbriefe. Sie entbehrt mich in jedem Winkel des Hauſes und ſpricht es treuherzig aus; wie danke ich es ihr!

Marianne ſagte ein Mal: Treuherzigkeit ſei außer Mode gekommen, man fände ſie wenig mehr; daran mußte ich denken, als ich Martha's Briefe las, da lebt und webt ſie darinnen.

Jetzt, wo wir in der Küche verkehren, erfahren wir, wie viel hier im Hauſe für Kranke und Arme geſchieht. Nur die Ueberlegung und Vorausberechnung für Alles, was für ſolche Zwecke erforderlich iſt, nur die muſterhafte Ordnung, mit der Alles bewahrt wird, macht es möglich, ſo viel thun zu können. Als wir zuerſt unſer Erſtaunen gegen Marianne ausſprachen, ſagte ſie: „Wir bemerken dies Geben im Hausſtande kaum, weil es ſo richtig angefangen wird, und weil Gottes Segen ſichtlich viel dabei iſt, denn es fehlt uns nimmer. Nie wird hier außer Acht gelaſſen, daß dem, der Nichts hat, das Geringfügigſte von Nutzen ſein kann; iſt unſer Vorrath beſchränkt, wird nach dem Maßſtabe gegeben, und der Bedürftige iſt eben für die kleine Gabe oft am dankbarſten, weil er fühlt, er habe nicht ohne Bedenken abgewieſen werden ſollen. Wenn Sie Theilnahme dafür haben, will ich Ihnen täglich in Keller oder Speiſekammer zeigen, was zum Weggeben vorhanden iſt. Mancher Tag bringt auch nichts in der Weiſe, aber drei, vier Mal in der Woche iſt ſolche Freude uns wenigſtens gegeben. In einigen Häuſern leidet der Hausherr ein ſolches Kommen der Armen nicht, und zwar aus dem Grunde, weil ſich viel aus einem

Hauſe wegtragen laſſe. Das iſt ſicherlich wahr; wo die Hausfrau ſich nicht bis in's Geringſte hinab ſelber darum kümmert, nicht ſelber giebt oder durch eine bewährte Perſon geben läßt, da kann ein ſolches Geben für einen Hausſtand verderblich werden. Wer geben will, muß ſehr ordentlich ſein, und durch Erfahrung das rechte Verſtändniß für die Gränze errungen haben. Das wahrhaft Gute iſt ſtets ſchwer, der Schein deſſelben reicht für das Leben nicht aus."

Der Nachweis des für die Armen Vorhandenen macht uns große Freude und wir ſammeln jetzt ſelbſt achtſam dafür. Da ſteht ein Reſt Gemüſe, dem Abfälle von Fleiſch oder Speck beigefügt ſind, dort ein Topf mit Milch, oder ein Napf mit Suppe, etwas iſt immer vorhanden. Kommt ein Armer um die Mittagzeit, was wohl aus Beſcheidenheit ſelten geſchieht, dann iſt die erſte Ueberlegung, ob er nicht mit geſättigt werden könne. Manchmal ſcheint es dann, als ob nichts übrig ſein werde, aber wird es darauf gewagt, ſo viel abzunehmen, als er bedarf, geht es doch immer. Wer eben von uns zugegen iſt, erbietet ſich, als Opfer fallen zu wollen, aber noch hat Keiner deshalb entbehrt, es iſt immer die Fülle da, und wir freuen uns dann ſo herzlich, daß der Arme befriedigt fortgeht und uns nicht beneidet. — In Augenblicken, wo davon die Rede iſt, kann Mathilde ſehr unruhig werden; man ſieht deutlich, ſie möchte das Geben und die Freude, welche es nach beiden Seiten hin gewährt, mit erleben. Geſtern ſagte ſie mir, als wir eben allein waren: „Liesbeth, rufe mich unvermerkt, wenn ihr ein Mittageſſen für einen Armen zurecht ſtellt; ich möchte wiſſen, wie das iſt und wie viel dazu gehört.“

Mir ſchlug das Herz vor Freude, aber ich ſagte ruhig zu, ohne weiteres Bemerken, denn Mathilde iſt ein wunderbares Weſen, und man kann gar leicht wieder einbüßen, was man als gewonnen betrachtet.

Ellie erholt ſich ſichtlich, und Gertrud hat einen Augenblick zu ihr hinein gedurft. Frau Kraus ſagt, ſie werde ſich raſch erholen, wie dies bei allen kranken Kindern der Fall ſei, die von Grund aus kerngeſund wären. — Wie will ich mich freuen, wenn das liebe Kind erſt wieder luſtig umher läuft, und wie viel freundlicher als zuvor will ich ihre kleinen unſchuldigen Wünſche erfüllen.

Für den Ball iſt jetzt auch gute Ausſicht; wir theilten Frau Kraus mit, was wir darüber in Erfahrung gebracht, und ſie entgegnete ſehr freundlich, daß ſie uns dorthin begleiten werde, wenn Ellie's Befinden nicht erneute Beſorgniß herbeiführen ſollte, was keineswegs wahrſcheinlich ſei.

Die abgelehnte Einladung kam auch zur Sprache, und als Entſchädigung ſollen wir im Laufe der Woche einen Beſuch im Paſtorat machen. Alſo Jubel vollauf! Frau Kraus fragte, ob wir ſämmtlich weiße Kleider hätten und ob auch gewaſchen werden müſſe? — Als wir das Eine bejahten und das Andere verneinten, erwiederte ſie lächelnd:

„Was dann für Noth! ein weißes friſches Kleid und die Blumen der Jahreszeit, was bedarf man mehr, um für einen Ball reizend geputzt zu ſein.“

Mathilde ſagte uns ſpäter, ſie benutze niemals friſche

Blumen bei einem Tanzfeſte, denn dazu müſſe Alles friſch ſein von Anfang bis Ende, und nur künſtliche Blumen verhielten ſich in der Weiſe. Sie habe ſehr hübſche Kränze mitgebracht und werde wahrſcheinlich einen Kranz von Roſen und Schneeglöckchen benutzen, zu dem ſie auch Sträuschen für das Kleid habe. Das ſchlug uns doch etwas nieder, was hatten wir dagegen! Fanny ſagte, ſie habe ſchöne gemachte Roſen, und Paula und ich ſagten nichts, denn wir hatten nichts, als was Feld und Garten bieten.

Als wir mit einander allein waren, bemerkte ich kleinlaut, wir würden uns kümmerlich neben Fanny und Mathilden ausnehmen.

Paula richtete ſich, ich möchte ſagen, ſtolz auf und meinte, das ſei noch ſehr die Frage. Sie habe ſchon einen Plan für ſich entworfen, welchem ich mich wohl anſchließen werde; ſie wolle einen dicken Kranz von Stiefmütterchen haben, das ſei einfach, hübſch und kleidſam, und es werde ſie freuen, wenn ich das auch wolle; ſie habe geſehen wie man ſolche Kränze binden müſſe, und wolle ſie für uns Beide anfertigen. Nun war ich wieder ſeelenfroh und gönnte den Anderen ihren hübſchen Putz von Herzen.

„Für uns Beide,“ ſagte ich ganz ergeben, „paſſen ſolche Kränze am beſten; je weniger unſer Ballputz koſtet, um ſo paſſender iſt er.“ „Und wenn ich reich wäre in dieſem Augenblicke,“ entgegnete Paula, „ich weiß nicht, ob ich eine andere Wahl treffen würde. Unſer Anzug wird ſehr hübſch werden, und wozu ſo viel Kunſt, ſo lange wir ſelber jung und friſch ſind. Bei ſehr ſchönen Toiletten beachtet man dieſe mehr als die Perſon, oder findet auch, vergleichend, Mängel heraus, und das iſt ein Scherz den wir für ſpätere Jahre gelten laſſen können. Uebrigens finde ich Mathilden's Ballanzug für ihre Verhältniſſe durchaus nicht übertrieben und ganz paſſend. Für uns wäre ein Bouquetchen hie und ein Sträußchen da, ſchon eine andere anſpruchvollere Sache."

„Folge nicht einem jeglichen Wege, wie die unbeſtändigen Herzen thun, ſondern ſei feſt in Demuth und bleibe bei einerlei Rede."

Der Ball iſt vorüber, Helene, und ich muß Dir nachträglich darüber berichten, denn an jedem Tage ſchreiben kann ich nicht. Der Arzt hatte jede Sorge um Ellie für unnöthig erklärt, und ſo ward die Einladung, welche drei Tage vor dem Feſte erfolgte, unbedingt angenommen. Wie ſchlug mir das Herz als es hieß: „Da kommt der Bediente des Präſidenten, das iſt die Einladung." Es war nicht Freude, die ſo begreiflich geweſen wäre, es war ein unerklärliches Gefühl von Furcht was mich erſchütterte. Fanny tanzte fröhlich im Zimmer umher, Mathilde ſah ſelbſtbewußt, ſtolz und heiter aus, Paula ruhig befriedigt und ich allein war der Narr. Paula ſprach ſpäter mit mir darüber, natürlich um mich zu tadeln, aber wußte nicht viel zu entgegnen als ich ſagte: „Der Choc, den ich oft durch kleine Ereigniſſe bekomme, und der mich von Kopf bis zu Fuß durchſchüttert, iſt das Ergebniß eines ganz unwillkürlichen Gefühls, und nicht dasjenige der Ueberlegung. Was ſoll ich dagegen thun, wie es ändern? Ich verhalte mich ſchweigend, mehr kann ich nicht.“

Sie meinte, der elektriſche Schlag den ich bekäme, habe doch ſein Motiv in vorausgegangenen Betrachtungen. Die Furcht, welche ich vor dem Eintritt in einen Ballſaal empfände, die damit verbundene Beſorgniß als Balldame unberückſichtigt zu bleiben, wären die leitenden Fäden, welche mir im entſcheidenden Augenblicke den Stoß zuführten.

Paula wollte mich ſchonen, aber kleine Notizen über Anſpruch und Eitelkeit floſſen doch mit ein. „Jede Dame, welche in einen Ballſaal eintritt, veranlaßt innerliche oder mitgetheilte Betrachtungen; die Schönheit wird meiſtens von einem leiſen Gemurmel der Bewunderung und des Staunens empfangen, die Hübſchen mit dem Lächeln der Befriedigung, welches eine Kritik über Toilette und Auftreten nicht ausſchließt, die gefallſame, ſichere Tänzerin in faſt gleicher Weiſe, und nur die unſchönen älteren Damen ſetzen ihren Weg unter einem Hagelwetter fort. Dazu gehörſt Du nicht, weshalb denn fürchteſt Du Dich? — Ob Du auf einem Ball tanzeſt oder nicht, deshalb bleibſt Du doch, was Du zuvor warſt, aber das habe ich Dir Alles ſchon ein Mal geſagt und, wie es ſcheint, ganz ohne Erfolg.“

„Ja, weil es Erlebniſſe giebt, die ſo unangenehm ſind, daß man ſie nicht erfahren mag.“

Ich fragte Paula, ob wir über unſeren Stiefmutterputz ſprechen wollten oder nicht? Paula erwiederte nach einigem Beſinnen: „Heimlichkeiten hätten immer etwas Geringes, aber es ſtreite auch gegen ihre Neigung über kleine

Dinge ähnlicher Art lange vorher zu ſprechen. Würden wir befragt, ſei eine aufrichtige Antwort unerläßlich; geſchähe das nicht, hätten wir volle Berechtigung ſchweigen zu dürfen. Fanny werde nicht fragen, weil nichts ihr ſehr wichtig ſei und ſie in uns keine Rivalinnen fürchte, Mathilde blicke aus zu großer Höhe auf uns herab, und werde unſeres Anzuges höchſtens als eines gedenken, der weder des Beachtens noch des Betrachtens werth ſein werde."

Frau Kraus und Marianne befragten uns in Augenblicken wo ſie ſich mit uns allein befanden, nach unſeren Plänen und ſprachen Zufriedenheit darüber aus. Die ganze Fülle ſchöner Stiefmütterchen im Garten ward zu unſerer Dispoſition geſtellt, und Marianne verſprach überdies für größere Auswahl noch ſorgen zu wollen. Weiße Handſchuhe beſaßen wir, aber weiße Schärpen mußten angeſchafft werden.

Paula äußerte nichts darüber, aber ich merkte, daß es ſie beunruhige, ſo viel Geld dafür ausgeben zu müſſen. Sehr viel Geld beſitze ich auch nicht, aber doch mehr als Paula, und was ich ausgebe, gebe ich ohne zagenden Rückblick, ob ich das Geld auch für meine Angehörigen hätte ſparen müſſen. Deshalb bat ich Lucie, zwei ganz gleiche Bänder für Paula und mich kaufen zu wollen, und war entzückt über die liebenswürdige Weiſe, mit der ſie mein Geſchenk annahm; dadurch beſchenkte ſie mich, das kann ich mit Wahrheit ſagen. Ach, der Menſch hat durch ſein Verhalten ſo viel in ſeiner Gewalt, er kann ſo viel geben, ſo viel rauben, und beachtet beides zu wenig. Der Arme, der nicht das trockne Brod hat, kann uns, wenn wir ihm geben, glücklich machen für längere Zeit durch den tief empfundenen ehrlichen Dank, den er gegen uns ausſpricht in Wort und Blick. Wir geben und er giebt wieder. —

Der Ballabend kam und wie rang ich innerlich während des Ankleidens, wie fürchtete ich mich und wie ſchlug mir das Herz. Paula dagegen war völlig ruhig, nur kam mir vor, als werde ſie hübſcher mit jedem Blick in den Spiegel, als würden ihre Augen glänzender, als ſpiegle ſich in dieſen das ſtolze und doch beſcheidene Bewußtſein, daß das Glas ein reizendes Bild zurückſtrahle. Als unſer Anzug vollendet war, ſahen wir ſehr gut aus, Paula hatte die Kränze ſo wunderhübſch gewunden, und die dunkelfarbigen Blumen ſahen eigenthümlich reizend zu dem ganz weißen Anzug aus.

Frau Kraus, Marianne und Lucie waren ſehr mit uns zufrieden; Fanny und Mathilde ließen lange auf ſich warten, und waren, als ſie endlich erſchienen, ſichtlich verſtimmt durch unſere Toilette.

„Ihr habt ja ſehr geheimnißvoll Euren Putz geordnet,“ bemerkte Mathilde.

„Geheimnißvoll nicht, aber keine Frage hat uns Antheil gezeigt.“

Fanny war längſt damit fertig, ſie ſah allerliebſt aus, war ſich deſſen bewußt, fürchtete Nichts, und ließ andere Leute ausſehen, wie ſie konnten. Mathilde dagegen behielt den Ausdruck verletzter Empfindlichkeit bei.

Damit unſere Kleider nicht leiden möchten, hatte Frau Kraus zwei Wagen beſtellt; es machte ſich ſo, daß Fanny, Paula und ich mit einander fuhren; unſer Wagen rumpelte hinterdrein. Fanny machte die Bemerkung, er komme ihr vor, wie jene Spielſachen, welche ſich auseinander und wieder zuſammen ſchieben ließen, an denen Alles Gelenk und Nichts Feſtigkeit zu ſein ſcheine. Kaum war dies geſagt, als ein Rad zertrümmert abrollte und der Wagen auf dem Pflaſter lag. Das ging ſo langſam geräuſchlos vor ſich, daß wir völlig unbeſchädigt davon kamen. Unſer Wagen war ſogleich von Neugierigen und Theilnehmenden umringt: die Straßenjugend hatte einen unausſprechlichen Spaß daran, daß wir, wie ſie ſich ausdrückten, in's Malheur gekommen wären, und ſtießen ſich kichernd mit den Ellenbogen. Bald aber nahm unſer Unfall eine majeſtätiſche Wendung; der Lieutenant erſchien, tobte über die Fahrläſſigkeit des Wagenbeſitzers, und traf Anſtalt, uns aus unſerer Arche zu erlöſen, was keine ganz leichte Sache war. Andere Herren traten auch herzu, und nach einigen Deliberationen wurden wir an der Seite, wo der Wagen am höchſten lag, ſehr rückſichtsvoll heraus ſpedirt; Frau Kraus rollte ahnungslos mit ihrer jungen Schönheit weiter. Als wir alle Drei auf der Straße ſtanden, ſollte ein Wagen beordert werden, Hausthüren wurden geöffnet und uns Eintritt in die Häuſer angeboten, aber wir zogen vor, den noch übrigen Weg zu Fuß zurückzulegen. Der Lieutenant betrachtete ſeinen Anzug, ſchnippte daran herum, zog die Halsbinde höher, und bot Fanny ſeinen Arm, den ſie höflich annahm. Zwei ſchwarze Ballcavaliere, die ſich hülfreich bewieſen hatten, führten Paula und mich, und in dieſem Triumphzuge ging es durch die Straße. Weiter hinab, wo man nichts von dem Unfall wußte, erregten wir großes Aufſehen, und hörten Bemerkungen über die neue Einrichtung, daß die Herren ihre Damen mitbrächten. Das Ganze war unbeſchreiblich ſcherzhaft; ich ging innerlich vor Lachen bebend am Arm meines Cavaliers, der auch kein Philoſoph zu ſein ſchien und fürchtete mich gar nicht mehr.

Bevor wir das Schloß erreichten, erſuchte der Lieutenant Fanny um den erſten Tanz; die beiden anderen Herren folgten dieſem Beiſpiel, und mein Führer ſtellte ſich mir als unabhängiger Privatmann, als Herr Walter ſchlichtweg vor. Zwei enorme Vortheile, ich fürchtete mich nicht und der erſte Tanz war geſichert.

Frau Kraus ſtand mit Mathilde auf dem Flur, ſehr beunruhigt über unſer Ausbleiben, und bevor wir den Tanzſaal erreichten, hatte unſer Abenteuer bereits Theilnahme für uns erregt. Der Empfang war pompös, der Präſident ſtand an der inneren Saalthür und drückte uns ſein Bedauern mit liebenswürdiger Würde aus, von allen Seiten ſtrömten Neugierige herbei, als wären wir Schiffbrüchige, die ſich aus den Trümmern gerettet hätten. Dann hieß es, wir hätten ſehr viel Glück gehabt, und wenn es nun geweſen wäre, wie am Tage zuvor, wo der Regen in Strömen gefloſſen. Dann zwei, drei volle Accorde und der Tanz begann.

Mathilde eröffnete den Ball auf verabredete Weiſe, und bevor Julius Cäſar mit dem Anziehen ſeiner weißen Handſchuhe ganz fertig war, ſtand er völlig verſteinert; der wirkliche Cäſar hatte den Uſurpator verdrängt; Fanny ſchwebte an dem Arm des Lieutenants davon und ſein mißmüthig ſuchender Blick traf zwei andere Penſionairinnen, welche neben ihren Cavalieren ſtanden. No. 1 führte Mathilde ein Mal ruhigen Schrittes im Kreiſe umher, ſo, als wolle er die Schönheit ſeiner Dame mit Stolz bemerkbar machen. Sie ſah ruhig und ſicher aus und doch ſchien es mir, als ſuche ihr Blick und als ſenke derſelbe, nachdem er gefunden, ſich vor zwei dunklen Augen, welche auf ſie gerichtet waren. Paula ſtand hinter mir, ich wußte, ſie werde Alles beobachten, wie ich es that, und ſehnte mich nach dem Augenblick, mit ihr darüber reden zu können.

So vertieft war ich, daß Herr Walter mich aufmerkſam machen mußte, es ſei an uns, anzufangen, aber dieſer Anfang! gleich fühlte ich, daß wir uns außerhalb jeder Gränze des Taktes befänden, und machte verzweifelnde Anſtrengungen dieſen zu gewinnen, vergebens! mein Gefährte wirbelte mit ſchöner Unbefangenheit weiter; herum zu kommen, war die Aufgabe, welche er ſich geſtellt hatte, und wenn er dieſe, ſeiner Anſicht nach, etwas zu früh erreichte, machte er einen kleinen Luftſatz, der uns vollends lächerlich machte.

Als wir pauſiren mußten, blickte ich mich troſtlos nach Paula um, ſie lachte ganz ungezwungen, deutete mir jedoch mit Mienen an, daß ich mich ruhig verhalten müſſe. Ja, ſolche Rathſchläge laſſen ſich gut geben, wenn man ſelber geborgen iſt; ſie und ihr gewandter Tänzer nahmen ſich vortrefflich aus. Endlich ging der, wie mir ſchien, unermeßlich lange Tanz zu Ende, und wenn Erziehung die Natur nicht überwältigt hätte, würde ich ſicherlich geweint haben und ganz laut wie ein unartiges Kind.

Julius Cäſar trat gleich zu mir hin, höchſt beluſtigt, und ſagte: „Wiſſen Sie, worauf ich hoffe? Ich hoffe, der Kerl, denn einen Herrn nenne ich ihn gar nicht, wird ſich mit ſeinen langen Beinen in irgend ein Falbala verwickeln und den ganzen Abend ſo ſtehen bleiben müſſen. Wenn das geſchehen ſollte, ich befreie ihn nicht.“

Darauf bat er mich um den zweiten Tanz, hinzufügend: „Ich will Sie wieder zu Anſehn bringen, denn daß ich tanzen kann, das wiſſen Sie doch, aber daß Sie es können, das wiſſen hier Viele nicht.“

Seine gute Laune verhalf mir wieder zu der meinigen, und gleich darauf dachte ich beſchämt daran, wie kleinlich es ſei, ſo viel Werth auf eine ſo unbedeutende Sache zu legen. Es mußte Werner übrigens wohl gelungen ſein, mir zu Anſehn zu verhelfen, denn ich tanzte unausgeſetzt, aber das thaten wir alle vier. Ich wäre ſicherlich ſehr froh geweſen, aber — ich ſah zu viel, worum ich mich lieber nicht hätte kümmern ſollen.

Mathilden's Stolz feierte in jeder Weiſe den vollſtändigſten Triumph, aber im Hochgefühl deſſelben hatte ſie Auge und Ohr für die dargebrachte Huldigung eines jungen Mannes ohne Rang und Stand. —

Hermann Werner tanzte auch mit mir, und er tanzt ſo prächtig, aber mit ihm ſprechen, das fiel mir ſchwer; meine Lippen waren wie geſchloſſen, während er ſo ruhig war, als wäre er ein Küſter und ich der zweite. — Das aber hat mich mächtig frei gemacht; nein, ich will mich nicht für einen Mann intereſſiren, dem ein anderes Bild näher ſteht als das meinige. Das iſt Herabwürdigung; ſo kommt es mir wenigſtens vor, und die will ich nicht. Paula wird ſich freuen, wenn ich es ihr ſage; ſie ſah anmuthig, ruhig, befriedigt aus; der Anblick der Ruhe hat etwas ſo Anziehendes, während man ſich von Apathie zurückgeſtoßen fühlt. Fanny entfaltete ihre Flügel im Sonnenlichte des Beifalls, der ihr ward, und kümmerte ſich anſcheinend um Keinen. Sie war durch und durch Fanny, beglückt, aber nicht gefühlvoll. — Julius Cäſar, der ſie im Scherz während des Abends ſtolz vermied, führte mich zu Tiſche und ſchwatzte ſo viel fröhlichen Unſinn, daß ich mich hüten mußte, nicht durch zu vieles Lachen Aufſehen zu erregen. No. 1 hatte Mathilde gewählt und war ſehr mit ihr beſchäftigt; Hermann, der Paula geführt, ſaß ihr gegenüber, und ward, ſchien es mir, nicht ſelten von den Strahlen ihrer ſchönen Augen getroffen. Fanny behauptet, ich ſei ſehr ausgezeichnet worden; aufgefallen iſt es mir nicht, aber ich war, glaube ich, auch zerſtreut. Du weißt, das kann ich ſein, und für dieſen Fall war es ganz gut, denn ich habe wenigſtens keine eitle Befriedigung zeigen können, weil ich ſie nicht empfand. Ganz im Gegentheil kam ich mir unbeachtet und gedemüthigt vor.

Doctors Töchter ſahen ganz hübſch aus und tanzten gewandt; ihr Benehmen verräth nicht den Grad von Bildung, der namentlich Erloff's auszeichnet. Sie können ziemlich laut ſein, unpaſſend gewiß nicht, inſofern man nicht etwas lautes Sprechen und Lachen ſo nennen will. So kerngeſunde Menſchen, als ſie zu ſein ſcheinen, haben gewiß oft Mühe die Ausbrüche körperlicher Kraft zurück zu halten und zu mäßigen. Wir haben ſie Alle gern, ſie ſind treuherzig, gut und fröhlich und immer zufrieden, auch wenn ſie, wie man zu ſagen pflegt, nicht die erſte Violine ſpielen. Das iſt doch auch Beweis eines geſunden Gemüths.

„Wo Uebermuth in Deiner Seele lodert,
Den ſchläf're gern mit Kummer ein,
Den Hochmuth, der vom Menſchen fordert,
Zu thun wie Du, wie Du zu ſein.“

Paula und ich befragten die Doctorin am Morgen nach dem Ball, ob ſie mit unſerem Benehmen zufrieden geweſen ſei. Sie entgegnete lächelnd, ſie habe Befriedigung über uns Alle empfunden, über Jede nach ihrer Weiſe. Da das Geſpräch fortgeſetzt ward, kamen allmählich kleine Ausſtellungen von unſerer Seite zum Vorſchein; Frau Kraus ging mit großer Milde darauf ein; über Fanny bemerkte ſie, „ein ihr bekannter, etwas pedantiſcher Lehrer habe einen unter ſeinen Schülern ſtets den Herrn von Oberflach genannt, und an dieſe Bezeichnung fände ſie ſich häufig durch Fanny erinnert. Dieſe ſei für ihr eigenes oberflächliches Glück ſehr günſtig organiſirt; bei ihrer großen Jugend enthalte man ſich der Ausſtellung darüber, und es komme nur darauf an, ob ſpätere Zeit ihr mehr Tiefe des Gefühls und einen größeren Lebensernſt mittheilen werde. Sie genieße Alles, was angenehm ſei, mit fröhlichem Entzücken, aber es müſſe ihr als etwas Gegebenes kommen, aufſuchen thue ſie es nicht, und eben aus dem Grunde ſei ſie auch nicht kokett; ſie ſei ſtets bereit zu nehmen, aber habe daran auch leicht genug, und gönne Jedem das Seine. Das eben ſei ſo liebenswürdig, denn Neid und Anſpruch gehörten doch zu den allerſchlimmſten Eigenſchaften."

Von Mathilden hieß es, ſie ſei am Abend zuvor ganz Mathilde geweſen, ſich bewußt, daß ihr Huldigung werden müſſe um ihrer reizenden Erſcheinung willen; ſich bewußt, daß ſie die vornehmſte junge Dame ſei, und aus dieſer Ueberzeugung ruhige Sicherheit ſchöpfend. Ganz liebenswürdig ſei das nicht, aber theils müſſe man das als Mangel an richtiger Leitung betrachten, theils als ein Handeln des natürlichen Menſchen, der erſt durch Erfahrung und tiefere Ausbildung zu anderer Auffaſſung gebracht werden könne, vielleicht auch werde. Die Jugend habe Anſpruch an milde Beurtheilung, ſie gehe jahrelang von einem Irrthum zu dem anderen über, und eigentlich geſchähe es vielen Menſchen ſo ihr ganzes Lebelang. Man müſſe ſuchen, ſtreben, wollen, daraus gehe das Beſſere hervor. Eine Beobachtung habe ſie in Bezug auf Mathilde beunruhigt, denn welches die Motive auch ſein möchten, gleichgültig finde ſie dieſelben nach allen Richtungen hin nicht.

Paula und ich wagten keine Erörterung zu begehren, oder vielmehr wir verſtanden die Andeutung ſehr gut. Ich legte meinen Kopf auf den Arm der Frau Kraus und fragte ſchüchtern: „Wie hat ſich denn Fräulein Liesbeth benommen?" Sie lächelte: „Liesbeth hat ihr Köpfchen häufig zwiſchen zwei ernſte Männeraugen und der ſchönen Mädchengeſtalt geſteckt, welcher die Huldigung derſelben galten. Das war nicht ganz richtig; auf einem Balle giebt es viel müßige Zuſchauer, welche ſich die Zeit mit Beobachten vertreiben und ſehr natürlich ihre Gloſſen machen, wenn ein junges Mädchen das Thun und Laſſen eines jungen Mannes mit geſpannter Aufmerkſamkeit verfolgt. Dazu gehört Berechtigung, das heißt die Sanction anerkannter gegenſeitiger Neigung. — Das Motiv, welches ich als Mahnung zu größerer Vorſicht anführe, iſt ein mehr äußerliches, das wichtigſte iſt der junge Mann ſelber, den es allerdings befremden muß, zwei Mädchenaugen ſo unabläſſig auf ſich gerichtet zu ſehen. Du weißt natürlich ſelber nicht, wie weit Du darin gegangen, und biſt zu jung und unerfahren, um das Unzuläſſige eines ſolchen Verhaltens ganz einzuſehen. Wäre daſſelbe in umgekehrter Weiſe geſchehen, dann wäre es ein Anderes geweſen, ein Mann darf ſich Manches geſtatten, ein Mädchen ſehr wenig, und das Schlimmſte iſt, die natürliche Unbefangenheit verlieren. — Sage Dir, und das iſt in dieſem Falle nicht ſchwer, mit vollſter Ueberzeugung, daß Du nicht aufgeſucht wirſt, und ſehr bald wirſt Du dahin kommen, nicht aufzuſuchen. Laſſe Dich durch das, was ich geſagt, nicht verſtimmen, meine Liesbeth, Du haſt aus Unerfahrenheit gefehlt, und kein Verſtändiger rechnet einem ſo jungen Mädchen ſo kleine Thorheit an, wenn ein fortgeſetztes Verhalten ſie nicht zum Fehler macht. — Sei Du fröhlich wie der Vogel, und freue Dich des Sonnenſcheins, ohne ſelber Sonnenſchein ſein zu wollen. Man wird leicht hinreichend bemerkt im Leben;

darin beſteht das Glück nicht, im Gegentheil, das Zuviel kann leicht daſſelbe ſtören und vernichten. Aber das Alles mußt Du nach und nach erfahren, und bis das geſchieht, nimm guten Rath an, wo er Dir gegeben wird.“

Frau Kraus ſchloß mich herzlich in ihre Arme und dieſe Unterredung hat mich ihr weit näher gebracht.

Paula fragte mit dem ihr eigenen Takt nicht, wie ſie befriedigt habe, wohl fühlend, daß die Antwort günſtig ausfallen müſſe, aber erzählte, daß die jungen Mädchen ihrer Bekanntſchaft ſehr über Mathilde geſpottet hätten. Fanny habe ihnen mitgetheilt, daß Mathilde mit großer Beſtimmtheit geäußert, ſie werde ſich niemals unter ihrem Stande verheirathen, und nur ein Graf dürfe hoffen, von ihr angenommen zu werden. Das ſei doch zu lächerlich und abgeſchmackt, und man könne einen ſo einfältigen Stolz nur verlachen. Frau Kraus entgegnete: „Das iſt das harte, unbillige Urtheil der Welt, welches ſchon ſo oft Menſchenglück und Menſchenwürdigung vernichtet hat. Ein Hochmuth fühlt ſich durch den anderen verletzt und urtheilt, ohne weiteres Ueberlegen, raſch und lieblos. Alle dieſe jungen Mädchen werden im Verlauf der Zeit noch Vieles von dem zurücknehmen oder ändern, was ſie jetzt als unumſtößlichen Vorſatz und als Grundſatz betrachten. Es giebt keine gegebene Vollendung, man muß ſie erwerben, und geht von Irrthum zu Irrthum über, bis man feſten Grund unter den Füßen fühlt. Mathilde kann, mit noch nicht ſiebenzehn Jahren, ſchwerlich genau wiſſen können, was ſie einmal im Verlauf ihres Daſeins thun wird, aber die Jugend vermißt ſich leicht, und nur wer eben ſo jung iſt, wird an die Unumſtößlichkeit eines ſolchen Vorſatzes glauben. Jeder hat ſeine eigenen Anſichten über das, was zu ſeinem Glücke erforderlich iſt; hat Mathilde die Anſicht, daß Rang und Stand zur Begründung des ihrigen durchaus erforderlich ſind, ſo kann man das an und für ſich weder ſchlecht, noch ſündlich, noch auch lächerlich nennen. Wir Menſchen ſind von einander verſchieden, wie die Tage im Jahr, und doch verlangt Jeder von dem Anderen mit ſtarrer Unbeugſamkeit, dieſer ſolle denken, reden, handeln wie er. — Ihr lieben Mädchen, überlegt es Euch wohl, bevor Ihr ſcharf und unnachſichtlich über Andere aburtheilt, denn in den allermeiſten Fällen wird man ſagen können, Ihr wißt nicht, was Ihr thut.“

Jede Unterredung mit Frau Kraus giebt uns nachträglich viel zu denken, und durch kein Urtheil von ihrer Seite fühlen wir uns verletzt. Sie ſagt die Wahrheit, aber mit Ruhe und mit dem vollen Verſtändniß für menſchliche Schwächen. Ich habe mir Vieles aus dem Geſagten genommen und werde es nicht vergeſſen.

Untereinander ſprachen wir noch viel über den Ball, das iſt doch eine wichtige Begebenheit für uns. Fanny dachte ſeelenfroh daran zurück, und wie ſie am Arm des Lieutenants über die Straße geſchwebt ſei. Sollte er zufällig nicht verlobt ſein und ſie heirathen, werde ſie vielleicht die einzige Frau in Europa ſein, die einen Titel, aber keinen Namen habe. Sie lachte über dieſe Vorſtellung wie ein Kind und ließ dann, was hübſch und was häßlich geweſen war, Revue paſſiren, wobei ſie ein höchſt ſcherzhaftes Nachahmungstalent entwickelte. Der arme Herr Walter und ich kamen dabei ſehr ſchlecht weg, aber es verdroß mich gar nicht, ich mußte zu ſehr darüber lachen, und es war vollſtändig wahr. Im Laufe des Abends trat er verſchiedenen Damen Falbala's von den Kleidern, aber bereitete dadurch nur Anderen und namentlich ſeinem Gönner Julius Cäſar eine Falle, während er durch einen ſchwerfälligen Satz leer ausging. Mathilde ſagte nicht viel zu Allem, ſie dachte wohl, es ſei für ſie überflüſſig, denn daß ſie die Königin des Feſtes geweſen ſei, darüber könne kein Zweifel obwalten. Paula und ich ſagten ebenfalls nicht viel, und waren mehr beluſtigt als beluſtigend, aber nachträglich einen Ball beſprechen iſt doch ſehr unterhaltend; was die Eine nicht ſah, beachtete die Andere, und das gab ſelbſt für die kommende Zeit viel zu denken. Ueber Bergfeldt's beluſtigte Fanny ſich in gutmüthiger Weiſe und meinte, ſie könnten mit ihrer unbefangenen Rüſtigkeit und Friſche Stoff 'zu Dorfgeſchichten liefern, während Erloffs und Werners mehr in jeden modernen Weltroman hineinpaſſen würden.

Der Präſident trank bei Tiſche auf das Wohl der Geſellſchaft, welche ihm die Ehre erzeige, ſeinem Feſte beizuwohnen; Nr. 1. brachte einen Toaſt auf die Schönſte aus, aber auf eine Weiſe, welche nur zuließ, auf Mathildens Wohl zu trinken, obwohl, wie Fanny behauptet, Einige ihr in ihren Gedanken dieſe Bezeichnung ſehr ſtreitig gemacht hätten. „Ich durchaus nicht," fügte ſie lachend hinzu, „für mich kann Jede die Schönſte ſein, wenn ich von Allem nur ſo viel abbekomme, daß ich vergnügt ſein kann, und dazu gehört nicht viel.“

Hermann Werner's Name ward nicht genannt, was deutlich zeigte, daß dieſer kleine Flattergeiſt Gränzen beachtet und innehält.

„Iſt auf Deinem Pſalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Geiſte vernehmlich,
So erquicke ſein Herz.“

Heute kam eine arme, hülfsbedürftige Frau, dem Mittelſtande angehörig, als eben der Kaffee bereitet ward und wir in Ruhe neben einander ſaßen. Ihr Name war hier im Hauſe ſchon öfter genannt, aber wir hatten ſie noch nicht geſehen; heute ſahen wir ſie, als ſie mit Frau Kraus durch das Wohnzimmer in deren Cabinet ging. Es iſt eine noch junge Frau, mit Zügen des tiefſten Grams, aber von gefälligem Aeußeren. Als ſie zurückkam und durch das Zimmer ging, hatte ſie erſichtlich ſehr geweint. Marianne hatte das Zimmer ſchon früher verlaſſen, um, wie ſie ſich ausdrückte, ein Mittageſſen für die arme Frau Völker zuſammenzuſuchen. Fanny meinte, wir ſollten uns eigentlich bei jeder Mahlzeit Etwas entziehen, denn das Erſparte anzubringen, dazu fehle es hier nie an Gelegenheit. Marianne kehrte mit befriedigtem Geſichte zurück. „Ueberfluß,“ ſagte ſie lächelnd, „ſie kann vollſtändig ſatt werden und noch mitnehmen.“ Der Kaffee war bereitet, Frau Kraus ward dazu gerufen, und erſchien mit einem Geſichte, auf welchem ſorgenvolles Nachdenken ausgeprägt war. Wir achteten ihr bekümmertes Sinnen, obgleich wir ſehr gern Näheres über die Frau gehört hätten. Marianne äußerte endlich: „Wir müſſen doch Einiges über Frau Völker mittheilen, denn was hier im Hauſe vorgeht, muß doch ein Gemeinſames ſein. Nicht wahr?“ Durch eine ſtumme Zuſtimmung der Frau Kraus dazu ermächtigt, theilte ſie uns Folgendes mit: „Frau Völker ſei einziges Kind einer früh verwittweten Frau, welche ein Häuschen und ein beſchränktes, aber eben ausreichendes Einkommen beſaß. Die Mutter beſorgte ſowohl den kleinen Haushalt wie den Garten und wirthſchaftete umher, während die Tochter für Geld nähte und beſonders ſtrickte. Sie war ein hübſches und heiteres Kind, und in der Nachbarſchaft öffnete ſich hier ein Fenſter, dort ein Fenſter und aus jedem hieß es: „Lottchen, komm doch einmal herüber.“ Lottchen ſprang dann eilfertig auf: „Mutter, ich nehme mein Strickzeug mit!“ und fort war ſie; daß aber das Strickzeug nicht ſehr gefördert heimkehrte, ließ die Mutter ungerügt, denkend: „Sie muß doch auch ihren Spaß haben.“

„Mit ſechszehn Jahren war Lottchen ein ſehr hübſches Mädchen, und ein Jahr ſpäter hatte ſie zwei Bewerber; der Eine war ein ſehr braver, geachteter Mann mit Haus und Hof, der Andere ein junger Kunſtdrechsler, hübſch und mit etwas überſpannter Bildung, ganz ohne Vermögen und noch nicht etablirt. Dieſen wählte das junge Mädchen; betrübt über die Entſcheidung, willigte die Mutter endlich ein. Das Häuschen ward zum Opfer gebracht für die Einrichtung der

Kinder, und weil es dieſen an jedem Hausgeräthe fehlte, zog die Mutter mit ihrem ganzen kleinen Kram zu ihnen. Von dem Erlös des Häuschens ward eine Werkſtatt eingerichtet mit allem Erforderlichen, und Schulden bezahlt, zu denen der junge Mann ſich bekannte. Auf die Hochzeit folgten einige glückliche Jahre, wenn man einen Haushalt glücklich nennen kann, wo der Erwerb des Mannes nicht zur Erhaltung ſeiner Familie ausreicht. Die alte Mutter beſaß noch einige hundert Thaler, dieſe wurden in Hoffnung auf beſſere Zeiten aufgezehrt; noch machte man ſich keine Sorgen und lebte heiter und einig fort. Als das letzte Geld aufgezehrt war, ſchien damit jede Stütze gewichen; anſteckende nervöſe Fieber ſuchten, den Mann ausgenommen, den ganzen Kreis heim, und dieſer konnte weder arbeiten noch verkaufen, denn das Haus ward wegen der Anſteckung von Allen gemieden.

„So vergingen viele Monate, und als ſie überſtanden waren, hatten ſich Schulden auf Schulden gehäuft, und die Hausmiethe war ſeit lange im Rückſtande. Die kaum Geneſenen mußten ausziehen, von ihrer Habe blieb ihnen nur das Allernothdürftigſte; Handwerksutenſilien und Material, Alles, Alles ward verkauft, und die Familie fand nur mit Mühe ein ärmliches Unterkommen.

„Von da an iſt an kein Emporkommen mehr zu denken geweſen, jeder Verſuch ſich nur aus bitterer Armuth wieder herauszuarbeiten iſt bisher mißlungen, theils durch den Unverſtand der übrigens ſehr guten Menſchen, theils durch unerforſchliche Schickſalswege. Dieſe armen Leute haben häufig nicht über Entbehrung zu klagen, ſondern über den bitterlichſten Hunger; nur Eines iſt ihnen geblieben, die Liebe zu einander. Jetzt bedürfen drei Erwachſene und fünf Kinder dort Brod. Die Frau arbeitet wieder für Geld, aber das iſt kein Erwerb der viel einträgt, hier im nahrungsloſen Städtchen fehlt es häufig an Beſtellung, und ihr an Ausdauer, denn ſie iſt noch bei allem guten Willen, bei allem Jammer, das Lottchen von ehedem. Arbeitet ſie in fremden Häuſern da geht es, da iſt ſie ſehr fleißig, aber in der eignen Wohnung fehlt ihr die Stetigkeit des Schaffens. Der Mann iſt durch Hunger und Kummer, durch gekränkten Ehrgeiz und Hypochondrie ſehr herabgekommen; er verſucht bald dies bald das und ſcheut keine Arbeit, aber ſeine ſchwache Geſundheit macht ihn faſt zu jeder untauglich. Frau Kraus kennt die Familie erſt ſeit kaum zwei Jahren und hat verſucht, was ſie vermochte, ihr wieder emporzuhelfen, bis jetzt aber erfolglos. Dazu gehören größere Mittel, und das Zuſammenwirken mehrerer. Hier im Städtchen iſt damit nicht viel auszurichten, denn es heißt überall: „Ach, mit den Leuten iſt nichts anzufangen, die müſſen erſt durch größere Noth klüger werden.“ Durch größere Noth! Und man ſieht allen den Hunger an; aber es iſt bequem ſo zu ſagen, menſchlich iſt es gewiß nicht. Eine ſolche gänzlich herabgekommene Familie erfordert viel Nachdenken, Mühe und Opfer, bevor ihr wirklich geholfen iſt, aber unmöglich iſt es deshalb nicht. Geldmittel gehören dazu und die energiſche Leitung irgend eines Verſtändigen; damit würde es ſchon gehen. Frau Kraus die ſo gern mehr thäte, kann leider nur Arbeit geben ſo weit dies angeht, und Geld, wenn eben die Noth am größten iſt, und das wird jetzt wohl wieder der Fall ſein. — Die Kinderchen ſind ſehr wohlerzogen und aus den bleichen Geſichtern ſtrahlen hübſche, gutmüthig blickende Augen.“

Wir ſchwiegen alle eine Weile voll Theilnahme und ſagten dann, daß wir der armen Frau gern etwas geben möchten. Frau Kraus dankte uns für die Abſicht, meinte jedoch, da ſie eben gegeben habe, möchten wir damit noch warten und es ſei jedenfalls beſſer, gemeinſam zu überlegen, ob es nicht richtiger ſein dürfte, dafür Lebensmittel anzuſchaffen. Marianne und Lucie verſicherten, daß ſie ſich uns anſchließen würden, damit wären wir ſechs Perſonen und könnten ſchon etwas ausrichten. „Sechs nicht,“ bemerkte Mathilde mit Thränen in den Augen, „denn ich habe kein Geld und bekomme erſt nach vier Wochen welches.“ „Darf ich nicht leihen?“ fragte ich furchtſam. „Nein, ich leihe niemals.“ Frau Kraus ſchwieg, und ich glaube es war ihr nicht unlieb, daß Mathilde durch Erfahrung darüber belehrt wurde, was es heißt, ohne Noth den letzten Schilling auszugeben. Unſere Freude, die eben auch mit in Gemeinſamkeit beſtand, ward dadurch ſehr geſtört.

Nachdem wir Kaffee getrunken, bekam Frau Völker auch, und da uns für den Abend Schieberkuchen zugeſagt war, baten wir, dieſer möge, ſo weit es unſeren Antheil beträfe, für die Kinder mitgegeben werden. Das war doch ein heroiſches Opfer, denn was Kuchen anbelangt, ſind wir ziemlich ſchwach. Lache Du nur, das ſchadet nicht, denn ich ſage Dir, es war Heroismus um ſo mehr, als die Kinder nicht hier waren.

Fanny ſagte gegen die Theezeit: „Ob Frau Kraus uns nun wirklich keinen Kuchen geben wird?“ „Gewiß nicht.“ „Das kann ich eigentlich nicht leiden; wir ſollen daran lernen, das weiß ich wohl, aber das iſt mir zu ernſt; ich werde in meinem Leben Keinem Kuchen vorenthalten, das iſt doch nur Menſchenquälerei.“

Fanny hätte ſich jede Beunruhigung ſparen können, denn der Schieberkuchen erſchien, und von unſerer Entſagung war keine Rede. Es amüſirt mich ſo, daß der Kuchen hier ſo genannt wird, denn es iſt derſelbe flache Theekuchen, der bei uns zu Hauſe gebacken ward, und für den wir, wenn das geſchah, um recht viele Roſinen und zerſchnittene Mandeln baten. Die kleinſte Erinnerung iſt unbeſchreiblich lieb, wenn es das Vaterhaus betrifft. Wenn ich von dem Kuchen eſſen will, muß ich oft, um das zu können, zuvor Thränen verſchlucken, denn ich ſehe Alles vor mir; den gütig erfreuten Blick der Mutter über unſeren Jubel, Suſanne, die den prächtigen Kuchen hereingetragen hatte und langſam zögernd fortging, und wieder und wieder die fröhlichen Kindergeſichter lächelnd betrachtete. Hieß es dann ſpäter: „Das Stück bringt Suſannen.“ Wie drängten wir uns dazu und ein kleiner Stoß und ein Zurückdrängen kam wohl dabei vor. Gewiß, wo Liebe geſäet wird, da geht die Saat auf, ſei es früh, ſei es ſpät, daran zweifle nur Keiner, aber der Säemann erntet nicht immer die vollen Garben auf dieſer Welt. Er hat geſäet, das Bewußtſein iſt ſeine Ernte, denkſt Du das nicht auch? —

Weißt Du, durch Nichts kommt man einander näher im häuslichen Leben, als durch Gemüthlichkeit, wie man ſie hier im Hauſe findet. — Rege Thätigkeit, aber ohne Haſt und Unruhe, Ordnung und Anmuth überall und mit den Menſchen, dies Gefühl von Sicherheit, das iſt noch das Allerſchönſte.

„Wenn die Liebe ſoll bleiben, werde Staub!
Nicht hartem Felsgeſtein entſproßt des Frühlings Laub."

Paula und ich haben uns längſt aneinander geſchloſſen und dies Einigungsband wird immer feſter und feſter, aber damit es ſo werden konnte, haben wir uns Beide beugen müſſen. Ich habe dies beſonders gemußt, weil ich — ſpotte nur, weil ich sensible bin; dafür hat die deutſche Sprache keine rechte Bezeichnung, nur Umſchreibungen, denn gefühlvoll ſagt nicht alles, was die Engländer mit dieſem Worte bezeichnen. Gefühlvoll bezeichnet gewiß eine Gemüthsſtimmung im Allgemeinen, aber nicht jenen zarten Anhauch von Freud' und Weh' den sensible andeutet und welcher ein ſchonendes noli me tangere einſchließt.

Paula iſt zu feſt in ſich begründet, als daß ſie mich jederzeit hätte ſchonen können und wollen, aber meine, wenn auch ſtille Auffaſſung hat ſie vorſichtiger gemacht; wir haben Beide gelernt, ſo kommt man zum Ziel. Zu Mathilde und Fanny ſtehen wir ſehr viel beſſer als früher, und das giebt unſerem Zuſammenleben einen größeren Reiz. Mathilde lernt jetzt mit größerem Intereſſe, und wo wir das können, helfen Paula und ich unmerklich nach, das heißt, wir repetiren oft, als ob wir unſer Gedächtniß ſtärken wollten und ziehen ſie mit hinein. Fanny will Alles lernen, aber lernt bitterlich wenig; ſie bemerkt den Vogel in der Luft mit Exclamation, aber zu welcher Gattung er gehört, wie er heißt, ob er bei uns überwintert oder nach Süden oder noch höher nach Norden zieht, das iſt ihr völlig unintereſſant. Sie ſieht und hört, aber ſie denkt nicht, und damit kommt man doch nicht weiter.

Frau Kraus iſt in dem Maaße freundlicher gegen uns, als wir einiger werden. Ihr widerſteht Alles das ſo, was man Scenen nennt, und die ſind doch zu Anfang öfter vorgekommen, über freilich ſehr geringe Anläſſe. Wie manche Stunde haben wir uns früher namentlich durch Empfindlichkeit und Rechthaberei verbittert, und o, wie kurz iſt ein Tag, den man in folgerechter Beſchäftigung hinbringt, man hat von jedem Augenblick der Muße keine Minute zum Vergeuden übrig. Daß wir beſſer oder verſtändiger werden, iſt, glaube ich, eine Frucht der Arbeit; wer ſeine augenblickliche Beſtimmung treu erfüllt, wird in ſich ruhiger, und Ruhe iſt Frieden. Bei der Wäſche haben wir auch angefangen zu lernen, Paula iſt vorläufig die Einzige, welche das eigentliche Waſchen auch erlernen will nebſt Allem, was daran hängt, um, wo es Noth thut, darin ſpäter unterweiſen zu können. Ich begnüge mich mit der Procedur des Einlegens, des Blauens, Zuſammenlegens und Plättens; beim Waſchen und Rollen ſehe ich nur zu, und eben auch beim Spülen der Wäſche. Paula durfte, als ſie den Verſuch machte, nur zwei Stunden waſchen; ihre Hände hatten ſehr darunter gelitten, aber ſie trug es ſtill, ohne zu klagen, und bald war es auch in ſeinen Folgen überſtanden. Mathilde ging in vornehm nachläſſiger Weiſe mit in's Waſchhaus, ich glaube nur, weil ſie nicht recht mehr ohne uns ſein kann, und ſah ſich Alles an. Fanny flirrte überall umher, betrachtete Alles und gelangte zu dem Reſultate, Waſchen ſei eine unendlich leichte Sache und eigentlich gar kein Unterricht dazu nöthig. Die Mädchen blickten ſich untereinander an und lächelten, aber das machte ſie nicht irre, ſie war ihrer Sache gewiß. Für mich iſt die Wäſche eine Schattenſeite des Lebens, für Paula eine Freude: „Denke doch," ſagte ſie, „an die reizenden Reſultate nach vollendeter Arbeit, und an die Genugthuung, eben dieſe Erfolge durch Umſicht und Sachkenntniß herbeigeführt zu haben. Waſchen iſt keine leichte Arbeit, aber man kann ſicherlich ſolche Tage durch richtige Beurtheilung der Zeit und der Kräfte zu weniger drückenden machen. Meine Mutter ſagt, wo man Mühe und Arbeit überſchätzt, da wird beides bald zu einer drückenden Laſt, wo man aber Arbeit zu gering anſchlägt, ruft man gleichfalls mißmuthigen Ueberdruß hervor. Es ſei ſtets ein ſchlimmes Zeichen, wenn ein Menſch ohne zufriedene Ruhe arbeite, entweder ſei er dann träge oder unkundig, oder auch habe man die ihm gewordene Aufgabe unrichtig beurtheilt, zu ſchwer oder zu leicht erachtet, und beides errege Unzufriedenheit."

„Wir hatten," fügte Paula hinzu, „früher eine Köchin, welche mit Neigung und großer Willigkeit in der Stadt Alles beſorgte, unbekümmert um Wind und Wetter, nichts focht ſie an. Regnete es aber zufällig ſehr, oder die Luft war beſonders kalt und rauh, und man ſagte bedauernd ein Wort darüber, daß ſie hinaus müſſe, dann war es mit der guten Laune aus. Sie warf die Lippen auf, erwiederte kein Wort, ergriff haſtig ihren Korb und ging in der übelſten Laune fort. Sagte man dagegen kein Wort, ging ſie luſtig aus und kehrte luſtig wieder. Ihr richtiger Tact ſagte ihr, daß es zu ihren Pflichten gehöre, unaufſchiebbare Beſorgungen auch bei ſchlechtem Wetter auszurichten, beklagte man ſie aber deshalb, ward dadurch die auferlegte Pflicht zur Ungerechtigkeit.“

Wir haben einige Thaler zuſammengelegt und dafür ſind Lebensmittel für die Familie Völker gekauft. Frau Kraus hat Mathilden für dieſen Fall ausnahmsweiſe Geld geborgt, und ſie legte einige Pfund Reis mit bei. Wir waren Alle entzückt über den Inhalt des Korbes, der vor uns ſtand, und tanzten ganz ſelig darum her. Lucie bemerkte ſeufzend: „Ja, wenn zu helfen wäre! Aber wenn dies Alles verzehrt iſt, ſtehen ſie wieder auf dem Punkt des Darbens oder des Verhungerns.“ „Ach, Lucie, ſo leben ſie doch wenigſtens während dieſer Zeit, und hernach hilft Gott weiter.“

Frau Kraus ſagte, ſie könne noch immer die Hoffnung nicht aufgeben, daß es ihr gelingen werde, dieſer Familie in rechter Weiſe aufzuhelfen; bis das möglich ſei, müſſe man thun, was man könne. — Das tiefere Eingehen in die Verhältniſſe armer Leute habe Vieles, was nicht befriedigend, aber ganz natürlich ſei, wenn man einer gerechten Beurtheilung Raum gebe. Das allmähliche Verſinken in Armuth, das darin Verharren und Verkommen, raube den Unglücklichen, welche dies Loos träfe, mehr und mehr die Theilnahme, weil der Eindruck, den ſie machten, ein mehr zurückſtoßender ſei. Zu rechter Zeit helfen — könnte man das, thäte man das, es würde viel Elend weniger geben auf Erden. Sobald von Armen und ihrer Noth die Rede iſt, werden meiſtens alle ihre nachtheiligen Eigenſchaften an's Licht gezogen, und dann eben ſollte man ſie vergeſſen. Erſt helfen und dann dem Quell des Uebels nachſpüren; leider thut man Vielen den größten Gefallen, wenn man arme Leute tadelt, denn ſie finden darin die Berechtigung nichts für ſie zu thun, und doch — wohin wir den Blick wenden, treffen wir auf Verſunkenheit. Verſinken in Armuth, Verſinken bei den günſtigſten Beziehungen des Lebens, beides iſt in ſeiner Weiſe daſſelbe, aber wer ſtellt dieſen Vergleich auf, wer vertritt den Armen ohne rechte Erziehung und Bildung, die vor ſolchem Elende bewahren könnten. Der Menſch iſt überall und unter allen Beziehungen urſprünglich derſelbe: in Armuth verkümmert oft träge und roh, im Wohlleben und auf den Höhen des Lebens egoiſtiſch, kalt und treulos. — Wer den Einen beſchuldigt, darf den Andern nicht entſchuldigen, aber für dieſen ſpricht die angenehme äußere Geſtaltung des Lebens, welche uns geſellig Erfreuliches oder Nutzen bringen kann, während wir jenem geben, ihn ertragen, ihm Opfer bringen ſollen. Der Arme iſt nicht ſchlechter als Viele um uns her; aber er iſt ſelten liebenswürdig, und der gerechte Beurtheiler wird das natürlich finden, und ihm durch Milde im echten Sinne des Worts dazu verhelfen, es wieder zu werden durch den Glauben an Gott und Menſchen. Geſegnet, wer wohlthun müſſen nicht als Beläſtigung betrachtet.

„Helle Augen ſehen in jeder Blume einen Engel und von einem Engel geht man nicht, ohne getröſtet zu ſein.“ Wahre Güte, aufrichtige Milde, ſind die Blumen, welche in dem Leben des Armen wohlthuende Veränderung hervorbringen können. — Wie Viele geben wie die Engel und geben damit zwiefach, das heißt, ſie geben das Stückchen Brod mit freundlicher Milde und das thut dem Empfänger wohl, während er vielleicht für das Brod, welches jener nicht entbehrt, keinen Dank im Herzen hat; die Freundlichkeit macht ihn beſſer. — Wer ein Elend gekannt hat, beurtheilt die, welche es tragen, nicht ſelten nachſichtslos. In den Städten, wo z. B. zu Weihnacht und Neujahr das Bitten vor den Thüren noch geſtattet iſt, hört man nicht ſelten über die Verwendung, welche arme Leute von dem ihnen gegebenen Gelde machen, die härteſten Urtheile. Einige wiſſen ganz beſtimmt, daß dieſe am heiligen Abend Aepfelkuchen gegeſſen haben oder Aehnliches, Andere, daß Punſch dazu getrunken ſei, und wollen damit darthun, daß ſolche Menſchen jeder Gabe unwerth wären. O, traurig einſeitiges Urtheil! An dieſem ſchönen Abend iſt überall, wo das möglich iſt, Wohlleben und Wohlgefallen; der Arme, der während des ganzen Jahres entbehrt, wünſcht ſich auch ſeinen Theil an der allgemeinen Freude für ſich und die Seinigen, und erliegt der Verſuchung und iſt auch einmal leichtſinnig. Wer darf es wagen, der ſich Menſch fühlt, einen Stein auf ihn zu werfen?

Iſt er deshalb ſchlechter als Derjenige, der um den Genuß des Wohllebens willen verausgabt, was er hat, ohne an die Zukunft von Frau und Kindern zu denken, oder auch als der, welcher, mit Schulden belaſtet, ein genußreiches Leben fortführt, ſo lange es nur geht. Verdammt nicht, ſo werdet Ihr nicht verdammt, was hier doch nur heißen ſoll, blickt umher in Euren Kreiſen, und dann verurtheilt, wenn Ihr noch den Muth dazu habt.“ —

„Ihr beugt Euch ängſtlich vor der Mode Thron.
Ich flatt’r wie ein Vogel aus dem Haus,
In der Natur breit’ ich die Flügel aus.“

Heute haben wir einen wunderhübſchen Spaziergang gemacht. Die ganze Natur war Friſche und Anmuth. Wie wundervoll fühlt die Seele ſich dadurch gehoben; es iſt, als ob ihr für den Augenblick Flügel aus einer anderen Welt verliehen würden. Wir waren alle Vier heiter wie die Vögel in der Luft, und als wir die wohlbekannte Allee hinab wanderten, fanden wir einen Rieſenzettel an einen der Bäume geheftet. Er ward mit Jubel begrüßt und lautete:

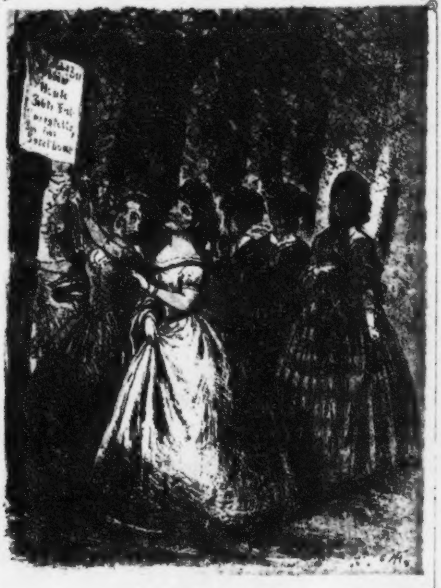
Mit elterlicher Erlaubniß.

Heute:

Erſte Feſtvorſtellung im Forſthauſe.

Programm:

Zuſammentreffen bei den drei Linden, Kaffeekochen im



Eine Einladung.

Freien, Spaziergang, Thee im Forſthauſe, Muſik und Geſang, Tanz und Spiel, Wein und Butterbrod.

Wozu ergebenſt einladet
was Erloff heißt.

Jubel und Erſtaunen waren gleich groß; zugleich waren wir von der erſchreckenden Vorſtellung ergriffen, daß wir dieſen Scherz hätten verfehlen können. Wie konnten Erloff's ſo ſicher annehmen, daß unſer Spaziergang dieſe Richtung nehmen werde, das war das Räthſel, welches wir zu löſen bemüht waren, und mußten wir nicht nach Haus zurück, um Erlaubniß einzuholen? Als wir Anſtalt zur Umkehr machten, entdeckte Marianne, daß ſie im Geheimniß geweſen ſei, aber nichts habe verrathen dürfen; Frau Kraus ſei mit der Annahme des Vorſchlags einverſtanden und geſtatte uns, bis elf Uhr auszubleiben, wenn Erloff's uns ſicheres Geleit bis zur Stadt mitgeben würden.

Jetzt wurden andere Flügel entwickelt und in gar kurzer Zeit erreichten wir den Sammelplatz.

Werders waren ſchon dort und Jodeln und Jubelrufe empfingen uns. Sauber und ſorgfältig gekleidet ſind wir immer, und ſo tröſteten wir uns leicht über die Einfachheit unſerer Mouſſelinkleider; Mathilde war Anfangs verſtimmt, aber als wir verſicherten, ſie ſei ſchön genug und ihr den Bach als Spiegel empfahlen, lachte ſie erfreut und tröſtete ſich. — Marianne ſah leider aus, wie ein farbiges Quodlibet; ich ſagte ihr, davon ganz überwältigt, auf dem Wege:

„Marianne, weshalb kleiden Sie ſich ſtets in ſo grellen Farben?"

Sie ſah mich mit ihren ſanften melancholiſchen Augen an und erwiederte: „Ach, Liesbeth, das Leben iſt ſo ernſt, man muß es zu erheitern ſuchen. Was haben Sie gegen Farben durcheinander, das iſt ja wie ein Blumenſtrauß."

Die Antwort ergriff mich, Marianne iſt ſo arglos, es fällt ihr nicht ein, daß ſie in dieſem bunten Strauß keine Blume iſt, und es that mir leid, meinen Gefühlen Worte gegeben zu haben. —

Werders trugen Kränze auf den Hüten und hatten vier ſehr hübſche für uns mitgebracht; die jungen Männer ſteckten Eichenſträußchen an ihre Mützen, es ſah ſo luſtig und feſtlich aus. Nicht lange, ſo erſcholl ein Jagdruf und der älteſte Erloff erſchien, uns zu begrüßen und uns einzuladen, ihm in's Kaffeethal zu folgen. Er jodelte zwei, drei Mal auf, als Signal und bot Mathilden den Arm, „denn," ſagte er, „es iſt ein Feſt und von ruſtiken Manieren kann heute keine Rede ſein." Bei einer leichten Senkung des Abhanges erreichten wir das Kaffeethal. Dort wurden wir von der ganzen jugendlichen Geſellſchaft des Erloff'ſchen Hauſes, von Bergfeldt's, von No. 1 und 2 und von dem Lieutenant empfangen, der ſehr geſchniegelt erſchien. Der ganz geebnete Platz war allerliebſt eingerichtet, und förmlich ein kleiner Feuerheerd erbaut, auf welchem das Waſſer gekocht ward. Eine Schweſter der Forſträthin, welche wir noch nicht kannten, ward uns als Lady Patrazeſſe vorgeſtellt, und wir fanden es im Stillen ganz hübſch, daß eine Reſpectsperſon anweſend war.

Mit großem Geſchick war ein einfacher Tiſch herſtellig gemacht von Baumſtämmen mit darüber gelegten Brettern. An der einen Seite deſſelben ſaßen alle Herren, um ihre Cigarren ungeſtört rauchen zu können, an der anderen die Damen. Kaffee und Kuchen waren vortrefflich.

Zwiſchen den Herren fiel das Geſpräch ſehr bald auf Politik. Der Lieutenant ſtrich ſeinen Schnurrbart und ſagte mit großer Wichtigkeit:

„Es iſt wohl ſehr die Frage, ob wir nicht noch in dieſem Jahre in's Feld rücken.“

Julius Cäſar blickte ſich auf eine ſo ſchelmiſche Weiſe nach ihm um, daß es ſehr ſchwer hielt, nicht zu lachen.

Hermann Werder ſprach mit großem Eifer über die Verhältniſſe der Gegenwart, und ergriff zu meinem Erſtaunen jede Gelegenheit, des Adels mit Geringachtung zu gedenken. Er ſprach von alten verroſteten Inſtitutionen und vermoderten Pergamenten deſſelben, und ſah dabei finſter überdrüſſig aus, aber ſein Blick traf Mathilden nicht. — Das Alles kam mir ſo wenig natürlich, ſo wenig artig vor, daß es deshalb meine Aufmerkſamkeit erregte. Ein Blick auf Mathilde zeigte mir dieſe äußerlich gelaſſen; als Werder jedoch wiederholt von Verhältniſſen ſprach, die ſich längſt überlebt hätten und nur noch durch die kümmerliche Macht der Gewohnheit aufrecht erhalten würden, flammte Zornesröthe auf ihren Wangen auf.

Julius war, ſchien es, höchſt unzufrieden mit ſeinem Bruder und ſagte fröhlich: „Wozu an Roſt und Moder denken, wenn die Gegenwart ſo lieblich iſt. Wir Politiker und Cigarrenmenſchen wären doch die allerundankbarſten Leute, wenn in dieſem liebenswürdigen Kreiſe ein anderes Gefühl als das des Glückes in uns aufkäme. Man kann mit Worten ſchaden, das iſt ſicher, aber umſtoßen kann man damit das Beſtehende nicht, oder wenn auch, dies wird ſehr bald in etwas veränderter Form wieder auferſtehen. Ich, für meine Perſon, bin völlig conſervativ, und biete jetzt, ſtatt der Politik, ein Räthſel an:

„Nimmſt Du mir mit, tödte ich Dich,
„Sonſt findeſt Du bei Bräuten mich.“

Die Auflöſung ward ihm bald und lachend entgegen gerufen; aber dies Räthſel ward zu einer Rakete, welche viele Andere entzündete. Aufgaben aller Art flogen her und hin, und man hörte zwiſchen den kleinen Pauſen, die dem Nachdenken gewidmet waren, nur Lachen und Jubel. Erloff zog endlich ſeine Uhr hervor und meinte, wenn wir noch gehen wollten, ſei es Zeit, den Spaziergang anzutreten.

Tiefes Schweigen oder leiſes Gemurmel; Paula faßte ein Herz und meinte, wir hätten ſchon lange Wege zurückgelegt, ſollten noch muſiciren und tanzen; ſie wiſſe nicht, wo die Kräfte zu dem Allen herkommen ſollten und wo wir uns eben befänden, ſei es ſehr hübſch. Erloff verbeugte ſich tief und entgegnete: „Kraft meines Amts als Director ſtreiche ich den Spaziergang im Programm.“ Lauter Beifall folgte und jetzt wurden Spiele vorgenommen, bei denen nur der Geiſt ſich zu regen brauchte.

Wir vier Penſionairinnen ſchlugen eine Unterhaltung vor, deren Löſung nur uns bekannt war, und die, als ſie zur Ausführung kam, viel Nachdenken und Vergnügen hervorrief. Eine Perſon aus der Geſellſchaft muß ſich ſo lange entfernen, bis dieſe ein Wort gewählt hat, das jene rathen ſoll, doch muß der ſich Entfernende um das Geheimniß wiſſen, und darf ſeine Fragen nur an Diejenigen richten, welche ebenfalls damit vertraut ſind. Sobald ein Wort gewählt iſt, überſetzen die Eingeweihten dies in's Franzöſiſche oder Engliſche, und müſſen ihre Antworten ſo einrichten, daß das erſte Hauptwort in denſelben der Reihenfolge nach mit einem Buchſtaben des gewählten Wortes beginnt; ſind alle dazu gehörigen Buchſtaben erſchöpft, nennt der Rathende das Wort, wenn es ihm nicht früher ſchon klar ward.

Mathilde ging als Rathende fort, das Wort Spiegel ward genannt, Paula, Fanny und ich hatten daher das Wort miroir anzubringen. Mathilde fragte Paula: „Wer war der Entdecker Amerika's?“ Die Antwort: „Ein Mann aus dem Volke, Chriſtoph Columbus.“ „Liesbeth, was findet man am häufigſten im Leben?“ „Irrthümer.“ „Fanny, was ſagſt Du dazu?“ „Ich ſage, Roſen mit Dornen.“ „Haſt Du das vorhin aufgegebene Räthſel gelöſt, Paula?“ „Ja, aber ich betrachte es als Ohngefähr, denn ich habe durchaus keine Meiſterſchaft im Rathen.“ „Fanny, welchen Titel führt Dein Lieblingsbuch?“ Fanny war völlig rathlos, und dachte verzweiflungsvoll nach; endlich rief ſie triumphirend aus: „Das weißt Du ſehr wohl, die Iliade!“ Alle lachten, ſahen aber doch ſehr bedenklich aus, denn noch begriffen ſie die Art und Weiſe nicht, wodurch das aufgegebene Wort errathen werden könne. „Liesbeth, biſt Du gern im Städtchen?“ „Mit Ruhe und Liebe denke ich an die Heimath zurück, aber im Städtchen bin ich gern.“ „Dann wird das Wort wohl Spiegel ſein.“

Dies Spiel brachte lebhafte Bewegung hervor, Jeder wollte die Löſung errathen und faſſen können.

„Natürlich,“ hieß es, „wird das Wort an einzelnen Buchſtaben in den Antworten errathen, aber wie dieſe bezeichnet werden, das begreife ich augenblicklich noch nicht.“

Immer wieder ward eine Wiederholung erbeten, aber der Erfolg blieb von der anderen Seite derſelbe, bis endlich, alles unſeres Proteſtirens unerachtet, das Wort „Remiſe“ gewählt ward, Hermann Werder, der den Zuſammenhang am ſchärfſten verfolgte, durch die Gleichheit der Buchſtaben das Problem löſte. Jetzt machten noch Einzelne den Verſuch, ſo zu antworten und zu rathen, und dann begaben wir uns in's Forſthaus, wo es gemüthlich und allerliebſt war.

Zu unſerer großen Freude ſchickte Frau Kraus ſchon um neun Uhr einen Wagen mit der Anzeige, daß dieſer warten könne, bis wir zu fahren wünſchten. Wir hatten ſchon ſo viel mit Sophie Erloff beredet, wie wir zur Stadt zurück gelangen ſollten, und wußten keinen rechten Ausweg. Sophie ſagte, ihre Brüder würden es als eine Ehre erachten, uns zu geleiten, ſie befürchte nur, daß einige Herren ſich anſchließen würden, und das fanden wir ſämmtlich nicht paſſend. Was würde man im Städtchen zu der Penſion geſagt haben! — Der Wagen erſchien uns daher als ein wahrer Glücksfall, den wir im Herzen der lieben Doctorin dankten.

Der Abend ging ganz prächtig vorüber, wir waren Alle ſehr vergnügt; als wir jedoch fortfahren wollten, ward eine Suplike für den Lieutenant eingelegt, der ſich beim Tanz den Fuß verrenkt hatte, und einen Platz auf dem Bock wünſchte. Das ließ ſich nicht abſchlagen, aber es war ein großer Querſtrich. Wie würden wir auf dem Heimwege gejubelt, was Alles erzählt haben, denn das geſchieht ja ſtets nach kleinen Feſten, aber nun verhielten wir uns ruhig und kicherten nur leiſe. Als die Herren dem Lieutenant auf ſeinen Platz halfen, ſagte er ſehr pathetiſch:

„Wer weiß, meine Herren, wie bald ich in ähnlicher Weiſe heimkehren werde, aber nach einem Waffentanze!“

Marianne ermahnte uns fortwährend, nicht zu lachen: „Er denkt ſonſt, Sie lachen über ihn.“

„Ja, Marianne, darin hat er ganz Recht.“

„Mögen Sie abſichtlich Jemand kränken, der ſtets höflich und aufmerkſam für Sie iſt? und denken Sie gar nicht daran, daß ſein Fuß ihn ſchmerzt?“

Das half am Ende, aber es war ein große Störung, die uns ſchläfrig machte, und wir freuten uns ſämmtlich auf unſere Betten. Für mich gab es jedoch noch lange keine Ruhe und wie das zuging, erzähle ich Dir ein anderes Mal. —

„Ich habe geklopft an der Ehre Schloß:
„Hier thut man nur auf dem Ritter zu Roß.“

Als wir uns in unſerem Stübchen befanden, ſagte mir Paula: „Kleide Dich noch nicht aus, ich habe Dir Allerlei mitzutheilen.“ Wir wählten uns ein trauliches Eckchen und dann begann Paula: „O, Liesbeth, Du denkſt nicht, wie mich beſchäftigt, was ich heute Abend erfahren. Immer muß ich daran denken und deshalb habe ich auch bei Muſik und Tanz weniger Freude gehabt, ich war immer weit ab mit meinen Gedanken, und ich ſang und tanzte nur mechaniſch. Als wir uns nach dem Forſthauſe begaben, ging ich mit Alice Werder voran, die ich gern habe, auch, weil ſie mich ſtets aufſucht. „Was haſt Du,“ fragte Alice, „zu dem Ausfall meines Bruders gegen den Adel geſagt?“ „Ich fand ihn weder höflich noch auch richtig.“ „Mich hat es verletzt, daß Hermann ſo hat handeln können, denn er ſagte Alles abſichtlich, um Mathilde zu kränken. Ach, Paula, weshalb hat Mathilde geſucht, ihm zu gefallen? das ſind nun die Folgen. Er hat viel mit mir darüber geſprochen: „Wie kokett ſie gegen mich geweſen, wie ſie geſtrebt hat, mir zu gefallen, das weißt Du, das wißt Ihr Alle nicht, das weiß nur der Mann, dem es begegnet. Wie unſinnig hochmüthig ſie iſt, das iſt mir erſt nach und nach klar geworden; ſie verachtet mich um meines Standes willen, aber ſie will den Sclaven, der für ſie ſchmachten, der die unſinnigſte Leidenſchaft für ſie faſſen ſoll. Meine Ruhe, mein Schmerz ſind ihr Nichts! — Wäre ich nicht Theologe — denn mein Stand treibt mich an, beſſer zu ſein, als ein ganz gewöhnlicher Menſch, — ich würde ſie dieſe herzloſe Eitelkeit theuer büßen laſſen, ich würde Alles daran ſetzen, ihr zu gefallen, um mich hernach kalt von ihr abzuwenden. — Ich könnte, das, denn ſie iſt nicht gleichgültig gegen mich, und ich könnte, was ihre Seele bewegt, zur Leidenſchaft entflammen, aber das zu wollen — ſo gering denke ich nicht. — Meine Grundſätze von Ehre verhindern mich daran, dieſe, und ein anderes Bild, vor dem ich mich beuge.“

Es war mir, als ob Schwindel mich erfaſſe bei dieſer Mittheilung, mein Mädchenſtolz empörte ſich über Alles, was ich vernahm, ich war verletzt und zu ſehr überraſcht, denn es fällt uns Mädchen wohl zu wenig ein, daß Männer über uns urtheilen und wie ſie es thun.

Ich ſchwieg, denn ich dachte zu viel, um ſprechen zu können. Paula fuhr fort: „Du kannſt Dir denken, Liesbeth, was ich empfand; es war mir, als ob nicht Mathilde allein herabgewürdigt ſei, als ob Du, Fanny und ich es mit ihr wären. Als ich zu einiger Faſſung gelangt war, äußerte ich Befremden über die Zuverſicht ihres Bruders. Alice blickte mich erſtaunt an: „Ach, Paula, wenn Du an der Wahrheit deſſen, was er äußert, zweifelſt, dann mußt Du nie Acht gehabt haben. Mathilde hat ihm ſehr viel Anlaß gegeben, Alles zu glauben, was er ausſpricht; mein Bruder wird nirgend unbemerkt bleiben, dazu iſt er zu bedeutend, zu hübſch und zu ſelbſtbewußt; das hilft auch zur Anerkennung. Aber Du fragſt nicht, welches Bild ihm vor die Seele getreten und ihn zurückgehalten hat?“ — Ich zwang mich, ruhig zu ſein, und erwiederte: „Ich denke, das muß ſein Geheimniß ſein und bleiben.“ „Weil Du es willſt, ſchweige ich und weiß jetzt, daß Du keiner weiteren Aufklärung bedarfſt. Denke freundlich darüber nach, mich macht es ſo glücklich.“

Ich ſchwieg noch immer; Paula faßte meine Hand und ſagte ſanft: „Wie freut, wie beruhigt es mich, daß Du Dich ganz zurückgezogen, denn es würde mich tief gekränkt haben, wenn auch Du, und zwar unaufgefordert, in letzter Zeit ſeiner Eitelkeit Nahrung gegeben hätteſt. Daß es ſeine Abſicht war, mich zu gewinnen, darüber bin ich nicht im Zweifel geweſen, aber ich lege keinen Werth darauf. Vielleicht würde er mich nie beachtet haben, wenn ich ihm Anerkennung gezeigt hätte; daß ich es nicht that, beunruhigte ſeine Eitelkeit. Solche Menſchen ſind mein Geſchmack nicht, er wird mir nie gefallen, und wozu will er dies in einem Augenblick verſuchen, wo ſeine ganze Exiſtenz noch zweifelhaft iſt. Ich bin völlig damit fertig, mich wird er nie gewinnen; für einen ſo einfachen Charakter, als der meinige es iſt, paßt kein Mann mit ſo viel Eitelkeit und Anſpruch, und wer weiß überdies, ob es ihm auch mit mir Ernſt iſt, obgleich ſeine Schweſter mir dies in verſteckter Weiſe glaublich zu machen ſuchte. Was aber beginnen wir mit Mathilden? Wir dürfen doch nicht geſtatten, daß ſie ſeinen Künſten ausgeſetzt bleibt, denn wie leicht könnte ſeine Kälte ſie weiter und weiter treiben.“

Nach einigem Nachdenken beſchloſſen wir, Frau Kraus in's Geheimniß zu ziehen; das war der einzige rechtliche Ausweg, der uns blieb.

Sie hörte uns ſehr aufmerkſam und theilnehmend an und ſagte nach einigem Schweigen: „Fanny und Mathilde ſingen heute Nachmittag mit Marianne, kommt während dieſer Zeit zu mir, damit ich meine Anſicht ausſprechen kann.“

Die Doctorin war während des Tages ruhig und ernſt und Gertrud, die Alles beachtet, fragte: „Großmama, was fehlt Dir? Du haſt heute Laden vor den Augen, ſie ſind gar nicht hell.“

Als wir zur feſtgeſetzten Stunde eintraten, wurden wir freundlich empfangen und Frau Kraus äußerte, ſie habe ſorgenvoll nachgedacht, um einen guten Ausweg aufzufinden, denn dies ſei nicht leicht. Sie werde uns ſämmtlich im Laufe des Abends mittheilen, daß wir fortan den Abendunterhaltungen nicht mehr beiwohnen könnten, weil zu viel Zeit für nützlichere Zwecke dadurch verloren ginge. Sie begreife, daß es uns angenehm ſein müßte, für ſo viel empfangene Gaſtlichkeit Aeußerungen des Dankes an den Tag zu legen und ſei ſehr bereit, uns dabei hülfreich zu ſein. Sie ſchlage vor, wir möchten in den nächſten Wochen allerlei niedliche für eine Kartenlotterie geeignete Dinge anfertigen, und ſo bald dieſe zu Stande gebracht wären, die ganze junge Damenwelt zu Kaffee und Thee einladen. Uns auf angenehme Weiſe zu bewirthen, werde dann ihre Sorge ſein, und überdies beſäße ſie viele hübſche Kleinigkeiten, zum Theil aus fremden Ländern ſtammend, von denen ſie gern für unſeren Zweck mittheilen werde. Dieſe Mittheilung zerſtreute uns ſehr und wir arbeiten ſchon in Gedanken für die Lotterie, bemüht, Neues und Zierliches auszudenken.

Beim Thee kam der Plan zur Sprache und ward freudig aufgefaßt. Ich glaube, Mathilde und Fanny, die beide nicht übermäßig fleißig ſind, ſehen darin eine Anwartſchaft auf neue Feſte und das ermunterte. — Fanny war wie immer, Mathilde etwas nachdenklich und nicht in glorioſer Stimmung. Fanny, die nie verſchweigt, was ſie denkt, auch wenn es unendlich viel weiſer ſein würde, dies zu thun, erzählte, nachdem ſie einige nachdenkliche Blicke auf ihre Freundin geworfen, Hermann Werder's Aeußerungen über den Adel, und befragte Frau Kraus, ob es nicht ſehr unmanierlich geweſen ſei, ſich in ſolcher Weiſe zu äußern. Dieſe meinte, eine ſolche Bezeichnung würde nur dann zuläſſig ſein, wenn man die beſtimmte Abſicht, beleidigen zu wollen, dabei vorausſetzte. Im Eifer des Geſprächs und namentlich wo dies in das Gebiet der Politik übergegangen ſei, werde es häufig unbeachtet gelaſſen, ob einzelne ſcharfe Aeußerungen Anwendung auf anweſende Perſonen haben könnten. Billig denkende würden das unbeachtet laſſen, und die kleinliche Auffaſſung verſchmähen, daß um des Einzelnen willen das Allgemeine nicht berührt werden dürfe. Eine leicht hingeworfene Aeußerung der Art, ohne weitere Motivirung, habe an ſich wenig Werth und könne ruhig überhört werden; für Frauen gäbe es zur Sicherſtellung ihrer geſelligen Verhältniſſe häufig kein beſſeres Mittel, als ſcheinbares Ueberhören deſſen, was ihnen nicht paſſend erſcheine. — Sie würden damit immer am ſicherſten gehen. — Dies Geſpräch ward weiter fortgeführt, ohne daß Mathilde ein Wort dazu ſagte, denn ſie ſchien daſſelbe als eine zweite Beleidigung aufzunehmen.

Fanny verſicherte lachend, ſie für ihre Perſon fühle ſich durchaus durch Werder nicht beleidigt, ſie vermiſſe noch keinen ihrer Kroudiamanten, und fühle ſich ganz daſſelbe, was ſie geſtern geweſen ſei, das heiße, nach ihrer Anſicht, als ſehr wenig.

Paula und ich zogen Marianne in das Geheimniß, wir mußten ihr unſer Leidweſen klagen, daß es nun mit den hübſchen Abendunterhaltungen aus ſein werde; wir hatten ſo große Freude daran gehabt. Marianne beklagte uns mit ihrem ſanften Herzen, und wir drangen tiefer in Betrachtungen über das Leben ein und meinten, es ſei doch wunderbar, daß alles ſo recht Hübſche und Erfreuende ſtets nur von kurzer Dauer ſei. Ich ſetzte noch hinzu: „Alles ſo unſchuldig Erfreuende.“ Sie lächelte und meinte, eben weil es das nicht immer ſei, ende es ſo ſchnell, und das ſei auch hier der Fall. Die Leidenſchaften der Menſchen und häufiger noch ihre Thorheiten verſchütteten, was an und für ſich ſo reizend ſei. Das Paradies gehe verloren, weil die Unvollkommenheit der Menſchen es nicht zu behaupten verſtände. Ohne Mathildens Gefallſucht würde ſich Alles wohl noch länger in gleicher Weiſe gehalten haben, lange aber ſchwerlich. Wo ſo viele junge Mädchen und junge Männer oft und fröhlich miteinander verkehrten, werde es wohl immer zu einem Anſtoße kommen, entweder durch gefaßte, häufig unverſtändige Neigung, oder durch Gerede und Geklatſche; das ſei faſt unvermeidbar und bezeichne die Unvollkommenheit eines Lebens, welches eben durch dieſelbe auf ein höheres hinweiſe, voll ſeligen Friedens. Wir ſollten uns nur tröſten, wir würden auch ohne jene Abende fröhlich ſein können; wer ſich viel beſchäftige, geſund ſei und ein gutes Gewiſſen habe, für den gäbe es weder Ueberdruß noch Langeweile. Vorläufig wollten wir nun miteinander bereden, was für kleine Arbeiten anzufertigen ſeien, die nicht zuviel Geld und Zeit koſten würden. In ſolchem Beſprechen liegt doch ſehr viel Spaß, und als Marianne fortging, bedurften wir des Troſtes nicht mehr.

Ich bin eigentlich weit aufgebrachter über Hermann als über Mathilde, er iſt ſo viel älter, und ein Mann ſollte doch ernſter denken, aber er iſt eben ſo gefallſüchtig wie ſie. Ich will ihn Dir beſchreiben; er iſt groß und trägt ſich ſehr gut, hat blondes Haar, ſchöne Zähne, edle Züge, faſt ſchwarze Augen und zu dem ſonnengebräunten Geſichte eine ſchneeweiße, auffallend ſchöne Stirn. Er ſieht ſehr gut aus, aber ich würde mich nicht um ihn gekümmert haben, hätte er ſich nicht um mich gekümmert. Das hat er gethan; gleich, als ich ihn zuerſt ſah, hat er mich in aller Weiſe beachtet und ausgezeichnet, und angeſehen — ſo könnte ich nur anſehen, wem ich ſehr gut wäre. Als Mathilde ihn anzuziehen ſuchte, vernachläſſigte er mich deshalb anfangs nicht und ſchien halb gezwungen auf ihre freundliche Zuvorkommenheit einzugehen. Bald jedoch zeigte er ſich mehr als ihren Verehrer und beachtete zur ſelben Zeit Paula und hat ſeine Schweſter glauben machen wollen, es ſei ihm damit Ernſt. Einen ſolchen Charakter verſtehe ich nicht, Helene, ich habe nur Verachtung dafür. — Natürlich verdrießt es mich, daß es ihm gelungen iſt, mir ſo ſehr zu gefallen, und daß ich mich jetzt zu denen zählen muß, welchen man leicht Etwas einbilden kann, aber es iſt doch auch ſo ſchwer zu denken, daß ein Menſch Freude daran finden kann, mit Gefühlen zu ſpielen und die ſeinigen zu verſpielen, möchte ich ſagen. — Meiſtens werden doch wohl nur die leicht getäuſcht, welche ſelber nicht zu täuſchen vermögen.

„Schauen kann der Mann und wählen!
Doch was hilft ihm oft die Wahl?
Kluge ſchwanken, Weiſe fehlen,
Doppelt iſt dann ihre Qual.“

Heute ſprach ich mit Marianne über Werder und ſagte ihr, wie gern ich ihn wiederſehen möchte, nur um ihm zu zeigen, daß er mir ganz gleichgültig ſei.

Sie lächelte: „Mäßigen Sie Ihre Kampfbegier, Liesbeth, denn ſie iſt, glaube ich, nicht wohl angebracht. — Hermann hat Sie freudig begrüßt und bewundert, wie man eine Blume anerkennt, welche man zum erſten Male erblickt. Eine Blume kann man vergeſſen oder ſpäter überſehen, weil es viele Blumen giebt, welche die Augen auf ſich ziehen. Nur in der Art des Bewunderns liegt der Vorwurf begründet, den man Jemand wird machen können, aber die leichte Auffaſſung der Welt geſtattet den Männern viel, und Unerfahrenheit glaubt leicht; darin beſteht es, daß ein Mädchen viel zu überwinden hat. Wünſchen Sie nicht ſo ſehr, Herrn Werder wiederzuſehen, bevor Sie nicht innerlich feſter geworden ſind. Es könnte ihm einfallen, Sie abermals zu bemerken, das könnte Sie entweder ſchwankend machen, oder auch Sie könnten leicht ſich den Triumph gewähren wollen, ihn geringſchätzig zurückzuweiſen. Beides wäre bedenklich; nach meiner Anſicht giebt es für Sie ihm gegenüber nur eine feſt vorgeſchriebene Bahn des Benehmens, und dieſe iſt ruhige freundliche Höflichkeit. — Wenn Sie davon nicht abweichen, werden Sie ſich ſtets im Vortheil befinden; er wird, auch wenn er das wollen ſollte, nicht mit Ihnen ſpielen können, und Sie werden ſich die Achtung Ihrer Umgebung und die ſeinige gewinnen. War die Art ſeines Verfahrens Ihnen gegenüber in Wahrheit zu tadeln, ſo laſſen Sie das ſeine Sache ſein, und tadeln Sie ihn nicht weiter, als dies bis jetzt geſchehen iſt. Jeder hat ſeine Aufgabe zu löſen im Leben, und damit keine geringe Verantwortung. Gewiß ſelten findet man drei Häuſer, wo Lebensſitte und Bewohner ſo wohl zu einander paſſen, als dies hier der Fall iſt, aber die Verkehrtheit der Menſchen giebt immer Anlaß zu Störung und Hinderniſſen. Ich hoffe, Alles, was Mathilde betrifft, wird ſich ausgleichen laſſen, und es wird leicht Alles wieder in's richtige Geleiſe kommen.“

Es läßt ſich ſo gut mit Marianne ſprechen, ſie hat eine ſo angenehm ſanfte Weiſe und iſt nebenbei doch keine Reſpectsperſon, die man fürchtet. Paula lernt und wirthſchaftet freudig und nebenbei arbeiten wir mit großer Emſigkeit für die Lotterie. Paula nennt es unſeren Socialismus, zu dem Jeder beitragen müſſe, was er eben zu bieten habe. Arbeit, Talent und Geld, Letzteres zum Behuf von Auslagen für kleine Arbeiten, welche nicht aus ganz gewöhnlichem Material beſtehen. Wir haben feſt beſchloſſen, daß fünfundzwanzig kleine Gewinne beiſammen ſein müſſen, bevor die Lotterie gegeben wird. Aber nun das Ausdenken und Vorbereiten! Immer heißt es: „wenig Zeit und wenig Koſten.“ Ohne dieſe Hemmſchuhe wäre es eine leichte Sache.

Der erſte Entwurf iſt gemacht; Paula giebt drei kleine Büchelchen zu Nadeln und Viſitenkarten, auf Carton gemalt, eine Arbeit, auf welche ſie ſich raſch und reizend verſteht, ein Arbeitskörbchen, gleichfalls von Carton, luftig und allerliebſt, aber nur für ſehr zierliche Perſonen anwendbar, und einen Federwiſcher. Mathilde ſchenkt der guten Sache weißen Mouſſelin zu einer Blouſe mit geſtickten, aber gekauften Borden, eine kleine Geldbörſe, einige Albumbilder und zwei auf Sammet geſtickte Shlipſe. Fanny arbeitet eine Klappe mit Manſchetten, zwei geſtrickte Staubtücher, und ſchenkt ein Häkelnadeletui, ein Strickkörbchen und ein kleines Notizbuch; ich ſticke eine Garnitur, Klappe und Manſchetten mit ſchwarzer Seide und eine zweite mit rothem türkiſchem Garn und ſchwarzer Seide und mit türkiſchem Muſter, zwei Nadelkiſſen und male ein Leſezeichen. Das Alles muß in vier Wochen vollendet ſein, aber natürlich dürfen wir unſere Arbeitsſtunden dazu anwenden. Marianne und Lucie geben zuſammen fünf Sachen; ſie wollen kleine künſtliche Dinge arbeiten, aber das Nähere iſt uns noch verſchwiegen. Es iſt ein ſolcher Spaß und wir haben ſoviel Eifer dafür.

Gertrudchen und Ellie wollen auch dazu arbeiten, und das wollen wir ihnen nicht ſtören, ſondern es ihnen auch recht zur Freude werden laſſen. Ich habe Gertrud übernommen, Paula Ellie; dieſe näht ein Leſezeichen, muß es aber ſehr accurat machen und bekommt als Belohnung ein Geſchichtchen; Gertrud arbeitet ein Nähnadelbuch und muß Alles daran ſelber nähen und thut es ſo niedlich. Mir rauben Anweiſung und Aufſicht manchen Augenblick, den ich gut gebrauchen könnte, aber wenn ich ungeduldig werden will, denke ich — „wenn Du nun einmal ſolche kleine Tochter haſt, da wirſt Du noch viel anders geduldig ſein müſſen, dies iſt nur eine flüchtige Probe,“ Doctor Heß hat ganz Recht, mit Kindern verkehren müſſen, heißt auch, für's Leben erzogen werden.

Uebermorgen iſt hier Schützenfeſt und es iſt Sitte, daß ſich Alles dabei betheiligt, Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, jeder in ſeiner Weiſe, aber Keiner bleibt zu Haus. Das Feſt findet auf einem reizenden, von Bäumen umgebenen Platze ſtatt, und es findet eine eigenthümliche Sitte dabei Geltung. Sobald der Königsſchuß gefallen iſt, vertheilt der jedesmalige König Karten an diejenigen, denen es geſtattet ſein ſoll, in den beiden Königszelten zu tanzen, und es iſt eine Ehrenaufgabe für denſelben, ſo zu vertheilen, daß kein Anſtoß durch die Erwählten gegeben wird. Durch dieſe Sitte geht die zweite hervor, daß alle Damen aus allen Ständen dort tanzen und ſich auf das Feſt freuen. Wir thun das auch, denn wir dürfen hin, die Doctorin, Marianne, Lucie, die Kinder, Alle gehen mit, Letztere freilich nur auf ein Paar Stunden. Wir gehen ſchon zum Kaffee hin, ſuchen uns einen hübſchen Schattenplatz aus, von wo man die bunte luſtige Welt überſchauen kann, haben für alle Fälle unſere

Arbeit mit, und ziehen Mouſſelinkleider mit farbigen Schärpen, ohne weiteren Putz an. Der hübſche Schauplatz, Kaffee, Kuchen, fröhliche Leute, Muſik und ſpäter Tanz, wenn das nicht Freude genug iſt! —

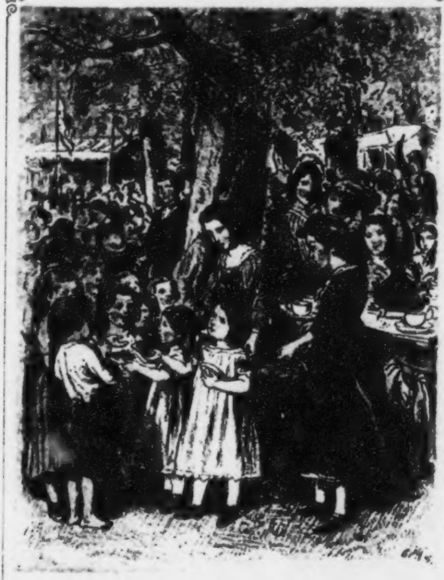
Wir ſind ſo glücklich über die Ausſicht, und wollen uns recht zuſammennehmen, um nicht nachläſſig zu lernen, denn das thun, hieße doch entſetzlich undankbar ſein. Wir können recht ſagen: „Ueber Nacht, über Nacht!“ Denn wir hatten natürlich vom Schützenfeſt gehört, aber nie war geäußert, daß wir hin dürften. Mathilde und Fanny wußten noch nicht, was über unſere Abende verhängt war, aber Paula und ich wußten es und dachten, wir würden alle jungen Leute in langer, langer Zeit nicht wiederſehen, und nun urplötzlich kam es ſo anders; ſolche Ueberraſchungen ſind eben der allerbeſte Scherz.

„In Klarheit wohnt der Frieden.“

Aus dem Tanz ward nichts, Helene, aber wir haben uns darüber getröſtet. Am Morgen kam ein Brief an die Doctorin von ihrer Tochter; ſie hatte ſeit lange darauf gewartet, aber er enthielt wenig Erfreuliches, nur die Nachricht als negativen Troſt, daß es mit dem Befinden des Mannes nicht beſſer, aber auch nicht ſchlimmer ſtehe. Frau Kraus war tief, aber ſtill niedergeſchlagen; wir fragten faſt einſtimmig, ob die Nachmittagsparthie nicht aufgegeben werden ſolle. Als dies entſchieden verneint ward, meinte Paula, tanzen würden wir ganz gewiß nicht wollen; Fanny und ich ſtimmten bei, und Mathilde erklärte kalt, ſie würde in ſo gemiſchter Geſellſchaft überhaupt nicht getanzt haben. Bei dieſem Anlaß erfuhren wir, daß wir überhaupt nur eine oder zwei Stunden Nachmittags, aber nicht am Abend hätten tanzen dürfen. Es war immer ein Verluſt, aber er war zu tragen; Frau Kraus hatte, als wir fortgingen, ihre freundliche Ruhe wiedererlangt und die Kinder und wir jungen Menſchen begaben uns ganz ſelig auf den Weg.

Ein Kaffeeplatz war an Ort und Stelle bald aufgefunden, und während Frau Kraus ſich dort etablirte, wurden wir beauftragt, in den Buden Kuchen für den Kaffee auszuwählen. Gertrud und Ellie hatten für dieſen Zweck Körbchen mitgenommen. Frau Kraus vertheilte ſcherzend das Geld zwiſchen uns, damit jede nach ihrem Geſchmack wählen könne; auch die Kleinen wurden bedacht und jubelten laut. Zuerſt wurden die Buden im Vorübergehen inſpicirt, und zwei als ſolche auserwählt, die ſich unſerer Kundſchaft zu erfreuen haben würden. Der Einkauf war ſehr beluſtigend; die Kinder wollten natürlich für ihr Geld große Torten erhandeln, und fanden die Leute höchſt ungefällig; wir großen Kinder ſahen vielfach auf die Quantität, erwägend, daß ſicherlich ſich Bekannte bei uns einfinden würden.

Der ganze weite Platz wimmelte von Menſchen, und da die Leute hier freundlich ſind, flog mancher Hut vom Kopfe, uns zu begrüßen, aber die echten, rechten Bekannte ſahen wir nicht. — Als wir zu unſerem Platz zurückkehrten, war der Kaffee bereits gebracht, und Frau Kraus ergötzte ſich ſehr über unſeren Einkauf, der in den hochaufgethürmten Körben



Beim Schützenfest

auf den Tiſch geſtellt ward. Eine Schaar von Kindern ſtellte ſich in einiger Entfernung auf, den Kuchen unverwandt betrachtend. Von dieſem konnten ſie nichts bekommen, denn er hatte ſeine Beſtimmung, aber Ellie und Gertrud durften aus umhergetragenen Körben, unter Lucie's Aufſicht, Weißbrod kaufen und es unter die Kinder vertheilen.

Nach und nach ſtellten ſich Bekannte ein; die jungen Herren wagten nur eine flüchtige Begrüßung und entfernten ſich nach derſelben. Die jungen Mädchen wurden eingeladen und blieben mit uns. Mehr Kaffee ward beſtellt, Frau Kraus gab mit der liebenswürdigſten Heiterkeit jedem jungen Mädchen daſſelbe Kuchengeld, welches wir bekommen hatten, und nun machte ſich ein langer Zug lachend und fröhlich auf den Weg, Alles ward ſo natürlich freundlich aufgenommen und wir waren vergnügt wie ſelige Kinder. Bei der Gelegenheit machten wir die Entdeckung, daß auch Buden vorhanden waren, in denen allerlei Herrlichkeiten verſpielt wurden. Lucie und die Kinder gingen auf unſere Bitte zurück, zu fragen, ob wir ſpielen dürften? Bei ihrer Rückkehr flog Gertrud voran und verkündete ſchon von Weitem: „Großmama ſagt ja, gern!"

Wir hatten ſämmtlich Geld mitgenommen und entſchieden uns für eine Bude, in welcher ein alter Jude ſchaltete und waltete. Sobald wir und andere gute Leute, an denen es nicht fehlte, Nummern beſetzt hatten, hieß es, jetzt ſolle das Spiel beginnen. Statt deſſen aber ſchrie der Alte mit kreiſchender Stimme zwiſchen die Menge, wer noch gewinnen wolle, müſſe ſich beeilen, drei, vier Nummern wären noch übrig. Neuer Einſatz erfolgte, aber wir hatten lange zu warten, bevor dieſe Manöver endeten und das Spiel wirklich begann. — Paula gewann zwei große Schüſſeln, welche ſie gegen niedliche Taſſen umtauſchte, Mathilde eine Blumenvaſe, Lucie ein Roſentöpfchen, Alice Werder einen kleinen Teller und wir Uebrigen nichts. Die Gewinne wurden jedoch davongetragen, als ob ein Fürſtenthum damit gewonnen ſei, und wir hätten auf der Stelle wieder einſetzen mögen. Nach langem Berathen, ob das vernünftig ſei, ward plötzlich entſchieden, ja, aber jetzt bei einer anderen Bude, denn der alte Jude mit ſeinem Gekreiſch und ſeinem Vorſpiegeln ſei nicht zu ertragen. Sein Nachfolger machte es wenig beſſer und die Gewinne floſſen auch nicht. Bergfeldt's gewannen einen Vorlegelöffel von Zinn, Erloff's ein kleines Schreibzeug, Fanny eine Milchkanne. Gleichviel, es war demunerachtet ein ſehr hübſcher Spaß, weil wir Alle beiſammen waren, das luſtige Gewühl überſchauen konnten, und von manchen Seiten höflich und freundlich begrüßt wurden.

Der Königsſchuß war gefallen, als wir eben unſeren Kaffeetiſch wieder erreicht hatten; lauter Jubelruf, ein anhaltender Tuſch und das Wirbeln der Trommeln verkündeten den großen Erfolg. Alle ringsum lachten und waren amüſirt, ohne noch zu wiſſen wer König ſei, und wenn ſie den Namen erfuhren, ohne ihn zu kennen. Endlich hieß es, ein junger, unverheiratheter Goldarbeiter ſei König geworden, eine Königin war alſo nicht vorhanden, aber wie Julius Cäſar meinte, der ſich zu uns geſellt hatte, unter der Menge ſicherlich Viele, die es zu werden wünſchten. Ich lachte wohl, aber doch verdroß mich dieſe Bemerkung; weshalb will man ſtets gleich annehmen, daß Mädchen an Heirathen denken. „Nur der Thron eines Goldſchmieds,“ fuhr Julius fort, „aber dadurch eben ein faſt märchenhaftes Glück, denn wie goldig kann er ſeine Königin beſchenken. Ich will mir den Trödel mit anſehen; wenn Bekleidung mit den Inſignien, empfangener und geſpendeter Ehrentrunk überwunden ſind, folgt der Ehrentanz im Königszelt mit irgend einer Schönen des ehrſamen Städtchens. Die Glückliche und ihren unverhehlten Stolz will ich mir anſehen, und mir von dem Adjudanten des Königs ein Billet holen, um mit Ihnen tanzen zu dürfen.“ Fort war er, bevor ich ein Wort zu erwiedern vermochte, aber die Sache blieb ſich gleich, ein Billet würde er doch geholt haben. Von allen Seiten eilten jetzt die uns bekannten Herren mit Karten an den Hüten herbei, uns zum Tanz aufzufordern. Mir ſchlug das Herz ſo bei dieſem Anblick, daß ich Faſſung erringen mußte, um ausſprechen zu können, daß wir nicht tanzen würden. Jede von uns gab dieſelbe Antwort und jede von uns hätte wohl hinzufügen können: „Aber ich thäte es ſehr gern.“ Ein flüchtiger Blick zeigte mir, daß Mathilde zwar ſehr ruhig, aber doch mit einem wunderhübſchen Blick auf Hermann, ablehnte. Daß er den Blick bekam, wie verdroß es mich, aber nur aus mädchenhaftem Stolz. Eine Genugthuung war es nur, daß Werder's Augen ſich wie erſchüttert ſenkten. — Frau Kraus erhob ſich jetzt zum Hineingehen, um, denke ich, weil noch immer über uns debattirt ward, das Vergnügen der anderen jungen Mädchen nicht zu verkürzen. Wir hätten dieſe wenigſtens gern tanzen ſehen; da aber das nicht ging, ſchieden wir unter freundlichem Bedauern, und verließen den Kampf- und Tanzplatz innerlich nicht ſehr beſeligt, aber äußerlich mit ſchöner Faſſung. — Die Kinderchen konnten kaum noch auf ihren Füßchen ſtehen, aber ſie hätten, eben wie wir, länger bleiben mögen und verhehlten dies weniger, das war der ganze Unterſchied. —

Nach dem Thee ging Frau Kraus mit uns auf den Schloßberg des unbewohnten gräflichen Schloſſes, und wir beklagten ſämmtlich, daß ein ſo in aller Weiſe reizender Aufenthalt leer und verſchloſſen daſtand. — Wir wählten einen Platz, von wo aus man die ſchönſte Ausſicht hat; auf der Welt lag der Frieden eines wundervollen Sommerabends, aus der Ferne tönte die Muſik vom Feſtplatze zu uns herüber, aber ohne uns zu beunruhigen; ein vollſtändig gebrachtes Opfer, groß oder klein, verleiht Frieden. — Frau Kraus lenkte ſehr bald das Geſpräch auf ihre Tochter. „Sie Alle,“ ſagte ſie, „wiſſen wohl, daß ſie zu beklagen iſt, aber nicht in welchem Grade. Als Eugenie achtzehn Jahr alt war, lernte ſie ihren Mann kennen; Beide waren liebenswürdig, Beide ausgezeichnet hübſch, und das erſte Sehen ſchon ein gleichzeitiges Erfaſſen der Leidenſchaft; Hellweg befand ſich in höchſt günſtigen äußeren Verhältniſſen, er war ein ſehr geachteter junger Mann, zählte zehn Jahre mehr als Eugenie, und ihre Vereinigung erſchien als einer jener Glücksfälle, welche nicht ſo gar häufig im Leben vorkommen. Ich kann mit Wahrheit ſagen, daß ich dieſe Heirath weder gewünſcht noch auch verworfen habe; es ließ ſich nichts dagegen einwenden, aber ich fühlte mich nicht zu meinem Schwiegerſohn hingezogen, ohne einen entſchiedenen Grund dafür anführen zu können.“

„Die Heirath ward vollzogen und erſt nach einem Jahr ſah ich meine Tochter wieder. Sie ſah aus wie neunzehn Jahre, aber doch anders als damals, wo ich ſie mit freudiger Trauer ſcheiden ſah, mit freudiger, weil ſie das Ziel ihrer Wünſche erreicht hatte. Sie war ernſter und gemeſſener geworden, und wer dieſem jungen Ehepaar zuſah, hätte eben ſo gut denken können, ſie wären ſeit zehn Jahren verheirathet, wenn dies dem Alter nach möglich geweſen wäre. Aufmerkſam ſuchte ich im Stillen, ohne Frage, den Grund ſo auffälliger Veränderung zu erforſchen und fand dieſen, wo ich ihn ſuchte, in dem launenhaften, etwas herriſchen Benehmen des jungen Ehemannes. Wenn er einen Wunſch in befehleriſcher Weiſe ausſprach, ward derſelbe kalt und ruhig erfüllt; wenn er in launenhafter Stimmung ſeine Frau ironiſch, oder ſcharf und bitter tadelte, und ihr alle möglichen Schwächen andichtete, möchte ich ſagen, hörte ſie ihn ſchweigend mit nachläſſiger Geringachtung an. — Worte drücken nicht aus, wie ſehr dieſe Wahrnehmung mich erſchütterte, aber fragen wollte ich nicht, meine Tochter ſollte klagen. Das geſchah nicht; als ich ſie jedoch einſt in Thränen aufgelöſt in einer entlegenen Laube des Gartens fand, ſchloß ich ſie zärtlich in meine Arme und forſchte ihrem Kummer nach. Nie im Leben hatte ich zuvor einen Menſchen ſo weinen ſehen. „O Mutter, liebe Mutter, wäre ich noch daheim bei Dir, ich armes, armes Weſen. Aber es wird mir das Herz brechen, und das iſt gut, dann habe ich Ruhe.“

„Sehr nach und nach entlockte ich Eugenien den Grund ihres Kummers, ich wollte ihn nicht errathen haben, ſie ſollte ihn mir entdecken. Wie rührend klagte ſie: „Mutter, liebe Mutter, Du weißt, wie feſt und innig ich auf Glück hoffte; ich habe es nicht gefunden; man ſpricht ſonſt wohl von Flittermonden und Wochen, ich bin ſeit meiner Heirath keinen Tag glücklich geweſen. Von dem Tage an, wo ich ſeinen Namen trug, hat mein Mann mich, mit wenigen Ausnahmen, nur die Schattenſeite des Lebens kennen gelehrt. Ach, nur Dir kann ich es ſagen, er hat mich nicht gut behandelt. Ich war erſtaunt, erſchrocken, dann empfindlich, dann ſehr traurig. Für das Alles hatte er nur eine Antwort, die, daß ich ein Mutterkind ſei, und ein vernünftiger Mann mehr begehre, als ein verzogenes Mädchen. — Dieſe Ungerechtigkeit trocknete meine Thränen, ich ward äußerlich kalt und ruhig, glücklicher nicht. Es gab Augenblicke, es giebt ſie noch, wo ich für ihn noch die Eugenie von ehemals war und bin. Nach ſolchen Augenblicken jubelte ich auf in kindlicher jugendlicher Freude, und glaubte wieder an die Liebe von ehedem, aber nur um zu gewahren, daß Alfred ſich nach ſolchem Erweiſen der Milde und Liebe deſto ſchroffer von mir abwandte. Wenn er mich nicht liebt, wenn er überhaupt nicht lieben kann, o, weshalb ließ er mich nicht meinen Weg gehen, ohne ihn zu durchkreuzen. Ich klage nicht leicht, Mutter, das weißt Du, aber über meinen Mann klage ich, denn er hat mein Glück vernichtet, und tritt mich moraliſch mit

Füßen; wäre ich in Wahrheit ein verzogenes Kind, ich hätte nicht ſchweigend dulden können, wie ich geduldet habe, ich würde es überhaupt nicht können, wenn ich nicht auf Erlöſung vom Leben hoffte."

„Ich hatte nicht ruhig aber ſchweigend zugehört, dann äußernd, eine ſo tiefgehende Erörterung, als die mir gemachte Mittheilung nothwendig herbeiführen müſſe, laſſe ſich nur in Ruhe und Einſamkeit vollführen, und ſo wollten wir die bevorſtehende kleine Reiſe und Abweſenheit ihres Mannes dazu benutzen. Bis dahin möge ſie mir zur Liebe beſſeren Muth faſſen, und wie meine gute Tochter von ehemals heiter und zufrieden ſein, Alles werde ſchon noch beſſer werden."

„Meine Worte richteten ſie wunderbar auf, ſie ſchien nicht heiter von da an, ſie war es, und ſchon dadurch entſtand ein beſſeres Vernehmen zwiſchen Mann und Frau; auch ich athmete freier. Als es dann zu der Unterredung mit meiner Tochter kam, als ſie ſo ſichtlich Alles von ihrer Mutter hoffte, mußte ich für ſie und für mich durch harte Stunden der Prüfung gehen. Meine Tochter richtete ihre Augen ſtarr und wie vorwurfsvoll auf mich, als ich ihr ſagte, ihre Ehe könne und werde nur dann beglückender ſein, wenn ſie ihr Benehmen vollſtändig ändere. Arme Eugenie! Sie war ein liebenswürdiges Weſen im vollen Umfang des Worts, und hätte mit einem anderen Manne ohne jeglichen Kampf glücklich ſein können. Ich machte ſie aufmerkſam auf die ernſten Worte der Schrift: „Er ſoll Dein Herr ſein."

„In einem wohl organiſirten Hauſe iſt dies Wort von der tiefſten Bedeutung, der Herr reiſt ab, der Herr kommt,

„der Herr“ klingt es durch Alles hindurch, auch die Frau ſagt ihren Dienſtboten gegenüber nicht „mein Mann“, ſie ſagt „der Herr“. Wohl dem Hauſe, wo der Herr ein ernſter, gerechter, aber milder Gebieter iſt.“

„Eugenie hörte mir ruhig zu und ſagte dann: „Niemand kann mehr wünſchen als ich, daß der Herr des Hauſes auch in Wahrheit der Herr deſſelben ſein möge. Immer wird es mir leicht ſein, mich dem Willen, den Anordnungen deſſen zu fügen, der ein Recht auf Beides hat, aber ich will Folge leiſten als ſeine Frau, nicht als ſeine Sclavin, welcher er rauh, gebieteriſch, ſpöttiſch begegnen zu dürfen meint. Dagegen lehne ich mich auf, mit dem vollen Rechte der Frau, aber wie lehne ich mich auf! Ich befolge ſeinen Willen, aber ſchweigend, ohne Freude, ich gehorche, um einem Scandal aus dem Wege zu gehen, der nicht ausbleiben würde. Ich bin froh, ſelig, ihn über Alles liebend, die Gefährtin meines Mannes geworden, ich habe ihn nicht getäuſcht.“

„Hat er Dich getäuſcht, Eugenie? Kannſt Du das mit Wahrheit ſagen? Du haſt ihn geliebt ohne ihn zu kennen, und ihn bereitwillig mit allen ſchönen Eigenſchaften geſchmückt, welche Dein warmes Herz ihm zutraute. Du haſt Dich getäuſcht, und es ihm durch das ideale Bild, welches Du Dir von ihm entworfen, ſehr ſchwer gemacht, demſelben zu entſprechen. Die Eigenſchaften, über welche Du Dich beklagſt, ſind nicht liebenswürdig, das gebe ich zu, wo aber ein entſchiedenes Uebel vorhanden iſt, wird der vernünftige Menſch es zu verkleinern, nicht zu vergrößern ſtreben, und eben den letzten Weg ſchlägſt Du ein. Kein Menſch iſt leicht ſtark oder bereitwillig genug, ſeine Fehler abzulegen, ein Mann wird dies ſeiner Frau gegenüber ſelten thun, ſobald er bemerkt, daß er gebeſſert werden ſoll. Verſuche es nicht, ihm dieſe Ueberzeugung zu geben, überlege Dir Alles recht. Er iſt noch derſelbe, den Du ſo vergötternd geliebt haſt, noch derſelbe geachtete Mann, dem Du nicht nachſagen kannſt, er ſei dem Trunk, dem Spiel ergeben und Dir untreu. Was hat es denn für Noth! Gewöhne Dich ſanft und liebevoll an die ſchroffe Außenſeite, überſich dieſelbe, laſſe Dich nicht dadurch beleidigen, und Du wirſt auf ſolche Weiſe, ſanft und liebenswürdig, ſein ganzes Vertrauen gewinnen, und was Dich jetzt zurückſtößt, wird ſich nach und nach verlieren. — In rechter Weiſe demüthig ſein — wie Wenige verſtehen das! Wie Wenige bringen in echter, reiner Demuth ihre Eigenheiten denen eines Anderen zum Opfer. Wäreſt Du demüthig, könnteſt Du Dich heiter und herzensgut beugen, Du und Dein Mann Ihr würdet beide glücklich ſein; weil Du das nicht kannſt, ſeid Ihr es beide nicht. — Die Schuld iſt Dein — wolle glücklich ſein, aber nicht nach kindiſch engherzigem Maßſtabe, und Du biſt es; wolle in Wahrheit, treu, ehrlich, ſelbſt aufopfernd, Den beglücken, den Dein Herz mit ſeiner vollen Schwärmerei erwählt hat, und Du wirſt es können. Du haſt ihn zu hoch erhoben, ſtelle ihn jetzt nicht zu tief; er iſt derſelbe der er war, nur Deine Anſicht hat ſich geändert. Du haſt aus Leidenſchaft geheirathet, das bringt den ganz gewöhnlichen Menſchen ſelten Glück; wer aber mehr iſt und die Binde fallen ſieht, wird begreifen, worum es ſich handelt, nicht allein um das

Glück des eigenen Lebens, auch um dasjenige des ſo vergötterten Mannes, um das Heil der Kinder, welche aus dieſer Ehe hervorgehen können, um die einſtige Verantwortung vor Gott. Du biſt mein theures, vielgeliebtes Kind, aber ich kann nur ſagen, wird Deine Ehe, und ich kann leider ſagen, iſt Deine Ehe eine unglückliche, dann iſt die Schuld Dein."

„Manches dem Aehnliches ſagte ich meiner armen Tochter noch im Verlauf einer ſo traurigen Unterredung, und wer jemals in ernſter Veranlaſſung Rath ertheilte, wird ſich ſagen müſſen, daß dieſer meiſtens aus der Kenntniß eigener Fehler hervorgeht. Die Annahme, daß die Schuld der Trübſal von ihr ausgehe, war zu erſchütternd für Eugenien's aufgeregtes Gemüth, ſie erkrankte und war bei der Heimkehr ihres Mannes erſt im Geneſen begriffen. Die liebevolle Sorge, welche er an den Tag legte, erweichte ihr Herz vollends, und vielleicht hatte er ſie ſeit lange nicht ſo anmuthig liebreich geſehen, als in jenen Augenblicken der Dankbarkeit. Meine Kinder verließen mich nach vierzehn Tagen, welche in Frieden und Heiterkeit vergingen. Die liebliche Freundlichkeit Eugenien's entwaffnete die Rauhheit ihres Mannes; ſehr erſichtlich hatte er, ſich ſeiner großen Liebe für ſie bewußt, nicht ſchwach erſcheinen wollen, und ward gebieteriſch und unliebenswürdig, wo er nur einfach feſt hätte ſein dürfen."

„Ernſt ſah ich das junge Paar abreiſen, was an mir lag, hatte ich gethan, die junge Saat ging auf, aber wie viel hatte ſie zu überſtehen bis zur Zeit des Fruchtbringens und der Reiſe! Die erſten Briefe Eugenien's enthielten nur die Beſchreibung der ſehr hübſchen Rückreiſe, und dann des Zuſtandes, in welchem ſie Haushalt und Garten vorgefunden hatte. Bei jedem nachfolgenden Briefe dachte ich „jetzt wird es kommen, was wird ſie nur ſchreiben?"

„Zwei Monate vergingen, aber kein Wort über Glück oder Unglück war in dieſen angenehm einfachen Briefen aufzufinden. Endlich bekam ich am Schluß des dritten Monats Eugenien's, mit weißem Papier durchſchoſſenen Kalender zugeſchickt. Ueber jedem Tage ſtand in ganz feiner Schrift bemerkt, wie derſelbe in Bezug auf Eheglück vergangen ſei. Im Ganzen lauteten die Berichte günſtig; einiger Sätze erinnere ich mich, z. B.: „Alfred tobte, daß ich vergeſſen, einige Vorräthe vor unſerer Abreiſe zu beſtellen; ich verſprach, es ein anderes Mal beſſer machen zu wollen. Er ſtockte im vollen Redefluß und ging mit gerunzelter Stirn, ſagte auch nichts weiter darüber." — Heute im vollen Herrſcherton: „Du beſorgſt, daß die Briefe auf die Poſt kommen, ich habe Geſchäfte und komme zu Mittag nicht zurück. Adieu, Eugenie." „Willſt Du ſpäter eſſen?" „Nein, Adieu." Ach, Mama! aber — ich lief ihm nach und umarmte ihn und dann — ſetzte ich mich hin und weinte. Immer muß ich an Deine Worte denken: „Wenn Gott ihn Dir nehmen ſollte." Deshalb umarmte ich ihn, und als er wieder kam, war ich freundlich und er war es auch, aber kein Wort darüber, wo er geweſen. Ach! Mama, Du haſt es wohl leichter gehabt." Ab und zu war ein Tag mit einem Kreuze bezeichnet und daneben ſtand: „Alfred war ſehr gebieteriſch und ich war ſehr beleidigt; ſchlimmer Tag, Mama! vergiß ihn.“ Dies und dem Aehnliches kam Gottlob, nicht oft vor; oft hieß es auch: „Mein Mann hat mich doch ſehr lieb, glaube ich, und dafür danke ich Gott auf den Knien und bitte ihn, mich beſſer zu machen.“

Nach und nach kamen gar keine Berichte mehr; Eugenie ſchrieb mir ein Mal: „Liebe, theure Mama, ich bin älter geworden, ich habe ſelber zwei liebe Kinder, ich verſtehe das Leben beſſer, ich ſehe jetzt ein, daß unſer Daſein auf dieſer Erde ein anderes ſein muß, als ein thörichter, phantaſtiſcher Jugendtraum es uns verheißt. Jetzt erſt, wo ich weniger ſelbſtſüchtig, wo ich keine Idealiſtin mehr bin, verſtehe ich Alles, was Du mir einſt in trauriger Stunde ſagteſt, jetzt erſt hoffe ich, eine beſſere Frau zu ſein, und durch Gottes Gnade eine noch beſſere zu werden. Als Alfred mir geſtern Einiges in ſehr herriſcher Weiſe befahl, ſagte ich lächelnd: „Laſſe doch Gertrud nicht hören, daß Du ihrer Mama begegneſt, wie einem kleinen Pudel.“ Er ſtutzte, ſchloß mich dann in ſeine Arme und entgegnete: „Ich befehle Dir, damit Du nie erfährſt, wie lieb ich Dich habe.“ Antworten konnte ich lange nicht, endlich ſagte ich; „Gott ſegne Dich für dies Wort, Alfred, ich will es zu verdienen ſuchen.“ Fort lief ich und weinte lange, lange; in einem einzigen Augenblick den reichen Lohn für jahrelanges Streben zu finden, o, das iſt beſeligend, aber auch tief erſchütternd. Jetzt ſorge nicht mehr, liebe Mutter, jetzt will ich ſchon fertig werden, denn ich trage den rechten Talisman im Herzen.“

„Meiner armen Tochter ſollte das Leben ſo leicht nicht werden. In dem Jahr, wo Chriſtian geboren ward, ſtürzte mein Schwiegerſohn ſo unglücklich mit dem Pferde, daß ein ſtarker Blutſturz darauf folgte, ſeit der Zeit iſt ſeine Geſundheit zerrüttet, er ſucht Heilung in einem milderen Klima. Heilen wird dies ihn ſchwerlich, vielleicht aber erhalten, und darum fleht Eugenie. Sie hat ihre Kinder, ihre Mutter, ihr Vaterland verlaſſen, Beide haben nur ſich, und ſcheinen im Leide glücklicher zu ſein, als ſie dies jemals in Freude waren. Sie gehen durch eine ernſte Lebensſchule, aber Der, den ſie anbeten und um Kraft und Muth gläubig bitten, wird ſie nimmer, nimmer verlaſſen."

Als Frau Kraus ſchwieg, ſchwiegen auch wir eine Weile, ergriffen von ihrer Mittheilung; ich fragte endlich, wie ein Mann ſo habe handeln, ſo eine Frau habe unglücklich machen können, deren ganzes liebevolles Herz ſein eigen geweſen ſei?

Frau Kraus blickte mich gütig an: „Solche Fragen kann man im Leben ſich und Anderen nur zu oft vorlegen, aber wo iſt die Antwort! Von allen Räthſeln iſt das Herz des Menſchen wohl das tiefſte, verborgenſte; nur Gott ſchaut ganz hinein, nur Er ſieht Handlung und Motiv. Deshalb ſollen wir uns hüten, rückſichtslos zu verdammen. Glaube nur, wer Anderen Weh bereitet, auf den fällt es zurück, wer Andere nicht glücklich macht, wird es ſelber nicht ſein. Es giebt Charaktere, die ſo complicirt ſind, möchte man ſagen, daß man in Beachtung und Betrachtung derſelben wie durch ein Labyrinth geht; ſcheinbar mit dem leitenden Faden in der Hand, geht man muthig vorwärts; bald aber entgleitet derſelbe, und man kehrt ſtutzend und verworren dahin zurück, von wo man ausgegangen war, unaufgeklärter, unbefriedigter, als man zu werden hoffte. Und hätten wir den feſten, unumſtößlichen Glauben nicht, aus allem Bruchſtück und Stückwerk geht es hervor, daß es einſt in vollſter Klarheit zu dem vollendetſten Ganzen kommen wird. Kein Charakter iſt ganz verſtändlich, wenigſtens nicht Jedem; die geſegneten Menſchen voll Einfachheit, Wahrheit und Klarheit, von denen man denken ſollte, ſie könnten nicht mißverſtanden werden, müſſen dennoch denen, welche weder wahr noch klar ſind, als Lüge oder Räthſel erſcheinen. Der Maßſtab, mit welchem Menſchen geiſtig gemeſſen werden, hat keinen Stempel; Jeder legt ihn an nach eigenem Ermeſſen, und das Reſultat führt oft weit, weit von der Wahrheit ab. Mein Schwiegerſohn wollte nicht, daß Eugenie den vollen Umfang ſeiner Liebe kennen lerne, fürchtend, ſie werde dieſe Kenntniß dazu benutzen, ihn beherrſchen zu wollen; es war ihm leichter, ihr weh zu thun, ſie leiden zu ſehen, als einer tadelnswerthen Anmaßung mit Feſtigkeit entgegen zu treten. Man kann ſich folglich nicht verhehlen, daß für ihn eine Befriedigung darin lag, ſie durch ein hartes Wort unglücklich machen zu können. Das iſt die Seite des Charakters, wo Engel und Menſch zurücktreten, und das Thieriſche mehr zur Geltung kommt.“

„Ach, bin kein ſtarker Baum,
„Ach, bin die Blume nur.“

So lange habe ich an dem Vorhergehenden geſchrieben, und eben deshalb kann ich, was ich niederſchreibe, doch ein Tagebuch nennen, wenngleich es das nicht immer bringt, was jeder Tag giebt und nimmt. Was ich aber heute ſchreibe, gilt für heute.

Ueber unſere Kaffeeſtunde, denn ſo wird die kurze Zeit bezeichnet, welche uns Nachmittags dazu vergönnt wird, iſt eine Gemüthlichkeit verbreitet, welche ich Dir nicht beſchreiben kann. Man ſagt es alten Damen nach, daß dieſe Zeit eine beglückende für ſie iſt, aber wir verdenken es ihnen nicht, wenn wir mit irgend einer leichten Arbeit in Händen, fröhlich um den Kaffeetiſch ſitzen. Das iſt ganz wunderhübſch, und nach dem eigentlich Materiellem, das Geiſtige. Frau Kraus war heute ganz beſonders befriedigt durch unſere Beſtrebungen, und ſprach es uns ſehr freundlich aus. O, ein ſolches Lob, wie friſch macht es, wie treibt es an zu vermehrter Thatkraft.

Gewöhnlich im Leben pflegt auf jedes Lob ein kleiner Dämpfer zu folgen, aber das war heute nicht direct der Fall, ob Du es einen indirecten nennen willſt, was Frau Kraus am Schluß ihrer billigenden Bemerkungen ſagte, das will ich Dir überlaſſen. Sie ſagte nämlich, wie glücklich es ſie mache, daß wir pflichtgetreu dem Zwecke nachſtrebten, der uns als Ziel geſetzt ſei. Sie hatte es für ein großes Glück für jedes Mädchen aus den gebildeten Ständen, mehr als ganz oberflächliche Kenntniß, namentlich von Geſchichte und

Geographie zu beſitzen, weil dieſe Kunde eben jetzt, wo alle Entfernungen zu Nähen würden, mehr mit dem Leben zuſammenhänge, wie in früherer Zeit. Ein Glück ſei vielleicht ein übertriebener Ausdruck, aber ein Gewinn ſei es jedenfalls, welcher ein leichteres Bewegen in geſelliger Beziehung und weitere Lebensintereſſen zur Folge habe. Wenn es junge Damen gäbe, deren Unliebenswürdigkeit und Höheſinn ſich mit ihren Kenntniſſen ſteigere, könne man nur ſagen, das ſei ihre Sache, denn es ſei dann die unnatürliche Folge einer an und für ſich ganz natürlichen Nothwendigkeit. Jedes Wiſſen, jedes Talent bedürfe zu ſeiner geſegneten Ausbildung ausdauernden Fleiß und Liebe für die Sache; wem aber das rechte Herz im Buſen ſchlage, der werde bei jedem bemerkbaren Fortſchritt in Freude demüthig ſein. — So lieblich ſchaue es ſich dem Aufblühen und Ausbilden eines jugendlichen Weſens zu, aber der rechte Beobachter werde ſeinen Blick auf das Grundfundament richten, auf welchem aufgebaut werden ſolle. Der Künſtler, welcher gegen Abend ſeinen Pinſel aus der Hand legt, mit dem frohen Bewußtſein, Herrliches geſchaffen zu haben, bleibt dennoch ein armer beklagenswerther Menſch, wenn er ſich nicht ſagen darf, daß er mit gleichem Fortſchritt geſtrebt habe, gläubiger, treuer, beſſer zu werden. Sein Pinſel kann ihm den Himmel nicht erſchließen, das kann nur das feſte innerliche Streben nach dem Beſſeren, welches die Gnade ſegnet.

Liebſte Helene, nenne dieſe Betrachtung keinen Dämpfer, nenne ſie lieber einen Aufruf zur Erweckung, wo Träumen und Säumen ſo bittere Frucht tragen kann. Ich empfand die tiefe, innere Wahrheit; wozu kann es nützen, klüger zu werden, wenn man nicht hoffen darf, beſſer geworden zu ſein. O, mir kann oftmals ſo bange werden bei dem Gedanken, wenn ich plötzlich ſterben müßte, mit allen meinen Sünden! — Als ich das ein Mal gegen Fanny äußerte, erwiederte ſie lachend: „Mit allen Deinen Sünden! Die werden wohl nicht ſehr beträchtlich ſein.“ Wie kann man das ſagen, denn ſo jung ich bin, wie oft habe ich geſündigt, durch Ungehorſam, durch überlegtes Umgehen der Wahrheit, durch — ach, durch Vieles, was ich hätte thun oder nicht thun ſollen. Und ich, ſo jung, ſo kürzlich noch und ſo ſorgfältig in religiöſer Beziehung belehrt, mich hat die Laſt des Lebens durch ſein Getreibe und Gewirre noch nicht abwendig machen können von ernſten Gedanken, ich eben habe gar keine Entſchuldigung, und müßte mich doch ſehr fürchten, wenn ich nicht ſo feſt an eine ewige erbarmende Gnade glaubte.

Heute Abend hatten wir einen ſehr hübſchen Scherz. Fanny hatte nach Hauſe berichtet, daß wir eine Lotterie zu geben beabſichtigten, und heute kam in dieſer Angelegenheit von Fanny's Mutter in zierlichem Käſtchen ein allerliebſtes Rennſpiel, für uns etwas ganz Neues. Es ward jubelnd ausgepackt, die Beſchreibung der Anwendung geleſen, und da Sonntag war, ſogleich beſchloſſen, am Abend einen Verſuch damit zu machen.

Frau Kraus ſchenkte eine große Zuckerdüte dazu, und wir durften den Inhalt ſelber ausſuchen. Da ergab ſich denn, daß wir noch rechte Kinder ſind, denn dies Vergnügen! Das junge Mädchen in der Conditorei lachte immer mit und gab uns die allerbeſten Rathſchläge. Die Sache war nur, daß wir ſelber nicht recht wußten, was wir wollten; bald ſollte es nur auf möglichſt große Quantität ankommen, bald ſollte die Qualität den Ausſchlag geben, bis endlich, unter Lachen und Jubel, beide Bedingungen ſo ziemlich erfüllt wurden. Gertrud und Ellie waren auch dabei, aber ihnen war die Sache zu ernſthaft, ſie konnten nicht darüber lachen, daß wir uns beluſtigten, ohne zu kaufen. Wir ſchenkten ihnen aus unſerem Privatvermögen ein paar kleine Geldſtücke, damit ſie ſelber den Handel verſuchen möchten, und das junge Mädchen, welches auch ganz fröhlich geworden war, ſchüttete für jede die drei, vier gekauften Stücke in eine enorme Papierdüte, aber das machte die Kleinen nur um ſo glücklicher. Endlich waren auch wir uns einig, und gingen höchſt befriedigt nach Haus.

Das Spiel iſt allerliebſt, aber es waren nur ſechs Reiter dabei; da wir vier, die Doctorin, Marianne und Lucie mitſpielten, fehlte einer. Das ſchadete aber nicht, denn ich ſtellte für mich, ſtatt Pferd und Jokey, meinen Fingerhut in die Bahn, und er war ſo glücklich, einen zweiten Preis davon zu tragen; das kommt, er iſt an Hurtigkeit gewöhnt.

Das Spiel iſt höchſt unterhaltend, denn es kommt Alles dabei vor, wie bei wirklichen Rennen: Hinderniſſe der verſchiedenſten Art, wozu auch gehört, daß man vom Pferde fallen, und auch über das Ziel hinaus rennen kann. Wir waren ſehr vergnügt und bedauerten, heute, wie ſtets, um zehn Uhr auseinander gehen zu müſſen. Das Spiel ſoll vorläufig bis zu dem großen Zauberfeſte verheimlicht und dann mit benutzt werden. Wir freuen uns ſo ſehr darauf, und unſer Fleiß iſt ſehr dadurch angefeuert. Es war ſogar die Rede von früherem Aufſtehen, aber davon wollte Frau Kraus nichts wiſſen. Jetzt bin ich ſo ermüdet, daß ich nicht mehr die Augen aufhalten und die Finger regen kann. Gute Nacht! —

„Gute Nacht, gute Nacht, mein Lieb,
„Bin von Dir geſchieden,
„Nur Dein Bild, Dein Bild mir blieb. —
„Schlafe Du in Frieden.“

Eigene Poeſie, was ſagſt Du! Was ich dabei geſtohlen, iſt nicht der Rede werth. Man ſieht, was ein Weſen noch vermag, welches übermüde iſt. —

„Wie fruchtbar iſt der kleinſte Kreis,
„Wenn man ihn wohl zu pflegen weiß.‘

Geſtern konnte ich nicht mehr Alles ſagen, was ich mittheilen wollte, und dazu gehört namentlich, wie ſehr viel beſſer wir vier zu einander ſtehen! Ob Mathilde durch Ueberlegung und Grundſatz anders geworden iſt, oder ob die Einwirkung des Lebens ihren Hochmuth gedämpft hat, ich weiß es nicht, und kann nur ſagen und empfinden, daß ſie jetzt wenig Grund zu Beſchwerden giebt, und eine freundliche Genoſſin iſt. Fanny, die etwas darin ſetzt, nicht hochmüthig ſein zu wollen, ſagte letzthin: „Glaubt nur, die jungen Leute haben ſie bekehrt.“ Paula und ich ſchwiegen beide; Fanny lachte: „Was macht Ihr gleich wieder für Rathsherrngeſichter!

Wenn Ihr bei meiner Betrachtung Arges denkt, ich thue es nicht, und wiederhole, was ich geſagt: die jungen Leute haben ſie bekehrt, und zwar durch Berichte aus dem Studentenleben, wo Alles bunt durcheinander lebt und webt und ſtrebt, und Rang und Stand nicht als Hemmniſſe betrachtet werden. Unſer ehrſames Penſionat erſcheint ihr jetzt als Univerſität, wo man lernt und flott miteinander lebt, und, wenn die Herrlichkeit ein Ende hat, wieder in die Klaſſe der Geſellſchaft zurück tritt, zu welcher man gehört. Ein wirklich hochmüthiger Menſch wird niemals ein Anderer, daran glaube ich nicht; er kann durch Leidenſchaft oder Verhältniſſe beherrſcht, thun, was Hochmuth nicht gut heißen kann, aber er wird fort und fort an der Wunde verbluten, die er ſich ſelber ſchlug. In dem Charakter des Hochmüthigen iſt keine Wahrheit; Wahrheit iſt einfach, das iſt der Hochmuth nicht. Jetzt iſt Mathilde Student und betrachtet uns als Studenten, und wir wollen damit zufrieden ſein und die Sache nehmen, wie ſie iſt."

„Wie?" fragte ich lächelnd.

„Ach, mein Bischen Adel! Gegen den kleinen Adel iſt der hohe erſt recht hochmüthig; glaubt nur, ich bin in Mathildens Augen ein ſehr kleiner Fiſch, demunerachtet aber ſchwimme ich ſehr vergnügt umher."

Paula lachte: „Das iſt recht ein Fannyurtheil; weshalb willſt Du nicht denken, daß Mathildens Herz ſie zu uns hin zieht?"

„Ihr Herz? O, ſiehſt Du, vor dem Herzen habe ich ſo viel Reſpect, daß es mir nicht einfällt, zu denken, es könne für uns in Fahrt geſetzt werden. Was es auch ſein mag, Herz oder Verſtand, oder kindiſche Spielerei, wir freuen uns des Guten, was es uns bringt. Geſtern Abend war es hübſch durch mein Rennſpiel, nicht? Habt Ihr wohl geſehen, daß ich Mariannen den Jokey mit blauen Pantalons, hochrother Jacke und gelber Kappe zuſchob? Wie war ſie ſelig über dieſe Farbenpracht! Es ſoll feſtſtehen, daß dieſer Reiter excluſiv der ihrige iſt und bleibt. Wenn der große Schlachttag anbricht, müſſen wir zuvor beim Zinngießer einige Huſaren, Dragoner und Ulanen kaufen, denn mit meinen paar Pferden reichen wir lange nicht. Dann könnt Ihr zugleich meinen Geſchmack kennen lernen, denn für mich kaufe ich einen Huſaren, darauf verlaßt Euch.“

Jetzt mußt Du Dir doch eine Vorſtellung von Fanny machen können; oft kann man leicht ein Individuum, wie Fanny ſich oft ſelber nennt, durch einige Aeußerungen kennen lernen. Sie iſt ein niedlicher Sauſewind; was ſie iſt, iſt ſie immer nur durch die Eingebung des Augenblicks; wenn das, was ſie ausſpricht, wie Ueberlegung ausſieht, ſo iſt es das doch nicht, die Reflexion kommt ihr in dem Augenblick, wo ſie ſpricht, das iſt eine glückliche Gabe; denn Nachdenken iſt nicht ihre Sache.

Fanny kam noch auf das Capitel vom Herzen zurück. „Frau Kraus,“ ſagte ſie, „iſt ſichtlich oft beſorgt über unſer Zuſammentreffen mit den jungen Leuten, aber da könnte ſie, wenn Alle dächten wie ich, völlig ruhig ſein. Ich ſehe ſie mir an und höre ſie an. Der Eine hat ſchöne Augen, der Andere ſieht aufgeweckt aus. Der Eine ſieht gutherzig und treuherzig aus, der Andere ſpricht gut, der Fünfte tanzt prächtig, der Sechſte beluſtigt. Könnte ich alle dieſe Eigenſchaften bei Einem vereinigt finden, dann könnte und würde mein Herz in Bewegung kommen, aber für einzelne angenehme Bevorzugungen regt es ſich nicht. Das hat noch lange Zeit.“

Heute, Du allerbeſte Helene, heute habe ich mich mit Schande bedeckt. Erſchrecke nur, aber nicht zu ſehr, denn es betrifft einen Küchenſcandal und ich will ihn Dir erzählen. Frau Kraus ſagte mir geſtern, heute ſei Lucie's Geburtstag, ſie habe es nicht gern, wenn man Notiz davon nähme, aber ſie möchte ihr gern ſchweigend den Beweis geben, daß ſie deſſen gedacht habe, und ſo ſolle morgen Lucie's Lieblingsgericht, ein engliſcher Pudding, erſcheinen; da meine Woche ſei, müſſe ich ihn übernehmen. Marianne werde mir das Recept dazu einhändigen, und da ich ſchon öfter einen Pudding gekocht, werde ich nicht viel weiterer Anweiſung bedürfen. Munter wie ein Vogel auf dem Zweig ſagte ich zu Allem „ja“ und konnte heute aus lauter Thatendurſt kaum abwarten.

Am Morgen fragte ich Marianne jeden Augenblick, ob es noch nicht Zeit für den Pudding ſei? Sie ſchüttelte lachend den Kopf und ich war herzlich froh, als ich endlich Corinthen, Roſinen, Mandeln, Gewürz und Citronen zum Vorbereiten bekam. Endlich ſchlug die Stunde zum Anrühren und Ausſtreuen der Form. Marianne war ſehr von meinen Leiſtungen eingenommen, und nannte mich eine kleine gewandte Perſon. Als die Form zum Kochen in den Keſſel geſtellt werden ſollte, ging Marianne und ſagte im Gehen: „Das Uebrige wiſſen Sie, und nur oft darnach ſehen, daß das Waſſer im Keſſel nicht zu ſehr abkocht und in ebenmäßigem Kochen verbleibt. Der Pudding muß zwei Stunden kochen, aber Sie brauchen deshalb nicht in der Küche zu bleiben; nur oft nachſehen iſt ausreichend.“

Alles ging prächtig von Statten; kurz vor dem Anrichten bat ich Marianne, ob wir nicht gemeinſam nachſehen wollten. Sie willigte freundlich ein und meinte, wenn ich vorſichtig den Deckel aufmachte und ihn ſogleich wieder ſchlöſſe, dürfe ich gern nachſehen, ob oben mehr Kohlen noch erforderlich wären. Arglos begaben wir uns auf den Weg, aber kaum hatten wir einen Fuß in die Küche geſetzt, als auch der Deckel der Form mit furchtbarem Paff! in die Höhe ſprang und der Pudding ſich auf die zwangloſeſte Weiſe in Freiheit ſetzte und wie freudig überall hin verſpritzte, hiehin, dorthin, und der größere Theil unter die Decke der Schornſteinkappe. Das Mädchen machte einen ungeheueren Satz und hatte Brandflecke am Arm davongetragen, Marianne und ich waren leer ausgegangen, weil wir noch zu weit zurückſtanden. Es war unleugbar ein tragiſch-ſcherzhafter Scandal, aber ich ſtand da wie verſteinert. Marianne fragte leiſe, wie ſchonend: „Haben Sie vielleicht vergeſſen, den kleinen eiſernen Bolzen vorzuſchieben, weil der Deckel aufſpringen konnte?“ Ja, den hatte ich vergeſſen; wäre es nur ein ſchwerer engliſcher Pudding geweſen, aber dieſer war ein ſogenannter Luftikus und hatte die Form zu ſehr gefüllt.

Wo etwas Dummes geſchieht, erſcheinen gleich Generationen, um es zu genießen und zu bekritteln. Das ganze Haus verſammelte ſich, die Kinder voran. Chriſtian, der eben zu laufen anfängt, war auch dabei und ſchlug die kleinen Hände in einander. Gertrud fragte wie erſtarrt, mit Thränen in den Augen: „Liesbeth, warum haſt Du den Pudding ausgegoſſen, Liesbeth?“ — Ich ſtand da wie eine Ente, über welche man Waſſer gießt, ſo ſtumm und dumm.

Frau Kraus liebt durchaus keine Verſchwendung, aber ſie ſagte ſehr freundlich: „Liesbethchen, hier iſt Nichts mehr zu retten und Zeit dürfen wir nicht verlieren; koche raſch Kartoffeln mit der Schale und gieb Senfſauce und kalten Braten dazu. Flink, flink, hörſt Du!“ Ich lief auf ſie zu und ſchlang die Arme um ihren Hals, ſie küßte mich herzlich und ſagte: „Jetzt Alle aus der Küche, Liesbeth muß ſich tummeln.“

Die arme Liesbeth! ihr zitterten die Beine. Nachdem das Nöthigſte beſchafft war, nahm ich, was in der Form verblieben war, heraus, goß ſpäter von der ſchon bereiteten Sauce darüber und ſtellte es als Deſſert vor Frau Kraus hin, die den Teller lächelnd Lucien zuſchob mit dem Bemerken: „Wenig, aber von Herzen.“

Lucie nahm mit großer Freundlichkeit davon, dann ging der Teller in der Runde umher und, wie es immer geſchieht, wo wenig iſt, Jeder bekam noch ein Theilchen und hinreichend, um ſehr zu beklagen, daß der Pudding als Bombe geplatzt ſei. Natürlich hatte ich noch Vieles zu überſtehen, unter meiner Serviette fand ich einen an ein Sträußchen gehefteten Zettel mit den Worten:

„Vorgethan und nachbedacht
Hat Klein und Groß in Leid gebracht.“

Außerdem fragte Gertrudchen: „Großmama, liebe Großmama, darf Liesbeth das, daß ſie einen Pudding wegwirft?“ Als ich jedoch ſcheinbar über dieſe Aeußerung Betrübniß zeigte, war ſie ganz troſtlos, und ich mußte ſie wiederholt in meine Arme nehmen, um ſie zu beruhigen.

Siehſt Du, das iſt meine Küchenſchande, aber ich bin ſehr froh, daß mit ihr und durch dieſelbe nicht noch mehr Unheil angerichtet iſt. — Vorgethan und nachbedacht. — Mir ſagte einmal ein Herr — wie klingt das, was ſagſt Du, und Dir gegenüber! Das habe ich mir bei der Tante angewöhnt; ſagte ihr z. B. irgend ein Individuum, es habe Nachts geregnet oder geblitzt, ſo würde ſie ihn nicht für die Welt genannt haben, ſondern äußerte nur mit einer gewiſſen Wichtigkeit: „Jemand hat mir geſagt, es habe heute Nacht geblitzt.“ Ebenſo geſchieht Alles aus Gründen, niemals kommt die einfache Urſache zur Sprache. Ward bei uns gewaſchen, ſo hieß es: „Wir eſſen heute aus Gründen um drei Uhr.“ Nach dieſem unerlaubten Klatſch beginne ich wieder mit meinem Herrn. Alſo ein Herr ſagte mir bei Erwähnung von Herder's Cid, es würde ſehr richtig ſein, ihn immer in der Taſche zu tragen. Richtiger fände ich es, eine Abſchrift dieſes braven deutſchen Sprichworts ſtets am Aermel zu tragen, in der Taſche iſt nicht ausreichend.

Unbeſchreiblich ergreifend iſt der Gedanke, in wie raſcher Folge das Böſe geſchehen kann. Man denkt, ohne zu bedenken, und ſpricht aus und handelt, und hat vielleicht damit ein Menſchenglück zerſtört, einen guten Namen vernichtet, ein Herz tödtlich betrübt. O, dies raſche Denken, wie erſcheint es mir als Wunder, wie ſetzt es mich in Erſtaunen! Man ſtellt eine ſehr ernſte Betrachtung auf, und wir antworten und erörtern auf der Stelle; wir denken und ſprechen zugleich, aber ſind uns des Denkens kaum bewußt. — In unſerer ſchönen Kaffeeſtunde ſprach ich das eben Geſagte aus, und Alle hatten Intereſſe dafür. Ich fügte hinzu, wenn man recht bedächte, wie im Fluge Wort auf Gedanken folge, ſollte man viel nachſichtiger ſein und leichter ein verletzendes Wort vergeben können. — Es ward viel darüber hin und her geredet, Jeder ſagte ſeine Meinung und Frau Kraus endlich, wie es ihr einmal ſehr klar geworden ſei, wie heilſam Nachſicht einwirken könne. Sie habe, fügte ſie hinzu, einmal für Andere mit einem ſehr leichtſinnigen Manne zu verkehren gehabt. Jedes Thatſächliche von ſich abſchiebend, äußerte er ſich nebenbei völlig unmotivirt mit dem verletzendſten Uebermuthe. „Sobald ich in ernſteren Unterredungen auf unedle und niedrige Denkart ſtoße, habe ich Nichts mehr zu ſagen.“ Zu allen Aeußerungen ſchweigend, bemerkte ich, als er geendet hatte: „Ich kenne Ihre Anſichten jetzt, ſie ſind Ihre Sache; nur Eines will ich Ihnen bemerken, und das iſt, wie ich feſt überzeugt bin, daß Sie *nur* aus Uebereilung, ohne Vorſatz Verletzendes hinzugefügt haben.“ Er ſah aus wie vernichtet und ſagte endlich: „Ich danke Ihnen und bitte Sie, zu verzeihen, was nicht gemeint ſein konnte.“ So trennten wir uns, Beide tief erſchüttert, aber aus ſehr abweichenden Urſachen. Daß ich einen kleinen Theil einer großen Schuld von ſeiner Seele nahm, mußte für ihn weſentliche Entlaſtung ſein, denn er müßte ſich ohne dieſe zu niedrig undankbar erſchienen ſein. Ein Vorwurf, ein Bekämpfen ſeiner Behauptung würde ihn nur noch dreiſter und ſchlechter gemacht haben, die Milde entwaffnete ihn, und er ging, wohl ſchuldiger, als er gekommen, aber nicht ſchlechter. Vor Nichts in der Welt hat man ſich gewiß ſo ſehr zu hüten, als davor, Menſchen ſchlechter zu machen, und das kann man ſo leicht, wenn man ihnen gegenüber keine Nachſicht walten läßt, keine Gerechtigkeit, möchte ich ſagen. Auch in dem verwildertſten Gemüthe wird irgend ein Lichtblick ſich auffinden laſſen, der die Möglichkeit der Beſſerung aufdämmern läßt. Wenn wir einem Kinde ſagen, welches eine Unart beging: „Wie unartig biſt Du geweſen, und biſt doch ſonſt ein ſo gutes Kind.“ Wie erhellen ſich die kleinen, furchtſam traurigen Züge, wie ſüß ſchaut es zu uns auf! Es iſt doch ein gutes Kind geweſen, es kann das wieder werden. Das geringſte Gute, welches wir in einem Gemüthe anerkennen, kann das Senfkorn werden, welches ſich zum Baum entfaltet. Dieſe Hoffnung darf man Keinem nehmen; man muß ſie zu wecken beſtrebt ſein.

Dieſe Mittheilung für Dich iſt auf mehrere Tage übergegangen; in einem Tage könnte ich ſo viel nicht niederſchreiben, dazu iſt meine Zeit zu beſetzt. Eben war die jüngſte Bergfeldt hier mit der Bitte, wir möchten doch morgen die Dorfkirche beſuchen, und nach dem Gottesdienſte mit ihnen frühſtücken. Frau Kraus willigte gleich ein, obgleich es ihre Eßſtunde verrückt, und ſo werden wir uns ſeelenfroh mit

Marianne auf den Weg begeben. Emma, ſo heißt die Abgeſandte, vertraute uns, wir würden Chocolade bekommen, und ihre Schweſter Lenchen habe dazu einen enormen Kuchen gebacken, ganz voll Roſinen und Mandeln. Für dieſe prächtige Kunde wirbelten wir mit ihr im Zimmer umher, bis ſie ſich lachend losriß und davonlief.

„O Herz, verſuch' es nur! ſo leicht iſt gut zu ſein,
Und es zu ſcheinen, iſt ſo ſchwere Pein."

Die Sonntagsfreude iſt vorüber, Du liebe Helene, und ich will Dir davon berichten, weil doch Beſonderes damit verknüpft war. Als wir am Morgen, mehr oder minder geputzt, von Frau Kraus Abſchied nahmen, betrachtete ſie uns mit ihren guten mütterlichen Augen und ſagte: „Herzlich bitte ich, denkt in der Kirche an Gott und Gottes Wort, und nicht an das Frühſtück. Geht mit Ehrerbietung in das Gotteshaus hinein, und Ihr werdet es voll Andacht verlaſſen, mit dem Gefühl, daß Ihr dem Herrn für eine Fülle von Wohlthaten auch Etwas zu geben habt, das Halten ſeines Gebotes. Ich kann nur ſagen: Geht mit Gott."

In demſelben Augenblick langte eine Botſchaft von Bergfeldts an: Sie hätten beſchloſſen, das Frühſtück als einfaches Mittageſſen zu betrachten, ob wir das nicht auch wollten, und dann bis zur Dämmerung bleiben dürften? — Auch das ward bewilligt, und uns war eigentlich ein Königreich damit geſchenkt, es war zu hübſch! In einem fremden Hauſe Frühſtück und Mittageſſen vereint, und wie Alles wohl ſein werde, was wir zu eſſen bekommen würden, wer wohl dort ſein könne und womit wir uns unterhalten würden — das waren endloſe Fragen, die wir einander vorlegten, und vorweg trappelten die lieben kleinen Mädchen, die bis gegen das Kirchdorf hin mitgehen durften, und eben ſo glückſelig waren als wir, und uns eindringlich ermahnten, Kuchen mitzubringen.

In dem Augenblicke, wo die Kirchglocken ſich vernehmen ließen, ſchwiegen wir und auch die Kinderchen wurden ernſt, denn ſie mußten heimkehren. Die Kirche war ſehr gefüllt, was ſchon zur Andacht ſtimmte, und Paſtor Werder hatte einen Text für ſeine Predigt, welcher gewiß für einen Prediger ein ſehr dankbarer iſt, die Heilung der zehn Ausſätzigen und die Frage des Herrn: „Aber wo ſind die Neun?“ Ja, wo ſind die Neun? wo ſind die unzähligen, mit Wohlthaten aller Art Ueberſchütteten, aus Noth der Seele und des Leibes Erretteten, welche nicht kommen, Dank und Fürbitte zu ihres Herrn Füßen niederzulegen? „Aber wo ſind die Neun?“ O, das iſt eine tiefe, rührende Frage, die wohl Keiner ganz von ſich abzuweiſen vermag. Aeußerlich wohl, innerlich ſchwerlich, es iſt eine Frage, als ob ſie dem Weltgerichte angehöre.

Wir waren andächtig geweſen und verließen die Kirche beglückter, als wir dieſelbe betraten, aber in anderer Weiſe. Das Schweigen der Weihe war über uns gekommen, doch das Bewußtſein, einer ſchuldloſen Freude entgegenzugehen, verſchmolz dieſelbe mit dem Leben.

Auf dem Kirchhofe trafen wir beide Werders und begrüßten ſie mit Freude über die ſchöne Predigt: „Ja, das iſt hübſch, daß Ihr dazu gekommen ſeid. Nun geht Ihr doch mit und frühſtückt bei uns?" Unſer Ablehnen und der Grund deſſelben verbreitete Wolken auf beiden Mädchenſtirnen. „Alſo Ihr ſeid dort; Hermann iſt auch geladen und wohl ſchon dort." „Und Ihr kommt nicht?" „O nein, uns bitten ſie nur, wenn es recht langweilig bei ihnen iſt, ſo zu Knüttabenden, wo Jeder ſtarr auf ſeine Arbeit ſieht, das Geſpräch zuletzt nicht mehr rundum will, der Doctor in ſeinem Lehnſtuhl ſitzt und laut gähnt, und wir, endlich befreit und zu Hauſe angekommen, Hut und Mantel unwillig abwerfen. Wenn Ihr das ein Vergnügen nennt!"

Wir mußten lachen, aber doch nicht ſo recht aus freiem Herzen, beim Anblick der verſtimmten Geſichter. Es war hohe Zeit zu gehen, Werders nahmen ziemlich kalt Abſchied und das ſtörte uns wahrhaft. Marianne ſagte im Gehen: „Und das nach einer ſo ſchönen Predigt! Das ſind Uebergänge, bei denen, diejenigen, welche ſie herbeiführen, mehr zu verantworten haben, als ſie denken; aber wir wollen uns nicht ſtören laſſen und feſthalten an der Freude, ſo eindringlich Ermahnendes gehört zu haben. Was ſich für jedes Leben als Regel anwenden läßt, das iſt als wahr und gut mit dankbarer Ueberzeugung aufzunehmen." Wir ſprachen noch lebhaft über die Predigt, Jede hob hervor, was ſie darin beſonders angeſprochen hatte, und erſt durch ſolche Mittheilung kommt man zu rechter Klarheit und rechtem Einprägen.

An Doctor's Pforte wurden wir von den Töchtern empfangen und freudig begrüßt; leicht und freundlich Fanny, Paula und ich; als aber Mathilde hinter uns zum Vorſchein kam, ſtockten den jungen Mädchen förmlich die Worte. Sie ſah ſehr ſchön aus, der Weg hatte ihre Farben erhöht, ſie trug ein weißes Kleid mit roſa Schärpe und überall roſa Schleifen und Schleifchen; im Haar roſa Bänder. Viel zu geputzt für das heutige kleine Feſt, aber das iſt ihre Sache, gewiß iſt, daß ſie ſehr ſchön war. Doctor's Töchter waren auch in Weiß gekleidet, aber ſie konnten von ſich und in Beziehung auf Mathilde nicht ſagen, was ich wohl in Oſtpreußen hörte: „Plötz iſt auch ein Fiſch!“ noch auch das engliſche Sprichwort anwenden: „Es giebt mehr gute Fiſche in der See!“ denn ſie verſchwanden neben Mathilden.

Emma Bergfeldt zog mich gleich bei Seite: „Du mußt wiſſen, daß mein Bruder gekommen iſt und noch zwei Studenten mitgebracht hat. Hermann Werder iſt auch hier, wir dachten, das werde Mathilden angenehm ſein. Wir wollen den Tag im Freien zubringen, denn Vater iſt nicht zu Hauſe; ihm iſt das nicht behaglich, weil er mehr friſche Luft hat, als ihm lieb iſt. Wir wollten ſo gern, daß Ihr kommen ſolltet, deshalb ſagte ich nichts von dem Allen, weil wir nicht wiſſen, wie die Doctorin Kraus darüber denkt, und Ihr könnt nun mit Wahrheit ſagen, daß Ihr Nichts gewußt habt. Jetzt komme nur, die Anderen ſind ſchon voran und Mama ſitzt im Garten vor der Chocoladenkanne.“

Der Garten iſt ganz einfach, aber ſehr gut eingerichtet und ordentlich gehalten, man kann nur Freude daran haben. Hohe breite Lindenalleen bilden zu beiden Seiten die Grenzen nach Oſt und Weſt. In der einen war die Geſellſchaft verſammelt, in der Mitte derſelben ſtanden, von Bänken und Gartenſtühlen umgeben, zwei gedeckte Tiſche. Die gute Doctorin ſaß an einem der Tiſche, aber ich ſage nicht, vor einer Chocoladenkanne, ſondern vor einer Chocoladentonne. Die jungen Herren ſtanden etwas vor den Tiſchen, Einer etwas voran uns zu begrüßen, alſo der Sohn des Hauſes. Das gute Geſicht der Doctorin ſtrahlte von der reinſten Freude: „Jetzt komm, Curd, ich will Dich vorſtellen und Sie auch, meine Herren.“

Was wirſt Du aber ſagen, Helene, wenn ich Dir mittheile, daß bei dieſer Vorſtellung drei junge Herren mich anlächelten und ich ſie. Es waren die jungen Mediciner, die mich auf der Herreiſe ſo ergötzten. Ich ſah mich nach Paula um, und ein heiterer Blick des Verſtändniſſes antwortete mir. In dem Augenblick, wo die Doctorin zu ihrer Kanne greifen wollte, erſchienen Nr. 1 und Nr. 2 am Eingange der Allee, um einen Beſuch zu machen. Das half nun nicht, ſie wurden eingeladen und mußten bleiben, aber Platz war nicht für ſie. Die jungen Herren eilten nach dem Hauſe, um ein Tiſchchen und zwei Stühle zu holen; Emma folgte, um für Taſſen, Servietten und Beſtecke zu ſorgen. Das war bald geſchehen und Nr. 2, als ungeladener Gaſt, beſtand darauf, neben Emma am Muſikantentiſchchen zu ſitzen, zu Hauſe bei uns hieß es Katzentiſchchen, das finde ich viel amüſanter, und eigentlich ſieht Nr. 2 mit ſeinem, in ſcharfen Winkeln gezogenen Barte, halb aus wie ein Kater. —

Der junge Bergfeldt holte zu unſerem Erſtaunen einige Kohlblätter herbei und legte ſie auf den Tiſch; die Doctorin wollte wieder zu ihrer Kanne greifen, welche ſie während der Verzögerung mit beiden Händen umfaßte, um zu prüfen, ob die Chocolade noch heiß ſei, hielt aber plötzlich inne: „Nein, erſt danken.“ Sie faltete ihre Hände und ſagte ernſt: „Herr, was Du giebſt, ſei es Freude, ſei es Leid, es iſt Alles gut. Heute ſchenkſt Du uns heitere Freude, und wir danken Dir aus vollem Herzen, Amen.“

Der junge Bergfeldt ſagte dann: „Mama, laſſ' mich Dir helfen, Du regierſt dies Fäßchen nicht.“ Er ſchob die Blätter geſchickt unter den Boden der Kanne, um die Hand darunter halten zu können und goß ſehr gewandt ein. Seine Gefährten lachten: „Das Einſchenken verſteht er, das ſehen Sie wohl.“ Er blickte heiter auf: „O, auch das Austrinken, hoffe ich.“ Die Doctorin ſagte: „Meine geehrten Herren und Damen, die Chocolade repräſentirt heute die Suppe; und nun reicht Lenchens Kuchen umher.“

Der junge Bergfeldt hatte ſeine Mütze auf den Stuhl neben mir gelegt, was auch reſpectirt ward, als Zeichen, daß er den Platz neben mir wünſche. Als er ſich nach höflichem Gruß geſetzt hatte, fragte er lächelnd, ob ich Nachricht von Doctor Heß habe, und ob es ihm gut gehe, was er freilich inſofern vorausſetze, als ſehr fidele Leute meiſtens wohlauf wären, vorausgeſetzt, daß ihre Stimmung eine ganz natürliche ſei. Als ich über dieſe Bemerkung lachte, entgegnete er: „Glauben Sie doch ja nicht, daß alle Menſchen fidel ſind, welche ſich das äußere Anſehen davon geben. Manche ſind es aus innerer Leere, Andere um zu beleben und dadurch einen Platz in der Geſellſchaft zu erringen, Einzelne auch, um Herz- oder Gewiſſensweh dadurch zu verbergen. Bei Doctor Heß ſieht man auf den erſten Blick, daß ſein Humor durch alle Bedingungen unterſtützt wird, welche ſo viel Jovialität hervorzurufen im Stande ſind. Wir haben uns prächtig über ihn amüſirt und ihn nicht vergeſſen.“

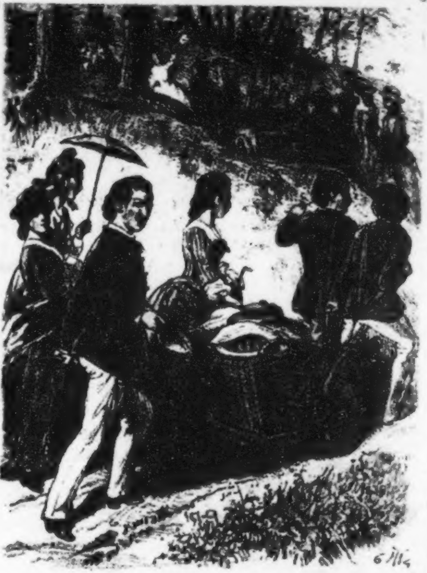
Mein Nachbar und ich unterhielten uns ſehr gut miteinander, Chocolade und Kuchen waren prächtig, alſo viel Grund zum Vergnügen vorhanden, aber doch war ich nicht ganz froh. Emma's Mittheilung, daß die jungen Leute abſichtlich nicht genannt wären, machte mir einen ſtörenden Eindruck. Solche Heimlichkeiten ſind doch niedriger Natur, aber die ſie treiben, haben meiſtens, glaube ich, kein Arg daraus. Vor der Aeußerung, Hermann Werder ſei eingeladen, weil Mathilden dadurch eine Annehmlichkeit bereitet werden ſolle, ſchlug ich die Augen nieder. Hätte es noch geheißen, die Einladung ſei erfolgt um ihn zu beglücken, das wäre ein Anderes geweſen, denn mir ſcheint, der Mann muß doch mit ſeiner Auszeichnung hervortreten, bevor ein Mädchen bemerkbares Intereſſe für ihn zeigen kann. Ich dachte auch daran, wie Frau Kraus, die uns in ſchöner Sicherheit Theilnahme geſtattete, die Einzelnheiten dieſes Feſtes aufnehmen werde. — Zu Mathilden wagte ich kaum hinzuſehen, weil ich mich ſo davor fürchtete zu gewahren, was meinen Mädchenſtolz kränken konnte. Ein anderes Gefühl hatte ich nicht dabei, er iſt mir völlig gleichgültig geworden.

Die Chocolade war getrunken und das Geräthe in einem großen Korbe von der Hausjugend fortgeſchafft. Auf dieſe folgten verſchiedene Gemüſe, Karbonade, Schinken, und ſpäter ſchöne Früchte. Es ſchmeckte uns Allen prächtig, weil ſo große Heiterkeit herrſchte, jeder war mit dem Herzen fröhlich, und ſelten habe ich im Verlaufe weniger Stunden ſo viel und ſo herzlich lachen gehört. Als die Mahlzeit beendet und Alles abgeräumt war, ward ein Korb voll Bücher auf den Tiſch geſtellt. Die Doctorin nahm eines derſelben heraus und ſagte lächelnd: „Jedem, der unſern Hausbrauch nicht kennt, muß ich bemerken, daß wir nach der Mahlzeit eine Weile leſen. Jedes Buch iſt dazu recht, jeder Theil, ſei es der erſte oder der dritte, ganz paſſend. Ich bin verſorgt, ſorge jeder für ſich, und den jungen Herren ſchlage ich zu Cigarren und Lectüre die Gartenlaube dort unten vor.“ Als dieſe gegangen waren, ſagte die Doctorin: „So; geſprochen darf nicht werden.“ Das Buch in Händen lehnte ſie ſich zurück, ſchloß die Augen und ſchlief nach wenigen Minuten in ziemlich hörbarer Weiſe. Leiſes Kichern ward vernehmbar, dann aber machte jede es ſich in ihrer Weiſe bequem; Einige zogen ihre Hüte bis gegen die Naſe herab, Andere legten ſie flach gegen das ganze Geſicht, noch Andere nahmen eine ganz ſchräge Stellung an, kurz die Gruppe der ſich zum Schlaf Einrichtenden hätte für einen Maler Vorwurf zu einem Genrebilde abgeben können. Nur Paula und ich zogen leiſe unſere Arbeit hervor, Mathilde wachte gleichfalls, aber ſie ſaß da, die Hände im Schoße ruhend, kein Bild der Ruhe, denn ſie ſchien angeregt nachzudenken, aber doch des Ruhens.

Nach einer halben Stunde erhob die Doctorin ihren Kopf ſehr heiter, und nach und nach ermunterten ſich Alle, ſcherzend die Lectüre des Hauſes lobend.

Bergfeldts beſitzen ein eigenthümliches Geſchick darin, durch Blattklatſchen, wie ſie es nennen, Signale zu geben, und vermittelſt derſelben wurden die jungen Herren zurückberufen, und dann der Vorſchlag ausgeſprochen, nicht laufend, nicht gehend, ſondern ſchlendernd das nahe Wäldchen zu gewinnen, um dort den Kaffee zu trinken. Vorhanden ſei für ſolchen dort nichts, als ein reizend friſcher Quell; alles Andere müſſe hingeſchafft werden. Freiwillige, welche den Dienſt übernehmen wollten, möchten ſich im Hauptquartier melden. Das Hülfscorps war augenblicklich bei der Hand, und beſonders die Männer leiſteten ausgezeichnete Dienſte. Auf einem ehemaligen großen Kinderwagen wurden Feldkeſſel, Klavierböcke, ein Tiſch u. ſ. w. aufgeladen, und die Abtheilung, welche damit abſauſte, war durch ihre Thaten ſo unſäglich beluſtigt, daß ihre Mühe für Nichts anzuſchlagen war. Die zweite Abtheilung, ebenfalls drei Mann hoch, improviſirte einen zweiten Frachtwagen, einen Schiebkarren, auf welchem ein großer Korb befeſtigt war. Einer ſchob den Karren und Zwei zogen wie Kahnzieher, mit Stricken um den Leib, tapfer mit. Für uns Mädchen blieb wenig andere Mühe, als diejenige unendlichen Lachens über die ganze Fahrt!

Der eine Studios, der, ſo gut er ſich auch benahm, gewiß recht eigentlich ein Ausbund iſt, nahm, den Karren die Waldhöhe hinaufſchiebend, die Theilnahme der Vorübergehenden in Anſpruch, ſagend: „ſie wären arme Arbeiter aus Weſtpfahlen, die mit Sack und Pack, mit Frau und Kind,



Eine Landparthie

in die Ferne wanderten, um das Winterbrod zu verdienen.“

Eine rüſtige, hell ausſehende Frau entgegnete: „Ja, Sack und Pack und Frau, die ſehe ich wohl, aber wo ſind die Kinder?“

„Das ſind die Jüngſten, die müſſen Sie herausfinden,“ und lachend karrte er weiter.

Die angedeutete Situation, arme Arbeiter, welche auf Arbeit in die Ferne ausziehen und zum Winter heimkehren, gab unſerer Phantaſie reichen Stoff. Das iſt doch wohl eine Eigenthümlichkeit der Jugend, ſich ſo tief, ſo ergreifend in ein Lebensverhältniß hinein denken zu können, als erlebte man es, oder müſſe es erſt erleben.

Der Kaffeeplatz, eine Waldlichtung, war erreicht, aber es ward beſchloſſen, erſt noch zu ruhen, bevor es an das Geſchäft des Kaffeebereitens gehe. Der Frachtwagen mit Tiſch und Feldſeſſeln ward abgepackt; die Doctorin bekam den Ehrenplatz, der Reſt der Stühle ward von den Herren verlooſt, wer ein Gewinnloos zog, bekam nur Eigenthumsrecht für eine Stunde, und mußte dann mit einer Dame tauſchen, die unverſorgt geblieben war.

Kaum hatten wir uns geſetzt und gelagert, ſo begann das intereſſante Geſpräch von Neuem.

„Angenommen,“ ſagte Hermann Werder, „wir lebten in dem Lande der Märchen, der Zauberer und Feen, und wären vielleicht einige hundert Meilen weit her, ſämmtlich auf dieſen Bergrücken verſetzt, mit dem damit verbundenen Bann, keine Hülfe aus der Heimath nachſuchen zu können, keine andere Rettung zu haben, als die, unſer tägliches Brod hier im Ländchen durch das zu erwerben, was wir können und wollen, was würden wir dann thun?"

„Vorerſt," erwiederte der dritte Studios, „feſt zuſammen halten."

„Bravo," rief die Doctorin, „das iſt ein ehrliches Wort. Ich bin um mein Fortkommen unverlegen, aber biete mich an als Familienmutter. Jeder erwirbt durch Kenntniſſe, Talent, oder einfache Arbeit, was er kann, ich führe gegen beſtimmte Vergütung den Hausſtand, und die Schwachen, die nicht viel erwerben können, nehmen wir in's Schlepptau und halten ſie über dem Waſſer. Aber jetzt das Wichtigſte, wie viel Geld haben wir, das muß unſere erſten Schritte leiten. Ich habe als gute Hausfrau meinen kleinen Geldbeutel in der Taſche."

Der junge Bergfeldt lachte: „Das wird keine reiche Erndte geben und die jungen Damen werden, fürchte ich, das Wenigſte beitragen, welches, nach Doctor Katzenberger's Theorie, Nichts iſt."

Das Geldzählen erregte große Beluſtigung, aber das Reſultat belief ſich nicht über ſechszehn Thaler. Aber nun die verſchiedenen Entwürfe, die Vorſchläge, das Widerſprechen, es war das ſcherzhafteſte Gewirre von Scherz und Ernſt durch einander. Die Meiſten, auch die jungen Mädchen verſicherten, unſere Zeit weiſe zu ernſt auf alle denkbaren Eventualitäten hin, ſie hätten ſchon in ſtillen Stunden durchdacht, was zu beginnen ſein würde, wenn man Hab und Gut verlöre. Jede mußte nun nennen, durch welche Arbeit, oder welches Talent ſie dem Geſammtſtaate, wie Werder uns nannte, und ſich ſelber forthelfen wolle. Eliſabeth Bergfeldt, die etwas durchgreifend ſein kann, erfaßte ein Zipfelchen von Mathildens Kleide und fragte: „Was fängt man an, wenn man Nichts hat, als ein weißes Kleid und roſa Schleifen?“

Der Herr Karrenſchieber wußte Rath: „Man läßt ſich bewundern und heirathet.“

„Baſta!“ rief die Doctorin, „davon iſt hier keine Rede, ſondern vom täglichen Brodeſſen im Schweiße des Angeſichts. Aber Mathilde wird ſich und uns ſchon mit durchhelfen.“

Könnte ich Dir doch Alles ſagen, Helene, was vorkam in Scherz und in Ernſt, aber was man ſo leicht erzählt, nimmt geſchrieben kein Ende. Paula meinte, wir jungen Mädchen müßten alle bei der Doctorin wohnen, und in der eigenen Wohnung oder außer dem Hauſe unſeren Thaten nachgehen. Sie würde am liebſten ein Haus ausfindig machen, wo ſie während des Tages bei Kinder- und Hauswirthſchaft helfen und dann ſpät Abends heimkehren könne, um ſich durch unſern Anblick zu erquicken. Der junge Bergfeld ſagte, er und ſeine Gefährten würden wohl beim Erwerbe das Beſte thun müſſen, und wären dazu auch bereit, und würden Sonntags ſchon einen Ueberſchuß haben, für den wir Nachmittags eine Ausfahrt machen und im Buſch Kaffee trinken könnten, denn in der warmen Alltagsſtube, das ſei doch zu kümmerlich. Der Ausſpruch ward jubelnd begrüßt, wir waren Alle große Kinder und ſpielten mit einem Märchen. No. 1 betrachtete ſeine Glacé-Handſchuhe und erwiederte: „Ja, lieber Freund, das iſt Alles recht ſchön, aber rechnen Sie bei mir nicht zu ſehr auf Handarbeit, nehmen Sie mich lieber in's Schlepptau."

„Oho! Handarbeit!" rief der dritte Student, „ich errichte ein Inſtitut und heirathe."

Alle lachten und nun folgte ein Lebensplan dem anderen. Es war wunderhübſch, Helene, und Eines will ich Dir anvertrauen: ich wünſchte heimlich, es möchte Wahrheit ſein; welche Körper- und Intelligenzkräfte würde das wecken! — No. 1 und 2 kamen mir dabei recht überflüſſig vor, aber übrigens, wie reizend, eine ſo große Familie auszumachen, denn wir müßten doch für und mit einander leben und ſtreben. Ich kann mir das ganz entzückend denken; Paula, welcher ich es ſagte, blickte nachdenklich vor ſich hin und ſagte endlich:

„Ja, wunderhübſch, wenn dieſe Welt ſchon jene Welt wäre. Hier auf Erden geht dergleichen nicht, oder wenigſtens nicht auf die Dauer. Wie Bruder und Schweſter lebt man, wenn man jung iſt, wohl nicht lange miteinander, ohne daß ein zärtlicheres Empfinden ſich dazwiſchen drängt und das Gleichgewicht verſchiebt. Ich ſage mir das, weil mir Wahrheit und Klarheit ſo wichtig ſind, aber baue Du nur an Deinem hübſchen Märchen, und träume fort."

Das thue ich auch; Tage ſind vergangen, ſeit ich zu ſchreiben begann, aber ich denke noch eben, wie an jenem Nachmittage. Ich glaube, das Leben hat Nichts, was ſo beglücken kann, wie ein Phantaſiegebilde. Da iſt nichts als klarer, blauer Himmel, und das Wölkchen, was darüber hin fliegt, macht das Bild noch hübſcher; es iſt der Schatten, der das Licht leiſe dämpft, aber es nicht verdunkelt. —

Erſt ſpät ward an den Kaffee gedacht, aber dann war dies ein neuer Jubel, der auch leichte Thatkraft erforderte, denn es gehörte noch manche Vorbereitung dazu, bevor er getrunken werden konnte.

Wir ſpielten noch fort, wie Kinder, denn als das Signal zur Bereitung gegeben war, hieß es: „Jetzt ſind wir wie Robinſon auf ſeiner wüſten Inſel; wir ſuchen Holz und Waſſer und alle Bequemlichkeiten des civiliſirten Lebens, die hier nicht zu haben ſind; da heißt es, intelligent ſein!“

Nachdem der Kaffee getrunken war, und mit Einſtippen, gingen wir noch eine Weile im Wäldchen umher, und dann begaben wir Fünf uns auf den Rückweg. Die ganze Geſellſchaft begleitete uns bis zur Grenzſcheide, wo das Stadtgebiet beginnt. Wir ſchieden froh und dankbar; es war ein ſo hübſcher Tag geweſen; früh am Morgen gab uns die Kirche ihren reichen Segen, und von da an hatten wir ſo manche ſchöne Stunde. Es giebt Tage, an die man ſo gern zurück denkt, weil keine Störung, kein Vorwurf ſie trübte. O, man kann nicht genug dafür danken.

„Hat Dir der Tag gegeben
Was nur Dein Sinn begehrt.
Bedenk, ob ſolch ein Leben
War auch der Mühe werth."

Noch bin ich mit dem geſtrigen Tage nicht zu Ende, ſo leicht wird man mit großen Begebenheiten nicht fertig. Als wir uns nach der Heimkehr um den anmuthig geordneten Theetiſch verſammelten, ward ein Referat über alle Tagesvorfälle angekündigt. Frau Kraus meinte ſcherzend, das werde wohl einen ſehr hübſchen Theeklatſch abgeben. Wir begannen mit der Predigt, und als wir darüber Rede und Gegenrede hörten, fühlten wir im Herzen wohl Alle, daß dieſer ſchöne Anfang das Beſte war, was der Tag uns gegeben hatte. O, lieber Herr, niemals laſſe uns Deine Frage vergeſſen: „Aber wo ſind die Neun?" Frau Kraus ſagte: „Das iſt das Wundervolle der Schrift, daß ihre kurzen Sätze feſt und beſtimmt den Weg vorzeichnen, welchen wir während eines ganzen Lebens zu gehen haben. In wenig Worten wie viel ergreifende Ermahnung, welche Fülle des Troſtes, wie viel Hinweis auf Gnade für uns ſündige Menſchen, wie auch auf den furchtbaren Ernſt der Sünde. Die Schrift wird beſtehen, weil ſie die Wahrheit iſt."

Als der Morgen zum Tage überging, blickte Frau Kraus überraſcht aber ruhig auf: „Wie ſeltſam, daß Emma der jungen Geſellſchaft nicht gedachte, welche Sie vorfinden würden. Gewiß iſt es bei einer Einladung keine Nothwendigkeit, die Gäſte namhaft zu machen, welche ſich verſammeln werden, aber dieſe Uebergehung ſieht aus wie Abſicht.

Wahrſcheinlich iſt für den Fall voller Offenheit meine Zuſtimmung bezweifelt. Unbeſchreiblich würde ich es beklagen, wenn ich Sie nicht mit der vollſten Zuverſicht in einer Geſellſchaft wiſſen könnte, die auch aus jungen Männern beſteht. In der Weiſe kommt kein Zweifel in mir auf, ich würde, Alles wiſſend, meine Einwilligung nicht verſagt haben, aber eben ſo aufrichtig ſage ich Ihnen, freudig hätte ich ſie nicht gegeben. Umſtände verändern die Sache, vom elterlichen Hauſe aus hat Theilnahme an ſolchen geſelligen Vereinigungen nichts Auffälliges, von einer Penſion aus unternommen erregt ſie Aufmerkſamkeit, denn eine Penſion, dieſer kleine Staat im Staate des geſelligen Lebens, wird faſt immer als der Heerd kleiner Intriguen und Heimlichkeiten betrachtet. Ich nehme mit Ueberzeugung an, daß der Ruf junger Damen im Allgemeinen mehr durch Vorausſetzungen als durch Thatſachen angegriffen wird, und deshalb iſt für Penſionen etwas Zurückgezogenheit ſicherlich zu empfehlen. Zu Extremen möchte ich nicht gern übergehen; der Verkehr des Lebens iſt unabweisbar, man muß hindurch wie man kann, und wer unbefangen mit Takt und Zartgefühl in denſelben eingeht, wird ganz gut durchkommen.“

Frau Kraus lachte herzlich über alles Scherzhafte, was wir mittheilten; ſie iſt in der Weiſe ſo liebenswürdig und hat noch ſo viel Jugendverſtändniß, man kann ihr Alles ſagen. Nebenbei meinte ſie, es ſei ſehr nützlich, ſich in der Jugendzeit ab und zu zu fragen, was man beginnen könnte und würde, wenn man plötzlich ganz mittellos in der Welt daſtände, nur auf die eigene Kraft und Thätigkeit hingewieſen. —

Als Paula und ich miteinander allein waren, ſchwiegen wir zuerſt eine Weile, wie das bei Ueberfülle des Stoffs wohl zu geſchehen pflegt. — Paula bemerkte endlich, wie ſehr es ſie freue, daß der Tag ein ſo feſtes, ernſtes Beginnen gehabt habe, denn ohne dieſes würde er ihr nur verworrenes Erinnern zurückgelaſſen haben. Sie habe wohl gelacht und ſei froh geweſen, aber doch ſei ſo viel Beſonderes vorgekommen, was zu denken geben könne. — Zunächſt Werder's Benehmen zu ihr und Mathilden; durch ruhiges Beobachten ſei ſie zu der Ueberzeugung gelangt, daß er ſie beide nur aus Eitelkeit zu gewinnen trachte. Mathilde ſei ihm entgegengekommen, da ſei es verzeihlich, ſie aber habe das ſicherlich nicht gethan, ſondern ihn unbeachtet gelaſſen, und aus dieſem Grunde wahrſcheinlich ſetze er jetzt Alles daran ihr nicht gleichgültig zu bleiben, aber er werde ſich ſehr irren, die Natur habe ihn reich ausgeſtattet, Vieles ſei ihm zum Gefallen gegeben, wo aber die Ehrlichkeit des Gemüths fehle, da ſei es für ſie mit der Anziehungskraft zu Ende. Er ſpiele ſein Spiel ſehr geſchickt; Mathilde erhalte er in dem Wahn, als halte er ſeine Neigung für unerwiedert und gering geachtet, und fühle ſich dadurch tief beleidigt und gekränkt, ihr dagegen bezeige er jene ſtille, ernſte Verehrung, die ſo viel Schmeichelhaftes, zum Herzen ſprechendes habe, und doch Anderen verborgen bleiben könne, in ihrem ſcheinbar furchtſamen Auftreten.

Paula lehnte ihren Kopf an mich, einzelne Thränen fielen auf mich herab: „O, Liesbeth, man kann viel erfahren in wenigen Stunden und ärmer werden an Vertrauen und Unbefangenheit. Für mich iſt das eigentlich zu früh; ich hätte noch ſo fortleben können in glücklichem, ſchuldloſen Vertrauen. Als wir nach der Kirche von Werder's Abſchied nahmen, flüſterte die Aelteſte mir zu: „Paula, ſei doch ein klein, klein wenig freundlich gegen Hermann, es macht ihn ſo glücklich, es macht ihn zu einem anderen Menſchen; ſtoße ihn nicht ſo kalt zurück.“ Zur Antwort blieb mir keine Zeit, aber wenn eine Schweſter ſolche Dinge vom Bruder ſagt — es beunruhigte mein Herz doch und machte mich aufmerkſam. Sein Benehmen beſtätigte das Geſagte, aber ſein Verhalten zu Mathilde erregte meine Zweifel. O, was iſt jede Liebenswürdigkeit der Welt gegen Wahrheit und Ehrlichkeit! Du weißt, ich habe ein ungewöhnlich ſcharfes Gehör und vernahm dadurch ohne meine Schuld ein ziemlich leiſe geführtes Geſpräch zwiſchen Werder und dem jungen Studenten Helle. Werder erkundigte ſich bei dieſem nach einer Familie in G. und beſonders nach der älteſten Tochter des Hauſes, und erhielt die Antwort, dieſe ſei bildhübſch, werde allgemein bewundert, aber habe in letzter Zeit viel von ſich reden machen. Unter den Studirenden habe ſich ein junger, reicher, unabhängiger Mann aus vornehmer Familie befunden, welcher die junge Schönheit unabläſſig und auffallend ausgezeichnet habe. Sie habe dabei ein ruhiges ganz gleiches Benehmen beobachtet, und man habe in der Geſellſchaft höchſt geſpannt dem Verlaufe zugeſehen. Endlich nach Verlauf eines halben Jahres ſei das Mädchenherz wahrſcheinlich durch die treue Ausdauer gerührt und überzeugt worden, und habe nun, unſchuldig und mit großem Zartgefühl, Gegenneigung an den Tag gelegt. Dieſe Kundgebung habe auf den, dem ſie galt, gleich Nachtfroſt gewirkt, und er habe erſichtlich ſeine bisherigen Beſtrebungen auf Höflichkeit beſchränkt. — Das junge Mädchen habe zu Anfang kein Arg gehabt, und wahrſcheinlich geglaubt, ihre Gegenliebe werde nicht für Wahrheit gehalten.

Einem Vertrauten des jungen Mannes, der mit leiſen Andeutungen hervorgetreten, habe Jener erwiedert: erreichbar müſſe Alles in der Welt ſein, der Beſitz aber habe keinen Werth mehr, den habe nur das Erlangen. Auf die Frage, ob die liebliche, ſchöne M. ihm nicht leid thue, habe er kalt erwiedert: „Weshalb? Sie hat einen Verehrer gehabt, um den man ſie ſehr beneidet hat; daran muß ſie ſich genügen laſſen. Nie, niemals habe ich ein Wort von Liebe ausgeſprochen; wenn ſie ohne Worte daran geglaubt hat, das iſt ihre Sache.“ Bald darauf verließ er die Univerſität; aus der rothen Roſe iſt eine weiße Roſe geworden, aber ſie iſt doch ſchön, und ihr Benehmen achtungswerth. Einen Stoß hat ſie demungeachtet in der öffentlichen Meinung bekommen und wird ihn nicht verwinden.“ Werder entgegnete: „Weshalb ſind die Mädchen ſo leichtgläubig? Wenn er ihr nie ein Wort von Neigung ſagte, iſt er ganz zu entſchuldigen.“ „In meinen Augen nicht,“ entgegnete Helle, „aber Jeder hat ſeine Anſicht.“

Wie erfreute mich das: „In meinen Augen nicht.“ So gab es doch ein ehrliches Herz in dieſem Kreiſe. Für mich war von da an die eigentliche Tagesfreude dahin, aber lege das nicht unrichtig aus. Werder war meinem Herzen noch gar nichts, ſo leicht bin ich nicht zu gewinnen; aber von einem ernſteren Standpunkte aus that es mir leid, daß ein junger Mann aus rechtlicher Familie, der Sohn eines Predigers und ſelber Theologe, ſo urtheilen konnte. Die Worte ſeiner Schweſter kamen mir natürlich in den Sinn; vielleicht bediente er ſich ihrer Mitwirkung, um ſich den Weg zu meiner Eroberung leichter zu machen. Dann dachte ich auch daran, wie erzürnt Werders auf die Doctorfamilie waren, und wie daraus wahrſcheinlich ein andauerndes Nachtragen hervorgehen werde. Und das war die Freude des Lebens! o Liesbeth, mein Herz wendete ſich überdrüſſig davon ab. Wie wundervoll dagegen der ſtille heitere Friede hier im Hauſe, wenn wir ihn uns nicht ſelber durch kleine Verkehrtheiten verbittern."

Ich kämmte eben mein Haar, als Paula zu mir trat, und ſtand mit dem Kamm im Haar, mit der anderen Hand das Haar haltend, unbeweglich da und hörte ihr zu. Endlich wachte ich auf und lachte laut: „Aber Paula, wir ſind ja noch ſo jung, wir können uns doch nicht einſperren wollen, weil Einer oder der Andere leichtſinnig denkt und zwei Familien ſich zanken. Laſſe uns nichts Schlimmes thun und fröhlich unſeren Weg gehen, das iſt das Beſte. Erzähle Mathilden doch Alles, der kann es nützen. Werder hat hier für ſeine Eroberungsſucht ſchon ganz Hübſches erlebt; Mathilde wollte ihm gefallen, und er gefiel ihr, o, und ich, ich einfältiges Mädchen, wollte ebenfalls ſeine Huldigung, aber doch nur, weil ich ſo dumm war zu denken, ich gefalle ihm, und weil ich ihn für ſehr liebenswürdig hielt, für ſehr gut, könnte ich ſagen, denn das glaubte ich, das meinte ich in ſeinen Augen zu ſehen. Du biſt die einzige Verſtändige geweſen; ob Du es geblieben wärſt — wer kann das wiſſen.“ Paula entgegnete ernſt: „Nimm nicht Alles zu leicht, Liesbeth, das Leben wird Dich noch Vieles lehren, und es iſt gut, wenn Du darauf vorbereitet biſt und ſeinen Ernſt anerkennſt.“

Ach — das iſt ein langer, langer Seufzer. — Es war ſo hübſch geſtern und ich war ſo vergnügt — obgleich, ich dachte auch wohl Manches, aber ein ſolches Ende erwartete ich nicht. Das iſt ſo recht das Leben, und davon will ich noch ſo ungern Notiz nehmen. War es, um Paula zufrieden zu ſtellen? ich ſagte: „Weißt Du, Eines verdrießt und beſchämt mich ſo, und das iſt, daß wir Mädchen immer vergnügter ſind, wenn junge Männer mit dabei ſind.“ „Nein,“ entgegnete ſie, „vergnügter ſind wir nicht, aber angeregter.“ Ich küßte ſie und ſagte: „O Paula, laß uns Alles weit abwerfen und in Gott fröhlich ſein, denn:

„Denn nie hat engelgleich geſungen,
Wer nicht der Erde ſich entſchwungen.“

„Trägt Natur auf allen Wegen
Einen großen ew'gen Schmerz,
Den ſie mir, als Mutterſegen
Heimlich ſtrömet in das Herz."

Am nächſten Sonntage läuft unſere Lotterie von Stapel, es iſt aber auch ein ſchwer, ein reich beladenes Schiff. Zu allerliebſte Dinge! und wie niedlich haben die Kinderchen dafür gearbeitet, das iſt mein größter Spaß; kleine Nähnadelbücher und Leſezeichen, und Gertrud hat überdies Tüllſtreifen höchſt ſorgſam mit roſa Wolle durchzogen, und ich habe ein Morgenhäubchen dazu gegeben und es mit dieſen Strichen garnirt; das ſieht ſehr hübſch aus. Letzthin fragte ich Chriſtian: „Chriſtian, was willſt denn Du uns ſchenken?" Er ſah mich an mit ſeinen hellen, lachenden Augen und entgegnete vergnügt: „Titan," denn ſo nennt er ſich ſelber. O, der kleine Herzensſchatz, ihn haben, wenn alle Verhältniſſe paßten, welch' ein Glück wäre das! —

Die Gewinne beſtehen aus einem wahren Reichthum der hübſcheſten Sachen, und wir Vier ſchämen uns entſetzlich, aber wir möchten auch gern davon gewinnen, obgleich ſich das gar nicht ſchickt. Opferbereit werden wir jedenfalls ſein müſſen und wieder hergeben, wo ſich Jemand im Nachtheil befindet. Frau Kraus ſchenkt einen geheimnißvollen Wunderknäuel, und Marianne einen, der auf farbig gerandeten Blättchen hübſche Verſe und Gedenkſprüche verbirgt, die Marianne theils ſelbſt gedichtet, theils abgeſchrieben hat. Unſere Gewinnwünſche entſcheiden ſich für das myſteriöſe Geſchenk der Frau Kraus.

Nicht die Fröhlichkeit des Lebens allein tritt uns nahe, auch der Ernſt deſſelben tritt an uns heran; unſer Wirkungskreis erweitert ſich immer mehr. Wir dürfen jetzt ab und zu Suppen oder irgend ein Gericht für Kranke kochen und hinbringen, oder auch, was in der allgemeinen Wirthſchaft für ſie mit bereitet wird, ihnen zutragen. Frau Kraus hat zu dem Behuf ſehr zweckmäßige Körbchen anfertigen laſſen, mit denen man über die Straße gehen kann, ohne daß gleich verrathen wird, was man vorhat. Ihr ganzes Weſen iſt Ruhe und Stille, und ſo treibt ſie es auch mit ihrer Armenpflege: ſie gilt dem Bedürftigen und dem Willen Gottes, nicht dem Auge der Menſchen. Zu einer alten, alten Frau gehen wir Alle ſo gern; wir kehren mit leeren Händen und doch reich von ihr zurück, was ſie uns giebt, iſt mehr als Silber und Gold. Sie wird von einer ebenfalls alten Frau, einer Nachbarin, gepflegt, welche ſauber wie ſie für die große Reinlichkeit Sorge trägt, welche ihr Bedürfniß iſt. Die Kranke hat ſeit einem Jahr ihr Lager nicht verlaſſen können, und doch tritt man gern an daſſelbe heran und erfaßt die abgezehrte Hand, die auf der Decke ruht; ein ſanftes, rührendes Lächeln iſt der Dank dafür.

Als ich geſtern am Bette der Kranken ſaß, ſagte ſie: „Mir ergeht es wie den Gefangenen, die für beſtimmte Zeit in Haft ſind, ſie ziehen einen Strich, ſo oft ein Tag vorüber iſt, ein Tag, der ſie dem Ziele näher bringt, ſo thue ich oft in Gedanken. O, und doch iſt ſterben ſo ernſt, ſo ernſt, ich weiß nicht, wie die Menſchen es ſo leicht damit nehmen können; der Tod iſt etwas ſehr Ernſtes.“ Ich ſagte ihr, ſie habe gewiß nicht viel geſündigt. Sie machte eine abwehrende Bewegung: „Genug, genug, wer thäte das nicht? ich will Ihnen erzählen, was mich oft gequält hat. Als ich ſechszehn Jahre alt war, lebte mein Vater nicht mehr, meine Mutter war eine rechtliche Frau, wir lebten von unſerer Hände Arbeit. — Ein junger Menſch aus Schleſien, der Polytechnik ſtudirte, der Sohn eines Arztes, ſah mich zu verſchiedenen Malen, und verliebte ſich ſo ſehr in mich, daß er ſeiner Mutter ſchrieb, er habe ein Mädchen geſehen, welches er ſpäter zu heirathen gedenke, denn nimmer werde er von ihr laſſen. Die Mutter begann damit, ihm alle Geldmittel zu entziehen, da ward er Arbeiter in einer Fabrik, in welcher er verblieb bis an's Ende ſeiner Tage. Seine Mutter blieb unerbittlich, ſie und ſein Bruder, ein Profeſſor, unterſagten ihm jeden Briefwechſel, jede Zuſammenkunft, und dennoch heiratheten wir uns. Er konnte nicht anders, er war zu ſchwach, aber ich war in der Furcht Gottes und ſeiner Gebote auferzogen, ich hätte ſtark ſein ſollen für ihn und mich.“ „Waren Sie denn nicht glücklich?“ „O, gewiß, aber doch gab es bange Stunden voll Kummer und Sorge; wir verloren im Laufe der Zeit unſere drei lieben, lieben Kinder. Ich konnte es beſſer noch ertragen als mein Mann; von der Zeit an erkrankte er oftmals und immer auf gefahrdrohende Weiſe. In manchen Nächten, die er beſinnungslos durchwachte, nannte er den Namen ſeiner Mutter, und verkündete ſo die innere Qual eines Herzens, welches bewußt mir gegenüber nie eine Klage laut werden ließ. Wie rührend waren ſeine Selbſtanklagen, nicht eifriger Verſöhnung geſucht zu haben; ich ſaß daneben und hatte Thränen in Strömen, welche ihm fehlten. In ſolchen langen Krankentagen trat manchmal Noth ein, aber der Herr ſchickte ſeine Engel. Wir baten nicht und bekamen doch, unbegreiflich, möchte ich ſagen, von Leuten, die uns niemals geſehen. Ja, das ſind Gottes wunderbare Schickungen, wohl dem, der ſein Bote ſein darf. Unſer Leben war ſo ſtill, ſo ruhig, aber wir haben einander unſäglich geliebt. Mein Mann war Fabrikarbeiter, aber er ließ nie von der Erziehung ſeines eigentlichen Standes, das heißt in rechter Weiſe nicht. Er wollte nichts weiter vorſtellen, als was er war, aber keine Roheit konnte ihn berühren; Jedermann hatte Achtung vor ihm, und ich habe oft geſehen, daß Vorübergehende ihm nachblickten, ſo ſchön war ſein Ausdruck, ſo edel ſein Gang. Mich erzog er unmerklich, ich hatte ihn ſo lieb, ich lernte leicht, und ſo konnte er mit mir ſprechen, wie es ihm zuſagte. Er hatte mehr Erziehung, ich einen feſteren Glauben, Jeder gab dem Anderen, was ihm fehlte. Die letzte Krankheit meines Mannes begann faſt mit Phantaſien, welche anhielten, bis wenige Stunden vor ſeinem Tode; da plötzlich kehrte volles Bewußtſein zurück. Er begehrte das heilige Abendmahl; bevor er es nahm, ſah er mich an mit einem Blicke, als habe er mir tauſend Sünden abzubitten, und für eben ſo viel Liebe zu danken. Sprechen konnte ich nicht, meine Lippen bebten, aber wozu auch? wir verſtanden einander. An ſeinem Bette knieend, nahm ich das Abendmahl mit ihm. — Nachdem er heimgegangen war, blieb ich ſehr einſam zurück, meine Mutter war bald nach meiner Heirath geſtorben. Die Stadt nahm ſich meiner an, ich bekam den Platz hier im Wittwenhauſe, welches eine gute reiche Dame geſtiftet hat. Gearbeitet habe ich, ſo lange es ging, jetzt iſt es damit aus. Gefehlt hat es mir nie, liebreiche Menſchen haben meinen einſamen Pfad erhellt, der jetzt ſeinem Abſchluſſe nahe ſteht.“

Die Kranke hatte ſicherlich eine Stunde zu dieſer Mittheilung gebraucht, und ſchwieg darauf lange. Endlich ſagte ſie:

„Dort auf dem Ecktiſche liegt ein rothes Buch, Alles, was darinnen ſteht, hat mein Mann geſchrieben, meiſtens aus der Erinnerung, denn er ward ſchon als Knabe zu Vielem angehalten. Da, wo der grüne Faden eingelegt iſt, ſteht ein Bruchſtück, ich glaube, aus dem Gedichte eines engliſchen Dichters, das habe ich nach ſeinem Tode vielfältig geleſen. Leſen Sie es doch.“

Ich las, wie folgt, und ſchrieb es mit Bleiſtift in mein Taſchenbuch.

„Warum, o du Thor,
Beweinſt Du den Todten?
Warum beklagſt Du
Den ſtandhaften, treuen Verſtorbenen,
Der unwandelbar bleibt,
Nicht erkaltet und ſich entfremdet,
Nicht ſich hinwegkehrt
In der Kürze des Tag's,
Von der Liebe, die er erweckte,
Von der Treue, die er geſchworen.
Warum, o du Thor,
Beklagſt Du den Todten?“

Tief ergriffen legte ich das Buch auf das Bett der Kranken; ſie ſah mich an mit einem Blick voll Befriedigung:

„Ja, das hat er geſchrieben, ſo war er. Mein liebes Fräulein, was wohl noch ein Mal aus Ihnen werden wird. Daran denke ich oft; Sie haben ein ſo ſanftes Geſicht, eine ſo weiche Stimme, viel Leid werden Sie nicht tragen können.“

„Doch, doch, liebe Mutter“ (ſo nenne ich ſie oft), „denn ich glaube an Gott, und weiß, daß mein Geſchick in ſeinen Vaterhänden ruht. Was Er mir beſtimmt hat, das wird mein Theil.“

Die Kranke ſah lange vor ſich hin und ſagte dann:

„Mein liebes Kind, die Mädchen haben es meiſtens ſehr gut im Leben, bis zu dem Augenblick, wo ſie einem Manne gefallen, und er ihnen gefällt. Damit beginnt der Kampf, der nicht leicht durchzukämpfen iſt. — Unter hundert jungen Mädchen bekommen vielleicht kaum zwanzig den Mann, den ſie wünſchten, oftmals zum Glück, oftmals zum Unheil. Ich kann ſagen, geſegnet, wer die Creatur nicht über den Schöpfer ſtellt, denn das habe ich gethan, und vielfach ſeine gnadenvolle Vergebung angefleht. O, es giebt viele Verſuchungen; oftmals, wenn ich betete: „Dein Wille geſchehe!“ mußte ich denken, aber wenn Gott Dir das einzig Liebſte nähme, was Du auf Erden haſt, wenn er Deinen Mann hinwegnähme, würdeſt Du beten können: „Dein Wille geſchehe?“ O, wie habe ich um dieſe Frage gerungen, wie habe ich gebetet, und gewollt, und nicht gekonnt, und mich abgemartert im Gefühl der Sünde. Als die Stunde kam, wo Sein Wille geſchah, da ward es ſtill in mir; wäre es das doch aus Glauben, aus glaubensvoller Unterwerfung geweſen. Als ich das zerſtoßene Rohr war, erſt da konnte ich mich unterwerfen. Machen Sie es anders, mein Kind, laſſen Sie Gott walten, und beten zu jeder Zeit unbeirrt: „Dein Wille geſchehe!"

So reich beſchenkt gehe ich von dieſer lieben Frau; ſo geht es wohl oft im Leben, ich dachte, zu bringen, und ich bin es, die Schätze mit hinwegnimmt. Paula und ich können den Tag nie abwarten, der uns in's Wittwenhäuschen führt, aber Fanny beanſprucht auch, an die Reihe zu kommen.

„Es liegt an eines Menſchen Schmerz,
An eines Menſchen Wunde nichts,
Es kehrt an das, was Kranke quält,
Sich ewig der Geſunde nicht."

Eine andere Kranke haben wir auch zu beſuchen, eine ganz beſondere Frau, nicht ſehr anſprechend, wenigſtens nicht durch milde Formen, aber doch beſchäftigt ſie die Gedanken, und wir möchten die Beſuche nicht aufgeben. Sie iſt gelähmt, und kann ſich nur im Rollſtuhl fortbewegen. Auch ſie hat, und ganz andere Tage noch geſehen, aber die Erinnerung daran läßt ſie kalt; „ſolche Dinge," ſagt ſie mit ſtrengem Blick, „muß man nicht hoch anſchlagen. In guten Tagen habe ich mir freiwillig Entbehrungen auferlegt, deshalb kann ich ſie jetzt unbekümmert tragen. An und für ſich iſt die Seele nicht ſtark, man muß ſie ſtark machen."

Wenn wir bei ihr eintreten, richtet ſie ihre ſchwarzen, ſcharfen Augen auf uns, nie auf das, was wir ihr bringen, das nimmt ſie mit leichtem Kopfnicken hin. Dann aber beginnt ſogleich ein Examen; wir müſſen uns zu ihr ſetzen, und hundert Fragen beantworten. Wann zu Bette gegangen? Wann aufgeſtanden, was getrieben, was gedacht, zu dieſem und jenem, ob in Frieden gelebt, ob in Streit, welche Bücher geleſen, und was daraus gelernt? — Auf dieſe ſcharf betonten Fragen folgen ſcharfe Kritiken, je nach unſeren Antworten, denn ſie begehrt die klarſte Darlegung. Wir ſitzen vor ihr, wie auf der Armenſünderbank, aber das hat doch einen eigenthümlichen Reiz. Frau Willberg iſt zu klug, das giebt Reſpect, und das Originelle zieht an. Wir kommen zu ihr, der Bedürftigen, und ſie behandelt uns mit Hoheitsrechten. Merkwürdig, wer ſich auf feſten Standpunkt ſtellt, dem gelingt es meiſtens, ſich eine Stellung zu erringen.

Es kann geſchehen, daß Frau Willberg unſere Anweſenheit ſcheinbar ganz vergißt, ſtarr durch die Fenſterſcheiben in Büſche und Bäume hineinſchaut, oder auch Tiſch und Fußboden, wie darin verſunken, betrachtet. Ein Mal ward es Fanny zu viel, und ſie brach in helles Lachen aus. Frau Willberg erhob den durchdringenden Blick zu Fanny, dieſe erſchrack, aber jene lächelte gutmüthig: „Da muß ich mich wohl rechtfertigen; daß ich ſo verſunken ſein kann, damit hat es eine eigene Bewandtniß. Mir iſt die Gabe, oder wie ſoll ich es ſonſt nennen, verliehen, aus Büſchen und Bäumen, aus dem Geäder des Holzgetäfels einzelne Menſchen und Thierköpfe, ja ganze Gruppen heraus zu ſehen. Ein Maler würde daraus, wäre es ihm gegeben, den ſchönſten Vortheil ziehen können. Vortheil habe ich auch davon; ſind es reizende Gebilde und namentlich Kinderköpfe, beruhigt es meine Seele und giebt ihr Frieden; das aber iſt nicht ſtets der Fall, ich ſehe auch verzerrte, entſetzliche Gebilde, die mich erſchrecken. Ich ſage mir dann, das iſt der Teufel, der Dir auflauert, und fühle mich durch die Warnung gerüſteter, geeigneter zum Widerſtande gegen eine ſo verderbliche Macht.“

Erſtaunt horchten wir dieſen Worten, und Frau Willberg fuhr fort: „Das iſt der Teufel,“ ſollte man ſich viel öfter ſagen, dann aber auch hinzufügen: „Chriſtus heute, Chriſtus morgen, Chriſtus in alle Ewigkeit.“ Selten habe ich mich gründlich warnen laſſen, aber doch ab und zu iſt es geſchehen. Der Menſch geht ſeinen eigenmächtigen Weg, bis er von der Welt aus, verirrt und zerſchlagen, endlich mühſam ein Fleckchen Heimath erreicht, wo er Ruhe und Frieden für ſeine Seele findet.“

Das iſt doch wohl eine beſondere Frau. Wir mußten nun auch in die Büſche ſchauen, aber wer ein Geſicht, ein Gebilde zu ſehen glaubte, hatte das ſchärfſte Examen zu beſtehen und meiſtens hieß es darauf: „Thorheit, Sie haben nichts geſehen; Ihnen fehlt dazu das innere Auge.“ So mochte es auch wohl ſein.

Unſere übrigen Armen ſind ganz einfache, gewöhnliche Menſchen, die dankbar nehmen, was gegeben wird. Wohl mag es darunter auch ſolche geben, auf welche ſich die Worte anwenden laſſen, welche wir aus Cinna leſen:

„Le reste ne vaut pas.
L'honneur d'être nommé.“

Auch hier hört man oft über die Undankbarkeit der Armen reden, Frau Kraus ſchüttelt dazu den Kopf und ſagt: „Sie ſind unſeres Gleichen, nur daß wir weniger Entſchuldigung haben, weil wir eine beſſere Erziehung bekommen. Armuth erzeugt nicht ſelten Krankheit der Seele, und mit dieſer beginnt das eigentliche Verderben. Wer einen Menſchen davor bewahren kann, giebt ihm mehr als Speiſe und Trank. Freundlich geben iſt die beſte Seelenarzenei für ſolche beklagenswerthe Kranke, welche, was ihnen wird, ohne innere Freundlichkeit aufnehmen, weil ſie, ſtatt dankbar zu ſein, die Betrachtung aufſtellen, der Gebende entbehre nicht, was er ſpende, und könnte viel mehr geben, wenn er den guten Willen dazu hätte, und nur einmal Tagelang erfahren müſſe, was es heiße, arm und elend ſein. Wer ſich in allen Lebensverhältniſſen gegen Gott und Menſchen ganz rein von Undank weiß, der werfe auf dieſe Undankbaren den erſten Stein. Nur ſehr edle, mit allen Lebensverhältniſſen vertraute, oder auch ganz junge Menſchen tragen das Bedürfniß der Dankbarkeit im Herzen. Nachdenkende und ſehr reine Naturen ſtehen über dem gewöhnlichen Leben; was ihnen an Liebe, an Wohlthat ward, die ſie annehmen, wofür ſie dankten, bleibt ihnen ewig unverloren, kein Zerwürfniß, nicht das Abwenden der ehemals Gebenden kann ſie irre machen, ihr feſter Sinn weiſt alles Störende zurück, und hält ſich unwandelbar an das, was einſt war. Jeder geiſtig wohl organiſirte Menſch trägt den Glauben an Edleres als er ſelber iſt, im Herzen, und indem er daran glaubt, legt er das Zeugniß ab, daß die Seligkeit auf Erden im Beſſerwerden beſteht.“

Das ſchreibe ich Alles ſo mühſam auf, damit es uns bleibt, mir und Dir. Wenn wir es einmal in ſpäterer Zeit leſen, kann es uns vielleicht mehr Nutzen bringen, aber einen tiefen Eindruck hat es mir auch jetzt gemacht. — Paula faßt Alles, was wir mit einander erleben, eben auf wie ich, aber doch ganz anders, mehr feſt und ruhig; ich bin immer mit Herz und Kopf, mit Augen und Ohren dabei, aber doch glaube ich, ſie hat den größten Gewinn davon; Fanny hat bis jetzt, denke ich, gar keinen; ſie fährt luſtig zwiſchen Allem umher, ſieht, was ſie mit den Augen erfaſſen kann, hört zu, weil ſie muß, und ſpricht ſo viel als ſie anbringen kann. Mathilde kann ich nicht recht beurtheilen, ſie iſt verſchloſſener als wir Anderen, aber ſicherlich mehr wie Fanny. Paula hat mit Mathilden über Hermann Werder geſprochen, was das Ergebniß davon geweſen, erfuhr ich nur durch die einfache Aeußerung, Mathilde beſitze weit mehr edlen als verwerflichen Stolz. Wohl ihr! Ein edler Stolz kann gewiß viel überwinden und die Seele wunderbar ſtärken. —

Morgen iſt der große Feſttag, die Lotterie, wir freuen uns unbeſchreiblich darauf. Das ganze Haus freut ſich mit, Alt und Jung, Klein und Groß, und das iſt eben ſo wunderhübſch. Wir Vier haben zuſammengelegt und zu morgen Abend wird bei dem beſten Conditor ein ſchöner Kuchen gebacken, damit ſie auch einen Spaß haben. Sie ſind nämlich die Mädchen im Hauſe; Du hätteſt Dir das ſehr gut denken können, aber würdeſt doch über dieſe Kleinigkeit ein Geſchrei erhoben haben. Morgen, das erſehnte morgen, übermorgen erzähle ich Dir davon.

„Du denkſt, ich werde morgen ſagen —
Doch blieb Dir dazu keine Zeit;
Dahin, mit ſeinem Glück, mit Plagen,
Iſt dies in alle Ewigkeit.“

Heute iſt Uebermorgen, aber es wird nicht viel davon berichtet, ganz andere Dinge haben ſich heute begeben, von denen ich Dir viel erzählen muß. — Geſtern ging der Tag in Heiterkeit und Jubel vorüber. Zuerſt am Morgen die Kirche mit erweckender Predigt und ſchönen Geſängen, dann die Vorbereitungen für den Nachmittag, und als dieſer kam, das Empfangen und Begrüßen, die Jugendſeligkeit, die in uns Allen war. Anfangs etwas fremde Steifheit zwiſchen Werder's und Bergfeldt's, aber nur für die erſten Augenblicke, der Tag war nicht für ſolche Gefühle gemacht, der war zu voll Sonnenſchein. Wir ſaßen unter der mit Weinlaub dicht berankten Veranda, der Raum war zu beſchränkt Alle zu faſſen, wir hatten einen Tiſch angeſetzt, und hinter den Stühlen, die außerhalb des Weindaches ſtanden, Latten in die Erde ſchlagen laſſen, an dieſe Regenſchirme feſtgebunden als Sonnendach, und über jeden derſelben einen ſchönen Blumenkranz gehangen. Das war doch wohl hübſch erfunden, es ſah ſo beſonders und reizend aus. Wir wurden ſehr ſchön bewirthet, und bewirtheten unſererſeits die kleinen Vögelchen, die zahm und arglos herbeiflatterten und hüpften, mit Kuchenkrümchen.

Die Gewinne wurden auf die mannigfachſte Weiſe verſpielt. Das Derby-Rennen beluſtigte ſehr, aber die Anzahl der Rennenden war für das Spiel zu zahlreich, daher mußte die eine Hälfte derſelben zuſehen, während die andere ſpielte, und das befriedigte nicht lange. Dann kam Kartenlotterie an die Reihe, dann Commerce, und zuletzt das Charakterſpiel, wo jede Karte, die auf ein gutes Zeugniß lautete, einen Gewinn davon trug. Gertrud gewann einen Kragen mit roſa Schleifen; zuerſt ſaß ſie ſtumm und erſtarrt über ihr Glück, dann rief ſie: „Liebe Großmama, darf ich nicht über den Tiſch laufen?“ —

„Ja, wenn Du vorſichtig biſt.“

Gertrud kletterte auf den Tiſch, trippelte zierlich, aber etwas furchtſam zu mir hin, ſprang auf meinen Schooß herab, legte mir den Kragen auf den Kopf, ſchlang ihre Arme um meinen Hals, und rief unter zärtlichen Liebkoſungen: „Für meine Liesbeth, für meine Liesbeth!“ — Der Kragen fiel dabei auf meine Naſe,. und ich errang kaum ſo viel Luft, danken zu können. — Es war ſo lieblich und erfreute Alle. Dies Geſchenk mußte ich freilich behalten; was übrigens von Hausgenoſſen gewonnen ward, kam zu gerechter Vertheilung unter Diejenigen, welche kein Glück gehabt hatten. — Erſt ſpät am Abend trennten wir uns mit dem Nachgefühl großer Freude.

Wie ſchwer iſt es mir geworden, das Alles niederzuſchreiben, ich habe ganz andere Dinge im Kopfe. Paula hat, als letzthin ein Vogelhändler hier durchkam, einen Dompfaffen von Marianne geſchenkt bekommen. Er iſt allerliebſt; er iſt Muſikſtudent geweſen, und hat auch Manches begriffen. Profeſſor kann er noch nicht werden, oder wenigſtens muß er zwangloſe Vorträge halten, denn im beſten Bravourflöten verliert er den Faden, bleibt erſchrocken ſtehen, ſchüttelt den Kopf, wetzt den Schnabel, probirt vergebens in der Irre umher, und fliegt endlich zu ſeinem Futterkäſtchen, ſich dort nach den Drangſalen des Lebens zu ſtärken. —

Paula und ich ſahen dem kleinen Schwarzkäppchen heute morgen nach einem ſolchen Intermezzo zu, als wir einen Herrn auf das Haus zueilen ſahen, den Hut zurückgeſchoben, den Stock hoch in die Luft haltend. Es war Doctor Heß; wir konnten uns nur ſtumm und beſtürzt anblicken, denn was brachte den Doctor hierher? Die Treppe hinabeilend, blieben wir auf der Mitte derſelben ſtehen. In dem Augenblick, wo Doctor Heß in die Hausthür hineinſtürmte, wollte Gertrud hinaus ſtürzen, denn Gehen kann man ihr Fortbewegen ſelten nennen. Unglücklicherweiſe kam ſie mit den Füßen und Beinen des Doctors in Colliſion; dieſer, der dem Kinde keinen Schaden zufügen wollte, rang, mit hochgeſchwungenem Stocke darnach, das Gleichgewicht zu bewahren. Vergebens, Doctor und Kind ſtürzten zu Boden, wobei der Hut des Erſteren weit ab flog. Gertrud ſchrie furchtbar, und obgleich heftig erſchrocken, waren Paula und ich doch ſogleich zur Stelle. Paula zog das ſchreiende Kind hervor, ich ſammelte des Doctors Hut auf; den Stock hielt er noch feſt in der Hand. Jetzt wollte ich ihm hülfreich beiſtehen; zornig ſchleuderte er meine Hände zurück: „Sie wollen mir aufhelfen, Sie? — Laſſen Sie ſich was Anderes träumen.“ Kunſtgerecht, möchte ich ſagen, richtete er ſich langſam empor, riß mir ſeinen Hut aus der Hand und ſetzte ihn auf.

Sein erſter Blick fiel auf Gertrud: „Alles heil?“ fragte er.

Paula entgegnete: „Ja, ich glaube wohl.“

„Viel Glück dabei; blaue Flecke ſchaden ſolchem Unband nicht. Muß ich hierher gerathen, um über eine ſolche verwünſchte Crinoline zu fallen!“

So beſtürzt wir auch waren, über die Bezeichnung Crinoline mußten Paula und ich hell auflachen. Ich nahm meinen Liebling in meine Arme, als aber jetzt der Doctor ſich näherte, erhob ſie ein Mordgeſchrei.

„Wegbringen, Waſſer trinken laſſen,“ ſagte er kurz, und ich trug meine liebe Laſt auf mein Zimmer. Hier kleidete ich Gertrud aus, um zu ſehen, ob ſie irgend Schaden genommen; Händchen, Arme, Schultern und Beine anfaſſend, fragte ich jedesmal: „Thut es da weh?“ und jedesmal ertönte die klägliche Antwort: „Ja — ja.“ Endlich drehte ich die Frage um und forſchte: „Da thut es nicht weh?“ — „Nein — nein.“ Ich überwand die Luſt, laut auf zu lachen, weil eine Brauſche an der Stirn hoch auflief, packte meinen Liebling auf das Sopha, ließ ſie Waſſer trinken, legte eine in Waſſer getränkte Compreſſe auf die Brauſche und ſagte:

„So, Gertrud, nun ſetzt Liesbeth ſich zu Dir, und erzählt Dir ein Märchen von ganz artigen Kindern.“

„Keine Geſchichte, Liesbeth?"

„Nein, ein Märchen; ganz artige Kinder giebt es nicht."

Sie war klug genug das zu verſtehen und lächelte; ich begann nun langſam und langweilig zu erzählen, und erreichte meinen Zweck, denn nach wenigen Augenblicken ſchlief Kleinchen feſt und ſanft.

Als Paula zum Ankleiden erſchien, weckte ich Gertrud; ihre erſte Frage war: „Iſt der Mann weg?" Mißvergnügt empfing ſie die Nachricht, daß er mit uns eſſen werde, lief aber doch eilfertig fort, um ja mit Waſchen und Kämmen zur Mittagſtunde bereit zu ſein.

Paula ſagte mir, ihr Onkel ſei gekommen, nach mir und nach ihr zu ſehen; nach mir, weil ich auf ſeine Empfehlung hierher gekommen ſei. Ihr Herz floß über von Dankbarkeit gegen ihn, er ſei äußerlich oft ſeltſam, aber daneben der allerbeſte Menſch.

Als wir Alle in der Wohnſtube verſammelt waren, rief der Doctor Gertrud zu ſich hin. Sie hätte lieber nicht gehorcht, aber die feſte Stimme imponirte ihr. Als ſie vor ihm ſtand, ſah er ſie mit ſeinen grauen, ſehr ſchönen Augen ernſt an, aber dieſer Blick ward milder und milder, ein Lächeln lag um ſeinen Mund, und das Kind lächelte auch, und blickte ihn zutraulich an. „Geh' ein anderes Mal langſamer durch die Thür."

Doctor Heß begrüßte uns ſämmtlich mit forſchendem Blick, mir ſchüttelte er die Hand. Als wir uns darauf in das Eßzimmer begaben, betrachtete er es ſich ruhig, in der Weiſe eines reflectirenden Menſchen. Während des Eſſens ward nicht viel geſprochen; der Doctor aß mit ſichtlichem Appetit, nickte Frau Kraus zu und ſagte:

„Ganz, wie ich es ehemals hier gekannt habe, einfach, aber ſehr gut.“

Als das Obſt erſchien, äußerte er: „Das iſt die reizende Poeſie der Mahlzeit, ohne einen ſolchen Schluß betrachte ich jene nur als gebotene Nothwendigkeit. Bis fünf Uhr darf ich bleiben; haben Sie Zeit für mich, wollen wir noch eine Weile hier beiſammen bleiben?“

Die Antwort war eine freundlich bejahende. Der Doctor nahm von den ſchönen Früchten und ſchenkte ſich ſein Glas voll, Alles mit jener unbeſchreiblichen Gemüthlichkeit, der man ſo gern zuſieht. Er blickte dann heiter auf und ſagte:

„Jetzt bin ich in meinem Elemente, um aber den letzten Stempel aufzudrücken, werde ich als Doctor auftreten, das heißt, ſehr viel fragen und wenig antworten. Ihre Erlaubniß vorausſetzend, frage ich, bei welcher Periode der Weltgeſchichte ſtehen die jungen Damen jetzt?“

„Sie beſchäftigten ſich bisher noch mit der alten Geſchichte.“

Er lachte hell und beluſtigt: „Dachte ich es doch! Darin bleiben ſie in allen Penſionen ſtecken; die Geſchichte des Mittelalters, der auf dieſes folgende Abſchnitt, und die Geſchichte der Jetztzeit bleiben den Mädchen meiſtens fremd. Ein Fundament muß ſein, wer ſich jedoch zu lange dabei aufhält, kommt nicht zum Hausbau. Ich kenne einen reichen und ſehr vornehmen Herrn, welcher beſchloſſen hatte, ein ſchönes Haus für ſich erbauen zu laſſen. Als Theoretiker hatte er gehört, das Fundament ſei die Hauptſache, und dieſes ward nun in ſolcher Weiſe berückſichtigt, daß, als es vollendet war, die Summe für den ganzen Bau erſchöpft war, und dies Kunſtwerk vielleicht niemals die Mauern zu tragen haben wird, denen es als Stütze dienen ſollte. So iſt's für junge Damen mit dem Fundament der alten Geſchichte, welche ſchon deshalb, weil ſie alt iſt, ihnen kein allzugroßes Intereſſe einflößt; die verſchleuderte Bauſumme iſt die Zeit, und Mädchen haben davon immer ſehr wenig zu ihrer tieferen Ausbildung. Die Kaiſernamen, die Reihefolge der Kaiſer zu erinnern, pflegt das ganze todte Wiſſen zu ſein, welches aus dem Schiffbruch des Vergeſſens gerettet wird. Liebſte Freundin, ein kurzer Umriß noch und dann fort mit der alten Geſchichte!“

Frau Kraus nickte: „Sie ſind ein prächtiger Menſch, und haben faſt immer Recht; ich will es mir ernſtlich überlegen.“

„Dann werden Sie meinen Rath befolgen. Nun die zweite Frage: meine Bekannten hier im Schloſſe klagen ſehr darüber, daß ſie die reizende Penſion faſt nicht zu ſehen bekämen; iſt das Abſicht und iſt Menſchenkenntniß an jungen Männern ſammeln nicht in den Lehrcurſus mit aufgenommen?“

Frau Kraus war etwas entrüſtet: „Aber Doctor!“

„Aber Doctorin! man kann zu viel geſtatten und zu viel beſchränken, aber wo iſt die Mittelſtraße? — Das durch eine edle, reine Mädchennatur, durch ihren weiblichen Takt

Gegebene iſt ſtets das Allerbeſte und Maßgebendſte. Ich glücklicher Menſch habe, als ich mich als Student im Auslande befand, ein Mädchen kennen gelernt, an welches ich noch mit unvergänglicher Dankbarkeit zurückdenke. Wie lieblich war ſie! lieblich, das iſt das Wort. Als ich ſie zuerſt ſah, gefiel ſie mir; ſpäter war von Gefallen keine Rede, ich habe ſie angeſtaunt mit ſtummer Rührung, — ich habe ſie angeſtaunt, wie man einen reizenden Schmetterling betrachtet, den Athem anhaltend, um ſeinen ſonnigen Farbenſchmelz nicht zu verwiſchen. Nie ſah ich vorher und nachher ſo viele gewinnende Eigenſchaften in einem Weſen vereinigt: Unbefangenheit, aufopfernde Güte, Heiterkeit, Lebenstüchtigkeit bei dem harmloſen Benehmen eines Kindes, und tiefe religiöſe Anſchauung. So heilig war ſie mir, daß ich ihr ſorgfältig meine Neigung verbarg; ſie wollte nichts, als daß ich freundlich gegen ſie ſein ſolle, nichts, als freundlich gegen mich ſein zu können. Hätte ſie mich geliebt, ich wäre verloren geweſen, unerachtet meines feſten Vorſatzes, niemals eine voreilige Verlobung eingehen zu wollen. Hätte ſie mich geliebt — ihr ganzes Weſen war Liebe; ſie ſchied von mir wie eine Schweſter von dem Bruder ſcheidet, an dem ihr Herz hängt; aber zu ahnen, welche Kämpfe ich beſtand, fiel ihr nicht ein, dazu auch war ſie zu merkwürdig beſcheiden. Sie war und iſt mir ſo heilig, daß ich ihren Namen nicht nennen könnte; oft, wenn ich ihrer in ſtillen Stunden gedacht habe und gedenke, freue ich mich mit wehmüthigem Ernſt, ſie nicht in mein ſtürmiſches Leben hineingezogen zu haben, ich hätte zu wenig für ſie leben können. Ich ſage das Alles den jungen Damen hier, um ihnen zu beweiſen, wie beſeligend es für einen Mann iſt, ein Mädchen wahrhaft verehren zu können, ein Mädchen voll Anmuth und Liebreiz. Die Welt mit ihrem Auflauern und ihrem loſen Gerede erſchwert den Verkehr beider Geſchlechter mit einander; nichts aber erſchwert ihn mehr, als das Selbſtbewußtſein, womit die jungen Mädchen in eine ihnen fremde Welt eintreten; wären ſie beſcheidener, einfacher, ſagten ſie ſich mit ruhiger Ueberlegung, daß viel dazu gehört, bevor ein verſtändiger Mann eine Lebensgefährtin wählt, die über das Glück oder Unglück ſeines Lebens beſtimmen wird, ſie würden weniger erwartungsvoll, ſie würden demüthiger ſein, oder ſtolzer, beides.“

Du mußt nicht denken, daß der Doctor dies Alles in einer Folge ſagte, er genoß ſeine Früchte und trank ſeinen Wein dazwiſchen, aber wir ſahen Alle auf ſein gedankenvolles, intereſſantes Geſicht, und horchten aufmerkſam auf ſeine Reden. Er iſt ein Original, aber ſicherlich ein Mann, der Herz und Kopf auf dem rechten Fleck hat. Nachdem er eine Feige verzehrt hatte, fuhr er lächelnd fort: „Die jungen Mädchen, welchen im elterlichen Hauſe eine unverkümmerte Exiſtenz zu Theil ward, treten meiſtens mit dem Gedanken in die geſellige Welt ein, daß ſie durch ſich Staat in derſelben machen, daß ſie umworben, geliebt, glücklich ſein werden. — Das iſt der erſte Grund zu den vielen Täuſchungen, welche ihr Leben ſpäter trüben werden. Viele erreichen Manches in der Weiſe, aber es iſt Nichts umſonſt zu haben in der Welt, ſie erlangen Manches, was ihnen ſchmeichelt und ſie momentan beglückt, aber ſie bezahlen es theuer mit dem Nachtheil, welchen ihre edlere Natur nicht ſelten dadurch erleidet, bezahlen es zuweilen mit ihrem Herzblut. Meinem Geſchlechte wird, den Frauen gegenüber, Vieles vorgeworfen, und zum Theil mit Recht, aber man muß auch billig urtheilen. Den Männern iſt es geſtattet, ihre Gefühle und die Eindrücke, welche ſie empfangen, kund zu geben. Sie gebrauchen und mißbrauchen dieſes Vorrecht oftmals mit ſehr geringer Geſinnung; wenn aber umgekehrt Frauen dieſe Freiheit rückſichtslos geſtattet wäre, welchen Gebrauch würden ſie davon machen? — Wer jemals dem Vorgehen einer entweder leichtſinnigen oder herzlos koketten Frau zuſah, wird darüber nicht im Unklaren ſein. Wer ſich im Beſitz eines Vorrechts befindet, wird daſſelbe, je nach ſeinen leichten oder edleren Begriffen, gebrauchen oder mißbrauchen. Wenn die Mädchen nur an viel Anderes denken wollten, als an uns; an die göttlichen Vorſchriften, welche ihrer Jugend ſo friſch erſt eingeprägt ſind, an Uebung ihrer Pflichten, an Blumen und Lieder, an die ganze weite Natur, an Wohlthun, Fleiß und weitere Ausbildung. Keine Furcht, wir werden uns doch dazwiſchen drängen; aber ſo mit Ballaſt ausgerüſtet, wird das Lebensſchiff ſo leicht nicht in die Tiefe verſinken, es wird ſich über dem Waſſer erhalten und den Hafen erreichen, auf welchen die göttliche Vorſehung es anwies."

Der Doctor fragte dann weiter halb ernſt, halb ſcherzend nach unſerer Armenpflege, nach unſeren Küchen- und Wirthſchaftsſorgen; als zufällig dabei herauskam, daß Mathilde daran nicht Theil nähme, warf er einen für mich unvergeßlichen Blick auf ſie. Es lag kein Spott, kein Vorwurf darin, ſo betrachtet der Sehende den armen, im Dunkeln tappenden Blinden.

Mir brachte der Doctor außer einem Brief der Tante, zu meiner überraſchenden Freude einen herzlichen Gruß von Charlotte. Sie iſt wieder bei ihrer Tante, und ließ mich fragen, ob ich ſeit unſerer Einſegnung ſtets getreu geblieben ſei? — Sie nicht, aber wir wüßten Beide, wo man in ſolchen Fällen Troſt und Hülfe zu ſuchen habe; ich möge ſie nicht vergeſſen, ſie werde mich lieb behalten ihr Lebelang. Wie mich das tief innerlich erquickte! Nachdem der Doctor gegangen war, kam es uns Allen vor, als ſei das Haus ohne Sonnenlicht und Leben. Was vermag ein Menſch, der, reich begabt, mitzutheilen verſteht, was ihm in Fülle geworden. Mathilde ſagte: „Liebe Frau Kraus, ich will mich nicht gern mehr von dem Doctor verachten laſſen, darf ich von morgen an die wirthlichen Beſchäftigungen theilen?“ „Gern, aber er verachtete Sie nicht.“ — „Er beklagte meinen Unverſtand, und ich will mich leiten laſſen.“

Der Brief der Tante hat mich beglückt und erſchreckt. Ach, Helene! ich war ihr ſtets eine Laſt; ſie bezahlte ohne Abneigung, was ich koſtete, aber ſie fand ihr ganzes Leben durch mich verändert. Seit ich da ſei, kämen Geſtalten zu ihr, die ſie früher nie geſehen, Martha ſorge ſchlecht für ſie und habe nur mich im Auge; wenn ſie allein ſein möchte, ſei ich da, und fort, wenn ſie meiner bedürfe. Lauter troſtloſe Auffaſſungen, wie nur ein ungeliebter Gegenſtand ſie hervorzurufen vermag. Wie oft habe ich gedacht, o, wenn ich armer Leute Kind wäre, und ſie hätten mich lieb und bedürften meiner zu ihrem Glück, wie ſelig müßte das ſein!

In der Tante Brief iſt es nun ganz anders; ich fehle ihr überall, kein Menſch beſuche ſie, denn es ſei ja jetzt Ton, nur mit der Jugend gern zu verkehren. Seit ich fort ſei, habe Martha nur Sinn für ihre Küche, für die Katze und für die Erinnerung an mich. Sie, die Tante, habe gedacht, daß ſie die Hauptperſon ſei, müſſe aber doch nach Allem begreifen, daß ſie nur die Aufgabe habe, Alles zu bezahlen und wenig Angenehmes dafür zu genießen. Wenn der Doctor zu ihr käme, ſtarre er meinen Nähtiſch und meinen kleinen Korbſeſſel an, oder auch die Thür, als ob ich hereinkommen müſſe, und gewöhnlich ſpreche er gar nicht, und ſie müſſe geſtehen, daß ſie ihm ſeine ſtummen Denkübungen ſehr gern ſchenken würde. — So der Tante Brief; ich ſehe wohl, wie das enden wird, ich werde früher fort müſſen von hier, vielleicht ſchon dieſen Herbſt, ach! und ich bliebe ſo gern!

Hier lebe und ſchaffe und lerne ich, und ſitze nicht ſtumm bei meiner Handarbeit, der Tante Geſicht beobachtend, ob es heiter, ob es finſter ſei. — O arme, arme Liesbeth! — Und doch nicht arm, denn wenn ich den Willen meines Vaters im Himmel erfülle, wird Er mir helfen und mich ſtark machen. Soll ich gehen, ſo will ich es mit gutem, feſtem Willen thun. Die Tante ſagt: „Ich vermiſſe Dich überall," und wäre es eine Fiction, ich will daran feſthalten, wie an ein Gebot, denn damit habe ich einen Lebenszweck errungen. Ich ließ Paula den Brief leſen; nachdem dies geſchehen war, hielt ſie den Brief feſt und ſtarr in Händen; ſie ſah ſehr bleich aus, und einzelne Thränen ſtürzten aus ihren Augen. Ich warf mich neben ihr nieder und wir weinten mit einander. Nach einer Weile ſagte Paula: „Vorbereitet ſind wir jetzt, es wird nicht anders werden, ich werde Dich und mit Dir das Liebſte hergeben müſſen, was ich hier habe. Ich will Dir meinen Wahlſpruch ſagen, daran müſſen wir uns aufrichten:

„Was Du nicht thuſt, wird auch ſich ſtrafen,
Nur Arbeit kann den Lohn erwerben.
Wer nicht gewacht hat, kann nicht ſchlafen,
Wer nicht gelebt hat, kann nicht ſterben!“

„Siehſt Du, Liesbeth, die eigentliche Arbeit des Lebens iſt doch die moraliſche, der Kampf mit unſerer Schwachheit und Sünde. Du wirſt vollauf zu thun bekommen; mußt Du gehen, will ich Dir helfen. Es iſt Deine Pflicht, aber Du kannſt die Erfüllung zu einer Sünde machen. Wer ungern und widerwillig gehorcht, gewährt Nichts damit und fühlt ſich innerlich herabgewürdigt, das habe ich ſchon an mir erfahren. Wir wollen nie vergeſſen, daß wir glücklich mit einander geweſen ſind; ich habe Dir das nie ſo gezeigt, das liegt in meiner zurückhaltenden Natur, und es iſt gewiß ein wahres Wort, wenn geſagt wird: „Wie lieb Andere uns haben, das erfahren wir erſt, wenn wir von ihnen getrennt ſind und es mit der Freude aus iſt.“ Meine Liesbeth, vergieb mir, daß ich nicht liebevoller für Dich war, meine Natur iſt zu rebelliſch dazu; ich kann oft nicht weich ſein, Du biſt es immer geweſen.“

Das war Lohn im Voraus für noch nicht beſchaffte

Arbeit, aber wenn ſie über mich kommt; will ich nicht widerwärtig gehorchen, ſondern um Gotteswillen freudig.

> „Heilſame Gedanken bereiten ein mildes Gemüthswetter,
> ſie kommen wie kühlende Lüfte aus unbekannten Welten.“

Lange habe ich nicht geſchrieben, ich hatte zu viel zu denken, zu bedenken. Paula und ich waren übereingekommen, den Brief der Tante vorläufig als Geheimniß zwiſchen uns zu betrachten, aber wir haben ihn viel beſprochen.

Wenn man einen Entſchluß faſſen ſoll, der nicht angenehm iſt, thut man dies, glaube ich, entweder ſehr raſch oder ſehr langſam. Ich habe Zeit gebraucht, jetzt bin ich damit fertig, und habe der Tante geſchrieben, ob ich nicht zu Michaelis zurückkommen ſolle; gelernt habe ich hier ſchon Manches, und immer ſei es doch am beſten, ſich da aufzuhalten, wohin man gehöre und wo man, wenn auch mit ſehr ſchwachen Kräften, doch nützen könne durch das Ausrichten kleiner Dinge. Dieſer Theil meines Briefes war ſehr bedenklich, denn hätte ich im Allergeringſten eine Wichtigkeit durchblicken laſſen, würde ich nimmermehr haben kommen dürfen. Was ich will, das will ich ehrlich, jetzt, da das Opfer gebracht iſt, wünſche ich deſſen Annahme.

Geſchrieben habe ich nicht — in dem Augenblicke, wo man verliert, was man bis dahin dankbar, aber ſorglos, weil anſcheinend geſichert beſaß, empfindet man, daß man ſehr glücklich geweſen iſt. Was iſt geſichert im Leben, das nicht einer anderen Welt, das nur der Erde angehört, aber daran denkt man ſelten. Die Tante hätte ſterben können, da hätte ich auch fort gemußt; der Gedanke machte jedem Bedenken ein Ende; dankbar will ich die Tante pflegen, da ſie meiner noch bedarf. Paula und ich haben einander mehr lieb als je zuvor, Alles hier erſcheint mir lieblicher, anmuthiger noch als früher, aber indem ich es freudig genieße, drückt ſich leiſe ein Schmerzensſtachel in mein Herz. — Muß ich fort, ſo bleiben mir nur vier Wochen zu fernerem Bleiben. Stets bin ich jetzt darauf bedacht, neue Spaziergänge vorzuſchlagen, ich möchte die nähere Umgebung recht kennen lernen, bevor ich gehe.

Geſtern begegneten wir auf einem dieſer neuen Wege den beiden Schweſtern Werder und Julius Cäſar. Natürlich jubelndes Begrüßen; Julius ſchwenkte ſeine Mütze und betheuerte, dies reizende Begegnen ſolle nicht, gleich einer Alltagsgeſchichte, vorübergehen. Er werde in eine nahegelegene Waſſermühle gehen oder vielmehr fliegen, denn dort könne man ſtets die ſchönſte Milch, Kuchen und Butterbrod bekommen, und es werde ihn glücklich machen, unſer Aller froher Wirth zu ſein. Wir fanden das ſehr hübſch und wehrten ihm durchaus nicht; er hat ſo viel Liebenswürdiges, und man fühlt ſich ihm gegenüber ſo zwanglos vergnügt, weil er ſich niemals anſpruchsvoll, niemals als ein um Gunſt Werbender zeigt, ſondern ſtets nur als ein unbefangener, guter, heiterer Menſch. — Wie unbeirrter, unverworrener würde man durchkommen im Leben, wenn Viele ihm glichen; aber doch — er wird auch nicht bleiben, wie er iſt, weil er eben dadurch ſo ſehr gefällt. Der Doctor ſagte einmal: „Die Frauen verderben die Männer noch mehr durch ihre voreilige Bewunderung; iſt ganz überflüſſig, iſt nicht ſo viel zu bewundern; im beſten Falle ſind wir ganz gewöhnliche Menſchenkinder.“

Wir waren unbeſchreiblich vergnügt; die Mühle liegt im Thal, ohnweit des Hauſes, am Fuße einer Höhe, und in dieſelbe hinein iſt ein mit Granitſteinen ausgelegter, mit Bänken und einem Tiſch verſehener Platz geſchaffen, der Alles iſt, was man ſich wünſchen kann. Etwas abſeits links liegt die Waſſermühle an einem großen Landſee, an dem weißen Müllerhauſe führt ein Fahrweg vorüber, der in den Hofplatz deſſelben aus- und einmündet, denn vorſpringende Höhen wehren der Fortſetzung deſſelben, es bleibt nur Raum für einen breiten Fußweg, der ſich zur Rechten an die baumbewachſene Höhe lehnt, zur Linken durch ſchöne Buchen und Eichen von dem See geſchieden iſt, welcher, halb durch Grün und ſich ſenkende Zweige verdeckt, ein Landſchaftsbild darbietet, welches an weniger dicht bewachſenen Stellen am fernen jenſeitigen Ufer, das Erkennen von Kirchdörfern, Gehöften und Waldungen geſtattet.

Gerade vor dem Müllerhäuschen, jenſeits des Fahrweges, ſteht auf einem ganz kleinen Raſenplatze eine wundervolle Kaſtanie mit niedrigem Stamm und von einer Bank umſchloſſen. Neben dieſem kleinen Platze liegt das ſogenannte Fährboot, in einer ſchmalen Einmündung des See's, und durch daſſelbe läßt man ſich nach einem über Wieſen und durch Wald führenden Fußſteig überſetzen, der, als faſt

Meilen betragender Richtweg zu Dörfern und Gehöften führend, häufig benutzt wird. Das iſt doch die hübſcheſte kleine Idylle, welche ich in meinem Leben geſehen habe. Dort bei Mondſchein ſitzen, und das haben wir gethan, heißt doch, hier auf der Erde ſehr glücklich ſein. Unſer froher Wirth ſchickte einen kleinen Burſchen zur Doctorin, unſere ſpäte Heimkehr zu melden; da das möglich war, beruhigten wir uns. —

Paula und ich waren froh, daß Hermann Werder nicht dabei war, was ſeine Schweſtern dagegen auf das Allerlebhafteſte bedauerten. Wir wußten, Frau Kraus werde gegen den unbefangenen, immer Maaß haltenden Julius nichts einzuwenden haben.

Erfüllt von Dank für ſo reizend verlebte Stunden, kehrten wir fröhlich heim, und wurden ſehr freundlich empfangen. Lucie iſt ſo ſehr beſcheiden, aber ein leichter Flor von Wehmuth flog doch über ihr Geſicht, daß ſie nicht dabei geweſen ſei. Frau Kraus, die nichts zu bemerken ſcheint, aber Alles ſieht, ſagte: ſie und Lucie wollten einen ſo hübſchen Platz auch ſehen, und wir würden ihn, Alle vereint, bald beſuchen. Dieſe Verheißung ward jubelnd aufgenommen, und die Doctorin fügte lächelnd hinzu:

„Die Mädchen, die Kinder, Alle ſollen mit, wir werden eine große Caravane bilden.“

Als Paula ſich mit mir auf unſerem Zimmer befand, ſagte ſie heiter:

„Liesbeth, Julius Werder hat mir zu größerer Menſchenkenntniß verholfen, höre nur. Als er eine Weile mit mir voranging, ſagte er, wie verändert bald Alles in ihrem Hauſe ſein werde, durch das Fortgehen von drei Geſchwiſtern. Es ſei ganz recht, daß ſeine Schweſtern gingen, denn bei der Rüſtigkeit ihrer Mutter hätten ſie, jung und kräftig, wie ſie wären, zu wenig zu ſchaffen im Hauſe, und zu viel Zeit, daran zu denken, daß ſie einſam in einem Dorfe wohnten. Sie müßten praktiſch erfahren, ob die Welt ihnen Beſſeres zu bieten habe.

Auf mein Entgegnen, daß ſein Bruder Hermann doch wiederkehren werde, erwiederte er ſehr erſtaunt:

„Wie können Sie das denken; wenn mein Bruder ſein Examen glücklich beſtanden, wird er doch nicht zu uns zurückkommen, denn mein Vater bedarf keiner Stütze.“

„Ihre Schweſtern glauben an ſeine Rückkehr.“

„Das iſt eine mir völlig unverſtändliche Annahme. Alice thut oft ganz geheimnißvoll und meint, ſein Herz werde ihn ſicher zurückziehen. Sein Herz — ach, da kenne ich meinen Bruder beſſer. Er gefällt gern, und es iſt nicht ſchwer, ihm zu gefallen, wenn es aber bis zu dieſem Stadium gekommen iſt, betrachtet er wie ein Naturforſcher den ſchönen Schmetterling ſo lange durch die Loupe, bis er herausgefunden hat, es ſei viel optiſche Täuſchung dabei, und der Farbenſchmelz ſo gar weit nicht her. In der Beziehung keine Sorge für ihn; ich werde mich ſehr freuen, wenn ich ein Mal höre, daß eine wirkliche Neigung ſein Herz ergriffen hat, aber ich fürchte, damit hat es noch Weile.“

Wir lachten Beide und Paula ſagte:

„Wohl uns, daß wir lachen können, nicht alle Schmetterlinge ſind ſo vernünftig. Wie manche arme Mädchen verkümmern ſich durch eigenwillig fortgeſetzte Täuſchung, aus Mangel an innerlichem, religiöſen Ernſt, Jahre ihres Lebens, und ſtehen endlich enttäuſcht da, älter geworden, aber nicht glücklicher. — Ich habe mich nie um ihn gekümmert, und nie an ihn geglaubt, wohl aber durchgefühlt, daß er mit allen ſeinen Gaben zum Gefallen geſchaffen ſein würde, wäre er weniger oberflächlich, weniger gefallſüchtig. Auf ihn könnte das ſüddeutſche Liedchen Anwendung finden:

„Schatz verloren, Schatz verloren,
Auf den weiten Wegen;
Laß ihn laufen, laß ihn laufen,
Iſt nichts daran gelegen.“

Aber weg damit, Liesbeth, wir wollen nur des wunderhübſchen Abends gedenken, da hinein gehört er nicht.“

„Sei gaſtig, wenn Du einen Gaſt haſt,
Nie raſtig, auch wenn Du Raſt haſt.“

Es war geſtern ſo wunderſchönes Wetter, Markt im Städtchen und bei uns im Häuschen Freude darüber, denn wir wollten ſeine Herrlichkeiten recht genießen, und hatten Alle dazu geſpart. Es war elf Uhr, und wir im Begriff, nach den Buden zu gehen, als plötzlich ein Wagen vorraſſelte. Welcher Schrecken! wer konnte es ſein? Das hörten und ſahen wir früh genug: Eine zahlreiche Paſtorenfamilie vom Lande, ehemalige Patienten des Doctors, welche Frau Kraus einige Mal im Jahr beſuchen. Die arme Doctorin erbleichte ein klein wenig, faßte ſich aber ſogleich.

„Jetzt müßt Ihr Alle gut ſein und helfen, Jeder auf ſeine Weiſe. Wer Gäſte bekommt, muß gaſtlich ſein.“

Wir eilten hinaus, um zu helfen; ein großer breitmauliger Junge (hätte ich faſt geſagt), ſtand bereits zu ebener Erde, der Paſtor ſchwang ſich ihm mühſam nach, begrüßte Frau Kraus mit kurzem Handſchütteln und langte dann die noch im Wagen befindlichen drei Kinder herab. Darauf folgte ein kleines Kindermädchen, und zuletzt die Paſtorin. Dieſe machte ſehr viele Entſchuldigungen, daß ſie ſo unangemeldet kämen, ſie hätten gar nicht kommen wollen, aber den Kindern ſei der Markt ein zu großer Spaß, man dürfe ihnen denſelben nicht nehmen. Ihr ganzes Benehmen war gutmüthig, ſchlicht und einfach, nur ſah man nicht recht ein, wie ſie, als verſtändige Frau, darauf beſtehen konnte, Frau Kraus dürfe nicht auf einen Augenblick nach der Küche.

„Nein, nein, ich halte Sie feſt, keine Umſtände für uns, Alles muß bleiben, wie es iſt; nicht von der Stelle, liebſte Doctorin.“

Dieſe fügte ſich mit der ihr eigenen Feinheit, und ſchlug vor, ob die Geſellſchaft jetzt frühſtücken und dann zwiſchen Frühſtück und Mittageſſen den Markt beſuchen wolle. Das ward angenommen und die Kinder riefen dazwiſchen:

„Aber wir wollen Nachmittag wieder auf den Markt, und Carouſſel fahren; wir wollen nicht früh nach Haus.“

Der Paſtor lachte darüber, wie über einen höchſt geiſtreichen Einfall, und bat Marianne:

„Geben Sie doch dem Leopold“ (dem großen Jungen) „ein Butterbrod vorab; er hatte freilich Allerlei in die Taſchen geſteckt, aber wir ſind denn doch auch zwei Stunden gefahren.“

„Komm nur mit in die Speiſekammer, Leopold.“

Ein Butterbrod ward ihm raſch verabreicht, während er die Vorräthe betrachtete, und vor einer Schüſſel mit Früchten ſtehen blieb.

„Davon will ich auch haben.“

„Jetzt nicht, heute Mittag kommen ſie auf den Tiſch.“

„Ja, iſt das auch gewiß? Sonſt nehme ich lieber gleich.“

„Ganz gewiß, jetzt ſetze Dich nur vor der Thür auf die Bank; wenn das Frühſtück fertig iſt, rufe ich Dich.“

„Ja, ich will's ſchon hören, wenn die Taſſen klappern.“

Paula und ich ſchnitten Berge von Butterbröden, Mathilde und Fanny holten zu ihrer großen Beluſtigung Kuchen aus der nächſten Bude, und Marianne kochte rüſtig Chocolade. Alles war in ſehr kurzer Zeit zu Stande gebracht und zierlich aufgeſtellt; Frau Kraus lächelte ſehr befriedigt, und das war uns große Genugthuung.

Nach dem Vertilgungskriege hieß es: „Jetzt auf den Markt!“

„Aber Sie gehen mit uns, liebe Doctorin, nicht wahr?“ fragte die Paſtorin, „ich hätte ſonſt keinen ruhigen Augenblick, und würde immer denken, nun ſteht die arme Frau in der Küche und müht ſich für uns ab. Nein, nein, gar keine Umſtände, das iſt das Rechte. Gehen Sie mit, ja?“

Frau Kraus brachte auch dies Opfer, forderte Fanny und Mathilde auf, mit zu gehen, und blickte Paula und mich freundlich bittend an. Wir nickten fröhlich; als ſie ihren Hut aufſetzte, flüſterte ſie Marianne zu:

„Ich muß Dir Alles überlaſſen, und bin ganz ruhig, ſorge nur, daß Alle ſatt werden.“

Als die Geſellſchaft fort war, ſchlugen wir die Hände lachend zuſammen, aber da war keine Zeit zu verlieren. Glücklicherweiſe ſollten wir zu Mittag Rindfleiſchſuppe haben, und als Folge das Fleiſch mit verſchiedenen Gemüſen, das war eine gute Grundlage.

Marianne ſagte: „Ich will mir ſchon helfen; zu der Suppe kommt dicker Reis, aber ich ſetze auch noch Klöße ein und koche eine ſüße Suppe daneben. Zu dem Fleiſch kommen größere Quantitäten Gemüſe, und ich kann auch Schinken aufſchneiden, aber wir müſſen ein drittes Gericht haben, ſonſt iſt der Paſtor nicht vergnügt, was ſoll das nur ſein?“

Wir nannten allerlei Unpraktiſches, da rief ſie:

„Ich weiß es! ich heize raſch den Ofen, Paula rührt Waſſerbälle an, und wenn ſie gebacken ſind, legen wir im Keller ein Tuch auf die Steine, und die Kuchen zu beſſerem Abkühlen darauf. Später ſchlage ich Rahmſchnee und wir füllen ſie damit, und haben wir nicht Sahne genug, nehmen wir Saft zu Hülfe.“

Dieſer Vorſchlag ward mit Jubel begrüßt, und nun ging es raſch an die vorhandene Arbeit, die ſo von Statten ging, daß wir ſo glücklich waren, auch den Tiſch noch decken zu können, bevor die Geſellſchaft heimkehrte.

Marianne gab ein ſchneeweißes aber nicht ſehr feines Gedeck heraus, Paula und ich wollten dagegen Proteſt einlegen, aber wir wurden abgewieſen. „Wozu? Jedes Kind macht wenigſtens drei, vier Flecke, der Paſtor pflegt ſein Glas Wein überzuſchütten oder umzuſtürzen, und zur Aufnahme dieſer Uebelthaten ein feines Gedeck? Nicht doch! Stellt Ihr nur Alles recht regelrecht und zierlich hin, und der Tiſch wird ſehr gut ausſehen.“

Das that er auch in Wahrheit und ſogar eine Blumenvaſe brachten wir noch zu Stande.

Die Kinder brachten ganze Laſten von Kuchen und Weißbrod zurück, und biſſen hier ein Eckchen und da ein Eckchen ab, obgleich die Mama es ihnen wiederholt unterſagte, mit dem Bemerken: „Ihr werdet bei Tiſche nichts eſſen können.“ „Ja doch! Ja doch!“ war die reſolute Antwort, welche darauf erfolgte. Wir hatten für das Kindermädchen mit gedeckt, denn das jüngſte Kind ließ ſich von dieſem nicht trennen, Alles fand Beifall wie es war. Gertrud und Ellie, ganz einfach gekleidet wie immer, ſahen durch ihr Benehmen und unbefangene Fröhlichkeit neben den Landkindern wie kleine Elfen aus. Dieſe boten in hellen, durch die Fahrt zerknitterten Kattunkleidern, mit ihren braunrothen, hageren, haarbewachſenen Aermchen, ihren Flachsköpfchen und ihren ganz hellen Augen keinen hübſchen Anblick dar, aber man ſah in gutmüthige Kindergeſichter.

Das Eſſen fand großen Beifall, und als die Kuchen erſchienen, folgte ein Ausruf des Entzückens dem anderen. Es war poſſierlich zu ſehen, wie die Kinder mit den gefüllten Waſſerbällen umgingen, ſie bekamen kleine Löffel als Aushülfe, aber das ging zu langſam, den Kuchen mit den Fingern beider Hände erfaßt und tapfer eingebiſſen, mochte daraus werden was da wollte; das geſchah denn auch, aber es war mehr ſcherzhaft als unappetitlich. Wir lachten von Herzen beluſtigt, und die Eltern lachten mit, nur das kleine Kindermädchen ſchien Anſtoß daran zu nehmen und ſchalt mit großer Autorität nach allen Seiten hin auf die Kinder. Nach dem Eſſen ſtürzte die kleine Schaar auf die erhandelten Vorräthe zu; ſich wieder daran zu erfreuen, das war ſehr natürlich, aber zu unſerem Erſtaunen biſſen ſie ſogleich wieder von allen Seiten ab. Jede Ecke ward ſorgfältig beſehen, und wenn eine Ungleichheit ſtattfand, ward ſie durch große Thätigkeit beſeitigt. Es war ein Anblick, der einen Geſunden krank machen konnte; der Paſtor ging im Zimmer auf und ab, blickte lächelnd auf uns, dann auf die Kinder, und dieſes Lächeln zu erwiedern, war für mich die ſchwerſte Arbeit des Tages.

Das Erſcheinen des Kaffees machte ein Ende, und nach demſelben gingen wir ſämmtlich auf den Markt. Der Paſtor ſagte ſehr vergnügt: „Jetzt will ich Ihnen ſagen, ich werde mir die Freiheit nehmen, das ganze Carouſſel auf eine halbe Stunde zu miethen, und damit kutſchieren wir ſämmtlich herum.“

Frau Kraus ſah aus wie ein Bauer, dem das Haus brennt, aber ihre reizende Gutherzigkeit ſiegte: „Gewiß, das wollen wir," entgegnete ſie freundlich, „für mich iſt eine ſolche Fahrt eine ganz neue Bekanntſchaft."

„Sehen Sie wohl! Ja, wir friſchen Leute vom Lande müſſen in die Stadt kommen, um den Städtern zu zeigen, was ſie für Spaß haben können. Jetzt nur beſchaut und eingekauft, ich beſorge das Carouſſel. Frau, vergiß bei den Kuchenbuden des Schulmeiſters Kinder und den lahmen Peter nicht."

„Vergiß Du nicht, daß Du für das Armenhaus Kaffee und Tabak einkaufen willſt."

„Oho! Ich bin Geſchäftsmann, das iſt eine andere Geſchichte."

Wir begegneten vielen Bekannten, die ſtillſtanden wo wir ſtanden oder den Umfang des Zuges benutzten, ſich mit anzuſchließen. Die Herren vom Schloſſe und der Lieutenant fehlten dabei nicht und verhehlten mühſam ihr Ergötzen über die Familie vom Lande. Mathilde iſt ſehr zurückhaltend ſeit der Erfahrung mit Werder, Fanny dagegen ſorgloſer wie je. Während wir darüber ſchwiegen, fand ſie für gut, die Herren von der bevorſtehenden Carouſſelfahrt zu unterrichten, was natürlich zur Folge hatte, daß dieſe entſchloſſen waren, einen ſo hübſchen Spaß nicht einzubüßen.

Nachdem wir vor allen möglichen Buden geſtanden, gekauft hatten und gepufft worden waren, erſchien der Paſtor in eilfertigſter Haſt.

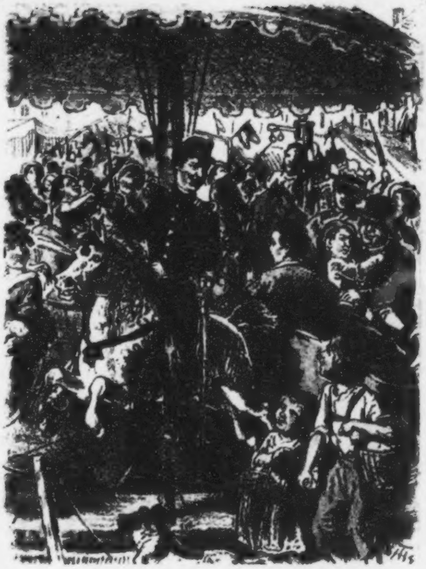
„Vorwärts, vorwärts, wenn ich bitten darf, es iſt keine Zeit zu verlieren. Der Handel hat mir Mühe gemacht, denn er iſt ganz gegen den Gebrauch, aber ich war der Herr von Anhalt und bekam meinen Willen. Kinder, habt Ihr Kuchen bekommen, habt Ihr auch Hunger?“

Frau Kraus, welche ihr Haus ſonſt nur verläßt, um ihren Garten oder die nächſten Anlagen zu beſuchen, hatte bis dahin nie ein Carouſſel in Fahrt geſehen, und erklärte an Ort und Stelle, daß ſie nicht mitfahren könne, aber mit Vergnügen Zuſchauerin ſein werde. Der gute Paſtor ließ ſich nur mit äußerſter Mühe und aus Mangel an Zeit davon abhalten, ihr einen Stuhl aus dem nächſten Hauſe zu holen. Endlich waren wir ſämmtlich untergebracht, nur ein Platz blieb unbeſetzt und da der Lieutenant ſich noch mit Fanny unterhielt, rief der Paſtor: „Mein Herr, dies iſt zeitweilig mein Fuhrwerk, erzeigen Sie mir die Ehre, mit einzuſteigen.“

Der Lieutenant ſprang bereitwillig auf ein Pferd, und ich glaube, ſeine Gefährten beneideten ihn, denn es war ein Scherz, über den ſich unzählige Menſchen mit uns beluſtigten. Alle Umſtehenden lachten oder lächelten auf die gutmüthigſte Weiſe. Der Jubel der Kinder und die gemüthliche Weiſe des Paſtors erregten ihre Theilnahme. Die kleinen Mädchen bemächtigten ſich unſerer Schirme und wenn Leopold mit ſeiner Lanze nach dem Ringe ſtieß, fuhren ſie in vorgebogener Haltung mit den Schirmen in die Luft. Die ganze Penſion kam nicht aus dem Lachen, und ſelten iſt mir eine halbe Stunde ſo raſch verfloſſen. — Einige Minuten vor der Zeit ließ der Paſtor anhalten: „So, einige Minuten gehen mit dem Ausſteigen hin, und ich will nicht mehr als mir zukommt.“ Mich durchdrang in dem Augenblick der Gedanke, wie man ein rechtliches Gemüth in den kleinſten Beziehungen erkennt. Der gute Paſtor nahm ſeinen Hut ab: „Meine Damen und mein Herr, Dank für die mir erwieſene Ehre.“

Frau Kraus ward jetzt mit großer Sorgfalt von ihm nach Hauſe geleitet, denn ſie ſei der Ruhe bedürftig, und er ſeiner vernachläſſigten Pfeife. Wir bekamen Erlaubniß, uns unter dem Schutz der Paſtorin ſo lange noch umzuſehen, als wir könnten und wollten. Die Herren hatten den Takt, ſich jetzt zurückzuziehen, und wir führten die Paſtorin hübſche Wege durch die Anlagen des Schloſſes, während Leopold ſich mit dem Kindermädchen und ſeinen kleinen Geſchwiſtern noch auf dem Markt umhertreiben durfte.

Als die Familie uns nach dem Thee verließ, fanden wir zu unſerem Erſtaunen, daß der Tag, den wir durchaus als ein der Nothwendigkeit dargebrachtes Opfer betrachtet hatten, ſehr gut vergangen war, ja beſſer vielleicht, als wenn wir ihn unſeren Beſtimmungen nach verbracht haben würden. Frau Kraus bemerkte lächelnd: „Jedesmal, wenn Rowald's vorfahren, überfällt mich ein leiſes Grauen. Das Ueberraſchende, die Kinder, die unvermeidliche Unruhe, Alles berührt mich ſtörend, und jedesmal, wenn ſie wieder fortfahren, fühle ich im innerſten Herzen, daß ich mit Menſchen zuſammen war, die beſſer ſind als ich. So gute brave Leute, und die Kinder, nicht ſehr fein, aber ſo ganz ohneBöswilligkeit und ſo von Herzen fröhlich. Trifft ein ſolcher Beſuch bei uns ein, und äußerlich höher ſtehende, gebildetere Perſonen ſind zugegen, wie peinlich gedrückt können wir uns



Das Karoussel.

fühlen, und o, wie armſelig kleinlich iſt das! Sollte ich jemals in tiefe Noth gerathen, dann klopfe ich ſicherlich nicht bei denen an, mit denen ſich angenehm leben läßt, und die mich mit Freundlichkeit überhäuften, ſondern bei ſo ſchlichten, braven Leuten als Rowald's ſind, denn die haben eine offene Thür im Hauſe wie im Herzen."

Darauf dankte Frau Kraus Fanny und Mathilden, daß ſie bei dem erſten Ausgange auf den Markt ſich ſo freundlich der Kinder angenommen, Erhandeltes mit hätten tragen helfen, und ſich ſo ſtandhaft der Neigung erwehrt, ſich über die Familie aufzuhalten. Mathilde entgegnete, ihre Erziehung wie ihr Umgang wäre auf einſeitige Baſis begründet worden, erſt durch den Verkehr mit Perſonen aus verſchiedenen Ständen werde man zu rechtem Nachdenken gebracht und darauf hingewieſen, bei jedem Menſchen zu ſchätzen, was zu ſchätzen ſei. Anfangs habe ſie nicht ohne Spott gelacht, aber die offene Einfachheit dieſer Leute habe ihr Achtung eingeflößt. „Ich bin," fügte ſie hinzu, „meiner innerlichen Natur nach hochmüthig und überhebend, aber ſchlecht bin ich nicht."

Frau Kraus umarmte Mathilde mit großer Herzlichkeit. „Wir haben," ſagte ſie, „einen Führer, der nie müde wird, uns, wenn wir vom Pfade abirren, wieder auf den rechten Weg zu leiten, wenn wir zu ihm aufſchauen und nach ihm umſchauen. Sein Sie ſtets ſeiner eingedenk in der Noth." Fanny ſagte gar nichts dazu, aber ich glaube, ſie dachte auch nichts.

Kein Brief noch von der Tante, die alſo doch zu überlegen ſcheint. Jetzt bereue ich, der Doctorin nicht von Anbeginn Alles geſagt zu haben, wenn aber Etwas mein Herz bedrückt, ſchweige ich gern darüber, ſo lange es geht. Mir iſt ſtets, als müſſe man den ſchwerſten Kampf erſt mit ſich ſelber beſtehen, ohne Austauſch von Worten und Anſichten. Was man muß, das muß man auch können. —

Frau Kraus hat gute Nachrichten über ihren Schwiegerſohn, das junge Paar lebt in herzlicher Eintracht, nur die Sehnſucht nach den Kindern trübt ihr Glück. Wahrſcheinlich werden ſie nach einem halben Jahre zurückkehren können. Eugenie ſchreibt, „dieſer Abſchnitt ihres Lebens habe ſie moraliſch gefördert und fördere ſie geiſtig durch den unausgeſetzten Verkehr mit ihrem Manne, der ſo reich gebildet ſei, und durch den ſie namentlich lerne, daß man umzuſchauen habe nach allen Richtungen, und nichts gering achten dürfe.“ —

Wie ſchwer wird es mir früh oder ſpät werden, mich von Gertrud zu trennen. Wir haben uns ſo lieb und ihr Anblick iſt für mich wie Sonnenſchein. — Ellie lebt nur für die Schweſter, für Lucie und Großmama, für uns Andere hat ſie niemals Zeit, ausgenommen für Marianne, wenn dieſe ihr ein Liedchen ſingt.

„Sie ſpricht und übt, was Gaſtlichkeit
Und feine Sitte ihr gebeut,
Doch fragt ſie nicht nach Stamm und Namen,
Das war die Sitte alter Zeit.
Ja, wenn auch Feinde zum Gaſtmahl kamen,
Sie reichten, wenn das Feſt zu Ende,
Zum Abſchied ungefragt die Hände.“

Paula zeigte heute Mathilden den kleinen Abſchnitt aus Scott’s „Fräulein vom See“, und dieſe nahm das Buch mit auf ihr Zimmer, um ihn abzuſchreiben.

Beim Kaffee kam das Geſpräch zufällig auf die Vorliebe wilder Völkerſchaften für brennende Farben. — Keiner dachte dabei an Marianne, bis dieſe halb zögernd ſagte: „In der Beziehung kann ich alſo eine und dieſelbe Neigung mit den Wilden nicht ableugnen.“ Es entſtand eine kleine Pauſe, aber Fanny trat unverzagt hervor: „Das kannſt Du nicht, Marianne, und vielleicht überbieteſt Du ſie noch durch die Maſſe von Farben, welche Du untereinander mengſt.“ Abermals eine Pauſe, nach welcher Marianne ſanft erwiederte: „Da mein ſchlechter Geſchmack mir ſo offenherzig vorgeworfen wird, und Keiner eine Lanze für mich bricht, muß ich wohl ſtreben, mir einen beſſeren anzueignen. Bei Vielem in der Welt ſieht man das Reſultat, aber nicht das Motiv, und dies will ich in dieſer Beziehung Dir klar zu machen ſuchen. — Ich war ein ſehr kränkliches Kind, und meine ſchönſte Jugendzeit verging bei angeſtrengtem Lernen, unter Entbehrungen mancherlei Art; jugendliche Feſte, jugendlichen Frohſinn lernte ich damals nicht kennen. Ich war niemals hübſch, und man fand es auch deshalb überflüſſig, mich der Welt zu zeigen, und doch brannte mein Herz darnach, dieſe kennen zu lernen. Es liegt in der menſchlichen Natur, Mängel zu ergänzen oder zu verdecken; ſo ziehen Perſonen, die keinen Garten beſitzen, mit großer Vorliebe Blumen in den Fenſtern, und erſcheinen ſich dadurch entſchädigt, obgleich ihre Armuth urſprünglich dieſelbe bleibt. Die einzige Putzſache, welche ich ab und zu erhielt, war ein buntes Band, das war meine Jugend, der ganze Schatz, der mir äußerlich geboten ward. Durch die große Freude, welche ich an dieſen Geſchenken hatte, wiederholten dieſelben ſich öfter, und man ließ mich nach Gefallen die Farben durcheinander werfen und wählen. — Ich kam mir fröhlicher vor, je bunter Alles war; das kann ein Weſen, welches nie entbehrte, ſich ſchwerlich denken, aber es giebt viele verſchiedene Schickſale. Daß ich ſpäter, als ich glücklich ward, als ich hierher kam, einen ſo ſchlechten Geſchmack beibehalten, trotz leiſer Abmahnungen, das werfe ich mir vor, und will es mir von jetzt an abgewöhnen.“

Frau Kraus war aufgeſtanden, ſcheinbar um ein Erforderniß für ihre Arbeit zu holen, ich glaube jedoch, um Thränen zu verbergen. Solch' ein armes, gequältes Menſchenherz, welches gezwungen wird, ſeine innerſten Empfindungen darzulegen! — Paula ſprang auf, küßte Marianne und ſagte lebhaft: „Mit allen Deinen Bändern bleibſt Du ewig, die Du biſt, die liebe, ſüße Marianne, die nur lebt, Anderen zu nützen und ihnen Freude zu bereiten. Meine, unſere Marianne!“

Wir Alle ſagten Mariannen Herzliches und Liebes; weshalb hatten wir ſie ſchon öfter verletzt? doch nur aus höchſt nutzloſer Reformſucht, aus jener Unduldſamkeit, die nichts gut heißt, als was ihr zuſagt. Arme Marianne, welche Kindheit und welche erſte Jugend, und wir ſind Alle ſo reich.

Alice Werder war hier, um zu bitten, ob wir Vier und Marianne nicht während dieſer letzten drei Wochen jeden Mittwoch und Sonnabend Nachmittag zu ihnen kommen dürften, um bei ihrer Ausſteuer für die Fremde nähen zu helfen. Jetzt, wo es Ernſt werde, fände ihre Mutter, daß noch Manches zu dieſem Behuf nothwendig ſei, woran ſie nicht gedacht hätten, und ſie wüßten, uns werde dieſes Helfen ein Spaß ſein. Frau Kraus gab ihre Einwilligung unter der Bedingung, daß an einem Nachmittage die Nähſtunden hier, am folgenden in der Pfarre ſein dürften, was freilich für Werders weniger bequem iſt, aber Alice hatte den guten Verſtand ſogleich beizuſtimmen.

Wir jubelten. Paula ſagte: „Ich ſtelle, die allgemeine Zuſtimmung vorausſetzend, auch eine Bedingung, nämlich die, daß wir mit Euch theilen dürfen, was Ihr habt, wenn Ihr ganz allein ſeid; denkt nicht daran, uns bewirthen zu wollen. Der Weg hin und zurück, das Beiſammenſein, das rege, fleißige Streben, wirklich eine Hülfe zu ſein, das ſind die Freuden, auf die wir Werth legen, das glaubt nur.“ Wir ſtimmten natürlich Alle bei, und Alice verſprach, ihr Möglichſtes thun zu wollen, aber das Durchführen werde ſchwer halten, denn Julius habe für den Fall des Gelingens ſchon inſtändig um Topfkuchen zum Thee, und um dieſen im

Freien gebeten, damit er ſeine Cigarren nachträglich rauchen dürfe. Wir ließen ihm ſagen, nur wer in Wirklichkeit Hülfe leiſte, dürfe Wünſche äußern, wer das nicht thue, habe ſich ruhig zu verhalten. — Immer fällt doch aus Himmelshöhen eine Freude auf uns herab; an dieſe dachten wir nicht entfernt, und wie hübſch wird es werden! — Erloffs und Bergfeldts, die kein Unterricht bindet, kommen an irgend einem beliebigen Tage der Woche zu demſelben Zwecke.

Wir äußerten gegen Alice, daß wir Erloffs lange nicht geſehen, und ſie, nicht von ihnen dazu aufgefordert, auch nicht beſucht hätten. Sie entgegnete, zwei von den Söhnen ſollten noch im Auslande Studien machen, die Einnahme des Vaters ſei jedoch nicht groß, und deshalb zögen ſie ſich mehr und mehr zurück, um der Gaſtlichkeit etwas zu wehren, die ſich in dieſem angenehmen Hauſe von ſelber mache. Man wiſſe kaum, was dort mehr anziehe, die wunderbar reizende Lage des Forſthauſes, die Menſchen darinnen, oder der unbeſchreibliche Zauber lieblicher Gemüthlichkeit, der über das Ganze verbreitet ſei. Es heiße, Lottchen Erloff ſei verlobt, aber es ſolle noch nicht bekannt werden, und auch für deren Ausſteuer wollten die Eltern ſparen. Ferner ſage man, der älteſte Erloff habe eine Neigung für Bertha Bergfeldt, die aber inſofern nicht gut geheißen werde, als Beide Nichts beſäßen, und der junge Mann noch ohne Ausſicht für ſein Fortkommen ſei, und deshalb beſonders ſolle er fort.

Wir hören hier im Hauſe höchſt ſelten von dem, was die Welt ſagt und klatſcht, und alle dieſe Neuigkeiten flutheten wie ein Strom auf uns ein. Welche Veränderungen werden in dem engen Kreiſe binnen Kurzem eintreten und höchſt wahrſcheinlich werde ich auch fortgehen. Lauter größere und kleinere Lücken doch; man ſagt wohl, daß nichts in der Welt Beſtand habe, und ſo jung ich bin, habe ich das ſchon vielfältig erfahren.

„Schmerzen ſind die Rückſeiten des höchſten Glücks,
Und mit ſtarkem Herzen muß man ſie feſthalten.“

Der Tante Brief iſt endlich angelangt; ſie nimmt mein Anerbieten an und ich gehe. Nimmer werde ich die Stunde vergeſſen, in welcher ich Frau Kraus dieſe Mittheilung machte; ſie hatte mir bis jetzt Güte bewieſen, in dieſem Augenblicke zeigte ſie mir Liebe. Sie ſchien erſtaunt, daß ich bis dahin geſchwiegen habe, aber ſagte kein mißbilligendes Wort darüber; ſie iſt ſo billig, ein Unrecht liegt nicht darin, und man ſoll doch gewiß die eigenthümliche Richtung jedes Gemüths mit in Anſchlag bringen. — Jetzt legte ich dieſer gütigen Frau meine ganze Vergangenheit vor Augen, und auch, was die nächſte Zukunft mir muthmaßlich bringen werde. Sie ließ mich ruhig ausſprechen, das thun ſo wenig Menſchen, und ging nachdenklich und mild auf Alles ein. Gemeinplätze, mich zu tröſten, hatte ſie nicht, ihr klarer Verſtand verwirft, was nicht innerlich wirkſam ſein kann. — „Dein Schweigen“, ſagte ſie, „deutet auf Feſtigkeit, Dein Anerbieten desgleichen, aber die Art und Weiſe der Ausführung Deines Vorſatzes entſcheidet über den Werth oder

Unwerth Deines Opfers. Mein theures Kind, wie wenig Menſchen halten, was ſie zuſagen; das bedenke und täuſche Dich nicht über die Schwierigkeit der Erfüllung, täuſche Dich in keiner Weiſe, denke nicht, daß Deine Lage vom Augenblicke der Rückkehr an viel angenehmer ſein werde, als ſie dies bisher war. Das wird nicht der Fall ſein, Keiner kann Dir helfen, als nur Du allein, falls nicht Dein oder der Tante Geſchick durch irgend eine Fügung, die ſich nicht vorherſehen läßt, eine Umgeſtaltung erfährt. Bleibt Alles, wie es war und iſt, dann zähle einzig auf Dich, wenn Du es beſſer haben willſt. — Blicke um Dich in der Welt, und Du wirſt bis in die kleinſten Verhältniſſe hinein finden, überall wird mehr verſprochen als gehalten. Die Tochter erbittet von ihrer Mutter nicht ohne Schwierigkeit die Erlaubniß, an irgend einem Vergnügen außerhalb des Hauſes theilnehmen zu dürfen, und als ſie die Gewährung erlangt, regt ſich der beſſere Sinn in ihrem Herzen und ſie ſagt demüthig: „Iſt es Dir auch unlieb, daß ich gehe? Sage es mir aufrichtig und ich bleibe gern, ich kann nicht froh ſein, wenn Du mich mißbilligſt.“ „Nein, nein, geh' nur, ich habe es ganz gern, es macht mir Freude, wenn Du gehſt.“ Jene genießt jetzt freudig ihr Glück, aber ſchon nach einer Stunde gewahrt ſie die Wolke auf ihrer Mutter Stirn, und fühlt an der Kälte des Abſchiedes, wie es mit dem Gernſehen beſchaffen ſei. Sie geht, aber die Freude ihres Herzens iſt welk und todt geworden. Ich habe auch erlebt, daß ein ſolches, von der Tochter angebotenes Verzichtleiſten angenommen ward, aber ſah auch, wie wenig es damit Ernſt geweſen ſein mußte. Die Annahme traf gleich einem elektriſchen Schlage, ſie kam ſichtlich ganz unerwartet und nach ſehr kurzem Kampfe ward die Täuſchung durch Thränenſtröme bekundet. So ſteht es um die Zuſagen der Welt. Wenn Du heimkehrſt, meine liebe Liesbeth, wirſt Du das Leben Deiner Tante entweder erheitern oder verkümmern, eine dritte Alternative giebt es nicht. — Laſſe Dein ehrliches Herz nimmer vergeſſen, daß Du angeboten haſt, was nicht begehrt ward..

Wahrhaft freut es mich, daß Du ſo gern hier biſt, ſo ungern ſcheideſt, aber Eines gehört zum Anderen. Ein Herzensſchmerz, der unſere Seele ohne Gewiſſensvorwurf trifft, der uns im Gegentheil an treue Pflichterfüllung mahnt, iſt ein Schatz, den wir nicht verſchleudern ſollen. Die leiſe Wehmuth, welche ein Gemüth durchzieht, kann dies zugleich in reichſter Weiſe veredeln; wir lernen die Gegenwart erkennen, wenn wir bedenken, was die Vergangenheit uns bot, und wie wir damit umgegangen ſind. Jede Zeit hat ihr Gutes wie ihr Schlimmes. Und nun, vor Einem warne ich Dich, meine Liesbeth, glaube nicht, daß Du Deine Aufgabe gelöſt haſt, wenn Du zwar einhäuſig, aber ſtill und ſtumm mit Deiner Arbeit neben Deiner Tante ſitzeſt, ohne ſie theilnehmen zu laſſen an Vergangenem, was Du erlebteſt, ohne dem Tage eine heitere Seite abzugewinnen, ohne ihr vorzuleſen. Die Jugend könnte häufig das eintönige Leben des Alters reich machen, aber ſie thut das ſelten, zum Theil aus Unverſtand nicht.

Nachdem ich Dir ſo viel Ernſtes ſagte, meine Liesbeth, will ich Dir zum Schluß auch Fröhliches ſagen. Die Abreiſe ſteht ſo nahe bevor, und ich möchte gern ſo Manches, was den Unterricht betrifft, beſſer mit Dir abſchließen, Dich auf Vieles noch aufmerkſam machen. Bitte Deine Tante in meinem Namen, ob Du nicht den Octobermonat noch bei uns bleiben darfſt. Für die Penſion macht das keinen Unterſchied, Du biſt für dieſe Zeit mein lieber Gaſt. Der October iſt für mich ein ſo ſchöner Monat, mit ſeiner noch warmen Luft, mit ſeinem bläulichen Duft, der die Fernen verhüllt, mit ſeinen prächtigen Früchten, die ſich dem roth, braungoldigen Farbenſchmuck anſchließen, der mich ſtets wie ein Zauber berührt. Hier iſt faſt jedes Haus mit Wein umrankt; ſchöne Sorten, die früh reifen; Du liebſt Früchte ſo ſehr und ſollſt reichlich davon bekommen und auch mitnehmen. Iſt das ein guter Vorſchlag?“ —

O, wie dankbar war ich und wie liebevoll ward dieſer Dank entgegengenommen! — Das war eine ſchöne Stunde, und es giebt doch Augenblicke, wo man fühlt, daß man nicht die ganz gewöhnliche graubraune Raupe, daß man der Schmetterling iſt, der ſich daraus entwickelt. Aber das Leben des Schmetterlings iſt ein kurzes.

Ein Brief an die Tante iſt geſchrieben; in der Penſion wiſſen ſie, daß ich fortgehe, aber der eine Monat, der in Ausſicht ſteht, tröſtet; ja tröſtet, denn Alle haben mich lieb, wie ich ſie.

„Zwar leugne ich nicht, daß Frauen häufig klatſchen. Aber wo ſolches ſtattfindet, wird ſtets nachzuweiſen ſein, daß Männer ihre Mitſchuldige ſind, häufig ſelbſt ihre Verleiter.“

Aufzeichnen werde ich nicht viel mehr können, denn die Zeit muß ausgekauft werden mit nützlicheren Dingen. An jedem Morgen vor dem Frühſtück habe ich jetzt eine Privatſtunde bei Frau Kraus oder bei Marianne; wie es ſich fügt. Meine Aufſätze und Excerpte dienen dabei als Grundlage; manches wird mir anſchaulicher gemacht, manches beſſer eingeprägt durch die ſorgfältigere Prüfung deſſen, was ich begriffen, was ich behalten habe. Jede ſolche Stunde macht mich reicher, das fühle ich. Ich hätte doch fleißiger hier ſein müſſen, aber ich hatte meiner Anſicht nach ſo viel Zeit noch zur Verfügung. Meine liebe Mutter ſagte ſo oft: „Benutze den Augenblick den Du haſt; auf den der nachfolgt, iſt nicht zu bauen.“

Geſtern war der erſte Nähverein, wir wurden mit Jubel empfangen und in das Gartenzimmer geführt, wo alle eingerichteten Näthereien in ſchönſter Ordnung ausgelegt waren, Hemden, Schnupftücher, Morgenhäubchen und Kämmmäntel, denn Friſirmäntel klänge zu anſpruchsvoll. Jede konnte wählen, was ſie anzufertigen wünſchte; Paula und ich wählten jede ein Hemd, weil wir dachten, daß dieſe Arbeit für Fanny und Mathilde zu ſolide ſein würde. Beide haben vielleicht noch nie ein Hemd genäht und werden es vielleicht auch niemals thun. Bevor wir begannen, erſchien der Kaffee und ward an der ſchmalen Seite eines langen Tiſches aufgeſtellt. Auf der Mitte des Tiſches ſtand ein Arbeitskorb mit allem möglichen Arbeitsbedarf, und die Näthereien waren ringsum und zur Seite ausgelegt. Wir nahmen Platz auf den rings um den Tiſch geſtellten Stühlen, als plötzlich das Hereintragen eines enormen Plattenkuchens Zetergeſchrei veranlaßte.

„Das ſei gegen die Abrede, und Rebellion gegen beſchworene Statuten.“

Das Erſcheinen Julius Cäſar's ſtillte den Tumult einigermaßen, wir ließen ihn wenigſtens allmählich zu Worte kommen, und als dies ermöglicht war, erklärte er ſehr ruhig: „Hoffentlich dürfe er annehmen, daß wir ihm die Ehre erzeigen würden, Kaffee und Kuchen von ihm anzunehmen, denn für Beides ſei er der Wirth. Es ſei ihm mitgetheilt, daß man in dieſem Kreiſe nur Zutritt erlangen könne, wenn man Handarbeit verrichte, nähen und ſtricken könne er nicht, aber Kaffee bereiten, das konne er, und werde es uns praktiſch beweiſen. Seine Mama habe ihm dieſen Spaß geſtattet, und er ſei wie ein tugendhafter Schulbube früher aufgeſtanden und habe den ganzen Morgen angeſtrengt gearbeitet, um ſich dieſen ſchönen Stunden ohne Gewiſſensbiſſe hingeben zu können. Wenn wir unſer Tagewerk beginnen wollten, werde er ſeinerſeits die Arbeit des Kaffeemachens beſchaffen.“

Heiterkeit und Lachen antworteten ihm, und leiſe Zweifel, wie der Kaffee ausfallen werde, die er mit ruhiger Zuverſicht unbeantwortet ließ. Nun begann der Bienenſchwarm ſich zu entfalten, jede wählte, jede nahm von dem was vorlag Mathilde ein Mäntelchen, Fanny eine Morgenhaube.

Nachdem dieſer Akt beſeitigt war, begann die Arbeit, nicht aber, ohne daß mancher Seitenblick auf Herrn Julius ſiel, der ruhig ſeine Aufgabe löſ'te und nebenbei einen Theil des Kuchens zerſchnitt, drei Taſſen und einen Teller mit Kuchen auf ein Kaffeebrett ſtellte, ſeiner Eltern und Hermanns in der Weiſe gedenkend.

Endlich war der große Augenblick da; wir lechzten darnach, ſeine Zuverſicht demüthigen zu können, aber glänzender Beifall war das entgegengeſetzte Reſultat unſerer kritiſchen Prüfung. Kaffee und Kuchen waren vortrefflich, und ſo gute Dinge erhöhten natürlich den Frohſinn. Nachdem der Kaffee beſeitigt war, fragte Werder, ob es uns angenehm ſein würde, wenn er uns aus dem „Fräulein vom See" vorleſe, denn, wenn auch dieſe Poeſie Einigen unter uns bekannt ſein werde, könne doch eine Wiederholung ſchwerlich Ueberdruß erregen. Der Vorſchlag ward einſtimmig angenommen und der junge Mann ging das Buch zu holen.

Als die Thür ſich hinter ihm ſchloß, bemerkte Alice: „Julius iſt ſtets im Stande, Anderen einen kleinen Scherz bereiten zu können; wir haben einen reichen Onkel, der ſeine Taſchen niemals leer läßt und ihn ſehr verzieht."

Paula antwortete ruhig: „Das würde ich an des Onkels Stelle auch thun."

Großes Erſtaunen, Aller Blicke waren auf Paula gerichtet. Dieſe lachte: „Iſt dieſe Bemerkung etwas Beſonderes? Weshalb ſollte ich, wenn ich ein alter reicher Onkel wäre, einen liebenswürdigen Neffen nicht bevorzugen?"

„Du würdeſt alſo Julius den Vorzug vor Hermann geben?“

„Gewiß; Julius hat Eigenſchaften, die mir zuſagen, er iſt heiter, natürlich und ſehr gutmüthig, und wenn die Damen zugeben, daß er dieſe Eigenſchaften beibehalten darf, wird er, jung und alt, ein angenehmer Menſch ſein. Aber er wird ſchon verwöhnt werden, und werden wie Andere.“

Alice war ſehr pikirt: „Ja, wenn Alle dächten wie Du, aber die Mehrzahl wird ſich wohl immer für meinen Bruder Hermann entſcheiden, der ſo hervorragende Eigenſchaften des Geiſtes beſitzt, und ſo viel hübſcher iſt als Julius.“

„Das finde ich durchaus nicht; Julius ſieht gut aus und achtet kaum darauf; Hermann beſitzt dieſen Vorzug gleichfalls, aber er ſchätzt ihn und überſchätzt ihn vielleicht.“

Jetzt war es aus; Alice ward dunkelroth und hatte keine Antwort, und ich verlor ſcheinbar meine Nähnadel, um etwas Aufruhr anderer Art unter die Verſammlung zu bringen. Als Julius eintrat, fand ich die Nadel wieder. Er lieſ't ſehr gut, und die hübſche Vorleſung würde uns noch mehr erfreut haben, wäre der kleine Sturm derſelben nicht vorangegangen. Dieſer laſtete noch gleich Gewitterſchwüle, bei der man ungewiß bleibt, ob es mit dem Wetter vorbei ſei oder ob noch nachträgliche Ausbrüche zu erwarten ſeien. Wir bemerkten wohl Alle, daß Alice mit dem Zurückdrängen von Thränen kämpfte. —

Julius hatte zugeſagt, eine Stunde vorleſen zu wollen; als dieſe verfloſſen war, ſchloß er das Buch und ſagte lächelnd: „So, jetzt gehe ich, damit der kleine Kaffeeklatſch ſein Recht behält.“

„O, den haben wir ſchon abgemacht.“

„Schade, daß ich nicht dabei war! Magda, verrathe Du es mir, was war denn?“

„Es betraf Dich.“

„Mich? Ich armes Opfer! War es ſehr ſchlimm?“

„Ja, ich weiß nicht, ob Du das ſchlimm nennſt; Paula —“

„Aber Magda!“ riefen wir faſt ſämmtlich, Julius verbeugte ſich gegen Paula und war mit einem Satz aus dem Zimmer. Paula lachte herzlich: „Ich war völlig unbeſorgt,“ ſagte ſie, „Julius hat zu viel geſunden Menſchenverſtand, um mich mißverſtehen zu können, und ich will es noch ärger machen und hinzufügen, wie ich überzeugt bin, daß er mich in derſelben Weiſe gern hat wie ich ihn. Alice, wie konnte meine Aeußerung Dich kränken, ſind doch beide Deine Brüder.“

Jetzt brachen Alicen's Thränen unaufhaltſam hervor. „Beide,“ entgegnete ſie, „aber der Eine — und Du weißt ſehr gut, was Du damit thateſt und was Du mir damit genommen haſt.“

„Dir, das gebe ich zu, aber auch nur Dir, das glaube mir feſt. Ich wußte, was ich that und wollte es thun, aber ich habe Dich von Herzen lieb.“

Paula's hingeſtreckte Hand ward angenommen, ein Blick ſtummer Verſtändigung, und äußerlich war Alles abgethan, nur das Vergeſſen iſt ſo leicht nicht beſeitigt. Mathilde hatte während der Unterhaltung ſtumm auf ihre Arbeit geſehen, aber es war mir, als ſie wieder aufſah, als ſei ſie bläſſer als gewöhnlich. —

Wir waren ſehr fleißig und daß mein Fortgehen zur Sprache kam, trug ſehr dazu bei, den kleinen Mißklang zu verwiſchen. Es ward viel darüber geſprochen, und mit einer Freundſchaft für mich, die mich tief rührte. Verdiente ich nur all' das Gute, was mir ſo freundlich nachgeſagt ward! — Hinnehmen und verdienen — dazwiſchen liegt eine weite Kluft. — Bis kurz vor dem Thee wichen wir nicht von unſerer Arbeit; dann eilten wir in den Garten hinab, und nahmen ſchleunigſt einige Laufſpiele vor, um, wie es hieß, unſeren Gliedern ihre Elaſticität wieder zu geben.

Der Thee verſammelte alle Mitglieder des Hauſes; Hermann Werder ſah aus, als ob er unſichtbarer Zuhörer des über ihn Geſagten geweſen ſei; ſehr hübſch, aber ernſt und ruhig.

Nachdem die Paſtorin erfahren, daß ich nur ſehr kurz noch bleiben werde, ließen ſie und der Paſtor ſich weitläuftig darüber aus, wie ſehr eine Hemmung meiner weiteren Ausbildung zu beklagen ſei.

Hermann machte keine Bemerkung darüber, ſondern fragte nur mit einem unbeſchreiblich ſeelenvollen Blick auf Paula: „Aber Sie bleiben doch?“

Hätte er mir Aehnliches geſagt, mit dem Ton und dem Blick, ich wäre doch für Augenblicke ſchwach geweſen, und es hätte meine Seele durchzittert. —

Paula's Wangen überflog ein flüchtiges Roth, aber ſie entgegnete ſehr ruhig: „Ja, ich bleibe.“

Alice wendete den Kopf ab, und mit einer Bewegung, als ob ſie wenigſtens denke: „Undankbare!“ —

Später beim Nachhauſegehen bemerkte Fanny:

„So hübſch wird es am Mittwoch bei uns nicht ſein; es iſt doch ein Anderes, wenn Herren mit dabei ſind, und wenn es auch nur ein älterer Mann iſt, anders iſt es doch. Die ganze Unterhaltung bekommt einen Charakter dadurch, entweder muß man lachen und jung ſein, oder ſich verwundern, daß ein alter Mann noch ein Thor ſein kann, oder man bekommt erweiterte Anſichten, oder Grund, ſich über Unwiſſenheit zu ſchämen, zu thun findet man ſtets.“

Wir lachten: „Nicht alle dieſe Beſchäftigungen ſind fördernder Natur, das mußt Du auch bedenken, und Dich tröſten, wenn Du mit uns vorlieb nehmen mußt.“

Im Ganzen gaben wir ihr darin Recht, daß eine gemiſchte Geſellſchaft, nicht allein aus Damen beſtehend, größeres Intereſſe rege macht. —

Ach, Helene, meine Armen und Kranken! — mein nenne ich ſie, weil ich Ihnen doch etwas ſein konnte und durfte. Wie bald, wie bald iſt es damit zu Ende. Sie wiſſen, daß ich gehe, und es thut ihnen leid. Geben — der Klang dieſes Wortes iſt Manchen ſo unbequem, ſie hören ſo unwillig darauf, und doch giebt es nichts Schöneres in der Welt, als geben zu können. —

Für alles Thatſächliche bin ich nur die Ueberbringerin, aber doch, wie viel bleibt mir zu geben übrig: Zeit, Theilnahme, Geduld, Ueberwindung deſſen, was mir nicht angenehm iſt.

Frau Kraus citirte geſtern einen Ausſpruch Göthe's, deſſen man häufig gedenken ſollte:

„Glaub' nur, daß Großes Du gethan,
Wenn Dir Geduld gewöhneſt an."

Geduld iſt etwas Großes, das fühle ich oft, wenn ich anhören muß, was ich unzählige Mal ſchon vernahm, und ganz mit derſelben Weitläuftigkeit, ganz mit denſelben Worten, wie auswendig gelernt. Dabei ruhig und freundlich zu bleiben, iſt nicht leicht, aber es ſind gute Stunden für die Armen und Kranken, wenn ſie ihren Jammer klagen, ihr Schickſal beklagen und der Vergangenheit gedenken können. Sie athmen ſichtlich auf, wenn das geſchehen iſt, und hat man ihnen nichts Beſſeres zu geben, muß man ihnen wenigſtens dieſe Erleichterung gönnen, ſo viel man kann.

Als ich meiner lieben kranken Frau ſagte, daß ich bald ſcheiden werde, blickte ſie mich beſtürzt an, und ſah dann ſtill vor ſich hin. Ich ſtrich ſanft über ihre Hand und ſagte:

„Ich muß gehen, aber Paula kommt dann zu Ihnen, und vertritt meine Stelle."

Sie ſchüttelte leiſe den Kopf:

„Sie liebe ich; mein liebes Fräulein, laſſen Sie ſich von mir ſagen, wie groß, wie unergründlich groß der Reichthum dieſer Erde iſt. Wenn man alt, arm und krank iſt, allein ſteht in der Welt, und ſo verſorgt iſt, daß man ſich eben, eben vor Mangel geſchützt ſieht, da überdenkt man wohl ſeine Lage, und denkt, daß man nun nichts weiter zu hoffen und nichts mehr zu verlieren habe, Alles ſei erfüllt. So habe ich Jahrelang gelebt, dankbar gegen Gott und Menſchen, nicht freudig, aber ruhig; da hörte die Doctorin Kraus von mir, beſuchte mich ab und zu, und ſchickte dann ſpäter ihre kleinen lieben Boten. — Sie haben mir viel gegeben, mein liebes Kind, ſchon durch Ihr liebes Geſicht voll Frieden und Ruhe. Wie wohlthuend, wenn man in einem jugendlichen Geſichte keine Leidenſchaft, keine Stürme, keine unbefriedigten Wünſche, kein ungeſtümes Verlangen ſieht. Wer inneren Frieden hat, giebt Anderen viel damit, auch ohne Worte, wer ihn nicht hat, raubt ihnen viel, denn man wird dadurch zurückgetrieben auf die eigene verwirrte Lebensbahn. — Ich dachte, ich habe nichts Weiteres zu hoffen, und ward plötzlich ſo reich durch Sie. Vielleicht, und wohl gewiß, war ich nicht dankbar genug, weil Sie mir wieder genommen werden. Sein Sie nicht betrübt, ſondern freuen ſich, wenn Sie hören, daß ich geſtorben ſei, denn ich hoffe demuthsvoll auf die Gnade meines Herrn und Heilands. Sie denken von mir zu ſcheiden, vielleicht bin ich bis zu der Zeit geſchieden, denn meine Lebenskräfte nehmen auffallend ab. Wie dem ſein möge, ich will mich Ihrer freuen, ſo lange ich Sie habe.“

Für welche Opfer wären dieſe Worte nicht Erſatz geweſen, aber ich bringe dieſer lieben Frau gar keine. Aeußerlich ſtehe ich, den Weltverhältniſſen nach, über ihr, aber mein Bewußtſein weiſt ihr eine ganz andere Stellung an. — Meine andere Kranke, die wunderliche Seherin aus Buſch und Baum, war nicht erſtaunt über meine Mittheilung;

ſie habe ſchon ſeit lange Unheimliches aus dem Holzgetäfel, und draußen durch die Zweige hervor blicken ſehen. Lange höhnende Geſichter mit langen Thierohren, oder abſchreckende Menſchenköpfe mit ſcharfen durchbohrenden Augen: „und daneben, Fräulein,“ fuhr ſie fort, „kleine Kindergeſichtchen oder Engelsköpfe vielleicht, daneben und dazwiſchen, ſo daß man gar nicht verſteht, wie die zuſammen kommen.“

„Die ſollen wohl das Gute bedeuten, welches im Leben das Böſe ausgleicht.“

„Ja, Fräulein, da haben Sie Recht; Sie haben etwas gelernt; wenn man das hat, kann man Alles auslegen. Das will ich nicht vergeſſen.“

Wie anders war dieſer Beſuch, aber ſolche Abweichungen geben zu denken, und ich ging ganz befriedigt fort, durch die Zuſicherung der Alten, daß ſie mich immer gern gehabt habe. Das will ich ſo gern hören, überall, wo ich hier bekannt geworden bin; das ſoll das unvergeßliche Gedenken ſein, welches ich von hier mit hinwegnehme.

Paula fragte mich heute: „Was dachteſt Du zu der Scene mit Alice? Ich wollte mich ein Mal zu irgend welcher Zeit entſchieden ausſprechen, aber dergleichen kommt ja ſtets anders, als man dachte und wollte. Vielleicht war ich rauh, aber Rauheit iſt oft ganz geſund, wo Zartheit nicht aufzuklären vermag. — Ich will nicht, daß Werder denken ſoll, Fräulein Paula ſitze hier und ſchmachte nach ihm, während er in der Welt umher fliegt, und ihrer, höchſtens, mit dem Lächeln befriedigter Eitelkeit gedenkt. Aber welche Augen hat er! gegen den Einfluß derſelben muß man ſich mit

Entſchloſſenheit wehren, ſonſt geht es nicht; wenn ich aber Jemand innerlich nicht ſehr hoch ſtelle, kann ich das auch. Wie glücklich kann gewiß ein ſolcher Blick machen, wenn er aus einem treuen Herzen kommt, wo das nicht der Fall iſt, habe ich nur Geringachtung dafür.“

Ich ſtimmte ihr völlig bei, bemerkte jedoch, ich würde Alles nicht ſo haben ſagen können.

Sie lachte: „Ach, was man kann, weiß man nie im Voraus; wo Einer dem Andern gegenüber ſteht, wo es ſich handelt um das eigene Glück, um die eigene Ruhe, da lernt man, was man vermag, und auch, was man darf, obgleich da das richtige Maaß zu halten ſchwer iſt. Meine Schweſter Thereſe ſagte ein Mal: „Jedesmal, wenn ich mich in Geſellſchaft befunden habe, komme ich mit einem Gewiſſensvorwurfe nach Hauſe, der ſich erſt ganz leiſe regt; dann halte ich ihn nieder und er läßt es geſchehen. Später denke ich: Was war es denn eigentlich? War es der Mühe werth?“ So gefragt, tritt der Vorwurf dreiſt, immer dreiſter hervor, und es endigt damit, daß ich die Wahrheit erkenne, das Vorgefallene mit innerer Unzufriedenheit büße, oder ſtill, mit meinen Thränen begraben, und mit kindiſchem Unverſtande denke: Wärſt Du nur zu Haus geblieben, was willſt Du in der Welt.“

„Was bereuſt Du denn ſo?“ fragte ich erſtaunt.

„O, Tauſenderlei, ein Gefühl von Neid, ein Einſtimmen in Klatſchereien, das Bemühen, mich im günſtigſten Lichte zu zeigen, ein paſſives Verhalten, wo ein actives beſſer geweſen wäre, kurz, das läßt ſich nicht ſagen, das muß man erleben. Dazu kommen dann die Dummheiten, welche man begeht; das nutzloſe Darlegen von Unwiſſenheit und Mangel an Verſtändniß. Glaubſt Du, daß es mir angenehm iſt, wenn man über mich lächelt oder lacht? Ach, die Leichtigkeitsmenſchen, die ſolche Scrupel nicht aufkommen laſſen, und fröhlich in den Tag hinein leben, wie beneide ich ſie! Es iſt doch ſo echt philiſterhaft, Alles überlegen und Alles bedenken."

Meine Mutter, welche gegenwärtig war, ſagte:

„Spätere Jahre machen aus den leichten, heiteren Menſchen Philiſter, und zu der Zeit werden ſie vielleicht bereuen, daß das Hänschen es dem Hans nicht erleichtert hat, mit Nachdenken durch die Welt zu kommen. Uebertreibe Dein Ueberdenken nicht, mein liebes Kind, aber verwirf es eben ſo wenig. Wir ſind ſtets ſehr bereit, uns Vieles zu Gute zu halten, aber Andere denken nicht ſo nachſichtig, theils auch deshalb nicht, weil ſie durch unſere Mängel zu leiden haben."

„Thereſe würde an meiner Stelle jetzt viel zu überlegen haben, aber das ſchenke ich mir bei dieſer Gelegenheit. Thereſe hat eigentlich Recht, und wie oft habe ich empfunden, was ſie ausgeſprochen hat."

„Schweig', leid', meid' und vertrag'.
Dein' Noth allein Gott klag'.
An Gott ja nicht verzag',
Dein Glück kommt alle Tag'.“

Heute war ich bei meiner lieben kranken Frau, und nachdem ich ihr einen Pſalm vorgeleſen, fragte ich: ob ſie wohl im Stande ſein werde, mir ein paar Worte als Gedenken in mein Album einzuſchreiben. Sie verneinte das, bat aber, ich möge hineinſchreiben, was ſie mir dictiren werde, und ſie wolle dann ihren Namen darunterſetzen. Sie ſagte mir darauf den obenſtehenden Spruch, und ſchrieb ihren Namen mühſam, aber leſerlich ein.

„Mein liebes Kind,“ ſagte ſie dann, „vergeſſen Sie nimmer den Schluß: Dein Glück kommt alle Tag'.“

„Das thut es, ja, das thut es; aber das iſt eben, was in dunkler Zeit dem Menſchen am unwahrſcheinlichſten iſt. Wo ſoll Glück herkommen?“

„Sie haben keine Ahnung davon, daß das Glück ſchon da iſt, daß Sie es haben, oder doch erlangen, durch den feſten Glauben, Gott werde ihnen helfen, es komme, wie es wolle. Wenn nicht anders, ſo durch die Ergebung, welche ſie erringen. Gott anrufen in der Noth, und mit allen Kräften thun, was man ſelber vermag, das ſind Stützen, die nimmer zu Schanden werden laſſen. Wenn es einſt für Sie dunkle Stunden geben ſollte, ach, und ich darf kaum wünſchen, Sie möchten ganz verſchont bleiben, dann gedenken Sie Luthers kräftiger Verheißung: Dein Glück kommt alle Tag'.“

O, Helene, was muß ich hingeben mit dem bald Nimmerwiederkehren in dies kleine einfache Stübchen, wo ich mich in eine Welt verſenken kann, die doch den Jahren nach noch nicht die meinige iſt, in eine Welt voll Ernſt und Nachſinnen. Gehe ich dann von hier in den hellen Sonnenſchein hinaus, bin ich wieder jung und ſorglos, aber in einem Raume meines Herzens ſteht der Name dieſer guten Frau feſt eingeſchrieben, und ich werde ihn finden, ſo oft ich ihn dort aufſuchen will.

Die guten Paſtors haben einen Korb voll ſchöner Geſchenke für den Haushalt geſchickt: vier geſchlachtete Hühner, ein Stück Butter, ein großes Stück Käſe, eine Flaſche mit Rahm, ſehr ſchönen Blumenkohl, Gurken und frühreife Birnen. Welch' ein Spaß war es, das Alles auszupacken, was ſo einladend ausſah. Wir bekamen Alle von den Birnen, aber als die Reihe an Chriſtian kam, wehrte er mit der Hand ab, und verlangte mit lebhaften Geſten eine Gurke. Fanny gab ihm aus Scherz eine, als er ſich jedoch mit ſeinen kleinen Zähnen hinein gearbeitet, ſchlug er ihr zum Dank mit ſeiner kleinen Fauſt in's Geſicht. Weil es ſo lächerlich war, und Fanny ihn ſchützend in ihre Arme ſchloß, ging es unbeachtet hin.

Der Paſtor hat einen Brief dazu geſchrieben, eben ſo gut, wie er iſt, worin er auch ſagt: „Nur nicht gedacht, Paſtors wollen einen Erſatz bieten für das, was ſie bei uns empfangen haben; das iſt doch recht unnöthig! O, nur das nicht gedacht! Wir ſind ſo glücklich bei Ihnen geweſen und möchten Ihnen ſo gern eine ganz kleine Freude bereiten; iſt das unzart, iſt es zudringlich? Ich ſage einfach, es iſt recht und natürlich. Meine Frau tritt ſehr prahleriſch als Hausfrau auf mit Erzeugniſſen ihrer Hühnerzucht und ihrer Milchwirthſchaft; ich dagegen komme nicht im ſchwarzen Rock, ſondern im grünen, als Gärtner, mir Ihren Beifall zu erbitten, bitte jedoch noch mehr, laſſen Sie mich dieſen in meiner Amtskleidung in anderer Weiſe erringen, und bringen Sie ſämmtlich, Groß und Klein, noch in dieſem Monat einen Sonntag bei uns zu, und laſſen ſich von dem Dorfprediger verkünden, was ſein Mund bekennt und ſein Glaube beſtätigt.“

Die Einladung erregte unendlichen Jubel, aber Frau Kraus ſchüttelte den Kopf dazu: „Nein, nein, jetzt geht das nicht, das erfordert zu viel Zeit und — zu viel Geld. Wir bedürften zwei Wagen, und mit dieſer nicht kleinen Ausgabe wären alle kleinen Ausflüge in die nähere Umgegend abgeſchnitten, z. B. nach der Waſſermühle, nach dem Herrenberge und anderen hübſchen Orten mehr. Zudem würde der Tag allein durch die ſechs Kinder ſo ſtürmiſch werden, daß der darauf folgende wohl als Lerntag ziemlich ausfallen und nur Katzenjammer bringen würde; und Liesbeth namentlich muß die Zeit, welche ihr noch bleibt, ernſtlich benutzen. Widrigenfalls könnte es ihr ergehen, wie einer jungen Dame, welche die Haushaltungsführung hatte erlernen ſollen und mit ſchwachen Kenntniſſen ausgerüſtet, heimkehrte. Man ſagte ſcherzweiſe von ihr, ſie könne nur einen Pudding bereiten, und der koſte vierhundert Mark. Von Liesbeth würde es dann wohl heißen, ſie habe einen kurzen, nicht ſehr benutzten Spaziergang durch Geſchichte, Geographie und Küche gemacht, der ſo und ſo viel koſte. Das wird ſie ſelber nicht wollen."

„Das wollen wir Alle nicht!" war der fröhliche Ausruf, „wir können hier auch vergnügt ſein und ſind es jeden Tag miteinander."

In dieſen Tagen gingen Bürger hier von Haus zu Haus, um für eine Dorfſchaft zu ſammeln, welche durch eine Feuersbrunſt zwölf Häuſer und faſt die ſämmtliche Habe der Bewohner verloren hat. Wir gaben Alle je nach unſeren Geldkräften, Mathilde ſehr reichlich, denn ſie hat unter Marianne's practiſcher Leitung ſehr gut gelernt mit Geld umzugehen, und giebt für Putz faſt nichts mehr aus. Wie glücklich ſah ſie aus, als ſie ihren Beitrag gab.

Frau Kraus gab beſonders Leinenzeug, Bettlaken, grobe Handtücher u. ſ. w. und auch einzelne Stücke Bettzeug. — Nachdem die Herren gegangen waren, ſaß ſie eine Weile ſtumm und nachſinnend da und ſagte endlich: „Wie wunderlich geht doch Alles in der Welt zu? Wie lange ſchon hätte ich Menſchen durch Alles beglücken können, was ich heute bereitwillig weggegeben habe. — Wie oft bin ich bisher um ein Betttuch gebeten worden, um ein Hemd und dergleichen, und habe, wohl bewegt durch die Noth, aber doch mit feſter innerer Ueberzeugung geſagt: „Nein, meine liebe Frau, das habe ich wirklich nicht." Immer iſt es mir erſchienen, als müſſe ich wohl mildthätig und barmherzig ſein, aber auch, als dürfe ich nicht weggeben, was im Hausſtande, wenn auch nur für kurze Zeit, noch zu benutzen ſei. Heute war ich gleich entſchloſſen, wohl denkend, es ſei nicht vernünftig, aber doch es thuend. Solche Gewalt liegt in der mit Oeffentlichkeit dargelegten Noth. Wo Viele geben und zu einem feſten Zwecke, wird meiſtens Hülfe nicht ausbleiben, aber wo ein armer Menſch im Verborgenen ſeufzt und, wo er endlich bittet, keine Gewährung findet, oder als unbeſcheiden abgewieſen wird, da iſt die größere, tiefere, aber nicht ſo zum Geben reizende Noth. — Jede Bitte kann man nicht gewähren, das iſt gewiß, das würde unverſtändig ſein, aber man kann ernſtlicher, mitleidsvoller nachdenken, nicht bequem ſein und, bevor man ganz verſagt, ſich den ganzen Wuſt faſt verbrauchter, oder ſchon aufgegebener Sachen vor Augen legen und dann geben, was davon in irgend welcher Weiſe nützen könne. Manchmal habe ich ſo gegeben, und wenn es ein Laken war, was ich zu anderen Zwecken gab, ſpäter freudig ſagen hören: „Ach und das Laken, das iſt noch ganz zurecht geflickt und liegt auf dem Bette.“ Was ich heute gab, wird ſo große Freude nicht erregen, und auch die meinige iſt ſo ergreifend nicht; ich habe eine Pflicht erfüllt, das iſt Alles und ich that es gern. Hätte ich getheilt zwiſchen den Abgebrannten und den Armen hier, das wäre richtiger geweſen, menſchlich beſſer. Es hätte dann vielleicht geheißen: „Die Doctorin hat nicht viel gegeben!“ aber darüber hätte ich mich tröſten können. Die Sache iſt, es iſt ſo bequem im Ganzen zu geben, ohne weitere Erkundigung und Nachfrage, man iſt mitleidig geweſen, und das iſt genug; das iſt genug, und doch ſitze ich hier und mache mir ſeufzend Vorwürfe. Laſſen Sie ſich durch mein Beiſpiel belehren; geben

Sie am häufigſten, wo es mühſam iſt, wo es in Stille vorgeht, und Sie werden das rechte Theil erwählt haben."

„Da, wo wir lieben, iſt Vaterland."

Ja, Du meine liebſte Helene, hier hatte ich ein Heim gefunden; jetzt iſt es aus damit, ich kehre zurück in die eigentliche Heimath; Gott wolle mich gnädig geleiten und meine Vorſätze zur That werden laſſen. Von Allen, Allen habe ich herzlichen Abſchied genommen. Marianne, Mathilde, Fanny, Paula und die kleine ſüße Gertrud begleiten mich bis zur Hälfte des Weges, Mathilde und Fanny bezahlen für Paula und Gertrud mit, Marianne hat mich immer bis ſo weit geleiten ſollen. Schreiben konnte ich in letzter Zeit nicht mehr; ich bin noch ſehr fleißig, ſehr froh und auch innig betrübt geweſen. Werders reiſten gegen Ausgang September, auch Hermann, der ſein Examen glänzend beſtanden hat.

Einen kleinen Anſtoß hatte Paula's Offenheit doch gegeben, Alice ſchied freundlich, aber ohne Herzlichkeit, und ſo iſt es vielleicht ganz heilſam, daß jetzt eine Trennung erfolgt iſt. Die Doctorin Bergfeldt nennt es eine kurze Trennung, „denn", bemerkte ſie lächelnd, „Werders ſind ſo ſehr durch die hieſigen Verhältniſſe und eine nachſichtige Mutter verwöhnt, daß ſie ſich ſchwerlich in einer veränderten Lage werden zurecht finden und dem ihnen nicht zuſagenden Willen Anderer werden fügen können. Das iſt nicht ſo leicht, und der erſte Ausflug aus dem elterlichen Hauſe iſt ſelten ein gedeihlicher. Daß meine Tochter dort im Hauſe verwöhnt werden wird, befürchte ich nicht; die Paſtorin iſt eine ſehr gute Frau, aber Mütter, welche ihre eigenen Töchter verziehen, haben meiſtens ein helles Auge für die Fehler von anderer Leute Kindern.“

Der Sohn iſt hier in den Ferien, ich habe ihn verſchiedentlich geſehen. Bei unſerem Ausflug nach der Waſſermühle fanden wir ihn dort mit Emma und Eliſabeth. Frau Kraus lud ſie ein, ſich uns anzuſchließen, und wir hatten einen allerliebſten Abend voll Fröhlichkeit, voll Anerkennung der wunderhübſchen Natur um uns her. Wie dankbar war ich! — Geſtern nahm ich Abſchied von Bergfeldt's, es ſind ſo gute Menſchen, und daß das die Hauptſache iſt, ſehe ich immer mehr ein. Emma ſagte mir: „Curd iſt nicht zu Hauſe, der ſieht Dich nun nicht mehr; das wird ihm wehe thun, aber in der Hauptſache iſt es daſſelbe; er wird Dich nicht vergeſſen. Liesbeth, Jahre werden noch vergehen, aber wenn er ſein Examen beſtanden und einen Wirkungskreis hat, dann, wenn Du noch frei biſt, ſtoße ihn nicht zurück. Eine Antwort will ich jetzt nicht.“

Damit ſchob ſie mich bei den Schultern aus der Thür, was auch das Richtige war, denn was hätte ich antworten ſollen. —

Als ich es Paula ſagte, erwiederte ſie: „Es iſt wunderbar, daß Schweſtern ihre Brüder ſo häufig Romane ſpielen laſſen, an welche dieſe gar nicht, oder doch im Ernſt nicht denken. Daraus ſind ſchon oft beklagenswerthe Täuſchungen entſprungen. Curd iſt ein angenehmer und, ich denke, ein guter Menſch, und wenn er einſt als Herr Doctor auftritt, wird es mich freuen, wenn Du die Frau Doctorin wirſt. Bis dahin aber ſchlage es Dir nur ganz aus dem Sinn.“

Ich lud ſie ein, mich für den Fall gleich zu beſuchen, und verſprach ihr goldene Berge. Wir lachten und ſcherzten wie Kinder, in der glückſeligen Ausſicht, uns einſt wieder haben zu können.

Einige Stunden ſpäter. Mein ganzes Eigenthum iſt gepackt, es iſt öde um mich her; o, wie viele Thränen in meinem Herzen, aber weinen kann ich nicht. Lebewohl, Helene, Alles, was ich hier niederſchrieb, iſt für Dich; ich packe es jetzt ein und die Doctorin ſchickt es Dir.

Deine Liesbeth.

Berlin, Druck von Ferdinand Reichardt u. Comp. (R. Morgitzky).
Neue Friedrichsſtraße 24